Ernst von Houwalds

sämmtliche Werke.

Erster Band.

Ernst von Houwalds

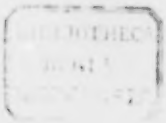
sämmtliche Werke.

Erster Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1851.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

	Seite
Das Leben des Dichters	1
Die Arrestant. Ein tragisches Weib in einem Akt	1
Die Spielkameraden. Lustspiel in zwei Aufzügen	23
Die Heimkehr. Trauerspiel in einem Akt	53
Seinem Schicksal kann Niemand entgehen. Ein Schwank	85
Das Bild. Trauerspiel in fünf Aufzügen	115
Der Teufelsturm. Ein Trauerspiel in zwei Akten	171

Das Leben des Dichters.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald wurde am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz geboren. Sein Vater war Präsident des Landgerichts, einer nach damaliger Verfassung in der Niederlausitz bestehenden Urtheilsspruchbehörde und Besitzer der Standesherrschaft Straupitz, welche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Familie von Houwald gehört. Ihr Ahnherr, Christoph von Houwald, der sich seiner Zeit glorreich als schwedischer Oberst unter Gustav Adolph und später als polnischer General den Lorbeer des Krieges gewann, wie nachmals sein Urenkel gleichen Namens die Palme der Poesie, erkaufte im Jahre 1656 diese Standesherrschaft, die seitdem das Stammerbe der Freiherren von Houwald geblieben ist. Und hier, in dem alterthümlichen Schlosse, umrauscht von dem romantischen Spreewalde, erblühte dem Dichter ein inniges Jugendstillleben, welches er später als eine seiner liebsten Erinnerungen poetisch feierte, so daß dessen wehmüthiges Echo in vielen Klängen seiner Lyra nachtönt. Ein treues Bild seiner Heimath und seines Vaterhauses entrollt Houwald in dem Vorworte zu der ersten Ausgabe seiner beiden Dramen: „der Leuchtthurm“ und „die Heimkehr,“ welche der Dichter seinen vier Geschwistern, als „den Gespielen sel'ger Zeit“ widmete:

„Wohl trägt durch unbegrenzte Räume
Die Phantasie des Dichters Blick,
Doch führen tausend süße Träume
Ihn in sein Jugendland zurück,
Wo unter dicht belaubten Wipfeln
Die Spreea eine Bahn sich fand,
Und mit den gothisch hohen Gipfeln
Das alte Schloß am Ufer stand.“

Die Stille ist es, in welcher sich nach dem Ausspruche Goethe's das Talent bildet, und die beschauliche Stille des so romantisch gelegenen väterlichen Schlosses, worin unser Dichter aufwuchs, ein Nachbar und Vertrauter des pittoresken Spreewaldes, erscheint um so mehr als die eigentliche Pflanzschule von Henwalts poetischem Talente, da viele seiner späteren Schilderungen der offenbare Nachglanz jener frühesten Jugendeindrücke sind. So spricht in dem Drama: „der Leuchtthurm" des Wächters Tochter, eine der lieblichsten Gestalten des Dichters, wie wenn sie in dem „alten Schloß am Ufer" groß geworden wäre:

„Sieh am Strand der kalten Wogen,
Nicht auf stiller Blumenflur,
Hast dein Kind du groß gezogen.
Mit dem Schrecken der Natur
Machtest du mich früh vertraut,
Und bei Sturm und Fluthgewühle,
Wo es andern Herzen graut,
Hab' ich fröhlich zugeschaut,
Denn das Meer war mein Gespiele!"

Auch ist der Spreewald, mit seiner Naturpracht und der frischen Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, zur Heimath eines Dichters wie geschaffen. In seiner Undurchdringlichkeit einst der letzte Zufluchtsort der alten Sorbenwenden, deren Abkömmlinge heute noch in fremdartiger Gesittung, Landestracht und Sprache dort hausen, erstreckt sich der tiefe Urwald sieben Meilen in die Länge und zwei in die Breite, nördlich und südwestlich von der Stadt Lübben. Mehr als dreihundert Arme der Spree durchströmen ihn und setzen ihn im Frühjahre, wenn der Eisbruch die Fluth höher auftreibt, oft ganz unter Wasser, so daß die sieben Fischerdörfer des Spreewaldes zusammen eine Art ländlichen Venedigs bilden, im Sommer nur auf Kähnen und im Winter auf dem Eise zugänglich. Daher hat jeder Ansiedler sein Fahrzeug, auf dem er in der Woche an die Arbeit und Sonntags zur Kirche fährt. Auf Kähnen wird die Ernte heimgebracht; auf Kähnen werden auch die Todten zu Grabe geschifft und der Anblick eines solchen wendischen Leichenzuges zu Wasser ist ganz geeignet, die Phantasie des befremdeten Zuschauers in die Vorzeit zu entrücken, deren wie durch Zauberei erhaltene Ueberreste man hier vor sich zu sehen glaubt, Ueberreste slavischer Einwanderer, die weder durch die Tünche der Cultur, noch durch die Einmischung der Deutschen ihre frischen, charakteristischen Naturfarben verloren haben.

Hier nun, in der romantischen Waldeinsamkeit des väterlichen Schlosses,

bei dem geheimnißvollen Rauschen und Raunen freier Naturgeister und in Anschauung eines urthümlich derben Menschenschlages, der treu bei der angestammten Sitte und Sprache beharrte, hier feierte das poetische Talent Heuwalds seinen ersten Durchbruch. Er dichtete kleine Lieder und wagte sich, ein kaum dreizehnjähriger Knabe, an ein großes fünfaktiges Trauerspiel: „der Tod des schwedischen Generals Lilienhöck," zu dem ihm Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges den begeisternden Stoff lieferte. — Durch Privatlehrer sorgfältig unterrichtet, blieb er bis in sein fünfzehntes Jahr in dem väterlichen Schlosse, dem Feenpalaste seiner poetischen Kindheit, aus dem er 1793 zum erstenmale auf längere Zeit schied, um das Pädagogium in Halle zu beziehen.

„Dieser Anstalt," schreibt Heuwald selbst in seinen nachgelassenen Papieren, „und ihrem würdigen Vorsteher, dem Kanzler Niemeyer, verdanke ich hauptsächlich, was ich an Bildung besitzen mag."

Auch ist Heuwald mit Niemeyer bis zu dessen Tode in freundlichem Briefwechsel geblieben, und wie der Dichter immer voll dankbarer Erinnerung an seinen ehemaligen Erzieher schrieb, so zeigte der ehrwürdige Pädagog noch im hohen Alter das lebhafteste Interesse für die poetischen Gaben seines ehemaligen Zöglings.

„Ihr Bild," heißt es in einem der zahlreichen Briefe Niemeyers an Heuwald, „Ihr Bild im Manuscript zu erhalten, und wär's nur auf acht Tage, würde mich sehr erfreuen. So erhielt ich einst den Wallenstein von Schiller selbst, eh' er gedruckt war. Alte Liebe rostet nicht. Ich hänge noch, wenn gleich 65 Jahre alt, mit warmer Liebe an den Musen. Wer könnte diesen Holden untreu werden!" —

In einem andern Briefe aus dem Jahre 1821 schreibt Niemeyer an Heuwald: „Ostern war ich in Berlin. Ich hoffte etwas von Ihnen zu sehen. Aber es ward mir nicht so gut. Der König gab mir aber doch bei der Tafel Gelegenheit, recht viel von Ihnen zu sprechen. Er sprach ja selbst so achtungsvoll von Ihnen — nicht bloß, wie er sagte, als einem guten Dichter, sondern auch einem braven Manne."

Wer erkennt nicht an diesem charakteristischen Worte, das Niemeyer mittheilt, den gegen sich streng, gegen andere mildgerechten König Friedrich Wilhelm III., wie sein würdiger Biograph Eylert ihn in seiner hohen Einfachheit dargestellt hat.

Auf dem Pädagogium in Halle knüpfte Heuwald das Band seiner Freundschaft mit Wilhelm Contessa, welches die beiden Dichter für das ganze Leben verbrüderte und nur durch den Tod des Einen, Contessa's, zerrissen werden konnte. Ein Zimmer umschloß die jungen Freunde, so

lange sie Zöglinge des Pädagogiums waren, mit Literatur und Musik bildeten den gemeinsamen Inhalt ihrer Freistunden.

„Schon hier auf der Schule — schreibt Heuwald — offenbarte sich an Contessa ein bedeutendes dramatisches Talent. Man hatte nämlich eine Sprüchwörtergesellschaft errichtet, die sich in zwei Parteien theilte: zum Direktor der einen war Contessa, zum Direktor der andern war ich erwählt worden. Beide Abtheilungen traten wechselweise auf einem kleinen von einem Mitgliede der Gesellschaft selbst gemalten Theater an den Sonntagen Nachmittags auf. Durch Vorbereitungen und durch Auswendiglernen der Rollen wurde dem ernsten Studium keine Zeit entzogen, denn immer nur erst am Tage der Vorstellung selbst trug der Direktor die Fabel des aufzuführenden Stückes in Form einer Erzählung vor. Dann wurden die Rollen vertheilt und auf der Stelle die Vorstellung aus dem Stegreife begonnen. Contessa führte mit seiner Gesellschaft fast ausschließlich Lustspiele auf, ich mit der meinigen hingegen ernstere Dramen, wohl gar Trauerspiele. Die erstern zogen jedoch zu meinem Leidwesen das junge Publikum bei weitem mehr an, zumal da sie Contessa's eigenes Spiel würzte, in welchem sich ein eminentes Talent zur Komik hervorthat. Er hatte Iffland gesehen und wußte ihn vortrefflich nachzuahmen, besaß auch eine große Gewandtheit im Extemporiren dergestalt daß nicht allein die Zuschauer, sondern auch selbst die Mitspielenden oft so davon überrascht wurden, daß sich alle unwiderstehlich dem Lachen hingaben, und minutenlang das Spiel ganz aufhören mußte, während Contessa hierbei keine Miene verzog und niemals aus seiner Rolle fiel. Wie er sich nun hier schon ausschließlich zum Lustspiele hinneigte, so konnte er auch eine geheime Freude daran nicht verbergen, wenn die Trauerspiele, welche ich mit meiner Gesellschaft aufzuführen bemüht war, durch irgend ein komisches Mißlingen in Lachen endigten. Ich erinnere mich eines solchen Vorfalls, den wir späterhin oft mit einander noch belacht haben, wie höchst unglücklich er mich auch damals machte."

„Ich hatte Schillers „Räuber" gelesen — tief davon ergriffen, beschloß ich, am nächsten Sonntag Nachmittag ein ähnliches Stück mit meiner Gesellschaft aufzuführen, und gedachte schon im voraus mit Begeisterung an die Stunde, in welcher ich in der dem Karl Moor ähnlichen Rolle auftreten und das kleine, leicht zu erregende Publikum erschüttern und mit mir fortreißen wollte. Die Rolle des unglücklichen alten Vaters war einem jungen Russen, von Schafenjkh zugefallen, der zwar manche äußere Gewandtheit besaß, jedoch der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig war, weßhalb denn seine Klagen, die er über die

Härte des ältesten und den Verlust des jüngeren Sohnes in gebrochenem Deutsch ausstieß, an sich viel Komisches hatten und in Contessa längst den Reiz zum Lachen erregten. Der erste Akt hielt sich jedoch und endigte ziemlich glücklich; ich glaubte nun schon des besten Erfolges gewiß zu seyn, denn im zweiten Akte wollte ich mit meinen Räubern auftreten und Alles in Erstaunen setzen. Doch es war anders beschlossen. Bei dem Schlusse des ersten Aktes war nämlich die Vesperstunde eingetreten und der Vorhang war kaum gefallen, als meine Gesellschaft ihr Vesperbrod zu verzehren eilte. Der Appetit war bei Manchem so stark, daß eine Butterschnitte nicht zureichen wollte, und so geschah es denn, daß unter andern auch ein junger Grieche, mit Namen Gyra, ein gewanderter liebenswürdiger Knabe, der die Rolle eines Pagen übernommen hatte, sich eine zweite Auflage des Vesperbrodes und zwar eine mit Pflaumenmus stark geschmierte Brodschnitte verschafft hatte. Dem Publikum aber, welches schon während des ersten Aktes gevespert haben mochte, dauerte die Pause zu lange, es wurde unruhig, und ich, der ich in meiner Begeisterung nicht das Geringste genossen hatte, ich selbst sehnte mit gleicher Ungeduld den zweiten Akt herbei und gab, da ich meine Gesellschaft für völlig gesättigt hielt, das Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges. Dieß aber überraschte den armen Gyra, der seine schöne Musschnitte kaum erst angebissen hatte, nicht wenig, er mußte sich ihrer entäußern, weil der zweite Akt mit der Meldung einer Schreckensnachricht begann, die der Page dem unglücklichen Vater von seinem verlorenen Sohne hinterbringen sollte. Gyra legte sein Musbrod in der Eile auf einen nahe stehenden Stuhl, wo es wegen der dunkelfarbigen Stuhlkappe und der überdieß dürftigen Beleuchtung des Theaters nicht eben zu unterscheiden war, und brachte jene Trauerpost. Der Vater gerieth aufs Neue in Verzweiflung, er rang die Hände; seine Kniee zitterten, er sank an dem vorhängnißvollen Stuhle nieder und wollte sich mit den gefalteten Händen darauf stützen. Allein wie vom Blitz getroffen sprang er wieder auf, er war in den Pflaumenmus gerathen und die Musschnitte klebte ihm fest an den gefalteten Händen. Mit einem russischen Fluche schleuderte er sie fort und hielt die schwarzen Mussinger weit ausgespreitet von sich. Länger konnte sich Contessa nicht halten; er stürzte mit verstellter ernstkomischer Theilnahme auf die Bühne, legte den erschrockenen Vater an seine Brust, beklagte ihn wegen dieses neuen, ganz unerhörten Unglücks und trocknete ihm abwechselnd mit seinem Taschentuche die Thränen von den Wangen und den Mus von den Fingern. Natürlich war mit dieser Scene das Trauerspiel zu Ende."

„Die schöne Zeit unserer Schuljahre ging fast unmerklich in das

Studentenleben über, zumal da wir fortwährend die Vergünstigung genossen, das Haus des Kanzlers Niemeyer besuchen zu dürfen. — Unsere Abende brachten wir gewöhnlich in Gesellschaft befreundeter Studenten zu, wo wir uns mit poetischen Versuchen oder mit der Lösung anderer wissenschaftlicher Aufgaben beschäftigten; griffen wohl auch zu unsern Instrumenten und spielten die damals neuen Quartette von Pleyl, Hoffmeister, Mozart und Haydn, oder wir führten auch größere Sachen auf, je nachdem sie besetzt werden konnten. Wenn dann der Abend völlig eingebrochen war, so begaben wir uns mit unsern Instrumenten oft auf die Straße hinaus, zogen langsam in den bewohntesten Theilen der Stadt umher und führten die herrlichsten Musikstücke auf. Die Gesellschaft bestand gewöhnlich aus zwölf bis sechzehn Personen, von denen mehrere ausgezeichnete Fertigkeit auf ihren Instrumenten besaßen. Zogen wir an einem Hause vorüber, an welches einer oder der andere aus unserer Gesellschaft durch ein besonders süßes Interesse geknüpft wurde, so verweilten wir wohl einige Minuten und ließen den eben angefangenen rauschenden Tanz in eine Serenade oder in ein Adagio übergehen, oder wir spielten, indem wir an die Wohnung einer sogenannten unausstehlichen Familie kamen, plötzlich ein Biersiedlerstückchen auf. Wenn dann die Mitternacht nahte, sagten wir uns stille gute Nacht und gingen fröhlich nach Hause, manche mit einem vollen, seligen Herzen."

Als den eigentlichen Stifter dieses Freundschaftsbundes darf man ohne Zweifel den sanften, vertrauensvoll entgegenkommenden Howald betrachten, da es Contessa bei seiner Verschlossenheit fast unmöglich war, zuerst die Hand zu bieten, und sich so froh und unbedingt hinzugeben, als es ein jugendliches Herz verlangt. Es war daher nicht leicht, sich ihm zu nähern, zumal da Contessa's Witz und seine Ironie oft wieder von ihm entfernten und er aus einem übergroßen Hange zur Bequemlichkeit Manches unterließ, was ein inniges Verhältniß fördern konnte. Contessa's Vater, einer der reichsten und angesehensten Kaufleute zu Hirschberg in Schlesien, pflegte die Künste und Wissenschaften in seinem Hause, hielt es gastfrei den Reisenden und Künstlern offen, sah häufig Gesellschaft und veranstaltete wöchentlich musikalische Unterhaltungen.

„In einem solchen Vaterhause," sagt Howald, „wo ihm überdieß eine sehr uneingeschränkte Freiheit zugestanden wurde, lernte Contessa zeitig das Leben mit seinen höhern Genüssen kennen und gelangte früh schon zu einer gewissen Reife des Geistes und großartigen Gesinnung, zumal da sein um zehn Jahre älterer Bruder, der eben von seinen Reisen aus England, Frankreich und Spanien zurückgekommen war, ihn als

seinen Freund und Vertrauten betrachtete und ihn so zu sich hinaufzog. Wie er nun hierdurch zu einer seinem Alter in jeder Hinsicht vorgreifenden Männlichkeit und Reife gelangte, so verwandelte sich aber auch das der Jugend sonst so eigene hingebende Vertrauen zeitig schon in eine vorsichtigere Zurückgezogenheit und der frohe, unbedingte Glaube an den Menschen machte der Lust am Zweifel Raum, was, trotz der ihm eigenen großen Gutmüthigkeit, dennoch immer ein Grundzug seines Charakters geblieben ist.

Eingedenk dieser Zeit, als Heuwald Zögling des Pädageginms war und sich mit Contessa für immer zusammenfand, schrieb Niemeyer, gerade an seinem sechsundsechzigsten Geburtstage, nach dem Erscheinen des Trauerspiels: „das Bild," dem Dichter:

„Ich denke heut, mein theurer und geehrter Freund, besonders lebhaft an meine lieben vormaligen Zöglinge, die mir so manchesmal den Tag anstimmten, daß er nicht enden soll, ohne einem der werthesten und würdigsten Andenken und Liebe erneuert zu haben. — Mir und dem ganzen Kreise meines Hauses haben Sie (durch die Mittheilung des „Bildes") große Freude bereitet; auch hat es an Thränenopfern nicht gefehlt. Erst las ich — begierig, also etwas flüchtig — das Ganze, ganz in der Stille auf meinem Sitz. Es that mir wohl. Aber der größere Eindruck kam mir doch erst das zweitemal, als ich es an zwei Abenden vorlas, abbrechend, wo man am gespanntesten war und trotz aller Bitten von Groß und Klein nichts verrathend. Ungemein habe ich mich des Ganzen gefreut und bin recht stolz beim Lesen und Wiederlesen vieler Stellen darauf geworden, daß Sie mit unser waren, so wenig Antheil ich mir auch selbst zuschreiben kann, daß sich Ihr Genius so herrlich entwickelt hat. Zwei Dichter und Dramatiker auf einer Stube — das beweist doch etwas vom Musenhauch, der uns hier umweht." — Auch öffentlich hat Niemeyer seines ehemaligen Zöglings würdigend gedacht in seinen „Beobachtungen auf Reisen," wo der, noch in höherm Alter alles Schöne lebhaft erfassende, große Pädageg seine Verwunderung ausspricht, daß ein so reicher Stoff, als die Verurtheilung und Hinrichtung der, einer neuen Geliebten gepferten Anna Boleyn darbiete, so wenig Bearbeiter gefunden. Niemeyer äußert dabei den Wunsch: „Möchte der geist- und gemüthreiche Dichter der Heimkehr, des Bildes, des Leuchtthurms, möchte Ernst von Heuwald die Aufgabe lösen. Ich denke, sie wäre seines Talentes nicht unwürdig. Der Jüngling hörte früherhin gern auf die Stimme seines Erziehers. Vielleicht ist auch dem Manne der Aufruf des Freundes nicht gleichgültig!"

Contessa verließ das Pädagogium ein Jahr früher als Howald und bezog die Universität in Erlangen; kehrte aber von dort nach Halle zurück, als Howald hier 1799 vom Pädagogium zur Universität überging, um Kameralwissenschaften zu studiren, und die Freunde wohnten nun wieder unzertrennlich in einem Hause, bis sie Beide 1802 Halle verließen: Contessa, um sich nach Weimar zu wenden, und Howald, um in seine Heimath zurück zu kehren. Er hatte, während er in Halle studirte, seinen Vater durch den Tod verloren und kaufte von dem ererbten Vermögen ein Landgut, welches er selbst bewirthschaftete. Die Stände der Niederlausitz erwählten ihn zum Landesdeputirten, und „dieser Beruf," heißt es in den eigenen Aufzeichnungen des Dichters, „die Bewirthschaftung meines Gutes und fortgesetztes Selbststudium, vorzüglich im Gebiete der Literatur, füllten meine Zeit aus. Ich dichtete manches, was ich jedoch nur unter fremdem Namen in einigen Zeitschriften abdrucken ließ."

Eine der ersten poetischen Spuren Howalds in der Oeffentlichkeit ist das Gedicht: „Elisa in der Neujahrsnacht," womit Karl Spazier den Jahrgang 1805 der von ihm gestifteten eleganten Zeitung einweihte. Spazier bittet den Dichter in einem 1804 geschriebenen Briefe um anderweitige Beiträge, indem er bemerkt: „Ich stelle mir vor, daß ein Mann wie Sie dem Leben viel abgewonnen hat; denn eine so schöne Melancholie, als in jenem Gedichte ausgegossen ist, pflegt nur das Product des regsamen Geistes und Herzens zu seyn."

Die darauf folgenden, von dem Sturme des Krieges durchschütterten Lebensstufen des Dichters stellen sich am treuesten in der Schilderung dar, wie er selbst sie zu Papiere gebracht hat.

„In dem verhängnißvollen Jahre 1806," schreibt Howald, „verheirathete ich mich mit der hinterlassenen einzigen Tochter des Oberamtsregierungsraths von Haberkorn, die mir das Gut Sellendorf zubrachte. Wie auch diese Ehe mein häusliches Glück begründete, dennoch konnte sie nicht manchen drückenden Einfluß äußerer Verhältnisse abwehren. Frankreichs Anmaßungen und die von ihm unaufhörlich geforderten großen Aufopferungen setzten den Werth alles Grundeigenthums tief herab; wir blickten mit Sorge in die ungewisse, keinen Frieden verheißende Zukunft."

„Das Schicksal der französischen Armee in Rußland verschlimmerte für den Augenblick unsere Lage. Der Kriegsschauplatz ward in unsere Gegend verlegt; die Ereignisse bei Luckau verheerten die Umgegend; drückende Einquartierungen und Lieferungen und endlich die Viehseuche, die auch mir fast meinen ganzen Viehstand raubte, vernichteten die letzte Hoffnung, meinen Wohlstand zu retten."

„Doch die Schlacht bei Leipzig entschied Deutschlands Schicksal. Jeder Redliche vergaß die eigenen Sorgen und reichte mit Begeisterung die Hand zum Gelingen des großen Zweckes. — Mit dem Eintritt des provisorischen russischen Gouvernements durfte auch Sachsen endlich an dem Kampfe Theil nehmen, die ersehnte Landesbewaffnung begann allenthalben; um sie zu beschleunigen, theilte man das Königreich in Distrikte und ernannte für jeden derselben einen Distriktscommissarius, welcher die schnelle Organisation der Landwehr dort in Ausführung bringen mußte. Mir wurde dieses ehrenvolle Geschäft in einem, fünf Meilen von meinem Wohnsitze entfernten Distrikte anvertraut, und noch bewahre ich aus jener Zeit voll Muth und Begeisterung manches werthe Andenken der Zufriedenheit des Generalgouvernements mit meiner Geschäftsführung."

„Kaum war der Krieg über den Rhein und in das Land zurückgetrieben worden, von wo aus er uns überfallen hatte, als in dem halb verwüsteten Sachsen die Stimme des Elends allenthalben sich erhob. Es wurden Sammlungen im In- und Auslande veranstaltet und für die hilflos umherirrenden Waisenkinder Eltern aufgesucht. Man erwählte in jedem Kreise einen Hülfs- und Wiederherstellungsausschuß, welcher die Umstände der Calamitosen prüfen, die Vertheilung der besonders aus England reichlich eingegangenen Unterstützungen besorgen und den verlassenen Kindern eine Heimath verschaffen sollte. Ich wurde das vorsitzende Mitglied dieses Ausschusses im Luckauer Kreise."

„Während mich öffentliche Geschäfte mannigfach zerstreuten," fährt Heinwald fort, der außerdem noch zum Dirigenten der Behufs einer Abschätzung aller Volksklassen niedergesetzten Provinzialsteuercommissien erwählt worden, „zehrte die Sorge über meine eigene Lage im Geheim gewaltig an meinem Leben. Ich würde ihr bei meiner schwankenden Gesundheit sicher unterlegen haben, wär' es mir durch die Theilnahme meiner Freunde nicht gelungen, einen augenblicklich festen Stand zu gewinnen. Mein ältester Bruder kaufte das kleinere Gut Craupe für einen anschnlichen Preis von mir — ich verpachtete die bisher von mir selbst geführte Wirthschaft des Gutes Sellendorf, wies alle und jede Einkünfte zu Abführung der Zinsen und Tilgung der Schulden an und behielt mir außer der Wohnung, dem freien Holze und meinem kleinen Garten nur so viel vor, als zur einfachsten spärlichsten Nothdurft für mich und die Meinigen durchaus erforderlich war. Ein halbes Jahr darauf (1816) hatte ich die Freude, auch meinen ältesten, treusten Schul- und Jugendfreund Contessa mein Haus beziehen zu sehen. Bis zum Tode seiner Gattin hatte er in Berlin gelebt, wollte nun seinen kleinen sechsjährigen, mutterlos

gewordenen Sohn mit meinen Kindern erziehen und, der alten Liebe eingedenk, seine Heimath bei dem einsamen Freunde aufschlagen."

„Seit jener Zeit genoß ich nun das seltene Glück, meinen ältesten vertrautesten Freund völlig als ein Mitglied meiner Familie betrachten und mit ihm Alles, was das Leben gibt, selbst jeden Gedanken theilen zu können, bis er sich im Herbste des Jahres 1821, seines bedenklichen Gesundheitszustandes wegen, auf einige Monate nach Berlin zu wenden beschloß, wo er Heilung zu finden hoffte. Noch einmal kehrte er von dort mit dem folgenden Frühjahre zu uns zurück, aber er wünschte seine Kur in Berlin zu vollenden und starb dort am 2. Juni 1825."

„Durch die Entsetzung der königlichen Landräthe war ich vieler bisher geführter Geschäfte überhoben, und als ständischer Landesdeputirter nur auf die Führung der rein ständischen Angelegenheiten meines Kreises, wie durch die Verpachtung meines Gutes nur auf mein Haus zurückgewiesen worden. Ich konnte meine Zeit nun beinahe ausschließlich der Erziehung meiner Kinder und dem Selbststudium widmen, gab der innern lauten Aufforderung Gehör und nahm, in der ernsten Schule des Lebens vielleicht reifer dazu geworden, meine seit langer Zeit von der Hand gewiesenen literarischen Arbeiten aufs Neue vor. Der Familienvater forderte vom Dichter die nützliche Verwendung der Zeit, und der Dichter fand in den großen Ereignissen seiner Zeit, in der Nähe seines dichtenden erfahrenen Freundes Contessa und in seiner ländlichen Zurückgezogenheit Begeisterung, Rath und Muße. Manche längst angefangene Arbeit wurde vollendet, manches Neue gedichtet!"

Unter dem Namen Ernst oder Waldho (dem Anagramm von Howald) hatte der Dichter schon früher poetische Beiträge für Zeitschriften, Sammlungen und Almanache geliefert, besonders für das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und „Guirlanden," deren Herausgeber W. G. Becker 1812 an Howald schrieb:

„Das Märchen und der Todtenkopf, und der Schatzgräber und das Johanniswürmchen sind in's Taschenbuch aufgenommen. Das erste Gedicht war schon mit der Unterschrift „Ernst" abgedruckt, und nun muß es wohl auch bei dem andern dabei bleiben. Fahren Sie fort, mir die Früchte Ihrer Muse zu senden. Ich ehre Ihren Willen in Ansehung der Anonymität. Indessen lassen sich die erwähnten Vorurtheile leicht abgewöhnen. Sonst dachten z. B. unsere Minister hier ebenso und hielten die Bestimmung eines Geschäftsmannes mit Schriftstellerei unverträglich. Gegenwärtig hat man dieses Vorurtheil abgelegt. Der Minister Nostitz dichtete unter seinem Namen als Oberamtshauptmann und ward doch

Minister, weil er als thätiger Geschäftsmann bekannt war, was er auch noch ist. Er nahm einmal den Namen Arthur von Nordstern an und hat ihn aus andern Ursachen beibehalten, aber Jedermann weiß, daß er es ist."

Im Einklange mit der romantischen Natur seiner Heimath waren es zuerst: „Romantische Accorde," ein Bändchen Erzählungen, womit Heuwald öffentlich unter seinem Namen in die Literatur trat, von der Freundeshand des auf diesem Gebiete schon bewanderten Contessa eingeführt. Heuwald vollendete dieses Buch, sein erstes, im Juli 1816. Es fand die günstigste Aufnahme, und wie der Dichter in einem Schreiben an seinen Freund von Ertmannsdorf in Dresden sich ausdrückt, so hat es „selbst Kotzebue, trotz seiner giftigen Zunge, der Lesewelt anempfohlen." — Ursprünglich für das zweite Bändchen der „Romantischen Accorde," welches aber später unter dem einfachen Titel: „Erzählungen" erschien, dichtete Heuwald sein erstes Trauerspiel: „die Freistatt," welches Contessa im Manuscripte zur Beurtheilung an Müllner einsandte, welcher eben damals auf der höchsten Zinne seines Ruhmes stand und als ein dramaturgisches Orakel angesehen wurde. In Bezug auf Müllners Antwort, die leider nicht aufzufinden war, enthalten die Papiere Heuwalds folgende Selbstkritik über „die Freistatt":

„Ich habe meine kleine dramatische Arbeit ein Trauerspiel genannt. Das Leben und Schicksal meines Helden, wie auch sein Tod, schienen mir völlig tragisch, und da ich die Frage nirgends beantwortet fand: wieviel man in einem Drama von dem Leben und Handeln des Helden geben müsse, um es ein Trauerspiel nennen zu dürfen, so glaubte ich, könne auch das Ende eines tragischen Lebens diesen Namen tragen. Wir haben ja Trauerspiele, die mit dem Beginnen der Handlung, in der Mitte und auch am Ende derselben ihren Anfang nehmen und das Uebrige nur durch Erzählung ergänzen, also auch mehr oder weniger Verwickelung und Handlung selbst haben, und doch macht man ihnen den Namen nicht streitig. Ich wußte daher auch meiner Arbeit keinen andern kürzern Namen zu geben, obgleich vielleicht die Benennung „tragische Situation" besser gepaßt haben würde."

„Ich bin im Anfange selbst eine kurze Zeit zweifelhaft gewesen, ob ich den Bruckthal vor der Wiedererkennungsscene im Sarge nicht noch einmal die Hoffnung sollte schöpfen lassen, daß sein Weib dem Blutgerüst entgangen sey, und er sie wieder finden werde. Allein mein Gefühl bestimmte mich bald, davon abzugehen. Die todte Geliebte erschien mir dann gewissermaßen wie ein Gespenst, das ihm das Schicksal bis hierher nachgeschickt, um auch seine letzten Hoffnungen zu zertrümmern, und sein

Tor würde alsdann die Geburt der Verzweiflung geworden seyn; ganz anders als bei Julie und Romeo, wo er als einzige Ausgleichung eines Mißverständnisses der Liebenden fast etwas erwünschtes wird. So wie ich das Ende aber jetzt gestellt habe, wo Brutthal, um dem Spiel seines Lebens als Held ein Ende zu machen und den Freund aller Gefahr zu überheben, sich selbst ausliefern will, erscheint ihm die todte geliebte Gestalt als ein Genius, der ihn im entscheidenden Augenblick zum Hohn menschlicher Macht über Alles leicht hinwegführen und mit sich selbst wieder vereinigen will, und nicht Verzweiflung, sondern unnennbare Liebe und Sehnsucht bricht das Herz. So fühlte ich mein eigenes Gemüth bewegt, aber auch beruhigt, und nur von mir aus konnte ich auf andere schließen."

„Aber sey auch das Ganze nur eine Ballade zu nennen, so denk' ich, schadet ihr die dramatische Form nicht im Geringsten. Sie würde ohne dieselbe viel lebloser seyn und vor meiner Seele steht die Ueberzeugung fest, daß auch in dieser vielleicht mangelhaften Form dieß kleine Stück auf der Bühne von guter Wirkung seyn müßte. Es entstand dadurch daß sich meine Seele eine Menge alter werther Erinnerungen in einer schlaflosen Nacht zusammenbaute."

Daß Müllner, trotz seiner tadelnden Bemerkungen über Einzelnes in „der Freistatt," dennoch im Ganzen nicht ungünstig von dem ersten Trauerspiele Houwald und dem sich darin zuerst offenbarenden Talente des Dichters urtheilte, läßt sich aus der Bereitwilligkeit schließen, womit Müllner „die Freistatt" in seinen „Almanach für Privatbühnen für 1819" aufnahm, und in den freundschaftlichen Briefen, die er bis zu seinem plötzlichen Tode mit Houwald wechselte, erinnert er gern und mit einem gewissen Stolze an dessen erstes Auftreten als Dramatiker in seinem Almanache. So heißt es in einem Briefe Müllners vom November 1825:

„Meinen besten Dank für die gedruckten Feinde! Aber haben Sie vergessen, daß das Mitternachtblatt, welches zu Neujahr beginnt, Freunde braucht, schreibende Freunde? Raupach, Kind, Lane u. s. w. sind eingerückt in meine Mappe. Sollte mir Houwald außen bleiben? War es nicht die kleine Thür meines Bühnenalmanachs, durch welche er nach dem Tempel der Unsterblichkeit wandelte? — Ich säh' Ihren Namen gern unter den ersten in dem neuen Blatte."

Eben so lautet es in einem Schreiben Müllners aus dem Jahre 1828:

„Von Herzen danke ich Ihnen für die vertrauliche Mittheilung Ihrer neuen Dichtung. Es hat mich gefreut, daß Sie des Mannes noch gedachten, dem der selige Contessa einst die Ehre verschaffte, die erste Frucht Ihrer tragischen Muse in die Lesewelt einzuführen." —

Nachdem Houwald in den Monaten Januar und Februar 1818 die Erzählung: „die Braut von sechs Jahrhunderten“ geschrieben, begann er am 11. Mai desselben Jahres sein zweites Trauerspiel „die Heimkehr“ und vollendete es — innerhalb weniger Wochen — am 4. Juni. Er sandte das Manuscript an Winkler (Th. Hell), den damaligen Redacteur der Theaterzeitung und Theatersekretär in Dresden, durch dessen Vermittelung schon „die Freistatt“ und das Lustspiel: „die alten Schulkameraden“ zur Darstellung auf der dortigen Hofbühne angenommen worden.

„Ihre Heimkehr,“ heißt es in Winklers Antwort, „hatte mich beim Lesen tief ergriffen, ich habe sie in dieser Empfindung dem Herrn Grafen Vitzthum (damaligen Intendanten des Hoftheaters in Dresden) mitgetheilt, er hat seine Erlaubniß zur Darstellung gegeben, und da ich in Helwigs Abwesenheit interimistischer Regisseur bin, habe ich Abschrift und Leseprobe beeilt. Unsere Künstler Ka:tow, Hartwig, Tilly und Werdy theilten dabei meine Empfindung, mehr als einmal flossen Thränen, und Alles freut sich auf die Darstellung.“

Diese fand am 26. August (1818) zum erstenmale statt, und der glänzende Erfolg rechtfertigte, was Winkler mit schnellem Kennerblicke vorher geurtheilt hatte. Ein Zuschauer dieser ersten Aufführung und alter Freund des Dichters, der Kriegsgerichtsrath Grahl in Dresden, schrieb an Houwald:

„Bei der Aufführung Deiner Heimkehr habe ich erfahren, wie eigentlich mein Herz noch schlagen kann. Ich habe das Pochen desselben gehört — doch als nun das Publikum, zu seiner Ehre, die schönen, herrlichen Stellen und die hohen, analogen Bilder applaudirend bezeichnete, und als endlich, nach dem Niedersinken des Vorhanges der mir theure Name im Sturme des Beifalls laut rauschte, da war ich trunken vor Freude und ein Jüngling von achtzehn Jahren.“

Auch Winkler schrieb, daß die Heimkehr das Publikum entzückt. „Ja, ich kann sagen entzückt, denn ich habe bei einem ernsten und kleinen Stücke vielleicht noch nie einen so wahren Enthusiasmus gesehen als bei diesem. Lauter Beifall erscholl an vielen Stellen, und am Schlusse riefen viele Stimmen: Vivat Ernst von Houwald. Kurz, die allgemeine Stimme ist Huldigung für dieses gemüth- und geistvolle Stück, das viele große, kalte, leider nur zu gefeierte Dramen aufwiegt und jedem lieb wird im Herzen, der es sah.“

An Müllner, den strengen Richter seines ersten Trauerspieles, schickte Houwald nun auch sein zweites: „die Heimkehr,“ und Müllner schrieb zurück:

„Ew. Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die gefällige Mittheilung der Heimkehr. Ich habe sie mit Genuß gelesen und bitte Sie, das Manuscript noch einige Wochen behalten zu dürfen, um die Lectüre bei minderem Zerstreutseyn zu wiederholen. Die Ueberzeugung, daß Ihre Liebe für die tragische Kunst mit schönen dichterischen Anlagen vereinigt ist, macht mir zur Pflicht, was Sie wünschen: Mittheilung meiner Meinung über das Stück, wobei ich voraussetze, daß Sie dieselbe mit Nachsicht aufnehmen werden. Sie bedarf deren sehr, da sie noch zur Zeit mehr auf Empfindungen, als auf Gründen ruhet. Torners Entschluß, den Förster zu tödten, so erklärlich er ist, nimmt, da er sehr überlegt, ich meine, da er kein rasches Produkt des Augenblickes ist, wider denjenigen ein, dessen Fall uns zum Mitleid hinreißen soll. Er ist freilich im Irrthum über die Art und Weise, wie Wolfram Johannens Hand erlangt hat; aber er selbst, nicht die Umstände, schaffen denselben, er wird nicht durch einen Anschein von Schuld auf Wolframs Seite getäuscht, sondern er stützt seinen Vorsatz auf bloße Voraussetzungen dieser Schuld. — Suchen Sie in diesen naseweisen Einwendungen keine Aufforderung zu Aenderungen. Als ich einmal mit dem und jenem in der Schuld unzufrieden war, sagte Goethe: „Was geschrieben ist, ist geschrieben, lieber ein neues Stück, als ein wesentlich geändertes.“ Ueberdieß, was ist in Sachen der Kunst Ein Urtheil?“

Howalds Antwort findet sich nicht in dessen Papieren. Doch enthält der nächste Brief Müllners folgende Andeutungen darüber:

„Indem ich dankbar die Heimkehr heimkehren lasse, gebe ich Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung, daß Ihre Zuschrift mir ein großes Vergnügen verursacht hat. Wer Ausstellungen an seinem Werk so aufnimmt, der ist zur Meisterschaft berufen.“

Wie Howald Ausstellungen an seinen Werken aufnahm und wie gern er fremdem Rathe Gehör gab, bezeugt auch folgende Stelle aus einem Briefe, den der Dichter an Gustav Schilling schrieb, als dieser an einer Erzählung Howalds manches zu rügen gefunden:

„Glauben Sie es immer meiner aufrichtigen Versicherung, daß ich es für ein Glück halten würde, Ihre Urtheile und Ihren Tadel bei allen meinen Arbeiten vernehmen zu können. Es will ja wohl manchmal der Geist die Fittige heben, aber das Leben sorgt schon dafür, daß es nicht früher geschehe, als bis er ihm ganz entflieht, und in diesem Kampfe weiß das bewegte Gemüth sich oft am schlechtesten selbst zu rathen. Nicht der stolze Wunsch, den Lorbeer zu erringen, sondern nur das Bedürfniß einer gewissen geistigen Thätigkeit verführt mich, manches niederzuschreiben. —

Ich lege Ihnen hier das offene Geständniß ab, daß mir die Prosa weit schwerer fällt, als die Verse, wahrscheinlich weil durch ein längeres Geschäftsleben erstere steif geworden ist und sich nur mühsam biegt."

Zu Ostern 1819 erschien das „Buch für Kinder gebildeter Stände," welches der Dichter zunächst für seine Kinder schrieb und denselben auch widmete. Wie Hoswald an Friedrich Kind schrieb, kommen in dem Mährchen: Rübezahl und seine Schwestern lauter wirkliche Personen vor.

„Die eine Schwester Rübezahls," heißt es in jenem Briefe aus dem Jahre 1819, „soll die Quelle zu Warmbrunn, die andere die Quelle zu Flinsberg in Schlesien seyn. In letzterem Orte war ich vor zwei Jahren mit meiner Familie und mit Contessa, und was in dem Mährchen vorkommt, hat sich so ziemlich dort unter uns zugetragen. Doctor Mispickel soll Contessa selbst, der Rath Schnüffelberg dessen Bruder in Hirschberg seyn; die Rolle des Oberamtmanns Hirt aber habe ich mir selbst zugetheilt. Ich schrieb das Mährchen in einer sehr heitern Stimmung während meines Badeaufenthaltes, um es meinen Kindern mitzubringen, und sowohl diesen als auch der dortigen Gesellschaft hat es manchen Spaß gewährt."

Der als Rath Schnüffelberg in dem Mährchen geschilderte ältere Contessa schrieb über dasselbe an Hoswald:

„Es hat mich ganz ungemein gefreut und erbaut. Es hat Leben und Plastik und dramatische Kraft, der angenommene Charakter Rübezahls ist sehr wohl gehalten, und fast noch besser das Gnomel, welches überdem neu ist. Allerdings ist für den, der den Schlüssel zu den Anspielungen hat, das Interesse erhöht, aber auch ohne dieß bleibt dessen genug übrig, das Ding zu dem ersten Kindermährchen zu machen, welches neuerlich geschrieben worden. Hätte ich einen Preis zu decretiren, Sie würden ihn ohne Bedenken erhalten. — Empfehlen Sie mich der guten Frau Oberamtmännin Hirt."

Friedrich Kind dankte dem Dichter für die in Ansehung des Rübezahlmährchens gegebenen Winke und sagt in seiner Antwort:

„Wüßte man immer, was ein Dichter damit meine ich stets einen, der nicht bloß so heißt, sonst hätten wir ihrer ja jetzt Legionen) bei dem Gedicht gefühlt, gemeint, gedacht hätte, um wie viel lieber würde man oft ihn und sein Werk gewinnen, wie behutsam würde man werden, in's Blaue hinein über ihn zu judiciren. Aber eben dieß Wissen oder vielmehr dieß Ahnen setzt eigenes poetisches Gefühl und Geschick voraus und mag daher wohl weit schwerer seyn, als ein flüchtiges Durchblättern und sodann ein vornehmthuiges, gleichgültiges Darüberhinurtheilen."

In der That ist Kinds Wunsch: immer zu wissen, was ein Dichter bei dem Gedicht gefühlt, gemeint und gedacht, ein so natürlicher und allgemeiner, daß der Biograph eines Dichters denselben nach Möglichkeit zu erfüllen trachten muß. Darum glaubte auch der Biograph Heiwalds da, wo unser Dichter von sich und seinen Werken redet, diese Selbstäußerungen allem andern Raisonnement vorziehen zu müssen, und indem wir dergestalt, nach gewissenhafter Sammlung aller in Heiwalds Papieren enthaltenen Züge, den Dichter so oft als möglich selbst reden lassen, hoffen wir, daß dessen geistiges Porträt sich dadurch um so eher als ein sprechend ähnliches entfalten werde.

Am 7. Juli 1819 vollendete Heiwald sein Trauerspiel: „das Bild," welches er am 28. Februar 1818 begonnen hatte, und das bei seinem Erscheinen auf den deutschen Bühnen die Zeitgenossen förmlich für den Dichter enthusiasmirte. In den weitesten Kreisen des Vaterlandes erhoben sich die Stimmen einer begeisterten und oft überschwänglichen Anerkennung; in Leipzig gerieth nach der ersten Aufführung die ganze Studentenwelt in zujauchzende Bewegung, und so umfassend und tief war der durch die damalige Zeitstimmung erklärliche Eindruck des Bildes in den deutschen Gemüthern, daß dasselbe an allen Orten und in allen Kreisen Tagesgespräch wurde, und Heiwald vor anschwärmenden Briefen und Besuchen, diesen kleinen Leiden großer Berühmtheit, sich kaum zu retten wußte. Müllner war der Erste, dem der Dichter sein Manuscript übersandte mit folgendem Briefe:

„Soll ich mich bei Ew. Wohlgeboren entschuldigen, daß ich mein neues, unter Schmerz und Freude langsam geborenes Kind Ihnen zusende, damit es erst schüchtern Sie grüßen möge, eh ich es in die Welt hinaustreten heiße? — Nein! Sie haben mir in ähnlichem Falle schon Beweise Ihrer Nachsicht gegeben und werden mein Vertrauen als einen sprechenden Zeugen meiner ungetheilten Hochachtung, und als mein offenstes Anerkenntniß Ihrer Meisterschaft freundlich aufnehmen."

„Außer meiner eigenen Familie, zu der auch mein Freund Contessa gehört, kennt noch niemand dieß Trauerspiel, nur in diesem kleinen Kreise hat es die Leseprobe bereits bestanden. Schenken Sie mir nun auch einige Stunden Ihrer kostbaren Zeit. Was mir bei dem Ganzen durch die Seele gegangen, brauche ich Ihnen nicht zu entwickeln; Ihr klarer Geist und Ihr tiefes Gemüth werden den Gang meiner Empfindungen leicht verstehen, und wenn auch Manches in der Dichtung gewagt scheinen sollte, mir doch glauben und vielleicht Recht geben, wenn ich sage: Ich konnte nicht anders."

Müllner antwortete:

„Ein Maler sendete einem andern Maler ein eben vollendetes Bild, auf daß es ihm dieser, mit seinem Urtheil darüber, zurückschicken möchte. Der Empfänger schrieb: „das Bild hat einen einzigen Fehler, es ist nicht mein, und doch kann ich mich nicht wieder davon trennen.“ Das war sein Urtheil.“

„Wenn die Geschichte sich nicht zugetragen hat, so könnte sie doch sich zugetragen haben, und gewissermaßen trägt sie sich jetzt zu. Ich hab' Ihr „Bild“ gelesen; aber ich muß es mehr lesen, und so erhalten Sie, vor der Hand wenigstens, meinen Brief ohne das Bild. Aber das Urtheil? Was könnt' es enthalten, das Sie nicht schon selbst empfunden haben müßten? Wie auch immer das Schicksal des Gemäldes seyn möge, wenn Sie es in der schmutzigen Schenkstube der deutschen Bühne aufhängen; es gehört der Nation, und sie wird den Maler zu ehren wissen. Auf jeden Fall bin ich jetzt nicht zur Kritik gefaßt, ich bin noch zu warm. Nur Einen Zweifel hab' ich mit bis auf die letzte Seite gebracht. Es scheint mir eine Unwahrscheinlichkeit, daß der Maler, als er Kamillen ohne Augenbinde sieht, sie nicht sofort erkennt. Und warum nicht? Warum zweifelt er nicht wenigstens in dem Monolog Akt 2. a. E. schon, da er doch den Gedanken Akt 3. Sc. 5. offenbar mitbringt? Doch vielleicht habe ich Sie hier noch nicht gefaßt und fasse Sie bei der zweiten Lesung. Das Weichen der Blindheit ist leis vorbereitet, fast zu leis; aber fehlen dürft' es nicht. Was auch die Augenheilkunde dazu sagen mag, die Poesie ist befugt zur Schöpfung ihrer eigenen Natur und behauptet hier billig ihr Recht.“

Die Hofbühne zu Dresden, welche die Erstlinge des Dichters so freundlich gepflegt hatte, war nun auch das erste Theater, dem Howald sein „Bild“ zur Aufführung anvertraute. Winkler empfing das Stück zur Weiterbeförderung an den Grafen Vitzthum mit folgenden Zeilen:

„Hier ist mein Bild! — Betrachten Sie es mit Liebe, denn ich hab' es mit Liebe gemalt. Legen Sie nicht den großen Maßstab anderer Kunstwerke an meine Arbeit, denn Sie wissen ja, wie weit Ihres Freundes Kräfte etwa ausreichen.“

„Für den Fall der Annahme lassen Sie mich Ihnen noch meine bescheidenen Wünsche eröffnen. Die Rolle der Kamilla, meines Lieblings, würde ich am liebsten in den Händen der Mad. Schirmer sehen. Freilich ist Kamilla nicht mehr in der Jugendblüthe; sie ist die Mutter des Leonhard, dennoch aber möglichst jung gehalten und in ihren Empfindungen wenigstens noch so jugendlich und warm, daß es sich auch für eine junge

Schauspielerin wohl der Mühe lohnte, diese Rolle zu übernehmen. Ich habe sie mir schlank und groß und zart gebaut gedacht."

„Aber wie ich auf der einen Seite die Kamilla, so wünsche ich auf der andern auch dem Maler eine edle, die Rolle auch körperlich ausfüllende Gestalt. Der Graf hält sich durch Verhältnisse und Charakter von selbst, der Maler aber kann leicht vergriffen werden, und doch muß er höher stehen als alle, auch wenmöglich in der äußern Gestalt, und deßhalb wünschte ich, daß Herr Helwig selbst diese Rolle übernähme, deren schwere Aufgabe er leicht lösen wird."

„Obgleich ich wünsche, daß alle Ihre Freunde mein Bild zuerst auf der Bühnenausstellung kennen lernen möchten, so überlasse ich Ihnen doch gern, ob und was Sie Ihrem Liederkreise davon zeigen wollen. Mag er sich dabei meiner flüchtigen Erscheinung vor dem Jahre freundlich erinnern und meine Worte aus Ihrem Munde als innige Grüße aufnehmen. Meine Frau, die gewöhnlich meine erste und kompetenteste Richterin ist, meint: daß wenn Frauen in dem Liederkreise gegenwärtig wären, Sie den Schluß des dritten Akts vorlesen möchten. Ich weiß nicht, ob sie recht hat, denn es ist nur Gefühltes, was mich noch inniger bewegte, als ich es niederschrieb."

In einem Briefe an den Regisseur und Schauspieler Helwig zu Dresden, worin Howald über die auf den 7. Januar 1820 anberaumte Darstellung des „Bildes" spricht, heißt es:

„Es ist mir bei den Darstellungen auf anderen Bühnen oft vorgekommen, als wären sich der Dichter und der darstellende Künstler recht fremd geblieben, als habe der erste nur einen Traum gehabt, der durch die Aufführung bloß zum Theil in Erfüllung gegangen sey. Das kommt wohl meistens daher, daß der Dichter sein Werk aus dem Gemüthe erschuf, der Schauspieler es aber kalt beschauend oft nur mit dem Verstande auffaßte und dem Herzen bloß so viel Theil daran ließ, als die Darstellung selbst erforderte. Solche kalt erwägende Künstler mögen freilich oft sehr hoch stehen, allein ich, der ich von den Regeln der Kunst nur geringe Kenntniß besitze und nichts habe als ein warmes Gemüth, ich fühle mich solchen Künstlern nicht verwandt und fürchte mich vielmehr vor ihnen."

„Die Rolle des Malers aber geht nur aus seinem Innern heraus, nicht äußere Glücksgüter, nur sein hohes Talent, sein reines, tiefes Gemüth, fast zum Idealen erhoben durch seine Kunst und seine Liebe, stellen ihn allen Uebrigen gleich. Er darf weder Künstlerstolz, noch verlegene Demuth zeigen, wohl aber überall die Ueberlegenheit durchblicken

lassen, die ihm sein ganzes Wesen gibt, ob er sich derselben gleich in seiner Einfalt und Reinheit kaum bewußt ist. Die vertraute Unterredung des letzten Auftrittes im ersten Akt macht am bekanntesten mit ihm. Diese Rolle gehört für einen nicht bloß geistig höchst gebildeten, sondern auch von der Natur reich begabten Künstler, denn Kamilla's Liebe muß durch ihn selbst gerechtfertigt werden."

Während das „Bild" in Dresden zur Darstellung vorbereitet wurde, erhielt Howald von Müllner dessen „Albaneserin" mit nachfolgenden Zeilen:

„Ew. Hochwohlgeboren dank' ich für den wiederholten Genuß, welchen Ihr „Bild" mir gewährt hat. Ich bin zwar bei meinem Zweifel gegen eine Kleinigkeit, die ich Ihnen schon bezeichnet habe, aber auch bei meiner Liebe für das Ganze geblieben. Ich möchte gern erkenntlich seyn. Haben Sie wohl Geduld, aus beiliegender Stümperkopie meine Albaneserin heraus zu buchstabiren und mir zurücksendend mitzutheilen, was Sie dabei empfunden und gedacht haben?

Howald schrieb bei Rücksendung der „Albaneserin" an Müllner:

„Wie soll ich Ew. Wohlgeboren für Ihre Zuschriften und für die Albaneserin danken. Es ist mir Beides so unbeschreiblich werth, ob es gleich ganz verschieden auf mich gewirkt hat. Denn so wie Ihre Briefe mich über manchen Zweifel an mir selbst beruhigten und mich ermuthigten, weiter fort zu gehen im Gebiet der Poesie, so schlug mich Ihre Albaneserin dagegen wieder nieder. Meine Arbeit kam mir, nachdem ich Ihr Stück gelesen, langweilig und breit vor, wie die Klage einer alten eitlen Frau, die sie selbst zu Papier gebracht, um sie dem Richter einzureichen, und ich mochte Anfangs nicht mehr an mein „Bild" denken. Jetzt bin ich wieder ruhiger geworden, habe meine Arbeit noch einmal zur Hand genommen, Manches nach dem Urtheile meines Freundes Contessa darin geändert und durch einige Zusätze dem, was Sie daran tadelten, auf der Stelle abgeholfen. Aber ich fürchte nur, Sie haben mir Vieles noch verschwiegen. — So verbessert habe ich das Manuscript an die Bühnen und zuerst nach Dresden versendet. Dort hat man sich gegen mein Erwarten sogleich darüber hergemacht und gedenkt es schon nach dem neuen Jahre vorzustellen. Leider findet aber die Direction, daß es zu lang sey, und hat es in den einmal bestehenden Rahmen einpassen lassen. Das thut freilich weh."

„Die Albaneserin erfolgt nun wieder zurück. Ich trenne mich schwer von ihr und mag, weil ich sie liebe, ihr auch beim Abschied nicht sagen, daß sie schön sey. Aber werth sind jene Blätter, von ihr geliebt zu

werden. Wir stehen sie hoch über denen im Julius von Tarent und der Braut von Messina."

„Erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit, erlauben Sie mir, auch ferner Ihnen das von meinen Arbeiten mittheilen zu dürfen, worauf ich selbst einigen Werth lege, und belehren Sie mich dann durch Rath und Urtheil. Ich komme mir zwar in diesen Bitten dreist und fast zudringlich vor, allein meine ungetheilte Hochachtung und Anhänglichkeit gibt mir doch einiges Recht auf den Meister."

Am 7. Juli 1819 hatte Heuwald, wie er selbst sich ausdrückte, „den letzten Strich an seinem „Bilze" gethan," und am 19. August, gerade am Geburtstage seines Freundes Contessa, begann er ein neues Drama: „Der Leuchtthurm," welches er bis zum 22. November beendigte. Indem er das Manuscript Müllner mittheilte, schrieb er diesem:

„Ew. Wohlgeboren haben mich durch Ihren letzten Brief an Contessa fast schüchtern gemacht. Denn wenn Ihnen die Lesung des meinigen nur die Wahl zwischen Schmeichelei oder Ueberschätzung Ihrer Dichtungen blieb, und Ihnen Ihr Herz durch einen tiefern Blick in mein Inneres nicht den richtigen Mittelweg zeigte, den ein warmes Gemüth, das durch kalte Kritik sich seinen schönsten Genuß nicht erörtern will, immer kreuzig wählt, so sollte ich mich wohl vor Ihnen fürchten und trauern, daß Sie mich nicht verstanden und nicht würdiger von mir denken."

„Allein wenn ich auch von letzterem Gefühl mich nicht lossagen kann, so soll es doch auf mein Vertrauen zu Ihnen keinen Einfluß haben, das auf festerem Grunde beruht und, wie ich hoffe, einen freundlichen Empfang auch dießmal bei Ihnen finden wird."

„Erlauben Sie also, daß ich Ihnen meine neueste dramatische Arbeit: „der Leuchtthurm" mittheile und gönnen Sie der Lesung derselben einige freie Augenblicke. Ich habe mich an das Versmaß Ihrer Schuld gemacht, leider aber empfunden, daß es leichter aussieht, als es ist. Sie werden mir gewiß Ihr Urtheil und Ihren Rath nicht vorenthalten."

„Mein „Bilz" geht nun seinen Weg ins Leben. In Dresden hat es bereits drei Vorstellungen erlebt, und in Berlin und Wien will man es im April erscheinen lassen. Nach Berlin will ich dann selbst reisen und es auf den Brettern sehen."

Müllner an Heuwald:

„Was ich in Nr. 4 und 5 meiner Tübingischen Literaturblätter von Oehlenschlägers Hirtenknaben gesagt habe, gilt auch von dem Drama, welches Ew. Hochwohlgeboren mir mitgetheilt haben: die Kritik kann tausenderlei dagegen einwenden, aber es wird ihr schwer werden, Recht zu behalten

gegen den Freund. Der schauerlich stille Gang der ewigen Gerechtigkeit und Milde, welche die Hand des Wahnsinnigen an die Schnur hebt, daß er unbewußt den Verrath räche und zugleich die einzige Freude, die für ihn noch möglich ist auf Erden, sich bereite, erfüllt die Brust mit der Nähe übersinnlicher Mächte; und der Tod des Unglücklichen, so gezeichnet, rührt das Herz zu einem wahrhaft wunderbaren Gefühl von schmerzloser Wehmuth und inniger Freude. Er flieht mit der Geliebten von dem Strande, wo er litt; er weiß es nicht, daß er dem Leben entflieht, aber wir wissen es und preisen ihn glücklich."

„Lesen Sie, verehrter Herr, am angeführten Ort dasjenige, was ich über Oehlenschlägers Behandlung der beglückten Liebe gesagt habe. Hier ist Ihr Takt hinter dem des talentreichen Dänen zurückgeblieben. Keine Verletzung! Die lebende, glückliche Liebe, die indische Vermählung ist Null neben der unglücklichen, todten. Die Liebenden selbst müssen, um dieser Wiedervereinigung ihrer Eltern willen, ihre Wünsche vergessen. Wir wissen, daß sie erfüllt werden! das ist genug. Sie werden mich verstehen."

„Der erste Akt ist zu leer; zu wenig Licht über die Verhältnisse; Caspar sollt' es geben durch Erzählung dessen, was er weiß, wenigstens soviel geben, als nöthig ist, seinen Parallelen zwischen den Phänomenen des Meeres und des Himmels und dem Menschenleben gleich Anfangs den Schein des Vagen und Gemeinplätzlichen zu ersparen. Unser Antheil würde steigen, wenn er uns so die Möglichkeit ahnen ließe, daß Ulrich die Verlorene wiedersähe, lebend wiedersähe. Wir sehnen, da sie untreu war, es nicht wünschen, wir sehen keinen Ausweg — die geheimnißvolle Ohnmacht effect ihn; er sieht sie todt wieder, wähnt sie todend und stirbt. Sie werden fühlen, wie die Befriedigung im Preise steigt, je früher unsere Einbildungskraft veranlaßt wird, sie zu suchen."

„Das Stück ist übrigens rein tragisch, warum nennen Sie es Drama? Weil das mildre tragische Princip darin herrscht? Das macht keinen Unterschied."

„Sie müssen mir vergeben, was ich auf Ihre Aeußerungen bei Gelegenheit der Allanceserin an Countessa schrieb. Die Bewunderung ist mir ein Gräuel geworden. Sie sehen ja wohl ihre Folgen. Gassenjungen bewerfen dafür meinen Namen mit Koth und Niemand ist, der ihnen sage, was sie sind. Mögen Sie nicht ähnliches erfahren!"

„Hätten Sie — hätte Countessa nicht Lust, zuweilen über die neuen dichterischen Erscheinungen im Literaturblatt zu sprechen? Auch die Kritik, die Sie fast nennen, kann warm werden, kann bis zur Stufe der schönen Kunst gehoben werden, wenn das Talent an Kunstwerken sie übt."

Heimwald an Müllner:

„Meine Verletzung? — Sie haben Recht! Die glückliche intrische Liebe ist Null gegen die unglückliche durch den Tod vereitelte. — Jetzt ist mir's klar, was mich jedesmal am Schluß verletzte. Dem gewöhnlichen Wunsche der schmollenden Menge hatte ich unwillkürlich das bessere geopfert, aber ich habe meinem „Leuchtthurm", der am 24. April 1820 in Dresden gegeben werden soll, einen Gewinn nachgeschickt und die Verletzung untersagt. — Sie sehen, wie ich Ihre Winke ehre und benutze, das wird Ihnen auch der liebste Dank sein."

„Der erste Akt im „Leuchtthurm" ist allerdings leer. Das einfache idyllenhafte Stillleben im kleinen Zimmer des Thurmes, während draußen die Elemente im Kampfe liegen und ihr Toben, mit den Harfentönen des Wahnsinnigen, gewissermaßen das Accompagnement des einfachen Liedes ist, hat für mich einen besondern Reiz. Den Leuchtthurmwächter Caspar ließ ich der Tochter die Geschichte des Wahnsinnigen deshalb nicht erzählen, weil man wohl mit Recht erwarten konnte, daß sie ihr früher schon bekannt war. Eine Hoffnung aber auf die Rückkehr der Entschiedenen glaubte ich ihm um so weniger geben zu dürfen, als er dann auch am Leben Walthers, des Sohnes, nicht zweifeln konnte und ihn mit Recht der Verwurf getroffen haben würde, er habe zu mühsig zugesehen und nichts gethan, den Sohn zurückzuerwerben. Dieß hat mich geleitet und könne zu meiner Entschuldigung."

„Weiter hab' ich jetzt manches gelesen, womit man Ihrem Namen beflecken möchte. Es hat mir weh gethan. Aber lassen Sie sie rufen und schimpfen und — verzeihen Sie mir die Bitte — sehen Sie sich nicht mehr nach ihnen um; Sie haben ja vor sich eine leichte Bahn. Mitten unter dem Geschrei klopft doch Mancher noch mit Liebe, Achtung und Vertrauen an Ihre Thür wie ich."

Müllner an Heimwald:

„Zu eilig! Sie hätten den Histrionen die Verletzung/freude nicht stören, hätten erst mein documentum evlatum lesen sollen, wo ich sogar diesen Leuten gerathen habe, Ochlenklügers Stillschweigen von der Verletzung durch die Gruppirung zu commentiren."

„Mit Achtung, Liebe, Vertrauen — wenigstens mit dem Ausdruck dieser Dinge — klopfen nicht nur manche, sondern so viele an meine Thür, daß ich anfangen muß, das Hereinrufen zu beschränken. Es ist daher nicht das Geschrei literarischer Polissons, was mich inkommodirt; wohl aber beschreudet mich das Stillschweigen, womit die würdigen Glieder der literarischen Gesellschaft, denen es um des Ganzen willen weh thun sollte, es ertragen."

„Der Regisseur Oels in Weimar wünscht Ihr „Bild" zu lesen. Er verdient es. Der Graf von Brühl in Berlin schrieb mir vor einiger Zeit, er habe „die Albaneserin" zur ersten Tragödie im neuen Hause bestimmt. Darauf erhielt er von mir eine kleine Vorlesung über den Text: daß bei der Einweihung der Vertritt Melpomenen unbedingt gebühre, „die Albaneserin" aber in ihrer Schmucklosigkeit zum ersten Stück sich nicht eigne. Das hat er sehr übel genommen und mir nun als Strafe angekündigt, daß Ihr „Bild" die Ehre erhalten werde, die erste Tragödie des neuen Hauses zu seyn. — Sie sehen, daß diese Theaterhäuptlinge von den Dichtern eben so klein denken, als es ihre rollenneidischen Histrionen verdienen mögen."

Im Frühlinge 1820 machte Houwald einen Ausflug nach Dresden, wohin ihn die dringenden Einladungen seiner zahlreichen dortigen Freunde riefen. Der Dichter schildert diese Reise in einem während derselben aufgezeichneten Tagebuche, aus dem wir das Wesentlichste und Bezeichnendste mit des Dichters eigenen Worten wiedergeben:

„Am 22. April 1820, früh um sechs Uhr, reiste ich, in Begleitung meiner Frau und meiner beiden Knaben Willibald und Ernst, von hier ab; im zweiten Wagen folgte uns Contessa mit seinem Sohne. Der Tag war schön, und wir alle froh gestimmt."

„In Trebbus frühstückten wir. Die Wirthin zeigte uns ihren Knaben, der eines tödtlichen Hufschlages wegen, welchen er an der Stirn erhalten, trepanirt worden war. Das Kind hatte große Narben, war aber wieder völlig genesen. „Ich habe drei Kinder begraben," sagte die Mutter, „aber das Trepaniren dieses Letzten hat mir weher gethan, als der Tod der drei ersten!" —

„In Elsterwerda erhielt ich einen Brief, den mir Grahl bis hierher entgegen geschickt: er enthielt die Nachricht, daß mein „Bild" schon morgen aufgeführt werde und ich deßhalb mich zeitig auf den Weg machen solle. Dieß brachte Unruhe in die Reisegesellschaft und die Abfahrt ward des andern Morgens um fünf Uhr festgesetzt. Die Nacht brachte Contessa mit Lesen, Fluchen und Wanzentodtschlagen zu."

„Am 23. früh um fünf Uhr verließen wir Elsterwerda und waren um acht Uhr in Großenhain. Ich ließ die Pferde füttern und frühstückte mit den Meinigen; Contessa aber wechselte rasch die Postpferde, um uns schon zu Mittag in Dresden bei Grahls anzumelden. Um halb zehn Uhr fuhr auch ich wieder ab. Meinen Pferden gefiel die Chaussee so vortrefflich, daß wir Contessa's Wagen am wilden Mann vor Dresden einholten, wo er zum zweitenmale frühstückte und schon um ein Uhr vor

Grab's Thüre hielten. Unser lieber Wirth hatte alles zu unserer höchsten Bequemlichkeit angeordnet."

„Da wegen der Exequien, welche der Hof eines vor hundert Jahren verstorbenen Regenten zu Ehren heut beging, kein Schauspiel war, mithin mein „Bitt" nicht gegeben wurde, so eilten wir noch die Possen eines Seiltänzers zu sehen, von dem man viel Aufhebens machte. Der Mann hieß Ravel und gab freilich sehr sehenswerthe Sachen. Nur bei so ungeheurer Sicherheit mag man dergleichen halsbrechende Dinge gern sehen. Die Gesellschaft bestand aus vielen Personen; aber alle waren Meister ihrer Kunst, selbst die Kinder unbeschreiblich geübt."

Sollte die Seiltänzergestalt in dem nächsten Schauspiele des Dichters „Fluch und Segen," welches er im Sommer desselben Jahres schuf, nicht ein poetisch geläutertes Nachbild jenes Ravel seyn, den Howald in Dresden sah und der Erwähnung in seinem Reisetagebuche würdig fand.

„Am 24. früh," fährt Howald fort, „besuchte ich Böttiger, Winkler und den Commerzienrath Contessa, der aus Schlesien auch hier eingetroffen war. Beim Hofmarschall Grafen Vitzthum und beim Oberhofprediger Ammon, welche beide nicht zu Hause waren, wurden Billets abgegeben. Ersteren sprach ich jedoch noch in der Probe im Theater, wo wir unsere Bekanntschaft in der ganz finstern königlichen Loge machten."

„Mittags wurde bei Grahl gegessen in Gesellschaft beider Contessa's. Es war ein frohes Mahl. — Ich hatte nach dem Komödienhause geschickt, um mir Billets holen zu lassen, erhielt aber keine, sondern vom Logenschließer die Nachricht, daß Graf Vitzthum befohlen habe, die Loge Nro. 5 neben der Hofloge solle, so lange ich anwesend sey, als mein Eigenthum betrachtet werden. — Wir eilten ins Theater. Gegeben wurde: 1) der Leuchtthurm und 2) die eifersüchtige Frau (von Kotzebue)."

„Aber — o mein armer „Leuchtthurm!" Die *** war nicht mein Leuchtthurmmädchen; nur in reiner, weiblich kräftiger Natur hat ich mir es gedacht, von dem tief empfindenden Vater sorgsam und fromm, aber knabenhaft erzogen. Hier sah ich nur berechnetes Wesen, geziertes Declamiren, schön erfundene Stellungen. Sie trug schwarze Bänderschuhe, die Bänder bis über die Knöchel sehr sorgfältig kreuzweise gebunden. — *** wollte wahnsinnig seyn von Kopf bis zu den Füßen, denn er trug einen abscheulichen alten braunen Schlafreck und an einem Fuße einen Schuh, am andern einen Stiefel. Dennoch hätte man's ohne des Bruders Worte im ersten Akte kaum gewußt, daß er wahnsinnig sey. Im zweiten Akte spielte er besser. Die Scene, wo er den Grafen Holm wiedererkennt, gelang ziemlich; der Sprung vom Felsen mit der Leiche ward

kühn und über meine Erwartung ausgeführt. *** spielte den jungen Walther im englischen Frack; sprach aber ziemlich gut. Werdy spielte die schwere Rolle des Grafen Helm vortrefflich, ich wüßte nichts was ich ausetzen sollte. Die Decoration im ersten Akte war erbärmlich. Die des zweiten Aktes gut und passend. Aber kann man es sich vorstellen, daß man wirklich ein Duodezboot über das Meer fahren ließ, um Walthers Fahrt mit dem Kahne zu versinnlichen? Beinahe hätte das Publikum gelacht. Die Vorstellung griff nicht in einander, ich hatte fast lange Weile. Das Publikum applaudirte bei einigen Stellen und rief am Schlusse manches Brave! Aber ich war traurig, denn der Glanz der Poesie war von meinem „Leuchtthurm“ abgerissen. Alle, die ihn vorher gelesen hatten, theilten dieses Gefühl.“

„Am 26. begab ich mich, der erhaltenen Einladung gemäß, aufs Schloß. General Wagdorf, in dem ich einen gescheidten, liebenswürdigen Mann gefunden, führte mich zuerst zu den beiden Prinzen Clemens und Johann. Sie empfingen mich in Gesellschaft ihrer Adjutanten etwas verlegen; doch gab sich dieß bald und sie sprachen gut. Clemens scheint weniger als er ist; Johann aber ist ihm überlegen. Die Unterhaltung dauerte eine halbe Stunde und war am Ende lebendig. Von dort ward ich zum Prinzen Friedrich geführt. Wie freundlich kam er mir mit seiner jungen, hübschen, schüchternen Gemahlin entgegen; wie gut weiß er zu sprechen, wie leicht wird ihm die Unterhaltung. Ich habe hier nicht die Worte abgewogen, sondern gesprochen, wie mirs ums Herz war, denn man wird ja bald in Liebe zu ihm hingezogen.“

„Am 28. früh ging es nach der Bastei. Welch ein Anblick, welch eine Aussicht von diesen Felsen herab in Gottes Natur! — Marianne Ermannsdorf verlangte, ich sollte ihr hier etwas in ihr Taschenbüchelchen schreiben; ich schrieb Folgendes:

„Wir stehen auf des Tempels Zinne,
Den die Natur sich aufgebaut,
Und haben hier mit frohem Sinne
Weit in die schöne Welt geschaut.
Sie grüßt dich dort im Feierkleide,
Und wie die Elbe rastlos rinnt,
So flieht die Zeit und Schmerz und Freude,
Sie warten auf dich, frommes Kind.
Doch daß dir nichts den Frieden raube,
Den Gottesfrieden selbst im Schmerz,
Sey wie der Felsen fest dein Glaube
Und wie der Aether rein dein Herz.“

„Am 29. Abends waren wir zu einem großen Thee bei Fr. Kuhn geladen. Gegenwärtig waren unter Andern Tieck und seine Familie, Kapellmeister Weber nebst Frau, Friedrich Kind nebst Frau, ferner die Dichter Winkler, Gehe, Graf Kalkreuth, Baron von Malsburg u. s. w. Böttiger war Tags zuvor nach Leipzig zur Messe gereist. — Tieck las uns Romeo und Julia vor. Die Vorlesung dauerte von 8 bis 11 Uhr. Das war für menschliche Natur zu viel; mehrere überwannte der Schlaf, mich auch. Tieck liest das Komische vortrefflich, das Tragische schlecht. Ich dankte Gott, als die Vorlesung zu Ende war, denn ich erinnerte mich lange nicht so furchtbar und dennoch zwecklos gegen den Schlaf gekämpft zu haben. Tieck versammelte nachher noch viele der Männer um sich, um noch im Nebenzimmer, in welchem eine alabasterne, als Leuchtthurm gestaltete Lampe brannte, über Shakespeare zu sprechen. Mich vertrieb *** aus diesem Zimmer, der mir auf ekelhafte Weise seine Kenntniß der Bühne durch Schimpfen auf dieselbe an den Tag legen wollte. Ich flüchtete mich zu den Frauen und fand bei ihnen eine interessantere Unterhaltung. Meine Frau mußte den Herren Tieck, Kind, Kalkreuth, Helwig und Winkler häufig Rede stehen. Die letzte Stunde dieser Unterhaltung und ein guter Eierpunsch legte ein heilend Pflaster auf die frühere lange Weile, wir gingen sehr zufrieden auseinander. Meiner Frau hatte es besonders sehr wohlgefallen."

„Am 30. frühstückten wir mit Zschau im Palaisgarten. Zschau theilte mir den Plan mit, für das Waisenhaus zu Pirna ein Buch herausgeben zu wollen, welches den Müttern und Kindern Deutschlands geweiht seyn und dem Waisenhause einen Fonds verschaffen solle. Ein herrlicher, segensreicher und poetischer Gedanke!"

„Am 1. Mai warteten wir der hochgeehrten Dichterin Elisa von der Recke auf. Sie hatte mehrere den Auftrag gegeben, uns um einen Besuch zu bitten. Bei ihr fanden wir Tiedge. Sie ist eine höchst liebenswürdige schöne alte Frau; kostbar in ihrem Hause eingerichtet. Sie sprach vortrefflich über die Aufführung meines Leuchtthurms, den sie sich mehrmals vorlesen lassen. Die Stunde, die wir bei ihr seyn konnten, verstrich zu schnell."

„Die Gesellschaft der Neuner hatte uns in der Stadt Wien ein Diner veranstaltet. Es war ein herrliches Mahl, mit Freude und geistreicher Unterhaltung gewürzt. Viele Toaste wurden ausgebracht, Winkler las folgenden ab:

Die Heimkehr gab zuerst ihn unserer Bühne,
Wir sahn die frühste Blüthe seiner Tramen,

Die Freistatt schoß in Frucht, gleich ohne Samen,
Daß sie nicht bangen lasse, nur versühne.

Und nun erschien, daß Lorbeer es umgrüne
Allimmerdar bei seinem theuren Namen,
Das Bild, und Alle, die zu schauen kamen,
Durchdrang das Milde und erhob das Kühne.

Da hebt sich auch der Leuchtthurm aus den Fluthen,
Die Phantasie gibt ihm die hellen Gluthen,
Das Herz erbaut ihn an dem Rettungsporte.

O schließ' dich nie, du feiner Lieder Pforte!
Du Herz, an dem die Musen alle ruhten,
Durchdringe ferner jedes seiner Worte!"

„Ich beantwortete das freundliche Entgegenkommen Aller durch folgenden Toast:

Die Elbe rauscht, die Schifflein gehen
Mit reicher Last Strom ab, Strom auf,
Und an bekränzten Wimpeln stehen,
Ihr Sänger, Eure Namen d'rauf.
Der Leuchtthurm steht und schaut herüber
Vom Sandmeer her mit trübem Licht,
Hier an der Elbe stünd er lieber,
Allein Ihr braucht den Leuchtthurm nicht.
Doch, wie Euch auch sein Bild verschwindet
Und in dem Nebel untertaucht,
Denkt: Liebe hat sie angezündet,
Wenn auch kein Schiff die Leuchte braucht."

„Wir eilten in's Theater. Das „Bild" wurde gegeben. Ich saß mit großer Erwartung, an meinen Pfeiler gedrückt. Alle Leute gafften mich an, die Prinzen präsentirten mich von fern ihren Schwestern, zeigten ihnen meine Frau und Kinder, und Clemens und Johann nickten mir freundlich zu. Es war ein peinvoller Augenblick, ehe der Vorhang aufging."

„Daß die Schauspieler mit Liebe und Anstrengung spielten, war unverkennbar, das Publikum war still und gespannt und empfänglich, aber das Ganze lief unter meiner Erwartung."

„Dem Schauspieler Julius, der den Grafen Nord spielte, gebührt

der erste Preis. Sein nicht ganz edles Kostüm und die bisweilen vorkommenden Husarenlieutenantsmanieren abgerechnet, spielte er vortrefflich, fühlte was er sprach, declamirte nicht und gab den Monolog, wo er die Dispensation zerreißt, unübertreffbar schön. Mit Kamilla, der Schirmer, würde ich ganz zufrieden gewesen seyn, denn ihr Aeußeres paßt einzig für diese Rolle, auch hatte sie die Rolle gefaßt und sprach Vieles mit tiefem Gefühl; allein Declamation und Affectation verdarb vieles. Meine Kamilla liebt und leidet nur und kennt keine Ziererei. Der Marchese wurde durch * * * dürftig und im tiefsten Bierbaß gespielt. Nur wenige Scenen gelangen ihm. — Mad. * * *, als Leonhard, war eine hübsche Erscheinung, sprach aber Alles im weinerlichen Tone und knickte mit den Knieen. — Mad. * * *, als Julie, war widerlich. Sie meinte im Trauerspiele Alles mit Pathos sagen und sehr gerührt scheinen zu müssen. Tieck sagte von ihr: „Mein Gott, die Frau bellt ja nur!“ — * * * gab den Maler. Nein, so hab' ich ihn mir nicht gedacht. Ich kann nicht beschreiben, wie furchtbar herzlos mir sein Spiel vorgekommen ist. Contessa war meiner Meinung. — Die Decorationen waren ziemlich gut, das Kostüm auch. Die Schlußscene gelang gut und ergreifend, die Sterbegruppe war vortrefflich geordnet. Das Publikum applaudirte bei den besten Stellen und jedesmal am Schlusse eines Aktes. Nur am Schlusse des vierten Aktes nicht, da schwieg Alles, Viele weinten. Unter lautem Beifall endigte das Stück. Ich war doch im Ganzen ergriffen und hatte mich in den Hintergrund meiner Loge zurückgezogen, als man auf's Neue zu klatschen und Bravo! zu rufen begann, und endlich meinen Namen rief. Das mir günstig gestimmte Publikum kann gewiß kein dankbareres Herz finden, als das meinige. Graf Vitzthum kam auch in meine Loge und sagte mir Artigkeiten.“

„Am 4. reisten wir von Dresden ab. — Am 5. Mittags gelangten wir nach Dobrilugk. Unsere Sehnsucht nach Hause war so groß, und die Pferde gingen so rüstig, daß ich ihnen die noch übrigen fünf Meilen wohl noch zumuthen konnte. Endlich Abends um acht Uhr waren wir an der Sellendorfer Grenze. Wilibald lief voran, uns anzumelden. Ein lauter Jubel empfing uns, Alle waren froh und gesund, und — — es ist doch nirgends besser als zu Hause.“

Mit diesen Worten schließt Heuwald das Tagebuch seiner Reise nach Dresden. Böttiger schrieb in der Abendzeitung über die erste Aufführung des „Leuchtthurms,“ welcher der Dichter beiwohnte:

„Seit langer Zeit hat kein Stück so stark zugleich auf alle Klassen der Zuschauer gewirkt. Die höchste Stille bewies die gespannteste

Aufmerksamkeit. Ein mehrere Minuten fortdauerndes Klatschen und Rufen machte am Ende der beklemmenen Brust Luft. Es gibt aber eine innere Stimme, die nicht durch Zunge, noch Lippen gebildet wird. Mit dieser brachte jeder dem lieben Dichter, der uns durch seine nächsten Umgebungen in seiner Loge den zärtlichsten Freund und Familienvater darstellte, ein inneres: Lebe! Dichte!"

Nach seiner Rückkehr von Dresden empfing Houwald von dem Grafen Brühl, damaligen Generalintendanten der königlichen Schauspiele in Berlin, die Nachricht, daß der „Leuchtthurm" auch dort in Scene gesetzt werden sollte. Doch wünschte der Graf, welcher die Theaterwirkung vor Augen hatte, einige Abänderungen und schrieb bei dieser Gelegenheit an den Dichter:

„Erlauben Sie mir, werther Herr von Houwald, die so ganz rein und wohl gemeinte Bemerkung eines alten Theaterpraktikus, daß der Dichter sich ja zuweilen an seinem Schreibtisch große Wirkungen von scenischen Anordnungen verspricht, welche in der Ausführung entweder unmöglich sind, oder doch nie so gut dargestellt werden können, daß ihre Wirkung mit der Schwierigkeit derselben in gleichem Verhältniß stände. — Es wäre wirklich höchst wünschenswerth, wenn Ew. Hochwohlgeboren öfters und wiederholt hier und in Dresden seyn könnten, um sich ganz mit den scenischen Möglichkeiten vertraut zu machen, denn ohne die mindeste Schmeichelei sey es hier ehrlich und wahr versichert, daß ich und alle diejenigen, welche Ihr Stück: „der Leuchtthurm" gelesen, in langer Zeit keinen so hohen Genuß in Hinsicht auf den poetischen Theil des Stückes gehabt haben."

Houwald sagt in seiner Antwort:

„Ja, wohl haben Sie recht, verehrter Herr Graf, ich sollte die Bühne oft sehen, oft vor ihr stehen, um recht eigentlich für sie dichten zu können. Das würde mich gewiß begeistern, die Kunst würde ihre goldenen Saatkörner in mein Gemüth streuen, und ich fühl' es, sie würden Früchte tragen. Aber da hängt sich nun das Leben mit Bleigewichten an die Wünsche des armen Dichters und hält ihn auf der Spanne Erde fest, auf der sein Schreibtisch steht. Wo ist ein solch Asyl, in welchem Künstler und Kunstfreunde sich versammelten, um mit einander Herrliches zu schaffen und von einander willig zu lernen? Sonst war es in Weimar, jetzt ist es nirgends."

„Ich denke während des Dichtens selbst nicht an die Bühne. Was mir als lebenswahr, als schön vor die Seele tritt, was mein Gemüth mit der Nothwendigkeit zur Darstellung lebendig erfüllt, das nur schrieb

ich getrost nieder und denke nur dabei an die große Bühne des Lebens, auf der ich es im Geiste aufführe."

An Schreyvogel, Theatersekretär bei der Hofbühne in Wien, schrieb Heuwald um dieselbe Zeit:

„Mein Gemüth zieht mich unwiderstehlich zur dramatischen Dichtung; ich will ihm willig und nach Kräften folgen, denn was der Maler in meinem „Bilde" sagt, ist mir aus der Seele gesprochen:

Mit Gott gedenk' ich manches zu vollenden.
Es ist mir stets, als müßt' ich emsig sorgen,
Den Menschen die Gestalten meines Innern
Zu offenbaren, eh der Tod den Spiegel
Mit seinen schönsten Bildern noch verhängt."

Am 12. August 1820 dichtete Heuwald die ersten Zeilen seines Schauspiels: „Fluch und Segen," und beendete es schon am 3. September, in vierzehn Tagen. Graf Brühl, dem er es einsandte, schrieb: „wenn es auch in poetischer Hinsicht Ihren andern Werken nachsteht, so ist es dramatisch unbezweifelt die Perle Ihrer Arbeiten."

„Gar sehr freut es mich," erwiederte Heuwald, „daß Ihnen mein kleines Drama: „Fluch und Segen" gefällt. Es ist zu einem guten Zweck bestimmt, drum ist mir's lieb, wenn die Arbeit gelungen ist. Meine Freunde in Dresden wollen nämlich ein Buch zum Besten des ohne Fonds bestehenden, musterhaft eingerichteten Waisenhauses in Pirna herausgeben; die Dichter Deutschlands sind um Beiträge gebeten, die als Geschenk angenommen werden sollen; das Buch selbst soll zur Unterhaltung für Eltern und Kinder bestimmt seyn. Um nun auch mein Scherflein auf den Altar meines früheren Vaterlandes zu legen, schrieb ich dieß Drama nieder. Ich wies dabei, recht mit Mühe und Ernst, allen Zufluß zu reichen poetischen Schmuckes ab und wollte nun einmal nur das reine Leben darstellen. Meine Freunde verlangten, nachdem sie es gelesen, daß ich es einigen vorzüglichen Bühnen mittheilen möchte, um den guten Absatz des Waisenbüchleins dadurch vorzubereiten. Deßhalb legte ich es zuerst Ihnen vor. — Den Moritz habe ich mir höchstens 12 bis 13 Jahre und fast noch jünger gedacht. Er darf der mütterlichen Pflege noch nicht entwachsen seyn, um das mütterliche Interesse desto höher zu spannen. Ginge es nur an, ich wollte Ihnen von meinen eigenen Knaben wohl einen Moritz senden, der diese Rolle spielen sollte. Auch die Kamilla in meinem „Bilde" ist nicht bloß ein Gebilde meiner Phantasie, es hat mir ein lebendes weibliches Wesen dazu gesessen."

„Fluch und Segen" kam am 19. December 1820 in Berlin zum

erstenmale zur Aufführung, und der Erfolg übertraf noch die günstigen Erwartungen, welche Intendant und Darsteller von der Wirkung auf der Bühne gehegt hatten.

„Alles, was ich um mich herum sehen und beobachten konnte," berichtete Graf Brühl dem Dichter, „war bis ins Tiefste erschüttert und ergriffen, und auch in der königlichen Loge blieb kein Auge trocken. Seyn Sie nicht böse auf mich, wenn ich Ihnen frei und unverholen erkläre, daß Sie für die Bühne nie etwas Wirksameres geschrieben haben. — Da Ihnen ohne Zweifel auch der Beifall Ihres neuen Landesherrn nicht gleichgültig seyn wird, so darf ich officiell und in seinem Auftrage Sie versichern, daß auch er tief erschüttert und ergriffen gewesen, und daß ihm namentlich die moralische Tendenz des Stückes, sowie die schöne einfache Einkleidung besser gefallen als Alles, was er in der neueren Zeit dem Verwandtes gesehen hat. — Es thut mir eigentlich leid, daß Sie das Stück zu einem andern Zwecke für den Druck bestimmt haben; ich würde Ihnen sonst rathen, es dem Könige zu dediciren."

Houwalds Antwort auf dieses so schmeichelhafte Schreiben trägt wieder das Siegel der liebenswürdigen Bescheidenheit, welche alle Aeußerungen des Dichters charakterisirt, wie folgende Stellen aus dem Briefe an den Grafen Brühl besagen:

„Eben standen meine Kinder am Weihnachtsabend vor ihren Christbäumen und freuten sich über die goldenen Früchte der Hesperiden, als ich Ew. Hochwohlgeboren Brief erhielt, der auch mich am Weihnachtsabend reich beschenkte. Die Theilnahme des Publikums, des Volkes, zu welchem ich jetzt gehöre, und der Beifall eines Königs sind zwei unschätzbare Gaben, die dem armen einsamen Dichter Muth zum weitern Fortschreiten geben müssen. Ihr Brief brachte mir Beides, Sie wollten mir eine Freude machen und säumten deßhalb nicht, mir zu schreiben, wie soll ich Ihnen innig genug danken!"

„Ihre Anerdnung und das seltene Talent Ihrer Künstler haben zur guten Aufnahme meines kleinen Dramas gewiß vorzüglich beigetragen. Ich fühle das und erkenne es dankbar. Dabei ehre ich auch das Publikum, welches, indem es meinen Leuchtthurm kalt aufnahm, an diesem kleinen einfachen Stücke Gefallen finden konnte. Ich gestehe Ihnen auch, daß mir die schmucklose Einkleidung dieses Dramas weit mehr Mühe gekostet hat, als das reichere Gewand meiner andern Dichtungen. Aber die Bühne verlangt nicht nur Poesie, sie verlangt Leben."

„Was Sie mir im Auftrag Sr. Majestät des Königs gesagt, hat mich gar innig und tief gerührt. Heil dem Volke, dessen König gern in

die Hütte schaut, in der sich der Fluch in Segen verwandelt, dessen Auge unter den großen Ereignissen der Kunst gerührt und theilnehmend auf der einfachen Dichtung ruht, die zu seinem Herzen spricht, weil sie aus einem frommen Herzen kam. Aber ich würde doch nie den Muth gehabt haben, ihm dieß kleine Drama zu widmen. Wie hätte ich wagen dürfen, neben dem prachtvollen Gemälde der Albaneserin mein Bildchen aufzuhängen. Wenn auch seine Gnade mich gewähren ließ, die Welt würde es mir doch nicht verziehen haben. — Vielleicht gibt mir der Himmel Muth und Kraft, künftig noch etwas Gediegeneres als bisher zu schaffen, was auch seinen Beifall sich erringt und ich vor seinem Throne niederlegen darf."

Ebenso schrieb Howald in einem Briefe vom 24. März 1825 an den König selbst:

„Ew. Königliche Majestät haben mir durch die Verleihung des St. Johanniterordens einen eben so höchst überraschenden, als unschätzbaren Beweis Ihrer Gnade zu geben geruht. — Zwar will eine ernste Stimme aus meinem Innern mich fragen: „Wodurch ich denn eine solche Auszeichnung verdient hätte?" Allein ich gebe ihr keine Antwort und halte nur den beglückenden Gedanken fest: mein König habe mir zeigen wollen, wie Er, trotz der jetzigen großen Erzeugnisse der Kunst, dennoch auch meine unbedeutenden Dichtungen nicht übersehen habe, die still und anspruchslos in meiner Zurückgezogenheit entstanden. Und so will ich denn das Kreuz freudig und nur als Symbol auf dem Herzen tragen, daß ich einem frommen Könige angehöre, der liebevoll und schützend die Hand auf des Dichters Brust legt, damit dieser erhoben, begeistert, gemahnt werde, muthig weiter vorwärts zu schreiten, bis er ein Werk erschaffen mag, das er sich getraut selbst vor dem Thron seines Königs niederzulegen. — Den reinen Willen hab' ich dazu! Gott schenke mir die Kraft!"

Auch in Dresden hatte die freudig aufgenommene Darstellung von „Fluch und Segen" ein neues Lorbeerblatt in den Dichterkranz Howalds geflochten. Böttiger schrieb ihm nach der Aufführung:

„Fluch und Segen" ist mit großem Segen über unsere Bühne gegangen. Mit gespannter, aber auch liebevoller Erwartung hatte sich das Haus gefüllt. Denn Howalds Name ist allen Dresdenern ein Wohllaut. Nur der Hof fehlte, denn es war der letzte Tag der unabweislichen ersten tiefen Trauer wegen der Schwester des Königs. Prinz Friedrich war sehr unzufrieden, daß ihn dieß strenge Trauerreglement von der Theilnahme ausschloß. Sein Oberhofmeister wollte das Manuscript von mir haben, das ich freilich nicht geben konnte. — Die Rührung bei

den Hauptscenen war allgemein. Am Ende sprach sich der Dank unseres heute wirklich mündigen Publikums in einem zweiten, bloß dem Dichter geltenden Beifallsklatschen besonders aus. Es wird ein Lieblingsstück unserer Bühne, weit mehr als selbst der Leuchtthurm werden. — Die Erweckung des Gewissens durch die Räuber hat Vielen nicht recht behagen wollen. Thaten die Schauspieler recht, den Segen der Mutter am Schluß des ersten Aktes wegzulassen. Ich denke: ja."

Hier aber dachte der tief religiöse Dichter: nein, und er antwortete Böttiger:

„Man hat bei der Aufführung den Segen weggelassen. Sie billigen es, und ich bin auch nicht dagegen. Doch hören Sie meinen Grund, warum ich ihn niederschrieb. Es sind fast buchstäblich die Worte der Bibel, mir unvergeßlich aus meiner Kindheit, wo mich meine fromme Mutter und deren alte Freundin, die meine Erziehung theilte, mit diesem Segen gewöhnlich zu Bette legten. — Ich dachte bei der Margaretha an meine Mutter, hielt diese alte heilige Sitte in dem Pachterhause noch für sittlich und dachte wenigstens nicht, daß man zu einer Zeit, wo durch Bibelgesellschaften dieß Buch allgemein gemacht werden soll, man solche Worte aus derselben im Munde einer Mutter für profan halten würde."

„Weßhalb findet die Kritik die Vergleichung mit dem Franz Moor zu grell und will sie nicht gelten lassen? — Habt Ihr philosophischen Dramaturgen nicht oft gesagt: die Bühne soll eine Volksbildungsanstalt seyn? Was heißt dieß anders, als: sie solle durch lebendig ergreifende Darstellung das Gute, Edle, Große befördern, das Böse hindern und das Laster bessern. Sie kann letzteres nur durch Erweckung des Gewissens, indem sie den Sünder seine eigene gräßliche Gestalt vors Auge stellt. Das erwachte Gewissen gebiert die Reue und diese zeigt das begangene Verbrechen dem Sünder stets in einem grelleren Lichte, in einer höhern Potenz und findet darin eine Art Beruhigung, sich auf das Schrecklichste selbst anzuklagen. So lautet meine Psychologie. Günther hat, wie Franz Moor, den Bruder verleumdet, ihn um sein Erbtheil gebracht und den Vaterfluch auf den Schuldlosen gehäuft; sie sind sich analog und das durch die Schreckenserscheinung des Moor erweckte Gewissen malt das Bild aus."

An Müllner schrieb der Dichter bei Uebersendung des Manuscriptes „Fluch und Segen":

„Die Abendzeitung wird Ew. Wohlgeboren ja wohl weitläufig genug von dem Zweck unterrichtet haben, zu welchem ich das kleine Drama

„Fluch und Segen" richtete. Es sollte mein Beitrag für den Waisenfreund sein und mußte, da dieses Buch besonders für Eltern und Kinder bestimmt ist, deshalb eine Handlung enthalten, die dem erziehenden wie dem aufblühenden Geschlechte ansprechend wäre. So ward denn das kleine Stück geboren, mit Liebe zwar, jedoch ohne die Absicht, es vor dem Drucke auf der Bühne sehen zu wollen. Meine Freunde in Dresden waren aber anderer Meinung, sie behaupteten, es habe dramatischen Werth und ein früheres Erscheinen auf der Bühne werde den Absatz des Buches befördern."

„Hätt' ich das Drama selbst für eine bedeutende Arbeit gehalten, so würde ich, der alten lieben Gewöhnung gern folgend, Ihnen das Manuscript wieder zuerst mitgetheilt haben, denn noch fürchte ich nicht, daß Sie die Beschränkung des Hereinrufens an Ihrer Thür, von welcher Ihr letzter Brief mir sagte, auch auf mich ausdehnen könnten. Allein ich wollte Sie mit Kleinigkeiten nicht um Ihre Zeit bringen. Als aber die gesprächigen Zeitblätter der Aufführung meines „Fluch und Segen" erwähnten, beschloß ich, jeden Zweifel besiegend, Ihnen das Manuscript nun mitzutheilen, denn es war mir ein ärgerlicher Gedanke, daß Sie nur aus fremder Hand mit meiner Arbeit bekannt werden sollten. Deshalb nehme ich die für den Druck bestimmte Abschrift aus den übrigen Beiträgen heraus, um sie nach Weißenfels zu senden. Nehmen Sie meine Arbeit freundlich auf und lesen Sie dieselbe mit Nachsicht. Der Zweck erforderte die größte Einfachheit und Schmucklosigkeit, ich habe wenigstens darnach gestrebt."

„Vor mir liegen nun die ganzen Beiträge zu jenem Waisenfreunde. Außer den Dresdnern Schriftstellern Kind, Kuhn, Hell, Hasse, Böttiger, A. von Nordstern, Tiedge, Elisa von der Recke, Schilling, haben auch Jean Paul, Dolz, Agnes Franz, Contessa, Wendt, Fouqué, Schink und andere mehr reiche Beiträge gesendet. Wie ich mich aber auch derselben erfreue, doch fehlt mir Ihr Name. Sie könnten mir wahrlich eine große Freude machen, wenn Sie meinem „Fluch und Segen" eine Begleitung, sey sie so klein wie sie wolle, mitgeben wollten und ich so Ihren Namen als letzte Gabe mit meiner Arbeit zugleich einsenden könnte. Es ist mir immer, als hätten die Waisen jenes Landes, das auch einst unser Vaterland war, außer dem allgemeinen, noch einen besondern Anspruch auf uns."

„Einer Entschuldigung bedarf diese Bitte vor Ihnen nicht. Alle in jenem Buche versammelten Männer und Frauen werden sich durch Ihren Beitritt geehrt fühlen."

Müllner an Heuwald:

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich in der Abendzeitung weder von Ihrem Drama, noch von dem Waisenfreund etwas gelesen hatte. Zwar erhalte ich dieses Blatt durch des Herausgebers Güte; aber es kommt mir soviel andern Journalen, daß von Durchlesen nicht mehr die Rede seyn kann, ich sehe nur, was mein Gehülfe mir herausfischt, und der hat immer nur das Literaturblatt im Kopfe und zeichnet mir bloß an, was damit in irgend einer Beziehung zu stehen scheint. Inzwischen erfuhr ich die Existenz des Drama's bei Gelegenheit meiner leidigen Redaction der Berliner Theatercorrespondenz, da war aber über den Inhalt nicht klug zu werden und ich forderte daher den Dramaturgen auf, darüber gründlich zu berichten. Fast gleichzeitig mit seiner freundlichen Zuschrift kam sein Brief, inspectis tabulis geschrieben und Sie werden ihn, im Auszuge wenigstens, künftig im Morgenblatte finden. Mich hat die Anlage und das Spiel der poetischen Hebel sehr angezogen; der Ausgang aber nicht befriedigt. Dieses offene Geständniß bin ich Ihrem ehrenden Vertrauen schuldig. Was Sie nur berühren — die Geschichte des Seiltänzers — spannte meine Erwartung stärker an, als was Sie entwickeln — den Entschluß und die Handlung des Knaben. Ihr nächster Zweck mag das rechtfertigen, aber dieser steht mit dem Kunstzwecke der öffentlichen Bühne nicht in vollem Einklange. Ihr Genius hat Sie über die natürliche Grenze der Kinderschauspiele, wie sie Weiße und neuerlich Schmidt gehalten, zu tief in den tragischen Ernst Erwachsener hinüber geführt, und die Rücksicht auf den Zweck des Kinderfreundes hat Sie gehindert, den Stoff zu vollkommener Wirkung auf den reiferen Kunstsinn auszubilden. So scheint es mir."

„Was Sie mir vom Waisenfreund schreiben, läßt mir keinen Zweifel, daß seine Tendenz kinderfreundlich sey, analog derjenigen, die vermuthlich auch Ihre früheren Schriften für die Jugend verfolgen. Ich sage: vermuthlich; denn Geschen hat sie an das Literaturblatt nicht eingesandt und so sind sie mir bis jetzt unbekannt geblieben. Für diesen, ich denke nicht leichten Gebrauch der Dichtkunst trau' ich mir kein Talent zu und überhaupt ist in meiner Vorrathskammer jetzt völlige Leere an Poesie. Daher muß ich beklagen, zu der Sammlung nichts beitragen zu können. Um Ihretwillen würde ich eine Ausnahme von dem Grundsatze machen, den mir mancherlei Erfahrungen diktirt haben: Gesammtleistungen dieser Art möglichst zu meiden, besonders mit der Dresdener Schule, die ich übrigens ehre. Sie sehen aus der Offenheit und Länge dieser Antwort, wie wenig Sie zu fürchten haben, daß ich, wenn Sie anklopfen, ein mürrisches

Herein! rufe. Obwohl Briefe und Bücher jetzt die Hauptlast meines Lebens ausmachen, so eröffne ich doch Ihr Siegel mit Vergnügen."

Des Kontrastes wegen möge sich hier das Urtheil anreihen, welches der in Müllners Brief erwähnte J. L. Schmidt, damals Mitdirektor des Stadttheaters in Hamburg, ein würdiger Nachfolger Schröders, über „Fluch und Segen" aussprach. Schmidt schrieb an Houwald:

„Fluch und Segen" hat meine Verehrung für den Dichter um so höher gesteigert. Ich kann es mir daher nicht länger versagen, Ihnen schriftlich diejenige Hochachtung auszudrücken, welche ich seit der ersten dichterischen Bekanntschaft mit Ihnen empfand. So hat seit lange — mit diesem Gemüth und Herz — wohl nie ein Dichter zu uns gesprochen. Mögen Sie sich belohnt und gestärkt fühlen durch die süßen Zähren, durch die heiligen Empfindungen, die Ihre Feder in jedem fühlenden Herzen erzeugt. In unserem Hamburg, ich darf es sagen, herrscht nur eine Stimme des Dankes und der Verehrung. So wird, so muß es überall seyn, wo nicht eine Hyperbildung den Sinn vergiftete. Der fromme Dichter achte doch ja nicht auf diese, so wie auf gallichte Recensenten; sie sind ganz in der Ordnung und mögen immer den Mond anbellen: er wandelt doch seine reine Bahn und — vollendet sie."

„Der „Leuchtthurm" ist, wie „das Bild," mit der größten Theilnahme aufgenommen und sehr fleißig in die Scene gesetzt. Wie denn Fleiß und eisernes Memoriren ein Hauptverdienst unseres Theaters ist: freilich nur mechanische Eigenschaften, möcht' ich sagen, aber sie ergänzen oft das fehlende Genie und man kann in der praktischen Schauspielkunst Berge damit versetzen. Möchten Sie uns einmal in unserer Handelsstadt besuchen! Sie würden hier ein Völkchen finden mit einem Rest von altem guten gesunden Sinn, der leider in üppigen Städten längst hektisch geworden ist. Ein Hauptgrund meines Schreibens ist mit, Sie zu beschwören, sich ganz und gar der dramatischen Literatur zu weihen."

G. J. Göschen, der aus dem Verleger der Houwald'schen Dichtungen der innige Freund des Dichters geworden und dem dieser Müllners Schreiben über: „Fluch und Segen" vertraulich mitgetheilt hatte, sagt in Bezug darauf über Müllner, dessen Verleger er gleichfalls gewesen, die bezeichnenden Worte:

„Müllners Brief ist ganz in seinem Charakter. Er ist geistreich, aber ohne Gemüth; er ist sogar ein Feind aller Sentimentalität und thut sich etwas darauf zu gut, ein reiner Egoist zu seyn. Doch ist er lange nicht so schlimm, als er aussieht. Das Häckeln ist ihm lieb um des Witzes willen und gern flickt er jemand etwas ans Zeug, von dem er

glaubt, er lasse seinem Geiste nicht Gerechtigkeit widerfahren. Uebrigens ist er redlich, pünktlich und meint es mit der Kunst und Literatur gut. Buonaparte ist sein Idol. Soll ich Müllnern das zweite Bändchen des Buches für Kinder senden? Ich schicke es ihm in meinem Namen nicht. Daß Müllner die „Albaneserin" (er verlangte 3000 Thaler Honorar) mir nicht gegeben und „die Schuld" nicht gelassen hat, weil er für die neue Ausgabe mehr haben wollte, als ich zahlen konnte, das verdenke ich ihm nicht. Aber eine andere Knickerei, verbunden mit Undankbarkeit, ist Ursache, daß ich ihm nichts mehr schenke. Ehe Müllner berühmt war, ließ er ein Buch auf seine Kosten drucken und es blieb liegen wie Blei. Ich erbot mich, es in Commission zu nehmen und bin glücklich genug, für nahe an hundert Thaler abzusetzen. Ohne einen Heller für meine Mühe zu berechnen, sende ich ihm das Geld und zugleich das Honorar für seine Spiele (zweiter Theil) durch meinen Bankier in Leipzig zu. Dieser schickt ihm das Geld in sächsischen Zweigroschenstücken und Müllner beschwert sich bei mir darüber, weil das Zählen ihm Mühe mache und Achtgroschenstücke leichter zu zählen seyen. Meine Mühe während eines ganzen Jahres ist doch wohl beträchtlicher als seine?"

Als Dank für das ihm zugesandte Exemplar des bei Göschen erschienenen Bildes schrieb Müllner an Heuwald:

„Ihr Geschenk hat mir großes Vergnügen gemacht, selbst durch seine äußerliche Erscheinung. Soll ich die Schwachheit eingestehen? Es berührte mich schmeichelnd, Ihr tragisches Kind in demselben Gewande zu erblicken, in welchem zwei der meinigen zuerst in die Welt getreten sind. Obwohl der Verleger schwerlich daran gedacht hat, so ist es doch ein artiges Spiel der Zufälligkeit, daß das „Bild" gleichsam die Uniform desjenigen angezogen hat, der bereits eine Lanze für dasselbe gebrochen. Siehe Literaturblatt 1820 Nr. 104 und die Wage, Heft 3, wenn ich nicht irre."

„Was ich im Morgenblatt für „Fluch und Segen" gegen das strenge Urtheil eines achtungswerthen Kunstfreundes bemerkt habe, lege ich hier bei. Ich glaubte bei dem ersten Durchlesen seiner Kritik ihn aufs Haupt schlagen zu können und wollte seine Position im Gebiete der Moral mit dem ästhetischen Freiheitsgeschrei forciren. Aber — offenherzig — ich fand Ihre Truppen nicht ganz in dem Stande, den Sturm zu unternehmen. Sie kannten das Rührende, welches in der Handlung des Knaben liegt, retten, ohne das Unrechte derselben zu verhüten. Ihre Selbstkritik traf den Nagel weit besser, als mein Brief. Der Handel um den Knaben — das wäre der rechte Anfang gewesen. Diese Scene

nicht beschrieben, sondern gesehen, hätte den Entschluß des Knaben besser motivirt und zur gleichen Zeit entschuldigt. Von diesem Gesichtspunkte aus hätten Sie den richtigen Ausgang nicht verfehlen können: Verzeihung der gerührten Eltern für den, seinen wohlgemeinten Fehltritt erkennenden Knaben. Daß sie ihn übersahen — von den Bedingnissen der Gelegenheit kommt das nicht; denn diese Gelegenheit gebot vielmehr Rücksicht auf die Erziehungsmoral. Glauben Sie mir, verehrter Mann, es kommt von der Gemüthsdramaturgie. Seyn Sie immer ein wenig auf Ihrer Hut dagegen. Sie spricht für den Augenblick an: aber sie befriedigt nicht auf die Dauer. Diese Offenheit sey Ihnen ein Beweis meiner großen Hochachtung."

Houwald hatte sein „Bild," als es im Drucke erschien, dem Prinzen Friedrich August, jetzt regierenden König von Sachsen, gewidmet, welcher in einem eigenhändigen Briefe vom 2. Mai 1821 an den Dichter schrieb:

„Meinen herzlichen Dank für Ihr herrliches „Bild", das Sie gewiß keinem wärmeren Verehrer Ihrer, das innerste Gemüth ergreifenden Saitenklänge widmen konnten. Wenn mich Ihr „Bild" schon beim ersten Lesen wunderbar ergriff, so gewann meine Liebe für dieses von den reinsten, schönsten menschlichen Gefühlen beseelte Werk bei jeder Darstellung neue Wärme, und ich kann nicht sagen, mit welcher Rührung ich diesen Morgen meine beiden Lieblingsscenen, den Monolog des deutschen Ritters und die Abendscene der Camilla überlas. Sie fassen das menschliche Herz von einer Seite, welche Ihrem Herzen Ehre macht, denn nur einem kindlich reinen Gemüthe stehen die Heiligthümer offen, wo die Liebe in solcher Himmelsreinheit wohnt. Sie haben Recht, ein geistiges Band umschlingt alle gute Menschen, ohne Rücksicht auf die Stufen, welche Vorurtheil und — Nothwendigkeit erbaut haben. Hat mich der Himmel auf eine solche Stufe gestellt, so soll es mein eifrigstes Bestreben seyn, dieses schöne Band noch enger zu knüpfen, wo es an mir steht, den Abhang zu ebnen, der leider so oft Mensch von Menschen trennt, und durch redliches Streben das Gute zu befördern, wenigstens einen Theil Ihrer Hoffnungen zu rechtfertigen. Von diesen Gefühlen durchdrungen, versichere ich den Dichter der reinsten Menschlichkeit meiner wahren Freundschaft und Hochachtung.

Ihr ergebener

Friedrich August
Herzog zu Sachsen.

Am 5. November 1821 wurde Houwald durch die Stände einstimmig zum Landsyndikus der Niederlausitz erwählt. Dieser ehrenvolle Beruf,

der ihn an die Spitze der umfassenden ständischen Verwaltung seiner Provinz hob, bestimmte den Dichter, sich nach Neuhaus, in der Nähe von Lübben, wo sich das Landschaftshaus befindet, überzusiedeln. Welchen Kampf es ihm gekostet, sein Tusculum in Sellendorf zu verlassen, bekunden folgende, im April 1822 von dem Dichter niedergeschriebene Zeilen:

„Sowohl Amts- als Familienverhältnisse bewogen mich, mein bisheriges Eigenthum Sellendorf zu verkaufen und mir eine neue, meiner Bestimmung näher gelegene Heimath aufzusuchen. Beides ist jetzt erfüllt, aber das Uebergeben und Uebernehmen eines Gutes, das Ab- und Einziehen mit einer großen Familie ist eben so störend und zeitraubend, als sich durch Abschied und Willkommen das Gemüth hierbei auf das Tiefste erschüttert fühlt. Wer vierzehn Jahre an einem Orte lebte und Freude, Leid, Beides in reichem Maße an sich vorüberziehen sah, wer dort lange wirkte und arbeitete und mit dem Grundstein, den er legte, mit den tausend Bäumen, die er pflanzte, seine Liebe zu dem Orte sich tief einwurzeln sah, der vermag sich nur unter schwersten Schmerzen davon loszureißen, zumal da ihm allenthalben stumme, aber dennoch beredte Zeugen der gehaltvollsten, heiligsten Lebensstunden ein geheimes, ihm nur verständliches Lebewohl zurufen."

„Die Stunde des Abschiedes ist vorüber, ich bin seit wenig Tagen in Neuhaus, meiner neuen Heimath, mit Liebe zu meinen Pflichten, mit Hoffnung für die Zukunft, mit Vertrauen auf Gott eingezogen und benutze den ersten freien Augenblick, einer Wohllöblichen Obstbaumgesellschaft in Guben für den mir übersendeten Gruß zu danken. — Voltaire, der weder Pomolege, noch Vater war, sagt dennoch in seinen Schriften: „Bäume pflanzen und Kinder zeugen ist das Beste, was der Mensch thun kann!" Und mir leuchtet die Wahrheit dieser Behauptung ganz besonders ein, da ich ein eben so großer Freund der Obstbaumzucht, als auch ein Vater sehr vieler Kinder bin. Die Natur war von jeher meine liebste Freundin, ich suche sie allenthalben zu verstehen und ihre Gesetze zu erforschen und ob ich gleich kein wissenschaftlich gebildeter Gärtner bin, so wirme ich dennoch meine Freistunden am liebsten meinem Garten."

Der dringenden Aufforderung des damaligen Hoftheaterintendanten in München nachgebend, übernahm es Howald, zur theatralischen Feier der Vermählung der Prinzessin Amalie von Bayern mit dem Prinzen von Sachsen ein Festdrama zu dichten. Hatte doch Schiller früher durch seine: „Huldigung der Künste" auf gleiche Weise zur Verherrlichung einer ähnlichen Feier beigetragen. Howald begann zu diesem Zwecke sein Drama: „der Fürst und der Bürger" am 1. September 1822 und vollendete es bis zum

3. September. In dem Briefe, welcher das Manuscript des Dramas nach München begleitete, sagt der Dichter:

„Bei einem Gelegenheitsstücke, was mein Drama doch immer nur bleibt, konnte ich aber unmöglich zu den gewöhnlichen Gratulations- und Glückwünschungsbehelfen meine Zuflucht nehmen, sondern es lag mir daran, die bei diesem Feste hauptsächlich interessirten hohen Personen sich wie in einem Spiegel der Vorzeit selbst wieder erkennen zu lassen. Die Schatten mußten stark aufgetragen werden, damit die Lichtgestalten desto glänzender hervortraten, ich setzte die Zeit der Handlung in die, an Sitten rauhere Periode des dreißigjährigen Krieges zurück, suchte aber doch in vielen Beziehungen und besonders in der Schlußscene sie mit der gegenwärtigen zu verbinden; um meiner Arbeit auch vor dem Volke der Bayern ein allgemeines Interesse zu geben. Ich wollte ein wahres Lebensbild entwerfen und habe deßhalb in dürftigen gemeinen Umgebungen angefangen und am Throne geendet."

Doch eben weil der Dichter, seiner würdig, ein wahres Lebensbild darzustellen gestrebt und „nicht — wie er selbst sagt — zu den gewöhnlichen Gratulations- und Glückwünschungsbehelfen seine Zuflucht genommen hatte," erachtete der betreffende Hoftheaterintendant die Darstellung dieses nur auf sein wiederholtes Andringen unternommenen Dramas für allzu bedenklich und wagte es nicht, dasselbe zu der Feier, die es ursprünglich verherrlichen sollte, aufführen zu lassen. Und das Alles, wie ein anderer Dichter in ähnlichem Konflikte mit einem Bühnenvorsteher sehr witzig bemerkte, Alles aus politischen oder — gar keinen Gründen. Heinrald, in seiner stillen Bescheidenheit, die es erst kurz zuvor noch abgelehnt hatte, sein Bildniß als Titelkupfer eines Bühnenalmanachs zu bewilligen, würde sein Drama ohne Zweifel ohne Weiteres zurückgenommen haben, hätte es jener Hoftheaterintendant nur der Mühe werth gehalten, es dem Dichter zurückzuschicken oder ihm auch nur mit einer Zeile darüber Nachricht zu geben. Da jedoch keines von beiden geschah, schrieb der Dichter, mit Recht durch solche Neutralität verletzt, an den Intendanten:

„Vor nunmehr beinahe acht Wochen übersendete ich Ew. Hochwohlgeboren, auf Ihre wiederholte Bitte, das Drama, womit ich das Vermählungsfest Ihres Königshauses würdig zu feiern gedachte. — Daß Sie anderer Meinung waren und es als unpassend zurücklegten, lasse ich dahin gestellt seyn. Was Sie aber bewogen haben kann, mir auch nicht eine Zeile zu antworten und es bloß dem öffentlichen Gerücht zu überlassen, mich von dem Schicksal meiner Dichtung in Kenntniß zu setzen, dafür werden Sie wohl kaum eine Entschuldigung finden. Ich erlasse Ihnen

riete auch recht gern, kann mir selbst es aber nicht länger erlassen, mein Eigenthum, das Manuscript des Dramas, von Ihnen zurückzufordern, und hiermit zu verlangen, daß Sie es mit nächster Post an mich abgehen lassen."

Auch dieser Brief des Dichters blieb ohne Antwort und ohne die verlangte Rücksendung des Manuscriptes. Endlich, nach länger als vier Monaten, und nachdem Howald, kein anderes Mittel zur Wiedererlangung seines vorenthaltenen Eigenthums sehend, gedroht, sein Drama öffentlich zurückzufordern, lief ein Schreiben von dem Intendanten ein, in welchem dieser dem Dichter anzeigte, daß die ausführliche Beantwortung erst morgen mit dem Postwagen abgehen werde. Das war der Humor davon, und Howald schien, wie aus seinen schriftlichen Bemerkungen erhellt, die Sache am Ende selbst von der humoristischen Seite hinzunehmen und dabei bewenden zu lassen. Der Intendant schrieb, daß „an dem verhängnißvollen Tage des 14. Januars (wo das Hoftheater in München ein Raub der Flammen geworden) ein Brief zur Absendung an den Dichter bereit gelegen, aber mit vielen andern Papieren verbrannt sey." Nicht anders, als ob ein tragi-komisches Spiel des damals auf der Bühne beliebten Fatums darüber gewaltet habe. Erst läßt der Herr Hoftheaterintendant den Dichter drei Monate ohne alle Erwiederung, und als er endlich antwortet, verbrennt just an demselben Datum das Schauspielhaus und — der Brief. Eine wahre Schicksalsfabel!

„Fürst und Bürger" erschien im März 1823 zum erstenmale auf der Berliner Hofbühne und fand die günstigste Aufnahme. Graf Brühl schrieb dem Dichter:

„Ich kann Ihnen jetzt den sehr glücklichen Erfolg Ihres neuesten Schauspiels, auch nach der heutigen zweiten Wiederholung, melden und Ihnen zugleich meine herzliche Freude an den Tag legen, daß es in der Aufführung so glücklich gelungen und so gut vom Publikum aufgenommen worden ist. Ein allgemeines Beifallsklatschen hat sich am Schlusse hören lassen. Das Stück zeigt eine gewisse Frische, eine wohlthuende Jugendkraft des Dichters, welche nothwendig anziehend wirkt und noch schöne Hoffnung auf künftige dramatische Dichtungen gibt, welche wir mit Ungeduld erwarten. Der König hat sich gleichfalls sehr günstig für das Stück erklärt, und Herzog Karl von Mecklenburg erwartet nun mit doppelter Ungeduld das verheißene Drama für unser Hofgesellschaftstheater."

Auch von dem Hofe in München hatte sich der Dichter noch einer ehrenden Anerkennung seines „Fürst und Bürger" zu erfreuen. Die Königin Caroline von Baiern schrieb in Bezug auf dieses Drama in einem eigenhändigen Briefe vom 1. April 1823 an Howald:

Ich verdanke Ihrer gefälligen Mühe schon manchen schönen Genuß, und auch dieses Ereigniß verschaffen hat mir vieles Vergnügen gewährt. Indem ich Ihnen dafür, so wie für die Gesinnungen, welche Sie mir und meinem Hause geweihet haben, aufrichtig danke, ist es mir angenehm, Sie, Herr Baron von Houwald, meiner vorzüglichen Achtung zu versichern, womit ich verbleibe

Ihre wohlaffektionirte

Caroline."

Diesem königlichen Handbillet war eine werthvolle goldene Dose für den Dichter von „Fürst und Bürger" beigeschlossen.

Im Herbst 1823 vollendete Houwald: „die Feinde." Müllner, dem der Dichter das Manuscript zur Einsicht und Beurtheilung zusandte, schrieb darüber:

„Obschon die Privatkritik mir immer nur bittere Früchte getragen hat, so kann ich doch bei Ihnen unmöglich die Maxime befolgen, das Werk mit leeren Complimenten zurück zu schicken."

„In der Fabel des Stückes sind alle Elemente zu einer Tragödie von erfreulichem Ausgange vorhanden. Großartig ist der Kampf der Rache, welche die Wittwe des ermordeten Königs dem Mörder bereitet hat, mit großartiger noch die Art und Weise, wie das Verhängniß ihren Plan vereitelt, selbst das Rächeramt übernimmt und dadurch Alles zum Heile des Reichs, zur Glückseligkeit des Volkes lenkt. Aber in Betreff der Ausführung möchte ich zuerst fragen: war denn nicht ohne den bösartigen Intriguanten auszukommen? Ein wohlgesinnter, jedoch mißtrauischer und für das Schicksal seines Herrn ängstlich besorgter Diener hätte für die Verwickelung der Begebenheit dieselben, wo nicht bessere Dienste leisten können. Ebenso scheint mir die Liebe zu flau behandelt worden zu seyn. Die Springfeder dieser Leidenschaft ist so mächtig, daß, wo sie einmal in der Maschine angebracht ist, man von ihr fordert, daß sie auch mächtig eingreife und die Räder umtreibe. Der dritte Akt scheint nicht dramaturgisch genug gebaut. Dem Gervas erzählt Ratmin, was wir schon wissen, was wir selbst mit angesehen haben, und zugleich verräth er uns, was wir besser noch nicht wüßten, weil es in der Burg, vor unseren Augen, sich begeben soll: den Ueberfall. Bald darauf berichtet uns wieder Tom, was wir aus dem Gespräche zwischen Ratmin und Gervas auch schon wissen, und Dustan führt ihn mit so viel Umschweifen ein, daß wir weit etwas Interessanteres von ihm zu hören erwarten müssen. Statt dieser Nebenpersonen, wie viel lieber sähen wir eine Hauptperson handeln und die Katastrophe herbeiführen: den König Malcolm. Daß der blinde Thau

dessen Gesichtszüge im Antlitze seines Sohnes durch Betastung erkennt, ist zu gewagt: es kann auf der Bühne leicht lächerlich werden. Warum nicht lieber Aehnlichkeit der Stimme, wenn nun einmal des Thons dunkle Rückerinnerung hier nicht entbehrt werden sollte."

„Da haben Sie meine Ansicht, verehrter Herr! Aber ich möchte Sie zugleich bitten, nicht etwa einen Umbau vorzunehmen, wenn Ihnen auch meine Einwendungen gegen den Grundpfeiler der Intrigue und gegen die Construktion des letzten Aktes einleuchten sollten. Ein gutes Haus zur Hälfte einreißen, um es besser zu machen, gibt Flickwerk; besser man baut ein ganz neues daneben, wenn man mit dem guten nicht ganz zufrieden ist."

„Sie schmeicheln mir mit der Frage, ob ich mein Vaterland umsonst auf eine neue dramatische Dichtung von mir warten lassen wolle? Haben wir Deutschen denn ein Vaterland? Mein Gefühl wenigstens findet das meinige nirgends. Die Wahrheit kurz auszudrücken: ich habe die rückläufige Zeit, in der ich leben muß, seit sechs bis sieben Jahren viel zu tief verachten gelernt, als daß ich hoffen dürfte, etwas zu dichten, das ihr angenehm seyn könnte. „Ueble Laune," sagen Sie vielleicht? Es sey, aber in übler Laune soll man nicht dichten, und daß ich nicht in bessere komme, dafür ist hier zu Lande hinlänglich gesorgt."

Heuwald an Müllner:

„Die Privatkritik, die Sie mir oft schon gewährt, hat Ihnen gewiß noch keine bittere Frucht getragen, denn immer habe ich sie mit Dank empfangen, fast allenthalben ihr treffendes Urtheil erkannt und oft schon meine Arbeiten darnach verbessert. Sie verfehlt also bei mir nicht ihren Zweck, und schon deßhalb setze ich mich immer wieder über jedes Bedenken hinweg, Sie auf's Neue darum zu bitten."

„Auch dießmal hat sie mir über manche Schwächen meines Dramas und besonders über den dritten Akt die Augen geöffnet. Erlauben Sie mir, daß ich auf Ihren Tadel näher eingehe und Ihnen nun mit wenigen Worten sagen darf, was mich dazu bewogen hat, manches hinzustellen, was Sie nicht billigen."

„Der intriguante Katmin gefällt Ihnen nicht, Sie hätten an seiner Stelle lieber einen wohlgesinnten, jedoch mißtrauischen und für das Schicksal seines Herrn ängstlich besorgten Diener handeln sehen? Ich bin durch Folgendes zu diesem Charakter gekommen. Theils hatte ich mir ihn als eine neue, interessante Aufgabe vorgesetzt; theils war ich der Meinung, er werde ein passendes Gegenstück zu dem offenen edlen Charakter des Oswald seyn, ihm zur Folie dienen und die Verwickelung des Ganzen begünstigen.

indem er durch sein geheimnißvolles Treiben die Gefahr der Gegenpartei bis auf die höchste Spitze stellt, dann aber an dem reinen festen Sinn seines Herrn untergeht. Einen eigentlichen Bösewicht wollte ich nicht aufstellen, sondern vielmehr einen feinen Diplomaten, der seines Herrn Auftrag treu und ling ausführen, sich selbst aber auch nicht vergessen will und dabei kein Mittel verschmäht, sein Ziel zu erreichen. Ein weniger räthselvoller Charakter würde die vortheilhafte Spannung wohl kaum in diesem Maße herbeiführen."

„Die Liebe des Donald und der Alena ist allerdings nur ernst und ruhig gehalten; sie wäre nicht zur eigentlichen effectvollen Triebfeder der Handlung des Dramas, und ihr Erwachen zeigt sich fast einzig in dem gegenseitigen höchsten Vertrauen zweier reiner Gemüther. Aber ich wollte dieser Liebe auch keinen weiten Raum zugestehen, weil eigentlich ein weit höheres Gefühl, als sie, des Prinzen Seele jetzt erfüllte, ihm zu dieser Liebe noch nicht Zeit läßt und ihn für jetzt noch über sie erhebt. Fehlen aber dürfte sie auch wieder nicht, weil sie als das rein menschlichste Motiv im Hintergrunde steht, warum Donald seine Feinde in Schutz nimmt, und weil er ohne dieses Motiv als ein zu gewaltiger Tugendheld erscheinen würde."

„Aber der dritte Akt muß eine andere Gestalt erhalten. Fort mit der ersten Scene zwischen Katwin und Gervas. Sie haben mit Recht diese Scene verworfen, und ich habe auf der Stelle erkannt, daß sie durch einige Ergänzungen in andern Scenen völlig entbehrt werden kann. Das Ganze gewinnt dadurch an Kürze, und selbst die Einheit des Ortes bleibt unverletzt. Nur den König Malkolm am Ende selbst auftreten und die Katastrophe herbeiführen zu lassen, scheint mir eine kaum zu lösende Aufgabe. Leben bleiben kann er nicht, denn vor ihm würde Ergar sich niemals beugen mögen. Wie also soll er enden? Wer soll ihn fällen? Was soll der Sohn beim Erscheinen des Vaters beginnen? Soll er für oder gegen ihn seyn? Soll er dem Mörder auf der Stelle verzeihen und an der Leiche des Vaters ruhig seine Thronfolge im Auge halten? Zu lösen sind diese Fragen gewiß und vielleicht vortheilhaft genug für das Drama, aber ich gestehe Ihnen offen: ich vermag es nicht, zumal da sich mir die Handlung nicht gleich anfangs auf diese Weise vor Augen gestellt hat."

„Ich wünsche, verehrter Mann, Ihnen durch diese offenen Geständnisse gezeigt zu haben, wie hoch ich Ihre Kritik achte, und wie ich sie mir nur erbeten habe, um Nutzen und Belehrung aus ihr zu ziehen. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank dafür. Uebrigens sollen Sie das Kind Tragödie getauft haben."

Müllner an Heswald:

„Zwei Briefe von Ihnen ließ ich unbeantwortet. Warum? könnten Sie mit Recht fragen. Nun, ich könnte antworten, weil ich nicht Zeit hatte; aber das wäre nicht wahr. Zeit, mit Ihnen zu korrespondiren, muß immer werden. Die Wahrheit ist, daß Ihr erster Brief, der von der Umarbeitung Ihrer Dichtung (die Feinde) handelte, mich für einen Mord verantwortlich machen wollte, der dem Publikum vielleicht weniger mißfällt als dem Kunstsinn, und von dem, ich gestehe es, die tragische Nothwendigkeit mir nicht klar einleuchten wollte; daher dacht' ich denn: mag der Dichter ihn begehen und meiweiren, dann wollen wir darüber sprechen."

„Indessen was mich hauptsächlich zum Aufschub meiner Antwort bewog, war der Wunsch, dieselbe mit einer kleinen literarischen Gabe zu begleiten, die nicht eher fertig wurde als jetzt. Nehmen Sie dieselbe so günstig auf, als früher meine Mäkeleien."

Aus einem Briefe Heswalds an den Generalintendanten des Hoftheaters in Dresden ergibt sich, daß der Dichter „die Feinde" ursprünglich dem Herrengesellschaftstheater, welches damals unter den Auspizien des Herzogs Karl von Mecklenburg in Berlin bestand, zugedacht hatte. Es heißt in jenem Schreiben Heswalds:

„Mein Drama war eigentlich für die Privatbühne der königlichen Familie in Berlin bestimmt. Dort hatte man mich um ein ernstes Stück, jedoch mit nicht zu tragischem Ausgange gebeten. So entstanden denn „die Feinde," und nur aus Rücksicht auf die Zuschauerin dort, nicht auf die Zuschauerin, erhielten sie jene Gestalt (mit dem weniger tragischen Schluß). Meine Dichtung war mir aber unter den Händen zu groß gewachsen, sie sollte deshalb von der Privatbühne auf das Nationaltheater übergehen, und hier galt es nun, sie noch einmal und mit ganz anderen Augen zu betrachten, ihr ohne alle Nebenrücksichten die wahren Erfordernisse einer Tragödie zu geben, wozu das Ganze doch einmal angelegt war und so dem Gefühle und dem Urtheile des Gebildeten zu genügen, ganz unabgesehen, was Stanten er auch sey."

Ein Ausflug, den Heswald im Herbste 1823 nach Berlin machte, verschaffte dem Dichter die persönliche Annäherung und Bekanntschaft des Kaufmannes Feuk aus Köln, welcher durch den, gegen ihn wegen Erwerbung des Kaufmanns Eßen geführten Kriminalprozeß eine Merkwürdigkeit des Tages geworden und eben damals in Berlin anwesend war. Welch tiefen und heiteren Eindruck diese Begegnung in dem weichen Gemüthe des Dichters zurücklich, erhellt aus seiner eigenen Schilderung.

die hier umständlich, wie sie die Papiere Hennwalds, von seiner Hand geschrieben, enthalten, folgt:

„Ueber mein Zusammentreffen mit Peter Anton Fonk aus Köln.

Als ich am 30. September 1823 in Berlin eingetroffen und in dem Hotel de Rome unter den Linden abgestiegen war, hinterbrachte man mir bald, als eine wichtige Neuigkeit, daß in dem Nebenzimmer der Kaufmann Fonk aus Köln (mein Lohnlakai nannte ihn den berühmten Mörder) wohne, der hierher gekommen sey, um dem Könige für seine völlige Freisprechung zu danken, und die Niederschlagung der Proceßkosten, welche sich auf 30,000 Franken belaufen sollten, zu erbitten."

„Ich hatte bisher an Fonks Schicksal innigen Antheil genommen; der Kriminalproceß, der ihm fast 7 Jahre die Freiheit geraubt, und endlich am Schluß sein Leben dem Henker übergeben hatte, war die Sache der Menschheit geworden; es hielt sich jeder Redliche zu dem Gericht der Geschwornen selbst von Gott berufen, viele hatten bereits ihr Urtheil freimüthig und öffentlich ausgesprochen, und wenn viele andere bei der Nacht des Geheimnisses, die immer noch auf Cönens Ermordung liegt, die Unschuld des Fonk noch nicht klar vor Augen sahen und deshalb in Zweifel blieben, so war man doch darüber einig, daß größtentheils nur aus der, sehr gehässig und mangelhaft gegen Fonk geführten Untersuchung der unerwiesene Thatbestand als erwiesen angenommen werden konnte, und man ihn nicht erst nach, sondern eigentlich schon vor der Untersuchung verurtheilt habe."

„Ich freute mich, diesen zum Tode verdammten, auf eine höchst ungewöhnliche Weise aber von seinem Könige freigesprochenen Mann persönlich kennen zu lernen, und sah ihn zuerst an der Table d'hôte mir gegenüber sitzen. Er mag etwa 40 Jahr alt seyn. Seine Gestalt ist von mittler Größe, kräftig und nicht gebeugt; seine Gesichtszüge sind nicht eben ausgezeichnet, aber es liegt etwas Ernstes, Unternehmendes darin, und man liest in ihnen nichts Abschreckendes und eben nicht das Bewußtseyn eines Mordes; die Augen sind klein, aber voll Feuer. Mit einem stolzen Wesen trat er ins Zimmer, nahm an der Tafel Platz und ließ es sich wohlschmecken. Er war aufmerksam und höflich gegen seine Nachbarn, vermied jedoch jedes Gespräch und that nur allgemeine Blicke über die Tafel hin, ohne seine Augen lange auf jemand haften zu lassen, denn er merkte wohl, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren. Er wartete das Ende der Tafel nicht ab, sondern verließ, nachdem er gesättigt war und die Gesellschaft leichthin gegrüßt hatte, mit stolzem raschen Gange das Zimmer."

„Ich konnte über den Eindruck, den er auf mich gemacht, nicht mit mir einig werden und beschloß, ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen und ihn dort selbst zu sprechen. Bischoffs treffliches Buch über Fonk, welches ich zur Hand hatte, war meine Vorbereitung zu diesem Gange, denn ich fühlte wohl, daß ich nur mit der vollen Ueberzeugung seiner Unschuld zu ihm gehen müsse, wenn ich mir selbst ein näheres Berühren mit ihm erlauben und ihm ungeheuchelte Theilnahme entgegen bringen wollte. Ich las in Bischoffs Buch wiederholt und trat hierauf in Fonks Zimmer. Er empfing mich sehr ernst und fragte, nachdem ich ihm gesagt: ich könne unmöglich mit ihm unter einem Dache wohnen, ohne ihm selbst zu sagen, daß ich herzlich an seinem Schicksal theilgenommen, nach meinem Namen. Als ich ihm denselben genannt, ergriff er meine Hand und führte mich an seinen Schreibtisch; hier schlug er mir ein in Quart gebundenes, unscheinbar gewordenes Buch auf. Die Blätter waren in verschiedenen Sprachen von seiner Hand beschrieben.“

„Dieß Buch enthält die Excerpte,“ sagte er, „die ich zu meinem Trost mir im Kerker gemacht habe. Erkennen Sie daraus, daß ich Sie schon früher kannte!“ — Er zeigte mir hierauf eine Stelle, die er in das Buch eingetragen; es waren die letzten Worte aus meinem Drama: „Fluch und Segen“:

„Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht!
Wenn das Bewußtseyn tiefe Wunden schlug,
Der denkt, der Herr geh' mit ihm ins Gericht.
Er aber ist die Liebe und Geduld,
Er sendet jedem Sonnenschein und Regen;
Sey du nur rein und frei von aller Schuld,
Dann bringt dir Menschenfluch doch Gottes Segen!“

„Wir hatten also gegenseitig schon von einander gehört, wir waren mit einander bekannt und da ich mir in diesem Augenblicke des Gefühls recht klar bewußt wurde, mit welchem ich jene Stelle niedergeschrieben, so ging in mir auch die Ueberzeugung auf, daß ein des Mordes Schuldiger sie zwar wohl wahr finden, jedoch sie zu seinem Troste im Kerker nicht abschreiben werde.“

„Fonk schloß mir sein Herz auf. Ich bestürmte ihn nicht mit Fragen, sondern ließ ihn, wie er es wollte, aus den letzten inhaltschweren Jahren seines Lebens Momente herausheben und sie mir erzählen. Er sprach voll Feuer und Leben, und indem er manches berührte, was den unglücklichen Verdacht der Mordthat gegen ihn auf unbegreifliche, unsinnige Weise

bestärkt habe, klagte er seine Richter doch niemals der eigentlichen Bosheit und bewußter Ungerechtigkeit gegen sich an, sondern nannte sie nur höchst verblendete Menschen und schilderte besonders den Herrn v. Zastrow als einen sehr unerfahrenen, einfältigen und schwachen Mann, der nicht die Kraft gehabt habe, späterhin zu bekennen, daß er bei dem Anfang der Untersuchung bedeutende Fehler begangen, alles nur hervorgesucht habe, um Fonks Schuld, nicht aber seine Unschuld zu erkennen und daß er, nur um sich die Schande vor der Welt zu ersparen, bei dieser gehässigen furchtbaren Consequenz beharrt sey. Man hatte Fonk die ihn freisprechende Cabinetsordre nicht einmal mitgetheilt, auch in Betreff seiner Loslassung von Seiten der dortigen Behörden nicht das geringste Officielle an ihn gelangen lassen, sondern bloß dem Kerkermeister befohlen, den Gefangenen nach Hause gehen zu lassen. Fonk hatte die Cabinetsordre erst aus den Zeitungen kennen gelernt. Er las mir einige treffliche Briefe seiner Frau vor; sie waren nur Liebe gegen den wiedergeschenkten, unschuldig erklärten Gatten und enthielten oft die Bitte: „daß er an keine Rache gegen seine Verfolger denken möchte!“ — „Sehen Sie,“ sagte Fonk, „so denkt mein geliebtes frommes Weib! und so denke auch ich, jedoch nicht aus reinem Tugendsinn wie sie, sondern ich mag Haß und Rache nicht, weil sie mir von jeher etwas höchst Unbequemes gewesen sind. Mir schmeckt keine Speise, kein Schlaf, keine Freude, wenn ich hassen soll und ich will das bischen Lebensrest in Ruhe genießen, will meine Verfolger vergessen und mir die Bilder der Menschen, die mir Liebe und Theilnahme bezeigt haben, zu verschaffen suchen, sie in meinem Stübchen aufhängen und so unter Freunden meine Tage beschließen!“ — Er las mir eine Schrift vor, an welcher er eben arbeitete, um darin dem König für seine Freisprechung zu danken und ihn zugleich um Niederschlagung der Proceßkosten zu bitten. Mein Gedächtniß gibt mir folgende Stelle daraus fast wörtlich wieder:

„Wenn ein Vater sieht, daß eines seiner Kinder von einem Fremden hart und doch unschuldig gestraft worden ist, so thut er gewiß alles, um es wieder zu beruhigen und ihm die ungerechte Behandlung vergessen zu machen. Das Leben haben mir Ew. Majestät geschenkt und meine Unschuld anerkannt; soll ich nun noch mein Vermögen hergeben müssen, um das mir zugefügte Unrecht zu bezahlen? — Ich besitze nichts mehr, als meine nicht unbedeutenden Mobilien; können und wollen Ew. Majestät die Summe der Proceßkosten nicht niederschlagen, muß ich sie bezahlen, nun denn mag man mir jene nehmen, dann bin ich aber völlig ein Bettler. Doch was auch Allerhöchstdieselben über mich beschließen und wie sich auch aus dem Auslande zu meiner Aufnahme dort viele Freundesarme öffnen

mögen, ich werde Ihre Staaten nie verlassen, denn ich glaube es Ew. Majestät schuldig zu seyn, mein Glück, wie mein Elend unter Ihren Augen zu verleben, damit ich immer zur Hand bin, wenn der Verdacht gegen mich aufs Neue eine Untersuchung fordern sollte!"

„Ich war über eine Stunde bei ihm und sah ihm, während wir sprachen, unverwandt und tief in die Augen; allein er schlug sie nicht nieder, wohl aber schossen ihm jedesmal die hellen Thränen daraus hervor, sobald er die Wiedererlangung seiner Freiheit und Ehre oder seine Familie erwähnte. Als ich von ihm ging, beschwor er mich, seine Freisprechung in einem kurzen Drama darzustellen und besonders dem Könige darin zu huldigen und bat mich zugleich, mich in sein Stammbuch zu schreiben. Das Letztere versprach ich ihm und sagte ihm Lebewohl. Ich war jedoch noch keine halbe Stunde wieder auf meinem Zimmer und eben beschäftigt, einige Zeilen für ihn in sein Stammbuch einzuschreiben, als mir der Bediente einen Brief von Fouk brachte, der folgende Zeilen an mich enthielt:

„Du warst mein Tröster, eh ich dich gekannt!
Das Wort, was du so wahr und tief gesprochen,
Trug ich schon längst in meinem Herzen;
Doch jetzt wohnt auch dein theures Bild darin;
Hab' Dank für dieses doppelte Geschenk,
Es soll als Talisman durchs Leben mich begleiten
Und mit der Menschheit tröstend mich versöhnen,
Und nimmst du bald die Harfe, den zu preisen,
Den Hohen, Herrlichen, der mich gerettet,
Dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.

Berlin, den 4. Oktober 1823.

P. A. Fouk aus Cöln."

„Die wenigen Zeilen, die ich ihm in sein Stammbuch dagegen schrieb, sind folgende:

„In deinen Kerker trat mein „Fluch und Segen"
Und brachte leise dir das Tröstungswort:
Sey du nur rein und schuldlos allerwegen,
Dann wird der Fluch hier dir zum Segen dort!
Und jetzt, wo dir die Fesseln abgenommen,
Wo deine Unschuld siegend steht am Ziel,
Zeyt bring' ich selbst dir freudigen Willkommen
Und statt des Trosts der Freude Mitgefühl!"

„Ich brachte ihm das Blatt selbst auf sein Zimmer, er versprach es sofort seiner Gattin zu senden und so schieden wir denn von einander."

„Was ich über den Inhalt der mit Fenk verletzten Stunde hier treu niedergeschrieben, will ich nebst dem Originalbriefe von Fenk selbst in den Papieren legen, die meinen Kindern gewiß einst eine werthe Verlassenschaft seyn werden. Möge die kommende Generation, wenn sie diese Blätter liest, die Unschuld, an welche ich treuherzig glaube, in klarem Lichte und vollkommen gerechtfertigt vor sich sehen. Es lebt ein Richter, der den einzigen sichern Zeugen, den ermordeten Cönen selbst, schon abgehört hat, der keine Geschworenen braucht, um das Urtheil recht zu sprechen und der das Geheimniß des Mordes schon zu seiner Zeit enthüllen wird."

Der Justizrath Bischoff in Dresden, Verfasser des von Houwald erwähnten Werkes: „P. A. Fenk und Ch. Hamacher, deren Richter und die Riesenassisen zu Trier in den Jahren 1820 und 1822 vor dem Geschwornengerichte der Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit" erhielt durch den Bruder des Dichters Kenntniß von dessen Zusammentreffen mit Fenk und schrieb in Bezug darauf an Houwald:

„Schon längst lebt die herzlichste, dankbarste Verehrung für den edlen deutschen Dichter, sowie den biedern Geschäftsmann in meiner Brust, welche durch Ihre tapfere Theilnahme an den Schicksalen Fenks, sowie durch die, meiner für Letztern unternommenen Vertheidigung geschenkte gütige Aufmerksamkeit verdoppelt worden ist."

„Diese Gesinnung nur in etwas zu bethätigen, und mich auch in Ihrem gütigen Andenken zu erhalten, bitte ich beikommenden zweiten Theil meiner Fenkiade freundlich aufzunehmen und harre mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich mündlich versichern kann, daß ich mit der herzlichsten Liebe und Verehrung stets beharre als Ew. Hochwohlgeboren redlicher Mitkämpfer für Wahrheit und Recht."

Die Hofbühne in München', über welche sich Houwald bei Gelegenheit seines Dramas „Fürst und Bürger" nicht mit Unrecht zu beklagen gehabt hatte, that durch die erste Aufführung der „Feinde" einen anerkennungswerthen Schritt zur Versöhnung des Dichters. Das Trauerspiel ging dort am 20. August 1824 zum erstenmale in Scene und, wie es in einem Berichte aus München in der Abendzeitung heißt: „Der Erfolg war eben so ehrenvoll für den geist- und gemüthreichen Dichter, der in diesem Werke eine neue, von seinen frühern Arbeiten ganz abweichende, glückliche Bahn mit sicherm Schritte betreten, als für die Darstellenden, welche, nach allen erhaltenen Ehrenbezeugungen während der Darstellung, am Schlusse derselben sämmtlich gerufen wurden. Es ist, setzt jener Kritiker hinzu, ein erfreuliches Zeichen für die dramatische Literatur und die Kunst überhaupt, wenn Dichter von entschiedenem Talente den wahren

einzigen Weg zum Ziele finden, welcher in einer großen Einfachheit besteht. Dieß ist bei den „Feinden“ der Fall und darum war auch die Wirkung, die sie hervorbrachten, großartiger Natur.“

In Berlin wurden die „Feinde“ am 29. Mai 1825 zuerst auf der königlichen Bühne im neuen Palais dargestellt. Wie Graf Brühl dem Dichter schrieb, hatte der König, durch eigenhändige Bemerkung auf dem eingereichten Repertoir, das neue Drama Howalds bei Gelegenheit eines Hoffestes im neuen Palais aufzuführen befohlen. Zuerst fand die erste Darstellung vor einer hohen und ausgezeichneten Versammlung und unter deren Zustimmung mit großer Theilnahme und Beifall statt. Die erste öffentliche Aufführung im Berliner Schauspielhause am 4. Juni 1825 hatte sich eines nicht minder glücklichen Erfolges zu erfreuen.

Fast gleichzeitig mit dieser frohen Nachricht empfing Howald aus Berlin die Trauerpost von dem Tode seines Contessa, die den Dichter tief erschütterte, obwohl sie ihm nach den hoffnungslosen Briefen des langsam hinsterbenden Freundes, der in Berlin vergebens Genesung gesucht hatte, nicht unvorbereitet traf. „Contessa's letzter Brief,“ wie Howald ihn eigenhändig bezeichnet hat, am 22. Mai 1825 geschrieben, beginnt:

„Mein geliebter alter Ernst!

Du mußt meinen letzten Brief gar nicht recht beachtet haben, da du meinem erbärmlichen Leichnam noch so allerliebste Sachen zutraust, als da sind Komödiengehen, Tagebücherhalten und endlich gar Lustreisen nach Neuhaus. Ach, mein Kind, ich stehe gar nicht mehr von meinem Sopha auf und würde gewiß kaum hundert Schritte auf der Straße gehen können. Sind alle gesund und vergnügt zum schönen Pfingstfeste? Für mich ist es umsonst gekommen!“

In einem Briefe vom 13. März hatte der kranke Freund an Howald geschrieben:

„Mein Entschluß ist, zu Ende dieses Monats nach Neuhaus zurückzukehren; wenn aber diese herrliche Frühlingswitterung mit diesem verruchten Nordwestwind, der mir recht in's innerste Leben schneidet, am Ende des Monats noch anhält, so komme ich freilich noch nicht. — Das war, in meinem vorletzten Briefe, zu zeitig gekräht, mein Frühlingshahn, vom kommenden Lenze! Ich vermuthe, der wird uns ziemlich warten lassen auf seine Ankunft. Vale, lave! Ich schreibe dir bald wieder und bestimme wo möglich meine allerhöchste Ankunft in Neuhaus.“

Contessa sah den treuen Freund nur das traute Neuhaus nicht wieder. Howald widmete den Manen des Hingeschiedenen in den Berliner Zeitungen folgende Worte:

„Durch jahrelange körperliche Leiden schwer geprüft, starb am 2. Juni zu Berlin der Doktor der Philosophie, Carl Wilhelm Salice Contessa, im 48. Lebensjahre. Deutschland verliert in ihm einen seiner geistreichsten, musterhaften Schriftsteller; die Freunde betrauern den durch bescheidene Einfachheit, treue treuherzige Theilnahme, edle Gesinnung, so liebenswürdigen als ausgezeichneten Mann — ich aber beweine meinen ältesten, treuesten, geliebtesten Freund. Friede seiner Asche!"

Dem verwaisten Sohne Contessa's blieb Houwald, was er bisher schon gewesen war, ein zweiter Vater. Der ältere Contessa, der in dem jüngern nicht nur einen Bruder, sondern auch einen Freund verloren, schrieb an Houwald:

„Ihr Brief war ein wahrer Balsam für mein verwundetes und an der Menschheit fast verzweifelndes Herz, denn er gibt einen schönen Beweis dafür, daß es noch wahre treue Freundschaft unter dem Monde gibt. Ihr eigenes Bewußtseyn wird Sie dafür belohnen, was Sie im Andenken Ihres Jugendfreundes an seinem Knaben thun. Ich stecke im Bade zu Warmbrunn, mehr um mich zu zwingen, unter Menschen zu seyn, als daß ich großen Erfolg von dem Bade für die Verlängerung meines Lebens erwartete, das, wie ich nicht leugnen will, mir zwar noch lieb ist, aber einen großen Theil seines Werths mit meinem brüderlichen Freunde unwiederbringlich verloren hat. Ich muß nun so manches in mich verschließen, weil mich niemand so versteht und verstehen kann als Er, der mit mir unter Einem Herzen lag und, bei vieler Verschiedenheit, dennoch auch wieder so gleichartig mit mir geistig organisirt war."

Auch in einem frühern Briefe vom 1. Juni, also einen Tag vor dem Todestage seines Bruders geschrieben, hatte der ältere Contessa gegen Houwald eine Todesahnung ausgesprochen, die sich nur zu bald erfüllte. Noch in demselben Jahre, nur drei Monate später, folgte der ältere Bruder dem jüngern in die Gruft, und Houwald hatte zwei Freunde zu beweinen. Er übernahm es als ein theures Vermächtniß, die Werke des jüngern Contessa bei Göschen (Leipzig 1826) herauszugeben und beschrieb das Leben desselben in den „Denkmälern verdienstvoller Deutscher" (Br. 5. Leipzig 1826).

Bereits im December 1821 hatte Houwald in der Abendzeitung vielversprechende Bruchstücke eines Trauerspiels aus der ältern venetianischen Geschichte: „Die Seeräuber" mitgetheilt. Im Sommer 1826 nahm er den, bis dahin unvollendet geliebenen poetischen Torso wieder auf und setzte die begonnene Dichtung in den wenigen Mußestunden fort, welche ihm die treue Pflichterfüllung seines Amtes als Landsyndikus der

Niederlausitz übrig ließ. Die Vorbereitungen zu dem zweiten Provinzial-landtage und dessen Abhaltung in Berlin geboten der Poesie eine neue Pause, und diese wiederholten Unterbrechungen waren die Ursache, daß der früher so schnell schaffende fruchtbare Dichter erst im Oktober 1827 mit den „Seeräubern" zum Schlusse kam. Daher ist der Vorwurf, den Müllner in einem Briefe an Houwald dem genannten Trauerspiele macht, vielleicht kein ungerechter, wenn auch ein vom Dichter unverschuldeter. Müllner schrieb:

„Die handlungsreiche Fabel der „Seeräuber" scheint mir ein wirksamer Stoff; aber ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich in der dramatischen Ausführung Sie nicht überall wiedergefunden habe. Ich habe in einzelnen Scenen gefühlt, daß Sie ergriffen waren, aber Sie ergriffen mich nicht, und ich glaube, die Ursache in dem Umstande suchen zu müssen, daß das Ganze nicht aus Einem Gusse ist."

„Sie haben vielleicht gesehen oder gehört," schließt Müllner diesen Brief, seinen letzten an Houwald, „daß ich auf meine alten Tage noch eine kleine Buhlschaft mit der Erzählmuse angefangen habe. Es würde mich höchlich erfreuen, wenn Sie mir gelegentlich, als ein erfahrener Jäger, Ihre Meinung sagten: ob der „Kaliber" bürschmäßig ist."

Ein Jahr darauf ward Müllner durch einen Schlagfluß jählings der Literatur entrissen, der er zuletzt als gefürchteter Kunstrichter mit so scharfen Waffen gedient hatte. Houwald, der ein treuer Verehrer Müllners geblieben, fühlte sich durch den unvermutheten Tod desselben tief bewegt, ohne zu ahnen, daß sein eigenes Hinscheiden, obwohl viele Jahre später, ein eben so plötzliches seyn werde. Und gleichwie Müllner, der den Dichter der „Freistatt" durch „die kleine Thür seines Bühnenalmanachs" in die Lesewelt eingeführt, noch bei Lebzeiten der dramatischen Muse den Abschied gegeben hatte, so feierte auch Houwald seit den „Seeräubern," und dieses Trauerspiel war sein letztes. Die Geschäfte seines Amtes als Landsyndikus wuchsen dem Dichter über den Kopf, und Houwald selbst schreibt in einem Herzenserguße späterer Jahre über seine, von den Umständen erforderte Entsagung der Poesie, indem er einen wehmüthigen Rückblick auf die reiche Vergangenheit seines dichterischen Schaffens wirft:

„Aus dem stillen beschaulichen Dichterleben, was mich damals umfing, sehe ich mich jetzt in das Geschäftstreiben der Welt hinein gezogen und den Schauplatz meines Lebens gar sehr verändert. Unser liebes Zellendorf ist jetzt verkauft; mit Thränen sind wir von ihm geschieden; meinen Freund Contessa habe ich begraben; meine Pflegekinder, sämmtlich älter als die meinigen, sind erwachsen und versorgt; meine eigene Familie

besteht nunmehr aus zehn Kindern, fünf Söhne und fünf Töchter, und ich selbst habe zwar keine unmittelbare Staatsanstellung erhalten, bin aber von den Ständen der Niederlausitz zu ihrem Landsyndikus berufen und stehe nun an der Spitze der ziemlich umfassenden ständischen Verwaltung dieser Provinz."

„Vor dem ernsten Geschäftsleben, vor den vielseitigen Sorgen, die nun der Himmel auferlegt hat, sind die stillen, der Dichtung geweihten Stunden zurückgetreten, nur in einzelnen Augenblicken voll tiefer Sehnsucht wandeln noch Gestalten aus einer andern Welt dem geistigen Auge vorüber, und fordern Rechenschaft, und wollen den Geschäftsmann vom Aktentisch aufziehen und in ihr Reich zurückführen."

In frühern Jahren, in der Blüthezeit seiner Poesie, hatte der Dichter, welcher leider nur allzu oft mit der herben Prosa des Lebens zu kämpfen hatte, freilich Wunsch und Hoffnung gehegt, durch eine Anstellung beglückt zu werden, deren Pflichten minder schwer auf den Fittigen seiner Phantasie lasten möchten. Eine Anstellung, die, wie Houwald selbst in dem Gesuche darum aussprach, auf der einen Seite ihm ein sicheres Einkommen gewähre, während sie auf der andern ihm zu seinen literarischen Arbeiten noch hinlängliche Zeit übrig lasse.

„Denn," sagte der Dichter, „seit das Walten im Gebiet der Poesie die Tendenz meines Lebens geworden ist, glaube ich in ihm auch meinen Beruf zu erkennen, und wenn ich mir schon offen gestehe, daß ein anderes fremdes Talent mich leicht hinter sich lassen möchte, so sagt mir doch mein Inneres, daß die Welt meinen reinen Willen und meinen Sinn erkannt habe, daß sie beides vielleicht vermissen würde, und daß ich ihr schuldig bin, hiermit zu wirken und ihr zu nützen, so lange es noch für mich Tag ist."

Um so höher ist die Selbstüberwindung zu achten, mit welcher Houwald, als ihm eine Anstellung wie die oben gewünschte nicht zu Theil geworden war, dennoch den Dichter zurücksetzte, um ganz seinem Amte zu leben, dessen Pflichten er im strengsten Sinne des Wortes bis zum letzten Hauche seines Lebens in unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit nachgekommen ist. Denn eben auf dem Wege von seinem Wohnsitze Neuhaus nach dem ständischen Bureau in Lübben war es, wo Houwald von einem Nervenschlage getroffen wurde, am 28. Januar 1845. Die Wehen des Todes streckten ihn auf der Stelle bewußtlos nieder: ein ärmliches Haus in Lübben bot das nächste Obdach. Dort starb der Dichter, und als die schnell herbeigeholte Gattin mit den Kindern anlangte, war das Leben fast schon entflohen. Neuhaus, das Houwald vor kaum zwei Stunden so

froh und anscheinend in voller Stärke der Gesundheit verlassen hatte — Neuhaus sah nur seine Leiche heimkehren!

Seit vierundzwanzig Jahren hatte Houwald an der Spitze der ständischen Vertretung seiner heimathlichen Provinz gestanden, um die er schon früher, während die Lausitz von den Verheerungen des Krieges heimgesucht wurde, sich als Landesdeputirter und Stellvertreter des damaligen Landesältesten wesentliche Verdienste erworben. Luckau, die Hauptstadt des Kreises, dessen Deputirter Houwald seit dem Landtage des Jahres 1805 war, wurde am 4. Juni 1813 durch den General Bülow mit 15,800 Mann gegen 20,000 unter Oudinot vertheidigt. Zweimal stürmten die Franzosen, zweimal wehrte Bülow mit den Seinen den heftigen Angriff ab und nöthigte den Feind zum blutigen Rückzuge. Die Stadt ward provisorisch befestigt, am 4. und 28. August 1813 belagert, beschossen und 400 Gebäude vernichtet. In diesen Tagen allgemeiner Bedrängniß stand Houwald mit eigener Aufopferung und Gefahr dem Landesältesten treu zur Seite, sowie er schon früher mit demselben die beschwerlichen Durchmärsche nach der Schlacht bei Jena geleitet hatte, die sich in den Jahren 1812—1816 wiederholten. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde von dem damaligen russisch-preußischen Generalgouvernement von Sachsen, Behufs der Wiederherstellung der zum größten Theile eingeäscherten Stadt Luckau, eine Commission niedergesetzt, zu welcher man auch Houwald zog, der mit allem Eifer zur Aufhülfe der Verunglückten beitrug und sich durch sein menschenfreundliches Wirken das segensreichste Andenken stiftete. Nicht minder thätig nahm er sich, als Vorsitzender eines zu diesem Zwecke gebildeten Hülfsausschusses, der armen Kinder an, welche in Folge der wüthenden Kriegspest Vater und Mutter verloren hatten, so daß allein in dem ihm untergeordneten Luckauer Kreise an vierzig Waisen in Familien untergebracht, zu verschiedenen Berufen erzogen und ihrer Noth entrissen wurden. Also auch im Leben war Houwald ganz der edle, hingebende Kinderfreund, wie seine Jugendschriften ihn im Reiche der Dichtung erscheinen lassen!

Sein Amt als Landsyndikus trat Houwald unter den bedenklichsten Umständen an. Durch die 1815 erfolgte Theilung Sachsens war die ganze Niederlausitz an Preußen gefallen, und die Stände hinsichtlich der Forttauer ihrer alten eigenthümlichen Verfassung in ernste Conflikte mit den neuen Staatsbehörden gerathen, die in den auf Geschichte, Privilegien und Herkommen begründeten landschaftlichen Verhältnissen der Niederlausitz ein fremdes und unbequemes Element erblickten, das von der Verwaltung der altpreußischen Provinzen zu entschieden abwich, um es ganz in den

bisherigen Form bestehen lassen zu können. Diese Wirren waren bis auf's Aeußerste gestiegen, als Houwald durch einstimmige Wahl an die Spitze der ständischen Verwaltung berufen wurde, und so groß war das Vertrauen der Stände zu ihrem neuen Landsyndikus, daß sie denselben mit allgemeiner Vollmacht ausrüsteten, bei sämmtlichen Staatsbehörden und bei dem Könige selbst für die Aufrechthaltung der alten ständischen Gerechtsame und Verfassung zu wirken.

Gottlob von Houwald, der Bruder des Dichters und dessen Vorgänger im Amte des Landsyndikus, sagte in seiner Abschiedsrede an die Stände von seinem Nachfolger:

„Wir haben unter einem Herzen geruht; wir haben an einer Brust die Liebe zum Vaterlande eingesogen: ein gleicher Sinn, ein gleicher Wille ist uns zu Theil geworden, aber nicht gleiche Kraft, nicht gleiche Fähigkeiten. Was ich gewollt, wird er vollbringen; was ich dem Vaterlande zu *werden* gewünscht, wird er ihm *seyn* und so mein Gehen in Segen verwandeln! Dieß sind die Hoffnungen, mit denen ich abtrete!"

Houwald, nach seiner Verpflichtung als Landsyndikus, redete sodann in folgenden Worten zu der Ständeversammlung:

„Als ich auf dieser Stelle vor siebzehn Jahren stand, um Ihnen für das Vertrauen zu danken, womit Sie das Amt eines Landesdeputirten in meine Hand gelegt hatten, und ich hier dazu verpflichtet ward, saß Vater Trasky noch an jenem Platze und empfing im Namen seines Regenten den Handschlag von mir. Jetzt steh' ich wieder hier, wieder innig dankend, denn Ihr Vertrauen ist mir geblieben; jedoch auch tief bewegt, denn mein Eintritt in dieses Amt ist nur die Folge eines schmerzlichen Abschiedes, und ich kann mich eines bangen Gefühls nicht entschlagen, weil ich die erfreuliche Aussicht, welche sich dem Arbeiter von hieraus sonst in ein freies Feld der Thätigkeit eröffnete und ihm segensreiche Ernten verhieß, jetzt nur beschränkt sehe; was die Sonne erleuchten wird, wenn der Nebel zerflossen ist, steht noch zu erwarten, und die ehrwürdige Stätte, auf welcher der Landesherr durch seinen Bevollmächtigten an diesen Berathungen selbst Theil zu nehmen sonst nie versäumte, steht jetzt leer. Dennoch gibt mir Ihr Vertrauen den Muth, mein Tagewerk hier zu beginnen. Dem Guten und Rechten darf man getrost seine Kraft weihen, es bleibt nicht vergebens, und vor einem ernsten Blicke aus klarem redlichen Auge weichen oft die drohendsten Gestalten zurück. Daß mir dieß gelingen möge, soll mein Streben seyn; eine theure Hand hat mir den Weg dazu gezeigt, ich werde folgen, und wenn auch hier Niemand gegenwärtig ist, der im Namen unseres Königs meinen Handschlag empfangen wollte, so

kenne ich doch ein Wort, das in seiner heiligen Bedeutung so König als Volk umfaßt, ich meine das Wort Vaterland, und für das Vaterland also hab' ich den Handschlag der Treue am sichersten in die Hände der Männer gelegt, deren Treue Ihnen längst bewährt war, und hab' ihn als Abschiedsgruß in die Hand gegeben, aus der ich das Kleinod reiner treu bewahrter Pflichten jetzt wie eine Brudergabe überkommen, und die mir im ganzen Leben immer mit die treueste war."

In der That hätten die Stände der Niederlausitz auch kaum einen glücklicheren Vertheidiger ihrer angefochtenen Vorrechte, die namentlich auch die Besteuerung diesen empfindlichsten Punkt des Staatskörpers berührten, auserlesen können als Howald, in dessen liebenswürdigem Wesen sich ein weiches, hingebendes Gemüth mit einer seltenen Festigkeit des Willens verschmolz. Nur ihm, der mit dem eingeborenen Genius des Dichters die vollste Gewalt über die Sprache übte, und dem es gegeben war, selbst dem beharrlichsten, zähesten Widerspruch durch die Milde seines Ausdruckes jeden verletzenden Stachel zu benehmen, nur dem Manne, dessen schöpferischer Geist selbst seinen politischen Gegnern Achtung abnöthigte und dessen Charakter ohne Flecken strahlte, nur einem Howald konnte es in den damaligen Zeitläuften gelingen, diese Opposition der Stände der Niederlausitz durch alle kreuzenden Interessen hindurch zu einem beide Theile befriedigenden Ausgange zu leiten. Der König Friedrich Wilhelm III. gab in einer Cabinetsordre vom 17. Februar 1822 die Versicherung, „daß bei der neu zu gründenden Verfassung die Niederlausitz auch fernerhin für sich in ihrem bisherigen Communalverbande bleiben solle, und daß die Einberufung ständischer Deputirten aus der Niederlausitz, zur Berathung unter dem Vorsitze und der Leitung des Kronprinzen k. H. zu seiner Zeit erfolgen werde." In einer zweiten Cabinetsordre vom 14. März 1822 wurde Howald alsdann berufen, „der unter dem Vorsitze des Kronprinzen k. H. über die Zusammensetzung und Zusammenberufung der Provinzialstände niedergesetzten Commission als Mitglied für die Niederlausitz beizutreten." In dieser Stellung nahm Howald an den öfter wiederholten Berathungen der Commission, unter Leitung des damaligen Kronprinzen und jetzt regierenden Königs von Preußen, so lange Theil, bis die provinzialständische Verfassung, wie sie namentlich für das, der Provinz Brandenburg einverleibte Markgrafthum Niederlausitz noch heute besteht, zur königlichen Bestätigung gediehen war. Es ist wesentlich mit das Verdienst Howalds, wenn sich in Folge der durch ihn vermittelten Vereinbarung über die ständischen Verhältnisse ein wahrhaft ständisches Leben und eine ersprießliche ständische Thätigkeit in

der Niederlausitz einwendet nur erhalten hat, wie sie in keiner anderen Provinz der Monarchie besteht.

Eben so ist es unter Howalds Leitung gelungen, die durch die schweren Leiden und Opfer der Kriegsjahre hoch angeschwollene Provinzialschuld zu ermäßigen, regelmäßig zu verzinsen und zum größten Theile zu tilgen, wie er denn überhaupt das ständische Kassenwesen der Niederlausitz neu regelte, so daß die noch heute bestehende, durch das günstige Ergebniß gerechtfertigte Einrichtung gleichfalls zu den vielen segensreichen Denkmalen seines öffentlichen Wirkens gehört. Nicht minder umfassend und eingreifend bethätigte sich sein erster, von ächter Humanität erfüllter Sinn, wo es galt, das Wohl der unteren Volksklassen zu fördern, und zwar lange vorher, ehe der Proletarier ein beliebtes Stichwort moderner Literatur geworden. Im Vereine mit den Ständen der Niederlausitz gründete er, nach dem Vorgange Englands, eine Sparkasse in Lübben, die erste dieser Art in Deutschland, welche sich aus einem kleinen Anfange von kaum 2000 Thalern so großartig entfaltet hat, daß sie jetzt, nach nicht länger als zwanzig Jahren, die reichste Preußens ist und einen Umschwung von mehr als anderthalb Millionen Thalern hat. Durch das allgemeine Vertrauen der Sparsamen, welches sich das junge Institut zu verschaffen wußte, wurde die Anstalt bald in den Stand gesetzt, einen Fond zu bilden, der nicht nur dem Rittergutsbesitzer, sondern auch dem Bürger und Bauer gegen genügende Sicherheit jeden Augenblick und ohne Weitläufigkeit die gewünschte Aushülfe in der Noth gewährt, so daß dadurch in der Provinz die Errichtung einer vordem beabsichtigten Kreditanstalt sich von selbst als überflüssig erwiesen hat. Dieselbe treue Fürsorge, fast überall vom schönsten Gedeihen gekrönt, schenkte Howald dem Landarmenwesen, welches in Folge seiner Anträge und Vorschläge eine neue gesetzliche Form erhielt, so wie allen von den Ständen begründeten Instituten, die bei der Besitznahme der Niederlausitz von der Staatsbehörde zur eigenmächtigen Verwaltung an sich gezogen worden, aber durch die Rechtsansprüche der Stände, die Howald in deren Namen beharrlich geltend machte, wieder unter die Aufsicht der Stände kommen.

Seinen Bürgersinn bekundete Howald, als Vorsteher der Stadt verordneten zu Lübben und als Mitglied der dortigen Schuldeputation, durch die lebhafteste Theilnahme an allem, was dem allgemeinen Besten der Stadt diente. Die Hauptkirche in Lübben, mit der Kanzel und der Gruft des zuletzt dort angestellten Paul Gerhards, war dem gänzlichen Verfalle nahe und zum Gottesdienste fast nicht mehr zugänglich. Auf Howalds Anregung wurde das in der Kirche befindliche Originalgemälde

des gefeierten Liederdichters von dem Professor Buchhorn in Berlin gestochen, das geistliche Ministerium in Berlin dafür interessirt und der Ertrag des „Bildes", so wie der einer von dem Pastor Roth verfaßten Lebensgeschichte Gerhards, die Heuwald seinem Verleger Göschen in Commission gab, der Wiederherstellung des ehrwürdigen Gotteshauses gewidmet. Eben so war er bei der Anlage einer höhern Bürgerschule und einer Elementarschule die kräftigste Stütze und als Mitglied der Schuldeputation nicht nur ein wahrer Freund der Lehrer, sondern auch der Lernenden. Der Dichter bewahrte bis ins hohe Alter die schöne Kindlichkeit und Frische seines Gemüthes: er wurde mit der Jugend wieder zum Jüngling und fern, ein Störer ihrer Freuden zu seyn, erhöhte er sie vielmehr gern durch herzliche Theilnahme daran. In dieser Beziehung liefert ein, den abgehenden Schülern geweihter Trinkspruch und die Entstehung dieser Verse einen charakteristischen Zug zu dem Bilde des seelenvollen Dichters. Die Gelegenheit zu dem Gedichte gab ein von dem Gymnasium in Luckau gefeierter Schulaktus, dem Heuwald in seiner regen Theilnahme für Alles, was Bildung und Veredlung der Jugend betraf, beiwohnte, und er selbst erzählt die Geschichte dieses Trinkspruches wie folgt:

„Es war um die Osterzeit, wo in den meisten Schulen das eigentliche Schuljahr eintritt und nicht allein die Hauptversetzungen aus einer Klasse in die andere erfolgen, sondern wo auch die Jünglinge entlassen werden, deren Schulbildung als vollendet anzusehen ist und die nun weiter vorwärts und ihrem künftigen Berufe näher schreiten wollen. Das ist denn allerdings wohl eine schöne Zeit, und solche Jünglinge, die ihr Schulexamen rühmlich bestanden haben, freuen sich dann wohl mit Recht, wenn sie in dem Gefühle der erlangten Reife immer mehr vom Leben und von der Zukunft erfassen dürfen, die beide so glänzend und hoffnungsreich vor ihnen liegen. Es war also um die Osterzeit, als ich einem Schulaktus beiwohnte, an welchem die zur Universität reifen Jünglinge ihre Abschiedsreden hielten. Diese Reden waren theils in fremden Sprachen, theils in der Muttersprache abgefaßt und wurden theils in Prosa, theils in Versen gehalten; alle zeigten mehr und minder von einer recht erfreulichen Geistesbildung und einige gereichten nicht allein den jungen Leuten, sondern auch der Schule selbst recht eigentlich zur Ehre."

„Ich hatte mit Freude und Rührung diesen Reden zugehört und die jungen Leute recht von Herzen lieb gewonnen, die auf solche Weise von ihrer Schule Abschied nahmen; aber ich beschloß, sie auch für den ganzen Tag im Auge zu behalten, um zu sehen, wie sie, der Schulgesetze

überhoben, die letzten Stunden des Abschiedstages anbringen und ob sie im Gefühle der erlangten Freiheit und größerer Ungebundenheit auch den edleren Sinn behalten würden, der sich in ihren Abschiedsreden ausgesprochen hatte; denn mir war nur zu bekannt, daß die abgehenden Herren Schüler gar zu gern alsbald die Studenten spielen und am liebsten nur das Nohere nachahmen mögen, was diese sich bisweilen erlauben, wozu denn auch die Feier der Abschiedscommerce gehört, bei denen es gewöhnlich so ausgelassen hergeht, daß Eltern und Lehrer tief verletzt seyn würden, sollten sie Zeugen solcher Abschiedsfeste seyn. „Was werden denn deine jungen Freunde nun heut beginnen?" dachte ich, als ich sie sämmtlich nach einem Gasthause hingehen sah und ihnen dorthin nachfolgte. Von dem Marqueur erfuhr ich, daß die Herren Schüler im hintern Saale ein großes Mittagsmahl bestellt hätten und während ich also leider gewiß zu seyn glaubte, daß hier abermals ein Commerce gefeiert werden würde und ich noch zweifelte, ob ich nun bleiben und den Unfug mit abwarten, oder lieber still fortgehen sollte, traten zwei der Schüler freundlich auf mich zu, die bemerkt hatten, daß ich beim Aktus gegenwärtig gewesen, fragten mich bescheiden nach meinem Namen und luden mich mit dringender Herzlichkeit ein, bei ihrem Abschiedsmahle ein Gast zu seyn. Ich nahm die Einladung nicht ohne Bangigkeit an und trat in den Saal, wo ich einem Commerce entgegen zu gehen fürchtete; aber ich fand es anders; die abgehenden Schüler, die heute dieß Fest gaben, hatten ihren geliebten Rektor und ihre übrigen Lehrer mit eingeladen; viele Väter der hoffnungsvollen Jünglinge waren auch zugegen und so im Verein der Lehrer und Schüler der Väter und Söhne, glich das Mahl einer großen schönen Familientafel, an welcher Ordnung und Sitte, Freude und Liebe herrschen."

„Man überließ es heute den jungen Ornern des Festes, die Trinksprüche auszubringen und es fehlte auch nicht an begeisterten Gedanken. Der Primus der Schule brachte das erste Glas dem Vater des Vaterlandes, dem Könige; dann wurde auf das Wohl der Schüler, der Lehrer, der Eltern, der Freunde getrunken und von dem alten Rektor das Glas auf eine glückliche Zukunft seiner lieben Zöglinge erhoben. Zuletzt, als dieß schöne ächte Abschiedsfest seinem Ende nahte, drang man von allen Seiten in mich, ich solle auch einen Trinkspruch ausbringen. Ich habe es gethan, so gut ich es vermochte, in folgendem:

Vor alter Zeit in Norwegs Land
Wär Meister Asmandur gekannt,
Der stand mit kund'ger Hand am Herd
Und schmiedete manch trefflich' Schwert;

Denn härter, federkräft'ger, reiner
Und schärfer, als sein Stahl, war keiner,
Weil er's verstand mit seinen Leuten,
Ihn ganz besonders zu bereiten.
Wie roh das Eisen immer war,
Er macht es doch von Schlacken baar:
Erst legt er's in die Gluth hinein
Und sprach: „Jetzt werde weich und rein:
Heiß ist der Kampf, heiß mußt du seyn!"
Dann legt er's auf den Ambos bald
Und sprach: „Jetzt geb' ich dir Gestalt
Und rüste dich zu der Gewalt!"
Dann taucht er's zischend in die Fluth
Und sprach: „Jetzt geb' ich dir den Muth!
Für Gott und Recht verspritze Blut!"
Und wenn das Schwert nun fertig war,
Dann hielt er strenge Prüfung gar:
Er schlug damit auf Stahl und Stein,
Doch durfte keine Scharte seyn,
Und welches Schwert nun war dergleichen,
Dem drückt er auf das Meisterzeichen;
Doch das die Prüfung nicht bestand,
Das legt er ruhig aus der Hand,
Und sprach: „Es kann auf dieser Erden
Nicht jedes Eisen Klinge werden:
Man braucht das Schwert ja nicht allein,
Auch Pflug und Egge müssen seyn!"
Eh er nun ließ die guten Klingen
Aus seiner Werkstatt weiter bringen,
Stellt er sich ernst zu ihnen hin
Und weihte sie mit tiefem Sinn:
„Rein," sprach er, „geht ihr von mir fort,
Bleibt denn auch rein an jedem Ort!
Der Wahrheit Siege zu erringen,
Der Tugend Opfer gern zu bringen,
Dem Menschenrecht zu bieten Schutz,
Nie aber den Gesetzen Trutz;
Dazu, im Schutze guter Geister,
Dazu weiht euch der alte Meister.

Seh' ich euch aber künftig an,
Daß ihr nicht, wie ihr sollt, gethan,
Daß ihr nicht makellos, wie heut,
Rein, voller Rost und Scharten seyd
Vielleicht durch Frevlers Hand entweiht
Und kommt ihr so mir in das Haus,
Lösch' ich das Meisterzeichen aus!"
Wie jener Meister dort in Thule,
Stehn hier die Meister in der Schule,
Und jener ernste Klingen Segen,
Er gilt jetzt euch, ihr jungen Degen!
Ihr seyd geschmiedet auf tücht'gem Herd,
Bleibt denn des Meisterzeichens werth:
Der Wahrheit Siege zu erringen,
Der Tugend Opfer gern zu bringen,
Dem Menschenrecht zu bieten Schutz,
Nie aber den Gesetzen Trutz,
Dazu hebt jetzt empor die Hand:
Für König, Gott und Vaterland!"

Die seltene Tiefe und Fülle des Gemüthes, welche sich in den Dichtungen Houwalds offenbart, beseelte sein ganzes Daseyn und umfloß seine persönliche Erscheinung mit einem Zauber edler Liebenswürdigkeit, wodurch sich jeder unwillkürlich zu ihm hingezogen und wohlthuend in seinem Umgange erwärmt fühlte. Das Prinzip einer reinen hohen Liebe war ihm, wie er selbst schreibt, der Fels, gegen welche Leidenschaften und Lebensbegegnisse kraftlos anstürmten — „oft mit dem Schaume der Brandung bedeckt, steht er dennoch fest, dieser Fels und erscheint in seiner ruhigen Größe wieder, sobald der Sturm die Wogen nicht aufrollt!" — Sein sanfter, anspruchsloser Sinn mochte sich, selbst den dringendsten Aufforderungen gegenüber, nicht unterfangen, fremde Geisteswerke zu richten, wie gern er auch bei seinen eigenen das Urtheil des Kenners und namentlich Müllners einholte.

„Zum Schaffen allenfalls, doch nicht zum Beurtheilen bin ich gemacht," schrieb Houwald in diesem Bezuge an Th. Hell. „Verlangen Sie keine öffentliche Beurtheilung von mir; dazu tauge ich nicht. Ich setze mich jedesmal mit dem guten Willen zu einem solchen Mahle, mir die aufgetragene Kost recht wohl schmecken zu lassen, ohne durch genaue Prüfung mir die Lust daran zu schmälern."

„Wer ein guter Kritiker seyn will," schreibt Houwald in demselben

Sinne an L. Rellstab, der ihm sein erstes Trauerspiel zur Beurtheilung eingesandt hatte, „der muß, wenn er zugleich selbst zu dichten versucht, das, was er an Andern tadelt, selbst besser machen und so gewissermaßen sein Urtheil durch eigene Beispiele belegen. So ist uns Lessing in Wort und That ein Vorbild gewesen und wird es bleiben, weil wir einsehen, daß was der Kritiker verlangte, auch der Dichter leisten konnte und daß es gerade so auch gut war. Dieß würde aber bei mir nicht der Fall seyn, ich würde Manches tadeln, wogegen ich vielleicht selbst anstieße."

Eben so wenig wie zu einer Kritik über fremde Dichtungen, war Houwald jemals zu einer Antikritik für seine eigenen zu bewegen, jeden Tadel gegen diese ohne öffentlichen Widerspruch hinnehmend. So ist es auch seine Art im persönlichen Umgange gewesen, gelassen die eigene Ueberzeugung auszusprechen, ohne die entgegengesetzte direkt oder gar mit Bitterkeit anzugreifen. Einen charakteristischen Zug in dieser Hinsicht bildet die Veranlassung seines Sonettes: Unsterblichkeit. Der Fürst zu Lynar hatte diese in einem befreundeten Kreise, wo auch Houwald gegenwärtig war, durch folgendes Sonett besungen:

Die Sonne sinkt nach lang erhelltem Tage,
So auch mein Leben, das zur Rüste geht.
Wie bald das Uhrwerk abgelaufen steht,
Fühl' ich an meines Herzens matt'rem Schlage.

Was aber dann? Das ist die große Frage,
Wo ist die Hoffnungsflagge, die uns weht,
Verkündend, daß der Geist nicht untergeht,
Und daß kein Traum der Weisen fromme Sage?

Ich glaube ihr, denn tief in meiner Brust
Bin ich an heil'ger unentweihter Stelle
Des gottentsprühten Funkens mir bewußt.

Allgegenwart schließt Alles in sich ein;
Auch mein Atom ist Abglanz ihrer Helle,
Die nie verglimmt: Ich werde ewig seyn.

Dieses Sonett, ohne es jedoch unmittelbar zu bekämpfen, wie sehr auch dessen Inhalt seinem innersten Wesen widerstritt, beantwortete Houwald durch das nachstehende, in welchem sich die poetische Zartheit und Sanftmuth unseres Dichters zugleich mit aller Zuversicht seines Glaubens ausspricht:

Wenn mich nach einem froh verlebten Tage
Als Kind die Mutter sanft zur Wiege trug,
Und ich neugierig sie nach Morgen frug,
Da sprach sie sanft: erspare dir die Frage.

Ein jeder Tag hat seine Lust und Plage!
Daß heut dein kleines Herz voll Freude schlug,
Daß Gott dich schützt und liebt, sey dir genug,
Und daß ich liebend dich zu Bette trug.

Wann nun nach mancher Freude, manchen Sorgen
Mir einst des Lebens letzte Stunde schlägt,
Soll ich, von bangen Zweifeln dann bewegt,

Dich fragen, Herr, nach einem künft'gen Morgen?
Nein, kindlich glaubend halt' ich mich geborgen,
Als ob die Mutter mich zu Bette legt.

Eine treffende Schilderung Howalds verdanken wir Hitzig, welcher mit der klaren Anschauung, die den meisterhaften Darsteller der Lebensbilder Hoffmanns und Werners auszeichnet, von unserm Dichter sagt:

„Man konnte den verständigen Mann in ihm achten, sich zu dem Cavalier vom feinsten Wellton hingezogen fühlen; man konnte den Dichter in ihm lieben, und man hatte doch noch keine rechte Anschauung von dem wahren Howald. Dazu mußte man ihn unter seinen Kindern, unter Kindern überhaupt, man mußte ihn als Gastfreund kennen, am häuslichen Herde in Sellendorf oder Neuhaus sehen, in welchen er, ohne je ein ängstliches Streben, es seinen Gästen angenehm zu machen, zu verrathen, doch dabei jeden so an sich und seine Familie zu fesseln wußte, daß man das Fortgehen vergaß. Er war ein Held des Hauses und wenn er bei Freunden als Besuchender erschien, so wußte er durch seine einfache, anspruchslose, heitere und gemüthliche Persönlichkeit im Augenblick einen Kreis um sich zu bilden, der ihm nur zuhören mochte, wie es im Morgenlande um einen beliebten Mährchenerzähler der Fall seyn mag."

Nur unter den Penaten einer so trauten Häuslichkeit, wie Hitzig sie beschreibt, nur unter Kindern, mit denen der Dichter wieder zum Kinde wurde, konnte Howald aber auch ein so herziger, lieblicher Jugendschriftsteller werden und als solcher seinen Namen in den vaterländischen Familienkreisen ein bleibendes Gedächtniß stiften. Zur Zeit, als er sein „Buch für Kinder" dichtete, war er glücklicher Vater von neun Kindern, und

außerdem hatte er noch drei Pflegekinder von Lüdicke bei sich. Diesen zwölf Kindern weihte er das Buch zunächst und schloß seine Widmung mit den rührenden Worten:

„Und wird einst unser Kreis zerrissen,
In dem ihr froh noch um mich steht,
Und habt ihr tief mich betten müssen,
Wo ihr mich nimmer wiederseht,
Dann mag das Büchlein oft euch fragen:
Seyd ihr noch werth der goldnen Zeit?
Noch frei und rein, wie in den Tagen,
Wo Vater euch dieß Buch geweiht."

Niemeyer schrieb 1820 von den Kinderschriften: „sie haben einen so herrlichen Ton, so kindlich und doch nicht kindisch, so fromm und doch nicht so mystisch-dunkel, wie's heute zu Tage Mode ist."

Diese von einem Niemeyer anerkannte ächte Frömmigkeit erfüllte die Dichtungen Heuwalds überhaupt mit jenem „herrlich durchschimmernden Etwas," womit nach dem Ausspruche eines Kunstrichters wie A. W. von Schlegel der Dichter allein die Erde in den Himmel baut, und das seinen letzten Grund eben nur in wahrer, tiefer Religiosität haben kann. Heuwald selbst erklärte die Art und Kraft des Schaffens, wie dessen ganze Weihe von der Gesinnung des Schaffenden abhängig. Nur ein reines Dichterherz kann den Gott der Poesie schauen: das war sein Wahlspruch: wie er ihn in dem Gedicht: „Begeisterung" angedeutet hat:

„Wer bist du, die den Busen
Erhält so frisch und jung?
Die du uns rufst die Musen?
Und trägst auf Adlerschwung?
Nur eine reine Seele
Ich mir zur Freistatt wähle:
Ich bin Begeisterung!"

In der Gemüthswelt fand Heuwald seine eigentliche dichterische Sphäre, und er hob aus den dunkelsten Schachten derselben die Schätze seiner Poesie, stieg mit der Klarheit seines Glaubens in den Abgrund der Leidenschaften, an dessen Rande seine Muse wie ein guter Engel warnend und versöhnend stand. Den finstern Schicksalstragödien seiner Zeit, die ihre Helden als Sklaven des Geschickes darstellen, sie an das Eisen einer kalten, schauerlichen Nothwendigkeit schmiedend, setzte er seinen „Leuchtthurm" entgegen, über welchen Böttiger urtheilte:

„Von diesen gespenstischen Phantomen in den neuen Schicksalsfragödien empört, entschloß sich der eben so tief, als zart fühlende Dichter des „Bilden," in diesem „Leuchtthurme" eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schicksalsfabel aufzustellen. Es ist ihm aber zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgesinnten gelungen. Unsere Bühne ist reicher geworden."

Ein anderer namhafter Kunstrichter, der gründliche und gewissenhafte Zimmermann, sagt in seinen dramaturgischen Blättern vom Jahre 1821: Heuwald habe sich durch seine dramatischen Dichtungen, insbesondere durch sein größeres Trauerspiel, das Bild, so sehr die Aufmerksamkeit und Zuneigung seiner Zeitgenossen erworben, „daß er als einer der Lieblingsdichter unserer Sprache nicht anders, als mit besonderer Auszeichnung betrachtet werden darf. Zartheit, Innigkeit und Wärme der Empfindung, eine durch schöne Betrachtung gewährte, lebendige Phantasie, Frömmigkeit und Adel der Gesinnung sind zunächst die Vorzüge, welche diesen Dichter charakterisiren; im Einzelnen besonders redet eine eigenthümliche Kindlichkeit des Gemüths mit Kraft zum Herzen." Vorzugsweise rühmt Zimmermann auch Heuwalds „feine Empfänglichkeit für die Schönheiten und die symbolische Sprache der Natur" und in der That bilden Heuwalds meisterhafte Naturschilderungen strahlende Perlen in seiner Dichterkrone. Welch ein herrliches, ächt poetisches Landschaftsgemälde entrollt er im „Leuchtthurm" von dem Sonnenaufgang am Meere, und die frische, hinreißende Wahrheit dieser großartigen Anschauungen erscheint als das untrüglichste Zeugniß seines eingebornen Dichtergeistes, dessen Schwingen die kühnsten Ausflüge in ferne Regionen unternahmen, während Heuwald in seinem Leben kaum über die engen Marken seiner Heimath hinaus gekommen ist und von der weiten Welt wenig, das Meer aber, dessen Schönheit und Schauer er im „Leuchtthurm" so naturgetreu malt, gar nicht gesehen hat.

Die treffendste Aeußerung darüber findet sich in einem der Briefe des Fürsten Pückler-Muskau an den Dichter, dem zu Ehren der Park in Muskau auch eine Heuwaldsbuche hatte.

„Lassen Sie mich Ihnen und uns Glück wünschen," schreibt der geniale Weltgänger an Heuwald, „daß Sie nicht sahen und doch glaubten und wußten, daß die Phantasie allein Ihnen wahrer und schöner die Wirklichkeit ersetzte. Wer weiß, ob wir dem melancholischen, sandigen Thale nicht den uns so tief bewegenden Dichter Heuwald verdanken, der uns im Gewirre der Welt und genußreicher Länder vielleicht verloren gegangen wäre. Der Reisende sieht und lernt höchstens; er blättert in einem Bilderbuche. Das Genie aber schafft aus innerem Wissen seine

eigene Welt; es erfindet und malt die herrlichen Bilder selbst, an denen Tausende und Abertausende sich erfreuen und daran die Welt und sich erst tiefer zu erkennen fähig werden. Mit Schiller rufe ich Ihnen daher zu: „Beneide die Beglückten nicht, da du der Glückliche bist!“

Da, wo Heuwald in seinen Dichtungen die Natur mit dem Geiste in poetischen Rapport bringt, wo er die sichtbare Welt des Alls mit der unsichtbaren des Gedankens vermittelt, stellt er wahre Naturoffenbarungen dar, und man könnte ihn in dieser Hinsicht den Dramatiker der Naturschauspiele nennen, indem er mit geweihter Hand den Vorhang von den Geheimnissen der Schöpfung hebt und auch deren wilde, anscheinend zügellose Kräfte einer höhern Ordnung unterwirft.

Der König Friedrich Wilhelm III. hatte des Dichters Brust mit dem Johanniterkreuz und dem rothen Adlerorden geziert. Friedrich Wilhelm IV., schon als Kronprinz Heuwalds Gönner, bewilligte der hinterlassenen Familie des Dichters eine Pension und eine Benefizvorstellung, die am 3. April 1845 im großen Opernhause zu Berlin gegeben wurde. Diese Aufführung, eine würdige Totenfeier des heimgegangenen Dichters, bestand aus dem „Bilde“ und aus dem folgenden Prolog von Raupach:

„Dem Verdienste seine Krone!“
Wer kennt ihn nicht, des hohen Meisters Spruch,
Den tausend Zungen freudig wiederholt,
Und in's Gefühl des Volkes eingedrungen,
Weil er dem schönen Glauben Zeugniß gibt,
Daß auch auf Erden schon der wack're Ringer,
Den Kranz erringen kann, den mächt'gen Glauben,
Der nach dem Glauben an die Ewigkeit
Mit edler That zumeist das Leben schmückt.

„Dem Verdienste seine Krone!“
Wohl herrlich klingt das Wort von Dichterlippen,
Doch herrlicher aus eines Königs Munde.
Denn wen ergreift's nicht freudig, wenn er sieht,
Daß der, den Gott erhöhet und bestellt
Zum Richter alles irdischen Verdienstes,
Auch das Verdienst noch an den Todten ehrt.
Solch einem königlichen Wort verdankt
Der Heimgegangne dieses Abends Feier,
Die auf sein Grab die letzten Kränze legt.

„Dem Verdienste seine Krone!“
Der Todte hat als Dichter, wirksam schaffend,
Das Edle, Hohe fördernd, sie verdient.
Wohl Tausende gedenken noch der Zeit,
Die Heuwalds „Bild“ „Heimkehr“ und „Fluch und Segen“
Mit lautem Jubel wiederholt empfing,
Wohl Tausende der Rührung und Erschütterung,
Die sie mit Lust empfunden bei dem Schauen
Der reichen, tiefentsprungenen Gebilde;
Und manche Mutter dankt dem Hingeschiednen
Für das Geschenk noch, das er väterlich
Der Kindheit dargebracht, die holden Mährchen.
Wenn er, des Vaterlandes Dienst sich weihend,
Dem Dienst der Musen später sich entzogen,
Wenn unterdeß sein Ruhm verklungen ist:
So kann das wahrlich gegen ihn nicht zeugen:
Wer ist nicht unterthan dem Gang des Lebens,
Und was verklänge nicht im Sturm der Zeit?

„Dem Verdienste seine Krone!“
Als Mensch auch hat der Todte sie verdient.
Fern bleibe hier ein unbescheidnes Lob,
Nur kränken würd' es des Bescheidnen Manen;
Wahr aber ist es: was wir Edles, Schönes,
Erhebendes in seiner Dichtung hören,
Es ist hervorgegangen aus der Tiefe,
Wo der Gedanke, vom Gefühl befruchtet,
Die edle That erzeugt; nicht hohle Larven,
Nein, die Penaten seines Herzens sind's,
Die kund sich geben, Götter, die durch's Leben
Als Gatten ihn, als Vater, Freund und Menschen
An sicherer Hand geleitet. Schön und edel,
Wie er gedichtet hat, hat er gelebt.

„Dem Verdienste seine Krone!“
Für eine Krone gelte diese Feier,
Die einen letzten Wunsch ihm krönt, den Wunsch:
Es möchte noch einmal sein Lieblingswerk
Zum Leben auferstehn in diesen Hallen.

O, schwebte doch sein Geist in diesen Räumen
Und wäre Zeuge, wie die Gnad' und Liebe
Ihm seinen Wunsch erfüllen! — Er ist hier,
Wer kennt die Bande zwischen hier und dort?
Sein Geist ist unter uns und schaut mit uns
In seinem „Bilde," was er einst gewesen.
Wehmüthig, hell jetzt sehend, lächelt er
Wohl über seiner Erdenjugend Werk,
Wie über eines schwachen Kindes Spiel.
Doch diesen leisen Schmerz verdrängt die Freude,
Zu sehen, daß, wie wild das Leben treibt,
Doch ewig treu der Mensch dem Schönen bleibt,
Zu sehn der Männer sinnig-ernstes Schauen,
Zu sehn die stillen Thränen edler Frauen.

Eine junge Leserin des Dichters, entzückt von den reinen Gebilden seiner Phantasie, schrieb aus einem fremden Welttheile an Hitzig: „Heuwald denkt wie ein Mann, fühlt wie eine Frau und schreibt wie ein Engel!" Und die Mährchenpoesie des Dichters, sie wird dem empfänglichen Jugendherzen wohl immer wie ein holder Engel erscheinen, der die Kindheit auf seinem Flügel in das Wunderland und Feenreich der Phantasie schwingt, um sie dort spielend zu unterrichten und sie durch sinnigen Scherz in die Vorschule des ernsten Lebens einzuführen. Ist sich doch der Erzähler dieses Dichterlebens aus den Feierstunden seiner eigenen Kindheit noch deutlich bewußt, wie magisch er sich einst durch den Mährchenzauber Heuwalds ergriffen fühlte. Darum, als er an den Umriß dieses Lebensbildes ging, las er eines jener Mährchen wieder, gespannt auf den Eindruck, welchen es, einst das Entzücken des schwärmenden Knaben, auf den lesemüden, büchersatten Sinn des Mannes hervorbringen würde. Wie erstaunte derselbe, als nach den ersten Zeilen, die er überflogen hatte, auch schon die ganze holde Blüthengestalt des Mährchens wieder in seinem Gedächtnisse auftauchte, und er sich dem Anfange gegenüber schnell und klar auf das Ende besinnen konnte, gleich wie man oft nur einen anklingenden Ton zu hören braucht, um eine entschwundene Melodie wieder zu finden. Unter dem Schutte der Unzahl Bücher, die er verschlungen und glücklich vergessen, hatte die Mimose von Heuwalds Mährchen, mit ihrer zarten, seelenhaften Naturmystik, ein Vierteljahrhundert hindurch still fortgegrünt, und nur eines frischen Luftzuges bedurfte es, um ihren verschwiegenen Kelch wieder zu erschließen und ihre sinnigen, geheimnißreichen Blätter von Neuem zu entrollen.

Möchten denn die nachfolgenden Gesammtwerke des Dichters, den seine Zeitgenossen in ihren Lieblingen zählten, und dessen Namen als einer der reinsten Sterne am Firmamente der Poesie leuchtet, dem deutschen Vaterlande als eine eben so liebe Erinnerung erscheinen. Möchte es durch die freundliche Hinnahme derselben das Gedächtniß eines seiner edelsten Dichter auffrischen und feiern! Eines Dichters, dessen feusche Muse sich so gern in dem heimlich stillen Schooße des deutschen Familienlebens wiegte, und aus dessen Dichtungen noch den späteren Geschlechtern der treue Herzschlag eines schönen deutschen Gemüthes entgegenklingen wird.

Berlin, im Januar 1847.

Friedrich Adami.

Die Freistatt.

Ein tragisches Bild in einem Akt.

1817.

Perſonen

Conrad v. Uſtrade, Senator und Patricier einer Reichsſtadt.
Sara, ſeine Frau.
Johannes Bruck, Todtengräber.
Ein Officier.
Wache.

Der Schauplatz iſt in der Wohnung des Todtengräbers.

Erſte Scene.

Ein kleines hallenartiges Zimmer, durch eine von der Decke herabhängende Ampel nur matt erleuchtet. An der Seite eine Ruhebank. Im Hintergrunde ein großer Vorhang, der einen weiten Ausgang verdeckt.

Sara v. Ulfstrade. Johannes Bruck.

Sara.

Ich hab' euch eine Leiche hergebracht.
Vergeſtern Nacht
Iſt jene arme Frau verſchieden. —
Und nun, mein Freund, gebt ſorgſam acht,
Ob zu befürchten ſteht, daß ſie hienieden
Vielleicht doch noch einmal erwacht!

Johannes.

Befürchten? — faßt es nicht in euren Kram,
Wenn er, der ihr das Leben nahm,
Es noch einmal auf kurze Zeit verliehe?

Sara.

Das wohl! Die Freundin ſtarb mir viel zu frühe!
Doch ſoll der Schiffer immer noch nicht landen,
Der ſchon die Arme nach dem Ufer ſtreckt?
Freund, wer einmal den heißen Kampf beſtanden,
Dem gönn' ich, daß man ihn nicht wieder weckt.

Johannes.

Ihr habt wohl Recht! — es wäre faſt, als führte
Man vom Schaffot aus Todesangſt und Pein
Den armen Sünder wieder heim, und rührte
Ihm noch einmal die Henkersmahlzeit ein.
Drum mag ſie ruhn, und ich will Wache halten;
Doch ſchläft ſie feſt, ſo daß ſie nichts mehr weckt,
Dann ſey das Kiſſen leicht auf ſie gedeckt.

Sara.

Ein ſchauerliches Amt müßt ihr verwalten.
Fühlt ihr euch nie von Geiſterfurcht erſchreckt?

Johannes.

Neun! Weiber, o! ſie wären mir willkommen!
Ich wohne hier ſo einſam, ſo allein!
Doch wen das Jenſeit einmal aufgenommen,
Der mag nicht mehr den Gräbern nahe ſeyn.
Glaubt nur, ich lauſcht' an jener dunklen Pforte
Neugierig oft und horchend wie ein Kind.
Doch nimmermehr vernahm ich leiſe Worte.

Sara.

Sie ruhn wohl all' in Friede! — Selig ſind,
Die in dem Herrn entſchliefen! — Darum gönn'
Ich meiner armen Freundin auch die Ruh.

Johannes.

O nennt mir ſie, auf daß auch ich ſie kenne,
Eh' ich ſie deck' auf ewig zu.

Sara.

Ich kann euch nicht den theuren Namen ſagen!
Es wird euch doch hier niemand fragen,
Wo ihr ſie einſam ſcharrtet ein? —
Ach, dieſes Weib hat viel verloren,
Und ſchien vom Schickſal doch erkoren,
Die Glücklichſte der Glücklichen zu ſeyn!
Hold war ſie wie die Roſ' im Lenze,
Und ihre ſchönſten Myrthenkränze
Flocht früh die Lieb' ihr durch das Haar.
Es hatte ſie ein Mann zum Weib erkieſen,
Der von dem Vaterland geprieſen,
Als Held, als Menſch, als Gatte war.
Ein lieblich Kind ward ihr gegeben:
Sein junges Leben
Ging wie ein goldner Morgen auf. —
So ſtand ſie in der Freunde Mitte,
Und Segen floß auf ihre Tritte
Wie Himmelsthau auf Blumen drauf. —
Das alles hat man ihr genommen! — —
Zu mir gekommen
Iſt ſie als eine Bettlerin. — —
Von allem war ihr nichts geblieben,

Als nur das treue Herz zum Lieben,
Als der ergebne fromme Sinn. —

(Sie trocknet die Augen.)

Johannes (abgewendet für sich.)

Von allem ist mir nichts geblieben,
Und in der heißen Kraft zu lieben,
Sinkt still verzehrt das Herz dahin!

(Zu Sara.)

Weint nicht! Sie ruht! — der Sturm des Lebens
Schlägt an die Feste hier vergebens,
In welcher ich der Schirmvogt bin.

Sara.

Freund, eben darum, ach! beneide
Ich die Verblichne! — Glaubt es mir,
Fast läg' ich gern im Sterbekleide
Statt ihrer auf der Bahre hier.

Johannes.

Wie kommt ihr zu den Grabgedanken?
Ihr seyd ja noch so jung und schön,
Und habt wohl kaum des Lebens Schranken
Sich eurem Blick erst öffnen sehn.

Sara.

Ach! wer das Kleinod, ihm vor allem theuer,
So unverschuldet früh verlor wie ich,
Der kehrt sich von des Lebens Festtagsfeier,
Und wendet zu den Gräbern sich.

Johannes.

Noch blühn der Blumen wohl für eure Pfade!
Doch, edle Frau, nennt euren Namen mir.

Sara.

Ich heiße Sara von Ulfstrade.

Johannes (erstaunt.)

Ulfstradens Gattin? — des Senators hier?

Sara.

Desselben. — Doch behaltet ja den Glauben,
Ich wäre eine hochbeglückte Frau.

Johannes.

Ihr seyd es auch! ich laß' ihn mir nicht rauben!
Ich kenne euren Ehgemahl genau.

Sara.

Kann nicht wie ihn, kann müßt ihr ihn verehren!
Wer ist, wie er, der Lieb' und Achtung werth?
Traun, was ein armes Frauenherz beschwert,
Soll einen Glauben an ihn nicht zerstören.
Gehabt euch wohl! — Vergesset meine Worte!
Wer Gräber baut, muß ja verschwiegen sein!

Johannes.

Gestrenge Frau! Ihr wollet mir verzeihn,
Ich laß' euch nicht von diesem stillen Orte;
Will eurem Kummer erst in's Auge sehen.
Glaubt nur, in eines Todtengräbers Brust
Schlägt auch ein Herz, das eure zu verstehen,
Und seyd ihr selbst euch keiner Schuld bewußt,
Verheiß' ich Rath und Hülfe.

Sara.

Einer Wilde
Gilt für die That. — Doch, guter Mann,
Ein schuldlos Herz ertrabet in der Stille;
Der liebt nur rein, wer schweigen kann.

Johannes.

So? — Nun dann kann ich euer Leid nicht enden.
Wär's Ehekummer, hätt' ich doch gehofft,
Ihn durch Vertrau'n nicht wieder abzuwenden,
Denn euren Ehgemahl, ihn sprech' ich oft.

Sara.

Wie? meinen Mann? — Wann könnte dieß geschehen?

Johannes.

Ist er denn nimmer von euch fern?
Habt ihr sein Schlafgemach nie leer gesehen?

Sara (bewegt).

Ich bitt euch, sprecht, wo habt ihr meinen Herrn? —

Johannes.

Hier sah ich ihn. — In diesen stillen Mauern
Weilt er allnächtlich — aber nicht allein.

Sara.

Schweigt! — ich mag sein Geheimniß nicht erlauern,
Und bitte Gott: er möge schuldlos sein!

Johannes.

Iſt dieß vielleicht der Kummer eurer Seele? —
Ward nicht in euch ein leiſer Argwohn laut? —
Zürnt nicht, wenn ich euch das Geheimniß ſtehle:
Ich glaub', ich hab' euch tief durchſchaut.

(Da Sara ſchweigt, fährt er fort.)

Entdeckt euch mir, fühlt ihr euch rein im Herzen!
Ich ſteh' euch näher, als ihr denkt,
Und ſchwör' es euch, ich tilge eure Schmerzen,
Eh' ſich der Tag noch einmal ſenkt.

Sara (ſchüchtern).

Wer aber ſeyd ihr? — Daß ich euch vertraue? —

Johannes.

Fragt nicht! — Jetzt bin der Todtengräber ich,
Und weil ich feſte, ew'ge Häuſer baue,
So baut auch nur getroſt auf mich.

Sara.

Liebt ihr Ulſtraden auch? —

Johannes.

Im vollen Sinne!
Ich fragt' euch nimmer, wär' ich nicht ſein Freund!

Sara.

Freund meines Herrn, ſo hör', und dann beginne
Dein Werk, das wieder uns vereint.
Ich war ein glücklich Weib, und es zu bleiben
Fühlt' ich im Herzen Muth und Kraft.
Ich will euch nicht mein herrlich Loos beſchreiben,
Ihr kennt den Gatten, der mir's ſchafft.
Nicht Liebe war's allein, wornach ich ſtrebte,
Auf meines Gatten unbedingt Vertrau'n,
Das ich durch mein's in ſeiner Bruſt belebte,
Hofft' ich feſt unſer Glück zu bau'n.
Und ſeht, es war mir endlich ja gelungen,
Ich wußt' um alles, was er dacht' und that.
Galt es in wicht'ger Zeit verſchwiegne Zungen,
So ſaß ich dennoch mit zu Rath. —
Und blutete das arme Vaterland,
Und reichten ſich die Männer treu die Hand,

Entgegen den Bedrängern kühn zu gehen,
So dürft' auch ich in ihrem Kreise stehen,
Zu segnen ihr geheiligt Band.
Ach! aber schon seit Monden hingegangen,
Ruht ein Geheimniß in des Gatten Brust.
Ein düstrer Ernst wohnt ihm auf Stirn und Wangen;
Oft schleicht er nächtlich fort, mir kaum bewußt.
Was will er nicht auf meine Seele bauen?
Was hält er diesem Herzen für zu schwer?
Ach! ich verzeihe! — faßt' er nur Vertrauen,
Und sagt' es frei: „ich liebe dich nicht mehr!"

Johannes.

Nein, edle Frau! — nein, in Ulstradens Seele
Wohnt einzig Sara's heißgeliebtes Bild.
Doch will sie sein Vertrau'n, nun dann verhehle
Auch sie ihm nicht, was ihre Brust erfüllt.
Auch ihr habt ein Geheimniß auszutauschen.
Wo weilt ihr oft bei stiller Nacht? —
Ulstrade ist zu stolz, euch zu belauschen,
Ob man gleich viel ihm hinterbracht.

Sara.

War dieß sein Gram? Er soll es jetzt erfahren,
Was ich aus Lieb' und Schonung ihm verbarg.
Ich brauch' es länger nicht mehr zu bewahren,
Viel sichrer dort bewahrt's der Sarg.
Dieß Weib, verlassen und verfolgt von allen,
Mit einer Gramesbürde, ach! so schwer!
Das arme Leben Henkern selbst verfallen,
Sie kam, um Schutz zu suchen, zu mir her.
Und eingedenk der frühern Jugendliebe,
Nahm ich sie auf bei mir,
Und, daß es ja ein tief Geheimniß bliebe,
Stahl ich mich nur die Nacht zu ihr.

Johannes.

Und weßhalb durft' es euer Herr nicht wissen?

Sara.

Sie wurde ja verfolgt von Schritt zu Schritt.
Wüßt' er's, dann hätt' er sie beschützen müssen,
Dann ward ihr Unglück auch das seine mit.

Johannes.

Ihr hattet recht! — Geächtete zu ſchützen,
Iſt ein undankbar und gefährlich Ding.

Sara.

Doch im Geheim kennt' ich der Freundin nützen,
Bis ſie in meinem Arm zur Ruhe ging.

Johannes.

Ihr ſeyd ein edles Weib! und euer Gatte
Iſt eurer werth, auch er iſt rein wie ihr! —
Wenn dieß nur zwiſchen euch geſtellt ſich hatte,
So endigt euer Kummer hier.

Sara.

So hätt' ich wirklich bei euch Troſt gefunden? —
Von Gräbern ging ich faſt beruhigt fort? —

Johannes.

Hier heilen ja am leicht'ſten Herzenswunden! —
Und glaubt es nur, ich halte Wort,
Denn eh' die Sonne wieder ſenkt ſich nieder,
Seyd ihr verſöhnt mit dem Gemahl.
Doch aber ſprecht, wann kommt ihr morgen wieder? —

Sara.

Wenn bei dem erſten Frührothſtrahl
Vom Thurm des Doms man bläst den Morgenſegen,
Stell' ich mich wieder bei euch ein;
Dann woll'n die Todte wir zur Ruhe legen.

Johannes.

Gut! ich will eurer dann gewärtig ſeyn.

Sara.

Gehabt euch wohl! (Sie geht ab.)

Zweite Scene

Johannes Bruck allein.

Johannes.

So treu haſt du geſchwiegen,
So treu, mein Conrad, als ich's kaum geglaubt!
Der ſtille Gram in deiner Sara Zügen

Hat selbst dir mein Geheimniß nicht geraubt?
Ich kannte wohl das Herz, auf das ich baute!
Doch eure Liebe sollt' ich stören? — nein!
Ein solches Weib verdient wohl die Vertraute
Von tiefem Männergram zu seyn.
Und warum wollt' ich auch noch sorgen?
Hier sucht mich nicht mehr des Tyrannen Blick.
Vor dieser Feste bebt er schon zurück,
Wo er das Volk, durch sichern Wall geborgen,
Nicht mehr mit seinem Krieg kann überziehn;
Wo die Verwesung durch die Hügel schreitet,
Wie Wolkenschatten über Gletscher fliehn,
Und ihm sein Heereslager zubereitet.
Ich fühl' es auch an dieses Herzens Schlägen,
Bald wird die Sanduhr abgelaufen seyn;
Ich werde bald den Spaten niederlegen,
Und bei der Arbeit schlummern ein.
Und morgens weckt mich dann Eleonore,
Sie steht mit ihrem Sohn am Strahlenthore
Der Ewigkeit und harret mein.
Doch nicht wie ich, — wie du willst, Herr der Gnade!

Dritte Scene.

Johannes Bruck und **Conrad v. Ulstrade.**

Conrad (rasch hereintretend).
Hier bin ich endlich! — ist es spät?

Johannes.
Schon Mitternacht! Doch, mein Ulstrade,
Was kümmert's uns, wie schnell die Zeit vergeht?

Conrad.
O, könnt' ich Monden jetzt zusammenfassen,
In einem Griff, und hinter mir sie weit
Mit ihrer Centnerlast versinken lassen!
Mir graut vor meines Lebens nächster Zeit.

Johannes.
Mein Freund! — So hab' ich nimmer dich gesehen!

Was iſt dir, daß du ſo bekümmert biſt?
Warſt du bei Sara? — woll' es mir geſtehen,
Nicht wahr? — heut wieder haſt du ſie vermißt.

Conrad.

Johannes, ja! auch dieß noch kommt hinzu!
Wo faſſ' ich Muth, mein ſchweres Loos zu tragen?

Johannes.

An meinem Herzen ſuche deine Ruh,
Denn, freudig kann ich dir es ſagen,
Dein Weib iſt ſchuldlos, oder deine Seele
Iſt ſelbſt voll Schuld! — Ich ſprach ſie hier.

Conrad.

Du ſprachſt ſie hier? — Johannes! o, erzähle,
Was war's? was führte ſie zu dir?

Johannes.

Von mir nicht! Nein, aus ihrem eignen Munde
Vernimm, wie glücklich du als Gatte biſt!
Und dann verſtatte, daß bei eurem Bunde
Auch euer Freund zugegen iſt.

Conrad.

Willkommen ſey mir die erſehnte Stunde!
Doch Sara darf von dir noch nichts erfahren!
Was forderſt du? — Wo denkſt du hin?

Johannes.

Vor einem ſolchen hohen Frauenſinn
Brauchſt du nicht mein Geheimniß zu bewahren.

Conrad.

Das fühl' auch ich! — Doch aber Thür' und Wände,
Sie haben Ohren, bringen uns Verrath!
Mein Freund, dein Schickſal iſt noch nicht zu Ende;
Weit aus, hoff' ich, läuft noch dein Pfad.

Johannes.

Weit aus? — Du irrſt! Hier iſt das Ziel gefunden.
Hier ſteh' und wart' ich, bis der Vorhang ſinkt.

Conrad.

Nein! Nein! dein Leben bringt noch große Stunden,
In denen dir Vergeltung winkt.

Johannes.

Vergeltung wohnt dort oben!

Conrad.

O ich mahne

Dich an das Vaterland, das dein bedarf!
Soll sie denn wehn des Unterdrückers Fahne,
Der alles Recht zu Boden warf?
Wo ist Johann von Bruckthal, der im Rathe
Der Väter als der erste stand?
Der, als der Feind den Männern nahte,
Ihn züchtigte mit starker Hand?
Du hast noch nicht das ganze Spiel verloren,
Vom Schicksal bist du auserkoren
Zum Held, der für die Unschuld ficht.
Steh auf, mein Freund, als wärst du neu geboren,
Und stelle dich zum Gott'sgericht!

Johannes.

Ich kann nicht! — Herz und Kraft sind mir gebrochen!
Schon gab ich alles, was ich nannte mein.

Conrad.

Nein! unter Gräbern, unter Todtenknochen
Soll Bruckthal länger nicht verborgen seyn.
An einen würdigern und sichrern Ort
Führ' ich dich, wo du freudig wirst empfangen!
Johannes, zögre nicht! — Du mußt hier fort!
Dein Freund hat Gründ', es dringend zu verlangen.

Johannes.

Ich war ein Mann, als ich die Bürger alle
Für ihre Freiheit einst zum Kampfe rief!
Als ich die Nacht verwachte auf dem Walle,
Indeß die Stadt in sichrem Frieden schlief.
Als ich im Rath für die gerechte Sache
Das Wort geführt und dann das Schwert;
Als unterm theuren väterlichen Dache
Ein Weib noch mein war, noch ein Kind, ein Herz!
Seit aber ich an jenem Schreckenstag
Lag blutend unter Feindes Reisen;
Seit unsre arme Stadt dem Feind erlag
Und unsrer Bürger edles Blut geflossen,
Seit mir der Tod des Kindes Blüthe brach,
Seit jene Würger auch mein Weib erschossen —

(Er deckt das Gesicht mit den Händen.)

Conrad.

Johannes! Die Erinn'rungen erweichen
Dein Herz zu ſtark! — Was einmal hin, iſt hin!

Johannes.

O laß mich immer mein Geſchick vergleichen,
Um zu vergleichen, was ich war und bin.
Denkſt du des Abends, wo am Bettlerſtabe
Ich zitternd heimlich zu dir kam?
Und unerkannt die mir gereichte Gabe
Lautweinend nahm?
Die Freunde hatten mit Gefahr des Lebens
Mich zwar durch Flucht befreit aus Henkershand,
Allein wohin ich floh, ich floh vergebens,
Denn Gram und Wahnſinn kamen nachgerannt.

Conrad.

Wohl denk' ich jenes Abends, die vertrauten
Geliebten Züge kannt' ich faſt nicht mehr;
Die bleichen Lippen bebten, und es ſchauten
Die treuen frommen Augen wild umher.

Johannes.

Und meine Wunden heilt' dein zartes Sorgen,
Die Schwert und Roſſeshuf mir ſchlug.
Du haſt mich dem Tyrannen treu verborgen,
Der rachedürſtend nach dem Flüchtling frug,
Und als ich endlich wiederum geneſen,
Biſt du's, mein treuer Conrad, nicht geweſen,
Der mich in dieſen ſichern Hafen trug?

Conrad (ringend).

Doch nicht für immer. Ach! Johannes, frage
Mich länger nicht, fort mußt du, es iſt Zeit! —

Johannes.

Nein! ſtöre nicht die letzten Tage,
Denn glaube nur, mein Ziel iſt nicht mehr weit.

Conrad.

Für deine Hand paßt länger nicht der Spaten,
Der dich auf eine kurze Zeit geſchützt.

Johannes.

Ich aber kann ihn jetzt nicht mehr entrathen,

Er ist der Stab, auf den mein Arm sich stützt,
Wenn ich des Tages meine Gräber kaue,
Wenn bei der Arbeit Ruhe sinkt auf mich,
Wenn Abends ich mein stilles Feld beschaue,
Und dann allnächtlich harr' auf dich;
Wenn wir dann beide im Geheim berathen,
Was deinem Vaterland ist noth,
Du von mir eilst zu streun die neuen Saaten,
Und ich die Saat bestelle für den Tod
Dann kreis' ich kniend oft den Herrn des Lebens,
Denn hallzerknickt, athm' ich doch nicht vergebens,
Weil er dein Herz und deinen Arm mir bot.

Conrad (unruhig).

Doch sicher darfst du hier dich nimmer halten.
Man weiß, du bist nach unsrer Stadt geflohn.
Ich habe leider Kunde heut erhalten,
Die Feinde suchen dich auf's neue schon.

Johannes.

So laß sie immer! hier sucht doch mich keiner,
Den Todtengräber Bruck kennt ja nur einer,
Und dieser treu verschwiegne Freund bist du.
O laß mich hier! — hier wehet mir viel reiner,
Als irgendwo des Himmels Friede zu.
Wenn ich der Leichen stilles Antlitz schaue,
Bei ihnen wache, eh' das Grab sie deckt,
Dann ist's dem bangen Herzen so, als graue
Der Morgen schon, wo mich Lenore weckt.

Conrad (in höchster Bewegung).

So darf ich dir's denn länger nicht verhehlen!
Es ist heut ein Commando eingerückt:
Mit Grüßen zwar, doch eigentlich Befehlen,
Die der Tyrann an unsre Stadt geschickt:
„Er hab' erfahren, daß der Hochverräther
Johann von Bruckthal bei uns sey,
Und stell' es aus besondrer Gnad' uns frei,
Selbst auszuliefern jenen Uebertreter,
Wo nicht, doch ohne Weig'rung zu gestatten,
Daß er ihn suche!“ — Als nun schnell hierauf
Wir Senatoren uns versammelt hatten,

Stand ernſt der Bürgermeiſter auf,
Uns dieſe Fort'rung vorzutragen.
Und als er ſchwieg — ſchwieg alles um ihn her;
Es wagte keiner nur ein Wort zu ſagen,
Denn jedem Buſen ward das Athmen ſchwer.
So ſaßen lange ſchweigend wir im Kreiſe
In unſre ſchwarzen Mäntel eingehüllt,
Und eine Ahndung überſchlich mich leiſe,
Als ſäh' ich deines Todtenzuges Bild.

Johannes.

Und was beſchloßt ihr, daß nun ſoll geſchehen?
Faßt ihr als Väter auch zu Rath?
Brauchſt du erröthend nicht vor mir zu ſtehen? —

Conrad.

Was hätteſt du gethan an unſrer Statt?

Johannes (haſtig).

Auf jeden Fall den Bruckthal preisgegeben!
Was gilt für's Ganze denn ein einzeln Leben! —
Weh' dem! der ander Ding gerathen hat!

Conrad.

Mein Freund! ſo ſind wir deiner werth geblieben!
Wir ſchwiegen lange fort und fort. —
Da nahm der Conſul wiederum das Wort:
„Die Antwort," ſprach er, „iſt nicht zu verſchieben,
Wir dürfen's nicht mit jener Macht verderben,
Denn noch beruht das Wohl der Stadt darauf.
Ein Einzelner mag für das Ganze ſterben,
Das Ganze opfre ſich nicht einem auf! —
Doch laßt uns nicht das alte Gaſtrecht ſchmähen,
Ausliefern nicht den edlen Mann,
Mag man ihn ſuchen, ſelber ihn erſpähen,
Und, daß ein Freund noch helfen kann,
Laßt unſern Schluß uns öffentlich geſtehen,
Vielleicht wagt einer noch ſein Leben dran!" —

Johannes.

Du wackrer Mann! — Du Vater deiner Bürger!
Dich ſegne Freund und Vaterland!

Conrad.

Mein Bruckthal! — ach! ſchon hatten deine Bürger

Des Rathes Bewilligung in der Hand.
Ihr Geierblick wird hier auch dich erspähen,
Drum folg' dem Freunde, der dich retten will.
Zu deiner Flucht hab' ich schon in der Still'
Ein sichre Wege ausersehen.

Johannes.

Und du willst seine Rache auf dich laden,
Daß du das Opfer ihm entreißt?

Conrad.

Du mußt entfliehn! — Mir kann sein Zorn nichts schaden,
Ich spotte seiner Allmacht dreist! —
Du mußt entfliehn! und sollt' ich dich nicht rühren
Durch meine Bitten, bleibst du trotzig, kalt,
Nun wohl, so werd' ich mit Gewalt
Dich weg von diesen Gräbern führen.

Johannes.

Mein Conrad! fasse dich, ich will ja gehen!
Doch warte nur bis morgen Nacht. —

Conrad.

Gut! diese Frist will ich dir zugestehen,
Dann aber frisch ans Werk gedacht.
Bis dahin, hoff' ich, bleibst du noch verborgen.

Johannes.

Jetzt geh' nur heim! vorbei ist Mitternacht.
Ich will mein Amt noch einmal hier besorgen.
Wenn aber bei dem ersten Frührothsstrahl
Vom Thurm des Doms man bläst den Morgensegen,
Dann, Conrad, eile zu mir noch einmal;
Ich habe viel dir an das Herz zu legen.

Conrad.

Warum nicht jetzt? —

Johannes.

Nein, grad' an jener Stunde
Hängt deine Ruh.
Versprich mir, daß du kommst, mit Hand und Munde.

Conrad.

Ich sag' es zu! (Geht ab.)

Vierte Scene.

Johannes allein.

Johannes.

Der Tiger hat das mattgejagte Wild
In sichrer Höhle wieder aufgefunden! —
Das warme Blut, aus meines Herzens Wunden
Hat seinen Durst noch nicht gestillt.
Und neue Flucht sollt' ich auf's neue wagen?
Dem Tod entrinnen, der schon nah' mir steht?
Ich müßte selber mich verwundernd fragen:
Du fliehst, du, den die Füße kaum mehr tragen,
Ein Leben rettend, das schon still vergeht? —
Erkaufen sollt' ich diese Hand voll Stunden
Vielleicht mit eines edlen Freundes Glück? —
Der Tiger krallt sich jedem ins Genick,
Durch den die Beute sichre Flucht gefunden!
Ach! eine Stimme wiederholt es laut:
Wär' ich nicht dort entronnen seinen Krallen,
Als er das Blutgerüst für mich gebaut,
So wär' mein Weib als Opfer nicht gefallen!
Doch kurz will ich das Spiel zu Ende führen.
Das bischen Leben ist es nicht mehr werth,
Nur eine Thräne drüber zu verlieren,
Und daß die Sorge drob den Freund verzehrt.
Hab' ich nur in den nächsten Morgenstunden
Mit seiner Sara erst versöhnt den Freund,
Hat er sie wieder und sie ihn gefunden,
Hab' ich, die nie sich trennten, nun vereint,
Dann überliefr' ich selbst mich in der Stille.
Die Rachegöttin hält das Sündenmaß,
So ströme denn mein Blut hinein, auf daß
Es schneller sich bis an den Rand erfülle! —
Die Saat mit Blut gedüngt keimt herrlich auf,
Und wird dereinst noch reiche Früchte tragen.
Prophetisch seh' ich in der Jahre Lauf
Die alte goldne Zeit noch einmal tagen,
Wo Fürsten sich auf freie Völker stützen,

Und Friede halten fern und nah,
Und der Gesetze heil'ge Tafeln schützen,
Als stünde noch die Bundeslade da;
Wo blutige und gleißende Tyrannen
Wie böse Geister sind gestohn von dannen!
(Er sinkt auf die Ruhebank nieder.)
Wo war ich? — was erschauten meine Blicke?
Floh denn mein Geist schon himmelwärts?
Ach, noch zieht in die Erde kalt zurücke,
Und bänger, matter schlägt das Herz!
(Er steht auf.)
Doch, Totengräber! nun zu deiner Pflicht!
Erfülle sie zum letztenmale.

(Er zieht den schwarzen Vorhang im Hintergrunde weg, man erblickt eine zweite kleine Halle, hinten mit einer Thür. In derselben steht ein offener Sarg, worin eine weibliche Leiche liegt, die von oben her bis an die Brust mit einem Tuche verdeckt ist, die Hände die sie gefaltet hält, sind frei. Von der Decke hängt über der Leiche eine seidene Schnur herab, wie dies in Leichenhäusern gewöhnlich ist, um das Wiedererwachen der Todten durch eine Klingel, an welche die Schnur befestigt ist, zu vernehmen. Der Sarg steht der Länge nach in der Halle, mit dem Fußende gegen die Zuschauer, am Haupteude etwas erhöht. Der Sargdeckel liegt daneben. Johannes zündet eine Kerze an und stellt sie so zu Häupten des Sarges, daß die Leiche völlig beleuchtet wird.)

Schlaf ruhig, armes Kind! — erwache nicht!
Die Mutter wiegt dich ein im Todesthale.
Wie innig mich die Sehnsucht jetzt ergreift,
Mit dir hinab den dunklen Weg zu wallen!
Ich fühl's, das matte Herz, es ist gereift,
Als Frucht vom Baum des Lebens abzufallen.
(Er will der Leiche die Schnur in die Hände geben.)
Nimm noch einmal in deine kalten Hände
Des großen Schauspielvorhangs Schnur;
Und ist dein Trauerspiel noch nicht zu Ende,
Und kommt ein neuer Akt, — so klingle nur. —
(Er findet einen Brief in ihren Händen.)
Ein Briefchen? — Sind es des Geliebten Worte,
Die deine Hand noch hält? —
Auf daß mit ihnen am verschwiegnen Orte
Dein Herz in eine Asche sanft zerfällt? —
O, laß' mich doch dein treues Antlitz schauen!
Was noch geheim auf Stirn und Lippe steht,
Kannst du mir immer anvertrauen,
Eh es mit dir zu Bette geht.

(Er deckt das Tuch von der Leiche ab und bebt zurück, als er sie betrachtet.)

Was ist das? — Tod! willst du mich hier belügen?
Die Leiche grüßt mich mit vertrauten Zügen,
Als hätte sie mich längst gekannt. —
Hat nicht dieß Auge einst mein Bild gespiegelt?
Hat dieser Mund, so fest versiegelt,
Nicht liebend mich bei Namen sonst genannt?

(Er öffnet in größter Bewegung den Brief, und als er hineinblickt, wankt er matt zurück.)

Es sind die letzten Zeilen meiner Hand —
Es ist mein Weib! — es ist Eleonore! —
Willkommen! Bist du hergesandt,
Mich zu empfangen an dem dunklen Thore? —
Bist du dem Blutgerüst wie ich entkommen?
Hast du mich, wie ich dich beweint? —
Und führst mir jetzt in deiner stillen frommen
Gestalt den Tod herbei als Freund?

(Er starrt sie lange an, dann mit sinkender Stimme.)

Ich fühl's, sanft löst er ab des Herzens Jammer. —

(Er löscht die Kerze aus, und hält sich mühsam am Sarge.)

Das Auge bricht! — — Es sinkt der Tag! —
Zu Bette dann! — — Es öffnet sich die Kammer —

(Er faßt die Hand der Leiche.)

Gib deine Hand, mein Weib! — und zieh' mich nach! —

(Er sinkt langsam auf die Leiche hin. Indeß ein leises Zucken sein Hinscheiden verkündigt, hört man aus der Ferne vom Dom den Choral blasen. Die dunkle Halle wird lichter, und auf die Gruppe der Todten fallen die ersten Strahlen der Morgenröthe.)

Fünfte Scene.

Sara v. Ulstrade.

Sara (den Johannes erblickend).

Sieh! bei dem Wachen ist er eingeschlafen. —
Ich will verziehn.

(Sie setzt sich auf die Ruhebank.)

Wie sanft er ruht! —
Der müde Steuermann in diesem Hafen
Schläft selbst auf starrer Leiche gut. — —
Doch horch! — wer naht! — ich höre Tritte schallen!

Sechste Scene.

Die Vorige und Conrad v. Ulstrade.

Conrad (im raschen Hereintreten).

Hier bin ich!

(Erstaunend, als er Sara erblickt.)

Ha! Dich treff' ich hier?
Was willst du, Weib! in diesen Todtenhallen?

Sara (freundlich auf ihn zutretend).

Mein Conrad! wie? — mißtraust du mir?

Conrad.

Nein! wahrlich nein! — Doch eine Centnerlast —

(Er vollendet nicht und wendet sich bekümmert ab.)

Sara.

Welch' eine Last liegt auf dem treuen Herzen?

Conrad.

So wisse denn, ich kann es nicht verschmerzen,
Daß du für mich Geheimniß hast. —
Es ist mir fast, als hätt' ich dich verloren! —

Sara.

So ist mir's auch in meiner bangen Brust.
Geliebter Mann, bist du dir's nicht bewußt,
Daß auch du viel verborgen meinen Ohren? —

Conrad.

Wohl! Doch nicht um es sicherer zu bewahren;
Ich kenne deinen treu verschwiegnen Mund.
Nur meine Sorgen wollt' ich dir ersparen;
Bald aber, Sara, wird es nun dir kund.

Sara.

So sind wir beide einen Weg gegangen,
Dasselbe hat zum Schweigen mich bewegt.
Doch meine Sorge hat der Tod empfangen;
Dort liegt die Freundin, die ich still gepflegt.

Conrad (da er Johannes erblickt).

Sieh da! er schläft! — Ich werd' ihn wecken müssen,
Denn unsre edle Zeit verstreicht.

(Sie treten näher.)

Wach auf, mein Freund! — Du hast ein kaltes Kissen!
Bald schlummerst weicher du vielleicht.

Sara.

O laß' ihn! —

Conrad (als er seine Hand faßt, erschrocken).

Gott! was ist hier vorgegangen? —
Das ist kein Schlaf; kalt ist die Hand wie Eis!
(Er will ihn aufheben, läßt ihn aber, da er ihn tot findet, sanft neben dem Sarge nieder.)
So bist du heimlich mir davon gegangen? —
Eh' ich dich noch zu retten weiß? —

Sara.

Wie? ist er tot?

Conrad.

Das Herz hat ausgeschlagen,
Das große Herz, wie keins mehr ist!
O kann nicht mehr dein bleicher Mund mir's sagen,
Warum du mir so schnell entflohen bist?
(Sie sieht in seinen Anblick versunken, dann fährt Conrad fort:)
Nun Sara, brauch' ich länger nicht zu schweigen,
Sieh diese starren edlen Züge an. — —
Du magst dich tief vor seinem Namen beugen,
Johann von Bruckthal hieß der Mann!

Sara.

Wie? und die Freundin, die ich heimlich barg,
Weil der Entflohnen Schmach und Tod bedrohten,
Die neben ihm dort friedlich schläft im Sarg,
Lenore ists, die Gattin seines Toten!

Conrad.

Lenore? — O nun sieht mein Auge klar!
Ihr habt euch unverhofft hier wiedergefunden,
Noch einmal, doch am ernsten Traualtar,
Hat euch der Todesengel hier verbunden!
(Zu Sara.)
Kannst du es nun in meinem Innern lesen,
Was mein Geheimnis und mein Gram gewesen?

Sara.

Durchschaust auch du mein Herz nun klar?

Conrad.

Mein Weib! — wir haben uns bewährt gefunden!

Sara.

So hat auch uns ein Engel neu verbunden
An diesem ernsten Traualtar!
(Sie sinken sich in die Arme.)

Siebente Scene.

(Es ist Tag geworden, und beide Hallen haben volles Licht. **Ein Officier** tritt mit einer Mann Wache herein. **Conrad** und **Sara** gehen ihm in den Vordergrund entgegen.)

Conrad.

Was wollt ihr hier?

Officier (zur Wache).

Besetzt die Thüren.

(Hierauf gehen zwei Soldaten nach dem Eingange ab, durch welchen sie hereingekommen, die beiden andern besetzen die Thüre im Hintergrund der zweiten Halle, und bleiben sichtbar.)

Johann von Bruckthal such' ich hier!
Ich habe Ordre, ihn hinwegzuführen,
Denn die Verkleidung kennen wir.

Conrad.

Ihr kommt zu spät, er ist euch schon entgangen!

Officier.

Wir wissen es genau, hier lebt er jetzt.
Er gebe sich gutwillig mir gefangen,
Das ganze Haus ist schon besetzt.

Conrad.

Auf Frührothsstrahlen ist er hingeflogen,
Wo ihr vergeblich ihn betreht.
Der Tod hat um das Opfer euch betrogen —
Dort schläft er! — Rechtet mit dem Tod!

Officier.

(Er tritt in die Halle und betrachtet die Leiche.)

Er ist's! — Ich kannt' ihn einst in Kraft der Jugend.
Das Herz ist starr! — Die Hand ist kalt!
Ich weiche hier der höheren Gewalt.
Und ehr' im Feind auch ächte Heldentugend!

(Er zieht den Degen und winkt, worauf die an der Thüre siehende Wache ins Gewehr tritt; dann entblößt er sein Haupt und legt seinen Degen auf die Leiche.)

(Der Vorhang fällt.)

Die Spielkameraden.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Hans Holbertenz, verabschiedeter Lieutenant.
Franz Holbertenz, sein Bruder. Dr. juris.
Ferdinand, Franzens Sohn.
Emilie, Hansens Tochter.
Magister Sebastian Völklein.
Martin Völler, Corporal.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer, worin einige alte Familienbilder hängen, mit zwei Seiten- und einer Mitteltür. Auf jeder Seite im Vordergrunde ein verdeckter Tiſch.

Erſter Auftritt.

An dem einen Tiſch ſitzt **Hans**, in Uniform, am andern **Franz**, altväteriſch, aber fein in grau gekleidet, auf einem Lehnſtuhl; beide eingeſchlafen. **Döller** kommt durch die Mitteltür, die er dann verriegelt, ſieht nach der Uhr, ſtellt ſich zwiſchen beide und nieſt zweimal; als er das drittemal zum Nieſen anſetzt, ſagt im Schlaf der Doctor

Franz. Zur Geſundheit.

Hans (die Augen aufſchlagend). Was iſt die Glocke?

Martin. So eben drei Uhr.

Hans. Ich hab ihn aber nur zweimal nieſen hören.

Martin. Ganz recht, mein Herr Lieutenant.

Hans. Warum hat er nicht dreimal geniest?

Martin. Bin außer Schuld, als ich den dritten Schuß aufhauen wollte, fuhren mir der Herr Doctor mit der Geſundheit zwiſchen Lunte und Zündkraut.

Hans. Er ſoll aber ſeine Schuldigkeit thun! Wenn ich die Uhr könnte drei ſchlagen hören, ſeit meine gute ſelige Frau um drei geſtorben iſt, ſo braucht ich ihn nicht nieſen zu laſſen, wenn die Beruhigung Nachmittags ein Ende haben ſoll.

Franz. Haſt du nun ausbefohlen, Hans?

Hans. Ja, Franz!

Franz. Martin!

Martin (seine militärische Stellung hinter ganz verlassen und schnell zum Doctor gehend). Was wünſchen der Herr Doctor

Franz. Laßt den Wagen aufspannen, wir wollen ausfahren.

Martin. Sehr wohl! aber das geht heut nicht.

Franz (aufstehend). Warum nicht!

Martin. Der junge Herr sind ja mit den Pferden nach der Stadt geritten.

Franz. Ach es ist wahr!

Hans. So? das macht die angeerbte Unruhe. Nun so bleiben wir heut zu Hause und decken unsere Tische eine Stunde früher auf.

Franz. Mir ist es auch recht, ich habe mich schon den ganzen Tag darauf gefreut, die neuen Bleifiguren aus den Formen herauszunehmen.

Hans. Corporal Böller.

Martin. Mein Herr Lieutenant.

Hans. Deck er den Tisch ab.

(Böller thut es.)

Franz. Martin!

Martin. Herr Doctor.

Franz (nimmt selbst das Tuch von seinem Tische ab, ohne aufzustehen). Gebt mir einmal den Korb mit den vollgegossenen Gypsformen her.

(Es geschieht.)

Hans. Hast du Rekruten gegossen, Franz?

Franz (öffnet die Formen und nimmt die Bleifiguren heraus). Nein! lauter Götter aus der Fabelwelt.

Hans (zuckt die Achseln und wendet sich zu seinem Tische, wo er die blechernen Soldaten ordnet). So! So! Die Truppen haben eine sehr gute Stellung, eine feste Position, ein Ueberfall ist fast nicht möglich!

Franz (indem er die fertigen Figuren betrachtet). Sehr gut gerathen, schön, vortrefflich. Ist's doch, als steige diese Venus eben naß aus dem Schaum des Meeres, so blank und schön! Dieser Merkur — ei! verdammt! hier fehlen ja an einem Fuß die Flügel! (Er wirft ihn ärgerlich auf die Erde. Zu Böller.) Seht ihr wohl? daran seyd ihr wieder Schuld, daß meine Götter nicht gerathen! Warum meßt ihr ihnen das Blei so sparsam zu?

Martin. Herr Doctor, die Form schien aber —

Franz. Ei was scheinen! Voll soll die Form seyn! — Wie würde es euch gefallen, wenn euch die Flügel an einem Fuße fehlten.

Martin (für sich). Ich wünschte wohl, ich hätte dergleichen, ich könnte sie brauchen.

Franz. Schmelzt mir den Merkur gleich wieder ein, er muß noch einmal gegossen werden.

Martin (hebt ihn auf). Es soll geschehen. (Will abgehen.)

Hans. Corporal Beller!

Martin (kehrt um). Mein Herr Lieutenant!

Hans. Recognoscire er erſt einmal die Stellung eines Corps.

(Franz drückt ſeine Ungeduld aus.)

Martin (tritt an den Tiſch nach einer kurzen Pauſe). Ich bin fertig, ſoll ich Rapport abſtatten? —

Hans. Ja!

Martin. Das Corps hat eine ſehr feſte haltbare Stellung gewählt, ich bin die Fronte der Vorpoſten paſſirt, und habe ſie gut beſetzt und alert gefunden. Nur auf der einen Seite, wo ſich der rechte Flügel hier an die Waldſpitze lehnt, fehlt noch eine Bedette; ſonſt möchte doch der Feind ſich durch den Wald der Flanke unvermerkt zu ſehr nähern können.

Hans. Er hat Recht, Corporal, das wäre ſo eine Bedette für leichte vigilante Cavallerie, ſo für Koſaken. Aber wo ſoll ich die Mannſchaften dazu hernehmen? Die Cavallerie iſt ja ſo ſchon ſchwach genug. Das macht die Fabelwelt. (Er winkt auf den Doctor.)

Franz (ungeduldig, nachdem er mehrere Formen geöffnet). Nein, das iſt zu toll! — Eine Minerva ohne Eule! — Ein Janus nur mit anderthalb Geſichtern! Ein Cerberus mit zwei Köpfen! — (Er wirft alle dieſe Figuren auf die Erde.) Martin, ihr ſeyd ein elender Gießknecht, nicht werth, daß ihr mein Gießknecht heißt.

(Martin bleibt in militäriſcher Stellung ſtehen und ſieht Hansen an.)

Franz. Nun was wird's? Hebt das verhunzte Zeug auf.

(Martin ſteht immer noch ſteif da.)

Hans. Es iſt gut, Corporal.

(Martin wendet ſich hierauf um und lieſt alle die weggeworfenen Figuren wieder auf.)

Hans. Höre, Franz!

Franz. Was willſt du, Hans?

Hans. Gieße mir lieber ein paar Koſaken, ich brauche ſie zur Bedette.

Franz. Ich kann jetzt nicht an Koſaken denken, ich habe die Götter vor. (Er öffnet mehrere Formen.) Dieſer Faun iſt ſchön, aber hier iſt wieder eine Europa auf einem halben Stiere. (Er wirft ſie wieder hin.) Wart, ich werde euch lehren mir die Götter ordentlich gießen!

Hans. Franz! gieße mir ein paar Koſaken.

Franz. Ich kann ich, ich habe kein Blei mehr vorräthig!

Hans. Ich werde aber vom Feinde überfallen werden.

Franz. Ich bin ſchon von Aerger überfallen.

Hans. Siehſt du, ich bin ſo nicht ſicher! Bruder! gieß mir ein paar Koſaken! Ich kaufe dir auch das Blei dazu.

Franz. Nun meinetwegen! Martin, ihr nehmt den defecten Merkur, die Minerva, den Jamé, den Cerberus und die Europa mit dem halben Stier, schmeißt sie ein und gießt Kosaken drauf.

Martin. Sehr wohl, Herr Doctor. Es klinkt eben jemand an der Thüre, soll ich aufmachen?

Hans. Wer ist es denn?

Martin. Ich glaube, der junge Herr, wenn ich nach dem Reißen urtheilen soll.

Hans. Nein, laßt ihn nicht herein! er schmeißt mir die ganzen Truppen über den Haufen.

Martin. Da hat er schon den Riegel gesprengt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ferdinand.

Franz. Nur nicht so ungestüm, mein Sohn.

Hans (hält seinen Tisch mit beiden Händen). Fahre er mir nicht etwa in die feste Position.

Ferdinand. Verzeihung! Ich habe wichtige Sachen an Sie, mein Vater, ich mußte Sie sprechen und die Thür ging so schwer los.

Hans. Natürlich, weil sie für dergleichen Störungen verriegelt war. Aber wo ist er denn herumgeritten?

Ferdinand. Ich hatte Geschäfte in der Stadt, die keinen Aufschub litten. Lieber Vater —

Franz (steht auf). Nun bringst du alles mit?

(Sie ziehen sich in den Hintergrund zurück, wo Ferdinand dem Vater Papiere gibt, der nachdem er sie gelesen, sich eifrig, aber heimlich mit ihm bespricht.)

Hans (sieht sich nach ihnen um). Corporal Böller!

Martin. Mein Herr Lieutenant.

Hans. Ich wollte doch gerne noch, ehe wir den Tisch wieder zudecken, die Bedette besetzt haben.

Martin. Ja es wäre gut, wenn's bald geschehe.

Hans. Was hat er denn da für Mannschaften in der Hand?

Martin. Es sind die defecten Götter!

Hans (besieht sie). Zeig' er einmal her. Wahrhaftig, die Weibsperson auf dem Stiere sieht bald aus wie ein Kosake, wenn ich die auf Bedette stellte — sie würde schon Lärm machen.

Martin. Aber der Herr Doctor.

Hans. Halt er's Maul! nur derweilen bis die Kosaken fertig sind. (Er setzt die Aurora heimlich auf den Tisch.) So, so! nun kann ich ruhig seyn, nun decke er den Tisch in Gottes Namen zu. (Hans steht auf.)

(Martin thut es.)

Hans (im Abgehen). Herr Bruder, ich werde bei meiner Tochter den Kaffee trinken. Komm bald nach! —

(Er geht langsam ab und Müller hinter ihm her.)

Dritter Auftritt.

Franz und **Ferdinand.** Sie kommen in den Vordergrund.

Franz. Die Sache nimmt eine sehr üble Wendung, mein Sohn.

Ferdinand. In so ferne wir das Gut verlieren, allerdings.

Franz (aufgebracht). Und daß wir es hergeben müssen, weil wir den uns zugeschobenen Eid nicht leisten können, das ist der Hauptknoten. Die verdammten Familienpapiere! ich wollte das Gut und alles andere hergeben, wenn nur die Urkunde nicht in unsern Händen wäre.

Ferdinand (erstaunt). Wie so denn, mein Vater!

Franz. Mensch! und du kannst noch fragen? (Da Ferdinand bald erstaunt eine der Figuren anfassen will.) Laß mir die **Dea Justitia** stehen, sie ist noch nicht gemalt und nimmt sich so nicht gut aus; auch denk' ich, steht sie uns wohl schon zur Seite.

Ferdinand. Die ganze Welt hält sie für Ihre treue Gefährtin.

Franz. Eben deßhalb — und nun soll man sagen: der alte Doctor Helvetius, der noch keinen Proceß verlor, nicht etwa weil ihm das ganze Corpus **Juris** im Gehirnkasten liegt, sondern weil ihm das **Jus** im Herzen sitzt, der hat nun seinen eigenen Proceß verpfuscht, kann das ihm zuerkannte Purgatorium nicht schwören, und hat also Papiere unterschlagen wollen, die in seinem eigenen Archive lagen.

Ferdinand. Aber ich begreife Sie doch nicht! — Ich hatte Ihnen ja selbst die alte Urkunde, nach welcher uns das Gut nicht zukommt, gezeigt, als ich sie unter dem Aktenstaube aufgefunden. — Weßhalb sollte ich damals davon schweigen? — warum traten Sie nicht von dem Proceß zurück?

Franz. Mensch, das ist eine naturrechte Frage, aber ich will sie ihm beantworten. Nicht er, der Proceß war im Gange und in erster

Instanz für uns gewonnen, ehe wir ein Wort vom Dasein der alten Urkunde wußten. Da kommt er her und stiehlt sie auf. Die Sache war nun aber einmal angefangen; es war gegen unsere Ehre, zurückzutreten, Magister Völklein wußte nichts von der Urkunde und so mußte der Proceß gewonnen werden. Allein nun geh' er und stick' er die Nase ins Archiv, dort liegt eine neue Akte von mir eigenhändig aufgesetzt und von uns beiden schon längst vollzogen, vermöge welcher wir, nachdem wir den Proceß auch in zweiter Instanz gewonnen, das Gut dennoch freiwillig an den Magister Völklein abtreten. So wär' **Honor** und **Justitia** gerettet.

Ferdinand. Mein edler Vater!

Franz. Aber da führt das Unglück den alten Magister zu einem Advokat Müller, und der Mensch geht in's Zeug hinein, behauptet, die Urkunde müßte in unserm Archiv liegen, und schickt uns den Eid zu. Das muß ein gottloser Kerl seyn, ein wahrer Rabulist!

Ferdinand. Hat er denn aber nicht recht gethan für seinen Clienten? Können Sie denn den Eid leisten, den er verlangt?

Franz. Halt's Maul, Junge! — Freilich hat er Recht. Ich habe auch allen Respekt vor ihm. Es muß ein durchtriebener gescheidter Kerl seyn, und ich wäre sehr zufrieden, wenn du einmal nur halb so gut arbeitetest wie der Mensch! Aber er bleibt doch ein tückischer Hund.

Ferdinand. Aber mein guter Vater! — Es steht Ihnen ja noch frei, die Schenkungsakte herauszugeben, ihr früheres Datum muß für Sie und den Onkel zeugen.

Franz. Nein! das geht jetzt nicht an. Mein Bruder Hans und ich sind längst Willens, den Vergleich anzunehmen, den uns der Magister vorgeschlagen hat. Jetzt wird's um so nöthiger, damit zu eilen, denn er möchte wohl wieder zurücktreten wollen, wenn er erfährt, daß wir Bedenken tragen, den Eid zu leisten, und also gewissermaßen die Segel vor ihm streichen.

Ferdinand. Und sollten seine Vergleichsvorschläge wirklich auf Emiliens Hand —

Franz. Ja, ja! Emilie heirathet des Magister Völklein's adoptirten Sohn, und die beiden jungen Leute erhalten das Gut **quaestionis** zur Mitgabe.

Ferdinand. Aber, lieber Vater, Sie kennen ja diesen Sohn noch nicht! —

Franz. Thut nichts zur Sache! Völklein ist, obgleich unser **Adversarius**, doch ein braver Mann, unser Vetter und alter Jugendfreund und gibt seinem **Adoptivo** die besten **Testimonia**.

Ferdinand. Aber Emilie!

Franz. Wird ſich nicht zieren und wird ihn nehmen. Dann bleibt alles in ſeinem alten Gleiſe, mein alter Bruder Hans fühlt nicht, daß wir den Proceß verloren haben, braucht nicht das Gütchen zu verlaſſen, und lebt in ſeiner ſtillen Ordnung fort. Wir beide, du und ich, könnten uns am Ende wohl mit der Feder forthelfen, was ſollte aber aus meinem armen invaliden Bruder Hans und ſeinem alten Böller werden?

(Ferdinand greift in Gedanken wieder nach den Bleifiguren.)

Franz. So laß mir doch den Cupido ſtehen, er iſt auch nicht gerathen.

Ferdinand (zerſtreut). Was fehlt ihm?

Franz. Siehſt du es denn nicht? Der Pfeil iſt nicht ausgegoſſen.

Ferdinand. Ach! er hat ihn vielleicht ſchon abgeſchoſſen.

Franz (ihn ſtreichend). So? Meinſt du? hätt' er wirklich? —

Ferdinand. O mein Vater! laſſen Sie mich Ihnen offen — —

Franz. Stille! ſtille! armer Junge, ſchluck es wieder hinunter, wenn's auch bitter ſchmeckt, es kann einmal nicht ſeyn! Denk an deines alten braven Onkels Ruhe, an deines Vaters Ehre, und gieße Bleifiguren oder zerſtreue dich durch die Pandecten. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Ferdinand allein.

Ferdinand. Ja bitter ſchmeckt's! bittrer als der Tod! Was iſt denn der kurze heiße Kampf gegen das langſame Verbluten des Herzens, von dem das Schickſal eine Liebe losreißt, die mit ihm aufgeblüht war und ihm mehr galt als das Leben. Doch der Vater hat Recht, ich will ſchweigen. Das kleine enge Hüttchen der Liebe, das Herz, ſinke lieber ſelbſt über ſeine Bewohner in Aſche zuſammen, ehe die Flamme daraus emporſchlägt und das Gebäude fremde Ruhe ergreift. — Aber Emilie! Ach Emilie!

Fünfter Auftritt.

Ferdinand und Emilie.

Emilie. Hier bin ich. Nun, warum riefst du mich?

Ferdinand. Ich rief dich nicht, Emilie, ich dachte nur an dich.

Emilie. So? nun ich weiß nicht, was ihr heut alle im Kopfe habt. Mein Vater trinkt seinen Kaffee, ohne mit mir ein Wort zu reden, lächelt aber unaufhörlich vor sich hin, und wiederholt mehreremale: eine närrische Vedette. Dein Vater will keinen Kaffee trinken und geht finster im Zimmer auf und ab, und Herr Ferdinand fängt an so laut an mich zu denken, daß es beinahe das ganze Haus hören wird. Was ist euch denn? —

Ferdinand. Du wirst das zeitig genug erfahren.

Emilie. Ferdinandchen, laß mich es jetzt wissen, bitte! bitte!

Ferdinand. Nun wohl denn! Unsere Väter haben ihren Proceß gegen den Magister Völklein verloren, und mit ihm auch dieses Gut, wie ich es vorhergesagt habe.

Emilie. Mein Gott! ist es wirklich wahr?

Ferdinand. Heut ist das Urthel eingegangen, sie sollen schwören, daß die Familienurkunde, auf die sich der Magister beruft, nicht in ihren Händen sey oder ihm das Gut abtreten, und schwören können sie nicht.

Emilie. Mein armer Vater! — Aber dein Vater sagte ja immer, der Proceß stünde für uns so gut.

Ferdinand. Weil alles auf jenen Familienpapieren beruhte, von deren Daseyn der Magister erst nichts ahndete.

Emilie. Nun? und wer hat sie ihm denn jetzt verrathen.

Ferdinand. Verrathen? — Hätten wir sie ihm nicht längst ausliefern sollen?

Emilie. Warum denn? gehört das Gut nicht uns zu?

Ferdinand. Nein, wir haben einen ungerechten Proceß geführt, wir haben dem armen braven Magister Völklein sein rechtmäßiges Erbtheil vorenthalten, wir haben unrecht Gut in Händen.

Emilie. O Ferdinand, schweig, das wirft ja einen bösen Schatten auf unsere Familie.

Ferdinand. Doch nur dem Scheine nach. Ich hielt erst unsere Väter wirklich für schuldig, allein sie sind ihrem rechtlichen Charakter treu geblieben und haben im Geheim alles wieder gut gemacht; aber glaube mir nur, Magister Völklein hätte auch den Schein vermieden.

Emilie. Iſt er ein ſo vortrefflicher Mann? Kennſt du ihn näher?

Ferdinand. Mehr durch andere. Ich hätte mich ihm während meines Aufenthalts auf der Univerſität zu Halle, wo er in einem kleinen Häuschen einſam und dürftig lebt, gern genähert, allein unſere Väter hielten ihn wegen des Proceſſes für unſern Feind und wünſchten es nicht. Aber er ſteht dort in allgemeiner Achtung und Liebe.

Emilie. Iſt er verheirathet, hat er Kinder?

Ferdinand. Nein! er hat niemanden, er iſt ganz allein. Früher hat er eine bedeutende Pfarrſtelle bekleidet, wo er von ſeiner Gemeinde faſt angebetet werden ſeyn ſoll; aber durch den plötzlichen Tod ſeiner Braut war ſein reizbares Gemüth ſo zerrüttet worden, daß er die Stelle ſelbſt niedergelegt hatte.

Emilie. Der arme Mann! unglückliche Liebe thut wohl weh?

Ferdinand. Sehr weh! ach! viel weher als der Tod!

Emilie (reicht ihm die Hand). Ferdinand, du ſprichſt ja, als wüßteſt du's aus Erfahrung.

Ferdinand. Laß nur. Man denkt ſich manches ſo lebhaft. Jetzt hat er einen jungen Menſchen zum Sohn angenommen.

Emilie. Und dem Magiſter müſſen wir das Gut nun alſo abtreten, und müſſen alle fortziehen?

Ferdinand. Leider denkt er zu mild dazu. Allein mag er das Gut nicht beſitzen, er will ſich mit uns vergleichen.

Emilie. Iſt dir denn das nicht lieb?

Ferdinand. Kennſt du die Bedingungen des Vergleichs?

Emilie. Nein!

Ferdinand. Der Magiſter will ſeine Anſprüche auf das Gut ſtehen laſſen, dafür aber ſollen unſere Väter ihn hier aufnehmen.

Emilie. O das iſt ja herrlich! Der liebe Mann ſoll uns willkommen ſeyn.

Ferdinand. Und dann ſollſt du ſeinem adoptirten Sohne deine Hand geben und das Gut wird eure Mitgift ſeyn!

Emilie (erſchrocken). Ich! — Gott! Ferdinand! — ich ſoll das Opfer werden?

Ferdinand. So will es der Magiſter, er beſteht feſt darauf.

Emilie. Kennſt du ſeinen Pflegeſohn?

Ferdinand. Nein, er ſtudirte als ich in Halle war, auf einer entfernten Univerſität.

Emilie. Ich kann nicht! und wenn er ein Engel wäre, ich kann nicht.

Ferdinand. Und du willſt deinen alten Vater hier wegziehen ſehen?

Emilie. O mein Gott! — wünscht es denn mein Vater?

Ferdinand. Ich glaube, die Väter sind einig.

Emilie. Und was räthst du mir, Ferdinand?

Ferdinand. Schone deinen alten Vater!

Emilie. Und ich soll also einwilligen?

Ferdinand. Ich glaube — Ja!

Emilie. Ferdinand! und das räthst du mir? Und wo wirst du denn bleiben?

Ferdinand. Ich gehe hinaus in die Welt! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Emilie allein.

Emilie. Die Welt ist groß. Wo soll ich dich denn wieder finden? — O Ferdinand! Die Väter behalten das Gut, aber du weißt nicht, was du verlierst! (Sie hält das Tuch vor's Gesicht und geht still weinend ab. In der Thüre begegnet ihr der Vater und Böller.)

Siebenter Auftritt.

Hans und **Böller.**

Hans. Emilie! höre doch Emilie! Sie laufen mir alle davon.

Böller. Ja, mein Herr Lieutenant, Desertion scheint heute stark einzureißen.

Hans (setzt sich an seinen Tisch). Corporal Böller, deck' er einmal das Schlachtfeld auf. (Martin thut es.) Weiß Gott, das Weibchen steht noch auf Vedette.

Böller. Sie ist wie eine Freiwillige.

Hans. Es ist doch ein schöner Anblick solch eine Armee! Ich wollte, ich könnte noch drunter stehen.

Böller. Wollt' es auch, mein Herr Lieutenant! wollt' es auch!

Hans. Jetzt sind wir nicht viel besser als die bleiernen Kerls hier.

Böller. Und könnte nichts schaden, wenn wir bald umgegossen würden.

Hans. Wie Gott will. Ein Veilchen zwar möcht' ich's wohl gern

noch gut aussehen. Aber sag' er mir nur, Corporal, was sie heut alle hier im Hause vorhaben? Mein Bruder Franz sucht uns, als hätte er eine Schlacht verloren, und Ferdinand und Emilie sind mir eben nach einander begegnet wie zwei Transporte Blessirter.

Höller. Habe auch schon gemerkt, daß vorzüglich der Herr Doctor und der junge Herr hinter unserem Rücken operiren.

Hans. Aber gegen wen denn?

Höller. Das kann ich nicht sagen, doch scheint mir der junge Herr die Avantgarde zu commandiren, denn er ist höllisch unruhig.

Hans. Es macht mich selber unruhig. Ich habe mein Lebtage nicht mögen in der Arrieregarde stehen. Sie haben mir doch noch nie etwas verheimlicht, drum mags wohl nichts Gutes seyn. Wenn ichs nur herausbringen könnte. Corporal, geb' er einen gescheidten Rath.

Höller (nach einigem Nachsinnen). Wir müssen eine Kriegslist versuchen.

Hans. Laß er doch hören.

Höller. Bekanntlich sind der Herr Lieutenant und der Herr Doctor sich so ähnlich, und haben eine so ganz gleiche Montirung mit auf die Welt gebracht, daß man fast glauben sollte, der Schöpfer hätte sie beide in derselbigen Stunde mit von einem Regimentsschneider einkleiden lassen.

Hans (lachend). Ja! ja! wir sind schon oft verwechselt worden.

Höller. Nun wahrhaftig, wenn der Herr Lieutenant nicht immer den Ehrenreck und der Herr Doctor nicht das graue Habit trüge, ich wüßte wohl selbst nicht, wessen Patent unser Herrgott eher unterschrieben hätte.

Hans. Meins ist früher datirt! — aber wozu soll das führen?

Höller. Nun wie wär's, wenn der Herr Lieutenant einmal die Uniform wechselten und das graue Röckchen anzögen. Alle Welt hielte Sie für den Herrn Doctor und der jüngere Herr vertraute Ihnen an, was Sie von ihm nur wissen wollten.

Hans. Corporal, er ist nicht so dumm, wie er aussieht! — Das hat er sich nicht übel ausgedacht. Aber das Verkleiden will mir nicht gefallen, es sieht mir so spionmäßig aus.

Höller. Nicht doch, mein Herr Lieutenant, eine pure Kriegslist, wir recognosciren den Feind und stecken andere Feldzeichen auf.

Hans. Nun meinetwegen! So geh er und hole er mir heimlich einen Anzug von meinem Bruder, verhänge er aber den Spiegel auf meinem Zimmer, denn ich mag mich nicht im grauen Rocke sehen.

Höller. Zu Befehl, mein Herr Lieutenant. (Ab.)

Hans (bleibt noch eine Weile sitzen). Ha! ha! ha! Der Soldat weiß sich in allen Fällen zu helfen. Ich will euch schon fangen. (Er steht auf.

geht nach der Thüre. Kehrt aber wieder um.) Halt, bald hätt' ich vergessen, meinen Tisch zurecken. (Er besieht vorher alles noch einmal.) Ihr könnt mir's glauben, Die Emerea ist ein tüchtiges Weibchen, und reitet ihren Stier zusammen wie ein Schulpferd. (Er reckt den Tisch zu und geht ab.)

Achter Auftritt.

Franz und Ferdinand durch die andere Seitenthür.

Franz (mit einem Briefe). Komm nur her, Ferdinand, und laß dir die schöne Bescherung erzählen. So eben erhalte ich dieses Billet von Völklein, der bereits schon hier eingetroffen und im Gasthofe abgestiegen ist.

Ferdinand (erschrocken). Was sagen Sie, mein Vater?

Franz. Ja, ja! da lies selbst. Der Vergleich schmeckt ihm süß, er will keine Stunde versäumen, schreibt er, die lieben Vettern wieder zu sehen und sich mit ihnen zu versöhnen. Vorher aber will er mit Emiliens Vater allein sprechen, wobei kein Advokat zugegen seyn solle. Merkst du wohl, das geht auf mich.

Ferdinand (nachdem er gelesen). Mein Gott, das ist schnell, das überrascht mich gewaltig.

Franz. Ja und schon in der nächsten Minute kann er hier seyn, und mein Bruder Hans ist noch auf nichts präveniert, läßt sich von Völklein übertölpeln und weichherzig machen, verschnappt sich vielleicht gar von wegen der Urkunde, und so wie der pfiffige Magister den Braten riecht, tritt er vom Vergleich zurück und läßt uns in der Patsche sitzen.

Ferdinand (für sich). Vielleicht zu meinem Glücke.

Franz (ungeduldig). Lieber Herzensjunge, steh' nicht und kaue nicht an den Nägeln, sondern gib guten Rath, du bist ja sonst nicht so auf den Kopf gefallen.

Ferdinand. Ach Vater, ich weiß keinen Rath.

Franz. Halt! jetzt fällt mir etwas ein! Wenn ich mir eine Uniform meines Bruders anziehe, erkennt mich kein Mensch. Der Magister selbst hält mich für meinen Bruder; so kann ich mit ihm unterhandeln und die Vergleichspunkte aussetzen, ehe mir der gute ehrliche Hans in die Quere kommt und alles verdirbt. Das ist ein herrlicher Einfall. Ferdinand, schick' in den Gasthof und laß dem Herrn Magister Völklein sagen, daß

ihn Emiliens Vater mit Freuden hier erwartet; führe ihn dann ſchnell hieher. Komm, mein Sohn! ein Doctor Juris muß ſich zu helfen wiſſen. Ich werde hier ſeyn und mich dort an Hanſens Tiſch ſetzen.

(Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Böller guckt durch die Thür herein. Hernach Hans.

Böller. Iſt das Terrain ſicher? — Ja, wir können ruhig aufmarſchiren! Nur nach, Herr Lieutenant! nur nach!

Hans (im grauen Frack). Mir iſt fatal in dem Rocke! — Das bammelt einem alles ſo weit um den Leib herum! Da iſt mir die Uniform lieber. (Er will ſich an ſeinen gewöhnlichen Tiſch ſetzen.)

Böller. Nicht doch, mein Herr Lieutenant, hier müſſen Sie ſitzen, wenn Sie den Herrn Doctor ſpielen wollen.

Hans (ſteht langſam auf und ſetzt ſich). So? bei den Göttern? — — Na meinetwegen! — aber nun gehe er und ruf' er den Ferdinand her, daß ich ihn ins Verhör nehme.

Böller. Haben der Herr Lieutenant ſonſt noch etwas zu befehlen?

Hans (ärgerlich). Nein, doch es iſt gut! mach' er nur!

(Böller ab.)

Zehnter Auftritt.

Hans ſitzt ſtill und ſieht vor ſich hin. Indeß kommt **Franz**, in Hanſens Uniform, herein, und weil er in einem Papier leſend auf Hanſens Stuhl liegeht, ſieht er den Bruder nicht ſitzen. Als er ſich geſetzt hat, ſieht er auf und nach Hanſen hin; dieſer wendet ſich auch und ſieht nach ihm hin. Beide erſchrecken vor einander, ſtehen gleichmäßig bedenklich auf und während ſie ſich rücklings und einander nicht aus den Augen laſſend nach den verſchiedenen Thüren mit allen Zeichen der Geſpenſterfurcht zurückziehen, fällt der

Vorhang

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hans ſitzt in ſeiner eigenthümlichen Kleidung ganz hinfällig auf ſeinem Stuhle. Böller ſteht hinter ihm. Emilie kniet vor ihm.

Hans. Sey ruhig, mein Kind! — Das Weinen hilft dir nichts — ich muß fort.

Emilie. O mein theurer Vater! Der Himmel wird mich in dieſem verhängnißvollen Augenblicke nicht zur Waiſe machen wollen!

Hans. Ja! meine Ordre zum Abmarſch iſt unterſchrieben. Ich habe ſie ſelbſt geſehen! Aber Kind, ſteh auf und beruhige mein Gewiſſen! Hier nimm den Schlüſſel zum Archiv; dort liegt die alte Urkunde und die Schenkungsakte in ein großes blaues Couvert eingeſchlagen; — nimm's heraus! — Adreſſire es an Völklein! — ſchick's auf die Poſt, ehe mein Bruder davon erfährt. — Schaff' mir das Ding zum Hauſe hinaus, ſonſt kann ich nicht ruhig ſterben.

Emilie. Ich will gern gehorchen, aber ſprechen Sie nicht mehr von Ihrem Tode, mein Vater!

Hans. Fort! fort! das Ding zum Hauſe hinaus! — dann mag er kommen.

(Emilie ab.)

Zweiter Auftritt.

Hans und Böller.

Hans. Böller, ich bin ſchwer bleſſirt.

Böller. Das merk' ich, mein Herr Lieutenant. Iſt denn das Gefecht mit dem jungen Herrn ſo hitzig geweſen.

Hans. Ein ſchöner junger Herr! — Kamm habe ich die Uniform aus und den grauen Rock angezogen, ſo hat der ſchwarze Satan auch ſchon meinen Rock auf dem Leibe und kommt in meiner eigenen Geſtalt hieher und ſetzt ſich neben mich.

Böller. O mein Herr Lieutenant, ich halte nichts vom Teufel.

Hans. Halt er's Maul und ruf' er ihn nicht. Geh' er lieber geſchwind zu meinem Bruder Franz, und ſage er ihm, daß er zu mir eilen ſolle, wenn er mich noch einmal ſprechen will, ſonſt möchte er zu ſpät kommen.

Böller. Sehr wohl, mein Herr Lieutenant. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Hans allein.

Hans. Wenn ſie mich nur nicht lange allein laſſen! — Ich will lieber die Augen zumachen, daß ich nichts ſehe. (Macht die Augen zu und bleibt ſo ſitzen.)

Vierter Auftritt.

Franz, in ſchwarzer Kleidung, und **Hans.**

Franz (kommt langſam und ſchwankend im grauen Rock hereingegangen). Mein Gott, er hat die Augen ſchon geſchloſſen, was iſt ihm widerfahren? (Setzt ſich.)

Hans (mit geſchloſſenen Augen). Biſt du's?

Franz. Ja Hans! ich bin's.

Hans (macht die Augen auf). Franz, mit mir wird's bald aus ſeyn.

Franz. Bruder, mit mir auch.

Hans. Nein! bleibe du noch hier bei unſern armen Kindern; ich aber muß abmarſchiren.

Franz. Ich bliebe gerne noch, aber der Tod hat mir ſeinen Boten ſchon geſchickt.

Hans. Mein Gott! wie denn ſo?

Franz. Bruder, mir läuft's kalt durch alle Gebeine! ich habe mich ſelbſt geſehen.

Hans. Was ſagſt du? — Erſchrecklich!

Franz. Ja, du kannſt es glauben. Zweifelſt du nun noch an meinem nahen Tode, Hans? — Was iſt denn aber dir widerfahren?

Hans. Ach! Ich habe mich auch selber gesehen. Da saß es und hatte die alte Familienurkunde in den Händen und grinste mich an.

Franz. Es ist nicht möglich.

Hans. Ja! es ist die Strafe, daß wir den Proceß weiter geführt haben.

Franz. Er ist ja verloren! — Bruder, ich habe dir's verschweigen wollen; aber heut ist das Urtheil eingegangen. Er ist verloren.

Hans. Es ist gut, daß er verloren ist! Es ist uns recht geschehen! Ich habe mein Gewissen auch schon gereinigt.

Franz. Wenn wir nur noch den Abschluß des Vergleichs erleben sollten. Der Magister ist ja schon hier, er will sich mit uns vergleichen. Ach! ich habe alles so klug angefangen, um dir jede Sorge zu ersparen, und da tritt das Gespenst des Todes dazwischen.

Hans. Was hattest du denn gethan?

Franz. Sieh, da schreibt Böllein in einem Billette, daß er hier sey, um den Vergleich mit uns abzuschließen. Vorher müsse er dich aber wegen deiner Tochter allein sprechen; ich sollte dabei nicht zugegen seyn! — Nun weiß ich, in dergleichen Geschäften bist du nicht geübt, und wollte dir die Last abnehmen, und damit er mich für dich halten sollte, zog ich mir, ohne dir erst etwas davon zu sagen, deine Uniform an, und wollte ihn hier erwarten. Wie ich aber hierher komme, und mich auf deinen Stuhl setzen will, so sitzt dort schon der Doctor N. und starrt mich mit schrecklichen Augen an.

Hans. Liebster Bruder, so ist mir's auch gegangen! Ich merkte wohl, daß ihr hinter meinem Rücken etwas verhattet, und das ängstigte mich, und ich wollte es gerne wissen. Da rieth mir Böller, ich sollte nur deinen grauen Rock anziehen, Ferdinand würde mich dann für den Vater halten und so würde ich ihm alles abfragen können. Ich bin so dumm und thu's auch, aber so wie ich mich hierher setze, setzt sich der Satan in meiner Gestalt neben mir und droht mir mit den verfluchten Papieren.

Franz. Wo saß das Gespenst?

Hans. Hier!

Franz. Und wo saßest du in meinem Rocke?

Hans. Dort.

Franz. Und was machtest du, als du das Gespenst sahst?

Hans. Ich stund erschrecken auf.

Franz. Und der Geist?

Hans. Er machte mir alles nach.

Franz. Und zogst dich rücklings zur Thüre hinaus?

Hans. Ja! und der Satanslieutenant auch.

Franz. Höre Hans, warst du denn der Doctor?

Hans. Freilich.

Franz. Der Lieutenant werde ich wohl gewesen seyn.

Hans. So hätten wir uns ja wohl einer vor dem andern gefürchtet.

Franz. Gott sey Dank! So ist der Tod noch nicht so nahe, so kann erst alles in Ordnung gebracht werden. Aber Bruder, laß mich nur machen, thu nichts ohne mich, und sage noch nichts von den Familienpapieren.

Hans. Da hab' ich wohl einen dummen Streich gemacht! Das ist schon heraus.

Franz. Wie? — was sagst du?

Hans. In der Todes- und Gewissensangst habe ich Emilien die Schlüssel zum Archiv gegeben und ihr anbefohlen, das blaue Couvert geschwind an den Magister auszuliefern.

Franz. Mein Himmel! Das ist jetzt noch gar sehr zur ungelegenen Zeit, das verdirbt den ganzen Vergleich; komm Bruder und laß uns deine Tochter geschwind aufsuchen und ihr Einhalt thun. Komm! Komm! (Er zieht ihn fort.)

Hans. Nur sachte! — nur sachte!

(Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Völklein und **Böller.**

Böller (öffnet ihm die Mittelthür). Belieben der Herr Magister nur herein zu treten, meine Herren werden wohl gleich hier seyn.

Völklein (sieht sich im Zimmer um). Sieh da, noch steht alles an dem alten Platze. Das freut mich herzlich; ich finde mich hier wie zu Hause.

Böller. Haben der Herr Magister schon hier im Quartier gestanden?

Völklein. O, als Knabe war ich sonst oft hier und besuchte meine Vettern; dieß Zimmer hat manchen lustigen Streich von uns gesehen. Sind sich die beiden Brüder noch so ähnlich?

Böller. Wie zwei Sechspfünder aus einer Batterie, nur anders bespannt.

Völklein. Steht er in ihren Diensten?

Böller. Aufzuwarten! — Bei dem Herrn Lieutenant Hans als Corporal, und bei dem Herrn Doctor Franz als Calfacter und Gießknecht.

Völklein. Gießknecht? was ist das für ein Posten?

Höller. Ich muß dem Herrn Doctor die Gipsformen voll Blei gießen, woraus dann Menschen, Thiere und Götter entstehen.

Völklein. Wie? hielt der Doctor wirklich noch diese alte Spielerei?

Höller. O, wir gießen sehr fleißig, und was von Soldaten fertig wird, das werben der Herr Lieutenant an und wir stellen's in die aktive Armee. Da auf den beiden verdeckten Tischen ist alles zu sehen.

Völklein. Wirklich? — Nun, so eile er nur und melde er meine Gegenwart.

Höller. Sehr wohl! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Völklein allein.

Völklein. Es ist mir doch wehler ums Herz geworden, als ich erst dachte. Die alten Bilder dort an der Wand, die ihren Platz noch nicht verlassen haben, grüßen mich, als kennten sie mich noch, und Hans und Franz, die ich seit unsern Kinderjahren nicht wieder gesehen, spielen ja noch wie die Kinder, und werden sich ja wohl über einen treuen alten Spielkameraden freuen, der in guter Absicht kommt und gerne wieder mitspielen möchte.

Siebenter Auftritt.

Völklein. Emilie.

Emilie (mit dem blauen Couvert in der Hand, schüchtern). Hab' ich die Ehre, Herrn Völklein zu sprechen?

Völklein. Ja! Ich bin der Magister Völklein.

Emilie. Sie haben mit meinem Vater bisher einen böse Proceß geführt.

Völklein. Ah! Sie sind also die Tochter des Lieutenants Hans Holbertenz?

Emilie. Ja!

Völklein. Nun, mein Töchterchen! das freut mich herzlich, daß Sie die erste sind, die mich in diesem Hause begrüßt.

Emilie. Ach! mein armer Vater fühlt sich seit einer Stunde sehr krank, und trug mir auf, diese wichtigen Papiere aus seinem Archiv Ihnen

eiligſt zu überſenden. Da ſagt mir aber unſer Bedienter eben, daß Sie ſelbſt hier angekommen ſind, und ſo händige ich ſie Ihnen denn auch ſelbſt ein.

Völklein. Iſt Ihr armer Vater krank? nun dann komme ich wohl zur ungelegenen Zeit. Was ſind denn dieß aber für Papiere?

Emilie. Wie mir mein Vater ſagte, iſt es die längſt vermißte alte Familienurkunde und eine Abtretungsakte. Was weiß ich —

Völklein. Wie? das iſt mir unbegreiflich! — (Für ſich.) Sollte ſein Gewiſſen ſich geregt haben? (Er öffnet das Couvert, und durchläuft flüchtig die Papiere.) Wahrlich, hier iſt die alte Urkunde. — Und dieß wirklich eine Abtretungsakte und zwar dem Datum nach ſchon längſt aufgeſetzt. Das verſtehe ich nicht! Die beiden Herren Gebrüder ſind ſonderbare Leute.

Emilie. Nicht wahr, nun gehört dieß Gut künftig Ihnen zu?

Völklein. Ja wohl, mein Kind! doch wir wollen uns darüber ſchon vergleichen; ich komme in guter Abſicht her.

Emilie. Iſt denn der Vergleich jetzt noch nöthig?

Völklein. Wünſchen Sie ihn nicht? wollen Sie mich alten, einſamen Mann nicht hier unter ſich aufnehmen? wollen wir nicht alle ſo beiſammen bleiben?

Emilie. Alle? — Ferdinand geht dann fort in die Welt.

Völklein. Wer iſt denn der Ferdinand?

Emilie. Mein Vetter, des Doctors Sohn.

Völklein. Ganz recht! Der heißt Ferdinand! Nun, er kann bleiben oder gehen, wie er will, mein Pflegeſohn wird ſeine Stelle ſchon erſetzen. (Emilie ſchweigt mit niedergeſchlagenem Blick.) Sie kennen doch die von mir vorgeſchlagenen Vergleichspunkte?

Emilie. Ja, ich kenne ſie.

Völklein. Und willigen doch ein, und wollen doch gerne mein Schwiegertöchterchen werden?

Emilie. Ich habe mit meinem Vater noch nicht darüber geſprochen.

Völklein. Nicht? — Nun, wer hat Sie denn damit bekannt gemacht?

Emilie. Ferdinand.

Völklein. Und was hat er Ihnen denn gerathen?

Emilie. Ich ſollte alles eingehen, was Sie und der Vater wünſchten, er aber —

Völklein. Er aber will dann in die Welt gehen! War's nicht ſo?

Emilie. Ja wohl!

Völklein. Nun, ſo laßt den Herrn Vetter laufen! wir können ohne ihn leben, wenn er es ohne uns kann.

Emilie. Ich denke aber, man braucht sich nur über streitige Sachen zu vergleichen, und da Sie nun viele Papiere in Händen haben, so ist ja nichts mehr streitig.

Völklein. Ich will aber thun, als hätt' ich die Papiere nicht gesehen, wenn Sie meinen Pflegesohn heirathen wollen. Er ist ein guter, kluger, hübscher Bursche und wird Ihnen wohl gefallen. Sehen Sie, ich habe keine Kinder, und möchte Sie doch so gern meine Tochter nennen.

Emilie (faßt seine Hand). O, nennen Sie mich doch jetzt so, aber —

Völklein. Aber, nicht wahr? Das Herzchen möchte gern lieber mit in die Welt hinaus gehen?

(Emilie verbirgt ihr Gesicht und giebt ab. Völklein sieht ihr freundlich nach.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hans. Franz. Völler, welcher sich an die Mittelthür stellt.

Hans. Willkommen, Herr Vetter, bei uns! Willkommen!

Franz. Wir bitten um Verzeihung, Herr Magister, Sie nicht gleich empfangen zu haben.

Völklein (ihnen die Hände reichend). Hans! und Franz! nennt ihr mich nicht mehr du? bin ich nicht mehr euer Sebastian? haben sich die alten Spielkameraden furchtsam versteckt, weil der Herr Lieutenant und Herr Doctor und Magister eingetreten sind?

Hans. Sebastian! hast du den Hans noch lieb?

Völklein. Von ganzer Seele!

Franz. Und den Franz auch noch?

Völklein. Auch! — Ich würde mich nicht getraut haben, euch nach den langen Zwischenräumen die Hände wieder so entgegen zu reichen, aber weil ich hier alles noch unverändert fand, so dachte ich, eure Herzen stünden auch noch auf dem alten Fleck.

Hans. Sie stehen auch noch, Sebastian, sie haben ihren Posten noch nicht verlassen.

Völklein. Deine Tochter, Hans, hat mir ja aber gesagt, du seyst so krank geworden.

Hans. Es hat sich wieder gegeben. Es war nur ein leichter Ueberfall.

(Franz hat indeß das blaue Couvert bemerkt, welches dem Magister zur Tasche heraus-guckt und drückt seine Unruhe darüber aus.)

Franz. Du hast dir einen weiten Weg gemacht, mein lieber Magister.

Völklein. Ja! ich bin mit Sack und Pack hier angekommen, und will nun auf meinem Gütchen hier einziehen.

(Hans will antworten. Franz winkt ihm aber und zieht ein Papier aus der Tasche.)

Franz. Nun, wir sind darauf schon vorbereitet, und haben die von dir vorgeschlagenen Vergleichspunkte zu Papier gebracht. (Er fängt an zu lesen.) „Kund und zu wissen sey hierdurch —"

Völklein (zieht das Couvert aus der Tasche). Wozu noch ein Vergleich? Seit ihr mir Kraft dieser Papiere das Gut völlig abgetreten habt, bedarf es dessen ja nicht mehr.

Franz (verlegen). Ganz recht! Ganz recht! aber es wären denn doch —

Völklein. Und das Hauptdokument, die Urkunde, liegt ja auch in Original bei; es ist also klar, daß mir das Gut zukommt.

Franz (für sich). Verdammt!

Hans. Ja! ja! Sebastian, es kommt dir zu! nimm's und sey glücklich drauf, wie wir's bis jetzt gewesen.

Völklein. Aber sagt mir nur, wie ich das zusammenreimen soll? Ihr habt die streitige Urkunde in Händen und führt doch den Proceß fort, gabt ihn vor Jahren schon verloren und setzt eine Abtretungsakte auf.

Hans. Rede du, Franz.

Franz. Ja, es muß nun heraus! — Sieh, Sebastian! der Proceß war für uns in erster Instanz gewonnen. Da findet mein Sohn Ferdinand im Aktenstaube des Archivs die alte Urkunde auf. Das Gut gehörte also dir! — Deßhalb setzten wir im Geheim die Abtretungsakte sofort auf, und deponirten sie in unserm Archiv. Aber der Doctor Holbertenz wollte doch honoris causa den Proceß gern gewinnen. Verstehst du?

Völklein. Nun fang ich an zu begreifen.

Franz. Da führt dich aber der Geier zu dem Advokaten Müller. Das ist ein Teufelskerl.

Völklein. Ein sehr braver vortrefflicher Mensch, der mir völlig gratis gedient hat.

Franz. Wirklich? nun ich habe auch alle Achtung für ihn. Aber ich sag' es aufrichtig, deine Vergleichsvorschläge hätten wir gerne angenommen.

Völklein. Wenn ihr sie in allen Punkten noch annehmen wollt, so will ich sie auch noch halten.

Franz. Das ist viel! Sebastian, du bist wahrlich ein edler Mensch.

Völklein. Ihr seyd ja auch noch die alten. Ich will gern mit euch leben und sterben; aber deine Tochter, Hans, muß meinen Pflegsohn heirathen, sonst können wir nicht zusammen bleiben.

Hans. Ich bin's zufrieden, und Emilie wohl auch. Corporal Böller!

Völler. Mein Herr Lieutenant!

Hans. Ruf' er einmal meine Tochter!

Franz. Meinen Sohn auch! den kennst du auch noch nicht, Sebastian.

(Völler ab.)

Hans. Aber setzen wir uns doch, ich stehe nicht gerne lang. (Sie setzen sich, die Brüder an ihren Tisch, Völklein in die Mitte.)

Völklein. Und nun erzählt mir, wie ihr zu leben gewohnt seyd, damit ich sehe, ob wir auch für einander passen.

Hans. Sieh, Sebastian, wir stehen zeitig auf, und dann kommen wir alle hier in diesem Zimmer zusammen.

Franz. Dann liest uns Ferdinand den Morgensegen vor.

Hans. Und Emilie schenkt uns den Kaffee ein, und Völler legt uns die Träume aus.

Völklein. O laßt mich mit euch frühstücken, aber den Morgensegen will ich künftig vorlesen.

Franz. Dann gehen wir an die Arbeit. Ich und Ferdinand in die Schreibstube zu unsern Akten.

Hans. Und ich recognoscire die Feldwirthschaft und Emilie besorgt das Hauswesen.

Franz. Mittags treffen wir wieder zusammen.

Hans. Und bringen tüchtigen Hunger mit. Und nach Mittag halten Franz und ich eine kleine Beruhigung.

Franz. Wenn es drei Uhr schlägt.

Hans (empfindlich). Nicht drei Uhr schlägt! wenn uns Völler um drei Uhr weckt.

Franz. Ganz recht! dann fahren wir aus, oder — du mußt aber nicht lachen, Sebastian!

Hans. Nun was ist denn da zu lachen?

Völklein. O sprich doch weiter, alter Franz, dann spielt ihr, nicht wahr? —

Franz. Ja wir spielen! — Du kennst ja meine alte Passion, Bleifiguren zu gießen. Sieh, in meiner Seele liegt ein unwiderstehlicher Trieb zum Erschaffen, aber ich habe keine Geduld, es auf einem langsamen Wege zu thun. Da gieße ich dann das heiße Metall in die Gypsformen, und das Herz schlägt mir freudig, wenn ich sie öffne und ich meine Bäume, Thiere, Menschen und Götter in ihrer schönen blanken Gestalt vor mir liegen sehe. Ich kleide sie dann selbst mit Farben an. Sieh' her! (Er deckt den Tisch auf.)

Hans. Und was von Soldaten fertig wird, nehm' ich in meine

Dienste, stelle mir ganze Gegenden und Armeen zusammen, und habe mit dem Corporal Böller schon manchen ernsthaften Coup ausgeführt.

Franz. O decke doch deinen Tisch auch auf, er nimmt sich gar hübsch aus.

Hans. Noch nicht, bis die neuen Kofaken fertig sind.

Franz. So vergeht uns der Nachmittag. Und wenn der Abend kommt, versammeln wir uns wieder alle.

Hans. Und sprechen von alten Zeiten, oder die Kinder lesen uns die Zeitungen vor.

Franz. So, Sebastian! so ist ein Tag wie der andere.

Völklein. Tres faciunt collegium! ich passe zu euch. Ihr werdet euch wohl auch erinnern, wie der Sebastian von Jugend auf ein Vogelsteller war.

Franz. O ja! du konntest jedem Vogel nachpfeifen und wußtest sie gar herrlich abzurichten.

Völklein. Nun seht, als ich mein Amt aufgeben mußte — ihr wißt ja wohl warum!

Hans (theilnehmend). Ja, Sebastian.

Völklein. Da zog ich mich in die Einsamkeit zurück. Aber mein Herz bedurfte doch der Liebe; und weil der böse Proceß uns drei von einander entfernt hatte, und niemand auf der weiten Welt mir angehörte, so versammelte ich die alten Gespielen meiner Jugend wieder um mich her, und schaffte mir eine kleine Welt von Vögeln an.

Franz. Hast uns aber doch nicht ganz darüber vergessen?

Völklein. Ach nein! — Aber die Vögelchen mußten mir eure Stelle ersetzen. Ich gewöhnte sie ganz zahm und lehrte mehrere davon schöne geistliche Melodien, diese hängen in meinem Schlafzimmer, und wenn sie dann des Morgens statt mit ihrem Waldgesang mit einem einfachen Choral ihren Schöpfer loben, so spreche ich leise die Worte dazu und mir ist's, als beteten wir zusammen.

Hans (wischt sich die Augen). Sebastian, sie sollen bei unserem Morgensegen nicht fehlen.

Völklein. Wenn ihr nach dem Frühstück dann an eure Arbeit geht, so geh' ich auch auf mein Studirstübchen und arbeite meine Predigt aus, denn das bin ich nun einmal so gewohnt, alle Wochen eine Predigt fertig zu machen. Nach der Mahlzeit schlafe ich nicht, aber ich will meinen Sorgenstuhl hieher bringen lassen, und dann setze ich mich zu euch, und indeß ihr schlummert, verhalte ich mich still und meditire.

Hans. Und um drei Uhr weckst du uns.

Franz. Und dann geht's an's Pfeifen.

Völklein. Und ich richte meine Vögel ab, sie sollen auch mit euch vertraut werden.

Hans. Und einer muß das Trompeterstückchen oder einen Marsch pfeifen lernen.

Völklein. Dafür ist schon gesorgt. — Und Abends sitzen wir bei unsern glücklichen Kindern.

Franz (für sich). Mein armer Ferdinand!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Emilie. Völler.

Hans. Komm her, Emilie, sieh Sebastian, das ist meine Tochter.

Völklein. Wir haben uns schon begrüßt.

Völler. Mein Herr Doctor, der junge Herr läßt sich entschuldigen, es ist ihm nicht recht wohl geworden.

Franz (zu Völler). Kann nichts helfen! Sage er ihm: er solle hinunterschlucken und kommen.

Völler. Sehr wohl! (ab.)

Hans. Mein Kind, auf deiner Einwilligung beruht es, ob wir hier fernerhin friedlich und glücklich beisammen leben sollen.

Völklein. Sie kennt meine Vergleichsbedingungen schon, wir haben bereits darüber gesprochen.

Hans. Und nicht wahr, Emilie, du willigst gerne ein?

Emilie. Und wenn ich nun nicht könnte.

Völklein. So können wir auch nicht zusammen bleiben, denn mein adoptirter Sohn, dem ich dieß Gut einmal bestimmt habe, würde sich dann eine andere Frau wählen.

Emilie. Aber hat denn ihr Pflegesohn eingewilligt, ohne mich zu kennen?

Völklein. Mir zu Liebe ja!

Hans. Und du thust mir's auch zu Liebe, meine Tochter, und uns allen.

Emilie (zu Franz). Onkel Franz, auch ihnen zu Liebe? — Auch Ferdinand?

Franz (nicht aufblickend). Auch! — Ehre deinen Vater, auf daß dir's wohlgehe.

Hans. Wird dir's denn ſo ſchwer, mein Kind?

Völklein. Ich wünſche dringend, Ihren Entſchluß bald zu erſehen.

Hans (ſtreicht ihr die Wangen). Mit Bitten will ich dich nicht beſtürmen, aber du biſt meine liebe Tochter — und unſre alten Tage — (Er wiſcht ſich die Augen.)

Emilie (hält die eine Hand vor die Augen und reicht die andere dem Vater). Mein Vater weine nicht! Ich will ja!

(Hans küßt ihre Hand.)

Völklein (ſteht ernſt auf und küßt ſie auf die Stirn). So biſt du meine Tochter! Gott ſegne dich. (Er zieht die Papiere im blauen Couvert aus der Taſche.) Dein Wert gilt mir mehr als dieſe Documente, ſie ſind uns nicht mehr nötig. (Er zerreißt die Urkunden.)

Franz (aufſtehend). Sebaſtian, was machſt du?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ferdinand.

(So wie er eintritt, wendet ſich Emilie halb ab, um ihn nicht zu ſehen. Er ſelbſt bleibt an der Thür verlegen ſtehen.)

Völklein (freundig auf ihn zugehend). Ach! willkommen mein guter Müller! Das iſt mir ja höchſt erfreulich, Sie gerade hier zu ſehen. (Er fährt ihm bei der Hand vor.) Meine Freunde, hier ſtell' ich euch meinen braven Rechtskonſulenten, den Herrn Advokaten Müller vor.

Franz. Sebaſtian, faſelſt du? Das iſt ja mein Sohn Ferdinand.

Völklein. Du wirſt mich doch nicht meinen Rechtskonſulenten kennen lehren?

Franz. Du doch noch weniger mich meinen eigenen Sohn?

Hans. Nun, das iſt zum Totlachen.

Völklein. Herr Müller, ich fordere Sie auf, ſprechen Sie ſelbſt.

Ferdinand. Verzeihung, mein Vater? — Ich bin beides.

Franz. Wie? — Was? — Du biſt der Advokat Müller, der mir den Proceß verloren hat?

Ferdinand. Ich bin's! — Ich kannte ja kein anderes Mittel, uns vor ungerechtem Gute zu ſchützen.

Franz. Der mich blamirt, mir den Eid zugeſchoben hat.

Ferdinand. Ich wußte ja nichts von der Abtretungsakte, die Sie deponirt hatten, kannte nur die alte von Ihnen vorbeimlichte Urkunde, und

um unser aller Gewissen zu retten, bot ich dem Herrn Magister meine Dienste gegen Sie an.

Franz. Und galst dich ihm zu erkennen?

Ferdinand. Nein! für ihn war ich nur der Advokat Müller, für Sie bin ich Ihr Ferdinand.

Franz. Ich danke mich, es ist gut! Kannst auch für mich der Advokat Müller bleiben.

Völklein. Hat er dir denn als solcher Schande gemacht?

Emilie. Ist er nicht viel besser als sie selbst?

Hans. Franz, hat er nicht als braver Kerl gestritten?

Ferdinand. Ich dachte, mich Ihrer werth zu machen.

Franz. Verdammter Bursche! — Aber ein braver Kerl ist er, ein tücht'ger Advokat! Komm her, bist mein Sohn. — Hast keine Sachen gut gemacht. Will dir meinen Doctorhut abtreten. (Er umarmt ihn.)

Hans. Das ist aber eine närrische Geschichte. Der Sohn hat gegen den Vater commandirt.

Völklein. Aber ehrenvoll, doch dem sey nun wie ihm wolle, so ist mir's sehr lieb und willkommen, Sie gerade jetzt hier zu finden, denn ich bedarf eben Ihres Rathes, und Sie werden doch auch jetzt noch mein treuer Rechtskonsulent bleiben wollen. (Er zieht ein Papier hervor.) Ich habe nämlich hier selbst eine Schrift aufgesetzt, worin ich meinem adoptirten Sohne und der Mamsell Emilie Helbertenz, in sofern sie sich gegenseitig heirathen wollen, dieß Gut als Mitgift bestimme. Mamsell Emilie hat eingewilligt, und ich ersuche Sie nun, gefälligst zu sehen, ob diese Schrift in der Form auch richtig sey.

Ferdinand (für sich). O mein Gott! — (Er liest die Schrift, endlich läßt er sie sanft herunterſinken und fragt bebend.) Und wer soll Ihr adoptirter Sohn seyn?

Völklein. In sofern er nichts dagegen hat, der Advokat Müller.

Ferdinand. Und auch jetzt noch?

Völklein. Wenn ihn Emilie nicht ausschlägt.

Ferdinand. O mein Vater! O Emilie!

Emilie. Ferdinand! Vater!

(Sie eilen sich in die Arme und umschlingen den Magister.)

Franz. Sebastian! was machst du? Träume ich denn?

Hans (zum Magister). Und Ferdinand ist dein adoptirter Sohn?

Völklein. Ja, er ist mein Sohn! Ich hatte ihn längst erkannt und aus seinen Erzählungen auch seine Liebe zu Emilien bald errathen. Da beschloß ich dann, weil mir der Himmel eigne Kinder versagt hat, mir welche zu erwerben.

Franz. Und dachtest trotz des Processes doch an die unsrigen.

Völklein. Das habt ihr Ferdinand zu danken. Eure Kinder sind nun auch meine Kinder.

Hans. Das haben sie wieder hinter meinem Rücken ausgeführt.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Böller.

Böller. Herr Magister, es hält so eben ein Mensch mit einem ganzen Karren voll Vogelbauer hier vor dem Hause und fragt nach Ihnen.

Völklein. O, da ist meine kleine Welt angekommen! holt mir sie geschwind herein.

Emilie. Komm, Ferdinand, laß uns unsere kleinen Hausgenossen bewillkommen.

(Sie gehen beide ab.)

Hans (gerührt). Corporal Böller, es ist Friede geschlossen. Unser alter Sebastian zieht zu uns, unsere Kinder heirathen sich, wir bleiben alle — (er kann nicht weiter sprechen.)

Böller. Herr Gott, dich loben wir! — Soll ich Victoria schießen lassen?

Hans. Ja! und er bekommt auch einen neuen Posten, er wird Proviantmeister bei Sebastians kleiner Schnabel- und Kohlenarmee!

Böller. Bedanke mich! aber Herr Doctor, ich wollte auch melden, daß die neuen Kosaken fertig gegessen sind.

Franz. Wirklich schon fertig? Sebastian, nimm's nicht übel! Böller, hole er die Formen herein.

Böller. Sehr wohl. (Ab.)

Völklein. Laß dich nicht stören, meine Vögelchen kommen ja auch. (Ferdinand und Emilie bringen Vogelbauer getragen.) Hierher! hierher stellt mir die Bauer, daß ich sie alle übersehen kann. (Sie stellen sie in den Vordergrund.) Nun mein kleines Völkchen, seyd ihr mir glücklich nachgekommen? Auf euren Flügelchen wäre euch die Reise wohl nicht so sauer geworden. (Zu Ferdinand und Emilie.) Immer holt mehr herein, sie sind noch lange nicht alle hier. (Sie gehen ab.)

Böller (bringt die Formen). Hier wird seyn mein Herr Doctor. (Der Doctor nimmt die Formen und setzt sich an seinen Tisch. Hans setzt sich an den seinigen, deckt ihn leise auf und nimmt so, daß es der Doctor nicht sieht, die Gurgel

weg und verdeckt ihr Völklein setzt sich auch auf seinen Stuhl, faltet die Hände, schließt die Augen zusammen und bietet so in nachdenkender Stellung ihnen. Ferdinand und Emilie bringen immer neue Bauer.)

Franz (öffnet die Kerm) Brave! dieser Kosake ist herrlich gerathen! rein ausgegossen. Nicht das geringste fehlt, nicht einmal der Kantschuh. (Ferdinand und Emilie bringen einen Bauer und Ferdinand berührt im Vorbeigehen den Vater damit.)

Franz (zu Ferdinand). Nun nun! nur sachte! Kommen Sie mir nicht etwa wieder auf den Leib, Herr Advokat Müller!

Ferdinand (stimmt und wieder abgehend mit Emilien). Mein guter Vater!

Franz (ihm nachlaufend). Wart' er nur! (Er öffnet mehrere Kerme.) Auch dieser Kosak ist gut gerathen, auch dieser! Gießknecht, ihr sollt ein Belohnungsdecret erhalten.

Hans. Franz, mache doch und commandire sie zu mir herüber, daß ich die Vedette noch vor der Nacht besetzen kann.

Franz. Sie sind ja noch nicht uniformirt.

Hans. I! die Kosaken machen sich nicht viel daraus. Gib sie nur her.

Franz (er gibt sie Völklein). Nun meinetwegen! bis auf bessere Zeiten.

Hans (nimmt sie, nachdem er heimlich die Europa Völkern gegeben hat und stellt sie ein). So! so! nun ist alles wohl besetzt, nun kann ich ruhig schlafen. (Ferdinand und Emilie sind fertig. Sie treten auf beiden Seiten zu Völklein, der noch in seiner Stellung sitzt.)

Emilie. Jetzt sind alle Ihre kleinen Freunde hier.

Ferdinand. Sie sind alle glücklich angekommen.

Völklein (noch in Gedanken). So! so!

Hans. Ja, sey willkommen mit deinen kleinen Hautboisten.

Franz (legt die Form bei Seite, sieht auf, die Bauer betrachtend). Allerliebste Vögel, ein ganzes Chor von Hautboisten, Sebastian, die gieße ich dir das nächstemal alle in Blei ab.

(Ein Vogel pfeift das Trompeterstück.)

Hans (springt auf begeistert). Horch, die Trompete ruft! (Er eilt zu Sebastian.) Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd!

Franz (trällert Sebastian). Sebastian, was bist du denn so in Gedanken?

Völklein (sanft aufstehend). Ich meditirte, und dachte an eine künftige Sonntagspredigt! Da habe ich mir denn zum Text gewählt den 6. Vers des 77. Psalms, welcher da heißt: „Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre!"

(Hans und Franz stehen auf und reichen ihm die Hände.)

(Der Vorhang fällt.)

Die Heimkehr.

Trauerspiel in einem Akt.

Personen.

Wolfram, Förster.
Johanna, seine Frau.
Heinrich, sein Sohn, acht Jahre alt.
Maria, seine Stieftochter, sieben Jahre alt.
Heinrich Berner.

Zimmer beim Förster Wolfram. Im Hintergrunde ein altes Gemälde, das einen Mann in militärischer Kleidung vorstellt. Ein Großvaterstuhl. Eine Wanduhr.

Erster Auftritt.

Maria sitzt an einem Tisch, auf welchem Blumen liegen, und windet einen Kranz. **Heinrich** stürzt herein.

Heinrich (den Kranz betrachtend).

Mariechen, nimm mehr Eichenlaub zum Kranze,
Uns Jäger ziert des Waldes Farbe nur.

Maria.

Mögt ihr denn nur im Alltagskleide
Die Freundin schauen, die Natur?
Der Jäger liebt sie auch im Festgeschmeide,
Und du erkennst des Jägerhandwerks Spur
Gar leicht in jeder Blume Farbenglanze.

Heinrich.

Erklärst du mir's, so geb' ich gern dir nach.

Maria (indem sie den Kranz windet).

Merk' auf: die rothe Rose ist der Tag,
Wenn er in Morgenroth den Jäger ruft.
Die weiße Rose ist der Nebeltuft,
Der, wie sie über grünen Blättern blüht,
Leicht über die smaragdnen Wiesen zieht.
Kornblum' in weiße Schneeball' eingehüllt,
Ist ja des leichtbewölkten Himmels Bild.
Die Tulpe, wo bald röthlich und bald grün,
Bald gelb und blau die Farben sich durchziehn,
Es ist der Fluß mit seinem Wellenspiele,
In seinem Spiegel sind der Farben viele.

Die große goldne Sonnenblume hier,
Es ist die Sonne, ihre Strahlen drücken;
Geschwind gib Eichenlaub zum Schatten mir,
Daß wir den Jägersmann damit erquicken.

Heinrich (reicht ihr Laub).

Hier hast du Schatten! — aber weiter, weiter!

Maria.

Der Hyacinthe dunkelblaue Glocke,
Mit lieblich süßem Duft begabt,
Es ist die Traube, die am Rebenstocke
Den müden Waidmann köstlich labt.
Die Butterblum', an Blättern voll und reich,
Sie ist dem goldnen Aehrenfelde gleich;
Und zu der Ernte schwerer Garbe
Schleicht sich des Haines Wild verstohlen;
Schau hier des Wildes graue Farbe,
An diesen traurigen Bielen.
Jetzt fällt ein Schuß! — Der edle Hirsch ist todt!
Und Schweiß entquillt der tiefen Herzensnarbe,
Wie diese Nelke purpuroth.

Heinrich.

Der Jäger freut sich, denn der Schuß war gut!
Dieß Lorbeereis schmückt ihm als Bruch den Hut.

Maria.

Und wie hier hinter dunklen Tannenzweigen
Der volle Goldlack blickt hervor,
So siehst du aus des Haines Nacht empor
In seiner Pracht den Vollmond steigen.

Heinrich.

O, herrlich Schwester! wahrlich du bist klug.
Was aber hat der Ritterſporn gethan? —

Maria.

Laß nur, der Kranz wird voll genug.
Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an,
Er ist hinaus gesprengt mit Roß und Schwert —
Doch nimmer ist er wieder heimgekehrt!

Heinrich.

Ich kenne wohl den Ritter, den du meinst,
Es ist dein Vater, den du früh verloren.

Doch ſchmerzt mich's, Schweſter, wenn du um ihn weinſt,
Denn lebt' er noch, wär' ich dir nicht geboren,
Und war er auch ſchon brav, und liebt' er dich,
So liebt' er dich doch nicht, wie ich.

Maria (umarmt Heinrichen).

Mein Heinrich! feſt umſchlungen halt' ich dich,
Das Schickſal hat mir reich Erſatz gegeben,
Dein Vater iſt ein Vater auch für mich,
Ihr ſeyd der Preis für des Verlornen Leben.
Doch wo wir unſerm Vater Blumen pflücken,
Steh auch ein Blümchen für den meinen da,
Und wenn wir froh an ſeine Bruſt uns drücken,
Sey meines Vaters Geiſt uns nah.
Auf ſeinem Arm hat er mich ja gewiegt, —
An ſeinen Lippen hab' ich ja gehangen, —
Wo iſt der Raſenhügel, unter welchem
Des Vaters theure Aſche liegt? — —

Heinrich.

Ja, denken ſollſt du ſeiner, doch nicht weinen,
Denn deinen Thränen folgen auch die meinen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna.

Johanna.

Willkommner Anblick für ein Mutterherz,
Die Kinder liebend Bruſt an Bruſt zu finden!
(Sie umſchlingt beide)
Mit dieſen Armen will ich feſt euch binden,
Daß ihr vereint ſproßt himmelwärts.
Doch eure heitern Augen ſind ja feucht? —

Heinrich.

Ach, Mütterchen, wir haben dran gedacht —

Maria (raſch einfallend).

Nein, nein! wir haben einen Kranz gemacht,
Und von den friſchen Blumen iſt vielleicht
Der Morgenthau ins Auge uns geſpritzt.

Johanna.

Laßt mich den Thau von euch, ihr Blumen, küſſen.
Der Mutterbuſen iſt die warme Erde,
Aus der die Blumen ſüße Nahrung ziehn.
Ihr ſeyd mir von zwei Gärtnern anvertraut,
Doch eine Liebe hat euch gleich erwärmt;
Ein Mutterauge hat euch gleich bethaut,
Und wie an einem Roſenſtock zugleich
Die Roſ' und Knospe ſtehn, ſo ſeh' ich euch.

Maria (ſich an die Mutter ſchmiegend).

O, dürft' ich auch, ſo wie die Roſ' es kann,
Hier wo ich aufgeblüht bin, einſt vergehn.

Johanna.

Mein theures Kind!

Heinrich.

Sieh dieſen Kranz nur an!
Nicht wahr, er wird gar wunderſchön?

Johanna.

Ei darin iſt Maria Meiſterin.

Heinrich.

Und kennteſt du nur erſt der Blumen Sinn!
Es wird von einem frohen Jägerleben
Durch dieſen Kranz ein heitres Bild gegeben.

Johanna.

Wann ihr den Vater mit dem Kranz umſchlingt,
Dann magſt du ihm dieß alles recht erklären.

Maria.

Kommt denn der Vater heut nicht bald nach Haus?

Johanna.

Du weißt, heut darf man ihn nicht ſtören.
Vor Sonnenaufgang geht er ſtets hinaus,
Und auf den Bergen dort erwartet er
Des heut'gen Tages Wiederkehr.
Denn wie er einſt an dieſem Tag erwachte,
Will er den Tag auch heut' erwachen ſehn.
Und was das Leben ihm bis hierher brachte,
Und was er fühlte, was er dachte,
Läßt er im Geiſt bei ſich vorüber gehn;
Und wenn der Morgen dann mit ſeinem Strahle

Ihn wie ein Freund mit offnem Arm umfängt,
Wenn tausend Stimmen grüßen aus dem Thale,
Und sich das Leben dann mit einemmale
Glückwünschend ihm entgegen drängt,
Dann sinkt vor Gott er in den Staub darnieder
Und mit Gebet beginnt ein Jahr er wieder.

Maria.

Der gute fromme Vater!

Johanna.

Ja, mein Kind,
Er ist ein froher, braver, frommer Mann!
Fühlst du, wie reich wir durch ihn sind?
Drum sollt ihr froh und innig ihn empfangen,
Kehrt von den Bergen er zurück,
Denn unsre Freude ist nur sein Verlangen,
Und unsre Liebe ist sein Glück.

Maria.

O käm' er nur erst heimgegangen!

Heinrich.

Ich hüpft' ihm froh entgegen wie ein Reh.

Johanna.

Wir dürfen, glaub' ich, ihn nun bald erwarten.

Heinrich.

O liebe Mutter, hinter unserm Garten
Kann ich den Vater kommen sehn,
O laß mich nach dem Garten gehn.

Johanna.

So geh', und wenn er kommt, dann bring' uns Kunde.

(Heinrich ab.)

Dritter Auftritt.

Johanna. Maria.

Johanna.

Wir sind allein, Marie! diese Stunde
Sei der Erinn'rung noch geweiht.

Maria.

O Mutter! lege ſtill die Hand auf's Herz,
Reiß ihm nicht wieder auf die tiefe Wunde.

Johanna.

Doch, doch! mein Kind. — Du weißt es, heut,
Es ſind nun volle achtzehn Jahre,
Stand ich mit deinem Vater am Altare.
Ich blühte damals, ſo wie du! —
Mir lächelte wie dir das Leben zu! —
Da reichte mir mein Heinrich ſeine Hand,
Und als ich ihn mit heißer Lieb' umfangen,
So glaubt' ich, jeder Traum ſey ausgegangen,
Der mir verheißend vor der Seele ſtand.

Maria.

Und iſt er's nicht? — ward nicht an dieſem Tag
Ein zweiter Vater uns geboren?

Johanna.

Doch hab' ich meinen Heinrich erſt verloren.
Die frühen Blumen, die ein Sturm uns brach,
Die Blüthen, die in kalter Nacht erfroren,
Sie keimen doch nur ſpärlich wieder nach;
Drum iſt mir's immer, denk' ich jener Zeit,
Als ſäh' ich in ein fernes ſchönes Land
Mit lauter Frühlingsblüthen überſtreut,
Die ich im Sommer oft vergeblich ſuche. —
Du biſt der erſten Liebe theures Pfand,
Komm an mein Herz! und, meines Heinrichs wegen,
Nimm heut' auch meinen erſten Segen!

Maria (an Johannens Bruſt).

Sey du uns nahe, du verklärter Geiſt!
Und wo ich wandle, tritt mir ſtill entgegen!

Johanna.

Er ruh' auf dir! — und, Friede ſeiner Aſche!

Maria.

O weine nicht, ich bin ja nicht verwaiſt!
Laß immer mich die lieben Augen trocknen,
Der Vater darf dich heut nicht weinen ſehn.

Johanna.

Er ſoll's auch nicht! — Nimm denn, Vergangenheit,

Die Thränen, die ich dir geopfert habe,
Und trage sie weit, weit,
Zu dem mir theuren unbekannten Grabe! —
Mein Wolfram aber soll in meinem Blick
Heut nur, was ich ihm danke, freudig lesen.
An seiner Brust blüht mir ein fest'res Glück,
Er ist der Engel uns gewesen,
Der uns den Frieden gab zurück.
Drum sollen bei dem heut'gen Feste
Nur Freud' und Liebe seyn die Gäste.
Doch sieh, die Sonne steht schon hoch im Morgen.
Vollende deinen Kranz, mit Blumen schmücke
Den Tisch, ich geh das Weitre zu besorgen.
(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Maria allein.

Maria.

Nein, Mutter, nein! dein Auge darf nicht weinen!
Es ist die Sonne unsrer Lebensluft,
Und sehn wir sie durch Thränenwolken scheinen,
Dann wird es Nacht in unsrer Brust.
Das süße Vorrecht, laß es mir alleine,
Daß ich ihm manchmal eine Thräne weine! —
(Sie nimmt Blumen.)
Der Ritterspern zeigt einen Ritter an,
Er ist hinaus gesprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer ist er wieder heimgekehrt! —
Nun dann, du theurer Rittersmann,
Sieh, deine treue Tochter flicht
Für dich hinzu Vergißmeinnicht! —
(Sie steckt die Blumen an das Bild.)
An diesem Bilde sollt ihr sprechend hangen,
Und hier vergehn, so wie er selbst vergangen.
(Zum Kranz zurückeilend.)
Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonst überrascht mich noch der Vater hier.

Heut bin ich kein Hofjuwelier.
Doch faſſ' ich nicht den Schmuck, den aus der Erde
Verborgnem Schooß der Menſch ans Licht gebracht.
Weßhalb man doch das nur für koſtbar hält,
Was unſre Erde tief gehüllt in Nacht,
Weil es ihr ſelber nicht gefällt.
Was ſchön iſt, kennt ſie gut, ſie iſt gar eitel,
Trotz ihrem Alter iſt ſie doch beſorgt,
Sich immer neu zu ſchmücken Bruſt und Scheitel.
Da hab' ich denn von ihrem Schmuck geborgt,
Den will ich heut in meiner Werkſtatt faſſen
Und gern die kalten Steine liegen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Maria. Heinrich Dorner, als armeniſcher Kaufmann verkleidet.

(Dorner bleibt ſtehen und hebt die Arme auf, als wollte er ſie Marien entgegen breiten.)

Maria.

Seyd uns willkommen! alter fremder Mann!

Dorner (halb laut).

Johanne!

Maria.

Ich verſteh' euch nicht, ſprecht laut!

Dorner (eben ſo).

Zeit, kehrſt du wieder? — ſeh' ich nicht die Braut?

Maria.

Ich bitt' euch, ſtarrt mich nicht ſo ſeltſam an,
Sagt, was ihr wünſcht, nur immer frei heraus.

Dorner (in großer Bewegung).

Wer biſt du, Kind? — und wem gehört dieß Haus?

Maria.

Dieß Haus? — dem Förſter Wolfram, meinem Vater.

Dorner

(auf einen Stuhl ſinkend, für ſich).

Dem Förſter Wolfram alſo? — ſie ſind fort!

Vielleicht verſunken in des Schickſals Fluth!
Ein fremdes Feuer lodert auf dem Herd! —

Maria (beſorgt).

Was iſt euch, Alter? — ſprecht ein freundlich Wort.

Dorner (für ſich).

Der arme Storch, der treu zur Heimath kehrt,
Er trifft in ſeinem Neſte fremde Brut! —

Maria.

Mir wird ſo bang! ich kann ihn nichts verſtehen;
Hört, lieber Alter, ſeyd ihr etwa krank?
Ich will ja gern nach Hülfe gehen.

Dorner.

Nein, habe Dank!
Kannſt du, ſo gib mir einen Becher Wein.

Maria.

Ja, alter Vater, ja ich kann!

(Für ſich.)

Die Mutter wird gewiß nicht böſe ſeyn,
Oeffn' ich die Flaſche für den kranken Mann.

(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Heinrich Dorner allein.

Dorner (ſtreckt ihr die Arme nach).

So iſt Johanne oft von mir gegangen! —
O, täuſche dich nicht mehr, du armes Herz! —
Vergebens zog dich's heimathwärts,
Du wirſt ſie nicht mehr hier umfangen! —
Ach, ich geachtet unerkannt von ihr
Als Pilger in dieß Heiligthum zu wallen,
Und fänd' ich ſie noch treu und liebend hier,
Dann ſollte plötzlich die Verkleidung fallen.
Doch laß ſie immer fallen — zeig' in deiner
Geſtalt dich immer — hier kennt doch dich keiner! —
So laß mich wenigſtens dich grüßen, Hütte!
Du, mir von zarter Kindheit ſo vertraut! —

Wie ſelig führt' ich einſt in deine Mitte
Vor achtzehn Jahren heut die Braut:
Wie ſtandeſt du vor meinen trunknen Blicken
Im Glanz des Himmels, als ich mit Entzücken
Den mir geborenen Engel angeſchaut! —
Ihr Geiſter alle, aus des Lebens Lenze;
Ihr Geiſter heil'ger Stunden, ſel'ger Luſt!
O kommt und hängt die längſt verwelkten Kränze,
Wie an ein Todtenkreuz, um meine Bruſt! —
Nur eine Stunde laß mich hier verweilen,
Noch einmal küſſen das geliebte Land,
Dann will ich von dem heimathlichen Strand
Aufs neu hinaus ins Meer der Fremde eilen,
Zu ſuchen, was ich hier nicht fand.

(Er ſieht ſich im Zimmer um.)

Doch ach! ich finde wohl ſie nimmer!
Denn alles Werthe ließen ſie zurück.
Faſt unverändert treff' ich dieſes Zimmer,
Die alten Sachen ſeh' ich Stück vor Stück.
Dieſelbe Farbe kleidet noch die Wand,
Mein Lehnſtuhl ſteht noch immer wo er ſtand,
Die alte Uhr geht noch, wie ſie gegangen,
Und ſelbſt mein Bildniß ſeh' ich dort noch hangen.
O Heil dem neuen Hausherrn, der die Zeugen
Des alten Glücks nicht thöricht von ſich weiſt! —
Das Glück bleibt alter Ordnung gern zu eigen,
Und meint, der vor'ge Herr ſey nur verreiſt.
Auch Blumenkränze liegen auf dem Tiſch,
Als würde heut mein Trauungsfeſt begangen,
Und Blumen ſeh ich ſchön und friſch
Sogar an meinem Bilde prangen.
Du liebe, unbekannte Hand,
Hat dir der Himmel heut' ein Feſt geſandt,
So nimm des heimathloſen Pilgers Segen.
Doch laß die Blumen von dem kalten Bild
Mich an den warmen Buſen legen,
Vielleicht iſt dann dein zarter Sinn erfüllt.

(Er nimmt die Blumen vom Bilde und ſteckt ſie an die Bruſt.)

Doch ſtill! — das Mädchen hör' ich wieder kommen.

Frag' ich ſie nun nach Weib und Kind?
Vielleicht wird dann der letzte Troſt genommen.
Doch wiſſen will ich, wo ſie ſind.

Siebenter Auftritt.

Heinrich Dorner. Maria, mit einer Flaſche und einem Becher.

Maria.

Hier bring' ich Wein!
(Sie ſchenkt ein und reicht ihm den Becher.)
Daß er euch wohl gedeihe!

Dorner.

Du holdes Kind! — er wird mir Labung ſeyn!
(Er hebt den Becher auf.)
Zum heitern Tempel deines Glückes weihe
Mit dieſem Trunk ich jetzt die Hütte ein!

Maria.

Ich dank' euch! Ruht und ſetzt euch nieder!
Der Vater kommt bald aus dem Forſte wieder.
(Sie reicht ihm einen Stuhl und ſetzt ſich ſelbſt zu ihrem Kranze, den ſie vollendet.)

Dorner
(nach einer Pauſe, im Kampfe mit ſich)

Hör'! ſage mir, mein Kind — —

Maria.

Was fragt ihr mich? —

Dorner (eben ſo)

Mein Töchterchen, du weißt doch ſicherlich —

Maria.

Ich habe eure Frage nicht vernommen.

Dorner.

Habt ihr — das Grundſtück — theuer hier bezahlt?

Maria.

Bezahlt? — O nein! es iſt auf uns gekommen
Von jenem Manne, der dort hängt, gemalt.
Wer hat die Blumen von dem Bild genommen?

Dorner.

Laß mir die Blumen! ſie gehören mir!
Was kümmert dich der unbekannte Mann!

Maria.

Er? — glaubt ihr denn, er geb' mich gar nicht an?
Es iſt mein Vater!

Dorner (erſtaunt).

Wie? dieß Bildniß hier?

Maria.

Mein Vater, ja! ach, ich verlor ihn frühe.

Dorner (in höchſter Spannung).

Du wärſt die Tochter dieſes Manns? — Marie?

Maria.

Marie Dorner heiß ich.

Dorner (außer ſich aufſpringend).

Gott! mein Kind!
Ich bin — O Gott! — Marie, deine Hand!
Ja, ja! Du biſt's! — O ſage mir geſchwind

Maria.

Was iſt euch? Habt den Vater ihr gekannt,
Den wir ſo lange ſchon beweint? —

Dorner.

Ja, ja! ich kannt' ihn! — Ja, er war mein Freund!
(Sie umfaſſend.)
O, ſäh' er dich, wie du biſt aufgeblüht,
Wie auf den Wangen
Der Frühlingsmorgen deiner Mutter glüht!
Marie, ſo, ſo würd' er dich umfangen!

Maria.

Und ach! wie wollt' ich liebend an ihm hangen! —

Dorner.

Lebt deine Mutter noch?

Maria.

Ja wohl, ſie lebt!

Dorner

(ſich aufrichtend, und die Hände gefaltet emporhebend.)
Geiſt! der mit Liebe ſeine Welt durchſchwebt,
Ich fühle deine heil'ge Nähe!
(Zu Marien.)
Wo iſt die Mutter? — ſchnell, daß ich ſie ſehe!

Maria.

Faßt euch doch, guter alter Mann, ihr bebt!

Dorner (eintretend)
Wo iſt die Mutter?

Maria.
Bringt ihr uns vielleicht
Gewiſſe Nachricht, wo der Vater blieb,
So ſagt es mir, doch vor der Mutter ſchweigt.

Dorner.
Nein, was ich bringe, iſt ihr ſicher lieb.
Wo iſt ſie denn?

Maria.
Nur einen Augenblick
Verzieht, des Vaters Wiegenfeſt iſt heut,
Da ſchafft ſie denn, daß alles ſey bereit,
Kehrt er zurück.

Dorner (ſich betroffen)
Zu welchem Feſt? — Wer iſt der Vater? Sprich!

Maria.
Der Förſter Wolfram, fragt nicht wunderlich,
Kennt ihr denn nicht der Mutter zweiten Gatten?

Dorner (raſch ſich)
Wie? Deine Mutter hat auf's neu gefreit?

Maria.
Ja wohl.

Dorner (ſich auf den Stuhl zuſammenwerfend)
Grab, hülle mich in deine tiefſten Schatten!
Es iſt um's Leben nicht mehr Zeit!

Maria.
Iſt euch nicht wohl? Trinkt doch noch etwas Wein!

Dorner.
Ich glaube faſt, du haſt mir Gift gegeben.

Maria.
Mein Gott! käm' doch die Mutter erſt herein
Wie ſchrecklich bleich iſt euer Angeſicht.

Dorner.
Es iſt die bleiche Wahlſtatt, wo das Leben
Mit Tod und Wahnſinn ficht.

Maria (in großer Angſt)
Ich bleibe länger nicht bei ihm allein,
Mir graut vor ihm!

Dorner (für sich)

So ganz vergessen kann!
So ausgestrichen aus des Lebens Buch!
Verdrängt von der vertrauten theuren Stätte!
Lebendig eingehüllt ins Leichentuch,
Und abgewiesen vor dem eignen Bette! —

Maria.

Ich will doch wohl die Mutter rufen!

Dorner.

Nein!
Nein! stör' sie nicht! — Sie muß sich bräutlich schmücken!
Mehr Kränze noch! — Geh! hilf ihr Blumen pflücken,
Und wenn der Garten nicht genug euch gab,
So reißt die Blumen von den Gräbern ab.

Maria.

Was rollen eure Augen denn so wild?

Dorner.

Nicht wild! ich bin so lustig! Sieh, ich habe
Auch Blumen.

Maria (unwillig).

Ja! von meines Vaters Bild.

Dorner.

Ganz recht! — ich stahl sie selbst von einem Grabe;
Da nimm sie wieder! Fort!
(Er gibt die Blumen zurück.)
Ihr gift'ger Duft
Erweckt die Leichen in der Gruft.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna, mit einem Kuchen, auf dem eine noch unangezündete Wachskerze steht. Sie legt den Kuchen auf den Tisch.

Maria.

Da ist die Mutter!

Dorner (das Gesicht mit den Händen verhüllend).

O mein Gott!

Johanna (ihre Tochter zu bemerken)

Sieh doch
Mein Angekinde, wie es ſtattlich iſt!
Nun reiche Blumen her, ſie fehlen noch!

Maria.

Ich danke Gott, daß du gekommen biſt.

Johanna.

Was hältſt du dich ſo bebend an mir an?

Maria (auf Dorner zeigend.)

Sieh, wer da ſitzt.

Johanna.

Wer iſt der fremde Mann?

Maria.

Ich weiß es nicht, er hat ſich nicht genannt.
Du warſt kaum fort, ſo trat der Mann herein;
(Auf das Bild zeigend.)
Er ſprach, den Vater hätt' er dort gekannt.
Doch fürcht' ich faſt, (auf die Stirne deutend) es mag nicht richtig ſeyn.

Johanna.

Wir woll'n doch ſehn und fragen.
(Zu Dorner.)
Seyd willkommen!
Reicht mir die Hand!
(Dorner ſchaut nach ihr, will ihr die Hand reichen, hebt aber zurück.)

Johanna.

Ich bin die Hausfrau hier,
Hängt gleich kein Schild an unſrer Thür,
Wird doch ein Acker freundlich aufgenommen.

Dorner (ihren Lachenden)

Ich glaub' es wohl!

Johanna.

Sprecht, wünſcht ihr eine Gabe?
Sie wird von Herzen euch gereicht.

Dorner.

Ich danke!

Johanna.

Sucht ihr etwas hier vielleicht?

Dorner.

Ich finde, was ich nicht gehofft es habe!

Johanna.

So nennt mir's wenigstens. — Ihr schweigt?

Maria.

Ihr sprachet vorher ja doch mit mir,
Gönnt doch der Mutter auch ein Wort.

Dorner.

Nun wohl! — Den Heinrich Dorner sucht ich hier
Doch — er ist fort! —

Johanna.

O, welchen Namen habt ihr da genannt!
(Bisher zeigend.)
Der Heinrich Dorner er ist dort! —
Wer seyd ihr denn? Habt ihr ihn denn gekannt?

Dorner.

Ich bin ein Kaufmann, Dorners treuster Freund! —
Und ist er todt, so hält' ich wohl gemeint,
Die Wittwe würd' ich wenigstens hier finden.
Allein ich treff' es anders, wie es scheint.

Johanna.

Ich bin die Wittwe, die ihn treu beweint;
Ich bin sein Weib, hier ist sein Kind.

Dorner.

So? — Nun könnt ihr doch wieder Kränze winden, —
Die Thränen trockneten geschwind.

Johanna.

O Gott!

Dorner.

Ja, ja! Ihr habt es recht gemacht!
Was hilft das Weinen? — besser, daß man lacht!

Johanna.

O seyd barmherzig!

Maria.

Fort, du böser Geist!
Ist dieß das Theure, was du ihr gebracht?

Dorner.

Johanna? —

Johanna.

Ha! wer ruft hier meinen Namen? —

Dorner.

Nicht wahr, so heißt ihr? — seht, ich wußt' es noch

Johanna.

Wie heißt denn ihr? ich bitte, sagt mir's doch.

Dorner (zu Marien).

Laß mich mit deiner Mutter jetzt allein.

Maria (zögernd).

Gehn soll ich? — Nein!

Johanna.

Marischen geh!

(Sie begleitet Marien bis an die Thür.)

Neunter Auftritt.

Dorner. Johanna.

Dorner

(indeß Johanna noch im Hintergrunde ist, für sich).

Ach! sie ist nicht mehr mein! —
Doch wissen will ich, wie sie mich vergessen,
Den Räuber meines Glücks, ich will ihn sehn,
Ein Geist der Rache will ich vor ihm stehn
Und von ihm fordern, was ich einst besessen!

Johanna.

Ich bitt' euch dringend, sagt mir, wer ihr seid?
Ihr kennet mich und meinen sel'gen Mann,
Wie sind allein, so gebt mir denn Bescheid.

Dorner.

Ich bin ein Kaufmann, der vor vielen Jahren
Einmal durch Deutschland zog und mit den Waaren
Hier bei euch einsprach. — Denkt nur nach.

Johanna.

Ich glaub' es fast, daß ich euch kennen mag.

Dorner.

Zu eurer Hochzeit war ich just gekommen,
Gar schöne, theure Sachen bracht' ich euch,
Den Brautschmuck habt ihr ja von mir genommen:
Allein ihr seht euch kaum mehr gleich!

Johanna.

Ich bin nicht ein [illegible]?

Dorner.

Nein!

Lieber weniger! — Sonst war't ihr oft so bleich;
Ihr saht so leidend aus; allein
Jetzt seyd ihr voller, stärker, eure Wangen
Sind blühender, ihr müßt recht glücklich seyn.

Johanna.

Ich bin es auch. Mehr als ich darf verlangen.

Dorner.

So? — Nun ich hab' mir's ja gleich gedacht,
Der Himmel hat es gut gemacht,
Zu lange nicht mit Dornern euch zu quälen.

Johanna *verlegen.*

Schweigt! wißt ihr weiter nichts mir zu erzählen,
So geht! — ich mag euch nichts mehr fragen!

Dorner.

Seyd nur gelassen! — Hört, ich bringe mehr.
Ich will es euch nur offen sagen:
Der Dorner schickt mich zu euch her.

Johanna.

Wer schickt euch her? — Mein sel'ger Mann?

Dorner.

Ja wohl! — Vernehmt nur! Als der Krieg begann,
Zog ich als Lieutenant den Truppen nach.
Da sah ich denn gar manchen heißen Tag,
Und oft den Dorner, wie er stark und tüchtig
Sich durch der Feinde Reihen hieb;
Man sprach: kein Reiter sey so kühn und flüchtig,
Wie er, wenn man zur Flucht die Feinde trieb.
Am Ende war auch seine Rechnung richtig. —
Ich war ihm nahe, als er blieb.

Johanna.

Und ich war fern! — Ihr habt ausströmen sehn
Das Blut des theuern Herzens roth und warm,
Und ich war fern! —

Dorner.

'S war bald um ihn geschehn:
Er starb in meinem Arm.

Johanna.

O Gott! mein Heinrich! Reicht mir eure Hand,
Die Hand, die ihm das Auge zugedrückt,
Daß ich sie küsse!

(Er reicht ihr die Hand in großer Bewegung, als sie sich darauf niederbeugen will, zieht er sie rasch wieder zurück.)

Dorner.

Pfui! das schickt
Sich nicht für Förster Wolframs Frau!

Johanna.

Ich bin
Jetzt Dorners Wittwe nur! zu ihm nur hin
Zieht mich's, hat er mir keinen Gruß gesandt?

Dorner.

Wohl hat er euren Namen noch genannt.
Geh, sprach er zu mir, hier mit diesem Ringe
Den mir Johanna einst als Braut geschenkt,
Zu ihr, kommst du nach Deutschland einst, und bringe
Der Wittwe ihn, wenn sie noch meiner denkt.

Johanna.

Gebt mir den Ring, gebt ihn, ich denke seiner!
Und inniger beweint wie er, wird keiner.

(Er gibt ihr den Ring, sie wendet sich ab und küßt ihn.)

An dir hing einst mein Glaube und mein Hoffen!
Um dich, du kleiner goldner Rand,
Sah einst mein liebend Herz den Himmel offen.
Da sinkt mein Heinrich auf den Tod getroffen
Und zieht dich sterbend von der kalten Hand.
So komm zu mir! ich will dich tragen,
Bis auch mein Herz bei dir hat ausgeschlagen!

(Dorner kehrt sich bewegt nach ihr um, und hebt die Arme halb auf, als sie aber den Ring anstecken will und er Wolframs Trauring an ihrer Hand erblickt, läßt er sie schnell sinken.)

Dorner.

Halt! steckt den Ring nicht wieder an!
An eurem Finger dort
Ist schon ein andrer dran!

Johanna.

Sie haben beide Platz an diesem Ort;
Es ist der Ring von meinem zweiten Mann

Dorner.

Ja ja! Ihr ſeid nicht Wittwe! Lieb' und Treu,
Die ihr dem Dorner ſchwurt, ſind längſt vergangen!
Ihr weint um ihn, und habt euch doch dabei
An einen andern Mann gehangen?

Johanna.

Verkennt mich nicht! Ihr ſollt mich ganz durchſchaun.
Ihr habt ein heilig Recht auf mein Vertraun,
Denn er vertraute ſterbend euch.
Ich war des biefigen Pfarrers einz'ges Kind;
Mein guter Vater war nicht reich,
Doch reich erzog er mich an Liebe,
Und ſagte oft: wenn mir auch gar nichts bliebe,
Reich wär' ich doch, blieb ich nur fromm geſinnt!
So wuchs ich auf, ſorgſam, doch ſtill erzogen.

Dorner (für ſich)

Die ſchönſte Blume, die ich je gekannt.

Johanna.

Wohl mancher Jüngling wurde mir gewogen,
Und warb um meine Hand;
Allein es war längſt um mein Herz geſchehn,
Denn Dorner war auf Urlaub hergekommen,
Das Haus der Mutter hatt' er angenommen;
Nie hab' ich einen ſchönern Mann geſehn.

Dorner.

Hat er euch damals wirklich ſo gefallen?

Johanna.

Ach, gar zu ſehr! er war vor allen
So gut, ſo männlich ſchön, er warb um mich,
Und ſeine hochbeglückte Braut ward ich!

Dorner.

Ich kenne jene goldne, goldne Zeit! —
Ich hatte einſt auch eine Braut! —

Johanna.

Nun ſo verſteht ihr, was ich euch vertraut.
O, hättet ihr ihn damals nur geſehn,
Wie er ſo ſtattlich mir zur Seite ſtand!

Dorner.

O, hättet ihr nur meine Braut gesehen,
Wie sich der Kranz durch ihre Locken wand!

Johanna.

Mein Vater aber war nicht wohl zufrieden
Mit meiner Wahl. — Soldatenfrauen ist,
Sprach er, ein traurig Loos beschieden;
Der Mann zieht gern zu Felde und vergißt
Im wilden Kreise seiner Waffenbrüder
Leicht Bitt' und Thränen seines Weibes wieder,
Und meint, sie soll vielmehr sich freun
Und stolz drauf seyn,
Daß gegen Feindes Speer und Schwert
Ein Herz sich stellt, das ihr gehört.

Dorner.

Und dennoch gabt ihr gern ihm eure Hand?

Johanna.

Ja wohl! — Er hatte mir es ja versprochen,
Bald zu verlassen den Soldatenstand.
Ich traut' ihm gern. — Er aber hielt nicht Wort,
Er hatte keinen Sinn für stilles Glück,
Es zog ihn bald aus meinen Armen fort
Zu der Gefährten lust'gen Kreis zurück.
Ich sah ihn dann nur immer wenig Wochen;
Ach, eine sel'ge nur zu kurze Zeit,
Für meines treuen Herzens Sehnen!
Wie oft hab' ich, in banger Einsamkeit,
Mein Kind benetzt mit heißen Thränen!
Doch wenn er kam, fand er nur Fröhlichkeit,
Er sollte nichts von meinem Kummer wähnen.
Durch Liebe, dacht' ich, sollt' es mir gelingen,
Ihn endlich doch zu mir zurück zu bringen.

Dorner.

Du armes Weib! und er verstand dich nicht!

Johanna.

So flog die Zeit dahin. — Ich war
Sein Weib fünf Jahr.
Da brach des Krieges Flamme aus.
Noch einmal trat er in dein stille Haus

Noch einmal hing ich an der theuren Brust,
Mir kaum bewußt. —
Da tönten fröhlich die Serenadenlieder —
Und er zog hin — und ich sah ihn nicht wieder! —

Dorner.

Doch hat er treu an euch zurück gedacht.

Johanna.

Geschlagen ward die große Schlacht —
Es kam die Nachricht von des Feindes Sieg —
Er aber schwieg! —
Man gab mir anfangs Trost und sprach:
Er sey nur einer der Vermißten!
Ich aber forschte selber nach,
Und fand ihn auf den Todtenlisten.

Dorner.

Mein Gott! wie konnt' er darauf stehn?

Johanna.

Ihr habt ja selbst ihn sterben sehn.

Dorner.

Das wohl, allein man hat der Beispiel oft —

Johanna.

Nein, er war todt! — Es wurde wieder Friede, —
Zurück zur Heimath zog das frohe Heer —
Mein Haus blieb leer!
Drei lange Jahre hab' ich noch gehofft,
Ein liebend Herz wird nicht zu hoffen müde,
Doch Todte stehn nicht wieder auf! —
So führt' ich denn ein einsam traurig Leben,
Verblutend an des Herzens heißer Wunde;
Die kleine Wirthschaft ging zu Grunde.
Da ließ trotz meiner bangen Zähren,
Mein Vater ihn für todt erklären,
Und drang mit väterlicher Liebe drauf,
Dem Wolfram meine Hand zu geben.
Er war als Förster in dieß Dorf gezogen,
Und schien der armen Wittwe längst gewogen.

Dorner.

Vortrefflich! Ihr besannt euch doch nicht lange?

Johanna.

Ach! mir war vor der zweiten Ehe bange.

Ich zögerte, doch meines Vaters Bitten
Und Wolframs stille treue Liebe stritten
Mit meinem Gram,
Und als mein Kind in seiner Unschuld kam,
Und einst mich auch um einen Vater bat,
Und rief: „Der Förster soll mein Vater seyn!“
Als dieser eben in das Zimmer trat, —
Da willigte ich ein.

Dorner.

Nun ja! da habt ihr ja recht wohl gethan!
Nicht wahr, der Wolfram ist ein schön'rer Mann
Als Dorner?

Johanna.

Nein, nicht schön; doch wer ihn sieht,
Faßt schnell zu ihm ein herzliches Vertraun.
Aus seinen Zügen spricht ein solch Gemüth,
Auf das ein jeder gern mag baun.

Dorner.

So dankt ihr Gott, daß Dorner ist geblieben?

Johanna.

Ich danke Gott, der das zerknickte Rohr
Mit Vaterarmen wieder hob empor!
Doch fühl' ich wohl, man kann nur einmal lieben!

Dorner (seitwärts).

Und wen habt ihr geliebt? — Sagt mir es offen.

Johanna.

Nur meinen Heinrich!

Dorner (für sich).

Gott! so darf ich hoffen!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich, mit einem brennenden Licht.

Heinrich.

Hier, Mutter, hast du Licht! zünd' an! geschwind!
Den Vater sah ich auf dem Schloßberg gehen.

Johanna.

So laß uns eilen!

Dorner.

Wer ist dieses Kind?

Johanna.

Es ist ja mein und Wolframs Sohn

Dorner (außer sich).

Mein Gott! der Bub' ist aus der zweiten Ehe?

Johanna.

Ja! Geh, mein Heinrich, gib dem Mann die Hand,
Er hat den Heinrich dort gekannt,
Nach dem ich dich genannt.

Dorner (für sich).

O, ich vergehe!
Fort aus dem Nest, verruchte Kukuksbrut.

Heinrich (reicht ihm die Hand).

Sey uns willkommen, Alter! das ist gut,
Daß du uns mochtest heut' besuchen,
Denn heute gibt es Wein und Kuchen,
Und du bleibst unser Gast.

Dorner (bitter).

Ich danke, daß du mich gebeten hast.

Heinrich.

Hast du den Mann gekannt, nach dem ich heiße?
Ob wohl sein Bildniß dort ihm gleicht?
Wär' ich doch so wie er!
Dann wär' mein Lieblingswunsch erreicht.

Dorner.

Schweig Bube! Wünsche das nicht mehr!

Heinrich.

Warum denn nicht?

Dorner.

Ich kann's nicht leiden!

Heinrich.

Ist dieser Wunsch denn unbescheiden?

Dorner.

Ja! — geh zur Mutter! — Sie ist dein gewärtig!

Heinrich (zur Mutter).

Der Mann ist böse! — Mutter, bist du fertig?

Johanna

(hat indes das Licht auf dem Kuchen angezündet und ihn mit Blumen geschmückt)

Ich bin es, und jetzt hurtig ihm entgegen!

(Zu Dornern)

Hört, meines Mann's Geburtstag feiern wir,
Bleibt da, und gebt ihm euren Segen!
Wir holen ihn, bald sind wir hier.

(Johanna und Heinrich ab.)

Elfter Auftritt.

Dorner allein

Dorner.

Bleibt da und gebt ihm euren Segen!
O ja! ich bleibe hier, und schwer genug
Will ich ihn auf das Haupt des Räubers legen,
Daß er ihn drücken soll wie Fluch!
Ist dieß dein Gang, du unbekannte Macht,
Die über den Gestirnen waltet,
Das Herz zu retten aus der Todesnacht,
Damit, wenn du es wieder heimgebracht,
Es die Verzweiflung gräßlich spaltet?
Warum ward auf dem Schlachtfeld mir das Leben
Nach langer Ohnmacht noch einmal gegeben?
Warum hat mich der Feind gezwungen,
Daß über'm Meer ich für ihn fechten mußte?
Warum ist mir die Rückkehr nun gelungen?
Das schadenfrohe Schicksal wußte,
Daß alles was ihm theuer ist,
Ein Menschenherz so leicht vergißt,
Und daß auch ich, kaum flohn drei kurze Jahr',
Vergessen war!
Vergessen? — Pfui! sie hat mich nicht vergessen!
Was auch geschah,
Ich doch allein nur hab' ihr Herz besessen,
Nur ihren Heinrich liebt sie ja.
Ein Weib ist kalt auf's äußerste zu treiben,

Man hat ſie überredet und verführt,
Allein ihr Herz blieb ungerührt.
Mein iſt ſie noch, mein ſoll ſie bleiben!
Gib ſie zurück, Verführer, gib die Meinen,
Ich ließ ſie dir neun lange Jahr!
Nimm deinen Baſtard, den ſie dir gebar,
Wir wollen vor Gericht erſcheinen.
(Pauſe.)
Bin ich denn aber nicht für todt erklärt?
Steht ſcheinbar nicht das Recht auf ſeiner Seite?
Wohnt er geſetzlich nicht an meinem Herd? —
Ja! ja! ich unterlieg' in dieſem Streite.
Schon hör' ich, wie der kalte Richter ſpricht:
„Sein bleibt ſie, dir gehört ſie nicht!
Was führt dich längſt Verſchollnen zu uns her?
Du lebſt für uns nicht mehr! —"
Nun dann, ſo leih mir dein Geſetz, Natur,
Das flammend du in jede Bruſt geſchrieben!
Aus deiner Hand empfing ich meine Lieben,
Und dieſe fordr' ich nur.
Du haſt dem Löwen Muth und Kraft ertheilt,
Du haſt ihm eingehaucht der Rache Geiſt,
Daß er den Räuber ſeiner Braut ereilt,
Und ihn zerreißt!
Ich bin der Löwe! — Sey gefaßt! ſie kommen.

Zwölfter Auftritt.

Dorner. Förſter Wolfram, im Jägeranzug, mit Gewehr und Jagdtaſche geführt von **Johanna, Mario** und **Heinrich.**

Wolfram.
Ei! — ei! — wie ihr mich überraſcht! —
Johanna.
Wir haben
Dir unter Segenswünſchen dieſe Gaben
Heut' zubereitet, nimm ſie freundlich an!
Gott ſegne dich, mein theurer, lieber Mann!
(Sie umarmt ihn.)

Dorner (für ſich)

Halt ein! — Sie wirft ſich ſchnell an ſeine Bruſt.

Wolfram.

Mein theures Weib! — was wär' ich ohne dich!

Maria.

(Maria und Heinrich umſchlingen die Eltern.)

Nimm, Vater, nun auch deiner Kinder Segen!

Heinrich.

Ja, Vater!

Wolfram.

O, ihr meines Lebens Luſt!
Kommt, an dieß Herz will ich euch alle legen!
Ich fühl' es, innig liebt ihr mich! —
Seht, jener Kerze iſt mein Leben gleich,
Wie ſie hier unter friſchen Blumen ſteht
Und fröhlich brennt, ſo ſteh' ich unter euch
Und fühl' es nicht, wie ſchnell die Zeit vergeht.

Dorner (für ſich)

Du ſollſt es fühlen, wie der Sand verrinnt?

Wolfram.

Wer iſt der fremde Mann, mein Kind?

Johanna.

Ein Kaufmann, den ich früher ſchon gekannt.
Er brachte einen Freundesgruß an mich.

Wolfram (zu Dorner)

Seyd mir willkommen! reicht mir eure Hand!

Dorner.

Mich friert!

Wolfram.

So ſeyd ihr krank? — Erholt euch hier.

Dorner.

Ich herbergte ſchon früher hier, als heut,
Weit früher, als ihr hergekommen ſeyd.

Wolfram.

Nun wohl, ſo thut, als wäret ihr zu Hauſe.

Dorner.

Ich will ſo thun.

Johanna

(hat einen Becher Wein eingeſchenkt zu Wolfram)

Jetzt ſollſt du dich erquicken,

Mit einem Becher Wein aus alter Flasche.
Ich bringe dir ihn zu. — So lebe hoch!

(Sie trinkt ein wenig aus dem Becher, und reicht ihn Wolfram.)

Maria

(bringt mit Heinrich den Blumenkranz.)

Und uns laß dich mit diesem Kranze schmücken.

Wolfram

(thut Becher und Kranz wieder auf den Tisch.)

Ich dank' euch herzlich, aber wartet noch.
Jetzt erst bei Seite Büchs' und Jägertasche,
Und dann mit Ruhe an den alten Wein.
Doch könnt ihr rathen, was ich heute
Für eine seltne Jägerbeute
Euch mitgebracht?

Heinrich.

Ein Hirsch! — Ein Rehbock?

Wolfram.

Nein!

Heinrich.

O, lieber Vater! sag' es an.

Wolfram.

Es ist ein großer wilder Schwan.

Johanna.

Ein Schwan?

Wolfram.

Ich muß das Näh're euch erzählen:
Am Waldsee horstete ein Paar
Von wilden Schwänen dieses Jahr;
Es freute mich, ich habe sie gehütet,
So, daß sie glücklich ausgebrütet.
Heut geh' ich an dem Waldsee früh vorbei,
Da seh' ich statt des Paars der Schwäne drei.
Wahrscheinlich war ein fremder Schwan gekommen
Und hatte auch vom See Besitz genommen.
Und ängstlich auf dem Horst mit seinen Jungen
Fand ich das Weibchen sitzen. Fürchterlich
Bekämpften nah bei ihr die Männer sich;
Wie Knoten sah ich Hals um Hals geschlungen.
Gewaltig tönte ihrer Flügel Schlag;
Doch jeder gab nicht nach,

Und keiner ward bezwungen.
Die Büchse hatt' ich längst vom Rücken,
Um dem die Kugel zuzuschicken,
Der hier in fremde Heimath brach;
Allein ich konnte von den beiden
Den rechten Mann nicht unterscheiden.
Das Weibchen endlich überzeugte mich.
Lang' sah sie ängstlich auf des Kampfes Wuth,
Doch plötzlich stürzt' sie von dem Horste sich,
Und theilt die Fluth,
Tritt kämpfend ihrem Gatten an die Seite,
Und jagt den Fremdling in das Weite!

Johanna.

O das war brav!

Wolfram.

Er flüchtete sich scheu,
Doch ihn ereilt' mein tödtlich Blei,
Und somit war der Streit vorbei.

Johanna.

Du Friedensstifter!

Wolfram.

Laßt uns ihn besehn,
Der Fischer bracht' ihn wohl herbei.

Heinrich.

Ja, lieber Vater, laß uns gehn!

(Sie gehen alle ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Dorner allein.

(Er hat während der letzten Erzählung gedankenvoll zugehört.)

Dorner.

Der beste Friedensstifter ist der Tod!
Geh nur und zeige deinen Schwan!
Betrachte seine Wunde blutig roth!
Hast du als Richter recht an ihm gethan,
So richt' ich dich, wie du ihn hast gerichtet!

Dein Urtheil haſt du ſelbſt geſprochen!
Sie ſieht nur mich, ſie tritt auf meine Seite.
Und jagt den Fremdling in die Weite!
Und ſo ſey über dir der Stab gebrochen!
Ha! wie ſein gift'ger Mund ihr Küſſe bot!
Wie er mein Kind in ſeine Arme ſchloß!
Und während ich als Bettler ſtehe,
Mein Glück genoß!
Und wie ſein Baſtard ſich — — o! ich vergehe!
Verlaß mich, Bild, das mir den Sinn verrückt!
(Wühlend.)
Wo iſt die Büchſe, die er abgedrückt?
Wo iſt ein Schwert? —
(Pauſe.)
Da ſteht der Becher Wein,
Den ſie ihm freundlich zugebracht —
Der Labetrunk! — Ja! — Gut! — So ſoll es ſeyn! —
Er ſey der Schlaftrunk vor der langen Nacht!
(Er zieht ein Fläſchchen hervor.)
Heraus, du Freund! den ich mir zugeſellt,
Daß, fänd' ich Weib und Kind nicht wieder,
Du mich hinwegtrügſt aus der öden Welt;
Heraus und wirf den Räuber nieder!
Ich habe Weib und Kind gefunden,
Zerreiß das Band, womit er ſie gebunden! —
Nur ſtill! — hab' ich ihn trinken ſehn, dann ſchleiche
Ich mich davon und laſſe ſie allein.
Der Trank wirkt ſchnell! — Drei Tage ſteht die Leiche,
Dann kehrt der Dorner wieder heim,
Und findet wieder, was er einſt beſeſſen,
Und alles wird in ſeinem Arm vergeſſen!
(Er ſchüttet das Fläſchchen Gift in den Becher.)
Der beſte Friedensſtifter bleibt der Tod!
(Nachdem er das Fläſchchen wieder eingeſteckt, wankt er nach einem Stuhl und verdeckt das Geſicht mit den Händen; es folgt eine lange Pauſe.)

Vierzehnter Auftritt.

Dorner. Wolfram, ohne Gewehr und Tasche. Johanna. Heinrich. Maria, die noch einige Weingläser bringt und sie auf den Tisch setzt.

Heinrich.

Ja, Vater! gut getroffen ist der Schwan!
Ich war recht über ihn ergrimmt.

Maria.

Doch fühlt sich herrlich sein Gefieder an.

Wolfram.

Zum Brautbett sey es dir bestimmt.

Johanna.

Nun aber, Wolfram, trinke deinen Wein!
Der Geist verdunstet sonst.

Wolfram.

So reich' ihn mir.

(Sie gibt ihm den Becher, er setzt ihn an.)

Ei der Geruch ist schön und fein.

Dorner (für sich, ängstlich)

Mein Gott, er trinkt! Herr, forder' ihn nicht von mir!

Wolfram

(setzt den Becher, ohne getrunken zu haben, noch einmal ab).

Doch halt! Eh ich dem eignen Feste heut
Den mir von dir kredenzten Becher weihe,
So gib auf eine Frage mir Bescheid.

Johanna.

Gern, lieber Mann.

Wolfram.

Schau doch einmal recht weit
Zurück in die Vergangenheit.
Ist dieser Tag, eh du mich hast gekannt,
Nicht auch ein Festtag dir gewesen?

Johanna.

Wer hat dir das gesagt?

Wolfram.

Von deiner Hand
Hab' ich es selber heut' gelesen.

Johanna.

Von meiner Hand?

Maria.

Ich weiß wohl, wie es iſt,
In Mutters Bibel wird's geſchrieben ſtehn.

Wolfram.

Ganz recht! — Da fand ich es; du biſt
Vor achtzehn Jahr mit Dornern heut getraut.
Nun denn, du holde Braut,
Willſt du dieß ält're Feſt nicht auch begehn? —

Johanna.

Ich hab' es heut' im Stillen ſchon begangen.

Wolfram.

Und ohne mich? — Darf ich es denn nicht ſehn,
Wenn eine Thräne über deine Wangen
Ob des verlornen Glücks ſich ſchleicht? —
Glaubſt du vielleicht,
Es könnte mir den heut'gen Feſttag trüben?

Johanna.

Das nicht! Doch meine Thränen ſchmerzen dich.

Wolfram.

Ja weinteſt du ſie über mich,
So würden ſie mir eine Centnerlaſt.
Doch wären keine Thränen dir geblieben
Für den, den du ſo früh verloren haſt,
Würd' ich dich nicht ſo unausſprechlich lieben.

Dorner (für ſich).

O, mach mich taub!

Johanna (an ſeine Bruſt ſinkend).

Nimm mich denn an dein Herz,
Zu theilen der Erinn'rung Wonn' und Schmerz.

Wolfram (ſetzt ihr den Kranz auf).

So ziere denn auch heut der Kranz dein Haar!
Du, Dorners Braut, der früh ſchon heimgegangen.
Es ſchmückt noch immer, wie vor achtzehn Jahr,
Dir holde Weiblichkeit die Wangen.
Doch reicher biſt du, als die Braut es war,
Sieh hier die beiden Knospen an dir hangen.

(Die Kinder umſchlingen die Mutter.)

Johanna.

Mein Wolfram! O, wie liebst du mich!
Ja, reich bin ich, durch ſie und dich!

Wolfram (nimmt den Becher).

Nun laß mich auch empor den Becher heben.
Hoch ſoll die Braut des heut'gen Tages leben!

Johanna

(legt den Kranz weg und nimmt ihm den Becher aus der Hand).

Nein, gib den Becher mir; — nicht du,
Ich bring' ihn der Erinn'rung zu.

(Sie will trinken.)

Dorner

(ſpringt haſtig auf und hindert Johannen zu trinken).

Halt! trinkt auf's Wohl der Todten keinen Wein!
Ihr weckt ſie nimmer wieder auf!
Laßt doch dem heut'gen Feſte ſeinen Lauf,
Was hin iſt, mag vergeſſen ſeyn!

Wolfram.

Schweigt! wollt ihr etwa die entfloh'ne Zeit
Von uns erhandeln wie ein altes Kleid?
Die Gegenwart kann ſelten das bezahlen,
Was die Erinnerung uns werth.

Johanna (zu Dorner).

Und ihr, mein Freund, gerade ihr gehört
Zu dieſer heil'gen Todtenfeier,
Ihr, Bote aus den alten goldnen Tagen,
Habt ihr mir nicht gebracht, was mir ſo theuer?

Dorner.

O ſchweigt davon.

Wolfram (zu Johannen).

Darf ich dich darnach fragen?

Johanna.

Ja, ſieh, er brachte dieſen Ring,
Den Dorner mit dem erſten Kuß
Heut' einſt von ſeiner Braut empfing,
Und ſeinen letzten Abſchiedsgruß.

Wolfram.

Wo habt ihr dieſe theuren Pfänder her?

Dorner.

Die theuren Pfänder? Hätt' ich doch gemeint,
Daß euch das nicht ſo theuer ſcheinen muß.

Wolfram.

Wie ſo? Verweg'ner? — Dorner war mein Freund.

Dorner.

So? — Eure Freundſchaft faſſ' ich kaum.

Wolfram.

Hier ſteht mein Weib, ein zarter Blüthenbaum,
Der zweimal ſüße Frucht getragen.
Zwei Lenze küßten ihn zur Blüthe wach;
Der erſte iſt zwar ſüß, doch ſchnell entflogen:
Allein nach langen Kummers Winternacht
Kam wiederum ein neuer Lenz gezogen,
Der neues Leben mitgebracht.
Wie einer um dem andern nahe ſteht,
Und der erwachte Blüthenbaum faſt meint:
Derſelbe ſey's, der neu vorübergeht!
So ſind wir eins, ſo bin ich Dorners Freund.

Johanna (ſich an Wolfram ſchmiegend)

Doch fühlt's der Blüthenbaum entzückt,
Der zweite Lenz nur hat ihn erſt beglückt;
Denn ach, des erſten Nachtigallenſtimme
Verwehte bald in Sturmes Grimme!
Hier nur iſt Friede erſt mir aufgegangen.

Dorner (zu Wolfram).

O traut ihr nicht! — Die Weiber bleiben Schlangen!
Hat ſie's euch oft ſchon zugeſchworen,
Daß ſie euch heißer als den Dorner liebt?

Wolfram.

Ich fragte nicht, als ich ſie mir erkoren:
Ob ſie das ganze Herz mir gibt?
Erſetzen wollt' ich, was ſie früh verloren,
Und dieſen Vorſatz hab' ich treu geübt.

Johanna.

Und mehr gegeben haſt du, theurer Gatte?
Der Dorner hatte
Kein Herz, das mich wie deins verſtanden hat;
Ein ſtilles Glück, das konnte ihm nicht gnügen,

Er trank nur gern mit raſchen Zügen
Sich an des Lebens Becher ſatt,
Und ſah es nicht im luſtigen Gewühl,
Daß meine Thräne in den Becher fiel.

Dorner.

O Gott! Habt ihr den Dorner nicht geliebt? —

Johanna.

Von ganzer Seele. O es gibt
Nur Eine Jugendliebe; ſeht das weiß
Der edle Mann, der mich umfangen hält,
So wie ich Dornern liebte ſtark und heiß,
So lieb' ich nimmer auf der Welt.

Dorner (zu Wolfram).

Und hört ihr dieß denn ſo gelaſſen an?

Wolfram.

Warum denn nicht? — bin ich mir's nur bewußt,
Ich liebe mehr ſie als der erſte Mann,
Ich halte treuer ſie an meiner Bruſt,
Und ſie erkennt es, wenn ſie glücklich iſt.

Johanna.

Ja, ich erkenn's, daß du mir alles biſt!

Wolfram.

Und wenn ſein Geiſt hier auf uns niederſchaut,
Sieht er der erſten Liebe zarte Blume
Von mir gepflegt in ihrem Heiligthume;
Mir iſt's, als hätt' er ſie mir anvertraut.
Und ſinkt der Vorhang zwiſchen uns einſt nieder,
Bring' ich ihm die Geliebte wieder.

Johanna.

Mein Wolfram!

Dorner (für ſich).

Gott! welch Band will ich zerreißen!

Heinrich (zu Wolfram).

Nein, gib die Mutter nicht von dir!
Mariechen kennt, umflammre ſie mit mir,
Der Dorner würde doch nicht Sohn mich heißen.

Maria (Wolfram umfaſſend).

Wie dieß mein Vater iſt, biſt du ſein Sohn.

Wolfram.

Sein Kind nennt er dich schon,
Johanne hat dich ja auch ihm geboren.

Dorner (für sich).

Mir geht der Muth, mir geht die Kraft verloren.
(Laut zu Johannen in großer Spannung.)
Doch wenn sein Geist Gestalt annähme,
Und wieder zu Euch käme,
Und träte drohend vor euch hin
Und spräche dann: „Mir ist das Leben
Vom Schöpfer noch einmal gegeben;
Doch ob ich gleich dein erster Gatte bin;
So wähle zwischen uns nach deinem Sinn!“

Wolfram.

Laßt ab, was sollen diese Fragen?

Dorner (dringend).

Nein! nein! ich kann sie nicht erlassen!
Sie muß sich fassen,
Und mir die Antwort sagen.

Johanna.

Ich kann nicht wählen! —

Dorner.

Ha, es scheint,
Es wird euch schwerer, als zum zweitenmal?
Ich steh' in Dorners Namen hier, sein Freund,
Und fordere von euch die Wahl!

Wolfram.

Verlaß uns, Mensch! du wirst ja fürchterlich!

Johanna.

Nein, laß ihn nur, er überzeuge sich,
Daß zwar die Liebe nie vergeht,
Doch daß auf hoher Achtung und Vertraun
Das Glück, das sich der arme Mensch will baun,
Viel fester steht.
Ich würde drum zu meinem Heinrich sagen:
„Ich liebe dich, so lang' dieß Herz wird schlagen,
Doch kenn' ich erst den Frieden und das Glück,
Seit dieser Mann mich hier umfangen hält;

So laß mir ihn für dieſe Welt,
Einſt kehr' ich mit ihm dort zu dir zurück!"

Dorner.

O Gott und Herr! und du, Marie?

Maria.

Umfaſſen wollt' ich ſeine Knie
Und bitten: „Laß uns dieſen Vater hier,
Ich danke zwar das Leben dir,
Doch reiß mich nicht von dieſem Herzen ab,
Das mehr mir als das Leben gab!"

Heinrich

(Dornern die Hände hinreichend.

Ich würde ganz gewiß ſein Herz erweichen,
Wie dir, wollt' ich ihm meine Hände reichen:
Nimm nicht die Mutter und die Schweſter fort!
Gönn' uns doch immer unſern ſtillen Frieden,
Laß dieſen Vater uns hienieden,
Und ſey du unſer Vater dort!

Wolfram.

O Weib und Kinder! Ihr mein höchſtes Glück.

Dorner (für ſich, lauſcht.

Ja! kehre in das Grab zurück!

Wolfram

Den Becher her! — Die Todten ſollen leben!

(Er ergreift den Becher. Dorner faßt ihn auch an. Seine Blicken ſehen einander lange ſchweigend an, endlich ſagt Wolfram zu Dornern.)

Nun? wollt ihr mich im Trinken ſtören?

Johanna.

Ja! laß mich ihm den erſten Becher weihen;
Er war ſein Freund, mag er zuerſt ihn leeren.

(Sie reicht Dornern den Becher.)

Dorner

(nimmt ihn in hoher Begeiſterung)

Heil ſey der Hand, die mir den Becher gibt!

(Er trinkt ihn raſch aus.)

Der Teufel hat dich treu geliebt!

(Indem Wolfram und die übrigen auf den andern Seiten Wein trinken, tritt Dorner langſam von mehr in den Vordergrund.)

Dorner.

Der beſte Freudenſtifter bleibt der Tod!
Er bannt die Unruh in der Ufa der Bruſt,

Und laßt den Zeiger ſchon auf Mitternacht!
Nein! nein! ich will nicht euren Frieden ſtören!
Still, armes Herz! was klopfſt du noch ſo bange?
Es währt nicht lange,
So wird er auch bei dir einkehren! —
Johanne hat den Tod mir ſelbſt gereicht —
Schon fühl' ich, wie er nach dem Leben ſchleicht.

Wolfram (auf Dornen zugehend).

Nun, Alter, ſeyd ihr unſer Gaſt auf heut?

Johanna.

Ja, bleibt bei uns, ihr habt es gut gemeint.

Wolfram.

Erzählt uns etwas aus der alten Zeit
Von eurem Freund.

Dorner.

O laßt mich gehn, ich habe heut noch weit.

Wolfram.

Nein, weilt! Ihr zittert? Was iſt euch? —

Dorner.

Es geht vorüber, bleibt nur ruhig hier.

Johanna (zu Wolfram).

Nein, er iſt krank! nein, laß ihn nicht von dir!

Dorner.

Nun dann vergeht, wenn ich das Feſt verderbe!

Wolfram.

Euch naht die Ohnmacht. — Ihr ſeyd verteufelich!

Dorner.

Es kommt der Tod! — ich fühl's, ich ſterbe!

Wolfram.

Mein Gott, was iſt euch widerfahren?
Geſchwind, Johanne, einen Arzt herbei!
Sieh nur, wie ihm das Auge bricht.

(Er hält ihn.)

Dorner.

Ihr könnt die Müh erſparen,
Er hilft mir nicht!

(Zu Johannen.)

Bleibt! ach, ich fühl's, es wird mir heiß und kalt,
Ich ſterbe bald!

Heinrich (bringt Wein)

Hier ist noch Wein.

Maria.

Bestreicht ihm das Gesicht!

Dorner.

Laßt nur, ich bin vom Wein schon satt.
Johanne! — O Johanne!

Johanna (bestürzt)

Welcher Ton!

Dorner.

Nur einmal, eh das Leben ist entflohn,
Nur einmal noch erinn're dich,
Weib, kennst du mich?

(Er reißt Bart u. s. w. herunter.)

Johanna (außer sich)

Allmächt'ger! Heinrich! Heinrich ist's, mein Mann!

Wolfram.

Wie? Dorner bist du? — ich Unglücklicher!
Verlangst du Weib und Kind von mir zurück?

Maria.

Mein Vater?

Johanna.

Heinrich! Gott, wo kommst du her?

Dorner

(für eine Briefmasche reichend)

Hier ist mein Tagebuch, das magst du fragen.

Heinrich

(kniet vor Dornern nieder, und hebt seine Hände bittend nach ihm auf)

Geh wieder fort, du guter lieber Mann!

Dorner.

Ich werde! — haltet fest euch an mich an!
Ich komme sterbend Abschied euch zu sagen.

Wolfram.

Er stirbt.

Johanna.

Nein, Heinrich! Lebe!

Dorner.

Laßt mich gehn! —
Nur einer von uns beiden darf hier stehn

Auf diesen Mann bau nur getrost dein Glück,
Ich habe deine Wahl gesehn,
Und trete schnell zurück.

Wolfram.

Mensch! welche Ahnung fliegt mir durch den Sinn?

Dorner.

Verschweig' es, Freund, und nimm sie hin!

Wolfram.

Hat nicht der Becher zwischen uns entschieden?

Dorner (nickt mit dem Haupte)

Lebt wohl und denkt an mich in Frieden!

(Er stirbt. Wolfram legt ihn sanft nieder. Maria kniet neben ihm und unterstützt ihm das Haupt. Heinrich legt ihm den Blumenkranz auf. Johanna liegt sich über die Leiche und küßt sie.)

Johanna.

Mein Heinrich!

Maria.

Vater!

Wolfram.

Ziehe hin, du Reiner!
Beweint ihn heiß! Wie er, so liebte keiner!

(Nach einer kurzen Pause des Schmerzes streckt er die Arme nach seiner Gattin aus und ruft:)

Johanne!

Johanna

(erhebt sich und sinkt ihm an die Brust)

Ach! sein Herz hat ausgeschlagen!

Wolfram

(Johannen an sich drückend und zur Leiche sprechend)

Ich will sie heißer lieben noch als du!
Ich will sie hier auf meinen Händen tragen,
Und droben führ' ich dir sie wieder zu!

(Der Vorhang fällt.)

Seinem Schickſal kann Niemand entgehen.

Dramatiſirtes Sprüchwort.

Ein Schwank.

1818

Personen.

Kilian Wendelhaupt, Bürgermeister.
Henriette, dessen Frau.
Deren Mutter.
Seckel, Ratsdiener.
Sixtus, Schornsteinfeger.
Schaber, Barbier.

Zimmer im Hause des Burgemeisters. Im Hintergrunde ein Sopha, worüber eine Decke liegt; auf derselben mehrere Aktenstöße. An der Wand hängt eine Fliegenklatsche.

Erster Auftritt.

Burgemeister Wandelhaupt sitzt allein in einem Lehnstuhl, im Begriff, einzuschlummern, sinkt ihm die Hand mit der Tabakspfeife langsam hinunter. Gleich darauf tritt **Rathsdiener Geißel**, mit einem Folianten unter dem Arme, rasch ins Zimmer.

Burgemeister (vom Schlafe auffahrend).

Nun? — Was gibt es denn schon wieder? —
Kaum, daß man sich nach Mittag
Durch ein Schläfchen stärken mag,
Geht's von Neuem auf und nieder! —
Laßt mich meine Pfeife rauchen!
Hier zu Hause brauch' ich nicht
Eine Feder einzutauchen.

Geißel.

Mit Verlaub, gestrenger Herr,
Ich vermelde wicht'ge Dinge;
Und dieß Buch, das hier ich bringe,
Ist die Prügelregistrande.

Burgemeister.

So? Gibt's eine Diebesbande?
Oder hat sich was begeben,
Was man nicht sowohl am Leben,
Als am Felle strafen muß?

Geißel.

Ja, ein Diebstahl ist begangen,
Der sich wohl qualificiret,

Daß der Dieb zwar nicht gehangen
Werde, aber stark berühret.

Burgemeister.

Referir' er uns die Sache.

Geißel.

Als der Hirte heut' am Morgen
Unsre Heerde ausgetrieben,
Waren in den Semmelbänken
Frische Brezeln ausgelegt.
Diese merkt, wer sollt' es denken,
Unsres Hirten alter Hund;
Plötzlich wässert ihm der Mund,
Und er kann's und mag's nicht lassen,
Eine Brezel zu erfassen.
Auf den Tisch springt er hinauf
Und frißt dort zwei Brezeln auf.
Als er will zur dritten schreiten,
Merkt der Bäcker erst den Dieb,
Und versetzt ihm in die Seiten
Einen malitiösen Hieb.
Aber unverschämter Weise
Nimmt der Hund sich auf die Reise
Noch die dritte Brezel mit.
Und so rennt er durch die Straßen
Mit dem Raub der Heerde nach,
Und ein gräßlicher Spektakel
Wird von allen Seiten wach.
Jammernd schreit der arme Bäcker:
„Meine Brezel! meine Brezel!
„Greift ihn, eh' ich sie verliere!“
Und aus jeder offnen Thüre
Stürzen Hunde nach dem Diebe,
Ihm die Beute zu entreißen.
Doch er rennt, als sey er toll,
Denn er kann nicht um sich beißen,
Weil er hat das Maul zu voll.
So kommt er in vollem Lauf
Endlich an bei seinem Herrn;
Doch der ißt auch Brezeln gern,

Und, wer sollte das wohl wähnen,
Reißt sie ihm zwar aus den Zähnen,
Aber — speist sie selber auf!

Burgemeister.

Ei! der Fall ist sehr verwickelt,
Und ein doppeltes Verbrechen!
Einem ungeübten Richter
Wär' es schwer, hier Recht zu sprechen.
Doch geht nur die Registrande,
Wo ihr ihn habt eingetragen;
Denn ich will alsbald am Rande
Nach dem zehnten Paragraphen:
„Von dem Backwerkunterschlagen"
Das **Decretum** nachschreiben,
Und die Diebe tüchtig strafen.

(Geißel überreicht das Buch, der Burgemeister blättert mehrgefällig darin.)

Ein Vergnügen wird's doch bleiben
Ja dem wicht'gen Buche hier,
Die **Decreta** nachzulesen.
Sag' er, Geißel! Hab' ich mir
Nicht ein herrlich Monument
Mit den reich diktirten Schlägen,
Für die Nachwelt aufgestellt?
Glaubt er nicht, daß man in Segen
Spät noch meinen Namen nennt?

Geißel.

Ei, gewiß! es wird die Welt
Oft noch mit Bewundrung fragen,
Wer der große Mann gewesen?
Enkel werden's staunend lesen,
Werden's sagen ihren Erben:
Das war eine gute Zeit,
Wo die Bürger unsrer Stadt
Wandelhaupts Gerechtigkeit
In dieß Buch gezeichnet hat,
Und der Mann, er mußte sterben!

Burgemeister.

Meint ihr, Geißel? ihr habt recht!
Doch auch euch sey man gewogen;

Denn ihr war't ein treuer Knecht,
Der, was ich befahl, vollzogen.

Geißel.

Ich war doch nur bloß die Geißel,
Welche eure Hand geschwungen,
Doch nur bloß die schwache Feder,
Die auf Armensünderleder
Euren werthen Namen schrieb.

Burgemeister.

Auch dieß ist euch gut gelungen.
Wenn sie meinen Namen nennen,
Wird man auch die Geißel kennen.
(Er hat herumgeblättert, hält inne und nimmt eine Feder.)
Welchen Datum schreiben wir?

Geißel.

Heut' ist ja der erste Mai!

Burgemeister.

Richtig! Seht, da sind' ich hier
Vor dem Jahr' am ersten Mai
Auch schon etwas eingetragen.
Will doch lesen, was es sey.

Geißel.

O das weiß ich so zu sagen,
Sehe nicht ins Buch erst hin.
Heut' wird es gerad' ein Jahr,
Daß ich die Zigeunerin
Ueber Grenze bringen mußte.

Burgemeister (wird die Feder erschrocken weg)

Wie? — heut' war es? — Ja, fürwahr!
Geißel! hättet ihr geschwiegen!

Geißel.

Darf ich euch doch nicht belügen!
Und was ist euch denn zuwider?

Burgemeister.

Still! mir beben alle Glieder!
Habt ihr's denn noch nicht vernommen,
Wie die Hexe ihren Fluch
Ueber mich hat ausgesprochen?

Geißel.

O, der iſt wohl derb genug
Auf ſie ſelbſt zurück gekommen.

Burgemeiſter.

Schweigt! ich will euch alles ſagen:
Vor dem Jahr am erſten Mai
Kommt in unſre Stadt die Hexe,
Und ſie macht ſich gleich dabei,
Allem Volk zu prophezeihn.
Auch zu mir tritt ſie herein,
Oeffnet hier ihr Läſtermaul
Und verrückt, ich mag's nicht ſagen,
Was ſie alles vorgetragen,
Meiner Frau beinah den Kopf.
Doch ich eile, auch nicht faul,
Sie im ſtrengſten Ton zu fragen:
Wo ſie den Gewerbſchein hätte?
Denkt, da ſpricht ſie frech zu mir:
Prophezeihn wär' frei gegeben!
Und treibt ſolchen Unfug hier,
Daß ich nicht kann widerſtreben,
Ihr mit jener Fliegenklatſchen
Tüchtig auf das Maul zu patſchen.
Doch nun wurde ſie erſt toll,
Spukt um ſich wie eine Katze,
Macht mit ihrer welken Tatze,
Gräßlicher Bedeutung voll,
Ueber mir abſcheul'che Zeichen,
Will nicht wanken und nicht weichen,
Und verſchwört ſich hoch und theuer,
Daß am nächſten erſten Mai —
Mir auch eine — ja — zum Geier!
Eine — ja! — beſchieden ſey!

(Er macht die Pantomime einer Ohrfeige.)

Geißel.

Was denn? was? geſtrenger Herr?
Zeichen, die verſteh' ich ſchwer.

Burgemeiſter.

Geißel! tret' er näher her!

Hör er! — aber still geschwiegen!
Eine — Dutzig stellt' ich kriegen.

Geißel.

O sie hat sie selbst bekommen,
Als ich auf der Grenze dort
Abschied von ihr hab' genommen.

Bürgermeister.

Ging sie denn gelassen fort?

Geißel.

Nein! sie sprach noch manches Wort,
Was mir eben nicht gefallen.

Bürgermeister.

Unterricht' er mich von allem.
Wie auch schon die Wangen brennen,
Doch ich will mein Schicksal kennen.

Geißel.

Als ich dem Decret gemäß
Jener Hex' auf ihre bleichen
Wangen mit vier Backenstreichen
An der Gränz' den Paß visirt,
Schrie sie fürchterlich: „Das rächet
Alles von dem Bürgemeister
Mit der Fliegenklatsche her.
Doch mein Fluch, er trefft' ihn schwer!
Sucht ihn auf, ihr bösen Geister,
Bei dem nächsten ersten Mai,
Wo er auch verborgen sey,
Wo er sich auch nur verkrochen,
Soll er doch die heut'gen Gaben
Reichen Maßes wieder haben!"
Und, nachdem sie dieß gesprochen,
Und ich nach dem Stock mich bücke,
Galoppirt sie auf der Krücke
Wie ein Kürassier vorbei!

Bürgermeister.

Nun da hat er's selbst gehört!

Geißel.

Wohl gehört; doch laßt sie reden!
Sollt' ich glauben einer jeden

Alten Frau, die von euch ſpricht,
Auf euch flucht und auf euch ſchilt?
Erſter Herr, da wäret ihr
Gar ein jammervolles Bild.
Glaubt man's nicht, geſchieht's auch nicht.
Und die Frau Zigeunerin
Wird ſich nicht an unſrer Grenze
Mitten auf den Kreuzweg hin
Förder ſtell'n und raiſonniren,
Denn ſie ſcheut das Paßviſiren,
Ich verſteh' mein Schreiberamt.
Laßt! die Sache iſt vorüber!

Burgemeiſter.

Auf dem Kreuzweg? — Ha verdammt!
Immer ſchlimmer wird das Ding;
Schweig' er nur, und geh' er lieber!

(Geißel ab.)

Zweiter Auftritt.

Burgemeiſter allein.

Burgemeiſter.

Ehrenfeſter Burgemeiſter!
Werther Kilian Wandelhaupt!
Sprich, was iſt denn nun das Beſte,
Daß man zweifelt? oder glaubt?
Alles reiht ſich R[illegible] an Ring
Gar zu einer langen Kette.
Nicht mehr kommt mir aus dem Sinn
Kreuzweg und Zigeunerin!
Wenn ich doch das böſe Weib
Nimmermehr geſprochen hätte.
Säh' ich nur des Schickſals Schwert
Ueber meinem Haupte ſchweben,
Wär' es doch noch ehrenwerth.
Doch, wie in der Zeitung oft
Eine Hand gezeichnet ſteht,

Auf die wichtigſten Artikel
Ausgeſtreckten Fingers zeigend,
Alſo zeigt des Schickſals Hand
Aus den Wolken unverwandt
Auf des Burgemeiſters Backen.
Wär's ein Schwert, ich ſcheut' es wenig!
Schwerter treffen auch den König!
Und das Schwert wußt' ich zu führen,
Als ich noch ein Burſche war,
Als mit Hiebern und Rappieren,
Ich mich ſtürzte in Gefahr;
Winkelquarte, Fingerterz
Und ein Stich durch Lung und Herz
Waren mir nur Spielereien,
Und ſo würd' ich ohne Wanken
Mit dem Schwert ſelbſt in die Schranken
Zu dem Teufel treten ein. —
Aber einen Backenſtreich,
Einen ſtillen, aber derben —
Kilian! daran wirſt du ſterben!
Denn erfährt's die Stadt — ſogleich
Setzt ſie ihren Burgemeiſter,
Den Geſchlagnen, ſchimpflich ab; —
Oder ſieht es meine Frau,
Dann: Ade Reſpect im Hauſe!
Denn ſie merkt das Beiſpiel ſich,
Und faßt mich gelegentlich
Auch ein bischen bei der Krauſe.
Aber was iſt jetzt zu thun?
Soll ich zittern nur und zagen?
Soll die Hand im Schooße ruh'n,
Bis die Backe wird geſchlagen?
Bis der Fluch iſt ausgegangen
Mit fünf Fingern auf den Wangen? —
Könnt' ich ihn doch abpariren! —
Abpariren! — Halt, das Wort
Hat ein Gott mir eingegeben!
Die Paraden ſollen leben!
Iſt denn Ohrfeig' etwas anders

Als beim Fechten innre Quarte? —
(Er nimmt eilig die Fliegenklatsche herunter.)
Schickſal, haue wie du willſt,
Trotzig ſteh' ich hier und warte!
Dieſe innre Quartparade
Haut trotz allem ihrem Fluchen
Jene Hexe ſelbſt nicht durch.
Halt! das muß ich gleich verſuchen!
(Zur Thüre hinaus rufend.)
Jettchen, Frauchen! Herzenskind!
Lämmchen! Komm herein geſchwind!

Dritter Auftritt.

Der Burgemeiſter. Seine Frau

Henriette.

Nun? was ſoll ich, lieber Mann!

Burgemeiſter.

Beſter Engel, hör' mich an,
Sprich, du kannſt doch wohl das Fechten?

Henriette.

Handwerksburſchen gehn oft fechten,
Aber das iſt ja verboten.

Burgemeiſter.

Ei! ich meine mit dem Degen,
Mit dem ſpitzen blutigrothen,
So wie die Soldaten pflegen.

Henriette.

Kommt's denn da nicht oft zu Schlägen?

Burgemeiſter.

Nein! zu Wunden kommt es wohl,
Aber die ſind ehrenvoll.
Es iſt eine wahre Luſt,
Komm und laß dir's einmal zeigen.
Einen Hieb nach Kopf und Bruſt
Nennet man die innre Quarte —
Paſſe auf und merk' ihn dir!

(Er zeigt ihr den Hieb mit der Hand.)

So! nun schlag' einmal nach mir,
Sicher sollst du mich nicht treffen!

Henriette.

Aber Mann! was fällt dir ein?
Willst wohl deine Frau gar äffen?
Wozu soll denn dieser Scherz?

Burgemeister.

Thu' es doch, geliebtes Herz!
Nur ein Späßchen soll es seyn,
Und beweisen wird dir's klar,
Was ich für ein Fechter war.
Haue, Weibchen! —

Henriette (lachend).

Meinetwegen!

(Er stellt sich mit der Fliegenklatsche in die Quartparade, sie aber schlägt ihm auf die Hand.)

Burgemeister.

O, das war ein falscher Hieb!
Haue recht, hast du mich lieb!

Henriette.

Laß es gut seyn, lieber Mann!
Nicht begreif' ich solche Sachen!

Burgemeister.

Allerliebste Turteltaube,
Stell' dich nicht so albern an,
Ich will dir's begreiflich machen.
Thu' als wolltest gleichsam du
Einen — Backenstreich mir geben.

Henriette.

Ei ja so! das laß ich gelten!
Aber wenn ich dich nun treffe,
Wirst du mich auch dann nicht schelten?

Burgemeister.

Nein! hau' nur die innre Quarte!
Die Parade wird mich schützen!
Frisch! beginne! sieh, ich warte!

Henriette

Männchen, nimm dich wohl in Acht!

(Sie dringt auf ihn ein, er parirt mit der Fliegenklatsche.)

Burgemeiſter.

He! he! Bravo! gut gemacht!
Haſt du keine ſtärkern Hiebe?
Schwach gebrechlich iſt das Weib!

Henriette.

Wie? gebrechlich wär' mein Leib?
Warte, du gottloſer Mund!

(Sie dringt ſtärker auf ihn ein.)

Burgemeiſter.

Peſtilenz! das wird zu bunt!
Halt' doch ein! ich bitte dich!

Henriette.

Eher nicht, bis ich dich treffe,
Denn beleidigt haſt du mich!

(Sie dringt immer ſtärker und hitziger auf ihn ein, und treibt ihn im Zimmer umher.)

Burgemeiſter.

Frau, dich ſtechen die Taranteln!
Wahrlich, ich muß ohne Gnade
Meine innre Quartparade
Flugs in einen Hieb verwandeln.
Decke dich! ich hau' Secunde! —
Puf! da haſt du eine Wunde!

(Er gibt ihr mit der Fliegenklatſche einen Hieb.)

Henriette.

Au! das war ein dummer Spaß!
Kilian, ich verbitt' mir das!
Um mir einen Hieb zu geben,
Brauchſt du mich nicht herzurufen!

(Sie geht unwillig ab.)

Vierter Auftritt.

Burgemeiſter allein.

Burgemeiſter

(lacht ihr lachend nach und legt die Fliegenklatſche auf den Tiſch)

Bravo! liebſter Burgemeiſter!
Trefflich haſt du dich gehalten!
Mögen doch die böſen Geiſter

Mit den Backenſtreichen ſchalten! —
Hab' ich ſie an dieſer Stelle
Eben jetzt nicht zum Duelle
Noch dazu in Frauengeſtalt
Ausgefordert und beſiegt?
Ja, mein Lilian, in dir liegt
Eine große Kampfgewalt!
Auf denn, Schickſal! friſch heran!
Muthig will ich mich dir ſtellen,
Denn an dieſem Talisman
(auf die Fliegenklatſche zeigend)
Soll dein Backenſtreich zerſchellen.
Magſt du deine Hand auch führen,
Doch behaupt' ich's feſt und hart:
Ohrfeig' iſt nur ihn're Quart,
Und die weiß ich zu pariren!

Fünfter Auftritt.

Burgemeiſter. Schauſpieldirector Sirius.

(Sie wie der Fremde hereintritt, faßt der Burgemeiſter die Fliegenklatſche und deckt ſich damit.)

Burgemeiſter.

Halt! was will er?

Sirius.

Komm' ich hier
Zum Herrn Burgemeiſter recht?

Burgemeiſter.

Ja! ich bin der Burgemeiſter!
Doch wer iſt er? und wie heißt er? —

Sirius.

Sirius, ſo iſt mein Name,
Und ich ſelbſt bin Dirigent
Einer großen Künſtlertruppe,
Die auf flüchtiger Schaluppe
Durch das Meer des Lebens rennt.
Jetzo komm' ich hergeſchritten

Mit dem Freibrief in der Hand,
Conceſſion wird er genannt,
Und den Conſul will ich bitten,
Gnädig mir ſein Ohr zu neigen,
Daß es uns verſtattet werde
Statt der alten grauen Erde
Neue Bretter zu beſteigen.

Burgemeiſter.

Tret' er mir nur nicht ſo nah!
An der Thüre bleib' er da!
So! — Komödie will er ſpielen?
Hat er denn auch hübſche Sachen,
Wo man ſich recht ſatt kann lachen?

Sirius.

Ja, wir ſpeiſen alle Welt
So mit Lachen, wie mit Weinen,
Was dem einen nicht gefällt,
Wird dem andern würdig ſcheinen.
Heute ſpiel' ich den Betrunknen,
Morgen den vom Dolch Geſunknen.

Burgemeiſter.

Gut! das beides ſehn wir gern.
Aber weiter.

Sirius.

Bald den Herrn,
Bald den Knecht ſtell' ich euch dar;
Bald das Alter, bald die Jugend,
Bald das Laſter, bald die Tugend,
Bald die Weisheit, tief und klar,
Bald den Wahnſinn offenbar.

Burgemeiſter.

Halt! den Wahnſinn muß er laſſen,
Nein! den kann ich gar nicht leiden;
Denn ich kenne die Grimaſſen,
Die ſie in der Tollheit ſchneiden.

Sirius.

Wenn ihr wollt das Leben ſchauen,
Seine Bilder voll und reich,

Muß euch nicht vor Wahnſinn grauen.
Denn auch er wohnt unter euch.

Burgemeiſter.

Herr, das lügt er grad' heraus!
Denn, ſo groß die Stadt auch iſt,
Hat ſie doch kein Irrenhaus.

Sirius.

Allein nahe ſteht das Kraut,
Nur von Thränen wird's bethaut,
Bitrer iſt es als der Tod,
Welches ſich der Arzt erkieſt,
Daß er in der höchſten Noth
Seinen Schlaftrunk daraus braut.
Dieſer Arzt iſt die Natur,
Und der Trank iſt Wahnſinn nur.

Burgemeiſter.

Trink' er, was ihm mag behagen,
Doch wir trinken Doppelbier
Und ein Gläschen Kräutermagen,
Drum den Wahnſinn weg von hier.
Hört er wohl? es bleibt dabei!
Wer in einer Stadt will leben,
Muß hübſch darauf Achtung geben,
Was befiehlt die Polizei.
Leſ' er nur das Tollplakat
An den Thoren unſrer Stadt.
Jetzo ſind die Hundestage,
Drum erfüll' er, was ich ſage! —
Hat er mehr noch ſolche Dinge,
Die verrufen ſind? —

Sirius.

Ich bringe,
Was die Muſe ſchönes hat:
Luſtſpiel mit und ohne Witz.

Burgemeiſter.

Schadet nicht! iſt's nur zum lachen,
Woll'n wir auf dem erſten Sitz
Unſer bischen Witz ſchon machen.

Sirius.

Schauſpiel mit und ohne Thränen!

Burgemeiſter.

Gut, doch muß er auf dem Zettel
Tiefen Umſtand mit erwähnen,
Daß die Damen gleich ermeſſen,
Was ſie bei dem Weinen brauchen,
Und die Tücher nicht vergeſſen.
Denn wir Männer weinen nie,
Weil wir in der Komödie
Unſre Pfeife Tabak rauchen.

Sirius.

Endlich hab' ich Trauerſpiele
Mit und ohne Schickſal.

Burgemeiſter.

Wie?
Mit dem Schickſal? Hör' ich recht?
Herr, ich will ihm Gutes rathen.
Laß er das, ſonſt geht's ihm ſchlecht,
Denn merkt einer erſt den Braten,
Daß das Schickſal mit euch ſpielt,
Wird geziſcht, gepecht, gepfiffen,
Oder wenn ihr's noch nicht fühlt,
Zu dem Bakel ſelbſt gegriffen,
Und wir plündern voller Graus
Euch ſogar die Kaſſe aus.

Sirius.

Wie? Ihr ſpottet jener Macht?
Die, indem ihr ſie verlacht,
Und ihr zu entfliehen ſtrebt,
Ueber eurem Haupte ſchwebt?

Burgemeiſter.

Was? ob meinem Haupte? nein!
(Für ſich.)
O ich weiß wohl, was er meint,
Doch parir' ich alle Hiebe!
(Ihn mit der Fliegenklatſche zurückdrängend:)
Wenn er nur, mein lieber Freund,
Etwas nur vom Leibe bliebe.

Mag nicht an das Schickſal glauben,
Das iſt heimiſch und verrucht!
Hört, und daß mir keiner flucht!

Sirius.

Fluch iſt Mahnung böſer That!
In die ſchuldbeladne Bruſt
Fällt er ein als Unglücksſaat.
In der Angſt, ihm zu entweichen,
Muß der Menſch oft unbewußt
Zum Gedeihn die Hand ihm reichen,
Und die eigne That vergeſſend,
Und die Folgen nicht ermeſſend,
Klagt er thöricht und verblendet:
„Ach, das alles hat allein
Mir das Schickſal zugeſendet!“

Burgemeiſter.

Laß er Fluch und Schickſal ſeyn!
Kurz und gut, es bleibt dabei,
Alles was ſich falt und falt,
Iſt nichts als Salbaderei.
Trübſal, Scheuſal, Schickſal, fort!
Labſal nur iſt gutes Wort.
Doch noch eins: Gebt ihr Zigeuner? —

Sirius.

Ja, o ja!

Burgemeiſter.

O nein! o nein!
Von den Kerlen darf mir keiner
In das Haus zu euch hinein!
Sonſt ſpiel' ich das letzte Mittel,
Sende ſtracks euch meinen Büttel,
Und das wird kein Luſtſpiel ſeyn!

Sirius.

Und was bleibt den Trauerſpielen?

Burgemeiſter.

Was, ihr fragt noch bei den vielen
Andern ſehenswerthen Dingen? —
Blutige Tyrannen, Räuber,
Falſche Spieler, böſe Weiber,

Große blanke Ritterklingen,
Eingefleischte Bösewichter,
Block und Beil, selbst der Scharfrichter.
Auch Verschwörung und Banditen,
Alles die[illegible] hier gelitten.
Auch laß ich mir's noch gefallen,
Daß ihr andre Streiche macht,
Daß ihr mögt die Fäuste ballen,
Wenn es draußen blitzt und kracht,
Daß ihr wimmert, heult und stöhnt,
Daran sind wir hier gewöhnt.
Wollt ihr das, so könnt ihr spielen!
Doch für mich und meine Jette,
Und die Mutter gebt ihr täglich
Bei mir ab drei Freibillete.
Nun! was steht er noch so kläglich?

Sirius.

Kunst muß der Gewalt wohl weichen,
Wenn sie will nach Brode schleichen,
Und so muß ich mit Vergnügen
Mich in eure Wünsche fügen.

Burgemeister.

Es ist gut! Jetzt kann er gehn!

Sirius.

Droben denn! auf Wiedersehn! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Burgemeister allein.

Burgemeister

(legt die Allegorische Erscheinung weg)

Gott bewahre vor dem Burschen!
Spricht und spricht und macht kein Ende,
Schweißt die leeren dürren Hände,
Daß beinah' mir wollte grauen.
Schicksal spielen, Wahnsinn brauen,
Fluchen wie ein Landsknecht,

Ja das wär' mir eben recht!
Nein, damit iſt es vorbei!
Hab' der ganzen Hudelei
Bei uns ſtracks den Paß verhauen,
Hab's verboten, kurz und gut,
Aus der Stadt hinaus gewieſen!
Fühle gleich, mir wächst der Muth,
Fürchte nichts mehr! überhaupt,
Wenn man nur nicht daran glaubt,
Wird das Ding zu Lug und Trug!
Kurz, ich Kilian Wandelhaupt,
Ich behaupte ſteif und feſt,
's gibt kein Schickſal, keinen Fluch!
Die Zigeuner mögen ſchrei'n,
Wie ſie woll'n, es trifft nicht ein.
Muß nur nicht den Muth verlieren,
Bin hier Conſul, kann befehlen!
Brauche nicht mehr zu pariren!
Welche Macht ſoll mich bedrängen?
Komm nur, meine Fliegenklatſche,
Laß dich an den Nagel hängen!
Dir geſteh' ich's, daß ich mich
Der Beſorgniß jetzo ſchäme.
Denn ein Nichts ſcheut man vergebens.

(Indem er die Fliegenklatſche aufhängen will, klopft es an die Thür, er ſchrickt zuſammen.)

Halt! was klopft? Herr meines Lebens!
Nein! das wäre fürchterlich,
Wenn das Schickſal wieder käme.

(Er nimmt die Fliegenklatſche und deckt ſich damit, indem er auf die Thür hinſtarrt.)

Siebenter Auftritt.

Burgemeiſter. Barbier Schaber.

Burgemeiſter.

So? was führt denn ihn herein?

Schaber.

Euer Edeln woll'n verzeihn,
Könnt' ich Sie nicht heut raſiren? —

Burgemeister.

Heut? er will mich wohl vexiren!
Heut? am Samstag Nachmittag?
Weßhalb denn nicht morgen früh?

Schaber.

Morgen, Sonntags, sehen Sie,
Wird zu Seedorf des Herrn Grafen
Fröhliche Vermählung seyn,
Und da darf die Kunst nicht schlafen.
Fühlt doch auch nach meinem Messer
Jeder Gast dort stark Belieben,
Denn kein Künstler macht es besser,
Deßhalb hat man mich verschrieben.
Ferner soll am Polterabend
Heut im Schlosse obendrein
Oper und Komödie seyn,
Der Director jener Truppe,
Der mit seiner Concession
Sie so eben angetreten,
Hat auch mich als Künstler schon
Heut zu einer Abendsuppe
Auf das Dorf hinaus gebeten.
Durft' es ja nicht refüsiren;
Denn vorher soll ich geschwind
Seine Truppe noch rasiren,
Und dem König Salomo,
Den er heut denkt aufzuführen,
Bart anpassen und frisiren,
Und das sind ...

Burgemeister.

Was grinst er so?
Seh' ich doch hier nichts zum Lachen

Schaber.

O das sind besondre Sachen.
Im Kalender hab' ich mir
Ganz genau es aufgeschrieben.

Burgemeister.

Gleich bekenn' er!

Schaber

Ja ich will
Mein Geheimniß heraus machen
Heut ist es gerade jährig,
Daß ich eine Perle nahm,
Als sie, die Figurenerm,
Zu mir in die Stube kam.
Sie erinnern sich wohl noch
Jener großen gelben Frau?
Wo mir nicht ist, wurd sie doch —

Burgemeister einfallend:

Ja, ich kenne sie genau!
Aber weiter!

Schaber

Nun ich reichte,
Als sie manches prophezeiht,
Von den abgetragnen Speisen
Willig eine Kleinigkeit.

Burgemeister

Hätt' die Thür' ihr sollen weisen!

Schaber.

Nein, sie prophezeihte Glück:
Viele Kunden, scharfe Messer,
Und die Zeiten immer besser.
Zeigte aber starken Durst
Und verzehrte Stück vor Stück
Eine ganze Leberwurst.

Burgemeister.

Wär' sie lieber dran erstickt.

Schaber.

Als sie endlich sich erquickt,
Sprach sie: „Für die reichen Gaben,
Stellt ihr große Ehre haben!
Heute über's Jahr wird sich
Der berühmteste der Fürsten,
Aller Kön'ge größter König,
Von euch seinen Bart ausbürsten
Oder gar frisiren lassen!"
Bisher dacht' ich daran wenig

Burgemeister.

Nun und jetzt?

Schaber.

Erfolgt's nicht so?
Muß dem König Salomo
Ich nicht heut den Bart anpassen?

Burgemeister.

Dummer Spaß!

Schaber.

Ist wörtlich doch,
Was sie prophezeiht, geschehn,
Deßhalb glaub' ich zuversichtlich,
Daß auch andres alles noch
Einst wird in Erfüllung gehn.

Burgemeister (eigen sich).

Andres noch! verdammt!

Schaber.

Und wo
Man nur nachfragt, hört man's so,
Jeder spricht ganz frei und offen,
Das, was sie vorhergesagt,
Sey fast wörtlich eingetroffen.
Und wer nichts von ihr will wissen,
Wird noch daran glauben müssen.
Doch fast ließ ich aus der Acht,
Weßhalb ich hierher gekommen:
Nicht verlaß ich unsre Stadt,
Eh' nicht unser Oberhaupt
Diese Haut gescheren hat.
Bitte! setzen Sie sich nieder!
In der einen kurzen Nacht
Wächst der Bart so schnell nicht wieder.

(Er will einen Stuhl zurecht rücken.)

Burgemeister

(tritt der Kriegerbrüderschaft ihn abwehrend).

Bleib' er mir sechs Schritt vom Leibe,
Heut laß ich mich nicht rasiren!

Schaber.

Allerwerthester Herr, ich schreit.

Heute ja den ersten Mai,
Und der König Salome
Steht in Seedorf ganz betrübt,
Sieht, wo ich so lange bleibe.

Burgemeister.

Geh' er hin, wo's ihm beliebt!
Mach' er wahr das Hexenwort!
Doch hier soll's ihm nicht gelingen,
In Erfüllung es zu bringen.

Schaber.

Wollten Sie mich nur belehren
Wenn —

Burgemeister.

Heute laß ich mich nicht scheeren.
Pack' er sich! und mach' er fort!

Schaber.

Seyn Sie doch nur nicht so barsch!
Wenn soll ich denn wieder kommen?

Burgemeister.

Uebermorgen kommt er! — Marsch!

(Schaber ab.)

Achter Auftritt.

Burgemeister allein.

Burgemeister.

König Salome! du hast
Mir den ganzen Trost genommen!
Furcht, der ungebetne Gast,
Ist auf's neue zu mir kommen.
Muß er dir den Bart frisiren,
Daß der Hexe Wort geschieht,
Kann auch mir etwas passiren,
Wo die Wange schmerzhaft glüht.
Und der Schaber kam bestimmt
In des Schicksals Auftrag her.
Heute wollt' er mich rasiren?

Ja, wenn ich nicht klüger wär'!
Seift der Kerl mich nur erst ein,
Kann ich ihm nicht mehr pariren,
Und er kann ja, wenn er will,
Mir eins an die Ohren führen.
Nein, du etwas langer Bart,
Bleibe ungeschoren stehen,
Lieber will ich morgen nicht
Mit dir in die Kirche gehen.

(Das Klingelbeutelchen.)

Aber dich darf ich nicht lassen,
Bebend muß die Hand dich fassen,
Meine Waffe, meine Wehr!
Böser Tag mit Fluch belastet,
Führe doch den Abend her!
Zeit, die nimmer ruht noch rastet,
Wird die heut' das Gehn so schwer?
Könnt' ich mich nur wo verstecken,
Wo man mich nicht möcht' entdecken,
Wo kein neuer Bösewicht
Anspruch macht auf mein Gesicht.
Wo ich könnte ruhig schlafen,
Bis der Zeiger prüfte schlägt
Und die Mitternacht die Strafen
Dieses Tags zu Bette trägt.
Soll ich aus dem Hause gehen?
Nein! wer sieht mir denn dafür,
Daß nicht eins mag vor der Thür
Mit der fert'gen Ohrfeig' stehen?
Und es ist mir doch fatal
Mit der Klatsche jedesmal
Vor den Leuten mich zu treiben.

(Er hebt sich im Zimmer um.)

Halt! wie wär' es, wenn ich hier
Auf dem Sopha her mich streckte,
Und den Teppich über mir
Mit den ganzen Akten deckte?
Ja hier wird mich niemand finden'
Mag die alte Hexe kochen'

Ja, den Schlaf' ich eingeschlürft.
([illegible])
Gänzlich ruhig liegt mein Schwert!
([illegible])

Neunter Auftritt.

Weibel tritt durch die Thüre.

Weibel.
Werthester Herr Burgermeister!
Hurtig! in der goldnen Stige
Prügeln sich die Handwerksbursche,
Zimmerleute oder Schlösser —
(Er sieht sich um.)
Hm! — der Herr ist ausgegangen!
Muß ihn schon wo anders suchen.
(Er geht ab.)
([illegible] hervor.)

Burgermeister.
Such' ihn nur! — Du wirst ihn fangen!
Mögt ihr prügeln, raufen, fluchen,
Schlagt euch todt! — Heut' will ich schweigen!
Schicksal, merkst du dein Obwalten? —
Sieh auf dir, und laß mich gehn!
Aber horch! man kommt schon wieder!
(Er zieht sich zurück.)

Zehnter Auftritt.

Die Mutter kommt und bringt den Kaffee herein.

Mutter.
Nun, Herr Gottlieb? Mein Herr Sohn,
Willst du heut' nicht Kaffee trinken?
S' ist die fünfte Stunde schon.
(Sie legt den Kaffee hin, und sieht sich um.)
Er? — er ist ja nicht zugegen,
Schläft vielleicht wohl gar im Garten?

Nun ich kann nicht länger warten,
Dazu bin ich schon zu alt,
Und der Kaffee wird zu kalt.
(Sie setzt sich und schenkt ein.)
Ja, die jungen Leute haben
Weder Ordnung noch Geschick.
Seit der Sel'ge ward begraben,
Rückt die liebe schwarze Stunde
Bis auf fünf Uhr schon zurück.
Weder Winken hilft noch Husten,
Und von drei Uhr halt' ich nun
Schon den Zucker in dem Munde,
Und die spitzen Lippen thun,
Als ob sie den Kaffee pusten.
Trüg' ich ihn nicht selbst herein,
Würd' er gar vergessen seyn.
(Sie scheucht mit der Haut.)
Seht, kaum kommen warme Tage,
Sind auch gleich die Fliegen da!
Wollt ihr fort! ihr Menschenplage!
Weg von hier! ihr sollt mir ja
Nicht den Labetrank verekeln!

Elfter Auftritt.

Die Mutter. Henriette.

Henriette (herein hüpfend.)
Goldnes Männchen! Komödianten!
Und du hast es ja erlaubt,
Allerliebster Wandelhaupt!

Mutter.
Mein Herr Sohn ist ausgegangen.

Frau.
So? — ich brenne vor Verlangen,
Im Theater mich zu wissen.
Beste Mutter, o Sie müssen
Morgen auch in's Schauspiel gehn

Mutter.

Nun, das könnte wohl geschehn.
Aber was wird denn gegeben?

Henriette.

Haben Sie in Ihrem Leben
Schon Komödien gesehen,
Die man Trauerspiele nennt?

Mutter.

Ja! in meiner Jugend sah
Ich den Julius von Tarent.

Henriette.

Sehn Sie wohl? ich dacht' es gleich,
Daß Sie weit zurück noch sind!
Julius ist uns viel zu weich,
Bei der jetz'gen Völkerkraft
Hat man Stärkres angeschafft.

Mutter.

Wirklich? nun mein Kind, ich sah
Auch das Trauerspiel Gallotti.

Henriette.

O, Emilie ist schon alt
Und für uns're Zeit zu kalt.
Damals hieß es Dichterkraft,
Wenn er zeigt in seinem Stücke:
Wie des Menschen Leidenschaft
Prallt an Leidenschaft zurücke,
Wie aus eigenem Gemüthe
Rose oder Schierling blühte.
Doch das macht jetzt lange Weile,
Auch im Schauspiel will man Eile,
Kleine Stücke gibt's vollauf,
Und so hat man alle Abend
Zwei bis dreie für den Kauf.
Erst weint man sich tüchtig aus
Und mit Lachen geht's nach Haus.

Mutter.

Erst geweint und dann gelacht,
Seht doch, was der Deutsche macht.

Henriette.

Käme nur mein lieber Mann,
Daß ich ihn so recht von Herzen
Um Verzeihung bitten kann.

Mutter.

Haben Sie sich denn entzweit? —

Henriette.

Ja, es war davon nicht weit.
Aber sicher wollt' er scherzen,
Wollte eine Scene heut
Heimlich mit mir durchprobiren;
Mütterchen, vielleicht darf ich
Eine Rolle übernehmen!

Mutter.

Pfui, Frau Tochter! sollten sich
In das eigne Herze schämen!
Meinen Kilian verführen,
Ihn zum Komödianten machen!
Hört, begeht ihr solche Sachen,
Geb' ich euch den Mutterfluch.

Henriette.

Lassen Sie sich's doch erklären —

Mutter.

Nein! ich weiß schon jetzt genug!

Henriette.

Hören Sie mich ruhig an,
Denn Sie sollten doch bedenken —

Mutter.

Eh' ich ruhig hören kann,
Muß ich Kaffee uns einschenken,
Und die Fliegen mir abwehren.

Henriette.

Nun, dann machen Sie geschwinde!

Mutter.

Alles mit Geduld, mein Kind!
Hören Sie nur das Gesumme,
Die verdammte große Brumme
Muß ich erst durchaus erschlagen.

Henriette.

Mag sie Ihren Zorn ertragen!

(Die Mutter nimmt die Fliegenklatsche von der Wand, gebt der grünen Fliege nach und schlägt einigemal fehl.)

Mutter.

Summe, summe immer fort,
Lange sollst du mich nicht äffen!
Sieh, jetzt sitzt sie ruhig dort,
Still, nun will ich sie wohl treffen.

(Sie schleicht mit aufgehobener Fliegenklatsche nach dem Sopha, und führt einen starken Schlag gerade auf die Stelle, wo der Burgemeister mit dem Kopfe liegt. Da dieser schreiend aufspringt, und alles über ihn Gedeckte von sich wirft, laufen die Frauen erschrocken und hülfeerufend davon.)

Burgemeister.

Hast du mich auch hier gerochen,
Unter Akten tief verhüllt?
Ja, die Fliege kam gekrochen,
Daß mein Schicksal werd' erfüllt.
Und die Mutter ward erkoren,
Mit verdammtem Instrument
Mir zu schreiben auf die Ohren,
Daß du führst das Regiment.
Nein, ich will an deine Tücke
Ferner keinen Zweifel wagen,
Will dich auch in keinem Stücke
Auf den Brettern untersagen;
Denn wohl merk' ich, wer für Lüge
Hält dein strenges Machtgebot,
Ja, dem schlägst du eine Fliege
Auf der eignen Nase todt.

(Der Vorhang fällt.)

Das Bild.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Marchese di Torrento, geht unter dem Namen Burg.
Camilla, vermählte Gräfin von Nord, seine Tochter.
Leonhard, ihr Sohn, 16 Jahre alt.
Gotthardt, Graf von Nord, sein Oheim, deutscher Ritter.
Julia, Freundin der Gräfin Camilla.
Meister Spinarosa, ein Maler.
Der Kastellan des Schlosses.
Ein Brief aus Italien.
Ein Bedienter des Marchese.
Bediente des Grafen.

Der Schauplatz ist auf einem Schlosse des Grafen Gotthardt von Nord in der Schweiz.
Die Handlung fällt gegen das Jahr 1797.

Erſter Aufzug.

Ein großes Vorzimmer, antik, doch prächtig möblirt.

Erſter Auftritt.

Der Kaſtellan. Ein Bedienter trägt Reiſegepäck über die Bühne; **ein zweiter Bedienter** öffnet ihm die Thüren.

Kaſtellan.

Lauft! — lauft! und reißt die Thüren auf und zu,
Als ſey das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dieſem Lärm beinah der Mund
Erſtaunend offen ſteht, ſo ſperrt die Burg
Auch ihre lang verſchloſſ'nen Thore auf.

Erſter Bedienter.

Herr Kaſtellan, in welchem Zimmer wohnen
Die beiden Maler, welche geſtern Abend
Spät aus Italien hier eingetroffen?
Wir wollen ihr Gepäck hinauf beſorgen.

Kaſtellan.

Iſt dazu jetzt erſt Zeit? Seyd ihr etwa
Bloß für den Tag gemiethet? daß das Licht
Ja nicht der Tugend eurer Trägheit fehle?
Und jetzo fragt ihr noch in welchen Zimmern?
Sind denn im Schloß noch viele unbeſetzt?
Fort! tragt die Sachen nach den Gartenſtuben.

(Der Bediente will mit dem Gepäck abgehen, er ruft ihm nach:)

Doch geht hübſch ſacht, und weckt die Fremden nicht!
So lang ſie ſchlafen, hat man keine Noth.

(Erſter Bedienter ab.)

Zweiter Bedienter.

Die beiden Maler ſind ſchon längſt im Freien;
Noch graute kaum der Tag, da mußte ſie
Der alte Therwart auf den Felſen führen,
Der hinter unſerm Garten ſich erhebt;
Sie wollten dort den Sonnenaufgang ſehen.

Kaſtellan.

Sie meinen wohl, ſie geh' hier anders auf
Als in Italien, und ſeltner noch?
Und malen ſchnell ein Bild und ſchreiben drunter:
„So iſt der Sonnenaufgang in der Schweiz."
Daß doch der Menſch erſt in der Fremde ſucht
Was er zu Hauſe hundertmal verſchlafen!

Bedienter.

Sagt nur, wer ſind denn eigentlich die Fremden?

Kaſtellan.

Die Fremden? — Ja, da fragt ihr mich zu viel!
Der alte Herr mit ſeiner blinden Tochter,
Der vor acht Tagen bei uns eingezogen,
Heißt Burg, das wißt ihr ſelbſt ſo gut, wie ich.

Bedienter.

Ich merk' es wohl, ihr wollt mir's nur nicht ſagen,
Was hielte denn der Graf vor euch geheim?
Die Zimmer ſind ja längſt bereit geweſen.

Kaſtellan.

Das eben ärgert mich, daß ich im Schloſſe,
Wo mir kein Spinnennetz ſeit vierzig Jahren
Verborgen war, jetzt fremde Menſchen ſehe. —
Herr Burg! — und geht in Federhut und Degen, —
Der Graf küßt ſeiner Tochter ſelbſt die Hand, —
Sie werden aufgenommen wie die Fürſten;
Die Zimmer, wo vor Zeiten, wie man ſagt,
Einmal der Landvogt hat gewohnt, ſie ſind
Für Herren Burg ſo eingerichtet worden.
Als ſollt' er Jahre lang bei uns verbleiben.

Zweiter Bedienter.

Ja, ja! es ſteckt ein großer Herr dahinter,
Ich ſeh's ihm an, er läßt ſich gern bedienen.

Kaſtellan.

Und geſtern Abend, als die Maler kamen,
Ihr wart da nicht zur Hand, das war ein Jubel!
Sogar der Graf umarmte ſelbſt den Jüngſten;
Herr Burg nannt' ihn: mein lieber Sohn! und ſprach,
Er wollt' ihn eilig zu der Mutter führen.

Zweiter Bediente.

So iſt die blinde Frau wohl ſeine Mutter?

Kaſtellan.

Faſt glaub' ich es.

Zweiter Bediente.

Nur das begreif ich nicht,
Weßhalb der Graf, der hier ſo viele Jahre
In Einſamkeit gelebt, mit einemmale
Die vielen fremden Menſchen zu ſich zieht?
Und es gefällt mir nicht, Herr Kaſtellan,
Daß er vor euch, dem alten, treuen Diener,
Geheimniß hat!

Kaſtellan.

So? nun auch mir gefällt's
Nicht, mit dem jungen Diener mehr zu ſchwatzen,
Der naſeweis des Grafen Thun beurtheilt:
Packt unverzüglich euch an eure Arbeit!
Die Gäſte ſind ſchon wach! ich höre kommen!

(Beide ab.)

Zweiter Auftritt

Der Maler. Leonhard.

Leonhard.

Sieh nur, wie ſchön die Zimmer ſind, wie alles
So groß und prächtig eingerichtet iſt.

Maler.

Es iſt ein herrlich Schloß; doch ſchöner noch
Der Ort, wo es der Bauherr aufgeſtellt.
Denn neben dieſen Felſen, dieſen Gletſchern,
Steigt es mit ſeinen Thürmen kühn empor.

Als ob der Mensch in seiner Kraft versucht',
Auch seine Felsen in dies Thal zu stellen.

Leonhard.

Schön ist es hier, doch aber heimisch nicht.
Ich war zwar nur ein Knabe von acht Jahren,
Als ich mit Pietro nach Italien zog,
Allein das Bild der Heimath steht so frisch,
Als ob es erst gemalt, in meiner Seele:
Und dieses Schloß ist meine Heimath nicht.
Im dunkeln Schatten riesenhoher Eichen,
Die ernst, wie treue, grau gewordne Wächter
Daneben stehen, lag das Haus verborgen;
Es hat kein Thor, es hat nicht Thurm noch Zinnen,
Mit niederm Dach und einer kleinen Pforte,
Steht es so freundlich und bescheiden da.

Maler.

So hast du nur es freilich oft geschildert,
Und zu der Hütte, die dich auferzog,
Zu deiner blinden Mutter und zu ihrem
Verarmten Vater schnten wir uns beide.

Leonhard.

Mir ist, als träumt' ich! Hab' ich doch nie anders,
Als nur in schlichter bürgerlicher Tracht
Den Vater meiner Mutter sonst gesehen,
Und von ihm stets gehört: wir wären arm!
Doch hier empfängt er uns in vollem Staat,
Als wie ein Nobile; von seinem Winke
Erwartet man Befehle, selbst der Graf,
Der freundlich ernste Mann mit schwarzem Kreuze,
Scheint ihm als Herrn des Schlosses zu gehorchen.

Maler.

Das Glück ist uns voraus geeilt, wir dachten
Es deiner Heimath wieder zuzuführen,
Jetzt finden wir es schon, es lacht uns aus,
Und so erspart es dir wohl manche Sorge!

Leonhard.

Geliebter Meister! scheut' ich denn die Sorgen?
Was machte mich zu deinem fleiß'gen Schüler?
Die Sehnsucht nicht allein, einst so, wie du

In der Vollendung Sonnenglanz zu strahlen,
Mich zu den Idealen aufzuschwingen,
Und zu den Menschen sie herab zu führen.
Nein! Liebe zu der armen blinden Mutter,
Zu ihrem Vater, der mit Thränen oft
Von längst vergangnen, bessern Zeiten sprach;
Sie stand bei mir, sie trieb mich an zum Fleiß,
Und was ich nun erlernt, heim wollt' ich's tragen,
Und für die Meinen wuchern mit dem Schatz.

Maler.

Ich kenne deinen kindlich frommen Sinn,
Und hab' im Stillen oft mich dran geweidet,
Wie dein Talent mit deiner Kindestreue
Sich um den Vorrang stritt, wer dich von beiden
Am schnellsten vorwärts leite in der Kunst.
So bist du muthig nun den steilen Berg
Hinangestiegen und es ist wohl gut,
Daß dir das Glück ein freies Wirken schaffen
Und jede Last vom Fittig heben will.

Leonhard.

Von keiner Last wußt' ich, mir war so leicht.
Wie reich wär' ich in jene Hütte nicht,
Wo Armuth wohnte, wieder eingetreten.
Hier aber steh' ich arm! — In diesem Schlosse
Ist mir so bang, ob auch der arme Künstler
Für seine reichen Eltern passen möge.

Maler.

Mein Leonhard! du sprichst mir aus der Seele!
Du weißt, ich habe nichts auf dieser Welt,
Als meine Kunst, und acht' ich dieß gleich hoch,
So geht mir's doch, wie auf dem Meer dem Schiffer;
Nach Sternenbildern richtet er den Lauf,
Doch aber sehnt er sich nach festem Boden,
Wo er den Anker endlich werfen möge.
Der Geist strebt himmelan, am Arm der Kunst,
Das Herz will ankern auf der Mutter Erde.

Leonhard.

In meinem Busen triffst du festen Grund.

Maler.

Mein Sohn! ich meinte oft, ich sey dem Vater.

Leonhard.

Und bist du's nicht? Hast du durch treue Sorge
Nicht theuer dir das Vaterrecht erkauft?
Hast du mir's, deinem Sohne, nicht gelebt,
In meine Heimath mit mir einzuziehen,
Und Vater mir zu seyn fürs ganze Leben?

Maler.

O! ich gedacht' es auch, dir treu zu halten!
Dieß arme Herz, das früh schon viel verlor,
Das seiner Liebe Heimath nirgends fand,
Bei dir nur hofft es endlich auszuruhen.
Oft träumt' ich mir den herzlichen Empfang
Der Deinen, sah als Bruder deiner Mutter,
Als Sohn des alten Vaters mich mit dir
Gar fröhlich einziehn in das stille Thal.
Durch dich war ich im Hause schon bekannt;
Die Staffelei sah ich im Geist gestellt,
Und weiten Raum für uns im engen Hüttchen.
Rasch ging es vorwärts auf der Bahn der Kunst;
Nur fern vernahm ich noch des Lebens Sturm,
Mein Schifflein lag im Hafen fest geankert! —
Doch hier hat man mich nun so kalt empfangen,
Du durftest nur allein die Mutter sehn;
Mir wies man höflich meine Zimmer an,
Erst ausruhn sollt' ich von der weiten Reise;
Und nur die Sonne, als sie heut die Gletscher
Hinaufstieg, hat mich freundlich hier begrüßt.

Leonhard.

Nicht doch, mein theurer Vater, überall
Wo meine Heimath ist, sey auch die deine.
Die Mutter sehnt sich innig dich zu sprechen,
Mit dem sie meine Liebe theilen soll.
Ihr beide werdet euch gewiß verstehn,
Obgleich ihr mildes Auge längst erloschen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kaſtellan.

Kaſtellan (zu Leonhard).
Herr Burg verlangt euch hier allein zu ſprechen,
Und wird alsbald mir folgen.

Maler.
Ich verſtehe!
Und will kein überläſt'ger Zeuge ſeyn.
(Geht ab.)

Leonhard.
Du ſollſt mir Rede ſtehen, alter Mann!
Erzähle mir, wie heißt der Herr des Schloſſes?

Kaſtellan.
Wißt ihrs noch nicht? nun dann, ſo wartet drauf,
Bis er euch ſelber ſeinen Namen nennt.

Leonhard.
So ſprich doch wenigſtens: iſt mein Großvater
Dein Herr?

Kaſtellan.
O nein! Herr Maler, weit gefehlt;
Dergleichen große Gau'n und Schlöſſer haben
Vornehmere Beſitzer, als Herrn Burg;
Und daß ihr glauben könnt, er ſey mein Herr,
Iſt meine Schuld nicht, liegt nur in der Weiſe,
Mit der ſich heut zu Tag die Gäſte nehmen.

Leonhard.
Sey mir nicht böſe, alter guter Mann;
Zu deinen ſilbergrauen Locken und
Zu tiefen Falten, die auf Stirn und Wangen,
Als Zeugen leiſe ſich dir hingeſtellt,
Daß du der Sorge oft zu deinem Herrn
Den Weg vertratſt, und die mich zu dir ziehn,
Paßt nicht der Hohn, der jetzt mich von dir weiſt.

Kaſtellan.
Es ſcheint, ihr habt die Klugheit früh gefunden,
Als Knabe ſchon die Welt genau geprüft,

Laß die geheime Schrift im Menschenantlitz
Euch lesbar ist, da leb' ich euren Meister.

Leonhard.

Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen,
Doch hat die Kunst mir eine auf'gethan:
Da stehen Glaube und Erfahrungen
Der alten Meister seit Jahrhunderten
Gesammelt, und da ist mirs klar geworden,
Wie alle Tugenden und Leidenschaften
Aus der verschwiegnen Brust aufs Antlitz treten,
Und die Erfahrung, die ich hier gewonnen,
Hinaus nehm' ich sie mit mir in die Welt,
Und sind ich dort nun ähnliche Gestalten,
So kenn' ich sie auch schon; drum guter Alter
Zieht mich's zu dir, mir ist, als hätt' ich dich
Schon bei da Vincis Nachtmahl sitzen sehn.

Kastellan.

Der Judas saß auch an des Herren Tisch. —
Doch habt ihr unter euren Bildern wirklich
Ein ähnliches Gesicht wie meins gefunden,
Und traus gelernt, ein solcher finstrer Kopf
Steh' über einem alten treuen Herzen:
So mögt ihr Recht behalten! Eure Hand! —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marchese, vornehm gekleidet, indem Letzterer eintritt, geht der Kastellan mit einer Verbeugung ab.

Marchese.

Noch einmal mir willkommen, theurer Enkel,
Komm an dieß Vaterherz, was zögerst du?

Leonhard.

Ich zögre nicht, zu dieser heil'gen Stätte
Sehnt' ich schon lange, lange mich zurück:
Allein kaum hätt' ich wieder sie erkannt.

Marchese.

Nicht wahr, das hat dir nicht geträumt, daß dich

Der alte Burg alſo empfangen werde?
Ja, alles hat ein Zauber hier verwandelt,
Ahnſt du nicht in geheimer Freude, wer wir ſind?

Leonhard.

Ich wage nicht zu ahnen, wage nicht
Des neuen Herrlichen mich zu erfreun,
Da mir das alte Theure fehlt. Wie gern
Wollt' ich die bunten Bilder überſchlagen,
Fänd' ich nur bald die alte Zeichnung wieder,
Von der in unverlöſchlichen Konturen
Ein Abriß tief in meiner Seele ſteht.

Marcheſe.

Laß das, mein Sohn; da liegt ein finſtrer Nebel
Darüber, jetzo aber ſcheint die Sonne
Von neuem klar auf unſrer Zukunft Bild.
Ich will dich ſchnell aus allem Zweifel heben:
Vor dir ſteht der Marcheſe di Sorrento,
Und grüßt dich ſeinen Enkel Grafen vom Nord!

Leonhard.

Großvater, ſcherzt doch nicht! mir wird ſo bange,
Es iſt mir ſo, als ſäh' ich euch verkleidet.

Marcheſe.

Ich ſcherze nicht! Es iſt die Zeit gekommen,
Wo ich dir das Geheimniß unſres Standes
Enthüllen darf. — Haſt du den alten Pietro
Von einem Grafen Nord nie ſprechen hören?

Leonhard.

Wohl! er hat ſeiner oft gedacht, als eines
Gewaltig kühnen Mannes, der ſein Leben
An manches wagt', und für Neapels Freiheit
Zuletzt im Kerker ſtarb.

Marcheſe.

Er war dein Vater!

Leonhard.

Mein Vater? Gott! —

Marcheſe.

Laß mich dir alles ſagen.
Dein Vater Graf vom Nord, genannt von Klingen,

Aus einem alten deutschen Stamme, ward
Der Gatte meiner Tochter. Ungelannt
Hatt' ich schon früh die Jungfrau ihm verlobt.
Sein Vater war mein Jugendfreund, wir hatten
Die frühe Neigung uns durch spätres Handeln
Zu einer festen Freundschaft auferzogen,
Und wünschten, daß auf diesem Felsengrund
Der Kinder Glück in gegenseit'ger Liebe
Sich eine sichre Heimath bauen möge.
Deßhalb verhieß ich einem seiner Söhne,
Den er mir nach Neapel senden würde,
Mein einz'ges Kind zur Gattin. — Deine Mutter
War wunderschön, ein Muster aller Tugend
Und künftig des Marchese di Torrente
Allein'ge Erbin: daß selbst Fürsten sich
Um diese Hand bewarben, war kein Wunder:
Doch ich wies jeden Antrag ernst zurück;
Ich hielt mein Wort und als dein Vater kam,
Gab ich das Kleinod treu in seine Hände.
Allein aus seinem rauhen Vaterlande
Bracht' er ein rauhes ungebändigtes
Gemüth uns mit: er sah das schöne Land,
Jetzt seine Heimath, von der Spanier Joch
So hart bedrückt; er hörte insgeheim
Die Namen Massaniello — Herzog Guise —
Als Heldennamen preisen, und beschloß,
Was sie nicht ausgeführt, ins Werk zu setzen.
So ward er endlich denn das Haupt der großen
Verschwörung, die zu jener Zeit entstand,
Und deren kühner Plan, wär' er gelungen,
Das span'sche Joch gewiß zerbrochen hätte.
Allein Verrath zerstört' ihn, eh' er reifte.
Der Vicekönig eilte der Verschwornen
Sich zu bemächtigen; nur durch ein Wunder
Entflohn wir seiner Rache; schwere Strafen
Erlitten unsre Freunde, mein Vermögen
Und meine schönen Güter zog man ein,
Und weil dein Vater, der Verschwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt, sich durch Flucht gerettet,

So hing man wenigſtens ſein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

Leonhard.

Wie? in Neapel an dem Hochgerichte
Hing meines Vaters Bild? Dort, wo ich oft
In ſtiller Mondnacht mit geheimem Grauen
Vorüber ging, dort hat ſein Auge traurig
Auf mich herab geſchaut? — O ja! — ich weiß
Es hingen halbzerriſſne Rahmen noch
Am Galgen dort.

Marcheſe.

In dieſer Gallerie
Erlangt kein Meiſter die Unſterblichkeit:
Der Tod, dem das Original entronnen,
Frißt ſich einſtweilen ſatt am Konterfei!
Wir konnten bei der Flucht nur wenig retten,
Und kauften uns in einem Winkel Deutſchlands
Ein kleines, tief verborgnes Eigenthum.
Dort wurdeſt du geboren. Doch dein Vater,
Er fand nicht Raum in der beſchränkten Lage;
Aufs neue trieb ein Dämon ihn hinaus
Und Rachſucht ſpornte heimlich den Entſchluß,
Das Wageſtück noch einmal zu beſtehen.
In Mönchsgewand verkleidet, ſchlich er ſich
Noch einmal nach Neapel. Doch das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde ſein Verräther.

Leonhard.

Mein Gott! wer hat ſo tief die Kunſt entweiht!

Marcheſe.

Ein andermal davon. Genug dein Vater
Ward bald erkannt; man warf ihn in den Kerker,
Sein gräßlicher Proceß begann aufs neue;
Allein der gier'ge Tod eraillte ſchon
Sein lang entbehrtes Opfer im Gefängniß.
Man ſchafft' ihn ſtill' bei Seit'. — Er ſtarb an Gift!

Leonhard.

Mein armer Vater! deiner Aſche war
Dein Sohn ſo nahe, und er wußt' es nicht!

Marchese.

Durch unsre Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich sucht' es deiner Mutter zu verbergen,
Denn sie lag damals mit dir an den Blattern
Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem scharf gesalznen Thränenquell
Des Grams verloschen ihre schönen Augen.
So ward durch deinen Vater nichts als Elend
Uns zugebracht, so ward noch im Exil
Durch ihn das Maß der bittern Leiden voll,
Und eine einz'ge holde Blume nur
Wuchs langsam aus den Trümmern: Du mein Kind!

Leonhard.

War jenes stille Haus das kleine Nest,
Das sich die frohe Schwalb' an des Palastes
Versunknen stolzen Kapitälern baute?

Marchese.

Dort wurdest du in Armuth auferzogen,
Und hätte nicht der Bruder deines Vaters,
Den er für seinen Feind mit Unrecht hielt,
Großmüthig im Geheim uns unterstützt,
So hätte sich der Mangel mit dem Gram
Gar bald um seine Beute zanken mögen.
Nach vielen Jahren überraschte uns
Mein alter treuer Pietro aus Neapel.
Er hatte früher mir gedient und war,
Indeß die andern mächt'gern Freunde kaum
An mich zu denken wagten, immer noch
Mir auch im Unglück treu geblieben.
Wir schrieben im Geheim uns oft, er wußte
Du seyst acht Jahr, und kam dich abzuholen.
Denn sieh', da ich die Hoffnung nie verlor,
Einst meine Güter wieder zu erlangen,
Wenn Spaniens Uebermuth gebändigt sey,
So wünscht' ich, daß du unter jenem Himmel,
In jenem Paradies der Erde dort

Erzogen würdest, wo ganz süße Träume,
Als unter Deutschlands düsterm Eichenschatten,
Das warme Herz zu raschern Schlägen treiben.
Die Liebe zu Italien und den Geist
Des Volkes dort gedacht' ich dir zu geben,
Damit du mir ein würd'ger Enkel seyst.

Leonhard.

Ich trage aber einen deutschen Namen,
Mort ist ein rauhes, aber kräft'ges Wort.

Marchese.

Ja leider hat mich's eifig angehaucht! —
Genug du zogest in das schön're Land.
Wir hatten früh ein herrliches Talent
Zur Malerei in dir erwachen sehn,
Deshalb befahl ich Pietro es zu pflegen,
— Denn Kunst ist auch ein adliches Geschäft —
Und einen tücht'gen Meister dir zu wählen.

Leonhard.

Er hat es treu erfüllt. Als wir Neapel
Verlassen mußten, um nach Rom zu ziehn,
Brachte er mich dort zum Meister Spinarosa.
Durch ihn erhielt ich einen Vater wieder,
Was wär' ich ohne diesen seltnen Mann?

Marchese.

Dein dankbar Herz legt erst den Werth hinein;
Allein er hat nur seine Pflicht erfüllt;
Es ist der Meister größter Stolz und Ruhm,
Sich tücht'ge Schüler in der Kunst zu bilden.

Leonhard.

Er aber hat sich einen Sohn erzogen! —
Als Pietro plötzlich starb und seine Kinder
Mich, seinen lieb'gen Pflegesohn, vermiesen,
Da stand ich ärmer als ein Bettlerkind.
Euch kannt' ich mir zur Hülfe nicht ernsten,
Am fremden Ufer war ich ausgesetzt,
Und meiner stillen Thränen Muttersprache
Verstand das Volk in jenem Lande nicht.
Da nahm mein großer Meister Spinarosa,
Mich, den verlassnen Knaben, liebreich auf.

Marchese.

Wir sind ihm allerdings dafür verpflichtet.
Drum danke du dem Schicksal, das dich jetzt
Auf eine Stufe stellt, auf welcher du
Mit einemmal die Schuld ihm kannst bezahlen.
Mehr, als er fordert, magst du ihm gewähren.

Leonhard.

Mehr als er fordert? — Doch er fordert nichts.
Großvater, wir verstehn uns heute nicht,
Den Mann, der tief in eures Enkels Herz
Die Keime aller seiner großen Tugenden
Zu impfen suchte, der mit treuer Sorge
Bei ihnen wachte, daß sie auch erblühten
Im Frühlingsathem seiner Vaterliebe,
Den Meister, der mich nicht allein den Pinsel
In seine Farbentöpfe tauchen lehrte,
Nein, der in seinen heil'gen Weihestunden
Den reinen Spiegel seiner Phantasie,
Wie wie ein Teleskop vors Auge hielt,
Daß ich durch ihn die ewigen Gestirne
Die Ideale näher schauen möge,
Den soll ich nun dafür bezahlen wollen?

Marchese.

Sein Schüler kannst du doch nicht immer bleiben;
Zu etwas Größerem bist du geboren,
Und jede Schuld bleibt eine schwere Last.

Leonhard.

Nur diese nicht, denn sie allein begründet
Mein Recht auf ihn. Ihm haben Könige,
Und selbst in Rom der heil'ge Vater,
So reichen Lohn für seine Kunst gewährt,
Daß er viel mehr besitzt, als er bedarf.
Und euch wollt' er das reich Erworbne bringen;
Denn eure Briefe wiederholten ja
Nur neue Schilderung eurer alten Noth;
Mein Vater wollt' er sein und euer Sohn;
Und diese Liebe wollt ihr ihm bezahlen?

Marchese.

Beruhige dich, mein Kind! ich bin nicht mehr

Der arme Burg, der fremder Kraft bedarf.
Seit Oeſtreichs Banner in Neapel wehn,
Sind die Verwieſenen zurück berufen.
Auch ich erſcheine wieder als Marcheſe,
Und harre täglich auf die Nachricht, daß
Durch meiner Freunde Einfluß mein Vermögen
Mir wiederum zurückgegeben ſey.
Deßhalb beſchied ich dich hierher, du feſteſt,
Eh' ich dich führe in mein Vaterland,
Hier erſt den würd'gen Oheim kennen lernen
Und dieſes Schloß, dein künft'ges Eigenthum.

Leonhard.

Wer iſt mein Oheim? — Sprecht, wie iſt mein Recht
Auf dieſes Schloß begründet? — Eure Güter
Sie liegen, denk' ich, bei Neapel.

Marcheſe.

Wohl!
Allein der Ritter, der dich geſtern hier
Empfing, iſt deines Vaters einz'ger Bruder,
Der reiche Gotthardt Graf vom Nord; dieß Schloß
Iſt eure Stammburg, und du biſt ſein Erbe.
Sieh da — begrüße deinen Oheim ſelbſt!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Graf vom Nord.

Graf (zum Marcheſe)

Weiß er es ſchon, wer freudig ihm die Arme
Entgegen breitet?

Marcheſe.

Ja, er kennt ſein Glück.

Graf.

Nun denn ſo eile, komm an meine Bruſt!
Mein Sohn! mein Sohn! o laß mich ſo dich nennen!
Zum erſtenmal ſprech' ich dieß theure Wort.
Zum erſtenmal hält mich verarmte Herr.

Voll von der Ahnung hoher Vaterliebe.
Zwar trägst du meine Züge nicht, ich habe
In einem holden Spiegel sie umsonst;
Doch was aus deinem lieben Antlitz mir
Entgegen lächelt ist mir noch viel theurer:
Ist des geliebten Bruders Feuergeist,
Und deiner holden Mutter Engelmilde.

Leonhard.

Mein theurer Oheim! wie verdien' ich denn
So viele Güt' und Liebe?

Graf.

Frage nicht!
Nimm sie als einen Schatz, den du gefunden,
Den meine Treue lange dir bewahrt,
Und freue deiner dich und sey mein Sohn!

Leonhard.

Wie reich bin ich! wie haben dem Verwaisten
So oft schon Vaterarme sich geöffnet!

Graf.

Gefällt dir's denn in deiner Väter Schloß?

Leonhard.

Es ist wohl groß und schön, doch mir ist bange! —
Man eilt durch viele leere Zimmer hin,
Wo niemand wohnt, der einen freundlich grüßt,
Wie durch die Todtenhallen, um das Leben
Nur wieder aufzufinden. Wohnten wir
In einem kleinen Häuschen doch beisammen,
Wo wir uns fänden, ohne uns zu suchen!

Marchese.

Gedenke nicht der engen Hütte mehr,
Die unsre Armuth, unsern Gram gesehn;
Sie sey vergessen, wir vertauschen sie
Mit dem Pallast, für den wir sind geboren!

Leonhard.

Mir bleibt sie werth!

Graf.

Du wirst die alten Hallen,
Die dich begrüßen, hier schon lieb gewinnen. —
Ich habe lange sie allein bewohnt,

Und darum nimmer einsam mich gefunden.
Sie sind die grauen Freunde unsrer Väter,
Sie haben sie vorüber wandeln sehn,
Als Kind und Greis, sie haben nah' gestanden,
Bei ihrer Freude, wie bei ihrem Schmerz;
Sie kennen alle die Geheimnisse,
Die längst der Tod versiegelt. — Deßhalb waltet
Ein stiller Geist des innigsten Vertrauens
In diesen Mauern und empfängt auch dich.

Leonhard.

Ich ahn' es wohl, ich werd' ihn auch verstehn.

Graf.

Sieh, diese Hallen sind in Zukunft dein;
Du mußt mit ihnen innig dich befreunden:
Nicht wahr, du gehst nicht wieder von mir fort?

Marchese.

Nicht doch. Herr Graf, ihr werdet mir den Sohn
Nicht vorenthalten wollen; soll ich denn
Allein aus dem Exil zur Heimath ziehn?

Graf.

Das sollt ihr nicht; auch ihr sollt bei uns bleiben,
Und reicher hier an vielen Kindern seyn.
Das Leben ist so einsam und vergangen,
Vergebens rief ich euch schon oft zu mir —
Wollt ihr mir denn nimmer uns zusammen finden?

Marchese.

Mein theurer Graf, ich lad' auf gleiche Weise
Euch ein, mir nach Italien zu folgen.
Erhalt' ich dort, was ich besessen, wieder,
Soll es dem Grafen dort gar wohl gefallen.

Graf.

Ich zweifle nicht. Doch darf ich diese Mauern
Und ihre friedlichen Bewohner nicht
Verlassen, denn hier werd' ich dann gebettet,
Nur mit euch will ich Lieb' und Sorgen theilen.
Dort kennt man euch kaum mehr — dort — er bleibt hier.

Marchese.

Zieht nur Sehnsucht nach dem schönen Lande,
Das mich gebar; wo dort die Luft gesündet.

Der Sprache weiche Klänge dort vernommen,
Dort zieht er hin, es bleibt ihm keine Wahl.
Nicht wahr, mein Sohn, du sehnst dich nach Neapel?

Leonhard (aus Träumerei erwachend).

Mit meinem Meister hatt' ich heute früh
Den nahen Fels erstiegen; leichte Schatten
Verhüllten unsern Blick nach Berg und Thal.
Doch eines Riesengletschers heitres Haupt
Begann bald in dem dunklen Meer der Nacht
Wie eines Leuchtthurms Kuppel zu erglühen.
Was ist das? rief ich ängstlich, öffnen sich
Auch hier der Erde grause Feuerschlünde?
Hat der Vesuv hier seine Brüder schon? —
„Sey ruhig," sprach der Meister, „jener Berg,
Es ist die Jungfrau, die allmorgendlich
Ihr Haupt mit rosigen Feuerlilien schmückt."
Und sieh, indeß wir also sprachen, fingen
Auch andre Gletscher hoch an zu erglühn,
Und Kerzen leuchteten aus dem dunklen Himmel.
Da war es mir, als würde jetzt Frühmette
Im Dom des Herrn gehalten, und als eilten
Die Sakristane zu den Hochaltären,
Um die geweihten Kerzen anzuzünden; —
Und nieder sank ich, innig mit zu beten.
Da zog, als wär's das süße Heimweh selbst,
Zum Schweizerland die Lust in meine Brust.

Marchese.

Man hört dir's an, daß du ein Künstler bist.

Graf.

O laßt ihn doch! vollende ganz, mein Sohn!

Leonhard.

Großvater, zürnt mir nicht! dem Schweizer ist
Das Vaterland ein kräftiger Magnet.
Ich bin ein Schweizer, denn mein Vater war's.
Soll mir in diesem Land nicht wohler seyn,
Das meines Vaters frohe Jugend sah,
Als dort, wo er sein Leben ausgehaucht?

Marchese.

Still! warum mahnst du mich!

Leonhard.

Und wenn ihr auch
In fürstengleicher Pracht, mit stolzen Rossen
Hin zum Pallast des Königs durch die Straßen
Neapels fliegt, ich kann euch nicht begleiten;
Denn auf dem Markt winkt drohend mir die Säule,
Die meines armen Vaters Bild getragen.

Marchese.

Schweig! sag' ich dir!

Graf.

O gebt uns immer nach!
Ist euch nicht wohler, wo ihr Liebe findet,
Als dort, wo in den süßesten Triumph
Erinnrung doch euch Galletropfen mischt?

Marchese.

Gönnt mir nur Zeit, wir wollen es erwägen.

Leonhard.

Nicht wahr? du wirst dich schon erbitten lassen? —
Doch, lieber Ohm, wollt ihr mich hier behalten
Als Sohn, so müßt ihr meinem zweiten Vater
Auch eine Freistatt geben, meinem Meister;
Denn wir sind eins, und würden wir zerrissen,
Wir müßten, glaub' ich, beide uns verbluten.

Graf.

Er sey willkommen! Sieh, das Schicksal will,
Indem es Vater — Schwester — Sohn mir schenkt,
Das letzte Kleinod, auch den Freund gewähren.

Leonhard.

Du wirst ihn lieben lernen wie dich selbst! —
O, laß mich eilen, daß ich's ihm verkünde,
Mit ihm des Glückes neue Gaben theile.

Marchese (rasch).

Was willst du ihm verkünden? unsre Namen?
Noch nicht! Sie bleiben ein Geheimniß, bis
Der Bote aus Italien erscheint.
Nicht den geächteten verarmten Mann,
Nein, den mit Ehre wieder heimberufnen
Soll er in mir erkennen. Bis dahin
Bleib ich Herr Burg, des Grafen Anverwandter.

Mein Aeußres wird ihm zwar genugſam ſagen,
Was er mir ſchuldig, was er ahnen darf.
Doch du verſchweigſt ihm, was wir dir vertraut.

Leonhard.

Verſchweigen? ein Geheimniß vor ihm haben?
Das wird mir ſeyn, als ſollt' ich ihn belügen.
So laßt mich wenigſtens ihn und die Mutter
Befragen, ob ſie hier nicht bleiben mögen,
Wo uns ſo gaſtlich ſich die Heimath öffnet.

Graf.

Thu' das, mein Sohn, und wirb ſie uns zur Hülfe.

Leonhard.

Nicht wahr, Großvater! und dann gebt ihr nach?
Uns allen könnt ihr doch nicht widerſtehn?

Marcheſe (abwehrend).

Laß nur! jetzt führ' uns deinen Meiſter her,
Ich will ihn ſprechen und ihm Arbeit geben.

Leonhard.

Ja, gebt uns Arbeit! welche Werkſtatt ſoll
In dieſen Sälen uns errichtet werden?
(Eilt ab.)

Sechster Auftritt.

Marcheſe. Der Graf.

Graf (ihm nachſehend).

Du lieblich kindliches Gemüth! der Meiſter
Hat dieſe Blume ſorgſam auferzogen.

Marcheſe.

Ja! doch ſein großer Einfluß auf den Knaben,
Ich ſag' es offen, er iſt mir zuwider.

Graf.

Weßhalb? — Der Maler ſcheint ein ſeltner Mann;
Ich ſprach ihn heut, und hab' ihn lieb gewonnen!
Auch hat er ſich durch Leonhards Erziehung
Ein ſichres Recht auf ihn und uns erworben.

Marchese.

Das, hoff' ich, wird ihm abzukaufen seyn;
Ich achte auch die Kunst im Künstler hoch,
Nur ist der Künstler Stolz mir höchst zuwider.
Er maßt sich in der bürgerlichen Welt
Gern eine hohe Stufe an, vergessend,
Daß er bei aller Kunst verhungern müßte,
Wenn reiche Gönner nicht die Hand ihm böten.

Graf.

Sie tauschen nur, und daß sie wenig geben,
Zeigt, daß die Gönner längst vergessen sind,
Wenn noch die Nachwelt Künstlers Namen nennt.

Marchese.

Drum schaff' er für die Nachwelt, weil er lebt.
Ich will Lenardo's dankbares Gemüth
Jetzt nicht verletzen, und da man den Namen
Des Meister Spinarosa überall
Mit Achtung in Italien nennt und preist;
So ist mir's recht, daß mich ein solcher Künstler
Um eine Freistatt bittet. Aber er
Soll malen, für mich malen, daß er nie
Vergißt, wer er und wer ich sey! Ich will
Gar eine schwere Probe seiner Kunst
Von ihm verlangen.

Graf.

Dürft' ich doch sie wählen!

Marchese.

Er soll mir meine blinde Tochter malen.

Graf.

Nicht wahr, das soll er? Ja, ihr habt's getroffen?
Hier soll er seine Meisterschaft bewähren! —
Doch lieh' er sich auch jenen zarten Pinsel,
Womit der Frühling seine Blumen malt,
Und taucht in Aetherblau und Sternenglanz
Ihn ein, doch malt' er nicht das Himmelslicht
Der holden Augen, die erloschen sind.

Marchese.

Ich merkte leicht, daß genügend er's vollend',

Zumal Camilla feierlich erklärt,
Daß keinem Maler ſie mehr ſitzen will.

Graf.

Sie braucht ihm nicht zu ſitzen; könnt' ich malen,
Ich zöge mich mit meiner Staffelei
In's allereinſamſte Gemach zurück,
Damit ich ungeſtört ihr Engelbild
Wie es in meiner Seele lebt, beſchaun
Und treu kopiren könnte.

Marcheſe.

Ei! Herr Graf!
Iſt meiner Tochter Bild euch denn ſo werth?
Und eure Phantaſie ſo glühend heiß?

Graf.

Das Herz blieb heiß! ward's auch vom Kreuz bedeckt —
Mein Vater, laßt mich's endlich euch erſchließen! —
Ich habe lang gelitten und geſchwiegen,
Jetzt iſt die Zeit da, wo ich ſprechen darf.

Marcheſe.

Was iſt euch, Graf? Ihr ſeyd ſo tief bewegt?

Graf.

Es bebt mein Herz, ſo wie die Knospe bebt,
Wenn ſich die Blüthe will dem Tag entfalten! —
Was treu und heilig ich bisher bewahrte,
Darf ich es dreiſt euch vor das Auge ſtellen? —

Marcheſe.

Wie ich euch ehre, ehrt mich durch Vertraun.

Graf.

Wohlan! euch iſt bekannt, daß ſich mein Vater,
Als ihm das Kindbett ſeine erſte Gattin
Entriſſen, bald zum zweitenmal vermählte.
Ich war das Schmerzenskind, war die Cypreſſe,
Die an der theuren Mutter Grab gepflanzt,
Der Trauer Sinnbild, trauernd leben ſollte.
Bald wurde von der zweiten Gattin ihm
Ein zweiter Sohn, mein Bruder Kurt, geboren.
Der Vater liebt' uns beide gleich; die Mutter —
Für mich war ſie geſtorben! — — Doch wir wuchſen
In brüderlicher Eintracht fröhlich auf.

Einſt ließ mein Vater uns zu ſich beſcheiden,
Und ſprach: „Ich fühle, daß der Tod mir naht;
Deßhalb vernehmt, wozu ich euch beſtimmt.
Zwei Freunde bieten mir für euch die Hand.
Der eine, der Marcheſe di Sorrento,
Gewährt euch ſeine reiche, ſchöne Tochter,
Der andere, des deutſchen Ordens Meiſter,
Reicht mir für euch das Kreuz der deutſchen Herrn.
Dich Gotthardt, der als erſtgeborner Sohn
Dieß große Majorat beſitzen wird,
Hab' ich zum Stammerhalter mir erſehn;
Drum wirb du um Kamilla's Hand und Liebe.
Doch Kurt, für dich hab' ich das Kreuz erkieſen,
Dein heißes Blut wallt dir ſo ungeſtüm,
Daß ich das Glück der Tochter meines Freundes
An deiner Hand nicht ſicher glauben kann!"

Marcheſe.

Was muß ich hören! weßhalb änderte
Der weiſe Vater ſeinen klugen Willen?

Graf.

Er hat ihn nie geändert. — Bald nachher
Erkrankt' er ſchwer. — Da hieß er die Gemahlin
Die Briefe an euch und an den Ordensmeiſter
Vor ſeinem Ende ſchreiben und abſenden,
Und drauf bezahlt' er ſeine Schuld dem Tode.

Marcheſe.

Allein der Brief, den ich damals empfing,
Enthielt ja deutlich eures Bruders Namen?

Graf.

Ganz recht! — Die Mutter hatt' ihn ja geſchrieben
Und heimlich ihrem Sohn die Braut beſtimmt.
Will jede Mutter doch des Sohnes Kinder
Gern wieder auf den Armen wiegen! — Ach!
Noch wußt' ich nicht, was ich verlieren ſollte!
Ich nahm Beſitz von meiner Väter Schloß,
Sah ſchon die Hausfrau mir zur Seite ſtehn,
Von der ich wachend träumte, träumend ſprach.
Da kam von euch, wie von dem Ordensmeiſter,

Die Antwort: Ihr gewährtet eure Tochter
Dem Kurt, und mich lud man zum Ritterschlag. — —

Marchese.

Unsel'ger Tausch, der auch mein Glück zertrümmert! —
Und ihr berieft euch nicht auf Vaters Wort?

Graf.

Ich sah des Bruders liebeglüh'nde Blicke, —
Ich sah der Mutter Freude — und verschwieg
Mein tiefes Leid — und ging und nahm das Kreuz. —

Marchese.

Ihr seyd ein ächter Ritter! — deßhalb also
Floh euer Bruder euer gastlich Schloß,
Und suchte lieber die verborgne Hütte?
Deßhalb nannt' er sich lieber Graf von Ringen?

Graf.

Ihr ladet mich zur Hochzeit ein — ich kam. —
Da sah ich die mir einst bestimmte Braut,
Weit lieblicher, als ich sie je geträumt,
Mit Thränen ihre Hand dem Bruder reichen,
Und der Gedank' erwacht' in mir: vielleicht
Wär' sie mir sel'ger an die Brust gesunken!
Da fuhr der Schmerz mir glühend durch die Seele,
Und nimmer ist die Wunde zugeheilt.

Marchese.

O wäre sie nicht eures Bruders Wittwe,
Wär' sie nicht blind! dann wollt' ich freudig sagen:
Werft ab das Kreuz, auf daß die Lieb' erstehe.

Graf.

Und wenn ich in die tiefverhüllten Augen
Doch lieber schaut' als in der Sommernacht
Gestirnten Himmel? Ihren dunkeln Pfad
Mit Lieb' ihr zu erhellen noch mich sehnte? —
Kennt ihr denn keine Macht, die jene Schranken
Hier niederrisse? — Keine, als den Tod?

Marchese.

Wohl kenn' ich eine — doch schwer zu erlangen,
Des heil'gen Vaters Dispensation.

Graf.

Doch zu erlangen, sagt ihr, war's nicht so?
Und wenn ich sie erlangte?

Marchese.

Habt ihr denn
Drum angesucht?

Graf.

Und wenn ich sie erlangte?

Marchese.

Dann soll mein Vatersegen euch nicht fehlen!

Graf.

Mein Vater! — steht mir nach der langen Prüfung
Auf einmal das ersehnte Glück so nahe?
Glaubt nur, den Bruder hab' ich nie beneidet,
Ich gönnt' ihm treu sein Glück, und hätte gern
Sein Leben mit dem meinigen erkauft;
Doch seit er todt ist, hat sich leis' und schmeichelnd
Die Hoffnung wieder in mein Herz geschlichen.
Ich habe Jahre lang die größten Opfer
Dem Orden und dem Papste dargebracht,
Und mir ein Recht auf ihre Dankbarkeit
Mühsam errungen; jetzt steh' ich am Ziele!
Der Orden hat sich willig mir erklärt,
Er nimmt das Kreuz zurück, sobald ich's gebe,
Und mächt'ge Gönner haben sich in Rom
Für mich verwendet.

Marchese.

Nun dann ist kein Zweifel;
Dann wird dein Wille, mein verklärter Freund,
Noch in Erfüllung gehn, dann soll dein Sohn,
Den du erwählt, jetzt noch mein Eidam werden.

Graf.

So fehlt nur eins mir, doch das Köstlichste,
Und zagend steh' ich, ob ich's auch erringe:
Camilla's Liebe.

Marchese.

Laßt euch diese Zweifel
Des Glückes sichre Boten sein; wenn es

Uns wirklich naht, sie schickt es stets voraus,
Um desto schöner uns zu überraschen.

Graf.

Meint ihr, sie liebt mich? — Ach! ich glaubt' es auch,
Wenn sich ihr Herz im innigsten Vertraun
Mir aufschloß; doch die Liebe ist wohl mehr.

Marchese.

Ihr habt mein Wort, und das laßt euch genügen!
Sie selbst hat keinen Willen, folgt nur mir.
Erlaubt der heil'ge Vater diese Ehe,
So bürg' ich euch, daß sie die Hand euch reicht.

Graf.

O! eile sel'ger Augenblick herbei,
Wo ich sie mein darf nennen, wo das Herz
Sich endlich an dem Gleichgeschaffenen
Ausweinen und vergehen darf in Liebe!
O gib nur einen Funken deines Lichtes
Und zünd' ihm den erloschnen Strahl der Augen
Auf's Neue an, du Ew'ger! daß sie mich
Erblicken und verstehen möge, wann
Ich stumm vor Wonn' an ihre Brust mich lege.

Marchese.

Auch dieser Wunsch wird uns vielleicht erfüllt;
Ein Arzt hat mir die Möglichkeit verheißen:
Wenn ein Gefühl mit solcher Allgewalt
Das Herz durchzuckt, daß selbst die todten Nerven
Es aus dem Schlaf aufschütteln, flieht der schwarze Staar.

Graf.

Wenn ihr das Herz von Lieb' erbebt wie mir,
So ist der Augenblick mir vorbehalten.
Mein Vater! wollt ihr mich jetzt noch verlassen?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Leonhard. Der Maler.

Leonhard (frohlockend).
Wir bleiben hier, Großvater! auch die Mutter
Und mein geliebter Meister will'gen ein;
So seyd ihr überstimmt!

Graf (ihn umarmend).
Mein Leonhard!

Marchese.
Du kommst zu spät; der Graf hat schon gesiegt.

Leonhard.
Hat er? —

Maler.
Verzeihet seinem Ungestüm,
Daß ich euch störe.

Marchese.
Nein! ihr seyd willkommen!
Hab' ich dem Meister meines Enkels doch
Nur flüchtig dankend erst die Hand geboten;
Es ist wohl Zeit, daß ich mich zu der Schuld
Bekenne, die ich treu bezahlen will.

Maler.
Ich weiß von keiner Schuld. Doch nehm ich froh
Die mir gebotne Hand, als sichres Zeichen,
Daß die mir anvertraute theure Pflanze
An meinem Herzen wohl gediehen sey.

Graf.
Ihr habt euch der Verwandtschaft Recht erworben;
Stellt euch als Glied in den Familienkreis,
Der diese Hallen neu beleben wird,
Wenn euch das Vaterland nicht von uns zieht.

Maler.
Das Vaterland zieht mich zu euch, denn wo
Ich Vater seyn darf, ist mein Vaterland.

Graf.
Auch sprecht ihr, wie ich höre, unsre Sprache,
Als sey's die eurige.

Maler.

Ich ſchätze ſie
Vor allen, denn die deutſche Sprache iſt
So reich und kräftig, wie das deutſche Herz.
Drum ſehnt' ich mich mit Leonhard nach Deutſchland,
Denn dort, ſo glaubt' ich, wäre ſeine Heimath.

Leonhard.

Mein Meiſter! jetzt iſt meine Heimath hier!
Gar viel umſchließen dieſe grauen Mauern.
Ich will dir alles ſagen, trau für jetzt
Dem Leonhard, hörſt du? und zürn' ihm nicht,
Daß er Geheimniß vor dir haben muß.

Maler.

Ich traue dir!

Graf.

So ſchlagt ihr ein!

Maler.

Mit Freuden!

Marcheſe (zum Maler).

Ich weiß es ſchon, ein Künſtler kann nicht feiern.
Drum freu ich mich auf all die Meiſterwerke
Im voraus, die ihr hier erſchaffen werdet.

Maler.

So Gott will, denk ich manches zu vollenden.
Es iſt mir ſtets, als müßt' ich emſig ſorgen,
Den Menſchen die Geſtalten meines Innern
Zu offenbaren, eh der Tod den Spiegel
Mit ſeinen ſchönſten Bildern ſchwarz verhängt!
Was ich am Feierabend einſt vollendet,
Wird vor euch ſtehn in voller Lebenskraft;
Doch was verhangen — bleibt ein ſüßer Traum.

Marcheſe.

Nicht wahr, ein ſchweres Werk reizt euch am meiſten?

Maler.

Bisweilen, ja! wenn es der Mühe lohnt.

Marcheſe.

Laßt eine Aufgab' eurer werth mich wählen:
Lenardo's Mutter, meine blinde Tochter,
Wünſcht' ich von eurer Hand gemalt, doch ſo,

Daß euer Pinsel, einem Arzte gleich,
Den Augen neues Licht und Leben gäbe.

Maler.

Hätt' ich den Geist nur einmal schimmern sehn,
Der in dem Strahl des Auges sonst gelebt.

Graf.

Aus ihren Engelszügen werdet ihr
Des Blicks erloschne Schrift gar bald errathen.

Marchese.

Doch müßt ihr heimlich malen, gleichsam ihr
Das Bild abstehlen, denn aus Eigensinn
Beharrt sie drauf, nicht mehr gemalt zu werden.

Maler.

Dann kann ich sie nicht malen!

Marchese.

Sie soll sitzen,
Doch nur nicht wissen, daß sie für euch sitzt.

Maler.

Dann darf ich sie nicht malen!

Marchese.

Und weßhalb?
Ich biete hohen Preis für dieses Bild!

Maler.

Herr Burg, der Meister eures Enkels ist
Für keinen Preis euch feil, er kam zu euch,
Weil er des Lohns der Welt nicht mehr bedarf.
Ich würde gern Lenarde's Mutter malen,
Doch stehl' ich ihr das Bild nicht heimlich ab.
Laßt doch den Sohn versuchen, ob sie ihm
Vielleicht nicht nachgibt, und ihm sitzen mag.

Leonhard.

Ja Meister, du hast Recht! mir wird sie sitzen,
Die lieben Züge will ich treu entwerfen
Und du stehst mir mit deinem Rath zur Seite.

Maler.

Daß er's gut ausführt, dafür steh' ich euch.

Graf.

Nun dann versucht, ob sie es ihm gewährt.

Leonhard.

Geſchwind, Großvater! Kommt zur Mutter hin!
Schon glüh' ich vor Verlangen, ſie zu malen.
Sie wird nicht unſern Bitten widerſtehn.

Marcheſe.

So gib uns eine Probe deiner Kunſt.

(Beide ab.)

Achter Auftritt.

Der Graf. Der Maler.

Maler.

Ein Wort an euch, Herr Ritter, eh' wir folgen.
Nicht wahr? Ihr ſeyd des Schloſſes Herr?

Graf.

Ich bins!

Maler.

Ihr habt mich eingeladen, hier zu bleiben.
Für jenen Ort, den ich mit Leonhard
Als ſeine Heimath zu beziehn gedachte,
Hätt' ich wohl manch Erwünſchtes mitgebracht.
Was aber bring' ich euch?

Graf.

Könnt ihr noch fragen?
Und ſteht vor mir ſo reich an Geiſt und Herzen!

Maler.

Ein ſchwacher Strahl erhellt wohl eine Hütte,
Doch im Palaſt merkt man ihn kaum. Ich kenne
Das Band nicht, das ſich hier um alle ſchlingt,
Nicht, ob's aus ſichern Fäden ſey gewebt,
Daß ich es auch als Ankertau erfaſſe.

Graf.

Das Band iſt feſt, denn die Natur webt' es
Aus Blutsverwandtſchaft, Freundſchaft und aus Liebe!

Maler.

Iſts aber weit genug, daß es auch mich
Umſchlinge? ſteht der heimathloſe Künſtler

Nicht fremd vor euch? mißgönnt ihr ihm die Liebe,
Die Kindesliebe seines Schülers nicht? —

Graf.

Nein! — Eure Freundschaft soll Ersatz gewähren.
Hier seyd ihr nicht mehr fremd, nicht heimathlos.

Maler.

Ihr seyd sehr reich, Herr Graf! doch müßt ihr mir
Ein unabhängig Leben auch gewähren.
Ich habe viel erworben und erspart,
Nehmt es von mir, damit ich auch von euch
Das Beßre freier wiedernehmen darf.

Graf.

Ihr fordert viel, doch ich gewähr' es euch.

Maler.

Und wenn ich manchmal kühn den Blick erhebe
Und in die Wolken schaue, glaubt dann nicht,
Daß mich ein Künstlerstolz ergriffen! Nein,
Je höher sich mein Blick nach dort erhebt,
Je reiner, demuthsvoller ist mein Herz.
Und senk' ich manchmal still mein Haupt zur Erde,
Und wage kaum die Augen aufzuschlagen,
Glaubt nicht, daß ich dann schüchtern furchtsam sey.
O nein! dann haben höhere Gestalten,
Als Menschen sind, sich um mich her versammelt,
Auftragend mir, was kühn ich soll vollenden.
Vor diesen beug' ich mich, doch nicht vor Menschen.

Graf.

Seyd unbesorgt! wir werden euch verstehn.

Maler.

Der Leidenschaften bin ich quitt! ich habe
Als Mensch mit Thränen ihre Schuld bezahlt
Und sie zu Grab' getragen. Will jedoch
Die Phantasie des Künstlers sie beschaun,
Heb' ich das Leichentuch noch einmal auf:
Da liegen sie, als wie vom Traum befangen,
Und grinsen furchtbar oder lächeln still,
Doch fürchtet nichts, sie stehn nicht wieder auf.

Graf.

Ihr Glücklicher! ihr seyd der euren Sieger!

Maler.

Verzeiht der ersten Stunde eine Frage:
Habt ihr geliebt?

Graf.

Geliebt? Ich hab' es! — Ja!

Maler.

Nun denn, das schwarze Kreuz auf eurer Brust
Enthüllt mir klar das Schicksal eurer Liebe.
Auch mein Herz ist gebrochen! — Ach, ich habe
Nichts, was mich knüpft an diese kalte Welt,
Als meine Liebe zu dem Leonhard.

Graf.

Wir woll'n in dieser Liebe uns begegnen:
Seyd ihr der eine Vater, ich der andre;
Laßt beide uns des jungen Baumes pflegen
Und seiner Krone stolzen Wuchs beschützen:
Und streckt er einst die Aeste gastlich aus,
Uns dann in seinem Schatten schlafen gehn.
Das Schicksal hatte einen Bruder einst
Mir an die Brust gelegt. Doch Feindes Hand
Und eines Künstlers frecher Pinsel haben
Ihn mir geraubt. Vergeblich öffnete
Dem Bruderherzen ich so oft die Arme —
Ich breite sie noch einmal aus für euch.

Maler.

Und nicht umsonst! — Ich ziehe fröhlich ein!

(Sie umarmen sich.)

Zweiter Aufzug.

Ein anderes Zimmer im Schloſſe.

Erſter Auftritt.

Der Marcheſe. Der Graf. Der Maler. Leonhard. Kamilla. Julie.

(Halb mit dem Rücken nach den Zuſchauern ſitzt Kamilla. Julie ſteht hinter ihr, Leonhard ſitzt malend an der Staffelei, der Graf ſteht hinter ihm, theils auf Kamillen, theils auf das Bild ſehend; der Marcheſe und der Maler im Vordergrunde im Geſpräch begriffen.)

Marcheſe (zu Leonhard und Kamillen).
Laßt euch nicht ſtören! Thut als wären wir
Hier nicht zugegen.
(Zum Maler.)
Meiſter, ſchaut nicht hin,
Bis er ſein Bild vollendet vor uns ſtellt.
Gebt der erwünſchten Nachricht lieber mehr.
Ich möcht' euch tagelang erzählen hören,
Denn ich war auch einſt in Italien.
Trifft man jetzt viel der braven Künſtler dort?

Maler.
Von jungen tücht'gen Meiſtern kenn' ich keinen;
Die alten ſterben oder werden ſtumpf;
Franceſco Solimena altert ſchon,
Und Luca Giordano, dem ſa presto,
Hat nach der Rückkehr vom Escurial,
Der Tod auch ſein: ſa presto! zugerufen.

Marcheſe.
Beſcheiden nennt ihr ſelbſt euch nicht; allein
Auch euch zählt man jetzt zu den großen Meiſtern;
Wir wiſſen, daß ihr oft den Preis erhieltet.

Maler.
Man ſagt, es ſey mir manches Werk gelungen.
Allein dieß genügt nicht; nur der Genius,
Der in ihm lebt und immer neu erfindet,

Dem keine Gegenwart die Bilder leiht,
Der in ſich ſelbſt die Ideale ſchafft,
Und kühn erdenkt, was noch kein Auge ſah,
Obgleich es wahr vor jedem Blick erſcheint,
Der macht den Meiſter. Meine Phantaſie
Dreht ſich um einen kleinen Kreis; man wirft
Mir Armuth an Erfindung vor, und meint,
Die lieblichſten Geſtalten meiner Bilder,
Sie trügen immer faſt dieſelben Züge.

Marcheſe.

Das Schöne gleicht ſich überall. Man muß
Die Werke eines Meiſters nie vergleichen,
Denn jedes Kunſtwerk ſoll für ſich beſtehn.
Wie ſeyd ihr zu beneiden, der ſo früh
Das Ziel errang und einen großen Ruf.

Maler.

Man ſollte keinen Künſtler glücklich preiſen,
Eh' man nicht weiß, was ihn zum Ziel geführt
Und ſeinen Werken die Entſtehung gab.

Marcheſe.

Wie meint ihr das?

Maler.

Laßt mich ein Gleichniß geben:
Vor euren Blicken zieht die Wolke hin
In wunderbarer herrlicher Geſtaltung:
Im reinen Aether badet ſie den Buſen,
Der Abend kränzt mit Roſen ihr das Haupt
Und ſtickt um ihr Gewand den goldnen Saum.
Ihr ſchaut bewundernd und entzückt ihr nach,
Doch wißt ihr nicht, woraus ſie ſich geſtaltet:
Ob aus des Altars heil'gem Opferrauch,
Ob aus dem Nebelathem der Gefilde,
Wenn Gottes Regen ſie erquickte, ſie
Entſtanden, oder ob ſie aus dem Dampf
Der Schlacht und aus dem Qualm der Feuersbrunſt
Sich rieſig aufgethürmt. Euch gilt es gleich,
Ihr freut euch ihrer Form und ihres Schimmers.
So geht das Kunſtwerk auch an euch vorüber;
Ob es ein frohes und zufriednes Herz,

Begeistert von beglückter Lieb, erschuf,
Ach! oder ob's in nie gestillter Sehnsucht,
Bei tiefem und geheimem Herzenskummer,
Ob es im halben Todeskampf entstand,
Euch ist es gleich, ihr freut euch seines Glanzes
Und fraget nicht, was es dem Künstler kostet.

Marchese.

Das geb' ich zu, allein ich tadl' es nicht.
Die Welt ehrt nur den hohen Genius,
Der aus dem Kunstwerk deutlich zu ihr spricht;
Ob ihn ein milder Sonnenschein erweckte,
Ob ihn Gewitterstürme wach geschüttelt,
Es gilt ihr gleich, steht er nur kräftig da,
Denn die ihn weckte, war die rechte Stimme.

(Kamilla hat zu Ende dieses Gespräches sich von Julien schon die Binde um ihre Augen wieder binden lassen.)

Kamilla (aufstehend).

Laß mich, mein Sohn! ich kann dir nicht mehr sitzen! —
Zu innig fühl' ich mich bewegt, ich will
Dem Vater näher stehn, um deutlicher
Zu hören, was der Meister mit ihm spricht.

Marchese.

Ja, meine Tochter! komm und hör' uns zu.
Ich habe den Genuß so lang entbehrt,
In dem Gebiet der Kunst mich zu ergehen.

Kamilla.

Laßt euch nicht stören, Meister! redet weiter;
Erzählt auch mir von eurem Vaterlande,
Dem wunderherrlichen Italien.

Mater.

Mit Freuden, edle Frau! ich wünschte nur,
Ihr hättet selbst dieß schöne Land gesehn.

Kamilla.

Glaubt ihr, es sey mir fremd? ihr habt wohl recht!
Kaum weiß ich noch, was sehen, kennen heißt,
Und ob mir's nicht im Traum nur sey erschienen.
Doch laßt das — und vergönnt mir eine Frage:
Ihr nanntet vorhin nur Italiens Künstler;
Allein auch fremde Maler haben wohl

Sich um die großen Werke dort verſammelt?
Kennt ihr von Zelimena keine Schüler?

Maler.

Nicht von Bedeutung, wie ich mich erinnre.
Der Krieg trieb alle fremde Künſtler heim!

Kamilla.

Der Krieg! — Ja! wem er eine Heimath ließ.
In kalter unwirthbarer Bruſt geboren,
Tritt er hinaus, und zehrt von fremden Thränen
Und fremdem Herzblut. — Ach! ein jeder Streit
Iſt Krieg, gält' er auch nur das kleine Land,
(Die Hand aufs Herz legend.)
Das man mit einer Hand bedecken mag.

Maler.

Und gilt er das, dann wird es ſpät erſt Friede.

Kamilla.

O meine Augen! — Führt mich an die Luft!
Des Aethers klare Fluthen ſtärken ſie.
Mir wird ſo bang! die Augen ſchmerzen! kommt!
(Marchese und Julie führen ſie ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Der Maler. Leonhard.

Maler.

Ihr armen Augen! ach kein Stern erglänzt
Durch eure Nacht! nur heiße Thränen fallen
Aus eures dunkeln Himmels ſchwerer Wolke.

Graf.

Hab' ich euch wohl zu viel von ihr geſagt?
Zieht eine ſanfte Macht euch nicht zu ihr?

Maler.

Ich möchte ſie dem Genius des Traumes
Vergleichen, der, trotz der geſchloſſnen Augen,
Doch Leben führt in unſre öde Nacht.
Ich kann euch nicht beſchreiben, welch Gefühl
Mich heut durchbebte, als ſie meine Hand

Ergriff und mir der Mutter süßen Duft
Für des geliebten Sohnes Pflege brachte.
Mir war's, als hört' ich längst verklungne Stimmen
Mich wieder mit dem Ton der Liebe rufen.
Für kalt, an Werken arm, wirst sie mich halten;
Die Stimme stockte, und was mir bereitet
Ins Auge trat, das kannte sie nicht schon.

Graf

So zieht sie überall die Herzen an
Und übt Gewalt und glaubt es selber nicht.

Leonhard (springt unwillig auf)

Nein, keinen Strich mehr! — Nein, ich bin zu sehr
Noch Schüler, um der Mutter Bild zu malen!

Maler

Was hast du, Leonhard? Was fällt dir ein?

Leonhard

Da hab' ich nun gezeichnet und gemalt,
Treu, wie ich glaubte, wie der Spiegel treu;
Ich weiß es auch, es ist kein Zug verfehlt,
Und dennoch war's nicht meiner Mutter Bild.

Graf

Du hast sie vor zehn Jahr zu alt gemalt.

Maler (sein Bild betrachtend)

Das Bild ist brav gezeichnet, gut gemalt.
Zwar hab' ich keine Mutter ohne Runde,
Die ihre Augen deckt, noch nicht betrachtet,
Doch mein' ich, es sei auch getroffen.

Leonhard

Nein!
Seht doch nur her, 's ist eine alte Frau,
Die auf der Leinwand steht, und nicht die Mutter.

Maler

Willst du den Zimmer malen, darfst du freilich
Ihm nichts von seiner Farbenpracht entziehen;
Und trägt er auch schon manche weiße Blume,
Auf seinem Bilde darf sie doch nicht welken,
Sonst malst du statt des Zimmers schon den Herbst.
Hast, jener sieht, daß du die Zeit verlebst.
Stell aber sich der Schwermuth stiller Geist,

Der zwischen Herbst und Sommer steht und dem
Verblühn vorangeht, auf dem Bilde zeigen,
So laß die Blumen sanft die Häupter senken,
Doch ohne Welken, so, als könne sie
Der Nachtthau noch einmal erfrischen,
Dann schaffst du erst ein lieblich wahres Bild.

Graf.

Das ist es, was dem Bilde fehlt. Denn keine
Der holden Blumen ist gewelkt, und dann
Die Augen? — Nein, das sind sie nicht! Du hast
Recht freundlich mütterliche Augen ihr
Gemalt, allein der Geist, der wie ein Strahl
Des Morgens auf dem Thau der Blumen schwamm
Und sie belebte, dieser Geist, er fehlt!

Maler.

Ich ahn' es auch, als ob ich ihn gesehn!

Leonhard (ungeduldig).

Ihr habt ja Recht! allein wo find' ich Farben,
In die ich hier den Pinsel tauchen soll? —
Wie trefflich war mir nicht das letzte Bild
Der jungen schönen Römerin gelungen?
Da mischt' ich kühn die Farben, malte dreist,
Und du sprachst selbst, das Bild sey voller Leben.

Maler.

Ja, jenes Bild war schön! — Doch glaub' ich fast,
Daß damals unsichtbare Genien
Dir nahe stehn und Farben reichen mochten.

Leonhard.

Sprich, welche Genien? wie heißen sie?

Maler.

Gib ihnen keine Namen! — denn so lange
Du sie nicht nennst, naht die Begeisterung
An ihrer Hand dir willig; nennst du sie,
So laden sie dich störend wohl zum Kampfe.

Leonhard.

Meinst du? — Doch warum stehn sie jetzt mir fern?

Maler.

Dir steht ein Genius nah, die Kindesliebe!
Er zieht dich weg von deiner Staffelei.

Hin in den Arm der lang entbehrten Mutter!
Er hat nicht Zeit, die Farben dir zu mischen;
Drum folg' ihm nur und lieber laß das Bild
Hier unvollendet, eh es nicht gelingt.

Leonhard.

Ja, du hast recht! fort Pinsel und Palette!

Graf.

Du willst die holden Züge deiner Mutter
Vergehen lassen? willst nicht aus dem Strom
Der Zeit ihr Bild erhaschen, um es treu
Der Nachwelt aufzusparen, daß sie's liebe?

Leonhard.

O zürnt mir nicht, daß ich es nicht vermag.

Maler.

Ich hätte selbst gewünscht, es wär' gelungen.

Leonhard.

Vollende du's, geliebter Meister, ja
Laß dich von mir erbitten!

Maler.

Leonhard!
Ich thät' es gern, allein ich darf es nicht.

Dritter Auftritt

Die Vorigen. Der Marchese.

Leonhard.

Großvater kommt! helft mir den Meister bitten,
Daß er der Mutter Bild vollenden möge!
Ich kann es nicht, ich würd' es nur verderben.

Marchese.

Wie so! — schien der Entwurf dir doch gelungen.

Leonhard.

Da schaut nur selbst; es kann euch nicht gefallen.

Graf (zum Maler).

Ihr steht in euch versunken, gebt ihr nach?

Marchese (das Bild betrachtet)

Ja, du hast recht! so kann das Bild nicht bleiben.
Es ist zu treu, es stehen Schmerz und Kummer
Und ihre Wohnungen, die leichten Fältchen
Mit auf dem Antlitz, und der Künstler muß
Die Schrift genau zu unterscheiden wissen,
Die uns das Schicksal auf die Stirne schrieb,
Und muß das zart verschweigen, was er las.

Maler.

Es scheint, ihr kennt der Kunst Geheimniß wohl.
Ja, wär' es nicht zu ängstlich treu gemalt,
Ich glaub', es wär' ein herrlich Bild geworden.

Graf.

Schafft ihr es so, ihr habt die Kraft dazu!

Marchese.

Und auch die Pflicht, die vielgeübte Hand
Des Meisters an des Schülers Werk zu legen.

Leonhard.

Laß dich erbitten! es ist meine Mutter!

Graf.

In dieses Schlosses altem Rittersaale
Stehn all' die Konterfeie meiner Väter
Und ihrer edlen Gattinnen versammelt.
Wißt denn, auch sie gehört zu ihnen; soll
Die schönste Blume dieses Kranzes fehlen?
O führt sie ein, in jenen heil'gen Kreis.

Maler (wie aus einem Traume erwachend)

Wohlan, so gib mir Pinsel und Palette! —
Ich will dem Herzen folgen — und vollenden.

Leonhard.

Mein Meister!

Marchese.

Nehmt im voraus meinen Dank!
Sie soll euch sitzen, ohne daß sie's weiß.

Graf.

Ihr ahndet nicht, wie viel ihr uns gewährt.

Leonhard (belangt zum Maler)

Was ist dir doch? du bist so tief bewegt.
Thust du's auch gern? Zürnst du auch nicht auf mich?

Maier.

Ich weiß nicht, was mir durch die Seele geht;
Mir ist's, als zögen unsichtbare Geister
Mich hin zur Staffelei! — O gönnt mir nur
Erst einen Augenblick, um mich zu sammeln.

Leonhard.

Nimm mich mit dir! ich kann dich nicht verlassen!

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Der Marchese. Der Graf.

Marchese.

Ich kam euch aufzusuchen. Meine Tochter
Find' ich seit heute Morgen ganz verändert.

Graf.

Wie so?

Marchese.

Das ruhig still ergebne Herz
Hebt kühn die Brust, als wollt's den Kerker sprengen.

Graf.

Es ist die Freude ob des Sohnes Rückkehr.

Marchese.

Nein! Mutterfreude gießt ein stillend Oel
In des Gemüthes aufgeregte Wogen.
Nein! Also hebt die Sehnsucht nur das Herz,
Nur eine tief verborgne Leidenschaft.

Graf.

Wie? dürft' ich hoffen? — Vater! dürft' ich hoffen,
Daß mir und ihr ein Strahl die Brust erwärmte?

Marchese.

So wünscht' ich es, mein Freund! doch fürcht' ich fast,
Ein andres Bild aus der Erinnerung
Ist wie ein Todter seiner Gruft entsiegen,
Und überfüllt das Herz mit Sehnsucht ihr.

Graf.

Ein unecht, halbes schon gefälschtes Bild?
Ist's ein Gemälde, hebt den Schleier weg!

Marchese.

Als mir die Zeit zu bald mein Weib entrissen,
Vertraut' ich der Aebtissin, meiner Schwester,
Die Tochter an, die kaum erst zweijährig Jahr.
Hier sollte im Verborgnen sie erblühen,
Vor jedem warmen Hauch, vor jedem Blicke,
Das ihr die Brust mit Sehnsucht füllen könnte,
Durch hohe Klostermauern wohl beschützt.
Damit der Graf von Rost, den zum Gemahl
Ich ihr schon längst bestimmt, ihr reines Herz
Zu eigen seiner Liebe finden möge.
Bis zog sie in ihre Heimath ein.

Graf.

So fand sie auch mein hochbeglückter Bruder!

Marchese.

Ach! leider nicht! zu spät hab' ich's erkannt:
Daß im Geräusch der großen Welt das Herz
Oft sicherer ist, als in der Einsamkeit.

Graf.

Ja wohl! die Einsamkeit erzieht die Liebe.
Wer aber stahl sich in dieß Heiligthum?

Marchese.

Das Kloster hatt' ein neues Altarblatt
Dem Meister Solimena malen lassen.
Als er's, ein wahres Meisterstück, vollendet,
Dringt man in ihn, ein halbverlöschtes Bild
Von einem unbekannten alten Meister,
Das man besonders hoch in Ehren hielt,
Mit seinem kunst'gen Pinsel aufzufrischen.
Er übernimmt's; doch stellt er einen Schüler,
Mit Namen Berg, statt seiner, an die Arbeit;
Der malt mit Fleiß; das schöne Bild ersteht
Auf's Neue aus dem Grab der Zeit; allein
Das Angesicht der himmlischen Madonna
Wird unverkennbar meiner Tochter Bild.

Graf.

Trägt denn die Erde himmlisch schönre Züge?

Marchese.

So stiehlt er sich in's eitle Mädchenherz.
Zu spät gewahrt's die allzu sichre Schwester,
Und es war Zeit, daß euer Bruder kam.

Graf.

Das also war der Grund von ihren Thränen,
Als sie mein Bruder zum Altar geführt?

Marchese.

Ich hab' es eurem Bruder nicht verschwiegen.

Graf.

Habt ihr den jungen Maler selbst gesehn?

Marchese.

Nein! Euer Bruder hat ihn abgefertigt,
Wie sich's gebührte; wo er dann geblieben? —
Ich habe nicht nach ihm gefragt.

Graf.

Und jetzt?

Marchese.

Und jetzt? — Glaubt mir, durch Spinarosa's Ankunft,
Durch seine Schilderung Italiens, ist
Das alte Bild auf's Neu' in ihr erwacht.
Habt ihr gehört, wie sie nach fremden Künstlern,
Nach Selimena's Schülern ängstlich fragte?
Und als ich dann mit ihr in's Freie ging,
Verbarg sie ihre tiefe Regung nicht,
Und wie der klare Quell aus dunkler Grotte,
So drangen unaufhaltsam helle Thränen
Aus den lichtlosen Höhlen ihrer Augen.

Graf.

Dann habt ihr diese Liebe zwar gebrochen,
Doch nicht entwurzelt.

Marchese.

Deshalb nenn' ich offen
Den Feind euch, den ihr zu bekämpfen habt.
Mein Vaterherz wird euch Sieg gewähren

Graf.

Wer Liebe kennt, wagt kaum mit ihr den Kampf.
Allein ihr Herz soll sich mir öffnen.

Marchese.

Wie?
Laut soll das werden, was sie schüchtern uns
Bisher verschwieg?

Graf.

Durch heiliges Vertraun
Will ich allein ein Recht auf sie erringen.
Laßt mich gewähren! Denn ich liebe sie!
Und was die Liebe heischt, wird sie mich lehren.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Maler. Leonhard.

Leonhard.

Die Mutter kommt! Auf, Meister, zögre nicht!
Fort an die Staffelei! Ergreif' den Pinsel;
Hauch' meinem armen Bild die Seele ein.

Marchese (zum Maler).

Ihr steht in euch gekehrt? Ihr zweifelt noch?
Bereut ihr euer Wort? Ihr habt's gegeben!

Maler.

Ich werd' es halten und das Bild vollenden.
Doch stellt dem Künstler manches Werk sich dar,
Das er mit Liebe, wie mit Furcht beginnt.

Marchese.

Die Furcht stirbt im Gelingen! Still! sie kommt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Kamilla, von Julien geführt.

(Der Maler ſitzt ſtill und zurückgebogen mit gefalteten Händen vor der Staffelei, ſeine Blicke unverwandt auf Kamillen geheftet. Der Ritter ſteht auf der andern Seite, er ſieht auch nach ihr hin und macht eine Bewegung, als wolle er ihr die Arme entgegen breiten. Leonhard geht auf die Mutter zu, während der Marcheſe Julien im Hintergrunde zurückhält und durch Zeichen zu verſtehen gibt, daß er ſie mit dem Geheimniß des Malers bekannt mache.)

Leonhard.

Komm, meine Mutter!

Kamilla.

Biſt du da, mein Sohn?
Laß jetzt das Malen, bleib' an meiner Seite.
Mein Auge iſt die Hand, ſie führt dein Bild
Mir auch an's Herz!

(Sie umſchlingt ihn.)

Mein Horizont iſt klein,
Ich kann die Grenze mit der Hand erreichen;
Trittſt du hinaus, biſt du mir unſichtbar.

Leonhard.

Doch deinem Mutterherzen immer nah.

Kamilla.

Das wohl! allein mein Auge will dem Herzen
Von dir erzählen. Gib mir deine Hand. —
Dein braver Meiſter hat ſie weich erhalten;
Du haſt das Leben noch nicht hart ergriffen,
Und keine Schwiele in die Hand gedrückt.

(Sie ſtreicht ihm die Wangen.)

Wie dir die Wange glüht! dieß kleine Land,
So ſanft erwärmt von deines Frühlings Sonne,
Trägt ſicher viel der roth und weißen Roſen. —
Nicht größer warſt du ſonſt. — Bis an mein Herz
Das war das Maß, das ich beim Abſchied nahm. —
Jetzt iſt dein Herz zu meinem aufgewachſen.

Leonhard.

In dieſer Nähe faßt es deine Liebe
Auch inniger, und klopft ihr heiß entgegen;
Du zitterſt, Mutter?

Kamilla.

Reich' mir einen Stuhl.
Mir ist so bang, so wunderbar zu Mut.

Marchese.

Leg' deine Bürde ab, so wird dir leichter.

Julie.

Es trifft dich hier kein scharfer Strahl der Sonne.

Kamilla.

So nimm sie ab! —

(Julie thut es. Der Marchese winkt dem Maler und bittet begierig die Arbeit ein wenig aufschieben, bald aber merkt man ihm ein leises Staunen, geheimes Entzücken, ja alle die Aeußerungen an, die schwerlich sich darstellen, wenn Jemand ein geliebtes, verlorenes oder geglaubtes Bild wieder zu erkennen glaubt; doch fährt er um so eifriger in seiner Arbeit fort.)

Graf

(in ihrem Anschauen versunken, für sich).

Wie mild und schön sie ist!

Kamilla.

Wo ist der Meister? Ist er gegenwärtig?

Marchese.

Er wollt' ein angefangnes Bild vollenden.

Kamilla.

Ihr laßt euch keine Rast; kaum hab' ich dich
Ans Herz gedrückt und ihm die Hand gereicht;
So eilt ihr von mir weg zu eurer Kunst,
Und doch hab' ich der Mutter Dank und Liebe
So lang und reich euch aufgespart.

Leonhard.

O Mutter!
Ich ging ja nur von dir zu deinem Bilde,
Und meine Augen flogen stets zurück,
Um deine theuren Züge mir zu bringen.

Kamilla.

Ja, ja! du selbst mich malen! daß kein Bild
In eurer Ahnenreihe fehlen möge. — —
Nun wohl! — doch gib mir halbgeschloßne Augen,
Als wagt ich in dem Kreis nicht aufzuschaun.

Graf.

Nicht aufzuschaun? Wo all die edlen Frauen
Sich vor euch neigend, euch willkommen heißen?

Kamilla.

Ich bin ja blind! — Man hat mich einſt gemalt,
Mit offnen, ſel'gen, halbverklärten Augen —
Das war ein kühnes, ſündliches Beginnen;
Drum hat der Himmel ſie mit Nacht bedeckt.
Die eitlen Lichter, die er ausgelöſcht,
Darf auch kein Pinſel nicht mehr leuchtend malen.

Leonhard.

O wären meine Lippen heiß genug,
Auf's Neu' mit einem Kuß ſie zu entzünden.

Kamilla.

Spar' ihnen ſorgſam die geheime Glut,
Daß ſie ein heilig Licht dir einſt entzünden,
Und keine Flamme, die das Herz verzehrt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kaſtellan.

Kaſtellan.

Ein Bote iſt ſo eben an Herrn Burg
Mit Briefen aus Neapel angekommen.

Marcheſe.

Das iſt der Kranich, der den Frühling bringt.
Schnell hin zu ihm! — begleite mich Lenarte.

Kamilla (ſteht auf).

Auch mich nehmt mit, daß ich ihn ſprechen höre;
Er ruft auch mich!

Marcheſe.

Noch nicht! verweile hier.
Ich führ' ihn auf dein Zimmer! Komm, mein Sohn!

(Beide mit dem Kaſtellan ab.)

Achter Auftritt.

Der Graf. Camilla. Julie. Der Maler.

Graf.

Hört ihr die Stimme, die euch von mir ruft?
Und wollt ihr folgen? —

Camilla.

Wenn der Winter schwindet,
Der, wie der Krieg, den friedlichen Bewohnern
Des Hains die grünen Hütten nieder riß,
Und grausam sie hinaus trieb in die Fremde,
Und wenn der Frühling, wie der gelbne Friede,
Zurück die Wanderer nach der Heimath ruft,
Wer soll nicht hören, nicht den Zug bereiten?

Graf.

Ist euch nicht wohl in meinem Vaterlande,
Das eures Sohnes väterlich Erbe trägt?
Ist hier nicht seine Heimath und die eure?

Camilla.

Die meine nicht! — Dort stehen Jugendträume
Im gelben Licht, und winken unablässig,
Und ziehn mich fort. Lenardo wird mir folgen.

Graf.

Euch irrt ein Traum? Bedarf das Herz nicht mehr?
Glaubt sich's nicht heimisch, wo es Liebe findet?

Camilla.

Wohl fühl' ich euren Vorwurf! Zürnt mir nicht!
Ich weiß, daß eure liebe, treue Hand
So manche bittre Sorge abgewehrt —
Ich werde sie vermissen, wo ich bin —
Und doch —

Graf.

Und dennoch wollt ihr mich verlassen?
Kennt ihr ein Herz, das nur für euch zu leben
Bereit ist, wie das meine, und zu sterben?

Camilla.

Ihr habt die alte Sage wohl vernommen
Von der Sibylla, die aus heißer Sehnsucht

Nach ihrem Vaterland nicht ſterben konnte,
Wie auch der Tod gewaltig ſie erfaßte,
Bis man aus Cumä eine Hand voll Erde
Herbei geſchafft und ihr aufs Herz gelegt? —

Graf.

Sehnt ihr euch denn von hier, um dort zu ſterben?

Kamilla.

Nein! ſterben nicht, aufleben will ich dort!
Die Töne, Worte, ſie verhallen ſchnell,
Doch birgt die Luft ſie noch in ihrem Schooß,
Und ihr geheimes Leben dauert fort;
Und wo wir der Erinnrung nahe ſtehn,
Und ſüße Luft des Vaterlandes athmen,
Vernehmen wir die alten Worte wieder.
Wie ſie nicht ſterben konnte, bis der Boden,
Der ſie erzogen, auf der Bruſt ihr lag,
Kann ich nicht leben, athm' ich nicht die Luft,
Die meines Glücks geheime Zeugin war.

Graf.

So tragt ihr meine Hoffnung denn zu Grabe?
Einſiedler ſoll ich bleiben in den Hallen,
Die meiner Väter häuslich Glück geſehn,
Bis mir der Tod Geſellſchaft leiſten wird?

Kamilla.

Nein! mein geliebter Bruder, zieht mit mir;
Seyd ihr mein Schutzgeiſt, euch will ich vertrauen;
Vor eurer reinen Seele ſoll mein Herz
Enthüllen alle die geheimſten Wünſche;
Nun, hört ihr, Bruder, dann verdammt mich nicht!
Ich kann nicht ſehn, ob euer Blick mir zürnt;
Sagt mir ein freundlich Wort, wenn ich geendet.

Graf.

Du Engelherz! nein! zürnen kann ich nicht!
O, könnteſt du in meinen Augen leſen,
Da ſähſt du mehr, als ich dir ſagen kann.

Kamilla.

So wißt denn! — Ach, ich hatte ſchon geliebt! —
Geliebt, eh euer Bruder mich erkor,
Mit aller Glut des jugendlichen Herzens!

Doch war ich ihm ein treu ergeben Weib;
Er war ja Vater meines theuren Kindes.
Ich hab' ihn lang beweint, die Thränen aber
Sie löschten wohl der Augen schwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der ersten Liebe.

(Der Maler, der zuletzt immer gestanden zugehört, steht jetzt in großer Bewegung auf und geht rasch bis an die Thür, um das Zimmer zu verlassen; Kamilla, wie sie die Tritte hört, fährt horchend auf.)

Halt! ich höre Tritte!
Wer ist's? Mir bebt ein Schauder durch die Brust! —

(Der Graf winkt dem Maler, zu bleiben und zu malen, dieser bleibt an der Thür stehen.)

Julie.

Ich hörte nichts! Man fühlt ja wohl solch Grausen,
Das Sprichwort sagt: der Tod läuft über's Grab.

Kamilla.

Nein! nein! — Das waren nicht des Todes Schritte!
War's nicht sein wohlbekannter leichter Tritt,
Womit er durch den Kreuzgang zu mir eilte? —
Ich kann nicht weilen! führt mich auf mein Zimmer —
Ich muß den Boten aus Italien sprechen.

(Sie eilt vom Grafen und Julien geführt ab.)

Neunter Auftritt.

Der Maler allein.

(Er geht in Gedanken verloren zur Staffelei zurück und betrachtet das Gemälde.)

Maler.

Welch' eine Macht hat mir die Hand geführt? —
Wegwischen wollt' ich nur den Staub der Zeit,
Die leichten Fältchen von dem schönen Bilde,
Und welche Züge lächeln jetzt mich an? —
Wer hat zu dem Gemälde mir gesessen?
(Zum Bilde sprechend.)
Der Name, der dir auf den Lippen schwebt,
Sprich ihn nicht aus, längst ist er ja verhallt! —

Ihr Augen, ſchaut mich nicht mit Sehnſucht an,
Weckt nicht die Wünſche, die ich längſt begraben! —
(Pauſe.)
Es zieht mich hin zu dir mit Allgewalt!
Erinnrung naht mit ihren Liebesgrüßen!
„Es iſt ſein Tritt, der durch den Kreuzgang hallt!“
Kamilla! — Ja, du biſts — zu deinen Füßen!
(Er ſinkt mit ausgebreiteten Armen vor dem Bilde nieder.)

Dritter Aufzug.

Ritterſaal.

An den Wänden die Bilder der Ahnen und verſchiedene andere Schildereien. Zwiſchen ihnen ein verhangenes Bild, neben welchem ein leerer Raum. Der Saal iſt mit Waffenſchmuck decorirt.

Erſter Auftritt.

Der Graf. Der Bote aus Italien.

Graf.

Ihr habt verlangt, mich in geheim zu ſprechen.
Hier im entlegnen Saal ſind wir allein,
(Auf die Gemälde zeigend.)
Und dieſen Zeugen dürft ihr euch vertraun.

Bote.

Ich brachte reiche Botſchaft dem Marcheſe.
Mir waren Glück und Ehre aufgepackt,
Doch trug ich leicht die ſo gewicht'gen Gaben.
Vielleicht bring' ich für euch den Wunderbalſam,
Der Serz' und Zweifel in dem Herzen heilt.

Graf.

Wie ſo? Wer hat euch noch für mich belaſtet? —

Bote.

Der Kardinal, der Oheim des Marcheſe.

Hat mir ein Schreiben für euch anvertraut,
Und wünscht euch Glück zum fröhlichen Gelingen.
(Er gibt ihm einen Brief.)

Graf.

Ein Schreiben mit des heil'gen Vaters Siegel?
(Halb für sich.)
Es kann nicht seyn! — Ihr dürft das Band nicht lösen! —
Nein! weist mich streng zurück! — jetzt nicht Gewährung!

Bote.

Ist denn Gewährung lang versagter Wünsche
Dem Herzen nicht das theuerste Geschenk?
Drum bracht' ich wohl das Wichtigste an euch! —

Graf.

Glaubt ihr? — Wer weiß!

Bote.

Erbrecht das Schreiben!

Graf

(aufhorchend und es verbergend).

Schweigt! —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marchese. Leonhard. Der Kastellan.

Kastellan.

Hierher, mein theurer junger Herr! hierher!
Dieß ist der lang' für euch bewahrte Schatz.

Graf.

Was suchst du, Alter?

Kastellan.

Gnäd'ger Herr, verzeiht,
's ist ja der Sohn des lieben Grafen Kurt!
Ach hättet ihr mir's früher anvertraut,
Welch' theure Gäste wir bewirtheten,
Ich hätte — — Herr Marchese — junger Herr!
Verzeiht dem alten Mann die finstre Miene.

Marchese.

Ich hab' es gern, wenn Diener ernsthaft sind!

Leonhard.

Hab' ich dir Freundlichkeit nicht abgezwungen?

Marchese (zum Grafen).

Der Alte zog uns fort nach diesem Saale,
Des Vaters Bild will er dem Sohne zeigen,
Das, wie er spricht, er ihm allein gerettet.

Bote.

Erlaubt! Ich habe einen Auftrag noch
Von Seiner Eminenz an euch vergessen,
Des Vaters Bild erinnert mich daran:
Ihr, Herr Marchese, habt ihm angelegen,
Das allzutreue Bild des Grafen Nord
Alsbald vom Hochgerichte zu entfernen.
Doch ist ihm eine unbekannte Hand
Kurz nach des Grafen Tod zuvor gekommen,
Und hat das Bild vom Hochgericht gestohlen.

Kastellan.

Ist das ein Dieb, der nicht den Galgen scheut?

Graf

(zieht den Vorhang vom Bilde weg, auf den Kastellan zeigend).

Hier ist die treue Hand! und hier das Bild!

Leonhard.

Wie? dieß Gemälde ist mein armer Vater? —

Marchese.

Bei Gott! er ist's! — mich schaudert vor dem Bilde!
Wie ist es von der Zeit so halb verlöscht,
Und dennoch sprechend ähnlich ihm geblieben,
Dem Schatten gleich, der seiner Gruft entsteigt.

Leonhard.

Ihr lieben, theuren, männlich schönen Züge!
Ihr seyd noch mehr zerstäubt, als dieß Gemälde!

Marchese.

Wer hat ihm kühn den weiten Weg gezeigt,
Vom Hochgerichte bis zum Ahnensaal?

Graf (zum Kastellan).

Du hast dir diesen Augenblick verdient,
Erzähle selbst.

Leonhard.

Du? du bist es gewesen?

Kastellan.

Ja, ich! ich war der treu. Henkersknecht,
Der meinen Herrn vom Galgen abgenommen.

Marchese.

Laß hören! sprich! wie hast du es gethan?

Kastellan.

Auf diesen Armen hab' ich ihn getragen,
Den kleinen wilden Kurt, von Herzen gut;
Er hat sich oft um meinen Hals geschlungen,
Und wissen sollt' ich, daß sein Konterfei
Vom Galgen ernst und traurig niederschaute,
Wo Spott und Wetter ihm ins Antlitz schlug?
Ging ich durch diesen Saal, war mir's, als spräche
(Auf ein Bild zeigend.)
Mein sel'ger Herr, des Grafen Vater dort:
„Was zögerst du? er war kein Hochverräther!
Geh', mach' dich auf! das Bild herbei zu schaffen!"
Und was mir auch mein sel'ger Herr befahl,
Erfüllt' ich stets, und brächt' es selbst den Tod.
Drum hatt' ich keine Ruh', ich schwer's zu thun.
In Pilgertracht stahl ich mich nach Neapel.
O Gott! da stand das kahle luft'ge Haus,
Worin den Grafen ich besuchen sollte.
Da hing sein Bild! — — Vorsicht'ge Feindeshand
Hatt' es mit einem Schutzdach gar versehn,
Damit das Meisterwerk dem Wetter trotze.
Ich kaufte einen alt bespannten Rahmen,
In Mitternacht sucht' ich den Weg des Henkers;
Doch bei der Arbeit fiel des Mondes Strahl
Durch Wolkenspalten auf das Hochgericht —
Da war's, als wollte mich das Bild umarmen,
Als sprächs: „Ich habe lang' auf dich gewartet!"
Ein Schauder fuhr mir kalt durch die Gebeine,
Daß ich die Leiter fast hinabgestürzt,
Ich wechselte die Bilder und entfloh!
So hab' ich denn dem sel'gen Grafen dort
Des Sohnes Bild verstohlen heimgebracht,
Und euch, mein junger Herr, gehört es nun!

Leonhard.

Du treuer Diener! komm an meine Brust!
Die Henkersleiter war dein Ehrenweg,
Der Galgen das Triumphthor deiner Treue!

Marchese.

Nur leider führtest du zu spät es aus!

Kastellan.

Ich wußt' es früher nicht, sonst sollte ihn
Dieß Bildniß sicher nicht verrathen haben.

Marchese.

O schändlicher Verrath! Der Bösewicht,
Der mit den kunstgeübten Schlangenaugen
Des Grafen Züge sorgsam aufgefaßt
Und sie im Feindesbusen treu bewahrt,
Um hämisch sie der Rache zu verrathen,
Kennt' ich ihn nur, ich wollte sein Gesicht
Mit bleicher Todesfarbe überziehn.

Graf.

Ich werd' ihn finden! überlaßt es mir!
Das öde Leben wird mir Zeit gewähren.
Ich will zu strenger Rechenschaft ihn ziehn.

Kastellan.

Ihr seyd zu mild, Herr Graf! das taugt hier nicht!
Ich habe drüber Jahre lang gebrütet,
Wie ich ihn kennen will, und nicht umsonst.
Hab' ich den Weg zum Bilde hier gefunden,
Find' ich ihn auch zu dem, der es gemalt.
Der nahe Friede öffnet uns die Welt.

Marchese (zum Kastellan)

Nicht du, nicht ich! Wir beide sind zu alt,
Die Rache hätte dann nur kurzes Leben;
(Auf Leonhard zeigend)
Hier steht der Baum, auf dem sie wachsen soll.

Bote.

Auch seine Eminenz sind tief empört
Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Mörder zu erforschen; denn es war
Damals ein Preis von spanischer Regierung
Dem Künstler, der das treuste Konterfei

Vom Grafen liefern werde, ausgeſetzt.
Drum hat entweder Habſucht oder Haß
Die Kunſt verhandelt, und da, wie bekannt,
Zu jener Zeit der Unruh fremde Künſtler
Nicht in Neapel waren, ward die That,
Die, weil ſie Tod gebracht, der Tod nur ſühnt,
Gewiß von einem Eingebornen ausgeführt.

Marcheſe (zu Leonhard).

Vernimm: den Tod hat jene That gebracht!
Drum ſchwör' uns Rache gegen den Verräther!
Du biſt jetzt ſelbſt ein Künſtler, kannſt deßhalb
Den Meiſter leicht an ſeinem Werk erkennen,
Und ſo biſt du zur Rache auserſehn.

Kaſtellan.

Der alte ſel'ge Graf dort winkt euch! — ſchwört!

Graf.

Laßt ihn, was er dem Vater ſchuldig iſt,
Wird er auch ohne Schwur vollbringen.

Marcheſe.

Gut!
Zum Angedenken dieſer ernſten Stunde,
Die dir des Vaters bleiches Bild gezeigt,
Und weil dein Stand zu dieſem Schmuck berechtigt,
(Er nimmt von den verrätherischen Waffen einen Degen.)
Umgürt' ich dich, mein Sohn, mit dieſem Degen!
Mit ihm leg' ich nun das Geſchäft der Rache
In deine Hand, waſch' unſre Ehre rein
Mit Feindes Blut!

Kaſtellan.

Ich ſteh' euch treulich bei! —

Graf.

Doch prüfe, eh' du rächſt! Vertheidige
Die Unſchuld, denn ihr Blut löſcht keine Thräne
Von deinem Schwert; ſey deines Herzens Sieger!
Waſch' deines Vaters Namen wieder rein
Durch edlen Sinn, doch triffſt du den Verräther,
Der ihn befleckt, zieh' ihn zur Rechenſchaft,
Und, war er ſchuldig, halt' ein recht Gericht.

Marchese.

Verſprichſt du dieß?

Graf.

Ja! ich gelob' es euch!
Ich will für meines Vaters Ehre ſtreiten.

Bote.

Jetzt darf ich gehn! Ich brachte reiche Botſchaft
Und trage frohe Kunde wieder heim!

Marchese.

Laßt euch vorher mit meinem Dank beſchweren.
Lenardo, komm! wir wollen ihn begleiten.

(Marchese. Lenardo. der Bote ab.)

Dritter Auftritt.

Der Graf. Der Kaſtellan.

Kaſtellan.

Ich will euch das Geheimniß anvertraun,
Das mir des Raubthiers Fährte zeigen wird.
Das Malerzeichen ſteht dort an dem Bilde.

Graf.

Du altes, unverſöhnlich hartes Herz!
Was hilft die Rache? ſie erweckt ihn nicht!
Hätt' ich nicht damals unter Oeſtreichs Fahnen
Das Schwert geführt, es wäre nicht geſchehn.

Kaſtellan.

Jetzt aber iſt's geſchehn. Der Meuchelmord
Iſt nicht ſo ſchändlich, 's iſt ein einz'ger Stoß
In Haß und Wuth geführt, dann iſt es aus.
Auch ſetzt er ſelbſt ſein Leben an die That,
Und das Geſetz verfolgt den blut'gen Mörder.
Allein der Maler faß, und malt' und traf!
Beſonnen brütet er die Schandthat aus
Und gibt die Brut dann in des Henkers Pflege,
Daß ſie im luft'gen Käfig dort gedeihe,
Wo ſie von fremder Ehr' und Leben frißt.

Er rühmt vielleicht sich drob, und kein Gesetz
Straft diesen Mord; drum straf' ihn denn die Rache.

Graf.

Aus deinem Zorn erkenn' ich deine Treue.
Doch blinde Rach' ist eine blut'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indeß sie selbst mit Reue schwanger geht.
(Auf das Bild zeigend.)
In meinen Adern strömt ja auch sein Blut;
Drum soll ihn würdig dieser Arm vertreten.
Beruh'ge dich und laß mich jetzt allein.
(Kastellan geht ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf allein.

(Er zieht das Schreiben aus dem Busen hervor und betrachtet es lange schweigend.)

Graf.

Was bringst du mir? verschwiegner, stiller Bote! —
Vernehm' ich deine Worte? — oder nicht?
Bringst du Verweigerung des heißen Wunsches? —
Du kommst zu rechter Zeit, der Wunsch ist todt!
Wie? — oder bringst du mir Gewährung mit? —
Begnadigung, nachdem das Schwert gefallen? —
(Er öffnet das Schreiben und schaudert zusammen.)
Mein Gott! — es ist die Dispensation! —
Du mächtig Wort, das alle Satzung löst,
Das uns vor jedem Richterstuhl entsündigt,
Wie kraftlos stehst du vor dem Herzen da!
In seinen unsichtbaren Tafeln sind
Von andrer Hand Gesetze eingeschrieben,
Die du nicht lösen kannst mit deiner Kraft.
(Nach einer Pause.)
Sie liebt mich nicht! — nur Bruder bin ich ihr.
Sie baut auf mich, sie macht mich zum Vertrauten
Der alten, wieder neu erwachten Liebe,
Und zeigt mir mein verlornes Paradies; —

So fahre hin, du ſüße Hoffnung! ſtirb!
Und wie die Mutter unterm ſchwarzen Kreuze
Des Kirchhofs ihren Liebling zwar begräbt,
Doch nimmer ihn vergißt, ſo will auch ich
Hier unterm Kreuz auf meiner Bruſt die Liebe
Begraben zwar, doch nimmer ſie vergeſſen.
(Pauſe.)
Sie hat ſich mir vertraut! Wohlan zum Sieg!
Ich weihe mich zum Ritter ihrer Liebe,
Und dieſes ſchwere Opfer ſey mein Schwur!
(Er zerreißt die Dispenſation und geht langſam ab.)

Galerie mit einer offenen Ausſicht auf das Schweizer Gebirge.

Das Bild auf der Staffelei

Fünfter Auftritt.

Der Maler. Julie.

Julie.
Ich ſuch' euch auf! Ich muß Gewißheit haben;
Italien iſt nicht euer Vaterland,
Nicht Spinarosa euer wahrer Name.
Maler.
Iſt denn ein Land, wo Geiſt und Herz erwachten,
Nicht unſer Vaterland? Gibt euch mein Name
Von unſerm Leben nicht ein treues Bild?
Julie.
Auch dornenloſe Blumen bringt der Lenz.
Sagt, habt ihr nicht den Maler Lenz gekannt?
Maler.
Was nennt ihr doch den längſt vergeſſnen Namen?
Julie.
Glaubt er von jedem Herzen ſich vergeſſen?
Sagt keine Hoffnung, wer ihm nahe ſey?
Maler (ringend)
Wer iſt der Burg und ſeine blinde Tochter?

Julie.

Der Friedensbote aus Neapel hat
Die alten Namen wieder hergetragen,
So darf ich sie euch nennen! Wißt, Herr Burg —

Maler (einfallend).

Ist der Marchese di Sorrento —

Julie.

Ja!
Und seine blinde Tochter —

Maler.

Ist Kamilla!

Julie.

Und ihr der deutsche Maler Anton Lenz!

Maler.

Habt ihr den armen Maler denn gekannt?

Julie.

Wohl hab' ich ihn gekannt und auch erkannt!
Denkt ihr der Freundin, die in jenem Kloster
Euch von Kamillen manches Wort gebracht?
Die Zeugin eurer stillen Liebe war? —

Maler.

Ha! Julie! — allein kein Graf vom Nord
War ihr Gemahl, ein andrer deutscher Name —

Julie.

Er hieß Graf Ringen, wollt ihr sagen! Wohl,
Dieß Haus nennt sich die Grafen Nord von Ringen.

Maler.

Sie ist's, mein liebend Herz hat sie erkannt!
Im ersten Augenblick, als ich sie sah,
Schlug's ahnungsvoll, allein ich traut' ihm nicht,
Ich kannte ja das schwache leicht getäuschte,
Das jede nur entfernte Aehnlichkeit
Sorgsam erspähte, seinen Schmerz zu nähren.
Es deckte Stirn und Auge noch die Binde,
Ich konnte nur die zarten Lippen sehn,
Die leise bebten, als sie mich begrüßte
In deutscher Sprache, die sie sonst nicht kannte.
Da saß ich endlich vor der Staffelei,
Dem Bild der Mutter Jugendglanz zu geben.

Die Züge ſinkt — das nachtumflorte Auge
Naht unbewußt, mit d. H im Glanz der Liebe
Auf mir. — Mit jedem Pinſelſtrich entſteht
Ein neuer Zug, der mich mit Liebe grüßt. —
Was Zeit an dem Original gelitten,
Gibt mir das Bild, nur was dem Bilde fehlt,
Das Köſtlichſte, gewährt das Urbild wieder.
Sie iſt's, ruft laut mein Herz: was zweifelſt du? —
Da hör' ich ihr Geſtändniß früher Liebe, —
Ergriffen will ich aus dem Zimmer fliehen. —
Allein ſie kennt den leichten, leiſen Tritt,
Womit die Liebe durch den Kreuzgang eilte.
Und wieder zieht mich's vor das Engelbild.
O ſagt! ſieht ſie den armen Maler noch?

Julie.

Bevor ich Antwort euch darauf gewähre,
Muß ich erſt wiſſen, wie es um euch ſteht.
Es liegen ſechzehn lange Jahr' dazwiſchen; —
Ihr habt die Welt in anderm Glanz geſehn; —
Der Jüngling ward ein hochberühmter Meiſter;
Was kümmert ihn die erſte Liebe noch?
Der Zufall nur zeigt ſie ihm noch einmal.

Maler.

Was hab' ich denn verſchuldet, daß ihr mich
Mit ſolchem wermuthbittern Gruß empfangt?

Julie.

Ich nehm' ihn gern zurück, doch ich verlange
Von einem Leben erſt getreue Kunde.

Maler.

Ihr kennt die heil'ge, die verſchwiegne Liebe,
Die für Kamillen meine Bruſt erfüllte;
So hoffnungslos und doch ſo feſt und treu'
Ihr wißt, wie ich ihr Lebewohl geſagt.
O wär' ich damals ruhig feſtgewurzelt!
Allein noch einmal ſehen wollt' ich ſie,
Als Braut ſie ſehn, mit ihrem Bräutigam,
Und in der Trauung meinen Segen ſprechen.
Da lieh ein ungenannter fremder Graf
Durch ſeinen Diener mich zu ſich entbieten.

Daß ich ihn malen wollte. Es geschah.
Er hatte einen hohen Preis verheißen,
Den ich zum Reichgotte mir bestimmt.
Das Bild gelang. — Ich war mit mir zufrieden.
Allein, mit einer stolzen Kennermiene
Begann der Graf mein schönes Werk zu tadeln,
Und sagte lächelnd: „Wär' es euch gelungen,
Ihr hättet auch die Gräfin malen sollen;
Allein, solch einem Stümper sitzt sie nicht!
Verzieht, sie mag euch selbst ihr Urtheil sagen!"
Und hiermit ging er in sein Kabinet.
Doch mit ihm trat heraus — o Gott! Kamilla!
Ich war vernichtet, — weinend stand auch sie —
Er aber sah uns höhnisch lächelnd an,
Und sprach zu ihr: „Nicht wahr, mein Kind, der Knabe
Muß länger erst noch in die Schule gehn,
Eh' er an solches Werk sich wagen darf!
Das Bild ist schlecht, doch halt' ich mein Versprechen.
Nehmt diesen Beutel voll Zechinen hin,
Und kehrt zurück in euer Vaterland!"

Julie.

Er war ein rauher, unbarmherz'ger Mann,
Und eure Liebe sicher ihm verrathen.

Maler.

Ich glühte! — faßte krampfhaft nach dem Degen.
Doch war er ihre Gemahl — sie stand in Thränen.
Da warf ich stolz das Geld ihm vor die Füße,
Stieß das Gemälde von der Staffelei —
Und eilte fort — er lachte hinterdrein!

Julie.

Er hat sein eignes Schicksal sich bereitet —
Ich sehe, wie die Nemesis gewaltet.

Maler.

Mein Meister trieb mich aus Neapel fort.
Hier, sprach er, lauern Teiche nur auf dich.
Fort, in die Welt! — die Kunst wird dich geleiten.
Ich zog hinaus — dem raschen Strome gleich,
Der sich durch Hain und Flur und Thäler windet,
In seinem Spiegel wechseln tausend Bilder,

Indeß er nur das eine Bild, der Sonne,
Die ihn von seiner Quelle an erwärmt,
Treu mit sich fort hinab ins Weltmeer trägt.
So bin ich ganz Europa fast durchwandert.
Wo nur die Kunst sich ein Asyl erbaut,
Wo sie ein herrlich Denkmal aufgestellt,
Ich hab's auf meiner Pilgerfahrt besucht.
Auch ist mir manches Kunstwerk selbst gelungen.
Denn allen Idealen, die dem Künstler
In der Begeistrung vor die Seele traten,
Lieh die Gelichte ihre Engelzüge:
Der heiden Gracchen sterbeglückte Mutter,
Der Engel an der Gruft des Auferstandenen,
Selbst der Gebenedeiten heilig Bild,
Camilla war's, verklärt von meiner Liebe.
Nur ihr verdank ich meinen Künstlerruhm.
Sogar der Papst ließ mich nach Rom berufen,
Er übertrug mir manches große Werk
Und reichte königlichen Lohn dafür;
Der arme Künstler ward ein reicher Mann —
Allein das Herz blieb nur an Sehnsucht reich.

Julie.

Zog sie euch nach Neapel nicht zurück?

Maler.

Wohl! doch erfuhr ich, da geheim ich forschte,
Daß alle, in dem Lauf des Kriegs, Neapel
Als Flüchtige verlassen haben sollten;
Selbst von Verschwörung wollte man erzählen.

Julie.

Nur allzuwahr ist, was man euch gesagt.
Verschwörung trieb uns aus der Heimath fort,
Und kostete dem Grafen selbst das Leben.
Nun der Marchese hat es hart gebüßt,
Und oft bereut, daß er die Tochter zwang.
Wir haben sechzehn lange Jahr gelitten,
Und oft an euch gedacht, auf euch gehofft.

Maler.

Wie freut' ich ahnen, daß die kluge Mutter
Den Knaben bewahrt, Camilla sey?

Julie.

Wie konnten wir den deutschen Maler Franz
Im Meister Spinarola wiederfinden?

Maler.

Den deutschen Namen hatt' ich längst begraben,
Damit er nicht, ein störendes Gespenst,
Ihr Herz aus seiner Ruhe schrecken möge;
Allein des Himmels unerforschter Wille
Geheim und liebend webt er festre Bande.
Denn wie der West den zarten Blüthenstaub,
Als Boten einer fernen stillen Liebe
Aus einer Blume in die andre trägt,
So führt' des Schicksals Sturm den holden Knaben
Von ihrem Herzen zu dem meinen hin.
O nun begreif' ich, welche Allgewalt
Mich zu ihm zog, welch ungenannter Zauber
Aus seinen Zügen mir entgegen strahlte.
Auch in dem Sohne hab' ich sie geliebt.

Julie.

Wie aber jetzt? Da ihr sie wiederfandet?
Es ist nicht mehr die frische Morgenrose!
Die Sorgen haben ihre Flocken Schnee
Auf den Karmin der Wangen hingestreut.

Maler.

O! ist sie nicht noch schön? Hat nicht der Kummer
Noch neue zarte Reize ihr verliehen?

Julie.

Auch denkt an ihre nachtumhüllten Augen.
Der schwarze Staar hat drin sein Nest gebaut.

Maler.

Gönnt doch dem Auge diese heil'ge Nacht!
Es sieht die schwere Spur der Zeiten nicht,
Nicht wie der Frühling schon dem Sommer weicht,
Nicht wie die Wange leise sich mir falten
Und wie der Winter uns beschleichen wird.
In ew'ger Jugend blüht ihr der Geliebte,
In ew'ger Jugend führt er sie zum Grabe,
Des Greises Todeskampf bleibt ihr verhüllt,
Der Jüngling nur entschläft im Arm der Braut.

Und weckt am Morgen nach der langen Nacht,
In ew'ger Jugend die Geliebte wieder!

Julie.

Ihr liebt sie treu! des Jünglings heiße Liebe,
Ich finde sie noch in des Mannes Brust.
Willkommen denn! doch was wollt ihr beginnen? —

Maler.

O sagt mir erst: liebt mich Kamilla noch?

Julie.

Und wenn sie euch nun liebte?

Maler.

Dann entsteige,
Von Lieb' und süßen Hoffnungen geweckt,
Der Maler Lenz noch einmal seinem Grabe,
Und wirbt bei dem Marchef' um seine Tochter.

Julie.

Kennt ihr des Mannes ungemessnen Stolz?

Maler.

Hat ihn das Schicksal denn noch nicht gezügelt? —
Hat auf der Tochter unschuldsvolles Haupt
Er denn des Grams noch nicht genug gehäuft?
Wohlan, ich trete mit ihm in die Schranken:
Als Meister acht' ich mich ihm ebenbürtig;
Mein Name ist berühmter als der seine;
Auf seine Schätze thu' ich gern Verzicht,
Das einz'ge Kleinod fordr' ich nur, Kamillen!

Julie.

So geht mit Gott und dreist den Weg zum Ziel!
Führt durch Kamilla's schwarz umzogne Nacht
Den Stern der Liebe wieder klar herauf.
Auch ihre Liebe ist noch jung und stark!

Maler.

Laßt mich sie sehen! laßt mich vor ihr knieen,
Auf jedes ihrer Worte lauschen.

Julie.

Jetzt?
Ihr wollet, Freund, schon jetzt euch ihr entdecken?

Maler.

Nein, jetzt noch nicht! vertritt mir aber keiner

Den Weg zu ihrem Herzen weiß, hab' ich
Von ihren Lippen, ohne daß sie's weiß,
Der Liebe süß Geständniß erst vernommen.
Dann führe mich, du treue Freundin, sacht
An ihre Brust.

Julie.

Wohlan! ihr sollt sie sehn.
In dieser Gallerie verweilt sie gern,
So bald der Abend in die Thäler steigt,
Das Alphorn und die Glocken zu vernehmen;
Und hier soll sie euch sehn; dann, mein Freund,
Versäumt nicht einen Blick, es ist die erste
Der Stufen zu des kalten Vaters Herzen.

Maler.

Ich will sie kühn erklimmen, wie der Pilger
Die Klipp' ersteigt, auf der ein Heil'genbild
Ihm winkt. — Seyd ihr der Schutzgeist unserer Liebe.

Julie.

Ich will es seyn! Doch horch! ich höre nahen!
(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Maler. Leonhard im [illegible]

Leonhard.

Weißt du es schon, mein Meister?

Maler.

Allerdings!
Sey mir gegrüßt, du junger Graf vom Rhein!
Wie dir der Waffenschmuck so trefflich steht!

Leonhard (bittend).

O heiß mich deinen Sohn und spotte nicht!

Maler.

Du bist mein Sohn! ich will dein Vater bleiben!
Du ahnest kaum, aus welchen dunklen Fäden
Das Schicksal insgeheim dich [illegible] gewebt.

Komm an mein Herz, du Ebenbild der Mutter!
Das Glück hat dich zum Liebling sich erkoren!

Leonhard.

Noch kann ich seiner kaum mich recht erfreun;
Mir ist's so fremd in dieser neuen Welt!
Der Weg des Lebens, der so schmal und still
Zum Schattenthale meiner Heimath führte,
Hat sich zur breiten Straße ausgedehnt.
Die Hütte hat sich in ein Schloß verwandelt,
Der arme Knabe ist ein Graf geworden,
Von dem man vieles heischt, was er kaum faßt.

Maier.

Du wirst dich leicht an diese Welt gewöhnen,
Des Schicksals Gaben, nimm sie dankbar; doch
Vergiß des armen Knaben nie, er bleibe
Des reichen Grafen Freund, berathe dich
Mit ihm oft insgeheim, und was ihr beide
Für recht erkennt, das übe treu, mein Sohn.

Leonhard.

Auf dich vertrau' ich, du nur kennst mein Herz.
Die Menschen hier bestürmen mein Gemüth;
Der Leidenschaften Ruf soll ich vernehmen,
Und ihnen folgen; Vater, darf ich das?

Maier.

Taub sollst du nicht für ihre Stimme seyn.
Die Leidenschaft wohnt in des Menschen Brust,
Auf daß sie ihn zu großen Thaten wecke.
Allein nur wecken darf sie ihn, nicht leiten,
Den Muth nur stählen, nicht das Werk vollbringen.

Leonhard.

Wie aber, wenn die Rache dich erweckte?
Vermöchtest du, was sie verlangt, zu thun?

Maier.

Wie kommst du auf die Frage, Leonhard?
Ich glaube, nein! — doch nenne mir den Fall.

Leonhard.

Dein letztes Werk, das dir den Preis errang,
War Klytämnestra's und Aegisthus' Tod.
Orest hat den verbrecherischen Busen,

Der ihn gefängt, ſchon mit dem Dolch durchbohrt;
Die Mutter liegt im Hintergrund ermordet,
Und mit dem Stahl von ihrem Blute triefend,
Hält über ihrem Buhlen er Gericht! —
Ein herrlich Bild, voll Wahrheit, Kraft und Leben,
Doch ſah ich's immer mit geheimem Grauen,
Denn Rachegeiſter blitzen durch das Bild,
Und jagen Todesſchrecken vor ſich her. —
Es rächt der Sohn des edlen Vaters Tod.
Sprich, billigſt du die That, die du gemalt? —

Maler.

Erdacht hab' ich ſie nicht, ſie iſt geſchehn;
Vielleicht viel gräßlicher, als ich ſie malte;
Und wechſelnde Gefühle haben mir
Den Buſen bei der Arbeit oft erfüllt.
Ich hätte dem Oreſt zurufen mögen:
Halt ein! den Göttern nur gehört die Rache!
Dagegen dem Aegiſth, der Klytämneſtra:
Gerechtes Urtheil iſt an euch vollzogen!

Leonhard.

Haſt du des Sohnes blut'ge That verdammt?

Maler.

Verdammt? nein! zwar verabſcheu' ich die Rache,
Doch mag der Sohn des Vaters Tod wohl rächen!
Er fordere den Mörder vor Gericht,
Und iſt kein Richter über ihm, wohlan,
So ſtell' er ſich denn ſelbſt zum Gotteskampf.

Leonhard.

Ich danke dir! du gibſt mir Muth und Ruhe.

Maler.

Was haſt du, Leonhard?

Leonhard.

Fort von dem Bilde! —
Die innern Wogen müſſen erſt ſich ſtillen!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf.

Find' ich euch endlich? — Haſt du an die Bruſt
Des Meiſters dein bewegtes Herz gelegt?
Und ihn vertraut gemacht mit deinem Schickſal?

Leonhard.

Es ruht noch gern das Kind am Mutterbuſen,
Wenn's auch nicht Nahrung mehr von ihm empfängt.

Graf.

Ja, haltet an einander feſt! — Mein Herz
Erquickt ſich an dem Anſchaun eurer Liebe!
Aufwachſen wird ſie bald zur Freundſchaft, und
Auch mir das geben, was ich freudig biete.
(Zu Leonhard.)
Jetzt geh' mein Sohn, ſuch' den Marcheſe auf;
Er wünſchte einen Ritt mit uns ins Freie.
Sag' ihm, die Roſſe ſtehen ſchon bereit,
Die kühlen Stunden nahn.

Leonhard.

O nehmt mich mit!
Schaut wie die Berge dort im Golde ſtehn! —
Wie ſie der Ströme Silberarm umfaſſen! —
Hinaus zu ihnen mit der vollen Bruſt.
(Ab.)

Achter Auftritt.

Der Graf. Der Maler.

Graf.

Ihr habt den ſchönſten Platz des Schloſſes euch
Zur Werkſtatt ausgewählt — doch pachet nicht
Die Ausſicht hier euch von der Arbeit ab?

Maler.

Sie ſtört mich nicht, wär' ſie auch ſchöner noch.
Blickt nur einmal hinab in jene Thäler,
Faßt alle Reize jener Landſchaft auf,
Gebt euch der Sehnſucht hin mit leichten Schwingen
Dem Vogel gleich, weit, weit hinaus zu ziehn. —
Und tretet nun mit mir vor dieß Gemälde:
Schaut ihr nicht lieber in dieß Engelantlitz?
Sehnt ihr euch einzuziehn in dieſes Herz,
Nicht mehr, als mit dem Vogel dort hinaus?

Graf (das Bild betrachtend).

Ach, wohl! welch himmliſch Bild habt ihr erſchaffen!
(Zu dem Bilde ſprechend.)
Du wirſt mich oftmals vor dir ſtehen ſehn,
Dir werd' ich manchen ſtillen Wunſch vertraun,
Bei dir Troſt ſuchen, wenn mir alles fehlt;
Zulächeln wirſt du dann dem Einſamen,
Und glauben will ich, daß du mich verſtehſt.
(Zum Maler.)
Mein Freund, nehmt meinen Dank! ihr gebt mir viel!

Maler.

O, wer das Urbild kennet, ſo wie ihr,
Muß Nachſicht mit den armen Farben haben.

Graf.

Das Bild allein wird bei mir bleiben! Ach!
Sie ſelbſt will wieder nach Italien hin.
Ich träumte einen ſchönen Traum, ich ſah
In dieſe öden Hallen frohe Gäſte
Einwandern — — ach! ich habe nur geträumt.
Ihr habt mir auch die Bruderhand gereicht, —
Doch was beſchließt ihr jetzt? Wo wollt ihr bleiben?

Maler.

Der Sohn wird nicht von ſeiner Mutter laſſen,
Ich darf nicht laſſen von dem Sohn.

Graf.

So geht!
Und haltet feſt an beiden; achtet nicht
Den Stolz des Vaters; wacht ob ihrem Glücke.
Sie werden eurer dort bedürfen! — Ja

Ich ſtellte euch zum Wächter über ſie,
Bis mir's gelingt, das Glück ihr ſelbſt zu bringen.

Maler.

Gewiß, ihr tragt ein ſchönes Amt mir auf!
Doch übernehmt es ſelbſt, denn wer erſetzte
Uns eure Freundſchaft, eure Sorge?

Graf.

Ich muß hinaus — auf eine weite Reiſe,
Um ein Gelübde zu erfüllen! Denn
Ein Kleinod will ich ſuchen, einen Stern
Für eines theuren Weſens tiefe Nacht;
Ich muß die Welt durchziehn, bis ich ihn finde,
Wenn nicht vielleicht er längſt ſchon unterging. —
Seyd ihr nicht auch des Sellimena Schüler?

Maler.

Er war mein Meiſter!

Graf.

Nun dann könnt ihr wohl
Von ſeinen andern Schülern Nachricht geben?

Maler.

Von wem verlangt ihr Kunde?

Graf.

Hatt ihr nicht
Den deutſchen Künſtler Anton Lenz gekannt? —

Maler.

Was fragt ihr nach dem Namen? —

Graf.

Laßt das jetzt.
Ich bitt' euch, gebt mir Antwort auf die Frage.

Maler.

Nun ja! ich kannt' ihn! ja, wir waren Freunde.

Graf.

Stand er als Menſch in eurer Achtung hoch?
Hält ihr ihn eurer Liebe werth gehalten,
Und hättet ihr ihm euer Glück vertraut?

Maler.

Trotz mancher Schwachheit hätt' ich ihm vertraut
Sein Herz war unverdorben, wahr und treu!

Graf.

Treu? — Habt ihr offen stets darin gelesen?
O denkt nur nicht, daß ich mich unterfinge
In ein Geheimniß dränge! mein Gelübde
Gibt mir gewiß ein heilig Recht darauf!

Maier.

Ich glaub', er würde selbst euch gern vertraun!
Er hatte eine hoffnungslose Liebe!

Graf.

Ganz hoffnungslos? — Dann hat er sie vergessen.
Des Künstlers Auge sucht die Schönheit auf,
Das Herz nimmt freudig, was das Auge bringt,
Doch solche Jugendliebe schwindet leicht.

Maier.

Glaubt ihr das wirklich? Habt ihr's selbst erfahren?

Graf.

Fragt nicht nach mir! — Wen keine Kugel bindet,
Der wirft das Hoffnungslose leichter hin,
Und sucht in neuer Liebe neues Glück.
Vielleicht ist euer Freund schon Gatte, — Vater?

Maier.

Nein, einsam steht er noch. Der ersten Liebe,
Wie hoffnungslos sie war, er blieb ihr treu.

Graf.

Treu? — Dann will ich die Hoffnung wiederbringen:
An meiner Brust hab' ich das Findelkind
Erwärmt, und es mit treuer Lieb' erzogen;
Er soll es jetzt aus meiner Hand empfangen.
Wo lebt er? Kennt ihr seinen Aufenthalt? —

Maier.

Ich glaub', in Deutschland.

Graf.

Wollt ihr mich begleiten?

Maier.

Was wollt ihr thun?

Graf.

Aufsuchen will ich ihn.

Maier.

Und wenn ihr ihn gefunden?

Graf.

Ihm das Glück
Entgegen führen, wenn er treu geliebt!

Maler.

O reicht die Hand! als stünd' er hier vor euch!
Als wollt' er sich in eure Arme werfen,
Und satt sich weinen nach der langen Prüfung.

(Der Graf reicht ihm abgewendet die Hand, und verdeckt mit der andern die Augen.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marchese. Leonhard.

Marchese.

Wohlauf in's Freie, Graf! — ich bin bereit!
Wie sehn' ich mich, die Zügel zu erfassen,
Und mich der Kraft des Rosses zu vertraun.
Auch mögen eure Unterthanen uns
In unsrer wirklichen Gestalt erkennen.

Leonhard.

Du wirst uns doch begleiten, lieber Meister?

Graf.

Ja, kommt mit uns hinaus! Ihr sollt sie sehn
Die frohen Menschen und die schönen Gauen,
Das künft'ge Erbe unsers Leonhard.

Marchese.

Ihr schweigt bescheiden? Willigt immer ein,
Denn ihr gehört zu unserem Gefolge. —
Ihr wißt bereits doch, wen ihr vor euch seht?
Und welchen Edelknaben ihr erzogen? —

Maler.

Daß er ein edler Knabe, wußt' ich längst.
Der Meister, der dem Schüler Glück gewünscht,
Bringt auch dem Vater seinen Glückwunsch dar.

Marchese.

Ich dank' euch, und gedenke eurer Kunst
Gewiß noch manches Werk zu übertragen.

Maler.

Daß ich das Uebernomm'ne bald vollende,
Erlaubt, daß ich euch nicht begleiten dürfe.
Die Gräfin soll in dieser Gallerie,
Wo sie die Abendstunden gern genießt,
Zum letztenmal mir sitzen.

Marchese.

Nun, dann bleibt!
Doch laßt das Bild mich sehn! —
(Er betrachtet es.)
Bei Gott! Ihr seyd
Ein großer Künstler! — sprechend wahr gemalt!
Und welche Farbenpracht und Lieblichkeit
Ist über dem Gemälde ausgegossen!

Maler.

Ich habe nichts gethan, als treu kopirt!

Marchese.

Nein, ihr habt mehr gethan! Seht nur die Augen!
Der seelenvolle Blick, ihr sonst so eigen,
Die stille Gluth, dem Regenbogen gleich,
Wenn er auf klaren Himmelstropfen schwimmt,
Wie habt ihr sie so treu und wahr erdacht!
Wer sollte glauben, daß ihr diese Augen
Noch nie gesehn, eh sie erloschen sind?
Ich dank' euch für das köstliche Gemälde!
Verlangt, ich will euch jeden Preis gewähren.

Maler.

Wollt ihr? — Ich aber könnte viel verlangen!

Marchese.

Auf, fordert nur! Es sey mir nichts zu hoch!

Maler.

Laßt mich es erst vollenden — dann den Lohn!

Leonhard.

Die Pferde warten, Vater!

Marchese.

Wohl! so kommt!
Auch seh' ich meine Tochter auf dem Gange;

Wir woll'n ihr dort begegnen, daß ſie nicht
Des Meiſters Gegenwart hier ahnen möge.
(Alle, bis auf den Maler, ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Maler allein.

Maler.

Zieht ein, ihr Himmelsboten, in dieß Herz!
Bringt neuen Frühling nach dem langen Winter!
Singt wieder eure alten Liebeslieder!
Und du, der Liebe treue Freundin, Kunſt,
Vollende hier dein Meiſterwerk und gib
Der Liebe wieder, was ſie dir gegeben.
(Gegen die freie Ausſicht gewendet.)
Vertreibt die Wolken von der luften Stirne
Und ſchaut mir zu, ihr himmelhohen Berge!
In allen euren blumenreichen Thälern
Hat ſolche Blume nie geblüht — doch ſtill!
Sie naht! — Ihr Lippen ſchweigt! — Herz, klopfe leiſer!
(Er ſetzt ſich an die Staffelei.)

Elfter Auftritt.

Der Maler. Kamilla. Julie.

Kamilla.

Wer auch ein flüchtig Roß beſteigen könnte! —
Hinaus zu eilen in den goldnen Tag,
Um dich in deiner Schöne, o Natur,
Mit ſeinen Blicken liebend zu umfaſſen! —
Ach, Millionen Augen ſchauen dich — —
Der Strom, der See trägt fröhlich deine Bilder,
Nur mir biſt du verhüllt! — Die heißen Lippen,
Die ſich am Quell des Lichts erlaben möchten,

Von Thränen werden ſie nur ſtill geneigt.
Kannſt du die Reiter ſehn?

Julie.

Sie beugen eben
Im flüchtigen Galopp rechts in das Thal.

Kamilla.

Siehſt du den Maler auch? Verſteht er gut
Das Roß zu führen? Iſt er nicht der Letzte?

Julie.

Die Felſengruppe deckt ſie meinen Blicken.

Kamilla.

Nimm mir die Binde von den Augen weg!
Ich fühl', die Luft wird kühler, ſie erquickt!
(Es geſchieht.)
Ermüde nicht, wenn ich ſo viel dich frage,
Doch deine Augen müſſen für mich ſehn,
Und nur aus deinen lieben klaren Worten
Faſſ' ich die neuen Lebensbilder auf.

Julie.

Was dir mein Auge, iſt mir ja dein Geiſt;
Ich ziehe dir nur von der Außerwelt,
Du von der innern mir den Schleier weg.

Kamilla.

Du haſt von meinem Sohn ein treues Bild
Mir ſchon entworfen; doch von ſeinem Meiſter
Wünſcht' ich es auch. Iſt von Geſtalt er groß?

Julie.

Ja, ſchlank und groß!

Kamilla.

Iſt nicht ſein Auge blau?

Julie.

Ich glaube, ja! Es trägt der Treue Farbe.

Kamilla.

Die Stirne klar und frei?

Julie.

Die Stirne? Nein!
Mir ſcheint ein düſtrer Ernſt darauf zu wohnen.

Kamilla.

Vielleicht der Kummer!

Julie.

Ja, ich weiß es nicht,
Was auf der glatten Fläche Furchen zog.

Kamilla.

Umwallen blonde Locken nicht das Haupt?

Julie.

Nein!

Kamilla.

Nicht? — Sahst du die Wang' ihm nicht erglühn,
Als er die Blinde sah und mit ihr sprach?

Julie.

Daß ich nicht wüßte!

Kamilla.

Ach, er ist es nicht!

Julie.

Glaubst du, du hättest früher ihn gekannt?

Kamilla.

Mir war, als brächte seiner Stimme Ton
Aus vor'ger Zeit mir einen süßen Gruß,
Als ich nur meine Muttersprache kannte.
Sind seine Züge dir denn völlig fremd?

Julie.

Warum? Wem meinst du, daß er gleichen sollte? —

Kamilla.

Ach, Julie, ich will es dir gestehn,
In meiner Seele steht ein einzig Bild,
So klar, daß ich es oft mir nahe glaube,
Die frohe Botschaft aus Italien,
Des Meisters Nähe, der mein Kind erzog,
Sie haben Sehnsucht und Erinnerung
So mächtig aufgeweckt, daß ich
Jetzt schon zu hoffen und zu wünschen wage.

Julie.

Wer weiß, wie nahe die Erfüllung steht.
O nenne deine Hoffnung, deine Wünsche!

Kamilla.

Kannst du noch fragen? Denkst du nicht der Zeit,
Als ein Geheimniß unsre Freundschaft schloß,
Und deine Treu' zuerst mir offenbarte?

Julie.

Es war die Zeit des ſtillen Kloſterlebens
Und das Geheimniß, deine erſte Liebe.

Kamilla.

Sie iſt noch meine erſte, einz'ge Liebe! —
Der deutſche Jüngling mit den treuen Augen,
Die mehr als der beſcheidne Mund mir ſagten,
Die hohe, blühende Geſtalt, das Herz,
So fromm, ſo rein, ſo einzig mir ergeben,
Wie hätt' ich's je vergeſſen können? — Ach,
Die erſte Liebe iſt noch immer neu;
Ein täuſchend Echo, ſteht ſie oft mir nahe! —
Als ich zuerſt den Meiſter ſprechen hörte,
Da glaubt' ich faſt, es wäre ſeine Stimme.
Mit Herzensklopfen horcht' ich, ob er nicht
Nur einmal meinen Namen nennen möchte,
Dieß einz'ge Wort hätt' ihn mir gleich verrathen —
Er iſt es nicht! Ich bin ein thöricht Kind.

Julie.

Erſchließe dich mir ganz, du kindlich Herz!

Kamilla.

Ich werd' ihn nicht mehr ſehn! — Doch dürft' ich nur
Noch einmal ſeiner Stimme Klang vernehmen,
Nur wiſſen, ob er auch noch meiner denkt?
Sieh, deßhalb treibt mich's nach Italien fort; —
Der Friede zieht die Künſtler wieder hin,
Vielleicht beſucht auch er den alten Meiſter,
Auch er den Ort noch einmal, wo er liebte.

Julie.

Und bringt dir ſeine Lieb' und Treue wieder.

Kamilla.

Was ſagſt du? — Nein! — Nein! — er ſoll nicht um mich
Sein ſchönes Leben ſtill vertrauert haben.

Julie.

Du wünſcheſt den Geliebten nicht mehr frei,
Da deine Banden ſelbſt der Tod gelöst?

Kamilla.

Ach Julie! wie kann die arme Blinde
Dem Lebensfrohen Glück bereiten wollen?

Wie kann ich wünſchen, daß durch meine Nacht
Er ſeinen heitern Tag verdunkeln ſolle?

Julie.

Wenn aber nur in dir ſein Glück beruhte,
Wenn mit der alten Liebe er dir nahte,
Und heißverlangend dich bei Namen riefe?
Wie? — könnteſt du dich zweifelnd von ihm wenden? —

Kamilla.

O Gott! warum beſtürmſt du mir das Herz?
Es ſchlägt ſo hoch, als ſtünd' er ſchon mir nahe.
Doch horch! wer ruft? Vernahmſt du nicht den Ton?

Julie.

Das Alphorn ruft, die Heerden ziehen heim,
Die Sonne ſenkt ſich hinter die Gebirge.

(Das Alphorn tönt einigemal aus der Ferne.)

Kamilla.

Der Ruf zur Heimath tönt, der Abend naht! —
O du, der allen Weſen Frieden bringſt;
Gib ihn auch meiner tiefbewegten Seele! —
Geh, eile, hole meine traute Harfe —
Denn dem Gefühl, das keine Sprache nennt,
Dem geben Töne ihre Geiſterworte.

(Julie ab.)

Zwölfter Auftritt.

Kamilla. Der Maler.

(Man hört aus dem Thale herauf das ferne Abendläuten.)

Kamilla

(nach einer Pauſe, in welcher ſie aufzuhorchen ſcheint).

Des Tages Fackel ſeh' ich nicht verglimmen;
Verhüllt iſt mir des Abends roſ'ger Duft;
Doch ich vernehme ſeine Glockenſtimmen,
Wenn er Geiſt und Herz zur Heimath ruft;
Den Geiſt trägt Andacht heim auf ihren Schwingen,
Doch Liebe will das Herz zur Heimath bringen.

Ich hab' euch geſehn, ihr ſchönen Gebilde,
Eh' noch mich die ewige Nacht umfing,
Wo durch die thauperlten Gefilde
Der Abend mit leiſen Tritten ging,
Da eilte der müde Landmann geſchwinder,
Je mehr ihm die friedliche Hütte ſich naht,
Wo ihm im Kreiſe blühender Kinder
Die liebende Hausfrau entgegen trat,
Und alle unter dem Abendlauten
Sich im Gebet dem Herrn vertrauten. —

(Nach einer kurzen Pauſe.)

Antonio, auf welchen fernen Wegen,
Führt dich der Abend jetzo heim in's Thal? —
Wer tritt aus deiner Hütte dir entgegen? —
Wer würzt mit Liebe dir das kleine Mahl? —
Erſcheint dir nicht, wenn Sehnſucht dich erfüllt,
Der armen trauernden Kamilla Bild,
Die dich nur ſieht in ihrer tiefen Nacht?

(Der Maler iſt leiſe auf die Kniee geſunken, und ſtreckt die Arme nach ihr aus; ſie fährt fort:)

O könnt' ich meine Grüße zu dir ſenden!

(Sie hebt die gefalteten Hände empor.)

Doch Vater! ich befehl' ihn deinen Händen!
Gib alles ihm, was du mir zugedacht!

(Julie erſcheint im Hintergrund mit der Harfe.)

Vierter Aufzug.

Zimmer des zweiten Akts.

Erſter Auftritt.

Der Marcheſe. Kamilla. Ein Bedienter.

(Kamilla ſitzt an einem Tiſch, das Haupt auf die Hand geſtützt, ein Tuch vor die Augen haltend.)

Marcheſe

(übergibt dem Bedienten ein Papier).

Ihr alſo ſeyd fortan in meinen Dienſten,
Mein Kammerdiener! Nehmt! Hier ſteht genau,
Was wir zur Reiſeequipage brauchen.
Kauft es ſchnell ein, ſpart weder Geld noch Mühe,
Das Stattlichſte herbeizuſchaffen; miethet
Mit kluger Wahl die andern nöth'gen Diener.
Vergeßt nie ſtolz zu ſeyn auf euren Herrn!
Jetzt könnt ihr gehn!

(Der Bediente verbeugt ſich und geht ab; der Marcheſe wendet ſich zu Kamillen.)

Kamilla, laß das Weinen!
Wie ſoll ich deine Wankelmuth erklären?
Du fügteſt ja dich in des Grafen Wunſch,
Und deines Sohnes Bitten, hier zu bleiben! —

Kamilla.

Ich kann nicht, Vater! wann ihr von mir geht.
Das Heimweh ſchlief in meiner Bruſt, ſie haben
Es aufgeweckt, es zehrt an meinem Leben,
Und nur im Quell der heimathlichen Luft
Kann ich von dieſem tiefen Weh geneſen.

Marcheſe.

Du biſt ein Kind, das mit den Wünſchen ſpielt.

Kamilla.

O habt Geduld mit eurem blinden Kinde,
Gönnt ihm das lang entbehrte ſüße Spiel!
Ihr habt es oft ihm aus der Hand genommen.

Marchese.

Du bleibst mit Julien hier in der Schweiz.

Kamilla.

Hier unter fremden Männern, ohne euch?

Marchese.

In deines Sohnes, in des Grafen Umgang
Vermissest du mich kaum; bald kehr' ich wieder.
Im Fluge nur will ich Neapel sehn:
Dem Grafen Martinitz, Statthalter Oestreichs,
Mit meinem Dank den Schwur der Treue bringen.
Ich will in einem Glanze dort mich zeigen,
Der meiner Feinde Blick verblenden soll,
Und lächelnd auf die Wetterwolken schaun,
Die endlich vor der Sonne scheu entfliehn.

Kamilla.

Und ich, die treu mit euch den Kelch geleert,
Das thränenfeuchte Brod mit euch getheilt,
Des Kummers kalte Nacht mit euch durchwacht;
Ich soll, wenn ihr ein fröhlich neues Feuer
Auf unserm alten Herd anzünden laßt,
Mich nicht mit euch daran erwärmen dürfen?

Marchese.

Hab' ich denn nicht, aus väterlicher Liebe
Zu euch, dem alten Wunsch bereits entsagt,
Mein Leben in Neapel zu beschließen? —
Hab' ich nicht euren Bitten mich gefügt? —
Zur Heimath bietet uns der Graf sein Schloß,
Ein Vater will er deinem Sohne werden,
Und jene schüchtern zarte Innigkeit,
Mit der er sorgend dir zur Seite steht,
Und jeden kaum gebornen Wunsch erfüllt; —
Geht sie dir nicht zu Herzen? Fühlst du nicht
Die Sonne wärmer scheinen, wo er ist?

Kamilla.

Ich fühl' es, denn er ward mein treuster Freund; —
Das Kreuz auf seiner Brust, dem eignen Herzen
Ein sichrer Wächter, heiligt mein Vertraun.

Marchese.

Wie, wenn er aber nun nach langem Kampfe

Das Kreuz doch einmal niederlegen wollte,
Um, weil er Mensch ist, auch dem menschlichen
Gefühl sich endlich freudig hinzugeben;
Und wenn ein tief verborgenes Geheimniß
Dann aus der Gruft des Busens auferstände,
Nachdem der schwere Grabstein weggewälzt?
Sprich, würdest du ihm dann nicht auch vertraun?

Kamilla.

O haltet ein! was hat er euch gethan,
Daß ihr ihn niederziehn wollt zu den Schwachen? —
Und was hab' ich gethan, daß ihr das Bild,
Das ich von ihm so rein und so erhaben
Mir freudig aufgestellt, zertrümmern wollt?
Nein, nein! es ist nicht möglich, nein, er kann
Das Heiligste der Leidenschaft nicht opfern.
Nur Mitleid haben, und sie nicht verdammen,
Wenn er in fremder schwacher Brust sie findet,
Das kann er, das hat ihm mein Herz geöffnet! —
(Nach einer kurzen Pause, die Arme nach dem Vater ausstreckend.)
Sollt' ich denn minder euch vertraun als ihm?
Legt euer armes Kind an eure Brust,
Schaut tief ihm in das sehnsuchtsvolle Herz
Und richtet mild und liebend.

Marchese (einfallend).

Still, Kamilla!
Was ist dir? Du bist außer Fassung! Geh'
Jetzt auf dein Zimmer und beruh'ge dich.
(Er öffnet die Thür eines Nebenzimmers und ruft eilig hinein.)
Julietta!

Kamilla.

Vater! nehmt jetzt mein Bekenntniß,
Das sich an eure Vaterliebe wendet,
Eh ihr's im Zorn errathet.

Marchese.

Jetzo nicht.
Ich hör' den Grafen. Laß uns jetzt allein,
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen.
(Zu Julien, die eingetreten ist.)
Begleite meine Tochter.

Camilla (hinaus)
Vater!

Marchese.
Geht!

Camilla.
Der Augenblick, ich fürcht', er kommt nie wieder!
(Sie eilt mit Julien ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Marchese allein.

Marchese.
Es darf nicht über ihre Lippen! Nein! —
So lang' der Wunsch in enger Brust noch wohnt,
Und nicht des Mundes Schwelle überschreitet,
Ist er dem ungebornen Kinde gleich,
Noch ohne Namen, ohne Stimme! — Ja!
Der Graf muß Augenblicks ihr Herz bestürmen,
Und wenn die Wünsche erst im Kampfe liegen,
Soll ihm mein Vaterwort den Sieg gewähren.

Dritter Auftritt.

Der Marchese. Der Graf.

Marchese.
Warum so ernst? — so düster? — Seltsret ihr
Nicht etwas Freches mir zu sagen haben?

Graf.
Ihr rüstet euch zur Reise nach Neapel,
Auch ich wert' eine Fahrt beginnen.

Marchese.
Wie?
Wollt ihr mich denn begleiten? —

Graf.

Nein, ich muß
Nach Deutschland ziehn.

Marchese.

Nach Deutschland? — Hör' ich recht?
Nach Deutschland ziehen? jetzt, da meine Tochter
Ich eurer Obhut anvertrauen will?

Graf.

Sie mag nicht in dem fremden Käfig weilen! —
Sie breitet ihrer Sehnsucht Flügel aus. —

Marchese.

Des Weibes Wünsche sind wie Wolkenschatten,
Die über die bekannten Fluren ziehn,
Ein Sturm verscheucht sie! Laßt euch das nicht kümmern.

Graf.

Doch! diese Wünsche wird kein Sturm verjagen!
Es sind die Kinder einer heil'gen Liebe;
Ich will sie schützen! Sind sie euch bekannt?

Marchese.

Ihr sprecht von Liebe? Nun, da habt ihr wohl
Camilla's Herz erforscht und ohne Zweifel
Euch überzeugt, daß euch sie liebt?

Graf.

Ja! ja,
Sie liebt mit aller Kraft, das weiß ich; doch
So ganz verblendet bin ich nicht, daß ich
In jedem Namenszug nur meinen sähe.
Ihr hattet Recht! — die alte erste Liebe
Blüht wieder auf.

Marchese.

Nicht wahr? Drum zögert nicht!
Noch ging der Wunsch nicht über ihre Lippen,
Ich kenn' ihn also nicht. Jetzt tretet rasch
Mit eurer edlen Werbung ihm entgegen;
Einwill'gen soll sie, das versprech' ich euch.

Graf.

Sie soll? Nein, nein! Des Lebens höchstes Glück,
Ist es kein frei Geschenk, zerrinnt in Thränen.
Was sie aus Furcht dem Vater hat verschwiegen,

Vertraute ſie dem Freunde, und der hat
Zum Ritter jener Liebe ſich geweiht.

Marcheſe.

Verſteh' ich recht? — Ihr gebt die Hoffnung auf?

Graf.

Nur meine Hoffnung! — Aber nicht die ihre.

Marcheſe.

Ich faſſ' euch nicht! — Erlaubt mir eine Frage:
Hat nicht des heil'gen Vaters mächt'ges Wort
Die Schranken euch eröffnet? — Dürft ihr nicht
Dem Herzen folgen?

Graf.

Nein! ich darf es nicht! —

Marcheſe.

Wie? — Dispenſation wär' euch verſagt?

Graf.

Ja, ſie iſt mir verſagt! Der heil'ge Vater,
Der nur allein des Menſchen Herz begreift,
Hat die geheime Schrift mich leſen laſſen,
Worin mit klaren Worten ſteht: es darf
Nicht ſeyn!

Marcheſe (empfindlich).

Was wollt ihr mir's verbergen, Graf?
Seit ihr das Breve und des deutſchen Ordens
Zuſtimmung habt, das Kreuz von euch zu legen,
Sind eure Wünſche frei und feſſellos;
Da wollt ihr Deutſchlands Töchter ſehn und prüfen,
Ob nicht die klaren himmelblauen Augen
Weit ſchöner ſind, als die erblindeten.
Nun wohl! Glück auf! zu eurer luſt'gen Reiſe.

Graf.

Verkennt mich nicht! reicht mir die Vaterhand!
In keinem Augenblick ſtand ich euch näher,
Nie fühlt' ich inniger, welch Glück es ſey,
Euch Sohn zu ſeyn, als eben jetzt, wo ich
Hinaus gehn will, euch einen Sohn zu ſuchen.

Marcheſe.

Erklärt euch deutlicher! — Ich will nicht glauben,

Daß ihr die Hand, die ihr jetzt selbst verschmaht,
An einen fremden Mann ausbieten wollt.

Graf.

Beruhigt euch und hört mich an! Ihr selbst
Entdecktet mir Camilla's Jugendliebe,
Ihr selbst glaubt, daß sie nicht erloschen sey; —
Und wär' sie nun im Herzen des Geliebten
Auch reiner noch und glühender geworden,
Dem Diamant gleich, der in tiefer Kluft
Durch lange Jahr' am innern Feuer wächst;
Wie? — Könntet ihr dann eure kalte Hand
Aufs neu' dazwischen legen und zerreißen,
Was die Natur nur für einander schuf?

Marchese.

Das Gleiche paßt nur für einander, und
Was legt ihr auf des Weibes flücht'ge Wünsche
Solch ein Gewicht? Glaubt mir, nur durch des Malers
Unglückliche Dazwischenkunft, durch seine
Lebend'ge Schilderung Italiens, selbst
Dadurch, daß er ein Schüler Solimena's,
Sind jene alten Bilder neu erwacht.
Doch sind's bloß leichte Morgenträume, die
Gar schnell zerfließen, kommt der neue Tag.
Vor allen Dingen muß der Maler fort;
Er hat zuerst in jene stille Fluth
Den Stein geworfen, daß sie Wellen schlägt.
Er maßt ein Vaterrecht auf meinen Enkel
Sich an; was soll uns dieser Friedensstörer?
Er nehme reichen Lohn und ziehe fort! —

Graf.

Sorgt nicht! Er soll nach Deutschland mich begleiten!
Er ist ein Jugendfreund des Glücklichen,
Den eure Tochter liebt, ein Freund des Treuen,
Der seine Lieb' ihr heilig aufbewahrte.
In Deutschland lebt er still und hoffnungslos,
Der Maler soll zu ihm den Weg mir zeigen;
Nicht rasten will ich, bis ich ihn gefunden,
Und euch den Sohn, ihr den Geliebten bringe!

Marchese.

Was weißt ihr da beginnen? Achtet ihr
Des Vaters Recht auf seiner Tochter Hand
Für nichts? — Treibt ihr die Schwärmerei so weit,
Des eignen Volkes lang gepflegte Liebe
Leichtsinnig einer fremden aufzuopfern,
Die, nur ein Nebelbild, euch riesig scheint?

Graf.

Habt ihr denn nie geliebt? O denkt zurück!
Wer liebt, der weiß, was er der Liebe schuldig;
Wer ihren Schmerz mit ihre Wonne kennt,
Dem ist die fremde, wie die eigne heilig.
Seht, wie sich zwischen hoh'nten Nachbarlanden
Ein Gletscher stellt, sie von einander scheidend,
So steht ihr zwischen jenen Herzen da:
Allein von seinem kalten eisgen Gipfel
Bis zu den Sternen ist ein weiter Raum,
Den kann er nicht verdecken, und da senkt,
Hoch über ihm, der Frühling, wie die Liebe
Von einem Lande, einer Brust zur andern
Geheime Boten, hier die Blüthenkelche,
Und dort die Herzen von einander grüßend.

Marchese.

Ich aber suche solch geheimer Liebe!

Graf.

Stürzt die Lawine eures Fluchs hinab,
Sie wird, an Gottes Sonne sanft zerschmelzend,
In klaren Segensbächen wohl zerrinnen.
Ich will doch sehn, ob ich das kalte Herz
Nicht aufthaun mag durch eures Kindes Thränen!
O seyd barmherzig.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Maler.

Marchese.

Seht, da kommt der Meister!

Graf (für sich)

Warum denn jetzt!

Maler.

Stör' ich, so geh' ich wieder!

Marchese.

Nein, bleibt, ich bitt' euch! (für sich) Er kommt ganz gelegen,
Ich muß der Sach' ein schnelles Ende geben.

Maler.

Euch sucht' ich auf, Herr Graf; denn mein Gemälde
Ist nun vollendet. Der antike Rahmen
Hat eine goldne Grenze drum gezogen,
Und jetzt verlangt von euch es seinen Platz.

Graf.

Ich will die holde Frau an eine Stelle
Hinführen, wo sie sicherer steht als hier;
Der Silbermond geh' auf am Sternenhimmel.
Kommt denn, mein Freund: Ihr selbst habt wohl die Wohnung
Der schweigenden ehrwürdigen Gestalten,
Den Rittersaal, noch nicht betreten? Kommt.

Marchese.

Vergönnt mir mit dem Meister erst ein Wort;
Wir wollen ob den Preis des schönen Bildes
Uns erst verständigen. Wir folgen bald.

Graf.

Wohl habt ihr Recht! Wir alle müssen Dank
Dem Künstler spenden, wenn schon das Gemälde
Mein Eigenthum, das ich von Freundeshand
Als ein Geschenk empfangen will.

Maler.

Nur ihr
Versteht, wie ihr mein Werk betrachten sollt.
Nicht meine Malerei, der Gegenstand

Erhält es über jeden andern Preis.
Der Künſtler würde nicht von ihm ſich trennen,
Nähm' er der Freund nicht an als Freundesgabe.

Marcheſe (zum Grafen)

Doch bitt' ich, laßt mich mit dem Meiſter ſprechen.
Ich komme mit dem Freunde bald euch nach.

Graf.

So wart' ich euch im Rittersaal erwarten. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Marcheſe. Der Maler.

Marcheſe

(nachdem er Beiden einigemal auf- und abgegangen)

Nicht mit dem Meiſter um des Bildes Preis,
Nein, mit dem Menſchen nur um Menſchenglück,
Hab' ich zu unterhandeln, und ich hoffe,
Je offner ich dabei zu Werke gehe,
Um deſto dankbarer ſollt ihr erkennen,
Daß ich euch auszeichnet durch Vertrauen.

Maler.

Ihr macht mich ſehr begierig, Herr Marcheſe,
Vertrauen iſt ein köſtliches Geſchenk,
Jedoch, ich kann es wieder euch erſtatten.

Marcheſe.

Sagt mir, iſt meines Hauſes Glück euch werth?

Maler.

Fragt Leonhard, er wird euch Antwort geben.

Marcheſe.

Ich weiß, ihr habt nicht bloß die Bahn der Kunſt,
Ihr habt den Weg durchs Leben ihn geführet,
Und was er iſt, verdankt er eurer Sorge.
Abtragen wird er ſeine große Schuld,
Das Schickſal hat dazu ihn ausgeſtattet.

Maler.

Was ich ihm gab, nur das geb' er mir wieder,

Die Liebe! nur wozu ich ihn erzogen,
Das werd' er immer inniger, mein Sohn!
Vergönnt mir Theil an ihm, gewährt auf euch
Mir auch ein Recht, und ich bin hochbelohnt!

Marcheſe.

Ihr könnt euch durch ein leichtes Opfer bald
Ein noch viel größ'res Recht auf uns erwerben.
Es iſt ein zart Verhältniß zwiſchen euch
Und Leonhard, ihr wollt euch nimmer trennen;
Doch wenn nun unſer aller Glück und Friede
Die Trennung heiſchte, würdet ihr dann zögern?

Maler.

Iſt dieß das leichte Opfer? — Weſſen Herz
Schlägt freudiger, wenn er mich ſcheiden ſieht?
Wer ſitzt zu Rathe, wo man dieß verlangt?

Marcheſe.

Wohlan, ich will mich deutlicher erklären.
Der Ritter will mit euch nach Deutſchland ziehn,
Um einen Maler Namens Anton Lenz
Dort aufzuſuchen. Wißt ihr, wo er lebt?

Maler.

Ich weiß es, ja!

Marcheſe.

Iſt ſeines Herzens
Geſchichte euch bekannt? —

Maler.

Er iſt mein Freund,
Wir haben kein Geheimniß vor einander.

Marcheſe.

So hat er wohl von einer Jugendliebe
Zu einem ſchönen Fräulein hohen Standes
Euch auch erzählt, wie man ein Ammenmährchen
In ſpätern Jahren fröhlich wiederholt.

Maler.

Kein Mährchen dünkt ihm dieſe frühe Liebe:
Sie iſt die Fabel ſeines ganzen Seyns,
Die Fetie ſeiner Phantaſie und Kunſt,
Der Engel, der ihn rein durchs Leben führte.

Marchese.

Ihr kennt ihn sehr genau und sprecht sehr warm
Gewiß, er sagt' euch auch des Fräuleins Namen.

Maler.

Camilla nannt' er die Geliebte.

Marchese.

Ja!
Camilla! wißt denn, meine Tochter ist's,
Mein Kind, nach dessen köstlichem Besitz
Der Kühne strebte; kaum gelang es mir,
Das thörichte Verhältniß zu zerreißen.

Maler.

Hat es euch Glück gebracht, daß ihr's zerrißt?
Habt ihr dem Herzen eurer Tochter auch
Ersetzen können, was ihr ihm genommen?

Marchese.

Die Saat des Bösen wuchert, doch ich habe
Sie nicht gestreut; sie fängt aufs Neue jetzt
Zu keimen an; meint ihr es gut mit uns,
So schafft mit mir, daß wir sie unterdrücken.

Maler.

Wie soll ich das? —

Marchese.

Ihr müßt des Grafen Reise
Nach Deutschland hintertreiben. Ihr begreift,
Von einem Bunde meiner Tochter mit
Dem Maler kann die Rede nimmer seyn.

Maler.

Noch faß' ich's nicht! Ich glaubte, eine Liebe,
Die jede schwere Probe treu bestanden,
Erlange endlich doch der Ahnen Recht.

Marchese.

Wer in des Glückes Schooß sitzt, der mag eher
Sich über jene Kluft des Standes beugen,
Um einen Niedrern zu sich aufzuziehn.
Doch wer wie ich, sich aus dem tiefen Schatten
Des Unglücks, wieder an das Licht darf stellen,
Der schau nur über sich und nicht hinab,
Und zeige, daß sein Stolz durch nichts gebeugt.

Wohl würden meine Feinde lächelnd sagen:
Der stolze Mann hat Gott gedankt, daß er
Die blinde Tochter einem armen Maler
Vermählen konnte! — Nein, das kann nicht seyn! —

Maler.

Mein Freund ist nicht so arm, als ihr es glaubt,
Und darf ein Name, den vielleicht die Kunst
Für spätere Geschlechter aufbewahrt,
Wenn mancher Stammbaum schon verloschen ist,
Darf er sich dreist nicht neben euren stellen?

Marchese (stolz).

Erlaßt mir drauf die Antwort.

Maler.

Nun, so sprecht,
Hat denn ein Herz, das seine heil'ge Liebe,
Sein Glück der Kindestreu' zum Opfer brachte,
Das selbst das strenge Schicksal frei gesprochen,
Hat es nicht endlich eine freie Wahl? —
Wollt ihr des andern Blüthenhain zerstören,
Um euch ein stolzes Grabmal aufzubaun?
Faßt euch kein Schauder, seht ihr euer Werk,
Die blindgeweinten Augen eures Kindes,
Die weinen sollen, weinen, bis der Staar
Des Todes auch das eure überzieht?

Marchese.

Ihr haltet mich für hart, ich bin es nicht!
Ihr seyd des Freundes Anwalt, ich bin Vater!
Sie soll nicht weinen, glücklich wird sie seyn:
Es reicht ein edler, ebenbürt'ger Mann
Dem blinden Weibe seine Hand und Liebe.

Maler.

Wie? einem andern soll sie angehören?
Wer ist der Kühne? —

Marchese.

Unser Freund, der Graf.

Maler.

Der Ritter mit dem Kreuz auf seinem Herzen?

Marchese.

Er wirft es ab.

Maler.

Die Gattin seines andern?

Marchese.

Der heil'ge Vater hat ihn dispensirt.

Maler.

Nein, nein! das ist nicht! warum täuscht ihr mich?
Es kann nicht seyn! Er will ja selbst hineilen,
Dem Hoffnungslosen neuen Trost zu bringen.

Marchese.

Die Schwärmerei ist zu den schwersten Opfern,
Obgleich sie niemand fordert, viel bereiter,
Als daß sie Glück durch eignes Glück gewähre.
Dem Grafen war mein Kind zuerst bestimmt,
Da drängt der Bruder sich in seine Rechte,
Und willig bringt er ihm die schönste Hoffnung
Und unser Glück zum Opfer.

Maler.

Damals schon?
Er hat geliebt und doch das Kreuz genommen? —

Marchese.

Und jetzt nach langem Schweigen, stillem Dulden,
Jetzt, da er trotz der köstlichen Präbenden,
Des deutschen Kreuzes sich entäußern will,
Da ihm des Papstes Segen selbst nicht fehlt,
Da er Camilla's innigstes Vertraun,
Der Liebe Pfeiler und des Glücks besitzt,
Da nach der langen öden Fahrt durch's Leben
Er endlich die Geliebte darf umfassen,
Da er uns allen eine Heimath bietet,
Und schon mit ihren Kränzen, ihren Gaben
Die frohen Götter auf der Schwelle stehn,
Und sich die alte Freundschaft unsrer Häuser
Mit unsrer Kinder Liebe endlich eint;
Da steigt das Trugbild früher Leidenschaft
Wie ein Gespenst aus der Vergangenheit
Herauf und scheucht die Gäste auseinander.
Und ihr habt es herauf beschworen! ihr! —
Denn eh' ihr kamt, war meiner Tochter Herz
So ruhig, so ergeben war ihr Sinn; —

Allein ihr ſeyd mit ihm aus einer Schule,
Ihr kommt daher, wo dieſe Lieb' entſtand,
Wie ſollte die Erinn'rung nicht geſchäftig
Den Funken ſchnell zur Flamm' anfachen wollen!
Und nun erzählt ihr unberufen ſelbſt,
Dem Grafen, daß der Maler Lenz noch lebt,
Und gießt das Oel leichtſinnig in die Glut!

Maler.

Ja! ja! — er liebt ſie! — Alles wird mir klar! —
O ich Verblendeter! — ich konnt' es längſt
In ſeinem Herzen leſen! — Hat er denn
Euch ſeine Liebe ſelbſt geſtanden?

Marcheſe.

Ja!
Und meinen Segen gab ich ihm! Doch ſtatt
Mit dieſem Talisman Kamilla's Hand,
Der Willensloſen, raſch ſich zu gewinnen,
Macht er ſich zum Vertrauten ihrer Thorheit,
Führt das Geheimniß ihrer Leidenſchaft,
Das ſcheu Verborgene, hinaus ans Licht,
Und wie ein Weib, das für ein fremdes Kind
In Raſerei die eignen Kinder opfert,
Zerſtört er ſeine Liebe, meine Hoffnung,
Zertritt die ſchönen Blüthen unſers Glücks,
Und ſtellt nun gegen mich ſich in die Schranken!

Maler.

Du großes Herz! in Sieg und Liebe groß!
Auf welcher Seite darf ich für dich ſtreiten?

Marcheſe.

Ehrt ihr den Grafen?

Maler.

Wie ein Heiliger,
So mild und groß ſteht er vor meiner Seele.

Marcheſe.

Und glaubt ihr nicht, daß meiner blinden Tochter,
An ſeiner Hand ein ſonnenheller Tag
Des Glücks aufgehen würde?

Maler.

Fragt mich nicht!

Marchese.

Ich sag' es euch Bertram. Sagt, glaubt ihr's nicht?

Maler.

Ich glaub' es, wär' ihr Herz von Liebe frei!

Marchese.

Das Herz vergißt, stellt sich das Grab vor sich,
Denn über dies Gebirge steigt kein Wunsch. —
Es sucht sich diesseits eine neue Liebe,
Und tröstet sich mit der Unmöglichkeit,
Die Todten zu erwecken.

Maler.

Ja, die Todten!
Allein, der Maler Lenz ist ja nicht todt!

Marchese.

Er ist's! sobald ihr sprecht: er sey gestorben! —
Es lügt sich manches Todte in das Leben,
Uns mit Gespensterarmen zu umfassen;
So mag das Leben auch den Tod belügen,
Daß er zu uns sich als Versöhner stelle.

Maler.

O was verlangt ihr! — scheint es euch so leicht
Ein liebend Herz lebendig zu begraben? —

Marchese.

Lebendig? — War er längst nicht für uns todt?
Nur die Gewißheit fehlt, dann würd ihr Herz
Ihn erst betrauern, dann sich still ergeben,
Dann ist kein Kampf mehr zwischen Kind und Vater,
Dann steht kein Götze vor dem Grafen mehr,
Der seiner Liebe blut'ges Opfer heischt,
Dann sind wir alle glücklich!

Maler.

Alle glücklich?
Auch eure Tochter? — auch der arme Lenz? —

Marchese.

Er ist nicht minder glücklich, als er's war!
Verliert er denn ein Glück, das er besaß?
Gibt ihm die Lust dazu ein Recht darauf?
Und meine Tochter? — Wohl, ich setz' euch jetzt
An meine Stelle; glaubt, ihr wär't der Vater,

Ihr ſollet wählen für des Kindes Glück:
Hier ſtehn die beiden Männer, eure Freunde;
Werft auch des Schickſals reiche Gaben weg,
Nehmt ihnen Stand und Namen, laßt ſie nur
Mit ihrem Werth als Menſchen vor euch ſtehn;
Wer hat von beiden treuer ſie geliebt?
Wer hat durch größre Opfer ſich ein Recht
Auf ihre Hand erworben? — Prüft und wählt!

Maler.

O fragt mich nicht! — Laßt eure Tochter wählen!

Marcheſe.

Soll ich den ſchweren Kampf ihr nicht erſparen?
Soll ſie das alles wiſſen, was uns klar,
Und dann ſich fragen müſſen, ob ſie wohl
Im Stande wär', des Grafen Herz zu brechen,
Im Augenblick, wo ſich's ihr opfern will?
Wär' euer Freund, der Maler, doch zugegen,
Ich möcht' ihn fragen: ob er wohl ſein Glück
Aus ſolchen Trümmern ohne Vaterſegen —
Mit keckem Muth ſich aufzubauen wagte?
Ob er, liebt' er mein Kind noch wahr und rein,
Nicht jener höhern Liebe ſtill ſich neigt? —

Maler (in Gedanken verloren).

Zum Altar führt man die bekränzten Opfer.
(Nach oben zeigend.)
Der hohe Prieſter wählt das reinſte aus!

Marcheſe.

Erfüllt die Wünſche eines Vaters! Seht,
So bittend ſtand ich noch vor keinem Menſchen!
In eurer Hand ruht unſer Glück und Friede.
Sprecht, er ſey todt! hört ihr? er ſey geſtorben!
Wollt ihr? — Hier hättet ihr es erſt erfahren!
Verſprecht es mir!

Maler.

Fahr' wohl du armes Herz!
Hier meine Hand! Der Maler Lenz — iſt — todt!

Marcheſe.

Ihr gebt durch dieſes Wort uns neues Leben!
Ich dank' euch! — Doch erfüllt noch eine Bitte

Maler.

Was hätt' ich jetzt noch zu verfassen? — Sprecht!

Marchese.

Verlaßt uns bald! So lang' ihr noch zugegen,
Steht die Erinnrung meiner Tochter näher,
Und Schmerz und Sehnsucht stillen schwerer sich.
Doch mit euch ziehn die alten Bilder fort,
Die Wetterwolken, die den Sturm erregt,
Und ist das Band nur erst geschlossen, das
Den Grafen mir zum Eidam gibt, dann mögt
Ihr wieder uns besuchen.

Maler.

Sorget nicht!
Ich werde gehn, und nimmer wiederkehren!

Marchese.

Ihr seyd ein wackrer Mann! Jetzt rasch ans Werk!
Berichtet eures Freundes Tod dem Grafen,
Gebt eurer schnellen Reise einen Grund;
Ich will mit Julien sprechen, denn durch sie
Erfahr Kamilla, was sie wissen soll.
Ich werde mich auf euch dabei berufen.

Maler.

Auf mich? — Ja! — Gut! — Beruft euch nur auf mich.
Sagt ihr — sagt ihr — ich ließe sie beschwören
Zu schweigen! Und was sie jetzt hört, zu glauben!

Marchese.

Und nun, mein Freund, gewährt die letzte Bitte!
Ich will nicht euer träger Schuldner bleiben.
Was ich von euch erbat, wollt ihr gewähren,
Wohlan, so fordert auch von mir den Lohn!

Maler.

Behaltet ihn! Ihr seyd für mich zu arm!
Der Maler Lenz wird mich schon selbst bezahlen,
Daß ich sein Todtengräber bin! — Zu ihm
Will ich hineilen, will mich zu ihm betten,
Und ihn festhalten in der kalten Gruft!

Marchese.

Kein Grab! — Ihr schwärmt! Das Leben steht euch offen! —

Seyd ihr zu stolz den Lohn von mir zu fordern,
Will ich euch selbst den goldnen Schlüssel reichen,
Der überall des Lebens Pforten öffnet.
(Ab.)

Sechster Auftritt.

Der Maler allein.

Maler.

Hatt' ich nicht tief und sicher dich gebettet,
Du armer Lenz? — Was bist du denn erwacht?
Der Liebe Morgen tagt noch lange nicht!
Nur Träume haben dich im Schlaf gestört! —
Still, weine nicht! Schlaf ruhig wieder ein! —
(Nach einer Pause.)
Muß das so seyn? — Herz, frage nicht, es muß!
Vollende deiner Wallfahrt Tagewerk,
Versöhn' den Vater endlich mit der Tochter!
Gib jener heil'gen Liebe neues Leben,
Die du im eignen Rausche nicht erkannt,
Obgleich sie sich zum Opfer für dich stellte;
Ihr folgt der Vatersegen, dir der Fluch!
Genügt dir's nicht, daß du sie ewig liebst? —
Daß sie dich liebt, daß du ihr Kind erzogen
Daß du erst siehst, wie sie dich heiß beweint,
Und dann hinaus gehst dir dein Grab zu suchen?
Des stillen Kirchhofs Pforte wird verschlossen,
Der arme Lenz ist todt! — Er ist begraben.
Herz, fasse deine alte Kraft zusammen!
Bebt nicht, ihr Lippen, bei der Todespest!
Verschlucke, Auge, deine heißen Thränen!
Erbleicht nicht, Wangen, in der Abschiedsstunde!
Ihr sollt die Zeit schon finden zum Erbeben,
Zum Weinen, zum Verbluten, zum Erbleichen!
(Er geht langsam ab.)

Ritterſaal.

Das Bild Kamillens hängt bereits an der leeren Stelle neben dem verhängenen Gemälde.

Siebenter Auftritt.

Der Graf. Leonhard. Der Kaſtellan.

Graf.

Der Meiſter läßt uns hier vergeblich warten.

Kaſtellan.

Er hat wohl Gründe! Habt ihr nun genug
Das Bild bewundert? Es iſt ſehr getroffen!
Allein das Aehnlichſte iſt euch entgangen.

Graf.

Du meinſt die Augen mit dem neuen Leben?

Kaſtellan.

Nein, nein! In einer Ecke des Gemäldes
Hat's der beſcheidne Künſtler hingeſtellt:
Nur meinem Kennerblick entgeht es nicht!
Seht doch, ich meine hier das kleine Ding!

Leonhard.

Dieß? — Ei, das iſt das Zeichen meines Meiſters,
Ein Adlerfittig mit dem Pfeil durchſchoſſen.

Kaſtellan.

Ganz recht! Ich ſeh' es nicht zum erſtenmale.
Man kennt den Meiſter an dem Zeichen wieder.

Graf.

Wo hätteſt du ein Bild von ihm geſehn?

Kaſtellan.

Geſehn? — Ich hab' es ſelbſt euch zugebracht!
(Er zieht den Vorhang vom Bilde.)
Hier iſt das Meiſterwerk! Hier ſteht das Zeichen.

Leonhard (erſchrocken).

Des Vaters Bild? —

Graf.

Dich täuſcht die Rachſucht, Alter!

Kaſtellan.

So überzeugt euch doch mit eignen Augen!

In dieſer Ecke ſteht ja Pfeil und Flügel.
Das Schickſal hat die Hand darauf gehalten,
Als Zeit und Wetter dran gewaſchen haben,
Und nicht umſonſt es für uns aufgeſpart.

Graf.

Bei Gott! es iſt ein und daſſelbe Zeichen.

Leonhard (die Augen verhüllend).

Es kann nicht ſeyn; er hat es nicht gemalt!

Kaſtellan.

Nicht? — Ja ich traute ſelbſt kaum meinen Augen!
Das Zeichen gilt für Namensunterſchrift.
Er war ein feiler Söldner Spaniens,
Er hat die Kunſt der Tyrannei verhandelt,
Er hat der Freiheit kräft'ges Bild gemalt,
Damit's der Henker an den Galgen ſchlage.

Leonhard.

Halt ein, Verwegner! Schmähe nicht den Meiſter,
Der mir ein Vater iſt.

Kaſtellan.

Der ihn euch raubte!
Mir graut vor ſolcher Kunſt, die im Geheim
Des Menſchen Antlitz ſtiehlt, und das Geſpenſt
Dem Feind verkauft als Zeugen gegen uns.

Leonhard.

O ſchweige!

Graf.

Leonhard, du biſt ſein Schüler,
Wirſt ſeine Art zu malen leicht erkennen.
Tritt näher, ſieh genau das Bild dir an,
Es iſt nicht ſo verlöſcht, daß man den Meiſter
Geübten Blicks nicht dran erkennen ſollte.

Leonhard.

Ich kann nicht ſeyn, mein Auge ſchwimmt in Thränen!

Kaſtellan.

Die raffen nicht zum Degen, junger Herr.

Graf.

Du mußt dich faſſen, ſelbſt ich ſchöpfe Argwohn.
Als ich zuerſt mit deinem Meiſter ſprach,
Mit ihm den ſchnellen Bund der Freundſchaft ſchloß,

Wie anders ſchien er da, ſo ernſt und weich,
So über jede Leidenſchaft erhaben! —
Doch ſeit er deinen Stand und Namen weiß,
Seit deines Vaters Schickſal ihm bekannt,
Iſt ſeine Ruh' verſchwunden und man ſieht,
Ihm laſtet ein Geheimniß auf der Seele.

Leonhard.

Das Unerwartete bewegt ihm das Gemüth;
Mag ich doch ſelbſt ſeitdem mich kaum erkennen.

Graf.

Ich ehr' ein Herz voll Dankbarkeit, mein Sohn.
Allein wir ſprechen hier als Männer,
Der Augenblick iſt ernſt, du mußt dich faſſen!
Bei unſers Stammes Ehre frag' ich dich:
Glaubſt du, daß er des Vaters Bild gemalt?

Leonhard.

Das Zeichen ſagt's. —

Graf.

Erkennſt du ſeinen Pinſel?

Leonhard.

Ich glaube — ja! —

Kaſtellan.

So ſäumt nicht mit der Rache!
Ich will ſein Scherge ſeyn und will ihn faſſen!

Leonhard.

Was willſt du, Raſender! Du bleichſt und ſchweigſt.
Verdammt ihn nicht, ihr habt ihn nicht gehört.
Für ſeine Unſchuld laßt mich Bürge ſeyn;
Ihr kennt ihn nicht, nur ich verſteh' ihn ganz,
Ich habe ja an ſeiner Bruſt gelegen,
Sie war mein Himmel, wo nur Engel wohnen.

Kaſtellan.

Sie iſt die Hölle! Mit den Teufelskünſten
Hat er auch euch beſtrickt; auch euch gelehrt,
Die armen Menſchen abzukonterfeien.

Graf.

Wir wollen prüfen! — Doch das ſiehſt du ein,
Was auch zu dieſem Bilde ihn bewogen,

Es ſteht nun einmal da und ſcheidet euch.
Zum mindeſten war ſeine Kunſt ihm feil.

Leonhard.

Es ſcheidet uns? —

Graf.

Er wird den Kreis ſelbſt fliehen,
Wo dieſer Zeuge ſeiner Schwachheit weilt.
War's Schwachheit nur, ſo geh' er ſchamerfüllt!
Hat Bosheit aber und Verrätherei
Den Pinſel ihm ſo meiſterhaft geführt,
Hat er ſich gegen ſeines Vaterlandes
Verſchworne Retter mit dem Feind verbunden;
So werd' ich ſelbſt ſein ſtrenger Richter ſeyn! —
(Zum Kaſtellan.)
Du aber, Alter, ſchweigſt! — nicht eine Sylbe
Komm' über deine Lippen! Hörſt du wohl?
Bei meinem Zorn befehl' ich dir, du ſchweigſt!
(Mit Leonhard ab.)

Achter Auftritt.

Der Kaſtellan allein.

Kaſtellan.

Du ſchweigſt! Und legſt die Hände in den Schooß,
Und öffneſt ihm recht freundlich Thor und Thüren,
Wenn er in ſeiner Unſchuld gehen will!
Nicht wahr, das wär' für dich, du alter Kopf?
(Zu einem Ahnenbilde.)
Schaut nicht ſo ernſt auf mich, geſtrenger Herr!
Ich werd' es halten, was ich euch geſchworen.
(Er zieht den Vorhang über das Bild. Als er abgehen will, treten von einer andern Seite, ohne ihn zu bemerken, raſch ein:

Neunter Auftritt.

Der Marcheſe. Julie. Der Kaſtellan.

(Der Kaſtellan bleibt an der Hauptthüre ſtehen, jedoch nicht als ob er horchen wollte, ſondern als ob er Befehle erwarte.)

Marcheſe (Julien zurückweiſend).
Laß ab von mir! — Thu', was ich dir befohlen!
Ich ſag' es dir, der Maler Lenz iſt todt!

Julie.
Wenn denn kein Flehn die harte Bruſt erweicht,
Wenn euch das neue Glück ſo arm gemacht,
Daß ihr die Lüge ſelbſt zu Hülfe ruft,
Um Thränen euch für Perlen einzukaufen,
So laßt euch durch das früh're Unglück warnen.

Marcheſe.
Durch meinen feſten Sinn hab' ich's beſiegt.

Julie.
Bisher hab' ich mit Scheuung euch verſchwiegen,
Wie eure Grauſamkeit den Feinden ſelbſt
Furchtbare Waffen in die Hände gab.

Marcheſe.
Was haſt du mir verſchwiegen? Sprich es aus!

Julie.
Betrachtet euer Loos von jener Stunde,
Wo ihr vom Herzen eures armen Kindes
Die erſte Liebe riſſt, was hat euch denn
Der ſtolze Eidam für ein Glück gebracht?

Marcheſe.
Er gab mir einen Enkel, meiner würdig.

Julie.
O Himmel, welche Hand hat ihn erzogen? —
Doch ſtill! — Was war des Grafen Kurt Verderben? —
Was warf ihn in des Kerkers tiefe Nacht?

Marcheſe.
Das Bild dort, von Verrätherhand gemalt!

Julie.
So glaubt ihr zwar in thörichter Verblendung.

Doch wißt, in Haß und blinder Eifersucht
Habt ihr's und euer Eidam selbst bestellt,
Und ob's gleich eine reine Hand gemalt,
Wars doch zum Rachewerkzeug gegen euch.

Marchese.

Was faselst du? — Du weißt, wer es gemalt?

Julie.

Ihr wart mit der Ergebung eurer Tochter,
Mit ihrem blut'gen Opfer nicht zufrieden.
Schmach wolltet ihr auf jene Liebe häufen,
Und sie im Dunst der Eitelkeit ersticken.
Ihr habt den Rath gegeben, läugnet nicht,
Den Maler in des Grafen Haus zu locken,
Und ihn in der Geliebten Gegenwart
Verhöhnend, mit Verachtung abzuweisen.
Die Liebe darf und wird kein Opfer scheuen,
Denn der sie schuf, legt sie ihr selbst wohl auf.
Muß sich der Bach durch Felsen mühsam drängen,
So strömen seine Fluthen desto klarer
Einst wieder in den weiten Ocean.
Doch gegen solch ein sündliches Beginnen
Nimmt sie des Himmels Rache selbst in Schutz;
Das Bild, das ihn am Hochgericht verrieth,
Kein andres ist's, als was euch Lenz gemalt.
Verachtenz ließt ihr's stehn bei euer Flucht,
Da gab das Schicksal es in Feindes Hände,
Damit zu schmücken der Vergeltung Säule.

Marchese (nachdenkend).

Unmöglich wär es nicht! — Wohl aber gräßlich! —
Es könnte seyn! — Ich aber mag's nicht glauben!
Wer hat dich drauf gebracht?

Julie.

Der Meister hier,
Er kennt die Art, wie Lenz das Bild gemalt.

Marchese.

Wie schlau erwägt ihr jede Möglichkeit,
Verdächtig nur das eigne Thun zu machen,
Damit ich williger gehorchen soll.

Julie.

Nicht mir, gehorcht der Stimme der Natur!
Sie ruft verwandte Herzen zu einander;
O seyd nicht taub für sie! Vernehmt den Engel
Durch den der Herr sich noch uns offenbart!
Und — hört ihr! laßt euch durch das Unglück warnen.

Marchese.

Was kann ich für des Schicksals harten Gang? —

Julie.

Ihr nennt es so, damit die eigne Schuld
Ihr einer fremden Macht zuschreiben könnt;
Die strenge Folge seines eignen Handelns,
Das nennt der Mensch sein Schicksal; jagt er nun
Herzlos und blind den Leidenschaften nach,
Sieht er auch nur ein blindes Fatum walten! —
Ein neuer Akt des Lebens geht euch auf,
Verwebt die Fäden nicht zum Trauerspiel;
Laßt euch der Tochter langes Leiden rühren,
Und gönnt ihr endlich eine freie Wahl!

Marchese.

Ich kann die Todten doch nicht auferwecken!

Julie.

Wer hat es euch gesagt? — Ich weiß, er lebt!

Marchese.

Glaubst du mir nicht, so frage selbst den Meister,
Er hat die sichre Nachricht seines Todes.

Julie (erstaunt).

Der Maler, sagt ihr? — Ha! was soll das heißen!

Marchese.

So ist's! Erfülle, was ich dir befohlen!
Camilla's thöricht Hoffen hat ein Ende!

(Der Kastellan, der während Juliens Erzählung mit Mühe das Reden unterdrückt hat, geht jetzt still und unbemerkt ab.)

Julie.

Auf mich zählt nicht!

Marchese.

Nun so erfahre sie's
Von mir! Ich schiebe meine Reise auf:

Und daß der Maler morgen uns verläßt,
Weiß sie bereits.

Julie.

Der Maler uns verlassen? —

Marchese.

Der Maler, ja! — Scheint es dir wunderbar?
Was soll er länger hier? Die Welt ist groß!
Sey klug, mein Kind! du kennst jetzt meinen Willen!
Es wird von dir abhängen, ob ich dich
Belohnen oder ganz entfernen soll! (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie allein.

Julie.

Du sollst mich nicht von ihrem Herzen reißen!
Mein freier Sinn erhebt mich über dich!
Doch wie soll ich die Räthsel fassen? — lösen?
Jetzt da die Liebe fast ihr Ziel errungen,
Tritt Lenz zurück und lügt den Tod herbei.
Der Ritter will das Kreuz vom Busen reißen,
Um der verbotnen Flamme Luft zu schaffen?
Das ist nicht euer Werk; ihr reinen Seelen!
Ich ahne, wer den Geist herauf beschwört;
Des Unglücks Fesseln hielten ihn gefangen,
Im Glück erscheint aufs neue das Gespenst;
Und vor ihm wird das Vaterherz zu Stein.
Ich will mich ihm mit Muth entgegen stellen,
Den Schleier will ich vom Geheimniß heben.
Damit das Licht durch alle Falten dringt.
Und du, o Geist, der für das bange Leben,
Als Trösterin die Liebe uns gegeben,
Gib du mir Kraft, daß ihr der Sieg gelingt! (Ab.)

Zimmer wie zu Anfang des Akts.

Elfter Auftritt.

Kamilla. Der Graf. Leonhard.

Leonhard.

Du ſprichſt, der Meiſter wollt' uns jetzt verlaſſen? —

Kamilla.

Der Vater ſagt's.

Graf.

Er hat ihn mißverſtanden.
Der Meiſter ſchickt ſich an mich zu begleiten.

Kamilla.

Euch? — Nein! Allein bricht er ſchon morgen auf!

Leonhard.

Und mir kein Wort davon! — Das kann nicht ſeyn!

Kamilla.

Was mag ihn denn aus unſrer Mitte ſcheuchen?
Hat jemand ihn gekränkt? Ich will's nicht glauben.

Leonhard.

Ja wüßt' ich's, Mutter! Laß mich zu ihm eilen!

Graf.

Nein, bleib! Ahnſt du der Reiſe Grund noch nicht? —
Er ließ im Saal vergeblich auf ſich warten —
Vielleicht hatt' er die Bilder ſchon geſehn. —

Leonhard.

Ich mag nichts ahnen, will's von ihm nur hören:
Sein treuer Mund, der keine Lüge kennt,
Der wird mir ſagen, was ihn von uns treibt.

Graf.

So glaub' ihm nur! Doch will auch ich ihn ſprechen!
Sein raſcher Flug wird doch vielleicht gehemmt,
Der Fittig iſt mit einem Pfeil durchſchoſſen.

(Leonhard verhüllt das Geſicht.)

Kamilla.

Ihr ſprecht ſo räthſelhaft, ich faſſ' es nicht!

Graf.

Es geht ein Geist im alten Saale um,
Wer weiß, hat er den Maler nicht erschreckt.

Kamilla.

Ein Geist, sagt ihr? Ein Geist? Den flieht er nicht!

Graf.

Nicht jeder mag der Vorzeit Schatten sehn,
Sie zeigen oft, was wir vergessen möchten.

Kamilla.

Ein Künstler liebt Gemeinschaft mit den Geistern.
Doch was es sey, bewegt ihn, daß er bleibe! —
Mir ist so bang, denk' ich an seinen Abschied
Er hat so theures mir, mein Kind gebracht —
Und seit er hier ist — — wenn er wieder ginge
Ich weiß es nicht — — O meine Augen schmerzen.

Leonhard.

Du weinst ja, Mutter! Ach, ich möcht' es auch!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Maler. Der Marchese.

Marchese.

Sieh da! Hier treffen wir sie ja beisammen?
So können wir vereint den Plan der Reise
Berathen! Ja, Herr Graf, ihr werdet wohl
Noch eine Zeitlang unser lieber Wirth
Verbleiben müssen. Eure Güte ist
So groß, daß sie den Mißbrauch selbst entschuldigt.
Ich wünsche meine Reise zu verschieben!

Graf.

Bleibt hier als Herr! Indeß ich meine Reise,
Die keinen Aufschub leidet, unternehme;
Und kehr' ich in Begleitung wieder heim,
Dann öffnet froh mas euer gastlich Haus.

Marchese.

Von einer Reise ein andermal, ihr werdet

So einsam uns nicht lassen wollen! Seht,
Der Meister hier sagt mir so eben auch,
Daß er schon morgen von uns scheiden will.

(Pause. Alle sehen auf den Maler, der mit niedergeschlagenen Blicken steht; Kamilla scheint auf eine Antwort gespannt zu horchen. Endlich naht sich ihm Leonhard zögernd.)

Leonhard.

Du gehst von mir?

(Der Maler nickt ohne zu antworten mit dem Haupte.)

Kamilla.

O sprecht, daß ich es höre! —

Maler.

Ich denke meine Heimath aufzusuchen.

Kamilla.

Fühlt ihr euch nicht mehr heimisch unter uns?
Was reißt euch plötzlich von Lenardo's Herzen?

Maler.

Die Brust erfüllt oft ungenanntes Sehnen!

Kamilla.

Vielleicht hofft eine alte kranke Mu[tter] — —

Ma[ler.]

Die meinige hofft hier nicht mehr [auf] — schläft. —

Kamilla.

Ein Vater oder liebende Geschwister — —

Maler.

Ich habe niemand, stehe ganz allein! —

Kamilla.

Beruhigt uns; nennt doch nur einen Grund!
Euch zieht vielleicht ein süß Geheimniß fort —
Vielleicht harrt euer sehnend die Geliebte.

Maler.

Nein, meine Liebe ist dem Tod verfallen!

Graf (für sich).

Bei Gott, geheime Schuld bleicht sein Gesicht! —

(Laut zum Maler.)

Wenn, wie es scheint, ihr nur zu reisen wünscht,
So werdet ihr doch euer Wort mir halten,
Und mich begleiten.

Maler.

Laßt allein mich gehn!
Bleibt heim! Die Reise wäre doch vergebens.

Graf.

Vergebens, meint ihr? Nein, das hoff' ich nicht.
Euch aber scheint nicht wohl mehr unter uns.

Marchese (zum Grafen).

Was quält ihr ihn! Ich weiß, was ihn bewegt.
(Zum Maler.)
Warum verschweigt ihr doch die Todespest?
(Zu den Uebrigen.)
Ein Freund ist ihm gestorben.

Leonhard.

Deßhalb also? —

Maler.

Ja! ich will gehn an seinem Grabe weinen!

Graf (für sich).

Ich glaub' ihm nicht!

Kamilla.

Ihr sollt nicht weinen!

Maler.

Wenn
Des Lebens heißer Tag zur Rüste ging,
Verlangt die Nacht des Todes ihren Thau.

Marchese.

Wie hieß er doch? Ihr nanntet mir den Namen —
(Der Maler schweigt sehr bewegt.)

Graf (hinzu).

Ihr habt ihn schnell vergessen, wie es scheint.

Maler

(mit großer Ueberwindung)

Noch nicht! — Mein todter Freund hieß — Anton — Lenz. —

Kamilla.

Lenz? — O mein Gott! — War er ein Maler?

Maler.

Ja!
Ein armer deutscher Maler — Anton Lenz! —

Graf.

Es kann nicht seyn! Ihr lügt!

Kamilla (sich zusammennehmend).

Mein Sohn! — Lenardo!

Leonhard.

Die Mutter sinkt in Ohnmacht!

Maler (still für sich).
Lebe wohl!
Graf (zum Maler).
Was, Unmensch, that sie euch? —
Marchese (zu Kamillen).
Komm auf dein Zimmer!
Kamilla (sich mühsam aufrichtend).
Der Todesfittig ist so kalt, so kalt! —
Die Nacht viel finstrer noch als meine Nacht!
Ich werd' ihn nicht mehr finden — er ist stumm!
(Marchese und Leonhard führen Kamillen ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf. Der Maler.

Maler (ihr nachsehend).
Leb wohl! du findst ihn nicht mehr, er ist stumm!
(Er will gehen.)
Graf
(wie aus dumpfem Sinnen auffahrend und ihn zurückhaltend).
Mensch! spotte nicht mit ihren eignen Worten!
(Sanfter.)
O! ich beschwör' euch, widerruft die Lüge! —
Ihr wißt nicht, welche Hoffnung sie vergiftet!
Maler.
Wüßt' ich es auch, ich kann nicht widerrufen!
Graf.
Habt ihr nicht selbst mich zu ihm führen wollen?
Maler.
Ich dacht' es, doch ihr findet ihn nicht mehr.
Erst heut' erhielt ich Nachricht seines Todes.
Graf (für sich).
Gott, wär es möglich? wär auch hier sie frei!
Maler.
Nehmt denn das Glück, das ihr ihm zugedacht,
Und legt getrost es an die eigne Brust.

Graf (für ſich)

Was iſt das? hat er mich errathen? — (Laut.) Ha!
Mir grant vor euch, als wär't ihr der Verſucher,
Der liſtig fremdes Glück zum Köder beut,
Damit er hinterrücks entſchlüpfen könne.
(Dringend.)
Und hört! — ich will vergeſſen, ihr ſollt gehn!
Ich will nicht fragen, was ihr einſt verſchuldet,
Nur ſagt: ihr habt gelogen! — Sagt: er lebt!

Maler.

Mein edler Freund, der Argwohn gegen mich
Iſt euch gewiß ſo fremd, wie mir die Schuld!
Ich liebe euch, ich hab' euch längſt verſtanden,
Und neige mich vor eurer ſtillen Größe;
Doch ſtellt auch mich zu tief nicht unter euch,
Und glaubt mir, daß der Maler Lenz geſtorben.
Legt ihm das Kreuz zum Denkmal auf den Hügel!
(Nach einer kurzen Pauſe, in welcher der Graf in ſich verſunken ſteht, kommt ſelig Leonhard zu den Vorigen.)

Leonhard.

Eilt, lieber Oheim, eilt zu meiner Mutter!
Ach, ſie iſt außer ſich! euch will ſie ſprechen!
Großvater hieß mich gehn, ich ſollt' euch rufen.

Maler (für ſich)

O meine! weine!

Graf.

Will von mir ſie Troſt?
Ich habe keinen, wenn er Wahrheit ſprach!
(Zum Maler.)
Se leite' ich euch vor ein geheim Gericht!
Verlegen will ich euch zerriſſne Kränze,
Verſtellen einen ſtummen Leichen Zeugen,
Könnt ihr vor dem beſtehn, will ich euch glauben!
(Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Maler. Leonhard. Er steht schon von ihm entfernt.

Maler.

Mein Leonhard, mein Sohn, wir müssen scheiden!

Leonhard.

Warum denn, Meister? —

Maler.

Frage nicht, wir müssen!
Komm, lege dich noch einmal an dieß Herz! —
Du stehst und zauderst? Bin ich dir schon fremd? —

Leonhard (hold für sich).

Fremd? — Ach, wie soll ich mich von ihm entwöhnen? —

Maler.

Nimm Abschied von dem Baum, in dessen Zweigen
Dein Nestchen war, wo du der jungen Brut
Der Nachtigall gleich, deine ersten Lieder
Gesungen! — Ach! es naht des Schicksals Winter,
Der Baum erstirbt — du flatterst fort ins Leben.

Leonhard.

Hältst du mir also dein Versprechen, Meister?
Was dich das heil'ge Band zerreißen heißt,
Dich von mir jagt, es kann nichts Gutes seyn.

Maler.

Wie? — Auch in deiner Seele steigt ein Dämon
Des finstern Argwohns gegen mich empor?
Dann freilich ist der Herzen Band zerrissen!
Hast du den Glauben an mich aufgegeben,
Die Frucht der Liebe, nun dann ist sie selbst
Auch schon gebrochen; und das Scheiden reif!

Leonhard.

Sey nicht so grausam bei dem nahen Abschied.

Maler.

Du auch nicht! — Thu', als liebtest du mich noch!
Ich will nicht fragen, was dich von mir wendet,
Will nicht die Stimme kennen gegen mich!

Vertheidigst du mich nicht! Ich mag es nicht! —
Doch gib der Kindesliebe süße Gabe
Mir auf den Weg, damit ich daran zehre,
Wenn's öde wird, und wenn mein Herz verarmt.

Leonhard.

O Meister! — Vater! —

Maler.

Schau' mir doch ins Auge!
Erblickst du des Bewußtseyns Flecken drinn,
Obgleich von Thränen es verschleiert ist? —
Leg' deine Hand auf diese Brust, zwar schlägt
Das Herz viel höher, als du's je gefühlt,
Doch nur von unnennbarer reiner Liebe!
Sie heißt mich von dir gehn und heißt mich schweigen.

Leonhard.

Die Liebe, denk ich, sie verbirgt sich nicht.

Maler (mit zum Himmel gefalteten Händen)

O, daß ich dir mich zu vergleichen wage. —
(Zu Leonhard.)
Welch Auge schaut den Quell der höchsten Liebe,
Die ihre Sterne durch den Aether führt,
In Licht sie taucht, daß sie die Strahlenarme,
Wie Brüder, auf der langen Bahn sich reichen,
Die auch mit Thau die Rosenknosp' erquickt
Und ihr zum Duft den süßen Athem gibt?
Ein heil'ger Geisterschleier hüllt sie ein —
Und doch glaubst du an sie, du fühlst ihr Walten!
So glaube denn an meine Liebe auch,
Du wirst sie fassen, wenn ich nicht mehr bin,
Sie ist ein Tropfen aus dem Urquell dort,
Und rein wie er! —

Leonhard (ihn umschlingend)

Ja, ja! ich glaube dran!
Wie dürft' ich zweifeln, hat mich dieser Engel
Nicht durch das Leben bis hierher geführt?
Mein Vater! o verzeihe deinem Kinde!

Maler.

Nicht dir, mein Sohn, dem, der des Mißtrauns Samen

An deine Brust gestreut, muß ich verzehn.
Doch hast du Zweifel? Sprich sie muthig aus,
Ich will mich gegen dich vertheidigen.

Leonhard.

Vertheid'gen? — O, demüth'ge mich nicht mehr!
Nein! — Nein! — Dein Herz hat nie gehaßt; dir ist
Der Rache blutiger Gedanke fremd;
Hast nie Tyrannen deine Hand geliehn,
Der Freiheit muth'ge Kämpfer zu erwürgen.

Maler.

So wahr ein Gott lebt, nein! das hab ich nicht!
Wer wälzt auf mich so schändlichen Verdacht?

Leonhard.

Laß auch mich schweigen! frage nicht, mein Vater!
Die Kindesliebe wird dein Anwalt seyn.
Was kannst denn du dafür, wenn Feindes Hand
Dein Werk entweihte? Wer verdammt die Sonne,
Wenn Frevler Hände ihre milden Strahlen
In einen Brennpunkt fassen und die Hütte
Zu Asche brennen mit der Himmelsglut.

Maler.

Ich staune! Rede! löse mir die Räthsel!

Leonhard.

Nein! über meine Lippen kommt nichts weiter.
Mein Herz ist dir kein Räthsel! Sieh ich will
Sogar dir glauben, daß wir scheiden müssen!

Maler.

So hab' ich dich denn wieder, eh ich gehe? —

Leonhard.

Wo gehst du hin? — Ach! kehrst du nicht bald wieder?

Maler.

Das steht in Gottes Hand! — Ich glaube nie!

Leonhard.

Nie wieder? — So verlassen willst du gehn,
So ohne Schutz hinausziehn in die Welt?
O nimm ein Zeichen meiner Liebe mit,
Denn der Verfolgung furchtbares Gespenst

Eilt oft dem unbeschützten Pilger nach!
Nimm dieses Schwert, das dir die Liebe beut,
Auf daß es dich, ein treuer Freund, begleite!
Es war zu einem heil'gen Kampf geweiht,
Drum rüstet dich dein Kind damit zum Streite.
(Er reicht ihm seinen Degen.)

Fünfter Aufzug.

Offene Galerie aus dem Ende des dritten Akts, noch matt erleuchtet.

Es ist Nacht.

Erster Auftritt.

Der Maler kommt langsam gegangen und schaut eine Zeit lang schweigend in die Nacht hinaus.

Maler.

Des Tages lauter Sturm hat sich gelegt; —
Nur von des Schlafes tiefen Athemzügen
Wird noch das stille Meer der Nacht bewegt; —
Nur von dem Traum noch läßt das Schiff sich wiegen,
Und jenseits winkt das Land; des Leuchtthurms Flammen,
Sie rufen all die Schiffenden zusammen. —
Es ist beschlossen! — Ja ich will hinaus!
Nacht, lege deinen Frieden auf dieß Haus,
Und leuchtet mir auf meiner Bahn, ihr Sterne! —
Und wenn die Glocke wieder ruft: es tagt! —
Und wenn das Herz in Liebe nach mir fragt! —
Lebt wohl! — Lebt wohl! — Dann bin ich ferne! —

Zweiter Auftritt.

Der Maler. Der Kaſtellan.

Kaſtellan.

Ihr winktet mir, als ihr den Saal verließet,
Ich komme, eure Wünſche zu vernehmen.

Maler.

Iſt es ſchon ſpät? Sind Alle ſchon zur Ruhe?

Kaſtellan.

Spät wohl, allein die Ruhe will nicht kommen;
Das Schloß iſt voll, ſie findet keinen Raum,
Selbſt an der Tafel nimmt ſie nicht mehr Platz.
Der Herr Marcheſe nur ließ ſichs wohl ſchmecken,
Der Graf, die Gräfin, auch der junge Herr
Sie haben nicht zu Nacht geſpeiſt, wie ihr.
Was hat euch denn den Appetit verdorben?

Maler.

Mir? — Alter, iſt in eurem langen Leben
Des Abſchieds Schmerz euch fremd geblieben?

Kaſtellan.

Fremd? —
O nein! ſo ziemlich hab ich mich an allem
Was uns das Schickſal einzuſchenken pflegt,
Schon ſatt getrunken.

Maler.

Habt ihr? Seht auch mich
Hat heut der Abſchied thränenſatt gemacht.

Kaſtellan.

Wie? Wollt ihr uns verlaſſen?

Maler.

Ja! ich muß.

Kaſtellan.

Ihr müßt? — So! ſo! Ja Muß thut immer weh.
Nicht wahr, in dieſem Schloſſe wohnt ſich's gut?
Ihr findet's nicht gleich wieder ſo! — Und doch
Scheint's euch gerathner in die Welt zu gehn?

Maler.

Der Mensch hat nicht sein Bleiben auf der Erde.
Er darf nicht weilen, wo der Himmel nah! —
Drum muß ich gehn.

Kastellan.

Könnt ihr's nicht lassen, thuts;
Allein was macht ihr mich hier zum Vertrauten?

Maler.

Die Nacht ist eine treue Wärterin;
Denn reicht das Leben bittre Arzeneien,
So gibt sie uns des Schlafes Honigseim,
Erzählt geduldig ihrer Träume Mährchen.
Und so vergessen wir das Weinen. — Ach,
Ist Abschied nicht ein herber Wermuthstrank?
Seht, ich will ihn bis auf die Neige leeren,
Indeß die Nacht sorgsam mit ihrer Hand
Die andern theuren Augen fest verdeckt,
Daß sie nicht sehn und beben, wenn ich trinke.

Kastellan.

Ihr wolltet in der Nacht?

Maler.

Ja diese Nacht! —
Still sagt' ich jedem schon mein Lebewohl,
Der Liebe Segen sprach ich über alle
Im Herzen aus, nun bin ich reisefertig.
Zur Mitternacht, dann öffnet mir die Pforte,
Dann will ich gehn.

Kastellan.

So? — Nun, ihr sollt mich finden.

Maler.

Dann werd' ich euch den letzten Gruß vertrauen,
Die letzte Bitte, daß sie mein gedenken,
Wie eines Frühvollendeten.

Kastellan.

Schon gut!

Maler.

Doch eine Bitte noch! — Wo ist das Bild?

Kastellan.

Welch Bild meint ihr?

Maler.

Der Gräfin Konterfei,
Das ich gemalt!

Kastellan.

Es hängt im Rittersaale.

Maler.

Auch von ihm will ich Abschied nehmen! — Laßt
Es mich noch einmal sehen, eh ich scheide.

Kastellan.

Ihr werdet dort noch mehr der Bilder finden,
Die von euch freundlich Abschied nehmen möchten.

Maler.

Ihr willigt ein? — Seyd aber ja verschwiegen!

Kastellan.

Ei das versteht sich! — Ich begreife ja
Die gute Absicht, die ihr habt. Ich werde
Zur Mitternacht den Rittersaal euch öffnen.

Maler.

So eile Nacht mit deinem Schlaf herbei!
Das Leben ruht — nur Todte wandeln frei. (ab.)

Dritter Auftritt.

Der Kastellan allein.

Kastellan.

Fein angelegt! Bei Nacht will er entweichen?
Der alte Dummkopf, denkt er, läßt ihn gehn,
Und öffnet für ein Trinkgeld gern die Pforte.
Es ist gewiß, ihn treibt Gewissensangst,
In jedem Winkel droht das Galgenbild.
Flucht soll ihn retten, eh man ihn errathen.
Nein, Bösewicht, mir sollst du nicht entkommen!
Der Himmel liefert dich der Rache aus!

Vierter Auftritt.

Der Kaſtellan. Der Graf und Julie treten haſtig ein.

Graf
(als er den Kaſtellan ſieht, der ſchnell auf ihn zueilt)
Auch hier nicht ungeſtört! —
(Zum Kaſtellan.)
Laß uns allein!

Kaſtellan.
Ich habe Wichtiges euch zu berichten —

Graf.
Ich habe Wichtigers zu hören. — Geh!

Kaſtellan.
Herr Graf, ich bitte einen Augenblick —

Graf.
Jetzt nicht.

Kaſtellan.
Der Maler will —

Graf.
Schweig und geh ſchlafen!
Komm morgen früh! Jetzt aber laß uns! — Geh!
(Kaſtellan geht unwillig ab.)

Graf (dringend zu Julien)
Weiß der Marcheſe, wer das Bild gemalt?

Julie.
Ich ſagt' es warnend ihm, doch glaubt' er's nicht.

Graf.
Ich zweifle auch. Das Malerzeichen und
Die Eil' der Reiſe — ſind gar böſe Zeugen.
Was treibt ihn fort? Wär's nicht geheime Angſt.

Julie.
Wie, ahnet ihr noch nicht, wen ihr verdammt?

Graf.
Ich bitt' euch, redet! Des Geheimniſſes
Gewitterſchwüle kann ich nicht ertragen.
Führt ſie im Sturm herauf die Wetterwolke,
Nur geht euch mit Vertrauen in meinen Schutz

Julie.

Vertraun? Denkt ihr der Stunde, wo Kamilla
Mit eurem Bruder am Altare ſtand?
Wo wie ein ſterbend Ach! das leiſe Ja!
Von ihren Lippen bebt', als ſpräche ſie:
Leb' wohl! Leb' wohl! du Blüthenzeit der Liebe! —
Ich faßte nur das Opfer, das ſie brachte,
Ich kannte nur der Blume innres Leben,
Die an des Nordes rauher Hand erſtarb,
Und konnte doch nur weinen, ſie nicht retten. —
Ich ſchaute mich im Kreis der Gäſte um,
Die höflich lächelnd auf das Brautpaar blickten,
Bereits den Glückwunſch auf der Lippe tragend,
Und dachte: Iſt kein Herz, das mit mir trauert?
Da ſah ich eines Jünglings herrliche
Geſtalt an einem Pfeiler ſinnend lehnen;
Die ſchönen Züge waren ernſt und blaß,
Das große dunkle Auge thränenvoll,
Und als die Braut das herbe Ja! geſprochen,
Schlug er den Blick wie betend auf zum Himmel
Und legt' die Hand auf's Kreuz an ſeiner Bruſt,
Als wollt' er ſagen: Ich bin auch geopfert! —
Er trug das Ordenskleid der deutſchen Herrn.

Graf (ſanft).

Was ſoll das, Fräulein?

Julie.

Habt ihr ihn errathen?
Ich konnte dieſen Jüngling nie vergeſſen. —
Und ſchien des Lebens Kampf auch mir zu ſchwer,
Dacht' ich an ſeine ſiegende Geſtalt,
Schlug auch die Augen nach dem Jenſeits auf,
Drückt' auch die Hand beruh'gend auf das Herz,
Und ſtellt' im Geiſt mich kühn ihm an die Seite.

Graf (halb vor ſich).

Ja damals war ich Sieger! — Doch das Herz
Wird auf dem langen Wege bis zum Grabe
Auf einmal nie beſiegt!

Julie.

Hat jener Jüngling

In einem ſpätern Kampfe unterlegen?
Stieg nur am Morgen ſiegend auf die Sonne,
Und hat ſie ſpäterhin mit ihrer Glut
Zerſtörende Gewitter ausgebrütet?
Ward ſeiner Bruſt des Kreuzes Laſt zu ſchwer?
Will er ſie nun abwerfen und die Riegel
Aufſchieben an dem Thor der Leidenſchaft? —

Graf.

Nein! — Nein! — Was unterm Kreuz ſchläft, ſey begraben,
Bis es ein ſchön'rer Morgen weckt.

Julie.

Wohlan,
So ſteht der Jüngling wieder vor mir da,
Und dem will ich mich unbedingt vertraun! —
Zürnt nicht! — Ich kenne eure ſtille Liebe,
Ich weiß, ihr habt des heil'gen Vaters Wort
Für euch, wie des Marcheſe Vatersegen.

Graf.

Was hilft der Segen ohne ihre Liebe?
Die goldne Faſſung ohne Edelſtein? —
Nur in dem Glück, das ich ihr bringen wollte,
Durch meine nicht, durch des Geliebten Hand,
Wollt' ich ihr zeigen, wie mein Herz ſie liebt!

Julie.

Habt ihr es nicht vernommen: Lenz iſt todt!
Winkt nicht von ſeinem Grab euch neue Hoffnung?

Graf.

Nein! — Denn in ihrem Herzen ſtirbt er nicht!
Aus dieſem Tempel reißt ihn kein Verfolger,
Selbſt nicht der Tod. Auch meine Liebe ſoll
Sich in dieß Heiligthum nicht drängen wollen.

Julie.

Dein Sieg iſt größer als des Jünglings Sieg!
Ich reich euch jetzt den Lohn für eure Tugend.
Camilla's Glück ruht noch in euren Händen,
Nicht todt iſt Lenz! —

Graf.

Er lebt? O ſprecht ihr wahr?

Ich wollte gern dem ſtrengen Tod mein Leben
Abtauſchen mit dem meinigen.

Julie.

Nein, lebt
Auch ihr, und führt die Liebenden zuſammen! —
Ich habe des Marcheſe Liſt durchſchaut;
Um ſeiner Tochter neuerwachte Liebe
Mit einem Schlag zu töten, die auf euch
Geſtellten ſtolzen Hoffnungen des Vaters
Raſch zu erfüllen, euren eignen Wünſchen
Im Streit mit eurer Tugend beizuſtehn,
Hat er der Lüge ſeinen Plan erdacht.

Graf.

Grauſames, ſtolzbethörtes Vaterherz!
Er hat den rechten Mann dazu erkauft,
Die Hand, die meinen Bruder mordete,
Legt auch die Natter an Kamilla's Bruſt.

Julie.

Graf, frevelt nicht! In jenem reinen Munde
Wird ſelbſt die Lüge zu der höchſten Tugend.
Sagt euch Kamilla's innere Bewegung
Nicht, daß ſie des Geliebten Nähe ahne? —
Könnt ihr der Schuld verbleichte Farben nicht
Vom Todeskampf der Liebe unterſcheiden?
Die ſterben will, damit die eure lebe?

Graf.

Wie? ahn' ich recht? Wär's möglich? —

Julie.

Ja, es iſt!
Des Schickſals Prüfung habt ihr treu beſtanden.
Jetzt will es enden und vertraut mit Stolz
Die ſchwere Löſung euch, dem Sieger, an.
Ja, Graf, der Meiſter, den ihr hart beſchuldigt,
Er iſt der Anton Lenz!

Graf.

Es lebt ein Gott!
Und nicht umſonſt läßt er die Opfer bluten! —
Habt ihr ihn denn erkannt? Hat er ſich euch
Entdeckt? und ihr habt ſchweigen können?

Julie.

Wohl hab' ich ihn erkannt. Er hat sich mir
Mit seiner treu bewährten Lieb' entdeckt.
Doch wollt' ich sie allein vollenden lassen.
Ich dachte, eines Kindes letzte Hoffnung,
Des Malers reine, vielgeprüfte Liebe
Und eure hohe Tugend sollten doch
Den Sieg ob eines Vaters Stolz gewinnen.
Allein, er merkte wohl den harten Kampf,
Vertraut dem Meister seine Wünsche an,
Entdeckt ihm das Geheimniß eures Herzens,
Und dingt ihn, unbewußt daß Lenz es sey,
Zum Mörder seiner eignen Liebe.

Graf.

Und
Er willigt ein? Kann den Gedanken fassen,
Noch einmal die Geliebte aufzugeben?

Julie.

Hat er nicht, wie ein Engel unsichtbar,
Euch allen nahgestanden? — Hat er nicht
Die Schlange, die das Paradies vergiftet,
Des Vaters Fluch, von fern aufsteigen sehn?
Habt ihr ihm euer Herz so tief verhüllt,
Daß er den Kampf nicht sah und nicht den Sieg?
Und wär' er ihrer Liebe werth, kennt' er
Nicht still verschwinden, eh' er euch erschreckt?

Graf.

Wie tief beschämt sieh' ich vor seiner Reinheit!
Wie beugt mein Stolz vor dieser Demuth sich,
Die selbst vom Rabenfittig des Verdachtes
Umnachtet, desto geist'ger lebt und schafft,
Gleich der Viole, die in Nacht nur duftet.
Ja ihr sollt glücklich seyn, ihr treuen Herzen!
So ausgerüstet, ist mein Sieg gewiß.

Julie.

Doch seyd vorsichtig, denn auch sein Entschluß,
Zu schweigen und zu gehn, steht felsenfest.
Beschwören hat er mich, nie zu enthüllen,

Was ich verrieth. Wüßt' er's, daß ich's gethan,
Ich glaub', er unternähm' das Aeußerste.

Graf.

Vorsichtig? — Nein, ich trete offen hin! —
Des Abschieds Augenblick soll es vollenden.
Wenn er das Lebewohl aussprechen will,
Und ich ihn bei dem alten Namen rufe —
Wenn, das Geheimniß lösend, die Geliebte
Ich ihm entgegen führe, wann der Jüngling,
Den sie gebar und er erzog, sie beide
Mit seinen Kindesarmen fest umschlingt,
Wenn dann, o Ew'ger! mach' es wahr! — die Liebe
Mit solcher Allgewalt ihr Herz durchzuckt,
Daß selbst die todten Nerven all' erwachen,
Und neue Flammen ihre Nacht erhellen,
Um den Geliebten wieder zu erkennen!
Dann will ich sehn, wer noch dazwischen tritt.
Vor eines solchen Augenblicks Gewalt
Springt jede Felsenrinde von der Brust.

Julie.

So führt es aus! Doch soll Camilla weinen?
Noch um ihn weinen, bis sie ihn umfängt?

Graf.

Gewährt ihr Trost, indem ihr Hoffnung gebt.
Stellt euch der Todesnachricht dreist entgegen.
Beruhigt sie, doch nehmt vorerst nicht
Dem Augenblick des Findens seine Kraft;
Bis morgen sind nur kurze dunkle Stunden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Leonhard.

Leonhard.

Welch eine Mutter hab' ich, Oheim! Ach!
Wie hat ihr schönes Herz sich mir geöffnet!
Wie fühl' ich mich ihr so verwandter noch!

Julie.

Hat sie dir ihren Kummer anvertraut?

Graf.

Hat sie der Liebe Himmelsbild zuerst
Im Spiegel ihres Herzens dir gezeigt?

Leonhard.

Ja! — Ja! — In ihres Busens heil'gem Buche
Hab' ich die Flammenschrift gelesen. — Gott!
Wie ist der Liebe Schmerz so süß und ewig!

Graf.

Da du den Schmerz kennst, bist du vorbereitet,
Die Wonne zu empfinden, sie ist nah! —

Leonhard.

Nah, sagt ihr? — Nein, das Grab sey ihr nicht nahe!
Und jenseits doch nur hofft sie erst Gewährung.
Geh Julie, bring' ihr deinen sanften Trost,
Sie harrt auf dich, sie will nicht schlafen gehn,
Sie sitzt im Garten an der Felsengrotte,
Die Augen still zum Himmel aufgerichtet,
Als könne sie der Sterne Wandeln sehn,
Und lauscht der Nachtigall, und weint mit ihr.

Julie.

Ich will sie auf ihr Zimmer führen und
Mit süßem Hoffnungslied zum Schlaf sie wiegen. (Ab.)

Leonhard.

Auch auf des Meisters Zimmer ist noch Licht.
Auch er schläft nicht. — O laßt mich zu ihm gehen,
's ist ja die letzte Nacht vor unserm Scheiden.

Graf.

Die letzte nicht. — Nie soll er uns verlassen!
Dein Glaub an ihn, er hat sich treu bewährt.
Hat dich in das Geheimniß ihrer Liebe
Der Mutter zart Vertrauen eingeweiht;
So darf ich dir des Schicksals Gang enthüllen.
Komm auf mein Zimmer! Höre dort mich an,
Und dann zu deinem Meister — deinem Vater!

(Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Der Kaſtellan kommt mit einem brennenden Licht in der Hand von einer andern Seite ſchnell herein und bleibt, als er das Zimmer leer ſieht, nachdenkend ſtehen. Dann geht er entſchloſſen ab.

Siebenter Auftritt.

Kamilla. Julie.

Julie.

Komm, meine Freundin! Komm! Genieß der Ruhe!
Gib nicht zu früh dem Kummer Raum. Warum
Glaubſt du dem Trauerboten mehr als mir?
Ich ſchwör' es dir! die Nachricht iſt erlogen!
Er iſt nicht todt!

Kamilla.

Den Worten glaub' ich nicht,
Doch dem Gefühl, das mir das Herz durchzuckte,
Als ſie es kalt ausſprachen: er ſey todt!
Dem glaub' ich, denn in jenem Augenblick
War mir's, als ſpräch' er ſelbſt: ich bin geſtorben!

Julie.

Hab' ich dir je ſchon Troſt gereicht, um dir
Aus nicht'ger Hoffnung ein zerbrechlich Fahrzeug
Für eine kurze Stunde aufzubaun? —
Hab' ich nicht lieber treu mit dir geweint?
Jetzt aber weiß ich, daß man dich getäuſcht,
Sie ſollen morgen dir es ſelbſt bekennen.

Kamilla.

Wo ſind wir?

Julie.

In der offnen Gallerie.

Kamilla.

Ganz recht. — Sieh, als du geſtern meine Harfe
Mir holteſt, betete ich hier für ihn.

Da fühlt' ich klar, daß er mich nah umschwebte;
Und als ich meine Arme sehnsuchtsvoll
Nach ihm ausbreitete, vernahm ich deutlich,
Als ob der West auf seiner Aeolsharfe
Der Töne süße Namen liebend rufte,
Von einer Geisterstimme meinen Namen.
Jetzt faß' ich's wohl, es war sein Abschiedsruf,
Er sagte mir: Mein Geist und dein Gebet,
Sie steigen einen Weg zum Vater auf.

Julie.

O bete! bete! Ahnungsvolles Herz!
Dort wohnt ein Vater, der sein Kind erhört!

Kamilla.

Ich weiß es wohl, es kann nicht anders seyn,
Bevor das unhochzeitliche Gewand
Ich nicht in dunkler Kammer abgethan —
Dann wird sein Thron des Lichts mein Brautaltar.

Julie.

Nein, seine Huld wird dir ihn hier bereiten.
Komm auf dein Zimmer! schlummre ruhig ein!
Für deine Liebe wacht des Ew'gen Auge.

Kamilla.

Ich kann nicht schlafen! Ist's bald Mitternacht?

Julie.

Ich glaube!

Kamilla.

O dann wache noch mit mir.
Der Graf ließ sich vernehmen, daß ein Geist
Im alten Saal umgehe. — Schaudre nicht,
Sieh nur, mir graut vor Geistern auch nicht mehr,
Denn er steht jetzt in ihrem großen Bunde.
Mein Schlafgemach stößt an den Rittersaal —
Ich will noch wach seyn, wann die Geister walten.

Julie.

Was glaubst du jetzt an Geister! Nicht durch sie
Schickt er dir seinen Gruß, er bringt ihn selbst.
Erspare dir die Regung, komm zu Bette!
Schon schläft der Vater und das ganze Haus.
Du wirst ja Kräfte brauchen für die Freude.

Die deiner wartet; traue mir, ſie iſt
Dir näher als du denkſt.

Kamilla.

O ich bin ſtark!
Wie möcht' ich alles ſonſt ertragen haben.
Laß erſt die Mitternacht verüber ziehn,
Daß ſie ihr Bild in meinen Augen ſieht;
Dann will ich ſchlafen gehn! Komm, führe mich.

(Beide ab.)

Ritterſaal.

Achter Auftritt.

Der Marcheſe. Der Kaſtellan mit einem Licht. Beide bewaffnet.

Marcheſe.

Hab' Dank, daß du mit deinem Wächterrufe
Mich aus dem erſten Schlaf geſchrien, du biſt
Ein treuer Hüter unſrer Ehre.

Kaſtellan.

Herr,
Was hilft mein Wachen, denn verſchließ' ich ihm
Die Thür, ſo wird das Fenſter ihm zur Pforte.
Ich konnte ja nicht ſchweigen, bis der Frevler
Entſprungen war, eh er gerichtet iſt.

Marcheſe.

Dein unbeſtochner Blick ſah ſcharf. Allein
Er hat ein Recht auf meine Dankbarkeit,
Und bis ich mich nicht völlig überzeugt,
Möcht' ich ihn gern bei gutem Muth erhalten,
Es iſt mir lieb, daß er uns bald verläßt.

Kaſtellan.

Lieb? — Nein, er darf lebendig nicht von hier.
Erkennt ihr nicht das Brandmal ſeiner Kunſt?
Nicht die Gewiſſensangſt, die in der Nacht,
Wenn alles ſchläft, ihn in das Weite jagt?

Traut ihr dem Mährchen, das das Fräulein euch
Erzählte, mehr als euren eignen Augen?

Marchese.

Was weißt du?

Kastellan.

Herr, verzeiht, ich stand euch nahe,
Ihr sahtt mich nicht, als auf den armen Lenz
Die ganze Schuld geschoben ward; — er weiß
Es, daß ein Weib leichtgläubig ist und gern
Das ihr Vertraute weiter mag verbreiten;
Ihr sprachtt ja selbst, der Maler Lenz sey todt,
Laßt doch den Todten sich vertheidigen.

Marchese.

Ja, du hast recht! — Es wird mir alles klar.
(Mehr für sich.)
Schweigt er, so meint er, müßt' auch ich wohl schweigen;
Lenz soll nicht bloß für mich gestorben seyn,
Auch er will seinen Theil mit ihm begraben.
So hält er mich in seiner Hand; ich wollte,
Daß ich den Mund ihm fest verschließen könnte,
Auf immer! — und warum nicht, wenn er schuldig?

Kastellan.

Recht! Schuldig! — Glaubt ihr's endlich jetzt? — Der Graf
Verschmäht die Warnung seines alten Dieners.
Verblendet von der Hölle Gaukelei,
Durch ihren Zögling, den sie hergesendet,
Sieht er die Teufel selbst für Engel an.

Marchese.

Laß ihn! Sein Herz bewegen andre Sorgen!
Es ist genug, daß ich es weiß! — Ich bin
Noch Mann genug! — Und mir gehört die Rache.

Kastellan.

Ich habe die Bedienten aufgeweckt.
Am Schloßthor stehn sie meines Rufs gewärtig.

Marchese.

Meinst du, wir brauchten Hülfe gegen ihn?
Er führt den Teufel nur, doch ich den Degen.
Um Mitternacht, sagst du, kommt er hieher?

Kastellan.

Noch einmal will er das Gemälde sehn.

Marchese.

So weiht ihn sein Verhängniß selbst herbei.
Doch, daß nur jeder Zweifel schwinden möge,
Will ich mich in Camilla's Schlafgemach
Verbergen, denn du sagst, sie sey noch wach?

Kastellan.

Ja, Herr, ich sah die Gräfin noch im Garten.

Marchese.

Wohl! Zeig ihm ruhig unbefangen
Das dort verhangne Bild. Wird dann der Zweck
Vor dem Erkennen jenes Basilisken,
Wenn er ihn wirklich ausgebrütet, das
Geständniß, eh auf neue Lüg' er sinnt,
Von ihm erpressen durch Gewissensfolter;
So will ich furchtbar rächend vor ihm stehn,
Und mein Geheimniß durch sein Blut versiegeln.

Kastellan.

Zählt dann auf mich!

Marchese.

Bist du bewaffnet?

Kastellan.

Ja!

Allein die Stunde naht, verbergt euch jetzt.

Marchese.

Zünd' an die Kerzen, daß das Licht ausstreue,
Und der Entlarvte keine Handbreit Nacht
Vor uns sich zu verhüllen finden möge.

Neunter Auftritt.

Der Kastellan. Der Maler.

Während der Kastellan schweigend die Kerzen des Kronleuchters anzündet, schlägt die Schlosuhr Zwölf.

Kastellan.

Ihr seyd sehr pünktlich!

Maler.

Ha! da hängt mein Bild!
Ich dank' euch, alter Vater, für die Stunde!
Doch schenkt sie mir auch ganz, laßt mich allein!

Kastellan.

Weshalb? — Ich will die übrigen Gemälde
Und die geschickten Meister auch euch nennen.

Maler.

Jetzt nicht! Gönnt mir nur wen'ge Augenblicke;
Was ich mit diesem Bild zu sprechen habe,
Geht mich nur an und Gott!

Kastellan.

So? — Nun ich gehe!
Doch kehr' ich bald zurück, denn ich bin müde,
Und wenn ihr reisen wollt, so habt ihr Eil'!

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Maler allein.

Maler (zu dem Bilde)

Hier darf ich dir des Abschieds Worte sagen,
Dein Bild einsaugen für das arme Herz!
Wie du hier bist, so will ich dein gedenken,
Will glauben, daß du lächelst, wenn ich weine,
Daß deine Zukunft diesem Bilde gleiche,
Von meinem Herzen, meiner Kunst verklärt.
Es werden kommende Geschlechter oft
Hier vor dir weilen, die Natur bewundernd,
Die alle Reizesbinnen, welche noch
Die späten Enkel einzeln reichlich schmücken,
Hier wunderbar zu einem Kranz gewunden.
Und von dem Zauberglanz der Kunst gerührt,
Wird man des Malers Fähigkeit ermessen;
Doch niemand weiß, was ihm die Hand geführt,
Und seine treue Liebe ist vergessen!

(Mit Begeisterung.)

's ist Mitternacht! — Ihr, der Gemälde Geister,
Ihr um mich flieht, seht ihr jetzt nicht erwacht?
Seht ihr mich auch verüber, alte Meister,
An euren Werken, die mit Lieb' erdacht?
O zieht mich auf! — Zu euch, zu euch hinüber!
Wir wandeln dann allnächtlich hier verüber.

(Zu dem verhangenen Bilde.)

Und du, wer bist du, in dem Schleier dort?
Befürchtest du, daß dich ihr Glanz verblende?
Begrüß' den Engel, reiß die Hülle fort!

(Er zieht den Vorhang weg und tritt zurück.)

Was ist das? hat die Hölle dich gesendet?
Gräßliches Bild! erscheinst du mir aufs Neue?
Willst du mit deinem Hohngelächter mir
Noch einmal Lieb' und Kunst entheiligen?
Mit den gespenstgen, halbverblichnen Zügen
Mich sinnverwirrend aus dem Heiligthume
Fortscheuchen, wo ich beten will? Hinab,
Hinab mit dir! Der du das Leben ihr
Vergiftet hast! Aus ihrer Nähe fort! —
Du bist mein Werk, so darf ich dich vernichten.

(Er zieht den Degen, um das Bild herab zu reißen. Der Marchese und der Kastellan treten schnell herein.)

Elfter Auftritt.

Der Maler. Der Marchese. Der Kastellan.

Marchese.

Halt ein, Verwegner!

Kastellan.

Steh! verlappter Sünder!

Maler.

Was hab ich euch gethan? Was fallt ihr mich
Mit solchen Worten an?

Marchese.

Fragt ihr noch so frech?

Will euer bloßer Degen nicht zum Kampf
Dieß Bild hier fordern, das am Hochgericht
Den Grafen, meinen Ehram einſt verrieth?
Ich ſtelle mich ſtatt jener!

Romeltan.

Nur auch ich!

Maler.

Wär's möglich, dieß Bild ſchlug man an den Galgen?
Das hätt' ihn recht verrathen? — Du Vergelter,
Hör' auf zu rächen die gekränkte Liebe,
Es iſt genug! — O ſagt ihr nichts davon!
Vernichtet es! — Nur nun lebt wohl! — Ich ſcheide!

Marcheſe.

Nicht von der Stell', ihr ſteht hier vor Gericht.
Denkt ihr, die Nacht mach' aller Augen blind?
Ihr habt euch in der Lüge ſchwarzen Mantel
So tief verhüllt, daß ich euch kaum erkannte,
Habt deßhalb jeden Lohn von mir verſchmäht,
Daß ihr auf Lenzens friſch gedrautem Grabe
Den Pranger ihm als Denkmal ſtellen könntet.

Maler.

Schweigt! Welche Schuld hätt' ich auf ihn geworfen?
Ihr habt die Lüge mir zwar feil gemacht,
Doch zur Verläumdung bin ich nicht erkauft.

Marcheſe.

Wie? Hatt ihr Julien nicht vertraut, er hab'
Das Bild gemalt? — Die Thörin dachte gar
Mit dem Verhängniß mich in Furcht zu jagen,
Was durch die Fabel an das Bild ſich knüpft.

Maler (zu ſich)

Du haſt es treu gemeint.

Marcheſe.

Mich täuſcht man nicht'
Mein'wegen häuft auf Lenzens Tod die Schuld,
Um deſto leichter wird ſie ihm vergeben!

Maler.

Vergeben? — Nein, ſie ſoll ihn nicht vergeben!
Sie wird ihn lieben, was ihr auch kommt.

Ihr ſollt das Bild nicht brauchen gegen ihn;
Vernichtet es, das Werkzeug böſer Rache.

Marcheſe.

Mahnt ihr mich an die Rach'? Ich will ſie nehmen.
Wer hat das Bild gemalt? Lenz — oder ihr?

Maler (ſchaudernd)

Nichts trüb' ihr das Gedächtniß ſeiner Liebe!
(laut.)
Nicht Lenz — ich ſelbſt, ich hab' das Bild gemalt!

Caſtellan.

Bernehmt ihr? Er bekennt.

Marcheſe.

So hab' ich dich,
Du feiler Böſewicht, hier iſt dein Ziel.
Heraus mein Schwert! Ich ſtelle mich als Richter!
(Er zieht den Degen, der Caſtellan auch.)

Maler.

Der Herzenskunde dort, der wird uns richten!
Fort mit dem Degen; werft auf mich die Schuld,
Und laßt mich das Geheimniß eurer Lüge
Forttragen, eh's der neue Tag beſcheint.
(Er will ſeinen Degen einſtecken.)

Caſtellan (tritt ihn einſtweilen.)

Sucht nicht die Scheid', ich ſuche eure Bruſt.
Ihr habt den Degen dort entwandt, den wir
Zum Rachſchwert gegen euch geweiht, wohlan
So fall' das Amt des Rächers denn auf mich!

Maler.

Die heil'ge Waffe ſchützt für ſolchen Mörder.
Zurück, Verleumder! Sieh, wie ſchwach dein Arm!
(Er wirft dem Caſtellan den Degen gewandt aus der Hand.)

Marcheſe.

Mir iſt er aufgeſpart! Mein iſt die Rache!
Vertheidigt euch. Ich fordre euer Blut!

Maler.

Nein, nein, ich darf nicht! — Nein, es iſt ihr Vater!

Marcheſe.

So fahre denn zur Hölle, feiger Sünder!
(Er durchſticht ihn.)

Maler.

Halt! Ihr habt gut getroffen! — Es ist aus.

Kastellan.

Er hat genug! Jetzt muß der Graf es wissen.

(Geht ab.)

Maler.

Der saure Weg wird kurz! — Leb' wohl, Kamilla!

Zwölfter Auftritt

Die Vorigen. Kamilla. Julie. (Beide aus der offnen Thür des Schlafgemachs.)

Kamilla.

Laß mich! ich höre rufen, Waffen klingen
Die Geister sind im Streit.

Maler.

Es ist schon Friede!

Julie.

Barmherz'ger Gott! Was seh' ich, Lenz im Blut!

(Der Marchese betrachtet Julien, daß sie mit Kamillen fortgehen will.)

Kamilla.

Wie? Blutig? Blutig steht sein Geist vor dir?

Julie (zum Maler [illegible])

Was ist geschehn? Ermannt euch!

Maler (ermannt)

Schweigt nur geht!

Julie.

Sinkt nicht! Seht doch Kamillen!

Maler (verwundert)

Ach! Kamilla!

Kamilla.

Horch! Das war seine Stimme! Horch! Er ruft!

Marchese (zu Julien)

Verlaß ihn, sag' ich.

Julie.

Nein! Kamilla! — er ist's!

Er streckt die Arme liebend nach ihr aus!

Kamilla.

Wo ist er? Wenn' mit Grauen durchschauern mich —
Die Wetterwolken stoßen an einander —
Es zucken Blitze durch die Mitternacht —
Wie wird mir — wer zerreißt des Auges Schleier?
Des Jenseits Strahlen brechen durch die Schatten —
Wo ist er?

Marchese.

Ich bracht' er, auf dein Zimmer!
Fort mit den Weibern, wo die Männer handeln.

Kamilla (sich umsehend).

Gestalt, wer bist du? mit dem blut'gen Degen?
Gleichst du nicht meinem alten harten Vater?
Willst du auch zwischen unsre Geister treten?
An dieser Grenz' ist deine Macht zu Ende!

Marchese.

Mir graut vor der Mondsüchtigen! bringt sie fort!

Julie.

Nein, dieser Augenblick muß alles lösen!
Was, Unbarmherzige, habt ihr gethan?

Marchese.

Der Räuber unsrer Ehre ist gerichtet! —

Kamilla.

Ihr seid so bleich — ist das Gericht schon nahe?
Der Morgen tagt, die Gräber springen auf!
Hältst du dein Wort, Vergelter? Heilst du auch
Zerrissne Herzen? Giebst du mir ihn wieder?
Wo ist Antonio?

Julie (zum Maier).

Ruft sie bei Namen,
Eh ihr die Sinne schwinden!

Maier.

O! Kamilla!

Kamilla.

Mich ruft die Liebe! — Wo erscheinst du mir?
Ja, ich erkenne dich! O nimm mich auf!
(Sie stürzt ihm in die Arme, und sinkt sterbend nieder.)

Maier.

Geliebte, traure!

Julie.

O Gott! ſie ſtirbt! ſie ſtirbt!

Marcheſe.

Sie iſt wahnſinnig! Reißt ſie auseinander!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf. Der Kaſtellan. Bediente.

Graf.

Was geht hier vor?

(Zum Maler hinellent.)

Mein Freund, ſeyd ihr verwundet?

Maler.

Bis auf den Tod!

Julie.

O helft!

Leonhard.

Die Mutter ſtirbt!

Graf.

Kamilla ſtirbt? — Lauft, ſchafft den Arzt herbei!

(Bediente laufen ab, andere unterſtützen den ſinkenden Maler.)

Sind Meuchelmörder in mein Haus gebrochen?

Marcheſe.

Schlaft ihr, muß ich ob unſrer Ehre wachen!
Seyd ihr der Warnung taub; ich bin es nicht!
Dort iſt der Bube, der dieß Bild gemalt!

Graf (auf den Kaſtellan deutend)

Hat euch dieß Leichenhuhn hier wach geſchrien?

Kaſtellan.

Ihr hörtet nicht auf meine treue Stimme!

Marcheſe.

Im Augenblick der Flucht ertappt' ich ihn,
Nur habe meine Forderung eingetrieben.

Graf.

Ihr ſeyd mit euren Kinder Tod bezahlt!
Ein Tempel Gottes war dieß reine Herz,
Das unter eurer plumpen Hand zerbricht.

Ein unentweihter Altar, wo die Tugend
Geräuschlos ihre ſchwerſten Opfer brachte.
Er hat geſchwiegen trotz des nahen Glücks!
Das Leben, das er ſich um euch bereitet,
Viel bittrer war's, als jetzt von euch der Tod!
Vernehmt, den Maler Lenz habt ihr gemordet!

Maler (zum Grafen).

Ihr kennt mich?

Marcheſe.

Lenz? — Ich bin kein Mörder, nein,
Nicht wahr, du biſt nicht Lenz? O ſage nein!

Julie.

Er iſt's! Vergebens hab' ich euch gewarnt!

Marcheſe (dumpf verzweiflend).

Wo biſt du, Tod?

Maler (mühſam zum Grafen).

Ich meint' es gut — ſie ſollte
Dir angehören! Doch nun iſt ſie mein!
Dank ihrem Vater, der uns ſelbſt vereinigt.

(Er ſtirbt.)

Graf.

Nimm deine Braut und eile heim mit ihr!

Leonhard.

Er ſtirbt! O Vater, zieh mich mit hinüber!

Marcheſe.

Camill', erwache! Nein! Er ſtirbt noch nicht!
Mein Arm iſt ſchwach, ich hab' ihn nicht getödtet!
Dein ſoll er ſeyn! Erwache! Tod zurück! —

Julie.

So grauſam wird der Tod nicht ſeyn! —

Graf.

Ihr hattet
Ihn erſt belogen, doch nun ſtellt er ſich
Und fordert doppelt ſeine Schuld von euch.
Des Menſchen elend Rüſtzeug, Stolz und Rache!
Wie ſteht ihr jetzt ohnmächtig vor dem Tod!
Wenn die verlaßnen armen Kinder weinen,
Und ſich nicht finden können, ſendet ihn
Der Vater, daß er ſie zur Heimath führe.

Julie.

Sie ſind beim Vater! Friede ihrem Bunde!

Marcheſe.

Todt? — Beide? —

Kaſtellan (ſtill für ſich betend).

Herr, vergib uns unſre Schuld!

Leonhard.

Hört ihr nicht mehr des Kindes bange Stimme?

Graf.

O laß ſie ſchlafen!

Marcheſe.

Komm zu mir, Leonardo!

Leonhard (ſchaudernd).

Dort liegt mein Degen zwiſchen euch und mir.
Ihr ſeyd voll Blut! —

(Zum Grafen.)

Nimm mich an deine Bruſt!

Graf (ihn umſchließend).

Ja! ſey mein Kind! Was mir nicht iſt gelungen,
Gelang dem Tod! Doch bin ich mir's bewußt,
Daß ich auf dich ein heilig Recht errungen!

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Der Maler bereitet durch Studien sich zu seinen Arbeiten vor, auch ich habe zu diesem meinem Bilde manches treffliche Werk als Studie benutzt, und halte mich verpflichtet, den Lesern besonders von einem, das ich genannt, etwas Näheres zu sagen, damit sie es nicht bloß für ein Kind meiner Phantasie halten, sondern wissen mögen, daß es auch wirklich bestehe und auch für sie vorhanden sey.

Im sechsten Auftritt des dritten Aktes sagt Leonhart zu seinem Meister:

„Dein letztes Werk, das dir den Preis errang,
War Klytämnestra's und Aegysthus' Tod.
Orest hat den verbrecherischen Busen,
Der ihn gesäugt, schon mit dem Dolch durchbohrt:
Die Mutter liegt im Hintergrund ermordet,
Und mit dem Stahl, von ihrem Blute triefend,
Hält über ihren Buhlen er Gericht.
Ein herrlich Bild voll Wahrheit, Kraft und Leben,
Doch sah ich's immer mit geheimem Grauen,
Denn Rachegeister blitzen durch das Bild
Und jagen Todesschrecken vor sich her!"

Was ich den Jüngling hier nur aussprechen ließ, habe ich selbst in der Werkstatt meines Freundes, des Professors Friedrich Matthai zu Dresden, gesehen, denn dort stand ich wirklich vor jenem trefflichen Gemälde. Der Künstler hat es in glühender Jugendphantasie und Kraft noch in Italien gemalt. Folgenden Umständen verdankt es seine Entstehung: Im Jahre 1803 gab die Akademie zu Florenz in ihrem Programm den nachbenannten Gegenstand zur Preisbewerbung in der Malerei auf.

„Oreſt und Pylades, nach Mycenä zurückgekehrt, begegnen am Eingange des königlichen Palaſtes der Elektra. Um ihre Geſinnungen erſt zu erforſchen, zeigt ihr Pylades einen Aſchenkrug, vorgebend, er überbringe ihr darin die Ueberreſte ihres Bruders Oreſt. Indem nun Elektra von Schmerz überwältigt die Hand nach der Urne ausſtreckt, vermag Oreſt ſich länger nicht zurückzuhalten, zeigt ihr den väterlichen Siegelring und gibt ſich dadurch der Schweſter zu erkennen."

Der junge deutſche Künſtler Friedrich Mathäi wagte ſich auch an die Aufgabe, und erhielt bei der öffentlichen Preisvertheilung aus den Händen der Königin von Etrurien ſelbſt den erſten Preis. Das Bild blieb aber bei der Akademie in Florenz zurück, von welcher der Künſtler ſpäterhin zum Profeſſor ernannt wurde.

Die glückliche Löſung der eben genannten Preisaufgabe zu Florenz veranlaßte ein Jahr ſpäter auch die Akademie zu Mailand, einen ſich in geſchichtlicher Hinſicht eng an die vorige Handlung anſchließenden Moment, nämlich den Tod des Aegiſth, nach Sophokles, gleichergeſtalt als Preisaufgabe für die Malerei anzukündigen. Der Maler ſollte jedoch das als wirklich vorgehend hier darſtellen, was der Dichter nur als bereits geſchehen dort erzählen läßt.

Mathäi beſchloß, auch hier ſich in den Kampfplatz zu ſtellen. Obgleich aber die Friſt von einem ganzen Jahre dazu bewilligt war, ſo wurde dennoch ſein Bild zur beſtimmten Zeit nicht fertig, denn unverhergeſehene ſtörend eingreifende Verhältniſſe zogen leider den Künſtler von ſeiner Arbeit ab.

Und ſo hatte denn dieſes Gemälde ein gleiches Schickſal mit dem Trauerſpiele des verewigten Leſſing, Julius von Tarent; ſie erhielten beide den Preis nicht, nur weil ſie zu ſpät vollendet wurden.

Der Leuchtthurm.

Ein Trauerſpiel in zwei Akten.

Personen.

Gaspar Hort, Wächter des Leuchtthurms.
Dorothea, seine Tochter.
Ulrich Hort, sein älterer Bruder.
Graf von Holm.
Walther, sein Pflegesohn.

Erſter Akt.

Rundes kleines Zimmer im oberen Theile des Leuchtthurms. Oben die Kuppel halb ſichtbar, durch welche der Schimmer der ſpäterhin angezündeten Lampen in das Innere des Leuchtthurms fällt. Im Zimmer eine Harfe und ein Sprachrohr.

Erſter Auftritt.

Caspar. Dorothea. Letztere mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt.

Caspar (durch ein Fenſter ſchauend):

Wie der Himmel ſchwarz umzogen
Und der Ruf der Brandung tönt!
Wie das Meer mit hohen Wogen
In des Sturms Umarmung ſtöhnt.

Dorothea.

Glaubſt du, daß ein Sturm ſich reget?
Wenn die Nacht aufs Meer ſich leget,
Schweigt ja oft des Tages Wind.

Caspar.

Oft wohl! Aber heut, mein Kind!
Wächſt es in dem Reich der Schatten,
Denn am Abendhimmel hatten
Wolkenfalten ſich gelegt.
Wenn die Stirne Falten ſchlägt,
Iſt der Sturmwind immer nah,
Den der Buſen lang gehegt.
Und heut wird er furchtbar werden:

Kreischend fliehn in großen Heerden
Schon die Möven nach dem Strand.
Bei des nächsten Morgens Schimmer
Sehn vielleicht wir manche Trümmer,
Die die Fluth gespült ans Land.

Dorothea.

Arme Schiffer, die ihr euch
Im gesetzlos öden Reich
Eure Häuser habt erbaut!

Casper.

Nicht gesetzlos! manch Jahrtausend
Herrscht nach fester Satzung Sinn
Eine alte Königin;
Naht der Sturm auch furchtbar sausend,
Und empfängt das Meer ihn brausend,
Fährt mit flammendem Gefieder
Auch der Blitz zur Erde nieder,
Doch ist keine Willkür drin:
Denn die Elemente stehen
An dem Throne der Natur,
Und bei ihrem Winke gehen
Sie an ihre Arbeit nur.
Doch ihr Wirken und Vollbringen,
Ihren Eifer, ihr Kraft,
Hält der Mensch für feindlich Ringen,
Weil es seinen eitlen Dingen
Oft den Untergang verschafft;
Weil gesetzlos in der Brust
Ihm die Elemente rasen:
Der Begierden Flammenlust,
Der Orkan der Leidenschaften,
Und der Selbstsucht eisig Meer,
Kämpfen drinnen mit der Erde,
Mit dem Herzen, das ans Stand.

Dorothea.

Wird denn jedes arme Herz
Des gewalt'gen Kampfes Raub?
Wenn ich dir am Busen ruhte
Hört' ich nie das Kampfgewühl,

Nein, dein Herz, so sanft und groß,
Zeigte mir in seiner Tiefe
Einen reinen Himmel bloß.

Caspar.

Gutes Kind, uns beiden wird
Nicht die Brust vom Sturm bewegt.
Wenn auf unsichtbarem Pfad
Ueber blumenreiche Hügel
Goldner Frühlingsmorgen naht,
Ruht das Meer, ein weiter Spiegel,
Und durch unermeßne Räume
Ziehn wie leichte Morgenträume
Schwäne singend drüber hin:
So, mein Kind, so hell besonnt,
Ruht das Leben jetzt vor dir,
Spiegelklar ist noch dein Sinn,
Und am fernen Horizont
Fliehn die weißen Segel hin.
Mein Herz aber gleicht dem Meer,
Zog der Winter drüber her:
Klar erscheint zwar auch sein Spiegel,
Und mit kampfgewohntem Flügel
Rauscht der Sturm vergebens hin,
Denn die Kraft geht ihm verloren,
Weil das Meer zu Eis gefroren.

Dorothea.

Nein, dein Herz fror nicht zu Eis!
An der Vaterliebe Himmel
Ists die Sonne klar und heiß;
Sie erwärmt mein ganzes Leben,
Und in ihrem reinen Strahl
Glänzt in Meer und Berg und Thal
Mir die Welt so wunderschön.

Caspar.

Doch bald wird sie untergehn.
In der großen Welt verlassen
Wirst du ohne mich dann stehn,
Vermst du früh dein Herz nicht fassen
Sahst du nicht schon manches Schiff,

Das am ſchroffen Felſenriff
In der Nacht der Sturm zerſchlagen,
Von der Fluth ans Land getragen?
Fühltest du von ernſtem Trauern
Deine Bruſt dann nicht bewegt?
Haſt du unter leiſen Schauern
Den Gedanken nicht gehegt:
„Schützt mich immer feſte Mauern,
„Die das Meer vergebens ſchlägt!“

Dorothea

Sicherer mag es hier wohl ſeyn,
Doch die meiſten Schiffe geben
Glücklich auch zum Hafen ein.
Vater, laß mich dir's geſtehen,
Wenn ich in der Ferne dort
Bunte Wimpel ſehe wehen,
Zieht mich heiße Sehnſucht fort;
Wenn der Donner der Kanonen
Abſchied von dem Hafen nimmt,
Möcht' ich auf dem Schifflein wohnen,
Das nach andern Ufern ſchwimmt.

Caspar (ſie an das Fenſter führend).

Thörcht Kind! Komm, ſchau hinaus,
Wie das Meer, ein Ungeheuer,
In der grauen Dämmrung dort
Krampfhaft wühlt in einem fort!
Tauſend Arme ſchaumbedeckt
Aus der Tiefe ſtreckt heraus,
Kämpfend nach dem Sturm zu faſſen,
Der es aus dem Schlaf geſchreckt,
Wie es ziſchend ſie verſchlucht,
Wenn die Wolke ihre blaſſen
Blitze darauf niederzuckt.
Und dem wollteſt du vertrauen? —
Statt daß wir, trotz Sturmes Macht,
Sicher von dem Leuchtthurm ſchauen
Und die Lampen zünden an,
Um durch die Gefahr der Nacht
Irre Schiffer zu geleiten,

Möchteſt du mit Wogen ſtreiten? —
Thöricht Kind! — Das wilde Meer
Iſt ein treues Bild des Lebens.
Selig wer aus feſten Mauern,
Die die Andacht ſich erbaut,
Und die Fluth bedroht vergebens,
Ruhig darauf niederſchaut!

Dorothea.

Welche Freiſtatt meinſt du, Vater?

Caspar.

Welche Freiſtatt! — Schau ich dir
In das klare fromme Auge,
Denk ich, es ſoll nimmer hier
Auf der thränenreichen Erde
Sich mit bittern Thränen füllen;
Andacht ſoll mit ihrem ſtillen
Frieden, eh es noch ſich trübt,
Jeden Schmerz ihm ſanft verhüllen,
Den das Leben reichlich gibt.
Deßhalb, wenn ich nicht mehr bin,
Geh' nach einem Kloſter hin.

Dorothea.

In ein Kloſter? — Vater, nein!
Sieh, am Strand der kalten Wogen,
Nicht auf ſtiller Blumenflur,
Haſt dein Kind du groß gezogen.
Mit den Schrecken der Natur
Machteſt du mich früh vertraut,
Und bei Sturm und Fluthgewühle,
Wo es andern Herzen graut,
Hab' ich fröhlich zugeſchaut,
Denn das Meer war mein Geſpiele.
Lehrteſt du nicht meine Hand
Früh im Kahn das Ruder führen?
Durft' ich mich nicht oft vom Land
Weit ins Meer hinein verlieren?
Und, kaum ſichtbar deinem Blick,
Rief dein Sprachrohr mich zurück.
Und, wenn bei des Morgens Dufte,

Mich der Voglein frühes Lied
Zu der ersten Hora rufte,
Hab' ich in dem weiten Dome
Freudig vor dem Herrn gekniet.
Unten rauschen Meereswogen
Feierlichen Orgelklang:
Wolken kommen ernst gezogen,
Stellen sich das Chor entlang:
Und die hohe Priesterin
Steigt in ihrem Festgewande
An des Horizontes Rande
Wie am Hochaltare auf,
Breitet ihre Strahlenarme
Mit den Friedensworten aus:
„Wachet auf, ihr Millionen
Wesen, die auf Erden wohnen,
Liebt und freut euch allerwegen,
Ich verkünd' euch Gottes Segen!"

Caspar.

Meine Dorothea! — ach!
So auch hab' ich einst geträumt! —
Doch das Leben rief mich wach!

Dorothea.

Nein, es ist kein bloßer Traum!
Nur im weiten freien All
Findet unser Busen Raum.
Wessen Herz in Kraft erzogen,
Birgt sich vor des Lebens Welle
Furchtsam nicht in dumpfer Zelle.
Denn wohin der Fuß mag gehen,
Sieht das Auge überall
Gottes Lieb' am Wege stehen.
Und sie will, die armen Herzen
Sollen suchen sich — und lieben!

Caspar.

Märchen, sprich von Liebe nicht!
Siehst du täglich denn das bleiche
Halb verstörte Angesicht
Meines armen Bruders nicht?

Dem der Wahnſinn das ſo reiche
Liebevolle Herz zerbricht?
In den tiefgefurchten Zügen,
In dem hohlen wüſten Blick
Siehſt du noch die Trümmern liegen
Von dem frühern Meiſterſtück.
Und die Lieb' hat es zerſtört,
Der Gedanken reiches Feld
Hat ſie um und um verheert
Und den Wahnſinn drauf geſtellt. –
Sieh, ſo iſt das Werk der Liebe!

Dorothea.

Doch nicht immer. — Denkſt du noch
Jener ſchauderhaften Nacht
Vor zwei Monden, wo der Sturm
Faſt das Meer zerreißen wollte,
Und wohl höher als der Thurm,
Seine Waſſerberge rollte.
Und wir, da der Tag erwacht,
Ein geſtrandet Schiff erblickten
Und den Jammerruf vernahmen,
Den die Armen in der Noth
Zu uns an das Ufer ſchickten.
Eilig ſprangſt du in dein Boot,
Ich ergriff das Steuerruder,
Trotz der hohen Wellen kamen
Dreimal glücklich wir zum Wrack,
Und, eh er im Meer verſunken,
Standen alle froh am Lande
Und die Rettung war gelungen. –
Denkſt du noch, wie wonnetrunken
Sich die Gatten da umſchlangen,
Und die Mutter an dem bangen
Herzen ihre Kinder hielt?
Niemand ſprach und alle weinten!
Ja, da hab' ichs tief gefühlt:
Das ſey auch der Liebe Werk! –
Weißt du, wie mit heißen Wangen
Sich das Mädchen an die Bruſt

Des Geliebten zitternd legte?
In der bittern Todesnoth
Hatten beide sich's gestanden
Was den Busen längst bewegte,
Und der Eltern starres Herz
Hatt' erweicht der nahe Tod,
Süße Freudenthränen rollten
Und sie segneten den Bund,
Den sie erst zerreißen wollten.
Das war auch das Werk der Liebe! —
Weißt du, wie der Herr des Schiffes
Dich umfing mit heißem Dank?
Wie der schöne Jüngling dann — —

Caspar.

Warum stockst du? — Du willst sagen,
Vor dir auf die Kniee sank.
Sahst du auch darin die Liebe?

Dorothea.

Ach! Du mußt nicht weiter fragen.
Doch es glänzten lichte Funken
In den Augen ihm wie Sterne;
Vater, damals wär' ich gerne
In die Arme ihm gesunken.

Caspar.

Mädchen! Mädchen! hüte dich,
Daß der Sturm nicht fürchterlich
Auch in deinem Innern wüthe.

Dorothea.

Als der Schiffherr sich bemühte
Dir das Gold, das ihm geblieben,
Für die Rettung aufzudringen,
Sprach der Jüngling sanft zu mir:
Dir will ich mein Gold nicht bringen,
Doch dieß Herz wird ewig lieben,
Und ich weih' es einzig dir.

Caspar.

Und du traust den eitlen Worten?
In die Welt ist er gezogen,
Hat vielleicht an hundert Orten

Neue Liebe ſchon gelogen,
Keine hat ſein Herz beſeſſen
Und dich hat er längſt vergeſſen.

Dorothea.

Nein, er iſt uns jetzt noch nah.

Caspar.

Wer? — Der Jüngling?

Dorothea.

Vater, ja!
Bald nach jenem Schiffbruch iſt
Er erkrankt, ſeit vielen Wochen
Wohnt er in dem nächſten Dorfe.

Caspar.

Woher iſt dir dieß bekannt?
Haſt du ihn ſeitdem geſprochen?

Dorothea.

Wenn ich Abends an dem Strand
Mit dem Oheim Ulrich ſaß,
Er nach wilden Phantaſien,
Still mir ſeine Harfe reichte,
Und durch meine Melodien
Ich ſein ſtarres Herz erweichte,
Sieh, da wandelte am Meer
Dann der Jüngling oft einher,
Setzte ſtill ſich bei uns nieder
Seufzte wohl ſo tief und ſchwer,
Und mit Tönen ſilberrein
Stimmt' er in die Lieder ein.

Caspar.

So? — Flieh' ihn mein Bruder nicht,
Wie er ſtets vor Menſchen flieht?

Dorothea.

Nein, er ſah ihm ernſt und prüfend
In das ſchöne Angeſicht,
Und dann ſprach er traurig mild:
„Schweige, liebe Nachtigall,
Denn der Frühling iſt entflogen!
Meine Sänger ſind ſchon all

Ueber's Meer davon gezogen!
Eil' auch du, und lebe wohl!"

Caspar.

Weißt du, wer der Jüngling iſt?

Dorothea.

Nein! denn wenn er ſprechen wollte,
Winkt' ihm ſtets der Oheim zu,
Daß er nicht mehr reden ſollte,
Und ſo kennt' ich immer nur
Wenig Worte von ihm hören.

Caspar.

Nun er ſoll uns nicht bethören,
Ich will bald ihn kennen lernen,
Und gewiß ihn ſchnell entfernen.

Dorothea.

Vater!

Caspar.

Kind, vertrau dich mir!
Unſer Schickſal hab' ich dir
Längſt enthüllt!
Daß es als ein warnend Bild
Bei des Lebens Täuſchungen
Stets vor deinen Augen ſtehe.
Und ich muß dich feſt umfaſſen,
Wenn ich trotz der Warnung dich
An dem tiefen Abgrund ſehe,
Und du wirſt nicht von mir laſſen.

Dorothea.

O, mein Vater!

Caspar.

Dorothea!
Sey mein gutes ſtarkes Kind!
Aber ſieh, die ernſte Nacht
Hat das Meer ſchon ringsum umfangen.
Tönend kommt der Sturm gegangen,
Auf dem Kampfeswagen ſchwer
Rollen die Gewitter her. —
Alle Schrecken ſind erwacht.
Löſe dort die Lampenſchnur,

Daß ich mag die Deckel heben,
Um dem hartbedrängten Schiffer
Auf der schwarzverhüllten Spur
Seiner Bahn ein Licht zu geben.

(Dorothea knüpft eine an der Wand befestigte Schnur los, welche nun von der Decke frei herab hängt. Gaspar geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Dorothea allein.

Dorothea.

(Sie sieht erst in Gedanken versunken, dann ergreift sie die Harfe und singt.)

Es schaut der Leuchtthurm in die Nacht
Mit klaren Augen hinaus.
Du armer Schiffer, der Sturm erwacht,
Nimm vor den Klippen dich in Acht,
Hier ist ein sicher Haus! — —

Es schaut die Sehnsucht von dem Strand
Weit in des Lebens Meer.
Die Fackel ist längst angebrannt,
Hier, Schiffer, ist das Binnenland! —
Doch kommt kein Schiffchen her. — —

Dritter Auftritt.

Dorothea. Ulrich, abenteuerlich aufgeputzt.

Ulrich.

Singe nicht! Die Harf' ist mein!
Warum weckst du mich nicht auf?
Hörst du nicht den Sturm mich rufen?
Leuchte mir die finstern Stufen
An des Thurmes Spitz' hinauf.

Dorothea.

Wagt euch heut nicht auf den Thurm!
Hört nur, wie es draußen tobt!

Ulrich.

Mädchen, hab' ich nicht den Sturm
Jahre lang schon angelebt,
Daß ich hier nie wolle fehlen?
(Heiter und vertraulich.)
Horch! ich will dirs nur erzählen:
Weit hab' ich ihn ausgesandt,
Daß er auf den raschen Schwingen,
Streifen soll von Land zu Lande,
Mit Gewalt, soll in die Mitte
Des Palastes und der Hütte
Ueberall er spähend dringen,
Und, wenn er sie wiederfand,
Soll er sichre Nachricht bringen.

Dorothea.

Armer guter Oheim!

Ulrich.

Still!
Immer bin ich treu gekommen,
Wenn er aus der Ferne rauscht,
Habe leis' und bang' gelauscht,
Ob er nichts berichten will! —
Doch noch hab' ich nichts vernommen!
Nur das Meer hat er geschlagen,
Denn es hat sie fortgetragen! —

Gieb die Harfe! — Laß mich singen!
Kann er gleich nicht Nachricht bringen,
Weiß er doch wohl, was ich litt,
Zieht er dann auf Kundschaft wieder,
Nimmt für sie er meine Lieder
Auf die weite Reise mit.

(Er nimmt die Harfe. Caspar hat indeß die Lampen angezündet, deren Schein durch die Kuppel in das Zimmer fällt.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Caspar mit der brennenden Laterne.

Caspar (zu Ulrich).

Alter, bist du doch erwacht?
Glaubt' ich doch im sichern Hafen
Solltest du den Sturm verschlafen,
Denn 's wird eine grause Nacht.

Ulrich.

Darf nicht schlafen in der Gruft,
Meine Nacht ist noch nicht da!
Wenn er kommt, darf ich nicht weilen.
Horch nur, wie er nach mir ruft!
Laß mich auf die Kuppel eilen.

Caspar.

Bleibe! Du erhältst dich kaum
Bei des Sturmes Riesenmacht
Auf der Kuppel freiem Raum,
Mühsam nur ist mirs gelungen,
Meine Lampen anzuzünden.

(Ulrich will nach der Thüre laufen. Caspar hält ihn zurück.)

Caspar.

Was beginnst du? ziehe nicht!
Sonst verlöschen meine Lichter!

Ulrich.

Wenn der Sturmwind mit mir spricht,
Mögen heute wir kein Licht;
Er verhüllt selbst Mond und Stern,
Denn wir schauen uns nicht gern
In die gräßlichen Gesichter.

Caspar (lacht).

Ulrich, hast du's denn vergessen,
Daß die Lampen brennen müssen?
Wenn die Elemente streiten,
Kann der Mensch die rechte Bahn
Nicht in tiefer Nacht ermessen,
Zündet ihm nicht Brüderliebe
Sorgsam ihre Lichter an.

Ulrich.

Hat die Lieb' ihm auch geheißen,
Herzen, die ſo treu ſich lichten,
Von einander los zu reißen?
Wenn die Lampen nur nicht brennten —
Nacht iſt gar zu ſchwarz — da könnten
Sich die Menſchen nicht entfliehn —
Jeder bliebe gern zu Haus.

(Kläglich hinaus.)

Löſch die Lampen wieder aus!

(Man hört ganz fern einen Kanonenſchuß.)

Caspar.

Armer Ulrich! — Aber horcht!
War das nicht ein ferner Schuß?

Dorothea.

War das Zeichen eines Schiffes,
Das nach Hülfe rufen muß.

Ulrich.

Nein, es iſt des Sturmes Rufen;
Leuchte mir hinauf die Stufen.

Caspar (zu Dorothea).

Führ' ihn denn, er hat nicht Ruh.

Ulrich (im Abgehen zu Caspar).

Hörſt du? deck' die Lampen zu!

(Dorothea leuchtet mit der Lampe voran. Ulrich folgt mit der Harfe.)

Fünfter Auftritt.

Caspar allein.

Caspar.

War es nur des Donners Hallen,
Oder hab' ich recht gehört,
Daß ein ferner Schuß gefallen?
Ruft ihr mit der Schreckensſtimme,
Die der Tod in Schlachten führt,

Jetzt nach Hülfe gegen ihn?
Da er bei des Wetters Grimme
Gierig nach der Beute ſpürt?
(Noch ein Schuß.)
Halt! da ſchoß es noch einmal.
Ja, das iſt ein Nothſignal!

Dorothea kommt mit der Laterne zurück.

Dorothea.

Vater, hör', es ſchießt aufs neue,
Sicher iſt ein Schiff in Noth.

Caspar.

Ja, mein Kind. Ich muß ins Freie;
Will verſuchen an der Bucht,
Wenn's der Sturmwind nicht vermeht,
Noch ein Feuer anzuzünden,
Daß die Schiffer mit dem Boot
Sicherer die Landung finden,
Wenn das Schiff ſcheitt untergeht.
Auch das Sprachrohr nehm' ich mit,
Daß mein Rufen durch die Nacht
Mit des Meeres Toben dringe,
Und den Armen Kunde bringe,
Daß die Liebe für ſie wacht.

Aber Kind, du bleibe hier!
Mein Geſchäft vertrau ich dir;
Nimm die Leuchten wohl in Acht,
Nähre ihren klaren Schein,
Hörſt du, ſchlafe ja nicht ein!

Dorothea.

Ohne Sorgen kannſt du ſeyn!

Caspar.

Wenn die Lampen nicht mehr brennen
Und kein Feuer mir gelingt

Dorothea

Vater, nun mir anvertraut!

Caspar

Wohl! so laß uns dann versuchen,
Ob wir helfen, retten können.
(Er geht mit Lebrecht und Gottschalk ab.)

Zehnter Auftritt.

Dorothea (allein).

Dorothea.

Hätt' ich deine mächt'gen Schwingen,
Sturm, der du die Fluth bewegst!
Hätt' ich deine starken Arme,
Meer, das du die Schiffe trägst!
Hätt' ich deine Flammenfackel,
Blitz, der du die Nacht erhellst! —
Wollt' ich wohl das Schifflein retten,
Eh du, Klippe, es zerschellst.
Doch ich kann nur sorgend wachen,
Daß die Leuchte nicht verglimmt,
Und der Rettung kleiner Nachen
Sicher an das Ufer schwimmt.
Aber, Vater, du dort oben,
Mächtiger als Sturm und Meer,
Klarer als des Blitzes Flamme,
Send' uns deine Hülfe her.
(Man hört durch Sturmesbrausen und durch das Geheule des Donners die Harfe klingen.)
Horch! zu vollen Harfentönen
Singt er mitten in dem Streit
Der gewalt'gen Elemente
Ruhig seiner Liebe Lieder.
Herz! — Kehrt deine Ruh nie wieder?
Kann nichts deinen Sturm versöhnen?
Siehst du um dich weit und breit
In der langen öden Nacht
Keines Leuchtthurms helle Flammen,
Wo die Liebe für dich wacht?

Siebenter Auftritt.

Dorothea. Walther.

Walther.

Dorothea!

Dorothea (erſchrocken).

Ha! wer naht?

Walther.

Mädchen, du erſchrickſt vor mir? —

Dorothea (ſchüchtern).

Ach, der Vater iſt nicht hier!

Walther.

Als ich heut den Sturm vernommen,
Trieb michs aus der Hütte fort,
Und zu euch bin ich gekommen,
Daß ihr nicht die grauſe Nacht
Auf dem Thurm allein verwacht.
Du biſt zart, dein Vater alt —
Sieh, ich biete meine Kräfte,
Gönnt mir Theil an dem Geſchäfte
Mit des Oceans Gewalt.

Dorothea.

Vater ſucht ſchon an dem Strand
Landungsfeuer anzuzünden.

Walther.

Soll ich gehn, ihn dort zu finden?
Darf ich nicht bei dir verweilen? —
Mädchen, reiche mir die Hand,
Laß die köſtliche Minute,
Wo ich einſam vor dir ſtehe,
Nicht umſonſt vorüber eilen:
Laß michs länger nicht verſchweigen,
Sondern treu und offen zeigen,
Was mir längſt im Buſen ruhte.

Dorothea (ſchüchtern).

Wollt ihr zu der Harfe ſingen?
Seht, die Harfe iſt nicht hier.

Walther.

Nein, mein Herz will ich dir bringen,
Denn nur dir gehört es — dir!

Dorothea.

Mir? — Wie sollt' es mir gehören?
Habt ihr doch mit andern Menschen
Lang gelebt und euch gefreut.

Walther.

Ist dir das Gefühl noch fremd,
Das der Augenblick uns beut?
O so laß mich dich beschwören — —

Dorothea (einfallend).

Nein, schwört nicht! Seht nur! ich bin
Auf dem öden Thurm am Strand
Still und einsam auferzogen,
Schaute stets mit heitrem Sinn
Weit ins Meer und in das Land,
Weiß nicht, was jenseit der Wogen
Und der hohen Nebelberge
Dort die Menschen thun und treiben;
Vater hat mirs nur erzählt:
Wie sie selten treu sich bleiben
Und ein Herz das andre quält.
Kaum kann ichs dem Vater glauben,
Doch ihr müßt die Zuversicht
Auf die Menschen mir nicht rauben.

Walther.

Nein! bei Gott! das werd' ich nicht!
Wenn du mir ins Auge schaust,
Siehst du nicht ein klares Licht,
Dem du gern dich anvertraust?

Dorothea.

Ja, ich glaube, ihr seyd gut.
Doch was hält dich in der Nähe
Dieses öden Leuchtthurms fest?
Wer das Heimathland verläßt,
Und sich kühn vertraut der Fluth,
Hat wohl eine weite Bahn
Für das Leben zu durchmessen.

Wenn der Tag bricht wieder an,
Zieht dann weiter in das Land!
Diesen unwirthbaren Strand
Werdet ihr ja bald vergessen.

Walther.

Und du heißt mich von dir gehn?
Laß mich Alles dir gestehn,
Was mich fort trieb und mich hält:
Weit dort in der neuen Welt,
Wuchs ich froh und kräftig auf.
Herrliche Plantagen liegen
Um das schöne Landhaus her,
Wo die Blumen segensschwer
Ihre müden Arme biegen.
Meiner Kindheit Tage sind
Gelten mir vorbeigeflogen;
Sorgsam ward ich auferzogen
Frommer Eltern einzigs Kind.
Doch des Vaters still Vertraun
Ließ in einer ernsten Stunde
Mich sein vorges Leben schaun,
Und aus seinem eignen Munde
Mußt' ich staunend es vernehmen,
Daß auf meiner Eltern Bunde
Eine schwere alte Schuld
Schon von früher Zeit gelegen,
Denn kein frommer Priester sprach
Ueber ihn der Kirche Segen
Und ich selbst war nicht sein Kind.

Dorothea.

Wie? — Er war nicht euer Vater?

Walther.

Was dem Vater auf den Sohn
Seine schönsten Rechte giebt,
Das wohl hatt' er treu geübt,
Hatte zärtlich mich geliebt,
Sich die Freud' oft selbst entzogen,
Daß mein Blick sey ungetrübt,
Aber ich war nicht sein Kind!

Dorothea (aufbrechend).

Hört! es schießt, indeß wir sprechen!

Walther.

Nein! es war der Schall der Wogen,
Die sich an den Felsen brechen.
Höre nicht auf Meer und Wind!

Dorothea.

Glaubt nur, gern hör' ich euch zu
Und die Mutter?

Walther.

Sie war mein.
Einer frühern Ehe Pfand
War ich, die sie selbst zerrissen.
Zu versöhnen ihr Gewissen,
Zu erkaufen ihre Ruh,
Sollt' ich nach dem fernen Strande
Ueber Meereswogen ziehn,
Und in diesem fremden Lande
Meinen armen Vater suchen
Und Vergebung ihr erflehend,
Vor dem lang Verlaßnen knien.

(Die Harfe klingt.)

Horch! welch sanfte Melodien?

Dorothea.

Von der Kuppel hallt es nieder,
Denn der Oheim spielt dort oben
Auf der Harfe seine Lieder.

Walther.

O, ihr sanften Tön', ihr klingt,
Durch den Sturm, der draußen tost,
Wie wenn lang entbehrter Trost
In den Sturm der Seele dringt.
Herr! o laß es mir gelingen,
Meiner Mutter ihn zu bringen!

Dorothea.

Habt ihr denn den Vater schon
Aufgesucht und ihn gefunden?

Walther.

Nein! Beschäme nicht den Sohn,

Daß er hier, wie feſt gebunden,
An des Leuchtthurmes Nähe weilt.
Als mich unter heißen Thränen
Dort die Mutter von ſich ließ,
Und ich bei des Vaters Segen
Mit dem Boot vom Ufer ſtieß,
Zog mich fort ein mächtig Sehnen;
Als die blauen Küſtenſtreifen
Endlich hinter mir verſanken,
Ließ ich Wünſche und Gedanken
Vorwärts in die Ferne ſchweifen:
Auf Europa's Fluren, dacht' ich,
Wird die Sonne nicht ſo glühn,
Auf dem fremden Boden werden
Duftender die Blumen blühn.
Und den lieblichen Geſtalten,
Die im Wachen mich umſchweben,
Und im Traum mir ſehnend winken,
Werd' ich dort erſt Namen geben,
Denn gewiß — gewiß ſie leben!

Dorothea.

Ach! ich kenne ſolche Träume!

Walther.

Und den Wind rief ich herbei,
Unſre Segel aufzublähn.
Doch er ſchickte uns den Sturm
Und faſt war's um uns geſchehn.
Wie mit Krallen angefaßt,
Saß das Schiff auf Klippenſpitzen,
Und zerſchmettert von den Blitzen
Sank herab der große Maſt.
Alles rief: „Das Schiff iſt leck!
Keine Rettung von dem Tod!"
Und die Fluth drang ein mit Macht,
Immer größer ward die Noth.
Ich nur ſtand auf dem Verdeck,
Schaute hoffend in die Nacht,
Denn gleich einem milden Sterne
Glänzt der Leuchtthurm aus der Ferne,

Und mit fester Zuversicht
Dacht' ich: wir versinken nicht!
Und im Osten glänzte kaum
Das erwachte Morgenroth,
Sieh, da flog durch Wellenschaum
Auf uns zu ein rettend Boot,
Und du standest siegend drin,
Wie des Meeres Königin,
Und vor deiner Gegenwart
Schwieg der Elemente Toben.

Dorothea.

Nicht von meiner schwachen Hand,
Nein, die Hülfe kam von oben.

Walther.

Ja von oben warest du
Rettungsengel uns gesandt.
Mit dem reinen Himmelsglanz,
Der aus deinen Augen strahlt,
Zündetest du heil'ge Flammen
Mir zuerst im Busen an;
Alles, was die Jugendträume
Liebliches mir vorgemalt,
Floß in deinem Himmelsbild
Sie verwirklichend zusammen.
Was mich ahnend lang' erfüllt,
Ward mir augenblicks enthüllt,
Daß es keine Seligkeit
Auf der weiten Erde gibt,
Wenn das Herz nicht fand und liebt.

Dorothea (schüchtern wiederholend).

Wenn das Herz nicht fand und — liebt.

Walther.

Und ich habe dich gefunden,
An der schaudervollen Grenze
Wo der Tod rang mit dem Leben.
Du hast kühn den Sieg entschieden,
Und mich dieser Erde Lenze
Noch einmal zurück gegeben.
Hast du, als die That vollbracht,

An die ſtreng erfüllte Pflicht
Ruhig nur und ernſt gedacht?
Ahnſt du nicht die heil'ge Macht,
Die mich ewig an dich kettet?
Iſt in deinem Herzen nicht
Der Gedanke aufgewacht,
Daß du mich für dich gerettet?

Dorothea.

Euch für mich? — Treibt nicht der Mutter
Stille Angſt euch raſtlos fort?
Harrt nicht der verlaßne Vater
Auf den lang entbehrten dort?
Ruft euch nicht die Kindespflicht?
Dieſer — mir gehört ihr nicht.

Walther.

Wie? — Du weiſeſt mich zurück?
Glaubſt nicht, daß die Kindespflicht
Eins mit meiner Liebe ſey? —
So verſtehſt du mich denn nicht? —
Mancher bange Zweifel hatte
Früher mir die Bruſt erfüllt,
Ob der tiefgekränkte Gatte
Auch Verzeihung geben werde,
Wenn der Sohn für ſeine Mutter
Den dem Vater ſie erfleht.
Doch ſeitdem das Bild der Liebe
Siegend mir im Herzen ſteht,
Hab' ich länger nicht gezweifelt:
Denn er hat ja auch geliebt,
Und ein Herz, das Liebe kennt,
Wird wohl nimmer für ſie taub.
Freudig dacht' ich: Liebe gibt
Meinen Bitten Allgewalt.
Denn für all das Langentbehrte,
Für die tiefe Gramesnacht,
Hatt' ich ihm das Herz der Tochter
Als Entſchäd'gung mitgebracht.

Dorothea.

Walther!

Walther.

Ja mit deiner Liebe
Wär' ich herrlich ausgerüſtet
An mein heilig Werk gegangen.
Hätt' er lang auch widerſtanden
Meinen Bitten, meinem Flehn,
Hätt' er, wenn du ihn umfangen,
Nimmer können widerſtehn.

Dorothea (immer inniger)

Walther!

Walther.

Wenn in Furcht und Hoffnung
Endlich auch die Mutter ſich
Anvertraut den Meereswegen,
Wär' ich ſelig ihr entgegen
An das bange Herz geflogen;
Hätt' entzückt ihr zugerufen:
„Meine Mutter, weine nicht!
Sieh der Friedensengel naht,
Der dein Kind dem Tod entriſſen,
Der mit Lieb' es ausgerüſtet,
Der Verzeihung dir erbat,
Und, nachdem ſein Werk vollendet,
Liebend jetzt ſich zu dir wendet,
Eine Tochter dir zu ſeyn,
Denn mein iſt der Engel — mein!"
Und die Mutter —

Dorothea (außer ſich).

O, wo iſt ſie!
Daß ich an die Bruſt ihr ſinke!

Walther (die Arme ausbreitend).

Meine Dorothea!

Dorothea (ihm in die Arme ſinkend).

Walther!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ulrich.

(Während die beiden Liebenden in sprachloser Umarmung sich umfaßt halten, tritt Ulrich von ihnen unbemerkt, ein, staunt erst, als er sie erblickt, und zieht dann schnell an der herabhängenden Schnur, worauf die Lampen des Leuchtthurms plötzlich verlöschen. Er bleibt hierauf ernst und groß, auf seine Harfe gestützt und schweigend, hinter ihnen stehen.)

Walther.

Hast du nun mein Herz verstanden?

Dorothea.

Ja!

Walther.

Begreifst was Liebe ist?

Dorothea.

Ja, ich faß' es!

Walther.

Und du bist
Mein? — Ich darf der Ahnung trauen,
Die mir sagt, du liebst mich?

Dorothea.

Ja!
O! wie möcht' ich's noch verschweigen,
Was mir jetzt so sonnenklar,
Daß ich längst, schon längst dein eigen!

Walther.

O Geliebte!

Dorothea.

Ja, ich fühl' es,
Aus dem Traum der Frühlingsnacht
Bin ich jetzt erst froh erwacht,
Und die Mutter, die mich weckte
Und mit ihren Himmelsblicken
An des Kindes Wiege steht,
Ist die Liebe!

Walther.

O, verweht
Süße Träume! — Das Erwachen

Ist ja schöner als der Traum,
Denn ich halte dich umfangen
Und die Gluth auf deinen Wangen
Steigt an meines Himmels Saum
Wie die Morgenröthe auf.
Doch dein Vater? —

(Man hört mit dem Sprachrohr von unten herauf dumpf rufen: „Dorothea! die Lampen sind verlöscht!“ Aber die Liebenden hören es nicht.)

Dorothea.

O er wird
Freudig seinen Segen geben,
Sieht er doch sein Kind beglückt.
Wenn er uns ins Auge blickt,
Dann erst wird er es verstehen,
Was man Liebe nennen mag:
Denn, wovon er warnend sprach,
Das war sicher nicht die Liebe,
Wie sie uns im Busen lebt.

Walther.

Fühle, wie das Herz mir bebt!
Drücke fest die Hand darauf,
Daß es nicht die Brust zersprengt.
Vater, der das Schicksal lenkt,
Sey des heil'gen Bundes Zeuge.
Wie der Sterne klarer Schimmer
Auf die finstre Erde fällt,
Strahlt das sanfte Licht der Liebe,
Das die dunkle Brust erhellt;
Wie die Sterne ewig stehn
Wird dieß Licht auch nie vergehn!

Ulrich (mit starker dumpfer Stimme)

Eure Lichter sind verloschen!

(Walther und Dorothea fahren erschrocken aus einander.)

Dorothea.

Ha! wer ruft?

Walther.

Sieh da, der Harfner!

Ulrich.

Alle Lichter brennen aus,
An dem Himmel wie im Herzen

Dorothea

(nach dem Kuppelfenster aufblickend und die Hände ringend)

Gott! die Lampen sind verloschen! —
O der Armen, die vergebens
Nach dem Licht des Thurmes spähn,
Und, weil sie es nirgends finden,
In den Fluthen untergehn! —
Und ich trag allein die Schuld!
Ach, was wird der Vater sagen!

Walther (ergreift ein Licht)

Laß uns hier nicht müßig klagen;
Komm, sie wieder anzuzünden!

Dorothea.

Unser Licht verweht der Sturm;
Nein! hinab! hinab! — zum Vater! —
In der Nacht ihn aufzusuchen! —
Ihm zu Füßen will ich sinken,
Daß er nicht der Stunde fluchen,
Nicht sein Kind verdammen mag,
Weil es dir am Busen lag.

Walther.

Komm, ich folge!

Dorothea (fort stürzend)

Vater! — Vater!

(Walther folgt ihr.)

Neunter Auftritt.

Ulrich allein.

Ulrich

(nach einer kurzen Pause, in welcher er nach oben schaut)

Du hast deine Sterne am Himmel verhangen —
Die Nacht soll das tobende Meer umfangen —
Was zündet der Mensch seine Lampen an? —
Er wird das rollende Rad nicht wenden,
Was greift er mit vermessenen Händen

In des Geschickes ernsten Plan?
Auf! auf ihr Lichter! ihr müßt verschwinden,
Vermessen strahlte euer Schein!
Der Schiffer darf den Weg nicht finden
Nacht soll es sein! —

(Er bleibt mit vorgestreckter Hand wie in gebietender Stellung stehen.)

Zweiter Akt.

Nackte felsige Gegend am Ufer des Meeres, jedoch ohne Aussicht auf das Meer.

Erster Auftritt.

Ulrich sitzt mit der Harfe auf einer Felsspitze und spricht hinaus in die Ferne.

Es wird Morgen.

Ulrich.

(Er begleitet die folgenden Worte, die er nicht singt, sondern langsam spricht, mit einzelnen vollen Accorden.)

Es tritt der Tag zum Thor hinaus.
Die Nacht flieht in ihr finstres Haus,
Zu Wald und Kluft hinab.
Gram, flieh auch in dein Haus zurück!
Verläßt du nimmer Herz und Blick?
Wo ist dein Haus? — Das Grab!

Zweiter Auftritt

Ulrich steht auf und will vom Felsen herab steigen, bleibt aber aufgerichtet und unbeweglich stehen, als **Caspar** und **Dorothea** kommen.

Caspar.

Komm nur, komm! und sey gefaßt,
Laß das Bitten und das Weinen!

Was dir dein Bewußtseyn nennt
Und du zu bereuen hast,
Trage dem dort oben vor,
Der des Herzens Tiefen kennt.

Dorothea.

Beten will ich, daß er mir
Seines Trostes Engel sende,
Und das Herz regiere dir,
Daß es nicht sich von mir wende.

Caspar.

Von dir wenden? Hast du meiner
Je wohl inniger bedurft?
Wie ein Vater, so sorgt keiner,
Wenn er auch mit Kummer schaut,
Wie das einz'ge theure Kind,
Dem er unbedingt vertraut,
Seinen Rath schlägt in den Wind,
Und nicht widerstehen kann,
Bei der Liebe flücht'gem Winken,
Gleich ihr an die Brust zu sinken:
Sieht, das kränkt den alten Mann.
Doch er wird nicht von dir lassen,
Magst du es auch spät erst fassen,
Daß du selbst im Arm der Liebe
Nicht so sicher und geborgen,
Als bei deines Vaters Sorgen.

Dorothea.

O mein Vater! deine Milde
Beugt mich tiefer als dein Zorn!
Ach, vergib mir und verdamme
Nicht die reine heil'ge Flamme,
Die im Busen mir erwacht.
Glaube mir, der Jüngling ist,
Der sie hell mir angefacht,
Rein und gut, wie du es bist.

Caspar.

Wohl, ich will dir und ihm glauben,
Daß er als Verführer nicht
Mir mein Kind hat wollen rauben.

Gunst er doch nicht schon davon,
Hat er doch selbst in der Nacht
Mich, den Vater aufgesucht,
Seine Liebe mir bekannt,
Oft sich meinen Sohn genannt,
Während ich ihm fast geflucht,
Und die Schuld auf sich genommen
Daß du treuer nicht gewacht,
Und die Lampen ausgeglommen.
Ja, ich glaub, ein solches Herz
Treibt mit Liebe keinen Scherz:
Doch dort oben wacht ein Auge,
Welches zürnet, wenn ein Kind
Hinter seines Vaters Rücken
Einen Bund fürs Leben schließt;
Und an eine solche Stunde
Hängt sich oft ein schwerer Fluch,
Den kein Segen wieder löst! —
Während du aus seinen Blicken
Flücht'ge Wonne hast getrunken,
Und dein unerfahrnes Herz
Bebend an dem seinen schlug,
Ist das arme Schiff versunken;
Und vielleicht trägst du die Schuld.

Dorothea.

Vater! — Vater! sey barmherzig!

Ulrich

(mit starker Stimme von dem Felsen herab)

Kind, dein Schuldbrief ist zerrissen! —
Wenn das Schicksal hält Gericht,
Will es nicht der Menschen Licht,
Drum hab' ichs verlöschen müssen! —
Sie hat keine Schuld — ich nur
War gesandt von höh'rer Macht,
Kräftig zog ich an der Schnur
Und ihr Recht behielt die Nacht!

(Caspar und Dorothea sind von diesen Worten erschrocken auseinander getreten, und sichtbar ergriffen.)

Caspar.

Ulrich! was hast du gethan?

Ulrich

(ist vom Felsen herab, sehr mild.)

Höre mich gelassen an:
Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer,
Liebe thut dem Herzen wohl.
Such' ich doch den Diamant
Alle Tage an dem Strand,
Doch ich Armer find' ihn nimmer! —

(Er geht langsam und traurig mit der Harfe ab.)

Dritter Auftritt.

Caspar. Dorothea.

Dorothea.

Vater, hast du's wohl vernommen,
Was der Oheim unternahm?
Hörtest du, was aus dem frommen
Liebevollen Herzen kam?

Caspar.

Also er hat sie verlöscht?
Herr, der du es zugelassen,
Daß der Gram ihn durft' erfassen,
Um ihn langsam zu vernichten,
Du wirst mild und gnädig richten,
Wenn er in des Wahnsinns Nacht
Etwas Schreckliches vollbracht.

Dorothea.

Gnädig ist der Vater oben,
Und der Finch ist weggehoben,
Der auf meiner Liebe lag.

Caspar.

Darum preis' ihn, denn du hast
Mehr als du verdient, gefunden!
Doch weil er in dieser Stunde,
Wo dir unter Bewunis Last

Faſt das ſchwache Herz zerbrach,
Selber aus des Wahnſinns Munde
Der Verzeihung Worte ſprach:
„Kind, dein Schuldbrief ſey zerriſſen!“
Nun ſo wird dein Vater hier
Auch dir wohl verzeihen müſſen.

Dorothea (ihm in die Arme ſinkend)
O, mein theurer, theurer Vater!

Caspar.
Mein geliebtes armes Kind!

Dorothea.
Zürnſt du nicht mehr? — Willſt vergeben?

Caspar.
Ja, ich will! — Die dich gebar,
Hat mich auch einſt ſo geliebt! —

Dorothea.
Und du willſt dem Sohne auch
Deine Vaterarme öffnen?

Caspar.
Wenn ich ihn dir werth erkannt.
Doch wo iſt er?

Dorothea.
An den Strand
Iſt er troſtlos hingeeilt,
In das weite Meer zu ſpähn,
Ob denn nichts zu retten ſey?

Caspar.
Nein, die Hoffnung iſt vorbei! —
Als der Morgen kaum gegraut,
Hab' ich weit umher geſchaut;
Doch kein Schiff, kein ſchwankend Boot —
Auf dem Meere ruht der Tod! —
Trümmer liegen nur am Ufer.

Dorothea.
Laß mich auf den Felſen ſteigen;
Kann ich von dem hohen Ort
Weiter doch die Ferne ſchaun.
(Sie erſteigt einen Felſen.)

Caspar.

Steige! doch es iſt vergebens.

Dorothea.

Darf ich meinen Augen traun?
Deutlich ſeh ichs ja genug.
Auf der Todesklippe dort
Steht ein Menſch und winkt und winkt
Raſtlos mit dem weißen Tuch.

(Caspar ſteigt zu ihr hinauf.)

Caspar.

Wie, was ſagſt du? wär' es möglich?
Ha, wahrhaftig!

Dorothea.

Sieh, dort rudert
Jemand in dem kleinen Kahn
Hülfe bringend zu ihm an.

Caspar.

Wem fiel ſolches Wagſtück ein,
Mit dem Nachen, da die Fluth
Immer noch nicht wieder ruht:
Wer mag jener Kühne ſeyn?

Dorothea.

Vater! ach er iſt es!

Caspar.

Wer?

Dorothea.

Walther iſts! Allgütiger!
Ich erkenn' ihn. — Walther! — Walther!
Bleib! — der Nachen iſt zu klein,
Und die Fluth wird dich verſchlingen!

Caspar.

Sollt' es wirklich Walther ſeyn?
Das wär brav! Dann ſorge nicht,
Wer da wagt, der fühlt auch Kraft,
Und dann wird es ſchon gelingen.

Dorothea.

Stünd' ich doch nur ihm zur Seite!
Denn du weißt es ja, wie ich
Freudig mit den Wellen ſtreite,

Uns die Wogen kennen mich
Aber er so ganz allein.

Caspar.

Sieh, jetzt naht er schon der Klippe.
Wie der dort dem Tod entgegne
Nach ihm ausstreckt seine Arme.
Nur Geduld! — er bringt dir Hülfe!
Kannst dich sicher ihm vertraun,
's ist ein junger tücht'ger Bursche.

Dorothea.

Ein von Gott gesandter Engel.
Ha, nun fährt der Nachen an,
Leicht und froh springt er hinaus.

Caspar.

Und der hart Geängstigte
Wirft sich dankbar vor ihm nieder.
(Theilnehmend.)
's war wohl eine schlechte Nacht,
Die du heut dort zugebracht.

Dorothea.

So lag Walther auch vor mir,
Als wir beide mit dem Boot
Aus dem Schiffbruch ihn errettet.
Vater, oft nur droht der Tod,
Daß er Herzen fester kettet.

Caspar

(immer hinsehend und dorthin sprechend).

So recht! Heb' ihn wieder auf!
Knien darf man nur vor Gott.
Sieh, wie breitet er die Arme!
Immer leg ihn an die Brust,
Daß sein bebend Herz erwarme.

Dorothea.

Wie sie beide sich umschlingen!
O du sel'ger Augenblick!
Könnt' ich doch ihm nahe stehn,
Schweigend ihm ins Auge sehn,
Wie es glänzt vom Himmelslicht.

Caspar (immer hinaus sprechend)

Kinder, laßt jetzt von einander,
Seht, das Ufer iſt noch weit,
Und ihr ſteht noch nicht auf Roſen.
Macht, ihr findet wohl zum Koſen
Hier bei uns bequemre Zeit.

Dorothea.

Ja der Fremde läßt ihn nicht,
Hält zurück ihn und umfaßt
Wie begeiſtert ihn aufs neue.
Denk an mich, Geliebter! Haſt
Du vergeſſen, wie ich mich
Hier auf deine Rückkehr freue?

Caspar.

Endlich geht es nach dem Kahn!
Nun Glück auf! — Herr, gib ihm Kraft,
Muth haſt du ihm ſchon gegeben,
Und erhalte uns ſein Leben.

Dorothea.

Ach, wie hoch geht noch die See!
Komm, laß uns zum Boote eilen,
Raſch mit ihm vom Ufer ſtoßen,
Sicherer fährt man mit dem großen
Fahrzeug durch die hohe Fluth.
Die Gefahren laß uns theilen.

(Sie eilt vom Felſen herab.)

Caspar (ſieht ihr nach und hält ſie zurück)

Bleib, das wär' vergebne Müh,
Eh das ſchwere Boot vom Strande
Mit uns abſtößt, ſtehen ſie
Beide ſicher ſchon am Lande.

Dorothea.

Du haſt Recht! — Was ſorg' ich doch;
Hab' ich nicht mit frohem Muth
Mich ſo oft von hoher Fluth
In dem Kahne ſchaukeln laſſen?

Caspar.

Nur jetzt kannſt du kaum dich faſſen.

Dorothea.

Ja, da stand ich auch alleine,
Doch das Leben, was dort ringt,
Ist viel theurer, als das meine.

Caspar.

Sey nur ruhig! — Es gelingt!
Sahst du nicht, wie er den Kahn
Kundig durch die Wogen führte?
Glaube nur, das Meer es spürte,
Daß es nicht viel mit ihm schafft,
Und es beugt sich seiner Kraft.

Dorothea.

O mein Vater! wenn er nun
Den aus Todesnoth Erlösten
Siegreich an das Ufer bringt,
Und vor seinem Rettungsengel
Jener dankend niedersinkt,
Ist das nicht das Werk der Liebe,
Die den Walther an mich kettet?
Hätt' er nicht dein Kind geliebt,
Wär' er nicht mehr hier zugegen,
Wäre weit ins Land gezogen,
Und die Wogen
Hätten ihren Raub begangen,
Und er hätt' ihn nicht gerettet.
O drum laß mich an ihm hangen,
Da der Himmel seinen Segen
Sichtbar unsrer Liebe gibt.

Caspar.

Daß es sich in Segen löst,
Ist die milde Fügung dessen,
Der kein reines Herz verstößt.

Dorothea.

Und nun darf ich fröhlich hoffen?

Caspar.

Was denn, mein geliebtes Kind?

Dorothea.

Daß dem edlen Jüngling offen
Deine Vaterarme sind?

Daß du mir und ihm vergibst,
Und als deine Kinder liebst?

Caspar.

Könnt' ich ihn noch von mir weisen?
Hab' ich einen schönern Lohn?

Dorothea.

Nimm ihn auf als deinen Sohn!

Caspar.

Ja, als Schutzgeist send' ich ihm
Meinen Segen auf das Meer:
Eil' und führ' ihn sicher her!
Bringst du ihn, ich will nicht wanken,
Mit ihm, was ich Theures habe,
Meines Kindes Herz zu theilen.

Dorothea.

Nein, nicht theilen, es gehört
Dir, wie ihm, euch beiden ganz.
Neben meiner Kindesliebe
Kennt als frohe Nachbarblühe
Jene andere Liebe auf;
Beide stehn auf einem Stamme
Fest gewurzelt im Gemüthe,
Sie getrieben in dem Glauz
Einer reinen ew'gen Sonne;
Weil der Reben gut und kräftig,
Hat er beide stark getrieben;
Wie die Aeste einzig lieben,
Wird die Braut auch einzig lieben.

Caspar.

Kennt' auch keine Liebe nicht
Für das Leben mehr entbehren.

Dorothea.

Vater, laß mich nur gewähren:
Ich, für dein und seine Freude,
Du, für dein' und meine Ruh,
Thut du beides für uns beide,
Beide Kinder segnest du.

Caspar.

Hat mein armer Ulrich?

Dorothea.

O,

Ist auch er denn nicht geborgen?
Denke nur, wer hier kann treu,
Können vielfach für ihn sorgen.
Hörst du wohl was er sprach?
Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer,
Liebe thut dem Herzen wohl.

Caspar.

In so vielen Worten lag
Gar ein freundlich mütter Sinn
Und geheimer Segen drin.

Dorothea.

Laß uns nach dem Schiffer sehn!
(Sie erhebt sich von den Felsen, der Vater folgt ihr.)
Wahrlich, schon sind sie uns nahe!
O, ich glaube, Walther sahe,
Daß wir auf dem Felsen stehn.

Caspar.

Laß uns mit dem Tuche wehn!

Dorothea (nickt mit dem Tuche).

Walther! Walther! — lande hier!

Caspar.

Sieh, es nickt uns steht verwegen
Wie ein Vogelnest in dem Nachen.

Dorothea.

Fürchte nichts, es breiten dir
Vaterarme sich entgegen.

Caspar.

Still nur, wird es schon erfahren!
Sieh, der Fremde steht und weint —
Mag wohl viel verloren haben,
Manches in der Fluth begraben,
Was ihm werth und theuer war.
Ist nicht jung mehr, wie es scheint,
Hat schon stark bereift Haar —
Mußt dich schon zufrieden geben,
Was das alte Meer verschlingt.

Dir kein Flehen wiederbringt;
Deine Beute ist das Leben.

Dorothea.

Vater, ach, jetzt landen sie!
Darf ich ihm entgegen eilen?

Caspar.

Schone erst des Fremden Gram!
Danke Gott im Herzen still,
Daß er glücklich wiederkam.
Findest schon zur Freude Zeit.
Andrer Glück verletzt oft scharf,
Wenn das unsre sich zerschlagen!
Laß uns erst theilnehmend fragen,
Was der fremde Mann bedarf?

(Sie folgen dem Zeichen hinab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Walther. Graf von Holm.

Walther.

(Den Grafen fürsorgt, ohne die Andern zu bemerken.)

Gott sey Dank, mein armer Vater,
Daß ich dich am Ufer habe.

Graf.

Ja, ich danke dir, mein Sohn!
Ja, du hast mich treu gerettet,
Ob mir gleich viel besser wäre,
Läg' ich tief im Meer gebettet.

Walther.

Hat nicht sichtbar mir das Schicksal
Deine Rettung aufgespart?
Und du wünschest, es sey anders?
War's nicht deßhalb, daß ich hier
Durch der Liebe heilig Band
An dem Strand gefesselt ward?
Und erschien der Engel mir

(Sie vom Lebenden gewahrt.)

Ha! da steht sie — Dorothea,
Sieh, ich bringe meinen Vater.

Dorothea.

Deinen Vater?

Caspar.

Braver Sohn!

Graf (von Dorothea zurückkehrend.)

Gott, wer tritt mir hier entgegen!
Täuschen mich die Sinne nur?

Walther.

Sieh, das ist der Schutzgeist ja,
Der dir deinen Sohn erhalten.

Caspar (zum Grafen.)

Legt die Stirne nicht in Falten,
Habt Vertrauen und zittert nicht.
Unser Strandrecht ist die Pflicht,
Der Geretteten zu pflegen.

Graf.

Geht! — was seht ihr mich so an!
Ists nicht wahr? gar deutlich steht
Mir es auf der Stirn geschrieben:
Daß kein Herz hier dürfe lieben!

Dorothea.

Ach, nicht lieben?

Walther.

Vater! Vater!

Graf.

Geht, ich bin ein armer Mann,
Ganz verarmt, sogar an Segen;
Denn hier wo ich bebend stehe,
Wird der Segen euch zum Fluch!

Caspar (theilnehmend.)

Sprecht nicht mehr, es ist genug;
Sicher seyd ihr noch ermattet.

Walther.

Welcher finstre Geist umschattet
Jetzt dein liebevoll Gemüth?

(Auf Dorothea zeigend.)
Strahlt aus diesem Angesicht
Dir nicht Fried' und Himmelstrost?

Graf.
Fort mit diesem Mädchen! flieht!
Fort ihr Menschen! — meidet mich!

Dorothea.
Ach, er stößt mich kalt zurück.

Caspar.
Stolzes Herz!

Walther.
Verkennt ihn nicht.
Gott wie furchtbar ist sein Blick! —
Wäre doch die Mutter hier,
Sie nur weiß ihn zu erheitern.

Graf.
Ja, die Mutter! — Ach! Mathilde!

Walther.
Denk nur, wie sie sich wird freun!
Hast du sie denn wohl verlassen?

Graf (für sich).
Wie soll ichs in Worte fassen!
(Zu Walther.)
Ja, sie grüßt dich! — Ihr ist weh!

Caspar (für sich)
Ihr ist weh? — Du armer Mann!
Fast glaub' ich ihn zu durchschaun.
Mag er mirs allein vertraun.
(Laut.)
Laß uns jetzt nicht zögern, Kind;
Wenn die Lebensgeister sind
Zu ermattet und erschlafft,
Hat die Seele auch nicht Kraft.
Ich will bei ihm bleiben, du
Eile unsrer Wohnung zu;
Bringe freudig, was wir haben,
Daß er sich erst mög' erlaben.
Walther fährt unterß den Kahn,
Wieder bei dem Leuchtthurm an

Dorothea.

Augenblicklich bin ich wieder hier.

Walther.

Auf dem Nachen folg' ich dir.

(Sie eilen beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Graf von Holm. Caspar.

Caspar.

Setzt euch auf den Felsen nieder!
Seht, der Sturm hat sich gelegt.
Hebt das Haupt und schaut umher,
Wie sich an dem schönen Morgen
Alles Neuerwachte regt;
Hier im Frühroshofstrahl das Meer
An des Horizontes Busen
Seine Purpurlippen legt;
Dort der Berge blaue Reihe
Das azurne Himmelszelt
Auf dem Riesenscheitel trägt. —
Stärkt euch nicht der Morgenduft?
Hört ihr nicht wie alles ruft:
„Herrlich ists auf Gottes Welt!"

Graf.

Guter Mann, ihr wollt das Ahnen
Einer ewig wachen Liebe,
Die im segensreichen Walten,
In der immer neuen Schönheit
Der Natur sich offenbart,
Und der ew'gen Lampe gleich,
Den geweihten Dom erleuchtet,
Mir als Trost und Balsam reichen?
O, ihr seyd ein weiser Arzt!
Doch nur für ein schuldlos Herz —
Hier ist eure Kunst verloren! —

Caspar.

Habt ihr nicht die Vaterhand
Deutlicher heut in der Noth,
Als im frühern Glück erkannt?
Die zum Retter von dem Tod
Euch den eignen Sohn gesandt?
Wenigen wird es gewährt,
Solche Prüfung zu bestehen:
Wenig Glücklichen, wie euch,
Unter Todesangst und Graun
In des Sohnes Herz zu schaun.
Vater, o wie bist du reich!

Graf.

Darin liegt des Himmels Strafe.
Fester noch das Band zu schließen,
Eh' es grausam wird zerrissen.

Caspar.

Wie? den Sohn vom Vater trennen?

Graf.

Und die Einz'ge, die mit Liebe
Für mich hätte zeugen können,
Sie, um deren Engelhuld
Mir die Menschen alle Schuld
Würden gern verziehen haben —
Sie — liegt in der Fluth begraben.

Caspar.

Armer Mann! — o schüttet ganz
Euren Kummer in mein Herz.
Zwar wir sahen erst uns kaum,
Aber glaubt, ich habe Raum
In der Brust für fremden Schmerz.
Und was Jahre schwer erbauen,
Gibt uns oft der Augenblick,
Stilles inniges Vertrauen.

Graf.

O, wer bist du, der zu mir
Liebreich tröstend reichst die Hand?
Glauben will ich, daß der Himmel
Dich als Priester mir gesandt,

Nur bekennen will ich dir,
Was mir auf der Seele lastet.
Nennst du mich entsündigen,
Oder sprichst du mich nicht frei
Nun du magst verkündigen,
Was es sey!
Nur nicht scheu dann von mir weichen
Bette tief mich in das Grab,
Lösche dann von meiner Leichen
Stirn das schwere Kainszeichen
Mit den reinen Händen ab!

Caspar.

Faßt euch doch! wir sind vor Gott
Allzumal nur schwache Sünder!
Als ein Richter fänd' er wohl
Viel zu strafen, doch er ist
Vater, und wir seine Kinder.

Graf.

So vernehmt! — Mein Vaterland
Ist Europa. — Das Geschick
Hatte mit freigeb'ger Hand
Mich vor vielen ausgerüstet.
Was die Menschen nennen Glück,
Reichthum, einen hohen Stand,
Jugendlicher Schönheit Glanz,
Was dem Herzen nur gelüstet,
Das besaß ich voll und ganz.
Doch ein ungestümes Sehnen
Trieb mich rastlos hin und her;
Oede schien die Welt und leer,
Weil ich noch kein Herz gefunden,
Das mich fest an sie gebunden.
Da gelangt' ich auf der Reise
Zu der Heimath eines Freundes,
Der sich still zurückgezogen,
Und nach Patriarchen Weise
Froh sein kleines Feld bebaute,
Fromm dem lieben Gott vertraute,
Und an eines Weibes Hand

Seinen ſtillen Himmel ſank.
Und ich ſah den Engel; ſah
Wie durch ihrer Anmuth Zauber
Sie das ernſte kahle Haupt
Schleichender Alltäglichkeit
Stets mit neuen Kränzen ſchmückte,
Und in froher Thätigkeit
Alles um ſich her beglückte.
Ach, da ging in meiner Seele
Auf ein warmer Frühlingstag,
Alle Stimmen wurden wach,
Und es hallte tauſendmal
Mir aus allen Tiefen nach:
Sieh, das iſt dein Ideal!

Caspar.

Flieht aus eures Freundes Hütte.

Graf.

Hätt' ich damals mich ermannt,
Damals irrend meine Schritte
Nach dem fernſten Pol gewandt!
Doch mir fehlte jede Kraft,
Das bewegte Herz zu faſſen,
Und ich ſah mich feſt gebannt;
Konnte nicht mehr von der Liebe
Zu dem holden Weibe laſſen,
Und begann den Freund zu haſſen.

Caspar.

Dann habt ihr ſein Glück zerſtört!

Graf.

Laßt mich nicht das Bild euch zeigen,
Wie ich durch verrätes Schweigen
Nach und nach ihr Herz bethört,
Hinter meines Freundes Rücken
Vor ihr kniete mit Entzücken,
Bis ſie endlich mich gehört.

Caspar.

Schwaches Weib!

Graf.

Nein! ſie war rein!

Alle Schuld trag' ich allein.
Selbst der ew'ge Richter kann
Wer ihr will das Urtheil sprechen;
Nur mich sieht er zürnend fern!
Nur auf mir ruht das Verbrechen!

Caspar.

Endet! Endet!

Graf.

Ihr Gatte
Ueibte treu des Gastrechts Pflicht,
Merkt' in seiner Reinheit nicht,
Wie ich treulos ihre Liebe
Heimlich ihm gestohlen hatte;
küßt' uns, wenn er Hand in Hand
Mich mit seinem Weibe fand.

Caspar (für sich)

Wie mein Ulrich.

Graf.

Da erschien,
Uns zum Unglück, denn ein Brief,
Der den Freund zum Bruder rief.
Beider Brüder Frauen waren
Schwestern, jene hatte eben
Eine Tochter ihm geboren,
Doch ihr eignes theures Leben
Während der Geburt verloren.

Caspar.

Gott, mir graut fast vor dem Ende!

Graf.

Und zum Bruder eilt der Freund,
Legt sein' Hab' in meine Hände,
Und befiehlt mir, treu gesinnt,
Ihm das Liebste, Weib und Kind.
Doch Mathildens tiefer Schmerz
Um der Schwester frühen Tod,
Oeffnet mir noch mehr ihr Herz.
Es gelingt mir, daß ich sie
Endlich durch mein Flehn erweiche —
Und indeß der Freund den Bruder

An des theuren Weibes Leiche
Tröstend in den Armen hält,
Brech' ich, kälter als der Tod,
In das friedlich stille Haus,
Reiße Weib und Kind heraus,
Sie entführend in die Welt.

Caspar.

Weib und Kind? — Verzeih euch Gott!
(Dringend.)
Euren Namen laßt mich wissen.

Graf.

Damals hieß ich Graf von Holm.

Caspar (sich abwendend).

Holm! Er ist es! — Herr der Welten,
Willst du, ich soll Richter seyn?
Nein, du sprichst: die Rach' ist mein,
Und ich selber will vergelten!

Graf.

Ach! Ihr wendet euch von mir,
Schaudert grauenvoll zusammen,
Sprecht geheim das Urtheil aus,
Um mich laut nicht zu verdammen!

Caspar.

Wem bewegt es nicht die Brust?
Aber weiter.

Graf.

Fort zu Schiffe
Ging es mit dem theuren Raube.
Zwar ich würde gern den Knaben,
Welcher damals kaum drei Jahr,
Ihm zurück gelassen haben,
Doch die Mutter kannt' es nicht.
Und daß der verrathne Gatte
Nie im Zorn es möge wagen,
Mir die Beute abzujagen,
Lauft' ich flugs es anzufangen,
Und die Nachricht zu verbreiten:
Unter sey das Schiff gegangen.

Caspar.

Recht! — da war's auf einmal aus!
Besser um die Todten klagen,
Als den Räuber todtgeschlagen.
Hat das Glück euch Frucht gebracht,
Das ihr ihm davon getragen?

Graf.

Früchte wohl, allein voll Gift.
Glücklich waren wir geschifft;
Fröhlich trat an ihrer Hand
Ich ans neue freie Land!
Kaufte unter fremdem Namen
Weite Ländereien an;
Hatte Sklaven ohne Zahl;
Alle die mir nahe kamen,
Priesen den beglückten Mann.
Doch seit dem Beginn der Flucht
War der süße Traum verüber;
Unsre Blicke wurden trüber;
Stummer wurde unser Mund;
Keiner that's dem andern kund,
Was er fühlte, was er dachte,
Nur der innre Richter wachte.
Mensch, du kannst es nimmer fassen,
Wie es hier tobt fürchterlich,
Wie die Wangen still erblassen
Und der Schlaf die Nächte flieht,
Wenn das Auge hinter sich
Eine Schuld ihm drohen sieht.
Achtzehn Jahre sind seitdem
Still und langsam hingezogen.
Und wie sehr wir uns auch liebten,
Kannten, mit dem reinsten Willen,
Doch wir nie die Seufzer stillen,
Die uns jede Freude trübten.
Nur das Kind, das wir dem Gatten
Auch mit fortgenommen hatten,
Wußte nichts von Gram und Schuld,
Wuchs zu einem Jüngling auf,

Deſſen reine fromme Seele
Ein Verein von Kraft und Huld.
Nur der wird einſt für mich zeugen,
Daß ich achtzehn lange Jahr
Ihm ein treuer Vater war;
Und mir ſagt des Herzens Stimme:
Nimmer wär' er ſo gediehen,
Hätteſt du ihn nicht erzogen,
Und um ihn wird dir verziehen.

Caspar.

Doch der Vater bleibt betrogen,
Um der Vaterfreude Glück.

Graf.

Ach, ich bring' ihn ja zurück:
Geb' ihn wieder; will verlaſſen
Sterben, nur der Vater ſoll
Nicht den Schuld'gen länger haſſen.

Caspar.

Alſo Walther iſt dieß Kind?

Graf.

Ja?

Caspar (für ſich)

Gott, deine Wege ſind
Unerforſchlich! — Habe Dank!
Und ihr kommt und bringt ihn wieder?

Graf.

Ja! Mathilde wurde krank,
Auf den Tod lag ſie darnieder.
Da erſt ließ ſie, wie noch nie,
Mich in ihrer Seele leſen,
Und beſchwor mich, daß ich ſie,
Wenn ſie noch einmal geneſen,
Nach Europa führen ſollte,
Um mit ihr den erſten Gatten
Reuig wieder aufzuſuchen,
Vor ihm in den Staub zu knien
Und im Flehn nicht zu ermatten,
Bis er wieder ihr verziehen.
Ich verſprach's, auch mir tauft ja

Von der Bruſt ein Fels, allein
Die Geneſung war nicht nah,
Und ihr Herz ſchlug immer bänger.
Seht, da zögert' ich nicht länger,
Und geſtand dem Sohne klar
Alles was geſchehen war.
Legt' in ſeine reine Hand
Segnend das Vermittleramt,
Und er übernahm's mit Freuden;
Froh ſah ich ihn von uns ſcheiden
Und getroſt zu Schiffe gehn.
Doch die Sehnſucht, ihm zu folgen,
Wuchs in uns von Tag zu Tag,
Ward Mathildens Arzt und zog,
Ohne Nachricht zu erwarten,
Uns dem Sohne eilend nach,
Und ſo ſchifften wir uns ein,
Nach Carrara ging's hinüber.

Caspar.

Wußtet ihr denn, ob er lebte?

Graf.

Nein! doch ſichre Hoffnung ſchwebte
Unſerm Schiffe kühn voran.
Da ſtand nun der reiche Mann
Um, was Theures er beſaß,
Was er unter Angſt und Schmerzen
Lange Jahre ſich bewahrt,
Loszureißen von dem Herzen,
Um dem Freund es heimzubringen.
Bei des friſchen Windes Rauſchen
Flog das Schiff gar eilig hin.
Und die Schiffer riefen: Land!
Doch des Schickſals finſtre Macht
Wies uns ab mit ſtrenger Hand;
Jagte in der Schreckensnacht
Seinen Sturm auf uns heran,
Und empört den Ocean,
Daß er uns auf Klippen wirft.
Keine Hülfe will gelingen,

Selbſt Kanonenſchüſſe bringen
Keinen Retter in der Noth.
Schon beginnt das Schiff zu ſinken.
Da eilt in das große Boot
Jeder ſchnell hinein zu ſpringen!
Aller Kräfte ſich vereinen
Und die Rettung ſcheint ein Spiel,
Denn des Leuchtthurms Lampen ſcheinen,
Und nicht fern mehr iſt das Ziel.
Doch ſie löſchen plötzlich aus.
Um uns her wird Nacht und Graus,
In uns hebt ſich Angſt und Zagen.
Ohne Richtung fort und fort
Wird das Boot umher getragen,
Bis es an der Klippe dort
Von der Fluth wird umgeſchlagen.

Caspar.

Und die Lampen waren Schuld?

Graf.

Ja! Wer ſie verlöſchen ließ,
Mag es einſt vor Gott vertreten,
Denn die Rettung war gewiß.
Doch nun ſind ſie all' ertrunken —
Ich nur mußte übrig bleiben —
Auch Mathilde iſt verſunken.

(Er verhüllt das Geſicht.)

Caspar (für ſich).

Ew'ge, unerforſchte Macht,
Hätteſt du zum Werkzeug dir
Seine ſchwache Hand erſehn?
In des Wahnſinns leeres Treiben
Wirklich tiefen Sinn gelegt?

(Laut.)

Armer, hart geſtrafter Mann!

Graf.

Ja, ich bin verarmt! Es kann
Nicht der Freund mir mehr vergeben,
Denn das einz'ge theure Leben,

Das vielleicht ihn mir versöhnt,
Ist aus meinem Arm entflohn.

Caspar.

Blieb euch denn nicht noch der Sohn?

Graf.

Ihr habt recht! — Fort laßt uns eilen,
Daß er mich zum Vater führe,
Eh auch ihn ich noch verliere.
Hört, gebt mir die Tochter mit!
Sie soll meine Tochter seyn.
Wundertbar in ihren Zügen
Sah ich von Mathildens Reiz
Ein getreues Abbild liegen.
Wie mich's vorhin hat erschreckt,
Dünkt mich's jetzt ein gutes Zeichen.
Denn wenn er es auch entdeckt,
Wird es ihm das Herz erweichen;
Sicher fühlt er dann Erbarmen,
Ruht er in der Kinder Armen.

Caspar (für sich).

Ach, der Wahnsinn faßt ihn nicht.
Starrt ihn an, so ernst und still,
Mit dem bleichen Angesicht,
Weiß nicht, was der Arme will.
O wo soll ich Worte finden,
Dem Gestraften mild genug
Allen Jammer zu verkünden.

Graf.

Ihr versagt mir's? — Wendet euch
Von mir zweifelnd ab? — So wißt,
Walther ist an Gütern reich,
Wie er es an Tugend ist.
Was ich habe, ist sein eigen.
Ihr beharrt bei eurem Schweigen?
Ihr habt recht, ich darf nicht werben,
Er ist eines andern Kind,
Und wer weiß, wie der gesinnt.

Caspar (für sich).

Muß ich denn die letzte Hoffnung

Ihm mit einem Schlag verderben!

(Kaut.)

Nein, ich schaudre nicht zurück.
Könnt' ich Troſt und Hülfe geben,
Wollt' ich gern euch Tröſter ſeyn.
Doch das ähnliche Geſchick
Eines Freundes fiel mir ein,
Das erfüllte mich mit Beben.
Auch ihm ward ſein einz'ger Sohn
Und ein holdes Weib entführt;
Er verfolgt ſie bis ans Meer;
Doch nicht will er ihr Verbrechen
Als betrogner Gatte rächen,
Nein, der andre ſoll ſie haben,
Er verlangt nur ſeinen Knaben.
Aber bald genug empfing
Er die Nachricht, daß das Schiff
In den Fluthen unterging.

Graf.

Giebt es ſolcher Schuld'gen mehr?
Stehen mehrere mit mir
Vor Gericht? —

Caspar.

Das griff zu ſehr
In des Freundes Seele ein;
Schwere Krankheit warf ihn nieder;
Zwar genaß der Körper wieder,
Doch der Geiſt, er war verloren,
Denn der Wahnſinn hatte ſich
Seine Wohnung drin erkoren.

Graf (die Hände ringend)

Vater, ſey barmherzig! Laß
So nicht mich ihn wiederfinden!
Ich verzweifle ſonſt!

Caspar.

Der Bruder,
Den der arme Mann beſaß,
Nahm ſich ſeiner treulich an.
Hatt' er ſelbſt doch auch die Gattin,

Als sie ihm ein Kind geboren,
Kürzlich durch den Tod verloren.

Graf.

Mensch! Du spannst mich auf die Folter!
Nenne mir des Freundes Namen!

Caspar.

Sie verkauften Hab und Gut.
Suchten sich am Meeresstrande
Eine stille Wohnung aus;
Denn nur nahe bei dem Meere
Legte sich des Wahnsinns Wuth,
Weil die Hoffnung nie geruht,
Daß sie endlich wiederkehre.
Und indeß der eine fern
Von der Welt sein Kind erzieht
Und ihm Trost erwächst, wenn er
Sich für Fremde rastlos müht,
Sitzt am Strand der andre, singt
Zu der Harfe, klagt und wartet,
Ob kein Schiff sie wiederbringt.

Graf.

Nein, kein Schiff bringt sie dir wieder! —
Ich beschwör' euch, nennt mir ihn! —

Caspar (sehr ernst).

Der du den Verstand noch hast,
Denk' an Gott, und sey gefaßt,
Denn du hörst vielleicht ein Wort,
Das zu deinem Schicksal paßt:
Jener Freund heißt: Ulrich Hort!

Graf (vernichtet).

O, mein armer, armer Hort! —
Herr, wie du gerecht auch bist,
Furchtbar doch ist deine Rache!

Caspar.

Fügt euch still, ihr seyd ein Christ,
Und befehlt Gott eure Sache.
Hat er doch, weil ihr bereut,
Euch vom Tod errettet heut.

Graf.

Mich vom Tod errettet? — Nein,
Wohlthat wär' er mir geweſen.
Doch er hat mich auserleſen
Zu des Lebens größrer Pein.
Langſam nur des Giftes Tropfen
Soll ich aus dem Kelche trinken;
In den Staub mich windend ſinken,
Doch das Herz ſoll weiter klopfen.
Wie der Tod mich von ſich weiſt,
Schreitet meinem ſtarken Geiſt
Auch des Wahnſinns heilend Fieber
Mit Verachtung ſtill vorüber.

Caspar.

Schweigt! wohin gerathet ihr!
Seyd ein Mann, und glaubet mir,
Ulrich hat euch längſt verziehn.

Graf.

O, wo lebt er? Führt mich hin!
Alles will ich mit ihm theilen,
Ihn durch meine Liebe heilen,
Will ihm dienen, treu wie keiner,
Bei ihm wachen, vor ihm knien,
Bis der Tod erbarmt ſich meiner.

Caspar (beruhigend)

Thut das! — Aber kommt mit mir!
Denn was ſtehn wir ſprechend hier?
Laß uns nicht die Zeit verlieren,
An dem Strande nachzuſpüren,
Ob vielleicht nicht außer euch
Jemand noch zu retten ſey,
Möglich wär's.

Graf.

Ihr wollt durch Hoffnung
Meinen finſtern Gram zerſtreun?
Ich erkenn' es, guter Mann,
Aber geht, laßt mich allein.

Caspar (zögernd)

Euch allein? — Darf ich es wohl?

Graf.

Geht! ich duld' und fürchte Gott!
Auf der Klippe ſtand ich ja
Näher vor dem Tode da,
Durfte nur den Fuß bewegen
Und es war mit mir vorbei.
Doch ich will das Leben tragen,
Wie die Bürde ſchwer auch ſey.
Ruft den Sohn, ich muß ihn ſprechen,
Will ihm nichts, gar nichts verſchweigen,
Und dann ſollt ihr uns den Weg
Zu dem armen Vater zeigen.

Caspar.

Gut, ich geh! Ihr wartet meiner.
Ich vertrau' euch! — denkt an den,
Der euch näher ſteht als einer.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Graf Holm allein.

Graf.

Herr! ich fürcht' und liebe dich!
Auf den Richtplatz haſt du mich
Du, Gerechter, hergeſtellt.
Hier, wo jubelnd ich am Strand,
Einſt mit meinem Raube ſtand!
Steh' ich, und das Richtſchwert fällt. —
Preiſen muß ich deine Milde,
Daß du ihr den Tod geſandt,
Und ſie in des Wahnſinns Bilde
Nicht den Gatten erſt erkannt.
Deine Strafe nur für mich. —
Herr! ich fürcht' und liebe dich! —
O hinauf! die Felſenpfade!
Hier im Schatten faßt mich Graun!

Gottes Sonne will ich ſchaun,
Sie, das Bild von ſeiner Gnade,
Und dort beten mit Bertram!
(Er ersteigt die Felſen und verliert ſich darauf.)

Freie Ausſicht auf das Meer. Auf der einen Seite abermals Felſen.

Siebenter Auftritt.

Ulrich allein

(Mathildens Leiche liegt am Strande. Ulrich kniet neben ihr, ſeine Harfe lehnt am Felſen. Nach einer kurzen Pauſe ſteht er leiſe auf.)

Ulrich.

Still! o ſtill! erweckt ſie nicht!
Meer, geh leiſe auf und nieder!
Sprich doch heimlich, lieber Weſt!
Seht, ich habe ſie ja wieder,
Doch ſie ſchläft, ſie ſchläft noch feſt.
Mag ſie ſchlafen! ſie iſt müde,
Und noch iſt es allzufrüh! —
Iſt mir doch, als hätt' ich ſie
Lange, lange nicht geſehn.
Siehſt ſo bleich und ängſtlich aus — —
Und mit Thränen iſt wohl gar
Dir benetzt das dunkle Haar?
Ach, iſt dir etwas geſchehn?
Oder iſt's ein ſchwerer Traum,
Der an dir vorüberzieht? —
Was auch jetzt dein Auge ſieht,
Böſes kann es ja nichts ſeyn,
Denn dein Herz iſt engelrein.
Sing' ich ihr vielleicht ein Lied?
Lieber brech' ich ihr geſchwind
Von dem Buſch dort Blüthenzweige,

Schmück' ihr Bettchen damit aus.
Wach' indeß bei ihr und schweige,
Hüte sie, du treuer Wind!
(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Graf Holm allein.

Graf (von dem Leichnam herabblickend.)
Wo ist die Gestalt geblieben,
Die sich hier am Strand bewegt?
Welche Bürde hat sie dort
Am Gestade hingelegt?
Gott! ist's möglich! — O Mathilde!
(Er eilt auf die Leiche zu und kniet bei ihr nieder.)
Seh' ich dich noch einmal wieder?
Schlafe! du verschläfst gar viel!
Hat das Meer der Mutter Erde
Hier ihr Kind zurück gegeben?
Daß der zarte Bau der Glieder
Nicht ein Raub der Ungeheuer
In der finstern Tiefe werde? —
Daß ein Grab uns noch vereine,
Wenn ich nicht mehr um dich weine?

Neunter Auftritt.

Graf Holm. Ulrich mit einigen grauen Zwergen.

Ulrich.
Fort! — erwecket nicht mein Weib!
Graf (aufspringend.)
Ha, wer wagt's!

Ulrich.

So ſprecht doch leiſe,
Seht nur, wie ſie friedlich ſchläft!

Graf (nachdem er ihn angehaucht.)

Ja, ſie ſchläft! — Ich aber wache.
Furchtbar wird mir alles klar;
Das Entſetzliche wird wahr,
Zu erfüllen deine Rache!
Ja, ich ſtehe hier am Ziel.
(Für ſich.)
Ich erkenn' ihn! Jeder Zug
In dem lieben Angeſicht
Sagt es deutlich mir genug.
Daß er's iſt, und was er litt.

Ulrich.

Blicke nicht ſo ſtarr auf mich,
Starre Blicke ſtechen tief.
Mir iſt faſt, als kennt' ich dich,
Faſt, als ob ich einſt mit dir
Haſtig um die Wette lief,
Sprich, wie heißt du?

Graf.

Wahnſinn hülle
Tief ihm meinen Namen ein.

Ulrich.

Mußt mir lieb geweſen ſeyn.
Wenn ich dich ſo recht betrachte,
Wird mir juſt, als wenn ein Brief
Sonſt mir Freundesgrüße brachte.
Hör', ich heiße Ulrich — ſprich
Einmal nur den Namen aus,
Dann vielleicht beſinn' ich mich.

Graf (von Rührung überwältigt.)

O mein Ulrich!

Ulrich.

Du biſt Heim'
Wo biſt du ſo lang geblieben?
Ach! recht hab' ich dich vermißt.

Nur mein Herz war so beklommen!
Sei mir herzlich denn willkommen!
(Küßt sie beide stürmisch.)
Wenn sie wieder munter ist,
Wird sie auch die Hand dir reichen.
Wie bewirth' ich dich denn gleich?
Da! nimm diesen grünen Zweig,
Ist er doch ein Friedenszeichen!
(Er gibt ihm einen Zweig.)

Graf (ihn umfassend)

Ulrich! nur den reichst du mir?
(Zurückweichend.)
O du Herz, den Milde nur Hatt
Auch der Wahnsinn nicht zerstört!
Leichest du im Buch der Schuld
Meinen Namen liebend aus,
Daß der Richter ihn nicht hört?
Reichst du über jenem Leichen
Theuren Weibe, das ich dir
Einst gefreit, das Friedenszeichen?
Ach! vergieb mir ihretwegen!
Ja, verzeih es unserm Kinde!
(Sich schnell sammelnd.)
Doch dem Sohn jetzt schnell entgegen,
Daß er nicht unvorbereitet
Seine Eltern alle finde!
(Ab ein Seite.)

Zehnter Auftritt.

Ulrich allein bei der Leiche.

Ulrich

(sieht dem Grafen bekümmert nach)

Weshalb geht er? — Er entflieht! —
Wie? — Entfliehn? — Ist denn nicht schon
Einmal jemand mir entflohn? —
War ich lange nicht allein? —

Könnt' ich mich nur recht besinnen! —
Nein, hier stand mein Hüttchen nicht.

(Zur Leiche.)

Wach' doch auf! und komm von hinnen!
Hörst du nicht das Angstgeschrei
Unsers Sohns, man will ihn rauben!
Ach! sie hört nicht! — schwer wie Blei
Ruht der Schlaf auf ihr. — Der Helm
Wollte vorhin sie erwecken! —
Ha! — was muß ich so erschrecken,
Nenn' ich jetzt den Namen? — Helm,
Fliehen! — Helm — Graf Helm — entfliehn! —
Mir wird angst, wir wollen fort! —
Laß uns eilen, heimwärts ziehn.
Und das alte Weltmeer dort
Ist mein Freund, und bringt uns hin! —

(In freudiger Stimmung.)

Willst du nach den Schiffchen fragen? —
Weißt ja, daß ich Sänger bin.
Freundliche Delphine tragen
Froh uns durch die blaue Fluth.
Komm, Mathilde, fasse Muth;
Bleiben dürfen wir nicht hier,
Sonst kommt Helm, dich aufzuwecken.
Auch die Harfe nehmen wir
Mit uns, herrlich wird sich's reifen
Bei der Lieder frommen Weisen.
Harfe! Komm! hinauf die Stufen!
Die Delphine laß uns rufen.

(Er steigt mit der Harfe hoch auf einen Vorsprung des Felsens, und thut einige durch volle Griffe.)

Sie vernehmen meine Töne,
Freudig grüßt mich ihre Schaar.
Hört, ich bring' euch meine Schöne,
Euch vertrau' ich ganz und gar;
Will euch Himmelslieder singen,
Wollt ihr uns zur Heimath bringen.
Nehmt die Zweige grün belaubt,
Schmücket festlich euch das Haupt!

(Er wirft die Harfe beiſeite.)

Das Gewölk wird immer dunkler.
Kurt! herunter! — Komm herunter!
Wartet nur, ich komme gleich!
Erſt die Harfe geb' ich euch!

(Er wirft die Harfe hinab und ſteigt eilig vom Felſen.)

(Der Knabe.)

Willſt du denn noch nicht erwachen?
Nun ſo ſchlummre ruhig fort!
Wollen ſchnell die Reiſe machen,
Freudiger erwachſt du dort,
Als mich mit der Braut Entzücken
Wieder an die Bruſt zu drücken.

(Er hebt ſie auf.)

Will dich leiſe, leiſ' erheben,
Sanft dich den Geliebten geben,
Nur du weißt kein einzig Wort. —
Schlafe, ſüßes Weib, ſchlaf fort!

(Er ſteigt mit ihr auf die Höhe des Felſens.)

Ha! dort kommt er hergegangen! —
Ihr Delphine, nicht geſäumt!
Hurtig helft ihr uns empfangen! —
Wie die Welle braust und ſchäumt! —
Fort, was zaudern wir noch länger,
In die Heimath mit dem Sänger! — —

(Er ſtürzt ſich mit der Leiche hinter die Felſen hinab.)

(Kurze Pauſe.)

Elfter Auftritt.

Walther. Dorothea. Gleich darauf Graf Hahn und Gefolge.

Walther.

Wo ſind meine Eltern? — Wo? —

Dorothea.

Walther, eile doch nicht ſo!
Laß allein mich zu dem Greiſe,
Denn ich kenne ſeine Weiſe.

Walther.

Nein, ich muß die Mutter sehn,
Will sie los vom Tode ringen,
Und den Vater fest umschlingen,
Sicher wird er mich verstehn.

Dorothea.

Doch wo finden wir sie auf?
Nirgends seh' ich eine Spur.
Wart' auf unsre Väter nur.

Walther

(den Kommenden entgegen rufend)

Eilt, ich bitt' euch! eilt herbei!
Zeigt mir, wo die Stelle sey!

Graf (mit Caspar kommend).

Hier! Du siehst schon an dem Ort,
Wo er mir die Hand geboten.
Doch wo ist er?

Walther.

Er ist fort —
Fort, mit der geliebten Todten.

Caspar.

Glaubt' ich doch, ich säh bestimmt,
Wie er auf dem Felsen stand.

Dorothea.

O der ist wohl bald erklimmt.

(Sie steigt rasch auf den andern Felsvorsprung. Walther folgt ihr.)

Graf.

Seht ihr nichts?

Dorothea.

Leer ist der Strand.

Walther.

O, mein Gott! — sieh auf das Meer!
Taucht dort nicht ein weiß Gewand
Aus den Fluthen und versinkt!

Dorothea.

Ja er ist es mit der Leiche;
Auch die Harfe schwimmt daneben!

([illegible])

Caspar ([illegible])

Ulrich!

Dorothea.

Ach! er ist versunken!

Caspar.

O, mein Bruder!

Walther.

Nach hinab!
Retten will ich ihm das Leben,
Oder mit ihm in das Grab!

(Rasch und Tenestan halten ihn zurück.)

Dorothea.

Walther, bleib!

Caspar.

Es ist vergebens;
Geh' nicht zwecklos in den Tod.
Schon hat ihn die Fluth verschlungen,
Seine Harfe ist verklungen,
Und die Bürde seines Lebens
Ward dem liebenden, dem frommen
Herzen, an der theuren Brust
Wohl gar freundlich abgenommen.

Walther.

Mutter! Vater! —

Caspar.

Lebe wohl!
Lebe wohl, mein Ulrich! — ach!
Ohne Abschied gingst du fort?

Walther.

O, ich Armer!

Caspar.

Laß sie ziehn!
Aus dem Jammerthal erlöste
Sie ein milder heil'ger Wille.
Weinen sollst du in der Stille.
Aber dort geh' hin und tröste!

(Er zeigt auf den Grafen, und folgt mit Walthern und Tenestan hinab.)

Walther (stark zum Grafen).

Vater! — Vater! — Hörst du nicht? —

Graf (ihn wild unter sich nimmt).

Nenne so mich nicht! — Dort sind

Deine Eltern, armes Kind!
Ich bekenne mich als Mörder,
Halte über mich Gericht!

Walther.

Ich dich richten? Hast du schon
Also dich von mir gewendet?

Graf.

Meine Vaterlieb' ist Sünde!
Gib mir den verdienten Lohn
Hier an deiner Eltern Grabe,
Die ich dir gemordet habe!

Caspar.

Schweig! — Hat nicht der Himmel diesen
Jüngling jetzt auf euch verwiesen.
Oder ist's in euch so finster,
Daß ihr jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt?
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Nach der Heimath hingezogen?
Fühlt ihr nicht, euch sey vergeben?
Fristet sie dem nicht das Leben,
Den zum Vater sie ernennt?

Graf.

Mann, was mir dein Mund verkündigt,
Dürft' ich ihm doch ganz vertraun.

Caspar.

Glaubt, und heilt, ihr seyd entsündigt!
Die Geliebte hat er wieder
Und den Sohn vertraut er euch!
Drum wie ich mein Kind umschlinge,

(Er umfaßt Dorotheen.)

So umfaßt auch euer Kind,
Daß die Vaterliebe wieder
Heilend in das Herz euch dringe;
Denn der Vater droben sandte
Sie aus seinem eignen Busen
Tröstend zu den Menschen nieder,

Und wie Kind und Vater, lieben
Keiner nicht die Engel trüben.

Walther (breitet ihm die Arme entgegen)
Vater!

Graf (umfaßt ihn).
O mein Sohn! mein Walther!

Dorothea.
Ja, nun hat ihm Gott vergeben!

Graf.
Die ihr selig dort vereint,
Bühnend noch mein Auge weint,
Ueber Gram und Wahnsinn flieht,
Schaut versöhnt auf uns herab.
Wenn es meiner Sorge glückt,
Ihm das Leben auszuschmücken;
Jeden Kummer, der ihm naht,
Mir als Dorn ins Herz zu drücken;
Wenn in Sorg' und Vaterliebe
Und in Sehnsucht nach euch beiden
Meine bangen Tage scheiden —
Dann erst will ich freudig glauben,
Daß ihr endlich mir verziehen
Und mich dort erwartet!

Caspar.
Amen!
Ich verzeih' in ihrem Namen!

Ernſt von Houwalds

ſämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Ernſt von Houwalds

ſämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Leipzig.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

	Seite
Fluch und Segen. Ein Drama in zwei Akten	1
Der Fürst und der Bürger. Ein Drama in drei Aufzügen	47
Die Feinde. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen	121
Die Seeräuber. Ein Trauerspiel in fünf Akten	231
Die Genesung. Eine Kantate in zwei Abtheilungen	363

Fluch und Segen.

Ein Drama in zwei Akten.

Perſonen.

Günther, ein Erbpächter.
Margaretha, ſeine Frau
Sophie, } ihre Kinder.
Moritz, }
Braun, Juſtizamtmann.
Sebalde, ein Seiltänzer.

Der Schauplatz iſt auf Günthers Erbpacht-Meierhof.

Erſter Aufzug.

Es iſt Abend. Ein Licht brennt auf dem Tiſche. Im Zimmer ſieht es ärmlich aus. Ein alter Lehnſtuhl; eine alte Wanduhr.

Erſter Auftritt.

Margaretha. Sophie.

(Erſtere ſteht unruhig am Fenſter. Letztere iſt beim Spinnen eingeſchlafen. Nach einer Pauſe.)

Margaretha.

Sophiechen! — Hörſt du? — ſchlafe nicht, mein Kind!

Sophie (auffahrend)

Ich ſchlafe nicht!

Margaretha.

Sey mir zu Liebe wach!
Mir iſt allein ſo angſt. Sieh nur, der Tag
Iſt längſt vergangen; draußen tobt der Wind
Und hier die alte Uhr läuft ſo geſchwind.
Es iſt ſchon neun.

Sophie.

Wahrhaftig, ſchon ſo ſpät! —

Margaretha.

Wenn uns die Zeit recht lang wird, dann vergeht
Sie unbemerkt am allerſchnellſten. — Ach!
Wo ſie nur bleiben? — finſter wird die Nacht —
Der Wald iſt ſchwarz; der Fußſteig leicht zu fehlen,
Am Felſenabhang geht er dicht vorbei.

Sophie.

Der Vater hat den Weg ja oft gemacht,
Und sagte nie, daß er gefahrvoll sey.

Margaretha.

Sie wollten doch recht zeitig wieder kommen.
Der Moritz hat das dünne Jäckchen an
Und nicht einmal ein Halstuch mitgenommen.

Sophie.

Sey unbesorgt! er ist ein harter Knabe.

Margaretha.

O ja! gesund, wie seine ältern Brüder,
Die ich doch beide schon begraben habe.

Sophie.

O Mutter, warum denkst du an den Tod?

Margaretha.

Ach! sitzt man so allein in Gram und Noth,
Dann sieht man oft die alten Tage wieder.
Du schliefst vorhin, der Abend wurde trüber; —
Es pfiff der Wind; der alte Zeiger dort
Flog von Minute zu Minute fort; —
Da ward es mir, als sey der Wind die Zeit,
Als laufe draußen hastig sie vorüber
Und jage streng den Zeiger vor sich her,
Der mir ein Unglücksbote wär'.
Da weckt' ich dich!

Sophie.

Ich will nicht wieder schlafen.
Der Vater kommt gewiß nun bald zurück,
Und bringt uns Trost.

Margaretha.

Nein! Nein! er bringt ihn nicht!
Ich ahne wohl, weßhalb er länger weilt;
Wär's ihm geglückt, längst wär' er heim geeilt.
Doch Unglücksbotschaft, denkt er, kommt zu früh.

Sophie.

Horch! Phlax bellt! Gewiß jetzt kommen sie!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Günther. Moritz.

Günther.

Da sind wir endlich!

Moritz.

Guten Abend, Mutter!

Margaretha.

Gott sey gedankt!

(Zu Moritz.)

Du bist wohl recht erfroren?

Moritz.

Nein, mir ist warm!

Günther.

Der Bursch' hält tüchtig aus.

Margaretha.

Hätt' ich gewußt, du kämst so spät nach Haus —

Günther.

So hättest du ihn wohl nicht mitgegeben?
Hast etwa Angst gehabt? —

Margaretha.

O, spotte nur!
Wer schon so viel wie du und ich verloren — —

Günther.

Du bist nun einmal ängstlicher Natur;
Ich kenne dich; was soll ihm widerfahren,
Wenn ihn der Vater bei sich hat?

Margaretha.

Nicht nur um ihn, um dich auch war mir bange.

Günther.

Das thut mir leid, doch konntest du es sparen.

Margaretha.

Schon ist es neun!

Günther.

Da blieb ich freilich lange.

Moritz.

Es ist uns wohl gegangen in der Stadt.

Sophie.

Erzähle!

Margaretha.

Vater, ist es wahr?

Günther.

Er hat

Seiltänzer dort gesehn.

Margaretha.

Seiltänzer?

Moritz.

Ja!

Hör' Mutter! eine ganze lange Weile
Stand so der Mann auf einem Seile da,
Und tanzt' und sprang.

Sophie.

Auf einem bloßen Seile?

Moritz.

Ja freilich!

Sophie.

Bruder! nein! ich bitte dich!

Moritz.

Du kannst mirs glauben! — es war schauerlich
Mit anzusehn.
Bisweilen überschlug er sich
Und kam dennoch wieder auf das Seil zu stehn.

Sophie.

Mein Himmel!

Günther.

Ja der Kerl war sehr verwegen!
Um die paar Groschen hat er mich
Wahrhaftig nicht betrogen.

(Zu Moritz.)

Nun packe aus!

Moritz (zur Mutter).

Sieh, dieses ganze Tuch
Voll Backwerk bring ich dir, auch eine Flasche
Mit süßem Wein hab' ich in meiner Tasche!

Günther.

Das Fläschchen, Mutter, ist für dich.

Margaretha.

Für mich?

Günther.

Ja wohl! nicht wahr, das wundert dich? —
Ich hatte keinen Dreier in den Taſchen,
Allein man muß das flücht'ge Glück erhaſchen —
Jetzt hab' ich noch zwei baare Thaler drüber.

Margaretha.

Haſt du geſpielt? —

Günther.

Nicht wahr, du wollteſt lieber,
Ich hätt' es nicht?

Margaretha.

Hat dich auch ſonſt das Glück
Begünſtigt? Bringſt du Hülf' und Troſt zurück?

Günther.

Davon hernach!

Margaretha.

Nein jetzt! Du haſt geſpielt,
Und weißt nichts von der Angſt, die ich gefühlt.
Sprachſt du den Amtmann? will er unſre Noth

Günther (einfallend).

Gib erſt den Kindern dort ihr Abendbrod.

Margaretha.

Willſt du nicht eſſen?

Günther.

Nein, ich bin ſchon ſatt.
Der närr'ſche Burſche, der Seiltänzer, hat
Den ganzen Abend faſt mit mir geſprochen,
Und einer Flaſche Wein den Hals gebrochen.

Margaretha.

Das hat dich ſo verſpätet?

Günther.

Ja doch! ja!
Geh doch nun erſt, und gib den Kindern da!

Margaretha.

Komm Moritz! Biſt du hungrig, armer Knabe?

Moritz.

Ein bischen wohl — ! Der Weg iſt ziemlich weit

Margaretha.

Geht denn, Sophiechen! auch ich folge gleich.
Nehmt euch, was ich heut zubereitet habe
Und eßt euch satt! — Der Herr gesegn' es euch!

(Die Kinder gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Günther. Margaretha.

Margaretha.

Was hast du, Vater? bist so barsch und rauh!
Hast mir noch nicht einmal die Hand gereicht.
Was zürnst du denn auf deine arme Frau?

Günther.

Ich zürne nicht auf dich! bin ich vielleicht
Ein bischen aufgeregt, das macht der Wein.
Seit vielen Jahren sah' ich keinen Tropfen,
Er lief so warm mir in die Adern ein,
Und macht das Herz ein wenig stärker klopfen.

Margaretha.

O, wär' es doch ein Freudentrunk gewesen,
Daß der Versuch, der letzte dir gelang.
Doch was ich auf der Stirne dir kann lesen,
Das macht mich bang.

Günther.

Je nun, vergeblich war er nicht der Gang —
Allein laß dir erzählen. Sieh' ich ging
Zuerst zum Amtmann; sagt' ihm alles klar,
Bekannte willig mich zur Schuld,
Und bat ihn noch um ein halb Jahr Geduld.
Doch wie ich auch das Ding
Noch so behutsam wandt' und drehte,
Wie ich auch endlich bat und flehte,
Es war vergebens: „Kein Denar"
Hieß es, „wird euch gestundet noch erlassen!
Ich habe über die rückständ'ge Pacht

Den Wechsel hier in Händen; prolongirt
Ist er schon zweimal; jetzo aber müßt
Ihr zahlen; morgen früh verläuft die Frist
Und habt ihr da die Summe nicht geschafft,
So bring' ich euch zur Haft!"

Margaretha.

Ach Gott! das hab' ich wohl gedacht,
Der Mann hat kein Erbarmen! —

Günther.

Gute Nacht!
So rief ich: gute Nacht denn, Hab' und Gut!
Lebt wohl denn Weib und Kind! Saugt mir das Blut
Recht aus dem Herzen, wenns euch reicher macht.
Nur diese Münze hab' ich, warm und roth,
Nehmt sie bei Zeiten, in dem Schuldthurm streicht
Sie sonst in seinen Beutel ein der Tod.

Margaretha.

O Mann! und das hat nicht sein Herz erweicht?

Günther.

Noch vieles sagt' ich, weiß es jetzt nicht mehr.
Verzweiflung saß beredt mir auf der Zunge.
Da warf sich unser armer Junge
Dem Amtmann denn zu Füßen!

Margaretha.

Moritz?

Günther.

Ja!
Mir hätt' sein kindlich Flehn das Herz zerrissen.

Margaretha.

Mein guter Moritz!

Günther.

Doch der Felsen da,
Er mag wohl nichts von Kindesliebe wissen.

Margaretha.

Wie? er blieb ungerührt? des Kindes Flehen
Es hätt' ihm nicht die starre Brust erweicht?
Das ist nicht möglich, Vater, so weit reicht
Nicht eines Menschen Härte; denke nur,
Der Moritz auf den Knien! —

Günther.

Es war vergebens!
Er wies ihn ab! Verſchloſſen blieb ſein Ohr,
Und manche böſe Stunde meines Lebens
Warf er mir ohne Schonung vor.

Margaretha.

Pfui, einen Armen kränken, das iſt ſchlecht!

Günther.

Ach! Margareth, er hatte Recht! —
Nein, es gedeiht nicht ungerechtes Gut.
Er wußt' es wohl, wie ich mit frechem Muth
Einſt deinen Vater aufzubringen ſuchte,
Wie ich ihm deines Bruders luſt'ge Streiche
So vergeſtellt, und ihn ſo lang geplagt,
Bis er ſich endlich von ihm losgeſagt,
Bis er mir alles gab und ihn verfluchte.

Margaretha.

Mann! klage nicht ſo hart dich ſelber an!

Günther.

Es iſt doch wahr! — Ich hab' es doch gethan!
O, zeige mir nicht das erſchreckne bleiche
Geſicht, du gleichſt dem Vater gar zu ſehr
Und mich erinnerts an des Alten Leiche.

(Margaretha bedeckt das Geſicht und wendet ſich ab. Nach einer Pauſe fährt Günther fort.)

Nein! Unrecht Gut gedeiht doch nimmermehr!
Der Alte hat's dem Amtmann ſtill geklagt,
Und oft um den verlornen Sohn geweint,
Um meinetwillen in die Welt gejagt.
Allein es war geſchehn, und ich ſein Feind,
Ich hatt' ihn nicht einmal gekannt;
Nur weil mein Sinn nach dieſem Gütchen ſtand,
Nutzt' ich den Ruf von ſeinem wilden Leben,
Und wußte ſo dem armen ſchwachen
Betrognen Mann den Sohn verhaßt zu machen.

Margaretha.

O, laß uns doch ihm alles wieder geben!

Günther.

Wir haben ja nichts mehr! — Es iſt verſchuldet!
Nichts Eignes mehr als unſre eigne Noth!

Margaretha.

Wo iſt er auch! — Er iſt ja tort!

Günther.

Ja, tort! — Hätt' ich doch auch ſchon ausgeduldet!

Margaretha.

Nein, Vater!

Günther.

Ach! nicht hab' ich dirs geſagt,
Wie ſich des Vaters Fluch auf mich gekehrt,
Und mitten in der Luſt ihn aufgeſtört,
Den Wurm, der mir ſeitdem am Herzen nagt.

Margaretha.

Sag' mir es jetzt, was du verſchwiegen haſt.

Günther.

Weißt du wohl noch, ich glaub' es ſind zehn Jahr,
Wie ich mit dir zu Gaſt
Im Städtchen bei der ſel'gen Muhme war?
Da gab es Komödianten, und man wollte,
Daß ich dich in die Bude führen ſollte.
Ich thats mit Freuden. — Hätt' ich mögen glauben,
Daß mir das Spiel dort alles würde rauben,
Ich wäre lieber in den Tod gegangen.

Margaretha.

Was hat es dir geraubt?

Günther.

Mein ganzes Glück.
Erinnre dich, die Räuber hieß das Stück,
Was ſie dort ſpielten. Da belog
Ein Sohn den alten Vater auch, betrog
Ihn auch um ſeinen Liebling, ſtürzt' ihn endlich
In einen Thurm.

Margaretha.

Es war abſcheulich, ſchändlich!
Ja ich erinnre mich noch wohl daran.

Günther.

Ach, Margarethe! Sieh, dein armer Mann
Er hatte ſeitdem keine Ruh,
Denn immer rief ihm eine Stimme zu:

Du kennſt den Vater, der ſein Kind verliert,
Beſinne dich, du kennſt den Kranz von Moor.

Margaretha.

O Gott! wohin geräthſt du?

Günther.

Und ich ſah
Den Unheil ſtets, nicht mehr verließ er mich,
Mit meinen Zügen ſtand er vor mir da,
Und ſeine Stimme tönte fürchterlich:
„Du biſt wie ich, verworfen hier und dort,
Dir bleibt wie mir nichts, als der eigne Mord!“

Margaretha.

Mann! Mann! halt' ein! Das war ein ſchrecklich Wort!
O Gott verzeih' ihm! Habe du Erbarmen,
Send' einen Engel, der ihm Troſt gewährt!

Günther.

Er hat mir Armen
Ja einen frommen Engel ſchon beſcheert,
Der aus den unergründlich tiefen Wogen
Mich liebend wieder an das Licht gezogen.
Du biſt der Engel! ſanftes frommes Weib!
Ich ſtürzte mich ins tobende Gewühl,
Um die Gewiſſensangſt dort zu vergeſſen.
Wie oft hab' ich bei Trunk und Spiel
Nicht ganze Nächte fern von dir geſeſſen?
Du haſt mir keinen Vorwurf je gemacht.
Sie viel ich immer durchgebracht,
Du haſt durch Fleiß und weiſe Sparſamkeit
Das Ganze kümmerlich erhalten.

Margaretha.

Nicht ich! — Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten.

Günther.

Du hoffſt auf ihn, und haſt auch mich den Sünder
Zu ihm zurück geführt.
Am Sterbebette unſrer beiden Kinder
Da haſt du mir das Herz gerührt.

Margaretha.

Ach, woran denkſt du?

Günther.

Was ich dort verſprach
Ich hab's gehalten, habe Nacht und Tag
Geſorgt, gearbeitet, geſchafft.

Margaretha.

Das haſt du! Ja der Himmel weiß
Wie du zurück gekehrt biſt zum Gebet,
Zur ſtrengen Mäßigkeit, zum Fleiß.

Günther.

Mein gutes Weib, es war ja doch zu ſpät.

Margaretha.

Nein! nicht zu ſpät! Wär' nicht der Krieg gekommen,
Die Einquartierung Tag für Tag,
Und hätte nicht der Hagelſchlag
Die ganze reiche Ernte uns genommen,
Wir hätten uns doch wohl gerettet.

Günther.

Nein! Nein! Denn wie ich mich auch raſtlos quälte,
Wie ich in meines Angeſichtes Schweiß
Die Stunden zählte,
So fühlt' ich doch: nichts half mir aller Fleiß,
Da mir des Himmels Segen fehlte.

Margaretha.

Mann, hab' ich nicht vier Kinder dir geboren?
Gibt Gott nicht Segen, wo er Kinder gibt?

Günther.

Wohl! Doch zwei Knaben haben wir verloren.
Und, Mutter, ſieh, jemehr mein armes Herz
Die beiden andern liebt,
Um deſto härter faßt mich ja der Schmerz,
Denn Vaterfluch, dem Bruder einſt gegeben,
Er fällt zurück nur auf mein ſchuldig Haupt,
Vergiftet auch der Kinder ſchuldlos Leben,
Indem er ihnen jetzt den Vater raubt.

Margaretha.

Hör' auf! Hör' auf!

Günther.

Vergib! die alte Wunde
Riß wieder auf des Amtmanns letztes Wort:
„Schafft ihr nicht Geld zur angeſetzten Stunde,
So bin ich morgen früh mit Wache dort,
Und führ' euch in den Schuldthurm fort!"

Margarethe.

Barmherz'ger Gott! Kann nicht die Zinſen dich retten?

Günther.

Ich flehe nicht! Er ließe euch wohl kaum
Statt meiner in den Schuldthurm ketten.
Nein, wenn ich dem durchaus nicht zahlen kann,
So werf er mich in Ketten.

Margarethe.

Dich in den Schuldthurm? — Nein! dich laß ich nicht!
Das Gut iſt mehr noch werth als deine Schuld!
Wir geben's hin!

Günther.

Es mag's ja niemand kaufen,
's iſt ruinirt! — Ein fürſtlich Erbpachtgut
Iſt nur ein halbes Eigenthum. — Glaub' mir,
Der Amtmann thut
Wohl ſeine Pflicht, darf nicht Geduld
Und Nachſicht haben mit dem ſchlechten Zahler;
Ich bin dem Fürſten nun dreihundert Thaler
An Pachtgeld ſchuldig, deßhalb hat er Recht,
Wenn er ſie eintreibt. — Aber das war ſchlecht,
Daß er ſich nicht vor meinem Jammer ſcheute
Und mir das vorwarf, was ich längſt bereute.
Das weckte die Verzweiflung wieder,
Und wie ich die Beſinnung faſt verlier,
Riß ich mein knieend Kind empor
Und eilte mit ihm nach dem Gaſthaus hin.
Da ſaßen denn die alten luſt'gen Brüder,
Und ſpielten drin.
Sie riefen jubelnd mich herbei.
Ich hatte keinen Dreier in der Taſche,
Allein jetzt galt mir alles einerlei,
Ich trat verzweifelt an den Tiſch.

Und spielte frisch,
Es folgte rasch ein Pasch dem andern Pasche
Und so gewann ich denn vier Thaler.

Margaretha.

Ach!
Hätt'st du doch lieber nicht gespielt, das Geld
Bringt keinen Segen.

Günther.

Ist wohl wahr! —
Allein es sollte seyn! glaub' mir, es fällt
Auch über uns der Würfel. Offenbar
Trieb mich das Schicksal. — Höre nur!
Wir spielten weiter; — endlich schlug die Uhr
Die sechste Stunde. — Da lief alles fort:
„Komm auf den Markt, Seiltänzer spielen dort!
Komm mit!" — hieß es. — Ich dachte an den Knaben,
Er sollte doch auch eine Freude haben,
Und ging mit ihm die Künste anzuschaun.
Da war ein Mann, der machte tolle Dinge.
Mit einem unbegreiflichen Vertraun
Auf seine Kraft wagt' er die höchsten Sprünge.
Ja es ging so weit, denke nur,
Daß er auf einem Seil vom Thurm herab
Bis auf den Markt mit einem Karren fuhr.

Margaretha.

Mich schwindelt! — O! was doch der Mensch beginnt,
Um Geld sich zu erwerben!

Günther.

Ja, mein Kind,
Mir ward auch schwindlich, und ein heimlich Graun
Schlich eiskalt sich durch Mark und Bein; —
Doch mocht' es wohl aus andrem Grunde seyn;
Denn auf demselben Platze stand ich da,
Wo ich mit dir einstmals die Räuber sah! —

Margaretha.

Wirst du denn nimmer dieß vergessen?

Günther.

Nein! —
Aufs neue sah ich jenes grosse Bild,

Und eine Stimme rannte mir ins Ohr:
„Dein Schuldbuch ist erfüllt!
Dort steht der Schuldthurm, tief am Strand des Meer!“

Margaretha.

Nicht in den Schuldthurm, Vater!

Günther.

Kalt ergriff
Mich der Gedanke und ich rannte,
Bedrückte Freunde und Verwandte
Und wie ein Bettler stand ich da und bat
Um Hülf' und Rath —
Doch jeder wandt' und drehte sich,
Und keiner hatte Hülf' und Rath für mich.

Margaretha.

Ja, als noch Reichthum war in unserm Haus,
Da kamen zu dem Pflug- und Ehrlichs
Die alle oft als ungeladne Gäste
Zu uns herein.
Es wurde jeder freundlich aufgenommen;
Jetzt kennt man uns nicht mehr, seit wir verarmt.

Günther.

Es muß so kommen! —
Als sich nun keiner über mich erbarmt,
Ich nirgends Hülfe fand, so schlich
Ich in den Gasthof wieder mich zurück.
Ich setzte mich in eine finstre Ecke,
Drückt' an die armen Kinder und an mich,
Und, ich gestehe — ich weinte bitterlich!

Margaretha.

Mein armer Mann!

Günther.

Bald kamen auch die andern
Vom Markt zurück, und jubelten und lachten
Und sahen da, sie brachten
Den Künstler auch mit in die Stube.
Er war ein großer, schöner, kräft'ger Mann.
Man pries ihn allgemein, mit voller Brust
Wacht' auch sich laut an ihn heran,

Besah sein buntes goldbesetztes Kleid
Und fragt' ihn dieß und das.

Margaretha.

Ja, er ist dreist!

Günther.

Der Mann war liebreich, gab ihm gern Bescheid,
Und fragt' ihn endlich: wie der Vater heißt?
Da wies ihn Moritz denn an mich.
Er grüßte freundlich, setzte sich,
Verlangte eine Flasche guten Wein
Und schenkte mir auch ein.
Den Knaben hatt' ich in die Stadt geschickt,
Die Sachen dort euch einzukaufen,
So war ich mit dem Künstler denn allein.
Ich trank; wie fühlt' ich mich erquickt! —
Der Fremde wußte bald mit Innigkeit
Und mit gar fein gewandtem Wesen
Die Zunge mir zu lösen,
So daß ich endlich ungescheut,
Weil mir sein Wein vortrefflich schmeckte,
Ihm auch mein ganzes Herz entdeckte.

Margaretha.

O, nicht doch!

Günther.

Nein, ich that ihm wirklich leid.
Man sah's ihm an, er meint' es unverstellt;
Oft ist ein Fremder eher noch bereit
Zu helfen, und glaub' mir, der Mann hat Geld
Wie Heu; nicht etwa Pfenn'ge oder Heller
Erwarb er heut'; nein, einen ganzen Teller
Voll Silbergeld, bracht' ihm das bischen Springen.

Margaretha.

Ich möcht' um alles Geld nicht auf das Seil.

Günther.

Warum nicht? — O, mir sollt' es wohl gelingen.
Ich habe Lust zu solchen Dingen.
Und ist es nicht ein froh Gewerbe? sprich!
Da steht der Mann in seinem knappen Kleide
Von Gold und Seide

Und ſieht die Menge Volks um ſich,
Wie alles ſtaunt und gafft
Und hingeriſſen endlich bravo! ſchreit,
Indeß er ſich der eignen Kunſt und Kraft
Und des Gelingens hoch erfreut,
Und durch das Spiel mit der Gefahr,
Eh eine Stunde noch verrinnt,
So blank und baar
Das viele ſchöne Geld gewinnt.
Der braucht nicht ſo wie du und ich zu ſorgen,
Und kann vielleicht noch andern Leuten borgen.

Margaretha.

Wollt' er dir borgen?

Günther.

Borgen eben nicht!
Doch ſolch ein Meiſter will die Kunſt vererben,
Sie ſoll nicht mit ihm ſterben;
Es wär' ja Schade, ging ſie mit ihm unter.
Er will ſie andre lehren.

Margaretha.

Andre lehren?

Günther.

Sieh, um den Moritz iſt mir oft recht bange;
Er wächſet heran, wird ſtark und munter,
Wie lange
Kannſt du ihn noch daheim ernähren.
Ein Knabe muß bei Zeiten in die Welt.

Margaretha.

Wie meinſt du das?

Günther.

Kein Sperling fällt
Vom Dache, ohne daß es Gott nicht will,
Viel weniger ein Menſch vom Seil.
Ein jeder hat ſein zugemeßnes Theil
Des Lebens.

Margaretha.

Vater, ſchweige ſtill!
Ich ahne, was du denkſt.

Günther.

Was ſchauderſt du?
Es iſt recht ſchlimm, daß dich der Schwindel plagt.

Margaretha.

Du willſt doch nicht.

Günther.

Weib, hör' doch ruhig zu! —
Kurz alles hatte ich dem Mann geklagt;
Das heiße Waſſer ſtand
Mir in den Augen. Und er dachte nach
Und ſann, nahm mich theilnehmend bei der Hand
Und ſprach:
„Hört, ich will helfen. Lange ſucht' ich ſchon
Mir einen Lehrling; aber unter allen
Hat weit und breit mir euer kleiner Sohn
Am allerbeſten noch gefallen.
Ihr ſollt noch heut' dreihundert Thaler haben,
Doch überlaßt mir euern Knaben!"

Margaretha.

Um Gottes Will'n, du haſt's doch abgeſchlagen?

Günther.

Das hab' ich nicht!

Margaretha.

Haſt du es zugeſagt?

Günther.

Auch nicht! — ich wollte dich erſt fragen.

Margaretha.

So biſt du noch unſchlüſſig?

Günther.

Mutter, ja!
Warum erſchien mir in der größten Noth
Der Mann mit ſeiner Hülfe da,
Wär's nicht ein Himmelsbote.

Margaretha.

O, mein Gott!
Die Himmelsboten kaufen nicht die Kinder
Dem Vater ab!

Günther.

Abkaufen? ſey gelinder,
Ich ſteh' am Schuldthurm! Morgen iſt die Zeit'

Margaretha.

Du ſtehſt am Abgrund, Günther, biſt bereit
Hinab zu ſtürzen, hörſt verblendet nicht,
Wie der Verſucher zu dir ſpricht:
„Erhebe den Schatz mit deinem blut'gen Kinde!"

Günther.

Weib! Weib! — Der Meiſter will den Knaben lehren.

Margaretha.

Nein! laß dich nicht bethören.
Ein Meiſter gibt nicht, er verlangt den Lohn.
Doch er will dir abkaufen deinen Sohn,
Er will dir Geld für meinen Moritz geben,
Und uns betrügen um des Kindes Leben.

Günther.

Ich weiß, du liebſt die Kinder mehr als mich!

Margaretha.

Verſünd'ge dich
Nicht auch an meiner Liebe! Haſt du ſie
Noch nicht erkannt.

Günther.

Ich habe nie
An ihr gezweifelt — aber jetzt —

Margaretha.

Du haſt den Knaben auf das Spiel geſetzt,
Gewinnſt du es, ſo geht er dir verloren.
Doch er iſt unſrer Liebe heil'ges Pfand,
Ich hab' ihn dir geboren,
Ich will ihn dir erhalten, theurer Mann!
Erkenne doch den böſen Geiſt,
Der ihn von deinem Herzen reißt.
Fortſchleppen will er ihn von Land zu Land,
Zu keiner Schule wird er ihn anhalten,
Nicht früh und ſpät ihm fromm die Hände falten,
Daß er den Schöpfer dankend preiſet,
Denn wer ſein Leben ſo um nichts kann wagen,
Der weiß es nicht, was beten heißt.

Mit Schlägen wird er auf das Seil ihn jagen,
Andrehnen ihm die weichen zarten Glieder; —
Da ſteht mein armes Kind mit bangem Zagen,
Es kann nicht mehr, es ſtürzt vom Seile nieder,
Es wird halb todt hinweg getragen.

Günther (aufſpringend)

Menſch! gib mir meinen Merit wieder!

Margaretha.

Still! — Still! — Du darfſt nicht nach ihm fragen,
's iſt nicht dein Kind mehr, was ſich dort zerſchlagen.
Du haſt's verkauft mit allen Vaterſorgen,
Haſt deine Schuld getilgt, und biſt geborgen!

Günther.

Weib! — Mutter!

Margaretha.

Doch du wirſt kein Glück erwerben,
Dein Vaterfluch verödet dieſes Haus.
Verflucht, verkauft, 's iſt beides einerlei,
Die Väter ſtoßen ihre Söhn' hinaus,
Und müſſen einſam ſterben.

Günther (raſch).

Nein! — Nimmermehr! Nein! es darf nicht geſchehn!
(Sehr weich.)
Hör', Margarethe, ſprich nur, — ſoll ich morgen
Denn wirklich in den Schuldthurm gehn?

Margaretha.

Allmächt'ger! iſt kein Ausweg?

Günther.

Ausweg? — Nein!
Bezahl' ich nicht, ſo werd' ich fortgebracht; —
Und in dem Thurme iſt ſo öde Nacht,
Ich werde dort ſo ganz allein
Mit mir und meinen böſen Träumen ſeyn.

Margaretha.

Allein nicht! denn des Ew'gen Auge wacht!
Und du biſt jetzo wieder rein.
Die alte ſchwere Schuld iſt abgebüßt,
Der Fluch verſühnt; du haſt als Mann und Chriſt
Den letzten harten Kampf ſiegreich beſtanden.

Der bösen Geister grause Werke sannen
Nicht Platz bei dir; du bist zu fromm gesinnt,
Hast das von Gott dir anvertraute Kind
Um zeitlichen Gewinns nicht hingegeben.

Günther.

Mein theures Weib!

Margaretha.

Und wenn du schläfst, umschweben
Im Traum dich die Gestalten deiner Lieben.
Hier sieh' ich mit den Kindern, und von drüben
Dort winken auch schon dir zwei Engel zu.
Es schüttelt nicht der Schreck dich aus der Ruh'
Siehst du im Traum das Seil vom Thurm gespannt,
Und eben deinen Mann gehn und wanken,
Und flechst gefaltet, denn du hältst die blanken
Dreihundert Thaler in der Hand.

Günther.

O, du mein Schutzgeist! mir von Gott gesandt!
Was aber willst du ohne mich beginnen?

Margaretha.

Laß mir nur Zeit! ich werd' es wohl ersinnen!
Wir woll'n hier theilen deine Noth:
Verkaufen will ich alles, unsre Betten,
Wie du auch schlafen auf dem bloßen Stroh,
Wie du nur essen Salz und Brod,
Das Unglück trägt sich leichter so.
Und auch arbeiten woll'n wir Tag für Tag,
Und beten woll'n wir Nacht für Nacht,
Bis es gelingt, und bis wir dich erretten.
Ich will nicht ruhn, bis ich den Fürsten sprach,
Bis ich die armen Kinder ihm gezeigt;
Es rühret ihn sicher, und vielleicht
Erläßt er dir die schuld'ge Pacht.

Günther.

O, Margarethe! wie soll ich dir danken!
'S war nahe dran, fast hätt' er mich verführt,
Schon kamen böse, sündliche Gedanken —
Doch du hast mir das Vaterherz gerührt.
Hätt' ich dich nicht ——

Margaretha.

Dein Dank gebührt dem Herrn!
Nur er hielt dich, daß du nicht mochteſt wanken.
Geh, bete zu ihm!

Günther.

Ja! das will ich gern!
Ja beten will ich, daß er mir verzeihe
Und zu dem Gang mir morgen Kraft verleihe.
Doch Herzensweib, komm! komm, und bete mit!
Vielleicht, daß mich der Herr erhört,
Wenn mich ein Engel, ſo wie du, vertritt,
Daß Gnad' er gibt, dem Reuigen, dem Armen,
Und eines Sünders Hoffnung nicht vernichtet.

Margaretha.

Was zweifelſt du? — Sein Name iſt Erbarmen!
's iſt ja ein Vater, der dort oben richtet!

(Beide gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Moritz. Sophie.

Moritz.

Komm nur, die Magd belauſcht uns jedes Wort,
Und ſieh, die Eltern ſind ſchon fort.

Sophie.

Nun aber ſprich! Hier ſind wir ungeſtört,
Sag's noch einmal, was du im Sinne haſt.

Moritz.

Mein Schweſterchen, du haſt es ja gehört.
Haſt du's noch immer nicht gefaßt?

Sophie.

Und heimlich von uns gehn, das wollteſt du?

Moritz.

Gutwillig gäb's die Mutter doch nicht zu,
Daß mich der fremde Mann dort mit ſich nimmt.

Der Vater ſah mich nicht, ich ſtand ihm nah,
Als ihm der Fremde in der größten Noth
Für mich dreihundert Thaler bot.
Er wollte nicht und ſaß unſchlüſſig da.
Ich aber dachte, Gott hat dich beſtimmt,
Daß du den Vater retten ſollſt; ſie haben
Ihn alle abgewieſen, wollen lieber
Das Geld vergraben,
Als einem armen Mann es leihn.
Mags ihnen Gott verzeihn,
Er hat dafür mir armen Knaben
Den Weg gezeigt durch jenen Mann,
Wie ich den Vater retten kann.

Sophie.

Das wohl! Doch aber dich ſoll ich verlieren?

Moritz.

Soll'n ſie den Vater in den Schuldthurm führen?
Willſt die Mutter weinen, klagen hören?
Du ſollſt den Vater und die Mutter ehren,
Auf daß dirs wohl geh' und du lange lebeſt!

Sophie.

So viel verlangt doch kaum die Kindespflicht!

Moritz.

Sophiechen, zweifle nicht!
Ich will dir folgen. Magſt du ſelbſt entſcheiden;
Hör', ſoll ich bleiben? — Soll der Vater leiden
Im Kerker? Oder ſoll ich freudig gehn?

Sophie.

Was wird die arme liebe Mutter ſagen,
Und was der Vater, wenn er es erfährt?

Moritz.

Die Mutter? — Ja, ſie wird wohl anfangs klagen,
Doch iſt ſie fromm, und ſieht's gewiß bald ein,
Daß es ſo mußte ſeyn,
Daß uns der Himmel ſelbſt das Geld beſcheert;
Wie wär' ich denn dreihundert Thaler werth? —
Haſt du nicht oft mit mir im Stillen
Gebetet, daß der Herr die Sorgen wende
Und unſern lieben Eltern Hülfe ſende?

Und ſiehſt du nicht, daß er uns jetzt erhört?
Grad' in der Stunde, die ſo bang' und trübe,
Beweist er ſeine Vaterliebe
Und zeigt mir unverkennbar ſeinen Willen.
Was ſoll ich thun?

Sophie.

Gehn! Gehn! und ihn erfüllen.
Du ſollſt des Vaters Retter ſeyn!
Mein guter Moritz! lebe wohl! — allein
So heimlich?

Moritz.

Ließe mich die Mutter wohl,
Wenn ſie es wüßte? — Nein, ſie ſoll
Durchaus nicht früher mich vermiſſen,
Bis daß der Vater Kund' erhält,
Der Wechſel, den er ausgeſtellt,
Sey nun zerriſſen.
Und wenn ſie dann ihm in die Arme fällt,
Vor Freude beide Eltern weinen müſſen,
Dann mögen ſie es wiſſen.
Doch früher nicht; dann ſprich mit frohem Muth:
Der Moritz läßt euch herzlich grüßen,
Zürnt nicht auf ihn, er meint es gut,
Er bittet euch, daß ihr nicht weinen ſollt;
Es geht ihm wohl; Gott hat es ſo gewollt!

Sophie.

Wenn ich's vor Thränen werde ſagen können!
Doch gehſt du gern auch? Haſt du auch Vertrauen
Zu deinem neuen Herrn?

Moritz.

Sophiechen, dir geſteh' ichs gern,
Es faßt mich wohl ein ſtilles Grauen,
Gedenk' ich an das Seil ſo hoch geſpannt.
Da werd' ich auch drauf tanzen ſollen.
Dann ſteh' ich thurmhoch, blicke in das Land
Weit weit hinaus!
Und meine bangen Thränen werden rollen,
Denn nicht mehr ſeh' ich unſer kleines Haus.

Sophie.

Und dann vergißt du dich und fällst hinunter.

Moritz.

Nein, ich ermanne mich und schreite munter
Das Seil hinab; erfülle dann gerultig,
Was mir mein Herr wird sagen;
Ich bin ihm ja dreihundert Thaler schuldig,
Er hat sie mit Vertrauu auf mich gegeben,
Ich will sie ihm mit Blut und Leben
Gewissenhaft abtragen.
Und spricht er mich denn endlich frei,
Dann kehr' ich heim in einem schönen Wagen
Und bringe Geld wie Heu,
Und leg' es dankbar vor den Eltern nieder
Und bin dann euer alter Moritz wieder.

Sophie.

O wärst du doch schon da!

Moritz.

Die Zeit verfliegt.
Bis dahin aber sey du recht vergnügt,
Recht fromm und gut und fleißig, daß sich nie
Die guten Eltern um dich kränken,
Und seyd ihr froh und glücklich, dann, Sophie,
Dann sollt ihr auch an euren Moritz denken.

Sophie (umarmt ihn).

Ach Bruder!

Moritz.

Sey gefaßt, und morgen früh
Steh' nur recht zeitig auf; beim ersten Roth
Des Himmels muß ich meinen Weg beginnen.
Gib mir zu guter Letzt mein Morgenrod
Und einen Schwesterkuß mit auf den Weg.
Laß du die guten Eltern ruhig drinnen
Noch schlafen, und wenn sie dann nach mir fragen,
Dann magst du sagen:
Ich wäre zeitig in die Schule fort!
Es ist ja keine Lüge, dort
Erwartet ja auch eine Schule mich.
Dann lauf' ich

Geſchwind zum Tänzer, eh er noch die Start,
So wie er wollte, früh verlaſſen hat,
Und ſpreche: Nehmt mich, aber gebt das Geld,
Und hab' ich's dem Herrn Amtmann zugeſtellt,
Dann fort! in Gottes Namen in die Welt!

Sophie.

Zu Gottes Namen! könnt' ich mit dir gehn!
Doch ohne Abſchied von den Eltern?

Moritz.

Nein!
Noch einmal will ich beide ſehn,
An ihrer Bruſt noch einmal ſchweigend liegen,
Das ſoll der Abſchied ſeyn.
Dann eil' ich in mein Kämmerchen geſchwind,
Dort will ich tief mich in die Kiſſen ſchmiegen,
Und weinen bis der Tag beginnt!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Margaretha.

Margaretha.

Seyd ihr noch wach, ihr Kinder? es iſt ſpät,
Und wird wohl Zeit, daß ihr zu Bette geht.

Moritz.

Ja meine Mutter! Schläft der Vater ſchon?

Margaretha.

Er betet noch, mein guter Sohn!
Geht, betet auch für ihn! er braucht wohl Kraft,
Denn morgen hat er einen ſchweren Gang,
Da führen ihn die Häſcher in den Kerker.
Doch ſeyd nicht bang,
Der Vater iſt gar fromm und tugendhaft.
Unglück iſt ſtark, doch Gottesfurcht macht ſtärker.

Sophie.

Wir wollen beten, daß der Herr es wende.

Margaretha.

Thut das und legt's getroſt in ſeine Hände.
Komm denn, Sophiechen, laß uns ſchlafen gehn!
Gut' Nacht! mein Sohn!

Moritz.

Ach, Mutter! gute Nacht!

Margaretha.

Du weinſt, mein gutes Kind? — Sey doch gefaßt!
Laß deine Thränen nicht den Vater ſehn,
Gehſt du noch zu ihm. Eine große Laſt
Liegt ſchon auf ihm. Wir müſſen ruhig ſcheinen,
Denn ihm zerreißt's das Herz, ſieht er uns weinen.

Moritz.

Hier ſieht er's doch nicht! Mutter, gute Nacht!
Nur einen Kuß, nur einen gib mir noch!

Margaretha (küßt ihn).

Mein lieber Sohn, beruhige dich doch!
Geh, eile in dein Bettchen dich zu legen.

Moritz.

Ich will! Doch gib mir erſt noch deinen Segen!

Margaretha.

Der Herr behüte dich und ſegne dich,
Er ſey dir gnädig und verleih' dir Frieden!
So! — und nun geh und ſchließe deine müden
Von Thränen feuchten Augenlieder.
Schlaf wohl!

Sophie.

Schlaf wohl, mein Bruder!

Moritz.

Gute Nacht!

(Margarethe geht mit Sophien ab. Moritz bleibt einen Augenblick noch ſtehn, und ſtarrt ſchweigend vor ſich hin; dann ſpricht er ſehr weich:)

Geh, armer Moritz! lege ſtill dich nieder!
Wo auch dein Auge künftighin erwacht —
Die Mutter weckt dich doch nicht wieder!

(Er geht weinend langſam ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Günther allein.

(Er ſitzt mit gefalteten Händen an einem Tiſch und lieſt in der Bibel. Nach einer kurzen Pauſe macht er das Buch zu, ſteht auf, bringt ſchweigend einige Papiere in Ordnung, endlich ſetzt er den Lehnſtuhl, auf welchem er geſeſſen, bei Seite.)

Günther.

Steh, alter Freund! auch dich werd' ich vermiſſen! —
(Er zieht die Wanduhr auf.)
Zum letztenmal! Lauf! bleibe ja nicht ſtehn!
Du haſt mir manche ſchwere bange Stunde
Herauf geführt, und wieder mitgenommen. —
Es wird noch manche bange, ſchwere kommen,
Du findeſt ſie, brauchſt gar nicht weit zu gehn!
Fort! eile von Secunde zu Secunde!
Laß deinen Pendel, gleich des Herzens Schlägen
Im Buſen hier, ſich ſchneller hin bewegen,
Vielleicht bringt eine Stunde Wiederſehn!

Zweiter Auftritt.

Günther. Margaretha, ein Päckchen tragend.

Günther.

Mein gutes Weib, was haſt du?

Margaretha.

Deine Sachen.
Was ich vermochte, packt' ich hier dir ein.
Es iſt dort ſicher kalt und feucht,
Sie machen dir vielleicht

Ein dürftig Lager nur von Streh.
Da dacht' ich je,
Dir würde eine Decke nöthig ſeyn.

Günther.

Wohl! aber wir beſitzen ja doch keine.

Margaretha.

O ja! ich habe mit Sephiechen eine
In der vergangnen Nacht
Für dich gemacht.

Günther.

Habt ihr? Allein woher nahmt ihr das Zeug.

Margaretha.

Das ſey dir gleich.
Nimm du ſie nur; laß dich von mir erbitten.

Günther.

Du wirſt mir's nicht verſchweigen, wirſt mir's ſagen.

Margaretha.

Sieh nur, ich brauch' es nicht zu tragen,
Mein warmes Winterkleid hab' ich zerſchnitten.

Günther.

Mein Gott! das letzte gibt ſie freudig her!
Weib! ach, wie machſt du mir den Abſchied ſchwer!

Margaretha.

Nicht doch! Haſt du mir alle die Papiere,
Die Manuale ſchon zurecht gelegt,
Daß ich ſie richtig weiter führe?

Günther.

Hier ſind ſie.

Margaretha.

Haſt du alles aufgeſchrieben,
Bei wem und wo du noch in Reſt geblieben? —

Günther.

Hier ſteht es.

Margaretha.

So! — nun ſey du recht gefaßt,
Mein Günther! wirf getroſt die ganze Laſt
Auf deine Margarethe. Laß mich walten,
Nicht will ich ruhn, bis meine Arme dich
Hier wieder froh umfangen halten.

Günther.

Nein! ſorge nicht für mich!
Nur für die Kinder! mußt ja doch allein
Jetzt ihnen alles — Vater, Mutter ſeyn!

Margaretha (einlenkend).

Die Kinder? o, es wird mir ſicher glücken
Den Amtmann zu erbitten, daß ich ſie
Recht oft zu dir darf ſchicken.

Günther.

Ja, Margarethe! thu das, laß mich nie
Ganz ohne Nachricht.

Margaretha.

Nein! — mit unſern Grüßen
Soll oft der Moritz zu dir wandern müſſen.

Günther.

Der Moritz, ja!

Margaretha.

Und wenn er vor dir ſteht,
Mit ſeinem kindlich frohen Angeſicht,
Dem großen Aug', aus dem ſo klar
Die Seele ſchaut, ſo rein und unverdorben,
Dann Vater, hörſt du, dann vergiß es nicht,
Wie theuer dir der Knabe war,
Und wie du ihn aufs Neue dir erworben.

Günther.

Wo iſt mein Moritz doch?

Margaretha.

Längſt wär er hier,
Allein er ſchläft wohl noch.

Günther.

Ach könnt' ich dir
Beſchreiben, wie er geſtern Abend
Zur guten Nacht noch zu mir kam,
Wie er, die Thränen in den Augen habend,
Mich zehnmal wohl in ſeine Arme nahm,
Und ſich ſo feſt an meinen Buſen drückte,
Bis ich ihn denn zu Bette ſchickte.
Da dacht' ich: Gott, für dieſes holde Kind,
Hätt'ſt du das Sündengeld beinah genommen!

Margaretha.

Das war dir nur beim Wein ſo vorgekommen,
Hier warſt du anders gleich geſinnt.

Günther.

Nein, nur durch dich! magſt du's auch von dir ſchieben,
Ich bin nur fromm, weil du es biſt, geblieben!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie.

Der Amtmann, lieber Vater, durch den Garten
Sah ich ihn haſtig nahn, was will er doch?

Günther.

Kommt er? — er kann die Stunde nicht erwarten!

Margaretha.

Mein Günther, du ſollſt fort?

Sophie.

Nein, Vater! Nein!
Gewiß, das wird der Amtmann nicht verlangen!

Günther.

Es muß ſo ſeyn!

Margaretha.

O, laß mich erſt noch ſeine Knie umfangen!
Er weiß noch nicht, wie eine Gattin fleht.

Günther.

Du ſollſt dem harten Mann nicht nahe treten.
Er hat des Knaben Bitte ſchon verſchmäht,
Es iſt genug! Hier ſteh' ich! faſſ' er mich!
Ich folge ihm geduldig in die Feſte! —
Doch wollt' er's wagen,
Dir, wenn du kniend ihn gebeten haſt,
Es dennoch hart und drohend abzuſchlagen,
So ſteh' ich nicht dafür, daß ſolchen Gaſt
Nicht aus dem Hauſ' ich möchte jagen.

Margaretha.

Sey ruhig, Vater!

Günther.

Ja, ich will es ſeyn!
Sey du es auch! — Mit mir hat er's allein!
Ihr ſeyd ihm gar nichts ſchuldig! — gar nichts! nein!

Margaretha.

O bitte, ſchweig! Sophiechen eile, lauf!
Und wecke ſchnell den Moritz auf!

Sophie.

Er iſt ſchon wach! —

(Sie eilt ab.)

Margaretha.

Es klopft!

Günther.

Es klopft? — Herein!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ohne Sophie. Der Amtmann Braun.

(Er tritt ernſt herein, und ſieht ſie ſchweigend an. Endlich ſagt Margaretha ihm die Hand reichend.)

Margaretha.

Herr Amtmann, ſeyd willkommen!

Amtmann.

Laßt nur, laßt!
Ich weiß, ich bin euch kein willkommner Gaſt.
Mag's auch nicht ſeyn!

Günther.

Das ſteht bei euch und mir!
Allein, Willkommen! — heißt der alte Brauch,
Und wem's die Hausfrau ſagt, der dankt ihr auch!

Margaretha (bittend).

Still, Vater!

Amtmann.

Fünfzehn Jahre ſind's gewiß
Seit ich die Stube hier nicht mehr betreten,
Wo mich der Alte gern willkommen hieß!
Da ſchlug ich freudig ein! — Sein Stuhl iſt leer!
Schlaf alter Freund!

Günther.

Herr Amtmann, Ihr kommt be —

Amtmann (einfallend).

(Zu Margarethen.)

Ihr ſeyd die Tochter? — wohl erkenn' ich euch,
Ihr ſeht dem alten Mann recht gleich. —
Habt ihr auch Kinder?

Margaretha.

Ja!

Günther.

Was fragt ihr doch?
Ihr ſolltet's ja ſchon wiſſen, denkt nur noch
An geſtern, wo ich bei euch war.

Amtmann.

Ach ja!
Ein Knabe war mit euch zu mir gekommen.

Margaretha.

Das war mein Sohn!

Amtmann.

Wahrhaftig, lange ſah
Ich nicht ein Kind mit ſolchem lieben frommen
Geſicht! Nein, ich vergeſſ' es nie,
Wie ich mit euch ſprach ernſt und ſcharf,
Und er ſich auf die kleinen Knie
Mit Thränen vor mir niederwarf!

Margaretha.

Und doch vergebens? —

Günther.

O! denkt nur dran,
Wie ihr ihn doch verſtießet, harter Mann!

Amtmann.

Ich war nicht hart! nein! ich war nur gerecht!

Ich muß auf strenge Zahlung halten,
Und meines Fürsten Gut verwalten,
Als treuer Knecht.
Ich kannt' euch ja mit eurem tollen Leben,
Und durft' euch länger keine Nachsicht geben.

Margaretha.

Er hat's ja längst gebessert und bereut.

Amtmann.

Ich meint' es väterlich und rief
Den innern Richter wach, der in euch schlief.

Günther.

Das war nicht euer Amt, er war schon wach!

Amtmann.

Ich wollte des Gesetzes ganze Macht
Euch fühlen lassen, bis ihr nach und nach
Von eurem Sündenrausch erwacht,
Durch strenge Zucht zur Besserung getrieben
Das alte Böse wieder gut gemacht.
Allein des Knaben Flehn ergriff mich tief.
Ich dachte, wen sein Kind so noch mag lieben,
An dem ist manches Gute wohl geblieben,
Und dieses Kind! Dieß liebe herze Kind —

Margaretha (zu Günther).

Laß mich den Moritz rufen. Ja, geschwind!

Amtmann.

Ihn rufen? — — Meiner spotten laß ich nicht!
Ja, schaut mir nur frech ins Gesicht,
Ich kenne alles, was ihr habt vollbracht.
Gesessen hab' ich fast die ganze Nacht,
Um an den Fürsten den Bericht zu fassen,
Daß er euch die rückständ'ge Pacht
Aus Gnaden mög' erlassen.
So hatte mich zu tief, zu tief gejammert,
Als sich das Kind um meine Knie geklammert.
Und nun — —

Margaretha.

Herr Amtmann, reicht mir eure Hand!

Amtmann.

Nein, fort!

Günther.

Verzeiht, wir haben euch verkannt.

Margaretha.

Ich eile euch den Knaben herzubringen!
Er hat euch ja das Herz erweicht,
Jetzt soll er dankend eure Knie umschlingen!
(Sie will fort.)

Amtmann (sie zurückhaltend).

Den Knaben? — Wie? — Frau wüßtet ihr vielleicht
Noch nichts? —

Margaretha.

Mein Gott! was soll ich wissen? —

Amtmann.

Wo ist das Kind?

Margaretha.

Er zieht sich eben an,
Er ist kaum aufgestanden aus dem Bette.

Amtmann.

So hätt' ihn wirklich dieser Mann
Vom Mutterherzen heimlich losgerissen? —

Margaretha.

Was denn?

Günther.

Was gibt's? was hätt' ich denn gethan?

Amtmann.

Schweigt, frecher Mensch! Verrathne Mutter, raust
Das Haar euch aus! — Auf daß er sich errette,
Hat dieser Vater euer Kind verkauft! —

Margaretha.

Nein! nein! ich will euch gleich den Moritz zeigen!
(Sie eilt fort.)

Amtmann (zu Günther).

Wollt ihr es länger noch verschweigen?
Laßt ihr sie gehn, auf daß sie ihn nicht finde?

Günther.

Herr Amtmann, ich gestehe, es hat zur Sünde

Mich gestern fast ein böser Geist verführt.
Wär' es geschehn, die Schuld wär' auch mit euer.
Ihr hattet zur Verzweiflung mich getrieben.
Schon faßt' er gierig nach dem armen Kinde,
Allein es war ja doch zu theuer
Dem Vaterherzen noch geblieben.

Amtmann.

Ihr sagt vergebens schöne Worte her!

Margaretha (hereinstürzend).

Wo ist mein Sohn? — Sein Bett ist kalt und leer!
Es fehlt sein Hut!

Günther.

Wo ist der Moritz? — wo?

Amtmann.

Elender, schweigt, verstellt euch jetzt nicht mehr!
(Er zeigt einen Beutel.)
Ich kenn euch nun! Hier ist das Sündengeld!
(Er wirft ein Papier auf den Tisch.)
Nehmt euren Wechsel! da! — er ist zerrissen!
Gott aber wird ihn einzutragen wissen!

Günther.

Halt ein! woher das Geld?

Margaretha.

Wo ist mein Kind?

Amtmann.

Fort ist's! Ihr sucht vergeblich euren Knaben,
Der Tänzer hat mir heute früh für ihn
Das Geld gebracht. Des Vaters Schuld ist quitt!

Margaretha.

Mann, solltest du mir was verschwiegen haben?
Es kann nicht seyn!

Günther.

So wahr ein Gott ist, nein!
Fort! nehmt das Geld ihm wieder mit,
Ich will den Menschen noch vor euch verklagen,
Daß seine Frechheit meinen Ruf befleckt.

Amtmann.

Auch eure will ich länger nicht ertragen!

Ihr seid entdeckt!
Ich habe selbst auf des Seiltänzers Wagen
Vor einer Stunde euren Sohn gesehn!

Margaretha.

Mein Kind?

Günther.

Es ist nicht möglich!

Amtmann.

Schweigt!
Der Mensch hat mir ihn selbst gezeigt,
Da saß das Kind, und weinte bitterlich!

Margaretha.

Mein Kind! Mein Kind!

Günther.

Nein! sag ich, nein!
(Hinausrufend.)
Sophie! Mädchen! schnell herein!
(In Sophien, welche ängstlich hereinkommt.)
Wo ist dein Bruder? rede! sprich!

Sophie.

Schon früh ist er zur Schule heut gegangen!

Günther.

Seht ihr, da hat der Kerl ihn weggefangen!

Margaretha.

Auf, hol' ihn wieder!

Günther.

Ja! Herr Amtmann, frisch!
Nehmt den zerrißnen Wechsel von dem Tisch,
Ich schreib' ihn noch einmal! — Werft ihm das Geld
In's Angesicht, entreißt ihm meinen Knaben.
Ich bring' ihn erst der Mutter, und dann sollt
Ihr mich sogleich für euren Schuldthurm haben.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Seiltänzer.

Seiltänzer.

Mehnt nicht Herr Günther hier? —

Günther.

Hier iſt er, ja
Ihr kommt ihm juſt recht in den Weg gelaufen!
Wo iſt mein Zehn? Ihr habt ihn mir geraubt!

Seiltänzer.

Herr! mäßigt euch! es iſt euch nicht erlaubt,
Den Burſchen erſt mir zu verkaufen,
Und dann — —

Günther.

Ich hab' ihn nicht verkauft!

Margaretha.

Nein! Nein!

Das Kind iſt mein!
Wo iſt er? Wo hält ihr ihn hingeſchickt?

Seiltänzer.

Mein Wagen hat die Grenze ſchon paſſirt.
Allein ich komme jetzt in euer Haus
Und bitte mir hier kurz und gut
Des Burſchen Bücher und Kleider aus.
Mit hab' ich ſie bezahlt.

Sophie (zu großer Angſt)

O Gott!

Margaretha.

Mein Blut,
Mein Herzblut iſt das Kind; gebt ihr's nicht bald
Zurück, ſo braucht die Mutter ſelbſt Gewalt;

Seiltänzer.

Was hab' ich mit den Weibern hier zu ſtreiten,
Wo nur der Mann und Vater gilt! —
Mit euch hab' ich den Handel nur gemacht,
Euch hab' ich auch mein Wort erfüllt!

Günther.

Verleumder, hab' ich dir mein Kind gebracht?
Du hast es von der Straße dir genommen!

Feiltänzer.

Der Knab' ist heute früh zu mir gekommen,
Und sprach: Der Vater hat sich nun bedacht,
Und schickt mich euch; doch müßt vor allen Dingen
Ihr gleich das Geld zum Amtmann bringen.

Margaretha.

Der Moritz selbst?

Günther.

Er lügt uns etwas vor.

Feiltänzer (zum Amtmann).

Nicht wahr, ich bracht' euch sechzig Friedrichsd'or?

Amtmann.

Ihr thatet's.

Günther.

Nein! Herr Amtmann, er betrügt
Mich um das Kind! O, steht dem Vater bei!
Laßt ihn, den Kindesräuber, fassen!
Gewiß ist noch mein Sohn nicht weit;
Thut ihr es nicht, so gibt es blut'gen Streit,
Und Mord vielleicht. Ich will das Kind nicht lassen! —

Margaretha (zum Amtmann).

Denkt doch, es hat ja gestern euch gejammert,
Wie sich das Kind um eure Knie geklammert!
Hier fällt die Mutter bittend vor euch nieder:
O gebt mir meinen Moritz wieder!

Amtmann.

Steht auf! so wärt ihr wirklich frei von Schuld?
Ihr hättet nicht den Sündenkauf geschlossen?

Sophie.

Ach Vater! — —

Günther (spricht nicht auf sie).

Nein! mein Weib und Gottes Huld
Hat die Versuchung stark zurückgestoßen.
Längst war ich eurer heut gewärtig,

Von allem hab' ich Abſchied ſchon genommen,
Hier liegt mein Bündel Sachen fertig,
Ich folg' euch; doch erſt müßt ihr mit mir kommen,
Mein Kind mir ſchaffen, und ich muß es wiſſen,
Wie es der Böſewicht an ſich geriſſen.

Margaretha.

O nimm mich mit, ich kann dich nicht verlaſſen,
Du ſollſt mit mir ſo Angſt als Freude theilen!
Die Mutter muß ihr Kind zuerſt umfaſſen
Und mit ihm nach der Heimath eilen!

Seiltänzer.

Das alſo iſt der Dank, die große Freude,
Daß euer Mann nicht in den Schuldthurm geht? —
Wahrhaftig ich beneid' euch beide
Nicht um das bißchen Liebe!

Margaretha.

Wie verſteht
Ihr doch das Mutterherz? —
Fragt dieſen Mann, ob er mich lieben würde,
Traut' ich ihm nicht, daß er ſich Noth und Schmerz
Viel lieber ſelbſt aufbürde,
Eh' man den Kindern ſeiner Rettung wegen,
Ein Haar nur krümme!
Wer Kinder kränkt, ſtatt ihrer treu zu pflegen,
Vor dem, Leichtſinn'ger hütet euch!
Denn Kinder ſind ein wahrer Gottesſegen
Und machen auch den Armen reich.
Wer ſie entbehrt, kennt nicht die Engelsſtimme,
Die noch auf dieſer Erde zu uns ſpricht.

Günther.

Ja! ja! mein Weib, du kennſt die Mutterpflicht,
Du darfſt getroſt die Bürde auf mich legen.
Doch fort, Herr Amtmann! fort und zögert nicht!

Amtmann.

Wohlan, ſo kommt!
(Zum Seiltänzer.)
Auch ihr folgt mir; es ſoll
Die Sache bald ſich klar und deutlich zeigen
Und dann nehmt euch vor mir in Acht.

Günther (ſein Bündchen Sachen nehmend)

Sophiechen, lebe wohl!
Folg' deiner Mutter, ſey hübſch gut und fromm,
Sie kehrt mit Moritz bald zurück!
(Zu Margarethen.)
Nun komm!

Sophie.

Nein Vater! bleib! — ich kann nicht länger ſchweigen!
Der Moritz wird nicht böſe ſeyn,
Er hat ſich ſelbſt verkauft.

Günther.

Wie? er allein?

Margaretha.

Was ſagſt du, Kind? —

Sophie.

Ja, liebe Mutter! Ja! —
Er hört' es ſelbſt, wie jener Fremde da
Dem Vater geſtern in der größten Noth,
Für ihn dreihundert Thaler bot.
Doch Vater, ſagt er, wär' ihm nicht zu Willen
Geweſen, auch du würdeſt das Verlangen
Des Mannes ſicher nicht erfüllen.
Das ging dem armen Jungen denn ſo nah,
Und ob er gleich die ganze Nacht durch weinte,
So iſt er dennoch heute früh im Stillen
Selbſt nach der Stadt gegangen,
Weil er den Vater ſo zu retten meinte.

Günther.

Mein Gott!

Amtmann.

Du Herzenskind!

Margaretha (begeiſtert).

Es iſt mein Sohn!
Ich hab' ihn dir geboren, Vater! — ich!

Günther.

O Weib! mag Kummer mir und Armuth drohn,
Sie haben nicht Gewalt mehr über mich!
Ich bin ein Reichgeſegneter durch dich!

(Der Seiltänzer ist während Sophiens Erzählung unbemerkt abgegangen, und tritt jetzt den Moritz an der Hand wieder herein.)

Seiltänzer.

Ja, ihr seyd reich! Hier ist gediegnes Gold!

Margaretha.

Mein Moritz! Hab' ich dich!

Günther.

Mein Kind! Mein Kind!

Margaretha.

Du hast von deiner Mutter fortgewollt?
Hast nicht an ihre Angst gedacht?

Moritz.

Ihr lieben Eltern! ach verzeiht!
Ich meint' es gut! nun laßt mich aber gehn,
Wird Vater doch nicht in den Thurm gebracht.

Günther.

Nein! nein! du bleibst! und bist der Mutter Trost.
Im Schuldthurm träum' ich froh von Vaterglück.
(Zum Seiltänzer.)
Hier habt ihr euer Gold! nehmt es zurück!
Und nun, Herr Amtmann, fort! im Augenblick,
Wo jetzt die Mutter mit dem Knaben kost,
Wird ihr der Abschied leicht. —

Seiltänzer.

Es ist genug!
Ihr habt den alten bösen Geist bezwungen!
Vergessen sey der Haß, versöhnt der Fluch!
Ihr habt gesiegt!
(Auf Moritz zeigend.)
Ihm ist der Sieg gelungen! —
Margrethe, Schwester! Schau ins Auge mir!
Sieh, der verstoßne Bruder steht vor dir!
(Er reißt den Bart herunter.)

Günther (erstaunt).

Der Bruder? —

Margaretha.

Wär' es möglich? — Sigismund?
Du wärst es?

Seiltänzer.

Ja! o komm an meine Bruſt,
Ich habe Schweſterliebe lang entbehrt.

Margaretha.

Du biſt's, das Herz ſagt mir's, du muſt es ſeyn.

Seiltänzer.

Komm Schwager! ſchlage auch mit ein.
Nimm du mich freundlich auf an deinem Herz.

Günther (ſchüchtern).

Ich bin mir gegen dich gar viel bewußt.
Kannſt du verzeihn?

Seiltänzer.

Da biſt mir lieb und werth!
Biſt gar ein treuer Vater, guter Gatte.
Ich habe dich verflucht; vergib auch mir,
Doch weil ich dich bewährt getroffen,
So komm! Dir ſtehn die Bruderarme offen!
(Er umarmt ihn.)

Amtmann (nach oben).

Mein alter Freund! Fluch reicht nicht übers Grab!
Drum ſende Vaterſegen jetzt herab!

Günther.

Ich hab' es lange, lange ſchwer bereut!

Seiltänzer.

Ich glaube dir's! — und ich bin weit und breit
Zu Land und Meer die halbe Welt durchzogen.
Mit Leidenſchaften ſtets im Streit,
Hab' ich mich ſelbſt um manches Glück betrogen.
Bis endlich doch das Beſſre in mir ſiegte
Und ich mich in mein Schickſal fügte.
Da ſchwor ich mir, es ſolle mir gelingen,
Euch ſtatt des Fluches Segen heim zu bringen;
Und kühn vertrauend auf die eigne Kraft,
Hab' ich das Seil thurmhoch geſpannt,
Mich hat das Volk bewundernd angegafft,
Indeß ich meine Grüß' euch zugeſandt.
Und ſeht, das flücht'ge Glück, es ward mir hold;
Ich ſchauderte nicht an des Abgrunds Rand,

Das Leben wagt' ich, und gewann mir Gelt!
So kam ich endlich in das Heimathland;
Von Freud' und Liebe ſtand das Herz mir offen.
Da hört' ich, welches Unglück euch betroffen,
Und wie ihr ganz verarmt; da führte ihn
Die Noth ſelbſt geſtern nach dem Städtchen hin.
Ich machte mich an ihn und es gelang,
Daß ich in ſein Geheimniß drang.
Und ich beſchloß, ihr mögt es mir verzeihn,
Euch zu verſuchen, eh ich mich entdeckte;
Wenn eure Hand ſich nach dem Geld ausſtreckte,
Und ihr den Knaben gabt — ſo war er mein!
Mein ſeine Liebe, mein die Vaterſorgen!
Ihr ſaht mich nie; ich lehrt' ihn euch vergeſſen.
Ich hätte weit mich, tief mit ihm verborgen,
Ihn treu erzogen, und was ich beſeſſen,
Das war in Zukunft ſein! —
Wohl mir! ich hab' euch lieb und treu gefunden!
Wollt ihr's, ſo endigt hier mein Lauf.
Ruf', Schweſter, ſie zurück die Jugendſtunden,
Heil', Bruder, meine tief geſchlagnen Wunden,
Nehmt mich in meine Heimath wieder auf! —

Margaretha.

O ſey willkommen!

Günther.

Bruder, ſey willkommen!

Moritz.

Und Vater geht nicht in den Schulkthurm?

Feiltänzer.

Nein!
Du ſollſt ihn retten, was ich hab', iſt dein!

Margaretha.

Und was ich habe, meine lieben frommen
Schulkloſen Kinder, meinen braven Mann,
Ich geb' dir's auch! 's iſt mehr noch als dein Gelt!

Feiltänzer.

Wohl iſt es mehr! dankbar nehm' ich es an.
Und frei umfaſſ' ich meine Welt;

(Er umfängt alle.)

Günther.

Erſt jetzt haſt du den allerſchwerſten Stein,
Den Vaterfluch vom Buſen mir genommen!

Ammann.

Des Menſchen Sünde iſt allein ſein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Menſch, Gott kennt ihn nicht.
Wem das Bewußtſeyn tiefe Wunden ſchlug,
Der glaubt, der Herr geh' mit ihm ins Gericht.
Er aber iſt die Liebe und Geduld,
Er ſendet jedem Sonnenſchein und Regen.
Sey du nur rein und frei von aller Schuld,
Dann bringt dir Menſchenfluch doch Gottes Segen!

Der Fürſt und der Bürger.

Ein Drama in drei Aufzügen.

Perſonen.

Elias Oldenburg, Burgemeiſter.
Sara, deſſen Frau.
Johanna, ſeine Tochter.
Saldenus, Syndikus der Stadt.
Meiſter Silber, ein Tiſchler.
Dietrich, ſein Sohn.
Richard von Franken, ein Reiſender.
Gaspar, deſſen Diener.
Graf von Bernthal, der Landvogt.
Gertrud, Kunigunde, } ſeine Töchter.
Lorenz Kneif, Gaſtwirth zum goldenen Thor.
Babet, ſeine Frau.
Andreas Klapp, Anführer der Häſcher.
Conrad, des Landvogts Bedienter.
Mehrere Häſcher.
Mehrere Bürger.

Die Handlung fällt in die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege.

Erſter Aufzug.

Großes Schenkzimmer im Gaſthof zum goldenen Thore

Erſter Auftritt.

Richard von Franken ſitzt an einem Tiſche im Vorgrunde, eine volle Flaſche und zwei Gläſer vor ſich; **Kneif** ſitzt, im Geſpräch begriffen, ihm gegenüber. Hinter Richards Stuhl ſteht **Caſpar**. **Babet** geht ab und zu und bringt das Zimmer in Ordnung

Kneif.

Kurz, junger Herr, was hilft das viele Fragen?
Es iſt einmal nicht anders, in acht Tagen
Trifft der verehrte Prinz im Städtchen ein;
Und hier vielleicht, auf dieſer ſelben Stelle,
Wo ihr kaum nippt von meinem Wein,
Und ſelten euch getraut das Glas zu faſſen,
Da wird er ſich's ganz anders ſchmecken laſſen.
Ein Prinz trinkt viel, denn er kann viel bezahlen.

Richard.

So? — in acht Tagen alſo? — Das iſt ſchade!
Ich hätt' es gern geſehen, wenn mich grade
Mein Weg mit ihm zuſammen hergeführt.

Kneif.

So bleibt doch hier und wartet's ab; ihr ſeyd
An keinem Ort ſo gut logirt,
Als hier im goldnen Thor.
Reist, wo ihr wollt, es kommt euch weit und breit

Ein ſolcher Gaſthof nimmer wieder vor!
Und, Fremdchen — merkt euch, was ich ſage
Solch einen Herrn, der zur Verlobung reist,
Den ſieht man auch nicht alle Tage.

Richard.

Wer weiß, ob's auch der Mühe werth,
Daß man hier wartet und ſein Geld verzehrt,
Und ob der Prinz ein Mann von Herz und Geiſt,
Den man mit Freude zu der Braut ſieht fahren?

Kneif.

Herr! ſolche Reden könnt ihr euch erſparen.
Ein Mann von Herz und Geiſt —
Wißt ihr denn wirklich, was das heißt?
Herz heißt Courage — Geiſt heißt Spiritus,
Das wißt ihr nicht, ſonſt hättet ihr den Pfropfen
Der Flaſche längſt ſchon aus dem Hals gelöst,
Und mit des Spiritus geſchäpten Tropfen
Euch die Courage eingeflößt.

(Er öffnet die Flaſche und ſchenkt ein.)

Verſucht einmal!

Babet.

Und weßhalb zweifelt ihr,
Daß wir den Prinzen zu der ſchönen Braut
Mit Freude würden fahren ſehn?
Das dürft ihr eigentlich euch gar nicht unterſtehn!
Kennt ihr ihn denn? — Gewiß nicht, aber hier,
Hier iſt ſein Conterfei, nur hergeſchaut!

(Sie hat einen Holzſchnitt geholt und zeigt ihn.)

Richard.

Iſt das der Prinz?

Kneif.

Das iſt er unbeſtritten,
Hier ſtehts gedruckt! Ihr könnt gedruckt doch leſen?

Caspar.

Wahrhaftig furchtbar ſchön in Holz geſchnitten.

Kneif.

Ihr ſeht es gleich am vornehm edlen Weſen.

Babet.

Wie ihm die Flitter hier am Orden blitzt,

Und wie er straff zu Pferde sitzt,
Als hätt' er hundert Jahre schon geritten,
Und ist doch noch so jung. Seht, solch ein Bild
Hat sicher die Prinzessin auch, es gilt
Sechs Kreuzer, und im ganzen Lande
Hat's jeder Mann gekauft und hält es werth,
Und freut sich, daß ein Prinz so stattlich und so schön
Zu unserm Herzog auf die Werbung fährt:
Denn unser Herzog freut sich auch nicht minder,
Sieht er im Volk ein junges frohes Paar;
Es ist ihm dann, als säh er eigne Kinder,
Für die er Vatersegen geben sollte,
Dagegen freun wir uns jetzt auch fürwahr,
Als ob der Prinz uns alle haben wollte.

Richard.

O, höret auf, der Freude wird zu viel.

Babet.

Zu viel, sagt ihr? das ist sehr unbescheiden,
Mein Herr Musje, ihr seyd ein junger Fant!

Kneif (halb heimlich).

Frau, solche Ehrentitel mußt du meiden,
Die Gäste haben schmählich Geld.

Richard.

Seyd gut! den Prinzen hab' ich nicht gekannt,
Seit ich dieß Bild gesehn, begreif' ich eure Freuden
Und sag' euch, daß der Prinz mir sehr gefällt.

Babet.

Das muß er auch!

Kneif.

Wohlan, so willigt ein,
Und bleibt! es soll euch sicher nicht gereun,
Es wird bei uns, ihr könnt mirs glauben,
Ein köstlicher Spektakel seyn.
Die ganze Bürgerschaft im Schützenkleide,
Das Frauenzimmer in den Sonntagshauben,
Sie stehn und warten auf der Pferdeweide.
Der Magistrat, in seiner Staatsperücke,
Empfängt den Prinzen an der großen Brücke,
Auf der die Mädchen weißgekleidet stehn.

Ich ſchwör' es euch, zwei Meilen rings umher
Iſt ſicher keine Blume mehr zu ſehn;
Die Mädchen tragen Körbe centnerſchwer,
Und ſtreun die Blumen dann, wie ſoll ichs euch beſchreiben,
So hoch, daß faſt die Pferde ſtecken bleiben.
Dann läuten Glocken, knallt die Rathskarthaune,
Der Thürmer bläst auf ſeiner Baßpoſaune —
Herr! wem das nicht das Herz rührt — — Element! —
Weib, gib ein Tuch! die Augen gehn mir über!

(Babet wirft ihm ein Tuch zu, er hält es vors Geſicht und trinkt heftig dahinter.)

Babet.

Und während alles draußen läuft und rennt,
Mein lieber Herr, beſchick' ich hier das Haus,
Und mache Stub' und Kammer rein und nett.
Der Prinz ſchläft ſicher hier, und Tags voraus
Bringt uns die Dienerſchaft ſein Himmelbett.
Nun Betten hätt' ich auch, ich habe ſchöne Sachen
An Wäſch und Betten hier ins Haus gebracht;
Ja, Betten hätt' ich auch, allein was iſt zu machen,
Ein Prinz ſchläft nur im Himmelbett.

Richard.

Ei wohl!
Wer zur Verlobung reist, ſchläft jede Nacht
Im Himmel!

Babet.

Ja, im Himmelbett und dann — —

Caspar.

Hört auf, Frau Wirthin, ſchonet euren Mann,
Seht nur, wie er in Rührung tief verſunken
Die Flaſche, die mein Herr bezahlt,
Bereits zur Hälfte ausgetrunken.
Zu große Rührung könnt' ihm ſchädlich ſeyn.

Kneif.

Was er da ſchwatzt!

Caspar.

Zum Weinen braucht man Wein!
Nicht wahr, Herr Wirth?

Richard.

Wenn es ihm nur geſchmeckt!

Babet.

Geſchmeckt? o ja! es ſchmeckt ihm leider immer.

Kneif.

Will ſie wohl ſchweigen! Solch ein Frauenzimmer,
Das ewig in der Küche ſteckt,
Das weiß von nichts.

Babet.

Von nichts?

Kneif.

Von gar nichts, nein!

Kennt keine edle Sorte Wein.
Die edlen Sorten — ja das iſt das Unglück eben —
Wenn wir mit Liebe und Vertraun,
Die edlen Sorten unſern Fremden geben,
Da ſehn wir denn mit ſtillem Graun
Verdroſſen ſie in Flaſch und Glaſe.
Zwar hält der Gaſt ſie prüfend an das Licht,
Fährt drüber hin mit einer großen Naſe
Und nippt; allein er trinkt doch nicht:
Denn er kennt nicht die edlen Sorten Wein,
Für ihn könnt' es gefärbtes Waſſer ſeyn.
Allein der Wirth, der aus dem Mutterfaſſe
Das Töchterchen, die Flaſche, hergebracht,
Der kennt ſie wohl, der ſieht, wie ſtill und ſacht
Die hellen Perlchen in dem Glas erſcheinen.
Ach! das ſind Thränen, denkt er treu geſinnt:
Beruh'ge dich, hör' auf zu weinen,
Komm her, daß ich dich küſſe, armes Kind!
Und wie ers an die Lippen ſetzt und küßt —
(Er trinkt das Glas aus. Richart lacht.)

Caspar.

Du alter Sünder!

Babet.

Lorenz! Pfui das iſt
Recht eine Schande!

Kneif.

Was denn, Frau? Du biſt
Wohl eiferſüchtig? Mußt dich drein ergeben!
Fort, in den Keller, hole Wein herbei!

Wir müſſen ja den Prinzen laſſen leben,
Der Herr, ich ſch'o ihm an, bezahlt es gern!

Babet.

Von welcher Sorte?

Kneif.

Das iſt einerlei,
Was du uns bringſt, iſt immer gut und — theuer.
Hier ſind die Schlüſſel!

(Babet geht ab.)

Gott ſey Dank, ihr Herrn!
Nun iſt ſie fort, nun kann man wieder freier
Von wicht'gen Dingen ſprechen. Nun nicht wahr,
Ihr alſo bleibt? —

Richard.

Ich will mirs überlegen.

Kneif.

Was überlegen! Seyd nicht ſonderbar!
Iſt euch und euren müden Pferden
Nicht Ruhe nöthig? Hier im goldnen Thor
Sollt ihr ſo fürſtlich aufgenommen werden,
Wie's kaum ein Prinz erwarten kann.
Ein Prinz — nun ja der Prinz, kommt er denn endlich an,
So ſeht ihr nicht allein das ganze luſt'ge Leben,
Ich ſtell' euch ſeiner Hoheit ſelber vor,
Und für das Letzte ſollt ihr keinen Heller geben!

Richard (lächelnd).

Wahrhaftig, ihr ſeyd billig, nun vielleicht
Laß ich mir's ein'ge Tage hier gefallen.
Gebt denn Quartier.

Kneif.

Das macht mir große Freude.

Caspar.

Wohlan! Du edler Wirth! Du billigſter von allen,
Du ſcharfer Kneif, geh, ſpitze deine Kreide
Und laß die Sättel von den Pferden ſchnallen.

(Indem Kneif zur Thür hinaus gehen will, kommt ihm Babet entgegen geſtürzt.)

Babet.

Mann, tummle dich! ſchaff Wein und Bier herbei!
Sie kommen gleich, ſie haben ihn gefunden.

Kneif.

Der Prinz?

Babet.

Ach, nein!

Kneif.

Was ſoll denn dein Geſchrei?

Babet.

Die Hände ſind mit Feſſeln ihm gebunden,
Der unglückſel'ge Menſch!

Richard (zu Caspar).

Sieh, was es gibt?

(Caspar ab.)

Babet.

Mein Gott, er hat das Mädchen ſo geliebt —

Kneif.

Nun wer denn?

Babet.

Hat ſie aus des Tigers Klauen
Errettet; nun empfängt er ſeinen Lohn,
Der arme Menſch! ſie haben blank gezogen,
Und werden ihm den Kopf vom Leibe hauen!

Kneif.

Etwa der Schreiber? Meiſter Dietrichs Sohn?

Babet.

Ja doch! Die Häſcher haben ihn gefangen,
Gleich ſind ſie hier, und bringen ihn herein.

Kneif.

Ei, ſolch ein Burſche wird nicht gleich gehangen,
Und Wein und Bier will auch getrunken ſeyn!
Ein Häſcher iſt ein guter Gaſt! Nur friſch,
Sie kommen ſchon! Die Gläſer auf den Tiſch!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Klapp** und mehrere **Häſcher**. In ihrer Mitte **Dietrich** in Feſſeln.

Kneif.

Willkommen, meine Herrn! Bin ſehr erfreut.

Klapp

(zu den Häſchern, auf Dietrich zeigend)

Ihr beide nehmt ihn in die Mitte,
Und ſetzt euch in die Ecke! Der Patron
Iſt ſchuld an unſerm heißen Ritte,
Drum kann er ſchon
Ein Weilchen warten, bis wir uns erfriſcht,
Er kommt noch Zeit genug ins Loch!

Kneif.

Bin ſehr erfreut —

Klapp.

Schon gut! jetzt aufgetiſcht!
Laßt es euch ſchmecken, Burſche, ſetzt euch doch!
Wir haben glücklich heut gefiſcht.

Ein Häſcher.

Und ſchwimmen will der Fiſch! Das iſt ein altes Wort!
Sieh, Vetter Kneif, in jener Ecke dort
Sitzt unſer Hecht!

Kneif.

Der Hecht? da braucht's viel Wein,
Groß muß der Teich für ſolche Fiſche ſeyn.
Weib, trage zu, auf daß der Durſt ſich löſche.

Ein andrer Häſcher.

Ja, Wein herbei! denn um den ſtummen Hecht
Da quaken lauter durſt'ge Fröſche!

Klapp

(an Richards Tiſch kommend).

Iſt es erlaubt?

Richard.

Nehmt nach Gefallen Platz.

Klapp

(ſetzt ſich, den Hut abnehmend).

Heut iſt es heiß.

Richard.

Den armen Teufel friert
In jener Ecke.

Klapp.

's iſt ein kaltes Fieber,
Das ſich bei etwas hitz'ger Arzenei
(Er macht die Bar[illegible]me des Schlagens.)
Bald wiederum verliert.

Richard.

Wo führt ihr den Gefangnen hin?

Klapp.

Hinüber
Aufs landvogtliche Schloß in die Baſtei.
Da gibt's für ſolche Füchſe ſichre Löcher.

Richard.

Iſt es ein Dieb?

Dietrich (aufſtehend).

Nein! ich bin kein Verbrecher!

Klapp.

Er ſchweigt! Es wird ſich zeigen, was er iſt!

Ein Häſcher

(ſetzt Dietrich das Glas an den Mund).

Da, trink einmal, damit du ruhig biſt!

(Dietrich wendet ſich ab.)

Nun, laß es bleiben, Narr!

Richard.

Darf ich euch fragen,
Weßhalb ihr ihn gefeſſelt mit euch führt?
Der Ausdruck, den die edlen Züge tragen,
Sagt mir, daß ihm ein andrer Platz gebührt.

Klapp.

O ja! das edle Lärvchen! das hat eben
Den Anlaß zu dem Handel hergegeben.
Ein ſolcher fader Burſch iſt ſtolz darauf,
Glaubt, jedem Mädchen müſſ' er drum behagen,
Sucht überall für ſich zuerſt den Kauf,
Da endlich muß der Blitz dazwiſchen ſchlagen.
's iſt kein Geheimniß, kann euch den Verlauf
Der Sache hier mit kurzen Worten ſagen:

Der Sohn des Landvogts, unser junger Graf,
Ein rascher Herr, der auch für hübsche Wangen
Der Mädchen Augen hat, ließ sich herab,
Nach eines Bürgers Tochter zu verlangen.
Allein der Mensch, der Schreiber dort, das Schaf,
Ist ins Gehäge ihm gegangen.
Da ward denn Streit, der Bursche gab nicht nach,
Und war noch überdieß so ungeschliffen,
Daß er sich an dem Grafen selbst vergriffen;
Ich wünsche, daß es ihm bekommen mag.

Einige Häscher (gegen die Thür)

Den Alten nicht herein! Werft ihn hinaus!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Caspar. Bald darauf der alte Tilder.

Caspar.

Ihr habt den Gasthof nicht für euch gepachtet.

Häscher.

Nein, aber wo wir sind, da sind wir Herrn im Haus!

Caspar.

Ich bin nicht euer Knecht! Der Alte ist mein Gast,
Und ich will sehn, wer meinen Gast verachtet!

Klapp.

Was gibts für Streit?

Richard.

Sprich, Caspar, was du hast?

Caspar.

Ich bring euch einen armen alten Mann —
Kommt nur herein!

Dietrich.

Mein Vater!

Tilder.

O, mein Sohn!
Hier find' ich dich? und dachte längst dich schon
Auf einer andern sichern Grenze!

Dietrich.

Nein!
Ich mußte hier in eurer Nähe bleiben!
(Zu Klapp.)
Nehmt mir die Fesseln ab! nur zwei Secunden
Laßt mich zum Vater!

Klapp.

Schweigt, es kann nicht seyn.
Fort, Alter!

Silber (zu Klapp)

Wollt ihr denn aufs äußerste es treiben?
Ist's nicht genug, daß in mein stilles Haus
Gleich einer Räuberhorde ihr gekommen?
Ihr macht's am Ende wohl noch zum Verbrechen,
Wenn Kind und Vater mit einander sprechen?

Klapp.

Laß er sich nicht so ungezieмend aus,
Sonst —

Richard

(mit dem Kaspar heimlich gesprochen, zu Klapp)

Hört, so lang ihr ihm die Fesseln abgenommen,
Bezahl' ich, was ihr trinkt an Wein!

Knecht.

Dem besten, Frau!

Klapp.

Wenn das ist, mag es seyn!
So macht den Burschen los, und schenkt euch ein!

(Klapp trinkt mit den übrigen Häschern im Hintergrunde. Dietrich liegt, nachdem ihm die Ketten abgenommen, seinem Vater in die Arme; Kaspar schenkt den Häschern ein und Richard steht schweigend und betrachtet die Scene.)

Dietrich.

Mein Vater!

Silber.

Dietrich! Hast du deinem alten
Besorgten Vater so kein Wort gehalten?
Du hast auf meine Warnung nicht gehört,
Und an das Märchen dich gehangen,
Hast Glück und guten Namen dir zerstört,
Und bist nun selbst ins Netz gegangen.

Dietrich.

Verdien ich euren Vorwurf, Vater? — Nein!
Ich darf mich dessen, was ich that, nicht schämen.

Silber.

Ich aber werde mich in Tode grämen,
Wenn du in Banden von mir gehst,
Im Kerker zehrst von Wasser und von Brod,
Vielleicht wohl gar am Pranger stehst!

Dietrich.

Nein, Vater, lieber in den Tod!

Silber.

Ja ruf' ihn nur und such' ihn, wenn sie dir
Die Hände auf den Rücken binden.
Weßhalb, Tollkühner, bliebst du hier
Und ließest dich von seinen Häschern finden?

Dietrich.

Sollt' ich mein Amt und meine Eltern lassen?
Und schon entfliehn, als wie ein Dieb der Nacht?
Will er ein Opfer, mag der Tod mich fassen,
Ich habe unter Gottes Sonnenlicht
Was Lieb' und Recht von mir verlangt, vollbracht,
Drum steh ich hier und zittre nicht!

Silber.

Ich aber zittre! wo ist nun die Freude,
Die Hoffnung, die ich fest auf dich gebaut?
Ich und die arme Mutter, wir sind beide
In Lieb' und Sorge für dich still ergraut,
Wo ist er nun der Lohn von vielen sauern Jahren?
Wir werden weinend in die Grube fahren!

(Er umfängt den Sohn und legt seinen Kopf schweigend auf dessen Schulter.)

Die Häscher

(im Hintergrunde, denen Gaspar tüchtig einschenkt, trinken und singen.)

Wein! Wein! Wein!
Soll unsre Losung seyn!
Der Wein macht Herz und Augen groß
Und schließt das Schloß am Munde los!

Chor

(in welches Kneif und Babet mit einstimmen.)

Drum Wein! Wein! Wein!
Soll unsre Losung seyn!

Dietrich.

O Vater! macht mir nicht das Herz so schwer
Zum Kirchier!

Hilder.

Statt des leidigen Studiren,
Hättst du wie ich den Hebel führen
Dann wär' es anders, besser wohl gekommen,
Dann hätte sich der stille Handwerksmann
Aus seinem Stand ein frommes Weib genommen:
Das aber stand dir nicht mehr an.

Dietrich.

Ist meine Liebe denn aus Stolz erwacht?
Wär' denn Johanne nicht das fromme Weib gewesen,
Das euch gehegt und euren Sohn beglückt?

Hilder.

Es könnte seyn! Doch hast du nicht bedacht,
Daß es sich nicht für einen Schreiber schickt,
Des Bürgermeisters Tochter nachzugehen.

Dietrich.

Die Liebe fragt nicht nach der Väter Stand,
Gleich ist der Mensch in ihrem Heimathland,
Sie sucht nur Herzen, die sich ganz verstehen,
Und ruft sie auf, aus ihren Jugendträumen,
Des Lebens frischen Tag nicht zu versäumen,
Gibt ihnen Kraft, die Arbeit zu vollbringen,
Und rüstet sie, das Höchste zu erringen.
Was in mir Gutes lebt, hat sie geboren,
Sie ist die Sonne meiner innern Welt,
Zu ihrem Streiter hat sie mich erkoren,
Zum Anwalt für die Unschuld mich bestellt,
Drum seht ihr mich gefaßt, und ging ich auch verloren!

Hilder.

Das klingt wohl gut, allein was ging dich's an?
Hättst du ihn mit dem Mädchen laufen lassen!
Was steigt sie denn in seinen Wagen,
Wenn sie ihn nimmer leiden kann.

Dietrich.

Johannen war der Graf wohl stets verhaßt:
Die Ehren nur erregten

Zieh an dem vornehm reichen Gast,
Auf den sie thöricht ihre Hoffnung setzten.
Es stritt Niemand ihm im Wege stehn,
Man legte meine Liebe mir zur Last,
Und hieß mich aus dem Hause gehn.
Sein Wort ist hier meinen Mund verstummen,
Ich hab' euch nichts gesagt, ihr habet nie
Auch eine Klage mir vernommen;
Allein rechtfertigen muß ich mich vor sie.

Hildebrand.

Du bist ein guter Junge, traust allen.
Weißt du denn auch, ob sie dir treu geblieben,
Ob ihr der Graf im Stillen nicht gefallen?

Dietrich.

Nein! denn Johanne hat mir oft geschrieben,
Wir waren uns im Geiste immer nah;
Stark war ihr Herz im Dulden wie im Lieben.
Doch wenn sie vor dem Grafen scheu erbebte,
Dann stellt' er sich von Schmerz gebeugt und streute
Die Eltern zu bereden, daß vorher
Sein stolzer Vater müsse sterben,
Eh um der Tochter Hand er würbe werben.

Hildebrand.

Der Falsche!

Dietrich.

Während sich die Eltern dort besannen,
Da machte mich die Liebe scheu und wach:
Nicht aus den Augen mehr ließ ich Johannen,
Kam er geritten, schlich ich still ihm nach,
Und wo der Weg zur Burg geht durch den Hain,
Da harrt ich mich, und ging nicht eh'r von dannen,
Bis er zurückgekehrt allein;
Denn eine Stimme sprach, ihr könnt mirs glauben:
Sey wach! gewiß er wird dein Mädchen rauben!

Hildebrand.

Dort alle.

Dietrich.

Ja! als ich heut in der Frühe
Den Hain durchstrich in meinem tiefen Leide,

Da kam ein alter Wagen her, und siehe,
Der Graf saß drin vermummt in schlechtem Kleide.
Mir war's, als ob ein Blitz mich plötzlich traf! —
Ich nach! Da hielt er an der Tannenheide,
Und ins Gebüsch versteckte sich der Graf:
Er und sein Diener banden Masken vor;
Sie lauschten, bis den Steig entlang
Johanna kam auf ihrem Lieblingsgang.
Wie oft hatt' ich in sel'gen Morgenstunden
Auf diesem Pfad die Helde sonst gefunden,
Wie oft im Schatten, wo die Räuber lauschten,
In stiller Wonne mich mit ihr ergangen,
Wann nun uns her die hohen Wipfel rauschten,
Und tausend Vöglein ihre Lieder sangen.
Jetzt — kaum betrat sie einsam jene Schatten,
Als sie die Räuber auch ergriffen hatten.
Ein einz'ger Schrei gab ihr Entsetzen kund,
Denn man verstopft' ihr schnell den Mund;
Es half kein Ringen und kein Widerstreben,
Fort, in den Wagen eilt' man sie zu heben. —
Da war es Zeit, da stürzt' ich mich hervor,
Und als ich um Johannen rang, verlor
Der Graf die Maske; zitternd und verlegen
Stand er vor uns, ich aber trieb ihn fort,
Ich sagt' ihm manches harte Wort,
Und als er schwor, dem Landvogt es zu klagen,
Wie ich im Zorn zur Flucht ihn drang,
Als er Johannen schalt, die fest sich um mich schlang,
Da, ich gesteh's, da hab' ich ihn geschlagen!

Silber (entschlossen).

Mein Sohn! — —

Richard.

Nein, Vater! Laßt ihn, er hat recht!

Silber.

Gott richte sie, die so es an dich brachten!
Doch warum flohst du nicht vor seiner Rache.

Dietrich.

Wie sollt' ich fliehn? gerecht ist meine Sache;
Der Reine muß das Laster kühn verachten.

Ihr hielt mich euch nur wenig Worte sagen,
Als ich Johannen, ähnlich einer Todten,
In euer Haus getragen,
Damit ihr sie des Eltern wieder brächtet.

Bilder.

Du gabst nicht Antwort auf die vielen Fragen,
Nur für das Mädchen warst du Aug' und Ohr,
Die sorgend dich zu schneller Flucht beschwor;
Wir ahnten die Gefahr, wir baten mit,
Du gingst, und dennoch bist du hier geblieben.

Dietrich.

Ich ging, weil eure Thränen fort mich trieben,
Doch fliehen kennt' ich keinen Schritt.
Aufs Rathhaus ging ich, wie's dem Schreiber ziemt!
So setzt ich still mich in die Schreibestube,
Und schrieb; denn, dacht' ich, schickt der Bade
Die Helfershelfer wirklich nach mir fort,
So trifft man hier mich an dem rechten Ort.

Bilder.

Wie? auf dem Rathhaus? und Johanne schwer,
Du wärest sicher längst hinaus zum Thor,
Als uns besorgt der Bangemeister fragte.

Dietrich.

Fragt' er nach mir? — Er hat mich wieder lieb!
Nun Gott sey Dank! — Ich saß und schrieb;
Doch aber meine bangen Blicke hingen
An eurer Thür. Bald drauf sah ich euch gehn,
Die Tochter ihren Eltern heim zu bringen,
Die Mutter weinen und die Hände ringen,
Die Leut' in Haufen auf der Straße stehn.
Und sieh, bald kam mit Sand und Braus
Der Häscher Schaar durchs Thor gesprengt,
Sie stellt sich dicht gedrängt
Um unser Haus.
Mich aufzusuchen stürzt man sich hinein;
Allein umsonst — auch ihr wart nicht zugegen,
Die arme Mutter war allein,
Da wagen sie's, die Hand an sie zu legen,
Und ich vernehm' ihr ängstlich Schrein.

Silber
(hält die Hände vors Gesicht)
Mein armes Weib!

Die Häscher
(im Hintergrunde singend)
Wein! Wein! Wein!
Soll unsre Losung seyn!

Richard.
Welch schreckliches Gemisch
Von Jammer und von roher Lust!
(Zu Dietrich.)
Sprich weiter!

Dietrich.
Und wie ein Rasender in Wuth und Hast
Stürz ich hinab und zu der Mutter hin;
Ich finde von den Häschern sie erfaßt,
Sie soll bekennen, wo ich bin.
Und weil sie schweigt, bei allem Drohn und Fragen,
Hebt man die Hand und will sie schlagen.
Da in der Riesenkraft der Kindesliebe
Treib ich die Häscher, die erschrocken stehn,
Zur Thür hinaus, als wären's feige Diebe,
Und komm' erst dann nach meiner Mutter sehn.
Sie lag in Ohnmacht, doch es drangen
Die Nachbarsleute hülfreich ein,
Die bat ich dann, der Mutter Schutz zu seyn,
Ich küßte scheidend ihre bleichen Wangen
Und gab den Häschern mich gefangen.

Silber.
Was aber soll ich thun, um dich zu retten?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Tundikus Saldenus und mehrere Bürger.

Saldenus.
Vernommen hat mein höchst bestürztes Ohr,

Daß man ein Mitglied unſers Raths mit Ketten
Belaſten will!

Klapp.

Friſch auf, Geſellen! Vor!
Leer ſind die Flaſchen, unſer Weg iſt weit;
Auch merk' ich wohl, es wird jetzt hohe Zeit,
Daß wir den Vogel in den Käfig bringen.

Silber.

Ich nehmt euch unſrer an, Herr Syndikus.

Faldenus (zu Klapp)

Zuvörderſt werd' ich hier auf Antwort dringen.

Klapp.

Die könnt ihr euch beim Herrn, dem Landvogt, holen!
Wir thun nur, was er uns befohlen.

Faldenus.

Befohlen hat er's wirklich? nun ſo muß
Ich gegen ſolch Befehlen proteſtiren.
Die Stadt hier hat ihr eigenes Gericht,
Vor dieſem ſoll man uns verklagen,
Wenn wir uns gegen das Geſetz betragen;
Allein die Sitte gilt noch nicht,
Die ehrenwerthen Bürger unſrer Stadt
Ohn' Urtheilsſpruch in Ketten abzuführen.

Ein Bürger.

Auch leiden wir es nicht, denn wir ſind Väter,
Und wer die Tochter raubt, nicht wer ſie ſchützt,
Iſt des Geſetzes Uebertreter,
Und werth, daß er in Ketten ſitzt.

Klapp.

Das Raiſonniren ſpart.

Faldenus.

So etwas hat
Kein Landvogt noch bisher ſich angemaßt.

Klapp.

Auch ward kein Landvogt jemals ſo beleidigt.

Dietrich.

Der Landvogt? Nein! nur gegen ſeinen Sohn
Hab' ich der Unſchuld Recht vertheidigt.

Klapp.

Nun kurz und gut! es wird hier nicht gespaßt.
Ergreift ihn!

Mehrere Bürger.

Wagt es nicht!

Klapp.

Laßt mir das Drohn,
Ich fasse sonst nach meiner blanken Ruthe!
(Er schlägt an den Säbel.)

Saldenus.

Ist so etwas erhört? mit unserm Blute
Wollt ihr die alten **Privilegia**
Auslöschen? —

Bürger.

Das will unser Herzog nicht!

Dietrich.

O laßt den Streit! und hört auf meine Bitte:
Sorgt für den armen alten Vater da!
Ich gehe!

Silber.

O, mein Sohn!

Klapp.

Thut eure Pflicht!
Nehmt den Gefangnen in die Mitte!
Zieht blank und macht euch Platz! Zurück! zurück!

Saldenus.

Hier gilt Gewalt vor Recht!

Ein Bürger.

Herr Syndikus,
Wir dürfen uns das nicht gefallen lassen,
Wollt ihr, so ruf' ich Hülfe durch die Gassen.

Saldenus.

Halt ein! — daß ein Gewaltstreich hier geschieht,
Ist klar — jedoch es gilt zu fragen,
Wer ihn begeht? — Seyd ihrs, Herr Klapp, dann flieht,
So weit euch eure Beine tragen!
Eh wir sie euch zu Brei zerschlagen.
Ist es der Landvogt aber — gebt Beweis.

Klapp.

Ho! Ho! hier ist sein schriftliches Geheiß,
Steckt nur die Nas' hinein!

Saldenus (liest)

Wahrhaftig schwarz auf weiß.

(Er liest.)

„Kraft meiner landvogtlichen Botmäßigkeit, befehle ich dir, dem peinlichen Gerichtsfrohn Andreas Klapp, daß du den Rathsschreiber Dietrich Silber sofort aufsuchest, ihn im Betretungsfalle, wo es sey, zur Haft bringest und unter sicherer Begleitung der Schergen und Amtsfolge in Fesseln an den Kerkermeister der Bastei ablieferst. Auf den Fall aber, daß der K. Silber durch Begünstigung seiner Eltern oder sonst, sich der Haft zu entziehen gewußt, hast du von ihnen die Summe von 1000 fl. als Caution unnachsichtlich einzutreiben und an das landvogteiliche Gericht abzuliefern.

Graf von Bernthal, Landvogt."

Hohe! Herr Klapp! nun hab ich freies Walten!
Der Schreiber wird durch mich euch vorenthalten,
Ihr müßt mit der Caution zufrieden seyn.

Silber.

Daß Gott erbarm!

(Mit gefalteten Händen gen Himmel.)

Ach! warum bin ich doch so arm,
Daß ich mein Kind mit Geld nicht lösen kann?
Ihr lieben Nachbarn, hört mich an!
Nehmt meinen Garten, Werkstatt, Haus,
Nur zahlt dem Häscher hier die Summe aus.
Ich will ein Bettler seyn; nur aber macht,
Daß nicht mein Sohn in diesen Händen bleibe!

Saldenus.

Ihr Bürger, hört, was ich mir schnell bedacht.
Ich seh's euch an, ihr helft ihm mit Vergnügen,
Doch keiner von euch hat die tausend Gulden liegen,
Papier und Feder her — ein jeder unterschreibe,
Tragt's in der Stadt umher, wir bringen's auf.

Bürger.

Recht so, Herr Syndikus.

Silber.

Gott lohn' es euch!

Bürger (nach der Thüre eilend.)
Kommt, daß wir's schnell verrichten!

Klapp.
Bleibt nur, bleibt!
Ich kann nicht warten, bis ihr unterschreibt.
Säh ich das Geld zur Stelle gleich,
So möcht' es gut seyn, um den Streit zu enden,
Jetzt aber bleibt der Bursch in meinen Händen;
Ich brauche nicht zu warten, wills auch nicht,
Es ist nicht gut seyn unter euch!
(Zu den Häschern.)
Macht fort!

Richard.
Halt! Gönnt dem Fremden endlich auch ein Wort!
Es ist wohl Zeit, daß er nicht länger schweige!
(Zu Silber.)
Hör', alter Vater, nimm von mir die Summe
Und gib sie hin! Ich habe sie zur Hand!

Silber.
Von euch? wo find' ich Worte? Ich verstumme!

Richard.
Bring' deinem armen Weibe heim den Sohn,
Mein Reisegeld reicht wohl zur Caution!

Silber.
Ihr seyd ein Engel, uns von Gott gesandt.

Saldenus.
Kein Engel! nein, ein Mensch nur, und darum
Nennt er sich: homo sum
Et nil humani a me alienum puto.

Richard.
Nimm, Caspar, was an Reisegeld vorhanden,
Es wird ja wohl die Summe noch erfüllen,
Und sey den Häschern dort zu Willen.

Caspar.
Ich zweifle, daß es reicht, der Beutel ist gesunken,
Denn eure immer durst'gen Pferde haben
Mit mir sich allenthalben satt getrunken.
Doch gilt's die Probe! auf, ihr jungen Raben!
Heda! ich streu' euch blankes Futter!
(Er geht mit den Häschern in den Hintergrund [illegible])

Silber.

Mein Sohn! — Ihr Nachbarn lauft vor allen Dingen,
Und ſagt's der armen angſterfüllten Mutter:
Ich wollt' ihr gleich den Sohn nach Hauſe bringen.

Die Bürger.

Wir Freuten' (Ab.)

Silber.

Aber, Herr, wie leb' ich euch?
Ach! dankend möcht ich eure Knie umſchlingen!

Richard.

Nicht, Alter!

Dietrich.

Vater! Mir laßt dieſe Schuld!
Der brave Herr, ich fühl's, hält mich für reich,
An Kräften reich und ſieht gern in Geduld.
Die Sicherheit, die ich ihm geben kann,
Ein feuchtes Aug', ein rötliches Geſicht
Und eine treue Hand, nimmt er für gültig an.

Richard

(zu beiden Herrn mehr für ſich).

Mehr fordr' ich nicht! zu viel empfing ich ſchon!
Kann mag die Bruſt die harte Lehre' ertragen!

Faldenau.

Und ich bin Zeuge, ich der Syndikus,
Ihr könnt ihn auf dieß Zeugniß dreiſt verklagen.
Zum Abſchied nehmt auch meinen Dank! ich muß
Was hier geſchehn, jetzt einem Freunde ſagen. (Ab.)

Caspar.

Herr, unſer Geiz reicht nicht!

Richard.

Was fehlt daran?

Caspar.

Noch hundert Gulden.

Richard.

Haſt du alles her?

Caspar.

Ja, Taſchentuch und Beutel ſind jetzt leer,
Und unſre Herrn Kaſſirer dort gebulden
Sich länger nicht!

Richard (zögernd).

So nimm noch dieſen Ring,
Er iſt wohl mehr werth als die hundert Gulden,
Und ende dein Geſchäft.

Caspar

(zu Klapp, ihm den Ring zeigend).

Geht ihr es ein?

Klapp.

Zeigt her den Ring, ächt iſt der Stein!
So mag die Summe denn berichtigt ſeyn!
Lebt wohl, Herr Wirth! viel Dank für euren Wein!
Die Zeche mögt ihr auf den Herrn dort ſchreiben!

(Klapp mit den Häſchern ab. Baber begleitet ſie hinaus.)

Kneif (nachrufend).

Sprecht wieder ein, wenn's neuen Fiſchfang gibt.
Ein Fiſcher muß nicht auf dem Trocknen ſtehen!

Silber (zu Dietrich).

O komm! die arme Mutter will dich ſehen.

Dietrich (zu Richard).

Herr, Dank und Segen!

Richard.

Laßt mich mit euch gehen
Und zeigt mir eures Burgemeiſters Haus,
Es zieht mich hin zu ihm, ich muß hinaus;
Ein wichtiges Geſchäft hab' ich mit ihm.

Silber.

So laßt uns eilen!

(Richard, Silber, Dietrich, gehen ab.)

Kneif.

Freund, das muß ich ſagen,
Ihr dienet einem feinen Herrn!
Er iſt wohl ſchmählich reich? —

Caspar.

Laßt jetzt das Fragen,
Und macht die Rechnung, denn ich möchte gern
Erfahren, was die Häſcher ausgeſtochen.

Kneif.

Was ſie getrunken? Wein und immer Wein!
Jetzt nichts davon! Die Rechnung wird ſchon kommen,

Denn eben fallen mir die lieben Worte ein,
Die euer guter Herr zu Klapp geſprochen:
„So lang dem Schreiber ihr die Feſſeln abgenommen,
Bezahl' ich, was ihr trinkt an Wein!“
Nun, ſeht ihr? abgenommen ſind ſie noch —
Drum iſt die Rechnung auch noch nicht zu ſchließen;
Ich dächte, mein Herr Caspar — woll'n wir doch
Vom freien Wein ein Fläſchchen noch genießen.
Wir durften ja kaum einen Tropfen ſchmecken,
Denn ſolch ein Häſcher hafcht mit tauſend Schrecken.
Und ſollten ſie einmal den Schreiber wieder binden,
Dann wird die Summe ſich ſchon finden.

Caspar.

Du alter Fuchs, ſo gib, daß wir den Durſt uns kühlen!

Knirf.

Komm Casperle, wir wollen Häſcher ſpielen,
Wein! Wein! Wein!
Soll unſre Loſung ſeyn!

(Sie gehen Eugen ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer in des Burgemeiſters Hauſe, im Koſtüm alterthümlicher Wohlhabenheit.

Erſter Auftritt.

Elias Oldenburg. Sara.

Oldenburg (mit Hut und Stock).

Zu deiner Tochter eile! — mich laß gehn!
Dort tröſte! — meine Wege ſind gemeſſen.

Sara.

Zum Landvogt kann ich dich nicht gehen ſehn,
Denn ſollteſt du ihm gegenüber ſtehn,
Wirſt du im Eifer ſicher dich vergeſſen.

Oldenburg.

Vergessen mich? — das werd' ich nicht! ich trage
Von dem, was ich durch Gottes Hülfe bin,
Als Mensch, als Vater und als Burgemeister,
Das vollste Bewußtseyn mit mir hin,
Und fühle, daß ich wenig, gar nichts wage,
Wenn ich mit Muth für die gerechte Sache
Mein vielbegründet Recht hier geltend mache.

Sara.

Das eben —

Oldenburg.

Nein! ich werde nichts vergessen,
Nur, Mutter, eine Schuld, die dich betrifft,
Die geb' ich willig der Vergessenheit.

Sara.

Dein stiller Vorwurf ist ein scharfes Gift!
Du hast schon seit geraumer Zeit
Was dich bekümmert, tief in dir verschlossen,
Nur kurze Worte, nur ein ernster Blick,
Sie scheuchten oft mich bang von dir zurück.
Jetzt trag' ichs länger nicht, du darfst nicht gehn,
Bis sich dein Herz nicht gegen mich ergossen!
Ich bin dein Weib und des Vertrauens werth.

Oldenburg.

Hast du vergessen, Sara, was geschehn?
Nur ernsten Vorwurf hab' ich dir verschwiegen.

Sara.

Auch ihn verlang' ich, wenn er mir gehört.
Ich will bereun und weiß, daß du verzeihst.

Oldenburg.

Ich zweifle nicht, daß du es längst bereust,
Allein die That mit ihren Folgen bleibt.
Wohl! du entsiegelst mir den Mund!
Wer ists, der mich zu diesem Gange treibt?
Weshalb ringt sich dein Kind die Hände wund?
Du, eitle Mutter, hast es selbst verschuldet.

Sara.

Ich?

Oldenburg.

Ja! du haſt den läſtigen Beſuch
Des jungen Grafen fort und fort gerufen.
War dir es nicht genug,
Daß ich, weil du mich Tag für Tag geplagt,
Dem Dietrich endlich ſtreng mein Haus verſagt?

Sara.

Wie durfte doch der arm' und bloße Schreiber
Die Augen auf zu meiner Tochter heben?

Oldenburg.

Jetzt hätt' ich auch mein Kind ihm nicht gegeben,
Doch nicht etwa deßwegen, weil ihr Weiber
Die Naſe rümpftet ob dem Tiſchlersſohn?
Nein, weil ich dieſe Lieb' erſt prüfen wollte,
Und weil mein Segen erſt der Lohn
Für lange Treu und Arbeit werden ſollte.

Sara.

Du würdeſt — —

Oldenburg.

Ja! hätt' ich mich überzeugt,
Daß nicht etwa nur flücht'ger Rauſch der Sinne
Die Herzen zu einander hingeneigt,
Nein, daß in ehrbar treuer Minne
Der junge Mann das Mädchen zu verdienen
Und ſie ihm treu zu bleiben ſich beſtrebt —

Sara.

Dann wirklich hättſt du ihnen — —

Oldenburg.

Mein Wort gegeben, ja! war ich denn Burgemeiſter,
Als du mir deine Liebe zugewandt?
Ein armer Rathsmann nur; doch beſte dreiſter
Eilt' ich ins Leben, um mir deine Hand
Auch zu erwerben.

Sara.

Ach! mein Oldenburg.

Oldenburg.

Das Seufzen ſpar'! Du haſt mich ja bekommen!
Nicht mehr den jungen Rathsmann ſiehſt du hier,
Der ernſte Burgemeiſter ſteht vor dir,

Von dem du jetzt manch strenges Wort vernommen.
Und doch gesteh ich dir's in diesem Augenblick,
So sehr mir auch von Schmerz die Brust beklommen,
Ich danke dir mein ganzes Glück,
Hätt' ich dich nicht geliebt mit frommem treuem Sinn,
Nicht stünd' ich hier, nicht wär' ich, was ich bin.

Sara.

Und ich — —

Oldenburg.

Laß nur! du hattest es vergessen,
Nicht an den armen Rathsmann mehr gedacht,
Hast dich gewöhnt, der Menschen Werth zu messen
Nach anderm Maßstab, hast nicht treu gewacht,
Auf daß kein scharfer Hauch dein Kind berühre!

Sara.

O, schone, Vater!

Oldenburg.

Weil er still und arm,
Verschlossest du dem Schreiber unsre Thüre
Und hieltest sie, daß Gott erbarm!
Dem vornehm reichen Wüstling offen;
Du mochtest meine Winke nicht verstehn,
Und zehrtest gierig an geheimem Hoffen,
Dein Kind als Gräfin einst zu sehn.

Sara.

Das eben nicht, doch kannt' ich lange schon
Das böse Mißverständniß, das sich zwischen
Dir und dem Grafen eingeschlichen.

Oldenburg.

Da wolltest du die Karte besser mischen.

Sara.

Ich hoffte, daß es durch den Sohn
Am leichtsten werde ausgeglichen;
Ich meint' es gut.

Oldenburg.

Jetzt hast du deinen Lohn
Für gute Meinung. — Unser Kind hing treu
An seiner Liebe; — Glanz und Schmeichelei
Des Grafen, und der Mutter eitle Freude

Sie krachen all an diesem Fels entzwei:
Da schmiedete das Laster seinen Plan,
Gewalt fehlt' endlich ihm den Sieg erringen;
Auf ihrem stillen Weg fiel er die Unschuld an,
Zu seine Räuberhöhle sie zu bringen.
O Mutter! Mutter! wär es ihm gelungen,
Wir hätten tagelang die Freude unsers Lebens,
Das holde Kind, vergebens
Gesucht, wir hätten sie als todt beweint,
Indeß sie einen harten Kampf gerungen.

Sara.

Ach! du hast recht!

Oldenburg.

Und wer war jener Freund?
Der wie ein Schutzgeist unser Kind umschwebte?
Der arme Schreiber war's, dem ich das Haus verbot,
Den auf Befehl des Landvogts man in Ketten
Der Rache seines Sohns entgegen führt,
Denn Rache wehnt bei zügellosen Sitten,
Und ich soll bleiben? soll nicht gehn und retten?

Sara.

So geh denn, Vater! Doch laß dich erbitten,
Vergiß nicht, daß der Landvogt mächtig ist.
Ein hartes Wort kann uns auch noch zerstören,
Und sieh, ich weiß, wie du im Eifer bist.

Oldenburg.

Ich will ihn seinen Sohn ganz kennen lehren.
Genugthuung werd' ich zu fordern wissen.
Und will er keine Bürgertugend ehren,
Nun dann soll er sie fürchten müssen.
Der Weg zum Herzog steht mir frei;
Der richte über uns, wer schuldig sey.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Johanne.

Johanne (hereineilend).
Fort ſind die Häſcher! Er iſt frei!

Oldenburg.
Wie?

Sara.
Wer?

Johanne.
Nach Hauſe ging er mit dem Vater eben.

Oldenburg.
Der junge Silber?

Johanne.
Ja!

Oldenburg.
Und es kommt Niemand her,
Um Kunde mir davon zu geben?

Johanne.
Ach, keiner hat ja Zeit, ſie mußten ihn begleiten,
Sie liefen nach, ſie hielten ihn umfaßt;
Die Bürger drängten ſich herbei von allen Seiten,
Und grüßten ihn wie einen theuern Gaſt.

Oldenburg.
Ich bin vergeſſen, keiner denkt an mich,
Mir trauen ſie nicht gleiche Freude zu.

Johanne.
Nach meinem Fenſter ſchaut er auf — und ich —

Sara.
Nach deinem Fenſter, nun und du?

Johanne.
Nur einen Gruß — dann flog ich her zu euch.

Sara.
Gott ſey gedankt! nun, Vater, gehſt du nicht!

Oldenburg.
Zum Landvogt nicht; wohl aber werd' ich gleich
Zum Tiſchler Silber eilen.

Johanne.

Vater, ja!

Sara.

Ich meine doch, du gingst nicht selber hin,
Es wär' zu viel —

Oldenburg.

Frau Burgemeisterin
Erlaube, daß der Vater seine Pflicht
Erfüllen mag. — Der Syndikus! Sieh da!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taldenus.

Taldenus.

Hochedler Herr und Freund, seit zwanzig Jahren
Komm ich zum erstenmal vom Gasthof her.
Der Böse war ins goldne Thor gefahren,
Ihn zu vertreiben hielt ein wenig schwer;
Es half kein Demonstriren und kein Streiten,
Gesetz und Ordnung wollt' er überschreiten,
Bis denn ein fremder Zauberer gekommen,
Der flugs mit Gold den Stachel ihm benommen.

Sara (zugleich).

Gott sey bei uns!

Johanne (zugleich).

Wer? wer hat ihn befreit?

Oldenburg.

Seyd kurz! bringt euren Witz zu andrer Zeit,
Was ist geschehn? durch wen ist es gelungen,
Daß er der Häscher Hand entging?

Taldenus.

Ich bin ihm treu mit Worten beigesprungen;
Glaubt mir, hochedler Freund, es hing
Von meinem Willen ab, die Bürger zu entflammen.

Oldenburg.

Ihr hättet euch —

Saldenus.

Vergeßt nicht eure Rede,
Wir waren unser viele schon beisammen,
Allein es glückt' uns noch die Fehde
Mit Geld zu schlichten.

Oldenburg.

Hör' ich recht, mit Geld?

Saldenus.

Ja, der Verhaftsbrief war also gestellt.
Aut — Schreiber Dietrich in Person,
Aut — tausend Gulden Caution.

Oldenburg.

Abscheulicher Gewaltgriff, nimmer satt
Verzehrt der Landvogt unser Gut und Leben!
So kann's nicht bleiben.

Johanne.

Aber sagt, wer hat
Die Summe für den Dietrich hergegeben?

Sara.

Der Tischler ist zu arm.

Saldenus.

Ein Reisender, der eben
Im Gasthof abgetreten war.

Oldenburg.

Der gab —

Saldenus.

Die Summe auf der Stelle baar.

Oldenburg.

Bat ihn der Vater?

Johanne.

Oder Dietrich?

Saldenus.

Nein!
Es war sein freier eigener Entschluß;
Er scheint ein äußerst nobler Herr zu seyn.

Johanne.

Ein edler Mensch!

Sara.

Und heißt, Herr Syndikus?

Saldenus.

Fragt ihn nur ſelbſt, er folgt mir auf dem Fuß.

Oldenburg (in Gedanken).

Der Dietrich?

Sara.

Nein doch, nein! der fremde Herr!
Geh nur und ſchicke dich, ihn zu empfangen.

Oldenburg.

Ei was, den Dietrich will ich ſprechen!

Johanne (halb für ſich).

Ach!
Der wird nicht kommen.

Saldenus.

Er iſt heim gegangen.

Oldenburg.

Ich bitt' euch, Freund, ihr geht ihm nach,
Und führt ihn mir nebſt ſeinem Vater her.

Saldenus.

Ich wollt' ihn mit mir bringen, aber er
Verſagte mir's, ich will's euch nicht verhehlen.

Oldenburg.

Wie? bin ich denn dem Burſchen nichts mehr werth?
Ich laß ihn bitten — laß es ihm befehlen!

Sara.

Nicht doch! der Fremde.

Oldenburg.

Hört ihr? er muß kommen!

Johanne.

Ben mir auch bittet ihn.

Saldenus.

Gut! **Sapienti sat!**
Ich ſend' ihn euch, jetzt wett' ich im voraus,
Die letzte Bitte findet ihre Statt.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ohne Taldenus.

Johanne.

O Vater! Ja gewiß, gewiß er kommt.

Sara (am Fenſter).

Mann! eben tritt der fremde Herr ins Haus.

Oldenburg.

Ich will allein ihn ſprechen, laßt uns, geht.

Sara.

Bitt' ihn zum Abendbrod, es iſt ſchon ſpät,
Er iſt vielleicht ſchon weit gereist,
Und hat noch keinen Biſſen warm geſpeist.

Oldenburg.

Geh nur zur Küch'!

Sara.

Ich hör' ihn auf den Stufen.

Johanne.

Und wenn der Dietrich kommt?

Oldenburg.

Vielleicht laß ich dich rufen.

(Sara und Johanne ab.)

Fünfter Auftritt.

Oldenburg. Gleich darauf Richard von Franken.

Richard.

Ihr ſeyd Herr Oldenburg, der Burgemeiſter?

Oldenburg.

Der bin ich.

Richard.

So entſchuldigt, daß ich hier
Unangemeldet öffne eure Thür.

Oldenburg.

Ihr ſeyd mir angemeldet. Immer eilt
Der Ruf von dem, was wir gethan, voraus,

Verschließet, oder öffnet uns die Pforten.
Seit ich von eurer edlen That vernommen,
Erfreu' ich mich, daß ihr bei uns verweilt,
Und heiß' euch herzlich hier willkommen.

Richard.

Ich dank' euch für den innigen Empfang!
Treuherzig komm' ich, um in wenig Worten

Oldenburg.

Zuvörderst, Herr, empfangt auch meinen Dank,
Daß ihr so willig die Caution erlegt;
Ich bitte mich als Schuldner anzunehmen.

Richard.

Wie das?

Oldenburg.

Ich müßte ja mich schämen,
Wenn ihr dem Jüngling, der mein Kind gerettet,
Statt meiner aus der Noth geholfen hättet,
Nehmt einen Wechselbrief auf tausend Gulden,
Ich zahle bald, nur wenig Wochen sollt
Ihr gütig euch gedulden.

Richard.

Ist nicht vonnöthen. Aber wenn ihr wollt,
Ich soll euch glauben, daß die gute That
Ein herzliches Willkommen bei euch finde,
So weiß ich, wer hierauf gerechten Anspruch hat.

Oldenburg.

Ich ahne, wen ihr meint.

Richard.

Der Wechselbrief,
Den ich verlangt, ist mir schon ausgestellt!

Oldenburg.

Von wem?

Richard.

Von jemand, dem die ganze Welt
Gehört. Ihr seht, daß ich gesichert bin,
Ihr kommt mithin zu spät, behaltet euer Geld.
Doch fühlt ihr euch ein Schuldner gegen ihn,
Den Liebe in der höchsten Noth berief,
Daß euer Kind er rette, geht denn hin

Und zahlt mit gleicher Münze eure Schuld!
Dieß euch zu bitten, deßhalb kam ich her.

Oldenburg.

Ich kenne meine Schuld und habe schon
Den Vater Tischler und den braven Sohn
Zu mir beschieden.

Richard.

Aber darf ich fragen:
Wie ihr gedenkt die Schuld ihm abzutragen?
Verzeiht mir, daß ich dringend bin,
Ich ziehe durch die Welt, ein Fremder, hin:
Ich setze dreist mich hin an jedes Mahl,
Das sie der Freude, wie dem Schmerz bereitet,
Und finde keine Zeit, zur klugen Wahl
Der Worte, wann die That mich leitet.

Oldenburg.

Das ist mir recht! Viel Worte ändern nicht
Den Sinn und sind ihm nur ein lästig Kleid.
Ihr habt euch mein Vertrauen leicht errungen,
Deßhalb gesteh' ich euch, ich bin bereit
Zu danken, wie es eines Vaters Pflicht.
Ihr spracht mithin umsonst nicht bei mir ein,
Und sollt des freyen Dankes Zeuge seyn!

Richard.

Reicht eure Hand! Ein deutscher Mann, ein Wort! —
So ist mir doch ein gutes Werk gelungen,
So nehm' ich das Bewußtseyn mit mir fort,
Ich sey umsonst nicht in dieß Land gekommen,
Das ich mit manchen Hoffnungen, mit frommen
Bescheidnen Wünschen kaum betrat.

Oldenburg.

Ich stand

Euch willig Rede, deßhalb nennt mir jetzt
Auch euren Namen, euer Vaterland.

Richard.

Richart von Franken ist mein Nam'; ich machte
Als Oberst diesen Zeitzug mit und dachte,
Nachdem der Friede abgeschlossen war,
Nun ich ihn tröstend fern und nah

In die verheerten Länder ziehen sah,
Ihm nachzugehn, die Waffen abzulegen
Und ihn im Bürgerleben zu erschaun.

Oldenburg.

Nun, habt ihr nicht des Friedens reichen Segen?
Nicht einer schönen Zukunft Morgen graun?

Richard.

Und wie ich kann durch manche Länder eilte,
Den Frieden suchend, den ich selten fand,
An mancher lieben Stelle länger weilte,
Wo er als Hausgott an dem Herde stand,
Da lernt' ich erst den Sinn des Lebens fassen:
Wie Lieb und Noth nicht von einander lassen!
Durch sie der Mensch sich an den Menschen drängt,
Sich eine Hütte an die andre hängt,
Bis sich die Statt mit ihren weiten Gassen,
Mit Thurm und Mauer endlich stolz erhebt;
Wie jeder willig gibt vom eignen Leben,
Daß er das Riesenwerk belebt,
Wie jeder schafft an seinem eignen Herde
In Arbeit und Genügsamkeit,
Damit das große Ganze fertig werde.

Oldenburg.

Doch nimmer wird es fertig.

Richard.

Tausend kommen
Und Tausend gehn; es ruft die alte Zeit
Herbei die Meister und Gesellen,
Und alle sind des Rufs gewärtig,
Und alle kommen treu und stellen
Sich an das Werk, doch nimmer wird es fertig,
Auf daß ein jeder seine Arbeit finde.

Oldenburg.

Ihr sprecht begeistert! Habt im Krieg euch noch
Ein fühlend Herz für Bürgerglück erhalten.
Was zögert ihr? baut eine Hütt' euch doch,
Nehmt euch ein Weib, pflanzt euren eignen Kohl!
Glaubt mir, das Mittagsbrod schmeckt noch einmal so wohl,
Wenn um den Tisch sich Kinderhände falten.

Richard.

Ich ahn' es! O, begeistert zog ich ein
In euer Land; nur hier, so glaubt ich, müßte
Das wahre Glück der Liebe heimisch seyn,
Denn weit und breit will es der Ruf verkünden:
Familienglück, der treusten Sorge Lohn,
Sey nirgends inniger zu finden,
Als hier an eures Herzogs Thron!
In diesem Lande kann das Glück nicht fehlen,
Wo es vom Throne strahlt, ein mildes Licht.
Dort eile hin, die Gattin dir zu wählen!
So träumt' ich, doch so fand' ich's nicht.

Oldenburg.

Nicht? — Was der Ruf von unserm Herzog sprach,
Das ist so wahr, als daß es jetzo Tag!
Von einem heilen Kinderkreis umgeben,
An einer hochgeliebten Gattin Hand,
Ist er ein Muster für das ganze Land,
Er weiß als Vater häuslich fromm zu leben,
Er kennt als Herzog seinen hohen Stand.

Richard.

So trügt der Ruf! bei euch fiel mir die Binde
Vom Auge! — Wo des Lasters Uebermacht
Ich so die Unschuld preisgegeben fand',
Da herrscht noch eine finstre kalte Nacht,
In der die Himmelsblumen all' erfrieren.

Oldenburg.

Herr, ob es gleich mein eignes Kind betrifft,
Doch stellt ihr hier den Glauben nicht verlieren!
In jedem Garten wächst auch heimlich Gift.

Richard.

Ein guter Gärtner aber reißt es aus!
Daß sich ein Wüstling an ein Mädchen drängt,
Das ist nichts Neues; daß er Schlingen legt,
Sie gar entführt, ist sonst recht auch geschehn,
Und kann dem Fürsten selbst kein Vorwurf seyn.
Jedoch, wenn er Vertrauen zu einem Manne hegt,
Und ihm die höchsten Würden überträgt,
Der nicht allein

Das Leben schützt, weil es sein Leben begangen.
Nein, der liegt in andre Rechte fest,
Bei eigner Willkür kein Gesetz befragt,
Der den Verdächtigen der Unschuld hasst
Und ihn wie einen Mörder sucht zu fangen,
Weil er dem wüsten Zehn die Beute abgejagt.
Das aber fällt dem Fürsten doch zur Last.

Oldenburg.

Ihr geht zu weit: ein Fürst ist auch ein Mensch,
Und Gott allwissend nur! Im langen Kriege
Ward mancher Wille vom Gesetz entwunden,
Dich eben hat beim Landvogt statt gefunden,
Der stets ein strenger Herr, jetzt ein Tyrann.
Er hasst mich, weil ich oftmals ihm entgegen
Gestanden, suchte längst Gelegenheit,
Mir bittern Kummer auf das Haupt zu legen,
Und mischt sich traun in seines Zehnes Streit.
Allein der Herzog ist nicht Schuld daran!

Richard.

Ihr seyd ein guter Bürger — braver Mann!
Doch wüßte sich der Landvogt nicht geschützt,
Wie dürft' er wagen, so mit euch zu schalten?
Glaubt mir, ich weiß, der Diener Willkür nützt
Die Nachsicht derer, die das Scepter halten.
Kein Fürst kann Sinn für häuslich Glück besitzen,
Weiß er's bei seinen Bürgern nicht zu schützen.

Oldenburg.

Er wird es schützen! Wißt, ich selber stand,
Von unsrer Stadt im Stillen abgesandt,
Unlängst vor unserm Herzog, durfte frei
Vor ihm gerechte, laute Klag' erheben
Und wusst' ihm endlich treue Nachricht geben,
Wie die Provinz verwaltet sey.
Da sah ich finstern Ernst die Stirn umhüllen,
Ein edles Feuer ihm im Auge lodern,
Und er versprach, die Bitte zu erfüllen
Und seinen Landvogt vor Gericht zu fordern.

Richard.

Hat er euch Wort gehalten? armer Mann!

Indeß ihr fest auf euren Herzog baut,
Hat er euch längst vergessen. Der Tyrann
Bricht ungestört in eure Rechte ein;
Sein Sohn raubt hier die Tochter, dort die Braut! —
Hier bleib ich nicht! Nein! Nein!
Ich sag es unverhohlen euch, mir graut
Bei dem Gedanken heimlich hier zu seyn.
Ich bin aus meinem süßen Traum erwacht,
Und um mich seh ich nichts als Winternacht!
Doch jetzt genug davon! — ich höre kommen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Meister Silber. Dietrich.

Silber.

Wir haben vom Herrn Syndikus vernommen —

Oldenburg.

Schon gut!

(Zu Dietrich streng.)

Weßhalb hat er nicht in Person
Mir die befreite Tochter hergebracht?
Weßhalb nur fremde Hülfe angenommen?
Und weßhalb hat er jetzt sich noch bedacht
Zu mir zu kommen, bis ich es befehlen?

Silber.

Herr, zürnt ihm nicht, seyd wiederum versöhnt!

Dietrich.

Ich habe mich von jeher dran gewöhnt,
Auf euer Wort, als ein Gesetz, zu achten.
Ihr hattet selbst mir euer Haus verschlossen.

Oldenburg.

Ha! so! das hat den jungen Herrn verdrossen!

Dietrich.

Und eine Thüre, die ihr so verschließt,
Könnt ihr nur wieder öffnen!

Oldenburg.

O, verzeiht,

Herr Schneider, daß ich euch erwartet habe.
Ich höre wohl, ihr seid
Vornehm geworden, und verschmäht die Gabe
Des Dankes und der Liebe, die euch gern
Ein alter Vater bringen wollte.

Dietrich.

Dank? — O, den haltet immer fern!
Was ich gethan, thut jeder andre auch;
Gottlob! noch ist's bei deutschen Männern Brauch,
Die Tugend gegen Räuber zu beschützen.
Doch Liebe? — ruft ihr mich zu euch aus Liebe?
Soll ich sie wieder recht und ganz besitzen?
Mein Gönner! Zweiter Vater! Eure Hand,
Laßt mich sie kindlich an die Lippen pressen!

Oldenburg.

Nicht doch! komm an mein Herz, ich danke dir!
Du braver Junge, alles sei vergessen!
Selbst öffn' ich dir hiermit aufs neu die Thür,
Geh wieder ein, nimm Lob' und Dank von mir,
Die dir Johannens Vater schuldig ist.

Dietrich.

Mein Herr und Vater!

Oldenburg.

Will dir's nur gestehen,
Ich habe dich gar oft und sehr vermißt:
Gewohnt, an meinem Tische dich zu sehn,
Saß ich mit Weib und Tochter nun allein,
Mir mundete kein Tropfen Wein,
Und wenn ich selbst vom alten Ungar trank.

Felber.

Herr, eben so erblick' ich täglich diesen;
Es schmeckt' ihm nichts, er war wie stumm und krank
Seit ihr aus eurem Hause ihn verwiesen.
Nur schreiben wollt' er immer, nichts als schreiben.

Oldenburg.

Ich dacht' es wohl! Da kann's nicht länger bleiben!
Der Schneider wird es schon zu machen wissen,
Daß ihn in eigener Person
Der Bürgermeister wird zur Tafel laden müssen!

Hatt' ich nicht Recht? jetzt bleibſt du hier, mein Sohn,
Gehſt wieder fröhlich über meine Schwelle,
Nimmſt neben mir aufs neu die alte Stelle —
An meinem Tiſch — und Frau und Kind —
Halt! die vergaß ich in der Freude!
O warte nur! ſie ſind uns beide
Gewiß nicht fern, ich rufe ſie geſchwind.

(Ab.)

Dietrich
(will ihn zurückhalten)
Jetzt nicht! Nur jetzt nicht! — Doch er eilt ſchon hin!

Silber.
Mein Sohn! was fährt dir plötzlich durch den Sinn?

Richard.
Du rufſt den frohen Vater bang zurück,
Der dir die Braut entgegen führen will?
Begreifſt du nicht, wie nah das Glück?

Silber.
Du ſtehſt in dich verſunken, ernſt und ſtill?
Was iſt dir, Dietrich, ſprich?

Dietrich.
O laßt mich gehn! —
Fort, eh er kommt! noch darf ich ſie nicht ſehn,
Jetzt nicht! bis ſich mein Schickſal ganz entſchieden.

Richard.
Entſchieden iſt es!

Silber.
Gib dich doch zufrieden!
Die ſtolze Mutter willigt ſicher ein;
Ich werde dreiſt für meinen Dietrich werben.

Richard.
Wie? oder fürchteſt du des Landvogts Haß?
Gewiß er ſoll dein Glück dir nicht verderben!
Denn eh ich geh', ſprech' ich ihn noch allein!

Dietrich.
Mein Gott! dort bringt er ſie!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Oldenburg. Sara. Johanne.

Oldenburg.

Kommt nur herein!
Dort, Mutter, ſteht er! ſiehſt du? ſtill und blaß!
Du wärſt gewiß viel bläſſer noch als er,
Und rängſt die Hände, jammernd Tag und Nacht,
Hätt' er dein Kind dir nicht zurück gebracht.

Johanne.

Ach Dietrich, hat man dich erſt bitten müſſen?
Zog dich es nicht zu meiner Eltern Haus?

Oldenburg.

Still nur! die Mutter wird zu ſprechen wiſſen!
Ich ſeh' ihrs an, ſie denkt ſich's reiflich aus.

Sara (ſehr verlegen)

Herr Schreiber Silber, ich bin ſehr erfreut,
Daß ich euch — es iſt meine Schuldigkeit —

Oldenburg.

Ei was denn Schuldigkeit? nur kurz gemacht!

Sara.

Ihr habt — O Gott! es wär' mein Herz zerriſſen,
Hätt' ich mein Kind verloren glauben müſſen.
Gewiß ihr ſeyd — du haſt ſie treu bewacht!
(Zu Oldenburg.)
Ich weiß ja nicht, wie ich ihm danken ſoll;
Laß mich nicht kalt vor ihm erſcheinen!
Seit ich ihn ſah, iſt mir das Herz ſo voll,
Und ich kann nichts als — weinen!
(Sie legt ihr Geſicht auf Johannens Schulter.)

Oldenburg.

So iſt mir's recht!

Dietrich.

O, theure, edle Frau!
Wie unausſprechlich viel gewährt ihr mir!

Sara (ſehr weich)

Nimm es mit einer Mutter nicht genau,
Mein guter Dietrich, ja, ich danke dir!
(Sie umarmt ihn.)

Oldenburg (zu Johannen)

Und du? —

Johanne.

Mein Vater!

Oldenburg.

Komm an meine Bruſt,
Ich weiß ja, was dir tief im Herzen ruht!

Silber.

Frau Bürgemeiſterin, ihr ſeyd ſo gut,
So brav, und ihr —

Oldenburg.

Was haſt du, Alter? Was? —

Silber.

Ein guter Sohn gibt auch dem Vater Muth.
Vergönnt mir alſo, ſeinem Vater, daß
Ich hier geziemend um die Tochter werbe.

Oldenburg.

Recht, Vater, ſprich getroſt es aus.

Silber.

Mein Sohn iſt zwar nur eines Tiſchlers Erbe,
Und reich und vornehm nennt man euer Haus.
Doch wie ihr Meiſter ſeyd der Bürgerſchaft,
So bin ich Meiſter in der Werkſtatt, und
Es ſchafft ein jeder mit der eignen Kraft
Und wuchert treu mit dem verliehnen Pfund.
Ihr ſeyd beſtellt, zu lohnen und zu ſtrafen,
Ihr ſorgt und wacht, auf daß wir ſicher ſchlafen:
Ich ſorge auch, daß jeder ſicher liege;
Wo eine Mutter ſüße Hoffnung trägt,
Der alte Silber nur macht ihr die Wiege,
Der ſorgt ſchon, daß ſie leiſe ſich bewegt,
Und daß ſie paßt für alle Kinderbettchen.
Und wenn vielleicht die letzte Stunde ſchlägt,
Dem fügt er auch ſechs Bretter und zwei Brettchen.
Und wie es nun der liebe Gott beſchied,
Singt er bald Wiegen- und bald Sterbelied.
Die halbe Stadt, in meinen Wiegen haben
Die frohe Mütter groß gewiegt,
Die halbe Stadt, die ſchon in Frieden liegt,

In meinen Särgen hat man ſie begraben.
Ze leg' ich denn an unſrer Bürger Leben
Die erſte und die letzte Hand;
Was zwiſchen drinnen liegt, das bleibt euch übergeben,
Daß ihr es ſchützt und ordnet mit Verſtand.
Die Kinder ſolcher Meiſter, denk' ich, paſſen
Wohl für einander.

Oldenburg.

Und ein Schreiber bleibt,
Zumal wenn Lieb' und Fleiß ihn vorwärts treibt,
Nicht immer Schreiber! Wollen kurz uns faſſen.
Biſt du's zufrieden, Mutter? —

Sara.

Uebereile
Nicht alles ſo! Das alte Sprichwort ſagt,
Gut Ding hat Weile.

Oldenburg (nachdrücklich).

Ob du's zufrieden biſt? hab' ich gefragt.

Sara.

In Gottes Namen denn!

(Richard, der ſich bisher ganz zurückgezogen und nur ſtumm beobachtet, tritt jetzt raſch hervor.)

Richard.

O! laßt mich unter euch
Kein Fremder ſeyn.

Sara

(die ihn früher nicht bemerkt hatte)

Verzeiht, daß ich nicht gleich —

Richard.

Nicht, edle Frau! Der Worte zarter Sinn,
Die ich aus eurem Munde hier vernommen,
Er war für mich der herzlichſte Willkommen,
Und zieht mich innig zu euch hin.
Hier fand' ich, was ich ſuchte, Lieb' und Frieden;
Die Liebe ſiegt, es zieht der Frieden ein;
Iſt nun einmal mir beides nicht beſchieden,
So laßt mich doch kein ſtummer Zeuge ſeyn.

(Er nimmt die Liebenden bei der Hand.)

Du holde Jungfrau, deine glüh'nden Wangen,

Nenn, lege ſie an des Geliebten Bruſt!
Mein junger Freund, dein Traum iſt ausgegangen,
Wach' auf, ſey dir des Lebens froh bewußt.
Laßt mich die Hände in einander legen,
Gedenkt des Fremden, wenn ihr glücklich ſeyd,
Der euren Bund der Liebe eingeweiht,
Und einſam weiter zog auf ſeinen Wegen.

Johanne.

Mein Dietrich!

Dietrich.

O, Johanne, du mein Glück!
Vertraue mir! ſo lang dieß Herz wird ſchlagen,
So lang ein Athem dieſen Buſen hebt,
Will ich dein Bild im Innern heilig tragen,
Daß es zum Guten mich belebt,
Und was mir auch gelingt, nur dir allein,
Nur meiner Liebe will ich's ſchuldig ſeyn!
Doch Mutter, nehmt die Tochter noch zurück!

Sara.

Zurück?

Dietrich.

Noch darf ſie meine Braut nicht ſeyn.

Oldenburg.

Warum?

Dietrich.

Nein, eher bring' ich euch kein Glück,
Eh ich nicht ganz von jedem Makel rein.

Oldenburg.

Das biſt du!

Dietrich.

Nein, denn noch iſt meine Sache
Nicht mit dem Landvogt völlig abgethan,
Drum, wär' ich euer, fiel er in der Rache
Gewiß auch euch verfolgend an.

Johanne.

Wenn du mich liebſt, dann laß mich mit dir tragen.
Bin ich erſt dein, ſo darf ich für dich wagen
Wo Liebe lebt, da wehrt auch Muth.

Richard

Beruhigt euch, in meinen Händen ruht,
Mein junger Freund, noch keine Sache.
Ich hatte mich vom Schicksal herbeschieden,
Theils zu empfangen eine ernste Lehre,
Theils dir zu sichern deiner Liebe Frieden.
Nur eh zurück ich in die Heimath kehre,
Zeigst du von jedem Makel rein,
Nur dir der Weg zum Altar sicher sein.

Achter Auftritt

Die Vorigen. Baldenus.

Baldenus

(bei den letzten Worten eintretend).

Zum Altar? Wie? Verletzung? — kommt zu zeitig,
Habt noch Geduld!

Oldenburg.

Wie so? Herr Syndikus.

Baldenus.

Vergebt, daß ich die Freude stören muß;
Der Landvogt schickt so eben anderweitig
Die Häscher her, den Schreiber ihm zu bringen.

Dietrich.

Seht ihr?

Johanne.

Mein Gott!

Richard.

Hat er nicht Caution?

Baldenus.

Er mag sie nicht! Er gibt sie euch zurück.
Hat anders sich besonnen, der Herr Sohn
Verlangt Genugthuung.

Dietrich.

Ich will sie geben.

Saldenus.

Nicht doch! ihm ſchmerzt noch das Genick,
Und denkt ihr etwa gar an euren Degen?
Ihr ſeyd ja ebenbürtig nicht. — Deßwegen
Will der Herr Vater ſich bequemen,
Euch ſelber in die ſcharfe Hand zu nehmen.

Oldenburg.

Es iſt unglaublich!

Silber.

Schützt ihn, Herr, ich bitte!

Johanne.

Um mich ſollſt du im finſtern Kerker liegen.
Mein Dietrich!

Sara.

Helft doch!

Saldenus.

Sollen wir uns fügen?
Nicht feſt beſtehn auf Recht und Sitte?

Oldenburg.

Nicht Widerſetzlichkeit von unſrer Seite!
Ein andrer ſey der Richter in dem Streite.
Will nicht der Landvogt ſelbſt uns Recht gewähren,
So wird der Herzog meine Klagen hören!

Johanne.

Ja Vater! ich verſteh' euch, und ich werde,
Was ihr beginnt, getreulich mit euch theilen!

Saldenus.

Ich auch! Ich auch! allein die Häſcher dringen,
Der Abend naht, ſie müſſen eilen,
Ihn noch vor Nacht auf die Baſtei zu bringen.
Auch ich hab' eine Citation empfangen.

Oldenburg.

Auch ihr? —

Saldenus.

Auch ich!

Oldenburg.

Das iſt zu weit gegangen!

Saldenus.

Nein, nur iſt's recht, bleib' ich in ſeiner Näh',

Er iſt dann nicht allein in jenen Händen.
Auch iſt die Citation im Stylus curiae.
Und weiter nichts dagegen einzuwenden.
Ich bin hier Syndikus ſeit zwanzig Jahren
Und will ihm ſchon in die Parade fahren!
Kommt denn!

Dietrich.

Leb' wohl, Johanne!

Richard.

Rechn' auf mich!
Ich ſprech' auch mit dem Landvogt, hörſt du? — Ich!

Silber.

O, nehmt euch ſeiner an, ich bin zu arm, zu alt.

Sara.

Mein Sohn! Der liebe Gott beſchütze dich!

Dietrich.

Lebt wohl! Mir iſt es recht! Es kommt nun bald
Die Sache doch zu ihrem Ende.
Herr Syndikus, gebt dieſem Herrn
Die Cautien zurück in ſeine Hände.
(Zu Richard.)
Ich dank euch, denn ihr helft mir gern,
Doch freu' ich mich, daß ich der Schuld entladen.

Richard.

Du biſt ein ſtolzer Jüngling!

Dietrich.

Armuth muß,
So viel ſie nur vermag, ſich ſelbſt vertraun!
Lebt wohl!

Oldenburg.

Mein Sohn! nimm dieſen Abſchiedskuß!
(Er führt ihn Johannen zu, beide umarmen ſich ſchweigend.)
Wir werden uns gewiß bald wieder ſchaun.

Sara.

Das gebe Gott!

Oldenburg.

Nun fort, Herr Syndikus!
Gebt das Geleit ihm noch, ihr Frau'n!
(Alle ab, bis auf Oldenburg und Richard.)

Neunter Auftritt.

Oldenburg. Richard.

Richard.

Was wollt ihr thun?

Oldenburg.

Zum Landvogt!

Richard.

Wohl gesprochen!
Zum Landvogt denn, wo liegt das Schloß? wie weit? —

Oldenburg.

Zwei Stunden fast; es ist zu spät für heut,
Denn niemand wird des Abends vorgelassen.

Richard.

Wohlan! So eil' ich, wenn der Morgen graut,
Zu ihm hinüber, eh er sich getraut,
Mit rauher Hand den Jüngling zu erfassen.
Dort such' ich dann zuerst den jungen Grafen,
Um ihn zu zücht'gen, ihn zu strafen.

Oldenburg.

Was wollt ihr thun? —

Richard.

Der junge Graf verlangt
Genugthuung; wohl, wir sind ihm zu Willen.
Doch weil der Schreiber ihm nicht ebenbürtig,
Will er die Kampfeslust durch Häscher stillen.
Ich aber bin ihm ebenbürtig; ich!
Zum Zweikampf stell' ich statt des Schreibers mich,
Und will ihm sicher thun, daß er genug!

Oldenburg.

Ihr wackrer Herr! So macht denn den Versuch
Beim Sohn — ich will zum Vater.

Richard.

Auch ich gehe
Zum alten Grafen, will ihm nichts verschweigen,
Will ihm sein Bild im treuen Spiegel zeigen,
Auf daß er mit Entsetzen selbst sich sehe.

Oldenburg.

Und helfen Bitten nicht, nicht ernste Worte,
Dann eil' ich hin zu des Palastes Pforte,
Wo die Gerechtigkeit bei unserm Herzog thront.
Ich mahn' ihn an sein fürstliches Versprechen;
Herr! ruf' ich: es ist Zeit den Stab zu brechen,
Wollt ihr, daß Glück und Friede sicher wohnt.

Richard.

Spart euch den Weg! Ihr werdet nichts erreichen,
Wer dringend mahnt, den hört man ungern an.
Nein! könnt ihr nicht den Landvogt selbst erweichen,
Und hab' auch ich als Mann genug gethan,
Dann erst, dann brauch' ich einen Talisman,
Ein einzig Wort, vor dem er soll erbleichen.

Oldenburg.

Vertraut es mir.

Richard.

Ich will es euch vertraun.
Ihr ließet mich in diesen kurzen Stunden
Klar euer Denken, Wirken überschaun,
Und reines Gold hab' ich in euch gefunden.
Das Schicksal hat mich wohl hiehergeführt,
Die Binde mir zu rechter Zeit zu lösen;
Nur wenn das Gute wirklich ob dem Bösen
Durch meinen Beistand triumphirt,
Will ich zufrieden scheiden, wenn auch gleich
Mein Herz all seine Hoffnung hier verliert.

Oldenburg.

Nicht seine Hoffnung!

Richard.

Und dann machet euch
Zum Herzog auf den Weg; bringt ihm die Kunde,
Von allem was geschehn. Sagt ihm von mir:
Der Fremde, der ihm hier ins Amt gegriffen,
Weil er vergaß, es selber zu verwalten,
Der Ritter, der sein treues Schwert geschliffen,
Um hier an seiner Statt Gericht zu halten,
Der Wandrer, der es nur zu klar gelesen,
Daß seine schönste Hoffnung ihn betrog,

Der trauernd wieder in die Heimath zog.
Es ſey Prinz Richard ſelbſt geweſen.

Oldenburg.

Mein Prinz und Herr! —

Richard.

Erſchrickſt du vor mir?

Oldenburg.

Nein!

Nur euer ernſter Vorſatz macht mich beben.
Geht nicht zurück! Ihr werdet es bereun,
Der Herzog will euch einen Engel geben,
Ihr werdet unausſprechlich glücklich ſeyn.

Richard.

Hier kann ich's nicht! Wo Lieb' und Unſchuld trauert,
Nur Willkür zu Gerichte ſitzt;
Des Sohnes Laſter auf die Beute lauert,
Den ſeines Vaters Uebermuth geſchützt,
Hier ſuch' ich nicht das Glück der Liebe, nein!
Ich gehe! feſt iſt mein Entſchluß gefaßt.
Ihr aber ſollt mir unvergeßlich ſeyn,
Gedenkt auch ihr oft an den fremden Gaſt!

Oldenburg.

Mein edler Prinz! Was euch das Schickſal reicht,
Verſchmäht es nicht!

Richard.

Es hat mir unerkannt
In wenig Stunden alles klar gezeigt,
Und ich verſteh' die Winke ſeiner Hand.
Was ich von mir euch anvertraut, verſchweigt,
Richard von Franken nur dürft ihr mich nennen,
Doch wenn der Landvogt nicht als Mann mir weicht,
Dann geb' ich mich als Fürſt ihm zu erkennen.
Lebt wohl! beim Landvogt ſehen wir uns wieder!

Dritter Aufzug.

(Großer altgothiſcher Saal im Schloſſe des Landvogts, hinten mit einer Säulenhalle.

Erſter Auftritt.

Gertrud. Kunigunde.

(Erſtere legt eben die Laute aus der Hand.)

Gertrud.

Das Morgenlied erſtirbt mir auf den Lippen,
Wenn mich der alte finſtre Saal umfängt.
(Sie führt die Schweſter an das Fenſter.)
Schau nur hinaus, wie dort an Berg und Klippen
Der Morgen ſeine Roſenkränze hängt.
Ach! lieh die Andacht auch dem Körper Schwingen,
Dort wollt' ich meine Morgenlieder ſingen.

Kunigunde.

Nein! meine Andacht ſucht die ſtillen Hallen,
Mir iſt es wohl in dieſem ernſten Bau,
Nur einſam mag ich vor ihm niederfallen,
Daß ich dem Herrn mein ganzes Herz vertrau.
Hier richtet die Betrachtung ſich nach innen,
Und ſchützt uns vor Zerſtreuung unſrer Sinnen.

Gertrud.

Sind dieſe Hallen nicht von Menſchenhänden?
Von Gottes Hand nicht Erd' und Himmelszelt?
Dort ſteht die Sonne, Segen auszuſpenden;
Sie ſchlingt die Strahlenarme um die Welt! —
O könnt' ich auch die ganze Welt umfaſſen,
Und ſie an meiner Bruſt erwachen laſſen!

Kunigunde.

Ich weiß, warum ſich nach des Berges Höhen
So früh ſchon deines Buſens Sehnſucht drängt:
Weit fell der Blick aus in die Ferne ſpähen,

Ob nicht ein Ritter ſtattlich kommt geſprengt.
Nicht? meine Gertrud? Hab' ichs nicht getroffen?

Gertrud.

O Schweſter! Laß mich ſchweigen, beten, hoffen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Conrad.

Conrad.

Ein Fremder ritt ſo eben in das Thor.

Gertrud.

Ein Fremder?

Conrad.

Ja! er will den Grafen ſprechen.
Der Herr, ſagt' ich, läßt jetzt noch niemand vor,
Es iſt zu früh! — Er aber ſprang vom Pferde,
Und ſprach: zum Warten hab' er keine Weile,
Und wollt' ich zögern, nun dann werde
Sich ſelbſt zu melden er ſich nicht entbrechen!
Was ſoll ich thun? —

Gertrud.

Den Fremden melden!

Kunigunde.

Eile,
Sag' es dem Vater! Es kann wichtig ſeyn.

Conrad.

Er folgt mir aber, will nicht draußen warten.

Gertrud.

So führ' ihn denn in dieſen Saal herein.

(Conrad öffnet die Thür, durch welche Richard eintritt, und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Gertrud. Kunigunde. Richard.

Richard

(im Hereintreten zu Conrad, der eben abgeht.)

Hier also? —

(Indem er die Frauenzimmer erblickt.)

O, verzeiht!

Gertrud.

Seyd uns gegrüßt!

Richard.

Ich störe!

Gertrud.

Nein! Verweilt, der Vater ist
Von eurer Ankunft eben unterrichtet.

Richard.

Ihr also seyd des Hauses Töchter?

Kunigunde.

Ja!

Richard.

Ich fühle mich euch zwar verpflichtet,
Allein mein Auftrag gilt dem jungen Grafen.

Kunigunde.

Der junge Graf ist krank.

Richard.

Ist krank? Sieh da,
Gewiß hat er jetzt noch nicht ausgeschlafen.
Das thut mir leid, allein ich kann nicht säumen
Und muß ihn wecken aus den Morgenträumen.

Kunigunde.

Nein, er ist wirklich krank!

Gertrud.

Glaubt ihr uns nicht?

Richard.

Was euer Mund und euer Auge spricht,
Dem möcht' ich gern vertrauen!

Gertrud.

So thut es doch,

Was könnt' Euch denn ſo leicht dazu bewegen,
Nur Zweifel gegen unſer Wort zu hegen?

Kunigunde.

Wer auf die Rede deutſcher Männer baut,
Muß auch die Worte deutſcher Frauen ehren.

Richard.

Nun gut! gern will ich jedem Zweifel wehren;
Der Graf ſey alſo krank. Doch muß ich unbedingt
Dann euren Vater ſprechen.

Gertrud.

Wohl, doch laßt
Euch die beſorgte Tochter bitten, bringt
Ihm nichts, was ſchmerzlich ſeine Seel' erfaßt;
Es gab in letzter Zeit gar viel Verdruß.

Richard.

Ob, was ich bring', erwünſcht, ob ernſt es klingt,
Es ſteht dahin, und hängt von dem Entſchluß
Und von dem Willen eures Vaters ab.

Gertrud.

O, ſein Entſchluß iſt ſicher gut; nur ſind
Die Menſchen um ihn her nicht immer gut!
Der arme Vater darf nicht taub und blind
Für ihre Fehler und Vergehen ſeyn;
Da werden ſie gehäſſig ihm geſinnt;
Und ahnen nicht, wie weh es doch ihm thut —

Richard.

Nicht weher als mir ſelbſt, mein holdes Kind,
Daß ich es anders weiß. — Doch nein!
Er hat es ſeinen Töchtern klug verſchwiegen,
So mag für ſie ein Schleier drüber liegen.

Kunigunde.

Nein, Herr! auch nicht der ſchwächſte falſche Schein
Darf auf den Vater fallen! Glaubt, wir drangen
Aus Neugier nie in ein Geheimniß ein.

Gertrud.

Hier aber gilts den Vater zu vertheid'gen,
Hier gebt uns Licht, wir dürfen es verlangen.

Richard.

Die Kindesliebe iſt auf euren Wangen

Im Strom des Zornes lieblich aufgegangen.
Mein Schweigen soll euch nicht beleid'gen;
Vielleicht, daß ich der guten Sache
Durch euch das Siegen leichter mache.
Erfuhrt ihr nicht, daß gestern durch die Häscher
In nächster Stadt ein Jüngling ward gefangen? —

Gertrud.

Des Bürgermeisters Schreiber?

Richard.

Wie? Ihr wißt
Es also wirklich, was geschehen ist?

Gertrud.

Dann seyd ihr wohl der Fremde, der sogleich
Das Lösegeld bezahlt? Man hat es uns erzählt.

Richard.

Ich bin der Fremde! ich gesteh' es euch!

Gertrud.

O, daß ihr euren Weg zu uns gewählt,
Das freut mich.

Richard.

Wirklich?

Gertrud.

Ja! wir Frauen malen
Uns gar zu gern mit bunten Farbenstrahlen
Die fernen Lebensbilder aus; und sind
Vielleicht gar Noth und Jammer da gewesen,
Die eines Fremden Edelmuth gestillt,
Dann denken wir uns ihn geschwind
Als ein besondres fabelhaftes Wesen,
Von einer überird'schen Kraft erfüllt,
Und wir entwerfen uns im Geist sein Bild.
Drum hat mich, euch zu sehn, gar leicht verlangt.

Richard.

Nun, gleich' ich eurem Bilde? seht mich an!
Erblickt ihr mehr als einen Menschen hier?

Gertrud.

Ich weiß ja nicht! — Allein was ihr gethan — —
Die Leute haben euch dafür

Mit Wort und Thränen ſicher ſchon gedankt,
Nehmt aber auch ein dankend Wort von mir.

Richard (halb für ſich)

Bei Gott! hier hab' ich keinen Dank gehofft!

Gertrud.

Ein Mann iſt glücklich! — Was wir Mädchen oft
Nur wünſchend tragen in der tiefen Bruſt,
Das darf er üben.
Sein Auge braucht bei andrer Schmerz und Luſt
Nicht bloß zu lächeln, oder ſich zu trüben,
Nein, er bringt Hülfe, wo er weiß und kann.
Ach! ſolch ein Wandrer, der die Welt durchzieht,
Und hier und dort die Menſchen froh umſchlingt,
Der Land und Meer und Krieg und Frieden ſieht,
Und allenthalben Hülfe bringt,
Der möcht' ich ſeyn!

Richard.

O, wünſcht das nicht! Der Wandrer ſteht allein!
Und ob er alles auch geſehen hätte,
Und wenn ihm vieles auch gelingt,
Vergebens ſucht er doch die Stätte,
Wo das erſehnte ihn umſchlingt.
Ihr ſeht ihn ziehn, beneidet ſeine Reiſe,
Er aber findet keine Ruh und Raſt,
Ihr ſeyd doch heimiſch in dem engern Kreiſe,
Er iſt am Mahl des Lebens nur ein Gaſt.

Gertrud.

Warum denn? kann er nicht vor allen
Die Stätte wählen, die ihm mag gefallen,
Um ſich ein Hüttchen dort zu bauen?
Glaubt mir, ich wüßte dieſes Glück zu faſſen;
Allein wir armen Frauen — —
Doch, wollen wir dieß laſſen — —
Wir ſprachen ja von dem, was ihr gethan,
So nehmt denn freundlich, was wir Arme haben,
Zum mindeſten den Dank der Frauen an.

Richard.

Gern möcht' ich mich an eurem Dank erlaben,
Wie ſich der Wandrer einer Blume freut,

Die er, wenn das Gebirge rings beschneit,
Sich mühsam aus dem Schnee hervor gegraben,
Doch mir gebührt kein Dank, ich hab' ihn nicht gerettet,
Der arme treue Jüngling sitzt
Doch im Gefängniß; Braut und Eltern ringen
Daheim die Hänt' und ich, ein fremder Mann,
Ich soll versuchen, ob ich Recht erzwingen,
Ob ich die Unschuld retten kann.

Gertrud.

Glaubt nur, das wird euch sicher hier gelingen,
Sobald er schuldlos ist.

Richard.

Ihr zweifelt noch daran?
Wißt ihr es nicht, warum in Kett und Banden
Der Arme sitzt? Nur weil des Lasters Plan
Durch seine treue Liebe ward zu Schanden;
Weil euer — weil der Graf — nein, laßt mich schweigen!
Das Wort entehrt, ich mag das grasse Bild
Nicht euren reinen Augen zeigen,
Auf immer bleib' es tief vor euch verhüllt.

Kunigunde.

Wir wissen, was geschah.

Richard.

Ihr kennt die That?
Und dennoch findet ihr zu zweifeln Muth?

Gertrud.

Wir glauben fest, der Vater hat
Stets seinen Grund, und was er will, ist gut.
Es ziemt der Tochter nicht erst zu erwägen,
Ob auch gerecht sey, was der Vater thut?
Sie muß ein kindliches Vertrauen hegen
Zu jener Brust, an der sie oft geruht:
Was ihr auch mögt von meinem Vater sagen,
Die Tochter wird ihn nie zu richten wagen.

Richard (für sich und abgewendet)

O kluger Vater! der vor diesen Blicken
Sich sorgsam einen heil'gen Schein erlog!
Der andre dreist um Fried' und Ruh' betrog,
Indeß er, um sich selber zu beglücken,

Daheim ſtill viele Engel ſich erzog!
Nein! ich vermag ſo grauſam nicht zu ſeyn,
Den Schatz der Kinderliebe ihm zu rauben!
(Kunt zu Gertrud.)
Fragt mich denn nicht! beharret feſt im Glauben!
Doch quält mich auch nicht, wenn ich nicht weiche,
Bis ich des Jünglings Freiheit hier erreiche,
Nicht, wenn ich treift in euren Vater dringe,
Und, gibt er mir nicht nach, als Mann ihn zwinge!

Kunigunde.

Das Wörtchen Zwang iſt unſerm Vater fremd,
Sein Will' iſt frei und wird durch nichts gehemmt.

Richard.

O das iſt übel! wenn er alſo denkt!
Doch gibt er Willen auch in andrer Bruſt,
Der ſolche Willkür ſcheut und feſt beſchränkt,
Und eines ſolchen bin ich mir bewußt!

Gertrud.

Nein, alſo ſprecht nicht mit dem Vater! Glaubt,
Es wird ihn ſchmerzen, muß er's euch verſagen.
Wie manche Sorge trübt das theure Haupt!
Drum ſoll ihn keiner ſo zu nahen wagen.
Nein! wär' des Jünglings Recht auch unbeſtritten,
Doch ſollt ihr nur um ſeine Freiheit bitten.
Ein gutes Wort trifft eine gute Statt.

Richard.

Wie? bitten ſoll ich? Nein, das kann ich nicht!
Doch wenn der Vater kommt und zu mir ſpricht,
Dann will ich ſchweigen: bittet ihn ſtatt meiner!
Wenn er ein Herz für ſeine Kinder hat,
So will ich hier, ein ſtummer Zeuge, ſtehn.
Mit Dank, was er durch euch gewährt, umfangen,
Und anders, als ich wollte, wieder gehn.

Kunigunde.

Solch Bitten nimmt der Vater niemals an,
Er hat es uns für immer unterſagt,
Denn er gewährt von ſelbſt ſchon, was er kann.

Richard (zu Gertrud.)

So weicht' ich mich an euch. Nicht wahr, ihr wollt

Euch an den Vater? Bebt nicht schon zurück,
Wenn Ulmroth seinen finstern Blick verhüllt?
Ihr habt ein weiches Herz; ihr wißt, es gilt
Hier einer unbescholtnen Liebe Glück.
Die Liebe wird auch euch einmal begegnen,
Denn welch ein Herz wählt sie zum Heimathland.
Sie wird euch inniger und reicher segnen,
Wenn ihr sie jetzt beschützt, euch unbekannt!

Gertrud

(nach einigem Sinnen entschlossen)

Ich will den Vater bitten!

Kunigunde.

Märchen, wie? —
Ich rathe dir es nicht, es ist vermessen!

Gertrud.

Nein! ich umfasse flehend seine Knie — —
Ich will! Ich muß! — es gilt der Liebe Segen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Conrad. Bald darauf **der Landvogt**

Conrad

(öffnet die Thür und geht, nachdem der Landvogt eingetreten, wieder ab)

Es naht der Herr!

Kunigunde.

Der Vater kommt!

Richard.

Wohlan!
Zeigt mir, daß ihr sein Herz erweichen könnt.

Gertrud

(mit gefalteten Händen nach oben)

Gib! daß ich nicht den Muth vor ihm verliere!

Der Landvogt

(kaltig eintretend zu Richard)

Ihr habt mich sprechen wollen? —

Richard.

Herr, vergönnt,
Daß eure Tochter meine Sache führe.
(Auf Gertrud zeigend.)

Landvogt.

Wie, meine Tochter? —

Gertrud.

Vater, ja! ich habe
An dich des Mannes Bitte übernommen;
Dem Kinde gibst du lieber eine Gabe,
Als einem, der so fremd ins Haus gekommen.
Drum, daß du gern die Bitte magst gewähren,
Drum bist du sie aus der Tochter Munde hören!

Landvogt (zu Richard).

Es scheint, ihr kennt den Menschen und die Welt,
Ihr rechnet drauf, daß Vaterliebe mächtig.
Doch wer auf einen solchen Anwalt fällt,
Der ist mit seinen Wünschen nur verdächtig.
(Zu Gertrud.)
Du weißt es längst, ich mag kein Fürwort leiden!
Wer seine Wünsche birgt zu überreichen,
Der fürchtet, daß man sie genau besieht.

Gertrud.

Es ist kein Fürwort, ich bin nicht bemüht,
Durch Schmeichelworte erst dich zu bestimmen.
Nur, daß des Fremden Wunsch auch meiner ist,
Das sag' ich dir, weil du mein Vater bist.

Landvogt.

Das sah' ich dir im Auge schwimmen.
So sprich!

Gertrud.

Ach, gib den Jüngling wieder frei,
Der gestern als Gefangner ward gebracht.

Landvogt.

Dichst du? ich hab' es wohl gedacht,
Daß deine Bitte unvollkommen sei!
Du kennst von Jugend auf schon meinen strengen
Befehl, euch bittend nie hinein zu mengen,
Wo ich als Richter stehe!

Gertrud.

Ach! die Braut,
Die Eltern weinen! und ihn wirst du — nein!
Ihn kannst du doch nicht richten!

Landvogt.

Still! Genug!
Zu viel schon sagtest du! es darf nicht seyn!

Kunigunde.

Siehst du wohl, Schwester!

Landvogt.

Geht! laßt uns allein!

Gertrud (zu Richard).

Mehr darf ich nicht!

Richard.

Gehorcht dem harten Spruch!
Ihr habt gethan, was ich euch anvertraut,
Und die gekränkte Liebe gern beschützt.
Es wird euch Segen bringen, denkt an mich!
Heil ihm! der künftig euer Herz besitzt.

Landvogt.

Verlaßt uns!

(Gertrud und Kunigunde ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Landvogt. Richard.

Landvogt.

Nun, ihr habt mich sprechen wollen?
Beginnt denn selbst, jetzt sind wir ungestört.

Richard.

Auf jene Bitten aus dem weichen, vollen
Gemüth der Tochter habt ihr nicht gehört.
Und was ihr in den Holden euch erzogen,
Für Vatersorgen einen süßen Lohn,
Was tröstend euch umstrahlt, ein heil'ger Friedensbogen,
Wenn ringsumher Gewitter drohn,

Das schützt ihr nicht? nicht gegen euren Sohn,
Der gern ein andres Herz darum betrogen?

Landvogt.

Sagt, was ihr wollt, mir kurz und gut!
Eh mir die Zeit und die Geduld vergangen.

Richard.

Wohlan! so will ich kurz und gut
Des Schreibens Freiheit hier von euch verlangen!

Landvogt.

Wer seid ihr denn, daß ihr euch unberufen
In eine fremde Sache mengt?

Richard.

Es scheint, daß eure Grenzen sehr beengt;
Mir ist nichts fremd, was Menschenglück betrifft.
Ich kann euch freilich keine Vollmachtsschrift
Verzeigen, den Beruf euch zu beweisen,
Doch in der Brust hier steht er mir geschrieben,
Und kennt ihr ihn auch nicht, ich werd' ihn üben.

Landvogt.

Seid ihr etwa der Rosente, der schon
Mit seinen tausend Gulden Caution
So groß und breit gethan?

Richard.

Der bin ich! weßhalb nahmt ihr sie nicht an?

Landvogt.

Ich habe meinen Grund. Auch ist das Fragen
Zuerst an mir. Beweist mir, wer ihr seid?
Sonst muß ich euch das Weiterziehn versagen.
Ihr scheint verdächtig, keine Kleinigkeit
An Geld habt ihr mit euch herum getragen.

Richard.

O, den Empfang bedacht' ich im voraus.
Hier ist mein Paß.

(Er überreicht dem Landvogt ein Papier.)

Landvogt.

(nachdem er flüchtig gelesen)

Ha! sie! Richard von Franken,
Und Oberst unsrer Dienst?

Richard

Ihr brauchte es uns.

Landvogt

Ihr wißt?

Richard

Zufällig war ich gestern Zeuge
Von einem Auftritt, der mich tief empört;
Von allem hab' ich mich seitdem belehrt,
Und wenn ich meinen Abscheu hier verschweige,
Thu' ich es nur, daß nicht der Vater hört,
Wie ihn sein eigner Sohn entehrt.

Landvogt.

Mein eigner Sohn? — Was ist daraus zu machen,
Drängt sich ein Graf frech einem Schneider vor?
Der Vorgang wäre höchstens zu belachen
Gewesen, hätte der verliebte Thor
Sich an dem jungen Grafen nicht vergangen.
So etwas muß man für die Zukunft wehren,
Deshalb ließ ich ihn durch die Häscher fangen,
Und will dem Bürgerstande Mores lehren.

Richard.

Dem Bürgerstande? — Wär't ihr doch ein Bürger,
Dann wär't ihr auch ein ächter Vogt und Graf!
Dann klänge euer Ohr der Wahrheit offen,
Dann fändet ihr nicht eine Stunde Schlaf,
Bis daß ihr sie befehligt und sicher glaubtet,
Dann hättet ihr das Richteramt behauptet,
Als euren Sohn man auf der That betroffen.

Landvogt

Die Weisheit spart, in meines Standes Pflichten
Dürft ihr fürwahr nicht erst mich unterrichten.
Ihr schickt euch nach eures Landes Brauch,
Ich laß' ihn euch, laßt mir den meinen auch!

Richard

Ja! Gott sey Dank! in meinem Vaterlande
Da schützt der Vater nicht den argen Sohn.
Da gelten Recht und Ehre jedem Stande,
Denn Recht und Ehre sitzen an dem Thron,
Und an dem einen auch wird man sie hüten.

Wißt denn, die Unterdrückten eilen ſchon
Dem Landesvater alles zu verkünden.

Landvogt.

Ihr ſchreckt mich nicht! denn ſolche Kleinigkeiten
Erreichen nicht des Herzogs Ohr.
Er hat jetzt Wicht'gers einzuleiten,
Denn der Prinzeſſin Hochzeit ſteht bevor.

Richard.

Das iſt ein falſch Gerücht.

Landvogt.

In kurzer Zeit
Wird ganz beſtimmt der fremde Prinz erſcheinen.

Richard.

Das muß ich gradezu verneinen!
Nie wird der Prinz in einem Lande wählen,
Wo, während man den Hochzeitſaal erhellt,
Aus tauſend Herzen Seufzer nur ſich ſtehlen,
Und der betrückten Unſchuld Thräne fällt.
Ich werd' ihm ſchnell getreue Kunde geben
Von dem, was ich erfahren und geſehn,
Und lieber wird er einſam durch das Leben,
Als hier zu ſeiner Hochzeit gehn.

Landvogt.

Wie kämt ihr doch zum Prinzen?

Richard.

Ja, ich bin
Von ihm vorausgeſendet in dieß Land.
Berichten ſoll ich, was ich ſah und fand,
Das werd' ich, wenn ich erſt mit euch im Reinen bin!

Landvogt.

Thut was ihr wollt, und geht! wir ſind im Reinen!

Richard.

Herr Graf, mit nichten, denn ich ſollte meinen,
Ihr wärt mir Antwort ſchuldig.

Landvogt.

Und worauf?

Richard.

Ob ihr den Schreiber frei entlaſſen wollt?

Landvogt.

Das kann ich nicht!

Richard.

Und ich beſtehe drauf!
Und weil der Graf Genugthuung verlangt,
Die ihm ein Schreiber ſelbſt nicht geben kann,
So tret' ich an des letztern Statt und bringe
In mir euch einen ebenbürt'gen Mann,
Und eurem Sohne dieſe ſcharfe Klinge!

Landvogt (nach einigem Sinnen).

Der junge Graf iſt krank! will ſich nicht ſchlagen.

Richard.

Er will nicht? Ihr getraut euch, dieß zu ſagen?
(Nach einer Pauſe.)
Wohlan! Ihr ſeyd nicht krank! — Nehmt ihr den Handſchuh an'

Landvogt.

Und ihr ſeyd kühn, ihr wollt es wagen —

Richard.

Der Ritter Schwur war in den alten Tagen
Für Unſchuld, Recht und Liebe treuer Schutz!
Und Männer, die ihn noch im Herzen tragen,
Die bieten jedem Trutz!
Ich ſtehe hier im Namen des Gerechten,
Um einen Gotteskampf mit euch zu fechten!
Habt ihr auch Furcht?

Landvogt.

O nein! ich will euch ſtehn!
Ihr ſollt nicht glauben mich ſo ſchnell zu beugen!
Allein der Zweikampf ſey nicht ohne Zeugen.

Richard.

Ruft ſie herbei! vor Zeugen ſoll's geſchehn!
(Der Landvogt klingelt. Conrad tritt ein.)

Conrad.

Der Burgemeiſter Oldenburg kam eben
Mit ſeiner Tochter an und bittet, Herr,
Ihr wollet gnädiges Gehör ihm geben.

Landvogt.

Er kommt zu rechter Zeit und mag erſcheinen.

Conrad.

Auch kommen auf dem Wege ganze Haufen
Von Bürgern aus der Stadt gelaufen,
Zum Landvogt wollen ſie.

Richard.

Sie mögen kommen,
Von mir als Kampfeszeugen angenommen.

Landvogt.

Führ' ſie herbei.

(Conrad ab.)

Richard.

Und unſer Zweikampf währt,
Bis einer ſich von uns beſiegt erklärt.
Bin ich der Sieger, iſt der Schreiber frei!

Landvogt.

Ihr ſcheint des Siegs gewiß; jedoch es ſei!
Nur einen Augenblick verzieht, daß ich
Auch mich geziemend waffnen mag. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Richard allein.

Richard.

Vor dieſen Schranken alſo ſind' ich mich?
Nah iſt der Kampf — und fern der Hochzeittag! —
Statt eines Prinzen ſteht ein Ritter hier,
Und ſtatt der Braut, die man für ihn erkoren,
Faßt er den Schlüſſel zu des Kerkers Thür,
Um zu befrei'n, was für ihn ſelbſt erkoren.
Auch gut! Wer ſorgt, daß er ſich nicht betrügt,
Siegt über andre, wie er ſich beſiegt!

(Oldenburg und Johanne treten ein. Richard zu ihnen:)

Willkommen!

Oldenburg.

Herr! Ihr eilter uns voraus.

Richard.

Ich kann nicht Rast.

(An Johanne.)

Auch du bist mit gekommen?

Oldenburg.

Er hielt sie nicht zurück.

Johanne.

Schließt ihr mich aus?
Soll ich nicht theilen, was ihr unternommen?
Dem Schwersten geh' ich muthig jetzt entgegen,
Denn meine Liebe hat der Eltern Segen.

Richard.

So seyt denn Zeuge, die Entscheidung nah'

Oldenburg.

Ihr sprecht den Landvogt schon?

Richard.

Ich sprach ihn, ja!
Die Worte sind gewechselt, und die That,
In wenig Augenblicken steht sie da.

Oldenburg.

Mein Prinz, ihr wolltet wirklich?

Richard.

Alter, schweige!
Mein Gegner naht, du sey ein stummer Zeuge!

(Der Hintergrund füllt sich mit Bürgern an.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Landvogt. Gertrud. Kunigunde. Dietrich. Waldemar.

Landvogt.

Hier bin ich!

Oldenburg.

(Als er den Landvogt erblickt.)

O, mein Gott! der Herzog selbst!

Richard.

Der Herzog! Wie?

Herzog.

Elias Oldenburg,
Du kennst mich! Sieh, ich habe Wort gehalten.

Oldenburg

(sich auf ein Knie niederlassend)

Mein Fürst!

Herzog.

Steh auf.

Richard.

Hält mich ein Traum umfangen?

Herzog.

Ich kam zu euch, mein Amt hier zu verwalten,
Und den zu richten, der euch hart bedrückt.
Ich überraschte ihn gestern auf der That.
Doch weil ich hörte, daß in eurer Stadt
Die Bürger selbst sich widersetzen wollen,
Schickt' ich die Häscher noch einmal zurück,
Den Schreiber und den Syndikus zu bringen.
Doch ließ ich meine Ankunft euch verschweigen.
Denn unerkannt weilt' ich von allen Dingen
Mit eignem Blick das Wahre übersehn.
Jetzt weiß ich es, was dort und hier geschehn.

(Zu den Bürgern.)

Zwar merkt euch das: Getreue Bürger stellen
Sich ruhig ihren Vorgesetzten bengen,
Und mit Vertrauen an ihren Fürsten gehn.

Baldenus.

Herr, unsre Noth! —

Herzog.

Ist sie nicht abgestellt?
Doch daß du recht in deinem Amt gesprochen,
Das ehr' ich! — Nun, mein Urtheil ist gefällt.
Der Landvogt ist entsetzt. — Ich brauche keine
Landvögte mehr, ich bin der Vogt alleine!
Was ich dem Volk versprach, in wenig Wochen
Erfahrt ihr alle, daß ich's treu gehalten.
Der Krieg mit seinen Schrecken ist zu Ende

Es kann ein jeder wieder ruhig walten:
So laßt uns denn das große Werk beeilen,
In kurzer Zeit berief' ich meine Stände,
Auf daß ſie meine Fürſtenſorgen theilen,
Und willig eigne kleine Noth vergeſſen,
Um unſeres Landes Nothdurft zu ermeſſen!

Oldenburg.

Gott ſegne euch!

Herzog.

Auch du, Elias, wirſt
Dann kommen! Ja dich hab' ich längſt erkannt!
Wer treu ſteht, ſo wie du, der iſt ein ächter Stand,
Und ſolcher Stände Rath bedarf ein Fürſt.
Doch bin ich Vater auch, wie du es biſt,
Drum komm denn auch als Vater mir entgegen;
Gib ihm dein Kind, wenn er es würdig iſt.

Oldenburg.

Herr! freudig geb' ich meinen Vatersegen!

Dietrich.

O, welch ein Glück aus meines Fürſten Hand!

Johanne.

Dem Fürſten Heil, der treue Liebe ehrt!

Herzog (zu Dietrich).

Bleib, junger Mann, auch deines Glückes werth:
Treu deinem Weibe, treu dem Vaterland!

Gertrud

(ſich an den Herzog ſchmiegend).

Ich danke, Vater! ach, ich wußt' es gleich!

Herzog.

Richard von Franken, jetzt ein Wort zu euch.
Seyd ihr mit der Genugthuung zufrieden?

Richard.

Mein Herzog! O wie arm, und doch wie reich
Steh' ich vor eurer ſtillen Größe.
Warum verhüllet ihr euch meinem Blick?

Herzog.

Wollt ihr zu eurem Prinzen noch zurück,
Auf daß er wieder in die Heimath ziehe?

Oldenburg (zu Richard).

Herr, faßt euch doch! Ihr ſeht ja ohne Mühe — —

Richard.

O ſtraft mich nur mit milder Vaterhand!
Wär's aber möglich? ahn' ich ganz mein Glück?

Herzog.

Wißt, eure Reiſe war mir ſchon bekannt,
Wie auch der Name, den Prinz Richard trug.
Empfing ich dieſen Ring mit eurer Chiffre
Nicht geſtern aus der Häſcher Hand?
Nennt euer Paß den Namen nicht? Genug,
Ich wußt' es augenblicks, wer vor mir ſtand,
Und ich beſchloß, den Fremden, dem ich Leben
Und Glück des Kindes in die Hand ſoll geben,
Zu prüfen.

Richard.

Und er darf nun hoffen?

Herzog.

Wir haben uns als Gegner hier getroffen,
In eurem Zorn hab' ich euch tief betrachtet:
Der Herzog und der Vater ſagt euch offen:
Wer Bürgerglück und Recht ſo heilig achtet,
Daß er für ſie ſich in die Schranken ſtellt,
Der trägt von wahrer Liebe eine Welt
In ſeiner Bruſt, in der man ſicher wohnet!

Kunigunde.

Dein Glaube, meine Gertrud, wird belohnet.

Gertrud.

Was habt ihr denn?

Richard.

Und du biſt Gertrud? Du? —
O nicke mir das Ja! doch tröſtend zu,
Wenn auch die zarte Lippe ſchüchtern ſchweigt!

Herzog (zu Richard).

Ja, euer Herz hat euch die Braut gezeigt.
Ihr habt euch beide, eh ihr euch erkannt,
Für eine treue Liebe treu verwandt,

Ze zieh ſie nun in eure Herzen ein!
(Zu Gertrud.)
Mein Kind, die Mutter wird daheim dich ſegnen.

Gertrud.

Der Fremde wär' es?

Richard.

Trifft mich deine Wahl?

Herzog. (zu Gertrud.)

Es iſt der Prinz, dein künftiger Gemahl!
(Gertrud umarmt die Schweſter und reicht, mit dem Kopf auf Kunigundens Schulter ruhend, dem Prinzen die Hand.)

Herzog.

Heut, Oldenburg, heut laß uns Väter ſeyn!

Oldenburg.

Weil es den Vater braucht, wählt ſich das Volk
Den Fürſten, und nur wenn er Vater iſt,
Im vollen Sinn — iſt er ein guter Fürſt!
Heil uns, wir dürfen uns des Vaters freun!

Saldenus.

Heil unſrem Herzog! ſeinem ganzen Hauſe!
Heil den Verlobten!

Die Bürger und alle übrige.

Heil und Segen! Heil!

Die Feinde.

Ein Trauerſpiel in drei Aufzügen.

Perſonen.

Malthos, Than von Leith.
Braffolis, Wittwe des ſchottiſchen Königs Grimus, ſeine Tochter.
Edgar, ihr Sohn.
Alona, ihre Tochter.
Donald, Prinz von Schottland, Sohn des Königs Malkolm II.
Ratwin, ſein Führer.
Gervas, Feldhauptmann des Königs Malkolm II.
Duſtan, Feldhauptmann des Edgar.
Lambor, ein Reiter aus Edgars Heer.
Tom, Schloßvogt.
Mehrere ſchottiſche Krieger aus Malkolms Heer.

Der Schauplatz iſt in Schottland. Die Handlung fällt gegen das Jahr 1000

Erſter Aufzug.

Großes Gemach auf der alten Burg Urrard am Thal von Killiecrauky in Schottland. Allenthalben halb zerſtörte Spuren früherer Pracht.

Es iſt noch ganz früh am Tage und die noch dunkle Bühne wird erſt nach und nach erhellt.

Erſter Auftritt.

Braſſolis allein.

(Sie kommt langſam mit einer brennenden Kerze herein, die ſie auf den Tiſch ſtellt.)

Braſſolis.

Nein! noch iſt niemand wach! noch ſchlafen alle!
Nun, ſo verſchlaft den Kampf der Elemente,
Und wenn die Burg im Sturme zitternd wankt,
Dann träumt, es ſchaukle ſich mit euch die Wiege!
(Nach einer kurzen Pauſe.)
Das holde Kind, den Schlaf, erſchreckt kein Sturm,
Doch furchtſam flieht es vor den ernſten Geiſtern,
Die Nacht vor Nacht ſich um mein Lager ſammeln!
O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
Längſt hätt' ich dich geweckt, dich ausgeſendet
Nach der Entſcheidung unſers Schickſals! Auf,
Erwache! — ſtirb, du kleines Licht der Nacht!
(Sie löſcht die Kerze aus.)

Zweiter Auftritt.

Braſſolis. Tom.

Tom.

Ihr ſeyd ſchon wach? —

Braſſolis.

Ich habe nicht geſchlafen.

Tom.

Dem Himmel Dank! daß dieſe Nacht zu Ende!
Habt ihr des Forſtes Dröhnen rings umher
Vernommen? — Die Wachfeuer wohl geſehen,
Die bei dem Krieg der Nacht der Blitz entzündet?

Braſſolis.

Es iſt mir nichts entgangen; aber mehr
Als dieß erſchreckte mich ein nahes Krachen,
Als ob ein Theil der morſchen Burg zerfiele.

Tom.

Der Sturm war ſtärker als der Bau der Menſchen,
Er hat den alten Thurm herabgeſtürzt.

Braſſolis.

Den Thurm? — Das Haus der Seufzer und des Schreckens
Zertrümmert?

Tom.

Ja! mir gilt's ein gutes Zeichen,
Wie Blitz und Sturm den alten grauen Zeugen
Der blut'gen That zu Füßen euch geſtürzt,
So werden auch die andern Feinde fallen!

Braſſolis.

Du biſt mit allen Schrecken ſo vertraut,
Daß du in ihnen gute Deutung findeſt:
Doch ſeit mich dieſe Mauern hier umgeben,
Erfüllt mich ein geheimes tiefes Grauen,
Und nicht mehr zweifl' ich an des Volkes Sage.

Tom.

Was glaubt das Volk? —

Braſſolis.

O ſtelle dich nicht ſo
Unwiſſend, und verbirg mir's länger nicht! —

Es wird ja Tag! — Wir können dreister uns
Geſtehen, was die Nacht Furchtbares bringt.
Du lebteſt lange Jahre hier allein,
Du warſt ſein alter treuer Diener, dir
Iſt meines Herrn und Gatten blut'ger Schatten
Gewiß weit öfter noch als mir erſchienen.

Com.

Nein, edle Frau! Es gab wohl eine Zeit,
Wo Geiſter auf den Wolken ſich ergingen,
Die Nebelarme nach der Muſchel ſtreckten,
Und, eine große That zu fördern, ſich
Den Menſchen an die Seite ſtellten; doch
Die Zeit iſt hin; nicht mehr der Geiſt von Leda,
Es iſt der Sturm, der unſre Eichen bricht.

Braſſolis.

So ſuchte denn ſein Schatten mich nur auf?
Verſchweigſt du nichts?

Com.

In jenem alten Thurme,
Der meines Königs Todesſeufzer hörte,
Da ſtand das Krüglein noch, aus welchem er
Zum letztenmal die heißen Lippen netzte,
Noch war am Block, auf dem ſein Haupt gefallen,
Des theuren Blutes Spur zu kennen! Ach!
Wie manche Nacht hab' ich dort nicht verwacht,
Das Krüglein mir mit Waſſer angefüllt,
Um auch den letzten kalten Trunk zu koſten,
Und auf den Block mein mattes Haupt gelegt.

Braſſolis.

Hör' auf! Ich glaube, ſelbſt der Tag gebiert
Die Geiſterſtunde!

Com.

Nein, die Todten ruhn!
Wie ich auch rief, mir iſt er nicht erſchienen!
Des Thurmes Sturz vernichtete das letzte,
Und euer Sohn, kehrt er als Sieger heim,
Trifft alles tief begraben und vergeſſen.

Braſſolis.

Wenn er als Sieger kommt! Ja! dann vielleicht

Iſt ſeines Vaters Geiſt verſöhnt! Doch jetzt! —
Ach, ſeit ich hier bin — .

Com.

Iſt er euch erſchienen?
Ihr habt den Geiſt mit euch hieher geführt;
Weil ſein Gedächtniß in euch lebt und waltet,
So tritt er aus dem Innern euch vor's Auge!

Braſſolis.

Nicht ich allein, das Volk glaubt auch daran.

Com.

Ich habe dieſe Sage ſelbſt verbreitet,
Daß die Geſpenſterfurcht mir wachen helfe.
Denn als ihr dieſes Haus des Schreckens floht,
Euch in des Hochlands Wäldern tief verbergend:
Da blieb ich hier am Grabe meines Königs,
Und ſorgt', euch eine Freiſtatt zu bewahren;
Denn immer hofft' ich, kommen muß die Zeit,
Wo an dem alten Horſt die Adler wieder
Sich ſammeln werden, in den Kampf zu ziehn.
Jetzt iſt ſie da, die Euren ſtehn im Felde,
Und ihr ſeyd nirgends ſicherer als hier.

Braſſolis.

Des Vaters Wille hat uns hergeführt.

Com.

Nah' müßt ihr ſeyn dem Schauplatz der Entſcheidung;
Doch ſelbſt bei unſerm Heer darf keiner noch
Es ahnen, denn es gibt geheime Späher.
Den Treuen nur, die zu der Burg Bemannung
Ich hier verſammelt, mögt ihr ganz vertraun,
Sonſt keinem, o was gäbe der Tyrann,
Erführ er euern ſtillen Aufenthalt,
Und könnt' euch all' erfaſſen und erwürgen.

Braſſolis.

Wohl haſt du Recht!

Com.

Hier aber ſucht euch niemand;
Den Ort des Grauns, die halb zerfallne Wohnung
Der Eulen und der Geiſter fliehen alle;
Seit langen Jahren wagte ſich kein Menſch

In dieſes Schloſſes Nähe, wild verwachſen
Iſt rings umher der Wald, und ſelbſt der Jäger
Erſchrickt vor mir, wenn er im Forſt mich trifft!

Braſſolis.

Ich fühle alle Schauer dieſes Ortes,
Obgleich er ſicher iſt.

Com.

Doch, daß er's bleibe,
Gebt länger nicht dem Mitleid Raum! ihr habt
Nun einmal geſtern gegen meine Bitten
Die beiden Pilger in die Burg gelaſſen.

Braſſolis.

Du treues — hartes Herz! wer hatte wohl
In ſolcher Schreckensnacht, verfolgt von Räubern,
Sie ihrem Schickſal überlaſſen mögen?

Com.

Das eure liegt jetzt in der Wage! Wußtet
Ihr im Voraus, daß es nicht Späher waren?

Braſſolis.

Das ſind ſie nicht! —

Com.

Ich will es ſelbſt nicht glauben.
Allein legt ihnen tiefes Schweigen auf,
Und ſorgt, daß ſie uns ungeſäumt verlaſſen;
Der Sturm hat ſich gelegt, der Tag wird heiter!

Braſſolis.

Jedoch die Wunde?

Com.

Sie iſt unbedeutend,
Es wird in dieſen Tagen tiefre geben.
Ich höre kommen, meine Gegenwart
Iſt unten nöthig, unſre Leute ſollen
An meiner Wachſamkeit die ihre ſchärfen.
Folgt meinem Rathe, hört! entlaßt die Pilger!
Ich mein' es treu! — mein Leben gilt mir nichts,
Ich wahr' es nur, damit ihrs brauchen ſollt.

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Braſſolis. Alona.

Braſſolis.

So früh, mein Kind?

Alona.

Der Tag iſt ja erwacht,
Mit Sehnſucht hab' ich lang' ihn ſchon erwartet.

Braſſolis.

Hat dich der Sturm nicht ſchlafen laſſen?

Alona.

Sturm?
Das Wetter, glaubt' ich, hätte ſich gelegt,
Nachdem die Pilger bei uns eingezogen.

Braſſolis.

So haſt du es verſchlafen?

Alona.

Nein, ich wachte.
Mir hat ein ernſtes Bild den Schlaf verſcheucht.

Braſſolis.

Haſt du ihn auch geſehn?

Alona (ſchüchtern).

Ich ſah ihn! Ja!

Braſſolis.

Hat er dich auch gemahnt, jetzt wach zu bleiben?

Alona.

Wen meinſt du, Mutter?

Braſſolis.

Deines Vaters Geiſt.

Alona.

Nein, der erſcheint mir nur im Traume, legt
Nur kühlend ſeine Hand auf meine Stirn,
Und weckt ſein Kind nicht auf.

Braſſolis.

Was ſahſt du ſonſt?

Alona.

Das Bild der Pilger, wie ſie geſtern Abend
Zu uns ſich flüchteten! Von Sturm und Regen

Zerzauſt, durchnäßt, hing ihm das dunkle Haar
Wild um das ſchöne blaſſe Angeſicht;
So blickt der bleiche Mond durch dunkle Tannen,
Die Lippen bebten, als er ſprach, und Blut
Floß an der Wange ihm herab.

Braſſolis.

Du meinſt
Den Jüngling?

Alona.

Ja, den mein' ich. Aber Dem,
Der iſt viel rauher als der Sturm, der wollte
Die Hartbedrängten in die Burg nicht laſſen.

Braſſolis.

Er wacht für unſre Sicherheit, der Krieg
Macht Vorſicht nöthig!

Alona.

Aber gegen Pilger! —

Braſſolis.

Das Pilgerkleid kann auch Verrath bedecken,
Und glaube mir, hätt' ich den Jüngling nicht
Geſehn, dem älteren Begleiter wäre kaum
Das Thor geöffnet worden.

Alona.

Meinſt du, Mutter?

Braſſolis.

In ſeinem Blick liegt etwas Grauenhaftes,
Er dringt durch Mark und Bein, als liehen ihm
Verborgne Flammen ihren Schein, um klar
In fremder Bruſt zu leſen, und wie raſch
Erwogen, fallen ſeine klugen Worte.

Alona.

Doch ſeine Sorgfalt für den jüngern Pilger — —

Braſſolis.

Auch mich hat ſie mit ihm verſöhnt, ich halte
Ihn für den Vater!

Alona.

Laß uns doch ſie fragen.

Braſſolis.

Nein! was der Gaſt von ſeinem Stand und Leben

Freiwillig gibt, damit muß ſich das Gaſtrecht
Begnügen.

Alona.

Nun nach ſeiner Wunde darf
Ich ihn doch fragen, daß ich ſie verbinde!

Draſſolis.

Der Tem verſteht das beſſer!

Alona.

Seine Hände
Sind doch viel härter als die meinen, und
Ein rauh Berühren weckt den Schmerz aufs neue.
O laß mich! Sieh, da kommt er!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Donald.

Donald.

Guten Morgen!
Nach einer Nacht, die faſt die letzte war,
Grüßt man die ganze Welt ſo recht von Herzen
Mit einem guten Morgen!

Draſſolis.

Hat der Schlaf
Euch neu geſtärkt?

Alona.

Schmerzt euch die Wunde nicht?

Donald.

Hier wohnt kein Schmerz! Mir iſt ſo wohl und wehe,
Als ob ich in der Heimath heut erwacht,
Und jetzt den Morgengruß der Mutter hörte.

Draſſolis.

War't ihr von euer Mutter lang entfernt?

Donald.

Sehr lang'! Als Knabe riß man mich von ihr,
Und führte mich in fremde Länder hin,
Dort ſollt' ich manches Große ſchaun, im Treiben

Der Menschen die Erbärmlichkeit des Lebens
Wie seinen höhern Sinn begreifen lernen,
Denn 's ist ein Becher, der von dem Getränk,
Das man hineingießt, ist den Werth erhält, —
Und der Erfahrung Früchte sollt' ich sammeln.

Grasselis.

Jetzt kehrt ihr zu der Heimath reich zurück.

Donald.

Nur reich an Sehnsucht, und an tiefem Heimweh!

Grasselis.

Die Sehnsucht werden leicht des Vaterlandes
Anforderungen stillen, und vom Heimweh
Mögt ihr am Mutterbusen bald genesen.

Donald.

Die Mutter, ja! sie wird statt meiner danken
Denn ohn' euch läg' ich jetzt im öden Walde
Ermordet, aber —

Alona.

Gott beschützt die Pilger!

Donald.

Durch seine Engel!

Alona.

Laßt mich eure Wunde
Verbinden, ich versteh' das Heilen auch
Ein wenig!

Donald.

O, dann heilt nur tiefre Wunden
Die ist für solchen Arzt zu unbedeutend;
Der Pfeil verletzte nur die Haut, doch hätte
Des Sturmes mächt'ger Hauch ihn nicht vielleicht
Vom Ziele abgewiesen, steckt' er jetzt
Mir wohl im Schlaf, auf daß ich ewig schliefe!

Grasselis.

Der Sturm ist Gottes Hauch! — Wie manche Mutter
Harrt auch in diesen Tagen auf den Sohn,
Und wird ihn auf der Wahlstatt suchen müssen.

Donald.

Warum beschwört der Mensch den Krieg herauf?
Der Krieg ruft stets den alten Tod zu Hülfe,

Er theilt mit ihm das reiche Abendmahl,
Und kennt der Sieg nur will von seiner Hand
Den Frieden zeigen, was er ihm errang,
Erblickt er nichts, als ein verödet Land,
Nur statt der Garben, lauter frische Gräber!
Hast ihr auch einen Todten?

Braffolis.

Ich hoff', er lebt!

Donald.

Er trägt die Waffen?

Braffolis.

Welcher rüst'ge Arm
Vermöcht' in einem solchen Krieg zu ruhn?

Donald.

Verzeiht dem Fremden eine Frag', ich bitte,
Daß Bürgerkrieg dieß Land verwüsten soll;
Hat euer Todter sich auf des Königs Seite
Geschlagen, oder kämpft er gegen ihn?

Braffolis.

Wohl müßt ihr fremd seyn, daß ihr also fragt!
Vernehmt aus meinem Mund des Krieges Ursach,
Dann findet ihr gewiß die Antwort selbst.

Donald.

Ich höre willig.

Braffolis (zu Alena)

Geh indeß, mein Kind,
Und sieh nach meinem alten blinden Vater!

Alena.

O Mutter! schone dein bewegtes Herz. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Braffolis, Donald

Braffolis.

Seyt euch! — Die Frauen führen keine Waffen;
Nur stark zum Tragen, aber schwach zum Schlagen

Sind ihre Arme. — Doch von Kindheit auf
Hat sich der Mann gewöhnt, bei ihrem Rufe
Am liebsten zu erwachen. Deßhalb mögen
Sie muthig denn der Worte Kraft gebrauchen,
Den Mann zum Schutz des Rechtes aufzuwecken.
Ihr seyt, ein Pilger, euch zu mir, vielleicht
Erhebt ihr euch, um nach dem Schwert zu fassen.

Donald.

Schon jetzt bin ich zu eurem Schutz bereit.

Grassolis.

Vernehmt mich erst. Als durch den Tod des Königs
Kenneth des Dritten, der den Bruder würgte,
Der Thron erledigt war, und Constantin
Der Kahle, des Eulen gehaßter Sohn,
Die Krone mit dem Schwert erringen wollte,
Die, eingedenk des lasterhaften Vaters,
Schottland dem Sohn verweigerte, und sich
Die erste Schlacht durch seinen Tod entschied,
Da konnte man sich in der Königswahl
Nicht einigen, denn diese wählten Grimus,
Den Sohn des Duff, und jene den Malkolm,
Den Sohn des Kenneth; unvermeidlich schien
Ein Bürgerkrieg. — Da bot der edle Grimus
Der Krone stolzem Mitbewerber endlich
Des Reiches brüderliche Theilung an.
Sie ward vollzogen, Bürgerleben zwar
Dadurch geschont, allein das Reich zerrissen.

Donald.

Und haben beide Theile nicht geblutet?

Grassolis.

Nein, beide nicht! zieht durch das weite Hochland,
Dort findet ihr in jeder Hütte noch
Die Sehnsucht nach der goldnen Zeit des Grimus,
Die Sehnsucht, die dem blut'gen Unterdrücker
In bangen Wehen langsam Haß und Rache,
Das grause Zwillingspaar geboren hat.

Donald.

Wen nennet ihr den blut'gen Unterdrücker?

Grafstein

Ihr sollt ihn kennen lernen! — Vor drei Jahren
War Zwiste zwischen beiden Königen.
Die eine Hälfte Schottlands jubelte,
Denn Grimus war ihr mildgesinnter Vater,
Die andre beugte sich, sie konnte nur
Die schwere Hand Malkolms.

Donald

Wie, sprecht ihr wahr?

Grafstein

Ich will euch Millionen Zeugen stellen!
Selbst bei dem frohen Wiedersehn der einen
Wird durch die Luft ein tiefer Schmerzenslaut
Ertönen und euch sagen, daß ich wahr
Gesprochen!

Donald (für sich)

Nein! so ist es nicht!

Grafstein

Es duldet
Der Böse nicht den Guten neben sich,
Denn dieser steht, ein harter Vorwurf, da,
Nimmt ihm die Lieb' und läßt ihm nur den Haß.
Malkolm beschloß des Grimus Untergang,
Verband sich im Geheim den Dänenkönig,
Den Sueno, der die Krone Englands sich
Mit roher Faust aufs Haupt gedrückt, und beide,
Geübt im Räuberhandwerk, überfielen
Den Friedlichen, Unvorbereiteten;
Weit überlegen, schlugen sie sein Heer,
Erwürgten unbarmherzig jedes Leben,
Um zu dem seinen sich den Weg zu bahnen,
Und nahmen endlich durch Verrätherei
Die Burg, in die er sich zuletzt geworfen.
Der König und die Seinen fielen alle
Dem Feinde lebend in die Hand —

Donald

Ihr lügt!

Grafstein

Halt ein! Mir graut vor dem, was jetzt noch kommt!

Malkolm ließ den gefangnen König Grimoald
In einem Thurme geheimnißvoller Nacht
Enthaupten, seinen tapfern Schwiegervater,
Den Than von Feith, mit glüh'nden Eisen blenden

Donald

O weh!

Grallein (fortfahrend)

Zur Beschwichtigung des Volkes
Ernannte sich der Frevler selbst zum Vormund
Der hinterlassnen Waisen; schlang jedoch
Die großen Güter des Ermordeten
Heißhungrig, als willkommne Beute, ein,
Und ließ sich zum alleinigen König Schottlands
Ausrufen. Nur die schauerliche Burg,
Die stumme Zeugin seiner schlimmsten That,
Das Haus des Schreckens, ihres Gatten Nachlaß,
Ließ er die Wittwe, gab sie ihr zum Wohnplatz
Mit ihren Kindern und dem blinden Vater.

Donald

Das ist entsetzlich!

Grallein

Ja, furchtbarer Hohn!
Doch sie entfloh bald mit den Ihrigen,
Ist bald verschwunden und ward auch vergessen!

Donald

Hört auf!

Grallein

Hab' ich euch schon empört gekränkt?
Und doch wie viel noch hätt' ich zu berichten.
Schon sechzehn Jahre sind entflohn, seit Grimoald
Gefallen, viele lange Schreckensjahre,
Verfolgung, Mord, unschuld'ger Thränen,
Verwünschungen, und manchen bittern Fluch
Hat diese lange Zeit gehört, gesehn —
Und dennoch ließ man den Tyrannen schalten,
Und dennoch wagten nicht die Freiheitsdurstigen,
Das Volk von diesem Tiger zu befreien;
Ein Führer fehlte — Aber Grimoald' Wittwe,
Im rauhen fernen Hochland hat verborgen,

Bringt ihn langsam, wiegt ihn jeden Abend
Mit der Erzählung frühern Glückes ein,
Daß er von einer schönen Zukunft träume,
Und weckt ihn Morgens mit des Vaters Tod,
Zeigt ihm des Mörders ausgestreckte Augen,
Daß er sich von der Gegenwart erhebe.

Donald.

Ha! wohnt denn auch in Weiberbrust die Rache?

Grasselin.

Was sie gelobt, vermag sie auch zu rächen! —
In tief verschwiegner Einsamkeit erwuchs
Des Grimmes Sohn zum Mann; er rüstete
Sich im Geheim, versammelte die Treuen,
Und überfiel die sichre Tyrannei,
Gericht zu halten, eingedenk des Vaters.
Das hat den König erregt, auch meinen Sohn
Von mir gewandt; und jetzt verhüllt sich's,
Auf welcher Seite meint ihr, daß er streite?
Ihr schweigt? wird einem Schatten schwer die Wahl?
Ich rath', ihm einen Freund in euch zu werben!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gorwin.

Gorwin.

Entschuldigt, edle Frau, daß ich erst spät
Den Dank für eure Gastlichkeit und Sorgfalt
Mit diesem Morgengruß beginn', allein
Mein Sohn wird mich vermißt haben, während
Ich von der Zinne nach dem Weg mich umsah,
Den wir einschlagen müssen.

Grasselin.

Wer so früh
Schon an die Reise denkt, dem hat es sicher
Nicht in der Herberg' eben wohl gefallen.

Katmin.

Was? nicht gefallen? Wie ihr grausam seyd!
Wem Sturm und Wetter zu Gefährten sich
Aufdrängen, Räuber das Geleite geben,
Der glaubt beinah an Zauberei, wenn plötzlich
Sich in der Wüst' ihm eine solche Freistatt
Aufthut, und statt der Unholde dort draußen,
Hier in der sichern kerzenlichten Halle
Zwei holde Schwestern gastlich ihn begrüßen.

Brassolis.

Der Sturm hat euch die Augen wohl getrübt,
Daß ihr den Frühling mit dem Herbst verwechselt,
Denn weder ich, noch auch die Zeit sind schuld,
Daß ihr in mir die Mutter nicht erkennt.

Katmin.

Ich auch nicht, holde Frau! — nur euer Ernst —

Brassolis.

So achtet denn auf diesen Ernst!

Katmin.

Mit Freuden,
Er ist der Mutterwürde stiller Freund. —
Vergönnt ihr uns noch eine kurze Rast?

Brassolis.

Fast möcht' ich euch drum bitten, euer Sehn
Scheint noch erschöpft.

Donald.

Nein! ich bin neu gestärkt
Und sehne mich — —

Katmin (einfallend).

Still! Jugend kennt nicht Vorsicht.
Hast du vergessen, was uns kaum begegnet?

Donald.

Was uns erwartet, müssen wir bestehn.

Katmin.

Erlaubt, daß ich zuvor um Nachricht bitte,
Wir sind in diesem Lande fremd geworden,
Denn lange Jahre waren wir entfernt.
Ein schwer Gelübde führte mich nach Rom,
Und von dem Knaben wollt' ich nicht mich trennen,

Jetzt bring' ich ihn als Jüngling wieder heim.
Als wir in Glasgow landeten, erfuhren
Wir, daß ein böser Krieg das Land verheere,
Man rieth uns, an der linken Küste entlang
Zu reisen, die der Krieg noch nicht berührt,
Denn tief im Hochland haben wir die Heimath;
Doch wie es scheint, wird auch die Gegend hier
Bereits unsicher.

Braffolis.

Leider zieht der Krieg
Im Land umher und suchet die Entscheidung.
Auch viele sichern Berg' erreicht er fast.

Katmin.

Ihr wißt vielleicht, auf welche Seite sich
Das Glück bisher geneiget? —

Braffolis.

Glück und Recht
Gehn selten Hand in Hand, das letztre steht
Zu fest, das erstre ist zu flüchtig.

Katmin.

Hat
Der König — oder — doch wie nenn' ich jene?

Braffolis.

Noch schwankt die Wage; doch die Schlacht, die alles
Entscheiden soll, sey nahe, sagt man.

Katmin.

So? —

Braffolis.

Der König zögert noch, weil er den Sohn
Erwartet, der aus England zu ihm eilt;
Er war am Hof des großen Canuth erzogen.

Katmin.

Was soll der Sohn? bringt er ihm Hülfe mit?

Braffolis.

Das glaub' ich kaum. Allein der Vater wird
Gehaßt, das Volk hofft einzig auf den Sohn,
Von dessen Tugenden der Ruf erzählt,
Das weiß der Vater, deßhalb rief er ihn,
Denn wer da Hoffnung bringt, der bringt auch Hülfe!

Katmin.

Ei wohl! kommt ſolche Hülf' euch auch erwünſcht?

Braſſolis.

Die Frauen und die Pilger müſſen beten,
Daß Gott das Recht beſchütze!

Katmin.

Allerdings.
Traun iſt zu wünſchen, daß ihr ſicher bleibt,
Zumal ihr eure Sicherheit ſo mild
Mit armen Pilgern theilt.

Braſſolis.

Genießt ſie dann!

Katmin.

Ich freu' mich ihrer doppelt, weil ich nimmer
In dieſer Oede ſolchen Zufluchtsort
Geſucht. Es ging von dieſer alten Burg,
Die unbewohnt, als ich das Land verließ,
Gar manche Sage; die Unheimliche
Vermied man gern; — doch geſtern in der Noth
Such' ich das alte leere Geiſternest,
Und ſieh, ich finde gute Geiſter drin.

Braſſolis.

Der Krieg allein hat uns hieher verſcheucht,
Wir glaubten uns am ſicherſten in dieſen
Gebirgen.

Katmin.

Hat dieß Schloß, wenn ich mich recht
Beſinne, nicht dem Grimmo einſt gehört?
Und hat Malkolm, der König, deſſen Güter
Nicht ſämmtlich eingezogen?

Braſſolis.

Iſt wohl möglich,
Wir haben die Erlaubniß hier zu wohnen. —
Doch ſeht! dort halten Reiter an der Brücke!
Es gibt wohl Nachricht! bleibt in Ruhe hier!
Ich muß hinunter!

Siebenter Auftritt.

Donald. Katmin.

Katmin.

Prinz, um Gottes willen,
Verrathet euch mit keinem Blick und Worte.
Noch iſt mirs nicht gelungen zu erſpähen,
Wer die Bewohner dieſer Burg. Sie ſchweigen
Mißtrauiſch, und die alte Schlange hier
Iſt ſchlau, verſteckt ſich hinter klugen Worten.
Ihr wart mit ihr allein, wie? ſprach ſie nichts?
Woraus zu ſchließen, wie man hier geſinnt?

Donald.

Was die Matrone ſprach, hat gegen ſie
Mir Achtung eingeflößt.

Katmin.

Die kommt zu früh!
Ein Fürſt muß ſparſam mit der Achtung ſeyn,
Denn das Vertrauen ſchleicht auf dem Fuß ihr nach,
Und wiegt die Klugheit ein, die wachen ſoll!
Laßt mir die Mutter nur, ihr habt geſehn,
Daß ich mit ihr zu ſprechen weiß; bei Frauen
Sucht man die ſchwache Seite nicht vergebens.
Ich werd' ihr ſchon abfragen, was ich brauche.
Ihr mögt indeß euch an die Tochter halten,
Es iſt ein reizend Kind, verſucht denn Prinz,
Ob euch des Landes Töchter widerſtehn?
Und während uns die Gunſt der Frauen ſchützt,
Erforſch' ich alles Nöthige, ſchaffe Rath.

Donald.

Wohl haſt du Recht! Es iſt ein reizend Kind!
Der Himmel meines Vaterlandes grüßt
Mit ſolcher Augen Sterne mich zuerſt;
Doch keine Wolke ſoll ſie überziehen!
Wir wollen fort! Haſt du es nicht vernommen,
Der König harrt auf mich! Die Schlacht iſt nah!
Bedarf er gleich nicht meines Arms, ſo fehlt
Ihm doch des Sohnes Herz — Wir müſſen fort!

Katmin.

Nicht einen Schritt, bis wir es wagen dürfen.
Bedenkt, aus welcher Todesnoth wir geſtern
Uns kaum gerettet. Noch erfüllt mich Grauen! —
Der Elemente Kampf iſt furchtbar, doch
Viel ſchrecklicher iſt noch der Menſch, verfolgt
Er ſein Geſchlecht.

Donald.

Ja leider! die Erfahrung
Mach' ich auf dieſem Boden erſt. Du haſt
Mir viel verſchwiegen.

Katmin.

Ich?

Donald.

Du wirſt auch ferner
Noch ſchweigen, denn du meinſt, was du verhehlſt,
Sey nicht für mich geſchehn'

Katmin.

Ich will nicht glauben —

Donald.

Ich kenne dich, du meinſt vielleicht es gut;
Allein mit eignen Augen will ich ſehn,
Auf welchem Grund ſie meinen Thron erbaut.
Fort! jede Stunde, die wir hier verziehn,
Betrügt das Volk um ſeine Hoffnungen,
Auf mich ſind ſie geſtellt. Haſt du's vernommen?

Katmin.

Mein Prinz, was ich in euch dem Volke bringe,
Wer faßt das inniger als ich? Doch eben
Deßhalb muß ich für Eure Sicherheit
Mit meinem Leben ſtehn. Mir hat der König
Sein liebſtes Kleinod anvertraut, ich muß
Es unverletzt in ſeine Hände liefern,
Sonſt fällt mein Kopf. Ich kann mit euch nicht eher
Dieß Schloß verlaſſen, bis wir Kunde haben.
Hier ſind wir vor dem erſten Anlauf ſicher;
Dieß Schloß iſt feſt, ich habe Wall' und Gräben
Bereits beſetzt, die Brück iſt aufgezogen
Die Tannerſchaft bewaffnet. Hüllen wir

Uns denn in unser sichres Pilgerkleid,
Benutzen Frauengunst zu unserm Schutz
Und schleichen uns in ihr Vertraun. Ja wären
Wir selbst in Feindes Hand —

Donald.

Ich glaube fast,
Wir sind es

Katmin.

Glaubt Ihr? nun so muß die Vorsicht
Und Klugheit sie in Freunde uns verwandeln,
Bis uns der günst'ge Augenblick erscheint.

Donald.

Die Schlacht ist nah! Es steht das frische Leben
Von Tausenden, die auf mich hoffen, schon
Am blutbespritzten Abgrund! — Laß mich hin!
Ich will die Brücke bann, auf welcher sich
So Freund als Feind die Hände reichen sollen.

Katmin.

Gemach! was kümmert uns die Schlacht; wir kommen
Zum Siegesfest doch immer noch zu recht.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Alona.

Alona.

Hinweg! verbergt euch! fort aus diesem Zimmer!

Katmin.

Was habt ihr?

Donald.

Was bewegt dich?

Alona.

An der Brücke
Ein Reitertrupp — es waren keine Räuber,
Die gestern euch verfolgt, es waren Krieger!

Sie haben eurer Reſſe Spur gefunden,
Und kommen euch zu ſuchen.

Katmin.

Treibt ſie fort!

Alona.

Die Mutter ſteht am Thor. Die Kühnen drohen
Pechkränze in die Burg zu werfen, wenn
Wir euch nicht überliefern.

Katmin.

Und die Mutter?

Alona.

Schickt mich voraus: ihr ſollt die Pilgerkleider
Abwerfen oder euch verbergen, denn
Sie folgt mir mit dem Hauptmann auf dem Fuße.

Katmin.

So hat ſie doch die Feinde eingelaſſen?

Alona.

Den Führer nur, mit ihm zu unterhandeln.
Folgt mir, verkleidet euch in unſre Leute,
Ich will euch Waffenkleider geben oder
An einem ſichern Ort euch ſchnell verbergen.

Donald.

Ich folge dir!

Katmin.

Halt, laßt uns erſt erwägen —

Alona.

Um Gotteswillen kommt! vertraut euch mir,
Ihr habt jetzt keine Zeit zu prüfen, und
Ich keine Zeit mich zu verbergen. Vater!
Der Jüngling iſt mir werth, mit meinem Leben
Bürg' ich für ſeine Sicherheit!

Donald.

Genug!
Ich folge dir, gäbſt du mir auch den Tod!

Katmin.

Hier iſt ein Dolch! wir ſind nicht ohne Waffen!
Mein Sohn, du wirſt ihn zu gebrauchen wiſſen!

Donald.

Fort mit dem Dolch! Von ihr nur will ich Waffen!

Kalmin.

Ze höre Mädchen! ahn' ich nur entfernt,
Daß hier Verrath im Spiel, ich tauch' ihn dir
Ins Herz.

Donald.

Dann her den Dolch!

Alona.

O laßt, und kommt!
Ich will euch beßre Waffen geben.

Kalmin.

Wohl!
Es drängt der Augenblick, nimm meinen Sohn!
Verbirg ihn treu, bis die Gefahr vorüber,
Mir aber reichst du eure Waffenkleider,
Ich will zur Hand und bei der Mutter seyn!

Alona.

Ich höre ferne Tritte nahn! — Sie kommen! —

(Alle eilen ab.)

Neunter Auftritt.

Braffolis. Duſtan. Tom.

Braffolis.

Es ziemt der Hausfrau nicht, mit euch am Thore
Zu unterhandeln. Edle Krieger ſtreiten
Nur gegen Männer, brechen nicht wie Räuber
In den geheimen Zufluchtsort der Frauen.
Seht, ich verſtatt' euch hier den Zutritt, will
Im eigenen Gemach euch Rede ſtehn,
So ehrt denn mein Vertraun.

Duſtan.

Wer ihr auch ſeyd,
Nicht komm' ich, eure Sicherheit zu ſtören;
Soll aber euch der Krieg, ein ferner Sturm,
Vorüberziehn, müßt ihr auch nichts verbergen,
Was ihm gehört. — Wo ſind die beiden Pilger?

Braſſolis.

Die Pilger ſchützt ihr heiliger Beruf,
Indem ſie einen höhern Frieden ſuchen,
Darf ſie der Krieg der Erde nicht berühren;
Zu ihrem Schutz ruft uns die Kirche auf,
Und ſchleudert Bann auf den der ſie verfolgt.

Duſtan.

Den Pilger ſchützt ſie, aber nicht ſein Kleid,
Wenn der Betrug ſich unter ihm verſteckt.
Die beiden Flüchtlinge ſind keine Pilger,
Wir haben Urſach, ihnen nicht zu traun,
Und den Befehl, ſie aufzufangen. Hätte
Sie Nacht und Wetter geſtern nicht geſchützt,
Ich brauchte heut ſie nicht von euch zu fordern,
Denn ihr verbergt ſie, läugnet länger nicht!

Com.

Gemach! gemach! auf ſolche Forderungen
Sind wir gefaßt!

Braſſolis.

Wer gab euch den Befehl?

Duſtan.

Mein Feldherr!

Com.

Nun ſo zeigt uns ſeine Farbe.

Duſtan (ans Schwert ſchlagend.

Hier ſteckt ſie in der Scheide!

Com.

So? es ſcheint,
Daß ihr ſie eingeſteckt, weil ihr nicht eben
Euch drauf was einzubilden Urſach habt.

Duſtan.

Verwegner!

Com.

Trügt ihr eine jener Farben,
Die ſich im Felde zeigen, würdet ihr
Sie nicht ablegen, wenn ihr Pilger ſagt!

Braſſolis.

Verlangt ihr Löſegeld? empfangt's und zieht!

Duſtan.

Das geht zu weit! Ein Schotte ſcheut ſich nicht,
Auch unter ſeinen Feinden zu bekennen,
Für welche Sache er das Schwert ergriff.
Hier iſt die Farbe meines Herrn.

(Er zieht eine Schärpe hervor.)

Com.

Willkommen!

Braſſolis.

Ihr ſeyd von der Partei des Edgar?

Duſtan.

Ja!

Braſſolis.

Dann ſind wir Freunde.

Duſtan.

Gebt auch mir ein Zeichen!

Braſſolis.

Kennt ihr den Ring?

Duſtan.

Er gleicht dem Siegelringe
Des Feldherrn. Gut. Ich will euch denn vertraun:
Ich habe den Befehl, ſo Weg' als Stege
Am Strande zu bewachen, denn es heißt,
Daß Donald ſich in England eingeſchifft,
Um, weil zu Land die Reiſe nicht mehr ſicher,
Hier im Geheim und unerkannt zu landen.
Viel wicht'ger als ein Sieg, iſt uns des Prinzen
Gefangennehmung; glückt ſie, können wir
Dem König die Bedingungen des Friedens
Vorſchreiben oder Rache nehmen, und
Das Blut der Edeln unſres Volkes dann
Mit ſeines Sohnes Blut vom Richtblock waſchen!

Com.

Recht! Blut um Blut!

Braſſolis.

Gebt eures Herrn Befehlen
Nicht andre Deutung. Seine gute Sache
Wird er mit ſolcher Blutſchuld nicht belaſten.
Den Prinzen ſollt ihr fangen, doch nicht tödten,

Ihr aber hetzt in eurer feigen Wuth
Den Tod ſelbſt auf die Schuldloſen und jagt
Den armen Pilgern eure Pfeile nach.

Duſtan.

Lebendig oder todt ihn einzuliefern,
So lautet der Befehl! Im Krieg iſt keiner
Mehr ſchuldlos.

Braſſolis.

Keiner mehr?

Duſtan.

Wo tauſend Leben
Verbluten, kommt eins mehr und weniger
Gar nicht in Frage. Hätten jene Pilger
Sich uns ergeben, ſtänd' ich jetzt mit ihnen
Vor meinem Feldherrn; aber ſie entflohn,
Und Flucht verwirkt das Leben, denn der Jäger
Erlegt den ſcheuen Vogel nothgedrungen,
Daß er am Todten wenigſtens erkenne,
Ob's auch der rechte ſey, den er geſucht.

Braſſolis.

Ha! jetzt erkenn' ich deine ſchreckliche
Geſtalt, furchtbare Rache! die du alles würgſt,
Damit das rechte Opfer nicht entgehe.
Und dennoch darf ich nicht von dir mich ſchaudernd
Abwenden, denn du rufſt mir zu: Warum
Erſchrickſt du? Haſt nicht du mich aufgeweckt? —

(Katmin iſt indeß in Waffenkleidern herbeigeſchlichen und hat ſich unbemerkt hinter einen Pfeiler geſtellt.)

Duſtan.

Nun kurz und gut! Ihr wißt, was ich verlange.
Die Flüchtlinge heraus, dann zieh' ich weiter;
Der Roſſe Spur geht in das Thor und nicht
Hinaus! — Ihr ſäumt? — Ich will die Burg durchſuchen!

Braſſolis.

Und wären ſie auch hier, doch ſind ſie ſicher!
Wer unter dieſem Dache Schutz geſucht,
Der ſoll ihn finden! Jene Pilger kommen
Aus Rom, ſie eilen ihrer Heimath zu;
Die bange Mutter harrt auf Sohn und Gatten,

Die geſtern ſichtlich eine höh're Hand
Vor eurem Pfeil geſchützt. Ich bin auch Mutter,
Ich brauche auch für meinen einz'gen Sohn
Den eben Schutz!

Duſtan.

O ſchweigt! und ſpart die Worte.
Ich kann von meiner Pflicht kein Haar breit weichen!

Braſſolis.

Vor eurem Feldherrn will ich euch vertreten!
Ich kenn' ihn! glaubt mir!

Duſtan.

Er nur kann entſcheiden
Ob eurer Pilger Leben oder Tod.

Braſſolis.

Mein Gott! Er hat den Blutbefehl gegeben,
Der Krieg mit ſeinen Furien hält ihn
Umlagert, rauhe Stimmen überſchrei'n
Des Mitleids Warnen, und in der Verblendung
Gibt er die Opfer, die ſie fordern! Nein!
Hinaus mit euch! Ehrt feſten Frauenſinn,
Der vor Verbrechen euch bewahren will.

Duſtan.

Wohlan! So muß ich euch für Feinde halten!
Ich gehe! Aber wenn vor Abend noch
Des Krieges Sturm die Mauern überfliegt,
Und blut'ge Schwerter nach den Pilgern ſuchen,
Dann fällt die Schuld auf euch! Ich weiche nicht,
Das ſchwör' ich, bis — —

Braſſolis.

Halt ein! wie heißt ihr?

Duſtan.

Duſtan!

Braſſolis.

Verziehet einen Augenblick!

(Sie eilt ab.)

Duſtan.

Wohin?
Ich muß ihr nach.

Tem.

Du bleibſt! Noch haſt du nicht

Die Burg erſtürmt. Die ungebetnen Gäſte
Erwartet hier ein Mahl, von dem ſie nicht
Leicht wieder aufſtehn werden! Merk' dir das.
Du weißt nicht, gegen wen du ſtreiten willſt,
Doch ſchwör' ich dir, es wird dafür der Edgar
Nur ſchlechten Dank dir wiſſen, und dein Kopf
Sitzt loſer als du glaubſt!

Katmin (raſch vortretend).

Die Herrin ſendet mich; die Pilger ſind
So eben auf geheimem Pfad entflohn,
Jenſeit der Mauer fanden eure Leute
Die Pilgerhüte! Eilt! ſetzt ihnen nach!

Duſtan.

Das will ich meinen Leuten überlaſſen.
Ich aber weiche nicht von dieſer Stelle,
Bis ich das Schloß durchſucht.

Katmin.

Ohnmächt'ger Droher!
Ihr ſeyd in unſerer Gewalt! Gelobt
Ihr nicht, im Augenblick mit eurer Rotte
Uns zu verlaſſen, hauen wir euch nieder!

Duſtan.

Bin ich verrathen? hat man frei Geleit
Umſonſt mir zugeſichert? —

Com.

Seyd vernünftig!

Duſtan.

Nein! Ihr Betrüger! Fort mit jeder Schonung.
Verrechnet habt ihr euch in meiner Kraft!
Im eingeſperrten Kerker will ich erſt
Die Mücken all' erwürgen, die mich ſtechen,
Und dann ihn ſprengen!

(Er zieht.)

Katmin (zu Com).

Zieht das Schwert! zu Hülfe! —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der blinde Malthos, von Braffolis geführt.

Malthos.

Wer ruft nach Hülfe? —

Braffolis.

Blanke Schwerter?

Malthos.

Dustan!

Dustan.

Mein Gott! der blinde Than!

(Karmin zieht ſich bei Malthos Anblick erſchrocken zurück.)

Malthos.

Erkennſt du mich?

Dustan.

Wie ſollt' ich nicht, mein theurer Herr!

Malthos.

Du wagſt

Hier drohend einzubrechen? Meine Ruhe
Mit deinem Kriegsgeſchrei zu ſtören?

Dustan.

Herr!
Ich wußt es nicht, und that nach meiner Pflicht.

Malthos.

Gehorſam hieß ſie! zieh' denn ruhig ab!

Dustan.

Ihr ahnet nicht, wen ihr vielleicht beherbergt!

Malthos.

Das Gaſtrecht iſt ein heiliger Altar,
Von dem man auch den Feind nicht reißen darf.
So war es ehmals Sitte, als ich noch
Die Welt erblickte! denkt ihr jetzo anders?
Iſt Treu und Recht auch mit mir blind geworden?

Dustan.

Mit hellem Auge wacht die Treue!

Malthos.

Wohl,

Drum zieh in Frieden!

Duſtan.

Und die beiden Pilger?

Malthos.

Sind ſicher an des blinden Malthos Herd.

Duſtan.

Doch meines Feldherrn ſtrenger Wille? Herr,
Sein Zorn iſt furchtbar, trifft die Freunde ſelbſt,
Die ihm nicht blind gehorchen wollen.

Malthos.

Schweig,
Ich bin der Vater! Fürchteſt du dich mehr,
In ſeinen Flammenblick zu ſchaun, als in
Die ausgebrannten Höhlen meiner Augen?

Duſtan.

Ach! eben dieß erloſchne Licht ruft mich
Zur Rache!

Malthos.

Suche ſie im Kampfgefilde;
Die Schlacht iſt nah, dort triffſt du deine Arbeit!

Duſtan.

Ich gehe! muß gehorchen! lebt denn wohl!

(Duſtan und Tom ab.)

Braſſolis.

Ich danke, Vater!

Malthos.

Hab' ein wachſam Auge!
Sie mögen nach Gefallen hier verweilen,
Doch was du ſiehſt, berichte mir genau.

Braſſolis.

Ich fürchte nicht — —

Malthos.

Dich hat der Sohn beſtochen,
Denn du biſt Mutter, und dir fehlt der Sohn.
Sey klug, bewache ſie, doch mehr dich ſelbſt!

(Beide ab.)

Elfter Auftritt.

Katmin ſchleicht leiſe heran.

Katmin.

Ein eiſig Grauen faßt mich in ſeine Arme,
Als wär's der Tod! — Jetzt hab' ich all' erkannt:
Hier iſt des alten blinden Tigers Höhle!
Flucht rettet nicht, die Reiter harren draußen —
Hier drinnen iſt es ſicherer, hier will
Ich bleiben und in glücklicher Verblendung
Sie zu erhalten ſuchen. Doch der Prinz,
Der leicht erregte Jüngling, darf nichts ahnen! —
Katmin! erwäge! — nimmer ſtehſt du hier
Umſonſt ſo nah am Feindesherzen! Auf!
Die Würfel liegen! — Sind in deine Hand
Nicht der Rebellen Häupter hier gegeben?
Wohlan, ſo gelt es Leben gegen Leben,
Ein kühner Schritt noch, und ich ſteh' am Ziel!
Was euch im Feld die Schlacht kaum wird erringen,
Das ſoll mir hier mit einem Wurf gelingen.
's iſt ein gewagtes, doch ein hohes Spiel!

Zweiter Aufzug.

Die Bühne wie im erſten Akt.

Erſter Auftritt.

Donald, in Waffenkleidern, ſteht am Fenſter. **Alona** tritt raſch ein.

Alona.

Die Mutter hat es glücklich abgewendet,
Fort ſind die Reiter — doch ſie lauern draußen.
Der Krieg macht alle wild! Hat nur der Löwe

Erſt Blut geleckt, zerreißt er ſelbſt den Freund.
Drum müßt ihr bleiben, hier nur ſeyd ihr ſicher!

Donald.

An eurem Herde weilt' ich gern, ich möchte
Euch wieder ſchützen, wie ihr mich geſchützt,
Denn die Gefahr umſchleicht uns; doch es ziehen
Unwiderſtehliche geheime Kräfte
Von dir mich fort.

Alona.

Ich weiß, es iſt das Heimweh
Dich ruft das Rauſchen deiner tiefen Wälder,
Dich ruft des Stroms vertraute Stimme: „Komm!"
Dir winken die bemoosten Heldengräber
Mit ihren Träumen der Vergangenheit;
Du hörſt durch des Hochlands Berge ſchon
Die Jagd erſchallen, und der Jüngling ſchließt
Sich an den frohen Zug, der Knabenjahre
Geſpielen drängen ſich um ihn, erkennen
Ihn wieder und die fern gereifte Kraft
Wird fröhlich in dem ernſten Spiel' erprobt.

Donald.

Ja wohl! Es harrt ein ernſtes Spiel auf mich.

Alona.

Du haſt dieß Land als Knabe früh verlaſſen,
Von allem ſteht wohl nur ein dunkles Bild
Vor deiner Seele. Deine Lieben kennſt
Du kaum; den Vater haſt du hier! — So glaube,
Du habeſt auch die Mutter hier gefunden;
Und ich? — darf ich nicht deine Schweſter ſeyn?

Donald.

Du holdes Kind! wohl biſt du meine Schweſter!
Gebar uns nicht ein Land, hab' ich mit dir
Mich an derſelben friſchen Himmelsluft
Nicht wie am Mutterbuſen ſatt getrunken?

Alona.

So denke denn, du ſeyſt im Vaterhauſe,
Nur kurze Täuſchung gönne dir und uns,
Ein langes Leben bleibt den deinen übrig.
Verträume hier die Stunden der Gefahr!

Donald.

Mein Traum iſt aus! Mein Tag iſt aufgegangen! —
Als ich auf Schottlands Boden heut erwachte,
Da fühlt' ich, daß ich endlich ausgeträumt!
Im Waldesrauſchen tönten mir aufs neue
Die faſt vergeſſnen alten Bardenlieder,
Und Fingals, Oſſians Geiſtergrüße weckten
Ein ſelig Ahnen! was ich nie empfunden,
Ging mit der Morgenſonne klar mir auf:
Der Muth fürs Leben, und — die Kraft zu lieben!

Alona.

So fühlt' ich längſt! —

Donald.

Willkommen theures Land!
Du biſt des Muthes und der Liebe Heimath!
Sie drängen ſich, wie fröhliche Geſchwiſter,
Erwartungsvoll um mich und ziehen mich
Hinaus ins Leben! — Und ich werde kommen!
Alona, ſtelle dich zu ihnen, gib
Mir ein begeiſternd Wort mit auf den Weg!
Es harrt ein ſchweres Tagewerk auf mich,
Vielleicht ſeh' ich dich nimmer wieder! — Doch
Umſonſt biſt du mir nicht erſchienen. Nein! —
Mit mir nehm' ich dein Bild, es ſoll mich mahnen,
In Muth und Liebe alles zu beginnen!

Alona.

Noch faſſ' ichs nicht, was dich begeiſternd ruft,
Nicht, was das Leben von dir fordert. Doch
Aus deinem Auge leuchtet mir ein Strahl
Der Sonne, die den Tag in deinem Innern
Herauf geführt und dich vom Traum geweckt,
Und nimmer will ich, was das Herz auch ſpricht,
Am glanzerfüllten Morgen deines Buſens
Zurück dich halten in der finſtern Burg.
Doch ungekränkt und ſicher ſollſt du gehen.
Ich will dir's nur geſtehn, die Reiter halten
Dich für den Prinzen Donald, der aus Englar-
Zu ſeinem Vater eilt; ſie ſollen ihn
Auffangen und lebendig oder todt —

Donald.

Lebendig oder todt? — Gilt ihnen denn
Sein Leben nichts? — Was hat er denn verſchuldet?

Alona.

Ich weiß es nicht! Allein die Männer ſprechen,
Des Königs Blut ſey ihrer Freiheit Gift,
Drum muß es fließen, wär's auch aus den Adern
Des Sohnes!

Donald.

Und das meinſt auch du?

Alona.

Warum
Verſchweig ich dir's! Ich darf nicht ſagen Nein!
Darf nicht des Mitleids Stimme kennen! bin
Des Grimms Tochter — des Enthaupteten!

Donald.

Die Tochter? und dein Bruder wär' der Edgar?

Alona.

Ja! mit dem König ringt er um das Recht!

Donald.

Und ihr beſchützt mich? Wißt ihr denn, ob ich
Nicht Donald bin?

Alona.

Nein! Nein! Du biſt es nicht!
In deinen Adern ſtrömt kein Gift, ſie ſind
Die Bäche einer reinen Lebensfluth!
Von ganzer Seele könnt' ich dir vertraun!
Nein, einen ſolchen Sohn hat nicht Malkolm.

Donald.

Und wär' ich dennoch Donald?

Alona.

Sey es nicht!
Um Gotteswillen, ſey es nicht! Was treibſt
Du mich in ſolche Angſt? — Ich müßte weinen,
Ach unabläſſig müßt' ich um dich weinen!

Donald.

Weßhalb, Alona?

Alona.

Wäreſt du der Rache

Dann nicht verfallen? Würden ſie die Laſt
Des Jammers, den die Tyrannei Malkolms
Auf uns gebracht, nicht auf dein ſchuldlos Haupt
Hinüber wälzen? Soll am Feſt der Freiheit
Ich, ſtatt Begeiſtrung aus dem Siegesbecher
Zu ſchlürfen, ihn mit meinen Thränen füllen!

Donald.

Das würdeſt du?

Alona.

O! ſey nicht unſer Feind!
Wie könnt' ich dann um Sieg noch beten?

Donald.

Mädchen!
Bin ich dir denn ſo werth?

Alona.

Du biſt es! Ja!
In düſtrer Einſamkeit ward ich erzogen,
Geheimer Groll wuchs wuchernd um mich auf,
Und, in des Vaters blutiger Geſtalt,
Verlangte Rache, daß ich ihr die Pforten
Des armen bangen Herzens öffnen ſollte!
Wie einſam eine Blum' auf finſtrer Heide
Voll Sehnſucht nach dem blauen Himmel ſchaut,
Den ihr der Tannen ſturmbewegte Wipfel
Verdecken, ſtand ich mit dem vollen Herzen,
Und konnte Haß und Rache nicht begreifen.
Du kennſt ſie auch nicht, biſt gleich mir geſinnt,
Der erſte, deſſen Herz das Meine faßt;
Du willſt mit Muth und Liebe deine Bahn
Beginnen! ach! — ich möchte mit dir ziehn!

Donald.

Hör' auf, Alona! Wonn' und Schmerz erträgt
Der Menſch wohl einzeln, aber füllen beide
Zugleich den Buſen, dann zerreißt das Herz!
O, Heil ihm! der dich einſt ins Leben führen,
Der Liebe erſtgeborenes Gefühl
An deine Bruſt darf legen! Mich vergiß!
Mein Weg geht einſam, und mein Name darf
Dir nicht im Herzen ſtehn!

Alona.

Dein Weg geht einſam?
Was dir ein freies Mädchen frei bekennt,
Macht dich verſchloſſen? Dich ſoll ich vergeſſen?
Wirſt du es auch?

Donald.

Alona, nimmer! nimmer!
Vernimmſt du einſt, daß ich das Recht beſchütze,
So glaube, daß dein Bild noch in mir lebt.
Hörſt du, wie meinem Namen Segen folgt,
So denke, daß ich ſtill ihn mit dir theile!
Zum Zeugniß, wie ich heilig dir vertraue,
Leg' ich dir mein Geheimniß in die Hand,
Du kannſt mich nicht verrathen — nur beweinen!
Leb' wohl! — und wenn der Siegesbecher kreiſt,
Mag, wer ihn trinkt, ſtill um den andern trauern! —
Leb' wohl! — ſie hatten Recht, die mich verfolgten,
Du haſt den Feind beſchützt! — Ich bin der — Donald!
(Raſch ab.)

Zweiter Auftritt.

Alona allein.

(Bei den letzten Worten Donalds ſinkt ſie erſchrocken auf die Knie und verhüllt das Geſicht mit beiden Händen. Dann ſpringt ſie plötzlich auf.)

Alona.

Ihr drohenden Schatten, verfolgt mich nicht!
Im Felde dort unten tobt die Schlacht,
Da wird eure Sache ausgemacht,
Dorthin eilet und haltet Gericht! —
Was fordert ihr mich zu blut'gen Thaten?
Ich kann euch den Jüngling nicht verrathen!

Dritter Auftritt.

Alona. Katmin.

Katmin.

Wie? auch bei dir such' ich den Sohn vergebens?

Alona.

Den Sohn? — Er hat mir Lebewohl gesagt.

Katmin.

Und diese Aeuglein sind dabei so trübe?
Es bebt der Mund, als ob das Abschiedswort
Zu schwere Last für zarte Lippen wäre?

Alona.

Daß ich euch nicht zu rathen weiß, das ist
Die schwere Last! Ich mein' es treu und redlich
Und weiß in meiner Angst doch nicht, ob ich
Zurück euch halten, oder euch zur Flucht
Die Thore öffnen soll.

Katmin.

Beruhige dich,
Wir bleiben hier, und wollen die Gefahr
In sichrer Hut vorüber ziehen lassen.

Alona.

Wißt ihr, ob draußen nur Gefahr euch droht?

Katmin.

Wo anders? Strafe nicht mich, holdes Kind,
Daß ich in der Besorgniß um den Sohn
Ihm meinen Dolch aufdringen wollte!

Alona.

Nein!
Ihr hattet Recht! Ihr schützt ein theures Leben,
Kein andres wiegt es auf! bewacht es treu!
Kennt ihr dieß Haus, in das der Zufall euch
Geführt? Es gehn hier Rachegeister um
Und forschen, wo sie ihre Opfer finden.

Katmin.

Du meinst doch nicht, daß wir die Opfer wären?
Wir streiten ja gemeinsam für das Recht.

Alona.

Für welches?

Katmin.

Nun wir ſtehn auf eurer Seite,
Denn eure Huld hat uns in Sold genommen.

Alona.

Und prüft ihr nicht?

Katmin.

Das Prüfen überlaſſen
Wir euch, und tragen fröhlich eure Waffen!

Alona.

Mein Gott! Ich muß euch aus dem Traume reißen,
Euch ſelbſt vor dieſem Haufe warnen, denn
Wir ſind des Edgars nahe Anverwandte.

Katmin.

Dann wird's ihn freun, daß, während er im Felde
Sein Recht verficht, der Frauen milder Sinn
Das Gaſtrecht hält und neue Kämpfer wirbt.

Alona.

Du weißt ſchon alles! aber ſchweigſt, und willſt
Mit Liſt dich aus der Löwenhöhle ſtehlen.
Nein, du biſt nicht der Vater!

Katmin.

Wie, du zweifelſt?

Alona.

Wärſt du der Vater, würdeſt du erkennen,
Was in mir lebt und ſorgend für euch wacht;
Du würdeſt glaubend Rettung von mir fordern.
Doch ſcheue Liſt und knechtiſch feige Furcht
Schickt über deine Lippen nur die Lüge,
Die ihre widrige Geſtalt doch nicht
Verhüllen kann vor dem Vertraun der Liebe;
Ein ſchlauer Diener biſt du, nicht der Vater,
Dein Jüngling iſt der Prinz!

Katmin.

Verwegner Bube!
So hat er die Gelegenheit benutzt,
Sich mit erlognem Glanze dir ins Herz
Zu ſchleichen? — Wahrlich, das iſt lächerlich!

Ein Prinz! Der Bursche lügt sich um den Hals!
Nein, armes Kind! dem Prinzen traue nicht!
Zwar vor dem eignen Sohne dich zu warnen,
Thut weh, doch ist sein Leichtsinn mir bekannt;
Ich konnt' auf meiner langen Pilgerschaft
Nicht immer auf ihn achten, und die Welt,
Du kennst die Welt nicht — —

Alona.

Nein, das ist nicht möglich!

Katmin.

Wohl bist du eines Prinzen werth, du Schwester
Des künft'gen Königs, denn du bist das sicher,
Nicht wahr? so ist es? — Wär' ich doch ein Fürst,
Daß ich dich Tochter nennen dürfte! und
Wer weiß denn, was die Liebe heischt? steht nicht
Dir unter Schottlands Jünglingen die Wahl
Einst frei? — Dann folge deinem edlen Herzen!
Doch soll dich nicht der Leichtsinn täuschen dürfen.
Wo ist der Bube, daß ich ihn bestrafe,
Einsperren will ich ihn, er soll nicht länger
Mit glatten Worten dich betrügen!

Alona.

Mensch!
Ich kann nur glauben, daß du mich betrügst.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Brassolis rasch eintretend.

Brassolis (zu Alona).

Wir haben Nachricht! eben sprengt' ein Reiter
Aus Edgars Heer in unser Burgthor ein.

Katmin.

In eurem Auge les' ich wicht'ge Dinge.

Alona.

Was bringt er uns?

Braſſolis.

Ach! bete! bete! Kind!
Heut' bei des Morgens Graun begann die Schlacht!

Alona.

O weh, euch Armen! Die ihr in die Hände
Des Bruders fallt! Erbarmen kennt er nicht!
Des Würgens Stunde hat er lang erſehnt,
Ihr ſeyd verloren!

Katmin.

Iſt die Schlacht entſchieden?

Braſſolis.

Noch war ſie's nicht, als er das Feld verließ;
Allein indeß wir ſprechen, macht gewiß
Der Herold Tod die breite Straße frei,
Und langſam zieht Entſcheidung hinterher!
(Die Hände gen Himmel gefaltet.)
Herr! decke meinen Sohn mit deinem Schilde.

Katmin.

Wo iſt der Reiter?

Braſſolis.

Tom führt ihn hierher,
Wir wollen ſelbſt ihn ſprechen.

Katmin.

Darf ich bleiben?

Braſſolis.

Ihr dürft, ihr armer hart verfolgter Mann.
Wir haben gegen euch Verdacht gehegt,
Vergebt uns, ihr ſeyd ſchuldlos! Während man
Euch unbeſonnen nachgejagt, iſt heimlich
Der Donald doch im Lager eingetroffen!

Alona.

Der Donald, Mutter?

Katmin.

Iſt es ihm gelungen?

Braſſolis.

Da kommt der Reiter, mag er ſelbſt berichten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Tom. Lambor.

Lambor.

Darf ich, mit Staub und Schweiß bedeckt, vor euch
Erſcheinen?

Braſſolis.

Bring' die Zeugen deiner Eil
Getroſt herein, und gib uns ſchnelle Kunde.
Wie haſt du meinen Sohn verlaſſen?

Lambor.

Kämpfend!
Der König hat uns endlich Stand gehalten,
Denn ſeiner Zögrung Zweck iſt jetzt erreicht.

Braſſolis.

Und wie?

Lambor.

Des Volkes Haß wollt' er entwaffnen,
Das war der furchtbar ſtarke Gegner; drum
Mied er die Schlacht, bis ihm der Sohn aus England
Erſchienen ſey.

Braſſolis.

Und er iſt da?

Lambor.

So iſt's!

Katmin.

Seit wann?

Alona.

Wo iſt er? Wo? —

Lambor.

Durch Ueberläufer,
Die häufig in den letzten Tagen kamen,
Ward uns die Nachricht, daß der Prinz im Lager.

Katmin.

Hab' ich es nicht geſagt?

Alona.

Es kann nicht ſeyn.

Lambor.

Doch iſt es leider wahr! die Nachricht wirkte
In unſerm Heer nicht eben günſtig fort!
Denn unſers Feldherrn unbeugſame Strenge,
Sein Gang, der Flammen gleich, das Land verwüſtet,
Hat ihm die Liebe faſt in Scheu verwandelt.

Braſſolis.

Warum hat Edgar mit der Schlacht gezögert —
Und nicht dem finſtern Ernſt dort Luft gemacht?

Lambor.

Der König wich ihm aus. Seit geſtern erſt
Hat er ſich uns im Thal bei Blair geſtellt,
Und Donald ſteht an ſeines Heeres Spitze.

Alona.

Wär' es, dann muß er ſiegen!

Braſſolis.

Nein! mein Sohn
Steht ihm entgegen, den mit feſtem Willen,
Mit Kraft, mit Stolz, mit Haß ich ſelbſt gewaffnet.
(Zu Karmin.)
O ſeht mich nicht verwundert an! Warum
Verſchweig' ichs noch, ihr ſeyd wie wir geſinnt:
Ich bin des jungen Ares ſtolze Mutter!

Karmin.

Wen preiſ' ich glücklicher, euch oder ihn!
Beſitzt er euren Geiſt, iſt der Erfolg gewiß.

Braſſolis.

Ja, keine Mutter hat noch ſorgſamer
Ihr Kind erzogen; eingedenk des Gatten,
Kein Weib noch treuer an dem eignen Buſen
Den einz'gen Sohn zum Gottestampf geweiht,
Das bringt kein Donald in die Schranken mit!

Alona.

So glaubſt du wirklich, daß der Prinz beim Heere?

Braſſolis.

Du zweifelſt noch? —

Lambor.

Ich ſah ihn ſelbſt! Wie heut
Der Morgen an dem nächtlich grauen Himmel

In ſeiner Lichtgeſtalt erſchien, ſo ſtand
Vor ſeines Heeres dunkler Welle Donald,
Und manchen Blick verblendete ſein Licht.

Alona (zu Braſſolis).

Warum haſt du als Tochter mich geboren?
O, könnt' ich doch an meines Bruders Seite
Dem Donald gegenüber ſtehn!

Braſſolis.

Erwacht
Der Muth in dir zur Stunde der Gefahr?
Heiß' ihn willkommen! auch wir brauchen ihn!

Alona.

Ach! nur im Feld des Todes wohnt Vergeſſen!

Lambor.

Bedenklich war der Stand der Schlacht, als ich
Das Heer verließ, den Duſtan aufzuſuchen.

Katmin.

Bedenklich? Wie? — Was wollt ihr mit dem Duſtan?

Lambor.

Es gilt Verſtärkung ſchleunig anzuziehn,
Und weil er ſeinen Auftrag ſchlecht erfüllt,
Den Donald nicht gefangen — —

Katmin.

Leichter jagt
Sich's armen Pilgern nach.

Lambor.

So ſoll er jetzt
Die Schlacht entſcheiden helfen. Was auch ihr
Von der Beſatzung hier entbehren könnt,
Muß fort mit mir.

Braſſolis (zu Tom).

Wohlan! treib alles fort,
Was Waffen trägt, zu Edgar in das Treffen!
Wir brauchen keinen Schutz! Die Mutter ſchickt
Ihm ihre Treuen all' und bleibt allein!

Katmin.

Ja, ſendet alle fort! die Burg iſt feſt!

Lambor.

Der Herr war ſelbſt der Meinung, daß dieß Schloß

Im Rücken unſres Heeres ſicher liege;
Sonſt hätt' er die Beſatzung nicht gefordert.

Com.

Die ganze? Nein!

Lambor.

Zwei Drittheil ſollen folgen.
Schon ſind ſie mein gewärtig, ich muß fort.
Habt ihr noch einen Auftrag?

Draffolis.

Zieh mit Gott!
Bring' meinem Edgar ſeiner Mutter Gruß,
Sag' ihm, ſie weine noch um ſeinen Vater,
Sie bete für ihn, aber ſie erwarte
Auch, daß er ſiege!

Alona.

Und des Oswald ſoll
Er ſchonen! — Nein, nicht ſchonen! — O, mein Gott!
Nein! ich verlang' ihn lebend oder todt!

Lambor.

So Gott will, bring' ich euch die Siegesbotſchaft!
(Ab mit Tom.)

Sechster Auftritt.

Draffolis. Alona. Katmin. Bald darauf Tom.

Katmin.

Ihr hättet wirklich gegen uns Verdacht
Gehegt? und während wir mit dieſen Waffen
Für euch uns rüſteten, mein armes Kind
Für euren größten Feind gehalten? —

Draffolis.

Still!
Ein ungegründeter Verdacht verwundet
Die Bruſt, die ihn gefaßt. Wer ihr auch waret,
Das Gaſtrecht hätt' euch doch geſchützt, und jetzt
Laßt den Verdacht euch durch Vertraun vergüten.

Katmin.

Wir wollen es verlieren. Fürchtet nicht,
Daß, während der Entſcheidung Wage ſchwankt,
Und alle Schwerter ihr dem Sohn geſenket,
Auf daß kein Gran an dem Gewichte fehle,
Wir euch verlaſſen könnten? Nein, wir enden
Mit dieſer Waffenthat die Pilgerſchaft.

Braffolis.

Ihr ſeyd willkommen.

Alona.

Bleiben wollt ihr? bleiben? —
(Zur Mutter.)
Nein! Nein! Der Duſtan iſt jetzt in der Schlacht,
Nun ſind die Pilger ſicher! Laß ſie ziehn.
Geht! — Fort von hier! Sucht eure Heimath auf!

Braffolis.

Was fällt dir ein, mein Kind? wir haben nie
Der Fremde mehr bedurft.

Com (unterkommend)

Sie ſind hinaus!
So fährt der Sturm, erwacht, aus ſeiner Höhle.
Wär' nur die Burg nicht von Beſatzung faſt
Entblößt. Man kann nicht wiſſen — —

Katmin.

Sorge nicht!
Ich und mein Sohn, wir bleiben, werden dir
Zur Seite ſtehn!

Com.

Wollt ihr? Es thut auch Noth!

Katmin.

Ihr wißt nun, daß wir arme treue Pilger!

Com.

Zeigt, daß ihr ächte brave Schotten ſeyd.

Alona.

Nein! haltet ſie nicht auf! ſie können uns
Nicht ſchützen! Eilt! nehmt alles mit euch fort,
Was ihr in dieſes öde Haus gebracht.
Es kämpft der Bruder draußen mit dem Donald,
Und ich? — o Mutter! heiße du ſie gehn!

Com.

Vier rüſt'ge Arme mehr, ſind etwas werth!

Braſſolis.

Was haſt du gegen ſie? —

Katmin.

Laßt mich's geſtehen,
Das Fräulein iſt auf meinen Sohn erzürnt;
Er hat in jugendlichem Uebermuth
Ihr manches Abenteuer vorgedichtet;
Die Jugend glaubt an ſolche Mährchen gern,
Und fühlt ſich tief verletzt, begreift ſie endlich,
Daß kein verwünſchter Prinz zu retten iſt.

Braſſolis.

Wie? iſt es alſo?

Alona.

Ja! Du haſt's getroffen,
Du kalter, kluger Vater! Gott bewahre
Doch jedes Haus vor ſolchem frommen Pilger!

(Sie geht langſam ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Alona.

Braſſolis.

Was iſt das? Soll mir denn zum erſtenmale
Des Kindes Herz ein Räthſel bleiben?

Katmin.

O!
Laßt nur! Die Jugend wird ſich leicht verſtänd'gen.
Ich war ein Zeuge ihres kleinen Zwiſtes,
Das geht vorüber! — Eines Mädchens Laune
Kommt nicht in Anſchlag, wenn auf Tod und Leben
Der einz'ge Sohn den Kampf beſteht. —

Braſſolis.

Mein Edgar!

Ja wär' doch meine treue Bruſt dein Schild!
Vermöchte ſie das Leben euch zu ſchützen,
Das ſie genährt!

Kalmin.

Gewiß, der Kampf iſt heiß,
Und euer Sohn

Braſſolis.

Hinab du blut'ger Schatten
Des Vaters! Wache über unſern Sohn!
Verkleidet in Entſetzen ſtreife hart
An deiner Feinde Bruſt vorüber, daß
Sie ſcheu entfliehn, wenn ſich der Rächer naht!

Kalmin.

Den Helden ſchützt ſein Muth! Denkt jetzt an euch.
Dieß Schloß liegt einſam zwar, doch um ſo mehr
Den ſtreifenden Parteien Preis gegeben.

Com.

Das fürcht' ich ſelbſt. Geringen Widerſtand
Vermögen wir zu leiſten.

Braſſolis.

Und wer konnte
Vermuthen, daß der Krieg ſogar uns hier
Erreichen werde?

Kalmin.

Seyd nur unbeſorgt.
Vorſicht und Muth macht jede Feſte ſtark.
Ich war vor Zeiten ein geübter Krieger,
Hab' unter König Grimms mitgefochten,
Und denk' auch hier noch Rath zu ſchaffen. Hört,
Wir woll'n uns tief und ſtill verborgen halten;
Nicht aufgezogen, halb zertrümmert werde
Die Brück', als ob die Zeit mit ſchwerem Tritt
Allein hier ein- und ausgezogen ſey;
Der Eſſe Rauch darf nicht den Herd verrathen,
Kein Fenſter ſey erleuchtet, ziehet euch
Ins Innerſte des Hauſes tief zurück,
Damit die halbzerfallne Geiſterburg
Gänzlich verlaſſen ſcheine.

Tom.

Er hat Recht!
Die Raubſucht meidet gern die leeren Neſter!

Katmin.

Und keine Antwort! wer auch Einlaß fordert,
Die wüſten Mauern ſind ſo taub als ſtumm.
Wagt dennoch einer mühſam ſich herüber,
So kehr' er nicht zurück.

Braſſolis.

Ihr wollt doch nicht —

Katmin.

Iſt es ein Freund, dann ſey er uns willkommen,
Doch mit dem Feind — —

Tom.

Hinunter, wo er ſchweigt!
Ja! Ja! Geſtrenge Frau! das geht nicht anders.

Katmin.

Und Tom, du ſollſt mit deiner Mannſchaft dich
Verſteckt am Thore halten. Hörſt du wohl?
Und daß ihr aufpaßt, daß ſich keiner rührt,
Bis ichs befehle!

Tom.

Nun ich will ſchon ſelbſt — —

Katmin.

Ihr müßt es mir vergönnen, Königin,
Daß ich dieß Schloß, als ſey's mein Eigenthum,
Vertheidige, hat eure Güte doch
Zu eurem Eigenthume mich gemacht!

Braſſolis.

Ich ſeh' es, daß ihr klug und thätig waltet,
Drum hab' ich mehr erworben als gegeben.

Katmin (zu Tom).

Du Alter, biſt die Hauptperſon! ich habe
Vor deinem grauen Haupte hohe Achtung,
Deßhalb vertrau' ich dir die Wach' am Thore
Viel lieber als mir ſelbſt!

Tom.

Das iſt ſchon gut,
Allein wo bleibt denn ihr?

Katmin.

Ei, ſiehſt du wohl,
Wie wenig du das Ganze überſchauſt?
Iſt denn das Thor der einz'ge wicht'ge Punkt?

Com.

Der tiefe Graben iſt voll Waſſer!

Katmin.

Ha!
Iſt nicht der Thurm bei Nacht hineingeſtürzt
Und hat die Stelle ſeicht gemacht? —

Com.

Wahrhaftig!
Daran gedacht' ich nicht!

Katmin.

Wie leicht verſucht's
Ein Kühner nicht, von Stein zu Stein zu klimmen;
Das Loch der Mauer läßt den Eingang zu,
Und während du das Thor im Auge hältſt,
Sitzt dir der Feind im Rücken.

Com.

Mord und Tod!

Katmin.

Den Platz will ich mit meinem Sohn bewachen,
Er mag ſich in den Trümmern dort verbergen,
Den engen Weg deckt ſchon ein einzig Schwert;
Ich aber ſchleiche mich dann ab und zu,
Ans Thor zu dir und in die Burg zu euch,
Und wenn es gilt, ſteh' ich dem Sohn zur Seite,
So allenthalben Hülf' und Rath vertheilend.

Braſſolis.

Kein Zufall, nein, ein guter Geiſt hat euch
Zu dieſer Stunde hergeführt, mein Sohn,
Kommt er als Sieger, wird ſtatt meiner danken!

Katmin.

Ihr habt den Dank vorausbezahlt!

Braſſolis.

Ich eile,
Dem blinden Vater alles zu berichten.

Katmin.

Und du, mein alter Waffenbruder, friſch
Auf deinen Platz! zerſtöre ſchnell die Brücke,
Verhau mit deinen Leuten dich am Thore,
Ich will den Sohn auf ſeinen Poſten bringen;
Dann aber were' ich Runde halten!

Com.

Gut!
Ich will dir folgen! denn du biſt viel klüger
Als ich, doch ehrlicher und treuer nicht!

Achter Auftritt.

Katmin allein.

Katmin.

Die Burg iſt mein! Ihr alle ſeyd verloren!
Erſt jetzt erkenn' ich dich, allmächt'ges Glück!
Du biſt mir geſtern nachgejagt und haſt
Durch Todesſchrecken uns hieher getrieben,
Wo tief für uns der Schatz verborgen liegt.
Du haſt den alten Thurm hinabgeſtürzt,
Zum Sieg entweder, oder mir zur Flucht
Die Brücke zu erkaun; haſt das Phantom
Donalds ſtatt ſeiner in die Schlacht geſtellt —
O führe mir ein einzig flüchtig Häuflein
Der Meinen hier vorüber, daß mit ihnen
Die Geier ich lebendig fangen kann.
Des Prinzen theures, treu bewachtes Leben
In einer Hand, die todesreifen Häupter
Des Feindes in der andern, tret' ich dann
Stolz vor den König, um ihn dreiſt zu fragen,
Ob mich zu lohnen, ſeine Krone reicht?
Von Erzgar ſteht jetzt nichts zu fürchten, denn
Mit einer Schlacht iſt's nicht getban, er wird
Im Felde draußen mehr zu ſchaffen finden.

Nur während deß vollend' ich hier mein Werk.
Doch ley auf deiner Hut, Katmin, und schweige!
Theilst du die That, so theilst du auch den Lohn!
Nicht wollen darf der Prinz, er soll nur müssen!

Neunter Auftritt.

Katmin. Donald wiederum im Vordertheile.

Donald.

Was geht hier vor? Ein fremder Reiter jagte
Mit der Besatzung aus der Burg; es scheint,
Daß alles sich zum schnellen Aufbruch rüstet;
Nur du vernimmst nicht, was ich von dir fordre,
Trägst immer noch die fremden Waffenkleider:
So bleibe hier! Ich geh allein! Leb wohl!

Katmin.

Genach! Wo wollt ihr hin? Ihr kommt zu spät!
Wißt ihrs noch nicht? — Prinz Donald ist bereits
Beim Heere eingetroffen.

Donald.

Laß den Scherz!
Die Stunde ist zu ernst!

Katmin.

Ich wiederhole
Nur, was der Reiter ausgesagt: er sah
Den Prinzen selbst vor seines Heeres Spitze.

Donald.

Hat ein Betrüger sich mir vorgedrängt,
Mein Volk zu täuschen?

Katmin.

Muß ich mühsam erst
Den Sohn des Vaters Klugheit fassen lehren?
Die Feinde haben ihn zur Schlacht gezwungen
Und er, gar wohl erwägend, daß die Nachricht
Von eurer Ankunft günstig wirken müsse,
Läßt durch gedungne Ueberläufer eilig

Sie in des Feindes Heer verbreiten, legt
Dann einem Glücklichen, in euch verkleidet,
Des Tags Entscheidung in die Hand — —

Donald.

Des Tags
Entscheidung?

Katmin.

Ja, heut iſt der Krönungstag!
In blut'gen Purpur kleidet ſich das Volk,
Um euch die Krone feſt aufs Haupt zu drücken;
Indeß wir ſprechen, wogt im Thal die Schlacht!

Donald.

So komm' ich doch zu ſpät: Hat mich der Tod
Hierher gejagt, um hinter meinem Rücken
Mein Eigenthum, die Herzen meines Volkes
Zu brechen? — Nein! Hinaus! ich habe Frieden
Geſchloſſen! — Eine heil'ge Fackel ſoll
Mir leuchten! ſuchen will ich den Betrüger,
Der unter Donalds Namen ſeine Waffen
Mit meiner Schotten Herzblut färbt! er ſey
Der Letzte, Einz'ge, welcher durch mich falle!

Katmin (fein und nachgebend).

Wenn ihr denn wollt, ſo muß ich freilich folgen,
Nur kann mein Wort nicht halten.

Donald.

Welches Wort?

Katmin.

Es war, wie uns der Reiter hinterbrachte,
Die Schlacht beinah entſchieden; die Rebellen
Trieb euer Vater ſiegreich in die Flucht.
Da baten mich die angſterfüllten Frauen,
Sie in der höchſten Noth nicht zu verlaſſen,
Und die von Mannſchaft faſt entblößte Burg
Mit meinem rüſt'gen Sohne zu beſchützen.

Donald.

Sie baten dich?

Katmin.

Ja, und ich ſagt' es zu,
Denn, ich geſteh' es euch, ich fühlte Mitleid

Ein ſiegreich Heer, wenn es den Feind verfolgt,
Iſt zügellos, weiß von Erbarmen nichts;
Die Burg anzünden, und das ſchöne Mädchen
Mit rauher Hand als Beute an ſich reißen,
Das wär gewiß das erſte!

Donald.

Wie? das erſte?

Katmin.

Und ſchade wär's doch um die zarte Jugend,
Zumal ſie euch gar ſehr gewogen ſcheint.

Donald (in ſich verſunken).

Alona!

Katmin.

Unſre Gegenwart vermöchte
Die Sieger wohl im Zaum zu halten, und
Da wir einmal die Schlacht verſäumen müſſen,
So wär' doch hier ein gutes Werk gethan.

Donald.

Ein gutes Werk? Fühlſt du das wirklich ſelbſt,
Du großer Tugendheld? Ja! ich will bleiben!

Katmin.

Ganz recht, zum Schutz der Unſchuld! — Doch bewacht
Sorgſamer eure Wort', als eure Blicke.
Das ſchöne Kind iſt ſchlau und hat Verdacht.

Donald.

Du ahnſt nur überall Verdacht und Liſt.

Katmin.

Benutzet klug die Nachricht, daß der Prinz
Im Lager ſey; bleibt ſtreng der arme Pilger,
Koſt mit dem lieben Kind, und ſchmeichelt ihm,
Nur laßt euch nichts abſchmeicheln.

Donald.

Hat dir jemals
Wohl einer ein Geheimniß abgeſchmeichelt?

Katmin (lächelnd).

Mir? Niemals!

Donald.

Nun ſo halt' auch dieſe Kunſt

Als dein Geheimniß. — Mit dem meinen will
Ich selber nach Gefallen schalten.

Katmin (aufhorchend).

Horcht,
Was war das?

(Er sieht aus dem Fenster).

Ha! Tumult am Thor! Vielleicht
Die Unsern. Himmel, führe sie herbei!
Bleibt ruhig hier, ich werd' euch Nachricht bringen!
Und komm' ich wieder, sind wir nicht allein,
So merkt auf meine Wink' und meine Worte!

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Donald allein.

(Er tritt ans Fenster. Nach einer Pause.)

Donald.

Die Brücke sinkt! — Es drängt ein dichter Haufen
Sich in das Schloß! — Das sind die Meinen nicht!
Es weht das feindliche Panier! — so suchet
Mich denn der Krieg hier auf, da er im Felde
Mich nirgends fand; hier soll ich mich ihm stellen?
Du Ungeheuer mit der Menschenlarve,
Du bringst mir doch nichts schlimmres als den Tod,
Und seit mich hier zuerst ein nie geahntes
Gefühl durchbebt, und Wonn' und Schmerz geweckt,
Lieb' ich den Tod nicht minder, als das Leben!

Elfter Auftritt.

Donald. Edgar.

Edgar (noch außer der Bühne).

Auf mit der Brücke! fest das Thor verrammelt!
Was Waffen trägt, auf Mauer und auf Wall!

Donald.

Welch eine Stimme? —

Edgar

(ſtürmiſch hereinſtürzend, ſeine Waffenkleider zeigen, daß er eben aus der Schlacht kommt).

Mutter! Mutter! — Ha!
Wer biſt du? — Weßhalb trägſt du keine Waffen?
Nur Waffen! blut'ge Waffen will ich ſehn!

Donald.

Ich bin ein Pilger! Kenne nur den Frieden.

Edgar.

Stoß ihn aus deiner engen Bruſt hinaus,
Und öffne ſie den Furien des Krieges!
Sie kommen: Hörſt du nicht? Sie folgen mir
Mit raſchern Schritten, als die Windsbraut geht
Und wollen tief in jede Bruſt ſich wühlen!

Donald.

Wer biſt du? —

Edgar.

Fragſt du noch? Ich bin der Sohn,
Der ſeinen Vater nicht gerächt! der Held,
Der aus der Schlacht beſiegt entflohn! der Bote
Der eignen Schande! ich bin Edgar!

Donald.

Du? —
Und haſt die Schlacht verloren? —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Braſſolis.

Braſſolis.

Ja, er iſt es!
Mein Edgar, lebſt du?

Edgar.

Mutter! ja! ich lebe! —
Sie bringen dir den Sohn nicht auf dem Schilde!

Braſſolis.

Du trittſt beſiegt vor deine Mutter?

Edgar.

Ja!

Braſſolis.

Dein zahlreich kräftig Heer?

Edgar.

Es iſt vernichtet!

Braſſolis.

Und deine Treuen ſind gefallen?

Edgar.

Nein!
Es hat der Tod vergeblich ſie geſucht!

Braſſolis.

Bringſt du mir Räthſel mit ſtatt der Entſcheidung?
Warſt du, trotz meiner Mutterliebe Glut,
Zu dieſem Werke noch nicht reif? Du Knabe,
Rechtfert'ge dich vor mir!

Edgar.

Rechtfertigen? —
Mit Blut hat Schottlands Boden ſich gefärbt,
Als ob er über ſeine Schand' erröthe,
Denn Schande bring' ich, aber keine Schuld!
Selbſt, daß der Funke des verhaßten Lebens
In mir noch wohnt, es iſt nicht meine Schuld,
Denn er verſengte rings die fremde Kraft,
Die ihn verlöſchen wollte! —

Donald (für ſich).

Armer Edgar!

Braſſolis.

Was prahlſt du mit der Kraft, die nichts errungen?
Die Schande iſt der Rache Tochter nicht,
Sie iſt die ſcheußliche Geburt der Schuld,
Und die führſt du mir heim? —

Edgar.

O, Mutter! ſchone!
Nur euch erſt will ich retten, und dann ſterben!

Donald.

Du ſollſt nicht ſterben!

Braſſolis (ſanfter).

Edgar! iſt denn alles

Verloren? Konnten des Tyrannen Söldner
Den Sieg erringen über meinen Sohn?

Edgar.

Nicht Muth! nicht Kunſt! — Verrath hat mich beſiegt!

Donald.

Das ahnt' ich.

Braſſolis.

Wer hat dich verrathen? Sprich!

Edgar.

Kein Einzelner! das tauſendköpfige,
Leichtſinnige, furchtbare Ungeheuer,
Das mich mit lautem Jubelſchrei empfing,
Den Rüden gleich, wenn ſich der Jäger naht,
Weil ſie nach warmem Blut des Wildes lechzen,
Das nur verrieth mich! nur das Volk! — Das Volk!

Braſſolis.

Wie, unſre Schotten?

Edgar.

Deine Schotten! Ja!
Die ſich in Haufen fröhlich um mich drängten,
Gewalt'gen Bergen gleich, ſich um mich thürmten,
Damit der junge Aar von ihrem Gipfel
Zum erſten kühnen Flug den Fittig breite,
In deren Liedern die Begeiſtrung mich
Den Vollmond nannte, welcher blutig roth
Dem Hain entſteigt, um des verirrten Wanderers
Unſichern Schritt zu leiten.

Donald (für ſich).

O, mein Volk!

Braſſolis.

Haſt du erfüllt, was ſie von dir erwartet?

Edgar.

Du kannſt noch fragen? — bin ich nicht dein Sohn?
Am ſchwarzen Himmel grauſer Tyrannei
Stieg ich herauf, ein furchtbar Meteor,
Mit Tod und Flammen meine Bahn bezeichnend.
Bewaffnet flog das kühne Volk mir nach,
Und ſchwang das blutige Panier der Rache.
Malkolms leibeigne Knecht' entflohen ſcheu,

Doch was ſie ließen, ihre Wohnungen,
Wir ſendeten im Dampf der Feuersbrunſt
Sie ihnen nach, und würgten ihre Kinder!

Donald.

Entſetzlicher!

Braſſolis.

Genug! mein Sohn, genug!

Edgar.

Was ſchauderſt du? — Dieß iſt das Werk der Rache,
Zu dem du mich erzogen! Dieß die Löſung
Des Schwurs, den ich in deine Hand gelegt.
Auch du haſt des Tyrannen Knie umklammert,
Auch ich die Händchen einſt zu ihm geſtreckt,
Und dennoch iſt des Vaters Haupt gefallen.
Vergelten ſollt' ich, was er uns gethan,
Dem Volk die Freiheit, mir den Thron erringen,
Doch nur durch Blut und Flammen ging mein Weg!

Braſſolis (ſchaudernd).

Ha! Menſch! Du biſt noch blutbeſpritzt.

Donald.

Du haſt
Auf dieſem Weg den Sieg umſonſt geſucht.

Edgar.

Umſonſt? — Ich war ſchon Sieger! Rings umher
Erzittert' unter meinem Tritt der Boden,
Daß ſcheu der Tiger ſeiner Höhl' entfloh;
Vergebens ſucht' ich ihn, er hielt nicht Stand;
Denn mit dem Löwen wagt er keinen Kampf.
Und furchtſam zog er ſeine Klauen ein,
Auf andre Waffen ſinnend. Boten flogen
Nach England, ihm den Sohn zurückzurufen,
Auf daß der Jüngling wie ein Stern der Nacht
Aufſteigen und die Augen blenden möge,
Und ſo das blutige Geſpenſt des Vaters
Unſichtbar werd', und keinen ferner ſchrecke!

Donald (für ſich).

O, hätt' ich dieß erfüllt?

Braſſolis.

Und es gelang?

Du nanntest prahlend dich den Sieger, nur
Vermochtest nicht, dem allerschwächsten Feinde
Zu wehren, daß er Schottlands Mutterboden
Betrat', um schnell zum Riesen aufzuwachsen?

Edgar.

Ich trage keine Schuld! kein Weg! kein Platz
Blieb an der weiten Küste unbesetzt;
Ehrgeiz und Habsucht hatt' ich mir verbündet —

Brassolis.

Ich habe leider heut' sie hier erblickt.
Du sprachst mit Duftan?

Edgar.

Mutter, ich weiß alles.
Vergib ihm — Krieger mögen nicht die Worte;
Er wachte treu, allein es war zu spät;
Welch Element der dienstbar böse Geist
Des Königs war, und ihm den Sohn zuführte,
Ich weiß es nicht, doch plötzlich stand er da,
Mir gegenüber, an des Heeres Spitze,
Und was das schuldbelastete Gewissen
Des Vaters mir, dem Rächer, scheu versagte,
Den offnen Kampf, der Sohn stand mir dazu,
Und es begann die Schlacht.

Donald (für sich).

Ach! ohne mich!

Brassolis.

Und der von Schottlands Boden fern erzogne
Hat über meinen Sohn gesiegt? —

Edgar.

Bestohlen
Hat er mich um die Meinen! eitle Hoffnung
Zum Köder ihnen hingestreut und — — sie
Entflohn zu ihm! — Verrathen und verlassen
Stand ich im Augenblicke der Entscheidung,
Und ob ich gleich des Muthes volle Summe
Im Busen trug, den Sieg mir zu erkaufen,
Doch hatt' ich nur zwei Arm' und nur ein Schwert!

Brassolis (in Verzweiflung).

Besiegt! — mein Sohn besiegt! —

Edgar.

Ich bin es nicht!
Beſiegt ſind zwar die rieſenhaften Wächter
Am Herzen deines Volkes: Furcht vor Schande,
Abſcheu vor Bruch der Freundestreu, vor Meineid,
Haß gegen den Tyrannen, Gluth zur Rache,
Und hoher Sinn für Freiheit und für Recht,
Sie alle ſind beſiegt durch einen Knaben;
Ich aber bin es nicht! Mir widerſtand
Kein Einziger! Mir ſchritt der Tod voran,
Doch wie ich auch ihm nach mich vorwärts drängte,
Vergebens ſucht' ich doch den feigen Sieger,
Er ſtand mir nirgends, und die kleine Schaar
Der Freunde riß mich endlich aus dem Kampf,
In dem kein Sieg für mich, an eure Rettung
Mich mahnend, und die unbeſiegte Kraft,
Dir bring' ich ſie zu meinem letzten Werke!

Donald (für ſich).

Ich bin nicht minder um den Sieg betrogen.

Braſſolis (gefaßt).

Es iſt vorbei! — Komm, daß ich von der Stirn
Den Schweiß dir trockne, du getreuer Streiter!
Gut, daß du hier biſt, denn auf unſre Bahn
Legt ſich bereits die Nacht. Ihr ſollt euch alle
Feſt an mich klammern, denn mir iſt der Weg,
Der rauhe, dunkle, letzte Weg bekannt.

Edgar.

Für euch iſt Rettung durch die Flucht noch möglich.
Mit einer kleinen Schaar hält Duſtan noch
Den Feind im engen Thal von Killicranky
Zurück, ihr könnt entfliehn, ihr müßt!

Braſſolis.

Und du?

Edgar.

Hier bleib' ich, und vertheidige die Burg,
Auf mich lenk' ich des Feindes Wachſamkeit;
Hier an des Vaters Richtſtatt ſollen erſt
Unzähl'ge fallen, bis das Blutgericht
Ich mit dem eignen Blut zuletzt beende.

Graffolis.

Du räthſt zur Flucht? — Woher kennſt du dieß Wort?
Aus meinem Munde haſt du's nie vernommen!
Wer vor ſich einen lichten Tag erblickt,
Und hinter ſich die Bürde werfen kann,
Der mag zur Flucht den leichten Fuß erheben,
Ich aber kann die Centnerlaſt des Grames
Nicht weiter ſchleppen; auch der letzte Stern
Iſt unter, müde bin ich auf den Tod.
Ich führ' euch nicht zur Flucht! wir bleiben hier!

Edgar.

Nur mich laß bleiben! rette du die andern!
Ich kann euch nimmer ſterben ſehn! beſchwöre
Dich auf den Knien, entfleh!

Graffolis.

Nicht doch, mein Sohn!
Willſt du den Sieg nicht redlich mit uns theilen,
Und iſt der freie Tod nicht auch ein Sieg?
Die Mutter, die das Leben euch gegeben,
Die Tag und Nacht den Himmelsfunken ſorgſam
In euch gehütet und bewacht, ſie wird
Ihn euch verachten, wird euch ſterben lehren.

Edgar.

O, meine Mutter!

Donald (ergriffen).

Nein! dafür ſey Gott!
So lang' ich unter eurem Dach verweile,
Soll ſich der Tod nicht dieſer Schwelle nahn!
Glaubt mir, ich bin ein Wächter, dem er weicht.

Graffolis.

Geh, armer frommer Pilger! dieſe Halle,
Die geſtern dich geſchützt, ſtürzt heut' zuſammen.
Bring deiner treuen angſterfüllten Mutter,
Bring' ihr das ſüße friſche Leben heim!

Donald.

Ich gehe nicht! das ſüße friſche Leben,
Ich werf' es in die Schale der Entſcheidung,
Und will doch ſehn, ob, wie nach reifer Frucht,

Der Tod nach euch die Hand ausſtrecken ſoll,
So lang' ich euch in meine Blüthen hülle!

Edgar.

Biſt du der Pilger, welchen Duſtan geſtern —

Donald.

Ich bin der Pilger.

Braſſolis.

Sieh, dort kommt ſein Vater,
Ein edler Mann, gewiegt an Rath und That.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. **Kormin**, wieder in Pilgerkleidern.

Kormin.

Was hör' ich? junger Held, ihr ſeyd geſchlagen?
Wie war es möglich, ſolche Kraft zu bezwingen?

Edgar.

Geh! ſuche dir die Antwort draußen. Frage,
Wie's möglich, daß der Sturm die Rieſeneiche
Entwurzeln konnte? — Aber uns verlaß!

Kormin.

Ach! wenn wir helfen könnten! Eure Mutter
Hat ſich von unſerm Willen überzeugt.

Donald (tritt zu Kormin)

Ich habe Wichtiges mit dir zu ſprechen.

Braſſolis (zu Kormin und Donald)

Ihr meintet's gut! Es iſt vorbei! Lebt wohl!

Kormin.

So müſſen wir denn ſcheiden.

Donald.

Nein! kein Abſchied!
Ich bleibe!

Kormin.

Wie? Hier haſt du keine Stimme!

Edgar.

In ſolchen Augenblicken, wie die nächſten,

Will ich nicht treuste Zeugen! Jüngling, geh,
Und träume' erſt lange noch an Heldengräbern,
Eh du die Helden ſterben ſehen darfſt!

Braſſolis.

Es drängt die Zeit! Komm Edgar, folge mir
Zu meinem blinden Vater! Er vernehme
Aus deinem Munde was geſchehn, und ernte
Das Letzte an!

Edgar.

Ein ſchwerer, ſchwerer Gang!

Braſſolis.

Kurz ſey der Abſchied! — Friede ſey mit euch,
Ihr Pilger! — Sieht ihr wieder einſt vorüber,
So betet an den Trümmern dieſer Stätte.

Katmin.

Lebt wohl! Gott ſchütz' euch, wie ihr uns geſchützt!

(Braſſolis und Edgar gehen ab. Donald ſteht in ſich verſunken.)

Vierzehnter Auftritt.

Donald. Katmin.

Katmin

(anfangs noch halb leiſe und ſchauernd.)

Nehmt meinen Glückwunſch! denn der Sieg iſt unſer!
Feſt ſteht die Krone, euer künft'ges Erbe,
Und die Empörung zuckt im Todeskampf.
Jetzt aber fort, bringt eure Huldigung
Dem ſieggekrönten Vater! Folgt mir willig,
Eh dieſe Burg ſich in ein Grab verwandelt!

Donald.

Denkſt du, ich werd' ein Kind, mich von euch leiten,
Mich willig, wo es gilt, zur Seite ſchieben,
Und mir das Höchſte rauben laſſen? — Nein!
Am Sieg der Unſern hab' ich keinen Theil,
Dort ſteht die Lüge frech an meiner Stelle,
Drum wähl' ich mir den Kampfplatz hier, und will
Nach meinem Sinn, nicht nach dem deinen ſiegen!

Katmin.

Ich ſtaun'. Iſt euer Sinn nicht ſtets der meine?
War euer königlicher Vater nicht
Davon ſelbſt überzeugt, als er mich jüngſt
Nach England ſendete, euch abzuholen,
Und euch befahl, mir unbedingt zu folgen?

Donald.

Hier folg' ich nicht! Ich bleibe!

Katmin.

In den Händen
Der Feinde? der Rebellen? eurer Mörder?
Hier? wo ſie uns in glücklicher Verblendung
Die Thore öffnen? In des Königs Namen:
Ich fordr' es, daß ihr auf der Stelle folgt!

Donald.

Du irrſt! — in dieſen Stunden reift' ich ſchnell
An Willen und an Kraft. Ich fühl' es klar,
Nur meine Gegenwart vermag dieß Haus
Vor Untergang und Tod zu ſchützen, und
Ich will es ſchützen! hab' es mir geſchworen,
Und wär's auch gegen euch und gegen — mich!

Katmin.

So zürnt nicht, Herr! wenn ich in Lieb' und Angſt
Euch hier umfaſſ' und, wie's dem Vater ziemt;
Euch mit Gewalt von dieſem Abgrund reiße!

Donald.

Zurück! Verwegner! Sieh, dein Herr bin ich!
Wagſt du noch einen Schritt, entdeck' ich mich
Dem Feinde!

Katmin.

Armes Volk! Du biſt verlaſſen!
Getäuſchter Vater! Deines Thrones Erbe
Erſchrickt vor deiner Größe, öffnet nur
Die junge Bruſt den weichlichſten Gefühlen,
Und rennt dem Tode zwecklos in den Rachen!
Herr, ich beſchwör' euch!

Donald.

Spare Zeit und Worte,

Du wirſt mich nie verſtehn, dir bleibt das fremd,
Was hier mich feſt hält, haſt es ſchon geſchmäht! —

Katmin (einlenkend).

Geſchmäht? Mein Gott, wie ihr mich mißverſteht!
Begreift doch erſt, wie ganz ich mit euch einig!
Aus reinem Mitleid nur, aus Menſchenliebe,
Beſtürm ich' euch! nicht länger hier zu bleiben;
Hin eilen ſollt ihr, und des Königs Gnade
Erflehn, eh er das Todesurtheil ſpricht,
Und während er dem Sohn die erſte Bitte
Gewährt, führ' ich die Unſrigen hierher,
Verkünde eure Großmuth, und die Feinde
Ergeben ſich und beugen ſich vor euch!

Donald.

Und wenn ſie wirklich deinen glatten Worten
Vertrauen, weil du meinen Namen nennſt,
Wenn du die Opfer im Triumphe bringſt,
Und mich des Vaters Haß erfüllter Sinn
Dann ſchon mit kalter Strenge abgewieſen?
Wie dann?

Katmin.

Was ſchreckt ihr euch mit ſolchen Zweifeln!

Donald.

Und auf dem Richtplatz ſeh' ich dann ſie wieder:
Da nahn die hohen, lieblichen Geſtalten,
Erkennen den treuloſen Bürger — — ſchreiten,
Verachtend ſtill an mir vorüber, und
Ich ſeh' um einen bleichen, holden Mund
Ein ſchmerzlich Lächeln zucken, und mir ſagen:
„Wir ſchützten dich! — Du haſt uns doch verrathen!"

Katmin.

Nicht doch!

Donald.

Ich muß mich ſicher mit euch ſtellen.
Den Vater kenn' ich kaum, ein finſtres Bild
Gibt mir von ihm des Knaben früheſte
Erinnerung, er iſt mir fremd geblieben;
Von ſeiner unbeugſamen Strenge ſpricht
Der Ruf, und was ich hier vernommen —

Katmin.

Wie,
Ihr traut dem Wort des Feindes?

Donald.

Mehr als deinem!

Katmin (empfindlich).

So? Nun Glück zu!

Donald.

Denn deine Worte ſind
Die mühſam auferzognen, bleichen Kinder
Der Furcht und Schlauheit, jetzt erkenn' ich ſie,
Obgleich du ihnen andre Namen gibſt.
Es iſt dir nur um heile Haut zu thun,
Drum räthſt du bald zu bleiben, bald zu fliehn,
Und borgſt dir meines Sinnes Farb', um mich
Für deine feigen Plän. zu gewinnen!

Katmin.

Ich bin ein treuer Diener!

Donald.

Zum Gehorſam
Biſt du geboren, drum gehorche! Fort!
Was ſtehſt du? Hin zum König: meinem Vater!
Sag' ihm, mein Leben läg' in Feindes Hand,
Durch völlige Begnad'gung der Rebellen,
Durch reichliche Entſchäd'gung ihrer Führer
Könn' er allein es löſen! — Will er aber
Nicht hören, und die mächt'ge Hand ausſtrecken,
Mein Leben mit Gewalt zu retten — nun
Dann ſag' ihm, hörſt du! daß ich's prophezeihe:
Er werd' es mit der blut'gen Fauſt zerdrücken!

Katmin.

Herr! wenn ich dieß verkünde, fällt mein Kopf!

Donald.

Du ſelbſt bauſt nichts auf meines Vaters Gnade,
Und willſt doch andre drauf verweiſen? Fort,
Du feiger Zweifler! Fort, es wiegt dein Kopf
Nicht eines dieſer edlen Häupter auf;
Wie du ihn ſchützeſt, das iſt deine Sache! —

Kutmin.

Ha! So? Nun ihr befehlt, ich muß gehorchen!
Gut! ich will gehn! Doch nur mit dem Beding,
Daß ihr gelobt, durch nichts euch zu verrathen,
Bis ich mit meiner Botschaft wiederkehre.

Donald.

Geh unbesorgt! — Was ich mir schuldig bin,
Und meinem Volke, weiß ich, und es soll
Bei meinem ersten Schritt auf diesem Boden,
Was es von mir erwarten darf, erkennen.

Kutmin.

Nun gut! Mein Roß ist augenblicks gesattelt.
Sucht ihr indeß mit Klugheit einen Grund
Für meine Reise. Wenn ich Abschied nehme,
Stimm' ich mit ein! So machen wir sie sicher!

(Ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Donald allein.

Donald

(nach einer kurzen Pause in Begeisterung recitirend).

„Stern der dämmernden Nacht! schön funkelst du in Westen!
Du hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke,
Und wandelst stattlich deinen Hügel hin!"

(Ganz kurze Pause.)

Vertraute Stimm', in dieser tiefen Nacht,
Willkommen Geistergruß aus Selmas Hallen!
Du hast mich oft erquickt, jetzt leite mich!
Ja! Führt mich eure Bahn, ihr Heldengeister,
Daß ich, ein Stern der Nacht, mein Haupt erhebe!

Sechzehnter Auftritt.

Donald. Alona.

Alona.

Biſt du allein? —

Donald.

O komm!

Alona.

Du wagſt zu bleiben?
Indeß dein Vater uns verlaſſen will? —

Donald.

Was du erträgſt, iſt mir auch nicht zu ſchwer.

Alona.

Verſteh' mich recht! es iſt hier nicht die Rede
Von einem Heldenwageſtück! O nein,
Von ſolchem mahnen Schottlands Töchter nie
Zurück! — Allein wer ſich entreiſten will,
Dort, wo er mit dem heiligſten ſein Spiel
Getrieben, ſeiner Lüge ſich zu ſtellen,
Der wagt zwar viel, allein er iſt kein Held,
Und ſeiner Ehre iſt die Flucht zu rathen!

Donald.

Das ſagſt du mir?

Alona.

Vergeßner, armer Prinz!
Der Sieg hat deiner nicht bedurft! Nicht einer
Vermißt dich, wenn der Siegesbecher kreiſt,
Denn vor dem unerfahrnen Mädchen war
Es leichter, Fürſt zu ſeyn, als in der Schlacht!

Donald.

Was iſt das? Sprich!

Alona.

Nicht um dich zu beſchämen,
Seh ich dich noch einmal!

Donald.

Du traufſt mir nicht?

Alona.

O, ſchweig! und geh! — Es kommen finſtre Stunden,

Und wie sie näher schreiten, fühl' ich's klar,
Daß Schmerz und Tod zwei große inhaltschwere
Geheimnisse, die man allein nur oder
In seiner Lieben Kreis empfangen mag.

Donald.

Mich stoßt du aus? Was hat dich so verwandelt?
Der Seele zart .e Geheimnisse
Hast du mir nicht verschwiegen, hast das Meine,
Woran mein Leben hängt, empfangen, und —

Alona.

Du wagst, an jene Stunde mich zu mahnen? —
Vernahmst du nicht aus Edgars eignem Munde,
Daß Donald an des Heeres Spitze siegte,
Indeß du dich in seinen Namen legst?

Donald.

Und dieser Lüge wegen — —

Alona.

Sollst du fliehen!
Dein Vater hat mir alles offenbaret.
Ein herzlos Spiel hast du mit mir getrieben!
Was hatt' ich dir gethan, leichtsinn'ger Jüngling!
Daß du mir an des Lebens Grenze nicht
Den allerherbsten Schmerz ersparen mochtest?
(Sie wendet sich schmerzlich ab.)

Donald.

Jetzt seh' ich Licht!
(In sich versunken.)
So also grüßt mich Schottland?
Des Menschen Höchstes zeigt es mir so nahe,
Und dennoch soll ich an der goldnen Pforte
Ein armer abgewies'ner Bettler stehen?
Ihr habt euch all' in mir verrechnet! — Nein!
Was mir gehört, das soll mir keiner rauben!
(Zu Alona, die ihm fern geblieben.)
Du sollst erkennen, ob ich herzlos bin;
Nur mit dem Tod treib' ich ein ernstes Spiel,
Und will ihm hier die Lust zum reichen Mahle
Vergällen!

Alona.

Nein! ich fordre nichts von dir,

Als daß du gehſt! Ich will mit meinen Lieben,
Mit Gott allein ſeyn! Du vermagſt uns nicht
Zu retten, und ich möcht' auch nicht durch dich
Gerettet ſeyn!

Donald (für ſich).

Die Prüfung iſt zu ſchwer!

Alona.

Ich bin bereit zu ſterben! — Aber wenn
Der Feind ſich immer näher um uns drängt,
Der letzte Kampf beginnt — von unſern Treuen
Dann einer nach dem andern blutend fällt,
Wenn endlich Edgars Kraft gebrochen, wenn
Im Siegsgeſchrei des Feindes ich des Todes
Furchtbare Stimm' erkenne, und zuletzt
Die Feuersbrunſt, durch die Gemächer ſchreitend,
Mit ihren Flammenarmen nach mir langt,
Dann könnte doch das Grauen der letzten Stunde
Mein Herz erfaſſen, und ich bang' und weinend
Mich an die Bruſt der Mutter flüchten. — Nein!
Du ſollſt das Mädchen nicht mehr ſchwach erblicken,
Das deinen Worten ſchwach genug getraut!
Ich kann nicht ruhig ſterben, biſt du nahe,
Denn tiefer Schmerz ergreift mich, ſeh' ich dich!

Donald

(in ihrem Anſchauen verſunken).

Willkommen, Schmerz! du zartes, ernſtes Kind,
Das unter ihrem Herzen groß geworden!
Du biſt mir von dem Reichthum deiner Heimath
Ein viel bewährt'rer Zeug', als deine Schweſter,
Die Wonne! — Aber ſchweig, bewegtes Herz!
Erfüllt auch mich, ihr Todesahnungen,
Daß kein Gefühl in meiner Bruſt erwache,
Bis ich mein Werk vollendet!

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Malthos. Braſſolis. Edgar.

Malthos.

Biſt du da,
Mein treuer Tom? Seyd ihr zugegen alle?

Braſſolis.

Sie ſind noch nicht verſammelt!

Edgar (zu Donald).

Aber dich
Erblick' ich noch?

Alona.

O, heiß' ihn ernſtlich gehn!

Malthos.

Wer iſt noch hier?

Braſſolis.

Der junge Pilger!

Malthos.

Geh!
Und führe ſchnell das Leben mit dir fort!
Es wird die Burg zu eng, wir brauchen Platz,
Mit ſeinem ſtattlichen Gefolge kommt
Der Tod zu Gaſte!

Donald.

Laßt mich ihn empfangen,
Treibt nicht mich von euch! braucht ihr keinen Freund
In dieſer ernſten Stunde?

Malthos.

Keinen mehr.

Edgar.

Du kommſt zu ſpät! — Noch geſtern wärſt du mir,
Ein Freund, erſchienen, hätteſt du die Schlacht
An meiner Seite kämpfen wollen!

Donald.

Ach!
Wohl ſehnt' ich mich zu dir, und in die Schlacht!

Edgar.

Und dennoch bliebſt du hier im Schutz der Frauen?

Warum verbargſt du dich vor meinem Hauptmann,
War er ein Räuber? Hat er dich geſucht?
Biſt du der Prinz, den er zu fangen glaubte?
O Menſch! was gäb' ich drum, wärſt du der Donald!

Donald.

Und wär ich's nun?

Edgar.

Dann wollt' ich mir den Sieg
Trotz der verlornen Schlacht durch dich erkaufen!
Du ſollteſt zittern, wenn dir meine Hand
Den Todesbecher an die Lippen preßte,
Ob auch dein Vater um dein Leben flehte,
Der Rache wär's verfallen, wenn ihr nicht
Im Schwur entſagtet der geraubten Krone!

Donald.

Wär' ich der Prinz, entſagen würd' ich nie;
Denn, ob ich gleich dein Leben retten möchte,
Die Krone ſetzt' ich nimmer dir auf's Haupt!

Edgar.

So geh hinaus, und huld'ge dem Tyrannen!
Was drängſt du dich! ein ſolcher Freund, uns auf,

Braſſolis.

Dein braver Vater hatte andern Sinn!
Verweilſt du blos, um uns dieß kalte Wort
Als Abſchied noch zu bringen?

Donald.

Edle Frau!
Vor eurer Größe neig' ich ſtill mein Haupt,
Ihr ſeyd im vollen Sinne Königin,
Doch einen König habt ihr nicht geboren,
Denn ſeit ich dich, du rauher Held, erkannt,
Begreif' ich, daß du ſelbſt dein Recht zertreten.

Edgar.

Denkſt du vielleicht, ich ſey vom Kampf ſo matt,
Daß du mich ungeſtraft verhöhnen könn'ſt?

Donald.

Verkenne nicht den reinen Sinn des Pilgers,
Der ſich in der Gewitternacht dir naht,
Ein treuer Bote mit der hellen Leuchte:

Er zeigt dir, daß du einen Irrweg wähltest,
Und hält dich auf, damit du nicht verzweifelnd
Im Pfuhl des Menschenhasses untersinkst.

Edgar.

Ja, Haß erfüllt mich, denn ich bin verrathen!

Donald.

Das Volk hat deinen Vater treu beweint,
Hat dich im Sonnenbrand des heißen Tages
Herauf gesehnt.

Edgar.

Und bin ich nicht erschienen?

Donald.

Warst du die Wolke, die der Sonne Gluth
Siegreich mit ihrem dunklen Schild bedeckte?
Die selbst im Graus des Kampfes Segen gab,
Und mit dem Blitzstrahl nur die Höhen traf?
Nein, gleich dem Meer, das gierig alle Ströme
Auffängt, durch ihre Kraft zum Riesen wächst
Und rings umher das schöne Land verwüstet,
So stehst du da! — erschrocken klimmt das Volk
Den kahlen Fels, den heißen Sandberg auf,
Und, zagend um das arme Leben, ruft's:
Herbei, du Sturm, komm wieder, glüh'nde Sonne!
Verzehrt das Meer, wir wollen gern, wie früher,
Im Schweiß des Angesichts, doch sicher wohnen!

Edgar.

Und solch ein elend Leben zu erbetteln,
Verräth das Volk mein Recht an den Tyrannen!

Donald.

Es hat dich nicht verrathen! — Ist dir's nicht
In Lieb' und in Begeistrung zugeströmt,
Daß es dein Recht mit Gut und Blut vertrete?

Edgar.

Wo ist es nun?

Donald.

Du hast es selbst verscheucht!
Nicht mit dem Gegner nur hast du gestritten,
Nicht seine Krieger bloß mit Krieg verfolgt; —
Die Rache war dein Herold, dein Panier

Die Flammen, deine graſſen Siegeslieder
Der Mutter Angſtruf, und des Säuglings Wimmern:
Das Land, das du begehrt, haſt du verwüſtet,
Und Väter, Söhne, ſollten dir, dem Würger,
Begeiſtert folgen, dir ihr Glück vertraun,
Dir, dem die eigne Mutter keine Ahnung
Von Lieb' und Menſchlichkeit in's Herz gehaucht!

Braſſolis.

Mein Sohn!

Edgar.

Zur Rache haſt du mich erzogen!

Alona.

Gott! meine Mutter!

Braſſolis.

Vater! ſchütze mich,
Der eigne Sohn klagt ſeine Mutter an.

Mathes (zu Edgar).

Schweig! Deine arme Mutter iſt mein Kind!
Ich gab ſie deinem mildgeſinnten Vater.
Ihm gleichſt du nicht, du gleichſt dem blinden Ahn,
Und ob ich gleich das Abbild meiner Jugend
In dir erkenne, graut mir doch davor!

Edgar (ſinnend).

Und hätt' ich nun geſchont?

Donald.

Wenn du dich ſelbſt
Beſiegt, du ſtändeſt jetzt als Sieger da.
Wär' des Geringſten unbedeutend Recht
Ein heil'ger Grenzſtein dir geweſen, hätten
Das deine tauſend Hände aufgebaut.
Des Volkes Hoffnung ſtand auf dich, es glaubte:
Wem eignes Recht mehr als das Leben gilt,
Der wird auch unſrer Rechte Schutzgeiſt ſeyn!
Warſt du's?

Edgar.

Ich kannte nur ein Recht, das Meine!
Hätt' ich's erlangt, mein Rächeramt erfüllt,
Dann, fühl' ich, wär' ich auch gerecht geworden.

Donald.

Wer die Gerechtigkeit des Thrones Stufen
Nicht mit hinauf führt, — wer nicht vor ſich ſelbſt
Ein Fürſt iſt, eh er nach der Krone faßt, —
Der wird nur weiſe, wenn für ihn die Völker
Das ſchwere Lehrgeld zahlen!

Braſſolis.

Nein! Bei Gott!
Ich würd' ihm ſelbſt das Richtſchwert aus der Hand
Gerungen haben.

Donald.

Aber viel zu ſpät!
Zertretne Saaten keimen wieder auf,
Aus Trümmern baut der Friede neue Hütten!
Doch was die Rache an den Tod verpfändet,
Erwacht nicht mehr! Mit allen Strömen Blut,
Die du verſpritzt, haſt du des Vaters Herz
Nicht mehr belebt! Mit allen Lebensflammen,
Die du geraubt, vermochteſt du das Licht
Der Augen dort nicht wieder anzuzünden!
Mit allem Menſchenrecht, das du zertrümmert,
Haſt du dein Recht auf Recht doch nicht erbaut!
O weinen möcht' ich, faßt mein Herz die Summe
Von Noth und Elend, die du ausgegeben!

Alona (für ſich).

Verſchweig' es, Herz! was du in Wonne ahneſt!

Malthos.

Ich fühle, Jüngling, du haſt Recht! Obgleich
Ich ſeit der langen tiefen Nacht nicht mehr
Im Menſchenantlitz Luſt und Schmerz erkannte,
Und, wie man weint und lächelt, längſt vergaß.

Braſſolis.

O, wärſt du meines Sohnes Freund geweſen!

Edgar.

Was hältſt du mir dieß grelle Licht vor's Auge! — —
Es iſt zu ſpät! — —

Donald.

Nein! — wende nicht ſo finſter
Dich von mir ab, ich reiche dir die Hand!

Demüth'gen dich, das wollt' ich nicht, jedoch
Dein Volk vor dir rechtfertigen, und ſo
Den bittern Haß dir aus der Seele reißen! —
Dein Recht galt eine Krone, doch viel älter
Als ſolch' ein Fürſtenanſpruch ſind die Rechte
Der Menſchen und der Völker, nur aus ihnen
Sind die erhabnen Säulen aufgebaut,
Auf welchen ſich das große Fürſtenrecht
Gleich einer Domeskuppel ſchützend wölbt,
Damit das Volk in Frieden drunter bete. —
Die Kuppel ſtürzte, weil du ihre Säulen
Zertrümmert. Haſſe nicht das arme Volk,
Das vor der ungezähmten Kraft entflieht,
Und in der tiefen Nacht dem leiſen Schimmer
Des Morgenroths, der ihm den Tag verheißt,
Die Arme ſehnſuchtsvoll entgegen breitet!

Malthos.

Und wär' es dennoch nur ein Nordlicht?

Donald.

Gott!
Verhüt' es!

Edgar.

Donald iſt uns fremd geblieben!

Donald.

Er iſt ein Schotte! während dich die Mutter
In tiefer Abgeſchiedenheit erzog,
Hielt ihn der große Knuth wie ſeinen Sohn,
Und ließ ihn Zeuge eines mächt'gen Waltens,
Und einer ſeltnen Herrſchertugend ſeyn.

Edgar.

Hat er dort Fürſt zu ſeyn gelernt?

Donald.

Das ſteht
Zu hoffen. Aber das freiwillige
Geſchenk des Sieges, das ſein Volk ihm bringt,
Das kann er nicht, das wird er nicht verkennen,
Das muß ihn kräft'gen, unerfüllt nicht eine
Der Hoffnungen zu laſſen; muß ihn treiben,
Auch deine Rachegeiſter zu verſöhnen.

Edgar (die Mutter umfaſſend).
Vergib mir, Mutter! ich verſtand dich nicht!

Braſſolis.
Mein iſt die Schuld! ich liebte nur den Einen,
Nur um den Einen weint' ich! er vergebe,
Daß ich für ihn nur Lieb' und Thränen hatte!

Alona
(führt Donald raſch vor und drückt ſeine Hand an ihre Lippen).
Kannſt du verzeihn, daß ich an dir gezweifelt? —

Donald.
Was thuſt du, Mädchen?

Alona.
Reine, theure Hand!
Du nur! du hältſt des Morgenrothes Fackel!
(Raſch ab.)

Edgar.
Willſt du mich nicht verlaſſen? Willſt du bleiben?
Zur kurzen Freundſchaft biet' ich eine Hand,
Nach welcher ſchon der Tod die ſeine ſtreckt!

Donald.
Froh ſchlag' ich ein, und komm' ihm ſo zuvor!

Braſſolis.
Verweile Tor! und ſchone dieſer Stunde!

Malthos.
Ich heiße dich willkommen, Friedensbote!
Die Geiſter meiner Väter ſenden dich,
Mir Licht zu geben, eh' ſie mich empfangen!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Tom. Katmin.

Braſſolis (zum Vater).
Tom kommt allein!

Malthos.
Wie? keiner will dir folgen? —

Edgar.

Biſt du der einz'ge Treue? — Nun dann öffne
Das Thor, und gib die Flucht den andern frei!

Com.

Es trauern alle, daß ihr Zweifel hegt,
Und daß ſie ſich zur Frag' euch ſtellen ſollen:
Ob ſie die Flucht dem treuen Tode vorziehn?

Edgar.

So fänd' ich hier noch Treue? —

Malthos.

Bleiben alle?

Com.

Sie wollten erſt ins tiefre Hochland ziehen,
Des Königsſtammes blinden Ahn zu ſuchen —
Denn ſeit ſo vieles Blut umſonſt gefloſſen —

Edgar.

Mich alſo wollen ſie verlaſſen?

Com (zu Edgar).

Herr!
Sie hofften den verborgnen Aufenthalt
Des edlen Malthos von euch zu erfahren,
Gedachten euch zu ihm zu führen, und
Weil ſie des Greiſes Weisheit mehr vertraun,
Als eurer jugendlichen Kraft —

Edgar (ungeduldig).

Nun, ja doch!
Ich beuge mich vor ihr! doch er iſt hier!

Com.

Das ſagt' ich ihnen, deßhalb bleiben ſie,
Und bitten, daß ihr eilig Boten ſendet,
Um zu verkünden: Malthos ſey zugegen,
Und wolle ſelbſt das Regiment ergreifen!

Malthos.

Und dann?

Com.

Dann wird das Volk, ſo hoffen ſie,
Sich um euch ſammeln, mit erneuter Kraft
Für euch den Kampf beginnen!

Malthos.

Ja! mein Schottland!
Du biſt es werth, den letzten Schritt zu wagen!

Katmin.

Hat euch mein Sohn den Grund von meinem Scheiden —

Donald.

Noch ſagt' ich nichts!

Katmin.

Verliert die Hoffnung nicht,
Noch ſeh' ich einen Weg zu eurer Rettung.
In Rom erhielt ich einen wichtigen Auftrag
Vom heiligen Vater an Malkolm den König,
Betreffend ſeinen Streit mit eurem Hauſe;
Doch darf ich nur dem König Rede ſtehn.
Laßt mich zu ihm, beginnt indeß nichts weiter,
Ich bring' euch ſicher eine gute Botſchaft.

Donald.

Und daß ihr keinen Zweifel hegen mögt,
Und daß er ſeinen Auftrag treu erfülle,
Bleib' ich als Geißel!

Edgar.

Nein! du bleibſt als Freund!

Braſſolis.

Denn wo du biſt, iſt aller Zweifel fern!

Malthos (zu Katmin).

Von deiner Klugheit hat die Tochter mir
Viel Rühmliches erzählt; für deinen Willen,
Uns beizuſtehn, bürgt mir der reine Sinn
Des Jünglings. Auf den glücklichen Erfolg
Von deiner Botſchaft bau' ich zwar nicht mehr,
Doch magſt du gehn, und Tom begleite dich!

Katmin.

Weßhalb? glaubt ihr etwa —

Braſſolis.

Was haſt du, Vater? —

Malthos.

Auch einen Auftrag! Wenn vielleicht der deine
Gehör nicht findet, wird der meine wirken!
Laßt mich allein mit Tom!

Brassolis.

Jetzt kein Geheimniß!

Edgar.

Du gönnst mir keine Stimm' in deinem Rathe?

Malthos.

Ich bin der Vater! Muß das Haus beschicken!
Mein letzter Wille gelt' euch als Befehl!
Jetzt laßt uns!

Katmin.

Tom, ich werde dich erwarten!

(Winkt Donald geheimnißvoll zu und geht ab.)

Donald (zu Edgar).

Zu deinen Waffenbrüdern führe mich,
Dort bleib' ich, bis die Boten wiederkehren.

(Beide ab.)

Brassolis.

Vergiß nicht, Vater! daß ich deine Tochter!

(Ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Malthos. Tom.

Malthos.

Tritt näher, Tom!

Tom.

Hier bin ich, Herr!

Malthos.

Nicht wahr,
Dein Haupt ist sicher, seit es meine Augen
Zum letzten Mal erblickten, grau geworden!

Tom.

Schon lange haben es die schweren Wolken
Mit Schnee bedeckt.

Malthos.

So kann ich denn mit dir
Den meiner Sehnsucht frei und freudig sprechen,
Daß endlich mir der Frühling nahen möge.

Com.

Ich zittre, Herr! Wenn dieſe Todesſehnſucht
Der Eingang zu der Botſchaft an den König!

Malthos.

Du biſt ein Greis, und wirſt den Greis verſtehn.
Weil du das eigne Leben geizig ſparteſt,
Um in der Noth es deinem Herrn zu leihen,
Will ich dir dieſen Auftrag anvertraun.
Verhandle ſelbſt in meine Hand voll Stunden
Dem Lebensgierigen um hohen Preis.

Com.

Ich faſſ' euch nicht!

Malthos.

Auf, rüſte dich als Herold,
Und eile nach des Königs Lager, ſprich:
Obgleich der Sieg ihm durch Verrath gelungen,
Doch ſey noch nicht der alte, blinde Löwe
Gefangen! Melde ihm, was von mir die Freunde
Erwarten, daß ich meine Stimme nur
Erheben darf, um ihm den letzten Kampf
Zum allerſchwerſten, blutigſten zu machen.

Com.

Das will ich treulich berichten! Aber dann?

Malthos.

Und wenn er ſinnt! — dann bring' ihm einen Gruß
Vom alten Malthos! Sprich: er laſſ' ihn warnen
Vor weitrem Blutvergießen; biet' ihm Friede;
Gelobe ſtill, die Waffen abzulegen;
Und wenn er ſeiner Tochter ungekränkt
Verſtatten wolle, mit den Ihrigen
Das undankbare Schottland zu verlaſſen,
Woll' er ſich ſelbſt ihm willig überliefern,
Daß auch der Rache nicht ihr Opfer fehle!

Com.

Ach! Herr! er läßt euch an den Richtblock ſchleppen!

Malthos.

Daß weiß ich!

Com.

Hofft ihr von des Pilgers Auftrag
Aus Rom denn nichts?

Malthos.

Was er auch gelten mag,
Ein Ohr, das taub für seines Busens Stimme,
Das hört auf Roms entfernte Warnung nicht.
Die Rache schläft nicht ein, bis sie gesättigt!

Com.

Wollt ihr nicht Boten senden, nicht das Volk
Aufs neu um euch versammeln?

Malthos.

Nimmermehr!
Nur neues Elend brächt' ein neuer Kampf!
Ergar ist leider noch zum Thron nicht reif,
Und Malthos überreif. Drum muß es seyn.

Com.

Mein Gott! ich soll — —

Malthos.

Den letzten Dienst mir leisten!
Geh zu Malkolm! und wenn des Pilgers Auftrag
Uns günstig scheint, und wenn der König schwankt,
Dann bring' ihm meinen ernsten Friedensgruß!
Er wird, mit diesem leichten Sieg zufrieden,
Sein Opfer gierig fassen, und die meinen,
Die jetzt ihm wen'ger furchtbar sind als ich,
Vielleicht verschonen.

Com.

Und ich soll die Botschaft,
Daß euch der Tod erwarte, heimwärts tragen?
Ich werde sprachlos vor dem König stehen,
Denn mir wird seyn, als sollt' ich euch verrathen!

Malthos.

Gedenk' an meine müden, ausgebrannten,
Und an die heißen Augen meiner Kinder!
Geh, sey ein treuer, ein beredter Herold!

Com.

Nun, muß es seyn! ich feig' euch in den Tod!

Malthos.

Die Zeit iſt edel! zögre nicht, und eile!

Tom.

Mein theurer Herr! Lebt wohl!

Malthos.

Mach uns nicht weich!

Tom.

Nur dieſen Augenblick ſollt ihr mir laſſen!
Noch einmal will ich eure Knie umfaſſen,
Und dann empfangen meinen Todesſtreich!

(Er umfaßt Malthos' Knie, der ſich zu ihm herabneigt.)

Dritter Aufzug.

Die Bühne wie in den beiden erſten Akten.

Erſter Auftritt.

Donald gewahrt **Duſtan.**

Donald.

Still, mäß'ge deine Haſt! du ſtörſt den Schlaf,
Der kühlend auf den heißen Augen liegt,
Die einen bangen Tag durchwachten.

Duſtan.

Nein!
Du mußt ſie eilig wecken, denn ich komme,
Ein ſchwerer Traum der Nacht, der ſchreckt und warnt! —

Donald.

Gib mir allein, was du an Schrecken bringſt.

Duſtan.

Wir ſind jetzt nur ein Körper, eine Seele,
Das Haupt darf nimmer ruhn, wenn ſich der Arm
Zum Schutz erheben ſoll! drum ruf es wach!

Ich bringe wicht'ge Botſchaft, blut'ge Zeugen,
Daß ihr verrathen, ſchändlicher aufs neue
Verrathen ſeyd, als je!

Donald.

Beruh'ge dich!
Wir ſpotten des Verrathes; aber wach
Soll er uns finden! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Duncan allein.

Duncan.

Armer Schlaf, entflieh!
Erhebe deine ſchweren Fittige,
Eh ſich der immer wache Geier naht!
Es werden alle Geiſter menſchlich ſchwach,
Sobald ſie einziehn in die Menſchenbruſt.
Furcht, Hoffnung, Schmerz und Freude, Lieb' und Haß,
Sie neigen in des Herzens Kammer alle
Ihr müdes Haupt, wenn uns der Schlaf beſchleicht.
Nur der Verrath wird nicht von ihm befallen,
Weil er unmenſchlich, kennt er keinen Schlaf!

Dritter Auftritt.

Duncan. Malthos. Braffolis. Edgar. Donald.

Edgar.

Was bringſt du? Warum haſt du deine Schaar
Zur Nacht verlaſſen?

Braffolis.

Kommſt du als der Letzte?

Malthos.

Hat dich der Feind hierher zurück gedrängt?

Iſt unſer Aufenthalt erſpäht? Die Burg
Umzingelt? —

Duncan.

Nein! noch halt' ich meinen Poſten,
Und unſre blanken Schilder decken noch,
Wie friſcher Schnee, die Spur des edlen Wildes.
Jedoch im Schutz der Nacht ſuch' ich euch auf,
Ihr müßt uns näher, dichter an euch ziehn,
Denn, während wir dem Feinde dort uns ſtellen,
Bahnt ſich durch Moor und Dickicht der Verrath
Den Weg, und würgt euch hinter unſerm Rücken.

Edgar.

Verrath? hat ihn das Werk des letzten Tages
Noch nicht ermüdet?

Graffolin.

Kennt dieß Ungeheuer
Nach ſolcher Arbeit keine Ruhe?

Duncan.

Keine!
Ihr habt vor Abend nach des Königs Lager
Von hieraus einen Herold abgeſendet?

Malthos.

So iſt es! traf mein treuer Tom auf dich?

Duncan.

Ich bring' ihn euch zurück.

Edgar.

Zurück, den Herold?

Donald.

Wo blieb der Pfleger, der mit ihm gezogen?

Duncan.

Ihn traf ich leider nicht! den frommen Mann
Hätt' ich noch lieber euch zurückgeführt!

Malthos.

Ruft mir den Tom! er ſoll mir Rede ſtehen.

Duncan.

Zuvor hört mich! ich bring' euch beſſre Kunde!
Ihr, die beſiegten Fürſten, ſeyd gerächt!
Zum Feinde zwar entflohen die Verräther,
Mit Jubel wurden ſie begrüßt, allein

Sie brachten unbewußt die Rache mit;
Denn eine treue Hand, die fortgeriſſen
Vom Strom der Ueberläufer, in die Nähe
Malkolms gerieth, hat aus dem tiefſten Haufen
Den ſchärfſten unſrer leicht beſchwingten Boten
Dem König zugeſendet — einen Pfeil.

Braſſolis.

Hat er getroffen?

Edgar.

War er ſtark genug,
Um ſich am Königsblute ſatt zu trinken?

Donald.

Wie? ſagteſt du, der König ſey verwundet? —

Duffan.

Der Bote drängte ſich zum Pförtchen ein,
Durch welches alle Lebensbilder ziehn:
Er traf des Königs Auge!

Donald (abgewendet für ſich)

O, mein Gott!

Malthos.

Der Pfeil war kalt! Hm! glühend war das Eiſen
In meinen Augen.

Braſſolis.

Die Vergeltung waltet!

Edgar.

Vergeltung? Nein! was gilt ein einzig Auge?
Hat er nicht Tauſende mit Nacht verhüllt?

Duffan.

Was auch der Menſch verſchwendet und geraubt —
Doch hat er zum Erſatz ein Leben nur,
Und mehr kann ſelbſt kein Richter von ihm fordern!

Edgar.

Der Pfeil hat nur das Auge ihm getroffen?

Duffan.

Doch drang er tief!

Donald (für ſich)

Er dringt in meine Bruſt!

Duffan.

Und wenig Stunden drauf verſchied der König.

Graffolin.

Der König tot?

Donald (für sich).

Mein Vater! O, mein Vater!

Malkolm.

Ja, Aug' um Auge!

Edgar.

Leben auch um Leben!
Sie haben mich verlassen, mich verrathen,
Allein die Rach' ist stärker als Verrath!
So ist es gut! Geblendet erst, dann tot! —
Mehr will ich nicht! — —

Donald (für sich).

An deinem Sterbelager
Hat der erlogne, fremde Sohn gestanden.

Graffolin.

Nun frei ist Schottland! Der Tyrann gefallen!
Des Krieges Flammen hat sein Blut gelöscht,
Das Volk kann wieder seinen Fürsten wählen,
Wie es durch seine Edlen seinen Vater
Gewählt. — So nimm, mein Sohn, denn deine Rechte,
Und stelle dich mit ihnen zu der Wahl,
Denn eine Königin hat dich geboren!

Donald (für sich).

Ich hör' es, wie mich deine Stimme reizt,
Mein Vaterland! Doch darf ich noch nicht frommen!

Dufan.

Dort ist von seiner Wahl die Rede! Nein!
Die Witwe des Malkolm ernennt den Streit,
Denn, ihrem Sohn, meint sie, gebühr' die Krone,
Und euer Untergang soll sie ihm sichern.

Edgar.

Woher denn weißt du alles?

Dufan.

Kurz vor Abend
Erschien bei mir ein Herold, im Geheim
Des Königs Tod zu melden; denn noch hatte
Man sorgsam ihn dem eignen Heer verschwiegen,
Um nicht die Zügellosigkeit der Sieger,

Mit der Malkolm das Land in Schrecken setzt,
Durch diese Todespost zu früh zu hemmen.

Edgar.

Dir aber gab man dieß Geheimniß preis? —

Dustan.

Uns zu gewinnen, schien der Tod des Königs
Ein glückliches Ereigniß, deßhalb schwieg
Der Herold nicht, und forderte im Namen
Des Prinzen Donald und der Königin
Zum Uebergang uns auf, mit der Verheißung
Des reichsten Lohns und völliger Begnad'gung,
Wenn wir euch all' ihm überliefern wollten!

Donald (für sich).

Verruchter Unhold! der auf meinen Namen
Sein Spiel mit Sieg und mit Verrath beginnt!

Edgar.

Nun? hast du dankbar eingewilligt? Kommst
Gutmüthig, mir das Lebewohl zu sagen?

Dustan.

Auf solche Fragen steht in meinem Auge
Die Antwort! genügt sie nicht, so fragt den Herold,
Den ich gleich einem Buben mit der Ruthe
Auspeitschen ließ. Ich denke, diese Antwort
Wird Donald wohl verstehn!

Donald (für sich).

Verlaß dich drauf!

Malthos (zu Dustan).

Das thatest du? —

Edgar.

Nimm meine Hand! ich danke! —

Brassolis (zu Dustan).

Schon rauhe Worte hab' ich heut von dir
Vernommen, wohl erkenn' ich jetzt, daß sie
Der alten Treue kräft'ge Kinder waren.

Dustan.

Doch sprach ich sie vergeblich aus; die Vorsicht,
Die jedes Werk beschirmen muß, ertrinkt
Im übervollen Strom der Leidenschaften,
Wie auch der Tugenden! Ich sag' es frei:

(Zu Edgar.)

Die ungezügelte Begier nach Rache
Hat deiner Schotten Liebe dir geraubt.

(Zu Braſſelis.)

Das ungeprüfte weichliche Vertraun
Hat dir den ſcheußlichſten Verrath geboren.

Braſſelis.

Wie das? — —

Malthos.

Den Tom verlang' ich!

Duſtan.

Nur Geduld!
Ich bring' ihn euch! Ihr habt die beiden Pilger,
Die gift'gen Schlangen, gegen mich geſchützt,
So mögt ihr nun den blut'gen Zahn erkennen,
Den ſie in eures Dieners Nacken ſchlugen.

Donald (dringend).

Duſtan! was that der Pilger?

Edgar (zu Donald).

Du erbleichſt? —
Was ſann dein Vater? — —

Braſſelis.

Nein, das iſt nicht möglich!

Donald (dringender).

Was that der Pilger?

Duſtan (zu Donald).

Wie? du biſt der Sohn?
Nun, Gott ſey Dank! ſo haben wir doch einen,
Auf deſſen Schultern wir die ſchwere Laſt
Der Strafe des Verrathes packen können!

Malthos.

Sprich deutlicher! ich kann nur Worte hören,
Nicht ſehn, was ſich auf eurem Antlitz malt!
Ruft mir den Tom!

Duſtan.

Der Wiederauferſtandne
Mag ſelbſt euch ſeines Todes Botſchaft bringen;
Doch den Verräther nehmt in ſtrenge Haft!

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ohne Duncan.

Donald (für ſich)
Ratmin! — Ich kann's nicht glauben!

Edgar.
Biſt du wirklich
Die Schlange, die mit ihren bunten Farben
Den Wandrer in der Wüſte an ſich lockt!

Braſſolis.
Du kannſt nicht auf Verrath geſonnen haben,
Indeß du Zeuge unſres Grames warſt!

Edgar.
Er ſchweigt? Ha! Mutter, ſahſt du nicht, wie ihn
Die Nachricht von dem Tod Malkolms erſchreckte?

Donald.
Ich traure menſchlich um des Königs Tod,
Und bang iſt mir vor dem, der folgen ſoll!

Edgar.
Ich oder Donald? wer von uns ſoll folgen? —
Um ihn nur kann dir bang ſeyn, nicht um mich!
Mir gibt des Königs Tod erneute Hoffnung,
Ihm aber bricht der blut'ge Schild entzwei,
Das macht euch bang, ihr wollt den Donald haben,
Nicht wahr? weil er euch reicher lohnen kann!
Dein Vater draußen treibt ſein Werk der Nacht,
Du aber drängſt mit klugen Worten dich
In mein Vertraun, verſuchſt mich zu bereden,
Daß ich des Thrones unwerth, willſt dadurch
Die letzte innre Kraft, das Selbſtvertraun,
In mir vernichten, und ich Thörichter!
Den Glauben an mich ſelbſt verlier' ich, nehme
Geheimen Haß für Weisheit!

Braſſolis (zu Donald)
Sprich ein Wort,
Das dich rechtfert'gen kann, ich will es dankbar
Erfaſſen, wie ein Schwert, um den Verdacht
Damit zu tödten.

Donald.

Wird es euch so leicht,
Das kaum geborne zarte Kind der Freundschaft
Hinaus zu stoßen, und an seine Stelle
Verdacht und Haß an eure Brust zu ziehn? —
Was auch geschehn, ich trage keine Schuld,
Ich ahn' es nicht einmal! Da, nehmt mich hin! —
Der Lüg' und dem Verrath will ich mich stellen,
Will sie empfangen, will sie hier besiegen!
Und wenn ihr mich und meinen Sinn gefaßt,
Dann werd' ich Rede stehn mit Schwert und Worten!

Malthos.

Das Ohr ist ihm geneigt, doch bin ich blind!
Tritt her zu mir, daß ich mit meiner Hand
Die Züge deines Angesichts erforsche.

Donald.

Noch trifft du auf der Stirn mir keine Wolken,
Erkennen wirst du bald den klaren Tag!

Malthos

(der ihm die Hand auf das Gesicht gelegt).

Mir ist, als hättest du bekannte Züge!

Braffolis.

An wen erinnern sie?

Edgar.

Wem gleicht er, wem?

Malthos.

Ich kann mich nicht besinnen, denn die Seele
Hat viel vergessen, seit das Auge todt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Duncan. Tom**, mit verbundenem Haupte, wird von einem Krieger hereingeführt.

Duncan.

Hier ist der Zeuge des Verrathes!

Graffolio.

Tom!
Voll Blut! und bleich! du gleichest seinem Schatten!

Edgar.

Was hat dich so entstellt?

Donald (für sich).

Warst du's, Katmin?

Malthos.

Zu mir! mein Tom, zu mir!

Tom.

Herr, eure Hand
Wird sich mit eures Dieners Blut beflecken!
Zürnt nicht, daß ich das Lager nicht erreichte;
Was ich euch bringen sollte, fand beinah
Ich früher schon, den Tod!

Malthos.

Wer hat gewagt
An meinen Herold seine Hand zu legen?

Tom.

Der Pilger!

Malthos.

Wie?

Edgar (auf Donalt zeigend).

Sein Vater?

Tom.

Ja! dort steht er,
Der Sohn des Mörders, der Mitschuldige!
Erpreßt ihm das Geständniß auf der Folter.

Edgar.

Er soll bekennen, aber erst berichte!

Tom.

Ich flog mit eurem Auftrag an Malkolm,
Als trüg' ich glüh'nde Kohlen auf der Brust;
Mir nach der Pilger, wie mein dunkler Schatten,
Und mit gewandter Rede wußt' er mir
Die Absicht meiner Sendung abzufragen.

Malthos.

Und du verriethest mein Geheimniß?

Tom.

Nein!
Doch da er mir von seiner Botschaft viel
Erfreuliches verhieß, gestand ich ihm,
Daß, ob mir gleich ihr Inhalt ein Geheimniß,
Ich doch mein Hoffen noch auf sie gestellt,
Um nicht den letzten schweren Schritt zu thun.
Da hercht' er auf! — —

Matthos.

Du sagtest ihm zu viel!

Brassolis (hinzu).

Was galt dein Auftrag, Vater?

Matthos.

Weiter, Tom!

Tom.

Und von dem Wege, der nach Blair uns führte
Zum Schlachtfeld, wo der König Lager hält,
Versuchte mich der Pilger abzuleiten.
Denn seitwärts schon erblickten wir Wachfeuer,
Und merkten bald, daß sich ein kühner Haufe
Des Feindes in die Flanke uns gedrängt.

Edgar.

So weit bereits? Der Feind nutzt seine Zeit!

Tom.

Dorthin verlangt' er. — Ich verweigert' es,
Und weil ich unsern Weg genauer kannte,
Griff ich ihm ohne Weitres in die Zügel,
Und zog sein Roß dem meinen nach. So bogen
Wir eben um den schroffen Felsenabhang,
Als plötzlich mir sein Dolch die Schulter traf,
Er stürzte mich die Kluft hinab und rief:
„Fahr' wohl! Das war der letzte kühne Schritt!"

Matthos.

Der Meuchelmörder!

Edgar (zu Donalt).

Freue dich des Vaters,
Du selbst den Lohn für seine That empfangen!

Donald (für ſich).

Weßhalb, ihr finſtern Mächte, ſtellt ihr mich
In einer Stunde zwiſchen Kron' und Schandpfahl? —

Duſtan.

Dort fand ich Tom, als ich den Tod des Königs
Euch hinterbringen wollte; durch die Schlucht,
In der er blutend lag, nahm ich den Weg.

Tom.

Ja! deine Sorge gab das Leben mir
Zurück, ein Wunder hat es mir erhalten.

Duſtan.

Erblickt ihr der Verrätherei Gewebe
Denn noch nicht deutlich? Zu den Feinden eilt
Der Vater, um ſie auf geheimen Wegen
Zum Ueberfall hierher zu führen!

Tom.

Ja!
Die feindlichen Wachfeuer ſind erloſchen,
Mithin ſchleicht ſich der Feind bereits herbei.

Duſtan.

Der Vater iſt der Führer, und der Sohn
Erwartet ihn, um ihm das Thor zu öffnen!

Donald.

Ein dunkles Thor will ich ihm öffnen! Ja!
Ich ſehne mich, ihn würdig zu empfangen!

Edgar.

Du gleisneriſcher Burſche biſt entlarvt!
Von alle dem Verrath, der mich getroffen,
Iſt dieß, ich ſag' es frei, der ſchmerzlichſte.
Verfolge mich! ich bin ein Kind des Haſſes,
Doch meine Lieben haben dich geſchützt:
Sieh, meine ſtarke Mutter weint um dich,
Alena träumt vielleicht von dir! und du? —

Donald.

Halt ein! Des Lebens Sicherheit gilt nichts,
Wenn der Verdacht ihm ſeinen Adel raubt.
Nicht trag' ich länger, was ihr auf mich häuft,
Und ob ihr gleich ins ſchwarze Meer der Schuld
Mich werft, ich werd', ein reiner Schwan, auftauchen.

Von jenem Pilger ſag' ich ganz mich los!
Entferne Tom und Duſtan! Euch allein
Will ich mich zeigen, wie ich bin.

Edgar.

Nichts mehr!
Verlaß dich drauf, die Stund' iſt nah, wo ich
Bis auf den letzten Tropfen deines Blutes
Dich kennen lernen werde! Nur Geduld!
Erſt gilt es, deinen Vater zu empfangen!

(Zu Duſtan.)

Fort, Duſtan! führe deine Schaar herbei,
Und lege ſie im nahen Hinterhalt,
Daß der Verrath uns ſtark und wachſam finde!

Malthos.

Beeile dich! die Burg iſt ſchwach bemannt!

Tom.

Ich bin an Wunden matt; und der Verräther
Kennt jeden Winkel.

Edgar.

Wir auch kennen ihn.

Braſſolis.

Nur noch in dieſer Nacht ſeyd wach! der Morgen,
Der über des Tyrannen Leiche aufgeht,
Bringt neue Hoffnung, denn die Furcht iſt todt!

Duſtan.

Ihr ſollt erkennen, daß ich für euch wache. (Ab.)

Malthos.

Du aber, Tom! geh, pflege deiner Wunden,
Beim Graun des Tages mußt du wieder fort!

Edgar (zu Tom).

Ich werde augenblicks am Thore ſeyn,
Doch ſende mir zuvor zwei ſtarke Männer,
Den Buben in den allertiefſten Kerker
Zu werfen.

Tom.

Ja! bei dem Geheul des Jungen
Fängt ſich der alte Wolf am ſicherſten. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Malthos. Braſſolis. Edgar. Donald.

Donald.

Edgar! Du darfſt dich nicht an mir vergreifen!
Hier iſt mein Platz! ich weiche nicht von hier!

Edgar.

Dein Schwert verlang' ich!

Donald.

Nein! das geb' ich nicht!
Vernimm mich erſt, eh' du mich richten willſt!

Edgar.

Kein Wort! — ich ſchäme mich der tiefen Regung,
Die ich dir zeigte! — Keine Sylbe mehr!
Die Rache rächt ſich, daß ich ihr die Bruſt
Nur einen Augenblick verſchloſſen! Ha!
Und ohne Waffen ſteh' ich! — Mutter, eile!
Bring' mir mein Schwert! Ich laſſ' euch nicht allein
Bei dieſem Mörder!

Donald (zu Braſſolis).

Bleib! nur an dein Herz,
Das mich vor menſchlicher Verfolgung ſchützte,
In deine Hand nur, armer blinder Greis,
Die klarer, als die lichterfüllten Augen
Aus meinen Zügen das Geheimniß las,
Will ich mein Schickſal legen!

Edgar.

Nein! mein Schwert!
Mit mir haſt du's zu thun, nicht mit den Meinen!

Braſſolis.

Vernimm ihn, Edgar! mäß'ge deinen Zorn!

Malthos.

Still! laß ihn frei bekennen! Meine Hand
Nennt einen ſchweren Namen! — Aber horcht!
Vernehmt ihr nichts? — Des Ueberfalls Getöſe —
Alena's Ruf! —

Alona (von außen).

Zu Hülfe! ach, zu Hülfe!

Malthos.

Dieß Angſtgeſchrei iſt ſeiner Schuld Bekenntniß!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Alona hereinſtürzend.

Alona.

Die Burg iſt überfallen! — unſre Zimmer
Durchſucht der Feind! — Ich bin ihm kaum entflohn! —
Er folgt mir! — rettet! —

Donald.

Stunde der Entſcheidung,
Sey mir willkommen!

Edgar.

Gib dein Schwert, Verräther!
Sonſt würg' ich dich mit dieſer Fauſt!

Donald.

Zurück!
Ihr ſeyd in meinem Schutz, vertraut euch mir!

Braſſolis.

Den Dolch mir, Vater!

Edgar.

Mutter, ſtoß' ihn nieder!
Die Thüren ſperr' ich!

Malthos (mit gezücktem Dolche).

Ha! wo iſt er? wo? —
In meine Bruſt dein Schwert! Im Todeskampfe
Will ich dich faſſen, daß die Hand des Weibes
Dich fällen ſoll!

Alona (Malthos aufhaltend).

Halt ein!

Donald

(zu Edgar, der die Thüre zuhält).

Die Thüren auf!
Laß ſie herein! ich will ſie hier empfangen!

Alona.

Er rettet uns!

Braſſolis.

Er hat uns ja verrathen!

Alona.

Verrathen! doch!

Malthos.

Todt alle, eh ſie kommen!

Alona.

Dann mich zuerſt!

Braſſolis.

Todt, Vater!

Donald

(zu Malthos, der Alonen erſtechen will).

Nein! dieß Leben

Iſt mein!

Edgar.

Ich kann nicht mehr, die Thüren brechen! —

So will ich denn auf deiner Leiche ſterben!

(Er ſtürzt ſich auf Donald.)

Achter Auftritt.

Die Thüren werden geſprengt. Herein ſtürzen **Katmin, Gervas** und mehrere Krieger des Malkolm.

Katmin.

Mir nach, hier ſind ſie! rettet dort den Prinz!

Ich bändige dieß Ungeheuer! —

(Während Gervas mit einigen ſeiner Leute den Donald umgiebt, überwältigt Katmin mit andern den Edgar. Malthos ſtellt ſich mit vorgehaltenem Dolch vor die Frauen.)

Donald

(hat, ſo wie die Thüren geſprengt werden, das Schwert gezogen und ſtößt Katmin nieder).

Stirb,

Verräther!

Katmin.

Knabe! Ha! falſch war die Rechnung.

(Er ſtirbt.)

Malthos.

Was geht hier vor? —

Braſſolis.

Der Sohn erſticht den Vater!

Alona.

's iſt nicht ſein Vater.

Donald.

Stirb! Du biſt der Erſte,
An dem ich hier mein Richteramt verwalte.

Gerras (zu Donald).

Wir ſind die euren, bringen euch den Sieg,
Ihr ſollt ihn haben gegen euren Willen!
Katmin iſt todt, ſo ſey der Ruhm denn mein!
(Zu ſeinen Kriegern.)
Friſch auf! faßt die erſchrocknen Feinde!

Donald.

Edgar!
(Auf Katmins Schwert zeigend.)
Dort liegt ein Schwert! Hilf mir die Sieger bänd'gen!

Edgar.

Was iſt das?

Donald
(zu Gerras und den Kriegern).

Kennt ihr mich? — ſo bebt und wißt:
Todt iſt der König! Euer Herr bin ich!

Gerras.

Malkolm, der König, todt?

Donald.

Hinaus mit euch!
Hier klebet der Verrath! ſo will ich ihn
Von Schottlands Boden tilgen, will ihm alles
Nachwerfen, was er mir gebracht! Hinweg!
Frei muß die Stätte ſeyn von ſolchen Thaten,
Auf der ein Kampf des Rechts beginnen ſoll!
(Einige tragen Katmins Leiche hinaus.)

Alona (begeiſtert).

Er iſt es, Mutter! Kennſt du ihn? er iſt es!

Braſſolis.

Wie faſſ' ich alles!

Gervas.

Herr, die Burg iſt unſer!
Katmin hat klug den Ueberfall geleitet,
Nur ihr vertretet eurem Sieg den Weg.

Donald.

Ich mag ihn nicht aus ſolcher Hand empfangen!
Hinaus mit euch! ſonſt treff ich euch als Feinde.

(Er treibt Gervas mit den Seinen hinaus.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Gervas und die Krieger.

Donald (zu Edgar).

Was ſtehſt du hier, ein ſteinern Bild? Erwache!
Ich gebe dir den Sieg hiermit zurück,
Und will nun Rede ſtehn mit Schwert und Worten.

Edgar.

Biſt du der Donald wirklich?

Donald.

Ja! ich bin's!

Braſſolis.

Du, Donald? —

Malthos.

Ja! er trägt des Vaters Züge.

Alona.

Ich wußt' es, Mutter!

Braſſolis.

Doch verſchwiegſt du mir's?

Donald.

Ich bin's! der Donald, der die Schlacht gewann,
War nichts als die Geburt der Liſt. Umſonſt
Haſt du mich draußen auf den Tod verfolgt,
Ich fand im Kreis der Deinen Schutz vor dir,
Sah euch den Rieſen, Unglück, ſtolz empfangen,
Und ſchloß mit euch das Bündniß gegen ihn!

Edgar.

Ein Bündniß? Stieß dein abgefeimter Späher
In unſers Herolds Nacken nicht den Dolch? —
Stahl er ſich nicht auf dein Geheiß hinaus,
Uns durch Verrath und Ueberfall zu morden?

Donald.

Er iſt ob ſeiner frechen That gerichtet!
Dem König ſollt' er melden, daß ſein Sohn
Bei euch gefangen, und ſein Leben nur
Durch günſt'gen Frieden noch zu retten ſey!
Euch aber wollt' ich retten, euch verſöhnen,
Deßhalb blieb ich freiwilliger Gefangener!

Alona.

Begreifſt du's endlich, Mutter!

Graſſalis.

Kind, ich ſtaune!

Edgar.

Und jetzt?

Donald.

Nun ſind wir quitt! Das Leben iſt
Der Feind dem Feinde gegenſeitig ſchuldig,
So kann des Dankes Stimm' uns nicht beſtechen.
An Willen und an Ueberzeugung frei,
Stehn wir uns gegenüber.

Edgar.

Und du gibſt
Den Königsthron, mein Erbe mir zurück?

Donald.

Der einz'ge König Schottlands war mein Vater,
Und was er hinterließ, es iſt mein Erbe.
Mit Blut hat er des Reiches Spaltung zwar
Gekittet, doch ein Ganzes muß' es werden,
Wenn auf den Grenzſtein, in des Landes Herzen,
Nicht Zwietracht ihre Hütte bauen ſollte,
Denn nur ein König darf in Schottland ſeyn.
Du fielſt, um deines Vaters Tod zu rächen,
Den meinen an. — Du haſt ihn ſchwer gerächt,
Jetzt biſt du abgefunden.

Edgar.

Abgefunden?
Nein! mehr verlang' ich!

Donald.

Gut! ich will mit dir
Die reichen Gaben meines Schottlands theilen:
Nimm blüh'nde Thäler, waldbekränzte Berge,
Die Ernte hier, und dort die frohe Jagd;
Von der Erfüllung meiner kühnſten Wünſche,
Vom Ruhm des Krieges, von des Friedens Segen,
Sollſt du von mir ein Brudertheil empfangen;
Allein das Herrſcheramt, das theil' ich nicht;
Denn ich nur will in jeder Hütte Schottlands
Der König und der Vater ſeyn!

Edgar.

Du meinſt,
Ich ſoll entſagen? ſoll mich vor dir beugen?
Und für das Höchſte, was du dir behältſt,
Ein leeres Leben als Geſchenk empfangen?

Donald.

Freiwillig mir zu weichen, muth' ich nicht
Dir zu. Was von des Pilgers frommer Lippe
Mit der Gewalt der Wahrheit dich erfaßte,
Hat, ſeh' ich, allen Werth für dich verloren,
Seit du den Feind in mir erkannt. Ich aber,
Ich kann, ſo Gott mir helfen mag, nicht anders,
Denn meines Volkes Hoffnung ſteht auf mir!
Furcht vor dem rachedurſt'gen Thronbewerber,
Abſcheu vor ſeiner blutbeſpritzten Hand,
Hat mir Vertrauen und Liebe zugewendet,
Und ich empfange ſie als Erſtlingsgaben
Des Vaterlandes, als den Ruf zum Throne;
Ich darf das Glück von Millionen nimmer
In deine rauhen Hände geben!

Edgar.

Ha!
In meine rauhen Hände!

Donald.

Schaudre nicht!

Glaubſt du, daß ich dir wirklich Unrecht thue,
Daß du des Thrones würd'ger ſeyſt als ich! —
Dann weiche nicht, dann laß das Schwert entſcheiden!

Edgar.

Du rufſt zum Krieg mich auf? Wo iſt mein Heer?
Ward dir von den Verräthern alle Kraft
Nicht zugetragen? Kennſt du keinen Ausweg,
Als neuen blut'gen Bürgerkrieg?

Donald.

So war
Es nicht gemeint, davor behüt' uns Gott!
Zwar biet ich dir den Kampf, doch nur mit mir!

Edgar.

Du wagſt, dich mir allein zu ſtellen? —

Donald.

Ja!
Nur du und ich, wir haben's mit einander
Allein zu thun! Das Herzblut meines Volkes
Fließ ungeſtört auf ſeiner ſtillen Bahn,
Indeß das unſrige mit heißern Pulſen
Den Sieger von uns beiden hoch begeiſtert,
Und aus den Todeswunden des Beſiegten
Die Stätte ſtolz mit Purpurwellen ſchmückt,
Wo eine Königsſonne unterging.

Braſſolis.

Ergar!

Alona.

Er ſenkt die finſtern Augen nieder,
Und ſicher ſchlägt er ſie als Flammen auf!

Braſſolis.

Entſcheide, Vater! gib den Kampf nicht zu!

Malthos.

Laß nur, die erſte Stimme hat dein Sohn!

Braſſolis.

Gehört denn Blut zur Königswahl? —

Edgar

(aus dumpfem Schweigen erwachend).

Ich mag

Mit dir nicht kämpfen! ungleich iſt die Kraft,
Mein Arm iſt ſtärker!

Donald.

Doch mein Glaube kräft'ger,
So gleicht ſichs aus! Es ſey ein froher Kampf
Auf Tod und Leben, aber ohne Groll!
Leer ſoll hier keiner von uns ausgehn, jeder
Reich abgefunden werden, durch die Theilung
In Tod und Leben für das Vaterland.

Edgar.

Jetzt faſſ' ich dich; du biſt wahrhaftig groß!

Donald.

Dann bin ich deiner werth! Drum nimm das Schwert!
Ein Goldſtück, deſſen meiſterhaft Gepräge
Das Bild des Schöpfers unverkennbar zeigt,
Liegt Schottland zwiſchen uns; wer's von uns beiden
Aufheben darf, der kaufe dafür Segen!
Und nun mit Gott!

Edgar.

Mit Gott!

Malthos.

Hebt er das Schwert?

Edgar (zu Donald).

Ich will dir zeigen, daß mein Arm der ſtärkſte,
Will deinen größten Feind allein beſiegen.
(Er wirft das Schwert von ſich.)
Er iſt beſiegt! — Jetzt biſt du König! — Mutter,
Dort ſteht dein Sohn, der eure Hoffnungen
Erfüllen wird, ich habe ſie zerriſſen! —

Donald.

Was thuſt du, Edgar!

Braſſolis.

O, mein Sohn! mein Stolz!
Komm an das Mutterherz!

Alona.

Jetzt darf ich mich
Mit Schweſterliebe endlich an dich wagen!

Malthas (zu Edgar).

Du weichſt dem Donald wirklich?

Edgar.

Vater, ja!
Zwar tobt der Sturm im Innern, doch es ruft:
„Bis hierher, weiter nicht!“

Malthas.

Dann ſind wir einig!

Edgar (zu Donald).

Du Pilger, der zuerſt den tiefern Sinn
Des Lebens und des Thrones mich gelehrt;
Du Sohn, der ſich in meine Hand gegeben,
Um gegen ſeinen Vater uns zu ſchützen;
Du Sieger, welcher dem Beſiegten dennoch
Den freien Kampf um ſeine Krone bietet,
Du ſtehſt viel höher, würdiger als ich,
An dir ſoll meine Hand ſich nicht vergreifen,
Dir darf, dir muß ich weichen! —

Donald.

Bin ich denn
Der Sieger, oder der Beſiegte? —

Draſſalis.

Beſiegt iſt keiner! nicht das Kind der Noth,
Die Furcht — o nein! der Freiheit ſtarke Tochter,
Die Ueberzeugung beut dir jetzt die Krone.

Malthas.

Beſiegt iſt keiner! doch die Wahl traf dich!
Erfülle, was wir von dir hoffen, fordern!

Alana.

Jetzt fühl' ich deine Nähe, Geiſt des Vaters,
Du biſt verſöhnt.

Malthas.

Zu mir, ihr Königsſöhne!
Empfange denn aus meiner Hand die Krone,
Auf daß du ſie vom Blute wieder reinigſt.
Und, Edgar, du, nicht minder groß als er,
Beſchütze deines Ahnherrn freie Wahl!

Donald (zu Edgar).

So frag' ich denn im Namen Schottlands dich:
Willſt du mein Freund ſeyn, wie du warſt mein Feind?

Edgar (flüſtert).

Dein Freund? —

Donald.

Noch mehr, willſt du mein Bruder ſeyn?
Gib mir Alena!

Edgar.

Wie?

Donald (zu Alena).

Erröthe nicht!
Ich weiß, daß du mich liebſt, an meiner Liebe
Erkannt' ich auch die deine, wir ſind eins!

Braſſolis.

Du wählſt ſie dir zum Weibe?

Edgar.

Meine Schweſter?
Zur Königin? —

Malthos.

Die Wahl iſt gut!

Donald.

Alena!
Die Krone, der dein Bruder groß entſagte,
Ich drücke ſie als Brautkranz dir aufs Haupt!

Braſſolis.

Und du, mein Kind?

Alena.

Liegt meine ganze Seele
Nicht offen vor dir? —

Braſſolis.

Nun dann, nimm ſie hin!
(Zu Alena.)
Sey glücklicher als deine arme Mutter!

Malthos (zu Donald und Alena).

In meine Hand legt eure beiden Hände.
Die Mitternacht gebar in Todeswehen

Heut einen König! — feindliche Geſtalten
Umſtanden ſeine Wiege, und die Löwin
(auf Braſſolis deutend)
Legt' ihn zuerſt an ihre Bruſt. Jetzt ſteigt
Der Tag herauf und weckt das bange Volk,
Der Krieg will ſich empor vom Lager raffen
Und Elend macht ſich auf, ihm nachzuziehn,
Da tritt im Frührothsſtrahl der Neugeborne
Wie ein Geheimniß aus der Nacht hervor,
An ſeiner Hand die Freundſchaft und die Liebe!

Edgar (ſinkt zu Donald)
So nimm denn alles, alles was ſie bieten!
Sey glücklich ſo als König, wie als Menſch,
Ich gönne dir's, nur werd' es nie beneiden,
Mich aber laß! — Leb' wohl!

Malthos.
Wo willſt du hin? —

Donald.
Du willſt den Freund verlaſſen? —

Edgar.
Ich muß fort!
In meines Hochlands tiefer Einſamkeit,
Dort, wo ich Kind war, wo ich träumte, hoffte,
Will ich mein Weh verbergen!

Braſſolis.
Wie? Dein Weh? —

Edgar.
Ja! ſchwer hab' ich geträumt von Krieg und Blut,
Und kann, da ich erwacht, mich noch nicht faſſen!

Braſſolis.
Kannſt du an meiner Bruſt dich nicht beruh'gen? —

Edgar.
Nein, Mutter! — Einer nie gekannten Tugend
Freiwillig weichen, ihr des Lebens höchſtes
Zum Opfer bringen — ja, das konnt' ich! — aber,
Mich ruhig, freundlich dem zur Seite ſtellen,
Vor dem des vollen Herzens heiße Träume
In nichts zerrannen; zuſehn, wie er alles,

Was ich verfehlte, leicht erfüllen wird,
Noch kann ich's nicht! —

Donald.

Dieß also iſt dein Friede? —

Edgar.

Mein Friede, ja! — Du biſt rechtmäß'ger König,
Du haſt mein eigen Wort für deine Wahl,
Ich werd' es halten, will es kräftig ſchützen,
Drum biſt du ſicher! — Doch Beſchämung iſt
Die Wunde, die am tiefſten brennt; ich ehre
Dich zwar, bewundernd ſchau' ich zu dir auf —
Doch lieben? — Nein, ich kann die Hand nicht lieben,
Die mich verwundet!

Donald.

O, wie bin ich arm,
Wenn du dich von mir wendeſt.

Ilona.

Bruder, bleib!

Malthon.

Nein, er hat Recht! Die Wunde muß erſt heilen!

Braffolis.

Und ohne deine Mutter willſt du gehn? —

Edgar (zu Braffolis und Malthon).

Begleitet ihr das junge Paar zum Throne,
Ihr ſeyd dem König, wie dem Volke nöthig;
(Zu Donald.)
Du aber, blicke oft zum Hochland hin,
Und ſiehſt du einen rieſ'gen Berg ſein Haupt
Hoch in die Wolken heben, denke dann:
„Dort ſteht der Edgar, ſchaut hinab ins Land,
Ob ich auch Wort ihm halte!“ Höre dann
Auf ſeine Mahnung, ſey ein guter Fürſt!

Donald.

Du Fels des Hochlands, ja, ich ſchwör' es dir!

Edgar.

Lebt wohl!

Alle.

Leb' wohl!

Graffolio.

Gedenk' an deine Mutter!
Fehlt uns ein treuer Freund, dann ruf' ich dich!

Edgar.

Und nun hinaus! hinaus! es kommt der Tag,
Hinaus, dem Volke Frieden zu verkünden!

Donald.

Ich will ihm sagen, wem es danken mag,
Daß seine blut'gen Träume jetzt verschwinden.

Edgar.

Dann steige du hinauf des Thrones Stufen,
Ich tauche mich in meine Einsamkeit! —
Und gibst du Schottland einst die goldne Zeit,
Dann bin ich heil, dann komm' ich ungerufen! —
Lebt wohl!

Alle.

Leb' wohl! Leb' wohl!

Donald.

Wir sehn uns wieder!

(Während Edgar und Donald Hand in Hand abgehen und die Uebrigen ihnen die Arme nachstrecken. Fällt schnell der Vorhang.)

Die Seeräuber.

Ein Trauerſpiel in fünf Akten.

Personen.

Pietro Candiano, Herzog von Venedig (Doge).
Flaminia, seine Tochter.
Silvano, sein Pflegesohn.
Ilaria, die Schwester des Herzogs, Wittwe.
Theodora, ihre Tochter.
Vadocco, Sohn des vorigen Dogen, Flaminia's Verlobter.
Alonso, Theodora's Verlobter.
Gasparde, Silvano's Erzieher.
Vittorio Trasimondo, } Volkstribunen.
Luca Almero, }
Clemente, }
Salvator, } am Hofe des Herzogs.
Lorenzo, }
Angela, Flaminia's Gespielin.
Bartholomeo Caramano, Fürst der Seeräuber.
Wornick, }
Vargila, } Seeräuber.
Guzier, }
Ein alter Diener und ein Page des Herzogs.
Volk der Venetianer. Mehrere Seeräuber.

Die Handlung fällt in das Jahr 941.

Erſter Aufzug.

Saal im Palaſt des Dogen zu Venedig.

Erſter Auftritt.

Falcdro. Bald darauf **Clemente.**

(Nach einer kurzen Pauſe, in welcher Falcdro einigemal auf- und abgegangen, tritt Clemente ein.)

Falcdro.

Da biſt du endlich! — Bringſt du ſichre Nachricht?

Clemente.

Ich muß den Herzog ſprechen!

Falcdro.

Nur ein Wort!
Haſt du Silvano's Spur gefunden? Sprich! —
Wir alle ſuchten ihn bisher vergeblich,
Des Herzogs Sorge ſteigt mit jeder Stunde;
Du biſt der Letzte noch auf den er hofft!

Clemente.

Laß mich zum Herzog.

Falcdro.

Nein, berichte erſt!
Mir iſt der Jüngling werth; — ich war zugegen,
Als du ihn auf dem Schiffe der Seeräuber
Erbeuteteſt, als in des Kampfes Hitze,
Der Schlag auf Schlag die Räuber fällte, plötzlich

Der Knabe aus dem Innern der Kajüte
Sich stürzt', ein Schwert mit schwacher Hand erfaßte
Nur schützend vor die Sterbenden sich stellte.
Ergriffen standen wir, vor der Gewalt
Des Kindes senkten sich die blut'gen Waffen.
Ich werd' es nie vergessen.

Clemente.

Hätt' ich doch
Erfüllt, was ich dem Knaben dort gelobte,
Wär' ich, nur ich, der Vater ihm geblieben!

Faledro.

Freund, wer vermag den Bitten seines Fürsten
Zu widerstehn? — der Knabe war so hold —

Clemente.

Und so gebeugt der Herzog durch den Tod
Der Gattin und der beiden Söhne. War
Ihm doch nichts übrig als die kleine Tochter.
Ich gab ihm willig als Ersatz den Knaben,
Zu Vatersorgen war ich noch nicht reif,
Und freute mich, daß ich den Heimathlosen,
Den alles Forschens ungeachtet, niemand
Verloren haben wollte, dessen Herkunft
Ein dunkles ungelöstes Räthsel blieb,
Als unsres Herzogs Sohn aufwachsen sah.

Faledro.

Wer hätte deine Freude nicht getheilt? —
Gab's einen schönern Anblick, als den Herzog
Mit seinen Kindern? — auf der einen Seite
Silvano, der, ein junger kräft'ger Baum,
Den Wipfel in die Wolken stolz erhob,
Indeß er jedem seine starken Aeste,
Wie Freundes Arm' entgegen breitete;
Zur andern Seite dann Flaminia,
Die holde Jungfrau; schöner, blüthenreicher
Betrat der Frühling selbst die Erde nie!
Der Name Findling war dem Namen Sohn
Gewichen, und wer hätte zweifeln mögen,
Daß ein noch zarteres Band den Jüngling einst
Zum Sohn erheben werde? —

Clemente.

Freund, auch dir
Iſt alſo nicht entgangen, was mein Auge
Schon lange ſah?

Faledro.

Daß die Geſchwiſterliebe
Zu einer höhern Flamme ſich erhob?
Wer hätt' es in den offnen Herzen beider,
Im unbewachten Blick nicht leſen mögen? —

Clemente.

Ja es war keinem, keinem ein Geheimniß,
Der Vater nur erkannt es nicht, als ob
Das Glück der Lieb' ihm gänzlich fremd geworden.

Faledro.

Für andre hat mich nie ein tiefrer Schmerz
Durchdrungen, als der Anblick der Verzweiflung,
In der Silvano ſchweigend uns verließ.
Du warest nicht zugegen.

Clemente.

Leider nicht,
Sonſt hätt' er Freundes Wort und Herz gefunden.

Faledro.

Wer wagte da zu ſprechen, als der Herzog
Den jungen Badoero an der Hand,
Den angeſehnen Sohn des vor'gen Dogen,
In unſre Mitte trat und ihn mit Stolz
Den Bräut'gam nannte, der Flaminien
Am nächſten Brautfeſt auf Olivo dort,
Zum Altar führen werde; als Silvano
Sich ſtammend, bebend an den Vater drängte,
Und bittend wie ein Kind und fordernd wie
Ein Mann, die Schweſter ſelbſt zur Braut begehrte;
Und als der Herzog ſtatt des Vaterblickes,
Das zornentflammte Auge auf ihn wandte,
Mit harten Worten in die öden Grenzen
Des armen Findlings ihn zurück verweiſend,
Da, als der Jüngling bleich den Saal verließ,
War jedes Wort und Herz zu Eis gefroren.

Clemente.

Und Wärme fehlte, dieſes Eis zu ſchmelzen.
Das Schickſal aber rächt ihn jetzt.

Toledo.

Wo iſt er?
Daß er das Mädchen ſeiner Liebe nicht
Als eines andern Braut erblicken will,
Wer mag das tadeln? aber fort auf immer?
Fort in die weite fremde Welt? Aufs neue
Verlaſſen, heimathlos? — Clemente, nein!
Du weißt es, wo er iſt, an deine Bruſt
Iſt er geflohn. Gewiß!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Lorenzo.

Lorenzo.

Der Herzog naht!
Die fremden Abgeſandten will er hier
Empfangen.

Toledo.

Kommſt du eben aus dem Hafen,
Haſt du erforſcht, woher das fremde Schiff?

Lorenzo.

Noch iſt es ein Geheimniß; den Geſandten,
Die es an Bord trägt, bring' ich frei Geleit,
Sie wollen nun dem Herzog ſich entdecken. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Der Herzog. Clemente. Toledo.

Herzog (auf Clemente zurückkehrend).

Clemente!

Clemente.

Herr! laß mich allein dich ſprechen.

Herzog.

Geh denn, Faledro, ſage meiner Tochter,
Ich käme bald den Brautſchmuck zu bewundern,
Eh ſich das Volk herbeidrängt, ihn zu ſehn,
Das ſchönſte Kleinod würd' ich ſelbſt ihr bringen!

(Faledro ab.)

Vierter Auftritt.

Der Herzog. Clemente.

Herzog.

Bringſt du mir Nachricht von Silvane? — Nicht?

Clemente.

Mein Herzog!

Herzog.

Keine? — Weh dem armen Vater,
Der Herzog iſt! Er darf nicht durch die Straßen
Hineilen, ſein verlornes Kind zu ſuchen;
So etwas ziemt ſich nicht für einen Fürſten,
Der muß regieren, ſeine Treuen ſollen
Den armen Mann als Vater ja vertreten!
Allein die Sorg' um den vermißten Sohn,
Die ihnen ſeine Spur am ſicherſten
Gezeigt, iſt bei dem Herzog heimgeblieben.

Clemente.

Das ſagſt du mir? der ich im Todeskampfe,
Gleich einer Mutter in der Schmerzensſtunde,
Den Sohn dir einſt errang? —

Herzog.

Ich dank' ihn dir,
Doch gib mir ihn noch einmal wieder! — Ach,
Du ahneſt nicht, wie ſehr ich ihn vermiſſe,
Wie ich aus ſeiner Kindes Liebe Troſt,
Aus ſeiner kräft'gen Jünglingsſeele Muth,
Aus ſeiner Herzenseinfalt Rath mir ſchöpfte.

Clemente.

Und doch haſt du ihn ſelbſt von dir geſtoßen?

Herzog.

Du meinſt, er ſey gekränkt? — er habe mich
Aus Trotz verlaſſen? — Nein! den kannt' er nicht.
Er hätte ſich gefügt, es eingeſehn,
Wie er, ein armer heimathloſer Findling,
Zu eines Herzogs Tochter nicht den Blick
Erheben durft'. Er hätte ſich begnügt
Mit meiner Vaterliebe! Nein, ein Unglück
Hat ihn betroffen!

Clemente.

Haſt du früher nicht
Das Schickſal oft und bitter angeklagt,
Daß es ein Vaterherz, doch keinen Sohn,
Der es verſtehe, dir gegeben habe? —
Da legte denn das mächtig Waltende
Ein fremdes Kind an deine Bruſt und ſtellte
Dich auf die Probe. — Haſt du ſie beſtanden?
Ich glaube, nein! das Schickſal reißt dir wieder
Das anvertraute Kleinod aus der Hand,
Und wirft es in des Raubthiers dun'ge Höhle
Zurück.

Herzog.

Des Raubthiers Höhle? welche Deutung ſoll
Ich deinen Worten geben? —

Clemente.

Sie iſt klar:
Es iſt kein Zweifel, die Seeräuber haben
Ihn aufgefangen.

Herzog.

Die Seeräuber? Menſch!

Clemente.

Mit einem alten Fiſcher iſt Silvano
An jenem Morgen, wo er dich verließ,
In einer Barke auf die See gefahren.
Die Fluth hat Kahn und Ruder an den Strand
Zurückgebracht, die Schiffer aber nicht,
Und in der Ferne kreuzten die Seeräuber!

Herzog.

Auf zu den Waffen! rufe durch die Straßen
Den Krieg aus über die erſchrockne Stadt!
Mein Sohn! Silvano! in der Räuber Händen! —
Ich war ein Knabe noch, als einſt mein Vater
Kampfluſtig gegen die Seeräuber zog;
Er ſchlug ſie allenthalben, jagte ſie
Von Strand zu Strand und ſtieg, vom Sieg ermüdet,
Am Vorgebirge Muculus ans Land,
Durch kurze Raſt die Seinen zu erquicken.
Dort aber überfielen ihn bei Nacht
Die niederſiegten Ungeheuer! Ach,
Sein Schiff trug uns die blutg'e Leiche heim,
Da drängte ſich das Volk herbei und klagte
Um ſeinen Herzog, überſah den Knaben,
Der feſt geklammert an dem Vater hing;
Doch wie ich die geſchloßnen Lippen küßte,
Zog in die Kindesbruſt der Rachegeiſt.
Auf ſprang ich, hob die kleine Hand empor,
Und ſchwor mich ihm zu weihn! Das Volk erſtaunte,
Es hoben unwillkührlich tauſend Hände
Sich mit der meinen auf, der Schwur der Rache
Flog über tauſend Lippen. — Aufgewachſen
Iſt er mit mir, vergeſſen hat das Volk
Ihn nimmer; als man mich zum Herzog wählte,
Da hieß es: „denkt, was der als Knabe ſchwor!
Hab ich's erfüllt? Das alte Blutgeſetz,
Das jedem der gefangenen Piraten
Den Tod durchs Beil beſtimmt, das hab' ich ſtets
Zwar ſtreng und unerbittlich ausgeübt,
Allein die Ungeheuer wüthen noch;
Zum blut'gen Vater tritt der blut'ge Sohn,
Aufs neue mich an meinen Schwur zu mahnen!
Hinaus! zum Kampf!

Clemente.

Ja wohl! Hinaus zum Kampf!
Wir warten längſt auf dein entſcheidend Wort.
Jetzt aber wehen deiner Schiffe Wimpel
Auf andern Meeren; Morgen iſt das Brautfeſt;

Verſchweige deinen Gram; zerſtöre nicht
Die Luſt des Volkes; rüſte dich im Stillen.
In wenig Wochen kehren unſre Flotten
Gewiß zurück. Der Segel Buſen gönnen
Wir keine Zeit dann neu erſt aufzuathmen,
Und wie ein ſchäumend Schlachtroß, das den Reiter
Kampfgierig in die Feinde tragen will,
Soll unter uns das alte Meer ſich bäumen.

Herzog.

Auf denn, ihr Winde! jagt mir meine Schiffe
Zuſammen! Zieht ihr ſchauderhaften Träume,
Von Kindesraub und Mutterangſtgeſchrei,
Allnächtlich in die Thore meiner Stadt,
Daß ſchon im Schlaf die Hand das Schwert erfaſſe,
Und ſtündlich ſie mein Ruf gewaffnet finde!

Clemente.

Mein Herzog, deine Tochter! Faſſe dich!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Flaminia. Angela.

Flaminia
(erſt ſchüchtern, dann in ſeine Arme eilend).

Darf ich mein Vater? ja ich darf! — mein Vater!

Angela (zum Herzog).

Sie eilte mir voraus. — Ich ſoll dir melden,
Daß ſich das Volk herbeidrängt, um den Brautſchmuck
Zu ſehn.

Herzog (zu Flaminia).

Mein Kind! — Wie freu' ich mich der Eil,
Mit der du ſelbſt mich abzuholen kommſt.

Flaminia.

Nein Vater! Nein, zurück will ich dich halten! —
Nicht an der Pracht der kalten todten Steine
Soll ſich dein Auge weiden! Nein, du kannſt

Wohl einen andern schönern Schmuck betrachten:
Da sind die köstlichen Juwelen von
Lebend'gem Feuer wunderbar erwärmt;
In heißer Todesangst verglaste Tropfen
Der armen Muschel, sind die Perlen nicht,
Nein, sie sind Himmelsthau der Frühlingsnacht!

Herzog.

Von welchem Schmucke sprichst du so begeistert?

Flaminia.

Es sind die schönen Tage meines Lebens,
In deiner Vaterliebe Gold gefaßt.
Auf sie nur richte deinen Blick! du bist
Der Meister, der den Schmuck zusammenfügte,
Und wirst ihn jetzt dir nicht mit falschen Steinen
Verderben wollen.

Herzog.

Nein, dafür sey Gott!
Das schönste Kleinod, das ein treuer Vater
Der Tochter geben kann, ist ja der Brautkranz,
Und morgen soll er deine Locken schmücken,
Und morgen sollst du —

Flaminia.

Sprich das Wort nicht aus!
Die Kluft von heut bis morgen ist so schmal,
Daß schon von jenem Rand die Schreckensgeister
Mit ihren kalten Armen mich erreichen.
Nicht eine Spanne Zeit darf ich verlieren,
Der Hochzeitmorgen naht, der Bräut'gam fehlt,
Nicht kommt er, seine Braut von dir zu fordern!

Herzog.

Der Bräut'gam fehlt?

Flaminia.

Bis jetzt hab' ich geschwiegen,
Mit meinen Bitten dich noch nicht bestürmt.
In meiner Einfalt dacht' ich ja, du kenntest
Längst alles, was die Seele mir erfüllte;
Er hatte dir's gestanden, den du nur
Für mich erzogen, was bedurftest du
Erst mein Bekenntniß!

Herzog.

Drum erſpar' es dir.

Flaminia.

Laß deines Kindes Herz

Angela (am Fenſter).

Dein Bräutigam

Naht dem Palaſt.

Flaminia.

Silvano? Wo?

Herzog.

Silvano?

Angela.

Mein Badoero!

Flaminia.

Mädchen, hörſt du nicht,
Der Vater nannte einen andern Namen.

Angela.

So weißt du nun, wer dein Verlobter iſt!

Herzog.

Gib meinen Worten keine falſche Deutung.

Flaminia.

Dein Herz hat ihn genannt; wir haben beide
Den Namen ausgeſprochen, den wir meinten,
Du weißt nun alles, haſt mich nun verſtanden.

Herzog.

Abbrechen laß uns; an dem Hochzeitabend
Darf eine Braut nur an die künft'gen Pflichten
Der Gattin denken; alle frühern Träume ——

Flaminia.

Es iſt kein Traum, die Morgendämmerung
Der Seele iſt dem jungen Tag gewichen;
Am Himmel ſteht die Sonne jetzt, die Liebe,
Und alle Stimmen ſind erwacht und jubeln,
Und alle Knospen öffnen ſich und blühn.
Ich habe keine Mutter mehr, die Liebe
Hat Mutterſtelle früh bei mir vertreten,
Und nach dem Morgen- wie dem Abendſegen
Mir ſorgſam ſeinen Namen als Begleiter
In das Geräuſch des Tags und in der Nacht

Geheimes Reich der Träume mitgegeben.
Den namenlosen Findling haſt du ſtolz
Von dir gewieſen, doch als Fürſtenſohn
Kehrt er zurück und fordert deine Tochter!

Herzog.

Als Fürſtenſohn?

Flaminia.

Ja Vater, höre mich!
Du kennſt den alten Bettler, welcher täglich
An des Palaſtes Stufen ſchweigend ſaß;
Nur wenn ich an Silvano's Hand ihm nahte,
Fuhr durch den düſtern Blick ein Strahl der Freude
Und leiſe Segensworte ſprach er aus.
Da kam der Tag, an dem du uns verkündet,
Ich ſey des jungen Badoero Braut,
Der Tag, wo im Gefühl des Rechts der Liebe
Und in dem feſten Glauben an den Vater,
Silvano frei um deine Tochter ward;
Wo du, trotz daß ſie alle um dich ſtanden,
Die alten Zeugen deiner Vaterliebe,
Ihn dennoch in des Findlings öde Gränzen
Zurückverwieſeſt. In Verzweiflung ſtürzt
Der Heimathloſe ohne Hoffnung fort.
Da hält ihn an der Schwelle des Palaſtes
Der Bettler feſt: erforſcht des Jünglings Gram,
Entdeckt ſich ihm als ſeinen frühern Lehrer — —

Herzog.

Schafft den Betrüger mir zur Stelle!

Flaminia.

Nein!
Es war Gaeparde, jener Eremit
Der ihn erzog; aus deſſen ſtiller Hütte
Ihn die Piraten einſt bei Nacht geraubt,
Er war's, Silvano ſelbſt erkannt' ihn wieder,
Er folgt ihm in die nahe Fiſcherhütte
Und hört von ihm, er ſey mir ebenbürtig,
Sey eines Fürſten Sohn.

Clemente.

O, wär' es wahr!

Herzog.

Weshalb verſchwieg er mir's, bis es zu ſpät?

Flaminia.

Nein, nicht zu ſpät; der Greis hat ihm verſprochen,
Noch vor dem Brautfeſt ſoll er vor dir ſtehn,
Mit ſeinem fürſtlichen erhabnen Vater.
Mit dieſem Troſt verließ er mich; das hat
Mir Ruh und Muth gegeben. Doch heut iſt
Der letzte Tag, und ach, noch kommt er nicht!

Herzog.

Der Weg iſt ihm verſchloſſen, hoffe nichts!

Angela (zu Clemente).

Willſt du, daß Badoero jetzt erſcheine?

Clemente.

Ich faſſe dich, hier gilt es offnes Handeln!

(Beide eilen fort.)

Sechster Auftritt.

Der Herzog. Flaminia. Ilaria. Theodora. Alonſo.

Ilaria.

Du läßt mich warten, Bruder, leſeſt lieber
Mit deinem Töchterlein; — ſo muß ich ſelbſt
Mein glücklich Brautpaar dir entgegen führen.

Alonſo.

Zu dir zieht mich das dankerfüllte Herz;
Die Zärtlichkeit der Mutter hätte gern
Den Hochzeittag noch weit hinausgeſchoben,
Du haſt auf morgen ſchon das Ziel geſetzt.

Theodora.

Mein theurer Ohm!

Flaminia.

Glückliche Theodora!

Ilaria.

Ich bin mit deiner Eil' zufrieden, Bruder!
Der Tochter ſtilles bräutliches Entzücken

Haucht ſeinen Frühlingsathem noch einmal
In meinen Herbſt; die ehemal'ge Braut
Wird die Vertraute der verlobten Tochter;
Das Mutterherz vergißt die nahe Trennung
Und ſprengt den Thau unnennbar ſüßer Thränen
Auf dieſen Brautkranz, daß er ſchöner blühe.

Herzog.

Es freut mich, daß Gewährung eurer Wünſche
In der Erfüllung meines Willens liegt.
Mir iſt das Brautfeſt von Olivo heilig.
Das erſte Gotteshaus auf dieſen Inſeln
War jene Cathedrale, deßhalb führt,
Am Tage, wo voreinſt ſie eingeweiht,
Man jährlich noch zwölf Paare zu ihr hin.
Wer dort getraut wird, ſchätzt ſich hochbeglückt,
Als ob der Segen heil'ger, kräft'ger ſey;
Drum will ich, daß auch unſre Kinder morgen
Ihn dort empfangen.

Flaminia.

Morgen? wirklich morgen?
Dann ſtellt mich nicht zu euch, ihr Glücklichen,
Mein Weinen würde Unheil euch verkünden.
Verbündet eure Wonne meiner Angſt,
Daß wenn der Vater ſich von meinen Thränen
Abwendet, er in eurem Blick das Bild
Der Seligkeit erkenne, die er mir
Zerſtören will!

Maria.

Haſt du dem Vater dich
Entdeckt?

Flaminia.

Ich hab' es, er iſt unerbittlich!

Herzog.

Soll ich der Einz'ge meines Volkes ſeyn,
Dem vor dem Brautfeſt morgen graut? — Wer kennte
Wie ich, aus Tauſenden den Jüngling wählen,
Dem er der Tochter Glück vertrauen will?
Als Herzog war ich Vater, und als Vater
Hab' ich des Herzogs Recht für dich geübt.

Ich ruf' euch alle, ja dich ſelbſt zum Zeugen:
Iſt Vatorre nicht Venedigs Stolz? —

Alonſo.

Er iſt es!

Herzog.

Zweifelt eines unter euch,
Daß wenn ich einſt den Thron verlaſſen werde,
Des Volkes Lieb' ihn darauf ſetzen wird?

Alonſo.

Es hofft man wohl!

Flaminia.

Auch ich als Bürgerin
Ehr' in dem Jüngling unſres Staates Hoffnung.
Allein die Liebe hat ihr eignes Reich,
Und ihre eignen Hoffnungen, ſie ſchätzt
Nach einem unerforſchten Maßſtab, fragt
Nicht, ob der Vater Herzog oder Bettler,
Denn ſeiner Macht nicht, ſeines Segens nur
Bedarf ſie. Und du liebſt ihn auch, den du
Mit mir an deiner Bruſt erzogſt, du kannſt
Nicht einen fremden Baum an jene Stelle,
In die er ſeine zarten Wurzeln ſchlug,
Einpflanzen wollen, denn der Mutterboden,
Den grauſam du dabei aufreißen müßteſt,
Iſt ja dein eignes Herz!

Herzog (für ſich).

Er iſt vielleicht
Schon ausgeriſſen! Schon verſchmachtet! Tot!

Ilaria.

Hör' deine Tochter!

Theodora.

Oheim!

Alonſo.

Herr!

Herzog.

Laßt mich!
Ich gab mein Wort, und morgen iſt das Brautfeſt!

Flaminia.

Nur morgen nicht! Silvane kommt gewiß!

Schon liegt er ſeinem Vater in den Armen;
Die erſte Gabe kindlichen Vertrauens
Iſt das Bekenntniß ſeiner treuen Liebe; —
Der Vater läßt die Schiffe eilig rüſten —
Da ſteht der Jüngling, zeigt dem alten Fürſten
Die ferne Küſte — breitet ſeine Arme
Nach dir, nach mir ſchon aus! Doch horch! da rufen
Der Cathedrale Glocken von Oliva:
„Du kommſt zu ſpät! ſie haben dich vergeſſen.“

Herzog.

Daß ſo es iſt, wer trägt die Schuld als ihr?
Warum verſchweigt ihr mir's? Ich habe offen
Als Vater hier gewaltet; aber ſie
Hat ihrem Jüngling mehr vertraut als mir,
Das Schickſal ihrer Liebe nicht dem Vater,
Nein, einem Bettler in die Hand gelegt.
Unglückliche bewein' ihn nun — Silvano

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Clemente. Badoero. Angelo.

Herzog.

Ha! Badoero!

Flaminia

(ſich an Flaviens Bruſt verbergend).

Gott!

Badoero.

Iſt dieß der Gruß,
Mit dem die Braut am Hochzeitabend mich
Empfängt? — Ich habe deinen Wunſch erfüllt
Und bin dir eher nicht genaht als heut.
Des Herzens frohe, kühne Hoffnungen,
Auf dieſe Stunde hatt' ich ſie verwieſen.
Jetzt treiben ſie mit ungeſtümer Forderung
Mich her zu dir! Du aber ſtellſt den Schreck

Als Wächter auf den bleichen Wangen aus,
Daß des Verlobten Kuß sie nicht berühre.

Herzog.

Nicht doch! Ich grüße dich, als meinen Eidam!

Alonso (zu Flaminia).

Vergilt ihm seine Liebe durch Vertraun,
Laß mich das Mißverständniß lösen. —
(Zu Badoero.)
Freund! —

Badoero.

Erspar' es dir! Ich weiß bereits genug!
(Auf Clemente und Theodora zeigend.)
Durch diese Freunde überschau ich alles!

Herzog (zu Clemente).

Wer hieß euch das? —

Clemente.

Die Achtung vor euch allen!

Flaminia (zu Angela).

Weiß er auch alles? Hatt ihr nichts verschwiegen?
Großmüthig das Geständniß mir erspart? —
O, Badoero, wenn du mich geliebt —

Badoero.

So kann ich dieser Liebe nicht entsagen;
Sie ist kein Traum, aus dem mich eure Stimme
Aufrufen mag. Früh hab' ich mich gewöhnt,
Mit Klarheit und Bewußtseyn zu erfassen,
Was mir die Welt, und was das Herz mir bot.
Klar, wie ein Frühlingsmorgen, ist die Liebe
Zu dir in meinem Busen aufgegangen,
Und wer vermag der Sonne zu gebieten,
Die eine höh're Macht heraufgeführt:
„Geh wieder unter!"

Flaminia.

Heißer, heißer Tag,
Wann kommt dein Abend!

Ilaria (zu Badoero).

In der Selbstbeherrschung
Und deinem edlen Sinn, find'st du die Kraft,
Die fremdes Glück vor eignen Wünschen schätzt.
(Clemente führt den Herzog in den Hintergrund und spricht dort angelegentlich mit ihm.)

Baboero.

Was wollt ihr denn? Warb ich um meine Braut
Nicht treu und redlich? Hat des Vaters Wort
Und ihre ſchweigende Ergebung nicht
Vor ganz Venedig ſie mir zuerkannt? —

Flaminia.

Du haſt nicht Schuld, ich trage ſie allein!
Ich hätte früher dir vertrauen ſollen!

Baboero.

Nun ſo vertrau' mir jetzt, Flaminia!
Ein reiches Leben hab' ich dir zu bieten:
An meines Vaters Platz ſteht jetzt der deine,
Wer weiß, was mir die Zukunft aufbewahrt.
Und dich hatt' ich zum Schutzgeiſt mir erwählt,
Mir Muth zu geben, und die Kraft zu zügeln,
Zu heiligen den Willen und die That
Zu fördern. Nicht in dieſem Buſen nur,
Nein, in den tauſend Herzen deines Volkes,
Da wollt ich dir der Liebe Reich begründen.
Und das vermagſt du, eine Fürſtentochter,
Von dir zu weiſen? Sprich, was kann dafür
Dein Jüngling bieten? —

Maria.

Haſt du's nicht vernommen?
Silvano's Vater iſt ein mächt'ger Fürſt!

Baboero.

Ihr alſo traut dem Mährchen? Wendet lieber
Den Blick von meiner feſten Säulenhalle,
Um jenes Luftgebäude zu erſpähn? —

Flaminia.

Es iſt kein Nebelſtreif, es ſind die Wimpel
Der Schiffe, die ihn bringen. Aus den Fluthen
Wird er aufſteigen mit dem Diadem,
Dann will ich dir vertraun, will ſelbſt dich fragen:
Wen von euch beiden ſoll ich wählen?

Alonſo.

Fremde!
Nimm was ſie dir gewährt! Statt Liebe Freundſchaft.

Theodora.

Wer liebt, will nur das was er liebt, beglücken,
Wär's auch durch eine fremde Hand nur möglich.

Maria.

Nicht der Begünstigte, der Edle nur.
Ist Sieger!

Badoero.

O, erspart mir eure Weisheit!
Ich brauche sie als Boten nicht, den Weg,
Aus diesem Labyrinth zu finden! Nein,
Kein fremder Rath soll zwischen uns sich drängen;
Laß mich dir zeigen, wie ich jeden Wunsch
Und jede Ahnung deiner Seel' erspähen,
Und wärst du mein, ganz eins mit dir seyn würde.
Ich will mich jetzt in deine Träume träumen,
Mit dir hinausschaun, ob der Findling kommt,
Dir Wort zu halten. Bringt er wirklich alles,
Was er versprach, geb' ich mein Recht zurück,
Und eine freie Wahl sey dir gewährt.

Flaminia.

Hast du's vernommen Vater? willigst ein?

Badoero.

Mein Herzog, nur mit Schmerz leg' ich für jetzt
Das Vaterwort in deine Hand zurück.
Verschieb' auf kurze Zeit Flaminia's
Vermählung, laß ein glücklicheres Paar,
Statt unsrer, morgen dem Altar sich nahn;
Ich will den Nebenbuhler erst erwarten;
Scheint er euch würdiger als ich, wohlan,
Dann geb' ich ihm die Braut vor ganz Venedig;
Hat er jedoch mit eitlen Hoffnungen
Leichtsinnig mir mein schönstes Fest gestört,
Dann fordre' ich streng mein altes Recht zurück
Und willig reichst du deine Hand dann mir!

Flaminia (zum Vater).

So gib es zu! Ich weiß, wem ich vertraue.

Herzog.

Soll dieser Bund bestehn, ruf ich zuvor
Euch dem bedrängten Jüngling jetzt zu Hülfe!

Clemente (zum Herzog)

O schweig!

Badoero.

Zu Hülfe? ihm?

Flaminia.

Wer ist in Noth?

Lorenzo (will schnell ab)

Die fremden Abgesandten harren draußen.

Herzog.

Führ' sie herein!

(Lorenzo ab.)

Flaminia.

Er ist in Noth? Silvano?

Herzog.

Davon hernach! Verlaßt uns jetzt, ihr Frauen,
Erst will ich die Gesandten hier empfangen.

Flaminia.

Gesandte eines fremden Volkes? Vater!
Sie sind von ihm, sie bringen seine Grüße,
Sie werden um mich werben! Laß mich bleiben!
Wirst du auch Wort mir halten Badoero?
Verlaßt mich nicht, Ilaria, Theodora,
O, meine Angela, er naht, er naht!

Herzog.

So bleib und sieh, wie dich die Hoffnung täuscht.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. **Bartholomeo Coromano. Pargilo.** Gefolge. **Silvano** in Verkleidung. **Lorenzo. Valedro.**

Bartholomeo.

Dem Dogen von Venedig Gruß und Heil,
Und seinem Volk ein weises Regiment.

Herzog.

Wir danken euch! Aus welchem Lande bringt
Ihr uns die Friedensworte? —

Bartholomeo.

Möget ihr
Die Abſicht unſrer Sendung erſt vernehmen;
Wer ſich als Fremdling Freund' erwerben will,
Zeig' erſt was er vermag an Kraft und Willen,
Der Nam' iſt leicht genannt, ihn braucht's dann nur,
Um den willkommnen Freund herbei zu rufen.

Herzog.

So ſprecht, auf daß ihr uns willkommen ſeyd.

Bartholomeo.

Wir haben längſt ſchon mit Bewunderung
Das künſtliche Gebäude eures Staates
Betrachtet: Wie Betriebſamkeit und Fleiß
Sich unabläſſig an die Arbeit ſtellen,
So ſtehen ſchützend Muth und Kraft daneben.
Auf raſchem Fittig fliegen eure Schiffe
Von Land zu Land, und tragen Zweige heim,
Damit der Adler ſich den Horſt erbaue.
Nur eins gebricht ihm noch, die Sicherheit,
Denn neben ihm hat ſich der mächt'ge Geyer
In Felſenſpalten auch ſein Neſt gebaut.

Herzog.

Der Mächt'ge nicht, der blutbegier'ge Räuber,
Ich aber will ihn mit der Brut vernichten!

Bartholomeo.

Der Kampf währt länger ſchon als ein Jahrhundert,
Und immer ſchwillt und wächst der Strom von Blut.
Gewappnet wie du in den Schranken ſtehſt,
Wagt' auch dein Vater ſchon den Kampf und — fiel!

Herzog.

Iſt dieſe Mahnung eure Friedensbotſchaft?

Bartholomeo.

Die erſte geht voraus, die andre folgt.
Ein glücklich Ungefähr hat die Seeräuber
In unſre Hand gegeben. Es bedarf
Nur unſers ernſten Willens, ihr Gewerbe
Auf immer zu vernichten.

Herzog.

Und ihr zögert? —

Bartholomeo.

Die Lage unſers Staates ſichert uns
Vor jedem Einfall der Piraten; uns
Erwächst durch jenen Sieg geringer Vortheil,
Allein wir kommen, euch ihn anzubieten:
Kein Schwertſtreich ſoll von eurer Seite fallen,
Wir ganz allein verpflichten uns hiermit,
Der Räuberei ein feſtes Ziel zu ſetzen
Und eurem Staat die lang entbehrte Ruhe
Als erſte Freundesgabe darzubringen.

Herzog.

Ein neuer Freund, der ſoviel bietet, hat
Entweder eine alte Schuld zu tilgen,
Wo nicht, ſo fordert er wohl viel zurück.

Bartholomeo.

Viel? Habt ihr Größeres uns zu gewähren?
Wollt ihr empfangen nur, und uns kein Pfand
Der Freundſchaft wiedergeben? —

Herzog.

Fordert denn!

Bartholomeo.

Die Wunden deines Staates, die das Blut
Von tauſend Bürgerleben ausgeſtrömt,
Wir wollen ſie durch Blutsverwandtſchaft heilen.
Gewiß iſt jener beiden Jungfrau'n eine
Des Herzogs holde Tochter, deren Tugend
Und ungemeine Schönheit weit und breit
Der Ruf verkündet. Unſers Fürſten Sohn
Verlangt ſie zur Gemahlin, und der Vater
Hat uns geſendet ſie dem Sohn zu werben!

Flaminio.

Wie heißt der Prinz?

Herzog.

Nennt mir des Vaters Reich.

Bavarro.

Ihr kommt zu ſpät, ſchon iſt die Jungfrau Braut,
Iſt einem Bürger unſers Staats verlobt,
Und eigne Kraft wird auch den Sieg gewähren,
Den ihr um einen ſolchen Preis uns bietet.

Bartholomeo.

Es ſcheint, du biſt der Bräut'gam, nicht der Bürge,
Du ſiehſt die Schaar der blut'gen Opfer nicht,
Die ſchon gefallen, du vernimmſt es nicht,
Wie kommende Geſchlechter Frieden fordern.

Flaminia (zurückgetreten).

Wie heißt der Prinz?

Bartholomeo.

Ihr wißt vielleicht noch nicht,
Welch Kleinod die Piraten euch ſo eben
Entriſſen? forſcht umſonſt nach dem Vermißten

Herzog.

So iſt es wahr?

Sadorra.

Wer iſt in ihren Händen?

Bartholomeo.

Des Herzogs Pflegeſohn.

Flaminia.

Silvano?

Herzog.

Ja!

Ich wußt' es ſchon!

Flaminia.

Silvano!

Maria.

Armes Kind!

Flaminia.

Barmherz'ger Gott! er iſt vielleicht ſchon todt.

Bartholomeo.

Nein! auch für dieſes Leben ſind wir Bürge,
Sobald du unſerm Prinzen dich verlobſt.
Willſt du ihn retten?

Flaminia.

Gott! Ihn retten? Ja!

Sadorra.

Halt! ſprich das Wort nicht aus! Mir oder ihm
Gehörſt du nur! Mit meinem Schwerte werd' ich
Den Räuberkühler retten, oder ſterben!

Flaminia.

Nein, nicht dein Blut! Was liegt an meinem Leben! —
Mir Wort zu halten zog er freudig aus,
Jetzt liegt er in der Räuber ödem Kerker.
Er kann die Hände nicht zum Himmel falten.
Sie sind gefesselt, nicht inbrünstig beten,
Die Lippe ist verschmachtet! ein Gedanke
Erfüllt ihm nur die Brust: an mich — an mich!
Ich will dich retten, ja! vertrau' auf mich
Ich will euch allen, allen Frieden geben,
In nächster Stunde ists vielleicht zu spät.
Fort, zum Altar! dort will ich für ihn sterben!

Bartholomeo (zu Silvano).

Ich zweifle länger nicht! du bist geliebt!

Silvano

(die Verkleidung abwerfend und hervorstürzend).

Ich führ' dich zum Altar!

Flaminia.

O Gott! Silvano!

Herzog.

Mein Sohn!

Clemente.

Dank sey dem Himmel!

Badoero und die Uebrigen.

Ha! Silvano!

Flaminia.

Wer hat dich aus der Räuberhand gerettet?

Silvano.

Du, denn ich bin der Fürst, der um dich wirbt!

Herzog.

Löſ' uns das Räthsel.

Flaminia.

Du hast Wort gehalten!

Ilaria (zu Alonso und Theodoro).

Herbei, mein glücklich Paar, theilt ihre Wonne!

Badoero.

Bist du ein Fürst? wozu die Gaukelei?

Flaminia.

Ihr Jünglinge, schaut nicht so ernst euch an.

Getreu' an dein Versprechen, Vaterer,
Dein erster Sinn verkehrte seine Treue.
(Zu Viviana.)
Sie wissen alles, was du mir verheißen,
Sie haben eingewilligt, du bist mein!
Nicht wahr, du bist ein Fürst?

Viviana.

Ich bin's, Geliebter!
O leid'ger Augenblick, der heimathlose
Verstoßne Jüngling darf euch wieder nahn!
(Zum Herzog.)
Aus Trotz hat er dich nicht verlassen, Vater!
(Zu Vaterer.)
Nicht heimlich in die Gunst der Braut eingenistet.
Wie von des Berges Gipfel ihr das Thal
Mit seinen Auen offen überschaut,
So lag im Morgenglanz mein Herz vor euch.
Ihr sahet die Liebe keimen und erblühn,
Und wolltet sie nicht kennen, wart betroffen,
Als ich euch endlich ihren Namen nannte
Und stieß mich in die öde Welt hinaus.
Da stieg ein Schutzgeist aus der Nacht herauf
Und winkte mir; ich hatt' ihn nie gesehn,
Und dennoch war's, als kennt' ich seine Stimme!
Mit Vatersegen ausgerüstet, sendet
Er mich zu euch, und hat die Friedensbotschaft
Als Morgengabe für dich mitgegeben.
Mein Herzog, sey zum zweitenmal mein Vater,
Gib mir die Tochter! — Vaterer, Freund,
Gib mir die Braut! ich bringe einen Kranz
Für deine Braut, dein Vaterland — den Oelzweig!

Hermione.

Mein Vater! — Vaterer!

Herzog.

Sey willkommen
Mein Sohn! Willkommen mir, jetzt ganz mein Sohn!

Vaterer (zu Hermione).

Dir half' ich Wort, wie viel es auch mich kostet.
(Zu Viviana.)
Doch nenn' erst deinen Vater und sein Land.

Denn was du bietest, ist so überreich,
Daß man es fast für falsches Gold mag halten.

Silvano.

Was zweifelst du?. — Hier stehn die Abgesandten,
Ich bringe Frieden!

Die Gesandten.

Frieden! ew'gen Frieden!

Silvano.

Vernichtet sey der blut'ge Haß! verwandelt
Das Angstgeschrei der Furcht in Freundes Gruß!
Der Baum der Liebe soll aus unsern Herzen
Aufwachsen, und in seinem Schatten werden
Die Völker ihre sichern Hütten bauen.
Ich bin der Sohn des Fürsten der Seeräuber!

Herzog.

Seeräuber! Du?

Bartholomeo.

Ihr seht sie vor euch stehn!

Clemente.

Seeräuber in des Herzogs Schloß!

Badoero.

Zum Schwert!

(Badoero, Clemente, Falcone, Alonso, Lorenzo wollen die Schwerter ziehen.)

Flaminia.

Weh mir!

Ilaria (sie will forteilen)

Entflieht!

Herzog.

Halt! Laßt die Waffen ruhn!
Sie haben frei Geleit! — Du aber fort,
Von meinem Kinde! Fort du Sohn des Schreckens!
Behalt' dein gräßlich Diadem für dich;
Auch meines Vaters Herzblut klebt daran,
Nicht soll es diese reine Stirn beflecken!

Silvano.

Ich bringe Frieden, Vater! Dieser Engel
Soll um sich her ein Reich der Liebe gründen.

Herzog.

Nein, um mein Kind sollt ihr mich nicht betrügen!

Alonſo.

Nein, Herzog, mit den Räubern keinen Bund.

Dadoro.

Die Braut iſt mein! Ich wollte einem Beſſern
Als ich, ſie willig in die Arme führen,
Doch acht' ich höher mich als einen Räuber!

Silvano.

Ich bin kein Räuber!

Flaminia.

Nein, an ſeiner Hand
Klebt noch kein Blut! Laß mich den Reinen retten!
Silvano bleib' bei uns! Nicht dort, hier findeſt
Du deinen Vater, deine — Schweſter — deine
Flaminia!

Clemente.

Ja, bleib'! Den Knaben trugen
Einſt dieſe Arme aus dem heißen Kampfe,
Sie faſſen jetzt den Jüngling, den verirrten,
Und ziehn ihn aus der Hölle Nacht zurück.

Herzog.

Silvano bleib' bei mir! Ich habe dich
Geliebt, wie dich kein Vater lieben wird.
Ich zeige, ſtatt des blutigen Gewerbes,
Dir eine lichte Heldenbahn. Bleib' hier!
Begnüge dich mit ihrer Schweſterliebe!

Maria.

Vernimm des Vaters Ruf!

Alonſo und Theodora.

Kehr' uns zurück!

Silvano.

Soll ich hier müßig zuſehn, wie ein andrer
In meine Rechte greift? das kann ich nicht!
Soll ich den Vater dort verlaſſen, der
Das heiligſte Gefühl in meiner Bruſt
Zum Grundſtein eines ew'gen Friedens wählt,
Worauf er kühn die Wohlfahrt zweier Völker
Erbauen will? — Flaminia ſoll die Fürſtin
Des neuen Staates unſrer Inſel ſeyn;
Die Wälder auf Cnzola ſollen fallen,

Wo Räuber hausten, ſoll ein glücklich Volk,
Venedigs Freunde, ſeine Fluren baun!
So nah' ich dir, ſo zahl' ich meine Schuld.
Bedenke, Vater, deiner Kinder Glück!
Erwäge, Herzog, deines Volkes Ruhe!
Verſchmäh' nicht meine Liebe, nicht den Frieden!

Herzog.

Hinweg! mit Räubern hab' ich nichts gemein!
Nicht ſoll die Weltgeſchicht' in ihre Bücher
Eintragen, daß ein Herzog von Venedig
Der Rache Schwur gebrochen, und ſein Kind
Mit eigner Hand den Tigern vorgeworfen,
Um ihren Grimm auf kurze Zeit zu ſtillen.
Auch du haſt deines Vaters Handwerk früh
Geübt und mir das Kindesherz geraubt.
Ich frag' euch alle: traut ihr einem Bunde
Mit den Seeräubern?

Alle Männer.

Nein, wir wollen Kampf!

Silvano.

Iſts möglich? — Gott! — So ſteh' ich abgewieſen,
Mit meinem Brautkranz und der Friedenspalme?
Von dir auch abgewieſen?

Flaminio (zum Herzog).

Hab' Erbarmen!

Herzog.

Es iſt genug! — Nutzt euer frei Geleit!
Fahr wohl! wir ſehn im offnen Kampf uns wieder!

Bartholomeo (zum Herzog).

Ein Wort zuvor mit dir, doch ohne Zeugen.
Ich ſoll dir ein Geheimniß anvertraun,
Das unſer Fürſt für dich mir mitgegeben.

Faledro.

Nein, Herzog, gib dich nicht in ſeine Hand,
Er iſt ein Räuber!

Bartholomeo.

Fürchtet ſich der Doge
Mann gegen Mann mit mir allein zu ſtehn?

Herzog (zu den Uebrigen)
Verlaßt uns!

Bartholomeo
(zu Silvane und den Seinigen)
Geht!

Silvane
Flaminia!

Flaminia
Lebe wohl!
(Alle ab — auf verſchiedenen Seiten)

Neunter Auftritt.

Der Herzog. Bartholomeo.

Herzog
Was haſt du noch?

Bartholomeo.
Erſt eine Frag' an dich.
Wir wiſſen, daß du einſt als Knabe ſchon,
An deines Vaters Leiche Rache ſchwerſt;
Du haſt den Schwur gehalten, bis zum Throne
Iſt dir gefolgt der blutige Begleiter.
Sonſt aber focht ein Freund an deiner Seite,
Der dein Gelübde furchtbar löſen half;
Die Räuber bebten, ſahn ſie euch im Kampfe;
Doch ſeit du Herzog biſt, iſt er verſchwunden.
Wo iſt der Freund? —

Herzog.
Ich weiß nicht, wen du meinſt.

Bartholomeo.
Auf deiner Stirn dort ſeh' ich eine Narbe,
Vielleicht weiß die es noch. — Am heil'gen Abend
Vor Pfingſten, dünkt mich, ſah ich einſt ſie bluten.
Die Räuber hatten euch ein Schiff genommen,
Auf leichtem Fahrzeug eilte ihr zu Hülfe,
Ihr ſprangt an Bord — du ſtrauchelteſt und fielſt —

Schon ſchwang der Tod die Waffe über dir,
Da riß der Freund dich fechtend in die Höhe:
Auf euren Stirnen klafften breite Wunden,
Wie Flammen fürbt' euch rauchend Blut das Antlitz,
Ihr waret furchtbar und errangt den Sieg.
Weißt du es noch? — Nun frage keine Narbe,
Ob ſie auf meiner Stirn die Schweſter kennt?
(Er nimmt die verhüllende Kopfbedeckung ab.)

Herzog.

Bartholomeo!

Bartholomeo.

Pietro! ja ich bins!
Ich komme als ein Geiſt der Vorzeit, führe
Die alten Stunden wieder neu herauf.

Herzog (aufgeregter)

Nein! Fort!

Bartholomeo.

So ruf' ich ſelbſt die Todten auf,
Und leihe mir die Stimme des Gewiſſens:
Gedenkſt du unſrer Waffenbrüderſchaft?
Gedenkſt du unſrer gleichentflammten Liebe
Zu Fiametta? wie wir brüderlich
Beſchloſſen, ihr allein die Wahl zu laſſen?

Herzog.

Sie wählte mich!

Bartholomeo.

Nein! Nur ihr ſtolzer Vater,
Der unſern Einfluß auf die Menge kannte,
Verhieß ſie dem, den bei der nächſten Wahl
Das Volk zum Herzog ſich erkieſen würde.
Da wankte plötzlich ſich dein Herz von mir,
Herrſchſucht und Eiferſucht ermordeten
Die Brudertreue: während mich die Liebe
Zu mancher kühnen That begeiſterte,
Beſtelltеſt du mir heimlich ſchon den Sarg.

Herzog.

Nicht ich, dein ungemeßner Freiheitsſinn,
Er machte dich verdächtig und gefährlich!

Bartholomeo.

Du kanntеſt ſeine reine Quelle: haſt

Du mich vermeiden, als sie mich beschuldigt?
Wer riet dir, mich einzukerkern, zu verbannen?
Sieh, du hast keine Antwort! Während ich
Auf dich vertraute, stießest du mich aus;
Denn so nur war dir Krone und Brautkranz sicher.

Herzog.

Verwegner, nein!

Bartholomeo.

Zwei unsichtbare Zeugen
Stehn mir zur Seite, beide stimmen ein,
Sie heißen Fiametta und Bianka.

Herzog (das Gesicht verhüllend)

Bartholomeo, schweig! es ist genug!

Bartholomeo.

Wer seinen ersten Schwur bricht, dem ist keiner
Mehr heilig. — War nicht deine früheste Liebe
Bianka? Warum hast du sie verstoßen? —
Ich frage dich: vermochtest du im Glanze
Des Throns, in Fiametta's Armen selbst,
Das Bild der ersten Liebe zu vergessen?

Herzog.

Ach, frage nicht! —

Bartholomeo.

Bianka ward mein Weib.

Herzog.

Dein Weib? —

Bartholomeo.

Dich riefen sie zum Herzog aus,
Du schlepptest Fiametta zum Altar!
Ich ward verfolgt, Bianka fortgetrachtet;
Da trafen sich die Heimathlosen, da
Nahm der Verwiesne die Verstoßne auf;
Das gleiche Schicksal ward das Band, und endlich
Hielt Gram mit der Verzweiflung seine Hochzeit!

Herzog.

Wo ist sie? —

Bartholomeo.

Wo ist Fiametta?

Herzog.

Tod!

Bartholomeo.

Sie weinen beide nicht mehr!

Herzog.

Tod, auch ſie?

Bartholomeo.

Ja! — Sie gebar mir einen Sohn und ſtarb!

(Tiefe Pauſe.)

Bartholomeo (reicht dem Herzoge die Hand.)

Pietro!

Herzog.

Ha! voll Blut iſt deine Hand!
Biſt du nicht ein Genoſſe der Piraten?

Bartholomeo.

Was fragſt du, wen ich mir zum Freund erworben,
Nachdem du mich verſtoßen? Deine Späher
Erforſchten meinen ſtillen Aufenthalt;
Des neuen Herzogs Bundsgenoſſen zeigten
Im Haſſe gegen mich ihm ihren Eifer;
Selbſt von Bianka's Grabe fortgeſcheucht
Irrt' ich durch dich verfolgt, von Volk zu Volke.
Da wurde in den glühend heißen Schmerzen
So Haß als Rache endlich überreif.
In eines treuen Eremiten Pflege
Gab ich mein Kind, und ging zu den Seeräubern.

Herzog.

Lebendig fuhrſt du in die Hölle.

Bartholomeo.

Nein!
Hier fand ich wieder Treu' und Mitgefühl.
Es ging hinaus zum Kampfe gegen dich,
Ich theilte keine Beute, denn nur eins
Wollt' ich dir rauben — deine Fiametta!

Herzog.

Entſetzlicher!

Bartholomeo.

Nur ſie und deine Kinder.
Doch der Pirat, der Tod, kam mir zuvor,

Und auch gelang es später, meinen Knaben,
Den meine Schiffe zu mir führen sollten,
Aus Venig fortzuschleppen. Wie die Löwin,
Der man ihre Jungen raubt, wollt' ich bei Nacht
Einbrechen in die sichre Vaterstadt,
Und, ein Herodes, eure Kinder würgen.

(Der Herzog greift nach dem Schwert. Bartholomeo faßt sein Handgelenk.)

Die Hand vom Schwert, sie hat mein Kind erzogen!

Herzog.

Silvano?

Bartholomeo.

Ja, er ist Bianka's Sohn.

Herzog.

Mein Gott!

Bartholomeo.

Der alte treue Eremit,
Als Bettler hier verkleidet, gab von dir
Und meinem Knaben mir genaue Kunde,
Und wie du ihn in Liebe aufferzogest,
Ging auch zu dir in meinem Herzen wieder
Die Liebe auf mit allen Hoffnungen,
Und während du das alte Blutgesetz
Aufs strengste übtest, die gefangnen Räuber
Zum Richtblock schlepptest, haucht' ich still und sorgsam,
Durch langer Jahre oft vergebne Mühe,
Ein sehnsuchtsvolles, menschliches Gefühl
Für Bürgerglück in ihre rauhe Brust.
Du hast dich auf den Thron mir vorgedrängt,
Ich habe dennoch seine heil'ge Kraft
Errungen und sie göttlicher gebraucht
Als du! — Ich bin der Fürst der Räuber! Sieh,
Es ist mein Werk, sie wollen Bürger werden.

Herzog (ehrfürchtig lächelnd).

Ich wünsche Glück!

Bartholomeo.

Du sollst das Glück uns geben,
Denn ohne Liebe gibt's kein menschlich Glück,
Dir hab' ich meines Sohnes Herz vertraut,
Gewähr' ihm nun, wozu du ihn erzogen.

Was du vorhin ihm grauſam abgeſchlagen,
Mir wirſt du es, mir darfſt du's nicht verweigern.
Gib ihm dein Kind und laß uns Frieden ſchließen!

Herzog.

Nein, nimmermehr!

Bartholomeo.

Willſt du des alten Grolles
Schon halb verwelkte gift'ge Pflanzen wieder
Mit Blut und heißen Thränen neu erquicken?
Du haſt mir viel geraubt, vielmehr, als jemals
Dir meine Räuber nahmen! Doch es ſey,
Ich will's vergeſſen, aber laß mich Theil
Am Glück des Vaterlandes haben; ſey
Du Herzog und beherrſche mein Venedig,
Ich will ihm ſeine äußre Ruhe ſichern;
Dich ſoll es lieben, und mich wird es ſegnen,
Und unſrer Kinder Liebe ſey das Band
Für Freund und Freund, für Volk und Volk!

Herzog.

Das wär' ein Bund des Unheils, nicht des Segens.
In Thränen nur gebar ſie meine Kinder,
Ihr Auge hab' ich oft belauſcht, wie es
Sich ſchmerzlich von den Kleinen wendete,
Weil ſie nicht deine Züge trugen. — Ja
Du magſt es wiſſen, in der letzten Stunde
Wo ich an ihrem Lager bebend ſtand,
Und ihr in Fiebergluth gebrochnes Auge
Mich nicht erkannte, zog ſie meine Hand
An ihren Mund, und nannte deinen Namen!

Bartholomeo.

O, Friede deiner Aſche!

Herzog.

Das Geſpenſt,
Das mich aus meines Weibes Herzen jagte,
Im Traum ſie küßte und vom Schlaf mich aufſchreckte,
Das im Gehirn des ſchwachen Volkes ſpukte,
Es fort und fort zum läſtigen Vergleich
Mit mir auffordernd, dieß Geſpenſt warſt du!
Nein, Räuber! neben dir kann ich nicht ſtehn.

Fort mit Bianka's Sohn aus meinen Augen!
Nur Kampf will ich mit euch auf Tod und Leben!

Bartholomeo.

Ihr Genien, Bianka, Fiametta,
Vermögt ihr nichts in dieser finstern Stunde?
Spricht nichts in deinem kalten Herzen mehr
Für jene Namen?

Herzog.

Nein, der deine steht
Daneben! — Fort!

Bartholomeo.

Wohlan, was ich vermocht,
Hab ich gethan! Der Richter dort entscheide,
Wer von uns beiden jetzt der Räuber ist!
Kampf also zwischen uns! denn meine Saat
Soll doch gedeihn, wenn auch durch Blut gedüngt;
Dem reinen Willen muß die That gelingen!
Gezwungen wankt' ich einen dunkeln Pfad,
Doch seh' ich Licht; — ich werde mich verjüngt,
Ein Phönix, aus den heißen Flammen s. wingen!
Ich will dich lieben, magst du auch mich hassen,
Ich will im Kampf dich in die Arme fassen,
Und siegend dich zum Bruderbunde zwingen! —
Kampf also zwischen uns! Tod oder Sieg!

Herzog.

(Er klingelt. Zu Clemente, Falcero, Barcero, Lorenzo, welche rasch eintreten.)
Mit Räubern keinen Bund! Wir wollen Krieg!
Zum Hafen! Die Gesandten sind entlassen!
(Während Bartholomeo langsam abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Einſame Gegend am Geſtade auf der Inſel Olive.

Erſter Auftritt.

Bartholomeo. Gasparde.

Gasparde.

Was haſt du vor? — Weßhalb ſind wir gelandet? —

Bartholomeo.

Laß meine Treuen aus Venedig erſt
Mir Nachricht bringen, was nach unſrer Abfahrt
Der Herzog dort begonnen.

Gasparde.

Hätt' ich doch
Für dich das Wort geführt! Ein Räuberfürſt
Hat wohl der Stimme ſanften Ton verlernt,
Der ihm des Freundes Herz verſöhnen ſoll!

Bartholomeo.

Nein, alte Liebe trug ich ihm entgegen,
Und tiefe Rührung lag in Gruß und Wort.
Die Wiege meiner jugendlichen Kraft,
Die Mutter meiner ſchönſten Hoffnungen,
Venedig nahm mich wieder auf. Ich ſah
Den alten Hafen, die bekannten Straßen.
Hier ſtand ihr Haus. — Das Fenſter war verhangen
Ihr Auge iſt es auch! — Dort ſtand mein Haus
Es ſpielten fremde Kinder auf der Schwelle.
Neugierig drängte ſich das Volk herbei —
Mir war's, als ſollt' ich fragen: „Habt ihr mich
Vermißt, ihr Lieben? — Seht, ich kehre wieder,
Ich bring' euch mehr, als ihr mir einſt genommen!"
In dieſer Stimmung trat ich vor dem Herzog,
Dem lang entbehrten, altgewordnen Freund,

Sah ſeine Tochter, ihrer Mutter Abbild,
Bracht' ihm den Sohn, den Liebling ſeiner Seele,
Und in dem Glauben, daß ich nur die Arme
Ausbreiten dürf', um ihn verſöhnt zu ſehn,
Sprach ich gewichtge, tief empfundne Worte.
Doch war's vergebens!

Gasparde.

Sieh, ſo iſt der Menſch:
Der Schuldbewußte fürchtet Haß und Streit
Viel weniger, als ſeines Feindes Großmuth;
Denn bei den erſtern iſt der Sieg noch möglich,
Doch vor der letztern ſteht er ſchon beſiegt.
Wenn dich der Dege als Gefangenen
Vor ſich geſehn, dem Blutgeſetz verfallen,
Dann hätt' er dich begnadigt, dir verziehn;
Er will der Sieger ſeyn, nicht der Beſiegte.

Bartholomeo.

So ſey denn zwiſchen uns der letzte Kampf
Gewagt. Die Schuld iſt ſein! Ich muß ausführen,
Was mir ein höhrer Wille aufgetragen:
Das Vaterland, das mich verſtieß, ſoll länger
Nicht bluten, ſoll aus meiner treuen Hand
Empfangen, was kein Deg' ihm noch errang;
Das rauhe Volk, die Söhne des Verbrechens,
Soll ich entſünd'gen, auf der blut'gen Stätte
Dem Frieden ſeine Hütten baun! Deßhalb
Ward ich, ein Bettler, auf den Thron geſtellt.
Ich will's vollenden!

Gasparde.

So beginn's mit Gott!

Bartholomeo.

Du folgſt mir doch.

Gasparde

Ich folge.

Bartholomeo.

Sieh, dort kommt
Der Tag! Im Oſten glüht ein Purpurſtreif:
Iſt es der Morgen, der das ſchöne Haupt

Vom Lager aufhebt, uns die Braut zu wecken?
Wie? oder zeigt bedeutungsvoll der Himmel
An ſeiner Bruſt mir eine blut'ge Wunde,
Als das Symbol des Tages, den er ſendet?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Silvano. Bargila. Gnzirr. Mehrere Anführer der Räuber.

Silvano (vorauseilend).
Es iſt vorbei! Sie iſt für mich verloren!
Dem Badoero wird ſie heut' vermählt!

Bartholomeo.
Iſt Bargila zurück?

Bargila.
Hier ſteht er vor dir!

Bartholomeo.
Berichte kurz!

Bargila.
Ich kann's in kürzre Worte
Nicht faſſen, als dein Sohn es ſchon gethan.

Bartholomeo.
So iſt ſie Braut?

Bargila.
Ei wohl! Sie hat dem Willen
Des Vaters ſich gefügt. Das arme Kind
Erſchrak vor uns, und ſpielt nun mit den Puppen,
Die ihr der Bräut'gam Badoero bietet.

Silvano.
Verleumde nicht!

Bargila.
Ich wollt' es wäre Lüge!
Geh nach Oliva, in die Cathedrale,
Dort magſt du ſehn, wie ihr der Brautkranz ſteht.

Silvano.
Flaminia! ich habe Wort gehalten!

Bartholomeo.

Was sahst du weiter dort?

Bargila.

Die ganze Nacht
Glich einem lust'gen Traum vom nächsten Tage.
Dort strömten welche zum Palast des Dogen,
Im Herzenglanz den Brautschmuck zu bewundern:
Hier leuchtete der Mond den Aemsigen,
Die für den Morgen ihre Gondeln schmückten.
Die Mitternacht vernahm bald Liebeslieder,
Bald Kriegsgesang, denn Badoero hieß es,
Werd' unser Reich gleich nach der Hochzeit stürzen.

Bartholomeo.

Was aber sprach das Volk von unsrer Botschaft?

Bargila.

Die Freunde Badoero's spotteten,
Sie meinten, Feigheit habe sie veranlaßt;
Wir fühlten wohl, es geh' mit uns zu Ende.
Die kampfeslust'gen Männer stimmten bei,
Leicht schien der Sieg, und Krieg war ihre Losung.

Bartholomeo.

O, die Verblendeten!

Bargila.

Dagegen murrten
Die Schiffer und die Kaufherrn, wollten Friede;
Auf ihre Seite stellten sich die Frauen,
Man nahm Silvano's Liebe dreist in Schutz,
Und schmähte laut des Herzogs Stolz und Härte.

Bartholomeo.

So hab' ich es erwartet. Nun wohlan,
Den Keim, den keine Sonne wecken konnte,
Soll Gährung aus der alten Erde treiben,
Und ein Gewitter erst den Boden rütteln,
Damit er locker werde!

Guzirr.

Ja, frisch auf!
Sie soll'n vor unsrer Feigheit sich entsetzen!
Laß uns zerstörender, als je, mit Sturm
Und Graus einbrechen.

Silvano.

Vater, ſteige nicht
Als Wetterwolke wieder furchtbar auf.
Ein armer tief verirrter Wandrer flüchtet
Zu dir ſich meine Liebe. Scheucht mich nicht
Durch euer gräßliches Gewerbe fort.

Bartholomeo.

Suchſt du den Vater nur in lichten Hallen?
Graut dir vor ihm, da er auf dunkler Bahn
Ein rieſ'ger Schatten vor dir wandelt?

Silvano.

Ach!
Ich ſah dich ſchon im Licht! Als mich Gasparde
Vor wenig Tagen nach Curzola führte,
Da ſtandeſt du in deiner Krieger Mitte
So mild und groß: in deinem Auge glühte
Lieb' und Begeiſterung, deine Worte flogen,
Wie Boten einer hoffnungsreichen Zukunft.
Sie iſt verloren: nur dieß Bild, den Glauben
An dich noch halt' ich feſt! Nimm mir ihn nicht!
Des eingeſtürzten Tempels letzte Säule
Umfaß' ich ihn, umſchling' ich dich!

Bartholomeo.

Mein Sohn!
An deiner Wiege hab' ich nicht geſtanden,
Dein Lächeln und dein Weinen nicht geſehn.
Die Meiſterin Natur hat nicht mein Bild
In's Gold des jungen Herzens dir geprägt:
Da ſtanden andre, und ich blieb dir fremd.
Was der Gewohnheit Macht langſam erbaut,
In dieſer Stunde muß ich es vollenden,
Die Summe der entbehrten Vaterliebe
In dieſem Augenblick zuſammendrängen,
Damit du fühlſt, ich ſey dein Vater, ich!

Silvano.

Du biſt es.

Bartholomeo.

Und ich fühle Kraft dazu.

Wie ſich die alte Erde neu verjüngt,
Wenn ſie der Lenz in ſeine Arme ſchließt,
So iſt es mir, ſeit du mich haſt umfangen;
Denn wie auch Gluth und Froſt gewechſelt haben,
Dennoch erkennt ſich Lenz und Erde wieder.

Gaspardo.

Natur, du erſtgeborne Tochter Gottes,
Dein Erbtheil iſt die Allmacht deines Vaters!

Bartholomeo.

Was aber bringſt du mir? Nur Liebesſeufzer?
Muthloſes Klagen? Kindiſches Entſetzen
Vor der Gemeinſchaft mit gediegner Kraft?
Suchſt lieber du den Flammentod, weil du
Den Löwen fürchteſt, der dich retten will?

Silvano.

Erprobe mich, bezeichne mir die Bahn,
Ich will der Löwe ſeyn, der aus den Flammen
Die Liebe rettet.

Bartholomeo.

Ja, ſo muß es kommen!
Was auf das Herz unwiderſtehliche
Gewalt ausübt, ſich gleich dem Strom des Lichtes
In die geheimſten Falten ſiegend drängt,
Ich hab's verſucht, doch ſteh' ich abgewieſen;
Nun, wenn das Göttliche das Herz nicht mehr
Beſiegen kann, ſoll es das Menſchliche
Bezwingen. Deßhalb ſind wir hier gelandet.

Gaspardo.

Was haſt du vor?

Bartholomeo.

Wir ſtehn hier auf Olivo.
Aus Morgenduft ragt dort des Domes Kuppel,
Wo ſie das Brautfeſt heut begehn. Dort wird
Des Herzogs Tochter zum Altar geſchleppt.

Silvano.

Haſt du mich hergeführt, mich zu verſuchen?
Soll ich den Todeskampf der Liebe ſehn,
Und in Verzweiflung mit ihr ſterben?

Bartholomeo.

Nein!

Du sollst sie retten.

Silvano.

Sie mir retten? — Wie?

Bartholomeo.

Vom Opferherd sie reißen, mit ihr fliehn!

Silvano.

In deinen Schutz?

Guzirr.

Ha! wir verstehen dich!

Gaspardo.

Mensch, frevle nicht!

Bartholomeo.

Ich hab' es kalt erwogen,
Und kann nicht anders. Eine rasche That
Vermag allein den Völkern blut'ge Opfer,
Den Fürsten lange Reue zu ersparen.
Die Gondeln mit den Bräuten landen bald,
Der Herzog führt den Zug zur Cathedrale,
Wir mischen uns verkleidet unter's Volk,
Und wenn es steht und gafft, und wenn der Priester —

Silvano.

Dann Vater! dann!

Bartholomeo.

Wir stürzen in den Dom,
Auf deinen Armen trägst du sie hinaus,
Wir folgen mit den andern Bräuten nach,
Das überraschte Volk wagt keinen Kampf,
Nah' sind die Barken —

Bargilo.

Und vor Abend noch
Sind wir in unserm Felsennest geborgen.
Das wird ein lust'ger Krieg!

Silvano.

Und sie ist mein!
Der erste Kampf an deiner Seite, Vater,
Gilt meiner Liebe! jetzt begreif' ich erst,
Wie Sohn und Vater eins sind!

Bartholomeo (zu den Andern)

Doch der Raub
Gilt nur den Bräuten, wer an Kirchengut
Sich heut vergreift, wird mit dem Tod beſtraft!

Sargilo

Das hat nicht Noth. Ich denke nicht an Geld,
Seit ich im Schloß des Dogen zu Venedig
Das andre ſchöne Kind geſehn, dem will
Ich mich verloben!

Guzirr.

Auch mir ſoll's nicht fehlen:
Mein Blick iſt längſt an raſche That gewöhnt,
Und Aug' und Hand ſind ſtets vertraute Freunde.

Bartholomeo.

Jetzt ſchnell ans Werk! ſchleicht mit den Unſrigen
Die Schlucht herauf, dort werd' ich euch erwarten;
Die Barken laßt bemannt, nehmt wenig Waffen,
Wohl aber, was wir zur Verkleidung brauchen.

Silvano.

Ja! keine Waffen! dennoch aber Sieg!

(Er eilt mit den übrigen ab.)

Dritter Auftritt.

Bartholomeo. Gasparo.

Gasparo (will ihn zurückhalten)

Halt! ich beſchwör' euch!

Bartholomeo.

Laß ſie, Freund! Du folgſt
Mir nach Curzola, unſre alte Burg
Dort ſey die Cathedrale, du der Biſchof,
Von Schildern dann wir den Altar uns auf,
An welchem du die jungen Paare traufſt.

Gasparo.

Dafür ſey Gott! ich kann dir nimmer folgen,
Wenn du mit Kirchenraub dein Werk beginnſt.

Bartholomeo.

Fort mit den Namen, der wie Frevel klingt!

Gasparde.

Wer den Altar entheiligt, iſt ein Frevler!
Den ihm ſag' ich mich los, dem Kirchenbanne
Iſt er verfallen!

Bartholomeo.

Und du ſprichſt ihn aus?
Du, der zum großen Bau, den ich beginne,
Den Grundſtein in mir legen half, der mir
Und meinem Sohn ein treuer Schutzgeiſt war,
Du trittſt als Feind, als Menſch zurück, und feindeſt
Mir nur den Prieſter?

Gasparde.

Ja, der Gottgeweihte
Soll warnend unter die Verblendeten
Sich ſtellen. Was du mit dem Menſchen haſt,
Das mache mit ihm aus, doch wage nicht,
An Gott dich zu vergreifen.

Bartholomeo.

Wer von uns
Iſt der Verblendete? Iſt Menſchenleben
Nicht heiliger, als eure todten Kirchen?
Du würdeſt keinen Vorwurf für mich haben,
Ließ' ich das gier'ge Ungeheuer Krieg
So lange würgen, bis Venedig ſich
Verblutet hätte. Doch jetzt, wo ich ſcheuend
Den unerwachten Augenblick benutze,
Ein Kleinod zu erhaſchen, das mir Sieg
Und Frieden ohne Blut gewähren ſoll,
Jetzt willſt du mich verdammen, weil ich mich
Aus Menſchlichkeit in euren Tempel ſtürze,
Den ihr dem menſchlich Göttlichen geweiht?

Gasparde.

Was ihm geweiht iſt, ſoll dir heilig ſeyn!
Weh dir, wagſt du die Schranken zu zerbrechen
Du biſt verloren, denn von Grund aus ſchon
Iſt jeder Bau verflucht, zu welchem du
Des Tempels Steine rauſt!

Bartholomeo.

Wer lindet, wer segnet
Auf solche Weise? Wem ist eine Stelle
Auf dieser Erde heil'ger als die andre?
Der Priester nur! auf sein Gebiß erbauten
Die schwachen Völker ihre stolzen Tempel.
Um den Altar stellt er die Künste her,
Daß er des Menschen Geist, der gern empor
Sich schwingen möchte, durch der Sinne Fesseln
In seiner Hand behalte. Er verschließt
Der Cathedrale Bau mit finstrer Wölbung,
Damit kein Blick den klaren Gotteshimmel
Erschaue, wenn er den leichtgläub'gen Herzen
Den selbst erfundnen trüben Himmel gibt.
Es glaubt der Mensch in thörichter Verblendung,
Er habe seinem Gott ein Haus erbaut,
Doch nur das Reich der Priester wohnt darinnen!

Gasparde.

Was hör' ich? Hast du dich so tief verirrt,
Daß dir nicht heilig mehr, was deine Brüder
In frommer Einfalt Gott geweiht, um doch
An einer Stätte der befleckten Erde
Des Staubes Fesseln hinter sich zu sehn?
Begreifst du nicht, daß wohl der Ewige,
Jedoch der Mensch nicht, seiner Tempel kann
Entbehren? Schmähst du die geweihten Priester,
Weil sie dich richten, dich verdammen müssen,
Daß an der Sicherheit des Heiligthums,
Die selbst Verbrecher schützt, du dich vergreifst?

Bartholomeo.

O schweig! ich bin entwöhnt, nur euch zu glauben,
Entwöhnt, nur in der Dämmrung eurer Kirchen
Dem Allerheiligsten mich nah zu wähnen.
Nein! in dem Dom, den er sich selbst erbaut,
Da erst hab' ich den Weltgeist wieder
Gefunden. Andre Stimmen, als die euren,
Im Frieden und im Kampf der Elemente,
Im Frieden und im Kampf der eignen Brust
Vernahm ich sie, die lehrten mich ihn kennen,

Und deshalb weiß ich, daß die kühne That,
Die ohne Blut mein Werk vollenden soll,
Entweder jene Stell' entheiligt oder keine!

Gaspardo.

So tritt als Räuber denn zu dem Altare
Wo deine Väter beteten; beschwöre
Des Volkes Haß selbst gegen dich herauf;
Wer von uns beiden mehr in Wahn befangen,
Entscheid' ein Höherer! Allein der Glaube
Regiert die Welt, und gibt den Völkern Kraft;
Furchtbar und unbesiegbar ist der Mensch,
Bertheidigt er den Gott, an den er glaubt;
Du kannst nicht siegen, du mußt untergehn!
Hier trennt sich unser Weg!

Bartholomeo.

Ich geh den meinen.

Gaspardo.

Ich werde dich an diesen Augenblick
Einst mahnen; beten will ich für dich, aber
Nicht Glück, Vergebung will ich dir erflehn! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Bartholomeo allein.

Bartholomeo.

Ich brauche kein Gebet von fremder Lippe,
Denn mein Gedank' ist schon Gebet, ich brauche
Den Priester nicht, denn ich bin selbst kein Priester.
Mein Will' ist rein! Du hast ihn Herr geläutert,
Und im Vertraun, daß ich dich ganz verstanden,
Weshalb du mich die dunkle Bahn geführt,
Glaub' ich, er muß dir wohlgefällig seyn!

Teele: Platz in Cittro. Im Hintergrund die Kathedrale.

Fünfter Auftritt.

Es ist früh am Morgen. Man sieht allenthalben festlich gekleidete Menschen, einige stehen in Gruppen und unterhalten sich, andere schmücken ihre Häuser: Geistliche gehen in den Dom. In den Vordergrund treten **mehrere Bürger.**

Erster Bürger.

Nun? hat sich das Gerücht bestätigt?

Zweiter Bürger.

Ja!

Silvano ist ein Sohn des Räuberfürsten,
Und, hier verstoßen, ist er fort zum Vater!

(Während sich die Bürger hier unterreden, kommt Bartholomee als Bettler, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, setzt sich in den Vordergrund auf die Erde und achtet aufmerksam auf das Gespräch.)

Erster Bürger.

Hat denn der Herzog diese Perle nur
Gefischt, um sie ins Meer zurückzuschleudern?

Zweiter Bürger.

So fragt man in Venedig auch.

Erster Bürger.

Mit Recht!

Dritter Bürger.

Und beten uns die Räuber wirklich Frieden,
Wenn unser Herzog seine Tochter —

Zweiter Bürger.

Still!

Die wird dem Badoero heut vermählt,
Man will kein Bündniß mit den Räubern!

Erster Bürger.

So?

Man will nicht? Hat man uns dabei gefragt?

Zweiter Bürger.

Und es zerreißt das Herz, hört man erzählen,
Wie die Prinzessin um Silvano weint.

Erster Bürger.

Warum denn muß sie weinen? weßhalb gibt
Er sie dem Liebling nicht, den er erzogen?
Hat denn sein armes Kind nicht auch ein Herz?

Zweiter Bürger.

Ob seine Tochter glücklich, gilt ihm gleich,
Des künft'gen Dogen Gattin soll sie werden.

Erster Bürger.

Des künft'gen Dogen? — Ist dieß Badoero?
Ho, ho! so weit sind wir noch nicht! wir wählen
Ihn erst, und dich und mich, Herr Bruder,
Kann auch die Wahl noch treffen! Künft'ger Doge!
Wer brüstet sich damit? Das eben schafft
Dem Staat so tücht'ge Bürger als wir beide,
Wenn jeder glaubt, er könn' auch Doge werden.

Dritter Bürger.

Und wär' ich Herzog, hielt ich mich verpflichtet,
Mein Kind selbst einem Tiger vorzuwerfen,
Erkauft' ich meinem Volk damit den Frieden.

Zweiter Bürger.

Solch einen Tiger läßt man sich gefallen,
Der wie die Taube einen Oelzweig bringt.
Was meinst du? steht der Sohn des Räuberfürsten
Nicht auch so hoch als eines Dogen Tochter?

Dritter Bürger.

Und diesen Jüngling, den das Mädchen liebt,
Den stößt er mit der Friedensbotschaft fort.

Erster Bürger.

Nun wache, Herzog! wache an den Küsten!
Ich will dir Gutes rathen! wo ein Räuber
Die Hand an unsre Kinder legt.

Vierter Bürger (welcher hinzutritt)

Es ist
Doch recht erfreulich, daß der Herzog selbst
Durch seine Tochter unser Brautfest ehrt;
Des Volkes Segen und der Kirche Jubel
Wird sich mit seiner Freude heut' vereinen.

Erster Bürger.

Ich kann nicht Amen! sprechen. Wo das Herz
Verblutet, hilft kein Segen. Frohe Bräute
Sind eines solchen Festes einz'ge Zier,
Ob sie des Herzogs, ob sie Bürger Töchter,

Ist gleich, und wer die schöne Tochter zwingt,
Daß sie am Brauttisch bittre Thränen weint,
Entweiht das Fest, und wär' es selbst ein Herzog.

Sechster Auftritt

Die Vorigen. Bartholomeo. Fünfter Bürger.

(Man fängt mit den Glocken des Domes an zu läuten. Das Volk drängt sich herbei.)

Fünfter Bürger (eilig kommend).

Platz! Platz gemacht! Die Gondeln sind gelandet,
Ein solcher Brautzug ward noch nie gesehn!
Venedigs schönste Jungfraun sind die Bräute,
Doch alle scheinen häßlich wie die Nacht,
Sieht man des Tages Engel, der sie führt,
Des Herzogs Tochter! Fort! Was will der Bettler?
Die Lumpen passen nicht zu jener Pracht.

Bartholomeo.

Pracht ist der Anfang — Lumpen sind das Ende!

Dritter Bürger.

Laß doch den Bettler! gebt nur Acht, sie kommen! —

(Der Zug naht; zuerst zwölf Jungfrauen als Bräute und zwölf Jünglinge als Bräutigame geschmückt; die ersteren führt Flaminia und [illegible], die andern [illegible] an. Der Herzog, [illegible], Clemente, [illegible], Angela und viele Edlen folgen. Die Pforten des Domes öffnen sich und nehmen den Zug auf. Das Volk drängt nach. Die Glocken schweigen. Bartholomeo bleibt allein.)

Bartholomeo (steht auf).

Die Glocken schweigen! Alte, heilige Mutter,
Mit lauter Stimme rufst du deine Kinder,
Nur meinen Namen hast du nicht genannt! —
An deinem Hochaltar hab' ich so oft
Ein frommes Kind gebetet! — Ach! ich möchte
Nur einmal so noch beten und dann sterben!

Siebenter Auftritt.

Bartholomeo. Silvano.

Silvano (herbeieilend)

Was zögerſt du? — Die Braut ſteht am Altare.
Auf! gib das Zeichen! —

Bartholomeo (wirft die Verkleidung ab).

Ja! Erinnerung
Hinweg! ich will mit andrer Glocke läuten!
(Er ſchlägt mit dem Schwert auf den Schild; die Seeräuber ſtürzen herbei.)
Zerſprengt die Pforten! fordert euer Recht
Als Menſchen: für die erſte Liebe ſey
Der letzte Kampf gewagt.

Silvano (nach dem Dome zueilend)

Flaminia!

(Alle Räuber ihm nach. Die Pforten werden geſprengt, die Räuber ſtürzen in den Dom. Bartholomeo will ihnen erſt entſchloſſen folgen, bebt aber plötzlich zurück.)

Bartholomeo.

Nein! dort hinein kann ich als Räuber nicht!
Herr! auf mein Recht hab' ich ein feſt Vertraun,
Doch in dem Dome wohnt ein heilig Graun!
(Er verhüllt das Geſicht.)

Dritter Aufzug.

Die Burg der Seeräuber auf Curzola. Große Halle, die Wände mit Waffen behangen.

Erſter Auftritt.

Der alte Wornick ruht ſchweigend im Vordergrunde. **Bartholomeo, Guzirr,** im Hintergrunde viele Seeräuber. Einige von ihnen ſind beſchäftigt die Waffen von den Wänden abzunehmen.

Bartholomeo.

Hinunter mit den Waffen von den Wänden:
Tragt die von Blut verroſteten Trophäen

Hinaus zu Waffenkammer! Dieſen Saal
Soll fortan nicht des Todes Rüſtung ſchmücken;
Denn künftig hängen Fleiß und Häuslichkeit
Hier ihre bunten Erntekränze auf.

(Zu Bargilo, der eben eintritt.)

Wie ſteht es um die Jungfrawn? Haſt du ihnen
Im neuen Bau Gemächer angewieſen?
Denn unſer alter Burgvogt dort hat ſchlecht

(auf Wernick zeigend)

Sich vorgeſehn, um ſolche lieben Gäſte
Nach Würden zu empfangen.

Bargilo.

Alles iſt
Geſchehn wie du befohlen.

Bartholomeo.

Und mein Sohn?

Bargilo.

Iſt eben jetzt bemüht, die ſchönen Kinder
Durch frohen Zuſpruch und Erfriſchungen
Vom Schreck der unerwarteten Umarmung
Zu heilen.

Guzirr.

Ja! das war nicht zu erſparen,
Wenn des Piraten friedliche Bewerbung
Von Rach' und Stolz zurückgewieſen wird,
Führt er die Braut nach ſeiner Weiſe heim!

Bargilo.

Auch iſt der Schreck ein gutes Mittelchen,
Das Herz für Troſt empfänglicher zu machen.
Gewiß die Mädchen werden bald geſtehen,
Daß es ſo übel auf Curzola nicht.

Bartholomeo.

Sind alle Führer unſrer Schiffe hier?
Habt ihr die älteſten von euch verſammelt?

Guzirr.

Ja, Herr!

Bartholomeo.

So ſchließt den Kreis, als wollten wir
Uns noch einmal berathen vor der Schlacht.

(Alle außer Wernick treten um Bartholomeo herum.)

Kampf wird's auch geben, aber nicht von außen,
Bald sind die äußern Feinde unsre Freunde:
Im eignen Busen aber lebt der Feind,
Die wilde ungezähmte Leidenschaft,
Die jede Stunde uns zum Kampfe fordert,
Bis wir nicht Friede schließen mit uns selbst.
Ich trat, ein Bettler, einst in diese Hallen,
Geächtet und verfolgt, ihr nahmt mich auf;
(Zu einem alten Seeräuber.)
Du gabst mir deinen Waffenrock — der Alte
(auf Wernick zeigend)
Dort gürtete sein eignes Schwert mir um,
Ihr hießt mich Bruder! — Da gelobt ich still,
Mich euch zu weihn, und meine Schuld zu zahlen!
Jetzt steh' ich hier als Fürst! — Ich bracht' euch nichts,
Ihr gabt mir alles!

Ouzirr.

Reich hast du's vergolten!
Nie stand auf dieser Höhe unser Staat,
Du lehrtest uns die eigne Kraft erst kennen.

Bartholomeo.

Weht führt' ich euch zu manchem Kampf und Sieg,
Allein kein Friede heilte unsre Wunden;
Die Schranken bleiben offen, Kampf auf Kampf,
Das war die Losung! — vor uns zogen Schreck
Und Grausen her — Verwünschung, Fluch und Rache
Verfolgten unsre Spur. — So standen wir
In einer öden Wüste ohne Freunde,
Ringsum von Ungeheuern angegähnt;
Des Berges Gipfel zwar erklommten wir,
Worauf des Reichthums goldner Tempel stand,
Doch seine Gottheit kannte keinen Segen.
Da dacht' ich an die Schuld, die auf mir lag,
Und zeigt' euch das gelobte Land von fern,
Wo unterm Schutze friedlicher Gesetze
Der Fleiß sein Feld bebaut, die Traube zieht,
Die Heerden fröhlich weidet, wo der Vater
Im Kreise seiner Lieben selig sitzt,
Und einen Myrthenkranz der Tochter flicht —

Da ließ ich die Erinnerung meiner Bruſt
Gleich einem Strom an euch vorüber rauſchen,
In dem ihr ſchön're Himmelsbilder ſaht,
Und euer kräftiges Gemüth erkannte,
Daß uns ein gräßlich Band zuſammenbickt,
Und ihr verlanget nach der beſſern Zukunft.
Jetzt hat ein kühner Augenblick gebracht
Was fern noch ſchien. — Wollt ihr es gern empfangen?

Vargila.

Mit offenen Armen, denn die Herolde
Der beſſern Zukunft ſind die ſchönen Bräute!

Ouzirr.

Wir hatten es in deine Hand gelegt,
Was du uns gibſt, iſt weiſ' und gut!

Bartholomeo.

Wohlan!
Wie jetzt der Saal vom rauhen Schmuck entkleidet,
So werft auch ihr nun ab, was dem Piraten
Erlaubt war, doch dem Bürger nicht mehr ziemt!
Seyd nun das neue Volk, das die Seeräuber
Vernichtete! ſie ſind verſchollen — todt! —
Auf ihrer blut'gen Stätt' erbaue ſich
Der Fleiß ſein Brod, die Liebe ihre Hütte;
Mit Freude ſeh' man eure Wimpel nahn;
Willkommen ſchall' euch überall entgegen;
Wie fabelhafte halbverklungne Sagen
Ertön' euch die Geſchichte dieſer Zeit
Dereinſt aus eurer Enkel Mund! Dann walte
Ein andrer Fürſt, mit einer reinern Hand
Und einem fel'gern Herzen über euch!

Ouzirr.

Wer iſt der beſſre Fürſt als du?

Bartholomeo.

Mein Sohn!
Er kennt den Kampf nicht mit den finſtern Mächten,
Er war kein Zeuge unſrer blut'gen Zeit.
Ein reines Herz, erhabnen frommen Muth,
Die heiligſten Bedingniſſe zum Throne,
In dieſem Fürſtenſchmuck begrüßt er euch.

An ſeiner Hand naht euch der Genius
Der Lieb' und Tugend üben, lehren wird:
Flaminia ſoll euer Schutzgeiſt werden,
Silvane das erfüllen, was ich ahnte;
Sie will ich euch zu Fürſten weihn — und dann —
Dann mögt ihr mich und meine Zeit vergeſſen! —

Sargilo.

Wir folgen dir zum Frieden, wie zum Kampfe,
Doch führ' uns in die heitre Gegenwart,
Und nicht in eine Zukunft ohne dich!

Bartholomeo.

Ich will es, doch nur Bürger kann ich brauchen!
Von jetzt an ſchwören wir den Räubern Krieg,
Und ziehn das Schwert nur, unſern Herd zu ſchützen!
Bedenkt es wohl — noch iſt es Zeit zu wählen,
Wer anders will, der nehme Gold und ziehe.

Alle Räuber (außer Wernich).

Wir bleiben Alle!

Bartholomeo.

Nun dann ſey willkommen,
Mein neues Volk!

Guzirr.

Und du willkommen, Vater!

Sargilo.

Doch zögre nicht, das Glück uns jetzt zu geben.
Dein Sohn hat ſeine auserwählte Braut,
Auch wir verlangen jetzt nach unſern Bräuten!

Bartholomeo.

Ihr ſollt die Jungfraun ſehn! Beſorgt das Mahl,
Ich will euch heut beim frohen Abendſchmaus
Den Vorſchmack unſres Hochzeitfeſtes geben.
Heut ſoll'n die Waffen ruhn — heut ſind wir ſicher,
Denn eh der Tage ſich vom Schreck erholt,
Sind unſre Hochzeitbitter in Benedig.
Noch einmal übernehmt die kleinen Sorgen,
Bald überlaßt ihr ſie verſtänd'gen Hausfraun!

(Guzirr mit den Räubern ab.)

Bartholomeo (zu Sargilo).

Führ' meinen Sohn und ſeine Braut hieher!

(Sargilo ab.)

Zweiter Auftritt.

Bartholomeo. Wernick.

Bartholomeo.

Nun, alter Murrkopf! haſt du keinen Glückwunſch,
Der freudig die gelungne That empfängt?

Wernick.

Was ſoll der Glückwunſch, wo ich Glück nicht ſehe?

Bartholomeo.

Du zürnſt, weil wir hinter deinem Rücken
Das kühne Wageſtück vollbracht.

Wernick.

Mit nichten!
Ich warte nur, daß deine Diener mich
Auch zu den reſt'gen Waffen legen ſollen!

Bartholomeo.

Dich, Alter? —

Wernick.

Willſt du deine lieben Kinder
Hier nicht zu fürchten machen, rath' ich dir,
Den alten Räuber Wernick auf die Seite
Zu ſchaffen.

Bartholomeo.

O! verdirb mir nicht dieß Feſt!

Wernick.

Ich will's euch nicht verderben, laßt mich gehn!
Was ſoll ich hier? — Das kräftige Gewerbe
Des Krieges hat ein Ende — alſo: Baſta!
Zum Pfeifer auf der Hochzeit taug' ich nicht,
Zur Kindernahme auch nicht.

Bartholomeo.

's iſt doch hart,
Wenn Freude über ſolcher That Gelungen
An einer Bruſt erſtirbt, mit der man alles
Zu theilen ſich gewöhnt hat.

Wernick.

Ja, ich theilte

Auch alles gern mit dir, Sieg und Gefahr —
Doch Weiberregiment — —

Bartholomeo.

Du Weiberfeind.

Wornich.

Sie machten mich dazu! Es steht nichts fest,
Kein kräftiger Entschluß, kein Heldenbund,
Sobald sich Weiber nahn, denn ihre Worte
Sind stärker als der Sturm, und selbst im Meere
Ist wen'ger Großes noch ertrunken, als
In Weiberthränen.

Bartholomeo.

Waren wir nicht einig? —

Wornich.

O ja doch, einig! Ich war überstimmt.
Ein Traum von Bürgerleben, häuslich Glück,
Und wie die fabelhaften Dinge heißen,
Begeistert junge Köpfe leicht, zumal
In solchen Träumen sich's bequemer lebt,
Als bei der steten Spannung aller Kräfte.

Bartholomeo.

O schweig! weil du zu Eis gefroren bist,
Brauchst du den Sonnenstrahl doch nicht zu schmähen,
Der, ob er gleich die Gletscher nicht erwärmt,
Doch ihren Nachbarthälern Frühling bringt.

Wornich.

Ich bin so eisig nicht. Venedig hat
Dich kälter abgewiesen, als ich je
Silvane's Braut empfangen haben würde.

Bartholomeo.

Drum also geh ihr froh entgegen!

Wornich.

Wem?
We ist die Braut, die euch freiwillig folgte?
Nur von geraubten Mädchen weiß ich, die
Von einem Altar ihr zum andern schleppt,
Und die, statt Frieden, neue Zwietracht bringen.

Bartholomeo.

Sey ohne Sorgen, Alter!

Wornick.

Gib es auf!
Nimm Lösegeld, und laß die Bräute fahren!

Bartholomeo.

Die Jungfraun? —

Wornick.

Ja! — Du wirst sie doch nicht zwingen,
Dir zu gehorchen, und ich weiß, du ziehst
Den Weibergroll dir als Gespenst ins Haus.

Bartholomeo.

Dort kommt mein junger Held, der wird ihn bannen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Silvano. Bargilo.

(Wornick zieht sich auf seinen Sessel zurück.)

Bartholomeo.

Weßhalb allein? — Was zögerst du, die Braut
In deines Vaters Halle einzuführen?

Silvano.

Sie will nicht kommen, weist in mir den Räuber
Von sich zurück!

Bartholomeo.

Des Dogen Tochter?

Bargilo.

Ja! —
Die wird den Handel uns verderben, Herr!
Die andern weinen doch, das macht sie weich,
Sie aber steht mit trocknem Auge da,
Als ob sie uns zu richten käme! —

Bartholomeo.

So!

Silvano.

Ach, Vater! unser Sieg zerfällt in nichts!

Wornick.

Der Anfang ist nicht übel!

Bartholomeo.

Mädchenlaune,
Der wollen wir begegnen! Bargila,
Du bringst ihr den Befehl, hier zu erscheinen!
Sie soll in mir zuvor den Herrn erkennen,
Damit sie dann in mir den Vater wird'ge!

Silvano.

Sey nicht so hart, laß mich ihr dein Gebot —

Bartholomeo.

Jetzt keinen Schritt, hier sollst du sie erwarten!

(Er winkt. Bargila entfernt sich. Wernick kommt langsam in den Vordergrund.)

Bartholomeo (führt fort)

Es soll der Held für seine Liebe streiten;
Das Leben sey' er ein zu ihrer Rettung,
Damit das Leben eins sey mit der Liebe;
Hat er's gethan, wie du, dann ist sie sein,
Hat keine Wahl, ist seine Schuldnerin!

Silvano.

Du kennst sie nicht — ich hätt' es ahnen sollen,
Daß sie für eine solche That zu rein!

Bartholomeo.

Zu rein? — Wo ist der Maßstab unsrer That?
Wie kann des schwachen Weibes dunkles Ahnen
Des Mannes tiefe Pläne richten wollen? —

Wernick (zu Bartholomeo).

Sieh, diese Zweifel sind die erste Gabe,
Die uns die Weiber in das Haus gebracht;
Es wird schon besser kommen!

(Bartholomeo geht finster auf und ab.)

(Zu Silvano.)

Armer Junge!
Du thust mir leid! — Doch solcher bittern Stunden
Hat von uns mancher schon hinabgeschluckt;
Die Arznei ist gut, sie macht gesund.

Silvano.

So wie der Tod den Schmerz am besten heilt.

Wernick.

Laß jene allzuklare Perle fahren,
Sie ist nicht ächt — ein Basiliskenei!

Noch iſt es Zeit, kehr' um, vergiß die Weiber.
Sie bringen uns nichts Gutes, ohne ſie
Soll dir's bei uns gefallen: ſtrenge Sitten,
Einfaches Leben, kräft'ges Tagewerk,
Getreue Waffenbrüderſchaft, und endlich
Erinnerung an manche große That —
Was willſt du mehr? Herzlieber Junge komm,
Ich will dich in die Waffenkammer führen,
Will dir von meiner Jugendzeit erzählen;
Dein Vater mag allein die Geiſter bannen,
Du aber komm!

Silvano.

Ich kann nicht, denn ſie naht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Flaminia. Bargila.

(So wie Flaminia eintritt, zieht ſich Wernick wieder zurück. Bargila geht auf einen Wink Bartholomeo's ab.)

Bartholomeo.

Flaminia, weßhalb denn zögerſt du,
Den Vater in der Heimath aufzuſuchen?

Flaminia.

Ich bin Gefangne, darf dem Sieger nur,
Wenn er mich fordert, aus dem Kerker nahn.

Bartholomeo.

Gefangen? Kerker? — Mädchen, du biſt frei;
Biſt meines Sohnes Braut, die künft'ge Hausfrau.

Flaminia.

Wenn ich denn frei bin, iſt mein Will' auch frei,
So fordr' ich meine Rückkehr nach Venedig.

Silvano.

Flaminia! ſo dankſt du uns die Rettung?

Bartholomeo.

Hier hofft' ich, ſollteſt du aus Gram und Angſt

Erwachen, feſt an jene Bruſt dich klammern,
Zum Schirmdach der verfolgten Liebe dankbar
Mein Schild dir wählen, ein beglücktes Weib;
Doch du, Verblendete, verlangſt zurück,
Dorthin zurück, wo ſie dich opfern wollen?

Flaminia.

Ich hab' ein Vaterland und einen Vater,
Sie fordern ihre Schuldnerin zurück.

Silvane.

Biſt du der Lieb' und mir denn gar nichts ſchuldig?

Bartholomeo.

Laß nur, wir müſſen uns verſtändigen;
Wenn Tag und Nacht ſich gegenüber ſtehn,
Wie ihr, mit warmem Licht und kalten Schatten,
Da legt ſich bald der Dämmrung trüber Nebel
Auf alle Lebensbilder, es erblicken
Sich zwar die Menſchen noch, doch ſie erkennen
Sie fürder nicht. Da zünde Wahrheit denn
Die Fackel an, ob auch ihr grelles Licht
Dem Auge ſchmerzt. Drum, Mädchen, ſey auch wahr.
Ich will es wiſſen, was dich von uns treibt,
Sprich ohne Furcht: war dir des Jünglings Liebe
Ein Spielwerk, deſſen du jetzt überdrüſſig?

Flaminia.

Ein Spielwerk meine Liebe? — O, mein Gott! —
Dich nennt der Ruf den großen Räuberfürſten,
Durch deine Seele ſollten alſo nur
Gedanken ziehn, die eines ſolchen würdig,
Und was ich ſinne, müßteſt du verſtehn.
Du aber raubſt nicht bloß ein ſchuldlos Mädchen,
Nein, auch gering denkſt du von ihm.

Bartholomeo.

Wer zwingt
Zu dieſen Zweifeln anders mich als du?

Flaminia (auf Silvane deutend).

So frag ihn dort, ob er mir nicht vertraut,
Im Augenblick, ſelbſt wo ich ihn verlaſſe,
Mir nicht vertraut? der kennt mich wohl! — Silvane,

Sieh nicht so finster, reiche nur die Hand,
Du fühlst es selbst, daß ich für dich verloren!

Silvano.

Verloren? — Nein! ich habe dich errungen!
Hier ist dein Vater, hier dein Vaterland,
Du kannst nicht widerstehn, denn du bist mein!

Flaminia.

Wohl träumt' ich einst, mein Leben sollte dir
Nur angehören, ob in einer Hütte,
Ob im Palast, hat nie das Herz gefragt.
In Schwesterliebe reift es still und sicher
Zum höhern seligern Gefühl, und würde
Nun stark genug sich glauben, überall
Dir einen Himmel zu bereiten, aber
Nur so nicht! Nein, nur so nicht!

Bartholomeo.

Schwaches Weib!
Der Kinderstube grausenhafte Sagen
Von den Piraten scheuchen dich von hier,
Sonst müßtest du begeistert deinem Ziele
Entgegen schreiten. Höheren Beruf
Als dir, gab noch das Schicksal keinem Weibe:
Du sollst die Friedensstifterin der Völker,
Stammmutter eines Fürstenhauses werden,
Vor deiner Nähe soll der Räuberstaat
Zusammenstürzen, und auf seinen Trümmern,
Ein neues frommes Bürgerleben blühn!

Silvano.

Und jetzt, wo dich zu dieser steilen Höhe
Der Arm der Liebe rettend hergetragen,
Jetzt faßt dich nah am Ziel ein heimlich Grauen,
Reißt dich zurück, du willst nicht weiter folgen?

Flaminia.

Silvano, ach! ich wäre dir gefolgt,
Obgleich kein Weib des Hauses finstre Schwelle
Vor mir betrat, ob durch die einsamen
Gemächer gleich die Geister blut'ger Jahre
Mir drohend nachgeschlichen wären, und
Das bange Herz vergeblich eine Stätte

Gesucht, die durch Gebet geheiligt war:
Doch wär' ich dir gefolgt! — In Herzenseinfalt
Hätt' ich erfüllt, was ihr so groß erdacht,
Und, wie die Mutter, wenn es tagt, die Kinder
Zur frohen Arbeit weckt, euch aufgerufen,
Wenn alte finstre Träume sich genaht.
Venedigs Tochter würde rastlos zu
Venedigs Größ' euch aufgezogen haben,
Und von dem Throne hätten neben dir
Des Weibes stille Frömmigkeit und Reinheit,
Der Gattin Liebe und vielleicht der Mutter —

(Sie verhüllt das Gesicht.)

Silvano.

Flaminia!

Bartholomeo.

Verbirg nicht deine Gluth,
Sie ist das heil'ge Zeichen der Prophetin!

Wornich

(der ihr langsam näher getreten).

Ich wollte, Weib! ich wäre noch ein Kind,
Und du wärst meine Mutter!

Silvano.

Und dieß Bild,
Das du in der Begeistrung Gluth mir zeigst,
Soll untersinken, wie die Sonn' im Meere,
Und Nacht soll folgen diesem Himmelslicht?

Bartholomeo.

Glück auf! mein Sohn, sie hat für dich entschieden!

Flaminia.

Es fehlt der Segen ja zu eurem Werke!
Mit neuer Sünde habt ihr es begonnen,
Und wer die Hand daran zu legen wagt,
Den reißt es mit euch in die ew'ge Nacht
Der Schuld hinab. Wo sollt' ich Kraft vernehmen,
Dein Weib zu seyn, wenn mich des Vaters Fluch,
Des Vaterlandes Rache hier verfolgte?
Wenn selbst der Himmel, dessen Heiligthum
Ihr frevelhaft entweiht, sich den Gebeten
Der Sünderin verschlösse? —

Silvano.

Sind wir ſchuld
Daß es ſo weit gekommen? — Hab ich nicht,
Was nur der Menſch vom Menſchen fordern kann,
Was Großes nur die Seel' erdenken mag,
Geboten? dennoch ward ich abgewieſen.
Dort ſteht nun blinder Haß und kalte Willkühr,
Hier reine, hohe, ſieggekrönte Liebe;
Dort ſollſt du als ein zweckles Opfer fallen,
Hier liegt ein heilig Tagewerk vor dir.
Kannſt du noch zaudern, wie du wählen ſollſt,
Noch zweifeln, was der Himmel dir gebiete?

Flaminia.

O, warum mußte zwiſchen uns der Geiſt
Der alten unverſöhnten Blutſchuld treten? —
Du wareſt rein, doch die dich ſendeten — —

Bartholomeo.

Ein andrer Geiſt hat mich von euch geſtoßen —
Das Volk will Frieden, aber nicht ſein Fürſt!

Flaminia.

Du biſt der Sturm, der mit Gewitterwolken
Den letzten Stern der Hoffnung überzog.
Du haſt durch Drohungen Venedigs Herzog
Zuletzt verſucht, ihr ſeyd im Zorn geſchieden.
So tief erſchüttert, ſo für mich verſchloſſen
Sah ich den Vater nie! — Du trägſt die Schuld!

Bartholomeo.

Erſchüttert? wirklich? Nun der Stunde wegen,
Wo ihm der Sturm das Meer der Bruſt erhob,
Der theuern Züge wegen, die du trägſt,
Will hier ich bitten, wo ich fordern ſollte:
Sey meine Tochter, laß dein Herz gewähren,
Ich hab ein heilig Vaterrecht auf dich!
Venedig ſoll vor dir erröthen müſſen,
Daß du die eigne kühne Bahn verfolgſt,
Und dankend wird dein Vater dich umfaſſen,
Wenn du ihm gibſt, was er bereits verloren!

Silvano.

Vermagst du Vadero's Weib zu werden?
Du bringst ihm doch nur Thränen in das Haus.

Flaminia.

Nur Thränen — —

Bartholomeo.

Hast du deine arme Mutter
Nie weinen sehn? —

Flaminia.

Ach, nur zu oft! zu oft!

Wornick.

Der alte Wornick bittet dich: bleib hier!

Bartholomeo.

Du schweigst und sinnst? Hörst du die bangen Stimmen,
Die aus der Zukunft Nacht herauf erschallen,
Und Frieden fordern für Jahrhunderte?
Siehst du im Geiste jetzt den Heldenstamm
Mit euern Zügen dir vorüberschreiten?
Er nennt dich seine Mutter, fordert Leben
Von dir, und will auf kommende Geschlechter
Den Geist der Liebe übertragen. Nein,
Du kannst nicht länger zweifeln! — —

Silvano.

Sey mein Weib!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Bargilo.

Bargilo.

Wir haben einen Vogel eingefangen,
Der unsern Händen unbemerkt entschlüpft.

Bartholomeo.

Was bringst du? —

Bargilo.

Eine Braut war uns entflohn.
Der Himmel weiß, wie im Gewirr der Ankunft

Sie aus dem Schiff entkommen. Jetzt am Abend
Hat ſich die Taube aus den Felſenſchluchten
Hervorgewagt. Sie ward vom Hafen aus
Erblickt und eingefangen.

Silvana.

Von den Bräuten
Fehlt aber keine.

Bargila.

Keine? Deſto beſſer!
Laßt ſie doch überzählig ſeyn. Ein Mann
Soll ihr nicht fehlen; s' iſt ein ſchönes Kind.
Verdenken kann ich's keinem, der auch ſie
Für eine Braut erkannt und mitgenommen.

Bartholomeo.

Sie ſoll willkommen ſeyn!

Flaminia.

Wie heißt das Mädchen?

Bargila.

Ich weiß nur, daß ſie ſchön iſt. Sprich ſie ſelbſt!
Die andern Mädchen zeigten große Freude,
Als ſie erſchien. Doch ſie verlangt nach dir,
Und iſt mit einer Freundin mir gefolgt.

(Bargila öffnet die Thür und unter Begleitung einiger Seeräuber treten Theodora und Angela herein.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Angela. Theodora.

Angela.

Flaminia!

Flaminia.

Wie, Angela! auch du? —

Angela.

Auch ich! wir ſollen unzertrennlich ſeyn.

Flaminia.

Unglückliche, und doch mir jetzt willkommen!

Silvano.

Willkommen, ja! Du durftest uns nicht fehlen!
Wo aber warst du? Sah ich doch im Schiffe
Dich nirgends?

Angela.

Hast mich oft schon übersehn!
Ich nutzte einen günst'gen Augenblick,
Mich in des Schiffes Tiefe zu verbergen;
Euch genügt' es, daß die Zahl der Bräute voll,
Die Ueberzähl'ge, gegen euren Willen
Geraubte habt ihr nicht vermißt.

Bartholomeo.

Sieh da!
Die Kleine zürnt, daß ihr es nicht gegolten.
Ei, du gefällst mir, kommst mir eben recht,
Dir will ich einen Helden stellen, wähle,
Und folge meiner Tochter zum Altar.

Angela.

So seyd ihr also einig? völlig einig?
Du wirst Silvano's Gattin?

Theodora.

Gott! mich treibt
Die Angst zu dir! An deinem Schicksal hängt
Das unsrige.

Angela.

Du hast doch eingewilligt?

Theodora.

Was fragst du noch? auf den gesenkten Wimpern
Steht ja die Antwort: „um den Brautkranz habe
Ich an die Räuber euch verhandelt!"

Silvano.

Schweigt!
Ihr habt kein Theil an ihr! —

Wornich.

Fort mit den Weibern,
Sie rauben dir die Braut!

Theodora.

Du Räuberfürstin!

Bartholomeo.

Ich will Geduld mit euren Klagen haben.
Bevor das Weib nicht seiner Thränen satt,
Vernimmt es nie die Stimme der Vernunft,
Denn Glück und Unglück muß es erst beweinen.
Doch keine Schmähung über eure Lippen!
Hier seht ihr meine Tochter, eure Fürstin,
Beugt euch vor ihr und geht! —

Flaminia.

Nein! laß sie bleiben.
Zu mir gehören sie! umschlingt mich fest,
Daß ich nicht wanke, noch bin ich die eure!

Silvano (zu den Mädchen).

Ich bitt' euch, geht! Ich galt euch sonst als Bruder,
Dort, wo ich ein verwaister Knabe stand,
Jetzt in der Heimath will ich's euch vergelten,
Nur stellt euch nicht so feindlich zwischen uns!

Angela.

Ich bin dir ja nicht feindlich, laß mich nur
Erst mit der allzustrengen Jungfrau sprechen.

Flaminia.

Du willst — —

Angela.

Als Braut dich schmücken!

Theodora.

Angela!

Angela (zu Theodora).

Du magst in Thränen schwimmen, armes Kind,
Dein zärtlich Herz hat manches zu vergessen;
Wir aber brauchen keinen Trost, wir finden,
Sie den Geliebten, ich die freie Wahl!

Flaminia.

Ist dieß dein Ernst?

Bartholomeo.

Du bist ein wackres Mädchen!

Silvano.

Vertraute unsrer Liebe!

Theodora.

Hört sie nicht!

Auf meine Bitten achtet, laßt uns fort,
Zurück zur Heimath! ach noch kann ſich alles
In Friede löſen.

Bartholomeo.

Davon morgen, Kind!
Seht euch nur erſt im Kreis der Freier um,
Eh ihr darauf beſteht, uns zu verlaſſen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Guzier.

Guzier.

Die Tafel iſt bereit, du wirſt erwartet!

Angela.

Ein Gaſtmahl?

Bartholomeo.

Allerdings, den lieben Gäſten
Soll es an nichts hier fehlen. Führe du,
Mein Sohn, die andern Jungfraun auch zum Mahle.
(Silvane und Guzier ab mit den übrigen Andern.)

Angela.

Ja, du haſt recht, von ernſten Dingen morgen,
Heut laßt uns ſehn, wie's uns bei euch gefällt.

Wornich (zu Flaminia).

Ich werde dir den Ehrenplatz beſorgen. (Ab.)

Angela (heimlich zu Flaminia).

Ich bitte dich, geh nicht!

Flaminia (zu Bartholomeo).

Ich kann nicht folgen!
Willſt du den tiefverlegten Sinn des Weibes
Bloßſtellen vor der Männer dreiſten Blick?

Theodora.

Wir folgen nicht! wir ſind nicht Sklavinnen,
Die man zur Auswahl auf den Markt darf ſtellen!

Angela

(Eilt mit vertraut zu Bartholomeo.)

Laß ſie nur jetzt, ich bringe ſie dir nach.

Wenn man erſt ſcheinbar ſeinen Willen hat,
Dann fügt man ſich.

Bartholomeo (zu Angela)

Du biſt ein kluges Mädchen! (Pause.)
Ich will zur Ueberlegung Zeit gewähren.
Doch, meine Tochter, ſetze nicht des Vaters
Geduld auf Proben, die ſie nicht beſteht.
In kurzer Zeit erwart' ich euch beim Mahle.
(Ab mit Vargita.)

Achter Auftritt.

Flaminia. Theodora. Angela.

Flaminia.

Entſetzen faßt mich, blick ich auf das Mädchen,
Das ſich den Räubern in die Arme drängt.

Angela.

So glaubt ihr wirklich, daß man mich geraubt?
Freiwillig flieh ich hier! ich wagte mich
Zu euch, um nahe Rettung zu verkünden!

Flaminia.

Du wagteſt —

Theodora.

Rettung aus der Räuber Händen?

Angela.

Der Herzog iſt euch nah!

Flaminia.

Mein Vater?

Theodora.

Nahe?

Angela.

Mit wohlbemannten Barken hält er ſich
Verborgen in der nahen Felſenbucht,
Und will im Sturm die ſtolzen Bäume entwurzeln.

Flaminia.

Mein Gott!

Chrodora.

Alenſe?

Angela.

Nach dem erſten Schrecken,
Und als der greiſe Biſchof ſeinen Bannſtrahl
Den Kirchenräubern nachgeſchmettert und
Das Volk zur Rache aufgerufen hatte,
Da ſtürzten Jünglinge und Männer ſich
Dem Herzog in die Barken nach, zufrieden
Mit jeder Wehr, die ihre Hand erfaßte,
Mit jedem Kahn, der kaum die Kühnen trug.
So ging es fort. Im Schutz der Dämmerung
Erreichten wir die Felſenbucht

Flaminia.

Und du?

Angela.

Ich übernahm, durch Liſt mich euch zu nahn,
Euch Hülfe zu verkünden, und mit euch
Den Sieg gewiſſer noch herbeizuführen.

Chrodora.

O, ſey willkommen, kühne Retterin!

Flaminia.

Den Sieg durch uns?

Angela.

Vermagſt du hier zu ruhen,
Indeß der Vater für die Tochter kämpft?
Der Jüngling für die Braut, das treue Volk
Für ſeine Kirche in den Tod ſich ſtürzt?
Hat neben Abſcheu und Entſetzen über
Die fluchbeladne That der Räuber noch
Ein anderer Gedank im Buſen Raum?

Flaminia.

Was fordert du?

Chrodora.

Ich bin bereit zu allem!

Angela.

So hört denn, was der Herzog euch gebietet:
Ihr ſollt euch freundlich ſtellen zu den Räubern,
Und wenn ſie Sieg und Hoffnung ſicher macht,

Die Pforten heimlich öffnen und die Burg
In Flammen setzen. Dann beginnt der Sturm,
Und so im Doppelkampf mit Kraft und List,
So muß der Räuberstaat zusammenbrechen.

Theodora.

Gott sey gepriesen, der uns Rettung sendet!

Flaminia.

Ist denn kein Friede möglich?

Angelo.

Friede? — Nein!
Dein Vater kennt nur Sterben oder Siegen,
Denn einen Gottekampf will er bestehn!

Theodora.

Tod oder Freiheit!

Angelo.

Sieg ist hier gewiß:
Die Räuber machen uns die Sache leicht.
Der volle Becher wird beim Mahle kreisen,
Und in der rohen Freude über sie
Die Rachegöttin ihren Zittig schwingen.

Flaminia.

Wer hat uns Lieb' und Frieden dargeboten?
Wer ward verstoßen? zu der Schreckensthat
Gezwungen? — wer soll jetzt als Opfer fallen?
O Gott!

Angelo.

Ich fasse dich, mein armes Kind!
Ich war Vertraute deiner frühern Liebe,
Und habe sie an meiner Brust gepflegt,
Als zög ich eine zarte Blume auf.
Allein der Mensch hat höh'res als die Liebe,
Denn eh sein Herz noch lieben, hoffen konnte,
Liebt' ihn der Vater schon, gab ihm die Kirche
Schon Segen, und das Vaterland ihm Schutz.
Schau hin, dort kämpft dein Vater mit der Fluth,
Dort will das Muttergottesbild versinken,
Dort ruft dich Kirch' und Vaterland zu Hülfe,
Und du willst hier am Ufer zögernd stehn,

Nicht rettend in die Fluth dich stürzen, um
Die Uferblume dir nicht zu zertreten?

Theodora.

Gilt dir die bange Thräne fremder Liebe,
Das tiefe Weh in unserm Herzen nichts?
Du warst die Einzige, die am Brautfest weinte.
Und daß sich deine Thränen trocknen mögen,
Soll unser Herz zerreißen? — Räuberbraut,
Was kümmerts dich im Arme deines Jünglings?

Flaminia.

O haltet ein, ihr Unbarmherzigen!
Ich hatte meiner Lieb' entsagt — ich kannte
Nichts höheres als Vaterland und Vater,
Und weil sie mich zum Opfer forderten,
Beugt' ich mein Haupt und ging zum Opferherd.
Da war's, als ob ich auf Maria kniete;
Der Engel kam, er trug mich rettend fort,
Und zeigte mir, wozu er mich berufen.
Mich warnte weinend die Vergangenheit,
Mir winkte segnend Gegenwart und Zukunft,
Mir strahlte in der Fern' ein göttlich Ziel!
Und dennoch zagt' ich! — ach, das fromme Herz
Vermochte ohne Vatersegen nichts! —
Da, in der schwersten Stunde sendet mir
Der Himmel jetzt den Vater! und ich sollte
Den Wink verkennen, hier den Kampf erwarten,
Statt Frieden und Vergebung zu erflehn?
Nein, hin zu ihm, zu seinen Füßen hin,
Zum Vater hin! —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Silvano.

Silvano.

Dich such' ich auf, Geliebte,
Denn ohne dich find' ich beim Mahl nicht Ruhe.

Die Blicke der Gefährten suchen dich
An meiner Seite, ihre Herrscherin,
Die wie des Tages ros'ge Morgenstunde
Aufgehen soll, die neue Zeit zu bringen.
Du aber fehlst, es steht ein leerer Stuhl
An deinem Platz, als ob ich Wittwer sey.

Flaminia.

O, laß dich diese Vorbedeutung warnen!

Silvana.

Komm nur, es neigt sich Alles ja zum Frieden,
Selbst an der Tafel hebt manch' schönes Auge
Der Wimper seidnen Vorhang schon empor,
Und sieht sich um im Kreise froher Männer.

Flaminia.

Vergiß die rohe Lust, denn unsrer wartet
Ein furchtbar ernstes Fest. An deine Brust
Hab' ich von jeher Freud' und Leid gelegt.
Und wie der Herzenskündiger die Seele
Mit allen Wünschen und Gedanken kennt,
So hast du mich verstanden und gekannt,
Nie erst gefragt, du hast's geahnt, gewußt,
Was mir den Busen hob, im Auge glänzte,
Denn immer waren unsre Seelen eins.
Drum in der bangsten Stunde meines Lebens
Wirst du mich jetzt auch ungefragt verstehn,
Und schnell erfüllen, was die Liebe fordert.

Silvana.

Erfüllen will ich, was die Lieb' erlaubt.

Flaminia.

So laß uns eilen, aber nicht zum Mahle!

Silvana.

Wohin Geliebte?

Flaminia.

In die Nacht hinaus! —
Im Saale zechen lustig deine Räuber,
Wir werden in dem Taumel nicht vermißt,
Die stehn die Pforten dieser Feste offen,
Auf Land und Meer liegt die verschwiegne Nacht,
Komm, führe mich hinaus! —

Silvano.

Du willſt entfliehn?

Flaminia.

Ich muß ja fort — ich muß zum Vater hin,
Der ſchon zum neuen Kampf das Schwert erhebt.
Gib die geraubte Tochter ihm zurück,
Entwaffn' ihn ſchnell durch kindliche Ergebung,
Und hebe ſo den Fluch von unſrer Liebe.

Silvano.

Was forderſt du?

Flaminia.

Ich will im Staube liegen,
Des Vaters Knie umklammern, bitten, flehen,
Bis er Verzeihung, bis er Frieden gibt.

Silvano.

Ich ſollte heimlich von dem Vater weichen,
Der ſchützend über unſre Liebe wacht,
Dich thöricht zu dem Herzog wieder führen,
Der mich verſtieß und unſer Glück zerrat?
Das kann ich nicht! — Mit dir aus ſichrem Port
Noch einmal auf ein ſchwankes Brett mich wagen,
Hier alles laſſen, dort nichts wiederfinden,
Das darf ich nicht! —

Flaminia.

Nur einmal folge noch
Der Stimme, der du ſonſt ſo gern vertraut!
Der gute Engel weint, er ſieht im Sturme
Die Wetterwolke übers Meer ſich thürmen;
Erzürnt verhüllt der Himmel ſich in Nacht,
Und nur das Licht im eignen Buſen kann
Den Weg noch zeigen! — Ach, du ahneſt nicht,
Welch ein Gewicht an dieſer Stunde hängt! —

Silvano.

Was iſt dir, welche Ahnung foltert dich?

Flaminia.

O, frage nicht; vertraue meiner Liebe!
Ich will ja nimmer, nimmer von dir laſſen,
Dich feſt umſchlingen, feſt in Noth und Tod.
Nur führe mich von hier zum Vater hin!

Es iſt das einz'ge, letzte, was ich flehe,
In nächſter Stunde iſt's vielleicht zu ſpät!

Silvano.

Und wär ich ſchwach genug, mich dir zu fügen,
Ich könnt' es nicht, der Hafen iſt bewacht,
Man würde bald die Flüchtigen ergreifen!

Flaminia.

Nein! Angela kennt eine Felſenbucht,
Wo unbewachte Barken liegen. Komm,
Dort winkt uns Rettung! —

Silvano.

Unbewachte Barken?
Wie iſt das möglich?

Angela (leiſe zu Flaminia).

Willſt du uns verrathen?

(Laut.)

Nichts ſah ich, als den Hafen!

Flaminia.

Läugne nicht!
Du ſahſt die Bucht und was ſie ſtill verbirgt.
Du ſollſt, du mußt uns führen! — Treibe nicht
Mich zur Verzweiflung!

Chrodora (leiſe zu Flaminia).

Schweig, um Gottes Willen!

Angela (eben ſo).

Haſt du vergeſſen, wer mich zu dir ſendet?

Silvano.

Was iſt das? — Ihr verbergt mir ein Geheimniß?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Guzirr.

Guzirr.

Der Fürſt iſt ungehalten, daß du fehlſt,
Er will dich ſprechen. Aus dem Hafen kommt
So eben Nachricht, daß man ein Getöſe,

Wie fernen Ruderſchlag, vernommen habe,
Es ſcheint verdächtig; mit Verſtärkung wird
Der alte Wornick nach dem Hafen eilen,
Du ſollſt mit einer Schaar zur Felſenbucht,
Daß uns der Feind nicht heimlich überfalle.

(Die Mädchen treten erſchrocken zuſammen.)

Silvano.

Weißt du, ob unſre Barken in der Bucht?

Suzirr.

Der unſern keine; unerſteiglich faſt
Iſt dort das Ufer!

Silvano.

Keine? Angela,
Was ſahſt du dort? — Bekenne! — Du erbleichſt?

Theodora.

Gott ſteh' uns bei!

Silvano.

Du wareſt nicht im Schiffe!
Wie kameſt du hieher?

Angela (für ſich).

Wir ſind verloren!

Flaminia (leiſe zu Silvano).

O ſchone! frage nicht! — erſt ſend' ihn fort!

(Auf Suzirr zeigend.)

Silvano

(führt Flaminia in den Vordergrund).

Das alſo war es? — Das vermochteſt du?
Verrathen mich, dem Feind mich überliefern?

Flaminia.

Gerechter Gott!

Suzirr (dazwiſchen tretend).

Der Fürſt erwartet dich!
Der Augenblick iſt koſtbar! Zeige dich
Des Vaters würdig.

Silvano.

Ja, ſo muß es ſeyn!
Was mein iſt, will ich ſchützen! — Der Verrath
Tritt aus dem Herzen auf die bleichen Wangen,

Ich ſeh' ihn ſtehn — doch wend' ich mich auch ab,
Nur eile muthig der Gefahr entgegen!
(Ab mit Eugire.)

Flaminia
(ihn verächtlich zurückhaltend.)
Silvano! Bleib! es iſt mein Vater! — Wehe!
(Sie ſinkt auf die Knie und verhüllt das Geſicht.)

Elfter Auftritt.

Flaminia. Theodora. Angela.

Angela.
Wir ſind verrathen!

Theodora.
Alles iſt verloren.
(Zu Flaminia.)
Du haſt den Räubern nun den Weg gezeigt.
Dein Bräutigam wird deinen Vater würgen,
Und über den gefallnen Jünglingen
Das Herz der Mädchen brechen! Juble dann
Mit deinen Räubern, bau' auf unſern Leichen
Dir deinen Thron! — Ich ſterbe mit Aloiſe'

Angela.
Das iſt dein Werk!

Flaminia (ſich erhebend)
Es wäre mir gelungen,
Es hätte keiner, keiner meinen Bitten
Zu widerſtehn vermocht. Der Friedensengel
Hielt ſchon die Palme der Verſöhnung über
Dem Schickſal zweier Völker. Aber ihr
Kennt keinen Frieden, Rach' iſt euer Ziel,
Und gleich den Furien mit Schlangenhaaren,
Bringt ihr Verderben über dieſe Schwelle.

Angela.
Wir ſind Venerigs Töchter! jammre du,
Entartete, bis die Entſcheidung naht,

Wir wollen handeln, denn noch ſind wir frei!
(Sie führt Theodora an ein Fenſter.)
Sieh, aus dem Meer ſteigt dort der Mond herauf,
Jetzt naht der Herzog ſich zum Ueberfalle;
Umſonſt erwartet er das Flammenzeichen,
Statt deſſen ſtürzt der Feind ſich auf ihn zu,
Denn ſeine Tochter hat ihn ja verrathen.
Noch aber iſt es Zeit: Hier neben bei
Sind Tau und Segel und das Schreckenswerkzeug,
Pechkränze aufgeſchüttet. — Nimm die Kränze!
(Sie ergreifen jeder eine Fackel.)

Theodora.

Ich folge! laß uns eilen!

Flaminia.

Haltet ein!
Ich bin hier Fürſtin! Dieſe fluſtern Hallen
Mir hatten ſie zur Heimath ſich geſchmückt.
Für mich ward dieſer ernſte Thron erbaut,
Er iſt mein Eigenthum und niemand ſoll
Sich brüſten, daß er Hand daran gelegt.
Nein, wie ich Muth gefühlt, ihn zu beſitzen,
So hab' ich Muth auch, wenn er fallen muß,
Mit eigner Hand ihn zu zerſtören. Herr,
In meiner Angſt hatt' ich zu dir gebetet,
Und meine Rettung dacht' ich wär' dein Werk!
Du aber zürnſt, dein Tempel iſt entweiht,
Du ſchickſt mir die Verzweiflung ſtatt des Troſtes:
Nun wohl, auch ſie iſt deine Abgeſandte,
Ich will ihr folgen! — Steige denn, o Flamme,
Auf dieſe Zinnen, ſtrecke deine Arme
Entgegen meinem Vater zum Willkommen,
Sag ihm: Die treue Tochter hat gewählt!
Und wenn die Sieger durch die Trümmer ziehen
Und Funken aus dem Aſchenhaufen ſprühen,
Dann ſey die Liebe durch den Tod vermählt!

Angela.

Die Mitternacht ſiegt! Sie kehrt uns wieder
Der dunkle Weg wird lichte Heldenbahn.

Theodora.

Auf! meine Schwester, eile! Väter, Brüder,
Ach, die Geliebten nahn!

Flaminia.

Es geht zu Ende! Nieder, alles nieder!
Entschieden sey es, eh der Tag bricht an!
Auf! faßt die Kerzen!
Hinaus! Hinaus!
Zu Asche das Haus,
Zu Staub die Herzen!

(Sie ergreift eine Kerze und eilt hinaus; die beiden andern thun dasselbe und folgen ihr.)

Vierter Aufzug.

Saal in Venedig. Wie im ersten Akt.

Erster Auftritt.

Ilaria. Ein alter Diener.

Ilaria.

Schon ist es Morgen, und noch keine Kunde?
Wo find' ich dich, mein armes, armes Kind!

Der Diener.

Beruh'ge dich! in allen Kirchen liegen
Die Priester auf den Knien, daß der Herr
Des Heiligthums Entweihung strafen möge.
Aus allen Häusern drängt sich Alt und Jung
Bewaffnet nach dem Hafen; statt der Schiffe
Reiht Barke sich an Barke, ganz Venedig
Hat seine Wohnung auf das Meer getragen,
Und will hinaus, dem kühnen Herzog nach.

Ilaria.

Es ist zu spät. Der Horizont der Nacht

Stand ja von ferner Feuersbrunst in Gluth,
Ein furchtbar Zeichen, daß der Kampf begonnen.
Es ist zu spät; entschieden ist ihr Schicksal;
In Flammen, in den Armen rauher Männer,
Hat mein geliebtes Kind vielleicht geendet!
Das ist des Herzogs Schuld, er hat den Frieden
Rachgierig ausgestoßen, hat vermessen
Den Tiger wieder aufgeweckt, und wird
Ihn nicht bezähmen! Fort, zum Hafen hin!
Ich will mich an den Zug der Männer reihn,
Zu meinem Kind in das Gewühl mich stürzen,
Es ist mein Alles!

Der Diener.

Edle Frau, bedenkt!

Ilaria.

Was soll ich noch bedenken? ich bin Mutter!

(Sie will mit dem Diener abgehen.)

Zweiter Auftritt.

Ilaria. Ein Page.

Page.

Victoria! Der Herzog kommt als Sieger.

Ilaria.

Der Herzog, Sieger? und wo ist mein Kind?

Page.

Wie Schwäne, die nach ihrer Heimath ziehen,
So nahten sich die weißbeschwingten Barken;
Auf ihren Spitzen standen die Verlebten,
Und wehten jubelnd mit den weißen Tüchern.

Ilaria.

Sahst du mein Kind!

Page.

Ich sah sie alle, alle,
Und flog voraus die Botschaft dir zu bringen
Hörst du den Volksjubel?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Theodora. Alonſo.

(Nachdem die letztern eingetreten, eilt der Page ab.)

Theodora.

Meine Mutter!

Ilaria.

Mein Kind! mein Kind!

Alonſo.

Hier bring' ich ſie dir wieder.

Ilaria.

Du lebſt? dein ſchönes Haar hat nicht die Flamme
Verſengt? dein holdes Aug' iſt nicht erloſchen?
Noch glüht das Morgenroth dir auf der Wange —
Dich hab' ich wieder, wieder —

Theodora.

Welche Stunden
Des Schreckens hab' ich ohne dich verlebt!

Alonſo.

Vergiß Geliebte! unter Kampf und Flammen
War unſer Wiederſehn um deſto ſüßer!

Theodora.

Ja, ich bin dein! — Sieh, er hat mich gerettet,
Der treue kühne Mann! Mein Leben iſt
Sein Eigenthum!

Ilaria.

Haſt du die Räuber auch
Gezüchtigt? werden ſie euch nicht verfolgen
Bis an die Bruſt der Mutter! Hört, es tobt! —
Was iſt das? ſchlingt euch feſt um mich!

(Man hört Volksjubel.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog. Clemente. Faledro. Lorenzo. Viele andere junge Venetianer, alle noch wie im zweiten Akt gekleidet, jedoch mit Spuren, daß sie im Kampf gewesen. Der Page.

Page (vorauseilend).

Der Herzog!

Ilaria.

Willkommen!

Herzog.

Bleib' im Arme deiner Kinder!
Vergeßt mich ganz! das ist der höchste Lohn
Für meinen Sieg, wenn er mit solcher Wonne
Die Herzen füllt, daß nirgends noch ein Raum
Zu dem Gedanken heut' an mich.

Ilaria.

Mein Bruder!
Mein großer Herzog!

Herzog.

Schwester, welch ein Sieg!
Gerettet alle, und der Feind vernichtet! —

Ilaria.

Wo ist dein Kind? —

Herzog.

Sie sucht ihr Kämmerlein,
Um traurend sich des Brautschmucks zu entäußern,
Denn Baroero, ihr Verlobter, fiel!

Ilaria.

Ein theures Opfer!

Herzog.

Thränenloser Gram
Hat ihr ein tiefes Schweigen aufgelegt.
Zerstreue sie, laß dir von ihr berichten,
Wie sie den Sieg uns kühn erringen half.
Wenn das Bewußtseyn einer großen That
Recht tiefe Wurzeln in die Seele schlägt,
Und an der Sonne fremden Lobes wächst,
Erstickt das Unkraut Gram am sichersten.

Ilaria.

So komm, mein Kind! die arme Trauernde
Wird unſrer Freude wohl bedürfen. Komm!

(Ab mit Theodora und den Pagen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Ilaria, Theodora und den Pagen.

Herzog

(breitet die Arme gegen die Umſtehenden aus)

Seyd mir willkommen! noch einmal willkommen! —
Des Volkes Jubel hat euch ſchon begrüßt,
Das Vaterland mit tauſend Stimmen euch
Gedankt, und an geweihter Stätte wird
Man für euch beten; aber in der Heimath
Will auch der Vater ſeinen Dank euch bringen;
Empfangt ihn denn, ihr treuen Kampfgefährten,
Ein Bruderrecht habt ihr auf mich erworben,
In blut'ger Stunde wird man blutsverwandt.

Clemente.

Du, Vater, bringe deinen Dank dem Herzog,
Der uns zu dieſem großen Sieg geführt.

Herzog.

Dem Herzog? Nein, dem ſeyd ihr nicht gefolgt,
Der hätte erſt das Feſtkleid mit der Rüſtung
Vertauſchen, mit Beſonnenheit die Kraft
Des Volks zuſammenfaſſen müſſen; — nein,
Dem Herzog graut, gedenkt er der Gefahr;
Dem Vater aber folgtet ihr, der durſte,
Der Löwin gleich, der man die Jungen raubt,
Sich in die Fluthen ſtürzen, unbekümmert,
Wohin die Stimme der Natur ihn zog.

Alonſo.

Die Stimme der Natur iſt Gottes Stimme,
Er hat durch ſie zum Sieg uns hingeführt,
Und die Entweihung ſeines Heiligthumes
Durch der gekränkten Liebe Arm gerächt.

Herzog.

Dank ſey dem Ewigen! zu ſeinen Streitern
Erkohr er uns, die Sünder waren reif!
Sie ſind gerichtet.

Clemente.

Und auf unſrer Seite
Nur wenige gefallen.

Herzog.

Badeero.

Clemente.

Wir brachten ihm ein würdig Todtenopfer.

Herzog.

Wie viel Gefangne zählt man?

Clemente.

Wen'ge nur.
Die Rache war entzügelt, alles ſank,
Nur ein'ge ſchwerverwundet leben noch.

Herzog.

Die beiden Fürſten aber?

Clemente.

Dein Gebot,
Sie lebend dir zu bringen, ward erfüllt.
Der alte Räuberfürſt war matt von Wunden
Als wir ihn übermannten, und der Sohn —
Du weißt —

Herzog.

Blieb unbeſiegt, bis ich ihn traf;
Da gab er ſich freiwillig mir gefangen.
Wo ſind ſie?

Clemente.

Im Gefängniß des Pallaſtes,
Kaum konnt' ich ſie der Wuth des Volks entziehn.

Herzog.

Sie mögen nun vom ſtolzen Traum erwachen,
Und ſich vor mir demüth'gen. — Armer Thor,
Wo iſt dein Thron? — Dein Volk? — wo deine Macht?
Als ich dein Reich betrat, ſank es vor mir
In nichts zuſammen! und der eitle Knabe

Soll ſich entſetzen erſt vor ſeiner That,
Eh ich ihm zeige, wer ihm Vater iſt.

Der Page (hereineilend).

Das Volk dringt her, es will den Herzog ſehn,
An ſeiner Spitze ſtehen die Tribunen.

Herzog.

Laß ſie herein! Solch Wiederſehn iſt ſüß!

(Page ab. Zu Lorenzo.)

Auf' meine Tochter, wo wir Dank empfangen,
Darf ſie mit ihrer Freundin heut nicht fehlen.

(Lorenzo ab.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Luca Almoro. Vittorio Cranomondo. Volk.

Luca.

Herr! wir vertreten deines Volkes Rechte,
Drum auch das heil'ge Recht, dir ſeinen Dank
Und ſeine Huldigung zu bringen, großer Fürſt!
Solch einen Sieg nach einer ſolchen Schmach,
So große Freude nach ſo großem Jammer,
Hat noch Venedig nie erblickt; du biſt
Der Schöpfer dieſer Freude, du der Sieger!

Herzog.

So werdet ihr denn nicht mich ferner tadeln,
Daß ich mit Räubern keinen Bund geſchloſſen.
Ich weiß, ihr habt euch angemaßt, zu murren —

Vittorio Cranomondo.

Ein ſichrer Friede galt uns höher als
Ein ungewiſſer Sieg. Für dich jedoch
Hat der Erfolg entſchieden.

Luca.

Tritt hinaus
In deine Stadt, ſey Zeuge des Entzückens;
Der Himmel gibt dir heut ein treues Bild

Des Auferſtehungstages; allenthalben
Iſt Wiederſehn! Der Tod hat ſeine Beute
Zurückgebracht, die Hölle iſt zerſtört,
Und wie am jüngſten Tag der Ewige
Den Auferſtehungsengel ſenden wird,
Um über Gram und Tod zu triumphiren,
So ſtehſt du da, ſo hat er dich geſendet.

Herzog.

Wie gern behielt ich ſolchen Dank für mich,
Doch muß ich heut ihn mit den Tapfern theilen,
Die mir gefolgt und die Gefahr getheilt.
Vor allen aber — ſeht hier kommen ſie,
Die Heldinnen des Tages.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Flaminia. Angela. Lorenzo.

Herzog.

Mir zur Seite
Iſt euer Platz, denn euch, ihr kühnen Jungfrauen,
Verdanken wir den Sieg.

(Zu den Tribunen und zum Volk.)

Als Botin ſchlich
Sich die Verwegne in die Burg der Räuber,
Und hier mein Kind entfeſſelte die Wuth
Des Elementes, rief die Flamme zu
Verbündeten des Vaterlands herbei.

Vittorio.

Mit Staunen haben wir's bereits vernommen.

Herzog.

So mußt' es kommen! Auch Venedigs Töchter
Sind Heldinnen; fragt nicht den Vater, nein,
Hier ſtehn die Zeugen!

Flaminia.

Schöne Vater! nimm
Den Sieg für dich!

Laledro.

Nein, euch gebührt der Kranz!
(Zu den Tribunen.)
Es war die Bucht zwar unbemerkt erreicht,
Erglimmt Curzola's steiles Felsenufer;
Die kühne Botin hatte sich den Feinden
Als Flüchtige gezeigt, und war gefangen
Zu ihren bangen Freundinnen gelangt;
In stolze Sicherheit gewiegt, begingen
Ihr Siegesmahl die Räuber; — alles schien
Uns günstig. Doch die Nacht hat leise Ohren,
Und was sie hier verhüllt, verräth sie dort.
Es ward im Hafen, in der Feste lauter,
Man hörte Waffenklang. — „Wir sind verrathen!"
So ging's von Mund zu Munde — die Gefahr
Schien riesengroß, der Ausgang ungewiß.
Da plötzlich ließ ihr blutiges Panier
Die Flamme von dem Dach des Schlosses wehn.
„Das ist das Zeichen!" riefen hundert Stimmen,
Und Siegs gewiß ging es hinan zum Sturm.
Die Burg stand offen; löschend, kämpfend rannten
Die Räuber in Bestürzung hin und her:
Was auch Verzweiflung Einzelner versuchte,
Es war vergebens, sie erlagen alle.

Alonso.

Und aus den Flammen trugen wir die Bräute.

Clemente.

Der Sieg ward leicht durch eure kühne That.

Flaminia.

Ach, ich gedachte — —

Herzog.

Nur an deinen Vater
Und an dein Vaterland!

Flaminia.

O wüßtest du,
Was meine Seele — — frage Angela.

Herzog.

Ich ahne deinen Kampf, weiß deinen Sieg.
Ein andres Mädchen hätte dem Geliebten

Nicht widerſtanden, hätte noch einmal
Mit Bitten an den Vater ſich gedrängt:
Doch meine Tochter war zu hochgeſinnt.

Flaminia.

Ein andres Mädchen meinſt du? — Und vielleicht
Wär' auch der Vater —

Luca.

Die Geſchichte wird
Den ſtaunenden Geſchlechtern einſt erzählen,
Von unerhörtem Greul des Räuberkrieges,
Und von der jungfräulichen Retterin,
Die, ſtatt den Thron, den ihr die Räuber boten,
Als Fürſtin mit dem Buhlen zu beſteigen,
Ihn ſelbſt zerſtörte, und an ſeinen Trümmern
Den Lorbeerkranz dem Vaterlande bot.

Flaminia.

Nein, nein! ich will vergeſſen ſeyn, auf ewig
Vergeſſen! mir gebührt kein Dank.

Vittoria.

Du weineſt? —

Herzog.

Sie hat ein Recht zu Thränen, gleich der Wittwe,
Denn ihr Verlobter iſt im Kampf gefallen.

Vittoria.

Ein großer Sieg verlangt auch edles Blut.

Flaminia.

Es iſt gefloſſen.

Luca.

Ganz Venedig trauert
Mit dir um unſers Badoero's Tod.

Flaminia.

Ich wein' um alle, die gefallen ſind,
Die niemand ſonſt betrauert; ach, ich weine
Um mich!

Luca.

Wir haben mehr der edlen Jünglinge,
Die würdig einer ſolchen Hand.

Flaminia.

Die meine
Iſt an der Feuersbrunſt verdorrt.

Herzog.

Laß uns
Durch Trauer nicht das Feſt des Sieges trüben!
Der Stärkſte muß das ſchwerſte Opfer tragen!
Drum, wenn das Volk nur jubeln kann, ſo darf
Das Fürſtenhaus nicht trauern. Morgen wird
Das Brautfeſt im erneuten Glanz erſcheinen.
Ihr habt es euch verdient; die jungen Paare
Soll, ſtatt des Myrthenkranzes, Lorbeer ſchmücken,
So mag die Cathedral' uns wiederſehn!

Vittorio.

Wir bitten dich im Namen deines Volkes,
Du wolleſt, eh du an das Brautfeſt denkſt,
Zuvor dein Richteramt verwalten.

Herzog.

Wie?

Vittorio.

Das Blutgeſetz verlangt vorher ſein Recht.

Herzog.

Es hat mit aller Streng' es ſchon geübt,
Der Räuber eigne Heimath ward zum Richtplatz.
Jetzt gibt es keine Räuber mehr, mithin
Iſt auch das alte Blutgeſetz erloſchen.

Vittorio.

Noch nicht! Es fordert erſt die letzten Opfer,
Den Tod der Räuber, die gefangen ſind.

Herzog.

Nur wen'ge ſchwer Verwundete ſind übrig,
An ihrem Tod iſt nichts gelegen.

Vittorio.

Doch!
Der Fürſt mit ſeinem Sohn iſt unter ihnen.

Herzog.

Auf dieſe ſteht kein Recht euch zu!

Vittorio.

Wem ſonſt?

Herzog.

Nur mir!

Vittorio.

Haſt du den Krieg für dich allein
Geführt? Sind Dog' und Republik nicht eins?

Herzog.

Wohl ſind ſie eins, drum was der Herzog will,
Das ſoll die Republik auch wollen.

Vittorio.

Wenns
Mit den Geſetzen übereinſtimmt — ja!

Herzog.

Ein Doge vor mir gab das Blutgeſetz,
Weil die Nothwendigkeit es forderte.
Mein Schwert hat endlich dieſen Zwang beſiegt,
Drum heb' ich Doge dieß Geſetz jetzt auf.

Vittorio.

Sobald die letzten Räuber ihm erlegen,
Sinkt es von ſelbſt in Nichts zurück; bis dahin
Vermagſt du aber nicht das zu entkräften,
Was Volk und Fürſt einſt zum Geſetz erhob;
Denn um des Dogen Willen zu beſtimmen,
Sind die Geſetze da, nicht aber, daß
Er ſelbſt nach Willkür ihnen Gränzen ſetze.
Ich muß den Tod der Räuber fordern.

Flaminia.

Gott!

Herzog.

Du biſt verwegen.

Vittorio.

Ich bin Volkstribun!
Des Staats Geſetze ſind des Volkes Rechte!

Herzog.

So etwas mir? Bei ſolchem Wiederſehn,
An einem ſolchen Siegestage, mir?

Luca.

Wir haben unſern Auftrag ja erfüllt,
Dem Herzog ſeines Volkes Dank zu bringen;
Deßhalb von ernſten Dingen morgen.

Herzog.

Nein!
Jetzt will ich ſehn, was euer Dank euch gilt.
Der Räuber Schätze mag das Volk empfangen:
Obgleich ich Sieger bin, ſoll meine Hand
Nicht lüſtern darnach faſſen, nehmt ſie hin!
Allein das arme, unbedeutende,
Elende, in den Staub getretne Leben
Der Räuberfürſten, das behalt' ich mir!
Seyd ihr wohl dreiſt genug, mein Eigenthum
Jetzt anzutaſten? Hier mit Dank zu prahlen,
Und dieß mir zu beſtreiten.

Vittorio.

Herr, du irrſt.
Nicht dir, nicht uns ſteht eine Wahl hier frei:
Das Urtheil über jene Räuber war
Schon längſt geſprochen, eh du Tage wurdeſt:
Wir fordern nur, du ſollſt es jetzt vollziehen.

Einer aus dem Volke.

Ja, Herzog! alle Räuber müſſen ſterben,
Beſonders ihre beiden Häuptlinge.

Ein Zweiter.

Eh ſie nicht todt, gibt es kein Feſt für uns!

Clemente.

Wer ſpricht von Häuptlingen? nur einen kenn' ich.

Erſter aus dem Volke.

Der Räuberfürſt hat einen Sohn!

Zweiter.

Er ſterbe!

Clemente.

So wird euch doch die Rache nicht verblenden,
Daß ihr das Blut des Jünglings fordern wollt,
Den unſer Herzog ſich zum Sohn erzogen?
Habt ihr ihn nicht geliebt, ihn nicht betrauert,
Als er verſchwunden war? —

Vittorio.

Er kam zurück,
Als Räuber in das Heiligthum zu brechen;
Drum theil' er mit den Räubern gleiches Schickſal.

Erſter aus dem Volke.
Hat er die Braut nicht vom Altar geſtohlen?

Zweiter.
Und wär's mein Bruder, hin mit ihm zum Richtplatz!

Flaminia.
O gib nicht zu, daß ſie den Sohn dir würgen!
Der Gott, der dir den Sieg verlieh, iſt nicht
Ein Rachegott, der Menſchenopfer fordert!

Herzog.
Nein, weiter nicht! bis dahin ſoll's nicht kommen!
Es iſt bereits genug des Bluts gefloſſen.

Erſter aus dem Volke.
Wohl haſt du alle Räuber richten laſſen,
Weßhalb willſt du der Bande Häupter ſchonen?

Zweiter.
Der Baum der Kirche hat ſie ſchon verdammt,
Drum gib den Blutbefehl, wir fordern es!

Clemente (tritt zum Herzog).
Herr! gib den alten Löwen preis, du rettest
Nur ſo den Jüngling.

(Der Herzog ſchüttelt ſchweigend das Haupt. Clemente fährt fort, zum Volk gewendet.)
Gut, ich ſtimm euch bei,
Der alte Räuberfürſt muß ſterben!

Herzog.
Nein!

Clemente.
Doch den verführten, den verlornen Sohn,
Ihn nehm ich wieder auf, will ihm verzeihn;
Er gab ſich ja freiwillig uns gefangen.
Nicht wahr, ihr Väter dort, ihr ſtimmt mir bei?
Es wär' entſetzlich, hier mit Blut zu richten! —
Schon einmal rettet' ich den Knaben, drum
Gehört mir jetzt der Jüngling! Nicht, mein Herzog?

Luca.
Der Herzog ſchweigt! Es ſchmerzt ihn, zu verſagen,
Was du mit weichem Sinn erbitten willſt.

Erſter aus dem Volke.
Er darf nicht ſchonen, die uns nicht geſchont!

Zweiter.

Sie müßten alle ſterben, auch die Ratten,
Die du erzogen.

Clemente.

Ha, das geht zu weit!

Flaminia.

Erbarmen, Vater! ſprich ein ernſtes Wort,
Das endlich dieſe freche Blutgier zügelt.
Ihr habt als Heldin mich ſo hoch geprieſen;
Denkt ihr, ich warf die Flamme in die Burg,
Um euch die armen Opfer auszuliefern?

Vittoria.

Was dich die Fackel kühn ergreifen hieß,
Um dein Geſchlecht, dein Vaterland zu rächen,
Es war die rechte Stimme deines Buſens.

Flaminia.

O Gott! was iſt aus meiner That geworden?
Dort Aſchenhaufen, hier das Blutgerüſt!
Es kann der rauhſte Menſch bei ſeiner Freude
Nicht fremde Thränen ungetrocknet ſehn,
Und ihr im Siegesjubel fordert Blut? —
Warum habt ihr mich aus den Flammen dort
Gerettet? — Ach! ſie waren heißer nicht,
Als dieſe Angſt.

Luca.

An des Verlobten Bahre
Gedachten wir die Braut zu führen.

Vittoria.

Aber
Sie tritt als Anwalt ſeiner Mörder auf.

Angelo.

Den Kampf, den ſie beſtanden, kennt ihr nicht,
Er galt das eigne Herz, die treuſte Liebe,
Die ſchönſte Hoffnung. Was ihr auch gethan,
Wie groß auch euer Sieg erſcheinen mag,
Nicht reicht er an den Sieg in ihrer Bruſt;
Deß war ich Zeugin und bekenn' es hier.
Auf ihres Glückes Trümmer hat ſie euch
Die Siegesfackel angezündet; drum,

Wollt ihr den Heldenmuth der Mädchen preisen,
So dürft ihr auch den Lohn nicht vorenthalten;
Im Namen aller fodre' ich: schont Silvane!

Erster aus dem Volke.

Was will das Weib, wo Männer sich berathen?

Zweiter.

Kommt nur, wir baun das Blutgerüst, und fragen
Nicht länger!

Clemente.

Halt!

Viele aus dem Volke.

Die Räuber müssen sterben!

Herzog.

Unbändig Volk! darfst du mit solcher Stimme
Dich zu dem Throne deines Fürsten wagen?
Ich bin dein Herr! du hast mich selbst erwählt,
Und dir als Herr will ich mich würdig zeigen!
Die Volkstribunen sind für mich das Volk;
Was wir berathen und beschließen, dem
Muß sich der Haufe fügen! Merkt euch das!
Und nun hinaus, ihr unberufnen Sprecher,
Ihr sollt mir Rede stehn zu andrer Zeit!
Ihr wollt den Richter? — Hütet euch, ich tin's!

(Zu Clemente, Alonzo und Valentin.)

Begleitet sie, und wer die Hand nur hebt,
Eh ich's befahl, den laßt zum Kerker führen! —
Ich will allein seyn mit den Volkstribunen.

(Die übrigen ab.)

Flaminia.

Ach, Vater! laß mich bleiben!

Herzog.

Geh, mein Kind,
Und sorge nicht!

Flaminia.

Kann denn Erinnerung,
Du unbestechliche, getreue Freundin,
So tritt statt meiner ihm zur Seite; führe
Noch einmal ihm das Bild der Zeit heraus,
In der des Jünglings reine Zärtlichkeit

Dem ernsten sorgenvollen Fürstenleben
Zur Seite stand. Als Zeugin stelle dich
In dieser finstern Stunde vor die Richter,
Und frage sie: Wer ist der Schuldige?
Wer stieß den Engel aus? wer wagt es jetzt,
Ihn zu verdammen? Wehe! —

(Ab mit Alonso.)

Achter Auftritt

Der Herzog. Vittorio Frauenmonde. Luca. Almare.

Herzog.

Tretet näher!

Vittorio.

Mein Herzog, laß uns enden!

Herzog.

Nicht der Herzog,
Nicht Volkstribun, drei lang bewährte Freunde,
In Waffenbrüderschaft bereits ergraut,
Stehn vor einander; die Geheimnisse
Des Busens treten ungescheut ans Licht
Und fordern ihre lang verschwiegnen Rechte.
Hier gilt des Staates kalte Satzung nicht,
Das menschliche Gefühl sey das Gesetz,
Das Herz allein der Richter.

Vittorio.

Du berufst
Dich auf Gesetz und Richter, die bestechlich!

Herzog.

Ich muß die Last von meiner Seele heben,
Muß euch des Busens dunkle Pforte öffnen,
Obgleich mir selbst vor den Gespenstern graut,
Die über jene Schwelle an den Tag
Hinaus sich drängen werden.

(Nach einer Pause.)

Freunde, laßt

Mich ungestört des Sieges höchste Tugend
Die Großmuth üben! Eure Rachsucht soll
Auch ihre Opfer haben; führt zur Richtstatt
Die andern Räuber, nur verlangt den Tod
Der Fürsten nicht!

Vittoria.

Sie sind Verbrecher!

Herzog.

Nein!

Vittoria.

Gilt dir denn Plündrung, Mord und Kirchenraub
Nicht als Verbrechen mehr? Es finde Großmuth
Der Feind, mit dem ein ehrlich offner Kampf;
Allein der Räuber, der im Dunkeln lauert,
Der Fried' und Sicherheit erwürgt, vor dem
Der Priester am Altar, das Kind am Busen
Der Mutter bebt, ist dem Gesetz verfallen:
Und wirft das Mitleid sich zum Retter auf,
So streut es zu Verbrechen neue Saat.

Luca.

Nie warst du größer als in dieser Stunde,
Wo du verzeihn und schonen willst, mein Herz
Weiß dieß zu würd'gen, dennoch bitt' ich dich:
Erfülle das Gesetz, sein Sinn ist klar.

Vittoria.

Wie oft empfing ich hier den Todesspruch
Für andre Räuber. Wag' im Siegestaumel
Nicht, von der rechten Bahn zu gehn: Du setzest
Dich selbst auf's Spiel. Dich warnt des Freundes Stimme!

Herzog.

Nun denn, du Freund! weißt du, wen du verdammst!
Wen du zum Richtblock schleppen willst? Kennt ihr
Den Räuberfürsten?

Vittoria.

Welche Frage?

Herzog.

Aber
Ich sah ihn Aug' in Aug', erkannt ihn wieder,
Und stieß ihn dennoch von mir! 's ist ein Name,

Den ihr gewiß euch oft noch schmerzlich nennt.
Er heißt — kommt näher, fasset euch — er heißt:
Bartholomeo Caramano!

Vittoria.

Wie?

Luca.

Der Venetianer?

Herzog.

Ja!

Vittoria.

Das Vaterland
Verrathen? denn es bleibt doch Vaterland,
Wenn's auch den Sohn verstieß! — Unglücklicher,
Ich habe dich geliebt, dich tief betrauert!

Herzog.

Verlangt ihr noch sein Todesurtheil? —

Luca.

Ja!

Vittoria.

Es kann nicht anders seyn, er sterbe!

Herzog.

Mensch!

Vittoria.

Ich hielt ihn nicht für schuldig, als Venedig
Ihn von sich stieß; ich dachte: muß er gehn,
Wer soll noch bleiben?

Herzog.

Ach! du hattest recht!

Vittoria.

Ich war verblendet. Wer zur Hölle flüchtet,
Wenn sich der Heimath Himmel ihm verschließt,
Vor wessen hoher Kraft die Teufel selbst
Sich huldigend neigen, und zu ihrem Meister
Ihn wählen, ist gewiß der größte Teufel!

Luca.

Er kannte das Gesetz, es trifft ihn nicht
Unvorbereitet.

Herzog.

Bot er uns nicht Frieden?
Den ärgsten Feind mit seinem Vaterlande,

Dem undankbaren, endlich zu verſöhnen,
War ſeine Rache; rohe Leidenſchaft
Zu kräft'ger Bürgertugend zu geſtalten,
Sein Werk; die Gründung eines neuen Staates
Sein Ziel; das zog ihn auf den blut'gen Thron.
Er iſt kein Teufel!

Luca.

Du vertrittſt ihn jetzt
Und haſt mit allem, was du rühmſt, ihn doch
Von dir gewieſen?

Herzog.

Fragt mich nicht, ich mußte!
Mein Wille ward mit Sieg gekrönt — doch ſoll
Nicht als Verbrecher der Beſiegte ſterben!
Jetzt geht! Ihr wißt, wen ich beſchütze!

Vittorio.

Luca,
Was wirſt du ſagen, wenn das Volk dich fragt? —

Luca.

Den Namen Caramane werd' ich nennen.

Vittorio.

Und wenn das Volk ſich auf's' Geſetz beruft,
Dann tritt auf offnen Markt, vertheidige
Den Frevel des Geächteten; entwickle
Den edlen Sinn des Mannes, der aus Liebe
Das Vaterland als Räuber angefallen,
Und ſag' es endlich frei: der Eigenſinn
Des Herzogs trag' allein die Schuld, daß jener
Zum Kirchenraube ſich herabgelaſſen.

Luca.

Soll ich dem Volke dieſe Antwort bringen? —

Herzog.

Was braucht's der Antwort? euch vertraut das Volk;
Wenn ihr ihm ſagt, ihr habt's mit mir erwogen,
Es kann nicht anders ſeyn, ſo iſt es gut! —
Des Menſchen Sinn gleicht einem Regentropfen,
Er ſpiegelt alle Farben und vertrocknet
Am leiſen Lufthauch.

Luca.

Ja, der Tropfen einzeln

Iſt gar ein armlich Ding: leicht weht die Luft
Ihn ab von Blatt und Halm, und gierig trinkt
Die Erd' ihn wieder auf; allein aus Tropfen
Beſteht der Strom, beſteht das Weltmeer auch.
Und regt ein Sturm der Millionen Tropfen
Vereinte Kräfte auf — du biſt verloren!

Vittorio.

Du wagſt doch keine Warnung? Unter Dogen
Kennt die Geſchichte ſeines Staates beſſer
Als wir! Er ſitzt ja auf dem Stuhle,
Von dem das Volk in ſeiner Wuth ſchon manchen
Hinabgeſtürzt, den es zuvor vergöttert!
Er weiß, was er dem Volke bieten mag,
Und wie er Kirchenbann zu achten braucht.
Komm nur, wir woll'n die Antwort bringen!

(Sie wollen abgehen.)

Herzog.

Bleibt!
Ihr habt euch mit dem innern Richter hier
Verſchworen, mein Bekenntniß zu erpreſſen.
So nehmt es hin! Ich fehlte menſchlich, aber
Ich will noch retten, was zu retten iſt.
Hört mich, ihr kalten Peiniger, und weint!
Nicht Caramano's Schuld, die Eiferſucht
In meinem Buſen trieb ihn in Verbannung.
Dem Throne, wie dem Herzen der Geliebten
Stand er zu nahe, deßhalb mußt' er fallen.
Vittorio, Luca, denkt ihr noch der Stunde,
Wo er, des Volkes Liebling, im Senate
Verurtheilt wurde? —

Vittorio.

Ja, die Wage ſchwankte;
Weit überwog er alle, wir erkannten,
Er ſey zum Thron nur oder zur Verbannung
Gereift. Da gab dein kräftig Wort den Ausſchlag

Luca.

Und alle Herzen wandten ſich zu dir,
Weil dir Venedig mehr galt als der Freund!

Herzog.

Ihr ſtießt ihn aus, und ich beſtieg den Thron;
Ich führte heim die Braut, verfolgt' ihn hart,
Weil im Geheim ich ſtets vor ihm erbebte,
Bis endlich meinen Blicken er verſchwand.
Da ſteigt er wieder aus dem Meer herauf
In neuer Kraft und mit der alten Liebe
Und bietet Frieden! Doch der Schuldbewußte
Mag von des Freundes Großmuth nichts empfangen;
Des Buſens Furien, aufs neu erwacht,
Verlangen Blut, er wählt den Kampf, er ſiegt —
Und in den Staub getreten liegt der Freund!

Luca.

O ſtürze nicht die That von ihrer Höhe,
Um die Venedig dich bewundernd preiſt.

Herzog.

Ihr ſollt mich kennen!

Vittoria.

Laß den Vorhang fallen.

Herzog.

Das Schickſal hat mir jeden Wunſch gewährt,
Auch den vermeſſenſten. Doch immer lag
In der Erfüllung nichts, als bittrer Hohn:
Den Thron beſtieg ich, aber Furcht und Sorgen
Bedeckten wie Gewitter ſeine Sonne;
Des Freundes Braut ward meine Gattin, doch
Nur Thränen hatte ſie für mich; wohl ihr,
Daß ſie geendet! Wo ſind meine Söhne?
Mein lieblich Kind, Venedigs ſchönſte Roſe,
Sie erbt das Schickſal ihrer armen Mutter:
Der Eidam, den ich ſtolz erwählt, iſt todt.
Der Jüngling, den ich mir erzog, Silvano —
O mein Silvano! Habt ihr keine Kinder?

Vittoria.

Mein Candiane, faſſe dich!

Herzog.

Auch ihn
Verſtieß ich, ſeine Schuld iſt auch mein Werk.
Und jetzt? — Der höchſte Wunſch iſt nun erfüllt,

Erfochten iſt der große Sieg — errungen
Des Vaterlands Bewunderung — erreicht
Des Glückes ſteilſter Gipfel! — Doch nun ſpricht
Das Schickſal höhniſch: „Sieh, du haſts gewollt,
Ich habe ſie in deine Hand gegeben,
Vollzieh' nun auch an dem, was du gelicht,
Das Henkeramt!

Luca.

Du zeigſt ein gräßlich Bild.

Herzog.

Und weiter kann ich nicht! Hier ſteh ich feſt;
Ich will dem Schickſal trotzen! — Nein, nicht ſterben —
Sie ſollen leben! —

Vittorio.

Sieh, ein neuer Wunſch
Und, wenn er ſich erfüllt, ein neu Verbrechen!
Du biſt den Leidenſchaften zügellos
Gefolgt, aufs neue willſt du der Verſuchung,
Die das Gewand der Großmuth ſich erborgt,
Erliegen, und auf Koſten der Geſetze
Die eigne Schuld bezahlen. Jene Räuber
Sind doch Verbrecher, wer ſie auch dazu
Gebracht. Haſt du bedacht, was werden ſoll
Wenn du ſie zu begnadigen verſuchſt?
Du haſt die Wuth des Volkes ſelbſt aufs höchſte
Geſpannt, daß ſie dir ſiegen helfe. Wehe!
Wenn du dem Rieſen jetzt das Beiſpiel gibſt,
Wie man geſetzlos handelt! — Sey ein Mann,
Und zeige dem Geſchick, wie es dir nur
Zu großen Zwecken unterthänig war.

Herzog.

Ich kann es nicht!

Vittorio.

Du kannſt es! Wanke nicht
Von deiner Fürſtenpflicht und den Geſetzen!
Beruhige dein Volk; gib ihm die Bürgſchaft
Des ſichern Friedens durch den Tod der Räuber,
Durch ihn verſöhne die entweihte Kirche,
Und ſind die theuren Häupter auch gefallen,

Dann erſt tritt vor das Schickſal kreiſt und ſprich:
„Ich griff vermeſſen nach den höchſten Gütern
Des Lebens, und du gabſt ſie mir, doch nur
Um ſie mir wieder zu entreißen; aber
Das eine, höchſte, halt' ich feſt, das ſteht
Erhaben über deiner finſtern Macht:
Bewußtſeyn der erfüllten Fürſtenpflicht,
Und, daß Venedigs Friede' und Glück mein Werk!
Deßhalb drängt ich mich auf den Thron, deßhalb
Riß' ich das Letzte blutend jetzt vom Herzen,
Und gab es hin! nimm es mein Vaterland!
Was liegt an meinen Thränen, biſt du glücklich"

Herzog.

Vittorio!

Vittorio.

Und haſt du's ausgeführet,
Dann ſpricht vielleicht der innre Richter: Gnade!

Herzog.

Mein Freund!

Vittorio.

Biſt du entſchloſſen?

Herzog.

Nimm ſie hin!

Luca.

Ihr großen Menſchen! Heil dir Vaterland!

Vittorio (zum Herzog)

Wir danken dir für dieſe Stunde.

Herzog.

Alter!
Beeilt es nicht!

Vittorio.

Doch! — morgen mit dem Tage!

Luca.

Und dann das Brautfeſt! O mein Herzog —

Vittorio.

Komm!
Der Herzog will allein ſeyn, uns erwartet
Das Volk!

Neunter Auftritt.

Der Herzog. Vorige. Clemente und Flaminia.

Herzog (nach einer Pause aufſchreckend)
Nein, morgen nicht! — noch nicht! — Wo ſind
Die Volkstribunen? Fort? Bitterie! Luca!

Clemente (raſch eintretend)
Du rufſt?

Herzog.
Die Volkstribunen hatt' zurück.

Clemente.
Sprachſt du das Urtheil ſchon?

Herzog.
Fort, eile, fliege
Und rufe ſie zurück!
(Während der Herzog ſelbſt nach der Thüre eilt, hört man das Volk draußen rufen.)
Dem Herzog Heil!
(Der Herzog wendet ſich ſchmerzlich ab.)

Herzog.
Es iſt zu ſpät!

Clemente.
Sagt dir des Volkes Jauchzen,
Daß es mit Freude deinen Spruch empfing?
Dann ahn' ich alles — und Silvano auch?
Silvano auch?

Herzog.
Was fragſt du?

Flaminia (herzukommend)
Vater! Vater!

Herzog.
Auch du noch? Fort!

Flaminia.
Du haſt dem bangen Herzen
Nicht Wort gehalten! Ach, ich weiß es ja,
Das Volk verräth mir, was du mir verbirgſt,
Es ruft dir Heil, und baut das Blutgerüſt!
Du haſt ſie alle, alle preisgegeben!

Herzog.

Wer fordert Rechenſchaft von mir? ich bin
Der Herzog!

Flaminia.

Aber ach! wo iſt der Vater?
Der hätte ſeiner Kinder ſich erbarmt!
Biſt du nicht mehr der Vater? Darf ich nicht
Mit meinen Thränen deine Füße netzen,
Daß bei dem Herzog du mein Flehn vertrittſt?

Clemente.

War denn kein Ausweg, keine Schonung möglich?

Herzog.

Bei meinem Zorn, jetzt keine Frage mehr!
Ich will mit euch nicht ſprechen, will allein ſeyn.
Fort auf dein Zimmer!

Flaminia.

Um mich her wird Nebel!
Es iſt der Rauch, der von dem Blut der Unſchuld
Empor ſich wälzt, viel ſchwärzer, ſchrecklicher,
Als bei dem Feuer auf Curzola! — Ha! —
Gebt eine Fackel, nieder mit der Heimath!
Zu Aſche Blutgerüſt und Kerker! rettet,
Ihr Flammen rettet!

(Sie eilt ab.)

Herzog.

Mädchen! — Sie iſt krank!

(Zu Clemente, der ebenfalls gehen will.)

Wo willſt du hin?

Clemente.

Ihr nach! Sie braucht den Freund!
Ich will den Schmerz zu deinen Kindern tragen;
Dem einen Lebewohl auf ewig ſagen,
Das andre tröſten, bis es ausgeweint!

(Er geht langſam ab. Der Herzog bleibt betroffen ſtehen.)

Fünfter Aufzug.

Zimmer des Herzogs in Venedig. Es iſt Nacht.

Erſter Auftritt.

Der Herzog allein, in Gedanken verſunken an einem Tiſch ſitzend. Bald darauf **der Page** mit zwei Kerzen.

Herzog (aufſchreckend).

Was willſt du?

Page.

Herr! ins Schlafgemach dich leuchten,
Es iſt bald Mitternacht.

Herzog.

Was kümmert's dich?
Kommſt du zu melden, daß der Schlaf bereit,
Wie du mir ſagſt, die Tafel ſey beſetzt?
(Nachdem er aufgeſtanden und einigemal auf- und abgegangen, für ſich.)
Ja, wer's vermöchte, den Erſehnten auch
Als ein Gericht auf meinen Tiſch zu ſetzen
Und mir den Gram als Gaſt dazu zu laden!
(Zum Pagen.)
Ich will nicht ſchlafen! — Rufe mir Clemente!
(Der Page ab.)

Herzog
(allein, er tritt ans Fenſter).

Venedig ruht! — Die Freude und der Schlaf
Sind Freunde; unter ſüßen Traumes Mährchen
Führt er die Holde durch das Thal der Nacht,
Und legt ſie an die Bruſt des neuen Tages;
Doch vor der rieſigen Geſtalt des Grames
Entflieht der weiche Knab' und überläßt
Dem ernſtern Bruder nur, dem Tod, das Feld.
In den Paläſten, in den Hütten dort
Hat jeder Vater heut das Siegesfeſt
Im Kreiſe ſeiner Lieben froh begangen,

Und ſchlummert ſelig jetzt in ihrer Mitte;
Selbſt im Gefängniß hat vielleicht der Schlaf
Jetzt Sohn und Vater tröſtend eingewiegt;
Was ſie auch immer traf, ſie haben doch
Einander nicht verloren; Lichtgeſtalten
Nahn ſich im Traum, und ziehn vom Blutgerüſte
Sie auf zum Thron des Ewigen. Ich aber?
Mir kühlt der Lorbeer nicht die heiße Stirn,
Mich fliehn die Menſchen wie der Schlaf, ich bin
Allein! — mit mir allein! — Ich will nicht ſchlafen,
Will nicht die Träume ſehn, wo blut'ge Häupter
Mit den gebrochnen Augen nach mir ſchaun,
Und wo mein jammernd Kind zu Boden ſinkt!
(Er geht unruhig auf und ab und bleibt dann ſinnend ſtehen.)
Gar manches, was der Tag uns ſtreng geboten,
Das widerlegt beſonnener die Nacht.
Die Zweifel, die er vorlaut abgewieſen,
Stellt ſie noch einmal farblos vor uns hin,
Und fordert ihre Löſung! — Alte Gräber,
Vernarbte Wunden reißt ſie wieder auf,
Und zeigt uns bleiche Schatten, alte Schmerzen.
In ſolchen Augenblicken iſt der Menſch
Am reinſten; fremde Stimmen überſchrein
Nicht, was im eignen Buſen wiedertönt,
Hier iſt er frei, hier muß er wählen, handeln!
(Kurze Pauſe.)
So kann's nicht enden; nein! ſo ſoll's nicht enden!
In meinem Leben ſoll ein Lichtpunkt bleiben,
Der, wie am Himmel auch die Wolken treiben,
Doch nimmer ſeinen ſtillen Glanz verliert! —
Drum wandle langſam, langſam, ernſte Nacht,
Daß früher nicht der Tag erwacht,
Bis, was ich jetzt beſchloſſen, ausgeführt,
Und wenn zu Nacht die Kerzen wieder brennen,
Dann ſoll der Herzog ruhig ſchlafen können!

Zweiter Auftritt.

Der Herzog. Clemente.

Clemente.

Du haſt mich rufen laſſen.

Herzog.

Ja, Clemente!
Ich wußt' es ja, dich flieht der Schlaf wie mich!
In dieſer ernſten Stunde hab' ich alle,
Die meinem Throne nahe ſtehn, gezählt,
Geprüft, was ſie mir waren, und gefragt:
Wer unter ihnen hat den Fürſten mehr,
Und wer den Menſchen mehr in mir geliebt?
Da hab ich einen nur gefunden — dich!

Clemente.

Ich danke, daß du meiner ſo gedacht.

Herzog.

Du haſt mich ſtets verſtanden! Nicht zufrieden,
Das Wort in ſeiner flüchtigen Bedeutung
Zu faſſen, ſah dein Auge tiefer; denn
Gedanken ſind den unſichtbaren Wurzeln,
Die Worte aber Blättern, Blüthen gleich,
Und weil des Menſchen Kunſt auf altem Stamme
Oft andre Reiſer pfropft, vermag man ſelten
Die Wurzeln aus den Blüthen zu erkennen.
Du aber — —

Clemente.

Ja, ich ſucht' es zu erfaſſen,
Denn, wen ich lieben ſoll, muß ich verſtehn;
Doch allzudunkle Räthſel birgt das Herz.

Herzog.

Du haſt dich trauernd von mir abgewendet,
Als ich das Urtheil ſprach. Im eignen Schmerz
Sahſt du den meinen, tief verborgnen nicht;
Du hielteſt mich im Zwieſpalt mit mir ſelbſt,
Ich bin es nicht, du findeſt mich entſchloſſen.

Clemente.

Wer zweifelt dran? des Jünglings Haupt wird fallen.

Was noch in deinem Herzen für ihn ſprach,
Hat der Tribunen Weisheit überſtimmt,
Nun, wer den eignen Sohn zum Richtblock ſendet,
Fürwahr, der iſt entſchloſſen! —

Herzog
(ihn raſch bei der Hand faſſend)
Wir ſind eins!
Der Vorwurf, der in deinen Worten liegt,
Iſt Bürge, daß ich dir vertrauen darf! —
Was ich gethan, das mußt ich thun als Fürſt;
Ich mußte kämpfen, ſiegen, richten; aber
Es gibt ein furchtbar Müſſen, das den Willen
Zum Sklaven macht, obgleich es ſeine Feſſeln
Selbſt mit dem Fürſtenmantel überdeckt;
Das Herz nur kennt kein Müſſen, fügt ſich nimmer,
Das fordert Recht, und immer nur ſein Recht,
Und läßt nicht nach, bis es ſein Recht gefunden.

Clemente.
Das Herz? Verſteh ich dich?

Herzog (dringender).
Warſt du im Kerker
Bei den Gefangenen?

Clemente.
Ich war bei ihnen.

Herzog.
Erfuhren ſie bereits das Todesurtheil?

Clemente.
Sie wiſſen alles.

Herzog.
Und was ſagt der Alte?
Verwünſcht und haßt er ſeinen Sieger?

Clemente.
Nein!
Er billigt deinen Spruch, er will den Tod!
O welch ein Mann ſaß auf dem blut'gen Throne,
Was würde der als Freund geweſen ſeyn?

Herzog.
Hat er ſich dir genannt?

Clemente.
Mit Namen? Nein!

Silvane such' ich, dachte neben ihm
Den rohen Führer einer Räuberhorde
Zu finden, der sich seinen Vater nennt:
Statt dessen aber sah ich einen Fürsten,
Der hohen Sinnes seine dunkle Bahn
Gewandelt, und als Held zum Tode geht.

Herzog.

So ist er, du hast recht!

Clemente.

Kennst du ihn näher?

Herzog.

Ich kenn' ihn, ja! Es gab einst eine Zeit,
Wo ich nicht Herzog, er nicht Räuber war,
Und wo wir — aber frage nicht, die Nacht,
Die letzte, die noch retten kann, ist kurz,
Und du — nicht wahr, ich habe dich verstanden?
Du kannst sie auch am Block nicht sterben sehn.

Clemente.

Ich bat, du hörtest nicht auf meine Stimme!

Herzog.

Die läst'gen Volkstribunen haben mir
Das Urtheil abgedrungen. Bürgerpflicht,
Das ist der blanke Schild, mit dem sie selbst
Die Rachsucht überdecken. Aber du,
Du bist kein Volkstribun, du bist mein Freund,
Du hast ein menschlich weiches Herz, wie ich;
Dir darf ich alles anvertraun, deßhalb
Erwähl' ich dich, nur dich, du sollst sie retten.

Clemente.

Herr! wie vermag ich das?

Herzog.

Noch ist es möglich.
Doch beide mußt du retten, hörst du? beide!
Du ahnest nicht, was sie mir sind.

Clemente.

Den Sohn
Legt' ich ja selbst in deine Arme.

Herzog.

Ach!

Ich habe ſie gekannt, die ihn gebar —
Geliebt — ſie fordert jetzt ihr Kind zurück!
Dem Vater aber bin ich ſchwer verſchuldet,
Zu ſchwer, als daß er jetzt ſchon enden darf.
Du ſtaunſt und denkſt, es habe ſinnverwirrend
Ein fremder Geiſt die Seele mir erfaßt?
Nein, wer die innre Stimme überhört,
Den reißt es fort und immer fort, er glaubt,
Was hinter ihm, ſey abgethan, vergeſſen;
Allein es kommt ihm nachgerannt; am Ziele,
Inmitten alles glänzenden Gefolges,
Steht die Erinnrung auch mit ihren Schatten,
Die fordern ihre alte Schuld, und faſſen
Mit Todtenhänden in die Gegenwart,
Um ihr die ſchönſten Kränze abzureißen.
O, mein Clemente, rette ſie und mich!

Clemente.

Mein Leben wag' ich, doch wie ſoll ich retten?
Dem Volk verkünden, daß du widerrufen?

Herzog (führt ihn ans Fenſter).

Das kann nicht ſeyn; doch finſter iſt die Nacht;
Venedig ſchläft, es lauert kein Verräther —
Nimm Geld, beſtich die Wachen, laß ſie fliehen.

Clemente.

Entfliehn? Vergib! ich hab es ſchon verſucht;
Ich glaubte deine Wünſche zu errathen,
Und dürft' erfüllen, was das Herz gebot;
Doch war's vergebens — ſie entfliehen nicht,
Sie wollen ſterben.

Herzog.

Sterben? auch Silvano?
Lebt denn kein Wunſch mehr in der jungen Bruſt,
Der ihn noch feſthält auf der ſchönen Erde?

Clemente.

Er hat entſagt. Die Heimath liegt in Aſche.
Wohin noch ſoll er fliehn? was ſoll er ſuchen?
Du haſt ihm alle Wünſche ſelbſt zerſtört!

Herzog.

Häuft nur die ganze Laſt von Ach und Weh

Auf mich! Legt nur die Hände in den Schoß
Und brütet euch mit thörichter Entſagung.

Clemente.

Vermagſt du, eine Hoffnung noch zu zeigen,
Die ihm vergeſſen macht, was er verlor?

(Nach kurzem tiefen Sinnen klingelt der Herzog. Der Page tritt auf.)

Herzog.

Sahſt du noch Licht im Zimmer meiner Tochter?

Page.

Ja, Herr!

Herzog.

Dann ſag' ihr, daß ich ſie erwarte!

(Page ab.)

Weiß meine Tochter, daß du jene Flucht
Begünſt'gen wollteſt?

Clemente.

Nein, ſie weiß es nicht.

Herzog.

Gab ſie dir keinen Auftrag an Silvano?

Clemente.

Nichts als das letzte Lebewohl der Liebe!

Herzog.

Und wenn ich nun dieß Lebewohl der Liebe
Verwandelte in einen Gruß der Hoffnung?
Und meiner Tochter ſagte: Weine nicht,
Und frag' ihn, ob er dich verlaſſen kann?

Clemente.

Willſt du den Sterbenden mit ſolcher Frage
Noch einmal aufſchrein aus dem Todeskampfe,
Daß er ſich ſchmerzlicher erneue?

Herzog.

Nein!
Ich will ein Kleinod mir vom Busen reißen,
Das ſie vergebens mit Gewalt erſtrebten.
Mit dieſem Talisman werd' ich die Luſt
Zum Leben noch einmal vom Scheintod wecken;
Ich will verarmen, ganz verarmen, doch
Mit dieſem Kleinod alle Schuld bezahlen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Flaminia** tritt langſam ein

Herzog
(ihr die Arme entgegen breitend).
Flaminia! —
(Da ſie zögernd ſtehen bleibt.)
Ich habe dir verziehn!
(Er umfängt ſie.)
Dein Auge iſt ein wogend Meer von Thränen,
Das meine eine brennend heiße Wüſte,
In keinem wohnt der Schlaf — wir haben beide
Wohl einen ſchweren Kampf beſtanden!

Flaminia.
Ja!
Geweint, gekämpft, gerungen hab' ich! Ach,
Den Tod erlitten, tauſend, tauſendfach.
Jetzt bin ich ruhig — ruhig, wie das Grab!
Du biſt der Fürſt, erfülle das Geſetz,
Es gilt ja nur für dieſe arme Erde,
Wo Menſchen ſündigen und Menſchen richten.
Dort oben aber wohnt ein andres Recht,
Und auf dem Richterſtuhl dort ſitzt ein Vater!

Herzog.
Du biſt auf ihren Tod gefaßt?

Flaminia.
Ich bins!
Was ſoll des großen Baues letzte Trümmer?
Vernichte ſie, verſöhne ſo die Schuld;
Und daß kein Bild aus dieſer Zeit dich ſchrecke,
Laß in ein Kloſter mich mein Leid verbergen!

Herzog.
Nicht alſo! Fort mit dieſen Trauerbildern!
Wer Vaterland und Vater höher hielt,
Als ſeines Herzens ungeſtüme Wünſche,
Und in dem Kampfe mit ſich ſelbſt beſtand,
Der ſoll ſein Leben nicht vertrauern müſſen.
Für eine ſolche Tochter werf' ich gern
Auf kurze Zeit den Fürſtenmantel ab,

Damit ich ihr den Vater zeigen kann.
Vernimm, ich will dein banges Flehn erhören,
Nicht ſterben ſollen ſie, ich will verzeihn!

Flaminia.

Verzeihn? Silvano ſoll nicht ſterben? Nicht?

Herzog.

Den allzutreu'gen Knaben mußt' ich züchtigen,
Umſtürzen ſeines Vaters blut'gen Thron;
Es war ein Kampf für Vaterland und Kirche,
Der Herr gab uns den Sieg, die Feinde liegen
Im Staube; aber mehr verlang' ich nicht.
Und ob das Volk gleich blut'ge Rache fordert,
So wird doch meine Hand die Räuberfürſten
Mit einem unſichtbaren Schilde decken.

Flaminia.

Du willſt verzeihn? ich ſoll ihn wieder haben,
Für dieſes Leben noch? — —

(Auf ihren Knieen.)

Allmächtiger!
So haſt du nur das ſchwache Herz geprüft,
Nur meine Hand zum Werkzeug deiner Rache
Gebraucht, um unſre Liebe zu entſühnen,
Und jetzt, Barmherz'ger, gibſt du Gnade?

(Aufſpringend.)

Vater,
Du haſt ihn alſo wirklich jetzt begnadigt?

Herzog.

Das nicht, mein Kind, begnad'gen darf ich nicht,
Hier aber ſteht der Freund, der retten wird.

Flaminia.

Begnadigt nicht? Wie iſt denn Rettung möglich?

Herzog.

Die ſtumme Nacht iſt milder als der Tag.
In ihrem Schutze ſollen ſie entfliehn,
Die treue Hand Clemente's wird es leiten.

Flaminia.

Entfliehn? — Nicht Flucht, Begnad'gung muß ſie retten.
Haſt du verziehn, ſo ſprich es muthig aus!
Was deine Seele edles denkt, das ſoll
Auch jeder wiſſen! Das Geſchenk des Lebens

Sey eine freie Gabe, laß ſie nicht
Damit entfliehn, als wär's ein neuer Raub!

Herzog.

Ich kann das Urtheil nimmer widerrufen;
Umklammert hält das Volk mein Fürſtenwort,
Wie der erzürnte Löwe ſeine Beute;
Ich darf's ihm nicht entreißen, wag' es nicht.
Nur einen Weg zur Rettung gibt's, die Flucht!

Clemente.

Bedenke, ſie verſchmähen dieſen Weg!

Herzog.

Daß ſie dich abgewieſen, war natürlich,
Du kannſt die Flucht nicht ſchützen; ſie beſorgten,
Ich würde ſie verfolgen, ſie ergreifen,
Mit größrer Schmach zum Tode führen laſſen.
Jetzt aber, geh! ſag ihnen, wer dich ſendet,
Wer ihnen das verwirkte Leben ſchenkt.
(Zu Flaminia.)
Und daß der Jüngling eine Hoffnung habe,
Die ihm vergeſſen macht, was er verlor,
Magſt du ihm wiſſen laſſen: Badoero
Sey todt, und deine Hand jetzt wieder frei!

Flaminia.

Du willſt noch einmal Lieb' und Hoffnung wecken,
Mir endlich eine freie Wahl geſtatten,
Und den Erwählten ſoll ich fliehen ſehn?

Herzog.

Gedulde dich! es wird die Zeit ſchon kommen,
Wo Haß und Rache hier vergeſſen ſind
Und ihr euch endlich wiederfinden dürft.

Flaminia.

Ich ſollte dankend deine Knie umfaſſen,
Doch kalte Schauer ziehn durch meine Bruſt.
Was legſt du jetzt in unſre Hand? und wenn's
Nun dennoch nicht gelingt?

Herzog.

Es wird gelingen:
Wer heißen, lieben darf, der will auch leben!
Der Sohn wird fliehn, der Vater wird ihm folgen,

Du wirſt nicht länger trauern — — und ich ſelbſt
Ihr habt mit Bitten früher mich beſtürmt,
Jetzt, wo ich ſie gewähre, zögert ihr?
Iſt das die Freundſchaft, die den Freund will retten,
Iſt das die Liebe, die das höchſte wagt?

Clemente.

Ich bin bereit das letzte zu verſuchen.

Flaminia.

So öffnet euch noch einmal all' ihr Pforten
Des Herzens, tritt heraus in deiner Kraft,
Geprüfte Liebe, wirf dieſſeit des Grabes
Noch einmal, Hoffnung, deine Anker aus!
Ich werd euch folgen! Aber wiſſe, Vater,
Die ſchwer errungne Faſſung iſt entflohn,
Und mit der ganzen letzten Kraft der Seele
Umfaß' ich Lieb' und Hoffnung noch einmal;
Ich kann nicht mehr, nicht mehr von ihnen laſſen,
Wohin ſie auch mich führen, wo ſie bleiben,
Hier oder dort, da bleib ich auch — auch ich!

Herzog.

Du ſollſt nicht länger weinen! Deine Mutter
Hat viel geweint! — ſie wird mir deinetwegen
Verzeihen! — Fiametta, ſchau herab,
Wer iſt nun größer? Caramano, oder
Der Vater deines Kindes? —

Flaminia.

O mein Vater!

Herzog.

Jetzt handelt raſch, und habt ihrs ausgeführt,
Dann flieg' an deines Vaters Bruſt zurück,
Damit wir beide freier athmen können.

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Flaminia. Clemente.

Flaminia.

Auf dich bin ich verwieſen! Haſt du Muth,
Mich auf dem letzten Wege zu geleiten,
So komm, ich will ihn wandeln, unbekümmert,
Wohin er auch mich führet.

Clemente.

Noch ſeh ich Licht!
Der Wunſch zu ſterben faßt die Seele nur,
Wenn jede Hoffnung über's Grab entflohen,
Denn hoffen will das Herz, hier oder dort.
Doch zeigt ſie hier uns noch die Möglichkeit,
Das Liebſte zu beſitzen, klammern wir
Uns feſt an dieſe Erde, wie das Kind
An ſeine Mutter! — Auch Silvano wird
Nicht ſterben, nein, dich nur beſitzen wollen,
Und mit der Kindesliebe Allgewalt
Den Vater ſelbſt zum Rettungsnachen ziehn.

Flaminia.

Ach, wird er nicht vor dieſer Hand ſich ſcheuen,
Die in ſein Haus den Feuerbrand geſchleudert?

Clemente.

Ich hab' ihm nichts verſchwiegen, deine Liebe,
Wie deinen Kampf, dein Flehn, wie dein Verzweifeln —

Flaminia.

Nennt er dieß alles?

Clemente.

Alles!

Flaminia.

Nun dann komm,
Die Nacht iſt kurz, das Blutgerüſt iſt nahe,
Und ehe es tagt, muß es entſchieden ſeyn.
Komm, führe mich zu ihm; der Liebe Wort
Wird kalt auf fremder Lippe! — ich allein,
Ich muß ihn ſprechen.

Clemente.

Willſt du uns verrathen?

Flaminia.

Ich will dir in Verkleidung folgen; niemand,
Sie ſelbſt nicht ſollen meine Nähe ahnen.
Bring deine Botſchaft, treibe ſie zur Flucht,
Vernehmen will ich erſt, was ſie beſchließen,
Eh ich den Schleier fallen laſſen darf —
Dann aber — ich bin frei! Du haſt's vernommen,
Mit freiem Herzen darf ich wieder lieben!
So mag der Ausgang, wie er will, dem kommen,
Ich weiß, mein Ziel iſt nah, hier oder drüben!

(Beide ab.)

Gefängniß.

Fünfter Auftritt.

Bartholomeo ruht in lotterhafter Ermattung in einem Lehnſtuhl. **Silvano** ſitzt, den Kopf auf die Hand geſtützt, an einem Tiſch, auf welchem eine Lampe ſteht.

Silvano

(nach dem Vater ausſchauend)

Der Buſen ruht — — die Wimpern iſt geſchloſſen.
Schlaf oder Tod, wer von euch beiden hat
Das Aug' ihm zugedrückt? — —

(Er naht ſich leiſe und betrachtet den Vater.)

Es iſt der Schlaf.
Noch einmal zieht er, wie ein ſtiller Bach,
In deſſen Tiefe ſich der Himmel ſpiegelt,
Sanft kühlend durch die heiße Bruſt dahin.
Du wirſt ſie doch nicht heilen; dein Vergeſſen
Dringt doch nicht tief genug! o ſeht' uns lieber
Den Tod! — Vielleicht in dieſem Augenblicke
kniet an des Vaters Sterbebett ein Sohn,
Und betet für das theure Leben! Ach!
Ich kann nur beten, daß es bald ſich ende:
Ihr Augen, bleibt auf immer feſt verbannen,

Daß ihr das letzte gräßliche Bild nicht schaut!
Erstarre, Herz! gefriert zu Eis, ihr Pulse,
Daß nicht das edle Blut den Richtblock färbt!
Stirb, Vater! Stirb! — Laß dich erbitten, Tod!
Empfange hier dein Opfer, ch die Rache
Es mit dir theilt! — Mich triffst du auf der Richtstatt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Gefangenwärter mit einem Becher, den er auf den Tisch stellt.

Silvano.

Geh leise! leise! — Sieh, hier halten sich
Die ernsten Brüder, Schlaf und Tod, umfangen.

Der Gefangenwärter

(nachdem er den schlafenden Caramani eine zeitlang schweigend betrachtet).

Der also wirklich ist dein Vater?

Silvano.

Ja!
Er ist mein Vater! —

Der Gefangenwärter.

Warst du nicht das Kind
Des Herzogs? — Hatten wir dich alle nicht
So lieb? — Und nun kommst dieser rauhe Mann,
Und zieht dich mit sich fort auf's Blutgerüst?

Silvano.

Doch hat mich keiner so geliebt wie er.
Der Name Sohn bleibt nur ein leerer Schall,
Wenn er nicht Vollmacht gibt zu heil'gen Rechten.
Hier hatt' ich keine; — er gab sie mir alle,
Drum will ich auch das letzte Recht behaupten,
Dem Vater nachzufolgen in den Tod!

Der Gefangenwärter.

Es wird dir's niemand streitig machen! — Sieh,
Ich habe manchem diese Gitterthüren
Schon auf- und zugeschlossen, keinen aber

Ein freundlich Wort gesagt, was ging's mich an!
Doch ihr? —

(Er wendet sich zu dem Schlafenden.)

Bartholomeo Caramano!

Bartholomeo (erwachend).

Wer ruft?

Der Gefangenwärter.

Nicht wahr, du bist der Caramano?

Bartholomeo.

Was nennst du einen längst verschollnen Namen?

Der Gefangenwärter.

Ich habe früher unter ihm gefochten,
Und manchen heißen Tag mit ihm getheilt;
Und wer in solchen Stunden als ein Stern
Uns glänzte, den vergißt die Seele nimmer,
Den kennt sie wieder, trotz der langen Zeit
Und trotz der bleichen, tiefgefurchten Züge.

Bartholomeo.

Wenn du den Namen nicht vergessen hast,
So fordr' ich doch, daß du ihn jetzt verschweigst.
Nur einer kennt ihn, doch der löscht ihn aus.
So mag denn niemand wissen, wen sie richten.

Der Gefangenwärter.

An Schweigen hab' ich mich gewöhnt, ich darf
Nicht fragen: Ist's auch recht, was hier geschieht?
Ihr seyd verurtheilt, retten kann euch keiner,
Auch weiß ich wohl, daß ihr den Tod nicht fürchtet.
Jedoch am Richtblock? Du mit deinem Sohne? —
Das treue Blut von Henkers Hand verspritzt? —
Ich kann's nicht fassen, nicht ertragen! Nein!
Darf er euch auch die Pforten hier nicht öffnen,
So gönnt der alte Kriegsgefährte doch
Euch einen stillen Tod! — Gedenke fröhlich
Der alten guten Zeit! — Zieh an die Brust
Den Sohn, als wär's der Segen vor der Schlacht,
Und dann befehl euch Gott! — dort steht ein Becher,
Es ist ein sichrer Schlaftrunk! — Gute Nacht!

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Bartholomeo. Silvano.

Bartholomeo.

Gib mir den Becher!

Silvano.

Vater!

Bartholomeo.

Gib den Becher!

(Silvano reicht ihm den Becher. Bartholomeo nimmt denſelben und betrachtet ihn.)

Siehſt du, mein Sohn! der Caramante iſt
Noch nicht vergeſſen; aus dem engen Kerker,
Der unſre Stadt umſchließt, und auf dem Anger
Des Heeres ſie mit heißen Thränen reinigt,
Will uns ein alter treuer Freund erlöſen,
Und gibt den Schlüſſel ſelbſt in meine Hand.

Silvano.

Willſt du ihn denn gebrauchen?

Bartholomeo.

Aus der Tiefe
Des Bechers winkt mir zwar ein friedlich Bild:
Ein Vater ſitzt an ſeines Sohnes Bruſt;
An ihren ſtillen Leichen ſtehn die Henker
Betroffen, ungeſättigt ſchleicht die Rache
Zurück, und friedlich ſchließen ſich die Gräber.

Silvano.

Ach und den Becher theilen! —

Bartholomeo.

Fort mit ihm!
Clemente bot uns ſeine Hand zur Flucht,
Wir haben ſie zurückgewieſen; zeigt
Uns jener Becher einen andern Weg?

Achter Auftritt

Die Vorigen. Clemente. Flaminia, [illegible] **Eduardo** [illegible]

Clemente.
Noch einmal seh' ich wieder, abgesendet
Von einem mächtigen, verschmähten Freunde,
Der selbst im Rausch des Sieges für euch sorgt,
Und nur gezwungen euer Richter wurde.
Der Herzog sendet mich, ich soll euch retten!

Bartholomeo.
Der Pietro Contiano?

Clemente.
Ja, der Herzog;
Es ist sein Wunsch, sein Will', ihr sollt entfliehen.

Bartholomeo.
Ich war dir feind, Silvano nicht dein Sohn,
Und dennoch trieb dich's mit Gefahr des Lebens
Zu unsrer Rettung her. Ich weis' dich ab.
Denkst du, ich werd' an eines Dogen Hand
Mich furchtsam klammern, wenn ich seine Rache
Bereits verschmäht? — Was will der Doge noch?
Er hat das Spiel gewonnen, es ist aus!

Clemente.
Er hat gesiegt, doch soll der edle Feind
Nicht als Verbrecher sterben! — was der Herzog
Nicht durfte, bleibt dem Freunde doch erlaubt:
Der ruft noch einmal jene Zeit zurück,
Wo eine heil'ge Macht euch fest verband,
Der will, daß ihr die Hand noch segnen sollt,
Die erst zwar strafte, doch aus Großmuth jetzt
Das Theuerste sich selbst vom Herzen reißt,
Um menschlich auszusöhnen, weil's noch Zeit.
Flaminia's Gelübde ist gelöst,
Seit Eduardo im Gefecht gefallen;
Jetzt soll sie ihrer Liebe folgen dürfen,
Der Vater gibt sie, Jüngling, dir zur Braut.
Es wird die Zeit schon kommen, sagt der Herzog,

We Haß und Rache hier vergessen sind,
Und ihr euch wiederfinden dürft! Drum fliehe
Mit deinem Vater; alles ist bereit;
Der Herzog im Geheim beschützt die Flucht!

Silvans (nach oben).

O, warum legst du auf die letzte Stunde
Die allerschwerste Prüfung? —

Clemente.

Hörst du nicht,
Wie dich die Liebe ruft: Auf, lebe, fliehe,
Denn unser Tag bricht endlich durch die Nacht! —
Sieh deinen bleichen Vater, soll er nicht
An eurer Kindesliebe noch genesen
Und Zeuge künft'ger goldner Tage seyn? —
Der mächt'ge Sieger, der gekränkte Fürst,
Wirft seinen Purpur ab und bittet dich,
Dein Glück, dein Leben von ihm anzunehmen! —
Auf ihren Knien liegt Flaminia,
Und betet, daß der Tag noch nicht erwache,
Bis ihr im Schutz der Nacht gerettet seyd!
Und du willst zögern? zweifeln? erst bedenken?

Silvans.

Von dir, du Ewiger, kommt dieser Trost.
Ich danke dir, du sendest mir die Liebe
Noch einmal, daß sie mich begreifen lehre,
Es sey doch etwas in der Menschenbrust,
Das im Gewirr des eitlen Lebens auch
Unwandelbar besteh' wie du! — Doch Vater —

Bartholomeo.

Entscheide du, die Botschaft ist an dich!

Clemente.

Die Liebe siegt! ich will an ihre Brust
Dich führen! — komm!

Silvans.

Ja wohl, die Liebe siegt!
Der Rache steckt sie Grenzen, die Verzweiflung
Verweist sie kindlich auf den Himmel; aber
In des zerstörten Lebens öden Trümmern,
Im trüben Nebel schreckender Erinnrung,

Da soll der Himmelsfunke nicht verglimmen!
An meiner Hand klebt Badoero's Blut,
Ein Aschenhaufen hebt sich auf Curzola,
Und hier auf dieser blut'gen Erde, über
Zerstörten Frieden, auf zertretnem Leben,
Da sollten wir uns in die Arme stürzen,
Vergessen wollen, was sich nie vergißt,
Und endlich scheu uns von einander wenden? —
Nein! — Fort von diesem heimathlosen Stern!
Ich gebe dir das Leben wieder, Erde,
Und mit dem Blut, das du begierig trinkst,
Empfängst du auch des Herzens Schuld und Leid.
Entfesselt, rein, will ich empor mich schwingen,
Und harrt die Liebe mein, versteht sie mich,
So weint sie auch nicht länger.

Clemente.

Also dieß
Ist deine Antwort? Auf so treues Bitten,
So hartes Weigern?

Bartholomeo.

Sage deinem Degen,
Er sey zu arm, das Leben uns zu schenken!
Ein Kleinod, das er in den Staub getreten,
Hebt selbst kein Bettler wieder auf! Sag ihm,
Zur Flucht hätt' ich nicht seiner Hand bedurft!
Zeig ihm den Becher, den ein Freund mir brachte,
Ein Zug aus ihm, und seine Henker bauten
Das Blutgerüst vergebens auf. Allein
Ich will mein Recht! es soll der Doge nimmer
Sich rühmen dürfen, daß ich ihm entfloh;
Mag ihm das Schicksal Sieg auf Sieg gewähren,
Hier siegt er nicht, uns soll er sterben sehn!

Clemente.

So bring' ich ihm denn keinen Trost?

Bartholomeo.

Ich habe
Auch keinen! — Wer das hohe Ziel sich steckte,
An blut'ger Flur des Friedens Saat zu streun
Und fremde Schuld in Segen zu verwandeln;

Wer reines Herzens und im Gottvertraun
An ſolch' ein Werk das Leben freudig wagte,
Und dennoch unterliegt im Kampfe gegen
Die Furien der Menſchenbruſt, und dennoch
Wie ein Verbrecher hin zum Blutgerüſte
Geſchleppt, das Edelſte im frechen Spott
Des Pöbels untergehen ſieht, für den
Gibt's keinen Troſt, denn ſelbſt die ewige
Gerechtigkeit ſcheint nur ein Traum! Leb' wohl!

Flaminia (für ſich noch eben).

Vergieb ihm Vater!

Gasparde (hervortretend).

Friede ſey mit euch!

Filoena.

Auch du noch? — Sey willkommen!

Clemente.

Schon der Prieſter?
Noch iſt's nicht Zeit! Wer ſendet dich?

Gasparde.

Ich ſelbſt!

Bartholomeo.

O geh! es iſt ein kläglicher Triumph,
Mir jetzt zu zeigen, daß du Recht behalten.

Gasparde.

Nicht ich! der Gott, der in uns lebt und waltet,
Er hat ſein Recht behauptet! Ihm allein
Gebühret des Sieges Ehre!

Bartholomeo.

Weiche, Prieſter!
Hier wird dein Dankgebet zum Hohn. Geh hin,
Und bring es deiner Kirche, dorthin paßt
Der Jubel über eines Menſchen Fall!

Gasparde.

Mein Dankespſalm wird den entweihten Dom
Auf's neue heil'gen helfen; aber dich
Betraur' ich tief, und wie ich einſt dich warnte,
So komm' ich jetzt dir Troſt zu bringen.

Bartholomeo.

Wir?

Laß ab! mein Troſt ſteht nah, er heißt — Vernichtung!
Ich glaubte mich zu großem Werk berufen
Von dem, der über Sternen walten ſoll;
Ich trug, obſchon die Prüfung ſchwer und heiß,
Doch nur, was ſeiner würdig, in der Bruſt:
Jetzt ſteh ich nun am Ziel, allein die Summe
Von allem Streben und Vertraun iſt nichts!

Gasparde.

Iſt nichts? — Was war dein Ziel? — Venedig ſollte
Von deiner Großmuth, du Geächteter,
Empfangen, was der Degen lange Reihe
Vergeblich zu erringen ſtrebte. Ja,
Ein Reich des Friedens wollteſt du begründen,
Dort auf dem fluchbelaſteten Curzola
Ihm ein Aſyl, ein Paradies erbaun,
Und in des feindgewordnen Freundes Bruſt
Den Haß beſiegen, und durch Liebe endlich
Verſöhnen laſſen, was ſo ſchwer verſchuldet.
Es war ein herrlich Ziel, und was der Menſch
So göttlich groß gedacht, geht nimmer unter!
Der Ewige trägt es an ſeiner Bruſt,
Und führt es aus, jedoch nach ſeinem Rath.
Dein Vaterland, durch dich zur That geweckt,
Verdankt jetzt ſeiner eignen Kraft den Frieden:
Geſäubert ſteht das blühende Curzola
Und ladet frohe Menſchen zu ſich ein,
Denn ſeine Schreckgeſtalten ſind verſchwunden.
Den ſtolzen Sieger beugt die alte Schuld,
Er will ſie mit dem Liebſten dir bezahlen,
Und darf es nicht, und ſteht verarmt vor dir!
Und du haſt keinen Troſt? — Du ballſt mit Trotz
Die Fauſt zum Himmel? — Sinke in den Staub
Und bet' ihn an, du haſt dein Ziel erreicht!
Nur weil du in dem Mittel dich vergriffen,
Und einen Frevel auf die That gewälzt,
Der in das Heiligſte des Menſchen griff,
Drum mußt du untergehn; denn in der Kraft,
Womit der Glaube auch den *Schwächſten rüſtet*,
Daß er ſein Allerheiligſtes vertheid'ge,

Da offenbart ſich Gott dem Menſchen! — Herr!
Geheiligt ſey dein Name.

Flaminio.

Amen!

Silvano.

Amen!

Gaspardo.

Ein unbemerkter Zeuge ſtand ich hier,
Als ihr die Flucht verweigert! Es war recht!
Das Leben iſt verwirkt, drum müßt ihr ſterben.
Doch nicht mit Trotz, in freudiger Ergebung,
Als wär's zum Siege, wandelt in den Tod:
(Zu Silvano.)
Du, im Vertrauen, daß deine Liebe ewig,
(Zu Bartholomeo.)
Du, im Bewußtſeyn, daß dein Werk erfüllt!

Silvano.

Dich ſendet Gott!

Bartholomeo.

Gasparde! mein Gasparde!
Leb' wohl Venedig! Deinen Frieden ſoll
Mein Tod beſiegeln! — Lebe wohl, Cuzzola!
Mein Auge darf die goldne Zeit nicht ſchaun,
Die über dir heraufſteigt. — Herz, zerfalle
Zu Staub, was dich erfüllt, vergeht doch nimmer,
Der Ewige trägt es an ſeiner Bruſt,
Und führet es aus, jedoch nach ſeinem Rath!

Clemente.

So ſich ich abgewieſen?

Bartholomeo.

Laß uns ſterben!
Dem Herzog ſage, was du hier gehört:
Das ſey die Antwort.

Clemente.

So verſuche, Arzt,
Ob du ſie heilen kannſt! — Ich muß zum Herzog.

(Ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Flaminia.

(Kurze Pause, während welcher Silvano an der einen Seite neben dem Lager der Patrizi niederkniet und sich auf dessen Hand beugt. Gasparde sich hinter sie stellt, dem Vater die Hand auf das Haupt legend. Und Flaminia an den Tisch tritt und, nachdem sie den Becher betrachtet, die Hände wie zum Gebet erhebt und den Becher leert, dann leise sie auf der andern Seite neben Bartholomeo nieder und drückt ihre Lippen auf seine Hand.)

Bartholomeo.

Was willst du, Arzt? was brennen deine Lippen
Auf meiner Hand? Laß ab, du wirst das Gift
Des Todes doch nicht schmelzen! —

Flaminia.

Aber heilen
Die Herzen, ch sie brechen! —

Silvano (aufspringend)

Welche Stimme!

Flaminia (mit Verklärung aufstehend)

Ich bin's!

Silvano.

O Gott, Flaminia!

Bartholomeo.

Hinweg!

Gasparde.

Die letzte Stund' ist heiß genug! Dein Vater
Wird dein bedürfen! Geh!

Flaminia.

Nein, ich bin frei!
Gelöst ist mein Gelübd', ich bin auf mich
Verwiesen, und mein Herz hat freie Wahl.

Silvano.

Nennst du den dunkeln Weg, der vor mir liegt? —

Flaminia.

Ich kenn' ihn!

Silvano.

Soll ich ihn nicht gehn?

Flaminia.

Silvano!

Bartholomeo.

Willst du erst jetzt dich an den Jüngling klammern,

Der Liebe Allmacht jetzt an ihm verſuchen,
Wo vor der ernſten Mahnung ſie in nichts
Zerfällt! —

Flaminia.

Silvano!

Silvano.

Ja, du liebteſt mich,
Ich weiß es wohl! doch nur als deine Liebe
Ein ungenanntes Kind noch ſchlief, glich ſie
Dem Engel, der im Traume ſelig lächelt.
Seit ich ſie wach gerufen, mich ihr vertraut,
Für ſie das Leben eingeſetzt, hat ſie
Dämonenartig über mir gewaltet,
Mich bald verſtoßen, bald, um mich zu retten,
In Trümmer mich begraben, und jetzt endlich
Umſchlingt ſie mich, um aus dem tiefen Frieden
Der letzten Stunde mich ins öde Leben
Zurück zu reißen.

Flaminia.

Wie, erkennſt du ſie? —
Die wahre Liebe, die von oben ſtammt,
Das ew'ge Licht im heil'gen Dom des Herzens,
Sie kann des Segens nicht entbehren — aber
Erlangt ſie ihn, iſt ihr die Stunde gleich,
Ob ſie zum Leben führet, ob zum Tode.

Silvano.

Flaminia!

Flaminia.

Geht euren dunkeln Weg,
Nur mich, die Freigewordne, ſchließt nicht aus.
Zum blut'gen Throne durft' ich dir nicht folgen,
Doch vor dem Blutgerüſt erbeb' ich nicht,
Da jagt der Sturm die letzte Wolke nieder,
Der Schleier ſinkt, und aus der Erde Nacht
Gehn an des Himmels Bruſt die Sterne auf.

Silvano.

Wie faſſ' ich deine Worte?

Flaminia.

Fragſt du noch?
Verſtehſt du mich nicht mehr? Siehſt du die Wange

Mir nicht erbleichen, nicht das Auge ſich
In Nebel hüllen? trag' ich denn die Farben
Des Lebens noch? —

Silvano.

Was ahn' ich?

Flaminia.

Wort gehalten
Hab' ich euch allen, und nun bin ich frei!
Ich ſoll nicht länger weinen, ſprach mein Vater —
Ich will nicht länger weinen — ich bin dein!
Nimm deine Braut! — Nimm, Vater, deine Tochter!
Der Liebe Fackel hab' ich kühn erfaßt,
Euch vorzuleuchten auf der Bahn des Todes.

Gaspardo.

Was thateſt du?

Flaminia.

Der Becher dort iſt leer!

Silvano.

Nun wird der Tod für mich das Leben! O,
Jetzt faſſ' ich deine Liebe erſt: für mich
Hat ſie den Schmerz, hat ſie den Tod gewählt.

Bartholomeo.

Du biſt der Engel, der die Palme bringt;
Der Sieg iſt unſer!

Flaminia.

Kommt, ich geh voran!
Erbebt am Blutgerüſte nicht, ich werde
Euch nahe ſeyn! — Glaubt mir, der Tod iſt leicht,
Viel leichter als der Schmerz!

(Sie ſtirbt.)

Silvano (zu ihr niederſinkend).

Zu dir! zu dir!

Bartholomeo.

Ihr reinen Strahlen, flieht aus dieſer Nacht
Zurück zur ew'gen Sonne! ſterbend ſegnet
Der Vater euch, ihr Sterbenden!

Gaspardo.

Erbarmer!
Der Friede dieſer Stunde kommt von dir,
Und iſt uns Bürge, daß du ſie verziehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog. Clemente.

Herzog.

Ich komme ſelbſt! der Sieger weicht dem Freunde —

Bartholomeo.

Unglücklicher, erſpar' es dir!

Herzog (Flaminia erblickend).

Mein Gott!

Was iſt das? — todt?

Silvano.

Da gabſt ihr freie Wahl:
Ich danke dir, mein Vater! Sie iſt mein!

Herzog.

Wer hat ſie mir gemordet? —

Gaspardo.

Frage nicht,
Im Schuldbuch ſteht der Name ihres Vaters,
Der hat ihr Glück zertrümmert, hat ſie nie
Verſtanden, fragt noch jetzt, wer ſie gemordet?
Du gabſt ihr freie Wahl! — dort ſteht der Becher!

Herzog.

Mein Kind! mein Kind!
(Zu Clemente.)
Du haſt ſie hergeführt,
Aus meinen Augen!

Clemente (zu Silvano).

Glücklicher, leb' wohl!
(Geht ab.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Vittorio. Luca. Wache und mehrere aus dem Volke.

Vittorio.

Der Herzog hier?

Herzog.

Was wollt ihr? —

Vittorio.

Eine Barke
Iſt aufgefangen, die zur Flucht der Räuber
Bereit gelegen.

Einer aus dem Volke.

Uns entgehn ſie nicht!

Ein Zweiter.

Die Schiffer ſind geſtändig, ſagen manches!

Bartholomeo.

Sie lügen! Keine Flucht! Der Herzog kam,
Als Fürſt den Fürſten ſelbſt ihr Todesurtheil
Bekannt zu machen. — Sag' es deinem Volke:
Nicht wahr, du willſt, wir ſollen ſterben?

Herzog (mit innerm Kampfe).

Ja!

Bartholomeo.

So führt uns denn zum Tode! Lebe wohl!

(Er nimmt Silvano bei der Hand.)

Silvano (begeiſtert).

Komm, ruft die Braut! Komm, ruft der Geiſt! und wer
Da dürſtet, ſchöpfe aus dem Quell des Lebens!

(Sie gehen mit Luca, Gaspardo, der Wache und dem Volke langſam ab.)

Vittorio.

Ermanne dich, mein Herzog! Zeige dich
Dem Volke!

Herzog.

Sie ſind todt! —

Vittorio.

Komm! armer Vater!
Des Volkes Liebe ſey dein Troſt, dein Lohn!

Herzog.

Laß mich! Iſt einer, der mich noch beneidet?
Ich ſtehe einſam auf dem ſichern Thron,
Kahl iſt der Berg, der die Gewitter ſcheidet!

(Der Tribun geht ab, der Herzog bleibt allein.)

Die Geneſung.

Eine Cantate in zwei Abtheilungen.

Personen.

Alcophas, ein Kranker.
Charicles, dessen Gattin.
Architas, sein Freund.
Chor der Geister der Nacht.
Chor der Jäger.
Chor der Schnitter.
Chor der Freunde.
Chor der Geister des Lebens.
Chor der Geister des Todes.
Der Engel des Lebens.

Erſte Abtheilung.

Chor der Geiſter der Nacht.

Wir bringen euch, ihr Müden,
Die Nacht und ihre Ruh.
Der Schlaf mit ſeinem Frieden
Deck' alles Leben zu!
Der Kummer ſey geſtillet,
Die Freude ſchlummre ein,
Und was das Herz erfüllet,
Es mag vergeſſen ſeyn!

Klerophas
(auf ſeinem Krankenlager).

Soll ich um Ruhe dich vergeblich flehen,
Du unerbittlich ernſte Nacht?
Willſt du dem Auge kalt vorübergehen,
Das deine Stunden heiß durchwacht?
Ach! ſie ſchlafen ja alle, alle! —
Durch der Hütten enge Räume,
Durch des Schloſſes weite Halle
Zieht der Schlaf und theilt die Träume
Unter den Menſchen aus.
Hat er denn in ſeinem Becher keinen,
Keinen einz'gen Tropfen mehr für mich?

Von den tausend Thränen auch nicht einen,
Auch nicht einen, armes Herz für dich?

(Im Nebengemach hört man die Gattin an der Wiege ihres Kindes singen.)

Charicles.

Schlaf ein, schlaf ein!
Daß nicht im Mondenschein
Die Aeuglein dir erblinden!
Schlaf ein, schlaf ein!
Es will der Sturm herein;
Er soll mein Kind nicht finden!
Schlaf ein, schlaf ein!

Alcophas.

Schlaf ein, schlaf ein! das süße Lied verklingt,
Es senkt der Schlaf sich auf die Wiege nieder.
Ich habe nichts, was mir den Schlummer bringt,
Den Schmerz besingen keine Wiegenlieder.

Sieh, drüben im bleichen Mondenschein
Ruht in geheimnißvollem Schweigen
Der dunkle Hain!
In seinen flüsternden Zweigen
Zog auch die Nacht mit ihrem Schlummer ein.
Ja dort auch schlafen sie alle, alle,
Mit den Flügeln das Haupt bedeckt,
Bis der Morgen seine Sänger weckt,
Daß ein Dankespsalm erschalle.
Mein Haupt bedecken keine weichen Schwingen,
Ich kann den Psalm nicht mit euch singen!

Herbei, du Tag! laß deine Strahlen glühen!
Gestirn des Tages, fördre deinen Lauf!
Und wecke du zu Sorgen und zu Mühen
Die Menschen alle wieder auf,
Denn soll den Kranken keine Ruhe laben,
So mag dann jeder seine Plage haben!

Chor der Jäger

(welche zur Jagd draußen vorbei eilen).

Auf Brüder, auf! es graut der Tag!
Schon eilt das Wild zu Busch und Hag,

Der Adler ſtiebt vom Horſte.
Laßt ſchlafen, wer da ſchlafen mag!
Wir Jäger ziehn zum Forſte!

Klitophas.

Ich ſchlafe nicht! O könnt ich mit euch ziehen,
Mit euch verfolgen das flüchtige Reh!
Könnt ich der dunklen Kammer entfliehen,
Die Bruſt zu baden im Aethersee!
Der Kranke hört die Lebensmelodien,
Und ach! die Sehnſucht bringt ihm dreifach Weh!

Chor der Schnitter

(welche zur Ernte vorüberziehen)

Die Sichel glänzt im Morgenſtrahl,
Das Herz ſchlägt froh und frei!
Das reife Feld, es ruft im Thal:
Ihr Schnitter, eilt herbei!

Sieh gnädig, Gott, auf uns herab,
Zur Ernte ſchaff' Gedeihn,
Und was uns deine Güte gab,
Laß uns geſegnet ſeyn!

Klitophas.

Ihr Sicheln im Morgenglanz,
Du goldener Aehrenkranz,
Lebt wohl! das Scheiden iſt bitter!
Bin auch zur Ernte gereift,
Und nach der Sichel greift
Ein ernſter Schnitter!

Klitophas, Charicles und Architas.

Charicles.

Ich hab' in Angſt und Beben
Gebetet und gewacht,
Der Tag hat neues Leben
Und Hoffnung uns gebracht!

Klitophas.

Wohl hofft' auch ich, mein Leben,
Geliebte, dir zu weihn;

Doch, sey in Gott ergeben,
Denn anders soll es seyn!

Architas.

Du wirst Genesung finden,
Bald ist der Schmerz besiegt.

Klesphas.

Wenn sie den Kranz mir winden
Der auf der Bahre liegt.

Charikla.

Vernimm der Liebe Mahnung,
Gib nicht dem Zweifel Raum!

Klesphas.

Wahn nur ist Todesahnung
Und Hoffnung nur ein Traum!

Architas.

Schaut hinaus in das freundliche Leben,
Schau hinaus in die schöne Welt!
An den Bergen dort hängen die Reben,
Wo der Gießbach niederfällt.
In den grünenden Thälern heben
Blumen und Aehren die Häupter empor,
Ein allmächtiges Treiben und Streben
Ruft aus dem Staube das Leben hervor.
Und über der schönen freundlichen Welt,
Und über dem Wechsel der eilenden Zeit,
Wölbt sich das Sternenzelt
Unwandelbar in seiner Herrlichkeit.
So steht die Hoffnung über dem Leben!
Das bange Auge soll zu ihr
Den Blick erheben!
Drum hoff' auch du! Süß ist das Leben,
Und ewig ist die Hoffnung!

Chor der Freunde.

Wer hofft, dem ist gegeben!
Wer zweifelt, bleibt in Noth!
Die Hoffnung ist das Leben,
Der Zweifel ist der Tod!

Klesphas.

Wie hofft und lebt ich doch so gern,

Doch ach! Geliebte, nicht mehr fern
Iſt meine Abſchiedsſtunde!
Was mir die Wange zehrt und bleicht,
Und durch die Adern glühend ſchleicht,
Iſt ſichre Todeskunde!

Charicles.

Wo find' ich Troſt in meiner Noth!
Hoffnung und Freude
Entfliehen beide,
Niemand naht ſich, als der Tod!

Freundliche Mutter Erde,
Die ihre Menſchen erquickt und erfreut,
Sorgend die Samenkörner verſtreut,
Daß auch das Vöglein geſättigt werde,
Vor deren geheimer Kraft
Sich alles beugt,
Die immer neu erſchafft,
Und Leben erzeugt,
Haſt du kein Mittel gegen den Tod? —

Chor der Freunde.

Heute mir, morgen dir!

Charicles.

Wo find' ich Troſt in meiner Noth?
Ich falte bang die Hände;
Herr über Leben, über Tod,
Daß ich zu dir mich wende!

Architas.

Wenn nirgends Rath und Hülfe da,
Vertrau auf Gott, er iſt dir nah
Und führt die Noth zu Ende.

Charicles und Architas.

Wir beugen in den Staub uns vor dir nieder,
Gib uns noch einmal den Geliebten wieder.

Klesphas.

O betet! betet! ſüße Linderung legt
Sich auf den heißen Schmerz.
Und immer matter ſchlägt
Das arme Herz.

Es naht der Tod, als wär's ein holder Traum,
Daß er mich ſanft entkleide;
Ich fühle ſeinen Stachel kaum.
Lebt wohl! Lebt wohl! — ich ſcheide!
(Er ſinkt in todtenähnlichen Schlaf zurück.)

Charicles.

Barmherziger! Er ſenkt das Haupt,
Du haſt ihn mir genommen!
Hab ich umſonſt an deine Liebe geglaubt,
Iſt mein Flehen zu ſpät gekommen? —
War das Gefühl der verſchwiegnen Bruſt
Dir nicht bekannt?
Haſt du den Gram nicht längſt gewußt,
Eh ich ihn dir genannt?
Und dennoch haſt du ihn mir genommen?
Die blühende Wange iſt gebleicht,
Die zärtlich beredte Lippe ſchweigt,
Auf ewig geſchloſſen ſind die frommen
Freundlichen Augen! und verlaſſen
Soll ich hier bleiben? allein! allein!
Nein, auch im Tode will ich ihn umfaſſen,
Will auch im Grabe bei ihm ſeyn!

Chor der Freunde.

Schlaf oder Tod,
Wer auch den Schmerz benommen,
Sey uns willkommen,
Schlaf oder Tod!

Zweite Abtheilung.

Wechſelchöre der Geiſter des Todes und der Geiſter des Lebens.

Die Geiſter des Todes.

Herbei! er iſt in unſrer Macht,
Gebt ihm den kalten Kuß ihr Brüder!

Die Geiſter des Lebens.

Herbei! auf daß er neu erwache,
Haucht Lebensathem auf ihn nieder!

Die Geiſter des Todes.

Der Mund ſey ſtumm, das Ohr ſey taub!
Das Herz zerfall' in Aſch' und Staub!

Die Geiſter des Lebens.

Ihr Sinn' erwacht zum neuen Tag,
Herz rufe deine Pulſe wach.

Die Geiſter des Todes.

Laßt ab, ihr Geiſter des Lebens!
Es iſt vergebens,
Kein Ruf dringt durch die Todesnacht!

Die Geiſter des Lebens.

Noch iſt das Urtheil nicht geſprochen,
Das Herz noch nicht gebrochen,
Noch wird der Funke von uns bewacht!

Wechſelnd.

Die Geiſter des Todes.	**Die Geiſter des Lebens.**
Er ſterbe!	Er lebe!
Vernicht' ihn!	Erweck' ihn!
Unerbittlich!	Erhör uns!

Chor der Freunde.

(Choral in beſtimmter Melodie.)

Chriſtus der iſt mein Leben,
Und ſterben mein Gewinn!
Ihm will ich mich ergeben,
Mit Freud fahr' ich dahin!

Charicles.

Schweigt, ihr Grabgeſänge!
Schlaf iſt nicht Tod!
Alcephas erwache! Mein Alcephas erwache! —
Aber er hört mich nicht! —

Ach! ich habe die ſeligen Jahre
Mir wie im Rauſche verträumt!
Jetzt an des Geliebten Bahre
Fühl' ich, was ich verſäumt.
O! ich kennt' ihn mehr noch beglücken.

Liebender noch in ſeinen Blicken
Die geheimſten Wünſche leſen.
Aber zu ſchwach ſie zu erfüllen,
Folgt der Menſch nur dem eigenen Willen,
Liebt ſich mehr als das geliebte Weſen!
Gib ihn mir nur einmal noch zurück,
Herr, der du ihn mir zuerſt gegeben,
Und ich will nur ſeinem Glück,
Und nur ſeinem Frieden leben!

Die Geiſter des Todes.

Was willſt du ihn erwecken?
Wen Staub und Raſen decken,
Der nur allein hat Ruh.

Die Geiſter des Lebens.

Nein! ſüß iſt Lebensfülle,
Zu früh kommt Nacht und Stille,
Drum ruf' und hoffe du!

Die Geiſter des Todes.

Er ſterbe!
Vernicht' ihn!
Unerbittlich!

Die Geiſter des Lebens.

Er lebe!
Erweck' ihn!
Erhör uns!

Chor der Freunde.

(Choral in bekannter Melodie.)

Wenn meine Kräfte brechen,
Mein Athem geht ſchwer aus,
Und kann kein Wort mehr ſprechen,
Herr nimm mein Seufzen auf.

Die Geiſter des Lebens.

Er lebe!
Erweck' ihn!
Erhör uns!

Die Geiſter des Todes.

Er ſterbe!
Vernicht' ihn!
Unerbittlich.

Der Engel des Lebens.

Haltet ein! Haltet ein!
Ihr ſtreitenden Geiſter!
Denn von dem ewigen Throne
Sendet der Meiſter
Euch ſeinen heiligen Spruch!
Das Leben wohne
Noch länger in ſterblicher Bruſt.

Auf daß durch Schmerz und Luſt
Im Prüfungsthal der Erde
Sie noch geläutert werde!

Naht euch noch einmal, die Pforten ſind offen,
Freude und Kummer, Wonne und Schmerz!
Lieben und Haſſen, Verzweifeln und Hoffen
Zu wecken das ſchwache menſchliche Herz!

Chor der Geiſter des Lebens und des Todes.

Geheiliget werde dein Name,
Dein Wille geſchehe,
Dein Odem wehe,
Herr, über Tod und Leben! Amen!

Architas.

Armes Weib hör' auf zu zagen,
Der Geliebt' erwacht, er lebt!
Sieh des Herzens leiſes Schlagen
Wie es ſanft den Buſen hebt.
Flur und Hain erblühn und grünen,
Steigt der Frühling neu herauf,
So durch die erſtarrten Mienen
Zuckt das Leben wieder auf.

Charicles.

Mein Alcyphas!

Alcyphas.

Welche Stimme! welche Worte?

Charicles.

O Geliebter! wieder mein?

Alcyphas.

Steh ich an der ew'gen Pforte?
Führt ein Engel mich hinein?

Charicles.

Nein, du biſt in meinen Armen!

Alcyphas.

Bin ich Liebette neu erwacht.

Architas.

Ja der Ewigen Erbarmen
Weckte dich aus Todesnacht!

Kleophas.
O mein Freund! mein Weib! mein Leben!
Schöner, wärmer, geistger Tag!

Architas.
Sie sind wieder dir gegeben,
Wieder, eh das Herz dir brach!

Kleophas.
Hebet mit mir eure Hände
Dankend auf zum Vater dort.

Charikles und Architas.
Seine Liebe hat kein Ende,
Seine Treu währt fort und fort!

Kleophas und Charikles.
Vater wir danken dir,
Daß wir auf Erden hier
Beide uns fanden!
Vater wir danken dir,
Daß an des Grabes Thür
Zagend wir standen! —
Wie am Altare
In Wonn und Freuden
Die uns vereinigt,
Hast an der Bahre
Durch Gram und Leiden
Du uns gereinigt.
Vater wir danken dir!

Schlußchor der Freunde.
Erhebt den Herrn, ihr Brüder!
Er hält uns Wort.
Hier oder dort,
Wir finden uns wieder!

Ernſt von Houwaldo

ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Ernſt von Houwalds

ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Leipzig.
G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.
1851.

Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Romantische Akkorde.

Das Wiedersehen auf dem St. Bernhard 1

Constanze, Gräfin de Rossan. Ein Aktenstück aus den Zeiten Ludwigs XIV. 18

Wahnsinn und Tod. Ein Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen 43

Die Braut von sechs Jahrhunderten 76

Die Schlacht bei Malplaquet 101

Die Todtenhand. Eine Criminalgeschichte 146

Jakob Thau, der Hofnarr. Eine Erzählung 167

Das Seetreffen bei Nacht. Eine historische Skizze 210

Materialien zu einem Volkskalender.

I. Der Hausfreund. Eine Erzählung 215

II. Die Erde und der Mensch 227

III. Das Kindtaufen 231

IV. Das weiße Lamm und der schwarze Bär 240

Scenen aus einem Bade 249

Das Begräbniß. Eine Erzählung. (Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.) 258

Der Epilog zu Maria Stuart 270

Graf Cornisitz von Ulefeld, Reichshofmeister in Dänemark. Eine biographische Skizze 283

Der Substitut. Eine Erzählung 295

Romantiſche Akkorde.

Das Wiederſehen auf dem St. Bernhard.

In einer alten Dorfkirche des Kantons Bern ſteht hinter dem Altare in einer Niſche ein Gemälde, die Mutter Gottes vorſtellend, wie ſie das Chriſtkindlein vor ſich aufrecht ſtehend hält und dieß die kleinen Arme ausbreitet, als wolle es alle Welt damit umfaſſen. Ob nun gleich der Augenſchein lehrt, daß dieſes Bild in den alten koſtbaren Rahmen des Altars paſſen würde, wozu es auch beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo hat man ihn doch nicht damit geſchmückt, ſo herrlich ſich auch immer die Kunſt an dieſem Gemälde offenbart, und indeß mit ſeinem leeren Rahmen der Altar wie verödet in der Kirche ſteht, ſcheint das Bild an dem einſamen Orte als ein Denkmal über zwei Grabſteine aufgeſtellt.

Vor langen Jahren lebte ein Geiſtlicher in dieſem Dorfe mit Namen Sarret. Sein Grabhügel iſt zwar auch ſchon eingeſunken, doch ſein Andenken noch im Segen geblieben, und die Entſtehung jenes Gemäldes, das mit ſeiner Familiengeſchichte eng zuſammenhängt, hat ſich in den Herzen der Nachkommen lebendig bewahrt, denen das Bild ſo theuer und heilig iſt, wie den Enkeln eine Familienſchilderung ihrer Vorfahren.

An einem rauhen Aprilabend ſaß der alte Sarret einſt im Kreiſe ſeiner Familie. Sein Sohn Louis las ihm noch einmal den Text zur morgenden Predigt vor. Die Gebirge lagen tief im Nebel, und ein kalter Wind ging durchs Thal. — Da trat der Gaſtwirth des Dorfes herein und meldete dem Pfarrer, daß vor einigen Stunden ein Wanderer bei ihm eingeſprochen ſey, der jetzt von einem ſo heftigen Fieber überfallen worden, daß zu glauben ſtehe, er möchte ſeine letzte Herberge hier gefunden haben. Mit Sehnſucht habe er nach geiſtlichem Zuſpruch verlangt, doch da aus ſeinem Reden zu ſchließen geweſen, daß er katholiſchen Glaubens

ley, ſo habe er ihm bedeutet, daß hier nur eine reformirte Kirche ſtehe, und ein katholiſcher Prieſter weit und breit nicht aufzutreiben ſeyn würde, worauf der Kranke denn ſtill vor ſich hin geweint.

„Ei, ei! mein lieber Wirth!“ rief Sarret, und ſprang im heiligen Eifer auf, als der Mann ausgeſprochen hatte; „müſſen wir denn gerade eines Glaubens ſeyn, um uns in der letzten Noth nicht zu verlaſſen? und bin ich denn nicht da, dem Kranken mit Troſt beizuſtehen? wir ſind allzumal Gottes Kinder, und wem die reine Liebe im Herzen lebt, der hält alle Menſchen für ſeine Brüder!“ Mit dieſen Worten griff der Greis nach Hut und Stock, befahl ſeinem Sohn ein Büchschen ſtärkenden Balſam und eine Flaſche Wein mitzunehmen, und eilte dem Wirthe nach.

So traten die Samariter in die Gaſtſtube. In einem Winkel derſelben, auf einem Bette, das ihm die Wirthin untergeſchoben hatte, lag der Kranke in großer Fieberhitze, ſeine Augen auf ein kleines Kreuz geheftet, das ſeine zitternden Hände emporhielten. Sarret nahte ſich ihm ſanft: „Mein Sohn,“ redete er ihn an, „ich bin der Geiſtliche dieſes Orts, und komme dich zu beſuchen!“ — Der Kranke ſchaute freudig auf. „Ach!“ ſprach er mit ſchwacher Stimme, „meine letzte Stunde iſt nahe, und mich verlangt nach den Gebräuchen unſerer Kirche; wollen Sie meine Beichte allein anhören und mir die letzte Oelung geben?“ — „Ich bringe dir jeden Troſt,“ entgegnete Sarret, „der im Worte des Herrn liegt, und will auch, wenn es dich beruhigt, deine Beichte anhören. Allein die wahre innere Reue iſt die eigentliche Beichte, und das ſterbliche Ohr bedarf es ja nicht erſt zu hören, was der Allvater dort oben dem ſchwachen Menſchen verzeiht. Deine Füße aber zum Weg ins Thal des Todes ſalben, das verſtehe ich nicht, wohl will ich ſie dir mit ſtärkendem Weine waſchen, denn du wirſt noch ferner den Weg der Prüfung hienieden wandeln!“

Der Kranke ergriff die Hand des Greiſes, der ſich zu ihm auf die Knie niedergelaſſen hatte, und drückte ſie an ſeine Lippen. Mit Mühe richtete er ſich auf und ſtammelte halb laut ſeine Beichte her. Er war ein junger Maler, der aus Italien kam und nach ſeiner Heimath zurück wandern wollte, und ſein reines Gemüth hatte ja keine andere Sünde zu bekennen, als daß er über den Eifer zur Kunſt den öffentlichen Gottesdienſt bisweilen verſäumt habe. — Worauf ihn der Geiſtliche abſolvirte, und mit troſtvollen Worten zuſprach.

Sarret, der einige ärztliche Kenntniſſe beſaß, unterſuchte nun den körperlichen Zuſtand des Kranken, und ſah bald ein, daß nur deßhalb das Fieber ſo ſehr die Oberhand genommen habe, weil er von der Anſtrengung der Reiſe gänzlich erſchöpft ſey. Deßhalb ſorgte er zuerſt für

einige Stärkungen, indeß Louis ihm die wundgelaufenen Füße mit warmem Weine wusch. Ob nun gleich des Leidenden Zustand dadurch gemildert wurde, so schien doch die Hülfe eines Arztes durchaus nöthig, und nachdem der Pfarrer den Wirth bei Seite genommen, und mit ihm die Herbeischaffung desselben besprochen hatte, that er dem Kranken den Vorschlag, sich in das Pfarrhaus bringen zu lassen, wo er nach Kräften gepflegt werden sollte. Der Jüngling konnte vor Rührung nicht antworten und hob nur seine Hände dankend zum Himmel auf, indeß ihm die hellen Thränen über die verfallenen Wangen rollten. Sarret eilte voraus und ließ zur Aufnahme des Fremden alle Anstalten treffen. Louis trug mit einigen starken Männern ihn sanft nach der Pfarrwohnung hin. Theilnehmend von der Hausfrau hier empfangen, ward er in ein eignes Stübchen gebracht, und in ein weißes warmes Bett gelegt, wo er denn vor Mattigkeit bald einschlummerte.

Die Familie im Pfarrhause bestand aus dem alten Vater Sarret, seiner Gattin Margaretha und ihren Kindern Louis und Marie. Louis war eben von der Universität zu Lausanne zurückgekehrt, wo er die Gottesgelahrtheit studirt hatte, zu welchem Studium seine Seele von seinem frommen Vater selbst vorbereitet worden war. Er hatte sich viele Kenntnisse erworben, und was er für das höchste achtete, einen Freund dort gefunden, der jetzt der Verlobte seiner Schwester war. Mit Louis zugleich studirte nämlich der Sohn eines reichen Handlungshauses aus Lausanne, mit Namen Reimold, ebenfalls die Theologie. Er war ein edler, aber höchst schwärmerischer Jüngling, dessen frühe Neigung, bestimmt durch die Religiosität seiner sanften schon vollendeten Mutter, ihn von den weltlichen Geschäften seines Vaters abgezogen und zu dieser ernstern Laufbahn hingeführt hatte. Ehe Reimold Louis Bekanntschaft machte, hatte er schon mehrerenmale die Kanzel betreten, und sich durch Innigkeit und Wärme im Vortrage die Herzen seiner Zuhörer zugeeignet. Seine Lehrer aber tadelten die zu große Begeisterung, mit der er sprach und die ihn nicht selten zu einer sichtbarer Rührung hinriß, und meinten, daß er seine Kanzelvorträge mehr mit dem Verstande als mit den Herzen ausarbeiten, und sie mit ruhigerer Besonnenheit halten sollte. Der heiße Jüngling ward mit sich selbst uneins. Er wollte den erfahrenern Männern so gern Glauben beimessen, allein er fühlte sich doch von ihren tiefdurchdachten Reden nur selten erwärmt und zur Andacht und Rührung hingezogen.

Um für sein Herz Nahrung zu finden, suchte er nun die Bekanntschaft der benachbarten Dorfgeistlichen, und so geschah es denn, daß ihn

einer derselben auf den Charfreitag einladete, wo ein Kandidat, Namens Sarret, bei ihm predigen würde, von dem er viel Gutes zu sagen wußte. Der Charfreitag war für Reimold von früher Jugend an immer ein Tag heiliger Erhebung gewesen; mit offnem bewegtem Herzen saß er in der Kirche, als Louis die Kanzel bestieg, und wie ward ihm, als des Jünglings edler bescheidner Anstand, die Schüchternheit, die das Feuer seines Vortrags mäßigte, und der innige Gehalt seiner Worte, seine Seele mächtig ergriffen! So hatte es ihm sein eignes volles Gemüth oft selbst eingegeben, und so hörte er nun das verwandte Herz zu sich sprechen.

Als der Gottesdienst geendigt war, eilte Reimold in die Sacristei, und warf sich stillweinend dem jungen Sarret an die Brust. Dieser begriff ihn erst nicht, allein mit dem Gemüth, was selbst voll ernster Rührung war, öffnete er dem bewegten Jüngling gern seine Arme. Als ihn Reimold endlich verständigt hatte, flog ihm Louis Herz freudig entgegen, und so schlossen denn die beiden Jünglinge im Hause Gottes den heiligsten Bund fürs ganze Leben. Beide waren von jetzt an fast unzertrennlich und da Louis dem Freunde oft ein Bild des stillen Glücks entwarf, das in dem Pfarrhause wohnte, wo ihm seine Jugend aufgegangen war, so beschloß Reimold, als der alte Sarret den gereiften Sohn nach vierjähriger Abwesenheit zurück berief, ihn dorthin zu begleiten, um auch der übrigen Familie seines Freundes vertraut zu werden.

Wie der Kranich nach der Heimath, so zogen die beiden Jünglinge durch die blühenden Schweizer Thäler, bis der alte Kirchthurm des ersehnten Dorfes sie begrüßte; und als sie unter dem Abendläuten in das Dorf einwanderten, und man ihnen überall die Hand zum Willkommen entgegen reichte, und als endlich das Pfarrhaus sich aufthat, und die zur Jungfrau aufgeblühte Schwester dem überraschten Bruder in die Arme flog und ihn jubelnd mit sich fort zog an die Brust der ehrwürdigen tiefgerührten Eltern, da ward Reimolds Seele so bewegt, daß er vor Wonne mit weinte, und sich den Eltern auch in die Arme warf und ihnen zurief: „Laßt mich doch auch euer Sohn seyn!“

Und er ward es! — Mariens unbeschreibliche in himmlische Unschuld gekleidete Anmuth rührte gar bald sein Herz, und wie hätte der bescheidne, männlich schöne, von ihren Eltern so geachtete, von ihrem Bruder so geliebte Jüngling ihr gleichgültig bleiben können? Der frohe Bruder ahnete bald die aufkeimende Neigung beider und pflegte sie als eine Lieblingsblüthe, und als in einer Morgenstunde, bei dem unnennbaren Anblick des Erwachens der ewig schönen Natur, auch ihre Herzen aufgingen, legte er beider Hände in einander. Die erfreuten Eltern willigten ein, und

nach den ersten glücklichen Tagen eilte Reimold nach Lausanne zurück, um dort auch den Segen seiner Eltern für sich und seine Maria zu empfangen. Er hatte nun bereits von dort aus geschrieben, und einen Brief seines Vaters beigelegt, worin dieser versicherte, daß er nichts gegen die Wahl seines Sohnes einzuwenden habe, und ihm vielmehr hierin völlige Freiheit zustehe.

So stand denn das Familienverhältniß, als der kranke Wanderer in der Pfarrwohnung aufgenommen wurde.

Der Arzt erschien, und fand den Zustand des Kranken sehr bedenklich. Dieser war zwar nun erwacht, schien aber wenig um sich her zu wissen, und lag still vor sich hin. Nur in den Stunden, wo die Fieberhitze seine Nerven anspannte, sprach er viel und lebhaft, und seine Phantasie schweifte in dem Gebiet seiner Kunst umher. Da beschäftigte ihn denn unaufhörlich ein Gemälde der Mutter Gottes, welches er auf der Staffelei zu sehen und daran eifrig zu arbeiten glaubte. Seine Augen waren dann starr auf eine Stelle geheftet und seine matte Hand bewegte sich, als führe sie den Pinsel. Doch fuhr er oft wie im Wahnsinn von dieser stillen eingebildeten Arbeit, als sey sie ihm nicht gelungen, wieder auf, faltete verzweiflungsvoll die Hände, und betete inbrünstig zu der heiligen Maria, daß sie nur einmal ihm erscheinen möchte, damit sein sterbliches Auge ihre himmlische Anmuth fassen und sie mit dem Ideale seiner Seele verschmelzen könnte. In den Augenblicken, wo diese Phantasien nachließen, war er gegen alles empfindungslos, bemerkte nichts was um ihn verging, und nahm die zarte Pflege der Familie Sarret gleichgültig an. So vergingen die Tage bewußtlos, die Nächte fast schlaflos.

Eines Abends, als die Mutter und Marie mit ihrer Arbeit ruhig im Krankenzimmer saßen, stellte sich das Fieber mit ungewöhnlicher Stärke wieder ein und die Phantasien erwachten. Die Mutter, die nur immer ab und zu ging, indeß Marie und Louis eigentlich die Pflege des Kranken theilten, hatte den leidenden Jüngling noch nicht in diesem Paroxismus gesehen, und begriff ihn deßhalb nicht, und als er im Bette unruhig wurde, die Vorhänge aufriß, die gefalteten Hände emporhob und mit rührender Stimme ausrief: „O Maria! Maria! hörst du nicht mein Rufen und Flehen?“ so glaubte die Mutter, er verlange nach ihrer Tochter, und mit der einen Hand die Lampe ergreifend und mit der andern die Tochter zum Krankenbette hinführend, sagte sie: „hier ist Maria!“ Sie schlug bei diesen Worten den Schirm der Lampe auf, und als das Licht davon mit einemmale auf Mariens liebliches Antlitz fiel, und sie dem Kranken, wehmüthig lächelnd, die Hand reichte, so glaubte er wirklich

die Himmliſche vor ſich zu ſehen, ſtarrte ſie lange wie in Verzückung an, drückte ſeine heißen Lippen auf ihre Hand, und, als ſey er verblendet von einem überirdiſchen Glanze, ſchlug er dann beide Hände vor die Augen; doch als ſie ſich zu ihm ſetzte und ihm liebevoll zuſprach, und er ſie bebend fragte: ob ſie denn länger bei ihm verweilen wolle — und ſie in ihrer Unſchuld ihm verſicherte, daß ſie ihn nicht verlaſſen würde, ſo fing er ſtill an zu weinen. Er hob dann wieder ſeine Augen auf und heftete ſie feſt auf Marien, als wolle er ihr Bild tief in ſeine Seele einſaugen, und als ſie ſanft und voll Mitleid ihre Hand auf ſeine heiße Stirn legte, ſo war es, als habe ihn wirklich eine Heilige berührt, denn das Fieber ließ nach, und ſeit langer Zeit zum erſtenmale ſchloß ein ſüßer Schlummer ſeine Augen.

Und von dieſem Augenblicke an ſchien das Leben über den Tod geſiegt zu haben. Die Phantaſie goß das Oel geſtillter Sehnſucht lindernd in die heißen Adern, und voll der lieblichen himmliſch geträumten, aber doch nur irdiſchen Erſcheinung, hob ſich das Herz in ruhigern Schlägen. Der Arzt fand den Kranken am andern Tage ſehr leidlich; das Bewußtſeyn kehrte allmählig bei ihm zurück, und er erkannte nun die zarte Pflege, die ihm das Leben erhalten hatte.

In kurzer Zeit erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr, und je größer die Freude über ſeine rückkehrende Geſundheit bei ſeinen Wohlthätern wurde, um deſto mehr wuchs ihre liebevolle Aufmerkſamkeit für ihn. Alle wechſelten ab, ihn durch mancherlei Unterhaltungen zu zerſtreuen, und wenn ihm der Vater oder Louis vorgeleſen hatten, ſo plauderten dann die Mutter oder Marie mit ihm. Vor allen aber ſchien er ſich nach Mariens Unterhaltung zu ſehnen, er konnte ſeine Augen an ihrer Lieblichkeit nicht genug weiden, und es war ihm, als ſpreche ein Engel zu ihm, wenn er ſie reden hörte. Er ſchloß ihr ſein ganzes Herz auf und vertraute ihr die kurze Geſchichte ſeines Lebens.

Er war der Sohn eines Bürgers und Rathsherrn zu Köln, und hatte ſeinem Vater nachfolgen und die Rechte ſtudiren ſollen. Da aber durch die ſchöne Gemäldeſammlung deſſelben der Sinn für die Kunſt früh in dem Knaben erweckt worden war, und ſein Talent ſich zeitig genug offenbart hatte, ſo hatte ihn der Vater ungeſtört ſeinen eignen Weg gehen laſſen, und ihm alle mögliche Gelegenheit verſchafft, einſt etwas Großes in der Kunſt zu leiſten. Mehrere tüchtige deutſche Meiſter waren ſeine Lehrer geworden, und in ſeinem achtzehnten Jahre war Johannes, reichlich ausgeſtattet, endlich nach Italien gezogen. Nach einem ſechsjährigen Aufenthalt in dem ſchönen Lande, wo die Kunſt einſt unter einem mächtigern

Geſchlechte gelebt, und ihm ſelbſt gelehrt hatte, ihr ihre herrlichen Denkmale für die ſchwächere Nachwelt zu errichten, kehrte er nun in ſeine Heimath zurück, hatte aber die Reiſe durch die Schweiz zu Fuß machen wollen. O wie viel Intereſſantes wußte er nicht Marien zu erzählen! Sie hörte ihm ſtaunend zu, freute ſich wie ein Kind ſeiner glücklich verlebten Stunden, weinte über das Ungemach, das ihn getroffen, und verlebte ſo mit ihm ſeine Vergangenheit. Aber was ſollte ſie ihm aus ihrem einfachen Leben dafür erzählen? Die Roſe entfaltet leiſe ihre Schönheit an dem ſtillen Orte, wohin die Natur ſie pflanzte; ſie kennt die Welt nicht um ſich her, und die ganze Fabel ihres Lebens iſt nichts, als das Aufblühen am Frühlingsmorgen. Aber eben deßhalb iſt ſie ſo lieblich! In des Jünglings Seele ſchlug auch bald ein niegeahnetes Gefühl tiefe Wurzeln, und die Blüthen einer unnennbaren heiligen Liebe zu Marien entfalteten ſich leiſe.

Johannes verließ ſchon wieder zuweilen ſeine Krankenſtube und geſellte ſich zu der Familie im Wohnzimmer. So ſaßen ſie denn auch eines Abends beiſammen und warteten auf Louis Rückkehr, der in das nahe Städtchen gegangen war, und Johannes erzählte ihnen von ſeinen Reiſen. Da trat Louis freudig herein und rief der Schweſter zu: „Was gibſt du mir für das, Marie, was ich habe?“ — „Gewiß einen Brief vom Bräutigam,“ ſagte lächelnd die Mutter. — „Iſt's wahr?“ fragte Marie erröthend, „iſt's ein Brief von Reimold?“ und haſtig empfing ſie ihn, und ſprang damit hinaus auf ihr Kämmerchen. — „Von wem war der Brief?“ fragte Johannes bebend, gegen welchen man dieß Verhältniß noch nicht erwähnt hatte. „Von meiner Tochter Bräutigam,“ ſagte die Mutter, „von dem Sohne des reichen Kaufmanns Reimold aus Lauſanne!“ und nun mußte er ſich weitläufig die Geſchichte ihrer Bekanntſchaft erzählen laſſen. Johannes hörte zerſtreut zu und blieb in ſich gekehrt. Er nahm dann ſchweigend ſein Licht und ging auf ſein Stübchen. Marie iſt Braut! wiederholte er ſich, und ihm war, als ſey es ihm auf einmal ſo öde in der Bruſt geworden. Wenn ein reines Herz zum erſtenmale ein anderes Weſen mit heißer Liebe umfaßt, ſo ziehen ſüße Ahnungen und Hoffnungen an ihm vorüber, und grüßen es wie die Wahrſagerinnen einer herrlichen Zukunft. Wenn es ihm aber plötzlich klar wird, daß ſein Gefühl unverſtanden antönte und die Liebe in der fremden Bruſt, auf deren Erwachen er leiſe erſt hoffte, ſchon längſt für eine dritte Seele lebt, ſo ſteht es ſo arm mit ſeinem Reichthum und ſo verlaſſen da, wie der einſame Mond, der liebend über die Erde aufgeht, die ſchon längſt von den Armen des Schlafes umfangen iſt.

Reimold hatte ein kurzes liebevolles Briefchen an ſeine Braut geſchrieben und ihr darin ſeine baldige Ankunft verheißen. Längere Briefe lagen an den Vater und Louis bei, nebſt einigen theologiſchen Aufſätzen. Die Männer waren über den Fleiß und das Talent ihres jungen Freundes entzückt, Maria hocherfreut über die ihr gegebene Hoffnung des baldigen Wiederſehens, und die Mutter mit dem Gedanken an die Ausſtattung der Tochter beſchäftigt.

Johannes aber blieb heut einſam auf ſeinem Stübchen und fühlte ſich zum erſtenmale fremd in dem gaſtfreundlichſten Hauſe. Er hätte gern ſeinen Wanderſtab wieder ergriffen und wäre ſeine Straße weiter fort gezogen, allein ſeine Kräfte waren noch zu erſchöpft, und die Familie Sarret, die ihn ſehr lieb gewonnen hatte, und ihn noch nicht ſo bald von ſich laſſen wollte, wies jeden Vorſatz dieſer Art mit liebevollen Bitten zurück. Und was ſollte er nun ſagen, wenn Maria mit naſſen Augen ihn anſah, und kindlich ſeine Hand ergriff, und meinte: ſie werde ihn doch ſo lange hier feſt halten, bis ſie ſelbſt fortziehen müſſe! — Johannes blieb denn freilich wohl gern und ſchloß ſich immer enger an die Familie, aber ſo unbefangen gegen Marien als ſonſt war er nicht mehr, und je ſchweſterlicher ſie ſich zu ihm hinneigte, eine deſto größere ungenannte Wehmuth überfiel ihn.

Der Frühling war nun über die Gletſcher in ſeiner vollen Pracht in die Schweizer Thäler hinabgeſtiegen. Johannes genoß zum erſtenmale wieder die friſche Luft, und Marie, die ihn voll Freude über ſeine Geneſung begleitete, führte ihn auf ſein Verlangen in die Kirche, die ein feſtes dunkles Gebäude war und noch aus alter katholiſcher Zeit herſtammte. Er kniete ſtill andächtig vor dem Altare nieder, auf welchem vor grauen Jahren einſt Meſſe geleſen wurde, und dankte dem Himmel für ſeine Geneſung. Ihm war, als kniete er auf geweihtem Boden, und ſein Herz erhob ſich über alles Irdiſche. Marie war neben dem Jüngling niedergeſunken, hatte auch ihre Hände gefaltet und betete innig für ihn. Nach einer langen Pauſe erhoben ſich beide, Johannes Augen waren voll Thränen, auch Marie konnte die ihrigen nicht zurückhalten und legte ihr Köpfchen, um ſtill zu weinen, an ſeine Schulter.

Des Jünglings Herz zerfloß in Liebe und ſehr bewegt kamen beide zurück.

Von dieſer Zeit an beſuchte er die Kirche faſt täglich. Da feſſelte der leere koſtbare Rahmen im Altar, der wahrſcheinlich ſein Gemälde verloren haben möchte, als die katholiſche Kirche in eine reformirte verwandelt worden war, ſeine Aufmerkſamkeit, und er faßte den Vorſatz:

aus Dankbarkeit, und damit man ſeiner gedenken möge, den Altar mit einem neuen Gemälde zu zieren. Er eröffnete dem Vater Sarret ſeinen Entſchluß, und dieſer, der Urſache hatte, den Jüngling für einen vorzüglichen Künſtler zu halten, beſtärkte ihn mit Freuden darin. Die Erforderniſſe wurden bald herbeigeſchafft, und Johannes fing an von neuem wieder aufzuleben, als er die Leinwand vor ſich auf der Staffelei erblickte. Was er aber darauf auszuführen gedachte, das hielt er als ein Geheimniß, ließ die entworfene Skizze niemanden, und auch Marien nicht ſehen, und verwies alle deßhalb an ihn gerichteten Fragen auf die Vollendung des Gemäldes.

An einem ſchönen warmen Abend, wo die Familie vor der Thüre ſaß, um den Aufgang des Vollmondes abzuwarten, kam ein Wagen daher gerollt, hielt an dem Pfarrhauſe ſtill, und Reimold flog heraus und ſeiner Marie in die Arme. Der Jubel war allgemein, der Empfang höchſt innig. Johannes ward ihm als jetziges Mitglied der Familie vorgeſtellt und ſeiner Freundſchaft empfohlen. Das Bild glücklicher Liebe ergriff das Herz des armen jungen Künſtlers gewaltig. Er zog ſich bald auf ſein Stübchen zurück und ſah hier gedankenlos und mit ſtarren Augen nach der Arbeit auf der Staffelei hin, welche die Dämmerung verhüllte. Da ging der Vollmond über die Gebirge auf und warf ſeinen Schimmer auf das angefangene Gemälde, als wolle die Natur mit ihrem ſanften Auge das Geheimniß ſeiner Kunſt belauſchen, und als ihn die lieblichen vertrauten Züge eines feſt vollendeten Madonnenkopfes im Mondſchein anlächelten, da ging ihm das Herz in Wehmuth auf, und mit ausgebreiteten Armen rief er: „Nein, ich bin nicht verlaſſen! denn du, o herrliche Natur, und du, o himmliſche Kunſt, ihr ſeyd meine Vertrauten!“ Er ging mit gefaßterem Muthe in das Wohnzimmer zurück und hörte ſtill dem heitern Geſpräche der Familie zu. Bald aber wendete ſich Marie wieder allein zu ihm, denn die Männer waren auf gelehrte Gegenſtände gerathen, und Reimold vergaß gewöhnlich alles um ſich her, wenn er über dergleichen disputiren konnte. Und ſo wie an dieſem erſten Abend, ging es denn fernerhin auch gar oft. Reimolds heller vielumfaſſender Geiſt ſtrebte unabläſſig vorwärts nach Licht und Klarheit; das Leben ſchien ihm eine höhere Beſtimmung zu haben, als bloß dem ſüßen Gefühl des Herzens Raum zu geben. Er betrachtete die Liebe nur als Belohnung eines raſtloſen Strebens, nur als Erholung nach langer geiſtiger Anſtrengung. Johannes hingegen dachte und fühlte anders; er lebte nur in der höchſt reinſten Liebe, und das heilige Gefühl zu Marien, das ſeine ganze Seele erfüllte, ſchien ihm die Ideale zu verwirklichen, die an der

Hand der Kunst seinem geistigen Auge vorübergingen. Wenn denn nun Reimold sich oft von Marien zu den Männern hinwendete und sich mit ihnen in gelehrte Untersuchungen vertiefte, und Marien darüber vergaß, und sie ihm erst lange mit Bewunderung zuhörte, am Ende aber doch, weil sie ihn nicht fassen konnte, leise von ihm wegschlich und sich zu Johannes wendete, so fand sie bei diesem ein ihr völlig verwandtes, nur ihr ergebnes Herz, und statt des hellen großen Geistes, der ihr Auge blendete, ein sanftes tiefes heiliges Gefühl, das ihr unendlich wohl that.

Indeß arbeitete Johannes, seit Reimold anwesend war, viel fleißiger an seinem Gemälde, und suchte in dem einsam vertrauten Umgange mit der Kunst Erholung für sein krankes Herz. Es war Marien nicht entgangen, daß er stiller und verschlossner geworden war, aber weil ihr kindliches Gemüth nicht die wahre Ursache ahnete, so schloß sie sich immer enger an ihn, um durch liebevolle Aufmerksamkeit ihn wieder zu erheitern. Auch die Männer hatten den Jüngling alle so lieb gewonnen, und riefen ihn öfters von seiner Arbeit ab, um mit ihm die schöne Gegend zu durchwandern. Sie hielten sein niedergeschlagenes Wesen für die Folge der noch nicht ganz wiedergekehrten Gesundheit, und zeigten ihm eine so herzliche Theilnahme, daß Johannes muthig den Entschluß faßte, gegen sein eignes Herz zu kämpfen, und in dem Glücke seiner Wohlthäter Beruhigung für sich selbst zu finden. Ueberdieß mußte er es sich gestehen, je näher er Reimold kennen lernte, daß dieser ein Mann von herrlichem Gemüth und seltenen Geistesfähigkeiten war, und ob es ihm gleich unbegreiflich schien, wie ihn Mariens Liebe nicht einzig und allein erfüllen könne, und ob er sich oft wohl träumte, er würde sie ganz anders lieben, so wagte er doch auf keine Weise Mariens Wahl zu mißbilligen und ihren Glauben an eine glückliche Zukunft als Reimolds Gattin für nichtig zu halten.

Es waren nun schon mehrere Wochen seit der Ankunft des Bräutigams vergangen, und dieser äußerte immer dringender den Wunsch, daß Marie mit ihren Eltern ihn nach Lausanne begleiten mochte, um daselbst die nähere Bekanntschaft seiner Familie zu machen. Der alte Sarret willigte endlich ein. Louis sollte zurück bleiben und die Geschäfte des Vaters indessen versehen, und Vater, Mutter und Marie machten sich reisefertig. Auch Johannes mußte Reimolds Bitten nachgeben und sich zur Begleitung anschicken. Er that dieß auch um so lieber, da er sich keinen geringen Genuß von dieser Reise versprach. Die Mutter packte alles, was sie von Staat besaß, für sich und die Tochter zusammen, höchst besorgt, daß es immer noch nicht zureichen werde, und ob der Bräutigam sie gleich damit zu trösten suchte, daß sein Vater schon für den Schmuck

ſeiner Braut in Lauſanne geſorgt habe, ſo lag der mütterlichen Eitelkeit doch viel daran, daß die Tochter gleich aus dem elterlichen Hauſe hinlänglich geſchmückt in die Welt treten ſollte. Mit frohem Muthe ward denn die Reiſe begonnen, für deren höchſte Bequemlichkeit Reimold geſorgt hatte. Marie war noch nie aus ihrem Dörfchen gekommen, und fühlte ſich hoch entzückt, als die Natur ihre Reize vor ihr ausbreitete, und ſie die Gebirge nahe vor ſich ſtehen ſah, die ſonſt wie im blaßblauen Flor gekleidete Rieſen ihren heimiſchen Horizont begränzt hatten. Reimold der immer gern den Blick von der Erde emporrichtete, und dem die Wunder der Natur nur immer als ſichre Zeichen der Nähe alliebenden Weltgeiſtes groß erſchienen, ſuchte ihr frommes Gemüth oft zur Begeiſterung fortzureißen. Johannes führte ſie aber mit zartem Sinn wieder zu der ſchönen Erde zurück, belauſchte mit ihr die Natur in ihrer geheimen Werkſtatt, und gab ihrem gerührten Herzen ein unnennbar ſeliges Gefühl, wenn er die Blumen und die frohen Geſchöpfchen der Flur ihre und ſeine Geſchwiſter nannte.

Endlich lag die Stadt Lauſanne vor ihnen ausgebreitet. Reimold zeigte von fern ſchon das hohe Dach von ſeiner Eltern Hauſe. Die Mutter frohlockte, Marie wurde ängſtlich. Bald darauf fuhr man in die Stadt hinein und hielt vor einem prächtigen Gebäude; reichgekleidete Bedienten eilten ihnen entgegen, die von der Mutter für vornehme Herren gehalten, und mit tiefen Verbeugungen begrüßt wurden. Oben an der Treppe empfing ſie mit kalter Förmlichkeit der alte Reimold. Prächtige Zimmer wurden ihnen angewieſen, und nachdem man ihnen Zeit gelaſſen, ihre Reiſekleider abzulegen, wurden ſie in die Geſellſchaftszimmer geführt, wo Madame Reimold, die Stiefmutter des Bräutigams, ſie ſtolz empfing. Im ganzen Hauſe herrſchte recht eigentlich kaufmänniſche Pracht, und alles bezeugte den großen Reichthum des Beſitzers. Der alte Sarret, dem die Welt auf ſeinem Dörfchen wieder fremd geworden war, hielt ſich, um nicht aus ſeiner Faſſung zu kommen, immer den Spruch des weiſen Salomo vor Augen: alles iſt eitel! Seine Gattin hingegen konnte nicht aufhören, was ſie ſah, laut zu preiſen und zu bewundern und Marie war ſtumm, und erwiederte ſchüchtern die Liebkoſungen ihres Bräutigams. Nur Johannes war auch in dieſer Welt zu Hauſe. Er hatte es gleich in den erſten Augenblicken bemerkt, daß Madame Reimold aus Eitelkeit alles hervorgeſucht hatte, um mit ihrem Glanze die arme Predigerfamilie zu blenden, um deſto weniger wurden ihre Herrlichkeiten von ihm bemerkt, und er ging an ihnen ſo ruhig vorüber, als gehörten ſie für ihn ganz zu den Alltäglichkeiten des Lebens. Madame Reimold ſchloß auch bald daraus,

daß er von vornehmem und reichem Herkommen seyn müsse, und so wie im Anfange der junge Maler kaum von ihr bemerkt worden war, so zeichnete sie ihn bald vor allen andern aus. Der alte Reimold blieb größtentheils in seinen kaufmännischen Geschäften vergraben, kam nur selten von seinem Comptoir, und überließ die Gäste ganz seiner Frau. Diese hatte zu der Verbindung mit der armen Predigerstochter denn eigentlich sehr ungern ihre Einwilligung gegeben, weil sie den stillen Wunsch gehegt hatte, der Stiefsohn möchte ihre eigne Tochter, die sie aus erster Ehe in das Reimold'sche Haus mitgebracht, heirathen. Da es denn nun aber einmal anders seyn sollte, so wollte sie wenigstens der Familie Sarret recht fühlbar machen, welch ein großes nicht genug zu schätzendes Glück ihr durch die so reiche Verwandtschaft zu Theil würde. Ihrer Meinung nach blieb Marie gar weit hinter der vortheilhaften Schilderung zurück, die der Stiefsohn von seiner Braut entworfen hatte, und es war ihr eigentlich ein sehr ärgerliches Gefühl, daß sie dieß Landgänschen, wie sie zu sagen beliebte, das ihr Stiefsohn allen übrigen Mädchen vorgezogen hatte, ihre Schwiegertochter nennen sollte. Sie stellte, um Marien recht fühlen zu lassen, wie viel ihr an Bildung für die große Welt noch abgehe, überall ihr die eigne Tochter an die Seite. Es wurden Feste gegeben, dem Namen nach: um die Braut des Stiefsohns den verwandten und bekannten Häusern der Stadt vorzustellen; allein die Familie Sarret wurde dadurch in manche Verlegenheit gebracht, stand dann im Hintergrunde, und mußte sich manche Zurücksetzung gefallen lassen. Zwar suchte der junge Reimold, wo er konnte, sie in Schutz zu nehmen und zu vertreten, was aber vermochte er gegen die Mutter, die geflissentlich auf Demüthigungen ausging, und immer bitterer wurde, jemehr sie sah, wie manches unbestochene Gemüth Mariens Schönheit und natürliche Anmuth huldigte. Nur Johannes, der sich gleich Anfangs eine Gewalt über Madame Reimold angemaßt und ganz gegen seine gewohnte große Bescheidenheit, recht vorsätzlich ein so ernst vornehmes Betragen angenommen hatte, als müsse sie es sich zur Ehre schätzen, daß er ihr Haus betreten habe, vermochte den ungemessenen Stolz derselben im Zaume zu halten, und stand wie ein Schutzgeist Marien immer zur Seite. Aber auch der alte Reimold war mit dem Vater Sarret unzufrieden geworden. Er hatte zwar nichts gegen die Wahl seines Sohnes einzuwenden, denn da dieser einmal gegen seine Wünsche eine andere Laufbahn, als die kaufmännische erwählt hatte, so ließ er ihn ganz gewähren und konnte auch Marien seine Zuneigung eigentlich nicht versagen, allein er hatte ihr einen schönen Schmuck und einige kostbare Kleider geschenkt, und verlangte, daß sie bei

den Festen in seinem Hause damit erscheinen sollte. Vater Sarret hingegen wollte dieß nicht zugeben und meinte, diese Sachen würden wohl für die Gattin des jungen Reimolds künftighin passen, sie wären aber zu kostbar für die Braut desselben, die nur ein armes Landmädchen sey, und als solche auch nur überall müsse erscheinen wollen. Der alte Reimold ward darüber verdrießlich, weil seine Freigebigkeit der Welt nun nicht bemerkbar wurde, und zog sich finster zurück.

Bei dieser Aufnahme sehnte man sich denn freilich bald wieder nach der Abreise und zurück in das stille Pfarrhaus. Auch der junge Reimold, der fest geglaubt hatte, daß seine Eltern Marien lieb gewinnen müßten, und der die verschiedenen der Familie Sarret zugefügten Kränkungen nicht hatte vorher ahnen können, rieth selbst dazu. Er fühlte wohl mit Kummer, daß er viel wieder gut zu machen und manches bittre Gefühl wieder zu verlöschen haben würde und beschloß deßhalb, seine Braut nach ihrer Heimath zurück zu begleiten. — Madame Reimold gab sich zwar das Ansehen, als bedaure sie, daß man die Zeit so kurz abgemessen habe, betrieb die Anstalten zur Abreise aber selbst aufs eifrigste.

So reiste denn die Familie Sarret endlich wieder ab. Mit frohen Herzen hatte man die Reise begonnen, aber mit niedergeschlagenem Muthe zog man wieder heim. Alle waren stiller geworden, jeder suchte die eben gemachten Erfahrungen mit seinen frühern Erwartungen zu vereinigen und das etwa zurückbleibende bittere Gefühl sich gegenseitig schonend zu verbergen. Nur Johannes, dessen eigentliches Interesse nicht mit verflochten war, überschaute richtig das Ganze und fühlte wohl, daß Marie für diese Verhältnisse nicht passen würde. Er sah, wie das holde unaussprechlich geliebte Mädchen, das mit dem Reichthum ihrer Seele ihm das Leben mit Himmelsblumen durchflechten haben würde, dort wie ein armes Kind aus Barmherzigkeit aufgenommen werden sollte. Mit männlicher Kraft würde er die heiße Leidenschaft seiner Seele niedergekämpft haben, hätte er nur Mariens Glück durch eine andere Hand gegründet gewußt; allein der Stolz und der Glanz des Hauses Reimold hatte wie ein Blitz in die dunkle Pfarrwohnung geschlagen, die Armuth darin grell beleuchtet und den stillen Frieden darin verletzt. Das Herz wollte ihm zerspringen, wenn er den Gedanken faßte, wie ganz anders Marie in seiner Heimath würde eingezogen und von seinen alten ehrwürdigen Eltern auf den Händen getragen werden seyn; aber Mariens Schicksal war entschieden. Ihr Vater und ihre Mutter verschmerzten manches und weil sie den Bräutigam ihrer Tochter wahrhaft achteten und liebten, so beruhigten sie sich damit, daß in seinen Händen das Glück ihres Kindes sicher liege und er sein

Weib zu schätzen wissen werde. Das war denn auch des jungen Reinolds heiliger Vorsatz und ob er gleich nun wohl das Schwierige desselben fühlte, so hoffte er doch, daß ihm die Zukunft bald ein unabhängiges Leben bereiten werde und war entschlossen, seine Hochzeit bis dahin auszusetzen.

Marie gab sich von ihrem Gefühle keine deutliche Rechenschaft. Ihre große Bescheidenheit schob ihr die Schuld zu, daß es ihr nicht gelungen war, sich die Zufriedenheit ihrer künftigen Schwiegereltern zu erwerben, und alle Kränkungen, die sie erduldet hatte, glaubte sie selbst veranlaßt zu haben. Ob dieß hätte anders seyn können und ob sie in einem andern Verhältnisse glücklicher gewesen seyn würde, darüber wagte ihr demüthig treuer Sinn nicht nachzudenken. War doch ihr Verlobter sich gleich geblieben und hatte sie doch den Vorsatz, selbst immer besser zu werden. Zwar erschrack sie wohl oft über sich, wenn sie sich mit innigerem Vertrauen zu Johannes hingezogen fühlte und sich bewußt ward, daß sie ihm viel eher ihr Herz aufschließen konnte als ihrem künftigen Gatten, auf den sie schüchtern hinblickte, wenn er wie ein Prophet vor ihr stand und sie seine erhabenen Ansichten nicht fassen konnte und er über die Liebe zum Weltall die Liebe seiner Marie vergaß; aber sie gab dem Gefühle, das zu Johannes sie hinzog, den ernsten Namen Freundschaft, und weil sie vom Vater oft gehört hatte, es sey dieß eine viel köstlichere und unverwelklichere Blume, als die Liebe selbst, so hielt sie ihre Neigung zu ihm für völlig geheiligt.

Johannes aber fühlte wohl, daß seines Bleibens hier nun nicht länger seyn dürfe und daß es für seine und Mariens Ruhe unbedingt nothwendig sey, daß er seinen Wanderstab bald weiter fortsetze. Ach! es erschütterte ihn wohl gewaltig, wenn er an den Abschied gedachte; sein Herz war ja zum erstenmale vom Gefühl der Liebe ergriffen und in ihr hatte die heiße ungenannte Künstlersehnsucht Beruhigung gefunden, weil sie jede Ahnung zu verwirklichen schien. Seine Seele war sich still des Eindrucks bewußt geblieben, den Marie während seiner Krankheit in den Augenblicken des fieberhaften Wahnsinns damals auf ihn gemacht hatte, und in jenem Moment war ihr liebliches Bild mit dem ihm vorschwebenden Ideale so in einander verschmolzen, daß er beides nicht mehr zu trennen vermochte. Deßhalb war denn auch jenes Gemälde, welches er aus Dankbarkeit und zu seinem Andenken für den leeren Rahmen des Altars in der Kirche zurückzulassen gedachte und welches die Mutter Gottes vorstellte, wie sie das Christkindlein vor sich aufrecht stehend hält und dieß die kleinen Arme ausbreitet, als wolle es alle Welt damit umfassen,

ihm unbemerkt nur das treue Konterfei der Geliebten geworden, und in dem Antlitz der himmlischen Maria blühten nur die lieblichen Züge der irdischen. Der junge Künstler war mit seiner Arbeit zufrieden, denn das theure Bild, das längst seine Seele erfüllt hatte, sah er nun vor sich auf der Staffelei; aber ihm unbewußt hatte die Liebe der Begeisterung den Pinsel aus der Hand genommen, um das begonnene Werk, ihrer ernstern Schwester täuschend ähnlich, nur mit lebendigern Farben, zu vollenden. Er arbeitete jetzt fleißiger als je daran, obgleich er bei dem Gedanken bebte, daß mit dem letzten Pinselstriche seine Hand auch nach dem Wanderstabe greifen müsse; aber er fühlte wohl, es mußte so seyn und er war bereit, das schwere Opfer zu bringen. Niemand von der Familie Sarret hatte ihn bei seiner Arbeit besuchen dürfen; er bewahrte das Gemälde vor ihnen als ein Geheimniß; denn weil er es für gelungen hielt, so gedachte er alle damit zu überraschen, indem es zum erstenmale vom Altar selbst in seiner Vollendung ihnen entgegenstrahlen sollte. Nur ein junger Mensch mit Namen Harly, welchen Reimold als seinen Diener bei sich hatte, durfte bei seiner Arbeit gegenwärtig seyn und ihm manche Handreichung leisten. Er war zu ihm hingezogen worden, weil Harly ebenfalls katholischen Glaubens war und beide ihre stillen Andachtsübungen in der Kirche, die doch einst auf geweihtem Grunde erbaut worden, immer zusammen hielten. Johannes mochte denn auch wohl manche Stunde gern an der Orgel zubringen, die er gut zu spielen verstand und wo ihm denn Harly willig die Bälge dazu trat. Der junge Bursche war ein guter frommer Mensch und jemehr das Gemälde in seiner Vollendung hervortrat, mit desto stillerer Rührung betrachtete er es und sagte dem begeisterten Künstler oft, wie er sich sehne, vor dieser Mutter Gottes erst beten zu können. Endlich war das Bild vollendet. Johannes wollte aber, ehe er Pinsel und Palette bei Seite legte, erst wissen, welche Wirkung es im Rahmen des Altars selbst machen und ob nicht noch einiges daran zu thun seyn würde. Deßhalb mußte ihm Harly den Schlüssel zur Kirche holen, worauf denn beide das Gemälde heimlich hinübertrugen. Während sie es nun mühsam in den Rahmen des Altars einpaßten, war der alte Küster ihnen neugierig nachgeschlichen, den sie nicht eher gewahr wurden, als bis er betrachtend vor dem Altar stand. Johannes trat rasch auf ihn zu, aber der alte Mann ergriff seine Hand und sagte freundlich, auf das Bild hinzeigend: „Ei, da haben Sie ja ein rechtes Kunstwerk gemacht; das ist ja unser liebes Jungfer Mariechen wie sie leibt und lebt, die wird niemand verkennen." — „Welche Jungfer Marie?" fragte Johannes betroffen. „Je nun, Pfarrers Mariechen," antwortete der Küster, „sie ist ja zum

Sprechen getroffen und das ſchöne Kind, was ſie auf dem Schooße hält, iſt doch, als ob dieß halb ihr, halb Ihnen ſelbſt ähnlich wäre!"

Johannes ſtarrte erſchrocken nach dem Altar hin und da war es ihm, als habe ſich plötzlich das Bild verwandelt und ſtatt der heiligen Maria, die er mit Andacht vollendet zu haben glaubte, lächelten ihn nun wirklich die Züge der Geliebten entgegen. Er ſchlug beide Hände vor die Augen und ſank ſtillweinend auf die Stufen des Altars.

Der alte Küſter begriff nicht, was ihm widerfahren ſey und wollte ihm tiefreich zuſprechen, allein er winkte ihm ſich zu entfernen. Das Geheimniß ſeines Herzens ſah er nun laut ausgeſprochen und vor aller Welt, ja vor Marien ſelbſt, hatte er nun bekannt, daß das Bild ſeiner Liebe ſich vor ſeine begeiſterte Andacht geſtellt hatte. Wie ſein Pinſel dazu gekommen war, die Züge der Geliebten zu entwerfen, das wußte er ſelbſt nicht; aber er fühlte wohl, daß ſo wie mit ſeinen ſchlichten Worten der alte Küſter den Schleier von dem Gemälde hinweggezogen hatte, ihm auch das Ideal aus ſeiner Seele entſchwunden und nur Mariens Bild darin zurückgeblieben war. „Nein," rief er ſich erhebend, „nein, du ſollſt niemands Andacht hier ſtören! Der Himmel iſt mein Zeuge! mit welcher reinen Erhebung ich dich vollendet habe und er ſelbſt hat ja den Engel geſchaffen, der hier in ſeiner Glorie ſtrahlt!" —

Hardy hatte ſanft ſeine Hand ergriffen und ſagte in ſeiner Einfalt: „Ach, laſſen Sie doch das ſchöne Bild gleichen wem es will, es iſt ja doch die heilige Mutter Gottes und laßen ſie uns lieber zur Beruhigung davor beten!" Da ſchien in Johannes Geiſt ein heller Gedanke aufzugehen. „Ja," ſagte er, „wir wollen davor beten, nur jetzt nicht; wir wollen dieß Bild zu einer feierlichen Stunde einweihen und wenn es unſere Andacht wieder geheiligt hat, dann will ich es ſelbſt vernichten und ſo mein Herz dem Himmel zum Opfer bringen!" —

Sie verhingen hierauf das Bild mit einem Tuche, verſchloſſen die Kirche wieder, doch behielt Johannes den Schlüſſel. Ergriffen von der Nothwendigkeit eines ſchnellen Opfers, eilte er auf ſein Stübchen und packte eilfertig ſeine Habſeligkeiten zuſammen. Noch vor Anbruch des künftigen Tages wollte er ſcheiden und ging, als er ſeine Sachen geordnet hatte, noch einmal hinaus ins Freie, um mit ſich zu überlegen. Wo ſollte er nun hinwandern? — In ſeine Heimath mit dem wunden Herzen zurückkehren, das war ihm unmöglich; dort war keine Heilung für ihn; nur Sorgen und Kummer würde er ſeinen Eltern mitgebracht haben.

Da ſprach eine Stimme in ſeinem Innern: ziehe wieder nach Italien! unter jenem Himmel und bei jenen Umgebungen wird ſich dein Herz wieder

beruhigen! — „Ja!“ rief er begeistert; „ja! nach Italien, will ich wieder ziehen! mit dem warmen Herzen wieder in das warme schöne Land, dort wo überall heilige Ueberreste wie alte ernste Freunde mich tröstend anreden, werde ich meine Ruhe wieder finden!“

Vor ihm sank die Sonne eben hinter die Gebirge; hinter ihm legten sich die Schatten der Berge über das Dorf. „Ach! du freundliche Sonne,“ rief er mit ausgebreiteten Armen, „grüß' mir immer das schöne Land, wo ich wieder hinziehen werde, und ihr alten Schatten, die ihr allabendlich einen stillen Zug in das Thal hinunter haltet wo Marie wohnt, trage dem Engel Frieden und heitre Träume wieder hinab!“

Er ging beruhigter nach dem Dorfe zurück. Vor demselben traf er Hardy, der ihm nachgegangen war. Er hatte den Burschen sehr lieb gewonnen und entdeckte ihm offen den Plan seiner Reise, befahl ihm aber aufs strengste, keinem Menschen von dem Bilde und wo es geblieben zu sagen, sondern jede Nachfrage darüber mit Stillschweigen zu übergehen. Endlich bat er ihn noch, diese Nacht sich nicht zu Bette zu legen, sondern auf ihn zu warten, bis er ihn abrufen würde.

Als er dem Pfarrhause näher kam, sprang ihm Marie entgegen und machte ihm liebevolle Vorwürfe, daß er sich nun schon den ganzen Nachmittag vor ihr nicht habe sehen lassen. Johannes drückte ihr still freundlich die Hand und heftete lange seine in Thränen schwimmenden Blicke auf sie. Er wußte es ja wohl, sie würde ihm nicht wieder so entgegenhüpfen; er fühlte es wohl, sie würde ihn überall vermissen, und das volle liebende Herz zitterte bei dem Gedanken des nahen Abschieds; allein er war einmal männlich entschlossen, ihrer Ruhe sich Opfer zu bringen und die reine Quelle des Entschlusses stärkte ihn mit Kraft zu dessen Ausführung. Mit mühsam verhaltnen Thränen, aber dennoch still heiter, setzte er sich mit der Familie zur letzten Abendmahlzeit. Er konnte nicht essen, sondern lächelte nur alle immer freundlich an, hörte aber kaum was sie sprachen. Endlich sagte der alte Barrett: „Ich habe gehört, mein lieber Johannes, daß Sie das Altartuch haben schon in die Kirche haben tragen lassen, es wird wohl bald vollendet sein.“ — „Ja!“ antwortete Johannes schüchtern, „es ist vollendet.“ — „Nun,“ fuhr der Vater fort, „so entziehen Sie es nicht länger unsern Augen. Wir wollen es am nächsten Sonntag öffentlich einweihen und dem lieben Künstler für sein Geschenk danken.“ Johannes hing die Augen nieder, indem eine tiefe Röthe sein Gesicht überzog. Man stand vom Tische auf; der Vater betete laut und sprach den Segen über alle, wie er Abends zu ihnen gewohnt war. Johannes hatte darauf gehofft wie ein Kind auf den Segen des Vaters; er

vermochte nicht länger zu bleiben, wünschte allen gute Nacht, drückte allen, und auch Marien, zum letztenmale die Hand und eilte auf sein Zimmer. Hier ließ er seinen Thränen freien Lauf und wie das fromme Kind am Sarge der geliebten Mutter sich nicht fort weinen mag, so weinte sich der liebende schuldlose Jüngling nicht bruig aus am Sarge seiner schönsten Stunden.

Dann schrieb er noch kurze herzliche Abschiedsworte an alle. Bei dem alten Sarret entschuldigte er sich, daß er das Gemälde nicht zurückgelassen, damit, daß es ihm nicht gelungen und deshalb nicht passend für den heiligen Ort gewesen sey; dagegen bat er ihn, Pinsel und Palette, womit er das Bild gemalt und die er ihm zurückließ, in einem einsamen Winkel der Kirche zu seinem Andenken aufzuhängen. Dann schrieb er noch an seine Eltern nach Köln und meldete ihnen, daß er, durch Umstände bewogen, die Reise nach Italien noch einmal angetreten habe. Als er die Briefe gesiegelt, war es schon weit in der Nacht und der Seiger hatte eben elf Uhr geschlagen. Johannes zündete nun eine kleine Laterne an, schlich nach Hartys Dachkämmerchen, den er wachend antraf und bat diesen ihm zu folgen und ein paar Bündchen Reißholz mit zu nehmen. Hierauf ging er mit ihm dem Kirchhof zu und ließ das Reiß an einer verborgenen Stelle hinlegen, denn hier nun sollte das schöne Bild nach seiner Heiligung den Flammen übergeben werden. Hierauf öffnete er die Kirche und beide Jünglinge schritten schweigend durch die einsamen dunklen Gänge hin. Johannes zündete die Kerzen an und zog den Ueberhang vom Gemälde hinweg. Die Kerzen, welche nahe zu beiden Seiten des Altarbildes standen, übergossen es mit ihrem vollen Lichte, indeß durch die weiten Gewölbe der Kirche, die sie nicht zu erhellen vermochten, nur eine schwache Dämmerung zitterte; und so stand denn in den alten dunklen Hallen das Bild in seiner vollen Glorie da wie ein Engel, der im Lichtglanz hinab schwebt in das Thal der Dämmerung und des Todes. Johannes sah lange schweigend mit begeisterten Blicken auf das Gemälde hin und die vermuthen Züge, die ihn daraus anlächelten, schienen sich vor ihm wieder zu verklären und nicht mehr die Geliebte, sondern das hohe Ideal seiner Seele sah er in dieser feierlichen Stunde wieder vor sich stehen und da er gewahrte, daß Hartz betend auf die Stufen des Altars neben ihm niedergesunken war, rief er entzückt: „Ja, ich kann auch wieder vor dir beten! Mit reinem Herzen hab ich dich vollendet und mit reinem Herzen knie ich hier vor dir und heilige dich wieder, du Gebenedeite!“ Und mit gefalteten Händen sank er neben Hartz hin und in ungestörter Andacht lagen beide Jünglinge lange vor dem Altar betend auf ihren Knieen. Johannes erhob

ſich endlich wieder. „Sieh,“ ſagte er zu Harly, ihm die Hand reichend, „ſieh, das iſt die heilige Mutter Gottes! unſer Gebet hat ſie geweiht und ſo mag dieß Heiligenbild denn immer wieder in Luft und Rauch zerfließen! Aber laß uns den Gottesdienſt erſt hier vollenden, damit es Zeuge der ganzen feierlichen Handlung ſey und ſeine Einweihung vollkommen werde. Er zog ihn mit ſich fort auf das finſtere Orgelchor und indeß er ſich an die Orgel ſetzte und ſeine Finger bebend auf die Taſten legte, eilte Harly in die Kammer, um die Bälge zu treten. Da ſtrömten denn die vollen gewaltigen Orgeltöne durch die Grabesſtille der dunklen Kirche und die Akkorde, die Johannes erſt einzeln vollſtimmig anſchlug, ſammelten ſich bald zu einem alten ſchönen Choral. Nur die Thurmuhr war bei dieſem mitternächtlichen Gottesdienſte wach und als wolle ſie einſtimmen in die heilige Melodie, ſchlug ſie die zwölfte Stunde. Johannes vernahm es wohl und eiskalt überlief ihn der Gedanke: daß nun die Geiſterſtunde gekommen ſey! — Er hatte einmal erzählen hören, wie in irgend einer Kirche die Todten ſich jedesmal in der Mitternachtſtunde verſammelt hätten, um ihren ſtillen Gottesdienſt zu halten, und es wurde ihm als ſolle dieß nun eben auch geſchehen und als zögen in ihren halbvermoderten Sterbekleidern die Todten paarweiſe hinter ihm zur Kirchthüre herein und nähmen ihre Plätze auf den leeren Bänken und ſchlügen ihre ſtaubigen verblichenen Geſangbücher auf, um mit einzuſtimmen in ſeinen Choral und als ſey er der Küſter der Todten geworden. Die Furcht ſträubte ſein Haar empor, der Schauder lief ihm den Rücken kalt hinab; er wagte weder ſich umzuſehen was hinter ihm vorginge, noch mit dem Choral aufzuhören, den er ſchon mehreremale wiederholt hatte. Aber wie ward ihm vollends, als wirklich eine hohe reine Stimme zu ihm aus der Kirche hinaufſtönte und die Worte zu ſeinem Choral ſang? — Das Entſetzen zog ihn von ſeinem Sitze auf und der Wahnſinn der Furcht griff nach ihm, als er nach dem Altar hinblickte und eine weiße Geſtalt auf deſſen Stufen ſitzen ſah. Aber in dem Augenblick erhob ſich die Geſtalt und ſtreckte ihre Arme nach ihm aus und rief ſeinen Namen. Da erkannte er Marien. Sie hatte am Abend aus ſeiner ganz veränderten Stimmung geſchloſſen, daß er etwas Wichtiges vorhaben müſſe, hatte vor Unruhe nicht ſchlafen können und war in der Angſt ihres Herzens, als ſie aus ihrem Fenſter bemerkt wie er mit Harly nach der Kirche gegangen, auf ſein Zimmer geeilt, wo denn die geſiegelten Briefe und die zuſammengepackten Sachen deutlich genug zu ihr geſprochen hatten. Ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig war ſie ihm nachgeflogen in die Kirche. In höchſter Gemüthsbewegung eilte Johannes zu ihr hinab, ſank vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee. „Was beginnen

Sie, Johannes?" sagte Marie; aber er konnte ihr vor Weinen nicht antworten. „Ich ahne es wohl," sprach sie bebend, „nicht wahr, Sie wollen uns verlassen?" und da Johannes nur mit dem Kopfe dazu nickte und sich nicht aufrichten wollte, so sank auch sie weinend neben ihm nieder und schlang ihre Arme um ihn und legte ihre heiße Wange an die seinige und als sie ihn mit Engelsworten beschwor, sie nicht zu verlassen und als sie ihm in ihrer Unschuld sagte, wie lieb sie ihn hätte und daß sie ohne ihn nicht würde leben können, vergaß er alles um sich her in dem Gefühl unnennbarer Liebe, und preßte Marien an seine Brust nur erküßte seine glühenden Lippen auf die ihrigen. Aber seine von Liebe und Wonne verklärten Blicke, die sich zum Himmel emporrichten wollten, fielen auf das Altarbild und die Aehnlichkeit desselben mit Marien ergriff ihn aufs neue und ihm war, als halte er die Heilige, die dort so ernst freundlich auf ihn nieder schaute, hier mit sündlicher Liebe umfaßt; da riß er sich gewaltsam empor und rief: „Nein, Marie, auch du sollst mir heilig seyn! ich habe dir nur den Abschiedskuß gegeben und so lebe denn wohl, du Engel!" — Mit diesen Worten stürzte er zur Kirche hinaus und auf sein Stübchen, ergriff hier Hut und Stab, hing seine Wandertasche um, beschwor Harly, der ihm besorgt nachgekommen war, das Bild ohne Verzug den Flammen zu übergeben und eilte hinaus in die Nacht und auf die dunkle Straße.

Des andern Morgens waren alle Bewohner des Pfarrhauses in großer Unruhe. Harly hatte die von Johannes zurückgelassenen Briefe abgegeben und jeder bedauerte nun die schnelle Abreise des Freundes. Der Vater konnte gar nicht begreifen, was ihm Johannes vom Nichtgelingen des Gemäldes schrieb und drang ernstlich in Harly, ihm den Zusammenhang davon zu offenbaren. Dieser erzählte denn auch endlich alles getreu was er wußte, von der Aeußerung des Küsters an bis auf die nächtliche Einweihung des Bildes, und schloß mit der Versicherung, daß er auch wirklich sein Versprechen habe erfüllen und es vernichten wollen, daß ihn aber Marie daran gehindert, die Kerzen ausgelöscht und die Kirchthür vor ihm verschlossen habe und daß demnach das Bild noch in dem Rahmen des Altars befindlich sey. Der alte Sarret blieb lange in Gedanken versunken; dann ließ er Marien den Schlüssel zur Kirche abfordern und ging ganz allein in dieselbe. Als er nun lange sinnend vor dem herrlichen Gemälde gestanden und es mit tiefer Rührung betrachtet hatte, glaubte er klar zu sehen, was in des Jünglings Seele, der es vollendet und den er wie einen Sohn geliebt, vorgegangen war. Ein stiller Schmerz zuckte durch seine Brust. Er rief insgeheim den alten Küster herbei, ließ von ihm

das Bild wieder aus dem Rahmen nehmen, befahl ihm aufs strengste über die ganze Sache zu schweigen und stellte es auf seiner einsamen Studirstube auf.

Marie war krank. Der Abschied des Freundes hatte ihr Inneres zerrissen; sie vermochte nicht das Bette zu verlassen und weinte unaufhörlich. Nur der Vater ahnete was in ihrer Seele vorging; weil er aber auf die Kraft und Reinheit ihres Gemüths baute, so hoffte er, sie werde im Kampfe nicht erliegen und suchte die Mutter über ihren Zustand zu beruhigen.

Der junge Reimold hatte sich von seinem Diener denn auch erzählen lassen und das Geheimniß auch gar bald errathen. Er war zu fromm und edel, um Marien und Johannes auch nur in Gedanken Vorwürfe zu machen, wollte ersterer aber Zeit lassen, sich wieder zu fassen und beschloß deßhalb, ohne Verzug auf einige Zeit nach Lausanne zurückzukehren, nachdem er seinen Freund Louis gebeten hatte, ihm von seiner Schwester gewissenhafte Nachricht zu ertheilen.

Marie kämpfte treulich für ihre Pflicht, aber sie konnte die Liebe zu den verwandten, ihr so theuren Herzen, nicht besiegen. Von heißer Sehnsucht verzehrt, von leisen Vorwürfen gequält, fing sie früh an zu verblühen. Der Herbst verging, der Winter zog einsam vorüber; aber der Friede kehrte nicht wieder in die Pfarrwohnung ein. Der Frühling kam und weckte Mariens Blumen, aber die Blüthen der Jugend wollten nicht mehr auf den schneebleichen Wangen erwachen. Louis hatte indeß seinem Freunde getreue Nachricht von seiner Schwester gegeben und ihm unverhohlen ihren Gemüthszustand eröffnet.

Endlich erschien der junge Reimold unvermuthet wieder. Der gebeugte Vater führte ihm mit nassen Augen die bleiche Marie entgegen, die wie ein scheidender Engel ihn mild anlächelte und ihm die Hand reichte, und fragte ihn bebend: „Nun, mein lieber Sohn, wollen Sie diese Braut noch heimführen?“ — Reimold konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten; er legte Marien sanft an seine Brust und alle weinten lange. Dann rief er: „Ja, Vater, ich will diese Braut noch heimführen, aber den Bräutigam will ich ihr erst aus Italien holen!“ — Ueber Mariens Wangen zog zum erstenmale wieder das Morgenroth der Hoffnung hin, und da alle erwartungsvoll auf Reimold hinsahen, erklärte er deutlich und fest, daß er entschlossen sey, nach Italien zu wandern und Johannes überall aufzusuchen; daß er nicht eher ruhen und rasten wolle, bis es ihm gelungen sey, den Jüngling wieder zurückzuführen und Mariens Hand in die seinige zu legen und daß er es als den größten Beweis von Liebe anerkennen

würde, wenn man ihn ohne alle Einwendung seinen Vorsatz ausführen ließe. Die Begeisterung und Freude mit der Reimold sprach, zeigte wohl, daß er als Sieger vor ihnen stand! Alle Arme öffneten sich ihm, der bekümmerte Bruder, die trostlosen Eltern, die hoffnungslose Liebe, alles war geheilt und in dem frommen Opfer, das der seltene Jüngling brachte, sah jeder den Morgen eines schöneren Tages wieder aufflammen. Nun wurde viel über diese Reise berathschlagt. Louis erhielt von den Eltern die Erlaubniß, seinen Freund begleiten zu dürfen. Die Reise sollte größtentheils zu Fuße gemacht werden und da Reimold durch Harly erfahren hatte, daß Johannes gesonnen gewesen war, die Straße über den großen St. Bernhard einzuschlagen, so beschloß man ebenfalls, diesen Weg zu wählen und so viel wie möglich seiner Spur zu folgen. Weil aber in den ersten Tagen des Mai's jene Straße immer noch mit vielem Schnee bedeckt und sehr unwegsam ist, so wollte man erst den Juni abwarten und bis dahin sich recht eigentlich zur schönen Reise vorbereiten.

Die Hoffnung, die in Mariens Herzen wieder eingezogen war, stärkte wunderbar ihre Kräfte. Die Rosen auf ihren Wangen blühten wieder auf, ihre blauen Augen strahlten wieder Himmelsglanz, ihr matter Schritt war wieder leicht und flink geworden. Freude herrschte wieder in der Familie und wie auf einen rettenden Engel sah alles auf Reimold hin. Der Tag der Abreise war endlich fest bestimmt und nahe. Da trat eines Abends ein zarter schöner Jüngling herein und stellte sich lächelnd vor die Eltern hin. Es war Marie. Sie hatte sich Kleider von ihrem Bruder angepaßt und rief mit glänzenden Blicken: „Laßt mich mit nach Italien ziehen! ich habe doch hier keine Ruhe. Ohne mich werden sie ihn nicht finden, aber mein Auge wird ihn leicht überall erspähen!“ — Sie bat so dringend, sie versicherte, daß diese Reise allein nur ihr die völlige Gesundheit wieder zu geben vermöchte und Reimold und Louis, die bald auf ihre Seite traten, versprachen so heilig, die zarteste Sorge für sie zu zu tragen, daß endlich, trotz aller Besorgnisse, die alten Eltern einwilligen mußten.

So zogen denn wirklich die drei Wanderer, von Segenswünschen begleitet, an einem schönen Sommermorgen nach den Gebirgen hin.

Ach! es war wohl eine herrliche Reise die sie begannen! — ihre Herzen schlugen so freudig und erwartungsvoll, als zögen sie nach dem gelobten Lande und auf der dunklen Wand der Zukunft ließ die Hoffnung ihre goldnen Bilder vorüberwallen. Sie machten nur kleine Tagreisen und erreichten endlich den Fuß des großen St. Bernhard, wo sie in einem Dörfchen übernachteten. Am andern Morgen eilte Marie schon

frühe aus ihrem Kämmerchen und weckte die Genossen. „Auf!“ rief sie, „der Tag ist schon längst erwacht! auf! daß wir die alten Eisberge bald übersteigen, denn jenseits liegt das schöne Land, wo er wohnt!“ —

Nach einer sehr beschwerlichen Wanderung langten sie endlich ermüdet auf der Spitze des Berges bei dem Kloster an. Sie wurden sehr liebreich von den Chorherrn empfangen und in den großen Klostersaal geführt, wo man eben speisen wollte. Er war einfach schön, aber nicht prächtig verziert. Man ladete sie freundlich ein, Platz zu nehmen und setzte sich zu Tische.

Es war wohl ein seltener Anblick, die drei blühenden Gestalten in ihren leichten Wanderkleidern an einer Tafel mit den bleichen ernst-freundlichen Mönchen sitzen zu sehen, die wie halb verklärte Wesen, hoch über dem menschlichen Gewühle, Wache halten, um dem Tode seine Beute abzujagen. Die Hoffnung und Liebe, so schien es, sey hier zu Gaste bei dem Frieden und bei der Resignation. Marie saß neben dem alten ehrwürdigen Abte, der ein besonderes Wohlgefallen an dem lieblichen Jüngling zu finden schien und alle ihre vielen Fragen mit treuherziger Gutmüthigkeit und Geduld beantwortete. Von Johannes wußte er ihr nichts zu sagen, denn bei den vielen Reisenden, die diese Straße zogen, war es leicht möglich, den Einzelnen zu übersehen.

Dagegen erzählte er ihr viel von der Einrichtung des Klosters und vorzüglich von den merkwürdigen Klosterhunden, mit welchen die Mönche bei neblichter Witterung oder in rauherer Jahrszeit täglich auf die Landstraße ausgehen, um die verirrten oder im Schnee verunglückten Wanderer aufzusuchen. Er wußte viele sehr interessante Beispiele von der Klugheit dieser Thiere anzuführen und wie mancher Reisende nur allein ihnen die Erhaltung seines Lebens zu verdanken habe. „Ach!“ rief Marie entzückt, „hier oben ist alles reiner und geistiger wie dort unten auf der Erde; die Menschen stehen hier den Engeln näher und die Thiere erlangen hier fast menschlichen Verstand!“ — „Ja wohl,“ stimmte Reimold mit ein, „unser Auge, das kaum den Gipfel dieser höchsten menschlichen Wohnung erschauen kann, vermag noch viel weniger die großen unnennbaren Opfer zu fassen, die hier fortwährend gebracht werden!“ — Der Greis antwortete sanft lächelnd: „Sie sehen uns nur mit begeisterten Augen an, und halten, weil wir Ihnen so fern sind, die Erfüllung unserer Pflicht, für große Opfer. Allein Sie übersehen gewiß manches noch viel Größere dort unten auf der Erde, was keine Klosterregel verschreibt!“ — Mariens Wangen glühten bei diesen Worten und ihre Blicke hafteten fest auf Reimolt, dem ein paar Thränen still über die Wangen schlichen. „O!

Sie glauben nicht," fuhr der Alte fort, „wie leicht und süß es ist, für die Menschen zu sorgen, wenn man ihr thörichtes Thun und Treiben nicht mehr erblickt und nur ein freundliches Bild aus den ersten Morgenstunden des Lebens von ihnen im Herzen trägt!" — „Nein, nein!" rief Lewis, „wir gehen von dem Glauben an eine fast übermenschliche Entsagung, an eine großen unwandbaren Aufopferungen nicht ab, wer von der blühenden Erde in diese todten Schnee- und Eisfelder hinaufsteigt, nur der kann es lebhaft fühlen. „Wir wollen Ihnen auch die gute Meinung von uns nicht rauben," sagte freundlich der Greis, „sie ist ein süßer Lohn unseres Strebens, aber — glauben Sie immer, das Schicksal legt vielen von den neu wieder gefundenen Leben, die wir von hier oben auf die Erde zurücksenden, gewiß oft viel größere Opfer auf, als wir hier wie zu bringen im Stande sind, und mancher flucht unter der Last des Daseyns dann vielleicht dem Augenblick, wo es mühsam hier wieder angeknüpft wurde und so wird der Segen unsrer Arbeit vernichtet. Indeß ermüden wir doch nicht und tragen mitten in dem steten Wechsel irdischer Dinge den festen Glauben, daß unser Kloster bestehen wird und muß, so lange diese Felsen dauern."

Er brach das Gespräch hier ab und that, nachdem die Tafel aufgehoben war und er unsere Reisenden gastfrei geboten hatte, im Kloster auszuruhen, ihnen den Vorschlag, sich indeß die Merkwürdigkeiten desselben zeigen zu lassen. Sie nahmen diese Erlaubniß mit Vergnügen an, und fanden in den weiten Klostergebäuten die hohe überall herrschende Reinlichkeit am bewundernswürdigsten und als den größten Schmuck des Klosters. Sie gingen dann an den großen See hin, dem gewöhnlichen Spaziergange der Chorherrn, der dicht vor dem Kloster gelegen ist. Er thaut kaum in den heißesten Tagen des Jahres auf; keine Blume wächst an seinem Strande, kein grüner Strauch, nicht einmal ein Schilfhalm spiegelt sich in seinem Wasser; er scheint wie ein großer schöner Spiegel ohne Einfassung oder wie das große Kuppelglas auf dem Felsendache des Domes der Natur.

Endlich kam man auch an die merkwürdige Begräbnißkapelle. Da der felsige Boden rings umher nicht verstattet, ein Grab zu machen, so werden die Leichname der im Schnee todtgefundenen Reisenden nur in weiße Leichentücher gehüllt, in die Begräbnißkapelle neben einander hingesetzt, dergestalt, daß sie einen Kreis bilden und der Kopf des einen an der Brust des andern ruht. Die Wände der Kapelle sind durchbrochen und mit eisernen Gittern versehen, und die schneidend kalte durchziehende Luft macht, daß die Körper niemals verwesen, sondern nur langsam

eintrocknen und ihre Gesichtszüge so kenntlich bleiben, daß mehrere nach Jahren noch von ihren Freunden wieder erkannt worden sind. Die Kapelle wurde aufgeschlossen und man trat hinein. Der bereits mehrfach stille Kreis nicht mehr zu erweckender Schläfer erfüllte mit heiliger Wehmuth alle Gemüther. Der dunkle Vorhang von Ruhebetten des Todes scheint gleichsam hier weggezogen, und am Busen der Mutter erblickt man Brust an Brust die müden eingeschlafenen Kinder." — Reimold breitete unwillkührlich seine Arme nach ihnen aus und sagte leise:

„O, ihr stummgewordnen Wanderer! wer hat euch hier versammelt? — Seyd ihr aus allen Weltgegenden herbeigeeilt, um eure lange Nacht allhier zu feiern? — Wird der Strahl des ewigen Morgens euch früher einst auf der Zinne des Berges hier erwecken, als uns in den dunkeln Thälern?" Aber ein Schrei des Entsetzens riß ihn aus seinen stillen Betrachtungen, und als er sich umschaute, sah er Marien leblos in den Armen ihres Bruders. Ihr liebendes Auge hatte ihn erspäht; der letzte der ewigen Schläfer war Johannes. Hier also hatte das Schicksal im kurzen leichten Todeskampfe des Jünglings Herz gebrochen. Bis hierher also ging sein Weg und hier sollte er tief schlummernd sitzen und warten, bis die Geliebte ihm noch einmal vorübergehen und ihn wieder erkennen würde. Hier durch die stille ernste Wiedervereinigung, nahe der unsichtbaren Bahn auf der die Wolken ziehen, verwies sie das Schicksal also auf das Land, was jenseits der Wolken noch liegt.

Hinter dem Altar der Kirche, für die er sein schönstes Werk vollendet, schläft nun der Künstler! Die Freunde führten den Leichnam aus der kalten eisigen Schlafkammer hinab und legten ihn hier in das wärmere Grab und in die Arme der Verwesung.

Neben ihm ruht und vergeht die Geliebte. Und wie der Blumenstaub zweier Nachbarblüthen als geheime Saat zu einer künftigen Fruchternte sich leise mit einander mengt, so sinken ihre lieblichen Züge, ihre heißklopfenden Herzen bei der still geheimen Arbeit der Verwesung sanft in eine Asche zusammen.

Dieß sind die beiden Gräber in der alten Dorfkirche des Kantons Bern, über welche in einer Nische hinter dem Altar das Bild der Mutter Gottes als ein Denkmal aufgestellt ist, indeß der Altar selbst mit seinen leeren Rahmen verödet steht.

Constanze, Gräfin de Rossan.

Ein Aktenstück aus den Zeiten Ludwigs XIV.

Am glänzenden Hofe Ludwigs XIV. ging ein neuer Stern der Schönheit auf, als der Marquis de Castellane seine junge Gemahlin dem Könige vorstellte. Die Art, mit welcher der König, von ihren seltenen Reizen überrascht, sie auszeichnete, wirkte mächtig auf ganz Paris; alles drängte sich in ihre Nähe, und la belle Provençale war das Gespräch des Tages. Selbst die schwedische Königin Christine, welche, nachdem sie der Krone entsagt, sich jetzt in Paris aufhielt, bekannte öffentlich von ihr: „Sie habe in allen von ihr durchreisten Ländern ihresgleichen an Schönheit und Liebreiz nirgends angetroffen, und so sie der Himmel männlich gebildet, würde sie ihr einzig und allein Herz und Liebe schenken!“ Constanze war die einzige Tochter des reichen Grafen de Rossan, der sie, fern vom Gewühl der Welt, auf seinem reizenden Landgute Chateau-blanc mit aller Sorgfalt erzog. Da sie nun früh in wunderbarer Schönheit aufblühte, so wurde sie in der ganzen Gegend, nach dem Orte ihrer Geburt, nur das weiße Schloß genannt.

Ihr Vater besaß außer ihr keine Kinder und hatte, nachdem ihm die Gemahlin gestorben, den Sohn armer Anverwandten, mit Namen Eugen de la Montagne, an Kindesstatt angenommen. Denn da der Graf de Rossan der letzte seines Stammes war und ihm das Schicksal eigene Söhne versagte, so sollte Eugen, nebst einem Theil der herrlichen Güter, auch den Geschlechtsnamen des Grafen überkommen, und also mit Reichthum und einem hochgeehrten alten Namen auf zweifache Weise köstlich ausgestattet in die Welt treten.

Eugen war vier Jahr älter als Constanze und erfüllte alle Erwartungen seines Pflegevaters; er gedieh an körperlicher und geistiger Ausbildung und es war wohl ein erfreulicher Anblick, die beiden schönen Kinder zu sehen. Der Graf, der lange Zeit in der Armee gedient und viele bedeutende Feldzüge mitgemacht, sich aber, mit Wunden und Orden bedeckt, jetzt ganz auf seine Güter zurückgezogen hatte, lebte fast nur in diesen Kindern und verhehlte den Wunsch nicht, daß Eugen einst der Gemahl seiner Constanze werden möchte. Auch war in des Jünglings Seele die Liebe erwacht, und mit seltener Zartheit suchte er sich die Schwester in die Geliebte umzuschaffen. Doch Constanzens Herz blieb unbefangen und nur mit schwesterlicher Wehmuth nahm sie von dem achtzehnjährigen Eugen Abschied, als ihn der Vater zur Armee brachte.

Zwei Jahre nach seiner Entfernung starb der Graf de Rossan. Eugen, das Herz voll kindlicher Trauer, doch auch voll unnennbar süßer Sehnsucht, eilte zu Constanzen zurück. Sein ganzes Innere war nur von ihr erfüllt; er träumte schon die schönere Bestimmung seines Lebens, und sah nicht mehr die Schwester, sondern nur die Geliebte ihm entgegen kommen. Sie hatte während seiner Abwesenheit den liebenswürdigen Marquis de Castellane kennen gelernt, und insgeheim war längst der Bund der Liebe geschlossen. Wer beschreibt Eugens Gefühl, als ihm die Schwester nach der Beerdigung des Vaters ihre Liebe zu dem Marquis gestand, als der Glückliche selbst bald erschien, und er die Hände der Liebenden in einander legen mußte. Düster verließ er das Schloß und eilte zur Armee zurück. Er verlangte und erhielt dort seinen Abschied. Er ließ eine Akte aufsetzen, worin er alles, was ihm sein Pflegevater so reichlich zugedacht, dem unbegüterten Marquis unwiderruflich schenkte, und verschwand.

Das Trauerjahr war vorüber, der Marquis hatte seine Vermählung gefeiert und Besitz von den herrlichen Gütern genommen.

Ein nie geahntes Glück umfing das junge Paar. Allein ein Jahr nach dem andern verging und die Ehe blieb kinderlos.

Die Sehnsucht der jungen Frau nach einem Pfande der Liebe wuchs und goß eine stille Schwermuth in ihr sonst heiteres Gemüth. Der bekümmerte Gemahl unternahm deßhalb zu ihrer Zerstreuung mit ihr eine Reise nach der Hauptstadt und hier war es, wo Constanze, die jetzt in ihrem neunzehnten Jahre in voller Blüthe der Schönheit prangte, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog.

Die Gräfin von Montespan, damalige Maitresse Ludwigs XIV., die mit giftiger Eifersucht das Herz des Königs bewachte, hatte kaum Constanzen gesehen, als sie wohl fühlte, wie schlecht ihre halb verblichenen

Reize sich gegen diese in Morgenroth blühende Rose würden behaupten können. Zwar war der Ruf der Marquise so fleckenlos und ihr ganzes Betragen so bescheiden und zurückhaltend, daß sie wohl hätte außer Sorgen seyn dürfen; allein dem Könige, meinte sie, könne Niemand widerstehen, und es hänge nur von ihm ab, ob er das Herz der Marquise erobern wolle oder nicht. Deßhalb war mit dem ersten Blicke auf dieselbe auch der Entschluß geboren, sie, es koste auch was es wolle, vom Hofe alsbald zu entfernen.

Allein dieß war so leicht nicht, denn der König fand Wohlgefallen an dem schönen Paare, und suchte den Marquis durch mancherlei ehrenvolle Anträge am Hofe fest zu halten, und dieser, der sich in der Gunst des Monarchen glücklich fühlte und seine Gemahlin in diesen ihren neuen Umgebungen heiterer sah, gefiel sich gar wohl am Hofe des prachtliebenden Königs.

Die Gräfin von Montespan mußte daher einen feinen Plan ausinnen, und kannte ihre Leute wohl, denen sie die Ausführung anvertrauen konnte.

Zur Zeit, als der Marquis de Castellane Constanzens Vater oft besucht hatte, um die Liebe seiner schönen Tochter zu gewinnen, waren auch zwei Brüder de Ganges als Nebenbuhler des Marquis auf Chateau-blanc oft erschienen.

Der ältere von ihnen war Abbé und der jüngere Ritter; beide wegen ihrer verschwenderischen Lebensweise und zügellosen Sitten in der ganzen Gegend hinlänglich bekannt, und es war wohl zu verwundern, wie sie sich bei ihrer gleichmäßigen Absicht auf Constanzen so gut vertragen mochten. Denn indeß der Abbé, von unreiner Leidenschaft erfüllt, ihr den Hof machte, trat der Ritter mit einem förmlichen Heirathsantrage bei dem Vater hervor. Es war ihnen aber weniger um den ehrlichen Besitz des schönen unschuldigen Mädchens, als um den Genuß ihres großen Vermögens zu thun, und als treue Lastergefährten glaubten sie jedes Gut mit einander theilen zu müssen. Der Antrag des Ritters wurde vom Vater, wie die Zudringlichkeiten beider Brüder von der Tochter mit Verachtung zurückgewiesen; sie erschienen nicht wieder, gedachten jedoch in Zukunft noch einmal ihre Rache zu nehmen.

Während dieser Zeit hatten sie sich nach Paris gewendet, und hier war es dem Abbé gelungen, sich in die Gunst der Gräfin Montespan zu schleichen, die sich seiner als Werkzeug zur Ausführung ihrer geheimen Pläne bediente.

Diesem nun wurde aufgegeben: den Marquis de Castellane, es koste auch was es wolle, mit seiner schönen Gemahlin vom Hofe zu entfernen,

und da der Ritter als ein vormaliger Anbeter Constanzens bekannt war, so wurde er mit in's Geheimniß gezogen und ihm zu seiner Freude die Hauptrolle übertragen. Er mußte nun überall, wo Constanze ohne ihren Gemahl unter den Augen des Königs erschien, sich als ein alter Bekannter an sie drängen, und ein Betragen gegen sie annehmen, das auf einen früheren allzuvertrauten Umgang schließen ließ. So dachte man dem Könige die Marquise verächtig zu machen und die schüchterne Unschuld selbst vom Hofe zu verscheuchen. Auch gelang es bald, den König aufmerksam zu machen, und Constanzen in unnennbare Angst zu versetzen, so bald sie ihren Peiniger nur erblickte. Sie bemerkte an dem Ernste des Regenten und dem Lächeln der Gesellschaft, daß man ihre Verlegenheit für das Bewußtseyn geheimer Schuld aufnahm und drang mit Thränen in ihren Gemahl, daß er sie wieder nach Chateau-blanc zurückführen möchte. Allein der Marquis, der von alledem nichts ahnete und mit den Aufträgen des Königs viel beschäftigt war, hatte noch nicht Lust die Hauptstadt zu verlassen, und da er vergebens in die verschämte Gemahlin drang, ihm den Grund ihrer plötzlichen Abneigung gegen den hiesigen Aufenthalt zu gestehen, so hielt er es für eine vorübergehende Laune, und man blieb in Paris.

Eines Tages ging Constanze traurig in den Gärten der Tuilerien spazieren. Da begegnete ihr die Wittwe Scarron, nachmalige Marquise de Maintenon, die die Kinder der Montespan, als dermalige Erzieherin derselben, an ihrer Hand führte. Constanzens Sehnsucht nach eigenen Kindern erwachte wieder, ihre trübe Stimmung kam dazu, und so blieb sie ergriffen vor den schönen Kindern stehen, kniete dann vor ihnen nieder, und schloß sie weinend in ihre Arme. Die Scarron, die sie wohl kannte, und vielleicht von der geheimen Abneigung der Montespan unterrichtet war, ließ sie gewähren, nahm sie dann sanft bei der Hand und sprach mit ihrer unbeschreiblichen Anmuth: „Liebe junge Frau! ich wollte, Sie wären die Mutter dieser Kinder; da Sie es aber nicht sind, so vermeiden Sie die Nähe der Wirklichen. Eine Blume wie Sie, findet ihren Frieden und ihr schönes Gedeihen nur in dem einsamen Garten, in welchem sie aufblühte!“ Mit diesen Worten schloß sie die Bekümmerte in ihre Arme und schied eiligst mit den Kindern. Constanze kam sinnend nach Hause; es war in der Dämmerung und eben um die Stunde, in welcher ein Mönch vom Barfüßerorden in ihrer Wohnung sich täglich einzufinden pflegte, um schweigend und tief in seine Kutte verhüllt, eine Gabe von ihr zu erheischen. Als sie ihm diesmal eine volle Börse reichte, und dabei, die Hand vor die verweinten Augen haltend, ihm sagte: „Ehrwürdiger

Vater, gebt mir auch ein Almoſen, gebt nur den ſtillen Frieden eurer Bruſt, oder Troſt für die meinige!“ ſo entgegnete er nach einigem Zögern mit verhaltener Stimme: „Wie könnte ich euch geben, weſſen ich ſelbſt entbehre? Aber habt ihr nicht das treue Herz eures Gemahls? warum legt ihr nicht offen euren Kummer an dieſes?“ — Die Wahrheit dieſer Worte ergriff Conſtanzen; ſie ließ den Mönch ſtehen, und eilte ihren Gemahl aufzuſuchen. Mit glühenden Wangen geſtand ſie ihm die Urſache ihrer Abneigung gegen den hieſigen Aufenthalt. Der Marquis hörte ſie mit funkelnden Augen an; er hielt das bebende Weib lange ſchweigend in ſeinen Armen, dann verſprach er ihr raſch in wenig Tagen abzureiſen. Allein er wollte vorher erſt die frechen Beleidiger ſeiner Gemahlin züchtigen und ihr öffentlich Genugthuung verſchaffen. Er eilte die Brüder aufzuſuchen, und fand den Ritter an einem öffentlichen Orte. Hier erklärte er ihn vor aller Welt für den frechſten Böſewicht, und ging ihm dergeſtalt zu Leibe, daß dem Ritter, wenn er nicht gemißhandelt werden wollte, nichts übrig blieb, als ſich mit dem Degen zu vertheidigen. Dahin hatte es der Marquis haben wollen, obgleich es ganz gegen des Ritters Rechnung war. Letzterer führte bebend ſeinen Degen, indeß der Marquiſe wie ein Raſender focht, und dem Ritter auch bald genug den Degen durch den Leib rannte.

Conſtanze ſaß einſam auf ihrem Zimmer und harrte ängſtlich auf die Rückkehr des lange ausbleibenden Gemahls. Da trat leiſe der Barfüßermönch herein. „Ihr ſeyd gerächt, gnädige Frau,“ hob er an, „euer Gemahl hat den Ritter im Zweikampf erlegt; die Polizei wird ihn aber bald aufſuchen. Rettet euch und ihn und flieht. Vor eurem Hauſe ſteht ein Wagen mit Courierpferden bereit!“

Bald darauf kam auch der Marquis verſtört zurück. Conſtanze hatte bereits ihre beſten Sachen eiligſt zuſammengerafft, und ſo warfen ſie ſich in den Wagen und flohen nach Avignon zum Großvater der Marquiſe, dem alten Markgrafen Johann Herrn de Recheres. Dieſer, der wohl wußte in welcher Gunſt die Gebrüder de Ganges bei der allgewaltigen Frau von Montespan ſtanden, rieth dem Marquis, weil man den Ritter für todt glaubte, für jetzt nach Sicilien zu ſeinen Verwandten zu fliehen und ſeine Gemahlin indeß ſeiner Obhut anzuvertrauen, bis ſeine Sache ausgemacht ſeyn werde. Der Marquis folgte und ging eiligſt unter Segel. Allein die ungetreuen ſicilianiſchen Gewäſſer verſchlangen das ihnen anvertraute theure Gut, und ſo ward denn das ſchönſte Band zerriſſen und ein koſtbares Leben geopfert, damit die Frau von Montespan die Gunſt des Königs nicht verlieren möchte.

Die junge Wittwe zog sich nach Chateau-blanc zurück, und lebte abgeschieden von der Welt nur ihrem Kummer. Allein auch hier sollte sie nicht Ruhe finden. Der Ritter war keineswegs an seiner Wunde gestorben, sondern obgleich langsam, dennoch völlig wieder genesen. Auf beide Brüder hatte das junge schöne Weib, das sie schon als Mädchen begehrt hatten, einen neuen tiefen Eindruck gemacht; das Schicksal selbst hatte ihr den Beschützer geraubt, und auf dem einsamen Schlosse konnte es nicht schwer werden, jeden Anschlag gegen sie auszuführen. Mit neuerwachten Begierden und dem Gefühle ungesättigter Rache entwarfen die Brüder den Plan zur Entführung. Die Marquise pflegte täglich in der Stunde der Abenddämmerung in ihrem Parke sich zu ergehen und den stillen Ort zu besuchen, wo unter einsamen Schatten dem früh verlornen Gemahl ein Denkmal errichtet war. In dieser Stunde war es leicht, sich ihrer ohne Aufsehen und Widerstand zu bemächtigen. Am nächsten Vollmondsabend sollte die That ausgeführt werden. Ein Wagen mit einigen Bewaffneten sollte am Ausgange des Parks bereit halten, indeß die Brüder den Raub allein begehen und die Marquise bis zum Wagen schleppen wollten; sie sollte alsdann auf das alte feste Schloß nach dem Städtchen Ganges, welches den Brüdern zugehörte, in ihre Gewalt gebracht werden. Alles war auf's geheimnißvollste vorbereitet, niemand wurde in das Vertrauen gezogen; Constanzens Freundin war zufällig krank, und so trat sie denn heute wirklich ganz allein und ohne Ahnung in den dunklen Park, um die der Erinnerung geweihte Stunde zu feiern. Da sprangen die Brüder, durch Masken unkenntlich gemacht, plötzlich aus dem Gebüsch hervor. Sie faßten die erschrockene Marquise, verstopften ihr den Mund mit einem Tuche, banden ihr die Hände und eilten so mit der schönen Beute dem Wagen zu. Allein eine starke Faust schlug den Ritter plötzlich zu Boden, ein zweiter Schlag traf den Abbé und eine gespenstergleiche dunkle Gestalt stand vor der betäubten Constanze. Es war der Barfüßermönch. Er band die Marquise los und führte sie schweigend in's Schloß zurück. Hier kam alles in Aufruhr, man eilte bewaffnet nach dem Park um die Räuber aufzusuchen, allein sie hatten sich wieder erholt und davon gemacht, und niemand ahnte, wer sie gewesen. Auch der Mönch war nicht mehr zu finden.

So war auch dieser stille friedliche Aufenthalt für Constanzen nicht mehr sicher; so war auch bis hierher, wo die Erinnerung sie mit tausend Stimmen ansprach, das Laster und die Verfolgung gedrungen. Wie oft stieg aus dem Nebel der Kindheit das Bild Eugens vor ihr herauf; wie oft streckte sie sehnsuchtsvoll die Arme nach ihm aus, der ihr Beschützer

gewesen seyn würde. Aber er war längst verschollen. Sie faßte endlich den Entschluß, in ein Kloster zu gehen und hinter den festen Mauern desselben sich vor der Welt zu verbergen. Um ihren Großeltern nahe zu seyn, wählte sie ein Nonnenkloster zu Avignon. Hier hatte sie in strenger Zurückgezogenheit zwei Jahre gelebt, als ihr Großvater, der Markgraf Johann, starb und ihr ein Vermögen von 400,000 Pfund hinterließ. Die Regulirung dieser Erbschaft machte, daß sie wieder in die Welt treten mußte, und da sie und ihre Großmutter dabei eines männlichen Beistandes bedurften, so wendeten sie sich an den Gouverneur der Festung St. Andrée zu Avignon, den Markgrafen de Ganges Baron de Languedoc, der in dem allgemeinen Rufe eines vortrefflichen Mannes stand. Es war dieser Gouverneur aber der älteste Bruder der beiden oft erwähnten Wüstlinge, jedoch mit alledem ganz unbekannt, was sie gegen die Marquise unternommen hatten. Denn weit entfernt von dem Tummelplatz ihrer Schändlichkeit, hatte er sich in mehreren Feldzügen rühmlichst ausgezeichnet, und endlich seit einem Jahre den Posten als Gouverneur von der Gnade des Königs hier erhalten.

Der Eifer und die Redlichkeit, mit denen er Constanzen in ihren Geschäften beistand und die zarte Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, erwarb ihm ihr volles Vertrauen, und während der Gouverneur eine stille heiße Liebe zu ihr faßte, ward auch ihr Herz ihm zugethan. Ein Jahr nach dem Tode des Großvaters ward er um ihre Hand; ihr armes geängstetes Herz faßte mit der neuen Liebe wieder Muth für die Zukunft, und sie ward seine Gemahlin.

Die Vermählung wurde mit fürstlicher Pracht vollzogen, und als die Trauung in dem großen Dome öffentlich vor sich gehen sollte, drängte sich das Volk jubelnd herbei und wollte den Wagen des allgeliebten Paares bis zum Dome hinziehen. Das Innere des alten Heiligthums war festlich geschmückt und von einer unzähligen Menge geputzter Menschen angefüllt, so daß man hätte glauben sollen, es werde ein allgemeines großes Fest begangen. Constanzens frommes Herz war voll Rührung, und still betend hielt sie lange die großen feuchten Augen zu dem Lenker menschlicher Schicksale empergerichtet.

Als sie den Blick wieder senkte, fiel er zufällig auf eine dunkle Nische zunächst dem Hochaltar, worin eine lange Gestalt unbeweglich lehnte, und mit ein paar tiefen Augen aus einem bleichen Gesichte sie starr ansah. Als sie darüber fast zusammenschrak und unruhig zu werden anfing, trat der Barfüßermönch, den sie seit Chateau-blanc nicht wieder gesehen hatte, daraus langsam hervor, und in seiner Kutte tief verhüllt, dicht

bei Conſtanzen vorüberſchreitend, machte er, wie zum Segen, das Zeichen des Kreuzes über ſie und verſchwand unter dem Volke. Conſtanzens ſtille Erhebung war geſtört; denn da der Mönch ihr faſt überall in den unglücklichſten Momenten ihres Lebens nahe geweſen war, ſo hielt ſie ſeine Erſcheinung für eine böſe Vorbedeutung und wurde von einem unnennbar ängſtlichen Gefühle ergriffen.

Doch die Liebe des Gemahls verlöſchte bald wieder jede bange Ahnung, und der Himmel ſelbſt ſchien dieſe Ehe ſegnen zu wollen, denn ſie gebar ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter. Ihr Glück war unbeſchreiblich, und all der erlittene Jammer däuchte ihr wie der Traum einer Fiebernacht.

Mittlerweile hatten der Abbé und der Ritter ihr anſehnliches Vermögen völlig durchgebracht und geſunken in der Gunſt der Madame Montespan, ſuchten ſie ihren Bruder wieder auf, nach welchem ſie ſonſt gar nicht gefragt hatten, um jetzt von ihm zu leben.

Wie erſtaunten ſie, als ſie ihn mit der reizenden Beſitzerin von Chateau-blanc vermählt fanden! Voll von Rachſucht und der Begierde nach Golde, ſchlugen ſie mit teufliſcher Freude in die Hände, weil ſie das holde Weib mit ihrem unermeßlichen Reichthum jetzt ganz in ihrer Gewalt glaubten. Dem Bruder waren ſie willkommen, und Conſtanze ſchwieg aus Liebe zu ihrem Gemahl; beide wußten überdieß ſich ſo zu betragen, daß ſie das volle Vertrauen des Bruders gewannen, und ſelbſt ihrer Schwägerin den Glauben an ihre völlige Beſſerung beibrachten. So vergingen mehrere Jahre in der durchdachteſten Verſtellung. Der Gouverneur hatte ſich nach und nach an den luſtigen Umgang ſeiner Brüder gewöhnt, und dieſen war es endlich gelungen, ihn unvermerkt in ihre Ausſchweifungen zu verwickeln. Jetzt glaubten ſie den Samen der Eiferſucht ausſtreuen zu können, denn ſie wußten wohl, daß er in einem Herzen Wurzel faſſen würde, das ſeine eigene Reinheit verloren hatte.

Der Gouverneur, der ſonſt auf den Glauben an Conſtanzens Tugend geſtorben wäre, gab jetzt den Verleumdungen Gehör und faßte einen ungeheuren Verdacht gegen ſeine ſchuldloſe Gemahlin, und jemehr dieſe ſich vor ſeinem rauher werdenden Benehmen ſtill duldend zurückzog und einzig nur ihren Kindern lebte, deſto mehr fanden die Brüder Gehör. Hierzu kam noch, daß der Gouverneur, halb aus Verzweiflung, zu einer Buhlerin Neigung gefaßt hatte, die zur Leidenſchaft angewachſen war, und daß ihm ſeine Gemahlin jetzt überall dabei im Wege ſtand. Genug, von der Schuld der letztern überzeugt und von den Furien der Eiferſucht und des Bewußtſeyns gepeinigt, unternahm er plötzlich mit der neuen

Geliebten eine Reiſe, ohne von Conſtanzen Abſchied zu nehmen, und ſagte den Brüdern wie in halber Verſtandesverwirrung, ſie möchten auf irgend eine Weiſe das läſtige Band ſeiner Ehe bald zu trennen ſuchen. So weit wünſchten es die Brüder; allein ſie ginzen kälter dabei zu Werke, und wollten früher ſich des Vermögens ihrer Schwägerin erſt feſt verſichern, ehe ſie ſich an die Arbeit der Rache ſelbſt machten.

In Languedoc, 19 Meilen von Avignon, liegt das Städtchen Ganges, welches der Familie zugehörte. Der Gouverneur hatte es in den erſten Jahren ſeiner Ehe bisweilen mit ſeiner Gemahlin beſucht; allein dieſer war der Aufenthalt in dem alten einſamen düſtern Schloſſe, wie aus ferner Ahnung, immer höchſt ſchauderhaft geweſen. Hier glaubten die Brüder ihr Werk geheim genug vollenden zu können, und brachten der Schwägerin nach der Abreiſe ihres Gemahls den mündlichen Befehl von ihm: „ſich ſofort nach Ganges zu begeben und dort bis zu ſeiner Rückkehr zu verbleiben!“

Das unglückliche Weib ſchauderte zuſammen, allein ſie beſchloß dennoch zu folgen, und bereitete alles zu ihrer Abreiſe vor. Obgleich ihre Großmutter ſie mit Thränen beſchwor, in Avignon zu bleiben; obgleich der alte ehrwürdige Abt des Barfüßerkloſters ihr die Reiſe dringend widerrieth und ihr endlich ſogar zu verſtehen gab: er glaube nicht, daß ſie nach Avignon zurückkehren werde, ſo ließ ſie ſich dennoch nicht von ihrem Gehorſam abbringen, und hoffte durch ihr untadelhaftes Benehmen endlich die Liebe ihres Gemahls wieder zu gewinnen. Aber eine dunkle Ahnung faßte ſie ſelbſt, und dieſer zufolge legte ſie bei der Obrigkeit zu Avignon ihr förmliches Teſtament im Geheimen nieder, worin ſie ihrer Großmutter ihr ganzes Vermögen vermachte und ſelbſt ihre beiden Kinder, einen Knaben von fünf Jahren und ein noch viel kleineres Töchterlein zu deren alleiniger Diſpoſition ſtellte; zugleich proteſtirte ſie dabei förmlich, daß, ſo ſie außer Avignon ſtürbe und ſich dann ein zweites jüngeres Teſtament vorfände, ſolches unkräftig und null und nichtig ſeyn ſollte, und unterſchrieb zu größerer Beglaubigung ihr niedergelegtes Teſtament mit ihrem eignen Blute.

Am Abend vor ihrer Abreiſe erſchien der bekannte Barfüßermönch wieder, und reichte ſchweigend Conſtanzen einen blanken Dolch. Allein ſie ſchlug ihn ſanft mit den Worten aus: daß ſie dergleichen Waffen nicht zu führen verſtehe, trug dem Mönch aber dringend auf, Gott um Barmherzigkeit für ſie zu bitten, und daß er ſie ja nicht ohne den Genuß der heiligen Sakramente ſterben laſſen möchte. Dem Kloſter der Barfüßer ſendete ſie ein reichliches Geſchenk. Nachdem ſie nun ihr Haus alſo

beſtellt und ihre Kinder ihrer Großmutter anvertraut hatte, nahm ſie von allen ihren Freunden einen rührenden Abſchied und zog mit den Brüdern nach Ganges, wie das Lamm zur Schlachtbank.

Allein ihre trübe Stimmung erheiterte ſich bei ihrer Ankunft in etwas, weil ſie von ihrer Schwiegermutter, der alten Markgräfin de Ganges, die es wahrhaft gut mit ihr meinte, und ſich auf dem Schloſſe jetzt aufhielt, ſehr liebreich empfangen wurde. Auch die Brüder wußten ein ſo freundliches Betragen gegen ſie anzunehmen, und auf jede Weiſe mit ſolcher Aufmerkſamkeit für ihre Aufheiterung und Zerſtreuung zu ſorgen, daß Conſtanze ihnen wirklich Unrecht gethan zu haben glaubte, und auch ihrerſeits ſich ihnen näherte. Da aber der Gouverneur immer noch ausblieb, ſo ſchüttete ſie endlich ihr volles Herz gegen die alte Markgräfin aus und bat ſie auf ihren Knieen, das Mißverſtändniß in ihrer Ehe zu löſen und ihr die Liebe des Gemahls wieder zuzuwenden. Die alte Mutter vernahm mit Erſtaunen und Herzeleid den Zwieſpalt ihrer Kinder, der ihr bisher wohl verſchwiegen geblieben war, und zog die Brüder deßhalb in ein mütterliches Verhör. Dieſe erzählten ihr denn eine Menge erdichteter Veranlaſſungen, und ſchloſſen endlich mit der Verſicherung, daß es Conſtanzen leicht ſeyn werde, ihren Gemahl wieder zu gewinnen, wenn ſie ſich entſchließen wollte, jenes in Avignon niedergelegte Teſtament wieder zurückzunehmen. Der Gouverneur, logen ſie, ſey mit den reuigſten Geſinnungen ſchon vor einem Monat nach Avignon zurückgekehrt und habe ſeine Gemahlin allhier überraſchen und verſöhnen wollen. Allein die Kunde von dem geheim deponirten Teſtament, deſſen Inhalt er dennoch erfahren, ſey ihm ein neuer Beweis geweſen, daß ſich Conſtanzens Herz gänzlich von ihm gewendet, und trotz aller Mühe, die ſie ſich gegeben, ihn nach Ganges zu ziehen, ſey er dazu nicht zu bewegen geweſen. Die alte Markgräfin hatte Conſtanzen kaum hievon unterrichtet, als ihr ſanftes Herz mit Freuden dieſe Gelegenheit ergriff, den immer noch geliebten Gemahl ſich zu verſöhnen. Sie zögerte nicht, ein neues Teſtament aufſetzen zu laſſen, in welchem ſie das in Avignon niedergelegte förmlich widerrief, ihren Gemahl einzig zum Univerſalerben ihres ganzen Vermögens einſetzte, und auch den Brüdern bedeutende Legate anwies.

So waren dieſe ja nun endlich am Ziele, und ſahen das große Vermögen der Schwägerin in ihren Händen. Hierzu kam noch, daß Conſtanze ſich vor wenig Tagen eine ſehr bedeutende Summe von mehreren tauſend Karolinen hatte auszahlen laſſen, die ſie zur Gründung einer großen milden Stiftung beſtimmt hatte. Dieſe Summe hielten die Brüder, denen von allen Seiten durch ihre vielen Gläubiger hart zugeſetzt wurde,

ſchon ganz für ihr Eigenthum und für das einzige Rettungsmittel von dem angedrohten unvermeidlichen Wechſelarreſt. Der Augenblick ſchien ihnen alſo gekommen, der Rache und dem Eigennutz das Schlachtopfer zu bringen und ihren teufliſchen Plan zu vollenden. Sie beredeten nun ihre Mutter, um ſelbige zu entfernen, daß ſie alsbald nach Avignon reiſen, dem Gouverneur von dem neuen ihm günſtigen Teſtamente Kunde bringen und ihr ganzes mütterliches Anſehen anwenden möchte, um ihn in die Arme ſeiner Gemahlin zurückzuführen. Die alte Mutter glaubte ihnen, und reiste von den Segenswünſchen der Tochter begleitet, ab, und ſo blieb denn Conſtanze allein in den Händen ihrer beiden Henker.

Sie hatte ſich ſeit einigen Tagen nicht wohl befunden, und ſich vom Leibmedikus ihrer Schwäger einen Kräutertrank bereiten laſſen, wie ſie ihn zur Frühjahrskur gewöhnlich zu nehmen pflegte. Allein der Trank war dießmal ſo grau und dick, daß ſie einen unbeſiegbaren Ekel davor faßte, ihn bei Seite ſtellte und nur einige Pillen aus ihrer eignen kleinen Hausapotheke zu ſich nahm. Die Brüder aber, nicht anders meinend, als ſie habe den Trank getrunken, deſſen ſchnelle Kraft ſie wohl kannten, waren inmittelſt den ganzen Vormittag ſehr um ſie beſchäftigt, und ließen keine Stunde hingehen, daß ſie nicht nach ihrer Geſundheit und der Wirkung des Trankes ſich ſehr ängſtlich erkundigt hätten. Doch war ihr ganzes Weſen dabei ſcheu und geſpannt, ſo daß Conſtanze ſich vor ihnen zu fürchten begann und deßhalb Nachmittags zu ihrer Zerſtreuung einige Frauenzimmer aus der Stadt zu ſich bitten ließ. Die Geſellſchaft erheiterte ſie, und zum Erſtaunen der Brüder genoß ſie von der aufgetragenen Collation mit vielem Appetit. Kaum konnten die Böſewichter ihre Unruhe verbergen, da ſie keine Wirkung des Giftes ſahen, und ſuchten die Frauenzimmer bald wieder zu entfernen. Als dieſe nun endlich Abſchied genommen, begleitete der Abbé ſie bis unten in das Schloß, indeß der Ritter wie in tiefen Gedanken verſunken, und wie auf ſeinem Stuhl angefeſſelt, mit ſtieren Augen und krampfhaft geballten Fäuſten allein bei Conſtanzen blieb. Die gräßliche That war nun einmal im Vollbringen, und da keine Zeit verloren werden durfte, ſo hatte das Mißglücken derſelben die Brüder halb in Wahnſinn gebracht. Es währte auch nicht lange, ſo kam der Abbé mit verſtörtem Geſichte zurück. In der einen Hand hielt er ein geſpanntes Piſtol, in der andern einen Becher mit Gift, und nachdem er die Thüre verſchloſſen, eilte er auf die Unglückliche zu und verlangte mit donnernder Stimme, ſie ſolle die Todesart wählen! Conſtanze, die nicht wußte, wie ihr geſchah, ſank vor ihm auf die Kniee. Mit Engelsworten beſchwor ſie ihn, ihr junges Leben zu ſchonen, ſie mahnte ihn an ihren

Gemahl und an ihre Kinder, und wendete sich, da er nicht hören wollte an den Ritter, und umfaßte, auf seine Dankbarkeit rechnend, seine Kniee, denn sie hatte ihm oft aus großen Verlegenheiten geholfen, und ihm erst gestern noch zur Tilgung einer Schuld eine bedeutende Summe Geldes willig gegeben. Aber umsonst! auch dieser Tiger hatte seinen Degen gezogen, und drang ihr den vollen Gifttrecher auf. Als nun endlich die Schändlichen das holde himmlisch schöne Weib, mit den Alabasterhänden ihre dunklen Augen verhüllend, auf das Bett vor sich gesunken sahen, so that ihr der Abbé grinsend den Vorschlag: daß er ihr das Leben schenken wolle, wenn sie statt des gewissen Todes seine Liebe vorziehen möchte! Da richtete sich Constanze stolz empor, hob ihre Hände betend zum Himmel und mit einem Blick der tiefsten Verachtung trank sie den Gifttrecher. Die Henker hatten aber nicht sobald bemerkt, daß der Arsenik und der in Scheidewasser gratuirte Merkur, aus welchem der Höllentrank bereitet war, sich auf den Grund des Trechers gesetzt hatte, als der Abbé einen Löffel ergriff und sie zwang auch diesen Satz zu verschlucken. Sie behielt letzteren jedoch in dem Munde, warf sich, wie mit dem Tode ringend auf's Bette, hüllte ihren Kopf in die Kissen, allwo sie den Giftsatz unvermerkt wieder von sich gab, und bat um einen Beichtvater. Hierauf gingen die Buben davon, verschlossen die Thüre, und gaben den Schlüssel dem Vikarius, der durch Versprechungen auf ihre Seite gebracht war, mit dem Auftrag, die Beichte der Sterbenden anzuhören.

Sobald sich aber Constanze allein sah, sprang sie vom Bette auf, warf ein seidenes Oberkleid über, und öffnete ein Fenster, um durch einen gewagten Sprung sich zu retten. Als nun in diesem Augenblick die Thür aufgeschlossen wurde und der Vikarius hereintrat, so sprang sie wirklich hinaus, würde aber unfehlbar sich den Kopf auf dem Steinpflaster zerschmettert haben, wenn nicht der Vikar hinzugeeilt wäre, um sie beim Kleide festzuhalten. Das seidene Kleid riß nun zwar, so daß er nur einen Zipfel davon in der Hand behielt, allein der Fall wurde dadurch gewendet, dergestalt, daß Constanze unbeschädigt auf ihre Füße zu stehen kam, obgleich sie eine Höhe von 22 Fuß hinabgesprungen war. Der Geistliche warf, als er dieß gewahrte, einen schweren Krug voll Wasser ihr nach, der sie unfehlbar niedergeschmettert haben würde, wenn er nicht glücklicherweise bei ihr vorbeigefallen wäre.

Sobald nun Constanze sich unten erblickte, klopfte sie ihre langen Haarzöpfe in den Schmutz, und erregte dadurch ein heftiges Erbrechen, wodurch sie sich von dem Gift zu befreien gedachte. Sie lief in der Totenangst nach dem Marstall, und bat einen Stallknecht sie zu

verbergen. Allein der Vikarius hatte von ihrer Flucht die Brüder schon benachrichtigt, und diese Wüthenden sprangen mit den Mordgewehren eben in den Hof, als Constanze sich zitternd an den Knecht festklammerte. Der Abbé drückte sein Pistol auch ihr ab, allein das mitleidige Gewehr versagte; hierauf gab ihr der Ritter mit dem Degen fünf Stiche, indem er wie rasend schrie: „So hat mich dein Gemahl durchstechen!“ allein die fischbeinerne Schnürbrust hielt sie zum Theil auf. Endlich bei dem letzten gewaltsamen Stoß in die Schulter sprang der Degen, und die halbe Klinge blieb in der Wunde stecken. Der Knecht, der sich an den Brüdern seines Herrn nicht vergreifen wollte, hatte nach Hülfe geschrien. Eine Menge Weiber stürzten herbei, und da sie die Markgräfin in ihrem Blute schwimmen und in den Händen der Mörder erblickten, so faßten sie sich ein Herz, und ergriffen trotz aller Gegenwehr die Brüder bei den Haaren, schleiften sie zum Hofe hinaus und kehrten dann zu der Unglücklichen zurück. Diese ward bewußtlos auf ihr Zimmer gebracht, wo man kaum das Blut zu stillen vermochte. Sie kam endlich wieder zu sich, und befahl, da man die zerbrochene Klinge aus der Schulter zu ziehen nicht im Stande war, daß man ihr einen Fuß gegen den Rücken stemmen und also die Klinge mit Gewalt herausreißen möchte.

Mittlerweile war ganz Ganges in Aufruhr gekommen. Der Bürgermeister erschien an der Spitze einer bewaffneten Schaar, um die allgeliebte Markgräfin zu schützen und die Mörder zu fangen. Letztere waren jedoch, nachdem sie sich der Chatoulle der Markgräfin bemächtigt hatten, nach Auberas entflohen. Man sendete einen Eilboten mit der Schreckensnachricht an den Gemahl nach Avignon, und ließ aus Montpellier die geschicktesten Aerzte und Wundärzte holen. Allein ob letztere gleich die Wunden für nicht gefährlich erklärten, so hatte das Gift seine Wirkung dennoch nicht versagt, und als die Aerzte sahen, wie einige Tropfen, welche daneben und der Markgräfin auf den Busen gefallen waren, ihr die Lilienhaut schwarz gebeizt hatten, erkannten sie alsbald den Gehalt der höllischen Mischung, zuckten die Achseln und erklärten ihre Kunst für zu schwach.

Da nun Constanze hörte, daß sie rettungslos verloren sey, so bat sie die Umstehenden mit unendlicher Sanftmuth, sie allein zu lassen, und nachdem hierauf alle weggegangen waren, bis auf ihre getreue Kammerfrau Madam Brunelle, betete sie lange inbrünstig, vergab ihren Mördern, und empfahl Gott ihre Seele. Dann bat sie, ihr einen Geistlichen zu senden, der ihre Beichte anhören und ihr die letzte Oelung geben möchte. Die Kammerfrau zündete mehrere Kerzen an, denn die Nacht war schon

längſt angetrocken, und eilte einen Geiſtlichen herbeizuholen. Es war aber in ganz Ganges kein anderer vorhanden, als der Vikarius. Man forderte deſshalb dieſen auf, der Sterbenden Troſt zu bringen. Conſtanze lag wie ſchon halb verklärt; die ſchönen Wangen glühten noch einmal, das ſchwimmende Auge glänzte wie in Entzückung, und mit heißer Sehnſucht harrte ſie auf den geiſtlichen Zuſpruch, als ſich die Thüre öffnete, und Madam Brunelle mit dem Vikarius hereintrat. Da war es ihr, als ſtiege eine Geſtalt der Hölle vor ihr auf, und vertrete ihr den Lichtweg zur Ewigkeit. Schaudernd bedeckte ſie mit der einen Hand die Augen, indeß ſie mit der andern ihm ſich zu entfernen winkte; denn vor dieſem Sünder konnte ſie nicht beichten, von dieſem unwürdigſten Scheuſal keine Abſolution empfangen. Der Vikar ſchlich ſich fort, und da die Arme mit kindlicher Frömmigkeit auch an den äußern Gebräuchen ihrer Kirche hing, ſo jammerte ſie ſtill vor ſich hin, daß ſie ſo verlaſſen ſterben ſollte.

Der Tod trat immer näher hinzu, um die köſtliche Blume zu brechen, und die Uhr zeigte auf die nahe Mitternacht. Da öffnete ſich noch einmal leiſe die Thür, und als Conſtanze mühſam aufſchaute, trat der Barfüßermönch herein. Erſchüttert blieb er von ferne ſtehen, hob wie in Verzweiflung ſeine gefalteten Hände zum Himmel empor, und hielt ſie dann lange vor ſeinen Augen.

Als ihm aber Conſtanze wie einen Boten des Friedens freudig ihre kalte Hand entgegen ſtreckte, ſo empfing er ſie zitternd in der ſeinigen. Dann nahm er ſchweigend die heiligen Geräthſchaften des Nachtmahls unter ſeiner Kutte hervor, beugte ſich ſtill zu ihr hinab um ihre Beichte anzuhören, und mit bebender halb erſtickter Stimme ſprach er ſie frei von den Sünden der Erde. Hierauf gab er ihr die letzte Oelung und als er ſich aufrichtete, ihre Füße zu ſalben, ſo war es ihr, als würde ſie noch einmal aus dem Entſchlummern zur langen Nacht noch ein paar heiße Küſſe geweckt, die auf ihren Füßen brannten. „Ehrwürdiger Vater! was meinet ihr?“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme. Der Mönch, der an ihrem Bette niedergekniet war, richtete ſich empor, das verhüllende Gewand war zurückgefallen, und die Kerzen beleuchteten eine ſchöne hohe Geſtalt. Sehnend und überwältigt ſtreckte er ſeine Arme aus und rief mit unnennbarer Wehmuth: „Gute Nacht, Conſtanze!“ Aber vor Conſtanzens Sinne hatte der nahe Tod ſchon ſeinen Flor gezogen; ſie vernahm nicht die bekannten Töne einer vertrauten Stimme, aber im Aufſchwingen von der Erde unterſchied ſie nicht mehr, ob es der Verwillkommnungsruf ſey, der aus einer beſſern Welt ihr entgegentöne, oder ob es die Abſchiedsworte waren, die von der Erde ein geliebter Mund ihr nachrief, und ſo im

Zwielicht des ewigen Morgenroths und der Schatten aus der Nacht früher Vergangenheit, brach das Herz.

Der Schultheiß von Langueton, Baron von Treſſan, traf ſchleunigſt alle Anſtalten, die Mörder zu verfolgen, und ſendete einen Courier mit dem Bericht der Schandthat an das Parlament zu Toulouſe. Ob nun gleich kein Kläger verhanden war, ſo ſchickte dieſes dennoch ex officio einen Commiſſär in der Perſon des Herrn Catalan nach Gangot ab. Dieſer ließ zuvörderſt den geheimen Freund und Henkersgeſellen der beiden Mörder, den Vikarius ergreifen, welcher aber, um die Schuld von ſich abzuwälzen, alles einzig auf die beiden Brüder und den Gouverneur ſelbſt ſchob. Als daher wenige Tage darauf letzterer mit der tiefbetrübten Mutter aus Avignon eingetroffen war, ließ er auch dieſen verhaften, und in's Gefängniß nach Toulouſe abführen, wo ihm der Proceß gemacht wurde. Der Gouverneur ließ, in tiefe Schwermuth verſunken, ohne ſich zu vertheidigen, alles willig über ſich ergehen, und wiederholte zu verſchiedenen malen: er ſehe wohl ein, daß er das Köſtlichſte auf der Welt verloren, und daß nach dieſem Verluſte alles übrige ihm nichts mehr gelte.

Was nun das Parlament über ihn beſchloſſen und ob es ihn verurtheilt oder losgeſprochen habe, hat man nicht erfahren.

Den beiden Mördern gelang es, trotz der ſchleunigen Anſtalten des Schultheißen von Treſſan, dennoch zu entfliehen, und ſich bei Nacht einzuſchiffen.

Ob die Geiſſel des Gewiſſens ſie heimathlos von Land zu Land getrieben, oder der Tod ſie früh genug hinter ſein Leichentuch verſteckt hat, iſt unbekannt geblieben; genug, dem Auge der Gerechtigkeit iſt es nirgends gelungen, ſie zu erſpähen.

Aber vor dem Allwiſſenden ſind ihre Grabſtätten gezeichnet, und am Tage des Gerichts wird er ſie finden!

Wahnsinn und Tod.

Ein Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.

Du willst also nicht geduldig warten, bis ich dir die Geschichte meiner Wanderung selbst vollständig vorlegen werde? Dir wird also die Zeit zu lang, und du willst nicht aufhören mich zu mahnen, bis ich dir doch wenigstens eine Frucht aus meiner Reisemappe aufgetischt habe? Nun wohlan, du sollst deinen Willen haben! Doch wie das Kind wehmüthig freundlich sein Schränkchen öffnet, um den begehrenden Gespielen mit Lieblingssachen zu beschreiten, so öffne ich dir meine Mappe; sie sollte lange noch verschlossen bleiben, und lange noch die Erinnerung mir daraus vorerzählen. Ach! zwischen den Augenblicken des Selbsterlebens und des Niederschreibens, da liegt eine goldne Zeit, und wir glauben die Bilder, die unser Gemüth von den Scenen des Lebens auffaßte, verschenkt zu haben, sobald sie in schwarzen Zügen vor uns auf dem Papiere stehen!

Nimm sie denn hin! ich wähle eine Scene, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, und für sich ein eigenes Ganzes ausmacht.

Du kannst meinen unbesiegbaren Wunsch von früher Kindheit an, die Welt zu durchreisen und weißt, wie er mächtig mit mir heranwuchs. Es war mir nicht sowohl darum zu thun, die lebenden Generationen der verweichlichten Völker kennen zu lernen, als die halbverlöschten Riesenspuren mächtigerer Geschlechter, die nicht mehr sind, aufzusuchen, und meine Seele dann wieder zu erfreuen und zu stärken durch den Anblick der mitten in allem Wechsel dennoch immer schön bleibenden Natur, die meine Freundin allenthalben seyn sollte, wie sie die Freundin der längst vergangenen großen Menschen gewesen war, ein freundliches Band auf diese Weise zwischen mir und der Vorwelt knüpfend. Aber auch noch eine

zweite Freundin sollte mich auf meinen Reisen begleiten, ja gewissermaßen mit den Weg bahnen, und das war die Musik. Ich gedachte nicht allein mir durch diese allgemeine verständliche Sprache einen leichteren Eingang zu verschaffen, sondern auch, da die alte Gastfreiheit den Gastwirthen Platz gemacht hat, meine Reisekasse nöthigenfalls durch sie zu füllen. Während der Zeit meiner Universitätsjahre hatte ich oft und viel von meinem Reisepläne gesprochen. Man fand ihn allgemein höchst interessant, und so ging denn auch mein zweiter Lieblingswunsch in Erfüllung und mehrere meiner musikalischen Freunde verbanden sich mit mir zu dieser Wanderung. Wir waren unserer fünfe an der Zahl, und wahrlich kein übles Quintett, denn jeder war auf seinem Instrumente Meister.

Um dir das ganze Bild lebendiger zu zeichnen, will ich dir die Freunde nennen. Zum Theil sind sie schon nicht mehr! Doch wenn ich ihre Namen hier aussprache, wird mir, als stünden sie wieder vor mir und grüßten mich, und als fließen unsere verwandten Seelen noch einmal in unserer Töne Harmonie zusammen. Ach! und wie Ossian, rufe ich sehnsuchtsvoll aus:

„Seyd mir gegrüßt, ihr Geister meiner Freunde!
Die ihr auf sturmbewegten Wolken wohnt.
O! doch ihr kämt, zu meiner öden Halle,
Wenn still die Nacht mich Einsamen umfängt! —
Und horch! ihr kommt! — ihr naht! auf meiner Harfe,
Wenn sie verlassen an der Mauer hängt,
Vernehm ich oftmals eure leichte Hand,
Und euren Gruß, wie ferne Bienentöne!“

Müller war unser Meister; er spielte vortrefflich die Violine und Klarinette. Meßling spielte ebenfalls die Geige und das Bassetthorn. Weiße blies die Flöte; Kracker das Horn; und ich selbst hatte, nächst meiner Laute, zur Aufstellung unseres Quintetts meinen Fagott mitgenommen. Einem jeden von uns hatten wir ein Amt übertragen, und nannten uns scherzhafter Weise darnach. Müller hieß der Kapellmeister, er war der Gelüteste von uns, spielte stets die erste Stimme, und gab die aufzuführenden Musikstücke an. Meßling hieß der Dichter; wir erhielten manches schöne neue Lied von ihm. Kracker war der Komponist, und gab den Liedern Melodien. Weiße war unser Kassirer, und besorgte das Wirthschaftliche, und ich selbst wurde, meiner Laute wegen, die ich meine Geliebte zu nennen pflegte, der Minnesänger genannt.

Hier haſt du nun das kleine wandernde Orcheſter, das nur von einem einzigen Diener begleitet, frohen Muthes in das große Schauſpielhaus der Welt einzog, um dort aufzuſpielen bei den ſo verſchiedenen Scenen des Lebens.

Aber ich faſſe dich nun, wie Mephiſtophiles den Fauſt, und führe dich durch die Luft mit mir fort über unſer Deutſchland hinweg, bis nach dem Stiefel von Europa und ſetze dich in Neapel nieder, wo du mich und meine Genoſſen wieder finden wirſt. Von alledem, was uns auf dem weiten Wege von der Heimath bis hieher begegnete, wie wir überall willkommen waren und oft reichen Lohn empfingen, wie ſo manches Schloß ſich uns aufthat, manche zarte Frauenhand uns den goldnen Wein kredenzte, manches ſchöne Auge uns nachſchaute wenn wir weiter fortwanderten, und man allenthalben die fünf ziehenden Schwäne gern feſtgehalten hätte, davon erfährſt du jetzt nichts, eben ſo wenig als von ſo manchem ſüßen Gefühle, das unſer Herz ergriff. Genug, wir hatten auch Italien durchzogen und waren zu Neapel angekommen. Hier hatten wir uns nun ſchon mehrere Wochen aufgehalten, hatten uns einigemal mit Beifall öffentlich hören laſſen, wodurch unſre Reiſekaſſe in guten Stand gekommen war; wir hatten die Schönheiten der Gegend geſehen, in Herkulanum und Pompeji aufgeſpielt und dem Veſuv unſer Ständchen gebracht, und es wäre nun wieder Zeit geweſen, unſere Reiſe weiter fortzuſetzen; allein unſer Kaſſirer Weiße war ſeit unſerer Ankunft in Neapel krank, und ſo mußten wir denn ſeine Geneſung wieder abwarten. Indeß nun meine Freunde dadurch Zeit gewannen, manche reizende Bekanntſchaft anzuknüpfen, zog mich ein eigenes Intereſſe nach dem Hafen. Wir hatten in den erſten Tagen unſeres Aufenthalts zu Neapel einige Abende, die hier beſonders herrlich über Land und Meer aufſteigen, mit unſeren Blasinſtrumenten am Hafen auf dem Molo zugebracht, und darin einen vorzüglich großen Genuß gefunden, vollſtimmige Phantaſien aufzuführen. Einer von uns trug nämlich ein aus dem Stegreif erfundenes Stück vor, indeß ihm die übrigen dazu accompagniren mußten. Da wir nun alle auf unſern Inſtrumenten wohl geübt waren, ſo hörte man größtentheils treffliche Phantaſien und die Begleitung war bisweilen ſo überraſchend ſchön, daß der die Melodie führende oft innig ergriffen wurde, wenn ſtatt der düſter geträumten Diſſonanz die Freunde zur Conſonanz es ſtimmten, und ſo aus den Phantaſien aller dennoch die herrlichſten Harmonien zuſammen floſſen. Das menſchliche Getöſe im Hafen wurde dann oft ſtiller und ſtiller, man horchte auf unſere Muſik, und nur die Wellen des alten Meeres gingen leiſe rauſchend ab und zu. Jedesmal wenn wir uns Abends

hier versammelten, hatten wir auf der äußersten Spitze des Molo einen Mann wahrgenommen, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Er stand einmal wie immer ohne alle Kopfbedeckung auf seine Harfe gestützt und schaute starr ins weite Meer hinaus; er trug einen dunkelbraunen Mantel auf abenteuerliche Weise umgeschlagen und war mit einem kurzen breiten Schwerte umgürtet. Sobald aber unsere Musik begann, wurde er unruhig, ging ernst und finster an uns vorüber und kehrte erst dann auf seinen Standpunkt zurück, wenn wir den Molo verließen. Zu dieser sonderbaren Erscheinung zog mich ein unwiderstehliches Gefühl hin und ich beschloß, diesen Harfner näher kennen zu lernen. Am nächsten Abend schlich ich mich einsam nach dem Hafen. Es war schon spät als ich dort ankam und der Lärmen im Hafen stiller geworden. Da vernahm ich vom Molo her die Klänge einer Harfe und eine schöne Tenorstimme, die dazu sang. Es war mein Harfner. Ich fragte einen wohlgekleideten Mann, der ihm zuzuhören schien, wer denn jener Sänger dort sey? — erhielt aber die unbefriedigende Antwort: daß ihn eigentlich niemand hier kenne, man auch nicht wisse wo er hergekommen wäre, daß man ihn aber fast alle Abend, wenn das Volk sich verlaufen hätte, hier bis spät in die Nacht könne singen hören, wo ihn denn ein Mädchen nach Hause zu begleiten pflege und daß er allgemein unter dem Namen des wahnsinnigen Harfners bekannt sey; jedoch rathe er mir, ihm zuzuhören, denn ich würde wohl selten ein so herrliches Spiel vernommen haben. Ich trat näher hinzu und hörte, wie er in englischer Sprache ein Lied von Ossian sang. Er trug es mit seiner melodischen Stimme recitativartig vor, nur manchen Stellen gab er Liedesmelodie und mit großer Sicherheit griff er dazu in die Harfe. Indeß ich nun in geringer Entfernung von ihm saß und lauschte, ging der Mond eben auf und wie er seinen Schimmer über den Harfner ergoß und der Nachtwind, der über den Hafen hinzog, mit seinem Gewande und seinen langen Haaren spielte, so war mir's, als sähe ich wirklich Ossian vor mir stehen auf seinem Felsen am Meere, zu den Geistern seine Stimme erhebend, die auf den Wolken ihm vorüber zogen. Mich faßte ein unnennbares Gefühl und still entzückt hörte ich dem herrlichen Gesange zu.

Ein Mädchen störte mich in meinem stillen Genuß. Sie bat um eine Gabe, indem sie vorgab, sie sammle dort für den Harfner und ging, nachdem ich ihr reichlich gegeben hatte, auf ihn zu und sagte: „Der Mond ist aufgegangen!" worauf er sich dann schweigend von ihr fortführen ließ.

Ich kam spät nach Hause. Die Freunde zogen mich mit meinem langen Außenbleiben auf, ich aber verschwieg ihnen die Ursache desselben,

weil ich glaubte, mir Einzelnen würde es eher gelingen, die Bekanntſchaft des Harfners zu machen. Durch wiederholte reichliche Geſchenke hatte ich mir die Neigung jenes Mädchens zu erwerben gewußt, die ihn nach Hauſe zu begleiten pflegte, und ſie vertraute mir denn endlich: ihr Vater ſey ein Lazarone und habe bei ſeinem Umherſtreifen eines Tages in der Gegend von Neapel einen kranken, ſehr hülfloſen Menſchen unter einer Pinie liegend gefunden. Als er ihn unterſuchen wollte, habe ihm der Kranke einen ſchweren Beutel hingereicht und ihn in gebrochenem Italieniſch gebeten: ihn todt zu ſtechen. Das hätte den Vater denn gerührt, und da er wohl bald gemerkt, daß der Mann irre rede und der Beutel viele Koſtbarkeiten enthalte, ſo habe er ihn in ſeine Hütte geführt und ihrer Pflege übergeben. Ihr aber ſey der Kranke bald ſehr lieb geworden, denn er ſey ſo gut und ſo ſchön und als er wieder zu Kräften gekommen und ihre Harfe geſehen hätte, ſo ſey ein neues Leben in ihm erwacht und er habe ſich die Harfe zugeeignet, ſich auf ſeltſame Weiſe gekleidet und ſein herrliches Spiel angefangen. Zwar verſtehe ſie, außer den Liedern, die ſie ihm ſelbſt gelehrt, ſeine Geſänge nicht, auch wiſſe ſie nicht weßhalb er hier auf dem Molo alle Abend bis zum Aufgang des Mondes verharre, allein ihrem Vater wäre das ſchon ſo recht, denn ſie erhielt oft reichliche Geſchenke von denen, die den Harfner ſingen hörten. — Aus dieſer ſchlichten Erzählung konnte ich wenig nehmen und verſuchte nun ſelbſt auf mancherlei Weiſe mich ihm zu nähern. Ich ſchlich mich alle Abend nach dem Molo, redete ihn in verſchiedenen Sprachen an, allein ich erhielt nie eine Antwort, und alles ſchien vergeblich; ja als ich ihm auf franzöſiſch einmal ein paar freundliche Worte ſagte, griff er ſogar zornig nach dem Schwert und verließ mich mit einem tiefverachtenden Blick. Dieß ſtete Mißlingen betrübte mich nicht wenig, denn mich zog nicht bloße Neugierde zu dem Harfner hin, ſondern ſein ſchöner Geſang und das edle Weſen, welches durch ſeinen Trübſinn leuchtete, hatte meine ganze Theilnahme und Bewunderung erregt. Die Freunde wußten ſich mein verändertes Betragen und meine einſamen abendlichen Gänge nicht zu erklären und nannten mich ſcherzhafterweiſe den unglücklichen Schäfer. Ja Meßling ſchüttelte mich eines Tages aus tiefen Gedanken auf und ſagte: „Ich begreife doch nicht, warum der Minneſänger, wenn eine Feſtung ſich ihm nicht ergeben will, das ſchwere Geſchütz, ſeine Laute, nicht ſpielen läßt?“ Dieſe Worte waren zur rechten Zeit geſprochen; ein Gedanke fuhr mir durch die Seele; ich ſprang auf und umarmte Meßling, der ſich über meine Haſt des Lachens nicht erwehren konnte, und als der Abend kam, ergriff ich meine Laute und eilte unter manchen leichtfertigen

Glückwünſchen der Freunde nach dem Mole. Ich fand den Harfner ſchon dort; er ſtand an der äußerſten Spitze ſchweigend auf ſeine Harfe gelehnt und ſchaute über das Meer in die Nacht. Da ich außer einigen kleinen italieniſchen Geſängen größtentheils nur Oſſianiſche Lieder von ihm gehört hatte, und das Bild dieſes einzigen Barden, durch die Erſcheinung des Harfners, den ich im Dämmerlicht der Nacht wie einen großen Schatten der Vorwelt vor mir ſtehen ſah, lebendiger als je in meiner Seele geworden war, ſo trieb mich mein Gefühl unwiderſtehlich, einen Geſang von Oſſian anzuſtimmen, deren ich viele in deutſcher, früher von mir entworfener Ueberſetzung auswendig konnte, und wenn ich gleich dem Harfner dadurch nicht verſtändlich zu werden hoffen durfte, ſo ſollten ihm doch, meinte ich, die Töne zum Herzen dringen. Ich begann alſo in ſtiller Begeiſterung die Worte von Konlaths Geiſt, womit der Geſang Konlath und Kulhena anfängt:

„Schläft Lonas ſüße Stimme im Geſäuſel
Des Abendwinds? — ruht Oſſian in der Halle,
Und laßt die Freunde ohne Ruhmgeſang?
Das Meer umwogt Ithonas dunkle Haine,
Doch unſre Gräber kennt der Fremdling nicht!
Wie lange ſoll noch deine Harfe ſchweigen,
Zu unſrem Ruhm? — O Morvens Sohn?“

Ich ſchwieg einen Augenblick nach dieſen auffordernden Worten, die ich freilich nicht verſtanden glauben konnte. Allein der Harfner griff alsbald gewaltige Accorde, und obgleich in engliſcher Sprache, ſo antwortete er mir dennoch wirklich mit eben den Worten, die Oſſian dem Geiſte Konlaths auf ſeine Aufforderung entgegnete, und deren Anfang in der Ueberſetzung etwa folgendergeſtalt lautet:

„O könnte dich mein dunkles Auge ſchauen,
Der du auf ſchimmernden Gewölken ziehſt!
Wie träum' ich dich? — Gleichſt du des Lona Nebel?
Gleichſt du dem halbverloſchnen Feuergebild?
Was iſt der Saum an deinem Wolkenkleid?
Wie ſpannſt du deinen luft'gen Nebelbogen?
Doch ſieh, ein Schatten fleuchſt du hin im Winde! —
O komm zu mir herab, vertraute Harfe,
Und laß mich deine Töne hören!“ u. ſ. w.

Seine paſſende Antwort ließ mich ſtill erfreut ahnen, er habe mich verſtanden und als er den Geſang vollendet hatte, wiederholte ich auf meiner Laute leiſe ſeine letzten Harfengänge. Da trat er auf mich zu, ſah mich lange mild an und fragte mich mit ſanfter Stimme in deutſcher Sprache: „Hat dich eine deutſche Mutter geboren?“ ich bejahte es freudig. „Mich auch!“ ſagte er und ſchlug die Augen empor. „Singe mir ein deutſches Lied, in dieſer fremden Welt klingts wie ein Wiegenlied aus der Kindheit!“

Er ſetzte ſich hierauf ſtill zu mir hin; ich erfüllte mit Freuden ſein Verlangen, und da der Mond über den Veſuv eben aufſtieg, ſo wählte ich folgendes Lied:

Freundlich von des Bergeshöhen,
Strahlſt du Freundin ſtiller Nacht.
Sanft und leiſe iſt dein Gehen
Und dein Kleid iſt Feuertracht.
Freundlich ſchein' ich, doch im Herzen
Blutend trag ich heiße Schmerzen
Von der Liebe angefacht!

Wie des Stromes Silberwellen
Dort mit deinem Bild entfliehn!
Wie aus jenen Waſſerfällen
Tauſend goldne Funken ſprühn!
In der Bäche blaue Fluthen
Will ich kühlen meine Gluthen,
Die doch ewig würden glühn.

Wie der Schwan, wenn ſanft ſein Flügel
Unterm Hauch des Weſtes ſchwillt,
Ruhſt du auf des Meeresſpiegel
Siehſt dich dort ſo hold und mild.
Ach auch hier ſuch' mit getrübten
Blicken ich den Vielgeliebten,
Finde nur mein eigen Bild.

Tröſterin in ernſten Stunden,
Weile noch! was eilſt du ſchon?
Eh du deinen Freund gefunden,
Gehſt du leiſen Tritts davon?

Zuckenmüde ſink ich nieder —
Treulich komm ich morgen wieder,
Ainte nie Entymion!

„Treulich komm ich morgen wieder!“ ſagte der Harfner, als ich geendigt hatte. „Der Mond iſt aufgegangen — gute Nacht!“ mit dieſen Worten verließ er mich ernſt freundlich und ging mit dem Mädchen, das auf ihn wartete, nach Hauſe. Ich eilte ſtillerfreut in meine Wohnung; hatte ich doch einen Weg gefunden mich dieſem verſchloſſenen, vielleicht tief verwundeten Herzen zu nähern.

Da ich ſo heiter nach Hauſe kam, wurde ich von den Freunden mit lauter Freude empfangen und ſollte erzählen von meinem Abenteuer. Ich verweigerte es aber für heute, verſprach jedoch alles getreu zu berichten, ſobald ich nur mit der angedichteten Gelichten ganz einig geworden ſeyn würde.

Allabendlich fand ich nun den Harfner auf dem Molo. Er freute ſich wenn ich kam, und wir wechſelten manchen ſchönen Geſang gegenſeitig aus. Wer und woher er ſey, darüber ſchwieg er; aus ſeinen mancherlei wunderlichen Aeußerungen aber ſchien hervorzugehen, daß er ſich für einen Barden hielt. Sein Wahnſinn hatte durchaus keine ſchreckliche Geſtalt angenommen, ſondern er ſchmückte ihm ſein vielleicht öded Daſeyn mit lieblichen Bildern. So frug ich ihn eines Abends, weßhalb er denn jedesmal den Aufgang des Mondes, er möge ſo ſpät erfolgen als er wolle, auf dem Molo abwarte? Er ſah mich nach dieſer Frage erſt lange an und ſagte dann wehmüthig: „Siehſt du denn nicht die Flamme aus meiner Bruſt aufiedern? — Siehſt du nicht, wenn ich am Hafen ſtehe und leuchte! — Wenn der Tag zur Ruhe gegangen iſt,“ fuhr er fort, „und die Nacht über die Welt zieht, dann erwachen die Geiſter der Liebe. Die fingen Menſchen geben ihnen mancherlei Namen, und nennen ſie Glühwürmchen, Meteore und Geſtirne; aber ich kenne ſie beſſer; ſie ſchweben in unzählbarer Zahl wie feuriger Blüthenſtaub aus einem ewigen Garten umher, ſich zu ſuchen, aber ſie finden ſich nicht im weiten Meere der Nacht und ſie verſinken darin. Sieh, da muß ich dann ſtehen mit dem Feuer, was aus meinem Herzen aufflammt, wie ein Leuchtthurm am Hafen, auf daß die Geiſter ſich finden. Und ich fühle wie ſie ſich um mich verſammeln und ich vernehme ihre leiſen Stimmen und greife dann in meine Harfe, denn auf den Tönen eilen ſie einander in die Arme!“ —

„Auch ich empfinde wohl,“ fuhr er fort, „wie mich dieß Feuer verzehrt, aber ich wollte doch nicht, daß es verlöſchte!“ — Die Poeſie dieſes

Wahnſinns füllte mich mit tiefer Rührung, weil ſie mir ein herrliches Gemüth zeigte, welches wahrſcheinlich im Gefühl unglücklicher Liebe ſich verwirrt hatte, ohne dieſe Liebe ſelbſt zu verlieren. Ich drückte ihm die Hand und meine Augen ſtanden voll Thränen. „Weine nicht," ſagte er ſanft, „gönne mir mein ſüßes Geſchäft, ich habe viel verloren, ehe ich dazu auserſehen wurde! Sieh, wie der Mond dort aufgeht, er kommt mich abzulöſen! — Gute Nacht!"

So vergingen mir viele Abende, ich werde ſie nicht vergeſſen. Das durch treue Liebe verworrene Gemüth ſchloß ſich immer reicher mir auf, ſein Vertrauen und Neigung ſchien ich gewonnen zu haben, und ich faßte wohl oft den kühnen Gedanken, ihn mit Hülfe meiner Freunde völlig heilen zu wollen. Aber die Reiſe war nun einmal unſer Hauptzweck, und ſo wurde denn meine Aufmerkſamkeit bald auf etwas anders gerichtet. Es waren nämlich in den Hafen von Neapel engliſche Schiffe eingelaufen und ich erfuhr, daß eines von ihnen geradezu von hier aus nach Glasgow in Schottland ſegeln würde. Ich hatte oft mit meinen Freunden davon geſprochen, welchen unnennbaren Eindruck es auf das Gemüth machen müßte, wenn man plötzlich hier aus dem warmen ſchönen Lande des Geſanges in jene rauhen Thäler verſetzt würde, wo Oſſians Heldenlieder noch nachhallen; aus den Citronenwäldern Italiens in die Eichenhaine Schottlands, von den klaſſiſchen Denkmälern der Größe und Kunſt zu den bemoosten Steinen, den grau gewordenen Wächtern der Heldengräber; aus der warmen Luft und dem azurblauen Himmel in die Stürme und Nebel, die wie Rieſengeiſter ſich um die Häupter der Berge ſammeln. Weil nun die Idee zu dieſer Reiſe zuerſt von mir ausgegangen war, und ich meine Begleiter eigentlich dazu angeworben hatte, ſo war mir von ihnen einſtimmig das Recht zugeſtanden worden, den Reiſeplan entwerfen zu dürfen. Ich hielt dieſen oft geheim, überraſchte ſie dann wohl, wenn ich ihre ſtillen Wünſche zu befriedigen wußte und eilte auch dießmal mit Anbruch des Tages zu dem Schiffskapitän, mit welchem ich denn bald einig wurde, daß er uns nach Schottland mitnehmen wollte. Welcher allgemeine Jubel erhob ſich, als ich in unſere Wohnung eintrat, und den Freunden die morgende Abreiſe nach Schottland ankündigte. Unſer weniges Reiſegeräth wurde eiligſt zuſammen gepackt und auf das Schiff geſchafft und die Zeit, die uns bis zur morgenden Abfahrt noch übrig blieb, wendete jeder an, um von ſeinen gemachten Bekanntſchaften Abſchied zu nehmen. Natürlicherweiſe trugen mich meine Füße nirgends anders hin, als Abends auf den Mole; denn ich hatte keine liebere Bekanntſchaft hier gefunden, als meinen Harfner und es ſchmerzte mich wirklich, daß ich ſchon jetzt von

ihm ſcheiden ſollte. Ich war dießmal früher da als er, und erwartete ihn mit Ungeduld; als er nun endlich mit Einbruch der Nacht kam, ſagte ich ihm wehmüthig, daß ich heut gekommen wäre, ihm Lebewohl zu ſagen, und meines Weges morgen wieder weiter ziehen müſſe. Ich hatte ihm meine Hand gereicht, er hielt ſie krampfhaft feſt umklammert, indeß aus ſeinen niedergeſchlagenen Augen große Tropfen quollen. „Du biſt wie ein Funken der Liebe, die Nachts umherziehen und ſich nicht finden!“ ſagte er ſanft. „O wäreſt du doch hier geblieben, und hätteſt dich an meinem Flammenherzen erwärmt.“ Nach einer Pauſe frug er mich, wohin ich denn wandern wollte? und als ich ihm Schottland nannte, ſo wiederholte er ſinnend mehreremale dieſen Namen und ſagte endlich mit einer unausſprechlich heitern Miene: „Ach! mir iſt, als hätte ich einſt ſo viel Herrliches von Schottland geträumt! Nimm mich mit, ich will bei dir bleiben, laß mich nicht allein hier zurück! Ja,“ rief er, indem er nach dem Hafen ſchaute, „ja! dort wehen die engliſchen Wimpel, ich erkenne ſie! — Auf! ich will mit, du kannſt mich nicht zurücklaſſen!“ Ich willigte wohl mit Freuden ein und er verſprach mir morgen vor Tagesanbruch, wo das Schiff die Anker lichten wollte, hier am Hafen meiner zu warten.

Die Freunde fand ich über manchen lieben Abſchied, den ſie genommen, in ernſter Stimmung; allein ich erheiterte ſie bald wieder, indem ich Wein auftragen ließ und ihnen frohen Muthes mein Abenteuer mit dem Harfner nun erzählte, und durch ſeine Begleitung einen intereſſanten Zuwachs unſerer Geſellſchaft verhieß. Alle waren darüber erfreuet und höchſt neugierig, den Harfner kennen zu lernen, lobten meine Beharrlichkeit, ſein Vertrauen mir zu erwerben, und geſtanden mir den Preis der hier gemachten intereſſanten Bekanntſchaften zu. Nur Weiße war nicht unſerer Meinung, ſondern behauptete, daß ich wohl mehr in den Harfenſpieler hineingedichtet, als wirklich an ihm gefunden haben möchte, daß er für ſeine Perſon gegen dergleichen verrückte Kerls einen beſondern Widerwillen habe und prophezeite überdieß, daß uns dieſer noch gar ſehr zur Laſt fallen werde. Allein er wurde bald überſtimmt und mußte mit ſeinen Bedenklichkeiten ſchweigen, die wir im Scherz, bei dem Zuwachs unſerer Geſellſchaft, der Sorge für die Kaſſe zuſchrieben.

Unter den Zurüſtungen zur Reiſe und unter frohen Geſprächen war uns die Nacht verſtrichen, und wir eilten in der Morgendämmerung dem Hafen zu. Der Harfner ſtand ſchon reiſefertig und wartete. Er ſchien betreten, als er mich nicht allein kommen ſah; ich nahm ihn aber freundlich bei der Hand, ſagte ihm, daß die übrigen meine Freunde und unſere jetzigen Reiſegeſellſchafter wären und führte ihn mit mir nach dem Strande.

Das Mädchen trug ihm ein kleines Felleisen und seine Harfe nach. Sie flüsterte mir wehmüthig zu, daß der Vater, weil er den Harfner durch nichts habe zurückhalten können, mir die Sorge für ihn zur Pflicht mache und auch etwas Reisegeld in meine Hand lege, wobei sie mir einen ziemlich schweren Beutel mit Geld aufdrang. Als wir ins Boot stiegen, reichte sie ihm die Harfe weinend hin. Er strich ihr das dunkle Haar aus der Stirn und küßte sie flüchtig, dann wendete er sich schnell ab und das Boot stieß vom Lande. Kaum hatte uns das Schiff aufgenommen, als es die Anker lichtete. Mit drei Kanonenschüssen nahm es Abschied vom festen Lande und erhielt vom Hafen den nämlichen Nachruf. Der Harfner schien viel lebendiger geworden zu seyn; er schlug freudig in die Hände als die Schüsse donnerten und ging mit starken Schritten auf dem Verdeck umher, als sey er der Herr des Schiffes, und indem er seinen Geberden nach etwas anzuordnen und zu befehlen schien, sprach er eilfertig heimliche Worte. Wir übrigen verweilten indeß auf dem Verdeck und sahen nach dem festen Lande hin, das die aufgehende Sonne so eben im Feuer vergoldete; uns war die Reise auf dem Meere ja etwas ganz Neues und mit offenen Sinnen standen wir vor dem großen Schauspiel. Als wir nun immer mehr die Höhe des Meeres erreichten und das schöne Land unsern Blicken entschwand, stimmte ich das Schifferliedchen an, welches Meßling vor Kurzem erst gedichtet und Kraker für die Laute gesetzt hatte:

Trage mich auf deinem Rücken
Schiffchen hin zum fernen Strand! —
Nur mit diesen nassen Blicken,
Häng ich noch am Vaterland! —
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch sie die Wogen trinken,
Dann ist alles wie geraubt.

Weht ihr Winde! laßt uns fliegen,
Unaufhaltsam Nacht und Tag,
Durch der Wogen schäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Ach, im Vaterland ist's trübe,
Wolken thürmen hoch sich dort,
Und des Herzens treue Liebe,
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja ich will das Bild vergeſſen,
Das mein ganzes Herz gewann!
Meer und Land will ich durchmeſſen,
Bis mirs nicht mehr folgen kann! —
Oder ſtillt des Herzens Gluthen,
Nicht der Zeiten Allgewalt,
Stürmt dann Winde, tobt dann Fluthen!
Und verſchlingt mein Schiffchen bald! —

Schifflein bleibt doch unzertrümmert,
Wie der Sturm auch mächtig weht — —
Armes Herz, bleibſt doch bekümmert,
Wie die Zeit auch eilend geht.

„Nein! die Laute iſt unrein geſtimmt!“ unterbrach mich der Harfner, indem er raſch hinzutrat, in die Saiten faßte und mir das Inſtrument entwinden wollte. Die Freunde hinderten ihn daran, worauf er ſich denn ſehr finſter in einen Winkel des Schiffes zurückzog und mehrere Tage in düſterem Schweigen verharrte. Wir überließen ihn ſich ſelbſt und ſuchten nur durch manche heitere Muſik wohlthätig auf ihn zu wirken und den Eindruck jenes Liedes, das alte Herzenswunden wieder aufgeriſſen haben mochte, zu verlöſchen. Es gelang uns auch; denn oft, wenn wir den jungen Tag oder die übers Meer heranſchreitende Nacht mit unſern Inſtrumenten durch einen Choral oder ſonſt ein ſchönes Muſikſtück begrüßten, nahte er ſich uns leiſe und griff wenige, aber vollſtimmige Akkorde auf ſeiner Harfe dazu. Das Schiffsvolk hatte ſeine Freude an uns und mehreremale verſicherte der Schiffskapitän, daß wir ihn durch unſere Muſik reichlich genug ſchon für die Fahrt belohnten. Unſer Freund Weiße konnte aber an dieſen muſikaliſchen Unterhaltungen noch keinen Antheil nehmen, denn die Seekrankheit hatte ihn um ſo mächtiger überfallen, als ſeine Geſundheit beim Beginnen der Seereiſe noch nicht völlig wieder hergeſtellt war; die Flöte mußte deßhalb ganz ruhen, die er nun ſchon Monate lang nicht angerührt hatte. Dagegen aber unterließ der Harfner nicht, allabendlich den Aufgang des Mondes abzuwarten und mit trefflichen Geſängen oft die Stille der Nacht zu beleben; diejenigen Nächte aber wo der Mond nicht ſchien, durchwachte er gewöhnlich ganz. Sowohl meine Freunde als alle übrigen Perſonen auf dem Schiffe hatten ihn ſehr lieb gewonnen, und wir weideten uns oft an den Funken von Geiſt und Gefühl, die durch die Nacht ſeines Wahnſinns blitzten, und im Verein mit ſeiner ſchönen

Geſtalt und ſeinem lieblichen romantiſchen Weſen, den Harfner zu einer höchſt intereſſanten Erſcheinung machten. Uebrigens mußte man für ihn ſorgen wie für ein Kind; er forderte nicht das Geringſte, ſondern nahm alles freundlich an, was man ihm bot.

Eines Abends hatte er wieder mit dem geträumten Flammenherzen ſeine gewöhnliche Nachtwache begonnen, als ein Sturm ſich zu erheben anfing. Der Harfner verweilte dennoch auf dem Verdeck und legte ſich erſt ſpät zur Ruhe, als der Mond aufgegangen war. Uns übrigen aber weckte nach Mitternacht der immer heftiger werdende Sturm und nicht ohne Bangigkeit verſammelten wir uns in der Kajüte des Kapitäns. Indeß uns nun dieſer zu beruhigen ſuchte, indem er verſicherte, der Sturm, der nur durch ein vorüberziehendes Gewitter veranlaßt worden ſey, werde nicht lange anhalten, vernahmen wir durch langes Getöſe ein lautes heftiges Rufen auf dem Verdeck, und als wir dorthin eilten, erblickten wir bei der Morgendämmerung den Harfner, wie er mit bloßem Schwerte um ſich ſchlug, als kämpfe er hartnäckig mit jemanden und hörten ihn oft und laut dabei die bekannten Worte wiederholen, die Fingal bei ſeinem nächtlichen Kampfe mit dem Geiſt von Loda ausrief:

Entfliehe, du gewaltiger Sohn der Nacht!
Entflieh! und rufe deinen Winden!
Was nahſt du mir in deinen Schattenwaffen,
Du fürchterlicher Geiſt von Loda?
Scheu ich denn deine ſchreckliche Geſtalt?
Dein Schild iſt ein Gewebe dünner Wolken!
Dein Schwert ein eitles Luftgebild!
Der Sturm rollt es zuſammen und dich ſelbſt.
Entfleuch vor meinem Antlitz Sohn der Nacht!
Auf deinen Winden und entfleuch.

Die Scene dieſes ernſtlich gemeinten Geiſterkampfes hatte etwas höchſt Ergreifendes. Der Geiſt des Sturmes ſchien wirklich mächtig auf den Kämpfer einzudringen, denn er hatte ihn beim Mantel und Haar gefaßt, ſo daß ſich der Harfner kaum auf dem Verdeck zu halten vermochte. Deſto aufgebrachter aber wurde er, deſto wüthender ſchlug er um ſich, bis ich ihm endlich zurief, er ſolle einhalten und ſchauen, wie die bekämpften Geiſter vor ihm und dem anbrechenden Tage flöhen! Wirklich legte ſich auch der Sturm in etwas und der Harfner ließ ſich von mir wieder in ſeine Kammer führen, wo er ſich erſchöpft zur Ruhe legte.

Nach einer langen glücklichen Fahrt ſahen wir endlich die alten Gebirge von Schottland aus dem Meere aufſteigen und liefen bei Glasgow in den Hafen. Als wir ans Land ſtiegen, blieb der Harfner lange Zeit unbeweglich ſtehen, holte einigemal tief Athem, ſtarrte die Gegend, wie in Gedanken vertieft an, ſchüttelte mit dem Kopf und folgte uns ſchweigend. Indeß wir nun, während unſere Sachen aus dem Schiffe in einen Gaſthof gebracht wurden, auf dem nächſten Kaffehaus unſere Rechnung mit dem Schiffskapitän abſchloſſen, war der Harfner mit einemmale verſchwunden. Alle Nachfrage nach ihm war vergeblich, er war nicht wieder aufzufinden. Mir verurſachte ſein Verſchwinden nicht wenig Unruhe; ich hatte mich einmal des Unglücklichen angenommen, hatte ihn aus einer zarten Pflege in Neapel weggehen laſſen und ſollte ihn nun verloren geben. Meine Freunde ſtanden mir im Aufſuchen deſſelben treulich bei; wir irrten Abends am Meere umher und horchten auf ſeinen Geſang, aber umſonſt, und wir mußten endlich alle Hoffnung, ihn wieder zu finden, aufgeben.

Es lag nun eigentlich nicht in unſerm Plane, länger zu Glasgow zu verweilen, denn wir ſchuten uns weiter hinein in die Hochlande von Schottland. Allein unſer Kaſſierer Weiße erinnerte uns, daß erſt für unſere Reiſekaſſe geſorgt werden müſſe, weil in den alten Gebirgen wohl wenig zu verdienen ſeyn dürfte, und berief ſich auf den Schiffskapitän, der von unſerer Fertigkeit ſehr eingenommen, uns, wenn wir in Glasgow ein öffentliches Concert geben wollten, eine reichliche Einnahme verheißen hatte. Wir konnten dagegen nichts einwenden, mußten vielmehr unſerm vorſichtigen Freunde Recht geben, und ob wir gleich dadurch länger als eine Woche hier aufgehalten wurden, ſo verſchafften wir uns endlich die Erlaubniß, in dem großen Saale der Univerſität unſer Concert geben zu dürfen. Der alte brave Schiffskapitän, dem ſeine langweilige Reiſe in unſerer Geſellſchaft kurz geworden war, hatte auf den Kaffeehäuſern unſer Lob geprieſen, man war begierig die reiſenden deutſchen Künſtler zu hören, und wir ſetzten eine ſehr bedeutende Anzahl Billets zu einem hohen Preiſe ab. Unſer Kapellmeiſter Müller hatte die vorzutragenden Stücke folgendergeſtalt geordnet: Nach einer Symphonie wollte er ſelbſt mit einem Violinconcert den Anfang machen; hierauf ſollte Weiße, der ſich wieder ſtark genug dazu fühlte, ein ſehr ſchönes melodiereiches Adagio auf der Flöte blaſen. Im zweiten Theile ſollte Kraker ein Solo auf dem Horn vortragen und Meßling und ich mit einem Doppelconcert für Baſſethorn und Fagott den Beſchluß machen. Wir hatten unſer Concert deßhalb ſo reich beſetzt, weil es das erſte auf dieſen Inſeln war und wir dadurch unſern Ruf zu gründen gedachten. Der Saal war gedrängt voll, das

Orchester gut besetzt. Die Zuhörer ehrten Müllers vortreffliches Violinspiel mit tiefem Schweigen, und fast kein Athem regte sich, als er die Cadenz begann. Müller hatte eine eigne schöne Art, seine Cadenzen vorzutragen; sie bestanden nicht in einem Geschwirre noch schwierigerer Passagen als der Componist ihm so eben aufgegeben hatte, sondern er pflegte gewöhnlich eine einfache melodische Stelle des Concerts selbst noch einmal durch den Reichthum seiner Phantasie hören zu lassen, als wolle die Geige vor ihrem Vollenden noch einmal die Worte aussprechen, die ihr in ihrem kurzen Concertleben die theuersten gewesen waren. So begann er denn auch dießmal seine Cadenz. Aber kaum flossen seine ersten Töne rein und einsam durch den Saal, als wir sie von fernen Akkorden, die wie aus den Saiten einer Aeolsharfe gehaucht schienen, leise begleitet hörten. Alles war überrascht und entzückt und unsre Blicke flogen in den Hintergrund des Saales, wo diese Töne aufzusteigen schienen. Da stand denn unser Harfner an einen Pfeiler gelehnt, die Augen wie in Entzückung emporgehoben, und ließ seine Finger leise über die Saiten seiner Harfe gleiten. Müller sah mich mit begeistertem Lächeln an; immer herrlicher strömten seine Phantasien und immer voller begleitete sie der Harfner, bis er endlich mit einem kühnen Gang zum Triller überging und schloß.

Der Beifall war ungemein; man hielt den Vorfall für verabredet, den Gedanken aber für sehr glücklich und höchst gelungen. Wir konnten für diesen Augenblick nicht widersprechen, sondern ließen die Sache auf sich beruhen und schritten in dem Concert weiter vorwärts. Weiße hatte bis hieher noch bei der Kasse verweilt, kam aber nun auch in den Saal und zog mich bei Seite, um mir zu erzählen, daß der Harfner wieder erschienen und auch in den Saal gegangen wäre. Er sey während der Symphonie langsam die Treppe herauf gestiegen und aufmerksam horchend der Musik nachgegangen; endlich habe er Weißen erkannt, ihm freundlich die Hand gereicht und eilfertig gesagt: er komme, um uns abzuholen! und sey dann, da man das Presto begonnen, rasch in den Saal getreten. Ich sagte ihm mit wenig Worten was vorgefallen war und verhehlte meine herzliche Freude nicht, daß wir den unglücklichen Harfner nun wieder gefunden hatten. Ungeduldig wartete ich nur auf die Pause im Concert, um zu ihm zu eilen und ihn wieder zu uns führen zu können. Während dessen hatte Müller sein Violinconcert zu allgemeinem Beifall geendet und Weiße trat nun an das Musikpult vor, um das Adagio zu blasen. Kaum aber hatte er die ersten Takte sanft und schön vorgetragen, als sich ein Lärm im Saale erhob und eine Stimme furchtbar schrie: „Halt! Halt! das ist meine Flöte! er hat sie mir geraubt! nieder mit dem Böſewicht!“

und in dem Augenblicke ſahen wir den wahnſinnigen Harfner ſich mit bloßem Schwerte wild durch die Menge drängen. Viele Arme wollten ihn aufhalten, aber er ſchlug wüthend um ſich, flog, ehe wir zu Hülfe eilen konnten, auf Weißen zu, warf ihn nieder, entwand ihm die Flöte, und ſprang unaufhaltſam durch eine Nebenthür des Saals hinaus. Der Aufruhr war allgemein, die Frauenzimmer ſchrien und eilten den Saal zu verlaſſen; die ſchottiſchen Officiere hatten ihre Degen gezogen und flogen höchſt aufgebracht dem Harfner nach. Mehrere Männer waren verwundet; Inſtrumente waren zerſchlagen; die Polizei rief nach der Wache. Weiße lag blutend in unſern Armen; er hatte einen tiefen Hieb in die Schulter erhalten, wo wir das Blut kaum zu ſtillen vermochten; auch Meßling, der nach dem Harfner gefaßt, hatte eine Verletzung in die Hand bekommen. Das Concert war natürlicher Weiſe geſchloſſen, und wir wurden, indeß man von Seiten der Polizei unſere Concerteinnahme in Beſchlag nahm, mit Wache in unſer Quartier begleitet. Uns war dabei nicht wohl zu Muthe. Wir waren fremd in dieſem Lande, die frühere Gemeinſchaft mit dem wahnſinnigen Harfner und ſeine plötzlich gegen uns ausbrechende und unerklärbare Wuth mußte ein beſonderes Licht auf uns werfen. Einige meiner Begleiter waren verdrießlich, Weiße fluchte, mehr über den Verluſt ſeiner ſchönen Flöte, als über die erhaltene Wunde, die zwar tief, jedoch nicht gefährlich war, und erinnerte an ſeinen früher geäußerten, jetzt gerechtfertigten Widerwillen gegen den Harfner. Meßling aber war gutes Muths und behauptete, man könne uns doch nicht wie Kanarienvögel einſperren und in dem Bauer ſingen laſſen wollen, denn das koſte Futtergeld; die Polizei würde uns gerne wieder fliegen laſſen, da ſie durch uns zu der hübſchen Concerteinnahme gekommen ſey. Mich ſelbſt aber beſchäftigte größtentheils der Gedanke an meinen Harfner; es fiel mir wohl ein, daß er Weißen jetzt zum erſtenmale die Flöte hatte blaſen hören, weil dieſer während der Zeit unſerer Bekanntſchaft mit dem Harfner unpäßlich geweſen war; allein was ihn plötzlich ſo aufgebracht hatte, blieb mir dennoch unerklärbar.

Des andern Tages wurden wir vor Gericht geführt und über unſer Verhältniß zu dem Harfner verhört. Wir ſagten was wir wußten und da unſer alter Schiffskapitän, der bei dem Verfall zugegen geweſen, ſich zu unſerm Glück treulich unſerer annahm, und theils unſere Ausſage beſtätigte, theils ein gutes Zeugniß von uns ablegte, ſo wurde uns, nach Abzug der Koſten, unſere Concerteinnahme zwar wieder eingehändigt, doch uns auch zugleich ein nachdrücklicher Verweis gegeben, daß wir ohne Veranlaſſung einen wahnſinnigen Menſchen in das Land geſchleppt hätten.

Endlich bekamen wir die Weiſung, alsbald die Stadt zu verlaſſen, indeß man den Harfner in ein Irrenhaus zu bringen ſuchen würde.

Meine Freunde waren mit dem Ausgang der Sache zufrieden; ich aber dachte mit Kummer an das Schickſal meines armen wahnſinnigen Freundes, deſſen Harfe ich in einem Winkel des Gerichtsſaals erblickt hatte. Fahre wohl! dachte ich; in dem Hafen wo du jetzt einläufſt, wirſt du nicht mehr die Geiſter der Liebe um dich verſammeln; verzerrte Bilder werden um dich ſtehen und gegenſeitig werdet ihr euch gräßlich aus euren Träumen aufſchreien! Deine Harfe haben ſie dir genommen, ohne ſie biſt du ſtumm, wie ſie ohne dich! Fahre wohl! bis der Tod dich über ſeine Eisfelder zu jenem Garten führt, wo du den feurigen Blüthenſtaub der ewigen Liebe finden wirſt!

So verließen wir denn endlich, nachdem wir für Weißen eine neue Flöte und zu ſeinem bequemen Fortkommen einen Klepper gekauft hatten, die Stadt Glasgow und zogen die Straße nach den Gebirgen. Unſer Weg führte uns an den Ruinen der Feſte Dunglas vorbei, und über die gewaltige alte Mauer des Agrikolo hinweg. Wir erhielten in manchem Schloſſe reiche Belohnung für unſer Spiel und ſahen endlich am dritten Tage nach unſerer Abreiſe von Glasgow die alten Gebirge des Hochlandes aus blauem Duft hervortreten. Es war ein düſterer, neblichter Tag und wir hatten einen ſehr bedeutenden Wald zu paſſiren, der immer noch kein Ende nehmen wollte, obgleich der Abend zu dämmern begann. „Nun," ſagte Meßling, „hoffentlich erhalten wir heute Nacht den allerdeutlichſten Begriff von Oſſians geprieſenen Heldenleben, denn wir werden wahrſcheinlich hier in der Wüſte bald die Feuer der Eichen anzünden und uns verdammt hungrig ins naſſe Gras dabei ſetzen müſſen!" — „Sehr richtig," entgegnete Müller, „wir führen auch alles Erforderliche zu dieſer Scene bei uns, ſowohl den Barden als auch ſogar den wunden Helden!" — „Nur leider fehlt die Muſchel," ſeufzte Weiße verdrießlich, dem ſeine Wunde ſchmerzte und der ſich am meiſten nach einer Herberge ſehnte. „Ich rathe dieſen Fußſteig einzuſchlagen," ſagte Kraker, „Fußſteige ſind kürzer als Fahrwege und dieſer ſcheint mir ziemlich ausgetreten!" Wir folgten ihm und gelangten auch in kurzer Zeit zu einer freien Ausſicht in ein enges Thal, wo wir in der Abenddämmerung ein groſſes Schloß einſam vor uns liegen ſahen, das ſeine dunklen alten Thürme wie ein Einſiedler ſeine Arme zum Himmel empor hob. Wir ſtiegen freudig in's Thal, auf das Schloß zueilend, wo wir für dieſe Nacht eine Herberge zu finden hofften. Allein es ſchien faſt wie unbewohnt, denn die Thore waren verſchloſſen und auf unſer beſcheidenes Klopfen gab uns niemand Antwort. Wir nahmen daher

unſere Inſtrumente zur Hand und ſtimmten ein lautes Allegro an. Bald hierauf öffnete ſich das Pförtchen; ein alter finſterer Mann ſah heraus, und da wir ihn ſehr wehmüthig um ein Nachtquartier baten, ſo willigte er ohne Bedenken ein und führte uns, wie es ſchien recht freudig, in das Schloß. Wir traten hier in einen Saal, der von einem Kaminfeuer ſchwach erhellt wurde. Der Alte hieß uns, es uns bequem zu machen, und ließ von ſeiner Frau einige Erfriſchungen auftragen. Er war ſehr geſchäftig und ſchleppte, da ihm Weiße ſeine Leiden geklagt hatte, mühſam ein Ruhebette mit dem alten Weibe herein, worauf er den Kranken Platz zu nehmen bat. Wir wollten über unſere Zudringlichkeit Entſchuldigungen vorbringen, allein er ließ es dazu nicht kommen, ſondern verſicherte ſehr freundlich, daß es ihm recht erwünſcht ſey, wenn irgend jemand auf dieſem verlaſſenen Schloſſe einmal einkehre und ihm von der Welt da draußen Nachricht bringe. Er verließ uns hierauf, um die Abendmahlzeit und ein Zimmer zu unſerem Nachtlager zu beſorgen. „Deine Wege, die du uns führeſt, ſind die beſten!“ ſagte Weiße, der ſich gemächlich auf das Ruhebette hingeſtreckt hatte, zu Krakern; „ich werde ihnen ferner folgen und vertraue mich von heute an deiner Naſe!“ Müller ſtimmte ihm bei; Meßling hingegen wollte in dem Betragen des alten Mannes etwas höchſt Widriges gefunden haben. „Entweder,“ ſagte er, „haben wir alle Urſache, uns vor dem alten Kerl in Acht zu nehmen, oder er iſt froh, daß unſere Erſcheinung die wahrſcheinlich nicht angenehme Unterhaltung mit ſeinem Gewiſſen einmal unterbricht!“ Ich war auch im Stillen dieſer Meinung, denn die emſige Dienſtfertigkeit des Alten und ſein freundlich ſcheues Betragen hatten auch für mich etwas höchſt Widerwärtiges.

An den Wänden des Saals hingen mehrere Gemälde. Zwei davon feſſelten vorzüglich meine Aufmerkſamkeit. Auf dem erſten war Oſſian vorgeſtellt, wie er am Stamme einer Eiche ruht und Malvina ihm von den Tagen vorſingt, die nicht mehr ſind. Neben dem Bilde hing eine Harfe, deren Saiten faſt alle zerriſſen waren. Dieß Bild machte in dieſer Zuſammenſtellung einen beſondern Eindruck auf mich, denn mir war es, als ſehe ich Oſſians Harfe einſam in Selma's verlaſſener Halle hängen. Das zweite Bild ſtellte einen jungen Mann in der Kleidung eines engliſchen Seeofficiers vor. Es war ein ſchönes Geſicht voll Lieblichkeit und Kraft, und ich konnte meine Blicke von dieſen Zügen gar nicht wegwenden, die mir, ich wußte nicht warum, ſo vertraut ſchienen. Unſer alter Wirth trat eben wieder herein, den Tiſch zu decken, und da ich ihn fragte: was dieſes Gemälde vorſtelle? ſagte er: „Ach fragen Sie nicht, das Bild hat ſonſt nicht hier gehangen!“ Wir ſetzten uns zur Abendmahlzeit, der Alte

und seine Frau warteten uns auf. Die Kost war schmackhaft zubereitet, guten Appetit hatten wir mitgebracht, und die Freuden der Tafel stimmten uns sehr heiter. Daß unser alter Wirth der Besitzer dieses Schlosses nicht sey, schien uns außer Zweifel und wir beschlossen, ihn nach der Mahlzeit ordentlich in's Verhör zu nehmen. Indeß wir uns nun in unserer Muttersprache unterhielten, schien er sehr aufmerksam zuzuhören und wendete sich oft ab, indem er mit der Hand nach den Augen fuhr, als wollte er eine Thräne zerdrücken. Nach aufgehobener Tafel frug uns der Alte: ob wir vielleicht eine Bowle Punsch zu trinken Lust hätten? Dieß Anerbieten war uns in jeder Hinsicht willkommen, denn wir hofften zugleich bei einem Glase dem Alten näher rücken zu können, und als er nun hierauf den dampfenden Punschnapf hereinbrachte, setzten wir einen Tisch an den Kamin, und nöthigten ihn in unserer Mitte Platz zu nehmen. Er that es ohne Weigerung und indem er uns fleißig die Gläser vollschenkte und sich selbst dabei auch nicht vergaß, erboten wir uns, ihm recht viel Lustiges von der Welt und unserer Reise aufzutischen, wenn er uns dagegen auch wieder recht vieles von sich und seiner Einsamkeit erzählen wolle. „Ach!“ sagte er seufzend, „Sie könnten mir vielleicht von manchem Nachricht bringen, was mein Herz sich zu hören sehnt, denn, nicht wahr, Sie sind Deutsche? Ich habe Sie an Ihrer Sprache erkannt, die ich ehedem auch verstanden.“ Wir bezeugten unsere Verwunderung darüber, wie er dazu gekommen sey? Er aber fuhr fort und fragte: „Ist Ihnen in Deutschland nicht die Familie der Freiherrn von Nordorfe bekannt?“ Ich bejahete es, mit dem Zusatz, daß so viel ich wisse, diese Familie in England Verwandte haben müsse. „Ganz recht!“ sagte der Alte; „Sie sind, meine Herren,“ setzte er wehmüthig hinzu, „hier in einem Hause, in welchem, so verödet es Ihnen auch jetzt vorkommen mag, mehrere brave Frauen aus dieser Familie gelebt und vielen Segen um sich her verbreitet haben!“ Wir hielten unsere Neugier nun nicht länger zurück und drangen in den Alten, uns mit der Geschichte dieses Schlosses und seiner ehemaligen Bewohner vertraut zu machen. Der Alte ließ sich nicht lange bitten, ja er schien es ängstlich gern vom Herzen los seyn zu wollen und hob folgendergestalt an:

„Unter dem großen Feldherrn Marlborough waren viele vornehme Engländer und Schotten mit nach Deutschland gezogen, um an seinen Siegen und seinem Ruhme Theil zu nehmen. Auch der reiche Graf Mac Alva aus Schottland, der Besitzer dieses und vieler anderer Schlösser, zog mit ihm. Er ward Marlboroughs Freund und focht alle seine Schlachten mit. Dieser Graf Mac Alva wurde in Deutschland in dem Hause der

Freiherrn v. Norderose bekannt, und verliebte sich allda in ein wunderschönes Fräulein dieser Familie, mit Namen Anna. Auch das Fräulein gewann ihn von Herzen lieb, dergestalt, daß sie sich entschloß, dem Grafen ihre Hand zu geben, ihm zu Liebe Vaterland und Verwandte zu verlassen, und mit ihm über das Meer in die waldigen Gebirge von Schottland zu ziehen. Auf diesem Schlosse haben sie in Liebe und Eintracht lange Jahre gelebt, und die deutsche Hausfrau hat so viel Segen in die Familie gebracht, daß seitdem von den Grafen Mac Alva die deutsche Verwandtschaft in großen Ehren gehalten wurde. Die Enkel dieses Ehepaars, die Grafen Richard und Eduard, theilten sich brüderlich in die Besitzungen ihrer Voreltern, und da ihnen von Seiten der Großmutter eine bedeutende Erbschaft in Deutschland zugefallen war, so beschlossen die beiden reiselustigen Herren selbst derthin überzuschiffen und ihre Erbschaft selbst in Empfang zu nehmen. Ich war mit den beiden Grafen auferzogen worden; sie hielten große Stücke auf mich und ich mußte sie auf dieser Reise begleiten. Es gefiel uns sehr wohl in Deutschland, wir wurden prächtig aufgenommen und machten gute Geschäfte; doch wie es dem Großvater ergangen war, so geschah es auch den beiden jüngern Grafen; ihre Herzen hingen sich an zwei liebenswürdige Schwestern aus der Familie Norderose und sie kehrten ebenfalls mit deutschen Gemahlinnen auf ihre Schlösser zurück. Diese Burg war dem Grafen Richard in der Erbtheilung zugefallen. Er bezog sie mit seiner Gemahlin, indeß sein Bruder, um ihm nahe zu seyn, sich ein Schloß zu seinem Aufenthalte wählte, welches nur durch einen großen See von diesem hier getrennt wird, so daß ich Ihnen, wenn es Tag wäre, die Thürme jenes Schlosses hier aus diesen Fenstern zeigen wollte. Beide Grafen lebten hier mit ihren deutschen Frauen viele Jahre in Glück und Frieden. Ich selbst war in den Diensten des Grafen Eduard geblieben, der ein sehr lebenslustiger Herr war und meiner wohl mehr bedurfte, als der häusliche verständige Graf Richard. Meinem Herrn wurden zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter geboren; der Sohn erhielt den Namen des Vaters, Eduard, und die Tochter wurde Fiona geheißen; dem Grafen Richard gebar seine Gemahlin auch einen Sohn, den man auch nach dem Vater, Richard, nannte; da aber mehrere Jahre nachher der Himmel ihm noch ein zweites Kind schenken wollte, starb die Mutter an einer zu frühzeitigen Niederkunft. Das brachte nun viel Trauer und Kummer in die Familie und Graf Richard hatte nach diesem Verluste für nichts mehr Sinn, als für die Erziehung der drei Kinder, die gesund und froh, wie die Rehe unserer Wälder und gut und schön wie die Engel waren. Am liebsten mochten sie auch hier bei ihm

auf diesem Schlesse seyn. Bald übte er die Knaben in allen körperlichen Gewandtheiten, bald lehrte er allen dreien die alten Volkslieder Ossians zur Harfe singen, die er selbst meisterhaft zu spielen verstand, bald erzählte er ihnen große Begebenheiten aus der Geschichte und erklärte ihnen die alten Familienschildereien, die hier im Schlesse hängen. Ich war fast immer ein Zeuge dieses väterlichen Unterrichts; ich hatte meine Schuljahre auch gut angewendet, und konnte auch oft mitsprechen; war auch in der Musik nicht unerfahren und auf der Flöte sehr geübt. Da mußte ich dann oft blasen, indeß der alte Graf auf seiner Harfe dazu spielte, und oft den Kindern die Lieder wiederholen, die der Vater ihnen vorgesungen, damit sie sie leichter erlernten. Täglich schiffte ich mit Eduard und Fionen auf einer Gondel über den See, dann stand der kleine Richard schon auf seinem Leuchtthurme am Ufer, den er sich von Tannenzweigen gebaut hatte, und wehte mit dem weißen Tuche und sang ihnen ein Lied entgegen und meine Kinderchen jauchzten ihm zu. Ach, wenn ich an jene Zeit voll Glück und Freude zurück denke, so möchte ich jetzt in der Nacht meines Kummers verzweifeln. So wuchsen sie dann in dieser Einsamkeit schön und kraftvoll heran. Richard hatte ganz seines Vaters Geist. Er lebte nur in der Liebe zu seinen Gespielen, wie sein Vater nur für andere lebte; seine größere Gewandtheit machte ihn bald in allen Wissenschaften zum Meister der übrigen, allein er blieb immer der demüthigste und bescheidenste und sehnte sich nie aus dieser Einsamkeit in die Welt. Es war eine Lust, ihn mit seiner schönen Stimme die schottischen Volkslieder zur Harfe singen zu hören, die er einzig vorzutragen wußte. Oft hörten die beiderseitigen Eltern mit Entzücken zu, und der Vater nannte ihn dann immer seinen kleinen Barden. Vor allen aber hing Richards Seele an Fionen, die auch ihm ganz ergeben war. Die Eltern freuten sich dieser aufkeimenden Liebe und ich hörte meinen Herrn oft sagen: „Der wird sich seine Frau nicht so weit über's Meer zu suchen brauchen, als wir!" Die beiden jungen Grafen waren nun 18 und Fiona 14 Jahre alt, als der alte Graf Richard starb. Der arme verlassene Sohn, der hier auf dem einsamen Schlosse so allein nicht bleiben konnte, zog hinüber zu uns. Dadurch wurde das Verhältniß der jungen Leute nur noch inniger. Sie waren nun ungetrennt bei einander und besuchten dieß alte Schloß nur bisweilen wie ein Heiligthum. Graf Richard hing seines Vaters Harfe hier im Saale neben dem Gemälde auf, das ihn sonst so oft begeistert hatte, und niemand durfte sie mehr berühren, um sie nicht zu entweihen. Dort hängt sie noch, ihre Saiten sind nun zerrissen! Er selbst spielte jetzt selten mehr auf seiner eignen Harfe, denn das Andenken des Vaters faßte

ihn zu gewaltsam, wenn er die bekannten Töne hörte. Dagegen war er mein eifriger Schüler auf der Flöte und bald genug mein Meister. Halbe Nächte saßen wir am See und blieben; oft sang Fiona zur Harfe und wir antworteten ihr aus einer Felsenschlucht, wie das Echo!"

Der Alte, dem die Augen voll Thränen standen, hielt plötzlich inne, und horchte auf.

„Was war das?" frug er erschrocken; „rufte mich nicht jemand bei Namen?" Wir hatten nichts gehört und er fuhr endlich fort: „Ein Jahr nach dem Tode des Grafen Richard besuchte uns ein weitläufiger Onkel, ein alter Schiffskapitän; er war ein rauher, aber sehr braver Mann, dem es in unserer Familie wohl gefiel, und den auch wir alle bald sehr lieb gewannen. Er machte meinen Herrn aufmerksam, daß es wohl hinlängliche Zeit sey, die beiden Jünglinge aus dieser Einöde in die Welt zu führen, und erbot sich ihnen durch seine Vermittelung ein gutes Unterkommen auf der englischen Flotte zu verschaffen. Dem Vater schien dieser Vorschlag willkommen und auch die jungen Leute stimmten mit ein, da ihnen der alte Kapitän das Seeleben so reizend geschildert hatte. Nur die Mutter, als ahne sie alles Unglück vorher, konnte sich nicht beruhigen, ob sie sich gleich in den Willen der Männer ergab. Sie ließ sich von einem geschickten Maler die Bildnisse ihrer Lieblinge fertigen und schenkte das Bild ihrer schönen Tochter dem jungen Graf Richard mit den Worten: „Mein Sohn, hänge dieß Bild in deinem Schlosse auf und kehrst du zurück, so trete davor hin und schaue ihm in die treuen lieben Augen; können sie dir keinen Vorwurf machen, so ist Fiona dein!"

„Richard hing das Bild in seinem Heiligthume, dem Kabinette seines Vaters auf, wo es noch befindlich ist. Jenes Gemälde aber dort, welches den jungen Mann in Seeuniform vorstellt, ist des Grafen Richard Conterfei." Nach einer langen Pause, in welcher er sein Schluchzen kaum unterdrücken konnte, fuhr er fort: „Beim Abschied gab Fiona ihrem Richard einen kostbaren Ring zum Angedenken, und so zogen denn die beiden jungen Männer mit dem alten Kapitän aus der Heimath fort, und wurden bald bei der Kriegsflotte als Officiere angestellt. Aber mit ihnen schien auch der Friede und das Glück hinweggezogen zu seyn. Die alte Gräfin grämte sich, kränkelte und starb kaum ein halbes Jahr darauf; der Graf aber, der nach dem Abschiede von seinen Söhnen und dem Tode seiner Gemahlin diese Oede nicht länger zu ertragen vermochte, zog mit seiner Tochter auf einige Zeit nach London. Er war zwar ein vortrefflicher Mann, aber er liebte die Welt, und in den Zerstreuungen der Hauptstadt mochte er wohl bald seinen Kummer vergessen haben, denn eine Emigrantin aus einer

vornehmen franzöſiſchen Familie machte dort ſogar einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr ſeine Hand anbot. Er war damals etwa ein Herr von 50 Jahren, aber noch geſund und ſtattlich, und ſie eine Dame von 25 Jahren, ſehr ſchön, aber arm, und ſo ward ſie denn mit Freuden die Gemahlin des reichen Grafen Mac Alva. Während deſſen war ich zur Verwaltung der großen Güter hier zurückgeblieben. Mit Schrecken vernahmen wir die neue Vermählung mit der Franzöſin. Ach es iſt nicht gut, ſich Frauen aus einem fremden Volk ins Haus zu führen; ſie verachten unſere Sitten und Gewohnheiten, und wenn auch die deutſchen Frauen viel Segen in dieſe Familie gebracht haben, ſo ſind ſie doch immer der erſte Anlaß, daß die Grafen Mac Alva gleichgültig gegen die Töchter des Landes wurden. Der Graf zog mit ſeiner jungen Gemahlin bei uns ein. Ein Feſt folgte dem andern und alles im ganzen Schloſſe wurde der Gräfin zu Liebe auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet. Ich mußte mit Kummer manches alte Theure wegwerfen und franzöſiſchen Tand dafür einführen ſehen. Auch an Gräfin Fionen zerrte die Stiefmutter herum, auch ſie ſollte ihr einfaches kindliches Weſen ändern; allein Fiona blieb ſich treu und ſagte ihr einmal: ſo wie ſie jetzt ſey, habe ſie Richard lieb gewonnen, und er ſolle ſie auch einſt ſo wiederfinden! Dieß erbitterte die ſtolze Frau, und ſie mochte wohl insgeheim den Wunſch faſſen, dieß Band aufzulöſen und ſich die völlige Herrſchaft eher zu verſchaffen, als die beiden jungen Grafen zurückkehrten. Von dieſen beiden letztern hatten wir gute Nachricht erhalten, es gefiel ihnen ſehr wohl zur See, und mit Muth gingen ſie dem Kriege entgegen, der zwiſchen England und Frankreich ausbrach. Endlich erſcholl die Poſt von der gewonnenen Schlacht bei Abukir. Alles jubelte, nur die Gräfin nicht, die, obſchon eine Emigrantin, dennoch nur an ihrer Nation hing. Da erfuhren wir, daß bei London mehrere Schiffe mit Gefangenen eingelaufen ſeyn ſollten, und der Graf, der ſich theils an dem Siege ſeiner Landsleute weiden, theils Nachricht von den beiden jungen Grafen einziehen wollte, beſchloß ſelbſt dorthin zu reiſen. Die Gräfin ſchützte Krankheit vor, um zurück zu bleiben, weil ihr der Anblick jenes Triumphes nur ſchmerzlich ſeyn müßte; Fiona hingegen beſchwor den Vater ſie mitzunehmen, denn ſie wollte ſelbſt nach Bruder und Geliebten fragen. Man reiſete ab. Wenig Tage nachher erſchien eines Abends ein junger franzöſiſcher Officier und fragte nach dem Grafen. Er wurde der Gräfin gemeldet, und auf ihren Befehl ſogleich zu ihr geführt. Nach einer langen Unterredung mit ihm wurden für den jungen Mann Zimmer im Schloſſe eingerichtet. Er blieb hier, wie es hieß, die Ankunft des Grafen abzuwarten. Wir hörten denn, daß er bei

der Schlacht von einem unserer jungen Grafen zum Gefangenen gemacht worden sey, auf ihre Verwendung aber habe man ihm sein Ehrenwort abgenommen und ihm ihre Familienbesitzungen allhier zum Aufenthalt angewiesen.

„Die Gräfin war viel mit ihrem Landsmann zusammen und legte nach einigen Tagen Trauerkleider an, indem sie uns unter vielen Klagen erzählte, der französische Officier habe ihr endlich gestanden, daß Graf Richard in der Schlacht schwer verwundet worden, und dann wirklich gestorben sey. Welch ein allgemeiner Jammer verbreitete sich da! Wir hatten ihn ja vor allen so geliebt! Endlich kam der Graf mit seiner Tochter von London zurück. Er hatte vieles von der in der Schlacht bewiesenen Tapferkeit der beiden jungen Grafen vernommen, allein Graf Richards Namen wirklich auf der Liste der Schwerblessirten gefunden, und so traf ihn denn die Todesnachricht nicht unvorbereitet. Fionen aber kostete sie bald das Leben. Der alte Graf, als nächster Erbe, nahm nun Besitz von Richards Gütern. Er gewann den jungen Franzosen, der sich Marquis d'Arrignac nannte, bald sehr lieb, denn er hatte etwas sehr Gewandtes und Einschmeichelndes in seinem Wesen und war, wie es sich ergab, ein naher Verwandter der Gräfin. Auch Fionens Vertrauen wußte sich der Marquis zu erwerben, indem er ganz ihren Kummer zu theilen schien und ihr viel von Richard erzählte; wie er mit ihm gefochten und endlich von den Starken überwunden worden sey; wie er dann den späterhin Schwerblessirten als dessen Gefangener gepflegt habe, wie er sein Freund geworden, und jener endlich in seinen Armen verschieden sey. Er erwähnte oft, daß er noch kurz vor seinem Tode ihm den sprechendsten Beweis seiner Liebe gegeben habe. Da er aber jedesmal geheimnißvoll hier abbrach und Fiona endlich ihn beschwor, ihr alles zu entdecken, so zeigte er denn jenen Ring vor, den Richard beim Abschied von ihr erhalten hatte, und den der Sterbende ihr nun wieder mit der Bitte zurücksendete: seine Rechte auf ihre Hand dem Ueberbringer dieses Ringes einzuräumen. — Fiona erschrack wohl gewaltig, allein die Stiefmutter hielt Richards letzten Willen fest, und brachte auch den Vater leicht auf ihre Seite, der ihr ganz zu Willen leben mußte. Was sie für Künste angewendet haben, Fionen zu überreden, daß sie endlich ihre Zustimmung gab, ist mir unbekannt geblieben; genug, trotz der verweinten Augen der letztern wurde uns der Marquis, nachdem er noch nicht völlig ein Jahr anwesend war, als Bräutigam der jungen Gräfin vorgestellt. Er hatte sich durch sein kluges einnehmendes Betragen wirklich die Neigung aller Hausbewohner erworben, und da wir von ihm eine gute Behandlung erwarten

zu können glaubten, und Graf Richard einmal todt war, ſo waren die meiſten nicht unzufrieden mit dieſer Wahl. Ja ich ſelbſt wendete mich, da der alte Kaſtellan dieſes Schloſſes geſtorben war und der Marquis die Beſitzungen des Grafen Richard als Miterbe ſeiner Gemahlin erhalten ſollte, mit der Bitte um dieſe Stelle an ihn, denn ich ſehnte mich aus dem dortigen Lärmen in die Einſamkeit dieſes Schloſſes, wo alles noch unverändert geblieben war, und kannte mich mit den vielen franzöſiſchen Bedienten, die man angenommen hatte, nicht vertragen. Er faßte mich ſcharf ins Auge, und ſagte endlich: er ſey geneigt, mir meine Bitte zu erfüllen, wenn ich ihm ſchwören wolle, in allem was er mir auftragen würde, ihm treu und verſchwiegen zu ſeyn. — Ich hatte noch niemals geſchworen; allein ich dachte: was du als ehrlicher Kerl ſo zu halten gedenkſt, das kannſt du deinem künftigen Herrn auch zuſchwören, und ſo ließ er mich denn einen furchtbaren Eid ablegen und gab mir die hieſige Kaſtellanſtelle. Ich wohnte nun ſchon ſeit einigen Monaten von aller Welt geſchieden hier auf dieſem Schloſſe. Da trat der Marquis eines Tages mit verſtörtem Geſichte zu mir ins Zimmer. Er hieß meine Frau hinausgehen und als wir allein waren, ſagte er: „Alter, ich erinnere dich jetzt an deinen Eid! Graf Richard iſt nicht todt! ich habe Nachricht, daß er bald wieder hier eintreffen wird. Sobald er ankommt, gibſt du mir unverzüglich Nachricht, und ſagſt ihm von allem was vorgefallen, kein Wort: ich werde dann ſelbſt herbei eilen, die Mißverſtändniſſe zu löſen, es könnte ſonſt zu blutigen Auftritten kommen!“ — Ich war erſchrocken und verſprach alles. Es verſtrichen auch kaum ein paar Wochen, ſo traf Graf Richard in Begleitung eines einzigen Bedienten eines Abends ſpät hier ein. Ich zitterte vor Freuden ihn wieder zu ſehen; auch er freute ſich, mich auf dieſer Stelle zu finden; aber ich durfte nur ſpärliche Antwort auf ſeine vielen Fragen geben, und ſchlich umher wie das böſe Gewiſſen, dem geliebten Herrn immer ausweichend. Doch dachte ich wirklich Unglück zu verhüten, und gab dem Marquis ſchleunig die verlangte Nachricht. Kaum hatte ſich der Graf zur Ruhe auf ſein Zimmer begeben und mir befohlen, mit Anbruch des Tages die Gondel zur Ueberfahrt bereit zu halten, als der Marquis in Begleitung zweier Diener erſchien. Ich wollte ihm in das Zimmer des Grafen leuchten, allein er befahl mir, hier im Saale zu bleiben, weil er ihn allein ſprechen wolle. Ich blieb und hörte, wie der Graf auf ſeiner Flöte noch ſo ſchön phantaſirte; endlich ſchwieg die Flöte, gleich darauf fiel ein Schuß und der Marquis ſchrie um Hülfe; ich ſprang mit dem Lichte hinzu, der Marquis begegnete mir auf dem Gange, in der einen Hand die Flöte, in der andern das

abgeschossene Pistol und erzählte mir mit entsetztem Gesichte, daß, als er alle Mißverständnisse habe lösen wollen, er vom Grafen Richard und dessen Bedienten wüthend angefallen worden sey; er habe sich seiner Haut wehren müssen, seine Leute wären ihm beigesprungen, und so sey denn das Unglück geschehen. Als ich nun erschrocken in das Zimmer trang, fand ich den Grafen und seinen Bedienten todt in ihrem Blute liegen. Der Marquis machte mir die schrecklichsten Vorwürfe, daß ich den Grafen trotz seines Verbotes dennoch alles ausgeplaudert haben müsse, weshalb dieser, ohne ihn anzuhören, sogleich auf ihr eingedrungen sey. Meine heiligsten Versicherungen vom Gegentheil halfen nichts; der schreckliche Mann schob mir alle Schuld des vorgefallenen Unglücks zu, befahl mir aber bei meinem ihm geleisteten Eide und bei meinem Leben den ganzen Vorfall zu verschweigen und die Leichname unverzüglich in den Keller zu verscharren. Hierauf verließ er eilends das Schloß und ich blieb allein bei den Ermordeten."

„Horch! es ruft mich wieder!" sagte hier der Alte und fuhr auf. Auch uns war es als hätten wir deutlich rufen gehört. Wir sahen uns betroffen an, ein leiser Schauder überfiel uns, allein wir ließen den Alten seine Zeit und drangen in ihn, uns weiter zu erzählen. — „Der Marquis," fuhr er hierauf fort, „wußte nicht, daß seit einigen Tagen mein einziger Sohn mich besucht hatte, der in einem Handlungshause in London angestellt war, und bei seiner verhaßten Reise nach Deutschland von mir Abschied nehmen wollte. Diesen rief ich in der Angst herbei, er sollte mir die Leichname in den Keller schleppen helfen. Der Bediente war durch die Brust geschossen, der Graf aber hatte einen tiefen Hieb über den Kopf. Ach! als ich neben ihm niederkniete und mir die grauen Haare anrauste, ergriff mein Sohn ein Becken mit Wasser und wusch ihm das Blut aus dem schönen Gesicht; da sahen wir denn, daß noch Leben in dem geliebten Herrn war. Wir brachten ihn eilends auf ein Bett, verbanden die tiefe Wunde und wendeten alle nur erfindliche Mittel an, ihn wieder ins Leben zurückzubringen. Endlich schlug er die Augen wieder auf, allein er wußte nichts von sich. Doch nun ging eine neue Noth an, denn was sollten wir mit ihm anfangen? Hier konnten wir ihn nicht verbergen halten, er würde bald genug dem Marquis in die Hände gefallen seyn, und da wir den Grafen und seinen Bedienten ohne irgend eine Waffe am Boden liegend gefunden, der Marquis hingegen sogar Schießgewehr bei sich geführt hatte, so war hier an einem verfehlten Mord nicht mehr zu zweifeln und eben so wenig, daß der Marquis uns seine ganze Rache würde fühlen lassen, wenn wir das Leben des Grafen zu erhalten suchten.

Da hat dann endlich mein braver Sohn aus. Er hatte Wagen und Pferde bei sich, und ladete noch in dieser Nacht den halbtodten Grafen heimlich auf, indem er mir versprach, ihn nach Deutschland mitzunehmen, und ihn dort zu der Familie Neuterose zu bringen, von wo man denn mit mehrerer Sicherheit sich gegen den Marquis werde rüsten können. Er selbst wolle der Familie dort alles hinterbringen, wolle ihr mit Rath an die Hand gehen, und mich, seinen Vater, auf jede Weise sicher zu stellen suchen. — Da nun außer uns niemand hier im Schlosse wohnte, so wurde alles glücklich im Geheim ausgeführt, und indeß ich die Leiche des Bedienten in den Keller verscharrte, führte mein guter Sohn den Grafen, für den ich, was ich an Geld und Kostbarkeiten vorfand, mitgab, bewußtlos von hier fort. Die That blieb zwar von mir verschwiegen, allein der Himmel hat mich hart dafür gestraft. Mein Sohn erreichte die fremde Küste nicht. Er starb unterwegs! — Man hat mir seine Habseligkeiten zugesendet, wo aber der unglückliche Graf geblieben ist, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist er an seinen Wunden gestorben."

Der arme Alte weinte bitterlich. Wir alle saßen lange schweigend da. Endlich frug ich ihn, wo denn der Marquis jetzt lebe? denn mir fiel es doch auf, daß der Alte seine Zunge jetzt von dem Schwur entbunden zu glauben schien und uns so offen die ganze schreckliche Geschichte erzählt hatte. „Er hat seinen Lohn erhalten," antwortete er. „Graf Eduard kehrte unvermuthet zurück und da er seinen Richard nicht fand, den er längst hier glücklich glaubte, so verfolgte er mühsam dessen Spur und ließ sich nicht von dem Marquis täuschen, der vorbereitet genug dazu war. Da klärten sich denn bald seine Verbrechen auf, seine eigenen Leute zeugten gegen ihn, und auch mich zwang man vor Gericht meinen Schwur zu brechen, was mir Gott verzeihen wolle.

Graf Richard hatte nämlich den Marquis während der Seeschlacht zum Gefangenen gemacht und da er den Falschen, der sich in jedes Verhältniß zu schicken wußte, lieb gewonnen und ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, die Zeit seiner Gefangenschaft auf seinen Gütern zubringen zu dürfen, so hatte er ihn in Ermanglung eines Empfehlungsbriefes, den er wegen einer schweren Blessur am Arme nicht schreiben können, Fionens Ring zum besten Beglaubigungszeichen mitgegeben. Der Marquis mochte wohl nun auch gerade nicht mit jenen bösen Absichten hierher gekommen seyn, aber die Gräfin war die Schlange, die ihm die süßen Früchte zeigte, und er selbst konnte nicht widerstehen, und so hatte denn ein Verbrechen das andere geboren. Der alte Graf hatte sich nun von seiner Französin scheiden lassen und sie verstoßen. Der Marquis ist vor kurzem gerichtet

worden. Ach und mich geißelt das Gewissen und zählt mir unablässig alle Möglichkeiten vor, wie ich das Unglück vielleicht hätte verhüten können. Aber es ist nun vorbei!" —

„Und die arme Fiona?" frug ich.

„Ihr ist wohl! sie ist, wie ich gehört habe, gestern gestorben." „Man erzählt," fuhr er leiser fort, „sie habe auf einem einsamen Spaziergange kürzlich eine gräßliche Erscheinung gehabt. Der Schreck soll ihr die Besinnung geraubt haben und sie gestern in den furchtbarsten Fieberphantasien verschieden seyn!" — Wir alle schwiegen lange, ergriffen von dem Jammer, der sich in diese Familie geworfen hatte. Kraker biß die Lippen auf einander und sagte: „Das Trauerspiel ist zu Ende! — Alter Graukopf, ich möchte hier nicht bei dir wohnen; gesegnet soll mir der Tag seyn, der uns wieder von hier fortleuchtet!" — „Ach!" sagte der Alte weinend, „Sie würden nicht so hart seyn, wenn Sie wüßten, wie mich das Schicksal bestraft; meinen Sohn hat es mir genommen, mein Gewissen hat es erweckt und, er sah sich schüchtern um, von den unversöhnten Geistern, derer die ich sonst so liebte, werde ich nun verfolgt!" — Wir hatten Mitleid mit ihm und suchten ihm Trost einzusprechen; aber er rief: „Nein, nein! es sind nicht die Gestalten meiner Phantasie, die mich verfolgen, ich weiß das gut zu unterscheiden. Es hat mir sonst oft so geschienen, als grinsten mich die alten Bilder an und drohten mir, als hörte ich die Harfe dort tönen. Da konnte ich mir dann wohl zur Beruhigung sagen: die Bilder sind todt, die Harfe ist stumm! — Allein," fuhr er leiser fort, „vor etwa acht Tagen fing es an in der Nacht mich bei Namen zu rufen; dann blieb es einige Tage aus, aber haben Sie es vorhin nicht wieder vernommen? Meine Frau sagt, es wäre ein gutes Zeichen, denn ich würde nun wohl bald ausgespannt werden von meiner Angst. Ach! ich habe wohl Gott im Stillen gedankt, wie Sie heute in das Schloß eintraten und ich einmal wieder die liebe Musik hörte!"

Die Lage des armen alten Mannes erschien nun schrecklich. Wir suchten das Gespräch auf etwas anderes zu leiten und baten ihn, uns die Familiengemälde im Saale zu erklären. Er that es, aber alles führte ihn auf seine traurige Geschichte zurück. Bei dem Bilde des Grafen Richard erzählte er: es habe sonst in jenem andern Schlosse in Gräfin Fionens Zimmer gehangen, der Marquis habe es aber hierher geschickt und so sey es denn von ihm hier neben der alten Harfe aufgehangen worden. „Wo aber ist das Bild der Gräfin?" fragte Müller. „Es hängt, wie ich Ihnen schon gesagt, im Kabinette des Grafen," antwortete der Alte. Wir baten ihn uns dorthin zu führen. „Ach!" sagte

er, „ich gehe nicht gern in dieß Zimmer, am wenigsten des Abends, denn dort wurde der Graf ermordet! Alles steht und liegt noch so da, wie bei seinem Tode, die Uniform mit Hut und Degen liegen noch auf dem Sopha, die Blutflecken kleben wohl noch auf den Dielen! Es ist auch schon spät in der Nacht!“ Unsere Neugier war aber einmal gespannt, wir redeten dem Alten Muth ein, und indem wir ihm die Kerzen aufdrangen, versicherten wir ihm lächelnd, daß sechs Männern wohl schwerlich auf einmal ein Geist erscheinen würde. Er gab endlich nach, leuchtete uns durch mehrere große finstere Zimmer, öffnete die Thüre des Kabinets und ging mit dem Lichte zuerst hinein und wir ihm nach. Aber in dem Augenblicke stürzte er auch mit einem gräßlichen Angstgeschrei zu Boden, denn lang und bleich stand der Graf mitten im Kabinette in voller Seeuniform vor uns — —

Bei dem Falle des Alten waren beide Lichter ausgelöscht, wir befanden uns in der schaudervollen Dunkelheit allein und ich muß mit Schaam gestehen, daß die wahre kindische Gespensterfurcht mir die Zähne zusammenschlug. Wir reichten uns die Hände und riefen einigemal laut. Endlich sahen wir die alte Frau mit Licht kommen. Im Kabinette war weiter nichts zu sehen. Wir hatten Mühe den Alten in den Saal zurück zu schleppen und blieben die grausenvolle Nacht beisammen, bis der Morgen dämmerte. Ob uns nun gleich der alte Kastellan wehmüthig bat, ihn heut noch nicht zu verlassen, so rüsteten wir uns doch zur Abreise, denn uns graute in dieser blutbefleckten Burg länger zu verweilen. Als er nun sah, daß wir uns nicht halten ließen, so bat er uns gutherzig, doch auch jenes Schloß des Grafen Eduard Mac Alva zu besuchen, dessen Thürme er uns jenseits des großen Sees, so eben im Morgenroth vergoldet, zeigte. „Sie kommen zwar dort zu einem Leichenbegängniß zu recht,“ sagte er, allein ich weiß, welchen Trost Sie durch ihre Musik den unglücklichen beiden Grafen bringen werden.

Wir versprachen es, denn wir hatten es schon früher so unter uns beschlossen, nahmen von dem Alten Abschied und zogen in der Kühle des schönen Morgens von dannen. Da wir uns der alten morschen Gondel, die am diesseitigen Ufer befindlich war, nicht anvertrauen wollten, so mußten wir einen ziemlichen Umweg machen, der uns am waldigen Ufer hinführte. Der Tag war sehr heiß und schwül und ferne Gewitter ließen sich hören. Wir hielten unsere Mittagsmahlzeit von den Lebensmitteln, die uns der alte Kastellan reichlich mitgegeben hatte, an einer schattigen Stelle, die uns eine freie Aussicht über den See gewährte, so daß wir die beiden alten Schlösser sehen konnten, die einander jetzt trauernd

gegenüber standen. Die Vorgänge der letzten Nacht, die uns wie ein Traum und unbegreiflich erschienen, machten einzig unsere Unterhaltung aus. „Eigentlich," sagte Müller, „haben wir als fahrende Ritter unser Abenteuer schlecht bestanden, denn statt die Geister zu bannen, haben wir uns wie die Kinder davor gefürchtet und sind davon gelaufen! — Wir übrigen wollten diesen Vorwurf nicht auf uns sitzen lassen und Meßling sagte endlich: „Ich wollte, ich wäre der Held, der ein Abenteuer gegen das böse Gewissen und gegen den Tod bestehen könnte, die hier die Hauptgeister sind."

Der Abend war schon angebrochen, als wir endlich an den großen Schloßgarten kamen, der sich bis an den See hin erstreckte. Durch einen langen dunklen Baumgang gelangten wir an einen Pavillon, dessen Fenster schwach erleuchtet waren. Die Thüre stand halb offen und wir traten leise hinein. Der Saal war schwarz ausgehangen, in der Mitte stand ein offener Sarg; eine große silberne Ampel brannte zu dessen Häupten und goß ihren Schein über eine weibliche Gestalt aus, deren schönes jugendliches Antlitz der Tod mit seinem Schnee überzogen hatte.

Im Hintergrunde des Saals saß ein schwarz gekleideter Mann, den Kopf auf die Brust gesenkt. Wir standen lange im innersten bewegt, denn wir wußten wohl, daß Fiona hier vor uns schlief. Endlich sagte Müller leise zu mir: „Nimm doch deine Laute zur Hand!" Ich folgte, setzte mich still neben den Sarg und recitirte die schönen, hier so passenden Ossian'schen Worte:

„Wann wirst in deiner Schöne du erwachen?
Du Lieblichstes der Mädchen dieser Flur!
Des Grabes Schlaf ist tief! Dein Morgen fern!
Die Sonne tritt zu deinem Lager hin,
Und ruft: wach auf! erwache doch Fiona!
Am grünen Hügel säuselt Frühlingsluft —
Es nicken Blumen mit den duft'gen Häuptern —
Es wogt der Wald mit zartem Knospenlaub!
Zurück, o Sonne! Still, o Frühlingsruf!
Fiona schläft — und nimmer kehrt sie wieder!"

Indeß ich sang, hatten meine Freunde sich in den dunklen Baumgang zurückgezogen und antworteten mir mit ihren Instrumenten, wie das Echo in Harmonie. Der schwarz gekleidete Mann war aufgestanden und näherte sich mir ernst: „Was zieht euch her in dieses Trauerhaus?" fragte er sanft,

wir ſind ſo arm an Freude, daß wir jeden warnen ſollten, der ſich uns naht!" — —

„Wir kennen euren Kummer," entgegnete ich; „in jenem verlaſſenen Schloſſe dort überm See haben wir übernachtet, allein wir gedachten euch zum Troſt eure alte Freundin, die Muſik, herzuführen." — „Nun dann ſeyd mir herzlich willkommen!" ſagte er und reichte mir und meinen Freunden, die herzugetreten waren, die Hand; „ich frage euch nicht, wer ihr ſeyd, denn einem zerriſſenen Herzen iſt jeder Theilnehmende verwandt!" Es war der junge Graf Eduard. Er führte uns, nachdem er die Thüre des Saals verſchloſſen, in den Garten zu einer Laube, die auf einem Felſen dicht am Ufer des Sees ſtand. Der Mond war aufgegangen und ſpiegelte ſich in den Fluthen zu unſern Füßen, und ferne Blitze ſpielten wie feurige Schlangen am Horizont. Der junge Graf ließ ſeinen Vater herbeirufen und einige Erfriſchungen in die Laube bringen, indeß wir ein ernſtes Adagio anſtimmten, das über den See hinfloß und die alten lange ſchweigenden Stimmen des Felſenufers wieder erweckte. — Eduard verhüllte während der Muſik das Geſicht und weinte ſtill. „Ach," rief er aus, als wir geſchloſſen hatten, „dieſer See war ſonſt von Tönen belebt, hier wohnte ſonſt ein ſtilles unausſprechliches Glück. Nur Menſchen haben es zertrümmert. O! fahrt fort zu blaſen, eure Töne geben mir ſüße Erinnerungen und Thränen! — Wir folgten ſeiner Aufforderung und ſtimmten ein altes einfaches Volkslied aus Moll an, das er zu hören wünſchte; aber kaum hatten wir die Melodie vollendet, als ſie fernher wie vom Echo in einem Flötenton deutlich wiederholt wurde. „O! welch ein herrliches Echo!" ſagte Müller. „Nein!" rief der Graf, „das iſt meines Richards Geiſterſtimme, ich kenne ſeine Töne, ſo blies er oft dieß herrliche Lied. Ja, ſein Geiſt verkündet mir jetzt die Vereinigung mit Fienen und ſeine Nähe! — Eben trat der alte Graf in die Laube. Sein Sohn ſtellte uns ihm als die Landsleute ſeiner Mutter vor, und als er mit ſchmerzlicher Begeiſterung ihm das Vorgefallene erzählen wollte, fing die Flöte aus der Ferne noch einmal an das alte ſchöne Lied zu ſingen. „O! du ſüße geliebte Stimme," rief Eduard, „kannſt du nicht deutlicher zu mir ſprechen;" aber der Vater bebte zuſammen und ſagte raſch: „Laßt uns ins Schloß gehen! die Geiſter haben ihre Wohnung hier aufgeſchlagen; ihre Erſcheinung hat ſchon meine Tochter getödtet und wenn ſie mich nicht bald zu ſich ziehen, ſo rauben ſie mir das letzte bischen Verſtand!" — Er führte uns ernſt aus der Laube fort und an dem Pavillon vorüber. — Graf Eduard wollte wieder zu ſeiner Leichenwache zurückkehren, aber der Vater bat ihn ſo väterlich, doch dieſe Nacht davon abzuſtehen; er habe ja nun

ſchon zwei Nächte gewacht und ſolle ſich doch ſchonen und ſich ihm erhalten. Aber Eduard zögerte und wollte die wenigen Augenblicke nicht hergeben, wo es ihm noch vergönnt war, die geliebte Schweſter zu ſehen, deren Tod ſeine Seele immer noch nicht faſſen konnte! Doch der alte Vater bat ſo dringend, daß auch wir mit einſtimmten und Meßling und ich uns erboten, ſtatt ſeiner die Nacht bei der Leiche zuzubringen; da gab denn Eduard nach und nachdem wir im Schloſſe zu Abend geſpeiſt hatten, ging ich mit Meßling nach dem Pavillon zu unſerer Leichenwache.

Wir verhehlten uns gegenſeitig nicht, daß unſere Herzen unruhig ſchlugen, denn die Ereigniſſe dieſer Tage hätten wohl feſtere Nerven angeſpannt und den Geiſterglauben der Kindheit in kälteren Seelen wieder erweckt. Allein das Anſchauen der tiefen heiligen Ruhe, in der Fiona vor uns ſchlief, ihre unausſprechlich reizenden Züge, in denen die Wonne des längſt erſehnten letzten Augenblicks, oder das Lächeln eines ſüßen Traums ſich malte, beruhigte auch uns bald wieder, und wir brachten einen Theil der Nacht in mancherlei ernſten Geſprächen zu.

Mittlerweile war das Gewitter immer näher herangezogen; ein gewaltiger Sturm faßte es jetzt und trieb es über den See. Der Himmel ſtand wie im Feuer, der Donner rollte faſt unaufhörlich. Plötzlich geſchah ein ſtarker Schlag! Bald darauf röthete ſich der Himmel; die Sturmglocke tönte, wir hörten Stimmen vom Schloſſe herkommen und endlich den Grafen rufen: „Auf! zur Hülfe über den See! die Richardsburg brennt.“ Aus unſern Fenſtern konnten wir ſehen, wie denn auch wirklich die Flamme aus einem Thurm des Schloſſes jenſeits des Sees aufſchlug. Mein ſonſt frommes Herz durchfuhr beim Anblick dieſer Scene ein vermeſſener Gedanke. „Bruder!“ rief ich und faßte Meßlings Hand, „ſiehſt du dort wohl das blinde Fatum wandeln, wie es unbarmherzig auch das Letzte niedertritt?“ — „Nicht doch,“ ſagte Meßling beruhigend, „die alte gute Mutter Natur ſchickt ihre Elemente, daß ſie die blutigen Spuren der Menſchen von der Erde abwiſchen ſollen, damit die kommenden Geſchlechter ſich nicht davor fürchten mögen!“ Das Gewitter trat immer näher und näher; Blitz und Schlag folgten immer enger auf einander; die Flammen der Feuersbrunſt rötheten immer blutiger die ſchwarzen Wände des Saals. Da hörten wir die Saalthüre ſich öffnen. Leiſe trat die bleiche Geſtalt des Grafen Richard, wie wir ſie geſtern Nachts auf jenem Schloſſe geſehen hatten, herein und nahte ſich langſam dem Sarge. Die Hände gefaltet, ſtarrte er lange die Leiche an; dann ſprach er ſanft: „Iſt denn das nun wieder das wirkliche Leben, was ich hier ſchaue? Hat mich deßhalb die Heimath vom Traume des Wahnſinns erwecken müſſen, damit ich

dich hier noch einmal wieder erkenne? O! meine Fiona," rief er und stürzte neben dem Sarge nieder, umschlang die starre Geliebte und drückte heiße Küsse auf ihre kalten Lippen. Wir hatten gleich bei den ersten Worten seiner tonvollen Stimme in dem Grafen unsern ehemals wahnsinnigen Freund, den Harfner erkannt. Doch wie er die Geliebte umfaßte, geschah ein furchtbar naher Donnerschlag und eine alte hohe Tanne stürzte vom Blitz zerschmettert neben dem Gartenhause krachend zu Boden. Wir waren betäubt, selbst der Graf war aufgesprungen. Doch wie das Kind, wenn es die Mutter weckt, sich lächelnd aus dem süßen Morgenschlaf nicht finden kann, so richtete sich langsam auch Fiona empor und schlug die Augen auf und fragte: „Wer ruft mich denn?" — „Der Herr des Todes!" sagte Meßling und wir sanken still auf unsere Knie, und als wir uns wieder erkannt hatten, einander alle in die Arme.

O, ihr Himmelsaugenblicke! O du heiliges Fest der Auferstehung und des Wiedersehens! mein Auge hat euch hienieden geschaut; Herr des Todes! wann auch wir einst den Wahnsinn der Leidenschaften und des Jammers von uns werfen, wenn des Frühlings Gewitter deines ewigen Morgens uns einst den Staub von den langgeschlossenen Wimpern weht, laß mich dann auch die geliebte Brust wieder finden, daß ich mitten in deiner unendlichen Wonne doch nur an sie sinken mag! —

Der Morgen eilte den Tag in Osten herauf zu führen. Das Feuer in der Burg war gelöscht. Die beiden Grafen kehrten über den See zurück. Wir führten ihnen die wieder aufgestandenen Geliebten entgegen. „Siehst du noch das blinde Fatum wandeln?" fragte mich Meßling sanft. „Nein," rief ich freudig, „ich habe das Auge erkannt, das über uns wacht!"

Die Braut von sechs Jahrhunderten.

Nicht lange darauf, als der Tod dem Papst Hadrian IV. die Tiara abgenommen, und der deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa gegen den Nachfolger desselben, Alexander III. einen blutigen Streit erhoben hatte, war im Jahre 1173 die Pest in Venedig ausgebrochen. Diese Republik stand damals auf einer so hohen Stufe des Ansehens und der Macht, daß es dem Kaiser Friedrich keineswegs gleichgültig war, daß sie sich zu Gunsten des Papstes Alexander gegen ihn erklärt hatte. In mehreren Gefechten gegen seine Bundesgenossen war sie jedesmal die Siegerin geblieben; sie hatte sogar den Patriarchen Ulrich von Aquileja, der auf Anstiften des Kaisers einen Angriff auf sie gewagt, in Grado nebst zwölf seiner Chorherren gefangen genommen, und ihm nur unter der schimpflichen Bedingung seine Freiheit wieder geschenkt, daß er statt seiner und der zwölf Chorherren einen jährlichen Tribut von einem Ochsen und zwölf Schweinen entrichten mußte.

So zu einer mächtigen Feindin des deutschen Kaisers geworden, zog sie auch die eifersüchtigen Blicke des Königs Manuel von Konstantinopel auf sich, der es mit Mißvergnügen bemerkte, wie sie im Zunehmen ihrer Kraft bis jenseits des schwarzen Meeres, ja sogar bis an die äußersten Grenzen des Palus-Mäotis ihre Niederlassungen erstreckte.

Diesen Zeitpunkt, in welchem Venedig schon in einen bedeutenden Krieg verwickelt war, hielt der Kaiser Manuel zur Demüthigung dieser mächtigen Republik für den günstigsten, und um ihn nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, gab er in allen seinen Häfen den Befehl, die venetianischen Schiffe wegzunehmen und die Hauptstädte Dalmatiens zu erobern.

Aber die Venetianer verloren nicht den Muth und fühlten sich stark genug, es mit zwei Kaisern zugleich aufzunehmen. Sie beschlossen, für ihren Ruhm und ihre Freiheit zu fechten, und bemannten in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten eine Flotte von hundert Galeeren und zwanzig kleinen Fahrzeugen. Der damalige Doge, Vitale Micheli, stellte sich selbst an die Spitze dieser Macht, und nachdem er die Städte Ragusa und Spalatro im Fluge gewonnen hatte, segelte er kampflustig dem Hellespont zu.

Diese rasche und kräftige Maßregel setzte den Kaiser Manuel in Erstaunen und Furcht. Er eilte dem siegreichen Doge den Statthalter von Negroponte entgegen zu schicken, der in seinem Namen alle Schuld des frühern Angriffs auf ein Mißverständniß schieben und jede Genugthuung versprechen mußte. Der Doge stellte hierauf die Feindseligkeiten ein, und indeß er, dem Antrage des Kaisers gemäß, zwei Gesandte nach Konstantinopel schickte, die über den Frieden unterhandeln sollten, legte er sich selbst mit seiner Flotte bei der Marmorinsel Scio vor Anker, um hier den Abschluß des Friedens zu erwarten.

Sebastiano Ziani und Orio Malapiero hießen die beiden Venetianer, denen diese Gesandtschaft übertragen wurde. Sie waren aus den edelsten Geschlechtern ihres Vaterlandes entsprossen, und ob sie gleich erst im männlichen Blüthenalter standen, so vertraute man doch diese wichtige Angelegenheit ihrem Muthe und ihrer Weisheit an. Der Kaiser Manuel ließ die Abgesandten mit dem größten Pomp empfangen, und nahm sie wie ein paar Freunde an seinem Hofe auf. Er lächelte, als er die beiden schönen jungen Männer sah, die gegen die Pracht seines Hofes gar sonderbar in ihrem schlichten Waffenschmuck abstachen, denn er glaubte mit einer Weisheit wohl fertig zu werden, unter deren Grundfeste noch ein heißes Blut seine raschen Pulse hinströmte.

Statt die Unterhandlungen beginnen zu lassen, folgte ein glänzendes Fest dem andern, und es schien, als wolle man den Frieden früher schon feiern, ehe er noch geschlossen war. Sebastiano Ziani verlor aber, trotz aller dieser noch nie gesehenen Herrlichkeiten, sein Ziel nicht aus den Augen, und ob ihn sein Gefährte, der sich in Konstantinopel sehr wohl gefiel, gleich von ernsten Zudringlichkeiten gegen den Kaiser zurückhielt, so mußte er es doch geschehen lassen, daß Ziani dem Doge von der augenscheinlich vorsätzlichen Zögerung des Kaisers und von ihrem zwecklosen Aufenthalt Nachricht gab, und sich Verhaltungsregeln erbat, indem er dem Doge kräftigere Maßregeln zu ergreifen rieth. Der vorsichtige Vitale aber, dem viel daran gelegen war, diesen Frieden ohne Schwertstreich zu erlangen,

und der den Kaiser Manuel deßhalb gern bei guter Stimmung erhalten wollte, verwies die Gesandten zur Geduld, und befahl ihnen alle Vorsicht an.

Endlich brachte man es bei dem Kaiser doch dahin, daß die Unterhandlungen wirklich ihren Anfang nahmen, wobei die beiden Gesandten so viel Gewicht auf den für ihr Vaterland günstigen Zeitpunkt zu legen wußten, daß Manuel, der sich nicht wenig vor dem an dem Thore des Hellesponts mit seiner Flotte vor Anker liegenden Doge fürchtete, auf alle ihre Forderungen einging. Der Friedensvertrag bedurfte jetzt nur noch der Unterzeichnung; aber dazu konnten es die beiden Venetianer nicht bringen. Der Kaiser bot alle Künste auf, sie zu zerstreuen, und selbst die Frauen in Konstantinopel, ihrer großen Schönheit sich bewußt, suchten die beiden Helden in gefährlichere Kämpfe zu verwickeln, in denen sie nicht Sieger bleiben sollten.

Malapiero's Herz konnte so vieler Schönheit nicht widerstehen, und glücklich in dem süßen Gefühle, das ihn zum erstenmal hier flüchtig beschlich, ließ er sich den längern Aufenthalt in Konstantinopel wohlgefallen. Nur an Ziani gingen alle Künste verloren, denn ein holdes Bild aus dem Vaterland ruhte, wie ein Talisman tief in seiner Seele, und ließ ihn ruhig und besonnen an allen diesen Klippen vorüber, nur auf sein Ziel lossteuern.

„Hast du dich im Hafen hier umgesehen?“ fragte er eines Tages seinen Freund; „hast du bemerkt, wie von Tage zu Tage der Wald der Masthäume wächst? Glaubst du nicht, man halte uns geflissentlich hier auf, um uns dann, hinlänglich gerüstet, mit unserm halbgeschlossenen Frieden höhnend abzuweisen?“

Malapiero theilte nicht Ziani's Besorgnisse. Da faßte dieser seine Hand und sagte: „Orio! ich weiß es, du hast eine Liebe hier gefunden, drum siehst du alles in schönern Farben um dich her. Aber das Vaterland gelte dir höher als die Liebe! — drum stehe fest und wanke nicht, denn es hat auf dich gebaut!“ — Malapiero schwieg erröthend. Da zog ihn Ziani sanft an sich und fuhr fort: „Für den Freund zu wachen, ist das heilige Befugniß der Freundschaft. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo du mir es vergelten kannst!“ Die Freunde sanken einander in die Arme und gingen alsbald zum Kaiser, dem sie nun ernst erklärten, daß sie, wenn der Friede nicht sofort unterzeichnet würde, diese absichtliche Verzögerung als eine neue Kriegserklärung ansehen und auf der Stelle abreisen würden. — Manuel suchte sie zwar zu beruhigen, allein er gab deutlich genug zu verstehen, daß er sie auf keine Weise jetzt werde

abreiſen laſſen, und wenn er ſie auch mit Gewalt zurückhalten ſollte! — Da ſäumten die Geſandten nicht länger, ſie ſchickten insgeheim einen Boten nach ihrer Flotte, ließen dem Doge ihre Lage eröffnen und ihn beſchwören, nun ohne weiteres auf Konſtantinopel loszugehen und mit Gewalt den Frieden zu erringen, wenn auch ihr eignes Leben dabei in Gefahr kommen ſollte.

Aber die Flotte blieb aus, und auch der Bote kehrte nicht wieder zurück.

Ziani ſchickte nun ſeinen alten vertrauten Waffenträger ab; er wußte, daß dieſer in einer ſichern Verkleidung glücklich aus dem Hafen abgeſchifft war, aber auch auf deſſen Rückkehr harrten ſie vergeblich. Dieß Ausbleiben und die Veränderung in des Kaiſers Betragen, der jetzt einen ſtolzen Ton gegen ſie angenommen hatte, ließ ſie einen böſen Ausgang ahnen.

Und ſie hatten Recht! — Vitale Michelis' Flotte war geſchlagen, war faſt vernichtet, und der Reſt von Scio entflohen; doch nicht durch menſchliche Gewalt.

Der Kaiſer Manuel hatte ſchlau genug alles berechnet, was ihm zu Gebote ſtand, dieſen läſtigen Feind ſich vom Halſe zu ſchaffen und den nachtheiligen Frieden zu erſparen; und da er berechnete, daß ſeine eigene Macht dazu nicht hinreichen werde, ſollte ihm die alte heilige Natur durch ihre geheimen, aber gewaltigen Kräfte zu ſeinem ſchändlichen Ziele verhelfen.

Er wußte, daß auf der kleinen Inſel Scio heiße, ungeſunde Lüfte wehten und ſah voraus, wenn die ganze feindliche Flotte dort vor Anker liege, und es ihm gelänge dieſe bedeutende Menſchenmaſſe längere Zeit auf dieſem kleinen Punkte feſt zu halten, daß unter dem venetianiſchen Heere bald genug Krankheiten ausbrechen müßten. Er hatte ſich nicht verrechnet. Die ſchrecklichſte aller menſchlichen Krankheiten, die Peſt, trat in furchtbarer Geſtalt unter ſie, und griff mit ihren Hyänenklauen ſo wüthend um ſich, daß von der ganzen ſchönen Flotte der hundertundzwanzig Fahrzeuge nur dreizehn ſchwachbemannte Galeeren endlich ihrer Wuth entflohen, und alle die tapferen Brüder auf dem Todtenfelde zurücklaſſend traurig und ohne Frieden der Heimath zueilten.

Der Kaiſer hielt nun nicht länger zurück und machte den beiden Geſandten das Schickſal ihrer Flotte bekannt. Er erklärte die Unterhandlungen für gänzlich abgebrochen, und rechnete ihnen die Erlaubniß, abreiſen zu dürfen, für eine beſondere Gnade an.

Aber hiermit war das Schickſal noch nicht zufrieden. Die Peſt hatte ſich mit den fliehenden Venetianern heimlich in ihre Fahrzeuge geſetzt, um mit ihnen wieder an das Land zu ſteigen, denn kaum war Vitale mit dem

Reſt ſeiner Flotte in Venedig angelangt, als auch hier die Peſt wirklich ausbrach und mit furchtbarer Eile um ſich griff. Dieß war nun das unglückliche Jahr 1173.

Schon unterwegs erfuhren Ziani und Malapiero das traurige Schickſal ihrer Vaterſtadt. „Wir gehen einem ſchrecklichen Feinde entgegen!“ ſagte Malapiero; „dem wir nicht mit Muth und Kraft unſer Leben abkämpfen können!“

„Und doch müſſen wir ihm entgegen!“ rief Ziani; „das Schickſal hat die Zahl ſeiner Opfer wohl beſtimmt, wir müſſen uns ihm zur Wahl ſtellen, vielleicht verſchont es andere theurere Leben!“

Seine ſtarke Bruſt ſchlug unnennbar bang und hoch, als er dieſe Worte ſprach, denn er kannte eine lieblich aufblühende Knospe, für deren Frühlingsleben er gern das ſeinige hingegeben hätte.

Als man ſich nämlich zu dem Kriege gegen Konſtantinopel eilig gerüſtet und jeder Einzelne alle ſeine Kräfte willig dazu aufgeboten hatte, war Ziani eines Tages mit einem neuen, von ihm ſelbſt ausgerüſteten Fahrzeuge, weiter hinaus ins Meer geſchifft, um die junge noch unkundige Mannſchaft auf der See zu üben. Hier ward er von einem Sturme überfallen, und ſuchte nicht ohne Gefahr endlich in der Bucht einer der kleinen, im Golfo liegenden Inſeln Schutz. Nicht fern von ſeinem Landungsplatze ſah er ein Mädchen einſam am Ufer ſitzen, das mit einem weißen Tuche wehte, und vernahm, als er ſich ihr näherte, wie ſie mit reiner, lauter Stimme in den Sturm hinaus ſang, der in ſeinem finſtern Grimme ihre Worte verwehen zu wollen ſchien. Sie ſprang ſchüchtern auf, als ſie den gewaffneten Mann plötzlich ſich zur Seite erblickte, und erzählte ihm auf ſein Befragen: daß ihr Vater und Bruder, beide Fiſcher, ſich noch mit ihrem Nachen auf der See befänden, und ſie ihnen durch ihren Geſang das gewohnte Zeichen zur Landung habe geben wollen. „Da kommen ſie endlich!“ rief das Mädchen freudig. „Seht nur wie ſie mit den Wellen kämpfen!“ — Ziani erblickte einen Kahn, der ein Spielwerk der tobenden Wogen ſchien, deſſen kundige Führer aber dennoch die Inſel bald erreichten.

„Dießmal war der Sturm doch bald ſtärker als wir!“ ſagte der alte Fiſcher, als ſich die Tochter ihm mit rührender Freude an den Hals hing; „aber es iſt ihm nicht gelungen, uns die Beute wieder abzujagen; wir haben einen tüchtigen Fiſchzug gemacht!“ und hiermit befeſtigten die Männer den Kahn am Ufer, indeß das Mädchen aus einer im nahen Gebüſch gelegenen Hütte Körbe herbei holte, in welche man aus dem Kahn die Fiſche legte und ſie nach der Hütte trug.

„Ihr werdet heute Nacht hier verweilen müſſen, edler Herr!“ ſagte der alte Fiſcher zu Ziani. „Euer Fahrzeug liegt in jener Bucht ſicher, und vor morgen früh wird der Sturm nicht aufhören. Laßt es euch bei uns gefallen; wir wohnen zwar auch nicht hier, dieſe Hütte gibt uns nur bei ſchnellem Unwetter Schutz; allein ſie iſt doch ſicher, und ungeſättigt ſollt ihr auch nicht von uns gehen!“

„O ja, ſchöner Mann!“ rief das Mädchen und ergriff ſeinen Arm; „bleibt hier und eßt von unſern Fiſchen, ich will ſie euch gar herrlich zubereiten.“

Ziani willigte ein und Pietro, der Bruder des Mädchens, wurde nach dem Fahrzeuge abgeſchickt, um der Mannſchaft dort die Befehle ihres Herrn zu überbringen, und ihnen einen Korb Fiſche hinzutragen.

Auf dem Herd der Hütte brannte bald ein luſtiges Feuer, und indeß die beiden Geſchwiſter die Mahlzeit bereiteten, ſetzte ſich Ziani mit dem Vater auf eine Ruhebank. Der alte Fiſcher hieß Bartholomeo Daponte und hatte früher alle ruhmvolle Kriege der Republik mitgefochten. Mit Wunden bedeckt war er endlich zu ſeinem Fiſcherhandwerk zurückgekehrt, denn „das Seewaſſer heilt!“ ſprach er, und hatte ſpät noch geheirathet; ſeine blitzenden Augen aber ſchienen die grauen Locken noch nicht kennen zu wollen. Ziani hörte jedoch wenig auf des Alten Geſpräch, denn er vermochte ſeine Blicke nicht von der Tochter abzuwenden, die ihnen das Mahl zubereitete. Die ſchönen Formen ihrer Geſtalt, die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen, das blühende, freundliche Engelsgeſicht konnte er nicht genug bewundern, und im ſtillen dankte er dem Sturme, der draußen immer noch in ſeiner Wuth über die Hütte hinbrauſte.

Endlich trug Pietro die Schüſſel mit den ſchmackhaften Fiſchen auf. Giovanna nahm Ziani Helm und Schwert ab, ſetzte ſich traulich neben ihn, und indeß ſie mit kindlich frohen Scherzen und unbeſchreiblich lieblicher Gutmüthigkeit die Unterhaltung belebte, ließ ſie oft ihre großen, dunkeln Augen freundlich unbefangen auf dem ſchönen Krieger ruhen, und horchte aufmerkſam auf alle ſeine Worte. Aber ihre Blicke waren wie Frühlingsſonnenſtrahlen, die ſein Inneres ſanft erwärmten, als wollten ſie die zart verſchloſſenen Knospen endlich doch erwecken.

„Willſt du uns nicht das Lager bereiten, Giovanna?“ fragte der Vater, als man geſättigt war.

„Nein!“ ſagte ſie leichterröthend und bittend; „nein, Vater, laßt uns nicht ſchlafen; die Nacht iſt kurz, und wer würde denn bei dem Sturm einſchlafen können? Wir wollen lieber plaudern, wer weiß, wenn wir mit dem Fremden dort wieder ſprechen können!“

Ziani stimmte ihr bei; das Feuer auf dem Herde ward unterhalten, und indeß die beiden Geschwister an einem feinen Fischergarne arbeiteten, fing der Alte an, von seinen Kriegsthaten zu erzählen. Alle nahmen den lebhaftesten Antheil daran. Giovanna, die sie wohl oft schon gehört hatte, half dem Vater ein, wo er fehlte, und der junge Pietro sprang oft, sich vergessend, auf und ballte die Faust, als wolle er dem Vater zu Hülfe eilen, wenn er eben im harten Kampfe begriffen war.

Endlich, als der Alte eine Pause machte, forderte Ziani das Mädchen auf, ihnen ein Lied zu singen. „Ich habe deine reine Stimme schon gestern am Ufer vernommen!“ sagte er; „aber ich will viel ruhiger zuhören, als der Sturm!“ — Giovanna zögerte nicht, da ihr der Vater zuwinkte, und begann ein altes Fischerliedchen, welches also lautete:

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt über'm See die Fischerin,
Bei leiser Lüfte Wehen.
Wohl eilt der West ihr sehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie konnt' es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind
Die nackten Füßchen küssen!“
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füßen.

Sie netzt die Füßchen weich und warm
Und spricht: „Könnt' ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!“
Da faßt er stark sie beim Gewand,
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!“
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf, und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespürt,
Kann sie sich nicht mehr fassen.
Und eh der Wind es sich versieht,
Nimmt sie das Mädchen und entflieht,
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach — durchstört
Ihr Kleid in allen Falten.
Allein vergebens — denn sie weiß
Auf tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.

„Armer Sturm! glückliche Welle!“ sagte Ziani leise.

„Nun, nur weiter!“ rief der Alte, „laßt uns die Fortsetzung des Liedes zusammen singen!“ Aber Giovanna schien ernst geworden, und obgleich auch Ziani bat, so wollte sie doch nicht mehr singen.

„Mögt ihr das Lied hören,“ sagte sie zu ihm, so laßt euch morgen in unserm Kahne überfahren; auf der See klingt es schöner.“

So verstrich die Nacht. Der Morgen brach an, und der Sturm hatte sich gelegt. Ziani ertheilte seinen Leuten den nöthigen Befehl zur Rückfahrt, und bestieg selbst den Fischerkahn. Der Himmel, an welchem der Tag eben aufstieg, war rein und klar; die See, auf welcher der Nachen hinfuhr, war eben wie ein Spiegel. Nur leichte Morgennebel zogen in weißen Streifen ihre unsichtbare Bahn an den Schiffenden vorüber. Pietro ruderte vorn, der Alte steuerte und Giovanna stand kühn auf der Spitze des Kahns, in ihrem leichten weißen Gewande, vom Morgenroth überstrahlt. Mitten auf dem Meere begannen sie das gestern versprochene Lied. Es war ein Wechselgesang. Pietro sang die Stimme des Jünglings, Giovanna die der Welle, der Vater die des Windes.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend steht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, hast nicht Eile!
Kühle dich in mir und weile,
Denn der Sturm ist ja verweht!

Der West.

Kommſt zu ſpät, kommſt zu ſpät! —

Der Jüngling.

Spät? — Drum ſchnell zu ihr hinüber!
Ach ſie ſeufzt wohl: komm mein Lieber!
Schaut ſich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Bienen leiſ' Geſumm.

Der West.

Sie iſt ſtumm! — Sie iſt ſtumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verſtehen.
Nur ihr Auge darf ich ſehen,
Wenn die Lippe gleich nicht ſpricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menſchlich Angeſicht?

Der Wind.

Trau ihr nicht! — Trau ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß dich fragen:
Bringſt du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife roſenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich ſelbſt empfangen
Als ich jüngſt auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie iſt todt! — Sie iſt todt! —

Und noch einmal kommt geſchritten
Sturm und eilt der Welle nach.
Faßt und theilt ſie in der Mitten,
Wühlt ſich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Rieſenhand,

Trotz des Kampfes mit den Wogen,
Zu dem Jüngling an den Strand.
Und, als hier des Jünglings Leben
An der kalten Bruſt vergeht —
Steht der Sturm als Weſt daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Man landete endlich in einem abgelegenen Theile Venedigs. Aus einer ärmlichen Hütte kam Daponte's Weib mit zwei kleineren Kindern ihnen froh entgegen, denn ſie hatten des Sturmes wegen große Sorge gehabt. Man trug die reiche Beute in das Haus, und Ziani wollte dem Alten ein Goldſtück für die Ueberfahrt in die Hand drücken. Allein Giovanna drang in den Vater, es nicht anzunehmen.

„Wenn ihr dem Vater das Goldſtück gebt," rief ſie halb erzürnt, „ſo wollt ihr mir wohl auch meine Lieder damit bezahlen?"

„Nein, wahrlich nicht!" ſagte Ziani; „aber willſt du kein Andenken von mir annehmen?"

„Ich brauch' es nicht!" entgegnete ſie und ſchlug die Augen nieder.

„Wenn du ſo ſtolz biſt," meinte Ziani, „ſo darf ich euch auch wohl nicht wieder beſuchen?"

„O, ich bin nicht ſtolz!" antwortete ſie und richtete ſchüchtern ihre Blicke auf ihn: „Kommt nur recht oft wieder, ihr ſollt ſehen, wie demüthig ich bin und wie ich euch dienen werde!" —

Ziani ging nun wieder zu ſeinem Palaſt zurück, aber unter allen wichtigen Geſchäften, die das Vaterland in ſeine Hand legte, erſchien ihm unabläſſig Giovannens Bild, und mitten unter dem Geräuſch der Waffen war es ihm immer, als hörte er ihre ſüße Stimme. Er beſuchte den alten Daponte oft wieder, er wurde mit kindlich unbeſchreiblicher Freude jedesmal von Giovannen empfangen und verlebte ſeine ſeligſten Stunden in der kleinen Hütte. Der alte Daponte, der durch ſeine Kriegszüge die Welt auf vielſeitige Weiſe kennen gelernt und mancherlei Erfahrungen mitgebracht hatte, war dadurch im Stande, ſeine Kinder mit mancher Lebensanſicht vertraut zu machen, indeß ſein frommes, einfaches Weib ſie zu ſtiller Tugend erzog, und ſo wurde ihnen eine beſſere Bildung gegeben, als man in dieſer Hütte vermuthen konnte. Die Eltern hielten Ziani für einen Schiffshauptmann, und weil ihnen der junge Mann gefiel, ſahen ſie Giovannens ſchnell aufblühende Liebe zu ihm mit Wohlgefallen. Ziani hatte der Fiſcherfamilie abſichtlich verborgen, daß er einer der reichſten und angeſehenſten Venetianer ſey. Aus der großen, vornehmen Welt,

wo alle Blicke auf ihn gerichtet ſtanden, und hinter dem freundlichen Entgegenkommen mancher geheime Plan auf den reichen ſchönen Mann ihm nicht entging, flieh er gern zu dieſem ſtillen Aſyl, denn hier wurde er geliebt, weil er Liebe gab, hier fand er Vertrauen, weil die Herzen offen vor ihm lagen, und die Ueberlegenheit ſeiner geiſtigen Bildung glich ſich gegen das zarte tiefe Gefühl, das er in Giovannens Gemüthe fand, und dem ſein Herz ſich ſelbſt erſt aufſchloß, leicht wieder aus. Er war völlig unabhängig, und da noch kein weibliches Weſen, trotz aller ihm gelegten Schlingen, ſein Herz zu raſcheren Schlägen getrieben hatte, und er jetzt zum erſtenmale durch Giovannens offnes, ſchönes Auge in den reinen Himmel einer weiblichen Seele ſchaute, an welchem ſein Bild in tauſendfacher Geſtalt glänzte, wie die ewigen Sternbilder am klaren Himmel der Nacht; ſo faßte er eine unnennbare Liebe zu ihr und beſchloß, ſie zu ſeiner Gattin zu machen. Es verging ihm jetzt kein Tag, deſſen Abendſtunden er nicht bei der Geliebten zugebracht hätte, und ſo wie er das Geheimniß ſeiner Liebe tief vor aller Welt verborgen hielt, ſo kannte ihn auch Giovanna nur unter dem Namen Sebaſtiano. Wenn ſie ſein Weib ſeyn würde, dann erſt wollte er ihr ſeine Verhältniſſe entdecken, und indeß er mit ſtillem Entzücken das immer reichere Entfalten ihres Geiſtes ſah, fühlte er im Voraus, wie alle Welt die koſtbare Perle bewundern würde, zu deren geheimer Wohnung ihn zuerſt der Sturm hingeführt hatte.

Während dem war die Flotte völlig ausgerüſtet und ſollte nun in einigen Tagen hinausſchiffen nach dem Hellespont. Ziani hielt ſeine Wünſche jetzt nicht länger zurück, er eröffnete der Geliebten ſein volles Herz. Ach, das ihrige gehörte ihm ja ſchon längſt, und freudig gaben die Eltern ihren Segen.

„Wenn ihr als Sieger aus dem gewagten Kampfe zurückkehren werdet," ſagte der alte Dapente, „dann ſoll der Brautkranz meiner Tochter euer Siegeskranz ſeyn!" —

Endlich ſchied Ziani von der Geliebten. Sie unterdrückte mit großer Kraft die Bewegungen ihrer Seele, reichte ihm die ſchönen Lippen zum Kuß und ſagte: „Sey tapfer, mein Geliebter, ich werde für dich beten. Wir ſehen uns gewiß wieder!" —

Es war die Liebe, die mit ihm hinauszog und ihn ſtärkte und ermuthigte. Aber eben deßhalb faßte ihn auch jetzt mit doppeltem Schrecken die Nachricht, daß die Peſt in Venedig ausgebrochen ſey. Kaum war er mit Malapiero wieder dort angekommen, kaum hatte er ſich dem unglücklichen Doge, der mit düſtrer Verzweiflung rang, vorgeſtellt, und ihm den

gänzlichen Bruch aller Friedensunterhandlungen verkündigt, als er mit hochschlagendem Herzen in die Stadt eilte, um zu sehen, ob das gräßliche Scheusal auch schon zu jener Hütte hingeschritten sey und ihm die köstlichste Blume vergiftet habe. Malapiero folgte ihm treu, denn Ziani hatte ihm das Geheimniß seiner Liebe entdeckt, und er theilte jetzt die Sorge des Freundes. Sie mußten durch einen großen Theil der Stadt, und welche schreckliche Scenen stellten sich ihnen hier entgegen. Viele der volkreichsten Straßen waren still geworden; nur aus manchem offenstehenden Hause schlich sich das leise Gewimmer des letzten Bewohners, der einsam unter den Leichen seiner Lieben verschied. Viele todte Körper, die noch nicht unter die Erde gebracht werden konnten, lagen an den Thürschwellen der Paläste, wo sie Hülfe gesucht hatten. Kinder hingen an der todten Mutter und sogen von den theuren bleichen Lippen das Gift; und mitten unter diesem furchtbaren Jammer schritten, in kalter Geschäftigkeit, schwarz gekleidete Männer umher, luden schweigend die Todten auf Wagen und schlugen Zettel an die Häuser, auf welchen das einzige gräßliche Wort stand: Ausgestorben.

Grausen und Entsetzen erfaßte Ziani's Herz, und mit von Angst und Liebe beflügelten Schritten flog er nach Dapente's Wohnung. Aber auch an der Thüre dieser Hütte hing der schauderhafte Zettel: Ausgestorben!

Vergebens wollte Malapiero den Freund zurückhalten. Er stürzte bleich und wie ein Wahnsinniger in die Hütte und rief: „Giovanna! Giovanna!“ — Aber die Hütte war leer; die Leichname waren fortgeschafft; nur Hausgeräth und Kleidungsstücke lagen noch umher, als wären die Bewohner eben erst hinausgegangen. Ziani wollte die Hütte nicht wieder verlassen. Hier wollte er sterben, wo die Geliebte ihr Engelsleben ausgehaucht hatte, und fast mit Gewalt mußte ihn Malapiero aus dieser Todtenhalle führen.

Als sie wieder hinauskamen, verkündigte ein fernes gräßliches Getöse einen Auflauf, und sie sahen, wie ganze Haufen des Volks nach dem Palast des Doge hinstürzten.

„Komm, Ziani!“ rief Malapiero, „vergiß den Gram der eignen Brust! Komm, unsere Gegenwart wird nöthig seyn.“

Das Volk schob dem Doge die ganze Schuld des eingebrochenen Unglücks zu. Es hatte, und wohl mit Recht, die Meinung, sein unkluges Zögern auf der Insel Scio sey die einzige Ursache, daß die schöne Flotte vernichtet und statt des glänzenden Friedens, der Tod in ihre Häuser gekommen sey. Sie waren an die größten Opfer gewöhnt, sie schonten

nicht, im Kampfe für das Vaterland sich zu verbluten, aber daheim am eignen Herde, durch die Schuld eines Einzigen, das theure, schuldlose Leben der Ihrigen verschmachten zu sehen, das konnte die Brust nicht fassen, und die Stimme der Verzweiflung und Wuth rief das Volk zur Rache. Die tobende Menge hatte den Palast des Doge umringt: „Herunter vom Throne!“ schrie sie; „herunter mit dem Betrüger, der uns statt des Sieges die Pest erhandelt!“ — Der Doge verließ sich auf seine Leibwache; allein auch darunter waren Väter und Söhne, die die Ihrigen verloren hatten, und so wurde der Tumult immer stärker. Da beschloß Vitale das Aeußerste zu wagen, und im Vertrauen auf die Liebe des Volks, die er sonst in vollem Maße besaß, aus seinem Palast zu gehen und es zu beruhigen. Mit ernster Würde und in seinem herzoglichen Schmucke, trat er unter die tobende Menge, die seinen Palast stürmen wollte.

„Hier bin ich, Kinder!“ sprach er; „richtet über mich, wenn ihr dürft; aber nicht ich, sondern Gott hat uns den Tod in unsere Mauern gesendet!“

Das Volk wich einen Augenblick vor seiner ehrwürdigen Gestalt zurück, indem auch Ziani und Malapiero eben hinzu kamen, und die Rasenden zu beschwichtigen suchten. Bald riefen aber mehrere Stimmen aufs neue: „Herunter vom Thron! Kein Erbarmen mit dem Verräther! Nieder mit ihm!“ und von hinten her erscholl es: „Platz! Platz! wo ist er? der mir mein Weib und meine Kinder gemordet hat.“ Mit diesen Worten drängt sich ein alter, wüthender Mann aus der Menge hervor, umklammert den Doge mit der Gewalt eines Verrückten und stieß ihm den Dolch ins Herz. — Der unglückliche Vitale sank als ein Opfer des Schicksals, und der Mörder ging unaufgehalten mit seinem blutenden Dolche durch das erstaunte Volk.

Aber Ziani erkannte in ihm alsbald den alten Daponte. Er flog ihm nach durch die einsamen Straßen, er umfaßte ihn und rief: „Du entsetzlicher Mensch, wo ist deine Tochter?“

Daponte sah ihn mit wahnsinnigem Lächeln an: „Hat euch der Tod noch verschont?“ sagte er; „nun, so kommt, ich will euch zu eurer Braut führen!“

Und hiermit zog er ihn durch viele entlegene Gassen, ohne auf seine Fragen weiter Antwort zu geben, zu einem abgelegenen Kirchhof hin. In einem Winkel desselben, unter elender Bedachung, auf zusammengerafftem Stroh, lag Giovanna mit dem Tode ringend. Daponte hatte, nachdem sein Weib und die übrigen Kinder vor ihm gestorben waren, seine Hütte verlassen und halb bewußtlos die schon kranke Tochter hierher

getragen. Im Wahnſinn der Verzweiflung wollte er dem langſamen qualvollen Todeskampf ſeines Lieblings und ſeinem eigenen Leben ein Ende machen und war deßhalb in die Stadt gerannt, ſich einen Dolch zu verſchaffen. Da hatte ihn der Volkslauf mit fortgeriſſen und faſt in Verſtandesverwirrung hatte er ſeiner Rache das blutige Opfer gebracht.

Ziani warf ſich neben Giovannen auf die Knie und rief ihren theuren Namen. Da ſchlug ſie die Augen auf und erkannte ihn, und indeß ein unbeſchreiblich ſüßes Lächeln über ihr bleiches, entſtelltes Antlitz hinzog, winkte ſie ihm, von ihr abzulaſſen. Aber er dachte nicht an die Gefahr einer ſchrecklichen Anſteckung. Er hob die peſtkranke Geliebte auf und trug ſie in ſeinen Armen nach ſeinem Palaſt. Dapente folgte ihnen.

Hier bot Ziani nun alle menſchlichen Kräfte auf, die Geliebte zu retten. Er verließ keinen Augenblick ihr Lager und wachte über das theure Leben, als könnte er das Ungeheuer zurückſcheuchen, das es verzehren wollte. Und es gelang ihm. Vor ſo unnennbarer Liebe trat der Tod noch einmal freundlich zurück, und indeß er und Dapente von aller Anſteckung wunderbar befreit blieben, genaß Giovanna langſam wieder.

Die Ermordung des Dogen hatte alle Gutgeſinnten in tiefe Trauer geſtürzt. So oft ſchon hatte der gewaltſame Tod ihres Oberhauptes die Republik dem Untergang nahe gebracht und die gefährliche Gewohnheit war ſo verführeriſch, bei dem kleinſten Vorwande gegen die Fürſten aufzuſtehen und mit der Stimme des Aufruhrs Rechenſchaft von ihnen zu verlangen. Man ſann auf kräftige Mittel gegen dieſe ſo häufigen Ereigniſſe. Endlich errichtete die noch einzig beſtehende Gewalt, die Guarantia, einen großen Rath von 740 Mitgliedern, der aus ſeiner Mitte 60 der bewährteſten Männer, Pregadi genannt, erwählte, in deren Hände die Staatsgeſchäfte gelegt wurden, und aus welchen ſich ſpäterhin der venetianiſche Senat bildete. Aus dieſen wurde einer Zahl von Eilfen die Wahl des Dogen übertragen. Das Volk unterwarf ſich willig dieſer neuen Ordnung, und die Mehrheit der Wahlſtimmen entſchied für Orio Malapiere; denn ſeiner Thätigkeit und ſeinen weiſen Einrichtungen, wobei er das eigene Leben ſelbſt tauſendmal in Gefahr brachte, verdankte man hauptſächlich das endliche Aufhören der Peſt.

Aber Malapieres Seele war von allem Stolze frei. Das Vaterland galt ihm mehr als Ruhm und Ehre und ſein heller Blick erkannte bald, daß ein größerer Geiſt dazu gehöre, in dieſem wichtigen Augenblicke die Zügel des Staats zu ergreifen. Mit edler Freimüthigkeit erſchien er vor den Wahlherren und lehnte beſcheiden die Wahl von ſich ab. Er wußte ſie mit großer Beredtſamkeit zu überzeugen, daß die ſchwierige Lage

der Rekrutirt einen Mann erfordere, dessen hoher Muth und überlegene Geistesstärke den Parteien nicht allein Ehrfurcht einflöße, sondern der mit seinem Reichthum und erlauchten Namen auch die verblendeten Augen des Volkes auf sich zöge und beschwer sie, die ihn getroffene ehrenvolle Wahl auf seinen Freund Sebastiano Ziani überzutragen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige und einzig ihren Erwartungen entsprechen werde. Die Wahlherren, ergriffen von Bewunderung für den edlen Malapiero und dadurch desto leichter überzeugt, zögerten nicht und wählten einstimmig Sebastiano Ziani, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das jetzt allgemein bekannt gewordene Verhältniß mit Dapente's Tochter auf der Stelle abgebrochen werden müsse. Denn das schwankende Volk, das früher den Tod des vorigen Dogen verlangt hatte, betrauerte ihn jetzt und verabscheute seinen Mörder. Es war deßhalb sehr richtig vorauszusehen, daß es für einen Dogen keine Liebe und Achtung haben werde, der die Tochter eines Mörders zu seiner Gemahlin erheben wolle.

Malapiero eilte voll hoher Freude zu seinem Freunde. „Die Wahl ist vorüber!“ rief er ihm entgegen und in seinen Augen blitzte das Bewußtseyn, sich selbst überwunden zu haben. Ziani sah ihn freudig an und sagte, seine Hand ergreifend: „Gott segne die Wahlherrn! denn wenn ich die Schrift deiner Augen verstehe, so darf ich dich wohl als Herzog willkommen heißen!“

„Nicht mich!“ entgegnete Malapiero; „Gott segne die Wahlherren und mein Vaterland! denn du bist der Doge!“

Da funkelte alsbald eine hohe Begeisterung aus Ziani's Blicken; er hob seine Hand wie zum Schwur empor und sprach: „Lenker menschlicher Schicksale, hast du den Glauben meines Volkes auf mich gestellt, so rüste mich mit Kraft und Weisheit aus. Ich schwöre dir, daß ich des Throns nicht unwerth seyn will!“

Die begeisterten Freunde sanken einander in die Arme. „Ich bin ein Zeuge deines Schwures vor Gott, und habe ein heiliges Recht an die Erfüllung dich zu mahnen!“

Die Abgesandten des Senats kamen, um den neuerwählten Regenten zu begrüßen und ihn einzuladen, vor den Wahlherren zu erscheinen. Ziani ging, an der Hand seines Malapiero, unter dem lauten Jubel des Volks nach dem Palast hin, wo die Wahl statt fand und jetzt bestätigt werden sollte. Das unaussprechlich große Gefühl, die Liebe und das Vertrauen seines Volks zu besitzen und es verdienen zu wollen, erfüllte ihn; im Hintergrunde der Seele stand aber auch Giovannens liebliches Bild und unter den großen heiligen Entschlüssen grüßte ihn oft der süße Gedanke,

neben ſich auf dem Herrſcherthrone dieſen Engel der Unſchuld ſtehen zu ſehen. So in hoher, wonniger Bewegung trat er in den Saal der Wahlherren. Aber eine eiſige Kälte zuckte durch ſeine heiße Bruſt, als er die Bedingung vernahm. Lange ſtand er bebend und ſchweigend und konnte es nicht faſſen. Endlich rief er: „Nein, ihr habt falſch gerechnet! Behaltet eure Krone, wenn ihr mir damit die Seligkeit meines Herzens abkaufen wollt! Ein Volk, das eine ſolche Liebe aus der Bruſt ſeines Fürſten reißen will, verſtehe ich nicht zu regieren, es verlangt einen Tyrannen!“

Und hiermit verließ er ſtolz und kalt die erſtaunten Wahlherren und begab ſich zurück in ſeinen Palaſt. Er eilte in die Zimmer, die Giovanna mit ihrem Vater bewohnte, er umſchlang ſie mit Innigkeit und ſagte: „Du biſt nun wieder geneſen, Giovanna, willſt du noch zögern mein Weib zu ſeyn?“

„Nein,“ erwiederte ſie ſanft und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt; „ich faſſe es zwar nicht, wie ich dich verdienen werde, denn ich ahnete ja nicht, daß ich den großen Ziani liebte, aber ich fühle, daß ich nur dein Eigenthum bin!“

Ziani drang nunmehr auch in den alten Dogente, bei einbrechender Nacht ihn die Vermählung mit ſeiner Tochter vollziehen zu laſſen. Er wollte alles Aufſehen und alle weitere Einwendungen vermeiden und glaubte um ſo freier handeln zu können, wenn nur Giovanna erſt wirklich ſeine Gemahlin ſey. Mittlerweile war dem Volke der Grund von Ziani's öffentlicher Weigerung, die Krone anzunehmen, bekannt geworden, und je größer der allgemeine Wunſch war, die Regierung ſeinen Händen anzuvertrauen, deſto höher ſtieg der Haß gegen den Mörder des Dogen, Vitale Michelis, der mit ſeiner Blutſchuld ſich nun auch an Ziani's Schickſal hängen zu wollen ſchien. Wie das dunkle, Unheil verkündende Gerücht vor dem Ausbruche des Erdbebens, ſchlich ein düſteres Murren von Mund zu Mund. Das Volk ſandte Deputirte an die Wahlherren und indem es verlangte, daß man Ziani die Krone wiederholt antragen möchte, forderte es zugleich die Verhaftung und Beſtrafung Dapente's und ſeiner Tochter. Neue Abgeſandte des Senats kamen zu Ziani; allein er ſprach ſie nicht, ſondern verwies ſie auf morgen, wo er den Wahlherren ſeinen Entſchluß bekannt machen werde.

Indeß hatte Malaviero den Freund wieder aufgeſucht und alles angewendet, um ihn von ſeinem Entſchluß abzubringen; er hatte ihn an ſeinen Schwur und an jenen Augenblick gemahnt, wo er ihm einſt ſelbſt in Konſtantinopel ſagte, das Vaterland gelte höher als die Liebe! Allein alle Beredtſamkeit war vergebens

„Ihr verſteht nicht, was ihr begehrt!“ rief Fiesco endlich in höchſter Bewegung. „Ihr wollt den Schutzgeiſt von mir reißen, der mich zum Vater des Volks gemacht hätte! — Was kann Giovanna für das Verbrechen ihres unglücklichen Vaters? Sie iſt ein Engel, den mir Gott geſandt hat und nur an ihrer Hand kann ich meinen Schwur erfüllen!“

Malaspiero ſah bald ein, daß er, um das Vertrauen des Freundes nicht zu verlieren, jetzt nicht weiter in ihn dringen dürfe und fragte deshalb theilnehmend nach Giovannens Genesung. Da ging Fiesco's Herz auf, er entdeckte ihm, wie nahe die ſeligſte Stunde ſeines Lebens ihm ſey, und daß noch in dieſer Nacht Giovanna ſein Weib werden würde. Malaspiero erſchrack nicht wenig, denn er ſah nun wohl, wie durch dieſe raſche That mit einemmale des Vaterlandes ſchönſte Hoffnungen zertrümmert werden und für Fiesco die Krone auf immer verloren gehen würde. Er ſchwieg, faßte aber einen ſchnellen Entſchluß.

Kaum hatte ſich Fiesco aus ſeinem Palaſt entfernt, um im geheim die Anſtalten zu ſeiner Vermählung zu treffen, als ſich Malaspiero zu dem alten Doria und ſeiner Tochter begab. Er fand das Mädchen mit himmliſchem Lächeln einen Brautkranz windend, indeß der Vater in ſich verſunken und vor ſich hinſtarrend in einer Ecke des Zimmers ſaß. Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und fragte: „Kommt ihr zu meiner Hochzeit? wollt ihr nun auch mein Freund ſeyn, wie ihr es meinem Fiesco ſeyd?“

„Ja, das will ich, holdes Geſchöpf!“ ſagte er gerührt; „ich komme her, um dir und Fiesco meine höchſte Liebe zu zeigen. Aber was fehlt deinem Vater? will ihm die Hochzeit nicht zu Herzen?“

„Nein!“ fuhr der Alte auf. „Nein, mir graut vor der Hochzeit! In meiner Bruſt, die vom Bewußtſeyn der Blutſchuld erfüllt iſt, hat die Freude nicht mehr Platz!“

„O, mein unglücklicher Vater!“ rief Giovanna und umſchlang ihn; „könnte ich euch euren Frieden wiedergeben; ich wollte ihn mit meinem Leben erkaufen!“

„Auch mit jenem Kranz, den du dort gewunden?“ fragte Malaspiero bedeutungsvoll.

Giovanna ſah ihn lange an, indem ihre Augen feucht wurden und ſagte dann: „Ja, auch mit dem!“

Nun hielt Malaspiero nicht länger zurück und erzählte ihnen alles, was vorgefallen war. Mit Begeiſterung zeigte er, daß nur Fiesco im Stande ſey, die Republik vom Untergange zu retten und daß das

Vaterland ein heiliges Recht habe, seine Liebe zu Giovannen von ihm zum Opfer zu verlangen.

„Hat denn sein großes Herz nicht Raum zur Liebe für das Vaterland und für mich?“ fragte Giovanna zitternd.

„Nein!“ rief Daponte und seine Augen funkelten; „nein, du darfst sein Weib nicht werden! Das Volk hat recht, die heiligen Stufen des Thrones darf nicht die Tochter eines Mörders besteigen. Im Wahnsinn der Verzweiflung stieß ich dem Degen den Dolch ins Herz, willst du nun, Giovanna, im Wahnsinn der Liebe, dem Vaterlande noch größere Hoffnungen vernichten?“

Malapiero benutzte die Stimmung des Alten; er faßte Giovannens Hand und sagte: „Du hast deinen Brautkranz der Ruhe deines Vaters zum Opfer bringen wollen; jetzt liegt auch die Ruhe des Vaterlandes in deiner Hand; hier steht dein und Ziani's Freund, aber auch ein treuer Bürger und fragt dich, was willst du thun?“

Giovanna stand bleich und zitternd vor ihm und schaute starr in die wild rollenden Augen ihres Vaters. Dann trat sie langsam zum Tisch, nahm den Brautkranz, reichte ihn Malapiero und sagte, ihrer kaum noch mächtig: „Hier ist mein Opfer! Gott segne mein Vaterland!“

Der Alte fing die ohnmächtige Tochter auf und legte sie auf ein Ruhebett. In höchster Bewegung faßte er Malapiero, zog ihn nahe vor Giovannen hin und sagte stolz: „Seht, das ist meine Tochter!“

Man brachte das Mädchen wieder zu sich. Ihr hoher Entschluß gab ihr Kraft und so willigte sie denn in den Plan der Männer, noch vor Einbruch der Nacht sich mit ihrem Vater aus dem Palast heimlich zu entfernen, dann eiligst ein Schiff zu besteigen und über das Meer in ferne Länder zu entfliehen. Malapiero versprach, seinen Freund dann sicher zur Annahme der Krone zu vermögen.

Kaum war die Nacht eingebrochen, so kehrte Ziani, das Herz voll Liebe und Wonne, mit einem Geistlichen zurück, der ihn mit der Geliebten vereinigen sollte. Aber ihre Zimmer waren leer. Auf ihrem Tische lag neben dem Brautkranz ein Blatt mit folgenden Worten: „Ziani! du stehst zwischen der Krone und meinem Brautkranz. Das Vaterland hat recht, eins von beiden kannst du nur wählen. Die Krone reichen dir tausend Arme deiner hülflosen Bürger, den Brautkranz reicht dir die Hand eines unbedeutenden Mädchens. Dein großes Herz fühlt wohl, was es wählen soll; doch, um dir den Kampf zu ersparen, fliehe ich von hier. Liebst du mich wirklich, so spähe nicht und beglücke mein Vaterland!“

Wer beschreibt Ziani's Gefühl? — So nahe dem Augenblick der Erfüllung seiner seligsten Wünsche, sah er alles vor sich verschwunden wie Traumgestalten. „Giovanna!“ rief er aus, „du hast mich nicht freiwillig verlassen! Aber sie sollen dich nicht von meinem Herzen losreißen; dein Brautkranz wiegt alle Kronen der Erde auf!“

Er rief seine Diener zusammen, bot dem, der Giovannens Spur auffinden würde, königliche Belohnung und stürzte selbst hinaus, sie aufzusuchen.

Während dem hatte Malapiere die Fliehenden nach dem Hafen begleitet und ihnen ein Fahrzeug verschafft, das sie in der hellen Mondnacht hinaustrug über das Meer. Er eilte nun zu Ziani's Palast zurück, weil er wohl fühlte, daß er dem Freunde nöthig seyn werde. Als er ihn aber hier nicht mehr fand und nun überall in der Stadt lange vergeblich gesucht hatte, ging er noch einmal nach dem Hafen zurück. Er erschrack nicht wenig, als er Ziani hier eben im Begriff fand, mit seiner Galeere in die See zu stechen, um den Fliehenden nachzueilen, deren Spur aufzufinden ihm doch gelungen war. An ein Zurückhalten war nicht mehr zu denken; kaum hatte Malapiere so viel Zeit, die Galeere auch zu besteigen, um seinen verzweifelnden Freund zu begleiten. Ziani wollte nun einmal sein Leben an diese Liebe setzen; er war taub gegen jede andere Stimme und stand unbeweglich an der Spitze des Schiffes; er starrte hinaus in das dunkle Meer, als wolle er Giovannens Spur auf den Wellen erspähen, die leise scherzend mit dem Bilde des Mondes spielten.

Endlich, als die ersten Lichter des Morgens über das Meer hinglitten, erblickte man in der Ferne ein Fahrzeug. Ziani gewahrte es zuerst. „Fahrt zu!“ rief er, „dort flieht mein Glück!“ — Die Ruder griffen gewaltiger ins Meer, die Galeere flog schneller und nach kurzer Zeit war man dem Fahrzeug nahe gekommen. Ziani erkannte Giovannen bald. Sie stand, wie an jenem Morgen, wo sie ihm im Fischerkahn die Lieder sang, in einem weißen Gewande, vom Morgenroth überstrahlt, an der Spitze des Fahrzeugs, aber sie winkte ihm zurückzukehren. Und als er seine Arme nach ihr ausstreckte und ihren Namen rief, flehte sie: „Laß ab, Ziani, höre dein Vaterland, das dir zuruft!“ — Aber Ziani hörte nicht. „Fahre hin, Vaterland!“ rief er. „Ich verachte den Thron, der eine solche Liebe entehrt!“ Er trieb die Ruderknechte zu rascherer Arbeit und bald hatten sie das fliehende Fahrzeug erreicht. Giovannens rührende, heilige Bitten, Malapiero's ernste, kräftige Worte, der Fluch, mit dem der alte Dapente drohte, nichts vermochte Ziani zurückzuhalten; er ergriff ein Brett und wollte damit die Fahrzeuge vereinigen. Da rief ihm

Giovanna mit hohem Muthe entgegen: „Du furchtbarer Mensch, warum entheiligst du unsere Liebe? dringst du gewaltsam in mein Fahrzeug, so soll mich der Tod vor dir retten!“

Aber Ziani hörte nicht. „Du bist mein, Giovanna!“ rief er und keine Macht kann mich von dir losreißen!“

Er warf das Brett schnell hinüber und stand schon mitten darauf, als der alte Daponte mit blankem Schwerte wüthend hinzu sprang und ihm wie einen Seeräuber den Eintritt verwehrte.

„So will ich hier zwischen Kind und Vaterland mich stellen! „schrie er; wage den Kampf mit mir!“

Aber Ziani kannte sich nicht mehr; auch er riß das Schwert aus der Scheide und von Leidenschaft überwältigt, stürzte er auf Dapente los. Als nun Giovanna das Gefecht zwischen Vater und Geliebten erblickte, als sie sah, wie beide schon bluteten, schlang sie das Seil eines kleinen Ankers, der auf dem Verdeck lag, schnell und fest um ihren zarten Leib, und indem sie rief: „Lebe wohl, mein Geliebter! für dich und das Vaterland gehe ich in den Tod! Beglücke es und gedenke mein!“ sprang sie muthig in das Meer und riß den Anker mit hinab, der sie tief auf den Grund mit sich niederzog.

Erschrocken ließen die Kämpfer ihre Schwerter sinken. Ziani wollte sich ihr nachstürzen; doch Malapiero hielt ihn mit starkem Arm zurück. Auch die Schiffknechte wollten zu ihrer Rettung ins Meer springen, aber Daponte verwehrte es ihnen: „Laßt meine Tochter ziehen, rief er; sie kennt ihren Weg!“

Ziani lag bewußtlos in den Armen seines Freundes, Giovanna fest geankert auf dem Grunde des Meeres, und die beiden Schiffe fuhren still und langsam nach Venedig zurück.

Die Ursache von Ziani's schneller Abfahrt war durch seine Diener bald unter dem Volke bekannt geworden. Es hatte nun einmal seine ganze Hoffnung auf diesen Mann gesetzt: es wüthete gegen Dapente und seine Tochter, rannte in großen Haufen dem Hafen zu und hatte sich bereits mehrerer Schiffe bemächtigt, um Ziani nachzueilen und ihn zurückzuholen, als man seine Galeere heimkehren sah. Ein großes, allgemeines Freudengeschrei tönte ihm entgegen.

Ziani erwachte wie aus einem Traume und schaute befremdet um sich. „Hörst du dein Volk dir rufen?“ fragte Malapiero. „Vernimmst du, wie es Glück und Frieden von dir fordert?“

Doch Ziani schwieg und starrte vor sich hin. Da faßte Dapente seine Hand und sprach: „Hast du Giovannens letzte Worte vergessen? Soll sie umsonst ihr Leben geopfert haben?“

Aber Ziani antwortete nicht. Er ſchaute zum Himmel auf, indeß ihm große, ſchwere Thränentropfen über die Wangen rollten und beſtieg ſchweigend mit ihnen das Boot, um zu landen.

Das Volk drängte ſich mit Gewalt auf ihn zu. „Nimm die Krone, Ziani! Nimm die Krone!“ ſchrie alles. „Dich verlangen wir zum Degen.“ Man küßte ihm Kleid und Hände, fiel vor ihm nieder, die Mütter umſchlangen mit ihren Kindern ſeine Kniee, es war ein ungeheurer Tumult. Kaum wurde der alte Daponte erblickt, ſo ſchrieen mehrere Stimmen: „Dort ſteht Vitale's Mörder! Nieder mit ihm und ſeiner Tochter, ſie wollen uns auch Ziani entreißen!“ — und ſchon wollte man auf ihn zuſtürzen. Da richtete Ziani ſein Haupt ſtolz empor und gebot Ruhe.

„Wer die Hand an Daponte zu legen wagt, iſt des Todes!“ rief er mit hohem Ernſt. „Ich bin jetzt euer Doge und werde ihn ſelbſt richten. Ihr habt mich erwählt, ich willige ein; aber hütet euch vor mir, denn ich ſteige mit kaltem Herzen auf den Thron!“

Man begleitete ihn nun im Triumph nach dem Palaſt des Senats, wo er den Wahlherren erklärte, daß er bereit ſey die Krone anzunehmen, und ſo beſtieg er den Thron — aber ſein Herz blieb verödet.

Daponte überlieferte ſich freiwillig dem Gefängniſſe. Ziani übergab ſeine Sache dem Senat; doch Malapiero vertheidigte den Alten dergeſtalt, daß ſelbſt der Senat ihn, ſeiner Tochter wegen, freiſprach und ſo wurde Daponte denn der treueſte Diener Ziani's.

Durch die ernſten und weiſen Maßregeln des neuen Dogen wurde der Republik bald die Ruhe wiedergegeben, und ſo kehrte denn das alte Gefühl des Muthes und der Kraft zurück. Das Volk, das ſeinen jetzigen Regenten vergötterte, aber auch an ſeinen ermorbeten Vorgänger, wie an einen Märtyrer dachte, ſprach ſeine Wünſche nun laut aus, daß Ziani Vitale's Tochter, die ſchöne Bianka, zur Gemahlin wählen und ihr ſo das traurige Schickſal des Vaters wieder vergeſſen machen möchte. Auch ſeine Freunde drangen in ihn, ſich zu vermählen, denn ſie hofften, daß der düſtere Ernſt, der ihn nie verließ, am erſten durch zarte Frauenliebe weichen werde. Allein Ziani wollte die Stimme der Freunde und des Volkes nicht verſtehen, er blieb ein Einſiedler in ſeinem Palaſt und gab Biankens Hand ſeinem Malapiero, der ihre Liebe ſchon beſaß.

Während dem hatte der Kaiſer Friedrich nicht aufgehört, den Papſt Alexander III. zu verfolgen, und dieſer, der ſich vor dem unverſöhnlichen Haß ſeines Gegners nirgends ſicher wußte, floh endlich, auf die Freundſchaft und den Schutz der Republik vertrauend, nach Venedig in ein Kloſter, wo er ſich vor aller Augen verbergen zu wollen ſchien. Aber

die Republik war stolz darauf, das Oberhaupt der Kirche unter ihrem Schutze zu wissen, und Doge und Adel führten den Papst mit großem Pomp aus seiner Einsamkeit in einen für ihn prachtvoll eingerichteten Palast. Man bot ihm, zwischen ihm und dem Kaiser, Venedigs Vermittlung an und schickte auch wirklich eine glänzende Gesandtschaft deßhalb an Friedrich ab. Allein der Kaiser wies sie mit Verachtung zurück und bestand auf Alexanders Auslieferung. Da nun Ziani, der die Kraft seines Vaterlandes kannte, standhaft auf diese kränkende Zumuthung antwortete, so wurde dadurch aufs neue das Zeichen zum Ausbruch des Krieges gegeben.

Der Papst Alexander fühlte wohl, daß sein Schicksal ganz in Ziani's Händen lag und glaubte alles mögliche anwenden zu müssen, um Ziani's Interesse an das seinige zu knüpfen. Er hatte eine Nichte, die Herzogin Valdrada, deren ungemeine Schönheit eben so allbekannt war, als ihre großen Besitzungen sie zu einer der reichsten und wünschenswerthesten Partien machte.

Alexander hatte sich vorbehalten, ihre Hand zu vergeben, und so wie er schon manchen angesehenen und mächtigen Bewerber zurückgewiesen, so wünschte er jetzt sehnlich, durch sie den Doge auf immer an sich zu fesseln. Er lud sie deßhalb zu sich nach Venedig ein. Ihre Schönheit und Anmuth übertraf den Ruf, der vor ihr herging, und da sie auch ein Muster weiblicher Tugend war, so huldigte ihr alle Welt. Selbst Ziani gestand, daß er nie ein vollkommneres Weib gesehen habe und zeichnete sie mit großer Achtung aus. Da der Papst entdeckte, daß auch auf ihr Herz Ziani's hohes Heldenbild einen tiefen Eindruck gemacht habe, so hielt er den Plan ihrer Vereinigung schon für gelungen und glaubte, daß er es dem Doge nun schuldig sey, seiner stillen Liebe und seinem bescheidenen Schweigen selbst entgegen zu kommen. Als daher die Botschaft einging, daß Kaiser Friedrich unter der Anführung seines eignen Sohnes Otto eine mächtige Flotte gegen Venedig ausrücken lasse, und von den Ermahnungen des Papstes und der Vertheidigung heilig scheinender Rechte entflammt, die Republik sich nicht fürchtete, nur mit 30 Galeeren dem Kampfe entgegen zu gehen, so sagte der Papst, als Ziani ihn beim Abschiede um seinen Segen bat: „Zieht getrost in den Krieg, mein Sohn! mein Segen ist stärker denn tausend Schwerter. Dem Sieger hab ich das schönste Kleinod bestimmt, die Hand der Herzogin Valdrada!"

Ziani zog mit seinem Geschwader hinaus, dem Feind entgegen. An Istriens Küste traf er die große feindliche Flotte. Es begann ein

furchtbarer Kampf. Ziani focht selbst wie ein Löwe; Malapiero und Dandolo stritten an seiner Seite. Der Letztere fiel. Die Uebermacht des Feindes war groß, aber was vermochte sie gegen die Tapferkeit und Kriegskunst der Venetianer? — Viele feindliche Schiffe wurden überwältigt, viele in Brand gesteckt, und als Ziani und Malapiero endlich selbst in das Admiralschiff drangen und mit eigener Hand den Prinzen Otto zum Gefangenen machten, war der Sieg entschieden und der Rest der feindlichen Flotte floh.

Mit Beute beladen kehrten die Sieger stolz nach der Heimath zurück. Nie hatte die Republik einen glänzendern und wichtigern Sieg erfochten. Die Botschaft davon flog ihnen nach Venedig voraus. Der Papst war außer sich vor Freude, denn er sah nun wohl ein, daß nach diesem gewaltigen Schlage, der selbst den kaiserlichen Prinzen in ihre Hände gebracht, sich der Kaiser vor ihm würde demüthigen müssen; und um die Rückkehr der Sieger recht feierlich zu machen, bestieg er in Begleitung des Senats und der hohen Geistlichkeit mehrere Fahrzeuge, die ihn dem Dogen entgegen führen sollten.

Indeß die Krieger auf Ziani's Flotte frohlockten und jubelten, stand er selbst ernst und düster auf dem Verdeck seines Schiffes und schaute schweigend auf das Meer hin. — Malapiero nahte sich ihm und seine Hand ergreifend, sagte er: „Mein Ziani, bist du nun mit deinem Schicksale zufrieden?"

Ziani sah ihn wehmüthig an: „Ich bin es!" antwortete er. „Aber weißt du, welch ein Tag heute aufgegangen ist?"

Es war das Himmelfahrtsfest, der nämliche Tag, an welchem vor zwei Jahren sich Giovanna in den Fluthen begraben hatte. „Sieh," fuhr Ziani fort, „bald nahen wir der heiligen Stelle, wo jener Engel vor der Raserei meiner Liebe zum Tode entfloh und ohne Brautkranz, mit dem kalten Lorbeer geschmückt, ziehe ich über das Lager, wo meine Geliebte schläft, wie eine Sturmwolke hin!"

Malapiero suchte ihn zu zerstreuen; er sprach mit ihm von den großen Folgen ihres Sieges und nannte den Namen der schönen Herzogin Baldrada. Doch Ziani schüttelte sanft das Haupt und sagte: „Ich sehe wohl, ihr alle rechnet falsch! Neben Giovannens ewig geliebtem heiligen Bilde und neben der Liebe zu meinem Vaterlande hat kein anderes Gefühl in meiner Seele mehr Raum!"

Jetzt erblickte man von fern die prächtig geschmückten Fahrzeuge, welche den Papst mit seinem glänzenden Gefolge den Siegern entgegen führten. Das Schiffsvolk begrüßte sich gegenseitig mit frohem Zuruf,

und als die Schiffe dicht zusammen gebracht waren, bestieg der Papst die Galeere des Dogen, wo er ihn vor aller Augen umarmte.

„Ihr seyd der größte Held eurer Zeit!“ sagte der Papst, „der Stolz des Vaterlandes, die Stütze der Kirche! Ich bin gekommen, um Segen und Dank euch entgegen zu bringen!“

Ziani sank vor ihm auf die Kniee; aber der Papst, nachdem er seine Hand auf ihn gelegt hatte, hob ihn auf und fuhr fort: „Ich bringe dir aber auch, mein Sohn, die verheißene Belohnung. Empfange aus meiner Hand hier Baldradens Verlobungsring, sie wird den Sieger als Braut begrüßen!“ und hiermit reichte er dem Dogen einen schönen goldnen Fingerreif.

Ziani nahm ihn, aber seine Hand zitterte und seine gen Himmel gerichteten Augen standen voll Thränen. „Kennst du diese Stelle hier im Meer?“ fragte er leise seinen Freund. Dieser nickte, wehmüthig bejahend, denn die Schiffe hielten jetzt eben in der Gegend des Meeres, wo die Wellen einst Giovannen aufgenommen hatten. Endlich faßte sich Ziani wieder, wendete sich zum Papst und sprach: „Der Lohn, den Ihr mir bietet, heiliger Vater, wäre für jeden andern größer als das Verdienst; aber ich bin schon verlobt! — — hier wohnt meine Braut. Verstattet, daß ich vor euren Augen mich noch einmal mit ihr verlobe!“ — und hiermit ließ er den goldnen Ring in das Meer fallen und schaute ihm sehnend nach, wie er in leichten Wellenkreisen verschwand und hinuntersank zu der Braut, die auf dem Meeresgrund den Hochzeitabend verschlief.

Der Papst aber verstand Ziani's Worte ganz anders und sagte: „Wohlgesprochen, Herzog! das Meer sey fortan eure Braut, ihr habt sie euch erkämpft. Zum Gedächtniß dieses großen Tages verordne ich, daß ihr und eure Nachfolger am Himmelfahrtsfeste alljährlich euch auf gleiche Weise mit dem Meere vermählen möget, zum Zeichen der Herrschaft, die ich euch hiermit über dasselbe zugestehe.“

Die Venetianer jubelten laut über die Einsetzung dieses Festes, das ihrem Stolze schmeichelte; aber Ziani drückte wehmüthig seinem Malapiero die Hand, der ihn allein verstanden hatte.

Nachdem man im Triumph in Venedig eingezogen war, schickte Ziani den gefangenen Prinzen Otto als Friedensboten an seinen bekümmerten Vater ab und Venedig hatte bald die stolze Freude, durch die Vermittlung seines großen Dogen den Kaiser und den Papst in seinen Mauern sich versöhnen zu sehen.

Ziani blieb unvermählt und feierte noch mehreremale das von ihm

und dem Papſte am Himmelfahrtstage eingeſetzte Feſt, aber nur in dem Sinne einer heiligen, unvergänglichen Liebe zu Giovanna, und ſendete ihr ſeine Verlobungsringe hinunter, als Zeichen, er ſey ihr treu bis in den Tod.

Einundneunzig Dogen haben nach Ziani den herzoglichen Thron noch beſtiegen. Sechshundert Jahre hindurch haben ſie das Feſt der Meeresvermählung gefeiert. Aber keiner ahnete des Stifters zarten, tiefen Sinn, mit dem er den erſten Ring in die Fluthen warf, und indeß ſie alle in ihrem eitlen Wahne ſich mit dem Meere zu vermählen meinten, waren ſeine unermeßlichen Wogen nur die Atlasvorhänge von Giovannens Brautbette, die tief auf dem Grunde deſſelben ſchlief und alle die Verlobungsringe einzig nur als Zeichen der alten, unverletzten Treue ihres Ziani empfing.

Die Schlacht bei Malplaquet.

„Schaff uns noch Wein, Philipp! ich habe unsere Diener schon zur Ruhe geschickt! — Wir wollen trinken und den Schlaf auf morgen wieder bestellen.“

„Laß uns lieber die wenigen Stunden ruhen!“ entgegnete dieser; „wir werden zur morgenden Arbeit Kräfte brauchen.“

„Nein!“ rief Alfons; „wir wollen trinken! trinken, als schlürften wir mit gierigen Zügen das Leben. Wer weiß, ob das Schicksal nicht morgen schon die Neige davon in purpurnen Herzenstropfen auf dem Schlachtfelde ausschüttet.“

„Eben deßhalb,“ erwiederte Philipp ernst, „möchte ich nicht trinken, sondern lieber noch Abrechnung mit mir halten und mich im Gebet stärken.“

„Abrechnung!“ wiederholte Alfons langsam — „ja wohl, Abrechnung halten! — Aber eh ich das Buch des Herzens dazu aufzuschlagen vermag, müssen die centnerschweren Steine erst davon abgewälzt seyn, und deßhalb schaffe Wein, Philipp. Denn je voller die Pulse schlagen, deste lieber öffnet sich die enge Brust dem Freunde, und du sollst mir die Steine abwälzen helfen! — Durchwache mit mir die Nacht, Philipp! es kann leicht die letzte seyn, und mich treibt ein unwiderstehliches Gefühl, dir mein Inneres aufzuschließen.“

Philipp zögerte noch, da faßte Alfons seine Hand und sprach: „Ich liebe dich wie meinen Sohn! — willst du mein lange zurückgehaltenes Vertrauen nicht als mein Vermächtniß jetzt aufnehmen?“

„O, gern, gern!“ rief Philipp.

„Nun so schaffe Wein!“ drang Alfons in ihn; denn mit den Feuertropfen will ich das starre Herz erst aufthauen.“ — Philipp ging.

Es war der 9. September des Jahres 1709 und der Abend vor der verhängnißvollen Schlacht bei Malplaquet. Die vier großen Helden, Eugen und Marlborough auf der einen und Villars und Boufflers auf der andern Seite, lagen mit ihren Heeren einander gegenüber. Eine dunkle, wolkige Nacht war aufgezogen, und indeß der Schlaf die müden Heere noch einmal auf der grünen Erde zu Gaste lud, ging sein Bruder, der Tod, leise unter ihnen umher und zählte seine Beute, die er morgen unter der Erde zu verbergen gedachte.

Alfons d'Alembert war ein gedienter Officier in der französischen Armee und jetzt Adjutant bei dem Marschall Villars; Philipp de St. Goudran ein reicher, unabhängiger Jüngling, der als Freiwilliger dem Marschall seine Dienste angeboten hatte, und von diesem mit Freuden aufgenommen, der Leitung des erfahrenen, ernsten d'Alembert übergeben worden war. Dieser hatte denn auch den Jüngling so lieb gewonnen, daß er ihn fast nie von der Seite ließ und sogar sein Zelt mit ihm theilte.

So eben kam Alfons von den Marschällen her, mit denen er den Plan zur morgenden Schlacht entworfen hatte. Sie mußte geschlagen werden, wenn man dem siegreichen Vordringen der österreichisch-englischen Armee ein rasches Ziel setzen und Mons retten wollte. Der Augenblick war günstig, und die Marschälle wollten mit Anbruch des morgenden Tages angreifen. Die Rollen waren vertheilt, nur eine kurze Ruhe sollte das Heer noch erquicken.

Aber Alfons wollte nicht schlafen. Seine Seele war in großer Bewegung, denn die Gestalt des morgenden Tages schritt ihm drohend vorüber. Zwar hatte er schon manche Schlacht mitgekämpft und bei tausend Gelegenheiten seinen unerschütterlichen Muth bewiesen, allein dießmal schien ihn eine besondere Ahnung gefaßt zu haben, die vielleicht durch einen Zufall aufgeregt worden war. Seit einigen Tagen hatte sich bei den französischen Truppen eine Zigeunerin eingefunden, die als Marketenderin mitzog und durch ihre Klugheit aller Aufmerksamkeit erregte. Man ließ sich gern von ihr wahrsagen, denn sie wußte ihre Worte sehr gewandt zu stellen, und man trank gern in ihrem Zelte Wein, weil man ihr abenteuerliches Wesen liebte. Nur Alfons schien absichtlich vor ihr zu fliehen und bemerkte es mit unverkennbarer Unruhe, daß sie ihr Zelt in der Nähe des seinigen aufgeschlagen hatte. Aber heut konnte er nicht ausweichen, denn mehrere seiner Kameraden zogen ihn scherzend zu der Zigeunerin hinein, ließen sich Wein geben und einige forderten während des Trinkens die Alte auf, ihnen wahrzusagen, indem sie hauptsächlich zu wissen begehrten, ob wohl bald eine Schlacht zu erwarten sey und wer

von ihnen daraus zurückkehren werde? — Die luſtigen Frager ahneten nicht die nahe Entſcheidung, denn die Heerführer hatten den morgen zu wagenden Angriff natürlicherweiſe vor dem großen Haufen geheim gehalten und nur dem erfahrenen und geübten Blick entging nicht die Nothwendigkeit einer nahen Schlacht. Alfons lächelte ſtill vor ſich hin über die glückliche Unwiſſenheit der jungen Officiere, die ſorglos ihrem Schickſale entgegen gingen und mit der Zukunft ſpielten, indeß ſich das morgende Leichenfeld vor ſeinem Blick ſchon ausbreitete; er konnte ſich nicht enthalten, ſie alle bange prüfend anzuſehen, ob denn auf keinem der blühenden Geſichter vielleicht ſchon ein Zeichen des Todes ſtehe; aber er ſah nur Leben und Kraft und hörte, wie ſie wiederholt in die Zigeunerin drangen, ihnen wahrzuſagen. Dieſe trat dann auch endlich an den runden Tiſch, an welchem man zechte, ſah jedem ſtarr ins Geſicht, ließ ſich die Hände zeigen und hob an: „Erlaßt mir die Antwort für heute, denn wenn das morgen geſtern heißt, werdet ihr mich nicht mehr fragen, weil viele von euch wohl klüger geworden ſeyn werden als ich, obgleich vielleicht ſtumm!“ — Man lachte über dieſen dunklen Ausſpruch; aber Alfons, der allein den Sinn ihrer Worte verſtand, ſprang auf und rief: „Verdammte Hexe! ſchweig, wenn dich der Teufel in ſeinen Guckkaſten hat ſehen laſſen!“

„Gemach, gemach!“ ſagte die Zigeunerin; „wer einen Stein auf dem Herzen trägt, der wälze ihn alsbald herunter, ehe die Erde ihre Steine darauf ſchüttet, und Herr, da habt ihr an euch bis morgen noch gar viel zu thun, denn in eurer Hand ſteht manches geſchrieben!“ — „O, was ſteht denn darin?“ riefen neugierig die Officiere und verlangten, daß Alfons ihr ſeine Hand reichen ſollte. — „Nun wohl,“ ſprach er, da er nicht ausweichen konnte, „was lieſeſt du denn in ihren tiefen Narben?“ Die Zigeunerin faßte mit beiden Händen die ſeinige und ſagte: „Daß ihr vergeſſen habt, vieles wieder gut zu machen!“ — Mit dieſen Worten wollte ſie das Zelt verlaſſen, allein Alfons, der plötzlich an ſeiner Hand einen Ring erblickte, der ihm wohl bekannt war, ſchrie in höchſter Bewegung: „elende Taſchenſpielerin!“ und ergriff ſeinen Becher und warf ihn wüthend ihr nach; die Zigeunerin aber fing ihn mit Gewandtheit auf, füllte ihn mit Wein, trank ihn raſch aus und rief, indem ſie das Zelt verließ: „Vivo Alfonſo d'Alhambra!“ — Alfons aber wurde bleich, drückte ſeinen Hut tief in die Augen und ging fort.

Die Worte der Zigeunerin und der Ring, den ſie ihm heimlich an den Finger geſchoben, hatten ſein Inneres gewaltig in Aufruhr gebracht, und er wollte nicht ſchlafen, als ihn der Marſchall entlaſſen hatte, ſondern das lang verſchloſſene Herz dem jungen Freunde öffnen.

Philipp de St. Geudran trat endlich mit einem Korbe Wein ins Zelt. — „Von wem hast du den Wein genommen?“ frug Alfons.

„Von der Zigeunerin,“ antwortete Philipp. „Ihr Zelt steht uns am nächsten, und alles übrige im Lager schläft schon!“

„Aber weßhalb hast du drei Becher mitgebracht?“ fragte Alfons wieder.

„Die Alte hat sie mir wohl aus Versehen in den Korb gelegt!“ sagte Philipp.

„O, ich bitte dich!“ fuhr Alfons auf, „lege den dritten Becher weg; es stört mich gewaltig. Er sieht aus wie der dritte Mann, und ich will mit dir allein seyn!“

Philipp legte ihn still wieder in den Korb. Alfons ging mit starken Schritten im Zelte umher und leerte mehreremale schweigend seinen Becher; dann blieb er stehen und besah tiefsinnig den Ring, den er noch nicht wieder abgezogen hatte. „Zum zweitenmale mit dir verlobt?“ sagte er. „Das erstemal zum Kummer und jetzt vielleicht zum Tode?“ — „Nein!“ rief er nach einer Pause. „Was soll der Ring! — unser Band ist zerrissen!“ — und mit diesen Worten zog er ihn ab und legte ihn scheu auf den Tisch!

Philipp saß stumm da und sah ihn verwundert an, denn in solcher Gemüthsbewegung hatte er seinen ernsten Freund noch nie gesehen.

„Was starrst du mich so an?“ fragte Alfons. „Kannst du die Schrift auf meiner Stirn lesen?“

„Mich bekümmert der Aufruhr in deinem Gemüthe!“ sagte Philipp sanft und reichte ihm die Hand.

„Laß das!“ fuhr Alfonso fort, „ich denke, nach diesem Sturme soll mir leichter werden. Das alte Leichenhuhn dort drüben hat Recht, ich will den Stein vom Herzen wälzen, und dann mit Gott in die Schlacht!“ — Er zog hierauf die Zeltvorhänge fester zusammen, nahm einen Stuhl und setzte sich zu Philipp an den Tisch.

„Siehst du,“ hob er an und zeigte ihm den Ring, der auf dem Tische lag, „um diesen Reif, der Gott weiß wie in die Hände jener Hexe gekommen ist, schlang sich einst mein ganzes Glück! — Ich bin nicht dein Landsmann; ich heiße nicht d'Alembert; ich bin ein Spanier und mein Name ist Alfonso d'Alhambra! Ich wurde von reichen Eltern geboren, und von meinem Vater, der selbst Officier in der spanischen Armee war, von früher Jugend an zum Kriegsdienste erzogen. Er war ein leidenschaftlicher, wilder Mann und glaubte, ein unbezähmtes Gemüth ziere den Soldaten! — Deßhalb wuchs ich auch in voller Freiheit des Willens auf und kannte keine Gesetze. Meine Mutter war das Gegentheil vom

Vater, sie war sanft und sehr bigott, und sah mit tiefem Kummer ihres Gatten tolles Treiben und mein wildes Aufwachsen. Sie mag wohl wenig ruhige und glückliche Stunden in ihrer Ehe verlebt haben, denn ich sah gewöhnlich ihre Augen voll Thränen. Da sie mir nun, wo sie nur wußte, immer unendlich wohlthat, so hegte ich eine große Liebe zu ihr und erhielt nach und nach eine Scheu vor meinem Vater, dem ich die Ursache dieser stillen Thränen zuschob. Er wurde mir aber bald auf eine unglückliche Weise entrissen, denn als er ein junges, wildes Pferd bändigen wollte, sprang dieses mit ihm von einer Brücke hinab und Mann und Roß ertranken in dem Strome.

„Meine arme, fromme Mutter hielt diesen gewaltsamen Tod für eine Strafe Gottes, und versank in tiefe Schwermuth. Sie ließ Messen für den Vater lesen und verdoppelte ihre Andachtsübungen. Auch ich lag oft auf meinen Knieen neben ihr und betete; doch mehr in Furcht als in Andacht, denn sie hatte mir die ewige Verdammniß meines Vaters schrecklich genug geschildert.

„Ich war jetzt ein Knabe von vierzehn Jahren, kräftig aufgewachsen, in allen körperlichen Uebungen gewandt; übrigens aber noch höchst unwissend, denn ich konnte kaum lesen und schreiben. Mein Vater wollte es nicht anders, und hatte mir immer gesagt: ein Soldat brauche nichts zu wissen, als wie er den Degen zu führen habe, und ich wollte nichts anders werden, als Soldat. Aber meiner Mutter war das ein Gräuel, sie brachte mich zu den Dominikanern und übergab mich ihrer Erziehung. Das war mir sehr segenreich, denn ich fand herrliche Männer in diesem Kloster, die sich väterlich meiner annahmen, meine Leidenschaften zu zügeln, mein Herz zu bilden suchten und mich weit vorwärts in den Wissenschaften brachten. Der Trübsinn meiner Mutter hatte aber indeß noch mehr zugenommen; sie behauptete, daß ihr mein Vater allnächtlich im Traume erscheine und die Errettung seiner Seele von ihr verlange. Hierzu kam noch, daß meine Schwester, die viel jünger als ich und der Liebling der Mutter war, in eine sehr schwere Krankheit verfiel und oft in ihren Phantasien von der Schreckensgestalt meines Vaters sprach, von der sie ja oft genug meine Mutter hatte reden hören. Die Mutter war in Verzweiflung; sie wußte nicht, wie sie ihre eigne Seele beruhigen und das Leben des geliebten Kindes retten sollte; sie wendete sich, da die Aerzte zu dem letztern wenig Hoffnung mehr gaben, deßhalb an ihren Beichtvater. Dieser rieth ihr dann, als das einzige Rettungsmittel, ein Gelübde für das Leben des Kindes zu thun, und einen Theil ihres bedeutenden Vermögens der Kirche zu Seelenmessen für meinen Vater zu übergeben. Die arme

geängstigte Frau gab willig eine große Summe, und weil sie überdieß meinen Hang zum Soldatenleben für sündlich hielt, auch mich dem Himmel zu retten und ihn zu versöhnen gedachte, so nahm sie die Gelegenheit wahr und schwur, daß ich mich der Kirche weihen und ein Priester werden sollte, wenn ihr der Liebling erhalten würde! —

„Ich schauderte zusammen, als meine Erzieher mich von dem Gelübde der Mutter unterrichteten und, es höchlich billigend, mir die Erfüllung desselben zur Gewissenssache machten; ja, ich hegte oft den Wunsch, daß meine Schwester lieber sterben, als mich durch ihre Wiedergenesung in das freudenlose Mönchsleben stürzen möchte; denn mein leidenschaftliches Gemüth paßte nicht für die Stille des Klosters, und mein Hang zu dem freien, ungebundenen Soldatenleben, das ich nun bald zu beginnen gedachte, war unbesiegbar. Doch meine Schwester genas wirklich, und von allen Seiten drang man nun in mich, das Gelübde der Mutter zu erfüllen. Aber die Ermahnungen und das Drohen der Geistlichkeit, das Flehen meiner Mutter und ihr mir endlich angedrohter Fluch — alles vermochte nichts gegen meinen unbesiegbaren Hang zu einem freien Leben in der schönen Welt und gegen die unauslöschbaren Flammen, die schon in meinem Busen aufschlugen!“ —

Alfonso hielt hier inne; er stand sehr bewegt auf und knüpfte die Vorhänge des Zeltes fester zu, die leise wie ein Nachthauch rauschten.

„Philipp!“ fuhr er dann fort, „ich vermag dir nur mit wenig Worten zu sagen, was in meinem Herzen vorging. In deinen Jahren versteht man ja leicht das heiligste Gefühl einer fremden Seele — ich liebte! Zufällig hatte ich die Bekanntschaft eines holden Mädchens aus einer angesehenen Familie gemacht, die auch den Schleier nehmen sollte. Gleiches Schicksal führte uns näher zu einander und aus der gegenseitigen Theilnahme ward endlich eine heiße Liebe. Wie konnte ich über diese Gluth im Herzen die Mönchskutte werfen, wie zugeben wollen, daß hinter dem ewigen Schleier die Schönheit meiner Isabella verblühen sollte. In dieser Noth und bei dem Drängen von allen Seiten, gab ich endlich, um nur Zeit zu gewinnen, scheinbar nach und trat wirklich das Noviciat im Dominikaner-Kloster an. Aber während dieser Zeit sann ich auf Mittel, mir und meiner Geliebten zu helfen, und bereitete alles höchst vorsichtig zu unserer Flucht vor. Auch Isabella willigte endlich dazu ein und ihre treue Kammerfrau Anna, die ihre Gebieterin in meinen Armen glücklicher als im Kloster glaubte, half mir den Plan der Entführung ausführen. Vergessen waren die Ermahnungen meiner Lehrer, vergessen der Zorn der Kirche, vergessen das Gelübde, die Angst und der Fluch der Mutter.

Sieh, Philipp, dort liegt der Ring! als ihn mir Isabella in der Nacht unserer Flucht aufsteckte, trug ich nichts im Herzen, als sie allein! — Den Tag vor meiner Einkleidung als Mönch entkamen wir glücklich. Ein einsames, nur von Hirten bewohntes Thal in den Pyrenäen, nahm uns auf, und da ich mit kluger Sorgfalt jede Spur hinter uns verwischt hatte, so glaubte ich hier mit meiner Geliebten ganz sicher zu seyn. Wir vernahmen auch von keiner Verfolgung und lebten in Ruhe und in der Liebe.

„Philipp! hätte mir das Schicksal mit der Seligkeit jener Tage das Glück langer darauf folgender Jahre abkaufen wollen, ich würde den Preis damals nicht zu hoch gefunden haben! Aber ich selbst zerstörte mir diesen Himmel. Es ward mir nach und nach doch zu einsam in dem bloßen Umgang dieser beiden Frauen, ich fühlte meine Freiheit beschränkt; das männliche Gefühl erwachte in mir, das sich nach einer gewissen Weltbestimmung sehnt, und nicht allein bloß im Gefühl der Liebe, von einem Tage zum andern fortleben, sondern auch weit aussehende, stolze Pläne für die Zukunft entwerfen und ausführen mag. Hierzu kam, daß Isabellens Frohsinn jetzt oft durch die stillen Vorwürfe, die sie sich über unsere Flucht und unser Verhältniß zu machen anfing, getrübt wurde und daß in den düstern Wolken, die deßhalb über uns aufzogen, auch mir das drohende Bild meiner armen, tiefgeängstigten Mutter oft wieder erschien. Ich versprach, zu Isabellens Beruhigung, einen Geistlichen aufzusuchen, der unsere Trauung vollzöge; es war mir aber weniger darum zu thun, als vielmehr um außer unserer Hütte Zerstreuung zu finden. So wagte ich mich denn nun aus unserem verschwiegenen Felsenthale und knüpfte Bekanntschaften in den benachbarten Orten an. Aber ich Unvorsichtiger zeigte unsern Nachspürern den Weg zu unserem Asyl. Als ich eines Tages über das Gebirge zurückkehren wollte und vom Gipfel desselben in unser Thal hinab schaute, sah ich zu meinem Entsetzen unsere Hütte mit Soldaten umringt; ich sah, wie man Isabella und Anna auf einen Wagen setzte und mit Bedeckung abführte, und wie die Uebrigen theils die Zugänge des Thals besetzten, theils sich im Gebirge zerstreuten, wahrscheinlich um auch meiner habhaft zu werden. Mein ganzer Muth sank bei diesem Anblick. Isabellen konnte ich nicht mehr helfen, und so, in der Furcht vor der gewiß nicht ausbleibenden, gräßlichen Strafe, ergriff ich die Flucht, und rannte in der größten Angst unausgesetzt, bis ich die französische Grenze erreicht hatte.

„In einer Grenzstadt fand ich französische Werber. Das war mir höchst erwünscht; ich war ihrer Sprache völlig mächtig, gab mich für einen Eingebornen aus und ließ mich anwerben. Meine vielseitigen, bei

den Tummkanern erlangten Kenntnisse, kamen mir hier trefflich zu statten, man ward aufmerksam auf mich, zeichnete mich bald aus, und da ich mich meinen Obern sehr brauchbar zu machen wußte, so beförderte man gern mein Glück und ich stieg von Stufe zu Stufe. Hier war ich nun in meinem Elemente, meine Wünsche waren erfüllt und ich fühlte mich höchst glücklich. Ich hatte meinen Namen verändert und nannte mich Alfons d'Alembert; keine Nachstellungen beunruhigten mich mehr, und Isabella stand in dem lustigen Gewühle der Welt auch bald nur noch wie ein halb vergessenes Traumbild vor mir. Schon nach einer zehnjährigen Dienstzeit war ich Kapitän, und von dem Marschall Villars, bei dessen Regiment ich stand, besonders wohl gelitten. Ich würde ein glänzendes Glück gemacht haben, wäre ich auf dieser Laufbahn geblieben; aber ein sonderbarer Zufall führte mir eine Erscheinung in den Weg, die meine stolzen Pläne umwarf, indem sie mir noch einmal die Hoffnung auf ein schönes Glück zeigte."

Alfonso schwieg, als versänke er in ein' süßes Träumen. — „Philipp!" fragte er dann mit glühenden Augen; „Philipp! kennst du die Liebe?" —

„Nein," sagte dieser unbefangen freundlich, „noch kenne ich sie nicht."

„O! auch du wirst sie kennen lernen!" fuhr Alfonso begeistert fort; „auch in dein Herz wird sie einziehen und dich grüßen mit süßer Stimme, wie die Nachtigall am ersten Frühlingsmorgen die Heimath; dann denke an mich und an diese einsame Stunde! — Sieh, ich war Kapitän; ich hatte die Gunst des Feldherrn, die Achtung meiner Kameraden und war dem Anschein nach ein glücklicher Mensch. Allein, es kamen doch Stunden, wo mitten in meinem wilden, lustigen Leben das traurige Schicksal der verlassenen Isabella mir vor das Auge trat, und der Fluch der Mutter, das unerfüllte Gelübde von mir fordernd, wie die Mitternachtglocke dumpf an mein' Herz schlug.

„Da verfiel ich in eine schwere Krankheit und hatte niemand, der mich liebend pflegte und wartete. Ich kam mir oft ganz verlassen vor, und während mich die Bilder der Vergangenheit furchtbar ängstigten, bat ich den Himmel, er möge mir einen Engel schicken, mich zu entsündigen, oder den Tod! — Aber er sendete mir den Engel. Ein Zigeunerweib, mit Namen Biorenka, und, daß ich dir es offen bekenne, eben jenes alte Scheusal, das hier als Marketenderin spukt, war mit einem wunderschönen Mädchen von etwa dreizehn Jahren früher schon in das Haus gezogen, worin ich wohnte. Die holden Züge des halberwachsenen Kindes hatten für mich etwas unerklärbar Anziehendes, und als das liebliche Wesen auch mich aufzusuchen und sich an mich anzuschließen schien, fühlte sich mein Herz wunderbar bewegt und ihm ergeben. Dieser Engel ward

meine Pflegerin. Ihre Gegenwart verscheuchte immer jede düstre Stimmung und ein unbeschreiblich seliges Gefühl goß sich in meine Seele aus, wenn ich das Mädchen um mich hatte. Die Alte schien unser zartes Verhältniß gern zu sehen, ob sie sich gleich selbst zurückgezogen hielt. Kaum aber war ich genesen, so trat sie eines Morgens in mein Zimmer und sagte mir, daß sie mich verlassen müsse und von mir Abschied zu nehmen käme. Das fuhr mir wie ein Dolchstich durch das Herz, denn ich konnte ohne das Mädchen nicht mehr leben, und indem ich sie beschwor, mir ihre Tochter zu lassen, warf ich ihr einen schweren Beutel mit Geld hin. — „„Nein, Herr,"" sagte sie und sah mich freundlich an, „„verkaufen werde ich mein Kind nicht; aber wenn ihr euch seiner als Vater annehmen wollt, so mag sie bei euch bleiben; in Jahr und Tagen komme ich wieder zurück und hole sie ab!"" — Ich steckte beschämt mein Geld wieder ein, versprach alles mit Freuden und die Alte reiste heimlich fort. Das Mädchen war im ersten Augenblicke außer sich, von der Mutter sich verlassen zu sehen; allein meine Vorstellungen und Liebkosungen beruhigten sie endlich wieder und sie hing sich nun mit aller Liebe an mich. Aber auch mein Herz war mit aller Kraft des Gefühls nur dem Mädchen zugethan. Sie galt mir mehr als alles übrige, sie erfüllte mich allein und ich hatte keinen andern Gedanken, als sie mir zu erhalten. Mit Angst und Beben dachte ich an den Augenblick, wo die Alte zurückkehren und sie mir wieder nehmen würde. Ich faßte deßhalb den Entschluß, mich mit dem Mädchen vor der Welt so lange verborgen zu halten, bis ich sie unwiderruflich mein Eigenthum nennen dürfte. Ich nahm ihretwegen meinen Abschied und verbarg mich mit meinem Kleinod in einem Winkel Frankreichs. Hier habe ich sie dann zur Jungfrau auferzogen, für mich ist sie in ihrer Schönheit aufgeblüht, für mich habe ich ihr Herz so zart und rein, ihren Geist so reich gebildet, denn sie liebt mich, ich zweifle nicht mehr und an ihrer Brust will ich das Glück und den Frieden noch finden, den ich so lange vergeblich suchte!" —

„Und dennoch hast du die Geliebte wieder verlassen können," sagte Philipp, „und bist in den Krieg gezogen?"

„Der Marschall Villars," fuhr Alfonso fort, „kam aus Deutschland zurück und erhielt das Oberkommando dieser Armee. Durch einen Zufall erfuhr er meinen geheimen Aufenthalt, lud mich zu sich und bot mir den ehrenvollen Posten seines Adjutanten an. Da erwachte die alte Lust zum Soldaten noch einmal in mir, und ich glaubte diese Gelegenheit zum Ruhme nicht ausschlagen zu dürfen; denn, Freund! man mag vor der Geliebten wohl gern als Held erscheinen. Ich ließ sie unter sicherer Obhut

zurück und schied trotz ihrer Thränen. Sieh, nun bringe ich ihr zwei Orden mit und manche Narben, die mich nicht verstellen und bald gedenke ich wieder zu ihr zurück zu kehren, um sie mein Eigenthum zu nennen. Wenn nur die alten Bilder der Vergangenheit nicht wären!" — Er schwieg. Nach einer langen Pause fuhr er auf: „Wo hat die Hexe den Ring herbekommen? — woher kennt sie meinen Namen? — Ist sie mir aus Spanien nach gesendet, um mich auszuspüren und zu verderben? — Er riß den Degen aus der Scheide und rief wüthend: „Sie soll sterben! erst will ich die Gespenster alle verjagen, ehe die Brautnacht anbrämmern soll!"

Philipp suchte ihn zu begütigen und versprach, der Zigeunerin ihr Geheimniß selbst abzuringen.

„Gut!" sagte Alfonso, „gut! ich habe aber noch eine andere Bitte an dich, Philipp, an deren Erfüllung meine Ruhe hängt, so schwer sie dir auch immer fallen möchte."

„Fordre!" sprach Philipp; „für dein mir heute bewiesenes Vertrauen bin ich dein großer Schuldner."

„Du bist reich und unabhängig!" fuhr Alfonso fort; „du dienst als Freiwilliger und wirst doch nicht immer in Kriegsdiensten bleiben. Wenn der Krieg nun vollendet ist, dann gehe nach Spanien, suche meine Verwandten und Freunde auf, forsche nach Isabellen und versöhne mich mit ihnen. Ich scheue kein Opfer, nur ich selbst kann nicht wieder zurück und doch wage ich kaum von der Zukunft neues Glück zu fordern, ehe ich meine Abrechnung mit der Vergangenheit geschlossen habe. Versprichst du mir dieß Philipp? Willst du meinem Herzen endlich die Ruhe wiedergeben?"

„So lieb mir meine eigne ist!" rief dieser; „ich schwöre dir, wenn mir der Himmel das Leben fristet, nach beendigtem Kriege die Reise nach Spanien mein erstes Geschäft seyn zu lassen!"

„Wohlan!" sprach Alfonso; „so ist der Stein vom Herzen gewälzt! Dort liegt Isabellens Ring; nimm ihn, mein Freund, und laß ihn nicht vom Finger; er soll dich an die Erfüllung deines Versprechens mahnen, denn ich sage kein Wort mehr darüber. Und nun stoß an, Bruder! Ein glückliches Wiedersehen am Siegermahle nach der morgenden Schlacht! ein glückliches Wiedersehen im Arm der Liebe, nach der Versöhnung."

Des Jünglings Seele war tief bewegt und wie von fernen Ahnungen erschüttert, steckte er sehr ernst Isabellens goldenen Ring an den Finger; dann stieß er rasch auf ein glückliches Wiedersehen die Becher zusammen.

„Wo habt ihr denn den dritten Becher? — ich will auch mittrinken!" sprach eine Stimme dazwischen, und als sie sich umsahen, schaute das Gesicht der Zigeunerin durch die auseinander gezogenen Zeltvorhänge.

„Ach! Biorenka, biſt du da? — Du kommſt zur rechten Zeit!“ rief Alfonſo, öffnete ſchnell das Zelt und zog die Alte gewaltſam hinein.

„Nur ſachte, ſachte!“ ſprach dieſe. „So führt man ſeine Gäſte nicht zur Tafel!“

„Du biſt mir ein ſaubrer, erwünſchter Gaſt!“ entgegnete Alfonſo; „den ich aus lauter Gaſtfreundſchaft ſo lange traktiren will, bis ich ihm tief ins Herz geſchaut oder es ihm aus der Bruſt geriſſen habe!“

„Das würde euch wenig helfen!“ ſagte die Alte; „ihr verſteht ja doch nicht mit Herzen umzugehen. Aber ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich euch euern Wein wegtrinken will!“ ſetzte ſie ruhig hinzu. „Ich habe ſelbſt noch ein Fläſchchen mitgebracht und will mit euch auf eine liebe Geſundheit anſtoßen!“

Bei dieſen Worten zog ſie eine Flaſche hervor, nahm den dritten Becher aus dem Korbe, ſchenkte alle drei voll und nöthigte die beiden Männer zum Trinken. Aber Alfonſo ſchlug ihr den Becher aus der Hand, den ſie ihm reichte und rief: „Ich will keine Gemeinſchaft mit dir haben und eher ſoll auch deine Lippen kein Tropfen netzen, bis du mir Rede geſtanden!“

„Ich könnte das letztere wohl von euch zuerſt fordern,“ erwiederte die Alte; „doch was begehrt ihr denn von mir zu wiſſen?“

„Wo du den Ring her haſt, den du mir heut auf den Finger geſchoben und weßhalb du den Namen d'Alhambra ausſprachſt?“ fragte Alfonſo dringend.

„Herr!“ entgegnete ſie, „ich habe beide nicht geſtohlen. Sie waren aber verloren gegangen und ich weiß, daß ich beide Kleinodien dem rechten Herrn wieder gebracht habe.“

„Ich mag deine Geſchenke nicht!“ ſchrie Alfonſo aufgebracht; „du entkommſt mir nicht, Gauklerin! treibe mich nicht aufs Aeußerſte und geſtehe, wer du biſt und was du von mir weißt.“

„Wir wollen tauſchen,“ meinte Biorenka; „ſteht ihr mir Rede, ſo will ich auch euch Antwort geben. Wo habt ihr meine Tochter gelaſſen?“

„Was fragſt du jetzt nach deiner Tochter?“ antwortete Alfonſo; „du haſt ſie Jahre lang vergeſſen, und nun iſt ſie mein! Oder willſt du ſie etwa auch in dein ſchändliches Gewerbe einweihen?“

„Das kümmert euch nichts!“ ſprach die Alte; „ihr wißt, daß ich es gut mit euch meinte, allein jetzt verlange ich ernſtlich, daß ihr mir den Aufenthalt meiner Tochter entdeckt, und ich fordere ſie als Mutter von euch zurück!“

Alfonſo lachte grimmig auf. „Nein!“ rief er; „ſo weit wollen wir

das Spiel nicht treiben! Mein bleibt das Mädchen und keine Gewalt der Erde soll es mir nehmen!"

„Gebt sie mir immer wieder zurück, ich lasse euch noch einmal in dieß Auge schauen!" sagte die Zigeunerin, eine goldene Kapsel aus ihrem Busentuche ziehend und sie ihm offen hinhaltend.

Alfonso riß ihr das Bild aus der Hand, starrte es an und der Name Isabella entfuhr seinen Lippen; aber die Kapsel mit Abscheu von sich werfend und auf Bierenka eindringend, rief er: „Bekenne, Zigeunerin, woher kennst du meine Schicksale?"

„Herr, ihr seyd sterblich!" sagte sie sehr ernst; „vielleicht hat euch morgen schon der Tod den Mund versiegelt. Deßhalb verlange ich zur Stunde jetzt erst Nachricht von meiner Tochter, sonst gehe ich von hier aus zum Feldherrn und fordere seine Hülfe, und morgen kennt das ganze Lager den entlaufenen Dominikanermönch! Ihr seyd in meiner Hand!"

„Nein, das bin ich nicht!" schrie Alfonso wüthend; „von deinen Gespensterkrallen will ich mich bald befreien!" — und hiermit zog er den Degen, warf die Alte zu Boden und würde sie in seiner Wuth wahrscheinlich durchstochen haben, wenn nicht Philipp ihm in die Arme gefallen wäre.

In diesem Augenblick trat eine Ordonnanz ins Zelt und rief den Adjutanten zum Marschall. Alfonso faßte sich schnell und eilte ihr zu folgen. Auch Bierenka raffte sich still wieder auf und sagte zu Philipp: „Ich danke euch, junger Herr; aber getödtet hätte er mich doch wohl nicht! Er denkt nur, ich werde ihm mein Mädchen wieder entreißen; das macht ihn wild, weil er sie lieb hat. Eigentlich wäre mir das nun wohl schon recht, allein er verdient das Kind nicht, denn sein wildes Gemüth kennt keine Liebe und Treue, und ich habe heilige Rechte, nach ihr zu fragen. Ihr seyd der Freund des stolzen, trotzigen Mannes; ich beschwöre euch, schafft mir Nachrichten von meiner Tochter; es hängt der Friede manches Herzens davon ab, denn ich ahne das Heranschreiten einer furchtbaren Leidenschaft!"

Philipp, den Alfonso's Benehmen gegen die Alte empört hatte, versprach es ihr; worauf sie sich dann ruhig fortschlich.

Es war schon Mitternacht, aber in des Feldherrn Auge war kein Schlaf gekommen. Alfonso fand beide Marschälle beisammen und erfuhr von ihnen, daß durch Deserteure so eben die Nachricht eingegangen sey, die Feinde wären von dem morgen mit dem frühesten zu wagenden Angriff unterrichtet und wollten ihm sogar zuvorkommen. Der Marschall Villars hatte deßhalb beschlossen, einen Menschen, der sich gestern früh durch die Vorposten zu ihm hatte bringen lassen, um über den Tod des Prinzen

Eugen zu unterhandeln, den er, bei der sorglosen Sicherheit, in welcher der Prinz sich glaubte, in der nächsten Nacht aus dem Wege zu schaffen versprach, sofort durch ein Kommando dem Prinzen selbst zu übersenden und ihm sagen zu lassen: „Er schicke ihm hier ein Wild für seine Küche, das er nicht brauchen könne, werde ihn aber des nächsten selbst besuchen!“ Villars, der den Meuchelmörder wirklich haßte und dem Prinzen durch die Auslieferung desselben einen Beweis seiner ritterlichen Gesinnungen geben wollte, dachte zugleich, durch dieses Kommando die sichersten und schnellsten Nachrichten von den Bewegungen des feindlichen Heeres selbst einzuziehen und seinen Gegner durch Ueberlieferung dieses Verbrechers für den Augenblick zu beschäftigen. Deßhalb befahl er dem Adjutanten, in der größten Eile durch einen unternehmenden Officier diesen Menschen an den Prinzen zu senden. „Kommandiren Sie,“ setzte der Marschall hinzu, „den Lieutenant St. Goudran; er ist Ihnen der Nächste und ich vertraue ihm!“ Als nun Alfonso gehen wollte, rief ihm der Marschall nach: „Wenn das Kommando die feindliche Armee schon in vollem Aufbruch finden und es nicht mehr möglich seyn sollte, den Arrestanten abzuliefern, so mag man ihn dann ohne weiteres auf der Stelle erschießen lassen, mir aber schleunig Nachricht geben!“

Alfonso ließ den gefesselten Menschen herbeiführen und eilte, seinem jungen Freunde die Befehle des Feldherrn zu überbringen. Indeß dieser sich nun eiligst rüstete und sein Pferd satteln ließ, fragte Alfonso erzürnt, weßhalb er die Zigeunerin entlassen habe?

„Weil ich sie deinen Mißhandlungen entziehen wollte,“ entgegnete Philipp; „und es über mich genommen habe, in ihrem Namen dich ernstlich nach ihrer Tochter zu fragen.“

„O!“ lachte Alfonso, „erspart euch die Mühe! Das soll mir keine Gewalt abdringen, wo ich mein Kleinod vor den Schlingen der Welt verborgen halte. Wenn es erst ganz mir zu eigen gehören wird, dann könnt ihr wieder nachfragen!“

„Alfonso!“ rief Philipp erstaunt, „ist der tapfere, edle Krieger ein Märchenräuber worden?“

„Laß das gut seyn!“ antwortete dieser; „wir sprechen wohl ein andermal davon! Jetzt erfülle, was dir der Feldherr aufgetragen!“ und mit diesen Worten zeigte er auf Philipps Pferd, das eben vor das Zelt geführt wurde.

Der Jüngling schied ernst und unzufrieden von ihm und bestieg schweigend sein Roß, indeß man den Arrestanten auf ein Pferd gesetzt hatte, welches zwei Reiter zwischen sich nahmen und so, noch von einem

Trompeter begleitet, ging der Zug durch das stille, dunkle Lager. Man war schon über die letzten Vorposten hinaus und sah nun die Wachfeuer des Feindes vor sich. Da fing der Gefangene gar jämmerlich an, um Erbarmen zu flehen. Er sah seinen gewissen Tod vor Augen und stellte so dringend vor, daß er ja nichts, als ihnen den Sieg habe verschaffen wollen, daß mit dem einen Leben, welches er zu opfern gedacht, viele Tausende gerettet worden wären; er gestand, daß er im Auftrag einer mächtigern Hand habe handeln sollen und daß er nur zur Unterstützung seiner armen Familie den Lohn des französischen Feldherrn gesucht hätte. Philipp ritt schweigend weiter, als höre er es nicht, aber im Stillen verwünschte er diesen Auftrag. Da sagte einer der beiden Reiter zu dem Gefangenen: „Ja, ja, du armer Teufel! du hattest es gut mit uns im Sinne, aber es wird dir schlecht gelohnt. Unser eins treiben sie zu Haufen in den Tod, da kräht kein Hahn darnach; aber Prinzenblut ist theurer, eh's gleich nicht röther und wärmer ist, und wenn sich die Feldherren gegenseitig das Leben schonen, da gibt es dann recht schöne, volle Schlachtfeiertage!"

„Ruhe!" gebot Philipp und man ritt schweigend weiter vor, gegen das feindliche Lager. Aber man stieß auf keine Vorposten, ja man fand sogar die Wachfeuer verlassen, in welche absichtlich viel Holz geworfen zu seyn schien, um sie lange noch brennend zu erhalten. Als sie nun an einem solchen Platze still hielten, vernahmen sie in der Ferne ein Getöse wie von vorüberziehenden Truppen und überzeugten sich bald, daß die feindliche Armee wirklich schon im Aufbruch war und dem verrathenen Angriff der Franzosen zuvorkommen wollte. Philipp betrachte sich keinen Augenblick; er befahl seinem Trompeter, eiligst nach dem Lager der Seinigen zurückzusprengen und dem Marschall die Nachricht vom Anrücken der alliirten Truppen zu bringen; aber ihn faßte nun mit Schauder der Gedanke, da es nicht mehr möglich war, den Verbrecher in die Hände der Feinde zu liefern, daß er das Todesurtheil jetzt werde vollziehen lassen müssen. Er befahl ihm deßhalb, vom Pferde zu steigen und fügte hinzu, was ihm bevorstehe. Der arme Mensch warf sich heulend vor ihm auf den Boden und flehte für sein Leben. Ach! jedes Wort durchschnitt Philipps Herz, allein die Pflicht stand mahnend neben ihm; er wendete sich mit Thränen in den Augen ab und indem er den beiden Reitern ihre Pistolen aus den Halftern zu ziehen befahl, hieß er den Unglücklichen zu Gott beten.

„Herr Lieutenant!" sagte ernst bescheiden der alte Reiter; „zur Exekution sind wir nicht ausdrücklich kommandirt; ich schieße nicht! Laßt den Kerl laufen, was hat er uns gethan? Der Trompeter ist fort,

ehe wir ins Lager zurück kommen, iſt der Teufel ſchon losgegangen, kein Menſch fragt euch dann mehr und ſollten ſie euch doch fragen, ſo beruft euch auf uns; wir haben ihn niedergeſchoſſen!"

Der Gefangene bekam Hoffnung und flehte von neuem; aber Philipp zögerte und ſchwieg. Da ſprach der alte Reiter: „Herr! es wird euch nicht wieder ſo leicht vorkommen, daß ihr ein Menſchenleben zu verſchenken habt, nehmt die Gelegenheit wahr; ich merke, es wird heute ein heißer Tag werden. Ihr werdet auch nicht der letzte ſeyn und wenn man da auf dem Felde ſteht, wo das Leben ſo wohlfeil iſt, da macht es ſogar der Segen eines armen Sünders theurer. Laßt den Kerl laufen; ich werde ihm die Banden zerſchneiden! — darf ich?"

„Du darfſt!" ſprach Philipp und wendete ſein Pferd. Der alte Reiter aber ſagte, indem er dem Gefangenen die Banden zerſchnitt, „Kerl! wenn du betteſt, ſo vergiß nicht den Namen Philipp de St. Boutreux auszuſprechen!" — und hiermit flogen die beiden Reiter ihrem Officier nach, dem Lager zu.

Hier fanden ſie ſchon alles in Allarm! — Trompeter riefen, Trommeln wirbelten, die Regimenter ſammelten ſich und auf der einen Seite hatte das Vorpoſtengefecht ſchon begonnen. Der Morgen des blutigen Tages dämmerte bereits. Philipp fand Alfonſo nicht mehr in ſeinem Zelte, er war ſchon an der Seite des Marſchalls und ſo ſchloß auch er ſich kampfluſtig ſeinem Regimente an.

Die Schlacht entwickelte ſich bald auf der ganzen Heereslinie. Man fecht auf beiden Seiten mit vieler Tapferkeit, und es wurde einer der blutigſten Tage in dieſem Kriege. Philipp ſah mit Bewunderung, wie Alfonſo in ſeiner ſtolzen Heldengeſtalt oft die Linie hinunterflog, die Befehle des Feldherrn weiter vertheilend und ruhig an den gefährlichſten Orten vorüber galoppirte, als wolle der gewaltige, kühne Mann die Gefahren niedereiten, die ſich ihm in den Weg ſtellten. Bald verbreitete ſich durch Gefangene die Nachricht im franzöſiſchen Heere: der Prinz Eugen ſey gefallen. Das gab den Franken die ſichere Hoffnung des Sieges; ſie drangen jauchzend, mit neuem Muthe vorwärts und das Glück des Tages ſchien ſich wirklich auf ihre Seite zu neigen.

Prinz Eugen war allerdings hart getroffen, und die an ſeiner Seite fechtenden Officiere drangen in ihn, ſich aus dem Kampfe zu entfernen und verbinden zu laſſen. Allein der Held, der wohl wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, antwortete ſtolz: „Was hilft es, ſich verbinden zu laſſen, wenn wir hier ſterben ſollen? und wenn wir von hier zurückkommen, ſo wird ſicher auf den Abend Zeit genug dazu ſeyn." — Mit

diesen Worten setzte er sich an die Spitze der Reserve und führte sie den Franzosen selbst entgegen. Dieß Heldenbeispiel wirkte mächtig auf das ganze Heer; alles drängte von neuem wüthend auf die Franken ein, die aber auch standen und nicht weichen wollten, und so ward der Kampf immer blutiger! — Endlich fiel der Marschall Villars; seine Getreuen trugen ihn halbtodt aus dem Gefechte. Mit ihm sank den Franken der Muth zum fernern Widerstand. Der vorsichtige Marschall Boufflers sah bald ein, da überdieß die Alliirten an Truppenzahl ihm weit überlegen waren, daß der Sieg nicht mehr zu erringen seyn dürfe und ein ehrenvoller Rückzug das einzige Rettungsmittel bleibe. Er begann ihn also mit solcher Klugheit und in so großer Ordnung, daß er nur sehr wenig Gefangene und nicht eine einzige Kanone verlor. Die Reiterei mußte ihn decken. Philipps Regiment machte bei dieser Gelegenheit mehrere sehr tapfere Angriffe, verlor aber viel dabei. Als er nun bei einem derselben mit den dicht geschlossenen Reiterhaufen, dem nachdringenden Feinde über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld entgegen sprengte und der Tod unter den eingreifenden Rossehufen manche langsam verblutende Brust rasch zusammendrückte; da bemerkte er in einiger Entfernung vor sich ein Weib, knieend bei einem gefallenen Krieger, und als er in schnellen Sätzen näher kam, erkannte er seinen Freund Alfonso im Blute liegend und neben ihm die Zigeunerin, die sich das Haar ausraufte, und als sie Philipp erkannte, die Hände, Beistand flehend, nach ihm ausstreckte. Aber er durfte nicht weilen, er mußte vorüberjagen, dem Feinde entgegen und da das Regiment auf einer andern Seite zurückgeworfen wurde und der Feind immer weiter das Schlachtfeld einnahm, so ward ihm auch nicht einmal der Trost, seinem sterbenden Freunde die Augen zudrücken zu können.

Endlich ließ die Nacht ihren Vorhang vor dem Trauerspiele niederfallen. Die geschlagenen Truppen hatten an einem Dorfe Halt gemacht und ihre Wachfeuer angezündet. Philipp schlich in düsterer Trauer nach einer Hütte hin, in welche man den Marschall Villars gebracht hatte. Hier lag der alte Held, mit Todeswunden bedeckt, auf einigen Kissen. Ein stiller Kreis seiner getreuen Officiere stand um ihn, mit nassen Augen an seinem immer matter werdenden Blicke hangend. „Wer von meinen Freunden ist mir heut vorangegangen?“ fragte der Marschall. Man nannte ihm die Namen vieler Tapfern und unter ihnen auch Alfons d'Alembert; er war kurz nach dem Marschall gefallen. „Auch dieser?“ sagte der Held; „dem war das Leben wohl noch manches schuldig!“

Die Aerzte hatten indeß die Wunden untersucht, zuckten die Achseln und sprachen mit dem anwesenden Beichtvater. Dieser eröffnete dann dem

Marschall im geheim, daß er dem Tode nahe sey und es wohlgethan seyn werde, wenn er sich die letzte Oelung geben ließe; zugleich aber rieth er ihm, das insgeheim vollziehen und die Anwesenden abtreten zu lassen, weil die Nachricht von seinem nahen Tode nicht gut auf die Armee wirken möchte.

„Nein, nein!“ sagte Villars, da die Armee mich nicht als einen braven Mann auf dem Schlachtfelde sterben sehen konnte, so ist es gut, wenn sie weiß, daß ich als Christ gestorben bin!“ — und somit ließ er sich in Gegenwart aller Anwesenden zum Tode vorbereiten.

Philipp verließ still die Hütte und ging hinaus in die einsame Nacht. Wo war nun das Wiedersehen am Siegesmahle, oder im Arm der Liebe, auf welches er den letzten Becher gestern mit Alfonso anstieß? Des Lebens Neige war nun in den Purpurtropfen seines Herzens zwecklos ausgeströmt. Eine lange, tiefe Trauer um den väterlichen Freund ergoß sich in seine Seele! —

Der Sieger feiert das Gedächtniß seiner gefallenen Freunde wohl sehr verschieden von dem Besiegten. Jedes Leben, womit dem Schicksal der Sieg abgekauft wurde, scheint ihm ein nöthiger Grundstein zu dem Prachtgebäude, worauf der Sieg seine Fahnen wehen läßt. Der gemeinsam errungene große Preis heiligt jedes einzelne Opfer; er sieht ja die Seinigen auf dem kalten, blutigen Bette der Ehre schlafen, und ein stolzer Trost zieht in sein Herz, wenn er im Schuldbriefe des Vaterlands die Namen der Freunde nennen hört. Aber der Besiegte steht, unsäglich verarmt vor dem Schicksale und fordert die Seinigen zurück; denn Hoffnung, Glück und Sieg sind zu dem Feinde übergegangen und haben ihn um das kostbare Leben der Freunde betrogen.

Der hartnäckige Kampf hatte viel Menschen gekostet. Die Armee mußte wieder ergänzt werden, und es wurden deßhalb von allen Regimentern Officiere in das Innere von Frankreich geschickt, um frische Truppen anzuwerben. Auch Philipp de St. Geudran erhielt diesen Auftrag. Er betrieb sein Geschäft mit Eifer, hatte schon mehrere Transporte junger Mannschaften der Armee zugesendet und sich endlich in ein kleines, an einem waldigen Gebirge gelegenes Städchen auf Werbung begeben. Hier wurde wieder eine bedeutende Anzahl Rekruten, theils um Handgeld angeworben, theils von den Obrigkeiten geliefert, und er wollte eben einen neuen Transport abgehen lassen, als ihm einer der schönsten Bursche entsprang. Er bot alles auf, seiner wieder habhaft zu werden und verfolgte selbst mit mehrern von seinem Commando die Spur des Entflohenen ins Gebirge. Man durchsuchte hier alles; jede Schlucht, jede Hütte; aber vergeblich. Endlich

erblickte man in einem entlegenen, ganz einsamen Thale ein hübsches freundliches Landhaus, und eilte in der nämlichen Absicht darauf zu. — Unter dem Schatten eines großen Kastanienbaumes saßen zwei Frauenzimmer, in Trauer gekleidet, vor der Thür. Sie sahen sehr betreten aus, als Philipp mit seinen Begleitern nahte und indeß die Aeltere der Jüngern heftige Vorwürfe zu machen schien, trat diese schüchtern auf die Krieger zu und fragte ängstlich freundlich nach ihrem Begehr?

„Seyn Sie nicht lange vor uns, meine Damen!“ sagte Philipp; wir werden Ihnen nicht lange beschwerlich fallen, unser Besuch ist nur kurz; wir sind einem Ausreißer auf der Spur und müssen um Erlaubniß bitten, auch Ihr Haus durchsuchen zu dürfen!“

„Das hab' ich vermuthet,“ sagte das Mädchen, „und eben deßhalb wünsche ich mit Ihnen vorher ein paar Worte allein zu sprechen!“ — Sie flüsterte hierauf der Alten ins Ohr, worauf diese den Soldaten einige Flaschen Wein und Erfrischungen auftrug, während sie selbst den Officier in das Haus führte.

„Ich will Ihnen die Mühe des Suchens ersparen,“ sagte sie bebend, als sie vor Philipp allein dastand; „denn der junge Mensch ist wirklich in unserm Hause verborgen. Ich gestehe Ihnen dieß offen, im Vertrauen auf Ihre Großmuth, ob Sie ihn gleich in seinem Schlupfwinkel wohl schwerlich auffinden würden.“

Philipp verstand das Mädchen falsch und antwortete rasch: „Sie irren auch nicht, denn ich bin beauftragt, jeden reichlich zu belohnen, der mir gegen die Menschen, die das Vaterland verläugnen, beisteht. Fordern Sie! was verlangen Sie für die Auslieferung des Deserteurs?“

Das Mädchen sah ihn erst mit hocherröthenden Wangen ernst an, dann sagte sie nach einer Pause: „Ich halte Sie beim Wort, ob Sie mich gleich mißverstanden haben und fordere einen hohen Preis!“

„Nun, und welchen?“ fragte Philipp.

„Die Freiheit des armen Jünglings!“ erwiederte sie schnell.

„Oh!“ lachte Philipp laut auf; „so war es nicht gemeint, mein schönes Kind! Der Geliebte muß heraus, sonst fange ich an zu suchen und führe am Ende das Liebchen selbst mit fort.“

Da trat das Mädchen stolz zurück und sagte feierlich: „Ich habe auf keine Weise irgend einen Theil an dem Jüngling; aber er hat sich in meinen Schutz begeben, und wenn ich zu kühn auf Ihre Großmuth gebaut habe, so schreiben Sie das jenem armen Flüchtling zu, der mir so viel von Ihrer Menschlichkeit erzählt hat.“

„Das ist schon gut!“ erwiederte Philipp; „allein ich kann hier

nicht nach meinem Herzen, sondern nur zum Besten des Vaterlandes handeln!"

„Gut," sprach das Mädchen freudig; „wenn Sie dieß bloß im Auge haben, dann will ich Sie bald überzeugen, denn das Vaterland bedarf seiner guten Bürger eben so sehr, als seiner Soldaten!" Sie erzählte ihm nun, wie der junge Mensch sich den Haß eines Generalpächters zugezogen habe, dessen Bedrückungen er seine kühne Stirn entgegen gestellt; wie er und seine Familie durch die Rache dieses Mannes ganz verarmt wären; wie zwei Brüder schon in den Krieg hätten ziehen müssen und er, der einzige, letzte Ernährer seiner alten Eltern, eben jetzt, als er ihnen eine Tochter habe zuführen wollen, beinahe vom Altare weggerissen und zur Befriedigung der Rachsucht als Rekrut abgeliefert worden sey. Sie schilderte das Elend der Eltern, der verlassenen Braut mit nassen Augen und schloß mit der Versicherung, daß, wenn Philipp nicht zufällig hierher gekommen, sie fest entschlossen gewesen wäre, ihn selbst aufzusuchen, um Freiheit und Schutz für den Jüngling zu erbitten.

Philipp hörte ihr bewegt zu und ging dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Sie können wohl Recht haben, schönes Kind!" sagte er endlich; „allein der Mensch ist öffentlich an mich abgeliefert worden und so kann ich ihn im geheimen nicht wieder entlassen."

„Auch dafür weiß ich Rath," fuhr sie freudig fort; „wenn er nun zwei andere junge Leute statt seiner stellte? Er hat mir versichert, daß er mehrere kenne, die gerne Soldat werden würden, wenn man ihnen nur ein bedeutendes Handgeld reichen wollte."

„Ja!" meinte Philipp, „wenn er zwei andere schöne Leute für sich stellt, will ich ihn entlassen. Da er aber arm ist, wo will er das Handgeld hernehmen? Doch wohl von seiner schönen Fürsprecherin?"

„Nein!" sagte das Mädchen und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ich kann ihm nicht helfen! ich bin jetzt ärmer als er; aber ich habe nun einmal den Glauben gefaßt, er werde es von Ihnen erhalten!"

„Von mir?" rief Philipp verwundert; die Gelder, die ich bei mir habe, gehören dem Könige und ich darf so willkürlich nicht darüber schalten."

„Ich hatte auch nicht an diese Kasse gedacht," erwiederte sie schüchtern; „aber man sagte mir, Sie wären selbst sehr reich und auch so gut, und wer die Mittel und das Herz hat, den Menschen beizustehen, an den, glaubte ich, dürfe man sich auch getrost wenden!"

Philipp sah sie überrascht an und fragte prüfend: „Wer aber steht mir dafür, wenn ich nun auch das Geld geben wollte, daß der Mensch nicht damit fortgeht und mich auslacht?"

„Ich!“ antwortete das Mädchen: „ich habe Ihnen vertraut, fordere ich zu viel, wenn Sie auch mir vertrauen sollen? Schlagen Sie ein!“ bat sie und hielt ihm die schöne Hand hin.

Philipp schlug ein, sah ihr bewegt und lange in das große dunkle Auge und sagte: „Ich vertraue Ihnen! Hier ist meine Börse! geben Sie sie dem jungen Manne und führen Sie ihn her zu mir; aber ich will kein Wort von ihm darüber hören.“

„Das verspreche ich!“ rief sie froh und sprang zur Thür hinaus.

Bald darauf kehrte sie mit dem armen Flüchtling zurück. Philipp faßte diesen rasch bei der Hand, führte ihn hinaus zu seinen Kameraden und sagte: „Dieser junge Mensch hat sich mir von selbst wieder gestellt. Seine Verhältnisse erlauben ihm nicht, mit uns ins Feld zu ziehen, allein er bringt uns an seiner Statt zwei andere tüchtige Leute, und somit haben wir weiter keine Ansprüche an ihn!“

Alle waren es zufrieden und lobten den jungen Mann, der sich dann schnell entfernte. Philipp aber weilte noch; er konnte seine Blicke nicht von dem lieblichen Mädchen abziehen, die oft ihr großes, feuchtes Auge dankbar auf ihn heftete und deren schöne Lippen, wenn sie sprach, noch in leiser Rührung bebten. Endlich schied er und bat um die Erlaubniß, sie in diesem stillen Asyl wieder besuchen zu dürfen. Die Alte gestand sie ihm freundlich zu, das Mädchen aber schlug die Augen nieder und reichte ihm nur schweigend die Hand zum Abschied.

Philipp konnte das holde Wesen nicht vergessen; er eilte, das einsame Landhaus bald wieder zu sehen und wurde freundlich empfangen. Der Tag war heiß und da er sich durch den raschen, weiten Gang sehr erhitzt fühlte, bat er zur Abkühlung um etwas Wein und Wasser. Das Mädchen sah die Alte verlegen an, die mit den Achseln zuckte und ging erröthend in das Haus. — Als sie fort war, nahm die Alte das Wort und sagte: „Das arme Kind fühlt sich sehr verlegen, daß sie Ihnen keinen Wein versetzen kann, denn wir haben Ihren Soldaten neulich die letzten Flaschen gegeben. Sie finden hier bei uns zwar alles sehr elegant eingerichtet, allein wir haben unsern Wohlthäter, von dem dieß alles herrührte, verloren und ich muß Ihnen bekennen, daß wir jetzt in einer Dürftigkeit leben, zu der wir früher nicht gewöhnt waren.“

In diesem Augenblicke trat das Mädchen wieder heraus und brachte ein Glas Milch. — „Dieß ist unser Wein!“ sagte sie freundlich, indem sie es Philipp reichte; „er wird Sie auch erquicken.“

Philipp trank begierig die Milch und versicherte: sie sey viel köstlicher als Wein. Er erzählte nun, daß der junge Mensch sein Wort gehalten

und ihm zwei tüchtige Rekruten geliefert habe. Der ganze Vorfall wurde noch einmal besprochen und so in traulicher Unterhaltung zogen ihm die Stunden wie leichte Zugvögel vorüber und der Abend kam wie ein unerwarteter Gast. Als nun Rosa, so hieß das Mädchen, hinein ging, um einige Früchte zur Abendmahlzeit herbei zu holen, nahm die Alte abermals Gelegenheit, von ihrer bedrängten Lage zu sprechen, so daß Philipp dreist genug wurde, ihr einen Beutel mit Geld aufzudringen. Sie nahm ihn, doch wie sie sagte, nur als ein Darlehen und lud den Geber sehr freundlich auf morgen Mittag ein, wo sie ihm nun ein gutes Mahl zu bereiten versprach. — Als Rosa zurück kam, erzählte ihr die Alte von ihrem morgenden Gast. Sie schüttelte sanft mit dem schönen Haupte und sagte: „Wir sollten Sie eigentlich nicht einladen, doch wenn Sie mit sehr wenigem vorlieb nehmen wollen?“ — Philipp versprach alles gern und die Alte sagte triumphirend: „Laß mich nur machen, mein Kind; ich werde schon sorgen, daß es nicht fehlen soll!“

Des andern Tages erschien Philipp bei guter Zeit; Rosa empfing ihn dießmal sehr ernst und niedergeschlagen. Man setzte sich zu Tische; die Alte hatte das Geld nicht gespart, die Tafel gut besetzt und auch für Wein gesorgt. Rosa aber genoß nur etwas Milch und nur von einem einfachen Gemüse. Auch ihm wollte es nicht schmecken und die Unterhaltung stockte oft, weil man gegenseitig in Verlegenheit war. Die Alte aber langte tapfer zu und forderte endlich das Mädchen auf, den lieben Gast zu nöthigen. — „O!“ sagte Rosa sanft erröthend, „ich kann ihm ja nur geringe Kost vorsetzen und sehe wohl, daß er es besser gewohnt war.“

„Nein!“ rief Philipp und faßte ihre Hand; „was deine Purpurlippen netzt, du holdes Geschöpf, was die Rosen auf deinen Wangen erzieht, das ist auch mir die allersüßeste Kost!“ und somit schob er alles übrige zurück und theilte mit Rosa nur die Milch und ihr Gemüse. Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf, ließ sich aber im Genuß nicht stören. Philipp hingegen meinte jetzt, noch nie ein köstlicheres Mahl gehalten zu haben.

Er wiederholte nun seine Besuche oft, und es wurde ihm immer nur dann erst wieder leicht um's Herz, wenn er auf den einsamen Gebirgspfaden zu dem stillen Landhause hineilte, wo Rosa wohnte. Dieses lag nun zwar in einem ganz abgeschiedenen Thale, aber die schönen Gartenanlagen umher, und die fast prachtvolle Einrichtung des Innern machten es zu einem sehr lieblichen Aufenthalte, und zeugten überall von Reichthum und Geschmack. Auch schien die Dürftigkeit, in der die beiden Frauen jetzt lebten, nur eben erst hier eingezogen, denn aus den Aeußerungen der Alten ging hervor, daß Rosa nur vor kurzer Zeit ihre

Dienerschaft des auf eine einzige Magd entlassen habe. Je näher aber Philipp das Mädchen selbst kennen lernte, desto mehr erstaunte er über ihre hohe Geistesbildung. Neben der Reinheit und Einfalt ihrer Sitten, neben der Anmuthigkeit ihres Gemüthes, besaß sie seltene weibliche Vollkommenheiten, und in verschiedenen Fächern der Wissenschaften ausgebreitete Kenntnisse. Philipp gab ihr seine Verwunderung hierüber zu erkennen, und da sprach sie denn mit Begeisterung von ihrem Wohlthäter, dem sie dieß alles zu verdanken, der sich ihretwegen ganz von der Welt zurückgezogen, sich nur ihrer Bildung geweiht und durch unbeschreibliche Liebe sie an sich gefesselt habe.

„Ach!“ rief sie dann oft mit Thränen und rang die Hände; „alles dieß habe ich nur ihm zu danken, und niemanden hat der schreckliche Krieg so arm gemacht als mich, denn ich stehe nun mit einemmal ganz fremd und verlassen auf der weiten Erde!“ —

Philipp aber schwor sich im stillen, daß sie nicht verlassen seyn sollte; denn hier in diesem einsamen Thale grüßte ihn nun die Liebe, wie die Nachtigall am ersten Frühlingsmorgen die Heimath. — In dieser Lieblichkeit und Vollendung hatte noch kein weibliches Wesen vor ihm gestanden, und sein Inneres war von ihrem Engelsbilde so erfüllt, daß er den Himmel im Busen zu tragen glaubte. Aber wie sollte er ihr Beschützer werden? Die Zeit seines Aufenthalts war bald verlaufen; er erwartete täglich Ordre zur Rückkehr und eine Unterstützung durfte er nicht zurücklassen, denn selbst die Alte nahm nichts mehr an, und dem Mädchen sein Herz zu eröffnen und ihr seine unnennbare Liebe zu gestehen, dazu vermochte der bescheidene Jüngling sich noch nicht zu entschließen, denn ob er auch ihre Gegenliebe leise ahnete, so wagte er doch kaum den beseligenden Gedanken daran fest zu halten.

So waren ihm ein paar goldene Monate verflossen, in denen er fast täglich seine Rosa sah. Da erschien endlich der Rückruf zur Armee. Er hatte ihn längst erwartet, und dennoch traf er ihn wie ein Donnerschlag. Nachdem er die nöthigen Anstalten dazu getroffen hatte, eilte er am frühen Morgen des andern Tages, mit Kummer im Herzen, zu Rosa. Er überraschte sie in der Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte. Ach, sie war so unendlich reizend, wie eine Rose im Morgenthau, und in ihrer Freude über seine frühe Ankunft bemerkte sie nicht die Wolke, die auf seiner Stirne lag. „O, das ist schön, daß Sie so früh kommen!“ rief sie ihm entgegen; „heute bleiben Sie gewiß den ganzen Tag bei uns!“

„Ja,“ antwortete Philipp traurig; „aber es ist wohl der letzte!“ und nun erzählte er ihr, daß er wieder zurück in den Krieg ziehen müsse.

Rosa hielt ihre Thränen nicht auf, und als Philipp ahnend sie fragte, warum sie weine, und sie erst schweigend sanft mit dem Haupte schüttelte, und er sie immer dringender beschwor, ihm die Ursache ihrer Thränen zu sagen, weil er wohl fühlte, der entscheidendste Augenblick seines Lebens sey gekommen, und sie mit kindlicher Offenheit ihm endlich gestand, sie müsse weinen, weil sie nichts fest halten dürfe, was ihr theuer geworden sey; so streckte er sehnend seine Arme nach der Geliebten aus, zog sie sanft an seine Brust, und bei dem heiligen Geständniß gegenseitiger Liebe und den süßen Thränen der Wonne sah jeder tief in der verschwiegenen Brust des andern sein Bild, von den Strahlen der Liebe erhellt. So schaut die Erde, wenn der Himmel sie, die Geliebte, mit seinen Thränen benetzt, und die Sonne ihre Strahlen der ewigen Liebe durch die Tropfen wirft, in seinem dunkeln Wolkenbusen das schöne Bild der Liebe und des Friedens.

Unter gegenseitigen süßen Geständnissen schilderte Philipp nun der Geliebten seine unabhängige, freie Lage. Er versprach, bald um seinen Abschied anzuhalten und malte mit lieblichen Farben ihr eine glückliche Zukunft aus. Rosa legte ihr Haupt sanft an seine Brust und sagte: „Ach, ich glaube dir so gern, denn daß du mich um meinetwillen liebst, das fühl' ich; hast du doch nicht einmal gefragt, wer und woher ich bin? O wäre ich doch ein Kind dieses Thales! aber ich kenne selbst meine Heimath nicht; und so steht das unbekannte, dunkle Geheimniß meiner Herkunft mir immer wie ein Gespenst zur Seite!“ — Philipp suchte sie zu beruhigen und rief: „Ich halte dich in meinen Armen, du kostbare Perle, und frage nicht, welches Meer dich geboren!“

„Nun, so sollst du wenigstens die Züge des Mannes sehen,“ sprach sie, „der deine Rosa als ein armes Kind aufnahm, und sie für deine Liebe erzog und bildete!“ — Mit diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn in ihr Zimmer, das er noch nicht betreten hatte, und zeigte ihm hier das große, schöne Bild eines Kriegers.

„Mein Gott!“ rief Philipp bebend, und schlug die Hände vor die Augen, „das ist Alfonso d'Alhamkra!“ — Es wurde ihm in diesem Augenblicke klar, daß er in seines Freundes Heiligthum stand, und ein Herz gewonnen zu haben glaubte, das kaum noch den verlornen Geliebten vergessen haben konnte, und in dem ungeheuren Schmerz, der seine Seele faßte, erschien es ihm als ein künstlich auf ihn angelegter Plan, daß Rosa diesen Mann, der ihm selbst das Glück seiner Liebe geschildert, gegen ihn immer nur als Vater betrachtet, und nichts von dem Gefühl ihrer Liebe zu ihm erwähnt hatte. Er schlug beide Hände vor die Augen

und wankte zum Zimmer hinaus. Das arme Mädchen begriff ihn nicht. Sie wollte eben sich freuen, daß er ihren Wohlthäter kannte, und sah ihn nun bestürzt davon gehen. Aber sie eilte ihm nach, und beschwor ihn ihn unter den zartesten Liebkosungen, ihr den Grund seines Kummers zu gestehen. Da er ihr nun in das schöne offne Auge sah, verschwand auch jedes Mißtrauen, er erzählte ihr unverhohlen sein Verhältniß mit Alfonso und was dieser, über sein Gefühl zu ihr, ihm gestanden hatte. Rosa wurde sehr ernst und schwieg lange. „Nein," rief sie dann; „nein! Ich habe ihn nur als eine dankbare Tochter geliebt! Nein!" fuhr sie schaudernd fort; „ich hätte nie seine Gattin werden können, und das Schicksal hat vielleicht wohlgethan, uns beiden die Täuschung zu ersparen!" — Die Alte trat in diesem Augenblicke hinzu und Rosa rief sie als Zeugin ihres kindlichen Verhältnisses zu Alfonso auf.

„Ich habe euer Gespräch vernommen," sagte sie; „ihr habt beide Recht. Du mein Kind hieltest dich für seine Tochter; als er aber deine Pflege mir anvertraute und die strengsten Befehle gab, dich niemals in andere Bekanntschaften zu verwickeln, und ich sein ganzes Wesen gegen dich belauschte, da habe ich lange nicht mehr gezweifelt, daß du ihm mehr warest als seine Tochter."

Indeß nun Rosa traurig vor sich hinblickte, weil sie in dem Bilde ihres Wohlthäters, das bisher in ihrer kindlich dankbaren Brust zutraulich wie ein Hausvater in seiner Wohnung gestanden hatte, jetzt fremde, ihr widrige Züge gewahrte, und indeß nun Philipp mit liebenden Blicken an ihr hing und der süße Glaube wieder in seine Seele einzog, daß diese holde Blume nur erst jetzt für seine Liebe erwacht sey und keine früheren Träume zu vergessen habe, schalt die Alte fortwährend auf Alfonso, daß er über seine ganzen Verhältnisse ein so tiefes Schweigen beobachtet; sie zwar, so lange er gelebt, mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehen, jetzt aber auch ganz hülflos in der Welt zurückgelassen habe.

Rosa bat sie, zu schweigen. „Er war ein edler Mann," sagte sie, „der es unbeschreiblich gut mit mir meinte, und dessen Andenken mir immer theuer bleiben wird, denn ohne ihn hätte ich nie meines St. Geudraus Liebe gewonnen!" — „Du magst Recht haben," sagte die Alte, „du bist ihm deine Bildung schuldig; allein ich kann ihm das doch nicht vergessen, daß er dich eigentlich deiner Mutter gestohlen hat!"

„Nein," rief Rosa, „nein! ich wurde ihm anvertraut; und oft genug hat er mir versichert, daß er vergebens alle Mühe angewendet, von meiner alten Mutter Nachricht einzuziehen!"

„Er hat dich getäuscht!" sagte die Alte; „ich weiß, daß er alle Spuren

von sich und dir sorgfältig verwischt und dieses kleine einsame Besitzthum gekauft hat, um sich mit dir vor aller Welt zu verbergen, bis du seine Gattin geworden wärest."

„O, meine arme Mutter!" jammerte Rosa, „wo wirst du dein Kind gesucht haben!" — Philipp zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß er in jener Zigeunerin Rosa's Mutter gesehen habe, und hielt nicht länger zurück, sondern erzählte von ihr und Alfonso, was er wußte, doch ohne dessen frühere Geschichte selbst zu berühren. — Rosa überließ sich ganz der Freude, denn sie hoffte nun gewiß, daß sie ihre Mutter bald wieder finden werde und erzählte ihre frühere Geschichte. Ihr Vaterland, meinte sie, sey wahrscheinlich Spanien. Sie erinnere sich, in einer großen Stadt erzogen und mit ihrer Mutter oft in einem Nonnenkloster gewesen zu seyn, wo sie vorzüglich von einer Nonne immer sehr liebreich aufgenommen worden wäre. Dieß Kloster stehe ihr noch so deutlich vor den Augen, daß sie sich getraue, es wieder zu erkennen. Als ein Kind von sechs Jahren sey ihre Mutter mit ihr in die Welt gereist. Hier habe sie dieselbe zuerst in Zigeunertracht gesehen und sie selbst sey von ihr auf ähnliche Weise gekleidet worden. An keinem Orte hätten sie sich länger aufgehalten als nöthig gewesen wäre, alle öffentliche Plätze zu besuchen, wo dann die Mutter sich gern unter die Männer gemischt und durch Zigeunerkunststücke ihre Aufmerksamkeit sichtbar zu fesseln gesucht habe. Im Stillen aber sey sie von der Mutter in allem Guten unterrichtet und zur Frömmigkeit angehalten worden; auch habe sie ihr einen Haß gegen die Männer und gegen ihr eignes Gewerbe beizubringen gesucht. Nach einem rastlosen, viele Jahre langem Umherziehen, wären sie in einem kleinen Städtchen Frankreichs länger als gewöhnlich verweilt. Hier, in dem Hause, das sie zuletzt bezogen, habe Alfons krank gelegen, und weil er sehr verlassen gewesen, habe die Mutter, wahrscheinlich aus Mitleid, seine Pflege übernommen und auch sie dazu angehalten. So sey sie denn mit ihm bekannt und vertraut geworden und habe endlich, da die Mutter, aus unbegreiflichen Ursachen, sie heimlich verlassen, mit kindlicher Liebe sich nur an ihn gehangen und in diesem einsamen Thal in seinem einzigen vertrauten Umgange sich höchst glücklich gefühlt.

So erzählte Rosa. Aber die wachsenden Schatten der Berge erinnerten Philipp, daß er scheiden müsse. Die heiligsten Schwüre ewiger Liebe und Treue versiegelten den Bund; er versprach nochmals, bei der ersten möglichen Gelegenheit, die Kriegsdienste zu verlassen und als ihr Eigenthum nur für sie zu leben, und schied nun mit dem süßen Bewußtseyn, daß er unaussprechlich geliebt werde.

Rosa schlich sich stillschweigend auf ihr Zimmer und hing zitternd einen Vorhang über Alfonso's Bild; denn sie konnte nicht mehr in die glühenden Augen schauen, mit denen es auf sie herabblickte.

Der Marschall Villars, der genesen war und das Kommando wieder übernommen hatte, war mit St. Goudrans Werbung sehr wohl zufrieden, denn er hatte der Armee besonders schöne Leute gesendet. Er wurde sehr liebreich empfangen und der Marschall überreichte ihm selbst einen Pack Briefe mit den Worten: „Indeß Sie, mein lieber St. Goudran, für uns gearbeitet haben, ist das Schicksal auch für Sie nicht unthätig gewesen. Ich kenne den Inhalt dieser Briefe und wünsche Ihnen Glück!" — Die Briefe waren von einem sehr entfernten, reichen Verwandten, der ihn unvermuthet zum Erben seines großen Vermögens und seiner schönen Güter einsetzte, dabei ihm aber zur unerläßlichen Bedingung machte, daß er die Armee sofort verlassen und zu ihm eilen solle, um die Erbschaft mit seinem letzten Segen von ihm selbst zu empfangen. Philipps Herz war voll Freude; weniger wegen des erlangten großen Vermögens, denn er war selbst reich, als daß der Wille seines Verwandten ihm eine schnelle Veranlassung gab, seinen Abschied zu fordern. Der Marschall entließ ihn ungern. Philipp aber eilte mit frohem Herzen aus dem Waffengewühle fort zu seinem Verwandten, dessen herrliche Güter nahe am Fuße der Pyrenäen lagen. — Kurz nach seiner Ankunft starb der Greis in seinen Armen und Philipp, der den Aufenthalt auf diesen Gütern sehr reizend fand und die Zeit nicht erwarten konnte, wo er Rosa als sein geliebtes Weib in dieß Paradies einzuführen gedachte, eilte sein väterliches Gut in der Gegend von Amiens schnell zu verkaufen und in das einsame Thal zu fliegen, wo seine Liebe wohnte.

Ach! Rosa hatte wohl lange schon, aber immer vergeblich, auf Nachricht von ihm gehofft. Sie hatte jetzt gar große Noth mit ihrer alten Aufseherin, die todtkrank lag und ohne Hülfe und Beistand war. Welches Entzücken ergriff daher ihre Seele, als unvermuthet der Geliebte vor ihr stand und ihr sagte: er sey nun ganz der Ihrige! —

Nach der ersten Wonne des Wiedersehens beschlossen die Liebenden ihre Vermählung ohne Aufschub vollziehen zu lassen, um bald aus dieser Abgeschiedenheit, weit fort, auf Philipps Güter zu ziehen. Unter den Zurüstungen zur Hochzeit, welche das zarte Mädchen selbst besorgen mußte, indeß Philipp in dem zunächst gelegenen Dorfe, in der Hütte jenes Jünglings seine Wohnung aufschlug, durch dessen Freilassung er Rosa's Bekanntschaft erlangt hatte, und der nun ein glücklicher Gatte und Vater geworden war, starb die Alte. Rosa ließ sie unter dankbaren Thränen

begraben, und als wenige Tage darauf ein Prieſter den Segen über den Bund der Liebenden ausgeſprochen und Roſa das kleine einſame Landhaus mit allem Zubehör den armen, aber glücklichen Eheleuten, in deren Hütte Philipp jetzt wohnte, geſchenkt hatte, verließen ſie das öde Thal, nahmen nur Alfonſo's Bildniß daraus mit und zogen hinaus in die freie, heitere Welt.

Indeß nun Philipp mit ſeiner jungen Gemahlin in ſüßem Frieden in ſeinen reizenden Beſitzungen lebte und bei dem nie geahneten Glücke, das er in ihren Armen fand, die Welt um ſich her vergaß, war das Jahr 1714 über Europa aufgegangen und ſchenkte ihm den Frieden wieder, der am 6. Mai zu Raſtatt geſchloſſen wurde. Alle Truppen zogen, unter dem Jubel der Bürger, in ihre Standquartiere, alle Gefangene wurden freigelaſſen und eilten in die lang erſehnte Heimath zurück.

Auch Alfonſo d'Alhambra befand ſich unter ihnen. Schwer verwundet, war er auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und in die Hände der Sieger gerathen, die ihn, als einen bedeutenden Gefangenen, tief in das Innere von Oeſterreich geſchafft hatten. Mit der glühenden Leidenſchaft für die holde, ſelbſterzogene Blume im Herzen, eilte er nun in freudiger Erwartung dem Thale zu, dem er ſein größtes Kleinod anvertraut hatte. Aber wer beſchreibt ſein Gefühl, als ihm aus jener Wohnung, wo er von Liebe und Sehnſucht empfangen zu werden hoffte, fremde Menſchen entgegen traten, als er in wenig Worten vernahm, daß von den frühern Bewohnern die Alte geſtorben und die Jüngere, deren Schönheit und Tugend man ihm nicht genug zu preiſen vermochte, mit einem jungen Manne, Philipp de St. Goudran, vermählt worden und mit ihm fortgezogen ſey, man wiſſe nicht, wohin! — Bleich und ſtarr und wie ein abgewieſener Bettler, ſchlich ſich Alfonſo fort und warf ſich auf dem Gebirge unter einem Baum nieder, von wo er das Thal überſehen konnte.

Die Wunden, die uns die Liebe ſchlägt, halten wir immer für die ſchmerzlichſten und unheilbarſten und glauben im erſten Augenblick, daß ihrer Allgewalt, wenn ſie zum erſtenmale in unſer Herz einzieht, kein ſpäteres Gefühl mehr gleiche. — Heil dem, deſſen erſte Liebe auch ſeine letzte war! — Heil auch dem! deſſen letzte Liebe alle Schulden einer frühern wieder bezahlte! — Aber dich, du armer Verlaſſener, der du nichts an deinem treuen Herzen feſthalten konnteſt, dich frage ich, ob die Wunden deiner ſpätern Liebe nicht immer noch heiß blutend offen ſtehen, indeß die frühern wie grüne Grabhügel leicht überwachſen und eingeſunken ſind? Durch die offene Pforte des jugendlichen Herzens ziehen die Himmelsboten alle, wie frohe Gäſte, leichter aus und ein, und hat auch der freundlichſte von

ihnen, die Liebe, wirklich treulos sein schönes Asyl einmal verlassen, tritt auch ein brennender Schmerz an die leergewordene Stelle, so weiß die Hoffnung doch, mit ihren Ammenmährchen, das weinende Kind wieder zu beschwichtigen und indeß in bunten Farben immer neue Bilder des Lebens lächelnd vorüber wallen, schickt die Zeit ihre Dienerin Vergessenheit, um die alten Bilder mit leichtem Flor zu überhängen. Aber wenn von den unzähligen Täuschungen des Lebens, von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen, von der ungestillten Sehnsucht gewarnt, der Mensch endlich kalt sein Herz verschließt und lieber die süßen Gäste nicht mehr einlassen will, damit unter ihnen nicht auch der Schmerz sich einstehle, und wenn dann doch noch einmal die Liebe an die eiserne Pforte klopft und er nicht widerstehen kann, das flehende, liebliche, unschuldvolle Kind einzulassen, als seinen Liebling aufzunehmen, mit seinem letzten Herzblute zu nähren und ihm noch einmal die heiligen Quellen seines tiefen Gefühls zu eröffnen, das in seiner langen Verschlossenheit, wie alter Rheinwein, nur feuriger und köstlicher geworden ist; was steht diesem Armen noch für ein Trost zur Seite, wenn auch diese letzte Liebe nur Täuschung war? Der Rest des Lebens ist zu kurz zu neuen Hoffnungen und das Herz zu stark und zu arm zum Vergessen.

So gänzlich und auf ewig verarmt fühlte sich Alfonso, und seine Hand griff nach einem Dolche, um mit einemmale allen Täuschungen ein Ende zu machen. In seiner leidenschaftlichen Seele stieg aber auch bereits die Sucht nach Rache empor, und erhielt in ihm die Lust zum Leben. — „Nein!“ rief er aus; „ihr Treulosen sollt mein mühsam erbautes Glück nicht als eine leichtsinnige Beute davon tragen! Ihr sollt ungestraft mir nicht mein Heiligthum entweiht und meine letzten Hoffnungen zertrümmert haben! Ich werde euch finden, und wie der Rachengel über euch Gericht halten!“ — Er schlich fort und machte sich auf den Weg nach einer benachbarten Stadt, wo er bei einem angesehenen Handlungshause sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen stehen hatte, und ließ sich alles in gültigen Papieren auszahlen. Nun kaufte er sich Waffen und eilte mit dem festen Vorsatze nach dem Thale zurück, sein ihm jetzt fremd gewordenes Eigenthum durch Geld oder durch Gewalt noch einmal wieder zu gewinnen. Er stellte sich den jetzigen Bewohnern des Landhauses als einen Fremden vor, dem dieser einsame Aufenthalt vor allen andern gefalle, weßhalb er ihn zu kaufen wünsche, und bot eine so große, den Werth der Besitzung bei weitem übersteigende Summe, daß keine Gewalt vonnöthen war. Er zahlte die Kaufsumme sogleich, doch mußte das Haus schnell geräumt und ihm mit allem überlassen werden, was früher ihm darin gehört hatte.

Als er nun in dem öden Hause aus einem Zimmer in's andere ging und auch in Rosa's Schlafgemach trat, wo sein Bild nicht mehr über ihrem Bettchen hing, da überwältigte seine starke Seele dennoch der Schmerz, und laut weinend sank er auf der heiligen Stelle nieder, wo unter süßen Träumen der Unschuld die Geliebte aufgeblüht war. Aber von Verzweiflung und Rache geweckt, raffte er sich bald wieder auf. Er erfaßte eine scharfe Axt und eilte hinaus, um die schönen Anlagen zu zerstören. Mit unbeschreiblicher Wuth hieb er alles nieder; die herrlichen Fruchtbäume fielen, die Blumen wurden zertreten, die Lauben eingerissen, und als er nun wie ein Wahnsinniger, ohne sich Ruhe zu gönnen, den ganzen Tag gewüthet hatte, und sich Abends an dem einsamen Platze fand, wo Rosa's alte Pflegerin begraben lag, rief er schauderhaft: „Alte steh auf! und sage mir, wo ich die Treulose finde! Nur noch einmal öffne deinen verwesten Mund, dann kannst du auf ewig schweigen!" Er schlug vermessen gegen die Rasenwölbung des Grabes und rief und tobte aufs neue — aber die Alte war zu tief entschlafen und hörte ihn nicht mehr. Nur ein Flug Raben, der bei der einbrechenden Nacht dem waldigen Gebirge zueilte, gab Antwort, und zog krächzend über ihm hin. Die Schauer einer dunkeln Ahnung überfielen ihn, und eilig ging er zum Hause zurück. Hier nun schleppte er alle brennbaren Sachen in Rosa's Zimmer zusammen, und als die Nacht eingebrochen war, steckte er das Haus in Flammen. „Hier soll keine Schwalbe mehr nisten!" rief er mit entsetzlicher Stimme, „denn verflucht sey von jetzt an diese Stelle!" Als nun der dicke, schwarze Dampf sich durch die schönen Zimmer wälzte, und die Gluth bald genug aus dem Dache empor schlug und die Nacht erhellte, eilten aus der benachbarten Gegend viele Menschen zur Rettung herbei. Aber wie ein Ungethüm der Hölle umrannte Alfonso das brennende Gebäude, trieb mit blankem Schwerte die Rettenden zurück, und schürte die Flammen bei ihrer furchtbaren Arbeit. Der Tag brach endlich an, und beleuchtete den dampfenden Aschenhaufen.

Alfonso verließ die zerstörte Stätte, und wanderte in der Verkleidung eines Bauern und mit dem festesten Entschluß zur Rache, nach St. Gendrans väterlichem Gute, das ihm wohlbekannt war, und wo er das junge Paar sicher anzutreffen hoffte. Allein der jetzige Besitzer wußte ihm weiter nichts zu sagen, als daß St. Gendran im Begriff gewesen sey, nach einem Gebirgsthale zu reisen, um sich dort zu vermählen; wo er aber jetzt sich aufhalte, wußte ihm niemand anzugeben. So trieb denn die Rachsucht den unglücklichen Alfonso d'Alhambra immer weiter fort, und er durchstrich vergeblich den größten Theil Frankreichs.

Philippo Güter lagen glücklicherweise nahe der Gegend, wo Isabella einst mit Alfonso gelebt hatte, und wo sie ihm wieder genannt worden war. In seinem jetzigen Gemüthszustande vermied er sorgfältig alle Erinnerungen daran, deßhalb auch diese Gegend und fand daher das glückliche Paar nicht.

Da er nun überall vergeblich gesucht und nachgeforscht hatte, kam er endlich auf den Gedanken, daß Rosa ihre Mutter vielleicht wieder gefunden, und dann gewiß mit ihr nach Spanien gegangen wäre. Er beschloß nun, sich dorthin eiligst auf den Weg zu machen, und zog so in sein altes Vaterland wieder ein. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit ging er durch die Thore seiner Vaterstadt, wo ihn niemand mehr kannte. Seine Mutter und Schwester waren gestorben; auf dem Platze seines väterlichen Hauses waren neue Gebäude aufgeführt; unbekannte fremde Menschen gingen ihm in den alten bekannten Gassen vorüber. Erschöpft setzte er sich auf einen Stein am Markte nieder, und große schwere Thränentropfen drängten sich aus seinen Augen, denn dieses Bild des steten Wechsels und der Veränderlichkeit machte einen gewaltigen Eindruck auf sein überdieß so unruhiges Gemüth. Endlich sah er die Kirche des Dominikanerklosters offen, in welchem er einst erzogen worden war, und sehr bewegt trat er hinein. Und als er nun hier, statt jenes Wechsels draußen, alles noch festbestehend fand, als er die alten heiligen Gebräuche noch in der nämlichen Ordnung wie sonst verrichten sah, und als er selbst noch mehrere seiner ehemaligen Lehrer erblickte, die, als rüstige Greise, immer noch an ihrem Platze standen; als er das Bild seiner hier verlebten, sorglosen Tage mit seinen später in der Welt gemachten Erfahrungen verglich und der heilige, hier einheimische Friede ihm überall einladend zuwinkte, da überzog sein starres Gemüth eine so tiefe Wehmuth, daß er vor dem Altare niedersank, seine heiße Stirn auf die Stufen niederbeugte und sich recht innig ausweinte. Der Sacristan erinnerte ihn endlich, daß es Zeit sey die Kirche zu verlassen, weil sie verschlossen werde. Ach! auf Alfonsos Lippen schwebte die Bitte: daß er ihm lieber eine stille Zelle in ihrem friedlichen Kloster anweisen möchte; aber er vermochte noch nicht sie auszusprechen; er schlich fort und miethete ein Stübchen in der Vorstadt, wo er sich sehr erschöpft auf ein dürftiges Lager warf. Je lebendiger die alten, süßen Erinnerungen aus seiner sorglosen Jugend wieder in sein Herz einzogen, deste schneller legte sich der Sturm furchtbarer Leidenschaften, die ihn in der Welt herumgejagt und seine Kräfte in steter Spannung erhalten hatten. Er fühlte sich sehr matt und krank und in dem sonst heimathlichen Orte ganz verlassen und allein. Er konnte seine

Wanderungen nicht fortsetzen und beschloß, hier auszuruhen und sich zu erholen. Des andern Tages schlich er mühsam wieder nach der Kirche des Klosters, wohin ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog. Er trat hinein, als gerade Seelenmessen gelesen wurden und hörte, wie der Geistliche die Namen seiner Eltern aussprach. Das erschütterte sein Gemüth gewaltig. Er glaubte ihre Geister zu erblicken, die drohend vorüberschritten und ihm die Schuld beimaßen, daß sie noch nicht eingegangen waren zu den Wohnungen der Seligen. Es wurde ihm klar, daß der Fluch der Mutter ihn verfolgt und all sein Glück und seine Hoffnungen zerstört habe, und nun faßte ihn eine solche Gewissensangst, daß er fast ohnmächtig niedersank. In diesem schrecklichen Gemüthszustande sah er nur ein Rettungsmittel vor sich: die Reue! und wie er alles leidenschaftlich ergriff, so zögerte er auch hier keinen Augenblick, eilte zu dem Abt des Klosters, gab sich ihm zu erkennen, und indem er sich, als ein reuiges Kind, allen Strafen unterwarf, bat er um die Aufnahme in den Orden. Er erhielt Verzeihung und nach einem kurzen Noviziate, weil dieß vor seiner Entweichung bereits vollendet gewesen war, die Tonsur; denn der Kirche war das Beispiel eines aus der Welt freiwillig wieder zu ihr zurückkehrenden Sünders zu werth, als daß sie ihn, statt aller Strafen, nicht mit offenen Armen hätte empfangen sollen.

So wie nun im Anfange die Ruhe des Klosterlebens und das stille, in wissenschaftliche Studien und heilige Gebräuche fest eingetheilte Fortschreiten der Zeit, seinem kranken Gemüthe eine kostbare Arznei war, so fing er doch, je mehr sein von der großen Anstrengung zerrütteter Körper sich wieder erholte, nach und nach zu fühlen an, daß sein unruhiger Geist hier zu wenig Nahrung finde, und kaum war ihm hier ein Jahr verstrichen, als er sich im stillen wieder aus dem Kloster hinaus und in ein thätigeres Leben sehnte.

Nun traf es sich, daß sein Kloster in der Hauptstadt wichtige Geschäfte abzumachen hatte und deßhalb einen geschäftskundigen, gewandten Mann aus seiner Mitte dorthin senden mußte. Die Wahl fiel auf Alfonso; man kannte seine vielseitigen Welterfahrungen, wie seinen Muth, und so reiste er, mit den gehörigen Aufträgen versehen, nach Madrid ab. Indeß er nun hier mit Gewandtheit und Kraft die Sachen seines Klosters betrieb, während man auf den klugen muthigen Mönch allenthalben aufmerksam wurde und seinem Kloster zu einem solchen Mitgliede Glück wünschte, machte er die nähere Bekanntschaft des Cardinal-Großinquisitors, der bald eine so hohe Meinung von ihm faßte, daß er ihm eine Stelle bei dem Inquisitionstribunale antrug. Seit die Liebe aus Alfonso's Herzen

entflohen war, schien er zu einem kalten, grausamen Richter, der nicht menschliche Handlungen, sondern nur die tiefsten Gedanken der Seele wägen und richten soll, wie geschaffen. Die große Gewalt über Menschenglück und Leben, die dadurch in seine Hand gelegt wurde, reizte sein stolzes Gemüth; er nahm den Antrag mit Freuden an, wußte sich die Zustimmung seines Klosters zu verschaffen und trat in jenes furchtbare Gericht als Mitglied ein. Die Schreckensarbeiten ergötzten seine mit Haß gegen die Menschen erfüllte Brust, und lange hatte die Inquisition sich keines so kalten und strengen Richters zu erfreuen gehabt.

Aber, ob er gleich meinte, über seinen jetzigen schrecklichen Wirkungskreis die Vergangenheit völlig vergessen zu haben, so wurde seine mühsam errungene Fassung doch umgestürzt und die alten, fast ganz verlöschten Flammen schlugen noch einmal gewaltig wieder empor.

Philipp de St. Goudran hatte indessen mehrere Jahre in Glück und Frieden mit seiner Rosa verlebt. Sie ahneten nicht, welch ein böser Geist umherging, sie aufzusuchen und zu verderben, und feierten oft in dankbarer Rührung Alfonso's Gedächtniß, den sie längst vermodert glaubten. Ach! hätten sie gewußt, daß die alten drohenden Erinnerungen aus seinem Leben wie schützende Engel an den Grenzen ihres Paradieses bisher gestanden und ihn davon zurückgescheucht hatten, sie würden gern auf diesem geheimen Fleckchen Land, wie zwei Fruchtbäume auf einer Stelle festgewurzelt, jeden Sturm ertragen und jedem Frühlinge, bis zum leisen Vergehen, ihre Blüthen entfaltet haben. Aber ein Knabe, den Rosa geboren und den man Alfonso genannt hatte, wurde nur wenige Monate alt, und zu dem Kummer, der das Herz der armen Eltern faßte, gesellte sich in Rosa's Seele noch eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihrer Mutter, nach der sie bisher überall vergeblich geforscht hatten; denn sie war seit der Schlacht bei Malplaquet nirgends mehr gesehen worden. Rosa glaubte sie nun in Spanien sicher wieder zu finden, und auch Philipp erblickte nie ohne innern Vorwurf Isabellens Ring, den er heilig bewahrte und meinte, sein gethanes Versprechen, über Alfonsos Familie Nachricht einziehen und ihn mit derselben versöhnen zu wollen, auch dem todten Freunde noch halten zu müssen. Ueberdieß war Spaniens Grenze ihnen ja so nahe und der Zweck ihrer Reise so heilig, daß sie sie ohne Sorge und mit Freude unternahmen. Sie kamen glücklich in Madrid an und beschlossen hier eine Zeit lang zu verweilen, um ihre beiderseitigen Nachforschungen anzustellen. Als sie eines Tages bei dem Kloster der barmherzigen Schwestern vorübergingen, blieb Rosa vor dem Portale desselben wie eingewurzelt stehen und gestand ihrem Gemahl, dieß und kein anderes

müsse das Kloster seyn, in welches man sie oft als Kind geführt habe. Sie zog ihn ungeduldig hinein und in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, und in der süßen Hoffnung, daß hier das Räthsel ihrer Geburt sich lösen werde, kniete sie mit ihm nieder und betete inbrünstig.

Da fühlte sich Philipp leise bei der Hand ergriffen und erblickte, als er sich umsah, eine Laienschwester des Klosters. Verwundert sah er sie erst an, als sie ihn aber freundlich beim Namen nannte, da erkannte er an der Stimme Rosa's Mutter. Auch Rosa hatte sie bei den ersten Worten wieder erkannt und flog ihr in die Arme und nannte sie bei dem süßen Muttternamen. Aber Bierenka zog sie schnell mit sich fort, aus der Kirche, in ein nahgelegenes Zimmer des Klosters, wo auch sie sich nun erst ganz ihrem Entzücken überließ. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem blühenden, wunderschönen Weibe, streichelte und küßte ihr die Wangen und ließ sich erzählen, was während ihrer langen Trennung vorgefallen war. Sie hörte der Tochter in größter Spannung zu und sagte endlich: „Ich preise Gott, daß er alles so herrlich gemacht hat und daß ich dich glücklich wieder sehe. Aber jetzt verlaßt mich, meine Kinder! ich habe heilige Pflichten zu erfüllen, von denen euer künftiges Glück abhängt. Nennt mir eure Wohnung, morgen mit dem frühsten bin ich bei euch!“ und hiermit entließ sie sie unter tausend Liebkosungen, mit der dringenden Bitte, sich bis dahin ruhig zu verhalten.

Mit dem Entzücken des Wiedersehens im Herzen wollte Philipp seine Gemahlin in ihre Wohnung zurückführen. Sie mußten an dem Palast der Inquisition vorüber, und sahen auf den Stufen desselben ein armes Weib mit einem schönen Kinde sitzen, welche die Vorübergehenden um eine Gabe ansprach. Rosa ward durch den Anblick des Kindes gerührt, trat hinzu und beschenkte die Frau reichlich. Aber das Schicksal wollte nun alles zum Ende führen, und so geschah es denn, daß Alfonso in diesem Augenblicke aus dem Palast trat und die beiden wohlbekannten Gestalten dicht vor sich erblickte. Bleich, zitternd und wie eingewurzelt stand der Schreckliche und starrte sie mit Basiliskenblicken an. Rosa's hohe Schönheit und der heitere Blick ihres glücklichen Gatten zeigte ihm, was er verloren hatte und alle aufs neue erwachten Leidenschaften riefen ihn auf zum furchtbarsten Entschluß. — „Das sind sie!“ stammelte er mit bleichen Lippen, als sie ruhig weiter gingen; „aber sie sind in meine Hände gegeben.“

Die Schergen verstanden seine Winke, und ehe die Schuldlosen noch ihre Wohnung erreicht hatten, ereilte sie in einer einsamen Straße ein Wagen, in den man sie einzusteigen zwang, und ehe sie nur ahnen konnten, was man mit ihnen vornehmen wollte, hatten sich die eisernen Thore

schen hinter ihnen geschlossen und die Diener der Inquisition hatten sie, schon getrennt von einander, in tiefe Gefängnisse geworfen.

Alfonso jauchzte insgeheim auf, daß die beiden, sonst von ihm so geliebten, jetzt so gehaßten Menschen, nun in seiner Gewalt waren und schwur, sie zu verderben.

Ach! warum blühen die beiden Himmelsblumen, Liebe und Freundschaft, so nahe bei den giftigen Gewächsen Haß und Rache? Warum steht das Menschenherz offen vor ihnen, wie die goldene Pforte des Westens, durch welche leise Abendwinde wandeln und Stürme toben?

In dem Gefühl seiner furchtbaren Gewalt, zauderte Alfonso nun keinen Augenblick länger, den Durst nach Rache zu stillen. Die Liebe, die zuletzt seine ganze Seele erfüllt und die er verstanden und erwiedert geglaubt hatte, sie sollte nicht ungestraft ihn getäuscht, das Glück, welches ihm das Schicksal für die letzte Hälfte des Lebens gezeigt, und das er tief vor den Augen der neidischen Welt verborgen hatte, sollte ihm ungerächt niemand gestohlen haben. Er übergab die beiden unglücklichen, schuldlosen Menschen dem Inquisitionsgericht, und stellte selbst die Anklagepunkte wider sie auf, worin er als Hauptverbrechen angab: daß Rosa die Tochter einer verruchten Zigeunerin sey, und daß Philipp sich habe bewegen lassen, sie zu heirathen und ihre gotteslästerlichen Meinungen anzunehmen. Sie wurden vor Gericht gestellt und ihnen die Klagepunkte vorgehalten. Da sie nun nicht läugnen konnten, daß sie die Mutter Biorenka größtentheils unter der Verkleidung einer Zigeunerin gesehen hätten, so wurden sie weiter nicht gehört und für schuldig erkannt, und es bedurfte keines andern Beweises, um sie unter die Zahl derer aufzuzeichnen, denen das Todesurtheil gesprochen werden sollte.

In seine Kutte verhüllt und ohne sich zu erkennen zu geben, saß Alfonso selbst mit zu Gericht, und weidete sich an der Verzweiflung seiner Opfer, deren blühende Gesichter in der dumpfen Kerkerluft schon einzufallen anfingen, und deren stolzes Gefühl der Unschuld dennoch die Schrecken vor dem nahen grausenvollen Ende nicht zu verscheuchen vermochte. Aber ihm war dieß nicht genug. Die Unglücklichen sollten auch wissen, von welcher Hand sie starben; sie sollten den Rächer erkennen, der wie eine Gestalt des Grabes wieder aufgestanden war, um ihr schuldloses Glück zu zertrümmern. Als man sie nach dem letzten Verhör in die Kerker abführen wollte, wohin die zum Tode Verurtheilten gewöhnlich gebracht werden, ließ er sie vorher in ein Zimmer führen, worin er allein sich befand, und als sie nun hier zu verschiedenen Thüren hineintraten und sich wieder erblickend mit offenen Armen auf einander zueilten, sprang er

wüthend dazwischen, rieß sie auseinander und schrie: „Kennt ihr mich, ihr Schändlichen?“

Da erkannten sie ihn wieder, aber sie erschraken nicht, denn sie hofften in ihrer Unschuld vielmehr, der wiedergefundene Freund solle ihr Retter seyn. Als nun aber Philipp vertrauend seine Hand faßte, und Rosa ihn kindlich umschlingen wollte und flehend rief: „Mein Vater, rette deine armen Kinder!“ — da sachte der sonst so süße Vatername von neuem seine Wuth an, denn er hatte nur ihr Geliebter seyn wollen; da stieß er sie von sich und Verwürfe und Verwünschungen strömten über seine zuckenden Lippen, und mit der furchtbaren Bestätigung, daß nur seine gewaltige Hand es sey, die sie dem Tode rächend weihe, verließ er die Unglücklichen, die starr vor Entsetzen wieder in ihre dunkeln, getrennten Kerker abgeführt wurden. Am Abend dieses Tages, als Philipp auf seinem feuchten Strohlager in tiefen Gedanken saß und sich vergeblich bemühte, Trost aus der eignen Brust zu schöpfen, trat der Gefangenwärter mit Licht und einem Korbe Essen und Wein in das Gefängniß. Er setzte es vor Philipp hin, und als er ihn lange aufmerksam betrachtet hatte, sagte er: „Ja, ich zweifle nicht mehr, ihr seyd de St. Geutran, der einst in französischen Kriegsdiensten stand?“ und da Philipp dieß bejahete, gab er sich ihm als jenen Spion zu erkennen, dem Philipp vor der Schlacht bei Malplaquet das Leben geschenkt hatte. „Herr,“ sagte er, „ich will nun wiedervergelten; ihr seyd in schreckliche Hände gerathen! Ich frage nicht auf welche Weise und ob ihr schuldig seyd, allein wenn ich nicht augenblicklich für eure Rettung alles wage, so seyd ihr verloren, denn aus diesen Gefängnissen geht es nur zum Tode!“ — Philipp freute sich zwar des Fremdes in der Noth, aber er wollte nicht allein, sondern nur mit Rosa der Gefahr entfliehen oder mit ihr sterben. Doch der dankbare Mann wußte dringend zu sprechen und ihn endlich zu überzeugen, daß sie beide nur einzeln auf dem Wege einer geheimen Flucht zu retten wären und das Wagestück bei ihm begonnen werden müßte. Er versprach ihm heilig, auch für Rosa's Rettung alles zu wagen, obgleich sie einem andern harten Gefangenwärter übergeben sey. Gelänge es ihm, dann wolle er selbst mit ihr entfliehen, sie zu ihm führen und bei ihm leben und sterben!

Philipp gab endlich der süßen Hoffnung wieder Raum, und ließ den Gefangenwärter gewähren. Dieser nahm nun aus dem Korbe schnell einen Krug mit Blut; Philipp mußte sich wie tot auf seinem Lager ausstrecken, einen Dolch in die Hand nehmen und sich mit dem Blute übergießen lassen. Hierauf eilte der Gefangenwärter den Arzt herbeizurufen, der so eben die Gefängnisse besuchte, um ihm den Leichnam des Selbstmörders

zu zeigen. Dieser kam, und als er Philipp regungslos und im Blute liegen sah, untersuchte er ihn nicht weiter, sondern stellte den Todtenschein aus. Da nun dergleichen Selbstmörder ohne weiteres von den Wärtern in den geheimen Begräbnißkellern der Inquisition verscharrt zu werden pflegten, so war es diesem Gefangenwärter ein leichtes, da er den ärztlichen Todtenschein in Händen hatte, einen fest vernagelten Sarg, mit Erde angefüllt, vergraben zu lassen, indeß er Philipp, als Mönch verkleidet, unaufgehalten durch alle Wachen führte. So hatte ihm denn die Dankbarkeit das Leben erhalten, und unter der schützenden Hülle eilte er, die schrecklichen Grenzen Spaniens zu verlassen.

Die Todesurtheile über Philipp und Rosa waren indeß gesprochen. Der Tag war angesetzt, wo bei dem großen Autodafé auch diese beiden festbaren Leben im Flammentod zerfallen sollten. Philipp war ihm durch den scheinbaren Selbstmord glücklich zuvorgekommen. Die arme Rosa aber lag krank und verlassen in ihrem schauderhaften Gefängnisse. An die dumpfe feuchte Nacht die sie umgab, an das harte kalte Strohlager, an die grobe elende Kost nicht gewöhnt, mußte ihr zarter Körper unterliegen, und wenn auch das fromme Bewußtseyn ihr Trost zuflüstern wollte, so war doch die Angst um den Geliebten und der Schauder vor Alfonsos schrecklicher Wiedererscheinung so groß, daß sie nur von diesen Bildern fortwährend geängstigt wurde. Keine freundliche Stimme sprach ihr Trost zu, kein liebendes Auge wachte bei ihr; nur ein furchtbares Fieber fuhr ihr bald wie Eis und bald wie Flammen durch die Adern, indeß in der Grabesnacht ihres Kerkers leise der Tod schon seine sichere Beute umschlich.

Alfonso konnte den Tag der Hinrichtung nicht erwarten, denn die unbeschreibliche Unruhe, die seine Seele folterte, seit das Todesurtheil unwiderruflich gesprochen war und seit er Philipps Selbstmord vernommen hatte, scheuchte allen Schlaf von seinem Lager und ließ ihm den Hauptmoment herbei wünschen, in welchem er alle seine verzehrenden Leidenschaften abzufühlen glaubte. Endlich lag nur noch ein Tag dazwischen. Alfonso war am Morgen dieses letzten Tages vor der Hinrichtung früh schon aufgestanden, denn er hatte auch diese Nacht wieder schlaflos durchwacht, als ihn die Laienschwester eines Nonnenklosters zu sprechen verlangte und ihm, da sie vorgelassen wurde, die Bitte ihrer Aebtissin mündlich überbrachte, sich unverzüglich zu ihr zu begeben, weil sie Dinge von großer Wichtigkeit mit ihm zu besprechen habe. Alfonso zögerte nicht, ihr im Augenblicke zu folgen. Sie führte ihn in das Kloster der barmherzigen Schwestern und wies ihn hier mit der Bedeutung in das Sprachzimmer, daß sie die Aebtissin sogleich herbeirufen wolle.

Während ſich Alfonſo nun hier allein befand, warf er ſeine Blicke auf ein Gemälde an der Wand, das ein ſchönes Weib in Nonnentracht darſtellte. Aber je länger er es betrachtete, deſto unruhiger fing ſein Herz an zu ſchlagen, denn die Züge waren ihm bekannt und vertraut, und es war ihm, als wollten ſich die ſchönen Lippen öffnen und ihn beim Namen rufen. Und als er ſtand und zweifelte und nicht zu entſcheiden wagte, ob er Roſa's Bildniß vor ſich ſähe, oder ob eine Geſtalt aus langer Vergeſſenheit ihm wieder nahe träte, klopfte ihm jemand auf die Schulter und fragte: „Wie gefällt euch das Bild?“ — Alfonſo ſchrack zuſammen, denn hinter ihm ſtand die Zigeunerin Biorenka.

„Hebe dich weg von mir, du Scheuſal!“ rief Alfonſo entſetzt; „mit dir habe ich nichts mehr zu ſchaffen. Ich komme, mit der Aebtiſſin des Kloſters zu ſprechen, und wie darfſt du dich in dieß Heiligthum drängen?“

„Ehrwürdiger Herr!“ ſagte Biorenka, „eben die Aebtiſſin ſchickt mich zu euch, denn ehe ſie euch ſprechen kann, habt ihr mir noch manches zu ſagen. Herr!“ fuhr ſie fort, „bei allem was euch heilig iſt, fordere ich die Wahrheit; wißt ihr nichts von Roſa und ihrem Gemahl? Wie eine Erſcheinung habe ich ſie hier wieder gefunden, aber auch wieder verloren, und nachdem ich ſie in unnennbarer Angſt lange vergeblich überall geſucht, habe ich endlich nicht ohne Grund den ſchrecklichen Gedanken faſſen müſſen, daß die Schuldloſen in die Hände eures furchtbaren Gerichts gefallen ſind!“

Alfonſo ſah ſie mit ſtolzem Lächeln an und ſagte: „Ja! für dich ſind ſie nun verloren! Meine gewaltige Hand hat endlich die Schändlichen getroffen und wird auch dich vernichten!“

„Herr!“ flehte Biorenka, „bei dem Andenken an jenes Bild dort, beſchwöre ich euch, mir zu ſagen, was meine armen Kinder verbrochen haben?“

„Und das kannſt du noch fragen, Zigeunerin?“ rief Alfonſo. „Sie haben mich um meine Seligkeit beſtohlen, drum will ich ihr Leben zerdrücken. Siehe! deine Tochter war mir einſt das Theuerſte auf der Welt; ich hatte ſie zu einem Engel erzogen und du ſollteſt ſie nur als mein glückliches Weib erſt wiederſehen. Da bricht der treuloſe St. Goutran, der einzige, dem ich, ſchwach genug, mein Geheimniß anvertraute, während meiner unglücklichen Gefangenſchaft als Räuber in mein Heiligthum und ſtiehlt mir die Liebe meiner Braut, ſie läuft ihm nach in die Welt und ich bin mit meinem treuen Herzen vergeſſen, muß mich abweiſen laſſen wie ein Bettler, muß ſie überall vergebens ſuchen und endlich dieß heiße, glühende Herz unter der Mönchskutte verbergen!“

„Und dieß iſt ihr einziges Verbrechen?“ fragte Biorenka.

„Es ist die Schuld, die mich zur Rache ruft!“ sagte Alfonso. „Tod weil sie deine Kinder sind, du sündhaftes, ketzerisches Weib, hat sie das heilige Gericht zum Tode verdammt. Der feige St. Gentran hat sich bereits selbst entleibt und deine Tochter wird morgen gerichtet.“

„Heiliger Gott!“ rief eine Stimme hinter dem Sprachgitter und Alfonso erblickte die Aebtissin, die auf ihre Kniee gesunken, flehend die Arme nach ihm ausstreckte. Aber Borenka fasste ihn, und indem sie ihn dicht vor das Sprachgitter hinzog, fragte sie ihn: „Kennst du dieß Weib?“ — Da sah er, daß es das Original jenes Gemäldes war, und die Vergangenheit hob ihren Schleier und die Hand vor die Augen schlagend, rief er: „Isabella!“

„Erkennst du mich wieder?“ fragte sie sanft; „hast du den Namen der armen, treuen, verlassenen Isabella noch nicht vergessen? — Muß ich hier vor dir auf den Knien liegen, um das Leben unseres Kindes von dir zu erflehen?“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, schweig!“ rief Alfonso zurückbebend; „schweig! was wollen deine Lippen bekennen?“

„Das theuerste und heiligste Geheimniß meines Lebens!“ sprach sie, „daß Rosa meine und deine Tochter ist!“ —

Alfonso sank bei diesen Worten wie vernichtet auf einen Sessel und verhüllte sein Gesicht.

„Als sie mich wieder fort führten aus unserm glücklichen Thale,“ fuhr Isabella fort, nachdem sie sich erhoben hatte, „und du mir nicht zu Hülfe eiltest, brachte man mich, zur Strafe für meine Flucht, in dieses Kloster. Hier gebar ich insgeheim deine Tochter und mußte den Schleier nehmen. Meiner treuen Anna vertraute ich unser Kind, und nachdem sie es wie eine Mutter auferzogen, ging sie mit meiner Bewilligung, unter der Verkleidung einer Zigeunerin, mit dem schönen Kinde in die Welt, um dich aufzusuchen und wenn sie dich gefunden, dich zu prüfen, ob du es noch werth seyst, daß wir dir die Tochter zuführten. Als dich endlich nach jahrelangem vergeblichen Suchen Anna in Frankreich gefunden hatte, als Rosa deine Pflegerin geworden war und sich dein Herz mit zarter Liebe an das Mädchen gehangen, wollte Anna mit dieser frohen Botschaft erst zu mir eilen, um meiner Bewilligung gewiß zu seyn, ehe sie dir die Tochter an das Vaterherz legte. Allein dein wildes Gemüth kannte die reine Flamme der Liebe nicht, und im Wahnsinn deiner schrecklichen Leidenschaft stahlst du dir die eigene Tochter!“

„Ach! warum verschwiegst ihr es mir denn, daß es meine Tochter war?“ rief Alfonso.

„Weil wir dich für treulos hielten!“ fuhr Iſabella fort, „und dich erſt prüfen wollten, ob du mich vergeſſen hätteſt: denn wer die Mutter vergißt, kann dem Kinde kein guter Vater ſeyn!“

Anna, die intreß ihre Verkleidung abgeworfen hatte, trat in der Tracht einer Laienſchweſter wieder herein und fragte ihn: „Wißt ihr noch, wie ich euch am Abende vor der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet Iſabellens Ring aufſteckte, nachdem ich euch und unſere Roſa in unbeſchreiblicher Angſt jahrelang geſucht hatte; wißt ihr noch, wie ich euch in den letzten Stunden beſchwor, mir den Aufenthalt meines Kindes zu geſtehen, und wie ich die alten Erinnerungen alle in euch zu wecken ſuchte? Aber ihr warft mir Iſabellens Bild vor die Füße; ihr wolltet mich ermorden, und da ich das Geheimniß eurer ſämtlichen Liebe ahnete, flehte ich zu Gott, er möchte euch lieber auf dem Schlachtfelde ein Ziel ſetzen! — Der Himmel ſchien mich erhört zu haben; ich ſah euch ſinken! Keine Gefahren konnten mich abhalten, zu euch zu eilen, um euch im Todeskampf das Geheimniß eures Kindes noch zu offenbaren und das Geſtändniß ihres Aufenthalts von euch zu verlangen. Allein ihr wartet ſchon bewußtlos und die Feinde riſſen mich von euch. Bis zum Frieden bin ich in der Gefangenſchaft der Engländer geweſen. Dann eilte ich wieder hierher zu meiner Gebieterin und fand auch euch entlich, zu meinem Erſtaunen, in der Mönchskutte wieder. Alles hätte ſich nun gar erfreulich löſen können, da das Schickſal auch eure Kinder herführte; wohnte nur in eurem unbezähmten Gemüthe ein heiligeres Gefühl, als glühende Leidenſchaften. Ach! in dem Augenblicke, wo ich euch nun alle zu vereinigen gedachte, habt ihr ſelbſt eure Kinder verurtheilt!“ — „O! meine armen unſchuldigen Kinder!“ ſchrie Alfonſo in Verzweiflung; „ja, ich habe meine Tochter heiß geliebt, ob ich gleich die Quelle dieſer Liebe nicht verſtand und in ihr nur dein verjüngtes Bild, Iſabella, erblickte!“

Da ſtreckte Iſabella gegen den ſonſt ihr ſo theuren Mann die Arme aus und flehte um das Leben ihres Kindes. Aber er ſaß mit krampfhaft gefalteten Händen und geſenktem Haupte da, weinte laut und ſtammelte: „Es iſt verteil!“ — Und als nun Iſabella ihn bei ihrer alten heiligen, nie erloſchenen Liebe beſchwor, ihr Kind zu retten und auch Anna vor ihm ſich niederwarf und ihn mahnte, ſein Leben an das Leben ſeines Kindes zu ſetzen, da faßte endlich die alte Kraft aufs neue ſein Gemüth und er rief auffpringend: „Ich will ſie retten oder mit ihr untergehen!“ — und ohne ein Wort weiter verließ er das Kloſter und eilte in den Palaſt der Inquiſition.

Bleich und verstört trat er in das Zimmer des Cardinal-Großinquisitors, bei welchem er stets freien Zutritt hatte und bat um eine geheime Unterredung. Der Greis gestand sie ihm zu, erstaunt, den sonst so kalten, verschlossenen Mann in einer solchen Gemüthsbewegung zu erblicken. Aber seit mit dem Vatergefühle der Geist einer uneigennützigen reinen Liebe in Alfonso's starke Seele eingezogen war, der die furchtbaren Gespenster seiner Leidenschaften verjagt hatte; seit die verzehrende Gluth seines Herzens untergegangen war, in der treuen heiligen Liebe zum Kinde, seit er nicht mehr arm und verrathen, nein! so unendlich reich und geliebt auf der Welt stand — seitdem war er wieder Mensch geworden und wollte sich das retten, was er so eben gewonnen hatte. Er zögerte nicht, dem Großinquisitor die Hauptpunkte seines Lebens unverhohlen zu erzählen und sich selbst mit furchtbarer Offenheit anzuklagen, damit sein Kind desto reiner und schuldloser erscheinen möchte. Der alte Cardinal hörte ihm theilnehmend zu, aber als er geendigt hatte, reichte er ihm die Hand und sprach: „Unglücklicher Vater! dein Kind ist doch verloren!" — Da umschlang Alfonso seine Kniee und flehte laut heulend um das Leben seines Kindes. — Doch der Greis blieb unerbittlich. „Das Urtheil, welches von unserem Gerichte gesprochen und vom Könige selbst schon unterzeichnet worden ist, kann ich nicht abändern!" sagte er, sich von Alfonso losmachend; „du hast deine Tochter uns selbst überantwortet, erkenne des Himmels weise Fügung darin; ihr Tod soll deine und Isabellens Schuld versöhnen." — „Hochwürdiger Vater!" rief Alfonso verzweifelnd, „wenn ein Opfer fallen muß, so laßt mich für sie sterben!" — „Nein!" sagte der Greis, „deine Prüfung ist noch nicht zu Ende. Je reiner und schuldloser dein Kind wirklich ist, desto ruhiger und freudiger laß es vollenden! Ich hielt den Tod sonst auch für eine Strafe; aber seit ich ihn vergeblich für mich selbst herbeisehne, ihn, den ich verschwenderisch an Tausende ertheilt habe, seitdem fühle ich, daß er nur der Weg aus der Nacht zur Klarheit des ewigen Vaters ist — nur der Sonnenblick, in welchem die reife Frucht abfällt!" —

Als nun Alfonso sah, daß nichts mehr seine Rosa zu retten vermochte, da ging sein leidenschaftliches Gemüth vom tiefsten Jammer zur höchsten Wuth über. Er riß einen Dolch aus dem Gewande und hielt ihn unter vermessenen Schwüren zum Himmel empor, daß ehe sein Kind von Henkers Hand stürbe, er das Entsetzlichste begehen werde! Der Großinquisitor verließ ihn ernst drohend und befahl seinen Leuten, auf ihn Acht zu haben und ihn nicht eher wieder in die Gebäude der Inquisition einzulassen, bis das morgende Autodafé vollzogen seyn würde.

Alfonso rannte wie ein Rasender umher. Er wollte in die Gefängnisse der Inquisition zu seiner Tochter dringen, allein man wies ihn zurück. In der entsetzlichen Angst, sie nicht mehr retten zu können und von ihr selbst verkannt zu bleiben, lief er zu seinem Beichtvater, einen der Geistlichen, die man zu den Verurtheilten vor der Hinrichtung noch einmal zu senden pflegte, vertraute diesem sein Geheimniß und beschwor ihn, es der Tochter zu offenbaren und sie mit dem unglücklichen Vater zu versöhnen. Der Geistliche versprach es und hielt Wort.

Auch der dankbare Gefangenwärter hatte sein Versprechen lösen und Rosa befreien wollen. Allein seine oft wiederholten vergeblichen Versuche zu ihrer Rettung machten ihn endlich selbst verdächtig, und wenige Tage vor der Hinrichtung vermochte er selbst nur durch eine schnelle Flucht sich vor einer harten Strafe zu retten.

Der Morgen war endlich aufgegangen, an welchem das Blutgericht gehalten werden sollte. Auf einem großen freien Platze vor Madrid waren Scheiterhaufen aufgeschichtet. Der spanische Hof im vollen Glanze und fast alle Einwohner der Stadt eilten, dem Trauerspiele beizuwohnen. Auch die ernsten Richter der Inquisition standen an ihrer Stelle, und selbst Alfonso fehlte unter ihnen nicht. Der alte Cardinal-Großinquisitor glaubte, er habe nach hartem Kampfe mit sich selbst endlich sein Herz besiegt, und warf einen zufriedenen Blick auf ihn; allein er entsetzte sich vor den gräßlichen Augen, mit denen Alfonso ihn anstarrte. Endlich nahete unter starker militärischer Bedeckung der Zug, in seiner Mitte die Verurtheilten, die still daher zogen wie die Schwäne, wenn sie der kalte Nord in ein wärmeres, schöneres Land hintreibt. Ganz zuletzt sah man ein weibliches Wesen, zu schwach zum eigenen Fortschreiten, von zwei Gerichtsdienern geführt — es war Rosa. Aber kaum wankte sie bei Alfonso vorüber, als er wie ein wüthender Löwe, der seine Jungen vertheidigt, unter die Wache sprang, die Gerichtsdiener auf die Seite schleuderte, die geliebte Tochter in seine Arme faßte und im Wahnsinn der Verzweiflung sich mit ihr nach dem Haufen des Volkes hindrängte, ihm zuzurufen: es solle ihn und sein Kind retten aus den Händen der Henker! — Doch das schüchterne Volk blieb ruhig und wagte nicht das verurtheilte Opfer zu schützen, und als der Großinquisitor winkte, stürzten die Wachen hinzu und wollten Vater und Tochter gewaltsam aus einander reißen. Aber sie hielt ihre zarten Hände fest um seinen Nacken geklammert und flehte matt: „Gib mir den Tod, mein Vater!“ — und er drückte den ersten heiligen Vaterkuß auf ihre bleichen bebenden Lippen, stieß ihr den Dolch in das reine kindliche Herz und — sank bewußtlos mit ihr zu Boden.

Nach langem dumpfen Todesſchlaf erwachte Alfonſo wieder. Sein zurückkehrendes Bewußtſeyn knüpfte ſich an die letzten Auftritte und mit geballter Fauſt fuhr er auf und ſchaute mit rollenden Augen umher. Aber die Scene hatte ſich ſehr verändert. Er ſah ſich bei dem matten Schein einer Lampe in einer kleinen ſtillen Kammer auf einem Bette liegen, und neben ihm ſitzend eine Frauengeſtalt, in der Laientracht der barmherzigen Schweſtern, die auf ihrem Stuhle ſanft entſchlummert war. Es war Anna. Der Großinquiſitor hatte den unglücklichen, halbtodten Mann in das zunächſt am Richtplatze liegende Hoſpital der barmherzigen Schweſtern bringen laſſen, indeß Roſa's Leichnam in der Stille fortgeſchafft und beerdigt worden war. Hier nun hatte die Aebtiſſin ſeine Pflege ihrer Anna anvertraut.

Er erkannte ſie, und das Gefühl, daß nach alledem, was vorgegangen, dieſes treue Weſen ihn dennoch nicht verließ, erweichte ſein vom Jammer zuſammengezogenes Herz dergeſtalt, daß er ſtill zu weinen anfing, und auf die Hand der Schlummernden leiſe ſeine Lippen drückte. Da erwachte Anna. Ihre Freude, ihn wieder am Leben zu ſehen, war groß, denn man hatte gezweifelt, daß er wieder zu ſich kommen würde.

Als der Tag angebrochen war, kam die Aebtiſſin ſelbſt in das Hoſpital, und trat allein in ſeine Kammer. Alfonſo ſtreckte ihr die Arme entgegen und rief: „Iſabella! weißt du, was ich gethan habe?“

„Ich weiß alles!“ ſagte ſie ſanft und ſank an ſeinem Bette nieder. „Du haſt unſer Kind ſelbſt hinüber geführt!“

Langſam, aber endlich doch genas Alfonſo unter der zarten Pflege dieſer Frauen. Seine ſtarke Natur, an der alle Leidenſchaften, wie an einem Felſen, ſich gebrochen hatten, konnte auch der Jammer noch nicht vernichten. Als er das Zimmer wieder verlaſſen konnte, ließ ihn der Cardinal-Großinquiſitor zu ſich rufen. Er empfing ihn allein, und nachdem er lange ſchweigend die bleiche, eingeſunkene Geſtalt betrachtet hatte, hob er endlich an: „Ihr könnt, nach alledem was vorgefallen, nicht mehr mit uns zu Gericht ſitzen. Die heilige Inquiſition hat euch durch einen Spruch aus ihrer Mitte geſtoßen. Eilt nun die Stadt und Gegend zu verlaſſen, denn das Volk iſt gegen euch aufgebracht!“

„Und ihr entlaßt mich auch im Zorn, mein Vater!“ rief Alfonſo. „Ich ſoll noch einmal hinaus in die Welt pilgern, von euch verſtoßen, und auch von eurem Fluch belaſtet?“

„Nein, mein unglücklicher Sohn!“ ſagte der Greis. „Ich fluche dir nicht. Gott ſey mit dir! Du findeſt vielleicht fern von uns ſicherer den Weg zu ihm als hier. Ich gebe dir ein Schreiben mit, das in jedem

Kloſter, in welches du einzutreten wünſcheſt, dir eine gute Aufnahme bereiten wird. Zieh hin im Frieden!"

Alfonſo ging. Und nachdem er auch Iſabellen das letzte Lebewohl geſagt, verließ er die Stadt und zog als Bettler büßend von Ort zu Ort. Er hatte Spaniens Grenzen endlich überſchritten und wanderte nun ziellos in Frankreich umher. Ach! es zog ihn wohl mit ſtiller Gewalt noch einmal nach jenem Thale hin, wo er mit Roſa gelebt hatte, und doch wagte er es kaum, die alte, heilige, von ihm zerſtörte Stätte wieder zu betreten. Raſtlos umher getrieben, ohne Ruhe, ohne Heimath, ſehnte er ſich unbeſchreiblich nach einem ſtillen, einſamen Orte, wo er unter harten Bußübungen ſich heiligen und ſein Leben beſchließen könnte; aber ſo manche Gegenden er auch durchzog, ſo viele Kloſter er auch beſuchte, nirgends fand er die Stätte, die ihn freundlich erluſt dazu eingeladen hätte.

Eines Tages war er auf ſeiner endloſen Pilgerſchaft von dem Städtchen Seez in der Normandie ausgegangen und hatte ſich, weil er auf den Weg nicht achtete, dergeſtalt in den großen Waldungen verirrt, daß der Abend ſchon zu dämmern begann, ohne noch vom frühen Morgen an die geringſte Erquickung zu genießen. Erſchöpft warf er ſich am Fuße einer waldbewachſenen Hügelreihe nieder, die er heut nicht mehr erſteigen zu können glaubte und war entſchloſſen, die Nacht hier zu verweilen. Da vernahm er jenſeits ein feierliches Abendläuten, und als er nun freudig wieder aufſprang und mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte den Gipfel endlich gewann, erblickte er, von oben hinabſchauend, in einem waldigen Thale die Thürme eines einſamen Kloſters. Der Anblick dieſer finſtern, abgeſchiedenen Wohnung bewegte ſein Herz gewaltig, denn ein ſolches Aſyl hatte er ſich oft geträumt, und mit ausgebreiteten Armen rief er aus: „O nehmt mich auf, in eure ſtillen Mauern! hier laßt mich büßen, hier laßt mich ſterben!" — Da erklang die Abendglocke noch einmal, und ſchien ihm Antwort zu geben und ihn hinabzurufen. Es war faſt dunkel geworden, als er an die Kloſterpforte klopfte und um Herberge bat. Man ließ ihn ein, und auf ſein Befragen berichtete ihm der Pförtner, daß er ſich in dem Kloſter la Trappe befinde.

Nach einer kurzen Ruhe ließ er ſich des andern Tages freudig dem ehrwürdigen Abte verſtellen. Er machte ihn mit dem ſeltenen, ſchrecklichen Gange ſeiner Schickſale bekannt; er überreichte ihm das Schreiben des Großinquiſitors, und bat um die Aufnahme in dieſes Kloſter ſo dringend, wie um das letzte Almoſen. Der Abt ſagte ihm ſeine Bitte zu, und weil er ihm die harten Prüfungen ſeines Lebens hoch anrechnete, und die heißen Wünſche des armen, unglücklichen Mannes gern bald

erfüllen wollte; so suchte er es dahin zu vermitteln, daß er ohne weiteres als Mönch eingekleidet wurde.

So legte denn Alfonso nun öffentlich das Gelübde der strengsten Bußübungen ab; so schwer er denn, den harten Gesetzen des Ordens gemäß, fortan zu schweigen bis an das Ende! —

Als die Feierlichkeit seiner Einweihung vorüber war, und er zum erstenmal unter seine schweigenden, abgehärmten Klosterbrüder trat, wer beschreibt sein Entsetzen, als er mitten unter ihnen unverkennbar Philipp de St. Gentran erblickte! — Philipp hatte ihn schon früher bei der Einweihung wieder erkannt, und auch er bebte vor den scheuen Blicken des Mannes zurück, der sein ganzes Glück zertrümmert hatte und mußte wankend den Saal verlassen.

Der Gefangenwärter nämlich war, da er selbst entfliehen mußte, zu Philipp geeilt, und hatte ihm die Nachricht von Rosa's unvermeidlichem Tode gebracht. Hierauf hatte Philipp alle seine Güter seinen Verwandten übergeben, und weil er meinte, fortan nur weinen, nicht mehr sprechen zu wollen, so hatte er sich hier zum Mönche weihen lassen.

Aber die beiden, vor einander zurückbebenden Gestalten, mußten sich dennoch täglich oft wieder begegnen. Mit niedergeschlagenen Augen und fast ohne die Speisen zu berühren, saßen sie an der Tafel sich gegenüber. Mit geheimem Grauen knieeten sie oft neben einander in der Kirche beim Gebet. Hätten sie ihre Herzen sich gegenseitig eröffnen können, sie wären versöhnt einander in die Arme gesunken. Aber sie mußten schweigen. Den Blick voll Thränen der Reue und voll unaussprechlicher Vaterliebe, den Alfonso auf den Gatten seiner Tochter heftete, verstand Philipp nicht und wich ihm aus; und das stille Mitleid und die milde Verzeihung, womit Philipp den unglücklichen, tief gebeugten Freund anschaute, blieb für Alfonso ein Geheimniß — denn sie mußten schweigen. Und dennoch, je öfter sie sich sahen, desto mehr zog es sie wieder zu einander, und in stiller Sehnsucht suchte bald einer des andern Nähe, denn die Last des Herzens wurde doch leichter, wenn die Seele, obgleich vielleicht unverstanden, ins Auge treten konnte.

An der Pforte des Kirchhofs, auf welchem die Mönche sich selbst ihre eignen Gräber graben müssen, sind zwei alte steinerne Sitze angebracht. Hier pflegte Philipp oft bei einbrechendem Abend zu verweilen, und die stillen, theils schon grün überwölbten, theils noch offenen Gräber betrachtend, an seine Rosa zu denken, die, wie er glaubte, nicht unter dem Rasen schlief, sondern deren zarte Hülle die Flammen in Asche verwandelt und die Winde wie Blüthenstaub über die Erde verweht hatten.

Hierher folgte ihm oft Alfonſo, ſetzte ſich ſtill auf den andern leeren Sitz, und dachte auch an ſeine Tochter. Wenn man nun die beiden bleichen Geſtalten, die ſich ſo viel zu ſagen hatten, dennoch ſchweigend und unbeweglich im Mondlicht einander gegenüber ſitzen ſah, wie ſie die Hände ſtill gefaltet hielten, und mit unbeſchreiblicher Sehnſucht einander unabläſſig in die tiefen Augen ſchauten; ſo meinte man, zwei alte ſteinerne Heiligenbilder zu erblicken, die, wie auch die Zeit mit ihren Jahren an ihnen vorüberzieht, nicht ihre Augen von einander abwenden können.

Herbſt und Winter waren endlich verſtrichen, und der Frühling ſtieg auch in dieſes öde Thal hinab. Philipp erging ſich an einem ſchönen Morgen einſam im Garten des Kloſters, und blieb in tiefer Wehmuth vor einer Roſe ſtehen, der erſten, die ſich ſo eben wieder entfaltete, gedachte der lieblichern Namensſchweſter, und bethaute die Blume mit ſtillen, heißen Thränen.

Da trat auch Alfonſo leiſe hinzu, und die geheimen Gedanken ſeines Freundes errathend, pflückte er die Roſe, und nachdem er ſie leiſe geküßt, ſteckte er ſie an Philipps Bruſt. Da öffnete dieſer, überwältigt, ihm die Arme und laut weinend ſanken ſie einander wieder an den Buſen — aber ſie ſchwiegen.

So im treuen Schweigen und frommen Dulden, verſtändigt und verſöhnt durch eine zartere Sprache, wandelten ſie noch viele Jahre neben einander, bis ſie endlich der Tod aus dem Schweigen der Kloſterzelle, in das noch viel tiefere, ewige Verſtummen der ſeinigen führte. Aber freudiger hat ihn wohl niemand begrüßt, als ſie, denn er war ihnen der Bote, der ſie aus dem Kerker des Lebens vor Gericht beſtellte, wo vor einem milden Richter alle Räthſel ſich löſen.

Die Todtenhand.

Eine Criminalgeschichte.

Der Jahrestag der Schlacht bei G. war aufs neue erschienen, und wurde in dem Städtchen dieses Namens von allen Bewohnern festlich begangen. Die Kirche war am Nachmittage, während des Gottesdienstes, gedrängt voll; viele Fremde hatten sich weither eingefunden, denn alle wollten den Diaconus Thomas Reinhagen predigen hören, der weit und breit für den trefflichsten Kanzelredner galt. Und auch diesmal ergriffen seine einfachen und gehaltvollen Worte die Herzen aller Zuhörer; er erhob sie über das dunkle Schlachtfeld voll Blut und Thränen, und führte sie den Berg des Glaubens hinan, von wo aus er ihnen die damals so finstern und jetzt von der Sonne des Friedens so hell bestrahlten Wege des Schicksals zeigte. Nicht mit Wehmuth, nein, in erhabener Freude, suchte er das Andenken der auf der Wahlstatt Gefallenen zu begehen, und es gelang ihm, allen Trost zu geben, die in banger Trauer über den Verlust ihrer Geliebten in das Gotteshaus getreten waren. Nur als er am Schlusse den Segen über jene Todten aussprach und seine Augen fest auf der schwarzen Tafel hafteten, welche in großer goldener Schrift auch den Namen seines Sohnes unter den Gefallenen nannte, da zuckte wie ein elektrischer Funke aus seiner vollen Brust der Strahl der Wehmuth durch alle Herzen, und ein leises Schluchzen erhob sich in der Kirche, während er selbst betend die Kanzel verließ.

„Laß uns ein wenig ins Freie gehen!“ sagte Reinhagen zu seiner Tochter, als sie aus der Kirche zurückgekommen waren, und er sich umgekleidet hatte. „Wir haben heute noch eine heilige Stätte zu besuchen!“

— Ada folgte dem Vater, und ſo gingen ſie hinaus auf das Schlachtfeld und erſtiegen daſelbſt einen Hügel, von dem ſie es frei überſehen konnten.

„An jener Waldſpitze alſo?“ fragte der Alte.

„Ja, dort iſt er gefallen!“ entgegnete Ada; „im tiefen Dickicht erhebt ſich dort der große Grabhügel, wo unter den vielen Tapfern auch unſer Joſeph ruht!“

Um den Hügel, auf dem ſie ſtanden, wogte jetzt das reife Korn, auf den grünen Angern weideten die Heerden, und auf den vielen Wegen im Thale ſah man bunte Gruppen von Menſchen wandeln, die auch dieß Feld beſehen wollten. Der Friede hatte das blutige Bild des Krieges ausgelöſcht und auf dieſelbe Tafel ſein liebliches, kindlich-frohes Antlitz gemalt. Doch Reinhagen ſtand unbeweglich und blickte ſchweigend nach der Waldſpitze hin, während ihm große Thränen über die bleichen Wangen rollten.

Ein Wagen hielt unten am Hügel und zwei Fremde ſtiegen ebenfalls hinauf. Der Prediger und ſeine Tochter bemerkten ſie nicht, und indeß Ada liebend und beſorgt ihre Arme um den Vater ſchlang und dieſer einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückte, ging der Aelteſte der beiden Fremden freundlich auf ſie zu, bot dem Alten die Hand und ſagte: „Ich bin auch Vater! haben Sie einen Sohn dort unten verloren?“

„Ja,“ antwortete dieſer, zeigte nach der Waldſpitze und wendete ſich ab, um ſeine Thränen zu verbergen.

„Armer Vater!“ ſprach der Fremde; „waren Sie heute nicht in der Kirche? Haben Sie aus jener trefflichen Predigt nicht auch reichen Troſt geſchöpft?“

„Ich bin getröſtet!“ erwiederte Reinhagen und ſah ihn mild und freundlich an. Da erkannte der Fremde den Prediger wieder, der von der Kanzel auch zu ihm geſprochen hatte; er breitete ſeine Arme aus und zog ihn an die Bruſt.

Die beiden Alten vertieften ſich bald in ein ernſtes Geſpräch, indeß ſich der junge Mann, ein ſchöner ſchlanker Jüngling, von Ada erzählen ließ, was ſie von der Schlacht wußte. Er lächelte zuweilen bei ihrer begeiſterten Schilderung und ſagte endlich: „Wie ſchön es nicht aus Ihrem Munde klingt, wenn Sie die Heerhaufen ſo muthig anrücken laſſen! Aber es war auch ein großer, heiliger Tag, und ich bin ſtolz, unter jenen Freiwilligen mitgefochten zu haben, die Sie die kühnen Retter des Vaterlandes nennen.“

Es fand ſich nun, daß der junge Mann Ada's Bruder gekannt hatte und daß ſie Freunde geweſen waren. Sie erfuhr von ihm, daß

auch er dort, an jener Waldspitze, wo das Gefecht am hartnäckigsten gewesen, an ihres Bruders Seite gestritten und eine schwere Wunde an der Hand erhalten habe.

Die Sonne war dem Sinken nahe; der Fremde wollte scheiden; er faßte die Hand des Predigers und sagte: „Mir ist der heutige Tag durch Ihre Bekanntschaft sehr werth geworden, deßhalb erlauben Sie mir eine theilnehmende Frage: wie kommt es, daß ein Mann von solchem Geist und Gemüth sich auf dieser dürftigen Stelle befindet?"

„Ich bekleide sie erst seit zwei Jahren!" entgegnete Reinhagen bescheiden; „aber ich muß glauben, daß ich hier an meinem Platze stehe, denn sonst würde das Schicksal mich wohl anderswo gelassen haben!"

„Waren Sie denn einst glücklicher und ist diese Stelle nicht Ihre freie Wahl?"

„Ja, ich war einst viel glücklicher!" antwortete der Geistliche sehr bewegt; „aber jetzt steht mir keine Wahl mehr frei! — Haben Sie denn niemals," fuhr er nach einer Pause fort, „von dem Pfarrer aus Immenhain gehört, der, wie ein Kain, seinen Bruder erschlagen haben sollte?"

„Wie?" fragte der Fremde erstaunt, „Sie sind der unglückliche Thomas Reinhagen?"

„Ja!" sprach der Prediger, „ich bin's!"

Der Fremde schien betroffen und schwieg einige Augenblicke; dann sagte er: „Leben Sie wohl! Sie sind gewiß unschuldig; ich hoffe, wir werden uns froher wiedersehen!" und hiermit stieg er nebst dem Jünglinge den Hügel hinab, und der Wagen rollte davon, aus welchem der letztere oft noch zurück grüßte.

Thomas Reinhagen bekleidete einst die schöne Pfarrstelle zu Immenhain. Sein alter Vater, der früher Oberamtmann gewesen und durch weise Thätigkeit reich geworden war, hatte sich nach dem Tode seiner treuen Hausfrau von allen größern Geschäften zurückgezogen und sich zu Immenhain eine nicht unbedeutende Besitzung gekauft, wo er in der Nähe des braven Sohnes seine Tage zu beschließen gedachte. Zwar besaß er noch einen ältern Sohn, mit Namen David, aber dieser war dem Vater so fremd geworden, daß er nur mit Sorge an ihn dachte.

Nicht das Weltmeer, das zwischen ihnen lag, sondern das kalte, stolze, geizige Gemüth des Sohnes, hatte ihn vom Vaterherzen entfernt. Schon im Knaben zeigte sich der unbesiegbare Hang nach Erwerb, und trieb ihn oft zu regerem Fleiße, als den sanftern Bruder Thomas; dann pflegten die Freunde wohl zu sagen: „Der David wird ganz das Ebenbild

des Alten, eben ſo thätig und einſichtsvoll, und unter ſeinen Händen werden die Groſchen des Vaters zu Thalern wachſen!“ — Aber der Oberamtmann ſchüttelte dann immer den Kopf und meinte: „Nein, der David nicht! Rechnen und erwerben wird er wohl, aber das Hineindividiren mit der Menſchenliebe, das lernt er niemals. Thomas aber, der wird, wie ich, fröhlich ſäen und reichlich ernten, und wenn auch nicht auf dem Felde, doch im Garten Gottes, der noch viel herrlichere Früchte trägt.“ Der Alte hatte recht. David wurde Kaufmann und erwarb ſich bald eine unabhängige Lage. Er fragte wenig mehr nach Eltern und Bruder und ging gegen den Willen der Seinigen zur See. „Ach!“ ſagte ſeine fromme Mutter, „er wird die Zufriedenheit nirgends finden, und ſchifft ihr auch wohl über's Meer vergeblich nach!“

Viele Jahre verſtrichen ohne Nachricht. Endlich kamen Briefe aus Surinam; dort hatte David glückliche Geſchäfte gemacht, und die Tochter eines der reichſten Plantagenbeſitzer geheirathet. Er entwarf ihnen ein ſtolzes Bild ſeines prächtigen Lebens, ſeiner großen Reichthümer und vielen Sklaven, und ſchloß mit der Bemerkung: „ſo weit könne es der Menſch bringen, wenn er ſeinen Weg mit Klugheit zu gehen wiſſe.“

„Mag ihn der liebe Gott ſegnen mit Menſchenliebe und Weisheit!“ ſagte der Oberamtmann, „auf daß er das reiche Pfund, welches er ihm zugemeſſen, recht verwalte!“ Er ſchrieb ihm einen herzlichen, väterlichen Brief; er meldete ihm den Tod ſeiner Mutter, und geſtand ihm recht ſehnſuchtvoll, daß er ihn gern noch einmal wieder ſehen möchte, ehe der Tod auch ihn abriefe.

Doch es verging ein Jahr nach dem andern, und David kam nicht und ſchrieb auch nicht wieder. Da ſäumte der Tod nicht länger und der alte Vater entſchlief in den Armen ſeines Thomas.

Dieſer wohnte ſchon ſeit zwei Jahren im Hauſe des Vaters; denn als bei einer im Dorfe ausgebrochenen Feuersbrunſt auch die Pfarrwohnung niedergebrannt war, hatte der Vater ihn mit ſeiner Familie freudig aufgenommen.

Er meldete den Todesfall unverzüglich nach Surinam, gab dem Bruder eine Ueberſicht der väterlichen Verlaſſenſchaft, und eröffnete ihm in Betreff derſelben freimüthig ſeine Wünſche, die dahin gingen, daß ihm die Beſitzung des Vaters überlaſſen bleiben möchte; wogegen er ſich erbot, die Hälfte des früheren Kaufpreiſes in billigen Terminen herauszugeben. Hierauf verpachtete er die ganze übrige Wirthſchaft und behielt ſich nur die freie Wohnung vor.

So verſtrich ein Jahr. Da brachte ein Eilbote die Nachricht, daß

David sei eben selbst in Hamburg gelandet und werde in wenig Tagen zu Immenhain eintreffen. Je unerwarteter diese Nachricht kam, um desto größer war die Freude der Familie Reinhagen.

Mit offenen Armen wurde der langentbehrte Bruder empfangen. Das kleine Haus faßte kaum den reichen Mann mit seinen Leuten; ja, es mußte für einige Sklaven, die er mitgebracht, sogar noch eine Kammer in einem Seitengebäude des Hofes geräumt werden.

David erwiederte die unverstellte Liebe und Freude seiner Anverwandten mit kalter Förmlichkeit, und suchte sich bald von ihren Liebkosungen loszumachen. Er verlangte eine Uebersicht von des Vaters Verlassenschaft; und da ihm Thomas versicherte, daß diese nur in den wenigen Mobilien, dem einjährigen Pachtgelde und dem Gute selbst bestehe, so forderte er kopfschüttelnd alle Rechnungen und Papiere, setzte sich mit seinem alten Schreiber Tage lang hin, schrieb, rechnete, und brachte endlich seine Berechnung dem Bruder, indem er fein lächelnd sagte: „Ich habe denn doch so manches aufgefunden, was zu der Erbschaftsmasse gehören dürfte, und das Ganze hier zusammengestellt. Erstlich gehört dazu dieß Gut cum inventario, und dem einjährigen Pachtgelde; zweitens des Vaters Mobiliarnachlaß, der nicht einmal gerichtlich aufgenommen worden ist; drittens der baare Vorschuß, den dir der Vater, wie ich aus seinen Rechnungsbüchern ersehen, nach dem Brande geleistet hat, und viertens endlich ein Kostgeld, welches du für dich und deine Familie wegen der bis zu des Vaters Tode auf dem Gute hier verlebten zwei Jahre in die Masse zu zahlen dich nicht entbrechen wirst, indem aus den Rechnungen hervorgeht, daß der Vater euch alle in dieser Zeit aus seinen Mitteln beköstigte. Für das letzte seit des Vaters Tode hier zugebrachte Jahr will ich keinen Ersatz verlangen, indem ich mit meinen Leuten auch für jetzt hier gratis zu verweilen gedenke."

Thomas traute seinen Ohren kaum und starrte ihn lange zweifelnd an, weil es ihm so schwer fiel, den kalten Worten aus dem Munde des Bruders zu glauben. Da ihm aber David die Papiere hinreichte, und er sich wohl von dem Ernste der Forderung überzeugte, erwiederte er sehr sanft: „Der Vater hat mir jene Summe geschenkt, um unsere verbrannten Habseligkeiten zu ersetzen und hat auch für den Platz an seinem väterlichen Tische nie ein Kostgeld von uns verlangt."

„Hierzu fehlen dir die schriftlichen Beweise," entgegnete David; „deßhalb bleiben die beiden Posten ad 3) und 4) jedenfalls der Erbschaftsmasse gehörige Activa. Jedoch fällt die Hälfte hiervon dir wieder zu, wie sich dieß durch die Berechnung und Ausgleichung unter uns leicht ergeben wird,

ſobald wir nur erſt das Gut an den Meiſtbietenden verkauft und dadurch baares Geld bekommen haben werden."

„Du willſt das Gut an den Meiſtbietenden verkaufen?" fragte Thomas, und die Augen ſtanden ihm voll Thränen. „Willſt du mir es denn nicht überlaſſen, wie ich dich gebeten?"

„Das ſteht ja in deinem Belieben!" meinte David. „Sey du der Meiſtbietende, und dann nimm es in Gottes Namen; aber baares Geld mußt du ſchaffen, denn ich habe darauf gerechnet, und kann unter keiner Bedingung davon abſtehen; die ganze Erbſchaft iſt überdieß klein genug, und bei weitem unter meiner Erwartung."

Mit dieſer beſtimmten Erklärung verließ er den Bruder, der wie vernichtet ſtand. Das kleine Gut war nun für ihn verloren; denn an Kaufluſtigen konnte es nicht fehlen, und durch die Zurechnungen, die ihm David gemacht, und gegen die er nicht ſtreiten wollte, überſtieg die herauszugebende Summe bei weitem ſeine Kräfte.

Vergebens verſuchte er noch einigemal, den Bruder zu einem andern Verfahren zu bewegen. Der Termin zur Verſteigerung der Mobilien und des Guts wurde ſchlechterdings angeſetzt und in den Zeitungen bekannt gemacht.

Indeß nun David in der Zwiſchenzeit ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte beſorgte und theils ſelbſt mehrere Reiſen unternahm, theils ſeinen alten Schreiber oft verſchickte, und Thomas ſich mit ſeiner Gattin kummervoll nach einer andern Wohnung umſah, beſchäftigten ſich die beiden Kinder des letztern, Joſeph und Ada, viel mit den drei armen Negerſklaven, die der reiche Onkel mitgebracht hatte. Zwei von ihnen mußten die niedrigſten Dienſte verrichten, und wurden von dem alten Schreiber des Abends jedesmal in jene Kammer auf dem Hofe eingeſchloſſen. Der dritte von ihnen, mit Namen Tuaro, genoß ein größeres Vertrauen, bediente ausſchließlich ſeinen Herrn, und bewohnte, neben der Stube des Schreibers, ein eignes Kämmerchen im Wohnhauſe. Die menſchliche, theilnehmende Behandlung, die ſie in Thomas' Familie fanden, fiel wie ein milder Sonnenſtrahl in ihre kalte Nacht, und mit einer kräftigen, unbeſchreiblich innigen Liebe hingen ſie ſich vorzüglich an die beiden Kinder. Tuaro ſprach deutſch, und durch ihn erfuhren ſie gar viele ſchauderhafte Beiſpiele von der Härte und Grauſamkeit ihres Oheims. Der alte Schreiber war früherhin Sklavenvogt geweſen, und nur, weil er ſich in unmenſchlicher Behandlung und liſtigem Ankaufe der Sklaven ausgezeichnet, von ſeinem Herrn zu dieſem höhern Poſten erhoben worden. Der Tag ihrer Abreiſe nach Europa, verſicherte Tuaro, ſey der größte Feſttag in der ganzen

Pflanzung gewesen, denn Davids Sohn, ein guter, menschlicher Jüngling, habe einstweilen des harten Vaters Regiment übernommen.

Obgleich die weichen Herzen der Kinder von diesen Erzählungen tief erschüttert und verletzt wurden, so drangen sie dennoch in den Neger, ihnen nichts zu verschweigen, denn sie hatten wohl bemerkt, daß er, trotz der mancherlei Vorzüge, die er vor den beiden andern Sklaven genoß, dennoch in viel trüberer Stimmung beharrte als jene. Tuaro zögerte auch nicht, den gutmüthigen Kindern sein ganzes Herz aufzuschließen und erzählte folgendes.

„Dort, wo die Sonne die Erde lieber hat, weil sie sie inniger erwärmt als hier, und wo die Menschen alle meine dunkle Farbe tragen, dort ist meine Heimath. Ach! es war so freundlich und schön in den kleinen Hütten, in den großen Wäldern, an den rauschenden Strömen, an dem Ufer des Meeres. Ich hatte auch Eltern und Geschwister, ich besaß auch ein eigenes Hüttchen, zwar leicht gebaut, wie das Nest eines Vogels, aber auch wie dieß die Freistatt der Liebe, und ein Weib war mein, mir theurer als mein Leben, meine Gumilla. O hättet ihr sie nur gekannt, wie lieblich sie war! Solch ein volles, freundliches Antlitz mit dem dunkeln Sammet unserer Farbe überzogen, ist gar schön. Da sieht man nicht die vielen wechselnden Schatten, wie in den Gesichtern der weißen Menschen; nein! da stehen die blitzenden Augen wie Sterne, und die rothen Lippen wie die Streifen der Morgenröthe am Himmel der Nacht. Wir liebten uns beide so innig, wir waren so reich und glücklich in unserer Armuth und Einfalt. Da trug das Meer große fremde Schiffe an unsere Küste. Neugierig eilten wir, sie zu beschauen, bewirtheten gutmüthig die weißen Fremdlinge, und ließen uns für ihre elenden Kleinigkeiten, die wir für große Schätze hielten, in einen Tauschhandel mit ihnen ein. Ich befand mich einst, mit vielen meiner Landsleute, eben deßhalb auf den Schiffen, und stand mit meiner Gumilla an einer Kiste voll Glaskorallen, um ihr den schönsten Schmuck auszuwählen; da erhob sich plötzlich ein gräßlicher Larm. Die Weißen hatten die Anker gehoben und zu den Waffen gegriffen und drangen auf uns ein, um sich unserer zu bemächtigen. Wir waren wehrlos, zu sehr überrascht, und wurden leicht überwältigt. Man band uns die Hände und stieß uns hinunter in den finstersten Raum des Schiffs. Lebe wohl, Vaterland! ich habe dich nicht wieder gesehen! — Ich will euch nichts von der langen schrecklichen Nacht erzählen, die auf uns lag, während Gottes Sonne für jene Unmenschen oft aus dem Meere aufstieg.

„Wir wurden nach langer Fahrt endlich wieder an das Tageslicht

hinauf gezogen, doch nur, um auf den Sklavenmarkt geſchleppt und dort verkauft zu werden. Wir ſahen, wie Mann und Weib hier auseinander geriſſen und an verſchiedene Käufer verhandelt wurden und zitterten vor einem gleichen Schickſale. Doch es ſchien uns beſſer beſchieden; mein jetziger Herr kam und kaufte uns beide.

„Unter den Peitſchenhieben des alten Schreibers, der damals noch Sklavenvogt war, lernten wir die ſchwerſte Arbeit. Denkt euch nur, ich mußte oft Zeuge ſeyn, wenn Gumilla grauſam geſchlagen wurde, und dennoch waren wir glücklich vor allen andern, denn wir liebten uns und waren nicht getrennt.

„Meine Gumilla gebar mir endlich eine Tochter. Als ich, vor Freude weinend, das Kind am Herzen hielt, ahnete ich nicht, daß dieſes ſchuldloſe Weſen unſer letztes Glück zertrümmern würde. Mein Weib blieb ſeit der ſchweren Stunde der Geburt ſchwach und kränklich, und unter den harten Arbeiten, zu denen ſie dennoch ſchonungslos angetrieben wurde, ſchwand ihre Geſundheit immer mehr. Was menſchliche Kräfte geſtatten, nahm ich auf mich; was die Liebe vermag, habe ich für ſie gethan. Aber dieß genügte unſerem Tyrannen nicht; er entfernte Gumilla von mir und gab ſie unter beſſere Pflege, um die kränkliche Mutter mit ihrem ſchwächlichen Kinde auf dem nächſten Sklavenmarkte noch vortheilhaft genug zu verkaufen. Ich aber hoffte doch durch Ergebung das kalte Herz zu rühren; ich drängte mich an die ſchwerſten Arbeiten, ich ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, ich lernte eure Sprache, und als bei grauſamer Mißhandlung einiger neuen Sklaven dieſe über den Herrn herfielen und ihn erwürgen wollten, rettete ich ihm das Leben. Er ſah mich lange erſtaunt an, reichte mir dann die Hand und ſprach: „‚Tuaro ich danke dir! Du ſollſt von jetzt an mein Lebſklave ſeyn und es gut haben!‘“

„Da umſchlang ich ſeine Knie und rief: O, ich will ja arbeiten mehr als alle, und es nicht gut haben, aber gib mir nur meine Gumilla wieder! Doch er kehrte mir kalt den Rücken und ſagte: „Das kann nicht ſeyn! Ich will dir wohl ein geſunderes Weib geben; Gumilla iſt mit dem elenden Kinde ja ſchon verkauft!“

Tuaro ſchlug die Hände vor die Augen. „Habt ihr es gehört?“ ſchrie er dann mit furchtbarer Stimme; „ſie war verkauft!“ — und hiermit warf er ſich zur Erde und heulte laut, und als die Kinder mit ihm weinten und ihn liebkoſten, drückte er ſie an ſeine Bruſt und rief: „Ja, euch hab' ich lieb, ihr ſeyd gut wie Gumilla! und für euer Glück wollte ich in den Tod gehen.“

Zwei Monate waren nun verſtrichen und der Tag, an welchem das

Gut ausgeboten werden sollte, in der Nähe. Viele Kauflustige hatten es bereits besehen, und da nicht zu zweifeln war, daß es um einen hohen Preis weggehen würde, so schien Thomas im Betreff desselben seine Wünsche völlig aufgegeben zu haben. Er fing auch wirklich an, seine Habseligkeiten nach dem Schulhause hinüber schaffen zu lassen, wo man ihm, weil die Brandstätte des Pfarrhauses noch wüste lag, eine Stube eingeräumt hatte.

Nicht so gefaßt wie er waren Frau und Kinder. Sie saßen eines Abends in der schönen dichten Gartenlaube und weinten, denn die Mutter hatte eben erst den Kindern erzählt, daß fremde Menschen bald hier einziehen, und sie selbst den geliebten Aufenthalt verlassen sollten, als der Neger Tuaro in die Laube trat, und in großer Bewegung fragte: „Ist es wahr, daß man euer Eigenthum, dieß Haus, verkaufen und euch hinaus weisen will? Ich sehe ja schon die Sachen fortschaffen!“

Die Kinder hingen sich an ihn und bejahten es weinend. Da hob er mit flammenden Augen die geballte Faust gen Himmel, und seine vor Wuth bebenden Lippen stammelten Worte in seiner Muttersprache, die wohl einen furchtbaren Sinn haben mochten.

„Ich muß von euch scheiden!“ sprach er dann und umschlang die Kinder. „Morgen früh schickt mich mein Herr nach Hamburg, um seine Abfahrt nach Amerika dort vorzubereiten. Eure Thränen und Flüche werden uns verfolgen, Schreck und Verwünschungen werden uns an Amerika's Küste wieder empfangen. Aber der dort oben wird gegen uns alle barmherzig seyn!“

Wirklich mußte Tuaro am andern Morgen abreisen, denn gleich nach dem öffentlichen Verkauf des Nachlasses wollte David mit seinem Erbtheile zurückkehren. Ganz außer Fassung nahm der Neger von der Familie Reinhagen Abschied und wollte die Kinder nicht aus den Armen lassen, bis ihn die rauhe Stimme seines Herrn rief; worauf er dann schnell das Pferd bestieg und davon sprengte. Auch den alten Schreiber schickte David an demselben Tage in die Stadt, wo er noch ein Geschäft zu Stande bringen sollte, und da er voraussah, daß jener über Nacht ausbleiben werde, befahl er ihm, sich wenigstens den kommenden Morgen bei guter Zeit wieder einzufinden.

So schlief denn David, nachdem er die beiden Neger selbst in ihre Kammer auf dem Hofe sorgfältig eingeschlossen, mit der Familie seines Bruders allein im Wohnhause.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Seiger 6 Uhr geschlagen, als Thomas todtenbleich aus seiner Thüre über die Straße zur Wohnung des

Dorfrichters hinſtürzte und ihn beſchwor, ſich eiligſt zu ihm zu verfügen, denn ſein Bruder David ſchwimme drüben im Blute. Der Richter erſchien mit den beiden andern Gerichtsperſonen und auch der im Dorfe wohnende Bader, welchen Joſeph herbeigerufen, war zugegen, als man in das Zimmer trat. Hier zeigte ſich ein ſchauderhafter Anblick. David lag aufgedeckt, blutig und todt im Bette; in der Bruſt waren mehrere tiefe Wunden ſichtbar, in deren einer noch das Meſſer ſteckte. Die rechte Hand ſchien nach dieſem gegriffen zu haben, denn einige Finger waren zerſchnitten; die linke Hand aber, an welcher er einen koſtbaren Ring zu tragen pflegte, fehlte gänzlich und war im vordern Gelenke abgelöst. Blut floß auf den Dielen umher, und am Bettlaken ſchien ſich der Mörder die Hände abgewiſcht zu haben. Die Nachtlampe brannte noch; die Papiere und das Geld des Ermordeten lagen unangerührt.

Während dem nun Beſtürzung und Entſetzen die Anverwandten des Ermordeten betäubte und die Gerichte das Nöthige verfügten, kam der alte Schreiber von ſeiner Reiſe zurück. Er trat vor das Bette des Ermordeten, ſah ihn lange ſcharf an und ſagte endlich: „Ja, ja! du biſt ſtumm; aber ich verſtehe dich wohl!“ und indem er ſich mit einem widrigen Lächeln zu Thomas wendete, der bleich und wie vernichtet neben ihm ſtand, fuhr er fort: „Nicht wahr, mein Herr Paſtor, der nahe Licitationstermin wird nun überflüſſig?“ — Thomas verſtand ihn nicht und wollte ihm erzählen, wie er den Bruder gefunden; allein der Alte ſagte: „Ich will Ihnen das erſparen, und mich von allem ſelbſt unterrichten!“ und hiermit ſchlich er im Hauſe umher, fragte die Kinder und Dienſtboten aus, und beſah das unverſehrte Schloß an der Kammer der beiden Sklaven, wozu der Schlüſſel noch in Davids Rocktaſche ſteckte. Nachdem er hierauf dem Neger Tuaro einen Eilboten nachgeſendet und ihm befohlen hatte, unverzüglich nach Surinam abzureiſen, um der Familie die Trauerpoſt zu hinterbringen, eilte er ſelbſt, zu dem Gerichtshof ſich zu begeben, wo er den Pfarrer Thomas Reinhagen als Mörder ſeines Bruders peinlich anklagte.

Dieſer wurde hierauf mit ſeiner Familie eingezogen und es waren allerdings Umſtände genug vorhanden, die ihn dem Verdacht des Mordes ausſetzten.

Die Nähe des unſeligen Termins, der ſeine Wünſche und Hoffnungen ſtören ſollte und das harte Benehmen des Bruders konnte wohl einen verzweifelten Entſchluß erzeugt haben, und da kein Fremder in dem Hauſe geſchlafen hatte; da, wie Thomas ſelbſt verſicherte, die Hausthüre am folgenden Morgen noch feſt verſchloſſen geweſen war, und er das in der

Brust steckende Mordmesser für ein ihm zugehöriges Küchenmesser anerkennen mußte, was blieb da auch den Nichtern zu glauben übrig, a's daß er des Brudermordes wirklich schuldig sey. Nur konnte niemand begreifen, weßhalb man dem Ermordeten die linke Hand abgeschnitten habe; denn die Behauptung des alten Schreibers, daß es jedenfalls geschehen sey, um sich des kostbaren, vielleicht feststeckenden Ringes zu bemächtigen, ward deßhalb unwahrscheinlich, weil man übrigens alle vorhandenen Gelder und Papiere unangerührt gefunden hatte. Man hoffte jedoch, dem Mörder mittelst des Ringes am sichersten auf die Spur zu kommen, da nach Angabe des Schreibers auf der Fassung des köstlichen Rubins die Buchstaben D. G. R., als Anfangsbuchstaben der Namen des Ermordeten (David Gottlieb Reinhagen) stehen sollten.

Die Untersuchung ging nun ihren Gang. Allein so lange sie auch dauerte, und so vorsichtig und einsichtsvoll die Richter auch immer dabei verfuhren, es blieb dennoch bei dem bloßen Verdachte gegen den Prediger; und weil dessen seitheriges, so unbescholten geführtes Leben, weil die Art, mit der er sein Unglück ertrug, und das Zeugniß aller Menschen, die ihn kannten, für seine Unschuld sprach, so wurde er, da man etwas weiteres nicht auf ihn bringen konnte, zwar endlich seiner Haft entlassen; doch mußte der Unglückliche die Kosten der Untersuchung tragen und ward, bis zum Erweis seiner Unschuld, vom Predigeramte suspendirt, indeß man die Pfarrstelle zu Immenhain einem andern übertrug.

Der alte Schreiber nahm eine Abschrift der sämmtlichen Untersuchungsakten, um sich damit vor Davids Familie zu rechtfertigen, und reiste mit den beiden Negersklaven nach Surinam zurück.

Während dieser Criminaluntersuchung hatte die Regierung auch die Erbtheilung der Reinhagen'schen Familie fortschreiten lassen. Der väterliche Nachlaß war veräußert, und die eine, auf David fallende Erbportion ad depositum genommen worden, bis dessen Erben sich als solche beglaubigen und darüber verfügen konnten. Die andere, dem armen Thomas gehörige, ging aber fast gänzlich für Untersuchungskosten auf.

Wer den Prediger kannte, hielt ihn für unschuldig; die Gemeinde beklagte den Verlust des geliebten Lehrers und Freundes; aber seine Geschichte war das Gespräch des Tages geworden, und da viele, vom Scheine getäuscht, dennoch den Stab über ihn brachen, so zog der unglückliche Mann, seine Sache Gott anheim stellend, mit seiner Familie weit hinweg und kaufte in einem abgelegenen Dörfchen, vom Rest des Vermögens, ein Häuschen, wo er kümmerlich von seiner Hände Arbeit und nur der Erziehung seiner Kinder lebte.

Um dieſe Zeit brach der große, faſt allgemeine Krieg aus, und verheerte Deutſchland. Auch Thomas fühlte den Druck der Zeit, und ward immer vertrauter mit der Armuth. Aber das Schickſal des Vaterlandes ging ihm näher zu Herzen als ſein eignes, und da er ſelbſt in den Kampf nicht mit hinausziehen konnte, ſo gab er ſeinem Joſeph freudig den Segen, der als Freiwilliger ſich in die Reihen der Tapfern zu ſtellen eilte. Allein der blutige Krieg ſchritt immer näher; bei einem Gefechte brannte ein Theil des Dorfes und auch Reinhagens Häuschen ab. Joſeph fiel auf dem Schlachtfelde bei G. und ſeine unglückliche Mutter ſtarb vor Schreck und Gram.

So ſtand denn Thomas, mit dem Herzen voll Liebe und Frömmigkeit, wie ein verſtoßener Bettler da, und hatte nichts mehr auf der weiten Welt, als ſeine holde, liebliche Tochter Ada.

Endlich ſchloſſen die Streitenden wieder Frieden. Da wagte es Reinhagen, ſich an die Landesregierung zu wenden und ihr ſeine Schickſale darzuſtellen.

Er fand Gehör und Theilnahme; denn wie hätte man zu einer ſo frohen Zeit, wo ja ſo vielen Sündern vergeben ward, nicht auch einem Unglücklichen wieder aufhelfen wollen, den ſein Wandel rechtfertigte und freiſprach, obgleich er nicht ſeine Unſchuld vor Gericht beweiſen konnte. Man ertheilte ihm daher das erledigte Diakonat zu G., und hier war es, wo wir ihn zuerſt kennen lernten.

Es mochten kaum einige Wochen ſeit dem Tage verfloſſen ſeyn, an welchem Reinhagen die Fremden auf dem Hügel des Schlachtfeldes geſprochen hatte, als ihm ganz unerwartet, und in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken, die einträgliche Pfarrſtelle auf dem Gute des Generals von W. angetragen wurde. Ein neuer Strahl von Freude glänzte in ſeinem düſtern Blicke auf; nicht das reichlichere Einkommen reizte ihn, jene Stelle anzunehmen, ſondern, daß ihm die Menſchen wieder vertrauten und nach ihm verlangten, erhob und tröſtete ſein Herz. Er willigte auch um ſo freudiger ein, als der kurze Aufenthalt in G. ſchon manchen Kummer über ihn gebracht hatte. Mehrere junge Bürger dort, welche um die Hand der ſchönen Ada geworben hatten, waren von ihr, die mit ſchwärmeriſcher Liebe an dem Vater hing, gegen den Wunſch deſſelben, zurückgewieſen worden, und hatten ihre Liebe nun in Haß und Feindſchaft verwandelt. Und wo ſollte er ſelbſt denn ſeine Schritte hinlenken, wenn er bei ſeiner alten treuen Freundin, der Natur, Troſt und Stärke ſuchen wollte; da ihn das Schlachtfeld rings umgab, auf welchem der geliebte Sohn einſt verblutete. Mit Dank nahm Reinhagen alſo den unerwarteten,

ja ihm unerklärbaren Ruf an, und reiste in Begleitung seiner Tochter nach jenem Dorfe hin, um seine Antrittspredigt zu halten. Die fruchtbare, herrliche Gegend, das schöngebaute, große Dorf, die heitere, geräumige Pfarrwohnung grüßten sie freundlich, wie die Vorboten einer bessern Zukunft, und der herzliche Empfang der Gemeinde erfüllte ihre gerührten Herzen mit Vertrauen und Zuversicht. Sie fanden eine Einladung auf das Schloß, wo viele Gäste versammelt waren, und wie sah sich Reinhagen überrascht, als er in das Gesellschaftszimmer trat, und ihm der General jenen alten Fremden mit den Worten entgegen führte: „Hier, mein lieber Herr Pastor, mache ich Sie mit Ihrem Freunde, dem Präsidenten Grafen R., bekannt. Wenn wir uns beide lieb gewinnen, woran ich nicht zweifle, so haben Sie es der Empfehlung dieses Mannes zu danken!“ Auch der Präsident reichte ihm die Hand, und allen Dank von sich ablehnend, freute er sich herzlich des Wiedersehens und bat Reinhagen, ihn unter seine Freunde zu zählen.

Während sich nun die Männer in ein heiteres Gespräch vertieften, erneuerte auch Graf Dietrich, der jüngste Sohn des Präsidenten, eben der Jüngling, welcher mit dem Vater auf dem Hügel des Schlachtfeldes gestanden hatte, seine Bekanntschaft mit Ada. Er hatte den anwesenden Damen, vor Ada's Ankunft, schon so vieles von dem schönen Mädchen gesagt, und dabei mit solcher Begeisterung gesprochen, daß die Neugier aller aufs höchste gespannt war, und sich in manchem Herzen der stille Vorsatz erzeugte, ein wenig streng über die Fremde richten zu wollen.

Als sie aber endlich so anspruchlos und doch so schön, so bescheiden und doch so unbefangen in die Gesellschaft trat, und in den Unterhaltungen, zu denen man sie absichtlich zog, eine gar seltene Anmuth und Geistesbildung entwickelte, da war kein Gemüth, welches sich nicht innig zu ihr hingezogen fühlte, und Graf Dietrich empfing von allen Seiten das Geständniß, daß er viel zu wenig von ihr gesagt habe.

Die Generalin, welche keine Kinder hatte, schloß das Mädchen beim Abschiede recht mütterlich in die Arme und sagte: „Mein Gemahl hat Ihren Vater gewählt, um einen treuen Freund in ihm zu finden; ich hoffe, in Ihnen finde ich eine Tochter, der ich mit Freuden Mutter seyn werde.“

Reinhagen fühlte sich bald glücklich in seiner neuen Lage. Er wurde der herzliche Freund des braven Generals und Ada der Liebling seiner Gemahlin; er sah sich von allen geliebt und verehrt, und vor einer so heitern Gegenwart traten die alten gräßlichen Bilder der Vergangenheit allmählig in ein tiefes Dunkel zurück.

Das Gut des Generals lag nahe bei der Stadt, in welcher die Landesregierung ihren Sitz hatte. Der Präsident besuchte daher oft seinen alten Freund, und weil Reinhagen jedesmal von der Gesellschaft seyn mußte, so wurde er auch mit diesem immer näher bekannt. Dietrich, der, seit er aus dem Feldzuge zurückgekehrt war, unter der Leitung des Vaters arbeitete, begleitete ihn gewöhnlich und verlebte dann wohl manche selige Stunde in Ada's Umgang, und so wie die Väter eine immer höhere Achtung gegen einander gewannen, so wurden auch die Gemüther der Kinder immer inniger von der Frühlingssonne des Herzens erwärmt. Dem Präsidenten entging diese aufkeimende Liebe nicht, aber er war auf keine Weise gemeint, sie zu stören. Er liebte diesen Sohn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, und weil er den Jüngling, der an den Folgen des Feldzugs und den erhaltenen Wunden fortwährend litt, nur einer zarten, weiblichen Pflege anvertrauen wollte, so meinte er, daß nur ein von Dietrich herzlich geliebtes und wahrhaft wiederliebendes Mädchen die Gattin desselben werden dürfe. Die Frauen seiner ältern Söhne, vornehm geboren und erzogen, blieben seinem Vaterherzen immer fremd, und wenn er dagegen nun oft bemerkte, wie Ada ihren Vater auf den Händen trug, wie sie, aus Liebe zu ihm, allem entsagte und er dieß Mädchen, mit der reichen Ausstattung der Natur, dennoch in so lieblicher Anspruchslosigkeit vor sich stehen sah, so konnte er sich des Wunsches nicht erwehren, daß sie seine Tochter werden möchte. Auch Ada vermochte es nicht zu verbergen, daß ihr der Jüngling sehr theuer war; aber je heller die Flamme in seinem Herzen aufschlug, um deste schüchterner zog sich das ihrige zurück; ja, sie hatte sogar einmal ein paar Worte fallen lassen, als sey sie schon verlobt, wobei ihr aber die Thränen aus den Augen gestürzt waren.

So standen die Verhältnisse, als das Schicksal von neuem eingriff und alles zerstören zu wollen schien.

Reinhagen war nun seit einem Jahre im Amte, als der Superintendent und Schulrath B. zur Kirchenvisitation erschien. Er war der einzige Mensch, welcher den Pastor ungern auf dieser Stelle sah, die er einem Verwandten vergeblich zuzuwenden sich bemüht hatte, und erklärte oft mit Bitterkeit, daß er einem Manne niemals vertrauen könne, welcher sich von jenem frühern schweren Verdachte noch nicht gereinigt habe. Das Gastzimmer, welches man ihm in der Pfarrwohnung einräumte, lag dicht neben Ada's kleinem Stübchen. Der Superintendent vermuthete ihre Nähe, denn er hörte sie Abends noch zum Clavier singen, und weil ihm das schöne Mädchen gar wohl gefiel, und er aus seinem Fenster sehen

kannte, wie sie früh schon im Garten bei ihren Blumen geschäftig war, so trieb ihn die Neugier, sich in ihrem Zimmer umsehen zu wollen. Er fand die höchste Ordnung und Reinlichkeit; es war alles sorgfältig aufgeräumt, auch das weiße Bettchen schon gemacht; aber in ihrem Schreibtische steckte der Schlüssel, da durfte er ja wohl nachsehen, ob auch das Mädchen noch keine Geheimnisse habe? Er öffnete ihn, und sah in einige Schubladen; sie lagen voll Briefe. „Ei! gewiß Liebesbriefchen!“ — aber sie waren alle von ihrem Bruder Joseph.

Da fiel ihm endlich ein Kästchen im Hintergrunde des Schreibtisches in die Augen, dessen Inhalt auch geprüft werden mußte. Aber wer beschreibt sein Entsetzen? — in dem Kästchen lag eine Todtenhand, an deren Knochenfinger ein Ring mit rothem Steine blitzte.

Nun war ja doch sein Mißtrauen gerechtfertigt, hier lag ja die Hand des Ermordeten, und klar genug stand Reinhagen als Brudermörder vor ihm da.

Voll Bestürzung schlich sich der Superintendent auf sein Zimmer zurück, verließ, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, die Pfarrwohnung und erstattete, da der General in ein Bad gereist war, mit den grellsten Farben unmittelbaren Bericht an die Behörde.

Der Präsident war nicht wenig betroffen, gegen einen Mann eine solche Anklage sich erheben zu sehen, dem er so innig vertraut hatte; und ob er dem Berichterstatter gleich wenig Glauben beimaß, so mußte doch ohne Verzug etwas geschehen, das die Sache ins Klare brachte. Er sendete deßhalb den alten Criminalrath Herbst, einen strengrechtlichen, zugleich aber auch sehr discreten Mann, als Commissarius insgeheim dorthin ab, und trug ihm auf, zwar so schonend als möglich zu Werke zu gehen, im Fall sich aber die Todtenhand mit dem bezeichneten Ringe wirklich vorfinden sollte, den Prediger Reinhagen nebst seiner Tochter ohne weiteres in Verhaft nehmen zu lassen.

Der Criminalrath ging noch in derselben Nacht ab, und trat am frühen Morgen mit den Gerichten des Dorfs unerwartet in die Pfarrwohnung. Reinhagen lächelte ruhig, als er ihm seinen Auftrag bekannt machte, und wollte die Tochter rufen lassen, die noch auf ihrem Zimmer war; doch jener verbat es, und ging selbst zu ihr hinauf. Ada hatte eben ihr Morgengebet verrichtet und erschrak nicht wenig, den fremden Mann bei sich eintreten zu sehen; aber sie ward noch sichtlicher bestürzt, als derselbe, freundlich und ernst, die Oeffnung ihres Pultes verlangte, weil er von höherer Behörde beauftragt sey, den Inhalt eines Kästchens zu prüfen, welches sich darin befinden solle. Zitternd und hocherröthend schloß sie auf.

Da stand denn im Hintergrunde das bedeutungsvolle Kästchen, und in demselben lag wirklich die linke Hand eines Todten, mit dem Stein im Ringe und den Buchstaben D. G. R. auf der Fassung.

„O, mein Gott!“ rief der Criminalrath und schlug die Hände zusammen: „So sind Sie wirklich des Brudermordes schuldig?“ Ada stand bleich vor ihm und starrte ihn mit großen Augen an, als verstehe sie den Sinn dieser Worte nicht; sie wollte zu ihrem Vater hinab eilen, aber der Criminalrath ließ sie nicht aus ihrem Zimmer, und weil er die sprechendsten Beweise der Schuld in den Händen zu haben glaubte, so kündigte er er beiden gefängliche Haft an, und ließ sie, damit sie sich vor dem ersten Verhör nicht sprechen konnten, in zwei besondern Wagen in der nächsten Nacht unter Bedeckung nach der Stadt abführen.

„Nun so fahre hin, du Glaube an die Menschheit!“ rief der Präsident schmerzlich aus, als ihm der Criminalrath berichtet hatte; „und du, blinde Gerechtigkeit, gehe deinen alten, eisernen Gang.“

Da trat Graf Dietrich bleich und verstört in das Zimmer. „Ist es möglich, Vater?“ sprach er bebend: „Ist Reinhagen und seine Tochter des schrecklichen Verdachtes wegen wirklich in Verhaft genommen?“

„Ja,“ sagte der Präsident: „sie haben uns mit ihrer frommen Außenseite schändlich betrogen!“

„Lassen Sie mich das Mädchen sprechen!“ flehte der Sohn; „sie ist sicher ohne Schuld. Eine einzige Unterredung soll mir mehr sagen, als zehn Verhöre!“

„Nein!“ entgegnete der Präsident; „nein, wir dürfen keinen Schritt mehr thun. Wir sind durch diese Menschen schon mehr als bloßgestellt. Die Sache muß ihren Weg gehen!“

„Vater!“ rief der Sohn in höchster Bewegung und sank vor ihm nieder: „Ada ist unschuldig! das ganze Glück meines Lebens hängt daran.“

„Mein armer Dietrich!“ sprach der Vater sanft und nahm den Sohn an seine Brust: „Ich habe das wohl geahnet und hätte dir, trotz mancher Vorurtheile, meinen Segen gern gegeben. Aber das wirst du wohl einsehen, daß, wenn auch das Mädchen selbst schuldlos seyn sollte, die Tochter eines Mörders immer für dich verloren bleibt!“

Die Untersuchung sollte nun auf's neue beginnen. Da aber der Criminalrath Herbst vorher die Akten der frühern Untersuchung des Mordes zu Immenhain verlangte, und diese also erst herbeigeschafft werden mußten, so verging eine geraume Zeit, ehe man zum Verhör selbst schreiten konnte.

Während dessen war ein junger Mann zu Immenhain erschienen,

der ſich ſehr angelegentlich nach Thomas Reinhagen und ſeinem dermaligen Wohnorte erkundigt hatte. Er kam, da man ihm denſelben nachgewieſen, auch hierher und bat, weil er Reinhagen auf's neue in dieſe Unterſuchung verwickelt fand und ihm der Zutritt zu ihm unterſagt blieb, den Präſidenten um eine geheime Unterredung.

Dieß geſchah gerade am Tage des erſten Verhörs. Der alte Reinhagen hatte in denſelben alles geläugnet und durchaus nichts von der Todtenhand wiſſen wollen; Ada hingegen die bei ihr vorgefundene für ihr Eigenthum zwar anerkannt, jedoch behauptet, daß ſie weder die Hand des ermordeten Oheims ſey, noch daß ihr Vater das geringſte darum wiſſe. Die Frage aber: wie ſie dazu gekommen? hatte das Mädchen unbeantwortet gelaſſen und dabei dringend gebeten, ſie ihrem Vater zuzuführen, weil ſie nur dieſem das Geheimniß enthüllen könne. Da man aber Bedenken getragen, ihr gleich jetzt zu willfahren, ſo war das erſte Verhör hiermit geſchloſſen worden.

Nachdem der Präſident mit dem Fremden mehrere Stunden allein geſprochen und die bei dem erſten Verhöre aufgenommenen Protokolle geleſen hatte, kam er mit dem Criminalrath Herbſt darin überein, die von der Tochter erbetene Zuſammenkunft mit ihrem Vater ohne Verzug auf ſeinem Zimmer zu veranſtalten. Außer dem Präſidenten und dem Criminalrathe war niemand zugegen, als ſich jene wiederſahen und einander weinend in die Arme ſanken.

„Nicht wahr, mein Kind!“ ſagte Reinhagen; „wir ſind unſchuldig?“

„Ja, mein geliebter Vater!“ rief Ada, „und vor dieſen würdigen Männern will ich dir alles bekennen, was den Schein des Verbrechens auf uns geworfen hat.

Was Ada jetzt freimüthig erzählte, werden wir ſpäterhin erfahren, wenn man es protokolliren wird. Genug, der Präſident hörte ſehr geſpannt zu und bat das Mädchen, als es geendigt hatte, einſtweilen mit ihrem Vater in ein anderes Zimmer zu treten, indeß er ſelbſt ſich das in Ada's Schreibtiſche vorgefundene Käſtchen mit dem Corpus delicti herbeiholen ließ. Er ſah lange auf die dürre Todtenhand; er zog ihr den goldnen Ring vom Knochenfinger und betrachtete ihn aufmerkſam. Der Ring ſchien neu aufgeputzt, doch waren Blut- oder Rederflecke daran zu erkennen. Die drei Buchſtaben D. G. R. ſtanden zwar wirklich auf der Faſſung, doch war der Stein kein Rubin, ſondern ein bleicher Karneol und die beiden letzten Buchſtaben waren alſo verſchlungen, daß man ein kleines v leicht noch dazwiſchen herausfinden konnte. Als der Präſident den Criminalrath hierauf aufmerkſam gemacht hatte, verſuchte er an einem

kleinen, kaum ſichtbaren Knöpfchen des Ringes zu drücken, und — ſiehe da! — der rothe Stein ſprang auf, und unter ihm zeigte ſich ein faſt verlöſchtes weibliches Bild.

„Ja, mein Herz hat mich nicht getäuſcht! Du kommſt zur rechten Stunde, du heiliger Zeuge für die Unſchuld deiner Tochter!“ rief der Präſident und beugte ſich erſchüttert auf den Ring nieder, und konnte die hervorſtürzenden Thränen nicht länger zurückhalten. „Gehen Sie,“ bat er den Criminalrath, bringen Sie mir eilig meinen Sohn Dietrich und laſſen Sie auch den Fremden rufen, der mich heute geſprochen hat.“

Graf Dietrich trat ins Zimmer. „Ich habe einen ſchweren Auftrag für dich!“ ſagte der Präſident; „allein ich hoffe, du wirſt deiner Gefühle Herr bleiben. Da durch das heutige erſte Verhör in Reinhagens Unterſuchungsſache noch gar wenig Licht gekommen iſt, ſo halte ich, aus alter Vorliebe für dieſe Menſchen, den Vater und die Tochter ſo eben hier in meinem Zimmer confrontirt. Das Mädchen bekannte wichtige Sachen, die zu Protokoll genommen werden müſſen. Ich wünſche nicht, daß dieß von fremder, kalter Hand geſchähe. Willſt du die Führung des Protokolls wohl über dich nehmen? Die Inquiſiten warten im Nebenzimmer.

Dietrich ſtand blaß und zögernd da; endlich faßte er ſich und ſagte: „Ja, mein Vater, ich will!“

Der Criminalrath erſchien nun nebſt dem Fremden und ließ auf einen Wink des Präſidenten die beiden Angeklagten eintreten.

Man bot ihnen Stühle, indeß ſich Dietrich, der nicht die Augen aufzuſchlagen wagte, an den Schreibtiſch ſetzte.

„Sie haben in Betreff der bei Ihnen vorgefundenen Todtenhand mir ſo eben ein wichtiges Bekenntniß abgelegt, und werden Ihre Anklage, weil ſie aufgezeichnet werden muß, jetzt noch einmal vor uns wiederholen!“ ſagte der Präſident zu Ada, indem er dem Sohne winkte, das Protokoll einzuleiten.

Dieſer ſchrieb mit zitternder Hand und fragte in banger Zerſtreuung den Prediger um ſeinen Namen. „Ich heiße Thomas Reinhagen!“ erwiederte dieſer ſanft lächelnd, denn ihm entging die innere Bewegung des Jünglings nicht. Aber Ada konnte ihm nicht antworten, als er auch nach ihrem Namen fragte, ſondern fing bitterlich an zu weinen, denn ſie meinte, er wolle ihren Namen nicht mehr kennen.

„Schreiben Sie nur Ada Reinhagen!“ fiel der alte Criminalrath ſchonend ein; „ſie hat ſich heute ſchon zu dieſem Namen bekannt.“

Für den Namen des eigentlich gegenwärtigen Fremden ſollte, ſo verlangte es der Präſident, das Protokoll für jetzt noch offen bleiben.

Ada's Busen hob sich bebend, doch der Vater hielt ihre Hand; er sprach ihr liebreich zu und bat sie dringend, sich zu fassen; und so erzählte sie denn folgendes: „Als mein Vater nach jahrelangem Leiden endlich Diakonus zu G. geworden war, eilte ich, das nahe Schlachtfeld dort zu besuchen, wo mein geliebter Bruder fiel. Ich wollte ja mit dem Orte vertraut werden, wo er verblutete und wo man ihn eingescharrt hatte, und ließ mir deshalb von den Landleuten, die Augenzeugen der Schlacht gewesen waren, alle Umstände genau beschreiben. Da fand ich den Platz bald heraus, wo sein Regiment gefochten hatte und er gefallen war; und als mir ein alter Bauer erzählte, daß man alle die an der Waldspitze gefallenen Freiwilligen in ein großes Grab gelegt hätte, wobei er selbst geholfen, so blieb mir kein Zweifel übrig, daß auch mein Bruder unter seinen Freunden dort ruhe. Dieß Heldengrab, vom dichtesten Gebüsch umgeben, besuchte ich nun oft, und habe an dieser heiligen Stätte manche wehmüthige Stunde verlebt und mir oft wohl auch Trost geholt."

Ada hielt inne und weinte. Der Vater liebkoste ihr und bat sie, fortzufahren. Dietrich schrieb zitternd weiter.

„Wir wohnten länger als ein Jahr schon in G.," fuhr sie endlich schüchtern fort, „da warben zwei junge Bürger um meine Hand. Es waren wohl brave Männer, denen mein Vater selbst gewogen war, aber ich hatte kein Herz zu ihnen und wußte mir keinen Rath. Bekümmert ging ich hinaus zu meinem Heldengrabe, gedachte dort wieder Trost zu finden und einen Entschluß zu fassen; ich weinte mich satt und wünschte, die Geister der Jünglinge, deren Herzen dort unten in Staub zerfielen, und vielleicht auch gefühlt hatten, was die Liebe sey, möchten mir ein Zeichen geben, was ich thun solle."

„In gespannter Erwartung horchte ich hoch auf — ein Vogel flatterte aus dem nahen, dichten Gebüsch und erschreckte mich; doch weil ich glaubte er möchte sein Nestchen in der Nähe haben, bog ich die dichten Zweige vorsichtig aus einander — und bückte mich, um es aufzusuchen. Da erblickte ich unter dem Strauche im trocknen Laube einen Gegenstand, der meine Neugier reizte, und als ich ihn hervorzog, erkannte ich mit Schaudern eine abgehauene Hand, an deren Knochenfinger ein unscheinbar gewordener goldener Ring steckte. Schnell fuhr mir der Gedanke durch die Seele: dieß sey das Zeichen, das ich von den Geistern verlangt; ich solle nie heirathen, denn nur der Tod biete mir seinen Verlobungsring! — Dieß bestimmte meinen Entschluß; ich wies jede Bewerbung zurück und blieb bei meinem theuren Vater; aber die Todtenhand mit dem Ringe habe ich heilig aufbewahrt!"

Dietrich ſchrieb ſchon lange nicht mehr, und hielt ſeine flammenden Augen auf Ada geheftet. Da ſprach der Präſident, der ſeinen Sohn genau beobachtete, das offene Käſtchen vor ihm auf den Tiſch hinſtellend: „Hier iſt die Todtenhand mit dem Ringe!“ — und Dietrich hatte kaum einen Blick darauf hingeworfen, als er aufſprang, ſich vor Ada auf die Kniee warf und ausrief: „Mir biſt du verlobt, Ada! mir! — Du biſt meine Braut! — Dort im Waldgebüſch verlor ich, im Reitergefecht, die Hand!“ — und als ſie ſich ſtaunend und zweifelnd von ihm zurückbog, riß er den ausgeſtopften Handſchuh herunter und zeigte ihr den Stumpf ſeiner linken Hand. „Zweifelſt du noch?“ rief er; „führt nicht jener Ring meinen Namenszug, Dietrich Graf v. R., und verſchließt er nicht ein noch heiligeres Zeichen ſeiner Aechtheit?“ und hiermit drückte er an dem Knöpfchen des Ringes, und ließ den Stein aufſpringen und zeigte ihr die verblichenen Züge ſeiner ſchon vollendeten Mutter.

„War dieß dein heiliger, unerforſchlicher Wille?“ ſprach Ada und hob die gefalteten Hände zum Himmel auf. Aber der Jüngling umſchlang die Geliebte, und ſie ſank ſelig an ſeine Bruſt. Kein Auge blieb trocken und der Präſident legte die Hände ſegnend auf die Liebenden, und ſchloß den alten Reinhagen in ſeine Arme.

„Wir ſind aber noch nicht fertig; hier ſteht noch jemand, der unſere Umarmung gern theilen möchte!“ ſagte der Präſident und ſtellte jenen Fremden den Anweſenden als den Sohn des David Reinhagen vor, der bei dem eingetretenen Frieden aus Surinam gekommen war, um in Europa ſeine Angelegenheiten zu ordnen, und den Verwandten klaren Aufſchluß über die Ermordung ſeines Vaters zu bringen. Der Mörder war nämlich kein anderer, als der Neger Tuare. Gunillens Schickſal hatte ihn zum unverſöhnlichſten Haß gegen ſeinen Herrn empört, und er gelobte ſeinen armen Mitſklaven vor ſeiner Abreiſe nach Europa auf's feierlichſte, daß ihr Tyrann nicht wieder zurückkehren ſolle. Weil er aber einſah, daß Davids Leben für deſſen Kinder, welche der Neger ſehr liebte, ſo lange von entſchiedenem Nutzen ſeyn müſſe, bis er ſeine Angelegenheiten in Europa völlig geordnet, ſo verſchob er die Ausführung der That. Er vollzog ſie aber endlich um ſo entſchloſſener, damit ſie auch dem wackern Prediger Nutzen bringen und ihm ſein Beſitzthum erhalten ſollte. Nur zum Schein war Tuare abgereiſt und mit einbrechender Nacht aus dem nächſten Walde, worin er ſich den Tag über verborgen gehalten, wieder zurückgekehrt. Hier hatte er das Küchenfenſter, welches er vor ſeiner Abreiſe abſichtlich losgewirbelt, leiſe aufgedrückt, ein dort befindliches Meſſer genommen und ſo den Mord verübt. Um aber ſeinen Landsleuten auch ein

Zeichen der Vollziehung mitzubringen, hatte er dem Ermordeten die linke Hand mit dem Ringe abgeschnitten, worauf er nun wirklich fortgeeilt war, um sich einzuschiffen.

Dieß alles hatte Tuaro auf seinem Sterbelager Davids Sohne gestanden und ihm die Hand mit dem Ringe eingehändigt, denn der Gram um Gumilla, die ihrem Schicksal bald erlag, hatte auch sein kräftiges Leben gebrochen.

„Das ist eine Criminaluntersuchung," sagte der alte Rath Herbst, indem er sich die Augen trocknete: „wie sie mir noch nicht vorgekommen, denn statt des Hochgerichts endigt sie mit der Hochzeit."

Der Präsident führte seinen Freund Thomas Reinhagen im Triumph wieder in die Arme des alten Generals, und die erste Amtsverrichtung des so hart beschuldigten, aber so schön gerechtfertigten, Mannes war die Trauung seiner Tochter mit dem Sohne des Präsidenten.

Dietrich hob seine abgehauene Hand wie ein Heiligthum auf. „Sie war mein Brautwerber!" sagte er, „und meine Ada gab ihr willig das Jawort, obgleich sie wähnte, der Bräutigam sey der Tod!"

Ada aber sprach: „Sie ist das Symbol, daß wir uns lieben werden bis in den Tod, und daß uns auch der Tod wieder zur Liebe führen wird."

Jakob Thau, der Hofnarr.

Eine Erzählung.

In Schlesiens fruchtbaren Gefilden, unweit der Stadt Landshut, sind die großen Gebäude des ehemaligen Klosters Grissau gelegen. Der Reisende verweilt hier gern, um das Innere der prachtvollen Klosterkirche zu bewundern, und die hinter dem Hochaltare befindliche sogenannte Fürstenkapelle zu betreten, allwo der Erbauer dieses Klosters, Bolko I., Herzog von Schweidnitz, nebst mehreren seiner Nachfolger begraben liegt. Der Küster zeigt dem Fremden ihre großen steinernen Särge, und unter verschiedenen Denkmälern auch eine schwarze Marmorplatte, dem Gedächtniß des letzten Prinzen dieses Hauses geweiht, welcher, so erzählt der Küster, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf dem jetzt in Trümmern liegenden Schlosse Bolkenhain, von dem Hofnarren Jakob Thau, durch einen unvorsichtigen Steinwurf erschlagen worden seyn soll.

Auf der Platte selbst liest man in lateinischer Sprache folgende Inschrift: **Aetate florente defloruit, et vulnere percussus lethali victima letho concidit Boleslai Ducis Svidnicensis Boleslaus Princeps Filius, inclytae prosapiae spes inclyta, cujus ossa cum fundatorum domus hujus reconditis cineribus, nove in hoc sarcophago grata posteritas Grissena reposuit Anno 1738.** [1]

[1] In der Blüthe des Lebens verblühte und fiel, ein Opfer des Todes, tödtlich getroffen, der Erbprinz Boleslaus, des Herzogs zu Schweidnitz Boleslaus Sohn, die große Hoffnung eines großen Regentenstammes, dessen Gebeine mit der gesammelten Asche der Stifter dieses Hauses, die dankbare Nachwelt zu Grissau aufs neue an dieser Grabstätte beigesetzt hat, im Jahre 1738.

Wir wollen jedoch im Buche der Zeit zurückblättern, um zu sehen, ob dem auch wirklich also sey, und getreulich wieder berichten, was wir darin gelesen haben.

Jakob Thau war der Sohn eines armen Webers, dessen Hütte am Abhange des Riesengebirges auf der böhmischen Seite hinter dem Elbthale lag. Sein Vater, ein frommer stiller Mann, arbeitete und webte aber zu emsig, und wurde daher früher schon, als Jakob das zwölfte Jahr erreicht hatte, mit dem Stück Leinwand fertig, woraus sie ihm endlich das Todtenhemde zuschnitten.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse des Vaters saß der arme Knabe eines Abends vor der Hütte und schaute weinend in das Thal hinab, wo die Nacht bereits ihre Schatten auf den Grabhügel legte, während seine Wohnung noch im Glanz des Abendrothes stand; da stieg rüstigen Schrittes Meister Kilian Wolfsheimer den steilen Pfad vom Gebirgsrücken herab und sagte, indem er seinen Kasten voll gesammelter Kräuter und Wurzeln niedersetzte: „Guten Abend, Jakobchen! Sieh, da bin ich einmal wieder! Dein Vater ist doch zu Hause?“

„Ach!“ entgegnete Jakob schmerzlich, und reichte ihm die Hand zum Willkommen; „Vater ist nicht mehr zu Hause — er ist todt!“

Wolfsheimer sah den Knaben betroffen an und folgte ihm schweigend in die Hütte. Er war ein Laborant, der, wenn er um Kräuter und Wurzeln zu sammeln, alljährlich das Gebirge selbst einmal durchzog, dann gewöhnlich bei Jakobs Eltern zu herbergen, dort die für ihn gesammelten Vorräthe in Empfang zu nehmen und gut zu bezahlen pflegte, weßhalb seine Ankunft dem Weber jedesmal recht erwünscht war. Allein Jakob und seine kleinere Schwester sahen den Laborantenlieber gehen als kommen, denn er hatte etwas Finsteres, Unheimliches in seinem Wesen, was die Kinder von ihm zurückscheuchte; auch pflegte der Vater, wenn er von ihm sprach, ihn immer nur einen sehr gescheidten Mann zu nennen, da er doch bei seinen übrigen Freunden das Wort rechtschaffen hinzuzusetzen sonst nie vergaß.

Wolfsheimer begrüßte die Mutter mit einigen theilnehmenden Worten, sah ernst auf den leerstehenden Webstuhl hin, holte aber, als ihm die Wittwe die Leidens- und Krankheitsgeschichte des Verstorbenen erzählen wollte, seinen Kasten in die Stube, ließ sich die vom Weber für ihn aufbewahrten Kräutervorräthe reichen, und brachte alles ruhig in Ordnung, während ihm die arme Frau unter heißen Thränen ihr Herz ausschüttete.

„Ja, es thut mir leid um den armen Teufel!“ unterbrach er sie endlich; „da hat er mir nun gar kostbare Sachen eingesammelt und sie recht verständig getrocknet; eine Handvoll davon hätte ihm vielleicht das Leben erhalten, aber er kannte die Kräfte nicht, die unter seinem Dache schliefen. So geht's der Einfalt, sie erfriert am Feuer!“

Die Wittwe fuhr fort, ihm ihre trüben Aussichten in die Zukunft zu eröffnen. Sie selbst und ihre Tochter, meinte sie, würden sich wohl vom Spinnen ernähren mögen, allein was sollte aus Jakob werden, der in dem Vater auch seinen Lehrer und Meister verloren hatte, und bei der großen Abgeschiedenheit ihrer Wohnung von jeder Schule weit entfernt war.

Wolfsheimer schwieg, verschloß die geordneten Reichthümer in seinen Kasten, warf eine reichlichere Bezahlung als gewöhnlich auf den Tisch und verlangte das Abendbrod. Die Wittwe trug auf was sie vermochte; als sie ihm aber auch einen bereits angeschnittnen Kuchen vorsetzte, sprang er mit den Worten hastig auf: „Fort mit dem Gebäck! das ist der Todtenkuchen, mit dem ihr die Leichenträger vergnügt halt, mir graut vor ihm.“

Und hiermit verließ er die Stube und setzte sich draußen auf die steinerne Bank; er wollte auch nicht, als es spät geworden, schlafen gehen, weil er vernommen, daß der Weber in derselben Kammer auf dem Brette gestanden, in welcher man ihm neben Jakobs Bettchen das Lager bereitet hatte, sondern beharrte darauf, die kurze Sommernacht im Freien zu bringen zu wollen, um den Stand der Gestirne zu beobachten.

Als Jakob des andern Morgens in die Stube trat, schloß ihn die Mutter weinend in ihre Arme und entdeckte ihm, während Meister Wolfsheimer ruhig seinen Morgenimbiß verzehrte, wie dieser ehe Freund ihr das Anerbieten gethan, ihn zu sich nehmen und ihn in seiner Kunst unterrichten zu wollen, was er bei seiner Armuth für ein großes Glück halten müsse. Dem Knaben schien die Trennung von Mutter und Schwester zwar hart, doch wünschte er die Welt auch wohl näher zu sehen, als von seinen Bergen herab, und so willigte er, da ihm auch Wolfsheimer freundlich zusprach, denn endlich ein. Dieser drang auf eine baldige Abreise, und Jakob zog wenige Stunden nachher aus dem Vaterhause mit ihm fort.

In dem engen Thale, wo jetzt der Queis an den freundlichen Häusern des großen Dorfes Hirschberg hinrauscht, standen zur damaligen Zeit nur erst wenige Häuser. Hier nun hatte auch Meister Wolfsheimer seine Wohnung. Ein altes schwarzes Blockhaus, größer als die übrigen Nachbarhütten, und ein daran stoßender wohleingerichteter Garten war sein Eigenthum. Er klopfte mehreremale an die verschlossene Thüre, bis sie endlich von einer langen hagern Frauensperson geöffnet wurde.

„Send ihr schon wieder zurück, Kilian? Ihr hatt wohl heut den Weg ohne Beten nicht finden können?“ sagte sie streng, indem sie Jakob mit finstern Blicken maß.

Der Laborant hieß den Knaben vor der Thüre warten, und ging mit ihr in das Haus. Nach einer halben Stunde kam sie allein wieder heraus, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, strich ihm die Haare aus der Stirn, fragte ihn über vieles aus und befahl ihm endlich, ihr in das Haus zu folgen. Hier wies sie ihm ein kleines Kämmerchen mit den Worten an: „Ich habe in deine Aufnahme gewilligt; du hast fortan nur mir zu gehorchen; auf das, was dir Meister Kilian sagen wird, achte nicht sowohl, denn er weiß oft nicht was er spricht. Wirst du folgsam, verschwiegen und fromm seyn, dann wird es dir gut gehen, zeigst du aber ein halsstarriges Wesen, so werde ich dich zu bändigen wissen!“

Sie drehte ihm bei den letzten Worten mit ihrem langen dürren Finger, so daß es den armen Jungen eiskalt überlief. Er ging in sein Kämmerchen und weinte, denn diese finstre Gestalt stach doch zu sehr gegen das Bild seiner sanften Mutter ab.

Katharina, so hieß Wolfsheimers Haushälterin, führte hier das Oberregiment, und wußte selbst ihren Brodherrn zu bezwingen; doch hielt sie eigentlich nur auf strenge Ordnung, trieb alles zu der nämlichen Thätigkeit, in der sie selbst immer begriffen war, und sparte hierbei keine Schellworte. Ein alter buckliger Hausknecht, mit Namen Peter Schnell, den der Laborant seinen Famulus nannte, und eine Magd, waren die übrigen Hausgenossen.

Es verstrich eine geraume Zeit, ehe Jakob zu irgend jemand in diesem Hause Vertrauen fassen und sich besonders in Katharinens Benehmen finden konnte, die besonders während der Mittagsmahlzeit gegen die freundlichen Worte des Laboranten oft dergestalt mit furchtbaren Schimpfreden losbrach, daß es dem Knaben ganz ängstlich zu Muth wurde und er sie fast für wahnsinnig halten mochte. Sie hielt sich nämlich sechs schöne Katzen, um, weil sie das finstere Blockhaus niemals verließ, doch etwas zu haben, woran sie die, dem weiblichen Geschlechte angeborene Lust zur Mutterpflege, auslassen konnte. Diese Thiere liebte und pflegte sie wie ihre Kinder und räumte dem Laboranten nur das Recht auf sie ein, die Namen ihnen beilegen zu dürfen, welche dann gewöhnlich von den Gegenständen seiner Kunst entlehnt waren. Wenn Jakob nun mit dem Meister und der Haushälterin an dem kleinen runden Tische das spärliche Mittagsbrod verzehrte, so mußten die sechs Katzen in einer Reihe

hinter ihrer Gebieterin aufwarten und ſich ruhig verhalten, bis ſie einzeln bei Namen hervorgerufen und ihnen Speiſe gereicht wurde. Gewöhnlich ſchien Wolfsheimer gar nicht darauf zu achten; er blickte in Zerſtreuung ſtarr vor ſich hin, ſchlang die Biſſen ſchweigend und haſtig hinunter, und ſprach nur dann und wann einige Worte mit ſeinem alten Famulus, der bei Tiſche bedienen mußte. Zuweilen geſchah es jedoch, daß er einen freundlichen Blick auf die Katzen warf und ſich nach dem Befinden einer oder der andern erkundigte.

„Katharine!“ pflegte er dann wohl zu ſagen, „du haſt recht, eine Katze iſt doch eine ſchöne Kreatur; hat eine gewaltig zähe Lebenskraft! Das liebe Teufelsbärtel iſt wirklich ein ſtarker Kater, oder die Rhabarberl ein allerliebſtes Kätzchen! Sie haben doch noch guten Appetit, ſind doch nicht etwa krank, die lieben Thierchen?“

Aber dergleichen theilnehmende Nachfragen, zu welchen Peter Schmoll ſchlau lächelnd zu nicken pflegte, machten Katharinen allemal zur Furie.

„Ihr Mörder, ihr Würgengel! was geht euch mein Teufelsbart an! Behaltet die verfluchte Suppe aus eurer Küche für euch!“ ſchrie ſie vom Stuhle aufſpringend und auf den Famulus zufahrend, der, wenn er die Thüre nicht zeitig genug erreichen konnte, dann eine derbe Ohrfeige erhielt, und Hui! Hui! ertönte ihr gellender Ruf, und wie bei dem Geſchrei des Hahnes, wenn er den Raubvogel erblickt, alle Hühner ſich flüchten, ſo ſprangen auch dann die Katzen in größter Angſt aus dem Zimmer, und flohen ihrer Gebieterin nach, die für jetzt nicht wieder zum Vorſchein kam, ſondern den Tiſch unverzüglich durch die Magd abräumen ließ, ohne zu fragen, ob man geſättigt ſey. Das Auffallendſte hierbei war jedoch, daß die Katze, nach deren Befinden Wolfsheimer ſich theilnehmend erkundigte, jedesmal bald darauf ſtarb, und Katharina, nachdem ſie den todten Liebling unter Beiſtand der Magd erſt hinlänglich beweint und auf die Männer tüchtig geſchimpft hatte, die Leiche dann immer auf die Thürſchwelle des Laboratoriums legte, vorher aber den Famulus durch Liſt in den Keller zu locken und daſelbſt einzuſperren wußte. Sobald dieß geſchehen, klopfte ſie an die Thüre, und wenn nun Wolfsheimer öffnete, und vor der Katzenleiche ſcheu zurück fuhr, den Famulus vergeblich zu Hülfe rufte, dann gegen Katharinen in die heftigſten Verwünſchungen ausbrach, und während ihm der Angſtſchweiß auf die Stirn trat, mit Bitten und Verſprechungen in ſie drang, ihm doch das Aas von der Schwelle wegzunehmen, die er ſo nicht zu überſchreiten vermöchte; ſo mußte er erſt dulden, daß die Haushälterin mit ihrer Magd ihn ſo lange recht ſchadenfroh auslachten und ausſchalten, bis er zum Ankauf einer

neuen Katze endlich das Geld reichte, worauf die Torte dann aufgehoben und in den Garten begraben wurde.

Jakob erfuhr späterhin wohl den Grund dieser sonderbaren Auftritte. Des Laboranten Lieblingsgeschäft war nämlich die Zubereitung der Gifte; doch konnte er auch nicht widerstehen, ihre Kraft an irgend einem Leben alsbald zu versuchen. Der Famulus mußte hierzu ein Thier herbeischaffen und brachte gewöhnlich eine von Katharinens Katzen, die ihm verhaßt waren. Hatte das arme Geschöpf nun seine Dosis Gift bekommen, dann war sie erst ein dem Laboranten angenehmer und werther Gegenstand, und er erkundigte sich fleißig nach ihrem Befinden, um die Wirkungen seines Trankes zu erfahren. Aber trotz dieser geheimen Lust, dem Tode in die Hände zu arbeiten, war ihm ein unbesiegbarer Abscheu gegen alles Leichenhafte angeboren, welcher seine äußern Sinne zu einer solchen Feinheit anspannte, daß er behauptete, einem Kranken es auf der Stelle anmerken zu können, ob er genesen werde oder nicht. Er galt weit und breit für einen sehr erfahrnen Arzt, weßhalb die Leute oft seine Hülfe verlangten, sobald ihm aber während des Krankenbesuches die Schweißtropfen auf die Stirn traten und er ängstlich nach Hut und Stock griff, so war dieß den Umstehenden ein sicheres Zeichen, daß der Tod nahe sey und der Sarg bestellt werden müsse. Man pflegte ihn daher mit dem Spottnamen „das Leichenhuhn" zu benennen.

Von diesen Menschen nun wurde Jakob erzogen. Ein alter im Orte wohnender Geistlicher ertheilte ihm den nöthigen Unterricht, übrigens aber mußte er im Anfange bloß Katharinen im Hause und Garten an die Hand gehen, und Abends, während sie mit der Magd spann, ihre Katzen kämmen, wobei sie ihm jedoch abenteuerliche Geschichten von den Berggeistern und besonders vom Rübezahl zu erzählen wußte. Erst als sie ihre Zustimmung gab, fing der Famulus, und späterhin der Laborant selbst an, sich mit dem Knaben zu beschäftigen und ihn besonders in der Kräuterkunde zu unterrichten; denn Jakob sollte künftighin die Gebirgsreisen allein unternehmen, weil der Meister daheim alle Hände voll zu thun hatte, und Peter Schmoll, der wegen seines komischen Wesens von den Leuten eben so gern gesehen wurde, als er mit ihnen gut umzugehen verstand, mit dem Arzneikasten auf Verkauf ausziehen mußte.

„Laßt mich nur machen!" sagte dieser zu Wolfsheimern, „ich werde euch den Burschen schon abrichten. Er soll in meine Fußstapfen treten, und wir wollen euch eine Kundschaft bereiten, daß ihr Salben und Tropfen nicht sollt erschaffen können, und euch das Geld haufenweiß ins Haus fliegen wird!"

Jakob ging auch viel lieber in die sogenannten Privatstunden des Famulus, als in den Unterricht seines finstern Meisters, so gern er auch immer in dem geheimnißvollen Laboratorium sich aufhalten und dort Hülfe leisten mochte; denn Peter Schmoll lehrte ihm die Schalmeie blasen und unterrichtete ihn, wie er es zu nennen pflegte, im Handel und Wandel.

„Jakobchen!“ sprach er, „wenn du den Handel treiben willst, mußt du vor allen Dingen den Wandel kennen lernen, das heißt: wie du wandeln sollst, und wie die Menschen wandelbar sind. Ich werde dir alle Geheimnisse aufschließen und dir den Menschen in allen seinen Gestalten zeigen, damit du mit ihm umzugehen lernst!“

Er machte dem Schüler hierauf die Lektion erst vor, dann aber mußte dieser selbst hinausgehen, den Arzneikasten auf den Rücken laden und, nachdem er an die Thüre geklopft hatte, in das Zimmer treten und seine Waaren an ihn ausbieten. Der Famulus spielte nun bald einen eigensinnigen Kranken, der sich zu keiner Arzenei entschließen konnte; bald einen eingebildeten Vielwisser, der die Waare zu schlecht fand; bald einen Geizigen, dem sie zu theuer war; ja er verkleidete sich sogar bisweilen in eine alte Frau, schalt und schimpfte auf den Arzneikrämer und fuhr wie eine Katze auf Jakob los und warf ihn zur Thüre hinaus. Aber durch alles dieß durfte sich der Handelsmann dennoch nicht abweisen lassen, und wenn es ihm nun gelang, dem Lehrmeister durch lustige Einfälle ein Lächeln abzunöthigen oder ihn durch Beredtsamkeit dergestalt in die Enge zu treiben, daß er dem Kauf nicht mehr ausweichen konnte, dann fiel ihm der Famulus um den Hals, lobte ihn über die Maßen, und konnte sich der Freudenthränen kaum enthalten.

„Es ist ein außerordentliches Genie, ein kostbarer Junge!“ sagte er einst zu Wolfsheimer, „denn er hat nun auch die Hauptprobe bestanden. „Denkt euch, ich habe heute den Fürsten gespielt, habe euer rothes Tressenkleid angelegt, den Degen angesteckt und ein Gesicht gezogen, stolz wie ein Kaiser. Meint ihr denn aber, der Bengel habe sich vor mir gefürchtet? Nein, nichts weniger! dreist wie ein Haushahn hat er vor mir gestanden, das Lachen hat sich die Bestie kaum verbeißen können, und seine Waare hat er mir richtig aufgehangen. Ich spreche ihn nun los, und bin stolz auf meinen Schüler. Ihr könnt ihn alle Tage ausschicken!“

Daß Jakob in diesen Verhältnissen dennoch reines Herzens blieb und zu einem schönen Jüngling aufblühte, hatte er nur Katharinen zu verdanken, denn so zanksüchtig sie auch gegen den Laboranten und dessen Gesinde schien, und so streng sie ihren Zögling selbst auch zu Arbeit und Gehorsam anhielt, so mütterlich sorgte sie doch auch wieder für ihn und

ermahnte ihn jeden Morgen, nachdem sie mit ihm gebetet, zur Frömmigkeit und Gottesfurcht.

„Nur wenn du fromm bist," sprach sie oft, „wird dir dein tägliches Brod schmecken. Sieh, dem Wolfsheimer schmeckt es nicht, der muß die Bissen alle ungekaut hinunterschlucken, weil er niemals betet!"

Jakob fühlte wohl, daß sie recht habe, denn wenn sie das Gebet vor der Mahlzeit sprach, saß Wolfsheimer schon bei der Suppe, und wenn sie nach Tische dankte, war er schon fortgegangen. Sein finsteres zerstreutes Wesen erfüllte den Knaben bald mit geheimer Scheu gegen ihn, und der Argwohn, daß er wohl gar mit bösen Geistern Umgang pflegen möge, ward dadurch bestärkt, daß er den Meister, der sich Sonnabends jedesmal gewöhnlich in dem Laboratorium einzuschließen und im geheimen zu arbeiten pflegte, dennoch sprechen und Befehle austheilen hörte, obgleich kein menschliches Wesen zugegen seyn konnte.

„Seyd ihr nun fertig?" hörte er ihn einst laut sprechen. „Seyd ihr stark und kräftig genug, um es mit dem Menschen aufzunehmen? — Wohlan, so erfüllt, was ich euch auftrage. Du dort, fahre in den alten Sauerteig, hast ja schon die dunkle Schornsteinfegerjacke an, fege die Esse rein, ehe die Feuersbrunst auflodert. Du in dem feinen klaren Hemdchen, geh und lege deine runden fünf oder zehn Fingerlein auf Kopf- und Herzweh. Und du, in dem rothen Kleide, was siehst du mich so schalkhaft an? Denkst du vielleicht, ich wittere nicht, was unter deinem Rosenduste schläft? Glaubst wohl gar, ich kenne dich nicht, weil du die goldenen Tressen und den Hut mit der Hahnenfeder nicht angelegt hast? Sie werden dir geheime Aufträge geben, vollbringe sie treu, und mache mir keine Schande! — Doch," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „Gold müßt ihr schaffen, das laßt euch gesagt seyn, denn auch der Tod ist nicht umsonst!"

Wolfsheimer sprach aber nicht mit Geistern, sondern nur mit seinen fertigen Medikamenten und Giften.

Sechs Jahre waren nun verstrichen; Jakob hatte mancherlei gelernt und begriffen, und sollte nun mit dem Kräuterkasten seine erste Gebirgsreise antreten. Der Meister gab ihm ein spärliches Jahrgeld und nannte ihm die Gebirgsbewohner, bei denen er umsonst herbergen könne; der Famulus heftete ihm manche Lüge auf, und suchte ihm des Scherzes halber vor den Berggeistern Furcht einzujagen; nur Katharine gab ihm ihren stillen mütterlichen Segen mit auf die Reise und füllte den leeren Kasten noch mit einigen Lebensmitteln.

Wer die ernsten gewaltigen Massen des Riesengebirges kennt, wer in

dem Schatten seiner Wälder, an dem Anblick seiner Wasserfälle, an der unbegrenzten Aussicht in das fruchtbare Land sich erquickte und dort oben mit den Wolken einen Weg wandelte, der wird sich Jakobs Gefühl denken können, als er an einem schönen Sommermorgen aus dem finstern Blockhause auf das sonnige Gebirge hinaus zog. Alle Kräuterkunde war vergessen; er mochte sich nur an dem frischen Blumen- und Pflanzenleben erfreuen, nur ein paar Vergißmeinnicht, am steinigen Ufer eines Bächleins gepflückt, an seine Brust stecken, und sich lange nicht entschließen, die lieblichen frischen Naturkinder mit prüfendem Blicke zu mustern, ob sie auch für seinen Kasten passen möchten. Oft lauschte und harrte er an einsamen Orten auf die Erscheinung der Berggeister, denn sein junges volles Herz sehnte sich in süßer Furcht nach ihrem Umgange.

So war er denn das Iserthal entlang, über die waldigen Gebirge gewandert, und saß eines Abends an dem einsamen Ort, wo der Zacken seine Wassermassen in das dunkle Felsbecken hinabstürzt. Hier die warme Sommernacht zuzubringen und, im gaukelnden Spiele der Natur, mit dem Wasserfall, auf welchem jetzt noch die Lichter des Tages blitzten, die funkelnden Bilder des Nachthimmels herabstürzen zu sehen, war ihm ein entzückender Gedanke. Da ging ein Landmann auf dem wenig betretenen Fußpfade eilig vorüber und blieb verwundert stehen, als er den Jüngling erblickte, der auf einem Felsstücke dicht an dem tiefen Becken saß. Er fragte ihn, ob er sich verirrt habe und vor Nacht nicht noch eine Herberge zu erreichen wünsche? — und schüttelte den Kopf sehr bedenklich, als ihm Jakob seinen Entschluß offenbarte.

„Nein! hier sollst du die Nacht nicht zubringen," sagte endlich der Mann; „denn es ist seit einiger Zeit auf dem Gebirge, und besonders in dieser Gegend, wieder nicht recht geheuer. Komm mit mir, ich gehe auch gern in Gesellschaft; du sollst in meinem Hause eine gute Aufnahme finden!"

Jakob wollte zwar erst seinen Entschluß nicht aufgeben; da es sich aber fand, daß der Mann mit welchem er sprach, einer von Wolfsheimers Bekannten war, bei denen er zu herbergen pflegte, und bei ihm auch Kräutervorräthe in Empfang zu nehmen waren, so willigte er endlich doch ein, und stieg mit ihm nach seiner Baude hinauf. Als sie dort angelangt waren und sich mit den übrigen Hausgenossen zum Abendbrod gesetzt hatten, konnte sich Jakob nicht enthalten, nach Rübezahls Erscheinungen zu fragen, über welche sein Wirth sich unterwegs nur in geheimnißvollen Ausdrücken hatte vernehmen lassen.

„Hier, zwischen meinen vier Wänden, darf ich eher ein Wort sprechen," gab dieser zur Antwort; „draußen aber möchte ich es keinem rathen, denn

die Steine und Bäume haben Ohren, und wenn man dann meint, ein Zweig streiche einem an der Wange vorüber, so wird am Ende ein tüchtiger Backenstreich daraus, mit welchem der grämige Herr von der Schneekoppe den vorlauten Mund versiegelt!"

Hierauf erzählte er nun, wie in der Gegend des Zacken- und Knochenfalles der Spuck seit einiger Zeit gar ausgelassen sein Wesen treibe; man sähe ihn bald in der Verkleidung eines bärtigen Einsiedlers, bald in der Gestalt eines geharnischten Ritters einherwandeln. Wer sich ihm nahe, dem gehe er auch wohl gar mit einem blanken Dolche zu Leibe, oder werfe hinter dem Fliehenden Steine her. Man habe ihm heute im Dorfe unten gar fürchterliche Sachen davon zu erzählen gewußt.

Die Hausfrau schüttelte hierbei den Kopf und lächelte.

„O, ich weiß es wohl, weßhalb du lachst," fuhr der Erzählende auf, „du meinst, Rübezahl jage nur die Männer, möge aber die Frauen wohl leiden, weil er neulich Kunigunden so freundlich angesprochen, und ihr sogar die kostbare goldene Kette geschenkt hat; das ist aber auch ein ander Ding, und ihr seyd nicht alle so hübsch wie Kunigundchen!"

Und hiermit schwieg der Wirth und wollte nichts weiter davon wissen. Als er sich jedoch nach der Mahlzeit auf die Ofenbank gesetzt und während dem Spinnen der Weiber eingeschlummert war, nahm die Frau das Wort und erzählte dem neugierigen Jakob eine Menge der kürzlich erst vorgefallenen Spuckgeschichten, und wie Rübezahl sich gegen das schöne Mädchen wirklich gar freundlich und leutselig bezeugt haben solle.

Indeß die Frau also erzählte und Jakob in geheimer Lust aufhorchte, klopfte es leise an die Thüre. Alles fuhr erschrocken zusammen, und niemand wagte „herein!" zu rufen. Aber mit den Worten: „guten Abend, Kinder!" trat bald eine wunderliebliche Gestalt herein.

„Ei, Kunigundchen!" rief ihr die Hausfrau entgegen, „wo kommt ihr denn so spät noch her, und wohl gar allein durch das graufige Gebirge?"

Kunigunde erzählte, wie sie, um die Sonne aufgehen zu sehen, sich von ihrer Muhme Erlaubniß erbeten habe, hier oben übernachten zu dürfen, und wie die furchtsame Begleiterin auf halbem Wege von ihr zurückgeschickt worden sey.

„Und ihr fürchtet euch gar nicht?" fragte der sich wieder ermunternde Wirth.

„Nein, gar nicht!" entgegnete Kunigunde, und sah ihn dabei dreist und freundlich an.

„Je nun, murmelte er in den Bart, es wird auch nicht alle Tage goldene Ketten geben."

Das ſchöne Mädchen wußte das Geſpräch bald auf etwas anderes zu lenken; fragte die Mutter nach den Kindern, küßte die kleineren, die ſchon ſchliefen, und nahm endlich eine alte Zither von der Wand, zu der ſie mit einer ſehr reinen Stimme einige einfache Lieder ſang.

Jakob wußte nicht wie ihm geſchah. Er kannte kein weibliches Weſen, das er nur entfernt mit ihr hätte vergleichen mögen. Dieſer Liebreiz in Worten und Bewegungen, dieſer Himmelsſtrahl aus dem dunklen Auge, dieſe ſchönen zarten Formen, von denen das Morgenroth der Geſundheit wiederſtrahlte, machten einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ihn. Er hatte ſich ehrerbietig in eine dunkle Ecke des Stübchens zurückgezogen und über dieſer menſchlichen Erſcheinung alle Geiſter vergeſſen; denn eine ungekannte Sehnſucht erfüllte ihm das junge Herz und ſtieg ihm, als wolle ſie auch die Holde ſehen, in großen Thränentropfen in die Augen.

Es war ſchon ſpät, als die Hausfrau Kunigunden das Lager bereitete, und der Wirth mit Jakob auf den Heuboden ſchlafen ging. Aber er konnte nicht einſchlafen, wie auch der Duft des Heues und das leiſe Klingen der Kuhglocken, die, wie das Vieh ſich im nahen Stall bewegte, durch die Stille der Nacht anſchlugen, ihn dazu einladeten. Denn Kunigundens Bild ſtand vor ihm und lächelte ihn ſo holdſelig an, als wolle ſie ſagen: „Verſchlafe nicht die Zeit, wir wollen die Sonne zuſammen aufgehen ſehen!“ — und als der Morgen das Gewand des öſtlichen Himmels mit roſigen Lichtſtreifen einfaßte, konnte er nicht mehr in der Hütte bleiben, und eilte in die kühle Frühluft hinaus. Noch war niemand ſichtbar; er ſtellte ſich allein unweit der Hütte auf eine Felsſpitze und blies auf ſeiner Schalmeie ein Morgenlied, denn ſeine Seele floß über von Andacht und Dank gegen den, der eben den Tag heraufführte. Als das Lied vollendet war, ſah er Kunigunden neben ſich ſtehen; er konnte ihr nicht antworten, da ſie ihm freundlich „guten Morgen!“ bot, und das trunkene Auge wußte nicht, wohin es ſich wenden ſollte, ob nach dem glühenden Lichtpunkte des Horizontes, an welchem eben die Sonne aufſteigen wollte, oder nach dem Mädchen, die von den erſten Strahlen des Morgens übergoſſen, wie eine den Tag verkündende Hora vor ihm ſtand.

„Ich habe dich in deinem Morgengebete geſtört!“ ſagte Kunigunde; „ſieh, dort geht eben die Sonne auf, laß uns zuſammen beten!“ — und als ſie in kindlicher Frömmigkeit auf ihre Knice ſank und laut das Vater unſer ſprach, kniete auch er neben ihr nieder, legte den Kopf auf eine Felsplatte und weinte recht innig.

„Warum weinſt du denn?“ fragte ſie theilnehmend und ergriff ſeine Hand.

„Ach! ich ſehne mich nach meiner Mutter!“ antwortete er, denn das Herz gab noch keiner andern Sehnſucht ihren Namen, obgleich es erfüllt von ihr war.

Die Wirthin rief zum Frühſtück. Während man ſich die friſche Milch trefflich ſchmecken ließ, zankte der Wirth mit Kunigunden, daß ſie den Rückweg allein antreten wolle. Die Früh- und Abendſtunden, meinte er, wären die gefährlichſten, und ſie könne doch wenigſtens den Mittag abwarten. Da aber Kunigunde über jede Beſorgniß lächelte, und indem ſie flüchtig erröthete, darauf beſtand, eben jetzt wieder nach Hauſe zu gehen, ſo faßte ſich Jakob ein Herz und bat ſchüchtern: es möge ihm erlaubt ſeyn, ſie begleiten zu dürfen, denn er ſey geſonnen den nämlichen Weg einzuſchlagen. Kunigunde willigte ohne Bedenken ein, und beide ſtiegen bald darauf rüſtig den ſteilen Pfad hinunter.

Als ſie die Hütte aus den Augen verloren hatten, blieb Kunigunde, die bisher ſchweigend voraus geeilt war, plötzlich ſtehen und fragte ihn beklommen: wohin er denn eigentlich zu gehen gedenke? — Jakob erzählte ihr treuherzig, daß er ſich vorgenommen habe, den heutigen Tag bei den Waſſerfällen zuzubringen, um vielleicht auch einmal mit dem Berggnomen ſprechen zu können, der, wie man ihm geſagt, jetzt hier beſonders oft umgehen ſolle, und nach deſſen Bekanntſchaft er eine unwiderſtehliche Sehnſucht fühle.

„Er iſt ja ſo freundlich gegen euch geweſen!“ ſetzte er hinzu, „und wenn ich gleich nicht ſo ſchön bin wie ihr, ſo bin ich doch auch reines Herzens!“

Das Mädchen ſah ihm tief ins Auge, und ſprach, indem eine hohe Röthe ihre Wangen überflog: „Meinſt du es wohl gut mit mir?“

„Das weiß der liebe Gott, vor dem wir heute beide zuſammen gebetet!“ antwortete er ſehr bewegt.

„Nun dann begleite mich nicht!“ fuhr ſie fort; „laß mich ungeſtört und allein nach Hauſe gehen. Du magſt den Berggeiſt ein andermal aufſuchen, nur heute nicht. Willſt du mir dieſe Bitte erfüllen?“ —

„Wenn ihr es alſo verlangt, muß ich wohl!“ antwortete Jakob, und ſah trübe zur Erde.

„Du ſollſt nicht traurig ſeyn,“ ſagte das Mädchen und ſtreichelte ihm mit der ſchönen Hand die Wangen; „denke doch an deine Mutter; du haſt mir ja erzählt, wie du ſie ſo lange nicht geſehen. Zu ihr eile jetzt, und wenn du zurückkommſt, dann gehe den Waſſerfällen nicht vorüber,

blaſe dann nur dein Lied, vielleicht bin ich nicht fern und höre es, und ſuche dich wieder auf!"

Sie zeigte ihm hierauf einen Fußſteig, der auf das Gebirge und nach der Gegend zuführte, wohin ſeine Reiſe ging, und als er von ihr Abſchied nehmend traurig hinauf ſtieg, flog ſie, einer weißen Taube gleich, hinunter in den dunklen Wald.

Nach einigen einſamen Tagereiſen erreichte Jakob die Hütte ſeiner Mutter. An ihrem Herzen und in der Schweſter Umarmung vergaß er anfangs leicht alle die Bilder, die ihn ſeit jenem glücklichen Morgen wachend und träumend umſchwebten. Als aber die erſte Freude des Wiederſehens vor dem ruhigeren Erzählen deſſen, was man in der Zeit der Trennung erlebt hatte, zurücktrat, er wieder heimiſch wurde in der Heimath und er auf ſeiner alten Steinbank wieder die Sonne auf- und niedergehen ſah, da fühlte er, daß ihm jetzt doch ganz anders ums Herz ſey, und ihn die Sehnſucht auch von dieſer geliebten Hütte fortziehe.

Wolfsheimer hatte ihm erlaubt, zwei Tage bei der Mutter zu verweilen. Sie waren verfloſſen. Der Abſchied wurde beiden Theilen dießmal leichter, denn weil Jakob die Gebirgsreiſen jetzt an des Meiſters Stelle unternehmen ſollte, ſo war ein öfteres Wiederſehen gewiß. Alle Bergbewohner, bei denen der Laborant getrocknete Kräuter zu empfangen pflegte, waren nun beſucht, der Kaſten gefüllt, und die Zeit zur Rückkehr erſchienen; Jakob eilte daher eines Mittags vom hohen Gebirge herunter, um noch vor Abend den Zackenfall zu erreichen.

Ein ahnungsvolles faſt ſüßes Grauen durchbebte ihn, als er den Tannenwald betrat, in deſſen Dunkel neulich Kunigunde ſeinen Blicken entſchwunden war. Nirgends ein menſchliches Weſen; denn wer vermied nicht aus Furcht vor dem neckenden Berggeiſt dieſe Gegend? Nur die Stimmen der Natur waren laut, und nur als er von fern ſchon das Rauſchen des Zackenfalles vernahm, glaubte er plötzlich eine Schattengeſtalt zu gewahren, die an dem Felsbecken verſchwand. Er entdeckte jedoch nichts weiter als er näher kam, ſetzte ſich ruhig auf die Felsplatte, von der ihn der gaſtfreie Bergbewohner jüngſt abgerufen, und blies, nachdem er hier dem Spiel des Waſſerfalles lange zugeſehen, Kunigundens Worten eingedenk, ein Abendlied auf ſeiner Schalmeie. Kaum aber hatte er es geendet, als mitten aus dem, gleich einer ſilbernen Wand hinabbrauſenden Strome, die Geſtalt eines Einſiedlers mit einem langen weißen Barte heraustrat, die Felſen raſch erklimmte und vor ihm ſtand, ehe er ſich von ſeinem Erſtaunen erholen konnte.

„Was ſuchſt du hier, Jakob?“ fragte die Erſcheinung in einem rauhen Tone.

Wie ſehr ſich der Jüngling auch früher auf Rübezahls Erſcheinung gefreut hatte, ſo ſank ihm doch jetzt der Muth, und nicht ohne Beben entſchuldigte er ſeine Gegenwart ſo gut er konnte.

Der Berggeiſt ſchien freundlicher zu werden, that noch verſchiedene Fragen und ſagte, nachdem ihm Jakob auf alles treuherzig Beſcheid gegeben: „Ich halte dich für einen guten frommen Burſchen, drum bin ich freundlich mit dir. Sollſt auch ein Andenken von mir haben, wer weiß, wo es dir einmal nützen kann!“ Hierauf gab er ihm einen ſchweren goldenen Ring, hieß ihn gehen und befahl ihm, ſein Abendlied noch einmal zu wiederholen, ſobald er die Hütten des unten gelegenen Dorfes erblicken würde. Jakob gehorchte, und Rübezahl verlor ſich in dem Schatten des Waldes.

Die Sonne war im Untergehen, als er das Dorf vor ſich ſah. Er begann ſein Lied aufs neue, und hatte es noch nicht geendet, als Kunigunde, von ferne ſchon grüßend, den Steig herauf und ihm entgegeneilte. Sie bewillkommte ihn mit unverſtellter Freude, und drang in ihn, nachdem er ihr erzählt, was ihm ſo eben begegnet, daß er bei ihrer Muhme übernachten ſolle. Doch legte ſie ihm Stillſchweigen über das Vorgefallene auf, zeigte ihm das Schindeldach ihres Hauſes, und hieß ihn immer vorausgehen und auf der Bank vor demſelben auf ſie warten, bis ſie ihren Abendſpaziergang vollendet haben werde. Jakob gehorchte; aber die Sterne ſtanden ſchon am Himmel, ehe Kunigunde zurückkam und ihn in das Haus einführte. Die Muhme ſchalt anfangs über ihr langes Außenbleiben, war aber bald gütig und gaſtfrei gegen Jakob; denn es ergab ſich, daß auch ihr der Name ſeines Meiſters wohl bekannt war, und ſie ihren Arzeneibedarf von dem luſtigen Peter Schmoll bei deſſen jährlichen Umgängen zu kaufen pflegte.

Jakob war wie in einem Feenlande. Die Erſcheinung und das Geſchenk des Rübezahl gaben ſeiner Phantaſie, und die Nähe Kunigundens ſeinem Herzen ſo reiche Nahrung, daß er das Glück des Augenblicks kaum zu faſſen vermochte. Auch die innere Einrichtung des kleinen Hauſes, in welchem man, neben der höchſten Nettigkeit, auch die Spuren früherer Pracht an den Geräthſchaften nicht verkennen konnte, und das zwar leutſelige, aber doch vornehme Betragen der Muhme ſelbſt, war für ihn eine neue Welt, ſo daß er wenig zu ſprechen, ſondern nur alles mit offenen Augen anzuſtaunen vermochte. Gern würde er die ganze Nacht hindurch auf Kunigundens ſüßes Geplauder und auf die verſtändigen Reden der

Muhme gehört haben, hätte ihn letztere nicht endlich selbst zur Ruhe gehen heißen.

Nachdem er Kunigunden versprochen, sie bei seiner nächsten Wanderung wieder zu besuchen, schied er am andern Morgen mit schwerem Herzen. Ach! aus dem freundlichen Hüttchen, wo sie wohnte, ging es ja nun wieder nach dem finstern Blockhause zu, worin Wolfsheimer sein Wesen trieb.

Der Laborant war mit seinem Schüler zufrieden. Er hatte reichlich eingesammelt und gute brauchbare Sachen mitgebracht. Katharina aber schien es weniger; denn Jakobs ganz verändertes Wesen entging ihrem scharfen Blicke nicht und beunruhigte sie um so mehr, als ihr Herz mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit an ihrem Pflegling hing.

„Bist du krank, und hat dich die Reise zu sehr angegriffen, oder was fehlt dir sonst?“ fragte sie ihn besorgt.

Jakob wollte von nichts wissen, aber Katharina ließ sich nicht abweisen und drang so liebreich in ihn, daß ihm endlich das Herz aufging und er ihr alles mit kindlicher Offenheit erzählte.

„Kümmere dich nicht, mein armer Sohn, und sey nur recht gut und fleißig, es kann noch alles gut werden,“ sprach sie theilnehmend und strich ihm die Wangen. Mir war es einst auch so um's Herz wie dir. Du hättest den Wolfsheimer nur vor fünfundzwanzig Jahren kennen sollen, da war er ein schöner stattlicher Mann, und ich nicht älter als deine Kunigunde. Er lernte mich auch auf seinen Gebirgsreisen kennen, und ich habe wohl manchen Tag auf den Bergen gestanden und ins Thal geschaut, ob er nicht wieder käme. Wie selig war ich, als er mich endlich zur Frau begehrte! Aber ich lernte ihn noch als Braut hinlänglich kennen; ihm galt das nichts, was mir lieb war; er vergiftete mir mein Lieblingskätzchen, und als meine alte Mutter sterben wollte, lief er in seiner Scheu vor Leichen fort, und ließ mich ohne Trost und Beistand allein. Da dachte ich: Nein, du darfst ihn nicht heirathen! er wird dir deine Kinder auch vergiften und dich dann allein lassen mit ihren Leichen; und ich schlug seine Hand standhaft aus. Er aber hörte nicht auf, mich zu bestürmen, denn er kannte meinen Fleiß und meine Häuslichkeit, bis ich denn endlich nachgab und zu ihm zog, nicht aber als Hausfrau, sondern nur als Wirthschafterin; wogegen er mir angeloben mußte, so lange ich lebte, nicht heirathen zu wollen. Er ging auch alle Bedingungen ein, weil er mich schon noch zu beschwatzen gedachte, aber fünfundzwanzig Jahre hat er nun vergeblich um mich geworben, und wenn es ihm bisweilen auch fast gelungen wäre, mein Herz zu erweichen, so starb mir wieder ein unschuldiges Kätzchen an Gift. Ach! ich hätte ihm wohl in Liebe

unterthänig seyn wollen, wäre ich seine Hausfrau geworden: jetzt aber muß er mir gehorchen!"

Sie ließ ihren Thränen freien Lauf und beschwor ihren Liebling, keinem Menschen das Geheimniß seines Herzens zu verrathen; auch den goldenen, ihm vom Rübezahl geschenkten Ring, dem sie eine besondere Wunderkraft zutraute, ja niemand zu zeigen.

„Wenn ihn der Wolfsheimer zu Gesicht bekäme, er wäre im Stande, dir ihn wegzunehmen; denn er liegt einmal wieder arg genug an der Goldgier krank!"

Wirklich fand Jakob den Meister seit seiner Rückkehr auch um vieles verändert, und noch verschlossener und wortkarger als bisher. Nur bisweilen lächelte er still vor sich hin, als freue er sich im voraus über das Gelingen eines geheimen Wunsches, und dann hob er gewöhnlich die blitzenden Augen auf und schaute stolz im Zimmer umher. Auch trank er jetzt öfter Wein, was er sonst selten zu thun pflegte. Katharina wollte über dieß veränderte Betragen keine bestimmte Auskunft geben, und wieß Jakobs neugierige Fragen mit den Worten zurück: „Frage nicht, und schlage die Augen nieder, damit du nicht siehst was vorgeht. Es ist jetzt einmal wieder eine schlimme Zeit; Wolfsheimer hat wieder Besuche von dem grauen Mann, Gott sey bei uns, erhalten. Auch sind mir, als du auf dem Gebirge warest, wieder zwei Katzen gestorben!"

Jakob fragte nun zwar nicht weiter, doch brachten ihm diese Worte eine immer größere Scheu und geheime Furcht vor dem Meister bei. Er hing sich den goldenen Ring an einer verborgenen Schnur auf die bloße Brust, indem er meinte, daß ihm das Geschenk eines guten Geistes, wofür er den Rübezahl hielt, vor der Einwirkung des nahen Bösen schützen solle.

Kurze Zeit nach Jakobs Rückkehr traf auch Peter Schmoll mit seinem Arzneikasten wieder ein. Er hatte dießmal einen weiten Zug ins platte Land gethan und viel Neues mitgebracht, wozu folgendes gehörte.

Am Hofe des Herzogs zu Schweidnitz gab es seit einiger Zeit zwischen dem ältesten Prinzen Boleslaus und seinen Eltern große Uneinigkeit. Der Prinz sollte eine Prinzessin heirathen, wollte aber nicht einwilligen, weil er die Tochter eines Edelmanns liebte, und er diese einst zur Herzogin zu erheben gedachte. Der Vater dieses Mädchens, Ritter Lothar von S., war am Hoflager des Herzogs ein angesehener Mann, und stolz genug, um die Verbindung seiner Tochter, die als das schönste und sittsamste Mädchen des Landes galt, mit dem jungen Prinzen für nichts unmögliches zu halten. Die alte Herzogin aber stellte sich am eifrigsten der

Liebe ihres Sohnes entgegen, und wußte bald das ganze Verhältniß zu zerſtören. Sie ſendete den Ritter Lothar mit ſcheinbar ehrenvollen Aufträgen an einen ihr nahverwandten Hof. Allein er kam nicht wieder, und eben ſo verſchwand auch bald darauf ſeine ſchöne Tochter. Als der erſte Sturm über den Verluſt der Geliebten im Gemüthe des Prinzen vorüber war, und er in den Willen der Eltern ergebener ſchien, erhielt er den Befehl, ſich an den öſterreichiſchen Hof zu begeben, um dort die Tochter des Erzherzogs Leopold, mit Namen Agnes, kennen zu lernen, von deren ungemeiner Schönheit der Ruf allenthalben erzählte, und die man ihm zur Gemahlin beſtimmt hatte.

Boleslaus reiste mit einem kleinen Gefolge ab. Als aber kurze Zeit nachher der alte Herzog in eine ſchwere Krankheit verfiel, und man, weil des Prinzen Gegenwart nöthig ſchien, ihn vom öſterreichiſchen Hofe zurückberufen wollte, erhielt man mit Staunen die Nachricht, daß er dort noch gar nicht angekommen ſey. Peter Schmoll war eben dort zugegen geweſen, als man allenthalben Eilboten ausgeſendet hatte, um den Aufenthalt des Prinzen zu erforſchen.

„Er wird ja wohl nicht weit geweſen ſeyn!“ ſagte Wolfsheimer mit verbiſſenem Lächeln; „denn er iſt bereits von ſelbſt wieder am Hofe eingetroffen.“

Nach einigen Tagen erhielt Jakob vom Meiſter den Befehl, abermals auf Kräuterſammlung auszugehen, jedoch dießmal nur den Iſerkamm zu bereiſen und am dritten Tage wieder heimzukehren. Jakob äußerte Katharinen ſein Befremden über die ſo kurz zugeſtandene Friſt, erhielt aber zur Antwort: „Es iſt ihm nicht ſowohl an den Kräutern, die du bringen ſollſt, als an deiner Entfernung gelegen; denn ich merke es ihm an, er erhält in dieſen Tagen gewiß wieder einen Beſuch von dem Grauen, und da darf ja ich ſelbſt kaum hinſehen!“

Mit dem früheſten Morgen eilte Jakob auf das Gebirge, und ob er gleich nur den Iſerkamm bereiſen ſollte, ſo ging es dennoch mit Flügelſchritten darüber hin, um noch vor Abend das Dorf zu erreichen, wo Kunigunde wohnte. Da ſtand er denn endlich vor dem kleinen Hauſe und klopfte mit hochſchlagendem Herzen an. Eine Magd öffnete die Thüre nur halb und ſagte ihm: die Herrſchaft ſey verreiſt, und ſie dürfe niemand einlaſſen. Traurig ſchlich er hinauf zu ſeinem Waſſerfall, ſetzte ſich wieder auf jene Steinplatte und blies auf ſeiner Schalmeie ein Lied; aber alles blieb öde und ſtumm, nur das Echo ſang leiſe ihm nach, nur der Waſſerfall brauſte fort.

Warum, o Natur! kannſt du in deiner unnennbaren Schönheit denn

doch nicht die Sehnsucht des Herzens stillen? Warum bist du bei deinem kräftigen Walten, bei dem ewig frischen, durch alle deine Adern strömenden Leben, bei deiner herrlichen, allen Nationen verständlichen Sprache, dennoch dem Menschen so öde und todt, wenn ihm unter deinen Millionen Wesen nur das eine fehlt, das er sucht? — Aber du umfassest alle mit gleicher Liebe, deine Milde und Schönheit grüßt jeden mit gleicher Huld, und das Herz sehnt sich doch nun wieder nach einem Herzen, dem es mehr gilt als alles.

In trüber Gemüthsstimmung eilte Jakob bald wieder nach Hause und erreichte Wolfsheimers Wohnung, ohne daß dieser ihn vermuthen konnte. Er fand die hintere Gartenthüre offen, trat hinein, und warf sich ermüdet in den Schatten eines dunklen Hollunderstrauches nieder; denn der schöne blaue Himmel sollte sich erst mit Abendgrau überziehen, ehe er das dunkle Blockhaus betreten wollte. Da gewahrte er, wie der Laborant in Begleitung eines grau gekleideten fremden Mannes aus dem Hause in den Garten trat und im eifrigen Gespräch begriffen in einer nahen Laube Platz nahm. Jakob fühlte geschwind, ob der goldene Ring noch auf seiner Brust liege, denn es überlief ihn eiskalt, als er die Gestalt des grauen Mannes mit den bleichen scharfen Gesichtszügen sich so nahe erblickte. Er konnte verstehen, was sie sprachen, und vernahm folgendes: „Freund, wir sind in allem einig!“ sagte der Graue, und drückte Wolfsheimern verbindlich die Hand, nur in der Zeit nicht. Ihr begreift, daß die Sache Eile hat, das Mädchen kann sich in wenig Tagen erholt haben und bedarf dann keines Arztes mehr. Ich werde deßhalb Anstalt treffen, daß man schon morgen nach euch sende.“

„Morgen nicht!“ entgegnete Wolfsheimer und sah ernst vor sich nieder; „es kann noch nicht seyn, ist mir nicht möglich!“

Der Graue. Nennt mir den Grund. Ihr werdet doch wohl noch Vorrath haben? Etwas bewahrt ein kluger Mann gewiß immer auf unvorhergesehene Fälle.

Wolfsheimer. Daran fehlt's eben nicht! Aber ich bin klug geworden. Was ein großer Herr heute mit Gold aufwiegt, bestraft er morgen mit dem Galgen. Drum mische ich meine Hand nicht hinein, obgleich euer Auftrag erfüllt werden soll. Ich habe einen Ausweg gefunden!

Der Graue. Und welchen? Ist er auch sicher?

Wolfsheimer rückt näher, und sah dem Grauen erst mit schlauer Miene in die fragenden Augen, dann sagte er leise: „Ich habe mir einen Buben erzogen, er würde ja wohl nach und nach brauchbar werden; allein ich setze keinen großen Werth auf ihn! — Verstanden!“

Der Graue. Noch nicht, mein kluger Freund, noch nicht! Gebt nur noch ein einziges Wörtchen mehr!

Wolfsheimer. Nun ſo merkt auf. Man ſendet nach mir und begehrt meine Hülfe bei der Kranken. Ich verſpreche zwar zu kommen, entſchuldige mich aber endlich und komme nicht. Statt meiner ſchicke ich aber den Jakob mit dem Arzneikaſten ins Kloſter, und bezeichne ihm das Mittelchen genau, welches er dem Fräulein zu bringen hat. Mag's dann wirken wie es will, mag es auffallen wem es will, ich ſpreche: der Junge hat ſich in ſeiner Dummheit vergriffen — was kann ich dafür? Nehmt ihn hin, hängt ihn an den Galgen, ſo iſt ein Galgenvogel weniger auf der Welt, und wir beide ſind unſchuldig.

Der Graue. Vortrefflich erfunden! So führt es aus; allein dann ſeht mit dem Buben! Er verdirbt euch die Kundſchaft.

Wolfsheimer. Doch iſt er jetzt nicht zu Hauſe; ich habe ihn fortgeſchickt, damit mein Beſuch unbemerkter bleibe. Morgen trifft er wahrſcheinlich erſt wieder hier ein, deßhalb mögt ihr erſt übermorgen nach mir ſchicken.

Der Graue. Gut, ſo ſoll es ſeyn, mein Freund! Lebt wohl! Ihr habt, weil wir uns kennen, die Hälfte ſchon voraus erhalten, die andere folgt unverzüglich, ſobald der Sargdeckel geſchloſſen iſt; und die Gnade meiner Gebieterin, die mehr werth iſt als Gold, empfangt Ihr noch obendrein!

Sie ſtanden auf und umarmten ſich. Wolfsheimer ließ den Fremden zur hintern Gartenthür hinaus, und begab ſich dann ſelbſt in ſeine Wohnung zurück.

Bleich, zitternd, und ſeiner kaum mächtig, ſtand Jakob auf und wankte auch aus dem Garten. Dem Verſucher entfliehen war ſein erſter Gedanke; aber was ſollte ſeine Pflegemutter Katharina von ihm halten, wenn er, ohne ihr ſein Herz geöffnet zu haben, und ohne Abſchied, wie ein Dieb davon liefe? Es war ſchon ſpät, als er endlich an die Hausthür klopfte. Katharina ſchloß auf, erſchrack aber vor ihrem bleichen zitternden Lieblinge, der ihr in die Arme fank und weiter nichts ſagen konnte, als: „Ich bin krank! ſehr krank, Mutter, bring' mich zu Bette!“

Sie wollte den Meiſter rufen, allein Jakob ſchauderte zuſammen und beſchwor ſie, nicht zu gehen und die Nacht allein bei ihm zu wachen. Sie that ihm den Willen, und als es tief in der Nacht war, alles im Hauſe ſchlief, und ſie ihm lange aus einem alten Gebetbuche vorgeleſen hatte, rief er ſie näher an ſein Bette, ſchlang ſeine Arme um ihren Hals, und erzählte ihr mit leiſer Stimme alles, was er vernommen hatte. Katharina trat entſetzt zurück und blieb lange ſprachlos ſtehen.

„O du furchtbarer Menſch!“ ſagte ſie endlich; „ſo hat dich der Böſe denn wirklich in ſeinen Krallen? Fahre hin! ich habe keinen Theil an dir. Aber du, mein Sohn, erkenne Gottes Fügung: er hat dich zum Rettungsengel erwählt!“

„Mich?“ ſprach Jakob und richtete ſich ſchnell im Bette auf; „o wenn das möglich wäre!“

„Es wird möglich ſeyn, denn ich begreife nun den Zuſammenhang,“ fuhr ſie fort; „doch wir wollen nicht bloß ohne Falſch ſeyn wie die Tauben, ſondern auch klug wie die Schlangen!“

Sie erzählt hierauf, wie auch ſie ein Geſpräch des Laboranten mit dem Grauen belauſcht und endlich wohl gemerkt habe, daß von dem Prinzen Boleslaus und von deſſen Liebe die Rede ſey. Der Prinz habe nämlich, ſtatt dem Willen ſeiner Eltern gemäß an den öſterreichiſchen Hof zu gehen, die von der Herzogin heimlich entfernte Geliebte wieder aufgefunden und unerkannt in ihrer Nähe gelebt; auf die Nachricht von des Vaters tödtlicher Krankheit ſich aber wieder an den Hof begeben. Hier ſollte es nun zwiſchen Eltern und Sohn zu harten Auftritten gekommen ſeyn; denn als ihm die Mutter endlich erklärte, daß man das Mädchen bereits in ein Kloſter gebracht, ſolle der Prinz einen Schwur gethan haben, daß er ſie dennoch für ſeine Verlobte halten, und ſo lange ſie am Leben ſey, ſich niemals vermählen werde.

„Begreifſt du jetzt?“ fuhr Katharine fort; „das arme Kind mag in ihrem Kloſter wohl vom Jammer krank darnieder liegen und da wollen ſie ihr Gift eingeben, damit der Prinz ſeines Schwures ledig werde. Aber es darf ihnen nicht gelingen. Erhebe dich, mein Sohn! du ſollſt den Kampf mit dem Böſen beginnen!“

Katharina gedachte ſich nämlich an die Aebtiſſin jenes Nonnenkloſters zu wenden, die früher als ein armes Mädchen ihre Jugendfreundin geweſen war und ihr, als ſie ſich dem Kloſterleben geweiht, beim Abſchied ein kleines ſilbernes Crucifix zum Andenken ihrer Schweſterliebe geſchenkt hatte. Dieß ſollte Jakob mitnehmen, es der Aebtiſſin als eine Beglaubigung vorzeigen und um eine geheime Unterredung bitten, dann aber ihr nichts verhehlen und ihr die Rettung des Mädchens anheimſtellen. Jakobs Gemüth beruhigte ſich, nachdem er dieß mit ſeiner treuen Pflegerin verabredet hatte, und nach einem kurzen ruhigen Schlafe ſtand er am andern Morgen geſund und kräftig auf.

Weiſsheimer erfuhr von Katharinen, daß ſein Lehrling wegen eines Uebelbefindens ſchon geſtern Abend ſpät wieder eingetroffen ſey, ſich jedoch durch eine ruhige Nacht in etwas wieder erholt habe.

„Du ſiehſt recht blaß aus, mein Jakobchen, und das Eſſen will dir noch nicht ſchmecken!“ ſagte Wolfsheimer, als Jakob ihm gegenüber, während der Mittagsmahlzeit, keinen Biſſen anrühren konnte. — „Aber werde ja nicht krank,“ ſetzte er freundlich hinzu, denn du biſt mir jetzt ſchon ſo brauchbar, daß ich dir meine wichtigſten Aufträge anvertrauen kann!“

Jakob verſicherte, daß jenes Uebelbefinden gewiß bald vorüber ſeyn werde, und er ſich zu allem ſtark genug fühle.

„Wenn Gott ſeinen Beiſtand verleihe!“ ſetzte Katharina hinzu und ſchlug ein Kreuz gegen Wolfsheimer.

Am folgenden Tage erſchien wirklich ein Eilbote aus dem Nonnenkloſter, der den Lakeranten zu einer ſehr krank darnieder liegenden Novize berief. Er wurde mit dem Verſprechen abgefertigt, daß der Arzt erſcheinen werde. Doch es geſchah, was Jakob ſchon im voraus wußte. Der Meiſter entſchuldigte ſich gegen ſeine Hausgenoſſen mit dringenden Geſchäften, that zwar als ob er die Reiſe ſehr ungern aufgäbe, weil, wie er verſicherte, man im Kloſter eine fürſtliche Aufnahme finde, überredete ſie aber endlich ſeinem Lehrling als Beweis ſeines beſondern Vertrauens. Nachdem er ihn gehörig ausgerüſtet, und ihm viele Klugheitsmaßregeln gegeben hatte, überreichte er ihm noch ein Briefchen an die Aebtiſſin.

„Ich habe dich hierin der hochwürdigen Frau als einen geſchickten Burſchen empfohlen!“ ſprach er, „dem ſie vertrauen können wie mir ſelbſt. Aber nun ſey auch klug; mache deinen Beſuch bei der Kranken ſelbſt, fühle ihr an den Puls, lege den Finger über die Naſe, und nimm nach einigen Minuten ſolch anſcheinender Ueberlegung dann erſt die Arzenei aus deinem Kaſten, welche ich dir für die Patientin mitgegeben, als wählteſt du ſie ſelbſt, und gib ſie ihr auf der Stelle ein. Sie wird helfen, ich ſtehe dafür, du erlangſt früh oder ſpät einen großen Ruf und kannſt einmal in meine Kundſchaft treten.“

Auf ſeinem hochſchlagenden Herzen den goldenen Ring und Katharinens ſilbernes Crucifix tragend, wanderte Jakob am andern Morgen nach dem Nonnenkloſter. Er überreichte der Pförtnerin Wolfsheimers Brief und wurde alsbald in das Sprechzimmer geführt, wo er die Aebtiſſin nebſt einigen Nonnen verſammelt fand.

„Es thut uns recht leid!“ redete ſie ihn an, „daß uns euer Meiſter nicht ſelbſt hat beſuchen können; denn obſchon unſere liebe Kranke ſich von der erſten harten Niederlage in etwas erholt hat, ſo ſteht bei ihrer Reizbarkeit ein Rückfall zu befürchten, weßhalb wir ſeinen klugen Rath gern vernommen hätten. Ihr ſeyd mir aber durch ſeinen Brief ſo gut empfohlen, daß ich nicht anſtehe, euch trotz eurer Jugend einen Beweis

bei meinem Kranken zu wachen" und hiemit führte sie ihn selbst in das entlegene Krankenzimmer.

Wer aber mag ihnen wohl auch hier entgegen? — es war Konigunde! — Sie erkannte ihn sogleich, sie grüßte ihn freundlich und rief ihn bei seinem Namen. Er aber vermochte nicht zu antworten, die mühsam errungene Fassung war dahin, denn der Gedanke, daß er dieß theure Wesen habe vergessen können, und daß sie die Geliebte des Prinzen sey, klammerte sich eisfalt an sein Herz. Er schlug die Hände vor die Augen und fing bitterlich an zu weinen. Erstaunt über sein Betragen, betrachtete ihn die Aebtissin um den Grund desselben. Da zog er das silberne Crucifix aus dem Busen, hielt es ihr vor, und sprach: „Hochwürdige Frau, erinnert ihr euch noch, an wen ihr dieß Kleinod einst verschenkt hatt?"

„Wie könnte ich es vergessen?" entgegnete sie; „ich gab es meiner ersten Jugendfreundin beim Abschied, meiner Katharina Müller!"

„Sie ist meine zweite Mutter!" fuhr Jakob fort; „bei ihrem Andenken, bei dem Bilde des Gekreuzigten hier beschwöre ich euch, gönnt mir eine geheime Unterredung, ehe ich meinen Aeltesten anspache."

Die Aebtissin, obgleich anfangs befremdet, stand doch nicht an, ihn auf ihr Zimmer zu führen, und als er sich nun hier mit der ehrwürdigen Frau allein sah, hielt er nicht länger zurück und entdeckte ihr alles, was er wußte und durch Katharinen erfahren hatte.

„O mein Gott!" sprach die Aebtissin und faltete die Hände: „Herr, geh mit ihnen nicht ins Gericht, denn sie können nicht bestehen! Aber wie sollen wir helfen?" —

Sie setzte sich gedankenvoll und tiefbekümmert in ein Sopha und stützte den Kopf auf die Hand. Endlich nach langem Schweigen trat sie nicht vor Jakob hin, sah ihn mit ihren großen schönen Augen durchdringend an und sprach: „Jakob, dich hat der Herr sichtbar auserwählt, die Unschuld vom Tode zu retten! Bist du aber auch willig und stark genug dazu?" —

„Ja, das bin ich!" entgegnete er, und legte die Hand auf die Brust.

„Wohl, so laß mich erst mit Konigunden sprechen, dann sollst du das Weitere vernehmen!" — Mit vielen Worten klagte sie nun beyde der eintretenden Nonne, dem jungen Arzt ein Zimmer anzuweisen und ihn zu bewirthen.

Es war schon Mitternacht, als Jakob wieder zur Aebtissin berufen wurde.

„Du hattest recht, mein Sohn!" sprach sie, als sie allein waren. „Vor einer Stunde hat mich der Beichtvater der Herzogin-Mutter verlassen; er kam, um sich nach Konigundens Befinden zu erkundigen und

brachte den gemessenen Befehl, Wolfsheimers Arzeneimittel auf das Gewissenhafteste anzuwenden. Wäre aber menschliche Hülfe zu schwach und der Tod unerbittlich, so solle man, um Aufsehen zu vermeiden, den Leichnam nicht ausstellen, sondern den Sarg sofort schließen und das Begräbniß beeilen. Du siehst hieraus, es ist schnelle Rettung vonnöthen. Zwar wäre die Kirche wohl stark genug, das arme Kind vor solchem Mord zu schützen; doch vermeidet unser stilles Kloster gern den Streit mit der Familie des Landesherrn, und da des Prinzen Vermählung mit einer Prinzessin aus dem österreichischen Hause wohl segensreich für unser Land seyn dürfte, der Prinz aber einen Schwur gethan, bei Lebzeiten Kunigundens nicht heirathen zu wollen, so bleibt nichts übrig, als daß sie für ihn sterbe!"

„Sterben?" rief Jakob, „Kunigunde sterben? Habt ihr keinen andern Rath?"

„Nur für den Prinzen soll sie sterben!" fuhr die Aebtissin gelassen fort; „damit er seines Schwures quitt werde. Ich will die Nachricht ihres Todes verbreiten und einen leeren Sarg begraben lassen, während sie mit dir heimlich entflieht!"

Nach diesen Worten öffnete sie eine Thür, durch welche Kunigunde eintrat. „Ja, ich vertraue dir!" sagte diese. „Ich fühle es, du meinst es treu mit mir, und wirst mich nicht verrathen, ich will deine Schwester seyn, und du sollst mich trösten!"

Welch ein Gefühl durchglühte des Jünglings Brust! Kunigunden retten, für sie sein Leben wagen, überstieg ja seine kühnsten Wünsche. Man verabredete nun folgenden Plan: noch in dieser Nacht sollte Jakob mit Kunigunden aus dem Kloster entfliehen, und sie in sicherer Verkleidung zu seiner Mutter bringen. Die Wohnung derselben stand ja schon über der Grenze auf böhmischem Grunde und war so einsam und abgelegen, daß die Verfolgte dort gewiß den Augen der Welt entging. Hier sollte sie nun für Jakobs Schwester gelten, und ganz ein Mitglied seiner Familie werden, für deren Verschwiegenheit sich Jakob verbürgte. Selbst die alte Tante Brigitte, welche jetzt auch im Kloster gegenwärtig war, sollte nichts von dieser Flucht erfahren, weil durch ihre Geschwätzigkeit Kunigundens bisheriger Aufenthalt schon verrathen worden war, sondern sollte nur die Nachricht vom schnellen Tode ihrer Nichte empfangen.

Beim Abschied mußte Kunigunde der Aebtissin feierlich angelobeu, dem Prinzen für immer zu entsagen und ihm niemals etwas von dem was vorgefallen, wissen zu lassen. Sie händigte hierauf Jakob eine ansehnliche Summe Geldes als Geschenk ein, und gab beiden ihren Segen.

Nur die Nonne, welche die Kranken pflegte, ward mit in das Geheimniß gezogen. Sie zeigte, als die Nacht eingebrochen war, den beiden Flüchtlingen den Weg nach dem Gebirge, welches im Mondschein wie ein schlummernder Riese vor ihnen lag.

Nach einer mühvollen Wanderung von mehreren Tagen, in welchen Jakob sein tiefes, rein liebendes Gemüth ganz vor Kunigunden entfaltete und die Seligkeit genoß, seine Liebe von ihr erkannt und gewürdigt zu sehen, langten sie endlich in seiner Heimath an. Er übergab seiner redlichen Mutter und Schwester die auf den Tod Verfolgte, machte sie mit ihren Schicksalen so viel als nöthig bekannt, und empfing von ihnen die heilige Zusage, daß sie alles mit der Unglücklichen theilen und sie mit ihrem Leben schützen wollten. Hierauf übergab er der Mutter die von der Aebtissin empfangene Summe, versprach bald wieder zu kommen und eilte nach dem Kloster zurück.

Gerade an dem Tage, an welchem der leere Sarg im stillen begraben wurde, langte er daselbst wieder an. „Gott sey gepriesen, daß uns die Rettung gelungen ist!“ sagte die Aebtissin, nachdem sie mit Jakob gesprochen hatte. „Aber nun verlaß auch du, mein Sohn, bald Wolfsheimers Haus, und gehe wieder zu deiner Mutter. Sage dort Kunigunden, daß wenn sie erst von der Welt vergessen und von der irdischen Liebe frei seyn wird, sie in meinem Kloster, als eine Braut des Himmels, immer eine Freistatt finden soll!“ — Sie gab ihm hierauf einen Brief an den Laboranten und die herzlichsten Grüße an ihre Freundin Katharina mit, der sie gebieten ließ, auf ihrem Posten getreulich auszuharren und den Kampf mit dem Bösen zu bestehen bis ans Ende.

Jakob hatte sein Dorf noch nicht erreicht, als er von fern schon Katharinen erblickte, wie sie auf einem Hügel stand und ihn erwartete. Mit offenen Armen flog er auf sie zu, allein sie trat ihm ernst mit den Worten entgegen: „Unglücklicher, was hast du gethan? Wir haben bereits die Nachricht von Kunigundens Tode!“ Doch Jakob beruhigte sie bald, erzählte alles was geschehen, und brachte ihr die frommen Grüße ihrer Freundin.

„Sey denn gesegnet, mein Sohn!“ sprach Katharina, ihm die Hand auf das Haupt legend, und küßte ihn zum erstenmal. „Ja, ich will ausharren auf meinem schweren Posten, und auch von dir will ich mich trennen!“

Sie führte ihn wehmüthig nach Hause, gab ihm Verhaltungsregeln gegen Wolfsheimer, und hieß ihn vor allen Dingen in sein Kämmerlein gehen und dort zu Gott beten.

Der Meiſter ſtellte ſich ſehr unzufrieden mit Jakob, denn der Brief der Aebtiſſin enthielt bittere Vorwürfe, daß er ſtatt ſeiner den unkundigen Lehrling geſendet und dadurch wahrſcheinlich den Tod der Kranken beſchleunigt habe. Er ſchalt ihn einen einfältigen dummen Menſchen, der ihm ſeine Kundſchaft verderbe und eröffnete ihm endlich mit dürren Worten, daß er ſich anſchicken möge, ſein Haus zu verlaſſen. Jakob wünſchte ja nichts inniger. Zwar ward ihm der Abſchied von Katharinen ſehr ſchwer, aber die Liebe hatte ſich in das Heimweh verkleidet, und zog ihn in dieſer Geſtalt unwiderſtehlich nach der Heimath.

Bald genug wurde nun auch dem Prinzen Boleslaus die Nachricht von Kunigundens Tode hinterbracht; er las ja ſelbſt den Brief der Aebtiſſin, der ihn ſeiner Mutter berichtete, und wie hätte er auch wirklich länger daran zweifeln können, da ſich das bisher ſo ſtrenge Benehmen ſeiner Eltern gegen ihn jetzt ſogar in Liebe und Troſt verwandelte. Er kleidete ſich in tiefe Trauer, als ſey ihm die Gemahlin geſtorben, und ſchien ſein Herz aller Freude verſchließen zu wollen.

Doch wie er den harten Forderungen ſeiner Eltern einen unbeugſamen Willen entgegengeſtellt hatte, ſo vermochte er ihren dringenden liebevollen Bitten endlich nicht zu widerſtehen, und ließ ſich nach Verlauf eines halben Jahres zu einer Reiſe an den öſterreichiſchen Hof bewegen.

Agnes, die Tochter des Erzherzogs Leopold **III.**, eben deſſelben, der ſpäterhin die Schweizer mit Krieg bezog, und in der Schlacht gegen Arnold Struthan von Winkelried das Leben verlor, machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf des Prinzen düſteres Gemüth. Sie hatte von ſeiner frühern unglücklichen Liebe gehört; ſie ſah den tiefen Kummer über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen, und zeigte ihm ihre innige Theilnahme. Die Abſicht, ſie mit ihm zu verheirathen, war ihm noch ein Geheimniß; es hieß bloß, der Prinz beſuche fremde Höfe, um ſich zu zerſtreuen, daher ihr Benehmen gegen ihn um deſto unbefangener ſeyn mußte. Boleslaus gewann eine hohe Achtung für ſie, und kehrte endlich mit dem Entſchluß zurück, daß, wenn er nun einmal als Erſtgeborner ſeines Hauſes ſich vermählen müſſe, nur Agnes die Gefährtin ſeines Lebens werden ſolle. Wenige Monate nachher verbreitete ſich denn auch im Herzogthume die frohe Nachricht, daß Prinz Boleslaus mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin verlobt ſey.

Auch zu der einſamen Hütte drang ſie, in welcher Kunigunde ihre Freiſtatt gefunden. Ach, ſie fragte ſich wohl, warum ſie denn eigentlich vor dem Tode geflohen ſey, und ob ihrem heißen Herzen nicht viel wohler ſeyn würde, wenn es nicht mehr ſchlüge? Zwar lebte ſie mit Jakobs

Mutter und Schwester in Liebe und Vertrauen, und hatte sich ganz in ihre einfache Lebensweise geschickt; zwar stand ihr des Jünglings stille heilige Liebe wie ein Schutzgeist zur Seite, und scheute kein Opfer, ihre geheimsten Wünsche zu erfüllen; aber dennoch fand nur die Sehnsucht in ihrem Herzen Raum und trieb sie oft hinaus auf den Gipfel der Berge, um weit in die blaue Ferne hinzuschauen, wo der Geliebte wohnte. Die Nachricht von seiner Verlobung erschütterte sie gewaltig.

„Ich werde nun bald zu meiner frommen Mutter der Aebtissin zurückkehren," sprach sie; „denn er hat nun die Wünsche des Landes erfüllt und hat mich vergessen!"

Sie verlangte, Jakob sollte unverzüglich nach dem Kloster eilen und ihre Rückkehr daselbst vorbereiten. Nur seine dringenden Vorstellungen, daß die Aebtissin, ihrer eigenen Sicherheit wegen, sie jetzt noch nicht aufnehmen könne, und seine herzlichen wehmüthigen Bitten, von Mutter und Schwester unterstützt, vermochten sie endlich, zu bleiben.

So verstrich abermals ein Jahr. Die Vermählung des Prinzen war längst vollzogen, der alte Herzog war gestorben, und Boleslaus hatte die Regierung zu Schweidnitz angetreten. Man erzählte sich viel Gutes von ihm und seiner liebenswürdigen Gemahlin, und pries allgemein ihr einiges häusliches Leben. Kunigunde erfuhr alles; sie erhaschte begierig jede Nachricht, und ob sie gleich dadurch sich immer mehr überzeugen mußte, daß er eine andere Liebe gefunden, so konnte sie ihn doch nicht vergessen, und bewahrte sein Bild treu und einzig im Herzen. So oft Jakob aus den benachbarten Städten zurück kam, wohin er das Gespinnst der drei fleißigen Frauen, und die nach Wolfsheimers Unterricht von ihm destillirten und abgezogenen Wasser zum Verkauf trug, mußte er Nachricht von dem jungen Herzog einziehen und ihr getreulich alles berichten.

So kam er denn auch eines Abends nach Hause, und erzählte unter vielem Lachen, daß die wichtigste Stelle am Schweidnitzer Hof jetzt erledigt und der Hofnarr kürzlich gestorben sey. Weil nun die Mutter des Herzogs auf eine schleunige Wiederbesetzung dieses Postens drang, denn der Hofnarr hatte den Trübsinn, von welchem der Herzog je zuweilen befallen wurde, doch wohl bisweilen zu verscheuchen gewußt, so war von ihr der Befehl ausgegangen, die Narren im ganzen Lande aufzurufen, auf daß sie sich zu dieser Stelle melden und ihr Probestück ablegen möchten. Jakob hatte sich in der Stadt dieß alles weitläufig erzählen lassen und sogar aus dem Munde des Ausrufers die Aufforderung selbst vernommen.

So scherzhaft er nun auch immer diesen Vorfall zu erzählen wußte, so wurde Kunigunde doch sehr ernst dabei, und verfiel in ein tiefes

Nachsinnen. Sie schien viele Tage hindurch einen Gedanken mit sich herum zu tragen, bis sie den Jüngling endlich zu einem einsamen Spaziergang einladete. Schweigend ging sie neben ihm her und antwortete wenig auf seine theilnehmenden Fragen, bis sie den Gipfel des Berges erstiegen hatten, von dem man weit hinaus in die Gegend nach Schweidnitz sehen konnte.

„Schau hin, Jakob!“ sprach sie; „dort liegt das Land, das er beglückt. Aber ist auch er glücklich? — Erzähltest du nicht, daß selbst die holde Agnes den Trübsinn seiner Seele nicht immer zu verscheuchen weiß? Gehen die Ausrufer dort nicht umher, und suchen und rufen nach einem frohen und treuen Freunde für ihren Herzog? Fade, dreiste Lustigmacher werden sich wohl finden, aber kein Freund, der ihn versteht.“

Jakob gab ihr Recht.

„Nun, wenn du das fühlst,“ fuhr sie fort, indem sie ihren Kopf sanft auf seine Schulter legte, „so verkenne meine Bitte nicht, und schlage sie mir nicht ab!“

Jakob versprach alles zu erfüllen; sein Herz glühte in Liebe, denn so innig hatte sie sich ja noch nie gegen ihn bezeugt.

„Du sollst,“ sprach sie schüchtern und leise, „du sollst dich auch zu jenem Posten melden!“

„Ich soll Hofnarr werden?“ rief er und trat erstaunt zurück; „ich soll dich verlassen, und mit dem blutenden Herzen andere zum Lachen treiben?“

Kunigunde drückte seine Hand an ihre Brust: „O mein geliebter Bruder, ich weiß wie du mich liebst, und auch ich liebe dich als treue dankbare Schwester. Stünde jene frühere Neigung nicht ewig und unvergänglich in meinem Herzen, es würde von dir erfüllt seyn und in deiner Liebe sein Glück finden; aber es hat nur für jenen Gedanken Raum. Sieh, ich möchte dem Herzog sogern dasjenige, was mir nach ihm das Theuerste auf der Welt ist, dich, als Schutzgeist zusenden. Du würdest sein treuer Freund seyn, durch dich würde ihn meine Liebe allenthalben umschweben, und durch die deinige das Geisterband der unsrigen sich fester schlingen.“

Jakob schwieg traurig und niedergeschlagen. Aber sie hörte nicht auf mit ihren ins Herz dringenden Bitten, sie zeigte ihm das Leben als lustiger Rath des Herzogs so froh und einflußreich, und machte ihn endlich auch aufmerksam, wie er hierdurch am sichersten sie alle vor jedem Mangel würde schützen können.

„Wenn ich nun auch wollte,“ erwiederte er endlich, „so wird man doch

mich dort nicht haben mögen; denn wie sollte es mir gelingen, die vielen Possenreißer, die sich gewiß melden werden, an lustigen Schwänken zu übertreffen?"

„Zweifle nicht und folge deiner frohen Laune," sprach Kunigunde; „wenn du nur ernstlich willst, wird es dir sicher gelingen. Wo hast du den geliebten Ring, den dir der Berggeist einst schenkte?"

Jakob zog ihn aus dem Busen.

„Er ist ein Talisman!" rief sie freudig; „laß ihn den Herzog nur sehen, gewiß fällt seine Wahl dann auf dich!"

Jakob willigte endlich ein. Wie hätte seine treue schwärmerische Liebe nicht auch in diesem Opfer eine süße Nahrung finden sollen? — Nur verlangte er, daß Kunigunde gegen die Seinigen so lange noch schweigen solle, bis er von einer Reise, die er morgen anzutreten gedenke, zurückgekommen seyn werde.

Sein Herz trieb ihn nämlich mit seiner treusten Rathgeberin, mit Katharinen, vorher davon zu sprechen, und ihre Meinung hierüber zu vernehmen. Ohne zu sagen, wohin seine Reise gerichtet sey, wandert er am andern Morgen fort. Wolfsheimer war eben mit dem Famulus zu Markte gezogen, und die Haushälterin allein zu Hause. Mit welcher Liebe und Freude ward er empfangen? Wie schloß sich das Herz der armen verlassenen Katharine dem Sohne auf? Was hatte sie nicht alles von ihm zu erfragen und ihm wieder zu erzählen? — Er trug ihr endlich Kunigundens Wünsche vor und bat um ihren Rath. Sie hörte anfangs mit sichtbarem Erstaunen zu. „Hofnarr!" wiederholte sie langsam mehreremale, als wolle sie sich erst an den Klang des Wortes gewöhnen. „Hofnarr! — daß ich dich dazu erziehen sollte, gedachte ich freilich nicht. Aber Kunigunde hat recht, du magst darum ansuchen, ich gönne dem armen Herzog einen solchen Freund; mit deinem Herzen wirst du dort mehr Gutes stiften, als die übrigen Räthe insgesammt und," setzte sie bitter hinzu, „besser des Herzogs Narr seyn, als daheim eines verliebten Mädchens Narr!"

Jakob wollte antworten, allein sie hielt ihm den Mund mit den Worten zu: „Schweig! ich weiß es wohl, du entschuldigst jedes Unrecht, welches man dir anthut. Aber was hätte Kunigunde für ein größeres Glück wohl ersehnen mögen, als deine Hausfrau zu werden!" Sie gab ihm hierauf manchen gutgemeinten und heilsamen Rath mit auf den Weg, dankte ihm mit rührender Herzlichkeit für sein Vertrauen und entließ ihn des andern Morgens, weil Wolfsheimers Rückkehr nahe war.

Jakobs Entschluß stand nun fest; beruhigt wanderte er wieder der

Heimath zu und reichte Kunigunden mit den Worten freundlich die Hand: „Ich melde mich als Hofnarr!“ Sie flog ihm mit naſſen Augen in die Arme, und überzeugte Mutter und Schweſter bald durch ihre Beredtſamkeit, wie erwünſcht ihnen allen das Gelingen dieſes Plans ſeyn müſſe.

Der zur Meldung feſtgeſetzte Tag war nicht mehr fern; die Frauen hatten demnach nichts eifrigeres zu thun, als den jungen Candidaten nach Kräften heraus zu putzen. Kunigunde war von Stund an viel heiterer und froher, belebte alle mit ihrer guten Laune, und ſchien recht gefliſſentlich auf Jakobs Stimmung wirken zu wollen. Es gelang ihr auch wirklich, und frohen Muthes, weil er durch ſein Opfer die Geliebte froh erblickte, zog der treue, liebende Jüngling nach dem Hoflager des Herzogs hin.

Der Aufruf der alten Herzogin hatte viel Menſchen auf die Beine gebracht, die das Princip der Narrheit mit Stolz in ſich wahrzunehmen glaubten. In allen Herbergen fand Jakob Wanderer, die in den ſeltenſten Aufzügen, und voll luſtiger Hoffnungen in gleicher Abſicht mit ihm nach Schweidnitz eilten. Sie übten ſchon unterwegs ihre Lektion, machten die tollſten Poſſen, ließen niemand ungeneckt, und ſuchten einander im fadeſten Witze zu übertreffen.

„Ich glaube, daß wir bald Frühjahr haben werden,“ ſagte ein alter Landmann; „denn die Spinnvögel und Pickelhäringe ziehen ſchon!“ — ſo nannte man damals ſpottweiſe die luſtigen Räthe der Fürſten.

Jakob ſchämte ſich dieſer tollen Reiſegefährten, verſchwieg ſeine Abſicht, und ſchlich ſtill und niedergeſchlagen in die Thore der Reſidenz ein.

Die Candidaten zu dieſer Hofſtelle mußten ſich bei dem Geheimſchreiber des Herzogs melden und dort ihre Namen aufzeichnen laſſen, und wurden hierauf insgeſammt in eine große Herberge gewieſen. Als auch Jakob ſich meldete, ließ der Geheimſchreiber ſeine Blicke lange und wohlgefällig auf dem ſchönen Jüngling weilen und fragte ihn freundlich, wie er denn für dieſe Stelle zu paſſen gedenke, zu welcher gar viel Menſchenkenntniß und Lebensübung erforderlich ſey?

„Wenn mir auch beides mangelt,“ ſprach Jakob beſcheiden, „ſo habe ich doch vielleicht mehr als die übrigen alle, den guten Willen, ein froher treuer Freund meines Herrn zu ſeyn!“

Der Schreiber nickte freundlich und unterſtrich den Namen doppelt. In der Herberge ging es ihm aber gar übel. Die Rivale lachten über dieſen mädchenhaften unbärtigen Mitkämpfer, und überſchütteten ihn mit fadem ekelhaftem Witze. Es war ein gewaltiger Lärm und Spektakel, dergeſtalt, daß die Herberge recht eigentlich einem Narrenhauſe glich. Wie

gern wäre Jakob aus diesem unsinnigen Treiben in seine stille Heimath zurück geflohen, allein seine Liebe zu Kunigunden und das ihr gegebene Versprechen überwogen alles und hielten ihn fest.

Des andern Tages wurden alle Competenten auf das Schloß berufen, um sich mit ihren Fähigkeiten der fürstlichen Familie vorzustellen. In einem großen Saale saß auf der einen Seite der Herzog zwischen seiner Mutter und seiner holden Gemahlin, umgeben von dem ganzen neugierigen Hofe; auf der andern schaarte sich das bunte Gewühl der Narren; der Geheimschreiber hielt die Liste, und rief sie einzeln bei Namen auf. Aber wie komisch auch die Art seyn mochte, mit der sich ein jeder vorzustellen wußte, wie sehr auch mancher Witz, manche Posse oder ein lustiges Liedchen von den Anwesenden belacht wurde, der Herzog schaute dennoch nur düster und verdrießlich auf das Treiben, und wie freundlich auch Mutter und Gemahlin ihn auf manchen belachenswerthen Scherz aufmerksam machen wollten, er blieb nur finster und verschlossen, und winkte dem Geheimschreiber oft ungeduldig, in dem Aufrufen rascher fortzufahren.

Endlich ward der Name Jakob Thau genannt. Da trat der schöne stattliche Jüngling in den Kreis, und grüßte sie alle mit gar einnehmender Freundlichkeit. Aber einer von den Mitbewerbern, der, weil er bisher das meiste Lachen erregt, schon über alle den Sieg errungen zu haben glaubte, zog schnell eine Ruthe unter dem Mantel hervor, und sprang, die kreischende Stimme einer alten Frau nachahmend, wenn sie ihren ungezogenen Buben in die Schule treibt, auf Jakob zu, um ihn mit Ruthenschlägen aus dem Kreise hinaus zu jagen. Alles wollte sich vor Lachen ausschütten, Jakob aber sagte ganz ruhig: „Da ist meine betrunkene Mutter mir wieder einmal nachgelaufen; ich muß sie nur nach Hause bringen, eh es der Herzog erfährt, der könnte sie wohl gar einstecken lassen!“ und hiermit lud er den Scherzvogel, der es sich nicht versah, auf die Schultern, und trug ihn zur Saalthüre hinaus. Ein allgemeines Bravo erscholl, und selbst der Herzog konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Jakob trat bald wieder in den Kreis, nahm seine Schalmeie und begann mit großer Geübtheit ein einfaches Lied, das ihm Kunigunde gelehrt hatte. Aber noch war es nicht geendigt, als der Herzog plötzlich aufstand, seiner Gemahlin sehr bewegt die Hand reichte und sie in ein anstoßendes Kabinet führte. „Jungchen, Jungchen! deine Lektion ist schlecht ausgefallen, du wirst vom Schulmeister wohl selbst die Ruthe kriegen!“ rief der alte Scherzvogel, der wieder in den Saal gekommen war, und machte einige komische Geberden. Doch der Geheimschreiber, der dem Herzog gefolgt

war, trat wieder aus dem Kabinet und befahl, daß Jakob Thau ihm folgen möge, weil ihn der Herzog selbst zu sprechen verlange. Schüchtern gehorchte dieser; allein seine Furcht verschwand bald, als er den Herzog wieder sah, der seine ihn liebkosende Gemahlin sanft umfaßt hielt; jenen düstern Ernst hatte eine stille Wehmuth verdrängt, und mit sichtbarem Wohlwollen ließ er seine Blicke lange auf dem Jüngling ruhen, der ihm treuherzig in die Augen schaute. „Wo hast du das schöne Lied her?“ fragte der Herzog endlich.

„Ich habe es auf meinen Bergreisen von einem Mädchen gelernt,“ antwortete jener.

„Und Jakob? — Jakob ist dein Name?“ fragte Boleslaus langsam weiter, als wolle er sich auf etwas besinnen, und da jener es bejahte, sah er ihm scharf auf die Hand und ließ sich den goldenen Ring zeigen, den er daran gewahrte. Nachdem ihm Jakob auf sein Befragen des Ringes Geschichte erzählt hatte, sprach der Herzog, sich die Augen trocknend: „Ja, du bist es, ich kenne dich! — und du willst mein Hofnarr werden?“

„Nennt mich wie Ihr wollt, Herr Herzog,“ erwiederte Jakob; „aber ich habe eine alte Mutter und zwei Schwestern zu ernähren, da sollt Ihr mir helfen, und dafür will ich Euch gern die Grillen vertreiben und Euch recht von Herzen lieb haben!“

„Halte Wort, mein Sohn, du sollst bei mir bleiben!“ und hiermit winkte der Herzog seinem Geheimschreiber, der den Jüngling in den Saal zurückführte und der Versammlung ankündigte, daß des Herzogs Wahl bereits entschieden und auf Jakob Thau gefallen sey, worauf denn die übrigen Mitbewerber still und mißmuthig davon schlichen, und der neue lustige Rath mit der Schellenkappe bekleidet wurde.

Kunigunde hatte ihre Absicht erreicht, denn Jakob war wirklich ein guter Engel, den sie dem Herzog zugesendet. Er wußte gar sinnreich die oft wiederkehrende trübe kalte Stimmung seines Herrn zu verscheuchen, und wenn kein Scherz und kein freundlicher Zuspruch mehr Eingang finden wollte, und ihn der Herzog sogar verdrießlich aus dem Zimmer gehen hieß, dann stellte er sich unter das Fenster und blies eines von Kunigundens Liedern. Das erweichte denn immer wieder die starre Brust. Der Herzog eilte gewöhnlich dann seine Gemahlin aufzusuchen und sie, als habe er ihr ein Unrecht abzubitten, in seine Arme zu schließen; er ließ den lustigen Rath dann wieder zu sich rufen, um ihn zu beschenken oder sich von ihm bei einem Becher Wein die Geschichte noch einmal wiederholen zu lassen, wie ihm der Berggeist aus dem Zackenfall heraus erschienen sey.

Es iſt auch wirklich noch heut zu Tage in der Mitte der Höhe, von welcher der Zacken herabfällt, eine Höhle im Felſen vorhanden, die der herunterſtürzende Waſſerfall wie mit einem kryſtallenen Vorhang verhängt, ſo daß ſie niemand wahrnehmen kann; ſie wird noch jetzt der Goldbrunnen genannt, welchen Namen ihr Jakob gegeben haben ſoll, weil aus dieſer Pforte der Berggeiſt mit goldenen Geſchenken herausgetreten war.

Auch mit den übrigen Hofleuten wußte Jakob gut auszukommen. Die von Peter Schmoll einſt erhaltenen Lektionen kamen ihm jetzt gut zu ſtatten; ſein geſunder Verſtand, ſein reines frohes Herz halfen ihm überall aus, und wenn er ſich auch gleich auf die eigentlichen Poſſen weniger gut verſtand, ſo wußte er doch Scherz und Ernſt gar trefflich zu paaren. Die Herzogin erkannte am dankbarſten ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihres Gemahls, und hielt ihn beſonders hoch in Ehren. Auch er ſelbſt gefiel ſich in dem neuen Verhältniſſe, in welchem ihm überall Wohlwollen entgegen trat. Wenn er nun einmal Urlaub nahm und nach Hauſe reiste, dann konnte er für Kunigunden ja erwünſchte Nachricht und für die Seinigen reichliche Geſchenke mitbringen, und wurde auch hier mit Freude und Liebe empfangen.

Nur in der Gegenwart der alten Herzogin war ihm angſt und unheimlich zu Muthe; denn ob er gleich erkannte, wie ſehr ſie ihren Sohn liebte, ſo konnte er doch nie vergeſſen, was ſie an Kunigunden verſchuldet, und ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Beichtvater, Pater Michael, den ſie immer um ſich zu haben pflegte, das leibhafte Ebenbild des furchtbaren grauen Mannes ſey, der Wolfsheimern zu beſuchen pflegte.

Jakob trug nun bereits zwei Jahre die Schellenkappe, als des Herzogs ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung ging, und ſeine Gemahlin von einem jungen Prinzen genas. Die Freude war allgemein, überall wurden Dankfeſte angeſtellt, und Boleslaus Liebe zu ſeiner tugendhaften Gattin ſchien nun beinahe völlig über die alten Erinnerungen geſiegt zu haben. Auch die treue Kunigunde feierte ihr ſtilles Feſt und nähte dem Kinde einige feine Windeln, die Jakob als ein Geſchenk ſeiner Schweſter der Herzogin überbringen mußte.

Als der junge Prinz ein Jahr erreicht und ihn die Herzogin entwöhnt hatte, ſagte ſie einſt zutraulich zu dem Hofnarren, der mit dem Kinde gar artig zu ſpielen wußte: „Ich ſuche eine treue Wärterin für meinen Sohn. Du haſt ja Schweſtern, Jakob; ſind ſie auch ſo gut, wie du, möchte ich ihnen mein Kind am liebſten anvertrauen!“

„Je nun, der Antrag wäre einer Frage werth, Frau Herzogin!“

antwortete dieser nach kurzem Besinnen; „laßt mich nach Hause reisen, vielleicht bringe ich euch die Wärterin mit!“

Das war die Herzogin wohl zufrieden; Jakob reiste ab, und trat eines Abends unerwartet in die Hütte zu den Seinigen. „Höre, Kunigundchen!“ sprach er, als Mutter und Schwester das Stübchen verlassen hatten, um zu seiner Bewirthung Anstalt zu treffen; „du hast mir einen guten Dienst verschafft, wie wäre es, wenn ich dir's mit etwas gleichem vergelten könnte?“ und nun entdeckte er ihr den Wunsch der Herzogin und seinen Plan, sie selbst zur Wärterin des Kindes zu machen, dessen Mutter sie nicht seyn durfte. Für eine sichere Verkleidung wußte er Rath; er verstand aus Wolfsheimers Küche her ein Wasser zu bereiten, das die blonden Locken in rabenschwarzes Haar verwandelte, und kannte eine Schminke, wodurch auch die weißeste Haut mehr noch als von den heißen Strahlen der Sonne gebräunt wurde. Das entzückte Mädchen, von seiner zarten Liebe ergriffen, wollte ihm dankend zu Füßen sinken, aber er sagte ernst und warnend: „Fühlst du dich wohl auch stark genug dazu, Kunigundchen? Wirst du in der Nähe des Herzogs leben, und seine vielleicht oft auf dir haftenden, vergleichenden Blicke auch ertragen können? Geh und berathe dich erst mit deinem Herzen und mit Gott, denn du könntest unvorsichtig, unnennbares Unheil anstiften. Heute kein Wort mehr davon, morgen früh sagst du mir deinen Entschluß!“

Kunigunde bedurfte aber nicht erst einer stillen Ueberlegung, ihr Entschluß stand fest, denn sie kannte die Kraft ihres Herzens. Hatte sie doch muthig genug dem Prinzen schon jedes Opfer gebracht, wie sollte sie in dieser Prüfung nicht bestehen wollen, die ihr zugleich das süßbelohnende Geschäft anvertraute, die Mutterforge für das Kind des Geliebten theilen zu dürfen. Sie legte einen heiligen Schwur in Jakobs Hand, sich gegen keinen Menschen jemals verrathen zu wollen, und nachdem auch Mutter und Schwester für dieß Unternehmen gewonnen waren, und er das zarte blonde Mädchen in eine braune Bauerndirne verwandelt, und ihr einen andern Namen beigelegt hatte, reiste er mit frohem Herzen in ihrer Begleitung nach Schweidnitz zurück.

„Hier, Frau Herzogin, bringe ich euch meine jüngste Schwester,“ sprach er; „sie hat euch für das Prinzlein die Windeln genäht, und will ihn nun selber gern hineinlegen!“

Die Herzogin nahm das liebe freundliche Mädchen sehr gütig auf, und da sie ihre stets wachsame Sorgfalt bald erprobt hatte, überließ sie ihr nach und nach die Pflege ihres Kindes ganz. Auch der Herzog, obwohl er anfangs oft lange und nachdenkend seine Blicke auf ihr ruhen

ließ, als vergleiche er ihre Gestalt mit dem Bilde in der Tiefe seiner Seele, gewöhnte sich endlich doch an ihren Anblick, und war freundlich und dankbar gegen die treue Pflegerin seines Kindes.

So gelang es der Liebe denn wirklich, als ein schützender, unsichtbarer Engel den Geliebten zu umschweben, als heiterer Freund ihm zur Seite zu stehen und an der Wiege seines Kindes zu wachen.

„Gott segne mir das Riesengebirge, daß es uns seine Kinder zusendet!“ sagte die Herzogin oft zu ihrem Gemahl, worauf er dann gewöhnlich lächelnd zu antworten pflegte; „und auch den Rübezahl, der mit seinem Goldringe mir selbst den lustigen Rath geworben.“

So verstrich wieder ein Jahr. Jakobs alte Mutter war gestorben, seine Schwester hatte einen Weber geheirathet, er selbst und Kunigunde fühlten sich glücklich in Erfüllung ihrer heiligen Pflichten. Da ließ die alte Herzogin eines Tages den lustigen Rath zu sich entbieten; sie war allein im Zimmer, und wie es schien, anfangs in sichtbarer Verlegenheit.

„Mein lieber Jakob!“ redete sie ihn an, „ich weiß, du bist ein froher gescheidter Mann, und hast oft einen guten lustigen Rath für die schwierigsten Dinge. Gib mir ihn jetzt auch, ich bedarf seiner!“ Jakob versprach, obgleich mit geheimer Furcht, daß sie ihm etwas Schlimmes zumuthen könne, ihr das Schatzkästlein seines Witzes zu öffnen, worauf die Herzogin denn also fortfuhr: „Du weißt, daß mir vor kurzem mein Leibarzt gestorben; nun bin ich zwar gesonnen, diese Stelle durch einen erfahrenen Mann aufs neue zu besetzen, ich mag sie jedoch nicht jedem geben, der sich unberufen dazu eindrängen will.“

„Ei freilich, Mamachen!“ sagte Jakob, indem er lustig seine Schellenkappe schüttelte; „ein unberufener Leibarzt ist nicht viel besser als der Knochenmann selbst. Wo ist denn der zudringliche Herr Doktor, ich will mit der Pritsche sein Leibarzt werden!“

„Nicht also!“ entgegnete die Herzogin; „denn ich bin ihm manche Verbindlichkeit schuldig, habe ihm auch einst das Versprechen zu einer guten Versorgung gegeben, und mein Beichtvater, der sein vertrauter Freund ist, dringt jetzt in mich, mein Wort endlich zu lösen; ich habe aber eine große Scheu vor dem Manne, und möchte ihn nicht um mich sehen, am allerwenigsten an meinem Sterbebette. Wenn du ihm doch die Lust zu dieser Stelle verleiden könntest, so daß er selbst von seinem Verlangen abstände!“

„Der Narr soll dem Doktor also in die Ferſen beißen, daß er Reißaus nimmt?“ erwiederte Jakob. „Nun meinetwegen! Das kann eine lustige Geschichte werden. Gebt mir nur einen Wink, wenn er angekommen ist, wir wollen das Mögliche versuchen!“

Die Herzogin eilte, ihm einen Beutel mit Gold aufzudringen; er aber gab ihn mit den Worten zurück: „Die Schellen an meiner Narrenkappe haben einen reinern Klang, als die ihr in das Beutelchen hier zusammen gepackt; klimpert lieber eurem Beichtvater damit vor den Ohren, damit er nicht hört, wie sein Freund, der Doktor, bei der Abfahrt fluchen wird!“

Wenige Tage darauf war Jahrmarkt in Schweidnitz. Der Hofnarr saß am Abend zwor in der Kinderstube des kleinen Prinzen und begleitete das Liedchen, womit Kunigunde das Kind einsang, leise auf seiner Zither. Da winkte ihn sein kleiner Diener hinaus und meldete, daß eine Frauensperson ihn insgeheim zu sprechen verlange. Er hieß sie auf sein Zimmer führen. Es war Katharina. Lange ruhte sie weinend und sprachlos an der Brust ihres Lieblings, der aus dem zarten Jüngling zu einem schönen Manne gereift war. Er überhäufte sie mit Liebkosungen und wollte fragen und erzählen, aber sie hielt ihm den Mund zu: „Ich komme nicht,“ sprach sie, „weil mich die Sehnsucht zu dir treibt, denn meinem Herzen darf ich nun einmal nicht folgen, sondern habe mich zu dir gestohlen, weil es Noth thut, daß ich dich warne. Sind wir auch ganz allein?“ Jakob verschloß das Zimmer und führte sie in sein Kabinet.

„Der Wolfsheimer ist hier!“ fuhr sie schüchtern fort; „er ist zu Markte hergezogen und will morgen eine Arzeneibude hier aufschlagen, denn er gedenkt in dem rothen Treffenkleide großes Aufsehen zu machen, um desto gewisser Leibarzt der alten Herzogin zu werden.“

Jakob trat erstaunt zurück, denn nun wurde es ihm erst klar, weßhalb ihm die Herzogin jenen Auftrag gegeben.

„Ach!“ fuhr Katharine fort, „wenn es ihm gelänge, es wäre entsetzlich, denn er hat nichts Gutes im Sinne, und wenn er dich hier erkennen sollte, wärest du auch wohl verloren. Der graue Mann hat uns in der letzten Zeit wieder oft besucht und ich will es dir nur gestehen, ich habe sie aus meinem Schlupfwinkel wieder behorcht. Sie schmiedeten den Plan, daß Wolfsheimer Leibarzt werden solle; die Herzogin müsse wohl einwilligen, denn sie hätten sie ja längst schon in ihren Händen. Ich vernahm noch andere schreckliche Dinge. Stelle dir nur vor, Kunigundens Vater lebt noch, aber er wird an jenem fremden Hofe gefangen gehalten, und weil sie der alten Herzogin kein langes Leben mehr zutrauen und glauben, daß der Gefangene nach ihrem Tode wieder freigelassen werden möchte, vor dessen Rückkehr ihnen graut, so beschlossen sie, wenn Wolfsheimer nur erst Leibarzt seyn würde, der Herzogin gemeinschaftlich so lange zuzusetzen, bis sie den Unschuldigen durch Gift auf die Seite schaffen ließe.“

„Nein!“ rief Jakob, „das ſoll euch nicht gelingen! Ich habe ſchon einmal als Sieger eure hölliſchen Pläne zu Schanden gemacht, Gott wird mir es auch ferner gelingen laſſen!“ — Hierauf erzählte er Katharinen alles was er gethan, und wie Kunigunde unter der Verkleidung ſeiner Schweſter jetzt hier am Hofe lebe.

Sie lobte das Wageſtück der treueſten Liebe, bat ihn aber, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Laboranten aus ſeiner Nähe zu vertreiben; denn in der bunten Kleidung und dem ſchönen ſchwarzen Bart, den Jakob jetzt trug, glaubte ſie ſelbſt nicht, daß ihn Wolfsheimer wieder erkennen möchte, nur da er den Namen nicht geändert, fürchtete ſie mit Recht, daß er ihm ſpäterhin doch auf die Spur kommen und ihn vielleicht aus dem Wege ſchaffen werde. „Und thäte er dieß,“ ſprach ſie mit furchtbarem Ernſt, „ſo müßte ich ihm ja ſelbſt, und wäre es auch im Schlafe, den Giftbecher eingießen!“

Nach dieſer kurzen Unterredung eilte ſie, den geliebten Sohn wieder zu verlaſſen, denn Wolfsheimer, der ſie mitgenommen, um ihm ſeine häuslichen Einrichtungen gleich hier zu beſorgen, ſtattete eben jetzt dem Beichtvater der Herzogin ſeinen Beſuch ab. Dieſe Zeit hatte ſie benutzt, durfte aber, ohne ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, bei ſeiner Nachhauſekunft im Quartier nicht fehlen.

Jakob konnte die Nacht nicht ſchlafen, und entwarf, obſchon mit geheimem Grauſen, dennoch in möglichſt guter Laune ſeinen Plan, in welchen die alte Herzogin gern einwilligte. Er begab ſich hierauf in ſeiner Staatskleidung auf den Markt. Ein ungeheures Gedränge zeigte ihm bald die Stelle, wo der Laborant ſeine Heilkünſte feil bot. Der hagere bleiche Mann ſtand im rothen Treſſenkleide und Degen ernſt und wichtig auf einer kleinen Bühne, und hörte herablaſſend auf die Wünſche und Klagen der herzuſtrömenden Kranken, während der in Hanswurſtkleidung ihm dienende Peter Schmoll die tollſten Poſſen trieb.

„Macht Platz, macht Platz!“ ſchrie letzterer, als er den Herannahenden erblickte; „habt Reſpekt und macht Platz, der Herzog der Narren kommt, der allergnädigſte Herr Hofnarr!“ Dieſer trat ſtolz an die Bude, und nachdem er in jenen Ton einſtimmend, ihn mit vornehmem Anſtand gegrüßt und zur großen Beluſtigung der Umſtehenden den Narrenwitz mit gleicher Münze bezahlt hatte, lud er den Collegen, deſſen lüſterne Zunge er wohl kannte, insgeheim auf ein gutes Frühſtück ein. Der Famulus konnte nicht widerſtehen, brauchte einen luſtigen Vorwand, die Bude des Laboranten auf einen Augenblick zu verlaſſen, und rannte dem voranſchreitenden Jakob in komiſchen Sprüngen nach. Dieſer führte ihn in ein entlegenes

Weinhaus, verwickelte ihn hier in luſtige Unterhaltung und ſchenkte ihm tüchtig ein. Während deſſen trat Jakobs Diener, als Page der Herzogin-Mutter gekleidet, an die Bude, und meldete dem Doktor in ängſtlicher Haſt, daß der Liebling ſeiner Herrin ihr auf dem Schooße ſo eben erſtickt ſey, weßhalb ſie zu ſeiner Kunſt ihre Zuflucht nehme und ſchnelle Hülfe verlange. Mit dieſen Worten zog er eine alte todte Katze unter dem Mantel hervor, und warf ſie ihm in die Bude. Wer beſchreibt das Entſetzen des Laboranten. Er beſchwor den Ueberbringer, das abſcheulich ſtinkende Aas wieder zu entfernen; er ſchrie, ſich wie ein Sinnloſer geberdend, nach dem Famulus, und ſprang, da er nirgends Hülfe erhielt, ſondern überall nur ein lautes ſchallendes Gelächter vernahm, von der Leichenſcheue überwältigt, zur Bude hinaus, und rannte ſchimpfend hinter dem Pagen her.

„Wie?“ rief einer aus dem Volke; „ſollen wir es dulden, daß der Wunderdoktor den Diener der Herzogin ſchimpft? Verſteht er keinen Spaß? Will er uns hier ſtehen laſſen, wie die Narren? Kommt, wir wollen ſelbſt verkaufen!“ und hierauf ſprang der Sprecher in die Bude, viele andere folgten ihm nach, und in wenigen Minuten waren alle koſtbare Arzeneivorräthe geplündert und das Gerüſt niedergeriſſen.

Der wüthende, vor Zorn glühende Wolfsheimer, vom neckenden Pöbel verfolgt, rannte ſeinem Quartier zu, und begegnete dem luſtigen betrunkenen Famulus, den ihm die Straßenbuben entgegen trieben. Es würde hier zu ſchlimmen Auftritten gekommen ſeyn, wenn nicht die plötzliche Erſcheinung des Hofnarren das Volk beruhigt und die Buben verſcheucht häte, ſo daß die Fremden ihre Wohnung erreichen konnten.

Wolfsheimers Ruf war zerſtört, ſein Muth aber dennoch nicht geſunken. Er klagte dem Pater Michael den böſen Vorfall, und beſchloß, ſich der Herzogin um deſto eiliger vorſtellen zu laſſen. Es geſchah. Kaum hatte er jedoch ihr die Hand geküßt, als er bleich vor Entſetzen zurückfuhr, der kalte Angſtſchweiß ihm auf die Stirne trat und er augenblicklich den Hof zu verlaſſen eilte. Ohne für jetzt ſelbſt ſeinem Freunde Rechenſchaft zu geben, reiste er auf der Stelle wieder ab.

Auch dieß war Jakobs Werk. Er hatte die Herzogin von der Leichenſcheue des Laboranten unterrichtet, und ſie vermocht, im Fall er ſich ihr wirklich vorſtellen laſſen ſollte, einen Handſchuh anzuziehen, den er aus dem Erbbegräbniß herauf geholt hatte, und ihm die mit dieſer Leichenkleidung bedeckte Hand zum Kuß zu reichen. Denn, ſchloß er ſehr richtig, der Laborant werde den Leichenduft wohl wittern und die Nähe einer Perſon gewiß ängſtlich meiden, die ihn ſchon lebend an ſich trage.

So war denn diese Gewitterwolke durch einen lustigen Wirbelwind verscheucht, und Jakob gedachte nun die dadurch erworbene Gunst der alten Herzogin zur Befreiung von Kunigundens Vater zu benutzen. Allein ehe er mit seinem Antrage sich noch hervorwagte und erfahren konnte, wo der unglückliche Mann im Gefängniß schmachte, wurde die alte Herzogin von einer schweren Krankheit befallen und starb. Was dem treuen Jakob vielleicht nie gelungen wäre, brachte dieser Todesfall schnell in Erfüllung; denn jener befremdete Hof meinte, daß nun kein Grund zu einer längern Gefangenhaltung des Ritters mehr vorhanden sey, und entließ, da auch die von der Herzogin für den Gefangenen gezahlten Unterhaltungsgelder jetzt ausblieben, den Ritter Lothar endlich seiner Haft.

Aber aus der Nacht des Kerkers, den er acht Jahre bewohnt, brachte er die Frucht der Hölle, den Durst nach Rache, mit an das Licht hinaus. In sicherer Verkleidung schlich er nach Schweidnitz, und forschte insgeheim nach dem Schicksal der Seinigen. Niemand wußte ihm Nachricht davon zu geben, denn sie waren vergessen, und nur durch Zufall erfuhr er den einsamen Aufenthalt seiner Schwester Brigitte. Er eilte zu ihr. Ach sie hatte keinen Trost für ihn, sondern nur die sichere Nachricht von dem Tode seines geliebten Kindes. Aber sie verhehlte ihm auch den Argwohn nicht, daß Kunigunde an Gift gestorben sey; denn sie war damals mit nach jenem Kloster gebracht, und erst nach Kunigundens schnellem Tode wieder entlassen worden, und die mitleidigen Nonnen, die hinter das Geheimniß gekommen zu seyn glaubten, und das schleunige geheime Begräbniß der Todten, wie auch der Abscheu, den die Aebtissin von Stund an gegen Pater Michael und besonders gegen Wolfsheimer geäußert, für sichere Bestätigung des Mordes annahmen, hatten ihr geschwätzig alles zugetragen.

„Nenne mir die Höhle des Wolfes, ich will ihn aufsuchen!“ rief Lothar. Brigittens dringende Bitten vor dem unabänderlichen Schicksale sich ruhig zu beugen, und nicht in neue Gefahr zu gehen, waren vergebens; sie mußte ihm des Laboranten Wohnung nennen, worauf er, ohne von seinem Vorhaben das geringste zu verrathen, am andern Morgen sie verließ.

Wolfsheimer saß eben mit seinem Freunde, dem Pater Michael, beisammen, und hörte mit verbissenem Grimme, auf welche Art ihn der Hofnarr aus Schweidnitz verjagt habe; denn es war dem Beichtvater gelungen, der sterbenden Herzogin das Geheimniß abzufragen. Nur konnte er nicht begreifen, wie der Narr hinter seine Schwächen gekommen sey, die er als Waffen gegen ihn benutzt hatte; bis der Freund zufällig den Namen desselben nannte. „Wie?“ rief Wolfsheimer erstaunt: „Jakob Thau heißt der Bursche? — der Junge, den ich hier erzogen und dann

auf euern Rath davon gejagt, der ist an mir zum Narrenmeister geworden?“ Er war außer Fassung, und fing eben mit seinem Freunde gemeinschaftlich an zu überlegen, wie sie sich am empfindlichsten an ihm rächen könnten, als der Famulus einen Fremden meldete, der den Laboranten dringend zu sprechen verlange.

Bleich und abgezehrt von Kerkerluft und Gram, trat Lothar in das Zimmer; seine Blicke schossen funkelnd unter den dunkeln zusammengezogenen Augenbraunen hervor, wie die Blitze aus einer schweren Gewitterwolke. Der Geistliche sprang entsetzt vom Stuhle auf, denn er erkannte ihn, und wollte das Zimmer verlassen; allein Lothar schob ihn kräftig zurück und verschloß die Thüre.

„Bleibt!“ rief er ihm zu; „über diese Schwelle geht keiner, bis ich Gericht gehalten. An eurer Armensündermiene sehe ich, daß ihr mich erkennt, und daß euch die Gespensterfurcht ergreift vor der Wiedererscheinung des längst tief Begrabnen. Aber ich komme eben, um euch in ein noch tieferes Grab hinabzuführen, wo der fest versiegelte Mund meiner Kunigunde gegen ihre Mörder zeugen wird!“

Wie ein Donnerschlag fuhren diese furchtbaren Worte über das Haupt der beiden Sünder hin. Das breite Schwert an des Ritters Seite, der kurze gewichtige Streithammer, den er, während er sprach, schlagfertig in der Hand hielt, machten ihn zu einem furchtbaren Richter. Pater Michael faßte sich zuerst, und bat mit seiner sanften eindringenden Stimme den Ritter um ein ruhiges Gehör, der sich hierauf in einen Sessel, welchen er wie zum Wächteramt an die Thüre geschoben, schweigend niedersetzte. Des Paters großer Beredtsamkeit und seiner feinen Verstellungskunst gelang es endlich, die ganze Schuld von Kunigundens Gifttode, den er, als ihm selbst bekannt, zugab, von sich und dem Laboranten abzuwälzen, und ihn einzig auf die alte Herzogin zu schieben, welche die That durch einen von ihr bestochenen Lehrling Wolfsheimers, der den Namen seines Herrn gemißbraucht, habe ausführen lassen. Er berief sich hierbei auf das Nonnenkloster zu L., welches bezeugen müsse, daß man unvorsichtiger Weise der Kranken nur die Arzenei gereicht, welche von Wolfsheimers Lehrling, der ungerufen herbeigekommen, überbracht worden sey, und suchte immer emsiger die Rache des gekränkten Vaters auf das unschuldige Haupt des Jakob Thau zu lenken.

„Und wo lebt er?“ fragte Lothar.

„O, es geht ihm wohl,“ entgegnete lächelnd der Geistliche. „Die selige Herzogin hat ihn gut zu belohnen gewußt; er ist der lustige Rath des Herzogs!“

„Mein Gott!“ rief Lothar, und schlug die Hände zusammen: „Der Bube, der ihm die Geliebte vergiftet, der soll nun mit seinen Possen auch ihr Bild aus seinem Herzen jagen? — Lebt wohl! Ihr sollt von mir hören; aber fürchtet euch vor mir, wo ihr mich belogen!“

Hiermit verließ er das Haus, und eilte, obgleich der Abend schon angebrochen war, rastlos von dannen, während sich die beiden Freunde von ihrem Schrecken erholten und des gelungenen bösen Werkes erfreuten.

Lothar begab sich zuerst nach dem Nonnenkloster zu L. Hier wurde nun freilich bestätigt, was ihm der Pater gesagt; daß nämlich nicht Wolfsheimer selbst, sondern dessen Lehrling, Jakob Thau, der kranken Kunigunde die Arzenei gebracht, und man die Todte ganz insgeheim begraben habe, ohne sie auszustellen oder von irgend jemand sehen zu lassen. Er zweifelte daher nicht länger, und richtete seinen Weg nach Schweidnitz selbst.

Der Herzog befand sich eben mit seiner Gemahlin im Herzogthum Jauer, welches ihm durch den Tod seines Bruders Heinrich II. auch zugefallen war. Der kleine Prinz war bei seiner Wärterin Kunigunde, und seinem Freunde dem Hofnarren auf dem Schlosse Bolkenhain, dem Lieblingsaufenthalte der fürstlichen Familie zurückgeblieben. Kurz vor seiner Abreise vertraute der Herzog dem lustigen Rathe, wie er nach dem Tode seiner Mutter erst erfahren, daß Kunigundens Vater noch am Leben sey, und wie er alles anwenden werde, den ohne seine Schuld so tief gekränkten Mann wieder zu versöhnen. Jakob verschwieg es der glücklichen Tochter nicht, und entwarf mit ihr den schönen Plan, den Vater in das Geheimniß zu ziehen, ihn als dritten in ihren Bund aufzunehmen, und unter seinen Augen ihre heiligen Pflichten still zu erfüllen.

Da trat eines Abends ein langer finsterer Mann in den Schloßhof und fragte nach dem Hofnarren. Man wies ihn in den engen Burggarten, wo Jakob den kleinen schläfrigen Prinzen auf den Armen herumtrug, während Kunigunde in das Schloß gegangen war, ihm das Abendbrod zu besorgen und das Bettchen aufzuschütteln. Die bleiche Gestalt schritt hastig auf den Hofnarren zu und blieb, starr auf ihn hinblickend, mit den Worten: „Ist dieß dein Kind?“ dicht vor ihm stehen.

„Ja wohl ist es mein Kind!“ antwortete Jakob freundlich, und küßte den Knaben auf die Wange.

„Du hast meine Tochter gemordet, wohlan denn, Kind um Kind!“ rief Lothar, und blitzesschnell fuhr bei diesen Worten der Streithammer auf den Schädel des Knaben nieder, daß er zuckend in Jakobs Armen verschied.

Den blutenden sterbenden Liebling in dem einen Arme haltend, faßte

dieſer den gräflichen Mörder mit der andern Hand bei der Bruſt, aber er ſtieß ihn mit Rieſenkraft zurück und rief: „Ich bin Lothar v. S., der Vater Kunigundens, die du im Kloſter zu L. vergiftet. Kind um Kind! wir ſind nun fertig miteinander!“ und während Jakob durch dieſe Worte vernichtet, ſich nicht mehr an ihn wagte, ſondern ſich über das ſterbende Kind hinwarf, verließ jener eilig und unbemerkt das Schloß.

Wer vermag den Jammer zu ſchildern, der ſich jetzt allgemein erhob! — Der Burgvogt ließ den Hofnarren in Feſſeln werfen, denn er geſtand, daß er den Prinzen durch einen unverſichtigen Steinwurf getödtet. Das Volk wüthete und verlangte des Mörders Blut, denn es hing mit alter Liebe an ſeinem Fürſtenſtamm, deſſen letzte Hoffnung nun gebrochen war, und der verzweifelnde Vater durfte nicht Gnade vor Recht ergehen laſſen. Kunigunde ward auf der Stelle vom Hofe verwieſen, Jakob den Gerichten übergeben, und da er ſtandhaft bei ſeiner Ausſage beharrte, ihm das Todesurtheil in wenig Tagen geſprochen. Er hörte es gefaßt an; wie hätte er Kunigundens Vater verrathen, wie ein Geheimniß aufdecken ſollen, das er aus Liebe zu ihr und ſeinem Fürſten ſo zart verſchleiert hatte. Die That war nun einmal durch ein unſeliges Mißverſtändniß unwiderruflich geſchehen, aber die Folge ſollte nur auf ſein Haupt fallen, und ſelbſt ſein Tod das Opfer einer treuen Liebe ſeyn.

In tiefe Träume, den Vorboten der langen Nacht, verſunken, ſaß er am Abend vor der Hinrichtung einſam im Kerker, als die Thüre aufgeſchloſſen wurde, und der Gefangenwärter eine Frauensperſon einließ. Es war Katharina. Ein Eilbote des Pater Michael hatte Wolfsheimern die Nachricht von des Prinzen Ermordung hinterbracht. Jakob wollte mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilen, aber ſie hielt ihm die Hand abwehrend nur mit den Worten entgegen: „Haſt du den armen Prinzen wirklich erſchlagen? Ich verlange dein Bekenntniß!“ Da ging ihm das Herz gegen die Mutter zum letztenmal auf, und er geſtand ihr alles, was vorgefallen war. Nachdem ſie ihm ſchweigend zugehört, ſchloß ſie ihn in ihre Arme und weinte lange an ſeiner Bruſt, und als er ſie endlich fragte: ob ſie nicht ſeinen Vorſatz billige, lieber zu ſterben, als alles zu enthüllen? — ſtrich ſie ihm freundlich die Wangen und ſprach: „Dein ganzes Leben, mein Sohn, war Liebe, mag auch dein Tod alſo ſeyn! Selig, wer reines Herzens ſtirbt, wie du!“ und hierauf ſegnete ſie ihn, und gab ihm den Abſchiedskuß; denn der Kerkermeiſter öffnete wieder die Thüre.

Mit dem Früheſten des andern Morgens ward Jakob Thau zur Richtſtatt geführt. Katharina ſtand trockenen Auges am Schaffot, und wiſchte ihm mit ihrem Schweißtüchlein die großen Tropfen von der Stirn.

Er ung das silberne Crucifix, das sie ihm einst geschenkt, in den Händen, und gab es ihr, nachdem er es noch einmal andächtig geküßt, mit der Bitte zurück, daß sie es Kunigunden bringen möchte. Auf dem Platz beim Köpenthore zu Schweidnitz, wo die Kirche zu St. Wolfgang steht, ward er enthauptet, und allda nahe am Kreuze, welches im Stadtgraben unter dem Kirchlein eingemauert ist, begraben.

Katharina eilte zu ihrer Freundin der Aebtissin und bat sie um Aufnahme im Kloster, denn sie konnte nun nicht wieder zu Wolfsheimern zurückkehren. Hier fand sie auch den unglücklichen Lothar und seine Tochter. Kunigunde war nach ihrer Verweisung vom Hofe, zu der einzigen Freundin, welcher sie sich anvertrauen konnte, zur Aebtissin gegangen, und hatte hier ihren Vater wieder gefunden, der das vermeinte Grab seiner Tochter besuchen wollte. Durch ihr Wiedersehen und die Erzählung ihres Schicksals ward es ihm nun endlich klar, in welcher schrecklichen Verblendung er die furchtbare That verübt, und er wollte jetzt hineilen, um durch ein offenes Bekenntniß die Schuld auf sich zu laden und des Unschuldigen Leben zu retten. — Aber von Katharinen erfuhr er, daß es schon zu spät sey.

„Nun dann hab ich auf dieser Welt nur noch ein Geschäft!“ rief er und fragte Katharinen, ob sie ihn begleiten wolle? Sie willigte ein, denn sie verstand ihn, ob er ihr gleich nicht gesagt, wohin er sie führen werde. Die jammernde Tochter übergab er der Aebtissin, und verließ, ohne auf irgend eine Frage zu antworten, das Kloster.

Wolfsheimer war allein zu Hause; er hatte den Famulus und die Magd ausgeschickt, um Katharinen zu suchen, die nun schon viele Tage ausgeblieben war, und saß eben, Goldstücke zählend, in seiner finstern Werkstatt, als die Thüre aufsprang und Lothar mit Katharinen hereintrat.

„Elender Lügner! erkennst du mich?“ — rief Lothar.

„Was wollt ihr von mir?“ sprach Wolfsheimer und stand zitternd auf; „wo bist du so lange gewesen, Katharina?“

„Vom Richtplatz komm ich her, wo Jakobs Blut geflossen ist,“ sagte sie. „Ich habe dich nicht heirathen wollen, damit du mir meine Kinder nicht vergiften möchtest, aber du hast mir dennoch meinen Sohn erschlagen?“ und auf Lothars Frage: wo die Phiole stehe? — wies sie mit bebender ausgestreckter Hand nach einer Ecke des offenen Schrankes, in welchem des Laboranten Gläser standen, und sank, das Gesicht verhüllend, auf ihre Kniee, um für die Seele des Sünders zu beten, denn Lothar goß ihm den selbst bereiteten furchtbaren Trank mit Gewalt ein.

Die Phiole war leer! — Wolfsheimer taumelte heulend vom Boden auf, und indeß er nach dem Schranke eilte, um Gegenmittel aufzusuchen,

verließen Lothar und Katharina das Haus. Als der Famulus mit ein brechender Nacht heimkehrte, fand er den Laboranten neben dem Golde in gräßlicher Verzerrung tot. Wohin sein Freund, der Pater Michael, gekommen, hat man nicht erfahren.

Lothar ließ hierauf die Tochter, ihrem Wunsche gemäß, im Kloster; sie und Katharina, beide nahmen den Schleier. Kunigunde ward späterhin selbst Aebtissin, und allenthalben als das Muster einer frommen heiligen Gottesbraut gepriesen. Doch ob sie gleich nur dem Himmel angehörte, und vor seinem reinen Lichte die Welt, wie einen dunkeln Schatten verschwinden sah, so kniete sie weinend denn noch oft vor dem kleinen Crucifix, welches ihr Jakob in seiner Todesstunde zum Andenken gesendet hatte.

Der unglückliche Lothar selbst suchte seinen Freund, den Abt des Klosters zu Grissan, auf. Gern hätte er das Bekenntniß seiner Schuld vor aller Welt ablegen mögen, aber es war kein Leben mehr dadurch zu retten, und er schwieg, um den Namen seiner geachteten Familie und das Geheimniß seines Fürsten zu schonen. Aber dem Abte vertraute er alles, bat ihn um die Aufnahme in den Orden und um Auflegung einer langen harten Buße, die noch in diesem Leben ihn läutern und entsündigen möchte. Und der fromme Abt war ein strenger Richter; er verweigerte ihm die Tonsur, denn Lothar war ja ein Mörder; befahl ihm aber, als Laienbruder der Kirche zu dienen und übertrug ihm das Küsteramt. Wenn nun bisweilen Reisende das Kloster besuchten, um die kostbare Kirche zu besehen, dann mußte der Küster sie herumführen, und an der Gruft des hier beigesetzten kleinen Prinzen mit blutendem Herzen erzählen, daß der Heimarr ihn erschlagen habe! —

Das Seetreffen bei Nacht.

Eine hiſtoriſche Skizze.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu ſchützen, rüſtete die Oſtindiſche Compagnie in Holland im Jahre 1615 eine Flotte von ſieben Schiffen aus, und übergab ſie dem Befehl eines ſehr geübten Seemannes, des Joris von Spielbergen.

Der königlich ſpaniſche Rath in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er dieſe Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchſt gefährlich ſchien, auf jede mögliche Weiſe zu vernichten beſchloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um ſie dort von der Land- und Seeſeite zu gleicher Zeit angreifen zu können.

Nur der ſpaniſche Admiral, Don Nodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, ſetzte dieſem bedachten Plane ſeinen jugendlichen Uebermuth entgegen und verſicherte, daß er (ſo lauteten ſeine eigenen Worte) dieſe jungen holländiſchen Hunde und verzagten Bruthühner bloß mit zwei Schiffen einzufangen ſich getraue, zumal ſie, ſichern Nachrichten zufolge, bei der Durchfahrt in der Magellaniſchen Straße einen ſchweren Sturm ausgehalten hätten, und hierdurch, bis aufs Aeußerſte abgemattet, ſich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel dieſe ſtolze Vermeſſenheit; er vertraute dem Don Nodrigo, und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offener See aufzuſuchen. Das Admiralſchiff, Jeſu Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen beſetzt; das Vicеadmiralſchiff Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff

St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geſchütz; das fünfte Schiff, Maria del Roſario, 160 Mann und 4 Stücke, und die drei letztern Schiffe waren ohne ſchweres Geſchütz, nur mit Soldaten bemannt.

Der holländiſche Admiral van Spielbergen erfuhr zwar ſeinerſeits auch bald genug, daß dieſe feindliche Flotte zu ſeiner Vernichtung in See geſtochen ſey; er ſtieg aber nichts deſtoweniger mit ſeiner Mannſchaft auf dem Eilande Santa Maria ans Land, machte in den dort befindlichen ſpaniſchen Niederlaſſungen große Beute, und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeſchifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes ſpaniſches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannſchaft und die Ladung geborgen worden, verſenken ließ.

Kaum war jedoch dieſe Beute errungen, als man von fern auch ſchon die Wimpel der feindlichen ſpaniſchen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, ſo, daß am Abend beide Flotten ſchon einander nicht gegenüber lagen. Der ſpaniſche Vicеadmiral, Don Peter Alvarez de Piger, einer der erfahrenſten Seeleute jener Zeit, ließ ſeinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtſinnige, allzuhitzige Rathgeber blieb auch für jeden verſtändigen Rath, ſegelte dreiſt auf das holländiſche Admiralſchiff, die Semme genannt, los, und kam ihm in der ſpäten Abendſtunde ſo nahe, daß er ihm die ſtolze Aufforderung, ſich ohne weiteres zu ergeben, ſelbſt zurufen konnte. Spielbergen aber beantwortete dieſes Gebot mit einer vollen Salve aus großem und kleinem Geſchütze, und ſo begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Treffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finſtern Wolken überhangen, als habe auch er ſich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruhten die Elemente und wollten ſtumme Zeugen ſeyn, und die tiefe Windſtille ließ das Toben des ausſichtbaren menſchlichen Kampfes nur deſto grauſenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten ſchmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; aber die Nacht verhüllte alles was geſchah, keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkt zu dienen, und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geſchützes erkannten ſich die Feinde für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verſchlungen worden war, nur das Jammergeſchrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbſt die Freunde ſuchten ſich oft vergebens; ſie durften trotz der Beſorgniß, ſich einander ſelbſt zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beſchworen, die Kugeln nur auf Feindesbrüſten zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das spanische Admiralschiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte Stand halten, und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden seyn, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite, und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern, und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier abgeschlagen, und so versank es dann bald darauf mit allem in der Flucht. Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, aufs neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß, und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vicaadmiralschiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Officier auf derselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Capitäns der Jacht, bat den Vicaadmiral, seinem Freunde zu Hülfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitän, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten rettenden Freundes in den Grund.

Als der Morgen endlich nach dieser schauervollen Nacht aufdämmerte, und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hülfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vicaadmirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte, allein von Spielbergen griff beide aufs neue an, und es kam zwischen dem Admiral- und Vicaadmiralschiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff Aurias auch herbeieilte, und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben und Bord an Bord legten, um aus einem derselben sich in das andere flüchten zu können. Das Vicaadmiralschiff war jetzt am härtesten getroffen worden, es drohte zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiralschiff hinüber. Allein dieß befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringe Theil der

Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth, Lebenslust gegen Todesverachtung, und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme der Befehlshaber, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Viceadmiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe; dieß gab den Spaniern die Besinnung wieder, sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen, und der spanische Admiral versuchte nun mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg, man hat aber niemals je wieder etwas von ihm erfahren. Während dem hatte van Spielbergen das spanische Viceadmiralschiff nach langem hartnäckigen Widerstande endlich doch erobert, und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Viceadmiral, Don Petro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Petro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht, verlassen zu wollen, indem er deßhalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Petro mit dem Reste seiner Officiere ruhig beim Abendbrod; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Viceadmiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seyd mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus; „ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu seyn. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Petro: „Ich wünsche euch von Herzen heute eine gute Nacht, denn ihr habt sie verdient, mögt ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ So schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Petro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich seiner

groſsen Beſchädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Waſſer werde halten können; und entſchloſſen, lieber den Tod als die Gefangenſchaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren ſie denn alle im tiefſten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimniſsvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth verſunken.

Spielbergen ſtand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmüthig auf die Wimpel des verſunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche ſchwammen, und die Hand nach den Wolken empor ſtreckend, rief er aus: „Doch guten Morgen! Don Pedro!“

Materialien zu einem Volkskalender.

Aus verschiedenen Jahren.

I.

Der Hausfreund.

Eine Erzählung.

Es war im Frühjahr Abends um die Anstandszeit; der erste Stern blinkte schon am Himmel, und die Waldschnepfen zogen lustig durch den Hain, denn sie waren heute sicher vor dem Förster; der saß bereits mehrere Stunden bei dem Prediger des Ortes, dem er den Tod seines ältesten Söhnchens angemeldet, auf einer Stelle fest, antwortete nicht mehr, wie trostvoll ihm der Geistliche auch zusprach, und starrte nur zu Boden, als möge er die Augen nicht wieder aufschlagen gen Himmel.

„Aber, Herzensmann!“ sprach Wanger endlich, und nahm den Förster bei der Hand; „es wird Abend, und hier könnt ihr nicht sitzen bleiben. Die arme Mutter ist allein zu Hause und hat ja nicht einmal jemand, dem sie die beiden andern Kinder anvertrauen kann, wenn sie in ihre Kammer gehen, dort nach dem stumm gewordenen Kinde sehen und sich satt weinen will. Faßt euch und geht heim!“

„Eben davor will mir beinahe grauen!“ entgegnete der Förster; „ich finde zu Hause nur mein armes weinendes Weib, und die geschäftige Leichenfrau und die Kinder, welche den todten Bruder immer wieder zum

Spiel aufrufen wollen, der doch so fest auf dem Bette schläft. Ich wohne dort so einsam im Walde, habe keinen Nachbar, keinen Freund, der mir zuspricht. Des Käuzchens Stimme, das nun schon acht Tage ruft, verstehe ich wohl, aber mich versteht niemand!"

Wanger ging mit großen Schritten wieder im Zimmer auf und ab, und richtete, wie er dieß in der Verlegenheit oft zu thun pflegte, die Blicke auf seinen Bücherschrank; denn er meinte: „Die dort drinnen stehen, wissen mehr als ich, und helfen wohl aus, wo ich nicht weiter kann!" und das war klug und wahr, denn sie verließen ihn wirklich nie. Auch dießmal trat er nach kurzem Besinnen rasch auf den Schrank zu, nahm ein Buch heraus, und sagte zum Förster: „Nein, ihr sollt nicht allein nach Hause gehen, ich will euch einen Freund mitgeben, der euch erheitern, belehren und auch wohl trösten wird!" und hiermit reichte er ihm Hebels Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes.

Der Förster hatte jedoch kaum einen Blick in die Vorrede geworfen, als er das Buch bitterlächelnd zurückgab: „Das sind ja nur gesammelte Kalenderhistorien, die passen jetzt nicht für mich. Was soll mir der Rheinische Hausfreund? ich wohne nicht am Rhein!"

Wohl hatte der Prediger die Antwort schon auf der Zunge, doch schwieg er bescheiden und dachte: „Du sollst dem Hausfreunde wohl selbst das Wort vergönnen, sich zu rechtfertigen!" und hiermit schlug er ruhig das Buch auf, und las daraus, wie folgt: „Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, daß ich mir ein eigenes Hüttchen kaufen und heirathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind: Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach einigen Jahren das Kind selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie auferstanden von den Todten, in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinunter: Stilles Kind! dein Bäumlein blüht; schlafe du indessen ruhig fort. Dein Vaitag bleibt dir auch nicht aus!"

Da legte sich der Förster statt dem Hausfreunde, dem Prediger an die Brust und sagte schluchzend: „Laßt uns meinen Johannes auch unter den Kirschbaum begraben, den ich ihm an seinem Geburtstage gepflanzt habe."

Der Prediger willigte ein, und der Förster ging ruhig, und nicht allein, sondern in Begleitung des Rheinischen Hausfreundes, nach seiner Wohnung zurück.

Ein Jahr war verflossen, Johannes schlief unter seinem verschwisterten Bäumchen, und der Vater hatte, wenn er den andern Kindern Früchte davon gebrochen, wohl oft schon hinab gerufen: „Stilles Kind! schlaf du ruhig fort!“

Da kam der Geburtstag des Predigers, und die Hausfrau lud alle nahe Freunde ihres Mannes zu einem frohen Mahle zusammen. Außer dem Förster waren der Amtmann des Orts, dessen Bruder, ein invalider pensionirter Lieutenant, und der Arzt aus dem benachbarten Städtchen von der Gesellschaft. Man hatte sich fröhlich gesprochen und getrunken, und ließ nun Kaffee und Pfeifen in den Garten unter die große Linde hinaus tragen, denn der Prediger wußte wohl, daß sein „drei Mohren-Tabak“ dort von wegen des Lindenblüthenduftes einen wahren Knaster-geruch annehme.

Wie sie so beisammen saßen, griff der Förster in die Tasche, zog ein Buch heraus, und sagte zum Prediger: „Daß ichs nicht vergesse! ich bringe euch hier euer Schatzkästlein wieder zurück, denn ich habe es mir nun selbst gekauft!“

Man schlug das Buch auf, las noch eins und das andere daraus vor, und kam auf den badischen Landkalender oder Rheinischen Hausfreund zu sprechen, in welchem diese Aufsätze und Erzählungen erst einzeln gestanden hatten, nach mehreren Jahren aber von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen für ein eigenes Büchlein gesammelt und unter dem Namen „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes“ herausgegeben worden waren.

„Ich bin in jener Gegend zu Hause,“ sagte der Amtmann, „und erinnere mich noch gar wohl, wie auf den Christmärkten sich Alt und Jung nach den Kalenderbuden hindrängte, und niemand ehne den Haus-freund heimgehen wollte. Und welche Festabende waren das, wenn der Hausvater dann daraus vorlas!“

„Schlimm genug, daß ein solcher Freund nur am Rhein wohnt, wo sie überdieß schon den guten Wein haben!“ fiel der Arzt ein; „und daß die Landesregierung überhaupt nicht auf die Hauskalender ein sorgsameres Auge richtet, um sie auch uns zu Freunden zu erziehen.“

Wanger gab ihm Recht. „Wir haben manche treffliche Volksbücher,“ sagte er; „ich will nur Bechers Roth- und Hülfebüchlein und Pestalozzi's Lienhard und Gertrud nennen; aber fragen Sie das Volk, wer kennt und

beſitzt viele Bücher? Das kommt daher, weil ſie zur eigentlichen Nothdurft des Lebens nicht unentbehrlich, und überdieß nur im Buchladen zu finden ſind. Das rechte Volksbuch muß aber, wie die Kleidungsſtücke, auf jedem Jahrmarkt zu haben ſeyn, und ſich in alle Lebensverhältniſſe zu ſchicken wiſſen, ſo daß es gar nicht entbehrt werden kann, ſondern gekauft werden muß. Und hierzu iſt einzig der Hauskalender geſchickt; den mag keine Familie entbehren, er wird nicht ungeleſen in den Schrank verſchloſſen, wie manches andere gute Buch, er hängt ein ganzes Jahr lang offen an der Wand, und vertritt gar viele Stellen im Hauſe; er iſt unſer Zeitmeſſer, der uns Tage, Wochen, Monate zählt; unſere Uhr, die uns die Minuten des Auf- und Niedergangs der Sonne anzeigt; unſer Aſtronom, der den Lauf der Geſtirne berichtet; unſer Wetterprophet, und wahrlich kein ſchlechterer als alle übrigen; unſer Ahnenfer, der die fröhlichen Jahrmärkte verkündigt; unſer Küſter, der die Sonn- und Feſttage einläutet; unſer Gevattersmann, der dem neugebornen Kinde den Namen gibt, und auch unſere Gedächtnißtafel, in welche der Hausvater die wichtigſten Lebensereigniſſe und manchen Trauer- und Feſttag einträgt. Wie herrlich wäre es nun, wenn dieſer Freund, der faſt täglich in die Hand genommen wird, bei dem, was er uns zu verkünden hat, oder wir ihm anvertrauen wollen, auch ein erbauliches, lehrreiches und tröſtendes Wort für uns hätte!"

„Ja, wenn ich ein Landesfürſt wäre," verſicherte der Förſter, „und ich wüßte einen Mann, der eine ſo recht einfache, herzige Feder führte, ſo wie z. B. der Hebel — nicht etwa zum Geheimſchreiber — nein! zum Kalendermacher würde ich ihn ernennen. Der Mann wäre dann der wahre allgemeine Hausfreund, mit ſeinem Rath und Troſt gewiß allenthalben willkommen, und ich würde manchmal wohl ſelbſt mit ihm über den Kalender ſprechen; denn, was ich mir kurzweg nicht zu befehlen getraute, das ſollte er dem Volke anrathen!"

„Und aus einer ſolchen Feder," fiel der Lieutenant ein, „läſt man ſich auch manche alte gute Kriegsgeſchichte oder ein Sprichwort gern wiederholen, denn hinterdrein kommt das Wörtchen „Merke!" und das iſt oft das Beſte, das Gewürz an der Speiſe, ſo etwas wie die Moral bei Gellerts Fabeln. Lest uns einmal ein ſolches Merke! aus dem Hausfreunde vor, Paſtor!"

Wanger ſchlug das Buch auf und las: „Man muß mit den Wölfen heulen! das heißt, wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie ſie! — Merke: Nein! ſondern erſtlich: du ſollſt dich unter die Wölfe nicht miſchen, ſondern ihnen ſein aus dem

Wege gehen. Zweitens: wenn du ihnen nicht ausweichen kannst, so sollst du sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen wie ihr! Drittens: wenn du meinst, es sey nimmer anders von ihnen los zu kommen, so will dir der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen, sonst kommt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen!"

„Richtig!" sagte der Förster, „mit gefangen mit gehangen! Merke also: Wer den Wolf spielt, den schieß' ich todt!"

„Wir haben aber doch auch Kalender und Geschichten darin," sprach die Pastorin, indem sie den Kaffee einschenkte; „warum steht denn unter diesen kein: Merke?"

„Weil nichts dabei zu merken ist!" antwortete der Lieutenant.

„Oder weil auch wenige sich getrauen, das Merke! auszurufen und zu erklären," fügte Wanger mildernd hinzu.

Der Förster stand auf, stopfte sich eine neue Pfeife und sagte: „Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb! Solch ein Geburtstag kommt alle Jahre nur einmal. Laßt uns auch froh seyn wie die Kinder, und statt des deutschen Solo lieber einmal Fürst und Kalendermacher spielen!"

Man belachte anfangs diesen Vorschlag, nahm ihn aber in der frohen Stimmung bald an, und erwählte einstimmig den Förster zum Landesfürsten.

„Halt!" rief dieser, als man in der Wahl fortschreiten wollte; „halt! die läßt sich der Fürst nicht nehmen; sitzt er einmal auf dem Throne, so wählt er sich auch seine Leutchen selbst."

Man mußte nachgeben. „Zum Kalendermacher und Hausfreund," fuhr er fort, „wähle ich mir denn also hiermit den Doktor! — Ihr habt zwar meinen Jungen sterben lassen," setzte er weicher hinzu, „aber eben damals habe ich euch erst recht als Hausfreund erkannt. Ihr, Magister, sollt des Kalendermachers Secretarius seyn, und das Merke! unter seine Arbeiten schreiben müssen. Unsere liebe Frau Wirthin, der Amtmann und der Lieutenant, sind aber das Volk, und haben das Urtheil! — „So will ich mir das Ehrenamt denn zu verdienen suchen!" hob der Arzt an; „aber etwas Neues weiß der Hausfreund in diesem Augenblicke nicht vorzutragen." — „Schadet nichts!" rief der Amtmann; „wenn das Alte nur tüchtig ist, und gut erzählt wird, so mag es das Volk gern noch einmal wieder hören."

„Der König von Preußen, Friedrich der Große," begann der neue Kalendermacher, „hatte Schlesien im Jahre 1745 zum zweitenmale erobert."

„Halt! das Volk bittet ums Wort!“ fiel der Lieutenant ein; „es kann nicht leiden, wenn ein Scribent einem ausgezeichneten Manne seinen Ehrentitel entzieht, zu welchem die Geschichte selbst das Diplom ausgestellt hat, zumal manche noch unter dem Volke sind, die unter jenem Könige gedient haben, wie z. B. ein gewisser Lieutenant! — Der Hausfreund wird deßhalb gefragt: warum er jenen König Friedrich nur den Großen und nicht den Einzigen genannt habe?“ —

„Hierzu hat der Hausfreund seinen guten Grund,“ fuhr der Doktor fort; „er hält alle Leute, und vorzüglich solche, gern in Ehren und gibt ihnen nur die Titel, die sie nicht wieder verlieren können. Der Große bleibe ich immer, wie viel andere Große sich auch neben mich stellen mögen; der Einzige aber nur so lange, bis noch ein zweiter kommt, der eben so ist wie ich, oder besser noch. Und in den Jahrtausenden, die noch kommen werden, und aus den Millionen Herzenskeimen, die in der Nacht der Zukunft noch schlafen, bis auch sie ihr Frühling weckt, wird ja wohl, so hoffe ich zu Gott und den Menschen, ein Zweiter, vielleicht Dritter noch aufblühen, vor dem die Geschichte den Namen des Einzigen wieder ausstreichen müßte!“

„Amen! der Hausfreund hat recht!“ sagte der Amtmann; die Pastorin nickte, der Lieutenant aber schwieg.

„Der König von Preußen, Friedrich der Große,“ hob der Doktor aufs neue an, „hatte also im Jahre 1745 Schlesien zum zweitenmale erobert. Wenn sich einer aber ein neues Haus oder Garten erwirbt, über dessen Besitz er vorher mit seinem Nachbar processiren mußte, so verhängt er im Anfange die Fenster, welche in Nachbars Hof gehen, macht den Zaun um den Garten höher, und untersagt den Kindern, hinüber zu gehen, und dort eine Frucht zu holen. So machte es auch der König mit Schlesien, und verbot seinen neuen Kindern, gewisse Lebensmittel und Waaren aus dem benachbarten Sachsen und Böhmen über die Grenze zu bringen. Das war nun seine Sache; das Geherchen aber wäre ihre Sache gewesen.

Die verbotenen Früchte waren jedoch viel wohlfeiler im Auslande, und durch den Paschhandel große Summen zu gewinnen. Da dachte denn der König, der die Menschen wohl kannte: es hilft dir nichts; die bloßen stillen Grenzhügel machen's nicht aus; du mußt schon jemanden darauf stellen, der zwei scharfe Augen hat! — und somit ernannte er eine Menge Grenzjäger, die aufpassen und auf die Schleichhändler Jagd machen mußten.

Sie hätten manchen verschmitzten Buben immer fangen mögen, wenn

sie ihn nur ertappt hätten; dem Hausfreunde wär's recht gewesen; daß aber der arme Wendler fast mit zuerst daran kam, hat ihm sein Lebtage leid gethan. Dieser Wendler war ein wohlhabender Mann, besaß ein Bauergut und war auch ein glücklicher Mann, denn er hatte ein gutes Weib, vier hübsche Kinder und ein zufriedenes Herz. Seine Schwester war nahe an der Grenze im Sächsischen verheirathet, und zu dieser nahm er jetzt seine Zuflucht, denn das Gewitter hatte im Spätherbst in seine Scheune eingeschlagen, und die Flamme die ganze reiche Ernte verzehrt.

„Schwager!" sagte er, „du mußt mir dieß Jahr mit Brodkorn aushelfen; das Saatgetreide will ich mir wohl kaufen!" und der Schwager willigte nicht nur ein, sondern packte ihm auch dießmal noch den ganzen Wagen voll Getreide und Lebensmittel als Geschenk, und die Schwester gab neues wollenes Zeug und mehr noch für die Schwägerin und für die Kinder mit, weil in diesem Jahre das Geld zur Winterkleidung doch fehlen werde, und beide sagten: „Fahre mit Gott, Bruder, und hole mehr!"

Wendler fuhr und dachte: was du auf dem Wagen hast, haben sie dir ja geschenkt! und — einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul! hätte er sagen sollen, denn das Getreide war eben nicht das reinste, und das Zeug auch eben nicht das feinste; er versprach sich aber und sagte: „Einen geschenkten Gaul braucht man nicht zu verzollen! Die Grenzjäger und Zollbediente," setzte er hinzu, „werden heut ohnedieß auf dem Jahrmarkt seyn, du triffst sie also nicht einmal zu Hause!" und somit fuhr er einen Schleifweg, und mochte das Zollhaus lieber gar nicht erst sehen.

Aber auf den Grenzjäger Hermann konnte sich der König verlassen; der war nicht auf dem Jahrmarkte, sondern eher auf den Schleifwegen zu finden, und nahm denn auch hier den Wendler in Empfang. Fast alle die geschenkten Sachen waren verbotene Waaren, und so half denn kein Bitten und Beten, er arretirte Fuhrmann und den Wagen. Wendlers Frau kam mit den Kindern dem Vater entgegen, und erschrak nicht wenig, ihn so leichenblaß und in dieser Begleitung zu finden. Hier hatte denn der Grenzjäger Hermann noch einen harten Stand; denn Mutter und Kinder umfaßten seine Kniee, baten um Gnade und Barmherzigkeit für den Vater, und Wendler selbst reichte ihm noch einmal die zitternde Hand und sprach: „Herr Grenzjäger, seht die hier an, und laßt mich gehen, die Schwester hat mir's ja geschenkt. Nehmt, wenn ihr müßt, Wagen und Pferde, aber verrathet mich nur nicht; sprecht lieber: der Fuhrmann sey euch entsprungen, ihr hättet ihn nicht gekannt."

Der Hausfreund hätte hier nicht an Hermanns Stelle seyn mögen,

denn ihm iſt immer zu Muthe, als habe Gnade und Erbarmen nicht bloß in eines Königs Herzen Raum genug gefunden, und ſich deßhalb auch ander Quartier geſucht; ein Grenzjäger aber muß ein Herz haben, feſt und kalt wie ein Grenzſtein.

Und der Hermann war ein rechter Grenzjäger. Er ſagte lächelnd: „Nein, mein Brüderchen! mit der Gnade und Barmherzigkeit darf ich dem Könige nicht ins Amt greifen. Ich thue meine Pflicht, habe dich recht wohl erkannt, und ſeinen Nächſten muß man auch nicht verläugnen.“

So wurde denn Wendler eingebracht; die Landesregierung ſtatuirte ein Exempel, und ſchickte ihn auf mehrere Jahre ins Zuchthaus.

Als er wieder los kam, mußte er wie ein Bettler bei ſeinem frühern Eigenthum vorübergehen, denn Haus und Hof waren der Koſten wegen angeſchlagen und verkauft worden. Er fand ſeine Frau und Kinder in einem elenden Häuschen am Ende des Dorfes wohnen, und hätte vielleicht jetzt eher ungeſtraft etwas einpaſchen mögen, denn der Grenzjäger Hermann ſchien ihn nicht mehr zu kennen, und ſchlug die Augen allemal nieder, wenn er ihm begegnete; allein Wendler war lieber ein fleißiger Tagelöhner und dachte: „Beſſer, du ſcheueſt dich vor mir, als ich mich vor dir!“

Endlich brach der ſiebenjährige Krieg aus und die Oeſterreicher zogen wieder in Schleſien ein. Da hatten die Grenzjäger gute Zeit, denn ſie brauchten nicht mehr aufzupaſſen, weil alle Schleifwege wieder frank und frei waren. Aber der Hermann dachte: „Du biſt und bleibſt dennoch deines Königs Grenzjäger, und die Feinde ſind ja wohl auch nichts anders als Contrebandirer; darum kannſt du ja derweile auf dieſe mit Achtung geben!“

Das that er denn auch, beſchlich und belauſchte ſie, wo er konnte, und hinterbrachte ſeinem Könige oft die wichtigſten Nachrichten, wodurch mancher Plan der Feinde vereitelt wurde. Der König nannte ihn einen getreuen Diener, die Feinde ſchimpften ihn aber einen Spion, ſuchten ſeiner habhaft zu werden, um ihn aufzuknüpfen, und ſetzten ſogar einen Preis von hundert Thalern auf ſeinen Kopf.

Ob das wohl der arme Wendler gewußt haben mag? — Er hätte die hundert Thaler brauchen können! — —

Eines Tages ſchlich Hermann verkleidet wieder mit einer wichtigen Nachricht der Gegend zu, wo die preußiſchen Vorpoſten ſtanden. Als er um eine Waldecke biegt, kommt ihm ein Commando öſterreichiſcher Reiter entgegen. Das waren nun freilich nicht die Rechten; aber ausweichen konnte er nicht mehr, er mußte ihnen Rede ſtehen. Der Wachtmeiſter fragte: wer er ſey? —

„Ich bin der Verwalter Seifert aus dem Dorfe dort unten!“ war die Antwort.

„Er lügt,“ rief einer aus dem Commando, „es iſt ſicher kein anderer als der Grenzjäger Hermann! ich habe mir den Patron früherhin einmal auf dem Viehmarkte zeigen laſſen, und müßte mich ſehr irren, wenn es dieſer nicht ſeyn ſollte.“

„Da wäre etwas zu machen, Herr Wachtmeiſter!“ rief ein anderer.

Der Wachtmeiſter wurde dringender; Hermann aber ſchwor Stein und Bein, und zeigte einen erbrochenen Brief vor, der eine Getreidebeſtellung an den Verwalter Seifert enthielt. Durch dieſes ſichere Benehmen wurde der Wachtmeiſter zweifelhaft, und wollte ihn ſchon wieder gehen laſſen, denn er dachte: „Wen man gern haſchen und hängen will, den glaubt man überall zu ſehen!“

Doch da rief wieder einer aus dem Commando: „Halt! dort kommt unſer Mann! — ich kenne ihn, es iſt der Taglöhner Wendler, den jener Burſche um Haus und Hof gebracht und wegen einer Kleinigkeit ins Zuchthaus verholfen hat; von dem werden wir die ſicherſte Auskunft erhalten!“ und wirklich kam der arme Wendler mit einer Karre trockenen Holzes langſam den Weg daher gefahren.

Für Hermann war dieß noch weniger der rechte Mann, und ihm ward zu Muthe, als ſtehe er hier auf dem Richtplatze, zumal er den Schleifweg und die Stelle hier wohl erkannte, an welcher er einſt dem Wendler ſelbſt die Lehre gegeben: „man müſſe ſeinen Nächſten nicht verläugnen!“

Der Wachtmeiſter rief den Tagelöhner herbei und fragte ihn: „Ihr kennt doch wohl den Grenzjäger Hermann?“

„O ja! den kenn' ich ſehr genau!“ war die Antwort.

„Nun ſo ſeht euch einmal dieſen Menſchen an. Er will der Verwalter Seifert aus jenem Dorfe ſeyn, wir aber halten ihn für den Spion Hermann, der euch ins Zuchthaus gebracht. Ihr wißt doch auch, daß ein Preis von hundert Thalern auf ihn geſetzt iſt, und ich bin erbötig, einen Vorſchuß darauf zu machen.“ Mit dieſen Worten zog der Wachtmeiſter einen ſchweren Beutel aus der Taſche, und ließ das Silber darin anmuthig klingen.

Der Hausfreund möchte abermals nicht an dieſer Stelle geſtanden haben. Denn Nahrungsſorgen ſind eine bittere Koſt, die Rache aber iſt eine ſüße Speiſe, und er betet deßhalb lieber alle Morgen: „Herr gib uns unſer täglich Brod und führe uns nicht in Verſuchung!“

Der Wendler blieb die Antwort auch lange ſchuldig, und eben weil

die Rache ſüß iſt, ſagte er endlich: „Ja, ich kenne dieſen Mann genau, und man ſoll ſeinen Nächſten ja nicht verläugnen!“ — und wieder ſchwieg er, ſah ernſt in das bleiche Geſicht des Grenzjägers, und als dieſer meinte, jetzt werde der Streich des Nachrichters fallen — da wehte in des Tagelöhners Bruſt die Gnade mit dem weißen Tuche, und er ſagte: „Ja, ich kenne dieſen Mann genau! — Es iſt der Verwalter Seifert!“ — — und hiermit ging er an ſeinen Karren zurück und fuhr das dürre Holz getroſt nach Hauſe. Der Wachtmeiſter aber ſteckte den ſchweren Beutel wieder in die Taſche und ließ den Grenzjäger ruh'g ſeines Weges gehen. Und das war gut, denn ſo blieben ſie alle drei reicher!

„Ich bin nun fertig!“ ſagte der Arzt.

„Bravo, Kalendermann! Ihr habt euere Sache gut gemacht!“ riefen der Amtmann und deſſen Bruder; die Paſtorin trocknete ſich aber ſtill die Augen.

„Ich bin auch mit euch zufrieden, Hausfreund!“ ſprach herablaſſend der Förſter; „aber, Secretarius, nun thut auch ihr eure Schuldigkeit!“

Der Prediger ſäumte nicht und hob an: „Du ſollſt deinen Nächſten nicht verläugnen! das heißt: du ſollſt deines Nächſten Namen und Verhältniſſe einem jeden nennen, der dich darnach fragt.“ — Erſtens. Merke: Ja! Wenn dich einer fragt, der ein Recht dazu hat, und dem du Antwort ſchuldig biſt; oder wenn der Nächſte ſelbſt dein Anerkenntniß bedarf und verlangt, dann ſollſt du ihn nicht verläugnen, und wenn auch im erſten Falle Mitleid, und im andern Hochmuth oder Furcht dir davon abriethen. Zweitens. Merke: Nein! Wenn dein Nächſter ein treuer eifriger Diener ſeines Herrn iſt, ob andere ihn gleich deßhalb einen Spion nennen und aufhängen wollen, wogegen auch du im Ganzen vielleicht nicht viel einzuwenden haben würdeſt, weil du meinſt, er habe es auch an dir verdient; und die Rache deckt ſeinen Feinden und dir eine reiche Tafel, und die Habſucht trägt die Speiſen in Silber auf, ſo ſollſt du dich mit ihnen doch nicht zu Tiſche ſetzen. Das bleiche Armeſündergeſicht des Verrathenen ſteht ja hinter deinem Stuhle, und würde Zeit deines Lebens dort ſtehen bleiben; du magſt ihn dann getroſt verläugnen, den Grenzjäger in einen Verwalter umkleiden helfen, und ruhig und lieber hungerig mit deiner Karre weiter fahren, der liebe Gott wird dich daheim ſchon ſatt machen!“

„Topp! ſo ſoll es ſeyn, und wir wollen uns das: Merke! merken,“ rief der Lieutenant, und die Freunde reichten ſich die Hände.

„Und nächſtens gibt uns der Hausfreund und ſein Secretarius wieder eine ſolche Kalendergeſchichte!“ meinte der Amtmann.

„Wir sind erbötig dazu, wünschten vor allem aber das verheißene Zeichen der Gnade und Zufriedenheit unseres Landesfürsten zu erhalten," entgegnete der Doktor scherzhaft, indem er sich an den Förster wendete.

„Das soll euch nicht fehlen," antwortete dieser, und nahm sich ein halb verwelktes Büschelchen Baumblüthen von der Brust, sah den Doktor und den Prediger wehmüthig lächelnd an und sagte: „Da, theilt euch in dieß Kleinod! Ihr wißt ja doch, von welchem Baume die Blüthen sind."

Der Abend nahte und mahnte die Freunde zum Aufbruch. Da sprach der Förster, welcher lange schon nachdenkend vor sich hingeblickt und mit dem Stocke in den Sand gekritzelt hatte: „Mir kommt da noch ein Einfall, den ich euch nicht verschweigen mag. Wenn mir etwas recht zu Herzen gegangen ist, so wird mir immer dabei, als sollte ich es der ganzen Welt wieder erzählen. Ich wette auch, daß wenn ihr, Pastor, eure ganze Gemeine, und ihr, Doktor, alle eure Kunden aus der Stadt, und ihr, Lieutenant, euer ganzes Regiment heute zu uns gebeten hättet, sie würden alle gern mit uns Fürst und Kalendermacher gespielt und zugehört haben, was der Kalendermann und sein Secretarius uns erzählten."

„Das wäre aber doch wohl zu viel gewesen!" erinnerte die Pastorin.

„Nun freilich wohl," fuhr der Förster fort, „Kaffee und Tabak würden nicht gereicht haben, und der Doktor mit seiner heisern Stimme auch nicht allen verständlich geworden seyn. Aber ich weiß es, ihr beide seyd stark in der Feder; wie wär' es nun, wenn ihr es aufschriebet, was wir uns erzählten?"

„Der Einfall ist nicht übel!" meinte der Amtmann.

„Und wenn ihr's dann gar drucken ließet," sprach der Förster weiter, „so daß gleichsam aus unserem Kreise ein Hausfreund ausginge, der jedem bei der eigenen Pfeife Tabak und dem eignen Schälchen Kaffee das wieder berichtete, was wir uns mitgetheilt, und es könnte einer oder der andere das Büchlein auch so mit nach Hause nehmen, wie ihr mir vor dem Jahre den Rheinischen Hausfreund mitgabt!"

„Waidmann, Waidmann!" fiel der Doktor ein, „ihr habt stolze Gedanken, und möchtet wohl gar euch gern gedruckt sehen? Mir selbst aber kommt auch die Lust, Hand an ein solches Werk zu legen, wenn Freund Wanger nämlich auch die seinige dazu bieten will!"

„Ich bin nicht dagegen," antwortete Wanger; „was wir aber niederschreiben, muß kein Buch ausfüllen, sondern nur der Appendix zu einem Hauskalender seyn. Ich schätze nun einmal diese Haustafeln ganz besonders, und so könnte sich das ja wirklich erfüllen, was wir vorhin über das Kalendermachen gesprochen haben. Ein tüchtiger Verleger, der neben

unserem einfachen Blumenkohlgerichte noch andere kräftigere Speisen zuzutragen versteht, damit das Ganze ein gutes Mahl werde, wird ja wohl auch zu finden seyn!" — Man ward einig; der Förster holte Papier und Feder herbei, und sprach zum Prediger: „Hier, Secretarius, setzt euch nieder, und schreibt vor allen Dingen ein Wort an den geneigten Leser, wodurch sich ihm der neue Hausfreund empfiehlt!"

Wanger setzte sich und schrieb wie folgt. „Der Hausfreund an den geneigten Leser: Es gibt wohl keinen Menschen auf der Erde, welcher behaupten möchte: er habe niemals einen Freund gehabt; wollte aber einer oder der andere doch mit der Klage gegen die Freundschaft auftreten, daß sie seinem Hause entweder stolz oder leichtsinnig vorübergegangen sey, oder er sie, wegen ihrer unnützen Aufführung, gar selbst habe hinauswerfen müssen, so können wir die Schuld davon nur ihm allein zuschreiben, denn er hat entweder die Pässe der bei ihm Einkehrenden nicht genau visirt und nicht beachtet, daß bei dem Signalement der Freundschaft eine offene Stirn, ein freies treuherziges Auge, und ein geschlossener Mund nicht fehlen dürfen, und hat ein verstelltes Zusammenkneifen der Finger für den ihr besonders eigenen warmen Händedruck gehalten, sie hieran zu erkennen geglaubt, und unvorsichtig dem Falschen seine Thüre geöffnet, oder er hat, vom Nachtschwärmen mit dergleichen Gesellen ermüdet und verdrossen, die schöne Zeit verschlafen, wo die Freundschaft an seine Thüre klopfte, um ihn aufzuwecken, und ihn mitzunehmen zu einem frohen thätigen, frommen Leben. Wer würde es ihr wohl ansehen, wenn sie so jugendlich frisch und stark neben uns steht, und gleichsam mit uns aufzuwachsen scheint, daß sie schon so alt sey, und so lange schon unter den Menschen umher wandle? — Spricht nicht schon vor zwei Jahrtausenden Jesus Sirach von ihr und sagt: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz! wer den hat, der hat einen großen Schatz. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens, und wer Gott fürchtet, der kriegt einen solchen Freund. Denn wer Gott fürchtet, dem wird es gelingen mit Freunden, und wie er ist, also wird sein Freund auch seyn!"

Freilich wird der geneigte Leser erfahren haben, daß ein solcher Schatz nicht leicht zu finden sey; jedweder sucht danach wie nach seinem verloren gegangenen Eigenthum, nicht aber will jeder bei dieser allgemeinen Hausuchung auch seine Brust- und Herzenskammern willig aufschließen, worin der Schatz wohl verborgen liegen mag. Deßhalb wäre es gut, wenn es den Menschen lieber gleich an der Stirn geschrieben stände: „Hier ist der Schatz, der Freund, zu finden!" Wer die Schrift auf dem Menschenantlitz zu lesen versteht, der liest es denn auch freilich oft also.

Es giht nun aber doch einmal viele, die nur Gedrucktes lesen können, und für dieſe beſonders muß ein Freund erwünſcht ſeyn, der den Namen gedruckt an der Stirne trägt.

Und, nun ſchaut mir doch einmal recht ins Angeſicht, erkennt ihr nicht das Wort: „Hausfreund" — das ſie mir mit großen rothen Buchſtaben auf die Stirn gedruckt haben, damit jeder wiſſen möge, wer ich ſey. — Nun, ſo empfangt mich denn als Freunde, und öffnet mir die Thüren; mir gilt es gleich, ob mich ein Palaſt oder eine Hütte aufnimmt, ich werde allenthalben ein treuer Freund ſeyn, verſchwiegen und beredt zu ſeiner Zeit. Gott grüß' euch alle, und ſchenk' euch ein fröhliches Neujahr!"

II.

Die Erde und der Menſch.

Bei dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe werden gewiß viele von euch in die Schule gegangen ſeyn, und noch nicht vergeſſen haben, wie er das erſte Kapitel im erſten Buche Moſis auszulegen, und was er dabei von der Erſchaffung der Welt und des Menſchen zu erzählen wußte. Da ſchwoll uns Kindern dann immer recht der Kamm, wenn es hieß: die ganze Erde, mit allem, was darauf wächst und blüht und lebt und webt, ſey nur dem Menſchen unterthan, und daß er nach Willkür damit ſchalten und walten könne; und wir ließen es uns gefallen und nickten alle mit dem Kopfe dazu, wenn der Herr Schwalbe die Allweisheit und Allgüte Gottes hauptſächlich eben daraus bewies, daß der Schöpfer die ganze Erde einzig und allein zu unſerem Vergnügen und Nutzen erſchaffen habe; daß die Thiere und Pflanzen nur des Menſchen wegen da wären, weßhalb er mit ihnen nach Gefallen verfahren könne, und daß die vier Jahreszeiten bloß zu unſerer Luſt, wie wandernde Muſikanten, ihren Umgang halten müßten. Kein Wunder, wenn die jungen Herren der Erde, ſobald ſie nur das alte Schulhaus verlaſſen hatten, von ihrer Herrſchaft und Willkür auch ſogleich nach Kräften Gebrauch zu machen ſtrebten. Da kriegte denn manches Pferd und mancher Ochſe und Hund einen tüchtigen Hieb mehr; der Sperling oder der Käfer mußten an einen Faden gebunden im Kreiſe herum ihre Kunſtſtücke machen, bis ſie elend ſtarben;

die Vogelnester wurden auf der Stelle angenommen, und die schlanksten schönsten Blumen wurden geköpft.

Nicht wahr? der Herr Schulmeister Schwalbe wird tüchtige Herren der Erde erzogen haben, wenigstens sind dem Hausfreunde gar viele aus dieser Schule im Leben wieder vorgekommen, und er möchte wohl selbst einer dergleichen geworden seyn, wenn die Mutter nicht gewesen wäre und behauptet hätte: der liebe Gott habe es doch wohl anders gemeint, als der Herr Schwalbe ihn verstehen wolle, und man gehe doch viel seliger durch die Welt, wenn man weniger als Herr, sondern mehr als Bruder mit den Geschöpfen verfahre, denn da treffe man allenthalben Geschwister, wenn auch die Menschen selbst einen nicht mehr Bruder nennen wollten! —

„Aber, liebe Mutter!" wendete ich dann ein; „du wirst doch nicht verlangen, daß ich die Hunde oder die Esel für meine Herren Brüder, oder die Raupen und die Brennnesseln für meine Frauen Schwestern halten soll? Ich müßte mich ja schämen."

Da hob die Mutter den Finger drohend auf, und sprach: „Ei, du eitles Kind! schämt sich der Schöpfer nicht, ihr Vater zu seyn, wie darfst denn du dich ihrer Brüderschaft schämen wollen!"

„Aber in der Bibel steht doch nun einmal: der Mensch soll herrschen über die ganze Erde!" entgegnete ich etwas trotzig, weil ich fühlte, ich sey vor dem Drohen der Mutter roth geworden.

„Der Herr Schulmeister herrscht auch über euch!" sprach sie sanft; „wie, glaubst du aber, daß ihr des Herrn Schulmeisters wegen da seyd, oder er nur euretwegen im Amte stehe? Wem ein Herrscheramt aufgetragen, der darf wohl weniger an sich denken, als an die, welche ihm unterthan sind; und wenn der Mensch wirklich die Erde beherrschen soll, so ist er ja auch zugleich verantwortlich für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe."

Damals schwieg ich bloß aus Respect; aber recht verstanden habe ich die Mutter erst jetzt, seit sie den Mund auf immer geschlossen hat, und ich will mich nächstens zum Herrn Schulmeister begeben, und ihn gewiß eines andern überzeugen.

Ich will ihm sagen: wenn der liebe Gott nun die Erde mit allen Thieren und Pflanzen geschaffen hätte, jedoch ohne die Menschen darauf, und euer Schulhaus stände auch nicht hier, sondern auf einem andern Sterne, und er sagte zu euch: „Kommt einmal mit, Herr Schulmeister, ich will euch meine schöne Erde zeigen!" und er führte euch dann in die tiefen Schatten ihrer Wälder, wo das Wild noch furchtlos seine Jungen

ſäugt, und der Vogel zutraulich ſein Neſtchen baut; und auf ihre weiten Felder und Auen, mit Blumen und Getreide und Früchten üppig durchwachſen, wo Millionen Bienen und Käfer und Schmetterlinge luſtig umherſchwärmen; und er zeigte euch ihre Bäche und Ströme und Meere mit dem fröhlichen Volk der Fiſche — und ſetzte euch eine Vergrößerungsbrille auf die Naſe, damit ihr die Würmchen kennen möchtet, die auf dem Sandkorne wohnen; — und ließe euch endlich in dem Schooße der Erde die koſtboren Stein- und Metalladern, als Grundlage des Baues, ſchauen und fragte dann: „Wie gefällt euch dieß alles, Schulmeiſter? Meint ihr wohl, daß ich die Erde ohne Zweck gemacht, und daß ſie der Mühe des Erſchaffens nicht werth geweſen ſey, weil ihr der Menſch fehlt?“

Gewiß, ihr würdet vor dem großen Meiſter niederfallen und ſagen: „Nein, das glaube ich nicht mehr! Ich erkenne deinen heiligen Zweck: wohlzuthun und zu erfreuen, das iſt dein Bedürfniß, du ewiger Weltgeiſt! Deßhalb theilſt du die koſtbaren Gaben, Leben und Freude und Liebe, allenthalben reichlich aus, zufrieden, wenn ſie nur genoſſen, unbekümmert, ob ſie verſtanden werden. Deine Erde iſt ein Paradies auch ohne die Menſchen, und — verrathe ſie ihnen nicht, ſonſt wird ihre Axt deine Wälder niederhauen; ihr Gewehr deine fröhlichen Thiere tödten, ihr Netz deine Gewäſſer entvölkern, ihre Sichel deine blumigen Auen abmähen, ihr Fuß deine Würmchen zertreten, und ihr Brecheiſen die Pracht deiner Metalladern zerſtören! Aber mich laß ein Hüttchen hier bauen, ich will friedlich hier leben.“

Und geſetzt, der liebe Gott erlaubte es euch, und ihr dürftet euch die Hütte erbauen; würdet ihr noch behaupten: die Erde ſey bloß euretwegen gemacht? Und was möchten wohl die Thiere zu euch ſagen? — Der Storch dächte wohl: „Ganz beſtimmt hat der Schulmeiſter nur meinetwegen ſein Haus hier aufrichten müſſen, denn wo könnte ich mein Neſt beſſer erbauen, als auf dem breiten Giebel dort!“ — Und die Mücke würde denken: „Die Menſchen mit der glatten Haut hat der liebe Gott doch gewiß bloß für uns geſchaffen, denn ſeit ich des Schulmeiſters rothe Naſe hier habe, gibt's doch erſt einen ordentlichen Rüſſel voll Blut!“ — Und das Turteltäublein würde ganz früh ſchon gurren und rufen: „Will der faule Schulmeiſter wohl aufſtehen und die Saat auf ſeinen Acker ausſtreuen, damit ich mein Frühſtück gemächlicher finde?“ — Dergleichen Stimmen würden die meiſten Thiere und Pflanzen erheben, wenn ſie nur ſprechen könnten, und den Menſchen für ihren Tagelöhner und Handlanger ausgeben, während er ſelbſt glaubt, daß er der Herr der Erde ſey. Und wenn er nun auch letzteres wirklich geworden iſt, weil ihm der Schöpfer,

als seinem vernünftigen Kinde, die Aufsicht über die andern aufgetragen hat, so muß er, wie meine selige Mutter sagte, eben darum verantwortlich bleiben für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe. Bei seinem klaren Bewußtseyn von Lust und Schmerz weiß er recht wohl, wie es den armen stummen Thieren zu Muthe ist, wenn ihnen das Herz klopft, und sie angstvoll zucken und stöhnen, oder wenn sie hüpfen und springen, und sich wohl gar an ihn schmiegen. Er ist nun zwar ihr Herr, und auch wohl gewissermaßen auf sie angewiesen; er darf mithin ihre Kräfte gebrauchen, ja selbst zu seiner Nothdurft ihr Leben fordern. Aber er soll gerecht und barmherzig gegen sie seyn; gerecht, indem er nicht mehr von ihnen verlangt, als die Natur ihrer Kräfte erlaubt, und er ihnen ihr Tagewerk mit reichlicher Nahrung vergilt; barmherzig, indem er sie nicht zu seiner Lust verstümmelt, sondern ihnen das Fünkchen Leben nur zu seiner eigenen Lebensnothdurft raubt, und den schweren Augenblick des Todes ihnen leicht macht; sonst wird ihn der Schöpfer fragen: „Hast du dein Amt auch recht verwaltet? Hatte ich denn die Erde nur für dich geschaffen, und dich nicht auch mit für die Erde? Waren nicht alle ihre Bewohner so gut meine Kinder, als du?“

Also würde der Hausfreund zu dem Herrn Schulmeister Schwalbe sprechen, und sich vielleicht obendrein gegen ihn beklagen, daß man zum Schutz der Thiere noch keine Gesetze gegeben, und ihnen, den stumm Duldenden, noch keinen Anwalt bestellt habe, da ohne sie ein Staat doch nicht bestehen kann, und sie deßhalb also doch auch als Viertels- oder Achtelsbürger betrachtet werden müssen. Wenn aber der Schulmeister dennoch hartnäckig den Kopf schüttelt, weil er denkt: „wenn du nachgibst, so darfst du am Ende nicht mehr die jungen Finken und Nachtigallen blenden, damit sie besser schlagen und theurer bezahlt werden, und darfst nicht mehr den Wurm lebendig an den Angelhaken spießen, oder gar nicht einmal mehr das rückständige Schulgeld an des Gastwirths altem Einspänner abprügeln, der nur mit deiner guten Drahtpeitsche gezwungen werden kann, deine acht Mann starke Familie fortzuschleppen, wofür er selbst noch kein Futter gefordert hat!“ so wird ihn der Hausfreund auf der Stelle verlassen, weil ihm vor einem Menschen graut, der kein Herz für die übrigen Gottesgeschöpfe hat, und er ruft deßhalb dem geneigten Leser zu: „Hütet euch vor einer solchen Schwalbe, die da meint: der Tempel Gottes sey nur deßwegen aufgebaut, damit sie ihr Nest von Koth daran kleben könne!“

III.

Das Kindtaufen.

Bei dem Förſter war Kindtaufen. Der Himmel hatte ihm wieder erſetzt, was vor dem Jahre die Erde aufgenommen, ein derber Knabe lag ſchlummernd in der Wiege, und der Doktor, der Amtmann, der Lieutenant und mehrere Freunde und Verwandte ſtanden Gevatter, und der Knabe wurde „Gottlob“ getauft.

„Denn Gottlob iſt ein ſchöner Name!“ ſagte der Förſter; „wer ihn nur mit Fug und Recht zu tragen weiß; und Gottlob heißt auch mein Bruder, der alte Oberwinzer auf Fiſchers Weinberg; das iſt ein Menſch, zu dem jeder ſagen möchte: Gottlob! daß du auf der Welt biſt, du braver ehrlicher Kerl! und Junge!“ rief er eifriger, indem er ſich erhebend an die Wiege ſtellte; „daß du mir auch ein ächter Gottlob wirſt, ein wahrer Oberwinzer im Weinberg des Herrn, der die Reben anbindet und zieht, und aus der vergänglichen Traubenfrucht den Labetrank für lange Jahre zu bereiten weiß, daß du mir auch ein Gottlob wirſt, und kein Gottbewahre! oder ich will dir ja die zehn Gebote — —“ und hiermit langte er nach der Jagdpeitſche an der Wand.

„Vater, Vater! es hat ja noch lange Zeit!“ wendete ſanft die Wöchnerin ein.

„Du haſt Recht, es hat noch lange Zeit!“ erwiederte der Förſter; „und wird auch nicht nöthig ſeyn; nicht wahr, mein Gottlobchen, es wird nicht nöthig ſeyn? — Mutter, wiege das Kind wieder ein, es hört ſchon auf ſeinen Namen, und iſt erwacht, da ich es etwas ſcharf anredete.“

„Der Name Gottlob kommt mir aber doch ein wenig gemein vor, wertheſter Herr Schwager!“ erinnerte die Geheime Hofräthin. „Er ſchmeckt ſo nach Handwerk und Taglohn. Wir haben ja andere gar ſchöne und wohlklingende Namen, die gleich den höhern und gebildeteren Stand beweiſen, und daß man in der Hiſtorie und im Bücherſaal wohl bewandert iſt.“

„Nach Handwerk und Taglohn?“ fuhr der Förſter auf. „Ei, ei! meine Frau Geheime Schwägerin, worauch für Sie denn ſo vornehm geworden? Doch wohl nur, weil Ihr braver Mann auf der großen Werkſtatt der hohen Schule ein tüchtiger Burſche und Geſelle geweſen iſt, der das Seinige von den Meiſtern gelernt hat und nun ſein Handwerk mit der Feder verſteht, und Sie durch ſein redlich erworbenes

Tagelohn reichlich ernährt mit seiner Kleine. Haben Sie alle Respekt vor Handwerk und Tagelohn! Oder bilden Sie sich darauf etwas ein, daß Sie Ihre beiden gottlosen Buben Adhein und Malheim genannt haben?"

„Es sind zwei Königsnamen!" sprach die Hofräthin, indem sie den Kopf stolz in die Höhe warf.

„Und in welchen Ländern herrschten denn diese beiden Könige?" fragte der Doktor lächelnd.

„Mein Mann weiß es!" erwiderte sie.

„Sie aber wissen es nicht?" fiel der Förster ein; „recht so, was gehen Ihnen die Länder an, wenn es nur Königsnamen sind, mit Sie das Glück haben, die bedenklos ungezogenen Herren Könige alle Tage einmal tüchtig auszupeitschen!"

„Ich gehe immer sehr ungern daran, ein Kind mit einem fremden ungewöhnlichen Namen zu taufen!" sagte der Pastor; „aber der Deutsche liebt es nun einmal, sich seine Namen sogar von andern Völkern erst zu borgen. Die Frau Geheime Räthin hat vollkommen Recht, es gehört jetzt zum vornehmen Ton, den Kindern recht ungewöhnliche Namen beizulegen, aus der alten fabelhaften Geschichte und aus Dichtungen entlehnt, oder die gewöhnlichen Namen wenigstens französisch und englisch auszusprechen, wenn man auch kein Wort von diesen Sprachen versteht. Ehemals erhielt der Sohn den Namen des Vaters, oder eines geliebten Freundes und Verwandten, oder er wurde nach dem Tage seiner Geburt aus dem Kalender benannt, oder ihm aus begeisterter Liebe, wie ein Segen, der Name des braven Landesfürsten gegeben, und so knüpften sich tausend liebe und merkwürdige Erinnerungen an den Namen des Kindes. Diese Rücksicht gilt aber jetzt bei wenigen mehr; klingt der Name nur recht selten und abenteuerlich, dann ist es genug."

„Nein, bei mir ist es nicht genug!" rief der Förster. „Ich habe nach alter Sitte gar liebe Erinnerungen an meines Sohnes Namen geknüpft. — Gottlob! sprach mein Weib, als sie den Knaben geboren. Gottlob! rief auch ich, als die Hebamme mir ihn in die Arme legte, und wie mein Bruder, der Oberweinzer heißt, hab ich euch schon gesagt; genug, genug Sie, Frau Geheime Hofräthin, beste Schwägerin, vortrefflichste Königsmama, wir wollen zu Tische gehen, uns weiter nicht streiten, und Ihr Pathchen, das kleine Gottlobchen, hoch leben lassen."

Und hiermit führte der Förster die empfindlich gewordene Frau in die Gaststube, wo ein reichliches Mittagmahl aufgetragen wurde.

Bei vielen kräftigen Speisen, einem guten Glase Wein und einem

fröhlichen Unterhaltung ſaß man lange bei Tiſche, und der Förſter ſchnitt eben den großen Kindtaufkuchen vor, als er plötzlich ausrief: „Alle Wetter! bald hätte ich vergeſſen nach der Hauptſache zu fragen. — Paſtor! hört! wie ſteht es mit unſerem Hausfreunde? Iſt er wie ein fröhlicher Bote in alle Welt ausgewandert?“

„Ich bringe erwünſchte Nachricht!“ antwortete Wanger. „Der Hausfreund hat eine gute Aufnahme und allenthalben Quartier gefunden!“

Da trieb der fröhliche Kindtaufvater die Geſellſchaft bald vom Tiſche in den Garten, und der Doktor, als einmal erwählter Kalendermann, fing an ſein Amt wieder zu beginnen.

„Gut!“ ſprach der Doktor; „von der Wiege eines Kindes, mein alter Freund, gehe denn heute der Hausfreund aus. Er hat auch Gevatter geſtanden, und bringt daher vor allen Dingen die Strophen mit, welche ſein Sekretarius, unſer Paſtor Wanger, für die Taufhandlung gedichtet; die Geſangbücher ſind an Kindtauftiſchen eben nicht reich, und manchem Vater iſt es vielleicht eine willkommene Gabe, wenn ihm der Hausfreund ein gutes Tauflied mitbringt.

Taufl i e d e r.

Vor der Taufe.

Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Herr! der du uns dieß Kind gegeben,
Dir bringen wir's, dein ſoll es ſeyn.
Wir weihn das kaum erwachte Leben
Zu deinem heil'gen Bunde ein,
Daß es mit dir den Pfad beginnt,
Uns anvertraut, doch nur dein Kind!

Gib Segen dieſer ernſten Stunde!
Des Taufes und der Liebe voll,
Geloben wir mit ſchwachem Munde,
Was einſt dieß Kind die halten ſoll.
O mach' ihm die Erfüllung leicht,
Daß es durch dich das Ziel erreicht!

Nach der Taufe

(Mel. Befiehl du deine Wege.)

So sey uns denn willkommen!
Dir selbst noch unbewußt
Bist du jetzt aufgenommen
Von uns zu Schmerz und Lust;
Daß einst du deine Freuden
Wie Himmelsgaben pflegst,
Und künftig deine Leiden
In Gottes Namen trägst.

Der Herr verleih dir Stärke,
Will dir Versuchung drohn!
Er heil'ge deine Werke,
Durch die Religion.
Er wähle dich zum Streiter,
Für das, was Gutes schafft,
Und gebe zu Begleiter
Dir Glaube, Liebe, Kraft!

„Zieht denn in die Welt, ihr, meine einfachen Lieder!“ fügte Wanger hinzu; „und wo man von euch bei einer Taufhandlung Gebrauch macht, da bringt den glücklichen Eltern an der Wiege des Neugebornen zugleich den Glückwunsch des Hausfreundes!“

Die Gesellschaft hatte sich indeß in einen Kreis gesetzt, und der Doktor begann: „Ich bringe dießmal eine inhaltsschwere Begebenheit, der ich die Ueberschrift geben will: „In frommer Absicht geht mancher aus, und kommt als Verbrecher wieder nach Haus!“

„Des Gastwirths Tochter in dem österreichischen Dorfe S. war das schönste Mädchen der Gegend. Seit sie herangewachsen, ward des Vaters Gasthaus am Sonntage nicht leer; Jung und Alt eilte, sich von Schönlenchen aufwarten zu lassen, sie tanzen zu sehen, oder wohl gar mit ihr zu tanzen, und sie wußte bald hier ein paar freundliche Worte, bald dort einen bedeutenden Blick, oder wohl gar einen Händedruck so klug unter die vielen sich an sie drängenden jungen Bursche zu vertheilen, daß jeder zufrieden war, sich für den Begünstigten hielt, und immer wieder kam.“

„Der Hausfreund wäre wohl auch gern einmal hingegangen, um sich

vom Schänkchen ein Glas Bier einſchenken zu laſſen, denn er ſcheint mir für ſolche Reize ein recht ſehr empfängliches Herz zu haben!“ ſagt die Geheime Hofräthin lächelnd ein.

„Allerdings wäre er gern einmal in Suschens Nähe geweſen,“ fuhr der Doktor fort; „denn er kennt nichts lieblicheres auf der Welt, als ein recht ſchönes Märchenantlitz, wo in dem klaren Kryſtallquell der Augen, von dunklen Wimpern ſittſam überſchattet, der reine Himmel ſich ſpiegelt, und Stirn und Wange wie blühende Ufer daneben ſtehen. Wenn ihn aber ein paar ſchöne Augen ſo recht mit feurigen Blicken über glühende Wangen hinweg anſtrahlen, ſo wird ihm ſo dabei zu Muthe, als wenn er die Sonne im Morgenroth glühend aufgehen ſieht, und ihm fällt das alte Sprüchlein ein:

Morgenroth
Schlacht Wetter todt!

„Es warben viele Freier um Suschen, wurden aber insgeſammt mit der Erklärung zurückgewieſen, daß ſie noch keine Luſt zum Heirathen verſpüre, und den Vater noch nicht verlaſſen möge. Das war dem alten Gaſtwirth nun gar recht, denn er wußte wohl, daß wenn er die Tochter heirathen und ziehen ließe, ſein ſaures Bier nicht mehr den erwünſchten Abgang finden werde; Suschen hingegen hatte einen andern ſtillen Grund; ihr Herz hing bereits in geheimer Leidenſchaft an Joſeph Kiebe, einem jungen ſchönen Soldaten aus ihrem Dorfe, der in ſeiner leichtſinnigen Lebensluſt ſo recht für Suschen paßte. Weil er jedoch der Sohn eines armen Taglöhners war, der alte Gaſtwirth aber nur einen reichen Schwiegerſohn begehrte, und Suschen alſo vorausſah, daß der Vater in eine ſolche Heirath niemals einwilligen werde, ſo verſchwieg ſie ihre Neigung, und unterhielt lange Zeit ein geheimes Liebesverſtändniß mit dem Joſeph Kiebe.

Eines Tages erklärte ihr jedoch der Vater, daß er endlich für ſie gewählt habe. Ein beſter Gaß, der reichſte Mann im Dorfe, der Huſ mit Waſſenſchmied hatte um die Tochter geworben, und bereits des Vaters Einwilligung erhalten. Suschen war mit dieſer Wahl ſchlecht zufrieden; der Schmied war ihr nicht jung und hübſch genug, vielmehr ſehr rauh und ſchmutzig, und ein Freund ſtarker Getränke; ſie hatte ſeine plumpen Liebkoſungen, denen ſie am meiſten ausgeſetzt war, wenn er ein Glas zu viel getrunken, oft ſchon mit Widerwillen zurückweiſen müſſen — und dieſen Mann ſollte ſie nun heirathen! — Sie bat um Bedenkzeit und erſchien am ſpäten Abend insgeheim den Geliebten zu ſich, ihm ihr Leid zu klagen und ſeinen Rath zu hören.

Nach einer langen Unterredung voll Thränen und Liebkosungen kamen endlich beide dahin überein, daß Suschen den Schmied heirathen solle. Des Vaters unbeugsamer Wille war bekannt, sein Zorn zu fürchten, an eine Heirath der beiden Liebenden war jetzt nicht zu denken, und Klebe sagte endlich selbst: „Wenn es denn nicht anders seyn kann, Suschen, so nimm dir den reichen Schmied; wir können ja doch gut zusammen bleiben; laß du ihn trinken, daß er genug hat, so merkt er nichts, und du wirst ihn vielleicht bald los, dann bist du eine reiche Wittwe, brauchst niemand mehr zu fragen, und dann heirathen wir uns beide!"

Suschen ward also des Hufschmieds Frau, und freute sich am Hochzeitsfeste bereits auf ihren Wittwenstand. Des Gastwirths saures Bier fand nun weniger Absatz, wogegen der Schmied Arbeit vollauf bekam, denn seine schöne Frau war oft in der Werkstatt zugegen und zog den Blasebalg.

Anfangs freute sich der Schmied dieses neuen Lebens, und trank sich recht satt und voll dabei; allein bisweilen schaute er doch über den Ambos und das Glas hinweg, und bemerkte endlich wohl, weßhalb Frau Suschen so fleißig die Gluth mit dem Blasebalg anfachen mochte, und daß sie ganz anderes Eisen schmiedete als er. Das brachte denn große Uneinigkeit und Zank in die an sich leichtsinnig geknüpfte Ehe, und als es dem Schmied endlich gar gelang, den Joseph Klebe zu belauschen, wie er zur Hinterthür seines Hauses hinaus schlich, so verblendete die Eifersucht ihm dergestalt die Augen, daß er Schönsuschen für den alten schwarzen Ambos hielt, und auf ihrem schneeweißen Rücken einen Riegel für die verbotene Thüre zu schmieden versuchte.

„Pfui! der meschante Mann!" fiel die Hofräthin ein — „die arme Frau so zu mißhandeln!"

„Mit Erlaubniß!" entgegnete der Lieutenant, „wer hat denn von beiden hier die ärgste Mißhandlung erdulden müssen? — Der Mann oder die Frau? Dachte Suschen nicht schon am Hochzeitabend an ihren Wittwenstand? und wenn der Ehehorn nun einmal so unglücklich ist, die Hausthür vor der Frau verriegeln zu müssen, so thut das jeder auf seine Weise, und ein Schmied hat nun einmal nichts anderes als Eisen und den Hammer!"

„Sie sollten doch ja gänzlich schweigen!" meinte die Hofräthin; „denn ihr Soldaten seyd eben die Unheilstifter, vor denen man die Thüren verriegeln muß!"

„Nicht also!" antwortete der Lieutenant; „es gibt unter allen Ständen Leichtsinnige, also auch unter denen, die das Leben besonders leicht achten

müssen. Aber ein ächter Soldat steht treulich Schildwache vor seines Nächsten Thüre, zumal, wenn dessen Eigenthum schlecht bewacht ist."

„Klobens Vater war gestorben," fuhr der Doktor fort; „er selbst befand sich beim Regimente, um seinen Abschied nachzusuchen, und kehrte endlich nach mehreren Monaten mit demselben zurück. Frau Suschen hatte lange und schmerzlich auf ihn gewartet; sie glaubte die Behandlung ihres Mannes nicht länger ertragen zu können. Der gegenseitige Groll war mit jedem Tage gewachsen; kein freundliches Wort wurde mehr gewechselt, der Schmied suchte nur in der Branntweinflasche Erholung und handhabte den Stock nach Gefallen. Suschen fand bei ihrem Vater keine Hülfe, sie blieb sich überlassen mit ihrem Gram und Haß, und so keimten denn in ihrer Seele dunkle furchtbare Entschlüsse, die durch den Geliebten zur That werden sollten.

„Am nächsten Tage nach Klobens Rückkehr fand eine lange geheime Zusammenkunft zwischen beiden statt. — Der Hausfreund aber war nicht dabei zugegen, und vermag noch viel weniger den Inhalt einer solchen Stunde sich zu erdenken, in welcher die Flammen verbotener Leidenschaft dergestalt auflohderten, daß selbst der Mordstahl für fremdes Leben darin geschmiedet werden konnte. Er weiß euch daher nur zu berichten, was er späterhin in den Akten gelesen: daß Suschen und Klobe sich endlich das Wort gaben, den Schmied aus der Welt zu schaffen, zu welchem Entschlusse besonders sie den Geliebten vermochte, und selbst folgenden Plan dazu an die Hand gab.

„Am nächsten Sonntage wollte sie den Mann durch Freundlichkeit und verstellte Schmeichelreden bewegen, mit ihr Nachmittags in den Gasthof zu ihrem Vater zu gehen und dort mit ihr zu tanzen, wobei er besonders gern zu trinken pflege und sie ihm tüchtig einschenken lassen werde, um ihn, wenn es finster geworden, im halben Rausch nach Hause führen zu können; denn in diesem Zustande, meinte sie, würde der an sich sonst sehr kräftige Mann am leichtesten zu überwältigen seyn. Die Wohnung des Schmieds lag abwärts vom Dorfe; vom Gasthofe aus gelangte man zu ihr über einen mit Weiden besetzten Teichdamm; hier sollte sich Klobe hinter einer alten hohlen Weide, mit einem Beile versehen, versteckt halten; sie selbst werde durch lautes Singen ihm schon von fern das Zeichen ihrer Ankunft geben, und den Schmied auf dem Teichdamm vor sich hertaumeln lassen; dann sollte Klobe den Vorübergehenden durch einen Schlag auf den Kopf niederwerfen, und ihm dann leicht und ohne Geräusch den Garaus machen. Um jedoch jeden Verdacht von sich abzuwälzen, und der That den Schein eines Raubmordes zu geben, kam man überein, den

Leichnam vorerst zu berauben und auszuziehen, dann aber solle Suschen sich eine Wunde zufügen und blutend und Hülfe rufend in das Dorf zurücklaufen, Klebe aber in seine Wohnung eilen und sich hier zur Ruhe begeben.

„So war denn der Stab über den Schmied gebrochen und die That vorsichtig genug verabredet; man beschloß endlich noch, sich vor derselben nicht wieder zu sehen, damit auch der entfernteste Schein eines Einverständnisses vermieden werden möge.

„Was in Suschens Hause bis zum Sonntage vorgegangen, mag dahin gestellt bleiben; Gutes kann es aber nicht gewesen seyn, denn sie vermochte den gräßlichen Entschluß wirklich festzuhalten und ihn dennoch zu verbergen. Wir wollen daher lieber nicht in die unheimliche Wohnung hineinschauen, sondern dem Joseph Klebe folgen, der in sich versunken einen einsamen Fußsteig zum nächsten Dorfe hinschleicht.

„Wer auch den Muth besitzt, Blut und Leben an einen ehrlichen Kampf zu setzen, wird bei einem sündhaften Wagestücke oft von Feigheit befallen. So ging es auch dem Klebe. Er hatte gegen Oesterreichs Feinde in vielen Schlachten tapfer gefochten, fühlte sich aber jetzt von Furcht und Zweifel geängstigt, ob es ihm auch gelingen möchte, den starken Schmied zu überwältigen, wenn auch ihn Suschen halbberauscht in seine Hände zu liefern versprochen. Deßhalb suchte er seinen Bruder Traugott auf, der als Knecht in dem nächsten Dorfe diente. Joseph kannte Traugotts Liebe und Treue gegen ihn, er wußte, wie er sich in Noth und Tod auf ihn verlassen durfte, und vertraute ihm daher das ganze schwere Geheimniß mit der Aufforderung an, ihm Sonntag Abends gegen den Schmied auf dem Teichdamm Hülfe zu leisten. Traugott aber schlug die Hände erschrocken zusammen und fiel dem Bruder laut weinend um den Hals. In Noth und Tod wäre er ihm gern gefolgt, aber auf dem Wege zur Hölle konnte er ihn nicht begleiten. Bruderliebe und Abscheu vor dem Verbrechen machten den einfachen Menschen beredt, und wie der Fromme immer eine große Gewalt über den Sünder hat, so gelang es auch dem redlichen Traugott, den Bruder endlich noch einmal zu sich zurückzuziehen, und ihm das Versprechen abzudringen, er wolle die That nicht begehen, und ablassen von des Schmieds mordlustigem Weibe.

„Die Brüder trennten sich leichtes Herzens; als aber der Sonntag kam, und Traugott die Mädchen und Bursche Abends zum Tanze gehen sah, erfaßte ihn aufs neue eine große Unruhe. Es schien ihm dennoch möglich, daß der Bruder in seiner Verblendung wieder vergessen habe, was er ihm zugesagt, und in der Angst des Herzens machte er sich auf

den Weg, seinen Joseph aufzusuchen, und ihn nicht eher wieder zu verlassen, als bis der verhängnißvolle Abend schuldlos verstrichen sey.

„Josephs Wohnung aber war verschlossen. — Traugott eilte nach dem Gasthofe, doch auch hier war der Bruder nicht; wohl aber drehte sich der Schmied mit Suschens in wilder Lust tanzend herum, und stürzte ein Glas Branntwein nach dem andern hinunter, das ihm die hochglühende Frau reichte. Traugott wankte hinaus; er sah die listige Vorbereitung zur gräßlichen That, es ward ihm nun zur Gewißheit, daß er den Bruder am Teichdamm finden werde. Und hinter der alten hohlen Weide stand Joseph, bleich wie ein Gespenst, mit dem Beile in der Hand.

„Bitten und Thränen des redlichen Bruders vermochten nichts mehr über ihn, die unheilschwangere Stunde war zu nahe, und von der Gluth der Leidenschaft jeder fromme Entschluß versengt. Joseph stieß den warnenden ihn beschwörenden Bruder mit Gewalt von sich, und nur als dieser, aufs äußerste getrieben, ihm ernstlich versicherte, daß er, da nichts helfen wolle, auf der Stelle nach dem Dorfe zurücklaufen und die Gerichte zu Hülfe rufen werde, ließ er sich endlich wie ein Träumender von Traugott fortziehen.

„Gott schenke jedem Schwachen einen solchen Bruder!“ sagte Wanger.

„Die Brüder hatten das entgegengesetzte Ende des Teichdammes glücklich erreicht, und die Nacht war eingebrochen; da erscholl plötzlich von der andern Seite herüber Suschens gellender Gesang. — — „Halt! — sie kommen!“ ruft Joseph, reißt sich wie wahnsinnig von dem Bruder los und springt nach der hohlen Weide zurück. Traugott weiß nicht wie ihm geschieht, er kennt das verabredete Zeichen nicht, und bleibt bestürzt stehen. — —

„Herzensjunge, stehe nicht; lauf zu, und verdirb dem Teufel sein Spiel!“ rief der Förster; „oder sperre wenigstens auch das Maul auf und singe mit lauter Stimme ein geistliches Lied!“

Traugott bleibt bestürzt stehen — da hört er einen dumpfen Schlag — und kurz darauf den Bruder Joseph kläglich um Hülfe rufen. Mit zwei Sätzen ist er zur Stelle, am Boden liegt Joseph; der nur leicht verwundete Schmied kniet ihm auf die Brust und drückt ihm mit starken Fäusten die Gurgel zu; nur noch schwach röchelt er nach Hülfe. Da war in dem treuen Bruderherzen alles vorausgegangene vergessen, nur den sterbenden halberwürgten Bruder erblickt er, nur der Schmied ist ihm jetzt der Mörder. In Angst und Verzweiflung faßt er das vor ihm liegende Beil, und die Hand, die den Bruder vom Verbrechen zurückhielt, spaltet, ihn zu retten, jetzt selbst dem Schmied den Kopf.

„O du armer, armer Traugott!“ sagte die Wöchnerin leise, und beugte sich still auf die Wiege ihres Neugebornen.

„Und die Frau Wittwe hielt nun Hochzeit?“ — fragte die Geheime Hofräthin.

„Ihre Absicht war allerdings erfüllt,“ fuhr der Doktor fort; „aber sie blieb allein bei dem Erschlagenen, denn die Brüder, jetzt einander treuer als je, verließen sie und überlieferten sich auf der Stelle den Gerichten, jeder bemüht, die Schuld allein auf sich zu nehmen.

„Und wie fiel der Spruch des menschlichen Richters?“ fragte der Amtmann.

„Dem armen Traugott wurden acht Jahre, und dem Joseph zwölf Jahre Zuchthaus zuerkannt, Suschen aber auf Lebenszeit in das Strafhaus gesetzt.“

Nach einer Pause hob Wanger an: „Der Sekretarius könnte aus dieser Geschichte wohl manches wichtige Merke! herausheben, und zum Schlusse als Warnungstafel hinstellen. Es dünkt ihm aber, daß die ganze Begebenheit ohne Zusatz und Erklärung für Alt und Jung, für Schwache und Starke ein gewaltiges Merke! sey, und er fügt deßhalb nur die Worte der Bibel hinzu: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet.“ —

IV.

Das weiße Lamm und der schwarze Bär.

„Der Gottlose ist verstrickt in dem Werke seiner Hände.“
Psalm 9, V. 17.

Greif, der Gastwirth. Hast du den gnädigen Herrn zu Bette gebracht, Lorenz?

Lorenz, der Sohn. Ja, Vater!

Greif. Hat er dir nichts mehr gesagt — nach nichts weiter gefragt?

Lorenz. Er will das Frühstück morgen um fünf Uhr haben und um sechs Uhr abreisen.

Greif. Gut, bestell' es in der Küche. Ich meine aber nur, ob er dich weiter nach nichts gefragt, ob er sich nicht gewundert hat über den schönen neuen Gasthof?

Lorenz. Nein, er hat ſich nicht gewundert, aber die Zimmer hat er gelobt.

Greif. Das iſt gut! Ich kann das Verwundern nicht leiden, man hat keine rechte Antwort darauf. Aber was ich ſagen wollte, er hat ſich alſo gar nicht gewundert? —

Lorenz. Nein doch, gar nicht.

Greif. Nun, dann wollen wir uns ruhig zu Bette legen.

Lorenz. Nein, ſo trocken leg' ich mich nicht aufs Ohr! Ihr habt dort eine angeriſſene Flaſche Wein in den Schrank geſetzt, gebt ſie heraus, über Nacht wird ſie ſauer.

Greif. Biſt du klug, Junge? immer willſt du Wein trinken; hab ich dich nicht zum Marqueur gemacht, und dir eine neue grüne Schürze vergebunden? Bekommſt du von den Herrſchaften nicht Trinkgelder, und ich ſoll dich noch im Weine freihalten?

Lorenz. Ja, das ſollt ihr! ich hab ihn euch verdienen helfen. Was gehen euch meine Trinkgelder an? — Ich muß ſie ſaurer erwerben, als ihr den ganzen neuen Gaſthof erworben habt.

Greif. Halt's Maul, Bube!

Lorenz. Und frei halten müßt ihr mich in allem, ihr habt mir's zugeſagt, wißt ihr's nicht mehr?

Greif. Sprich doch leiſer, dummer Junge; du wirſt doch Spaß verſtehen! — Hole nur die Gläſer, wir wollen die Flaſche noch trinken. (Lorenz holt Gläſer.) Aber da biſt du mir wieder in den Kirſchen geweſen, und haſt mir die Hände nicht gewaſchen; ſieh nur, die Finger ſind noch ganz roth. Pfui, wie ſieht das eklich aus! Ich kann die rothen Flecken nun einmal nicht leiden.

Lorenz. Ihr haltet es wohl gar für Blut? Könnt ihr kein Blut ſehen?

Greif. Soll ich dir eins an die Ohren geben? Genug, du wäſchſt dir die Hände, und das im Augenblick. (Lorenz geht brummend und wäſcht ſich die Hände. Der Vater ſetzt die Flaſche und die Gläſer auf den Tiſch.) Komm her, Lorenzchen! du biſt ein guter Junge, trinke eins! Ein Gläschen Wein ſchmeckt doch beſſer, als ehemals der Kornfuſel.

Lorenz (trinkt). Das wollt' ich meinen! und es iſt gut, daß ſich der Menſch ſo leicht an den Wein gewöhnen kann. Vor drei Jahren, als unſer elendes Schenkhaus noch ſtand, da wußte ich nichts von Wein, und jetzt —

Greif. Ja jetzt — in ſolchen Gaſthäuſern wie das unſrige, da gehts anders her. Was war das ſonſt für ein räucheriges Loch, und jetzt die ſchönen Zimmer und die großen Fenſter.

Lorenz. Die Aeuſſer ſind zu groß, ſie machen die Stube zu hell, daß man auch nicht ein dunkles Winkelchen hat, um ſich verſtohlen die Backen zu reiben, wenn ein verſängliches Wort fällt, und man einmal blaß wird.

Greif. Brauchſt nicht zu reiben, halt das Tuch vor's Geſicht, und ſprich, du habeſt Naſenbluten.

Lorenz. Naſenbluten? — Ihr könnt ja kein Blut ſehen!

Greif. Du ſollſt das Maul halten.

Lorenz. Und was mir am Gaſthof auch nicht gefällt, das iſt das Schild.

Greif. Warum? — der ſchwarze Bär koſtet mich fünf Thaler zu malen.

Lorenz. Ja, eben der ſchwarze Bär! Sonſt hieß unſere Schenke „zum weißen Lamm!“ — weßhalb habt ihr das Lamm wegzuwerfen, und den großen Bär mit dem rothen Rachen über der Hausthür aufgehangen? Mir iſt's immer, wenn ich ihn ſehe, als müßten mich die Leute fragen: ob der Bär das Lamm gefreſſen? — Was ſoll ich dann antworten?

Greif. Nichts ſollſt du antworten, ſondern fortgehen; du mußt ſolchen dummen Gedanken nicht Raum geben; der Bär hängt einmal dort oben, brauchſt ihn nicht anzuſehen. Trink' eins!

Lorenz. Schenkt noch einmal ein, Vater! Ihr habt doch klug gethan, daß ihr das viele Geld verbaut habt. Der ſchöne Gaſthof ſteht feſt, der Grund iſt tief gelegt, den können ſie euch nicht wieder wegnehmen, aber das Geld! — —

Greif. Still davon, Lorenz! Das Haus ſteht nun drei Jahre, alles iſt vergeſſen, es wundert ſich kaum einer mehr darüber. Das Geld hat gut gethan, wird auch noch weiter gut thun. Aber ſtill davon! drück' ein Siegel auf den Mund, trinke Wein! Keinen Hauch über die Lippen, Herzensjunge, die Wände haben Ohren.

Lorenz. Für mich ſorgt nicht! Ihr aber habt zuweilen närriſche Manieren an euch. Es iſt auch gut, daß die Mutter vorher geſtorben war, ſonſt wär' es nicht verſchwiegen geblieben.

Greif. Ja, die Mutter! — die wollte immer alles erbeten, aber bis hier herunter ſieht und hört der Himmel nicht. Nun, jetzt iſt ſie oben. Du haſt Recht, es iſt gut, daß ſie nichts erfuhr.

Lorenz. Wenn ſie's aber jetzt wüßte, ſie ſchrie noch im Himmel Ach und Weh!

Greif. Um Gotteswillen, Junge! ſchrei doch nicht ſo! Beſinn' dich doch! Hörſt du nichts? es geht doch wohl noch immer ein Murmeln unter

den Leuten umher über unſern Wohlſtand, und du willſt Ach und Weh ſchreien? — Was ſprechen wir doch immer von ſolchen Dingen; trinke deinen Wein aus, wir wollen zu Bette gehen.

Lorenz. Horcht! draußen rollt ein Wagen, es kommen Fremde!

Greif. Nun dann geſchwind hinaus! führe ſie herein. Es iſt ja Nacht, du ſiehſt den ſchwarzen Bären nicht.

(Lorenz eilt hinaus. Greif räumt die Flaſche und Gläſer weg, und zündet Licht an. Lorenz tritt bald mit einem wohlgekleideten Reiſenden herein.)

Der Fremde. Guten Abend, Herr Wirth! Kann ich bei Ihnen übernachten?

Greif. Ei freilich, freilich! Es logiren zwar oben ſchon vornehme Herrſchaften, aber für Ew. Gnaden iſt noch anſtändiger Platz vorhanden. Doch wohl zwei Zimmer? Marqueur, in Nr. 4 und 5.

Lorenz. Sehr wohl!

Der Fremde. Wenn Sie Raum haben, ſo wünſchte ich einige Tage hier auszuruhen.

Greif. Viel Ehre für mich und mein ſchlechtes Haus. Dann muß ich aber gehorſamſt bitten, mir den wertheſten Namen, Charakter und Geſchäfte gefälligſt aufſchreiben zu wollen.

Der Fremde. Sind Sie ſo neugierig?

Greif. Verzeihung! nicht ich — die Polizei hier iſt wachſam und ſtrenge.

Der Fremde. So? Hat ſie dieß nöthig? — Iſt die Gegend hier wirklich unſicher?

Greif. Bewahre Gott! nur Vorſicht.

Der Fremde. Vorſicht hat man auch mir anempfohlen, hat mich vor dieſer Gegend gewarnt; es ſollen die Menſchen bisweilen hier verſchwinden, ſagt man — — drum beruhigt mich's, daß die Polizei wach iſt; denn ich mußte hierher reiſen.

Greif. Wach, ja erſtaunlich wach! Nun das iſt ja recht ſchön! Marqueur, Papier und Feder.

Lorenz (bringt es dem Fremden, heimlich zum Vater). Vater! w... haltet ihr denn das Tuch vor dem Mund? Ihr blutet doch nicht etwa ſchon?

Der Fremde. Meine Geheimniſſe dürfen Sie und die Polizei alle wiſſen. (Er ſchreibt.) Ich heiße Oldenburg!

Lorenz (heimlich). Vater!

Greif. Ol — Olden — —

Der Fremde. Oldenburg, ein bekannter Name, Sie haben ihn ſicher ſchon gehört.

Greif. Daß ich nicht wüßte.

Der Fremde. Ich bin Kaufmann.

Lorenz (heimlich). Vater!

Greif. Marqueur fort! — lauf in die Küche, hole Wein aus dem Keller, der Herr Kaufmann Olden — —

Lorenz. Kommt mit! Ich gehe nicht allein in den Keller.

Der Fremde. Ich komme von Petersburg.

Greif (zu Lorenz beruhigend). So? — Hörst du wohl, von Petersburg kommt er!

Lorenz. Nun, das ist gut! Petersburg ist weit.

Der Fremde. Und reise in Familienangelegenheiten.

Greif. So ist's richtig! Nun fehlt nur noch, wohin? — —

Der Fremde. Muß ich das auch herschreiben?

Greif. Ja, die Polizei verlangt es so.

Der Fremde. O möchte sie mich doch lieber begleiten. Ich reise nach dem Gasthof zum weißen Lamm.

Greif. So? Zum weißen Bär — schwarzen Lamm, wollt' ich sagen — —

Lorenz (heimlich). Vater, haltet das Tuch vor; euch beben die Lippen, ihr sprecht ja irre.

Greif (leise). Schweig, Hallunke! (Laut.) Fort! trage Licht auf Nr. 4 und 5, decke den Tisch oben, der Herr will auf seinem Zimmer zu Nacht speisen.

Lorenz. Ich will gern gehen! (Ab.)

Der Fremde. Noch nicht auf mein Zimmer! Lassen Sie mich hier unten noch eine Stunde verweilen; Sie scheinen ein kluger, ehrlicher Mann; in Ihrem Hause sieht es ganz anders aus, als in den übrigen entlegenen Herbergen, die oft einer Diebshöhle gleichen.

Greif. Ja, ein ehrlicher Mann! Ich habe alles mühsam erworben.

Der Fremde. Das merke ich eben! Drum habe ich Vertrauen zu Ihnen, Sie sollen mir rathen.

Greif. Mit Vergnügen!

Der Fremde. Ich suche meinen verlornen Vater!

Greif. Verlornen Vater? wo ist er denn?

Der Fremde. Ja, wenn ich das wüßte. Vor drei Jahren reiste er auf dieser Straße; wir haben seitdem nichts wieder von ihm vernommen, und müssen fürchten, daß er einen gewaltsamen Tod gefunden.

Greif. Gott bewahre uns! — Wie hieß denn der liebe Vater?

Der Fremde. Sie haben ja gelesen, daß ich Oldenburg heiße, mithin — —

Greif. Ach ja, ganz recht! (Hinaus rufend:) Marqueur! Wo nur der Bube steckt! — Marqueur, schaffe Wein! du brauchst nicht in den Keller zu gehen, es steht noch eine Flasche ganz alter im Schranke. Der gnädige Herr wollen Wein trinken — rasch!

Der Fremde. Lassen Sie nur, Herr Wirth, und hören Sie mich. Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Sachsen.

Greif. Wie? — Ich denke in Petersburg.

Der Fremde. Nein, er nicht, sondern ich bin dort etablirt. Er schrieb mir vor drei Jahren, daß er mich besuchen, und mir eine bedeutende Summe Geldes mitbringen wollte; aber der Vater kam nicht, und auch kein Brief erschien mehr von ihm. So warte und harre ich denn immer vergeblich, bis ich von Angst getrieben vor einigen Monaten selbst in meine Heimath eile. Aber, ach Gott! der Vater ist nicht mehr dort, man glaubt ihn längst bei mir in Petersburg, er ist verloren; ich reise nun und suche seine Spur. Rathen Sie, helfen Sie mir, es soll Ihr Schade nicht sein.

Greif. Mein Schade? — Wie denn mein Schade?

Der Fremde. Auf dieser Straße ist mein Vater gereist! Hier gehe ich ihm Schritt vor Schritt nach; wo ich hinkomme, ruhe ich nicht, bis ich Nachfrage und Erkundigung auf der Stelle eingezogen, deßhalb —

Greif. Es ist heute schon gar zu spät, die Mitternacht ist nahe.

Der Fremde. Zu spät komm' ich wohl, um ihn zu retten, aber nicht, um die That ans Licht zu ziehen, die auch vielleicht in dieser nächtlichen Stunde geschah.

Greif. Marqueur! Wein! Wein! (Zur sich.) Zum Teufel, ich habe manche Nacht schon vertrunken, so vergeht sie am schnellsten. (Lorenz bringt Wein, und Greif schenkt zwei Gläser voll.) Trinken Sie, mein gnädiger Herr! trinken Sie! es ist alter guter Ungar.

Der Fremde. Geben Sie; dieß war meines Vaters Lieblingswein! Ob er von dieser Sorte vor drei Jahren wohl auch getrunken? —

Lorenz. Nein, den Wein haben wir erst seit einem Jahre im Hause.

Greif. Halt's Maul!

Der Fremde. Aber Sie selbst sind doch schon lange hier Gastwirth?

Greif. Schon seit achtzehn Jahren.

Der Fremde. Erinnern Sie sich nicht mehr eines alten freundlichen Mannes, mit Namen Oldenburg, der bei Ihnen vor drei Jahren geherbergt?

Lorenz (heimlich). Nicht doch, Vater!

Greif. Seit der letzten Krankheit iſt mein Gedächtniß ſchwach geworden; wen ich nicht wieder ſehe, der iſt vergeſſen.

Lorenz (heimlich). Das war gut!

Der Fremde. Wird nicht Ihr Fremdenbuch — —

Greif. Damals hielt ich noch keines.

Der Fremde. Wann denn damals?

Lorenz. Vater! —

Greif. Vor zwei Jahren wollt' ich ſagen; und woher wiſſen Sie denn auch, daß Ihr Vater gerade dieſe Straße gereiſt ſeyn ſoll? Es gibt viele Wege von Sachſen nach Petersburg?

Lorenz (heimlich). Das war noch beſſer, Vater.

Der Fremde. Ich kann mich nicht irren, denn er hat auf ſeiner Reiſe aus vielen Orten an die Seinigen zurückgeſchrieben. Das letzte Briefchen iſt, ohne nähere Angabe des Ortes, aus dem Gaſthofe zum weißen Lamm datirt. Wo liegt denn dieſer?

Greif. Hier finden Sie keinen Gaſthof dieſes Namens.

Lorenz. Nein, keinen dieſes Namens; dieſer Gaſthof heißt zum ſchwarzen Bären.

Der Fremde. Manche Wirthe verändern ihre Schilder, und man vergißt ſie dann; aber der Brief enthält eine Beſchreibung der Perſonen ſelbſt aus dem weißen Lamm, vielleicht erkennen Sie den Gaſtwirth daraus, und wiſſen mir zu ſagen, wo er jetzt lebt.

Greif. Ich bin nicht weit umher bekannt, komme nicht aus dem Hauſe, habe zu viel zu thun; ein Gaſtwirth iſt nicht des andern Freund; trinken Ew. Gnaden den Wein aus, und legen ſich zur Ruhe, ich will mich die Nacht hindurch beſinnen. Marqueur, Lichter!

Der Fremde. Gut, beſinnen Sie ſich während der Nacht; aber den Brief müſſen Sie doch erſt hören, davon kann ich nicht ablaſſen.

Lorenz (heimlich). Vater, laßt nur, ihr ſeyd nicht mehr blaß, ihr ſeht recht dunkelbraun aus.

Der Fremde. Nach mehrerem andern ſchreibt mein Vater folgendes: „Ein Unwetter überfiel mich heut, ich mußte in dieſer elenden Dorfkneipe, zum weißen Lamm genannt, einkehren. Es iſt mir hier unheimlich zu Muthe, und ich wollte, es würde ſchon wieder Morgen. Der Wirth iſt ein unterſetzter Mann mit ſchwarzen krauſen Haaren und kleinen tückiſchen Augen."

Lorenz (heimlich). Vater — —

Der Fremde (lieſt weiter). „Sein Sohn, ein häßlicher rothköpfiger

Menſch, mit einem von den Blattern ganz zerriſſenen Geſichte, heißt Lorenz."

Lorenz. Herr Gott! mir blutet die Naſe. (Er will fortgehen.)

Greif. Du bleibſt hier! Geh dort in den Winkel und laß bluten!

Der Fremde (lieſt weiter). „Man hat mir ein Dachkämmerchen und ein elendes Bett angewieſen. Dieſen Brief will ein Fuhrmann mitnehmen, der noch in dieſer Nacht wieder aufbricht. Ich lege mich mit Gott ſchlafen, er ſchütze euch und mich!" — Nun, Herr Wirth, kennen Sie keinen ſolchen Gaſtwirth mit einem ſolchen Sohne?

Greif. Nein, nein!

Lorenz. Nein, nein!

Der Fremde. Hier habe ich ein wohlgetroffenes Bild von meinem alten armen Vater. Hätte ich ein ſolches nur auch von dem Wirthe zum weißen Lamm, dann wollt' ich ihn wohl erkennen. Betrachten Sie dieß Bild einmal. Nehmen Sie!

Greif. Ich verſtehe nichts von Bildern. Fort damit!

Lorenz. Ich auch nicht.

Der Fremde. Was iſt Ihnen? Ihre Hände zittern.

Greif. Ich bekomme manchmal das Zittern, nicht wahr?

Lorenz. Ja, er hat oft das Zittern an den Händen.

Der Fremde. Trinken Sie doch ein Glas Wein, das wird helfen.

Greif. Nein, keinen Tropfen mehr! Ich bin krank!

Lorenz. Ja, ihr ſeyd blaß wie die Wand, Vater — legt euch nieder! Kommt zu Bette, Vater! Ach mein armer Vater!

Der Fremde. Das alſo iſt Ihr Sohn?

Greif. Es iſt der Eſel, der Marqueur!

Der Fremde. Sehen Sie nur erſt das Bild hier einmal an, haben Sie dieſe ehrwürdigen Züge nie geſehen?

(Er hält es ihm vor.)

Greif. Herr! thut mir das Bild aus den Augen! Fort, Bube, ſieh dir's nicht an!

Lorenz. Nimmermehr!

Der Fremde. Warum erſchreckt euch dieß freundliche Bild? — Ja, wenn der Mann wie ein Geiſt des Nachts vor eurem Bette erſchiene, mit blutiger Bruſt, mit zerſchmettertem Gehirn, und euch als ſeine Mörder erweckte! —

Greif. Was, Herr? Mörder, Herr! — Er glaubt doch nicht, daß ich und mein Sohn — — Was glaubt er? was denkt er? was will er von uns?

Lorenz. Seyt ſtille, Vater! kommt zu Bette oder trinkt Wein! euch wird ja ſchlimm, ihr ſinkt um?

Greiſ. Halt's Maul! mir wird ja öfters ſo ſchlimm; nicht wahr, Lorenz?

Lorenz. Ja, euch wird öfters ſo ſchlimm.

Der Fremde. Heißt euer blatternarbiger rothköpfiger Sohn Lorenz?

Lorenz. Herr Jeſus, Vater! ich bin's nicht.

Greiſ. Fort, fort! — Bringt mich zu Bette!

Der Fremde. Nun noch eins! Ich ſehe, Sie ſind bewegt, Sie nehmen Theil an meinem Schickſal. Mein Vater wurde gewiß von dem Wirthe im weißen Lamm und von deſſen Sohn Lorenz erſchlagen. Man erzählte mir im letzten Orte, daß um jene Zeit ein Ermordeter im Walde gefunden worden ſey, tief im Gebüſch verſteckt und durch die Verweſung faſt unkenntlich. Das war ſicher mein Vater! Ich bin heut bei dem Grabhügel geweſen. Er iſt nah am Wege aufgeworfen; ach, kein Grashalm wächst darüber, nur von dürren Baumäſten hatte eine fromme Hand ein Kreuz darauf geſtellt; waren Sie etwa dieſer Edle?

Greiſ. Gott im Himmel erbarme dich! Was will der Menſch von mir? Das Grab am Wege? Kein Grashalm darauf? Ein Kreuz? Ich hätte ein Kreuz — was ſpricht er, was will er?

Lorenz. Ach Vater, ach Vater! hab' ich denn blutrothe Haare?

Der Fremde. Zu jenem Grabe will ich morgen wieder hin. Ihr beide ſollt mich zu der blutigen Stelle begleiten, ſollt mir das Grab öffnen helfen. Dann will ich die theure eingeſchlagene Stirn küſſen, mir eine graue Locke als Andenken mitnehmen, und ihr ſollt Zeugen dabei ſeyn. Nicht wahr? Ihr kommt mit mir, und helft mir dann den Wirth vom weißen Lamm aufſuchen. Hier ſind ſechs Goldſtücke für eure Gefälligkeit und hier iſt das Kreuz, welches ich vom Grabe mitgenommen; hebt mir's auf bis morgen.

Greiſ. Lorenz! rühre das Blutgeld nicht an, du verbrennſt dir die Hände. Da iſt das Kreuz und dran das Lamm — Halte mich, Lorenz, die Erde wanket, der Himmel glüht, deine Haare brennen wie Feuer!

Lorenz. Hu, Vater! und eure Haare ſind ſchwarz wie der ſchwarze Bär.

Greiſ. Herr Jeſus! — fort mit dem dürren Kreuze, ich kann es nicht nehmen. Es iſt aus! ich ſinke! das Lamm wimmert, und der ſchwarze Bär heult! Herr! umfaßt das Kreuz und betet! Reißt das Grab auf und legt mich hinein! Es iſt euer Vater, ich hab ihn erſchlagen! —

Scenen aus einem Bade.

Das Concert war beendigt. Signora Trillini hatte zierlich ihren letzten Knicks gemacht, und der Beifall, der, als sie den Saal verließ, mit lautem Toben hinter ihr herrauschte, brannte noch lange auf den gefälligen Händen nach.

„Aber, mein Gott!“ sagte die Gräfin, „es regnet ja, und den Wagen hab' ich nicht bestellt!“

„Vertrauen Sie mir so wenig?“ flüsterte der Hofmarschall. „Kaum sah ich die ersten Tropfen an das Fenster schlagen, so war für mich Musik und Gesang verloren; ich dachte nur an Ihren Wagen, und schlüpfte durch das unerhörte Gedränge. Glücklicherweise fand ich meinen Kammerdiener im Vorsaal; er horchte an der Thür, denn er ist auch ein Verehrer der Kunst, und so ward denn alles bestellt, und jeder Ihrer Wünsche ahnend erfüllt.“

Gräfin. Ich danke! aber wohin jetzt? — Ach, ich hätte so gern die süße Stimmung des Gemüthes, die holde Blüthe des Gesanges, in freier Natur ausklingen lassen, aber nun — —

Hofmarschall. Ist es Ihnen zu früh, Gnädigste, nach dem Salon zu fahren? Ich dächte, eine Partie Whist — —

Gräfin. Ich bin ungern im Salon; man findet dort so gemischte Gesellschaft, und muß mit allem vorlieb nehmen. Indeß wenn Sie meinen — — Ein Kammerherr drängte sich an die Gräfin und sprach: Se. Durchlaucht, der Herzog, lassen sich Ew. Gnaden empfehlen und anfragen, ob Sie in Ihrem Wagen nicht noch einen Platz für seine Prinzeß Schwester haben? Der unvorsichtige Stallmeister hat nur die zweisitzige Batarde vorfahren lassen, und Se. Durchlaucht sind so von dem Gesange enchantirt, daß sie die Signora selbst nach Hause bringen wollen.

Gräfin. Wenn die Prinzessin der Szmera weichen muß, so findet sie bei mir Platz.

Der große Gesellschaftssaal füllte sich bald mit verschiedenen Badegästen, denn das Gewitter schien heraufkommen zu wollen. Man ging im Gespräch auf und ab, eilte zu den Karten, oder setzte sich an kleinere Tische zusammen, um Erfrischungen einzunehmen.

„Ich danke Gott," sagte der pensionirte Oberst, „daß endlich das Concert ein Ende hatte. Das Gedränge und die Hitze waren ja so groß, daß die Leute die Mäuler aufsperrten, als wollten sie alle mit singen. Lassen Sie uns eine Flasche Rheinwein zur Kühlung trinken."

„Meinetwegen!" entgegnete der alte Geheimerath. — „Aber die Trillini singt doch vortrefflich; eine solche Kehle bleibt doch eine köstliche Gabe der Natur."

Oberst. Mehr werth als das große Loos. Die Nachtigallenkehle fuhr auch in des Herzogs Wagen.

Geheimerath. Und der alte kranke Schulrath P., der Stifter der großen Erziehungsanstalt zu H., mußte neben her im Regen nach Hause gehen. Was kümmert sich ein Fürst um einen solchen Mann!

Oberst. Es geschieht ihm recht; warum kann er nicht singen oder tanzen. Ich sah ihn schleichen, nahm ihn unter meinen Regenschirm, und führte ihn so nach Hause.

Geheimerath. Es bleibt doch eine nicht zu erklärende Erscheinung, daß der Mensch über eine bloß zufällige Naturgabe nicht allein sein Wohlgefallen äußert, sondern sie dem Besitzer so hoch anrechnet, und ihn nicht allein mit Geld, sondern auch mit Achtung überhäuft, als gäbe ihm die körperliche Fertigkeit einen moralischen Werth, indeß er das wahre Verdienst kaum über die Achsel ansieht.

Oberst. Mir ist das sehr erklärlich. Die Tugend und das Verdienst ist ein Muß, es heißt: du sollst mit Kopf und Herzen dem Vaterlande nützen, du sollst dich für dasselbe krank arbeiten, dich todt schießen lassen, das dank' dir der Teufel! — und darum braucht man's nicht sonderlich zu bezahlen, denn es gehört dem Vaterlande, weil es seiner nicht entbehren kann. Aber die helle Kehle und die flinken Beine verlangt das Vaterland nicht, weil sie ihm viel kosten und wenig nützen würden; darum kann sie der Eigenthümer behalten und verkaufen, wie er will, für Geld und für Hochachtung, was man ihm gibt.

Geheimerath. Und mancher gibt die Hochachtung noch lieber als das Geld, weil er die erste selbst münzen kann.

Die beiden Freunde setzten sich mit ihrem Rheinwein in ein Fenster.

Nahe bei ihnen ſcheb der Marqueur ein Tiſchchen an die Wand, woran ein ſchwarz und ein grau gekleideter Mann Platz nahmen, um ihren Thee zu trinken.

Der Schwarze. Wie haben Sie Ihren Nachmittag zugebracht?

Der Graue. Ich bin auf die Berge geſtiegen. Die Gegend iſt ſchön. Jetzt aber fühle ich mich ermüdet und will mich durch eine Taſſe Thee erquicken.

Der Schwarze. Sie waren alſo nicht im Concert?

Der Graue. Nein, ich hätte ſie wohl gern mögen ſingen hören. Allein der Arzt und die Badereiſe koſten mir viel Geld, und das Entrée überſtieg bei weitem meine Kräfte.

Der Schwarze. So iſt mir's auch gegangen. Ich habe meine kranke Mutter bei mir; fünf Thaler ſind nicht ſo leicht erworben. Ein ſolcher Genuß iſt nur für Reiche.

Der Graue. Was mag denn Signora Trillini heut geſungen haben?

Der Oberſt (ſich zu ihnen hinbeugend). Kann Ihnen mit einem Zettel dienen, da ſteht's drauf.

Der Graue (den Zettel leſend). Wie? — Zwei neue Lieder von X.? — Kennen Sie den Dichter und Komponiſten?

Der Schwarze. O! hätte ich doch fünf Thaler entbehren können. Meine Worte und Ihre Melodien möchte ich wohl aus dem Munde der Trillini gehört haben.

Der Graue. Ich auch! aber die beiden Lieder haben mir kaum ſo viel eingebracht.

Der Schwarze (nach der Thüre zeigend). Sehen Sie! Tritt dort nicht der Schauſpieler in den Saal, der geſtern in meiner Tragödie den Helden ſpielte?

Der Graue. Ja, er iſt's! Ein ſchöner Mann! Ich dächte, er hätte gut geſpielt.

Der Schwarze. Im Ganzen recht brav, mit Wärme und Ausdruck. Doch hatte ich mir ein anderes Leben in mein Stück gedacht, was ich auf der Bühne nicht fand. Ich möchte ihn wohl um manche Abänderungen befragen, die man ſich hier erlaubt hat. Er kommt uns näher. Verrathen Sie mich nicht, ich will unerkannt bleiben.

Der Schauſpieler ſah ſich nach einem Platze um; der Schwarze bot ihm einen Stuhl; er nahm ihn höflich dankend an, ſetzte ſich zu ihnen und ließ ſich eine Flaſche Champagner geben.

Der Schwarze. Wir ſind Ihnen für den uns geſtern gewährten Genuß vielen Dank ſchuldig! Sie haben vortrefflich geſpielt.

Schauspieler. O, ich bitte! das Stück spielt sich von selbst. Der Dichter hat bei einer schönen Sprache seine Charaktere gut gehalten, viel Affekt in die Hauptrolle gelegt, der immer viel Effekt macht, und so wird es dem Schauspieler leicht.

Der Schwarze. Ich habe das Stück im Manuscript gelesen, dort aber manches anders gefunden, als ich es gestern auf der Bühne sah.

Der Schauspieler. Das kann wohl seyn; man muß den Herrn Dichtern nachhelfen, sie kennen ihren eigenen Vortheil zu wenig.

Der Schwarze. Aber der Dichter legt doch auf manches einen Werth, was dem Schauspieler eine Kleinigkeit scheint, und er als solche auch willkürlich behandelt. Der Dichter hat manche Scene in seiner Zusammenstellung sich so ergreifend gedacht. Aber der Schauspieler bleibt ihm nicht treu, und der Sinn geht verloren.

Schauspieler. Mag er verloren gehen, ein besserer tritt an die Stelle. Glauben Sie mir, hinter dem Schreibtisch wohnt weder Erfahrung noch Leben; man müßte ja aus der Haut fahren, wenn man den Dichtern treu bleiben wollte. Sie verstehen gewöhnlich nicht das Geringste vom Scenischen. Es sollte niemand ein Drama schreiben dürfen, der nicht selbst Schauspieler ist.

Der Schwarze. Lessing sagt: Raphael wäre immer der größte Maler gewesen, wenn er auch keine Arme gehabt hätte; und so ist mancher Dichter ein großer Schauspieler, ob er gleich niemals die Bühne betreten hat. Aber sie sprachen von dem scenischen Wesen; erlauben Sie mir deßhalb eine Frage: Warum ließen Sie in der Schlußscene des gestrigen Trauerspiels nicht, der Vorschrift des Dichters gemäß, die Geliebte in den Armen des Ritters sterben? Warum mußte sie neben ihm auf dem Stuhle verscheiden, wo zwei andere Personen sie zu halten genöthigt waren, damit sie nicht herunterfiel? Es brachte etwas Störendes und Kaltes in den letzten Augenblick.

Schauspieler. Wie? — und Sie können noch fragen? Soll der Held die letzten ergreifenden Worte ohne Gestus sprechen? Soll das Halten der Leiche ihm den edlen Gebrauch seiner Hände tödten? Hat Ihnen die geballte zitternde Faust nicht gefallen, die ich zum Himmel empor hielt? — Nein, die Hände muß der Schauspieler frei haben im tragischen Moment, denn sie sind die Fittige, durch deren gewaltiges Schlagen er sich allein aufschwingen kann. Apropos! Man sagt, der Dichter werde auch hier bei uns erwartet. Ich freue mich auf seine Bekanntschaft, er soll manches von mir lernen. Marqueur! Noch zwei Gläser, wir wollen den Dichter leben lassen.

Der Schauſpieler bewirthete die beiden Theetrinker mit Champagner, und wurde dann von einigen jungen Officieren abgerufen und in ein Nebenzimmer geführt, wo man Pharo ſpielte.

Während deſſen hatte der Hofmarſchall in die Nähe dieſer beiden Tiſche den Spieltiſch für die Gräfin geordnet. Eine Hofdame und ein apanagirter Prinz waren die Mitſpielenden.

Hofdame. Aber warum können wir nicht im Nebenzimmer unſere Partie ſpielen? Man iſt hier wie ausgeſetzt unter dem Volke.

Prinz. Der Herzog hat die Nebenzimmer zu dem Künſtlerſouper, welches er heut Signora Trillini und Madame Balance zu Ehren gibt, in Beſchlag genommen. Ich glaube, wir ſind alle dazu geladen?

Man bejahte es.

Hofmarſchall. Und finden wir auf dieſem Fleckchen Erde nicht auch herrliche Nachbarſchaft? Sehen Sie, den Herrn Geheimerath, und den Herrn Oberſten.

Man begrüßte ſich gegenſeitig, die Karten wurden gezogen und das Spiel begann.

Der Oberſt (ſich zum Schwarzen hinüberbeugend). Hören Sie! war der Menſch ein Komödiant?

Der Schwarze. Zu dienen, und ein recht braver Künſtler.

Oberſt. Ich dächte, er wäre grob geworden? — Nicht?

Der Schwarze. Nein! — er war nur eifrig.

Hofmarſchall (der es gehört). Ich lobe mir die Signora Trillini; wie hoch ſteht ſie über alle Künſtler, und wie beſcheiden ſind ihre Anforderungen?

Geheimerath. Bis auf das Entrée. Das iſt aber auch das einzige, was ſie zu fordern braucht; denn das übrige trägt man ihr alles entgegen.

Hofmarſchall. O ſtoßen Sie an auf ihr Wohl! — Stoßen Sie an, meine Herren, Sie haben ja Wein!

Oberſt. Iſt nicht mehr nöthig; es iſt ihr ſchon wohl genug bei der ſchönen Einnahme, die leichter verdient iſt als eine Penſion.

Hofmarſchall. Sie iſt die Fürſtin der Künſtler, ſie muß auch als Fürſtin leben können.

Gräfin (empfindlich). Geben Sie doch Achtung auf das Spiel, und denken Sie nicht immer an die Sängerin.

Hofdame. Dieß ſind doch zwei höchſt genußvolle Nachmittage; heut das himmliſche Concert und das Souper beim Herzog, und morgen das noch göttlichere Ballet und die Solotänze der Madame Balance.

Gräfin. Man lobt das neue Trauerſpiel von geſtern; allein ich

habe mich ſchrecklich darin ennuyirt; keine neue Deceration, altes Koſtüm! Man hat gar nichts zu ſehen.

Geheimerath. Man ſoll auch nicht bloß ſehen, man ſoll hören wollen, meine Gnädige.

Prinz. Bitte um Entſchuldigung! — Es heißt Schauſpielhaus und nicht Hörſpielhaus.

Hofdame. Und glauben Sie mir, die Schauſpieler ſind jetzt ſo arrogant, daß man riskirt, blamirt zu werden. Denken Sie nur, neulich kommt die berühmte Madame Käſter in unſere Reſidenz, und gibt als Gaſtrolle die Sappho. Sie ſpielte ſuperb, auf Ehre, allerliebſt! — ich habe müſſen die Augen zumachen, als ſie vom Felſen ins Waſſer ſprang. Der ganze Hof applaudirte, das Parterre rief ſie heraus.

Geheimerath (lächelnd). Nach dem Tode?

Gräfin. Nun? — und warum nicht? Das Spiel kann nicht immer fortdauern.

Der Schwarze (für ſich). O du unbegreifliches Publikum, das ſich den letzten Tropfen der Täuſchung, wie in einem Badehauſe, ſorgfältig abwiſcht, um nur recht trocken an die Luft treten zu können.

Hofdame. Aber was geſchieht? — Sie kommt nicht!

Hofmarſchall. Wie? ſie kommt nicht? — und welche Entſchuldigung?

Hofdame. Gar keine! Statt ihrer erſcheint der alte Diener der Sappho — — wie heißt er doch? — — Ram — Rammel —

Prinz. Rhamnes, mein Fräulein.

Hofdame. Richtig, Rhamnes, und ſagt da ein paar kauderwelſche Verſe her — — Warten Sie, der Kammerjunker hat ſie mir aufgeſchrieben, er hat ſie ſich zu verſchaffen gewußt. Hier! leſen Sie ſelbſt.

(Sie nimmt ein Blättchen aus ihrer Brieftaſche.)

Hofmarſchall (laut leſend).

Was ruft ihr ſie? — verſtummt ſind Sapphos Lieder!
Die Sängerin verſchläft ihr tiefes Weh! —
Der Orcus gibt die Herrliche nicht wieder,
Und Phaon holt nicht die Eurydice.
Beweint ſie ſtill, glaubt, daß ſie wahr vollendet,
Dann erſt habt ihr den Lorbeer ihr geſpendet.

Geheimerath. Bravo, bravo! — und was geſchah?

Hofdame. Man ließ es ſich gefallen und applaudirte aufs neue!

Der Schwarze (begeiſtert). Die Sappho iſt unter ihren Griechen geſtorben! — O du erhabenes Publikum! Es ſoll leben!

(Er trinkt Thee.)

Der Graue. Nein! die Künſtlerin ſoll leben, die im Gefühl ihrer Größe das Publikum zu ſich hinauf zog.

Prinz. Und der König ließ ſie nicht aus dem Lande weiſen?

Hofdame. Nichts weniger! Man mußte ſich nach der allgemeinen Stimmung richten. Sie trat am folgenden Tage als Elvire in der Schuld auf, und ward mit dem ungeheuerſten Applaus empfangen; aber nicht die geringſte Beweigung gegen das Publikum, nicht ein Wort des Dankes; ſie blieb an ihrer Harfe ſitzen wie ein Stock, und that als ſey ſie taub.

Der Schwarze. Du große Künſtlerin!

Prinz. Friedrich der Zweite ließ die Mara arretiren, als ſie nicht ſingen wollte. Man hätte die Madame Käſter auch Mores lehren ſollen.

Gräfin. So etwas riskirt man nicht bei unſerer Balance. Wiſſen Sie noch, Hofmarſchall, als wir ſie in P. zuerſt in dem ſchönen Ballet, Ariadne und Theſeus, tanzen ſahen.

Hofmarſchall. Wer könnte das vergeſſen! Denken Sie, mein Prinz! — als die Göttliche vom Felſen ins Meer ſprang, battirte ſie zwanzig mal, ehe ſie verſchwand. Alles war entzückt, man rief: Brave, ancora!

Gräfin. Und ſie zierte ſich nicht, und trat beſcheiden wieder auf.

Geheimerath. Das iſt luſtig. Sie kam doch trocken aus dem Meere?

Hofmarſchall (verdrießen). Freilich! es war ja nur Silberflor. Nur nun ſtand ſie triumphirend auf dem Felſen mit ausgeſtrecktem rechten Füßchen zwei Minuten lang, und als ſie hinunter ſprang, battirte ſie zwei und zwanzigmal; auf meine Ehre!

Der Schwarze. Für die Gallerie vierundzwanzigmal, denn die kannte die Ariadne länger ſchon.

Die Flügelthüren öffneten ſich. Der Herzog, Signora Trillini und ein Kammerherr, Madame Balance führend, traten herein und gingen durch den Saal in die anſtoßenden Zimmer. Man ſtand auf und verneigte ſich.

Prinz. Wahrlich, der Herzog iſt ein ächter Mäcen; er ehrt die Kunſt im großen Künſtler.

Hofmarſchall. O, wenn ſie doch nach dem Souper uns noch eine Arie ſingen wollte.

Gräfin. Sie wird ſich erbitten laſſen; die Ehre, beim Herzog zu ſpeiſen, iſt doch wohl eine Arie werth.

Prinz. Und im ſchlimmſten Falle legen wir zuſammen.

Hofmarſchall. Nur die letzte Arie noch einmal, die letzte Arie! — wie hieß ſie doch?

Hofdame. Auf der Ankündigung ſtand der deutſche Text, ich glaube: „Welchem Ruf erwacht das Herz?"

Hofmarſchall. Richtig! Aber ſie ſang nur eine Strophe deutſch und legte dann ſüße weiche italieniſche Worte unter.

Der Schwarze (für ſich). O, mein armes deutſches Lied!

Prinz. Ohne die Cadenz wäre aber die Arie gar nichts werth geweſen.

Der Graue (verbeugt ſich tief). Um Verzeihung, welche Cadenz? — mir iſt keine in dem Liede bekannt.

Prinz. Dann bedaure ich Sie; ſie läßt ſich nicht beſchreiben.

Geheimerath. Nein, der Herr hat Recht. Ich kenne das Lied, es iſt eigentlich dort nur ein Halt in der Muſik.

Der Graue. Nicht wahr? nach den Worten: „ob du ſchläfſt nicht wieder ein?"

Hofmarſchall. Getroffen! — aber das zeigt eben die große Künſtlerin, daß ſie mit ihrem Reichthum dieß unbedeutende Lied zu ſchmücken und zu erheben wußte.

Prinz. Ja, und haben Sie wohl gehört, wie ſie bei jeder Strophe eine andere Variation auf die neue Polonaiſe künſtlich in die Cadenz einwebte?

Der Graue (verbeugt ſeine Taſſe). O ihr verdammten Seiltänzereien!

Prinz. Herr! waren Sie heut im Concert?

Der Graue. Nein, ich konnte es nicht bezahlen.

Prinz. So haben Sie kein Recht zu urtheilen!

Der Graue. Doch! — wenn ich das Recht auch nicht mit fünf Thalern erkaufte, ſo hab' ich das Lied doch gehört, wie es keiner mehr hören wird.

Hofmarſchall. Das iſt zum Todtlachen! — von wem denn und wo?

Der Graue. Von ungenannten Stimmen, auf meinem Zimmer.

Der Graue und der Schwarze ſtanden auf und gingen ſchweigend im Saale auf und ab.

Oberſt. Auf meine Ehre! ich glaube, die Kerls ſind dem Tollhauſe entlaufen.

Der Geheimerath ließ ſich die Badeliſte reichen und ſah nach den angekommenen Fremden. Ich habe mich nicht getäuſcht, ſprach er: der grau gekleidete Mann iſt der alte ehemalige Muſikdirektor L. Ich habe viel von ihm gehört, er hat treffliche Sachen componirt; von ihm waren auch die beiden ſchönen Lieder des heutigen Concerts; durch Krankheit und Unglücksfälle ſoll er verarmt ſeyn. Und der andere im ſchwarzen Anzuge

ist der Doktor Z., ein genialer Dichter, der Verfasser des gestrigen Trauerspiels.

Prinz. Die Herren nennen sich auch Künstler?

Geheimerath. Sind es auch!

Hofmarschall. Stehen aber tief unter den beiden Damen.

Die Partie war beendigt. Man stand auf. Der Kammerherr trat hinzu und meldete, daß sie im Nebenzimmer vom Herzog erwartet würden. „Wir werden heute," fuhr er fort, „einen göttlichen Abend haben; die Trillini wird zum Flügel singen, und die Balance wird tanzen. Aber, mein Theuerster," wendete er sich geheimnißvoll an den Geheimerath, „es sind zwei Couverts an der Tafel übrig, und der Herzog hat mir aufgetragen, noch zwei von den Badegästen einzuladen. Ich weiß niemand, der zu uns passen möchte. Wen meinen Sie wohl? Rathen Sie mir!"

Geheimerath. Dort gehen der Musikdirector X. und der Doktor Z. im Saale auf und ab. Sie sind erst vorgestern hier angekommen; beide sind als Componist und Dichter berühmt, und ehrenwerthe Leute. Wenn der Herzog die Künstler wirklich schätzt —

Kammerherr. Charmant! Ich will Se. Durchlaucht selbst fragen.

Er eilte fort. Der Herzog trat alsbald in die Thür, und sah prüfend in den Saal, worauf er mit dem Kammerherrn heimlich sprach. Dieser kam zum Geheimenrath zurück, und flüsterte ihm ins Ohr: „Se. Durchlaucht haben befohlen, die Couverts weg zu nehmen; sie meinen, jene beiden Herren sähen ihnen zu pauvre aus, und paßten nicht in unsere heutige frohe Künstlergesellschaft!" —

Die Eingeladenen eilten hierauf zu dem Künstlersouper; der Graue und der Schwarze aber hinaus in die freie Natur, denn das Gewitter war längst vorüber. Sie ließen sich ein Tischchen mit ihrem frugalen Abendbrod in den Garten tragen, und hier, im Saale der Nacht, und in der Gesellschaft der riesigen mondbeglänzten Gebirge, nahmen höhere und edlere Gestalten, als bei dem Souper des Herzogs, an ihrer Tafel Platz.

Das Begräbniß.

Eine Erzählung.

(Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.)

Hat dich das erste Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen wirklich so angezogen, daß du die Schilderung der ganzen Reise verlangst? Wenn ich sie dir auch einst versprochen habe, so erlaß mir jetzt immer meine Zulage. Es gibt Perioden im Leben, die nur in stummer Erinnerung fortleben wollen. So geht es mir eigentlich auch mit jener Reise. Das zarte Verhältniß der Freunde zu einander, die sie unternahmen; der warme Antheil der Jugend, der ihnen den langen Weg erhellte, und noch den kurzen Frühlingsgewittern nur desto sonnenklarer sie wieder umfing; die unzähligen kleinen Zufälle und Begebenheiten, die nur vor ihren ahnungsvollen Herzen eine tiefere Bedeutung erhielten, und die heiligen Stunden der Mittheilung, in denen ihre offnen liebenden Gemüther, kein Geheimniß vor einander hatend, die unsichtbaren Psychenflügel entfalteten, um in den Aether sich zu erheben, und aus ihm glänzender zur Erde zurückzukehren, den krystallenen Regentropfen gleich, die wie ein unsichtbarer Nebel aufsteigen und erst im Herabfallen den wunderherrlichen Farbenbogen auf den dunkeln Hintergrund des Lebens werfen. Dieß alles ist eine immer frische Quelle, aus welcher das Herz seinen Trost, und die Phantasie ihre schönsten Bilder schöpft. Aber der dunkle, sie stets nur erfrischende Schatten des Geheimnisses darf ihr nicht genommen werden, sonst vertrocknet sie.

Deßhalb, da du wieder aus ihr schöpfen willst, mußt du auch nur mit einem Becher voll wieder vorlieb nehmen — mit einem Bruchstück.

Ich hatte mit meinen Freunden Italien und die brittischen Inseln durchzogen, und wir sehnten uns nach Deutschland, in unsere Heimath um so mehr zurück, als Müllers Gesundheit zu wanken begann, da besonders Schottlands rauhere Gebirgsluft seine Brust verletzt zu haben schien. Die Seekrankheit, die ihn bei der Ueberfahrt befiel, wirkte noch nachtheiliger auf ihn, und die Aerzte riethen dringend den Besuch eines Bades an. Die Jahreszeit hierzu war eingetreten, wir beschlossen deßhalb, den Freund in unserer bisherigen Verkleidung dorthin zu begleiten, und die Badezeit noch als Schlußgericht der reichbesetzten Pilgertafel mit einander zu genießen. Wir wählten ein im Gebirge liegendes Bad, und zogen von der letzten Station wie lustige Prager Studenten zu Fuße dort ein.

Aber nun sollten wir auch aufspielen; man wollte Musik hören und tanzen, und die Unternehmer solcher Vergnügungen konnten nicht begreifen, weßhalb wir uns in einen einträglichen Contrakt mit ihnen nicht einlassen, sondern nur nach Belieben und ohne Bezahlung die Gesellschaft bisweilen mit Musik erfreuen wollten. Wir bedurften aber des Geldes nicht mehr, denn England hatte unsere Kasse so reichlich versehen, daß wir im voraus berechnen konnten, sie werde bis zu unserer Trennung auslangen, und da wollten wir denn hier mit unserer Kunst frei walten. Das machte anfangs Aufsehen; die fünf jungen Musiker zogen die Blicke der neugierigen Badegäste auf sich; man wollte durchaus hinter das Geheimniß ihres Standes und Lebens kommen, bat sie zu den Gesellschaften, um Musik zu hören, und war doch wieder in Verlegenheit, ob man sie als wirklich ebenbürtige Gäste, oder nur als aufspielende Künstler behandeln sollte. Dieses Schwanken und Zweifeln gewährte uns manche lustige Unterhaltung; wir nahmen recht absichtlich bisweilen ein höchst vornehmes Betragen an, um den uns entgegentretenden Stolz durch gleiche Münze in Verlegenheit zu setzen, schlugen manche Einladung aus, oder brachten unsere Instrumente nicht mit in die Gesellschaft und gaben doch wieder dafür ungeheuer gar schöne musikalische Genüsse in freier Natur.

Am Ende der großen Promenade lag ein von Linden beschatteter freier Platz, der vor sich die weite Aussicht ins Thal, hinter sich die hohen waldbewachsenen Gebirge hatte. Hier pflegten wir den Abend mit unsern Instrumenten zuzubringen. Ein schweigender Kreis von Zuhörern versammelte sich gewöhnlich um uns; wir aber thaten, als sähen wir niemand, und als gelte diese musikalische Unterhaltung einzig unserem Vergnügen.

Nur unser Müller nahm keinen Theil hieran; theils hatte ihm der

Eduard das angestrengte Spiel und vorzüglich das Blasen auf der Klarinette widerrathen und ihm, wenn er die Abendluft genießen wollte, statt des ruhigen Sitzens, einen Spaziergang anempfohlen, theils vermied er bei seiner jetzigen, sehr reizbaren Stimmung selbst gern jedes Gedränge von Menschen und suchte die Einsamkeit. Nicht einmal seine Freunde durften ihn begleiten, wenn er, den Sonnenuntergang zu sehen, einen hohen Punkt erstieg; es war, als wollte er ihnen die Ahnungen verschweigen, die bei dem Heranschreiten der Nacht ihm vorüberzogen; ja er bat uns vielmehr, den Abend mit unsern Instrumenten zu begrüßen, damit die Harmonien aus dem Thale dann zu ihm aufsteigen möchten.

„So, wie eure Töne mich rufen," sagte er oft, „so mag der entfliehenden Seele der Nachruf der Liebe klingen!"

Es machte ihm dann ein besonderes Vergnügen, das Echo nachzuahmen, und uns Antwort zu geben. Auf seiner Klarinette wiederholte er die letzten Takte des gespielten Musikstücks so rein und schön, daß alle Zuhörer über das herrliche Echo in lautes Entzücken ausbrachen und sich nicht genug verwundern konnten, wie es diesen unsern Instrumenten Antwort gebe, da sie doch mit ihrer Stimme es vergeblich zu wecken strebten.

Unser Talent verschaffte uns manche liebe Bekanntschaft; nicht bloß die Künstler, nein, auch die Menschen gewann man so lieb. Wir knüpften leicht und freundlich manches Freundschaftsband; denn zu einer bedächtigen Annäherung war die Zeit zu kurz, und doch wollten die verwandten Gemüther nicht neben einander vorbei gehen, ohne sich die Hand gereicht zu haben. Doch auch diese frohen kleinen Zirkel vermied unser kranker Freund. „Das Lachen und Sprechen greift meine wunde Brust an!" sagte er; „laßt mir den Umgang mit solchen Freunden, die so reich an Unterhaltung sind, daß sie keine Antwort von mir verlangen: mit meiner Violine und mit der Natur!"

Als aber einst Kruse, seinen Trieb zur Einsamkeit für hypochondrische Laune haltend, ihn auf gutgemeinte Weise deshalb ausschalt und die übrigen Freunde auch mit einstimmten, und theilnehmend in ihn drangen, auch wie sonst unsere frohen Stunden mit uns zu theilen, zog er mich bei Seite und sprach: „Ich bitte dich, nimm mich vor dem gutgemeinten Drängen der übrigen in Schutz. Ihre Liebe erkenne ich mit Dank, aber sie quält mich. Glaube nur, ich bin nicht einsam in meiner Einsamkeit, aber — hörst du? — spürt mir nicht nach!"

Ich versprach ihm dieß, und bewog die übrigen durch einige Winke, ihn ungestört gewähren zu lassen. Daß ein süßes Geheimniß sein Herz

beschäftigen müsse, ward mir aber bald klar, und wie hätte er es endlich dem theilnehmenden Freunde auch selbst länger verschweigen können? —

Unter den vielen Badegästen befand sich ein junges Frauenzimmer, welches niemals ohne einen grünen Schleier und immer nur am Arm einer ältlichen Matrone erschien. Sie vermied sichtbar die von andern besuchten Orte, mischte sich nie unter die übrige Gesellschaft und schlug immer nur die einsamsten Spaziergänge ein, wo ihr ein Diener gewöhnlich eine Harfe nachtrug. Die schlanke herrliche Gestalt erregte anfangs die Neugier aller, man wollte auch das Gesicht sehen, das der Schleier verdeckte; denn wie sollte es die Natur nicht übereinstimmend mit den übrigen schönen Formen gebildet haben. Die Neugierigen redeten sie an, die Unbescheidenen schlichen ihr nach, und erzählten viel von ihrem trefflichen Spiele auf der Harfe. Da sie aber jedem Gespräche auswich, auch ihre Spaziergänge bald zu einer Tageszeit wählte, in welcher die übrigen Badegäste andern Vergnügungen nachgingen, so ließ man die Eigensinnige gehen, und war auch bald nicht mehr begierig, sie ohne Schleier zu erblicken, da man erfuhr, sie sey blind.

Mit diesem Wesen hatte unser Müller eine geistige Bekanntschaft angeknüpft, und in einer Sprache ihr Vertrauen erworben, welche der armen Worte nicht bedarf. Die einsamen Stellen, an welche ihre Begleiterin sie hinzugeleiten pflegte, waren auch seine Lieblingsplätzchen, und unbemerkt von beiden hörte er oft ihrem vollendeten Spiele auf der Harfe mit Entzücken zu. Sie schlug dann gewöhnlich den Schleier zurück, um sich an dem frischen Hauch der Luft zu erquicken; sie zeigte ihm ein Antlitz, wie er es schöner und lieblicher noch nicht gesehen, und wenn sie nun endlich die zarten Lippen öffnete, und aus dieser rosigen Pforte die silberklare Stimme mit einem Liede hervortrat, wie hätte dieß nicht sein Herz tief ergreifen sollen? — Wenn Abends unsere Harmonien auch zu ihr heraustönten, dann griff sie begeistert in die Harfe, und gab ihnen mit vollen Akkorden das Geleit auf ihrer Luftbahn; entzückt lauschte sie auf, wenn Müller täuschend das Echo dann nachahmte, und breitete ihre Arme nach der unsichtbaren Freundin aus. — Aber er ging weiter, es verlangte ihn nach einem innigern Umgang mit ihr, nach einem geistigen Erkennen und Lieben; er nahm seine Violine an jene einsamen Orte mit, und fing leise an, in hohen reinen Tönen ihre Lieder zu begleiten, oder durch die vollstimmigen Akkorde, die sie in Phantasien kühn auf einander folgen ließ, eine schöne einfache Melodie zu führen. Wer kennt nicht den Zauber der Violine, wenn eine Meisterhand ihre Saiten berührt? — Welches Instrument paßt, wie sie, für jede Stimmung des Gemüthes? — Auch

die schüchterne Blinde, obgleich sie erst betroffen einhielt und unruhig ihre Begleiterin zu fragen schien, konnte der Macht dieser reinen Töne nicht widerstehen. Sie hörte mit verklärtem Lächeln einige Minuten Müllers vollendetem Spiele zu, dann aber griff sie begeistert in ihre Harfe, begleitete es, und verschmolz ihre Töne mit den seinigen. Und so wurden sie nach und nach einander unentbehrlich, so eilte jedes mit der Sehnsucht nach der Tonsprache des andern täglich auf seinen Ort, und so vertrauten sie sich alles was die Seele bewegte, ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Selbst die ältere Begleiterin des blinden Mädchens schien sich dieser Unterhaltung zu erfreuen, da sie einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihrer unglücklichen Freundin hatte.

„Weißt du denn, wer deine Geliebte ist?“ fragte ich Müllern einst.

„Sie heißt Cäcilie, weiter mag ich nichts wissen!“ antwortete er mir; „denn in der Welt, in welcher ich mit ihr lebe, gilt alles das andere nichts!“

Meine Neugier war jedoch hiermit nicht zufrieden; ich forschte im Geheimen nach, konnte aber auch nichts weiter erfahren, als daß ihre Begleiterin sich Madam Walting nannte, beide übrigens aber von niemand gekannt wären.

So lebte denn Müller nun einzig in dieser geistigen Liebe, indeß wir übrigen wie die Bienen aus jeder Lebensblume Honig tranken. — Da verbreitete sich die Nachricht, daß der Fürst L. im Bade angekommen sey und einen berühmten Augenarzt mit sich gebracht habe, um von diesem seine blinde Tochter hier operiren zu lassen. Ich dachte sogleich an Cäcilien, und irrte mich nicht, sie war des Fürsten Tochter. Er hatte sie mit seiner Schwester voran reisen lassen, indeß er selbst Geschäfte halber und um des Arztes gewiß zu seyn, einen Umweg gemacht, die beiden Frauen aber bestimmt hatte, bis zu seiner Ankunft hier unbekannt zu leben.

Die Nachricht von Cäciliens hohem Stande wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die meisten Badegäste. Wer die arme Blinde bisher keines Blicks gewürdigt, drängte sich jetzt theilnehmend in ihre Nähe; sie ward das Gespräch des Tages, und der Arzt, welcher den Gebrauch des Bades ihr als Kurkur empfohlen hatte, konnte kaum die zudringlichen Frager los werden, die Tag und Stunde der Operation wissen, und sogar Zuschauer dabei abgeben wollten. Auf Müllern wirkte diese Nachricht ganz besonders. Daß sie eine Fürstentochter sey, schien ihm gleichgültig, weniger aber, daß sie ihr Gesicht wieder erhalten sollte. Als ich ihn einst sehr niedergeschlagen und allein an jenem Plätzchen fand, wo sie sonst die Harfe spielte, und ich ihn fragte, ob er sich denn nicht der baldigen Genesung

Cäciliens freue — denn die Operation war Tags zuvor glücklich ausgeführt worden, und sie sollte nur noch einige Wochen das finstere Zimmer hüten — da gab er mir die bedeutungsvolle Antwort: „Vor Cäcilien liegt noch das ganze schöne Leben; wäre sie doch nur die kurze Zeit noch blind geblieben, bis ich auch blind geworden bin! Wenn sie sehend seyn wird, bedarf sie mich nicht mehr.“

Daß Müller die Ahnung seines Todes in sich herumtrage, ward mir zur Gewißheit, und leider auch, daß nur sein Verhältniß zu Cäcilien ihn bisher in übergewöhnlicher Spannung erhalten, und selbst eine Zeitlang über die Krankheit gesiegt habe. Desto mehr untertag er ihr aber jetzt, seit er Cäcilien nicht mehr sah. Er ging selten mehr an die freie Luft, phantasirte einsam nur auf seiner Geige, und gab sich einer stillen verzehrenden Sehnsucht hin.

Der Fürst hatte von seiner Schwester und von Cäcilien selbst ein Rühmliches von unsern musikalischen Talenten und vorzüglich von Müllers herrlichem Spiel gehört. Er suchte unsere Bekanntschaft, dankte freundlich für den Genuß, den wir seiner Tochter während ihrer Blindheit gewährt hatten, und drang theilnehmend in ihren Arzt, sich unseres Freundes sorgsam anzunehmen, von dessen bedenklicher Krankheit man ihm gesagt hatte.

Müllern war dieser Arzt eine sehr erfreuliche Erscheinung. Er konnte ihm ja von Cäcilien erzählen, wie sie die Operation standhaft ausgehalten, und wie die Genesung ihrer Augen nun rasch fortschreite; er brachte ihm manchen innigen Gruß von ihr, denn sie hatte erfahren, daß er sehr krank sey und ihr Arzt ihn auch besuche; sie ließ ihm sagen, wie ihre Harfe jetzt auch einsam schweige, und sich nach seiner Begleitung sehne! — Er trieb uns allabendlich an, ihr eine Nachtmusik zu bringen, und freute sich unbeschreiblich, wenn der Arzt uns am andern Morgen den Dank der Prinzessin, ihm aber die Versicherung brachte, sie habe trotz der schönen Musik doch seine Geigentöne vermißt.

Während Cäciliens Genesung glücklich fortschritt und der Vater schon die Tage zählte, bis er mit der schönen Tochter an das Licht und unter die Menschen werde heraustreten können, verhehlte mir der Arzt nicht, daß Müllers Zustand immer bedenklicher werde. Die schwache wunde Brust hatte dem Blutsturz schon einmal ihre Quellen geöffnet; es war vorauszusehen, daß bei einer Wiederholung dieses Zufalls der Tod eintreten müsse. Wir alle waren um den Freund gar sehr besorgt; wir liebten ihn so innig, gedachten nach dieser heitern Wanderung die verschiedenen einzelnen Wege ins Leben frey und muthig zu verfolgen, uns

oft noch über der Erde wieder zu finden, und nun wollte der Tod schon dazwischen treten. Nur Müller selbst war ruhig und heiter, als freue er sich auf die Reise in die Heimath.

Der Tag war endlich bestimmt, an welchem Cäcilie die Dämmerung des Zimmers verlassen und mit den schönen Augen wieder das Leben schauen sollte. Der Fürst wünschte ihre Genesung recht festlich zu begehen und hatte gar sinnreich erdacht, wie er ihren erwachten Blicken Natur und Menschen aufs neue zeigen wollte. Nur mit ihm, der Schwester und dem befreundeten Arzte, sollte sie den Tag auf den schönsten Punkten des Gebirges zubringen, an dem ihr lang verhüllt gewesenen holden Antlitz der Natur sich erquicken und ungestört ihrer Rührung und Freude Raum geben. Gegen Abend wollte er dann mit ihr auf dem freien von Linden beschatteten Platz eintreffen, wo ein reichbesetztes Concert sie empfangen sollte; denn er meinte, daß an diesem Feste ihre Lieblingsfreundin, die Musik, nicht fehlen dürfe, und daß bei dieser allgemeinen Unterhaltung er seine Tochter am leichtesten in die Gesellschaft einführen und das lästige Andringen der übrigen ihr ersparen könne.

Er hatte zwar hierzu seine kleine Kapelle nachkommen lassen, wendete sich aber dennoch mit der Bitte an uns, daß wir das Concert ordnen, selbst mitspielen und mit einigen seiner vertrauten Freunde das ganze Fest besprechen und einrichten möchten.

In gutmüthiger Geschwätzigkeit erzählte der Arzt Müllern den sinnreichen Plan dieses Genesungsfestes und bedauerte nichts mehr, als daß jener, seiner Kränklichkeit wegen, bei dem musikalischen Empfang nicht werde gegenwärtig seyn können.

„Die Prinzessin," setzte er hinzu, „wird Sie gewiß am meisten vermissen, denn sie bestand darauf, heut vor allen ihren Freund zu sehen und mit ihm zu sprechen; nur auf meine dringende Vorstellung, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen den Genuß der Abendluft noch nicht erlaube, gab sie endlich traurig nach." — „Und wenn ich nun doch in die Abendluft hinausginge und bei ihrem Empfang nicht fehlte?" fragte Müller. — „O denken Sie nicht daran!" sagte der Arzt; „es wäre dann das Aeußerste zu fürchten." Müller schwieg, aber von diesem Augenblick an durchdrang sichtbar ein neuer Strahl des Lebens das schon halb zerknickte Rohr. Wie der fernen Feuersbrunst Wiederschein den farbenlosen Nachthimmel röthet, so warf die innere Gluth des Herzens ihre leicht aufflammende Röthe auf seine bleichen verfallenen Wangen. Er wollte mich nach den Musikstücken fragen, die wir an Cäcilius Fest aufführen würden, allein seine Kniee wankten, die Stimme konnte aus dem halb versiegten Brunnen

der Bruſt kaum mehr Luft ſchöpfen, und ich mußte ihn halten, daß er nicht ſank. Seitdem ſich ſein Zuſtand verſchlimmert, hatte er, um ruhiger zu ſeyn, ein eignes Stübchen bezogen; da hörte ich ihn denn tief in der Nacht vor jenem Feſte noch auf ſeiner Geige phantaſiren, und alle die Muſikſtücke wiederholen, die er mit Cäcilien geſpielt hatte. Ich ging zu ihm hinüber, ich bat ihn recht dringend, das Inſtrument jetzt wegzulegen und ſeinem kranken Körper Ruhe zu gönnen. Er aber ſchüttelte ſanft das Haupt, ſeine verklärten Blicke glänzten über den bleichen Wangen, wie die Geſtirne der Winternacht über dem Eisgefilde, und mit tiefer Rührung ſagte er: „Laßt mich noch wachen, mich noch ſatt hören an dieſen Tönen! — ich werde Zeit genug haben zu ſchlafen, wenn mein Ohr taub ſeyn wird für ſie.“

Ich wollte ihm einige beruhigende Worte darüber ſagen; er aber reichte mir die Hand und ſprach ſehr mild: „Laß es gut ſeyn, mein Freund! — ich verſtehe des Schickſals geheimen milden Sinn; es ſendet mir die Jungfrau der letzten Liebe!“

Des andern Morgens fand ich ihn mit dem Fernrohr am Fenſter. Er ſchaute auf das Gebirge hinaus, um Cäcilien mit ihrem Vater zu entdecken. Auch ich nahm ein Fernglas zur Hand und folgte ſeinem Blicke. Da ſah ich Cäcilien hoch oben auf einem freien Platze, wie ſie der herrlichen Ausſicht entzückt die Arme entgegenbreitete. Sie ſtand, durch das Fernrohr herbeigezaubert, ja ſo nahe vor ihm, als wolle ſie ihn ſelbſt umfangen, wie ſollte er ihr ſehnend nicht auch die ſeinigen öffnen? Aber die liebliche Erſcheinung verſchwand, als er die Arme ausbreitend in ſeligem Vergeſſen das Glas vom Auge nahm. Flüchtig erröthend und über ſich ſelbſt lächelnd, ſank er in einen Stuhl zurück, und legte den Kopf in die Hand. „Empfangt doch den Fürſten heut mit der trefflichen Compoſition von W., die mit dem cheralähnlichen Adagio beginnt und, ehe ſie in das Allegro übergeht, den langen doppelpaukigen Halt hat!“ ſagte Müller, als wir ihn, wie immer, über die aufzuführende Muſik zu Rathe zogen. — „Vergeßt auch die Harfe nicht!“ ſetzte er hinzu; „ſie muß in der Nähe ſeyn, denn ich weiß, daß jede Muſik in Cäcilien die unwiderſtehliche Luſt erweckt, auch mit in die Saiten zu greifen.“

Wir verſprachen ihm dieß alles, baten ihn, unſere Rückkehr vom Feſte nicht zu erwarten, ſich vielmehr ruhig zu Bette zu legen und verließen ihn, indem wir mit unſern Inſtrumenten auf unſern Platz eilten.

Die Freunde des Fürſten hatten zu Cäcitiens Empfang alles auf das Sinnigſte vorbereitet. Niemand durfte früher den Platz unter den Linden betreten; ſie ſollte erſt allein ſeyn mit ihrem Vater, wenn ihr die Wogen

der Harmonie entgegenſtrömten. Nur einzelne Lampen hingen wie feurige Neſtchen in den Lindenzweigen und warfen ein magiſches Licht herab. An einer Bank, die mit Blumenkränzen überhangen war, lehnte denn auch, Müllers Anweiſung gemäß, die Harfe; die übrige Geſellſchaft hielt ſich auf der nahen Promenade, wir mit dem Orcheſter ſtanden aber hinter einer dichten Hollunderhecke.

Die Sonne war längſt vor uns im Thale niedergeſunken; hinter den Gebirgen flimmerte, wie bleiches Nordlicht, des Mondes Schimmer herauf; als endlich der Arzt herbeieilte und das Zeichen gab, daß der Fürſt mit ſeiner Tochter nahe. Wie auf den Hallen eines Domes der Orgel mächtige Töne den fremmen Pilger willkommen heißen, ſo begrüßten unſere vollen Harmonien Cäcilien, als ſie unter die hohen Wölbungen hundertjähriger Linden trat. Gerührt und ſichtbar ergriffen blieb ſie ſtehen, hob die gefalteten Hände wie betend zum Himmel auf, und ſank dann dem Vater entzückt in die Arme. Er führte ſein Kind zu der Blumenbank, und reichte ihr die Harfe. Freudig, als nahe ihr eine Freundin, die verehrter als ſie ſelbſt, ihr Entzücken ausſprechen wolle, nahm ſie das Inſtrument in den Arm, und begleitete, wie ſie es in ihrer Blindheit gern zu thun pflegte, unſere Muſik mit vollen Akkorden. Der lange vollſtimmige Halt, der nicht ſchloß, ſondern zu neuen Erwartungen berechtigte, trat nach dem Adagio ein. Als die gewöhnliche Pauſe verſtrichen war, that Cäcilie einige auffordernde Griffe in die Harfe, aber noch ſchwiegen wir.

Doch wie wenn der Tag mit ſeinen lauten Lebenstönen endlich ſchweigt, die Nacht mit ihrem Schlaf den großen Halt gebietet, und nur die Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes wacht und einſam mit banger zarter Stimme ein Wiegenlied ſingt, ſo begann jetzt aus einer nahen dunklen Laube, in unbeſchreiblich reinen, aber bebenden Tönen eine Violine ihre zarte Melodie. „Vater, das iſt er!“ rief Cäcilie, griff begeiſtert in ihre Harfe und begleitete ſein herrliches Spiel. Wir alle erkannten die liebende Stimme, und wagten nicht, ſie mit unſern Inſtrumenten zu unterbrechen. Sie verloren ſich bald in ſeliges Vergeſſen; ſie begannen wieder ihr Phantaſiren, als wären ſie allein, und verſtanden ſich allenthalben leicht und überraſchend in ihrer Geiſterſprache. So vollendet, ſo tief in die Seele eindringend, hatte ich Müllers Spiel noch nie vernommen; ſo voll und kühn noch keine Begleitung auf der Harfe gehört. Er verlor ſich endlich in ein düſteres klagendes Moll und griff, nach einem kühnen raſchen Gange, leiſe und kaum vernehmbar in höchſter Reinheit einige herrliche Dreyclgriffe, die zum Thor überführen ſollten.

— — Da schwieg aber plötzlich die Geige, und wie auch die Harfe auffordernd weiter klang, sie gab ihr keine Antwort mehr. — Cäcilie legte das Instrument aus der Hand. „Wo ist er? — ich muß ihn sehen, ihn, der mich in meiner Blindheit getröstet!“ rief sie und sprang auf, um selbst nach der Laube hinzueilen. Der Vater hielt sie sanft zurück und sagte dem Arzte einige Worte, der mich dann aufforderte, mit ihm den kranken Freund abzuholen, und ihn dem Fürsten und seiner Tochter vorzustellen. Wir eilten nach der einsamen Laube hin. Doch, was die Violine nicht mehr vermocht, hatte die Seele siegend ausgeführt; der Uebergang aus dem Moll in das Dur war vollbracht, Müller saß zurückgesunken und todt auf der Rasenbank.

Es wurde dem Fürsten und seiner Tochter verschwiegen. Der Arzt hatte heut einen tiefen Blick in das Herz des Mädchens gethan und ahnete wohl, welchen Eindruck dieser Tod auf ihr Gemüth machen würde. Man sagte ihr: Müller habe nicht gewünscht, daß ihn Cäcilie sehen solle, er habe ihr auf diese Weise Lebewohl gesagt, und sey auf der Stelle abgereist. Cäcilie stand betroffen, und zerdrückte eine aufsteigende Thräne; aber die übrige Gesellschaft drängte sich nun glückwünschend in ihre Nähe, und das Fest hatte ruhig seinen Fortgang. Unbemerkt ließ ich meinen vollendeten Freund in unsere Wohnung tragen; der theilnehmende Arzt versuchte vergebens seine Kunst; das Leben war entflohen. Als meine Freunde um Mitternacht heimkehrten und mir Vorwürfe machten, daß ich die Gesellschaft so früh verlassen, führte ich sie an sein Lager und zeigte ihnen den tief Eingeschlafenen.

Am folgenden Morgen kam der Fürst selbst in unsere Wohnung. Der Arzt hatte ihm den Vorfall erzählt, und ihn das zarte Verhältniß überblicken lassen. Er schien ergriffen, und verlangte den Todten zu sehen. Lange betrachtete er schweigend die bleichen freundlichen Züge, dann mußte ich ihm einiges aus Müllers Leben erzählen; er hörte theilnehmend zu, und drang mir, als ich seine arme alte Mutter erwähnte, die nun ihre schönste Hoffnung verloren habe, einen sehr kostbaren Brillantring für sie auf. Endlich bat er, wir möchten das Begräbniß ganz in der Stille besorgen lassen, damit seine Tochter nichts davon erfahre. Wir setzten es in der dritten Nacht fest, und verschwiegen, um alle Begleitung zu vermeiden, sorgfältig die Stunde. Nur der junge Geistliche des Ortes, den seine Liebe zu der Musik mit uns vertraut gemacht, wollte dem Sarge folgen. Zwei Fackeln leuchteten voran, und nur wir Freunde, unsere Instrumente in der Hand, gingen hinter der Bahre her. Aber das Begräbniß war nicht verschwiegen geblieben; aus den Häusern, an denen

wir still vorüberzogen, traten dennoch allenthalben schwarzgekleidete Männer und Frauen heraus und schlossen sich paarweise hinter uns an, während vor dem Sarge die Zahl der Fackelträger sich vermehrte. So ging der immer wachsende Zug den Bergweg hinunter dem Kirchhofe zu. Auf der Spitze eines nahen Felsens, der sein Haupt hoch und unsichtbar in die schwarze Nacht erhob, hatte sich die Kapelle des Fürsten gestellt, und gab uns, wie wir vorüberzogen mit einem Choral das Geleite. — Der Sarg wurde am Grabe niedergesetzt und noch einmal geöffnet. Da lag der geliebte, tief eingeschlafene Freund, seine Violine im Arme. Wir hatten ihm diese treue Freundin mit in den Sarg gegeben. Er glich einem Meister, der am Feierabend das kostbarste Werkzeug in die sichere Schlafkammer trägt. Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf den Geistlichen, als forderten sie ihn auf, in ihrem Namen dem Heimgehenden das Lebewohl zu sagen. Auf eine Standrede war er nicht vorbereitet, nur den Segen wollte er über das Grab sprechen; aber die Gewalt des Augenblicks, die Nähe der vielen Menschen, die unaufgefordert hier nur ein Gefühl versammelte, begeisterte ihn, und er sprach folgende Worte.

„Das Concert des Lebens ist geendigt. Das Maestoso deiner Geburtsstunden, das Allegro deiner Jugendzeit, das Andante deiner reifern Jahre, hast du als siegender Künstler durchgeführt, und der große Meister, der allein den tiefen reinen Sinn der letzten Cadenz verstand, wußte wohl, daß nur das Finale der Todtenglocken darauf passen würde. Und so ist das Concert geschlossen, die vielen Zuhörer und Mitspieler, Wünsche und Entsagungen, Freude und Schmerz, Liebe, Hoffnung, Begeisterung, haben alle den Saal der Brust verlassen, und der müde Künstler selbst ist heimgegangen und hat sich zur Ruhe gelegt! — Aber er wird nicht wieder erwachen! — Die lange schwere Uebung, die ihn zum Meister machte, ist vor dem Tod in zwecklosen Nichts zerfallen; die kundige Hand ruht starr und kalt, und hat ihre Kunst vergessen; die entzückenden himmelreinen Töne sind allesammt verhallt — fragt den West, wenn er die reifen Kornfelder wiegt, wohin er sie getragen? — An einem solchen Sarge hat das Herz manchen Vorwurf für Zeit und Schicksal bereit, und glaubt, daß sie ihm auf manche kühne Frage die Antwort schuldig bleiben werden. Warum, ihr Gewaltigen, reißt ihr in eurem rastlosen Treiben das Menschenleben so grausam mit euch fort? — So innig und tief fühlend, so mit Sehnsucht und Liebe die Welt umfassend, wie unsere Herzen, findet ihr doch keine jemals wieder; soll die Natur nun verödet dastehen, da wir ihr fehlen? Aber sie reichen uns die Hand und rufen:

Kommt, kommt! wir dürfen nicht zaudern; die Ewigkeit iſt zwar unermeßlich; aber unzählbar, wie ihre Tage ſind auch die Geſtirne, die wir noch zu durchwandern haben. Kommt und werft das ſchwere Kleid ab, das uns am Aufflug hindert. Die Natur wird nicht hier verödet daſtehen, wenn ſie auch euch vergeſſen muß. Bringt ihr nicht jeder Frühling tauſend neue Knospen, die längſt ſchon warteten und ſich herandrängen und auch blühen und duften wollen? Kommt, kommt! habt ihr nicht geliebt und gelebt? Warten und drängen ſich hinter euch nicht auch tauſend aufknospende Herzen, die auch die Schönheit der Erde ſehen, die auch lieben und leben wollen wie ihr?"

Ein Geräuſch unterbrach ſeine Worte; durch den ſchweigenden Kreis der Umſtehenden drängte ſich eine ſchwarz verhüllte Geſtalt auf den Sarg zu; ſie ſchlug den Schleier haſtig zurück: es war Cäcilie. Dicht am Sarge ſtarrte ſie lange ſprachlos und trocknen Auges die bleichen freundlichen Züge des Geliebten an; ſie legte ihm die Hand auf ſeine Bruſt, als wolle ſie fühlen, ob das Herz denn auch wirklich ſtille ſtehe, und kniete endlich langſam an ihm nieder, küßte ſeine kalte Hand, und mit den kaum hörbaren Worten: „Lebe wohl! dich hab' ich geliebt!" nahm ſie ihm die Violine aus dem Arme und legte ihren Schleier an jene Stelle. Dann ſchied ſie. — Unter dem Choral: „Befiehl du deine Wege!" u. ſ. w., den wir Freunde als Abſchiedsruf auf unſern Inſtrumenten anſtimmten, ward das Grab geſchloſſen.

Mit dem Aufbruch des folgendes Tages reiste der Fürſt mit ſeiner Tochter ab.

Der Epilog zu Maria Stuart.

Es hatte bereits fünf Uhr nach Mittag geschlagen, als Ludwig Weltheim rasch durch das Thor der Stadt Ostburg schreiten wollte, dort aber von zwei Seiten zugleich angehalten ward; denn an dem einen Thorflügel erblickte er die Ankündigung, daß heut im Theater hierselbst Schillers Maria Stuart gegeben werden solle, und an dem andern stand der Thorschreiber und forderte seinen Paß. Während er letzterem die verlangten Papiere einhändigte, hingen seine Augen fest an dem Komödienzettel, so daß er des Thorschreibers wiederholte Frage nicht eher vernahm, bis ihn dieser beim Arm schüttelte, und ihm ernstlich zurief: „Sind Sie denn taub? — Ich kann aus Ihren Papieren nicht klug werden. Hier steht: Sie wären ein Bühnendichter! was ist das für ein Metier? — dergleichen gibts in unserem Orte nicht, mithin finden Sie hier keine Arbeit; machen Sie, daß Sie gerade durch gehen, und sprechen Sie nicht etwa in den Bürgerhäusern an!“ —

„Empfluge mich hier nicht Maria Stuart selbst,“ entgegnete Weltheim, „um mich in den Tempel der Kunst zu führen, wahrlich, ich müßte glauben, an dem Thore des Erebus zu stehen, wo man von der Oberwelt nichts weiß. Wie, Herr! Sie fragen mich, was ein Bühnendichter sey? Sie, der Sie selbst eine Art von Scribent sind, und besonders an Wochenmarktagen gewiß manche höchst dramatische Darstellung schen hier am Stadtthore geben, um die ich Sie beiher wohl beneiden möchte. Schauen Sie doch hin auf den Zettel, welcher der schottischen Königin Namen trägt: was lesen Sie darunter? „„Ein Trauerspiel von Schiller!““ also von Schiller! Sehen Sie, so stand auch mein Name unter manchem König- und Fürstentitel an den Thoren der Städte angeschlagen.“

„Ja, nun verſteh' ich's," ſprach der Thorſchreiber lächelnd; „der Herr ſind ein Komödiant und ſpielen die Könige und Fürſten. Nun da gehen Sie in Gottesnamen, Sie werden hier Arbeit finden. Aber das will ich Ihnen voraus ſagen, den Schotten bekommen Sie nicht zu ſpielen, denn vor acht Tagen iſt die berühmte Mamſel Perle hier eingetroffen, um — —

„Wie?" rief Weltheim begeiſtert; „die Perle iſt hier und gibt Gaſtrollen? und Sie halten mich länger noch am Hafen auf, während das Volk gewiß ſchon wie die Fluth des Meeres nach dem Schauſpielhauſe ſtrömt? — Leben Sie wohl! ich tauche mich in die Wogen, um die koſtbare Perle zu finden. — Leben Sie wohl!"

Unſer fahrender Poet, Ludwig Weltheim, war vor kurzem wirklich noch Theaterdichter bei der Hofſchauſpielergeſellſchaft eines benachbarten Fürſten geweſen, welcher das Schauſpiel ganz beſonders liebte, deßhalb bedeutende Summen zu ſeiner Ausſtattung verwendet und tüchtige Künſtler angeſtellt hatte. Dennoch geſchah es oft, daß der Fürſt das Haus, und zwar vorzüglich, wenn Trauerſpiele gegeben wurden, unbefriedigt, ja bisweilen in einer höchſt widrigen Stimmung verließ, und ſich dann den übrigen langen Abend mit einem böſen Humor herumplagen mußte. Er klagte dieß endlich ſeinem Günſtling, befahl ihm, Rath zu ſchaffen, und vor allen Dingen doch einmal in den alten Griechen nachzuleſen, von denen man auch in Betreff dieſer Kunſt ſo viel Aufhebens mache, um zu ſehen, wie es denn damals hergegangen ſey, und was ſie denn eigentlich von der Sache gehalten.

Der Günſtling verſtand aber die griechiſche Sprache nicht, was er jedoch zu geſtehen ſich ſchämte, und durchlas deßhalb mit großer Aufmerkſamkeit die laufenden Tagesblätter, weil er nicht zweifelte, daß in dieſer alles umfaſſenden recht eigentlichen Univerſalletture auch über die Griechen manches Belehrende zu finden ſeyn werde. Seine Hoffnung betrog ihn auch nicht; triumphirend eilte er zu ſeinem Fürſten und rief: „Ich hab' es gefunden, Durchlauchtigſter! ich hab' es! Ariſtoteles iſt unſer Mann; vernehmen Sie die Stelle, die ich ſo eben aus ihm überſetzt, ſie lautet alſo: „Die Verwandlung des Glücks in Unglück muß auf der Bühne nicht in Beziehung auf tugendhafte Charaktere vorgeſtellt werden, denn dieß erregt weder Furcht noch Mitleid, ſondern iſt anſtößig." — Nun, was ſagen Sie? Liegt hierin nicht der Hund begraben? — Befolgen denn unſre Dichter dieſes Geſetz? Führen ſie in ihren Tragödien

nicht vielmehr die Unschuld zum Tode? O das ist grausam, gräßlich, ungerecht! Was Wunder, wenn ein so gerechtigkeitsliebender weiser Fürst dadurch aufs Höchste indizniirt wird!"

Der Fürst gab ihm recht, und lobte die tiefe Einsicht seines Günstlings. Als er aber weitern Rath von ihm begehrte, überzeugte ihn jener, daß die Sache eigentlich in das Justizfach schlage. Es wurde mithin das Gutachten des Justizministers verlangt, welches dahin ging, daß man eine Commission niedersetzen möchte, welche die aufzuführenden Tragödien erst juristisch prüfen und über die im Conflikt begriffenen Personen Urtheil sprechen solle. Der Spruch selbst müsse dann dem bei hiesiger Bühne angestellten Theaterdichter zur Nachachtung und Vollziehung zugefertigt werden.

Das gefiel dem Fürsten wohl; er dankte seinem Minister für den klugen Rath, übertrug ihm das Präsidium bei dieser Tragödiencriminalcommission, und befahl ihm Strenge und Eile.

Der Minister war ein großer Criminalist, und nahm die berühmtesten Tragödien zuerst in ein scharfes Verhör. So ward denn z. B. in Romeo und Julie die letztere für völlig schuldlos erklärt, und ihr bloß, wegen der hinter dem Rücken der Eltern vollzogenen Vermählung, als welche jedoch mit dem Tode nicht zu bestrafen sey, eine Buße aufgelegt; die Amme als Hauptmitschuldige ganz verabschiedet, dem Romeo aber wegen des an Tibalt begangenen Mordes der Tod zuerkannt.

Mit Emilie Galotti nahm man es besonders genau, da man eine Stelle in Lessings Schriften gefunden haben wollte, worin er selbst sagte: man müsse keinen ganz guten Menschen ohne alles eigene Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen, denn so etwas sey gräßlich und daher untragisch. — Die Criminalcommission meinte nun, daß er gegen diesen Satz stark verstoßen, und hier auf einem faulen Pferde gesessen habe, indem an seiner Emilie Galotti auch nicht die kleinste Schuld aufzufinden sey, vielmehr das im verletzten Auftritt enthaltene Bekenntniß ihres zu heißen Blutes gar nicht zu Protokoll hätte genommen werden sollen. Emilie ward daher einstimmig freigesprochen, Marinelli aber wegen des Mordes des Grafen Appiani zum Tode verurtheilt; gegen den fliehenden Banditen ein Steckbrief erlassen und dem alten Odoardo angerathen, daß er, statt einen Mord an seiner Tochter zu begehen, sich lieber mit ihr in anderer Herren Länder begeben möchte, wo ihre Unschuld sicherer sey.

Auf diese Weise verfuhr man denn mit mehreren Tragödien, und forderte von dem Theaterdichter, daß seine Feder die Urtheilssprüche an ihnen nun vollziehen sollte.

Weltheim proteſtirte zwar anfangs geradezu dagegen und behauptete, daß man den alten Griechen, und das, was er eigentlich unter Unglück gemeint, wohl ganz falſch verſtanden habe, und daß eben für den Tugendhaften der Tod nicht immer ein Unglück oder eine Strafe ſey. Er behauptete vielmehr, der Menſch mit ſeiner Seele voll Liebe und Hoffnung wäre ja nicht bloß ein Bürger dieſer Erde, und wie ein Fürſt, der mehrere Länder beſitze, einen Menſchen, den er beſonders liebe und vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde ſchützen wolle, aus ächt väterlicher Fürſorge wohl aus einem Lande in das andere verſetzen könne, ohne den Vorwurf auf ſich zu laden, er habe den Schuldloſen des Landes verwieſen, ſo ſende eine höhere Macht der bedrängten Unſchuld und Liebe oft den Tod zu Hülfe, um ſie in ihr eigentliches Vaterland zu führen und ihr ſo den Sieg zu gewähren über menſchliche Anmaßung und Gewalt.

Als man aber auf dieſe Proteſtation gar keine Rückſicht nahm, dem Tode keinen Defenſor verſtatten wollte, und den Dichter vielmehr ſtreng auf ſeine Pflicht verwies, weßhalb dieſer denn nun endlich die Feder wirklich anzuſetzen wagte, ſo erging es ihm noch weit übler; denn Leſſings Schatten ſchritt ihm drohend vorüber, Shakeſpeare gab ihm im Traume je zuweilen wohl gar einen Naſenſtüber, und Ariſtoteles ſetzte ihm das kritiſche Meſſer wie ein Richtſchwert an den Hals.

Da zerriß er die Feder und bat den Fürſten um ſeine Entlaſſung.

Frei wie der Vogel, der in den Zweigen ſingt, zog er hinaus in die Welt, wo wir ihn denn ſo eben in das Theater zu Oſtburg haben gehen ſehen, um der Vorſtellung der Maria Stuart beizuwohnen.

Demoiſelle Perle ſtellte die unglückliche Königin in großer Vollendung dar; nicht minder vortrefflich ward von Madame Baum die Rolle der Eliſabeth gegeben. Aber Mortimers Geiſt ſchien allenthalben im Hauſe umzugehen, und das Publikum nur für die erſtere Augen und Ohren zu haben. Eliſabeth trat auch nicht wieder auf, nachdem Maria zum Tode abgeführt worden war, ſondern das Stück ſchloß mit dem zehnten Auftritt des fünften Aktes, in welchem Leiceſter bei der Viſion von ihrer Hinrichtung zu Boden ſtürzt. Darüber entſtand zwar theilweiſe ein Gemurre, es verhallte jedoch bald unter den allgemeinen Beifallsbezeigungen, als man die begünſtigte Künſtlerin herausrief.

Begeiſtert von der Schönheit und dem trefflichen Spiel der Perle, jedoch auch vom Hunger auf das höchſte gepeinigt, eilte unſer Weltheim, ein Kaffeehaus aufzuſuchen, ſetzte ſich hier in eine Ecke des Zimmers und

ergriff, nachdem er sich an Speise und Wein gelabt, seine Brieftasche, um ein Sonett zum Lobe der gefeierten Künstlerin nieder zu schreiben, welches er in öffentliche Blätter einrücken zu lassen, und sich auf diese Weise zugleich selbst als Dichter zu empfehlen gedachte; denn eben hier bei dieser Bühne hoffte und wünschte er ja wieder eine Anstellung. Noch aber waren die ersten Zeilen kaum entworfen, als es im Saale lauter wurde, und er einen stattlichen Mann mit mehreren andern in einem Wortwechsel begriffen sah. Man sagte ihm, es sey dieß der hiesige Schauspieldirektor; er suchte sich daher den Streitenden zu nähern, um den Grund ihrer Uneinigkeit zu vernehmen.

„Sagen Sie mir, Herr Direktor!“ sprach ein ältlicher Mann; „bleibt denn der Leicester dort wirklich todt auf dem Fleck liegen, oder rappelt er sich wieder auf und geht zur Elisabeth? Das sollte man doch noch erfahren haben.“ —

„Er steht zwar wieder von seiner Ohnmacht auf, mein Herr Forstmeister, aber er entflieht nach Frankreich,“ antwortete der Direktor. „Die letzten Scenen des Stückes besagen dieß; haben Sie die Gewogenheit sie selbst nachzulesen; wir haben sie für dießmal gestrichen.“

„Ei Herr! Sie dürfen es sich gar nicht unterfangen, den Dichter auf diese Weise zu verkürzen und zu verhunzen!“ fiel ein anderer ein. „Der Schiller war ein ganzer Mann, und wußte wohl, daß nach Maria's Abführung zum Tode dem über diesen Gewaltschritt empörten Zuschauer das Bild der gequälten verlassenen Elisabeth mit auf den Weg hinaus gegeben werden müsse. Man läßt es sich ja wohl gefallen, daß die Gewalt als ihre Selbstrichterin auftritt, und durch den Untergang anderer den Sieg über äußere Verhältnisse begründet, wenn man sie daneben nur auch vor dem Herzen in ihrer Ohnmacht stehen sieht. Und das haben Sie uns genommen, und uns mit einem gallebittern Gefühl nach Hause geschickt.“

„Aber mein Himmel!“ entgegnete der Direktor, „wer ist denn anders daran Schuld, als das verehrte Publikum? War das nicht ein Stuhlrücken und Thürzuwerfen, als wir vor vier Tagen die Perle als Maria abgeführt hatten? — Man konnte die Elisabeth in den letzten Scenen ja kaum mehr verstehen. Da erklärte unsere brave Madame Baum denn wohl mit Recht, daß sie bei Wiederholung des Stückes zuletzt nicht noch einmal wieder auftreten werde, weil für sie das Publikum keine Aufmerksamkeit gezeigt, sondern daß das Stück mit dem Monologe Leicesters schließen müsse.“

„Das hätten Sie aber nicht zugeben sollen,“ sagte ein Officier; „Sie

ſind Direktor, und die wenigen, die das Wagengedränge fürchten oder ihre Suppe zu Hauſe nicht kalt werden laſſen wollen, machen noch nicht das Publikum aus. In England müſſen die Künſtler die ſchönſten Stellen wiederholen, wenn auch ein Theil des Publikums mit Lärmen dagegen proteſtirt. So wollen wir's hier auch haben. Ich bezahle mein Billet und will mich durch unzeitige Stuhlrücker nicht um meinen Genuß bringen laſſen!"

„Ach!" ſprach der Direktor, „führten Sie doch vor der engliſchen erſt die franzöſiſche Sitte hier ein, wo ſelbſt das Pochen des werthen Publikums nur Beifall bedeutet. Was ſoll ich denn aber machen, wenn die Schauſpielerin nicht ſpielen will, und ſich für beleidigt hält? — Ich kann's ihr nicht abbitten, kann's ihr auch nicht ausreden, und entlaſſen darf ich ſie auch nicht, denn es iſt ja unſere erſte Künſtlerin; und wenn die liebe Perle nur erſt vorübergeſchwommen ſeyn wird, dann wird der Baum auch ſchon wieder duftende Blüthen treiben!"

Viele lachten, der Officier entgegnete aber ernſt: „Wir wollen den Genuß vollſtändig haben, und halten uns deßhalb an Sie, mein Herr! Wie ich vernommen, ſoll in wenigen Tagen Demoiſelle Perle in ihrer heutigen Rolle noch einmal auftreten. Wohl, das iſt erwünſcht. Verhunzen Sie uns aber das Stück nicht wieder ſo wie heut, ſonſt ſollen Sie ſelbſt, Sie allein ausgepfiffen werden! Verſtehen Sie mich?"

Verſtanden hatte es der Direktor allerdings, aber mit einem Blick, als vernehme er bereits das Pfeifen, ſetzte er ſich an das Ecktiſchchen, an welchem unſer Weltheim ſeinen Platz wieder geſucht hatte, rief nach einer Flaſche Champagner, und nachdem er den Pfropf an die Decke geſprengt, und einige Gläſer ſchnell hinabgeſtürzt hatte, ſchlug er die Arme ineinander, blickte kühn in den Saal, und murmelte vor ſich hin:

Will Keiner trinken? Keiner lachen?
Ich will euch lehren, Geſichter machen!

Die erhabene Stimmung dieſes für ihn wichtigen Mannes benutzte unſer Dichter, ſich ihm vorzuſtellen, ihm das Verfahren der Tragödienkriminalkommiſſion in dem benachbarten Staate und ſeine dadurch bedenklich gewordene Lage zu ſchildern, und ihm als Probe ſeiner Geſchicklichkeit das eben vollendete Sonett an die jungfräuliche Perle mitzutheilen.

„Ei, ſehen Sie, Herr Ludwig Weltheim!" ſprach der Direktor mit einem tiefen Bückling; „o, ich habe die Ehre, Ihren Namen ſchon rühmlich zu kennen. Vielleicht könnten Sie uns recht willkommen ſeyn, aber ehe wir ein Wort weiter davon ſprechen, Verehrter, müſſen Sie mir erſt dieß

Sonett wieder zerreißen. Glauben Sie mir, mit ſolchen Reimereien ſchreibt ſich der Teufel eben in die Stammbücher. Herr, wenn das Ding in den Zeitungen erſchiene, ich wäre ja gewärtig, die Maria Stuart das nächſtemal ganz ohne Eliſabeth geben zu müſſen. — Nein, Freundchen! wollen Sie mir eine Probe Ihrer Kunſt geben, ſo helfen Sie mir hier aus der Verlegenheit. Es wird Ihnen nicht entgangen ſeyn, wie die Tabakſchmaucher dort mich vorhin mit Recenſentenwuth anzufallen, ja mir ſogar zu drohen ſich erlaubt haben, und man darf ihnen auch leider nicht trauen; ſehen Sie nur hin: hat der eine nicht von Natur ſchon einen verdammt ſpitzigen Mund? der pfeift lieber, als er lacht. Schaffen Sie Rath, Herr Dichter! Machen Sie, daß weder Publikum noch Künſtler disjuſtirt werden, und ſtutzen Sie mir den Schiller ein bischen ordentlich zu!"

„Nein, für das letztere behüte mich Gott!" rief Weltheim. „Aber allen zu genügen, und auch den Dichter in Ehren zu laſſen, das macht allerdings die Aufgabe reizend. Wohlan, wir wollen verſuchen, und wenn es nun gelingt?" — —

„Dann ſind Sie der Unſrige!" fiel der Direktor freudig ein, beſtellte noch eine Flaſche Champagner, trank ſie mit dem Dichter aus, und bot dieſem einſtweilen ein Stübchen in ſeinem Hauſe an.

Auf dem nächſten Komödienzettel, welcher die Aufführung der Maria Stuart, und in dieſer Rolle das abermalige Gaſtſpiel der Dem. Perle verkündigte, las man in einer Nota folgendes:

„Das Stück wird dießmal mit einem Epilog von dem beliebten Dichter Ludwig Weltheim ſchließen. Ein verehrtes Publikum wird deßhalb ganz beſcheiden gebeten, ſowohl das Stuhlrücken, als auch die Aeußerungen des Finalurtheils ſo lange ausgeſetzt ſeyn zu laſſen, bis auch dieſer Epilog abgehalten ſeyn wird!"

Das machte die Leute neugierig, und das Haus gedrängt voll. Die Vorſtellung war überdieß eine der vollendetſten. Maria ward endlich zum Tode abgeführt, Leiceſter blieb zurück; zu ihm herauf ſtieg das dumpfe Getöſe der Gewaltthat; und als er mit den Worten:

„Sie wird entkleidet — horch! der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kiſſen — legt das Haupt" — —

ſinnlos zu Boden ſtürzte, fiel der Vorhang.

Eine tiefe Stille herrſchte im ganzen Hauſe; das Orcheſter gab ein kurzes choralähnliches Muſikſtück, und der Epilog begann folgendergeſtalt:

Der Vorhang geht langſam auf. Die Bühne zeigt eine dunkle Vorhalle. **Clio**, die Muſe der Geſchichte, auf der einen Seite an einem Tiſch ſitzend, iſt mit Pergamentrollen beſchäftigt. Nach kurzer Pauſe eilt **ein Jüngling** von der andern Seite in die Halle.

Jüngling (zu Clio).

Ich flieh' zu dir, du ſollſt mir Wahrheit geben!
Warum mußt' ich Melpomenen vertraun?
Sie rief mich aus dem ſtillen Bürgerleben,
Den Kampf um eine Krone anzuſchaun.
Ich fühlt' und ſah der Liebe redlich Streben,
Der Eiferſucht, des Haſſes heimlich Graun,
Der Sehnſucht ſtilles inniges Erglühen
Auf Wolken ſegelnd, mit ihr heim zu ziehen!

Doch die Gewalt behielt das Schwert zu Händen,
Die Liebe ſank — die Wolken flohn dahin! —
Marien durfte niemand Hülfe ſenden,
Eliſabeth blieb ihre Richterin;
Da konnt' es anders nicht, als blutig enden! —
O gib mir Licht! beruh'ge meinen Sinn! —
Iſt's möglich, daß die Blume ſo gebrochen?
Und daß kein Richter, der die That gerochen? —

Clio.

Was dir die Schweſter gezeigt, geſchah.
Eh ſie es darzuſtellen gewagt,
Hat ſie beſcheiden erſt mich gefragt,
Und auf dem Pergament ſteht's da! —
Nur das kräftige, reichere Leben,
Hat ſie, ihrer Macht bewußt,
Aus der eignen tiefen Bruſt
Den Geſtalten ſelbſt gegeben;
Und die längſt zerſtaubten Herzen
Aus der Vorzeit feſter Gruft
Zu erneuten Kampfesſchmerzen
Wieder wach gerufn.
Doch beruh'ge dich, denn ſchon
Sind Jahrhunderte entwichen,
Seit den Streit, den fürchterlichen,
Um den blutbeſpritzten Thron,
Längſt der Tod hat ausgeglichen,

Seit die beiden Feindinnen
Ruhn in einer ſchweſterlichen
Nähe, ungeſtört, auf daß
Sie vergeſſen Schmerz und Haß.
Und indeß ein Richter dort
Ihre Thaten wird ermeſſen,
Hat die Nachwelt fort und fort
Zu Gericht hier ſchon geſeſſen.

Jüngling.

Was kümmert ſolch ein Weib die ſpätre Welt,
Genießt ſie nur die Frucht von ihrem Haſſen! —
Warum ward ihr kein Richter hier beſtellt?
Warum die blut'ge That ihr zugelaſſen? —
Wie einſt der Spruch des ew'gen Richters fällt,
Vermag das enge Herz hier nicht zu faſſen.
Soll ich der Stimme der Verheißung trauen,
Will ich mit Augen die Vergeltung ſchauen!

Elis.

Vermeßner! Wohl, du ſollſt ſie ſehen!
Du haſt Marien nah geſtanden,
Als zum Schaffot ſie mußte gehen.
Da ſchien ſie frei von irdiſchen Banden
Gleich einer erwählten Himmelsbraut.
Wer aber ihr früheres Leben geſchaut
Vom Gift der Sünde, vom Morde befleckt,
Nicht hätt' es das Mitleid in ihm erweckt.
Doch ſchwere Leiden läutern die Seele,
Und lange Reue verſühnt die Fehle.
Jetzt aber führ' ich dich, verwegner Frager,
Auch zu der Feindin Sterbelager. —
Schau hin! — Auf mein Gebot entweiche
Der Schleier! Was erblickſt du nun?

(Der hintere dunkle Vorhang hebt ſich und man erblickt dasjenige wirklich vorgehen, was im folgenden Dialog ausgeſprochen wird.)

Jüngling.

Dort ſeh' ich eine verfallne bleiche
Geſtalt matt auf den Kiſſen ruhn.
Mit ſtarren Augen auf den Boden blicken,
Und feſt den Finger auf die Lippen drücken.

Clio.

Das iſt die ſtolze, glückliche und reiche
Eliſabeth. Der Tod kommt, anzufragen,
Ob ſie der Krone endlich will entſagen?

Jüngling.

Wer iſt der Mann? — er will ihr ſorgſam nahn,
Sie aber winkt ihm, daß er ſich entferne.

Clio.

Es iſt der Arzt. Sie will nichts mehr empfahn,
Was Menſchenkunſt gewährt; ſie ſtürbe gern,
Allein noch bricht das heiße Auge nicht.

Jüngling.

Dort naht ein anderer im Hintergrunde,
Sie aber wendet von ihm das Geſicht.

Clio.

Der Beichtiger naht in der letzten Stunde,
Allein ſie faßt nicht, was er tröſtend ſpricht.
Wer nur ein Kind der Gegenwart geblieben,
Dem kommt im Tod zu ſpät ein Troſt von drüben.

Jüngling.

Der Nebel, der den Grund der Halle füllte,
Zieht wellig jetzt zu ihr heran,
Und zeigt, als ob er einen Traum enthüllte,
Ihr einen ſtattlich reichgeſchmückten Mann.
Es langen ſchwarze Krallen nach ihm hin,
Schon haben ſie ihn faſt erreicht,
Doch furchtlos ſteht er vor der Königin,
Indem er einen Ring ihr zeigt.

Clio.

Es iſt Graf Eſſex, ihre letzte Liebe,
Der den verhängnißvollen Ring,
Daß er ein Zeugniß feſter Treue bliebe,
Einſt von Eliſabeth empfing.

„Hab' ich, ſpricht er, den Ring dir nicht geſendet,
Als deine Hand das Urtheil unterſchrieb?
Und doch haſt du den Streich nicht abgewendet,
Nein, ſelbſt die Liebe hatteſt du nicht lieb!
Sie kannten nicht den Ring dir unterſchlagen,

Hätt'ſt du vermocht, mich ſelbſt darnach zu fragen.
Ich habe liebend dir vertraut vor allen,
Stirb nun verlaſſen! — denn ich bin gefallen!"

Jüngling.

Ha! wie ſie ſchaudert! — wie die welken Hände
Krampfhaft verhüllen ihren Blick! —
Da hat der Traum ein Ende,
Und die Erſcheinung ſinkt zurück.
Doch wieder öffnet ſich der Weltenſchooß,
Ein neues Traumbild uns zu zeigen.
Den ſchönſten Nacken, ſeiner Hülle bloß,
Seh ich auf einen ſchwarzen Block ſich beugen,
Und drüber ſchwingt in ungemeſſner Eile
Ein Arm ſich auf mit einem blanken Beile.

Clio.

Es iſt Maria's Bild; mit ernſter Mahnung
Tritt vor die Sterbende es hin,
Und fragt: Sagt dir noch keine Ahnung,
Wer von uns ſtirbt als Siegerin?

Jüngling.

Eliſabeth ſtreckt ihr die Arm' entgegen!

Clio.

Ja! in der Todesangſt ruft ſie zu ihr:
Laß mich ſtatt deiner auf den Block mich legen,
Und ſtirb ſtatt meiner auf dem Kiſſen hier!

Jüngling.

Und dem Schaffot vorüber ziehn Geſtalten,
Verfallne, und von Feſſeln ſchwer gebeugt,
Und eine Schrift ſeh ich ſie halten,
Die man der Kranken drohend zeigt.

Clio.

Das ſind die Räthe, die ihr treu gerathen,
Die ſtreng gehorchten ihrer Königin.
Und dennoch warf die Frucht der blut'gen Thaten
Die Undankbare ihnen einzig hin.
Verweiſung, Kerker, mußten ſie ertragen:
Auf daß die Mit- und Nachwelt möge ſagen:
„Nur dieſe, dieſe haben es verſchuldet,
Was Eſſex und Maria einſt erduldet,

Eliſabeth befahl es nicht!"
Sie aber fordern ſie jetzt vor Gericht,
Und ſprechen: „Dieſe Schrift iſt doch gefälſchet!
Nicht wir — du haſt das Urtheil unterſchrieben!"

Jüngling.

Es fällt das Beil! — verſchwunden iſt das Bild!
Die Kranke ſinkt, wie ſelbſt davon getroffen.
Es iſt genug!

Elio.

Ihr Schickſal iſt erfüllt!
Sie iſt verſchieden — ohne Lieb' und Hoffen! —
(Der Vorhang im Hintergrund fällt.)

Elio.

Wie? Jüngling! fragſt du noch vermegen,
Wo denn hienieden die Vergeltung wohnt?
Mußt du dich auf das letzte Kiſſen legen,
Dann wird der innre Richter ſchon ſich regen,
Der unerbittlich ſtraft und lohnt.
Sie geh, und fürchte einzig ſein Gericht!
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der größte Muth beruht in der Geduld;
Die Unſchuld ſpottet ſelbſt der Todesſtrafen.
Der Uebel größtes aber bleibt die Schuld,
Denn in der Seele will der Wurm nie ſchlafen!

Der Vorhang fiel. Stürmiſcher Beifall erfüllte das Haus. Der Dichter und der Direktor, beide wurden gerufen. Als ſie erſchienen, tönte es von allen Seiten: „Hierbleiben! der Dichter ſoll hierbleiben!" Da ſanken die beiden Geprieſenen, zum Zeugniß ihres Einverſtändniſſes, unter dem lauten Bravorufen der Menge ſich in die Arme, und als der Vorhang ihre Umarmung wieder verdeckt hatte, ſprach der Direktor: „Freund, Sie ſind nun der unſrige! Aber vor allen Dingen laſſen Sie uns erſt Champagner trinken! — Schiller wird uns die Sünde vergeben!"

Graf Corniſitz von Ulefeld,

Reichshofmeiſter in Dänemark.

Eine biographiſche Skizze.

Der ſtreitbare Dänenkönig Chriſtian IV. hatte während ſeiner Zwiſtigkeiten mit dem deutſchen Reiche die Feſtung Hameln an der Weſer beſetzt. Als er hier eines Tages, um die Wachen ſelbſt zu viſitiren, auf dem Walle umherritt, wurde ſein Pferd durch das plötzliche Losgehen eines Gewehres ſcheu, bäumte ſich und ſtürzte von der Bruſtwehr dergeſtalt mit dem Könige in den Wallgraben hinunter, daß es auf der Stelle todt liegen blieb, der König ſelbſt aber zwar nicht gefährlich verletzt, jedoch völlig betäubt war, und erſt nach zwei Tagen das Bewußtſeyn wieder erhielt.

Unter mehreren, welche Zeugen dieſes gefährlichen Sturzes geweſen waren, befand ſich auch des Königs Page Corniſitz Ulefeld. Trotz ſeiner Jugend war er der einzige, der, während alle übrigen von Schreck gelähmt ſchienen, ſich von der betretenden Höhe hinab dem Könige nachſtürzte, ihn unter dem todten Pferde hervor zog, und auch im Verlauf der beiden angſtvollen Tage nicht von ſeinem Bette wich. Dieß blieb dem Könige nicht verſchwiegen, erregte zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit, und da er an Ulefeld einen Jüngling von ſeltenem Verſtande und großer Lebensgeſchicklichkeit, verbunden mit einer ausgezeichnet ſchönen Geſtalt, fand, ſo ſchenkte er ihm nach und nach ſeine Liebe und ſein Vertrauen, vermeinend, daß derjenige, welcher zu ſeiner Rettung den gefahrvollen Sprung in den tiefen Wallgraben nicht geſcheut habe, ihm auch fürder ein treuer Freund bleiben werde bis in den Tod.

Ulrichs wurde mit Gnadenbezeugungen überhäuft, flog rasch von einer Ehrenstelle zur andern, und ward endlich sogar auf den höchsten Posten gehoben und zum Reichsverweser von Dänemark ernannt. Da der König, der seiner Gnade kein Ziel setzen mochte, vermählte ihm sogar zum Zeugniß seiner wahrhaft väterlichen Liebe seine Tochter Eleonora, welche er, nach Absterben seiner Gemahlin Anna Catharina, der Tochter des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, mit einer adeligen Dame, Namens Christina von Barkau gezeugt hatte.

In den Strahlen einer so milden Glückssonne hätte wohl die Saat des Guten in Ulrichs Herzen aufkeimen sollen, allein das wuchernde Unkraut eines ungemessenen Ehrgeizes und einer niedrigen Habsucht gewannen einzig darin Platz. Er wußte den König unumschränkt zu beherrschen, setzte dem Willen desselben oft den scharfsichtigsten Eigensinn entgegen, und drohte ihm sogar, wenn er Widerstand fand, seine Dienste auf der Stelle zu verlassen, wodurch er dann gewöhnlich seinen Zweck erreichte, weil der König ihn lieber nachgeben, als ihn entweichen sahe. Auch die übrigen Reichsräthe mußten ihm nothwendig gehorchen, wenn sie nicht auf das bitterste von ihm gehaßt und verfolgt werden wollten.

Endlich starb der König. Sein Nachfolger, der Kronprinz Christian V. hatte auch auf einer Reise nach Eger unweit Dresden sein Leben gefährdet, und so war denn die Thronfolge noch zweifelhaft. In dieser Zeit übte Ulrich die ungemessenste Gewalt. Er verminderte nicht allein im Münzwesen eigenmächtig Schrot und Korn, und machte an der Kriegsflotte bedeutende Abzüge, sondern ließ auch ohne Scheu alle viele Erpressungen nur in seine Kasse fließen. Selbst das Andenken seines Herrn und Wohlthäters, des verewigten Königs, war ihm so wenig heilig, daß auf seinen ausdrücklichen Befehl der Leichnam einer Frauensperson, mit Namen Wibeke, auf welche der König nach dem Tode der Fräulein Christine von Worden seine Neigung geworfen, weßhalb sie dem Reichshofmeister verhaßt war, nicht nur nicht standesmäßig begraben, sondern sogar in einem elenden Sarge auf einem Karren zur Stadt hinausgeführt und auf den Armenkirchhof eingescharrt wurde.

Seine Gemahlin Eleonora war ganz seines Sinnes. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß sie, obgleich eine Königstochter, doch die Rechte einer Prinzessin nicht genießen durfte, und trieb ihren Gemahl immer zu neuen Anmaßungen. Ulrichs Absicht, die erledigte Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen, war nicht mehr zu verkennen. Die Reichsräthe aber blickten anders gesinnt und richteten ihre Wahl auf den Prinzen Friedrich, damaligen Erzbischof zu Bremen, welcher denn auch,

trotz Ulefelds hartnäckigem Widerstande, im Jahr 1648 zu Kopenhagen gekrönt wurde.

Doch auch dieß konnte Ulefelds stolzen Plänen noch keine Grenzen setzen. Unter dem Schein der Demuth fand er sich zwar seltener jetzt bei den Versammlungen der Reichsräthe ein, erschien nicht oft mehr bei Hofe, versah ruhig sein Amt, und lebte still und eingezogen; aber im Geheimen brütete er mit seiner Gemahlin den Plan aus, nach des Königs Leben die Hand auszustrecken und so eine neue Gelegenheit zu seiner Thronbesteigung herbeizuführen.

Doch die Liebe, die er so lange aus seinem Herzen verbannt, rächte sich hier an ihrem Verläugner und untergrub zuerst die stolze Höhe, auf welche er sich ohne sie gestellt hatte.

Dina, ein Mädchen von deutschen Eltern in Kopenhagen geboren, war Ulefelds erste Jugendliebe. Unter den vielen Anbetern, die ihre ungemeine Schönheit herbeizog, zeichnete sich der nachmalige Oberst Georg Walther, ein Holsteiner von Geburt, durch bescheidene Liebe und treue Ergebenheit besonders aus, denn er warb ernsthaft um das unbegüterte Mädchen, und bot ihr ehrenvoll seine Hand zur Ehe. Dina aber trug nur das Bild Ulefelds im Herzen; sie baute auf dessen leichtsinnige Versprechungen, welche durch die schnell errungene Gnade des Königs ein doppeltes Gewicht erhielten, und wies Walthers oft wiederholte ehrliche Werbung hartnäckig zurück. Als aber der stolze Reichshofmeister ihr endlich doch den Rücken zukehrte, um der Königstochter die Hand zu reichen, verließ sie mit ihren Eltern die Hauptstadt und verbarg ihren Kummer vor den Augen der Welt, die, von Ulefelds glänzender Erscheinung geblendet, leicht die Unglückliche übersehen.

Mehrere Jahre waren seitdem verstrichen; Dina's Eltern waren beide gestorben, und da die einzigen Verwandten des verlassenen Mädchens in Kopenhagen wohnten, so war sie gezwungen, dorthin wieder zurückzukehren. Es geschah dieß gerade um die Zeit, wo mit dem Tode König Christians IV. Ulefelds Alleinherrschaft den ersten Stoß erlitt. Das ungewohnte Mißlingen seiner stolzen Pläne, der lauter werdende Haß des Volkes, und das sichtbare Mißtrauen des neuen Regenten, verstimmten ihn um so tiefer, als er im eigenen Busen den Trost eines reinen Bewußtseyns, und im eigenen Hause die Theilnahme einer liebenden Gattin entbehrte. Denn Eleonora stand ihm nur als Furie zur Seite, und trieb den Gemahl, mit der Geißel scharfer Vorwürfe, auf der gefährlichen Bahn vor sich her. Da ward kein Händedruck, kein Wort der Liebe mehr gewechselt; da erblickte in dem großen spähenden Augen des andern ein

jeder nur ſein eigenes kaltes Bild; da war die Geburt vermeſſener Entwürfe nur die einzige Frucht ihrer Unterredungen.

Ob nun Ulefeld von dieſer kalten einſamen Höhe bisweilen früher ſchon in das Thal ſeiner fröhlichen Jugend zurückgeſchaut, und ſich nach Dina's verſchmähter Liebe geſehnt, oder ob ihr unvermuthetes Wiedererſcheinen erſt alle die alten Erinnerungen aufs neue geweckt haben mochte, genug, er hatte kaum ihre Anweſenheit in der Hauptſtadt erfahren, als er insgeheim zu ihr eilte, und ſie von ſeiner unverändert gebliebenen Liebe zu überzeugen ſuchte. Sein lange verſchloſſenes verarmtes Herz ging vor dem geliebten Weſen wieder auf; er machte ſie zur Vertrauten ſeiner laſtenden Sorgen, ließ ſie ſein kaltes eheliches Verhältniß grell überſchauen, und verlangte nun, als den einzigen Troſt ſeines Lebens, ihre Liebe.

Die rückkehrende reuige Liebe iſt unwiderſtehlicher noch als die erſte, und in der Stunde der Verſöhnung die Tugend am ſchwächſten. Die arme verlaſſene Dina widerſtand dem Geliebten nicht, und ſo entſpann ſich ein geheimes, nur allzuvertrautes Verhältniß zwiſchen beiden, in welches die Nemeſis ihre dunkeln Fäden mit einwebte.

Um auf ſeinen Gängen zu der Geliebten nicht belauſcht zu werden, hatte Ulefeld ihr einen Schlüſſel zu einer geheimen Pforte ſeines Palaſtes anvertraut, durch welche man unmittelbar nach ſeinen Zimmern gelangen konnte. Auf dieſem Wege mußte Dina zu ihm eilen, wenn der Abend kam, denn hier waren ſie am ungeſtörteſten, weil er ſich unter dem Vorwand wichtiger Arbeiten oft in ſeine Gemächer zurückzuziehen und einzuſchließen pflegte. Ulefelds Schlafcabinet war das letzte in einer Reihe von Zimmern und hatte nur einen Ausgang; hier ſaßen ſie eines Abends beiſammen, als er plötzlich in den vordern Gemächern, welche er zu verſchließen vergeſſen, die raſchen Tritte ſeiner Gemahlin vernahm. Die Verlegenheit war groß, denn entſchleichen konnte Dina nicht mehr, es kam alſo nur darauf an, ſie ſchnell zu verbergen. Der einzige Ort war ſein Bette; Dina warf ſich ungeſäumt hinein, und ließ ſich mit den Kiſſen feſt zudecken.

Eleonora trat in das Zimmer, und ſah ihren Gatten prüfend an. „Biſt du allein?“ fragte ſie; „mir war es, als hör'e ich dich ſprechen?“

„Ich habe wohl mit mir ſelbſt geredet!“ entgegnete er verlegen.

„Mit dir ſelbſt?“ fuhr ſie fort; „du ſiehſt wohl ſchon Geiſter? Das iſt noch zu früh! — Ich bringe dir, wovon wir geſtern ſprachen!“ und hiermit reichte ſie ihm ein Fläſchchen.

Ulefeld ſah es prüfend an und erwiederte: „Ich fürchte nur, es iſt zu ſtark und wird unverkennbare Spuren zurücklaſſen.“

„Nein, ſey unbeſorgt," verſicherte Eleonora; „Doktor Sperling hat es gar vorſichtig bereitet; der König wird ſtill im Schlafe vergehen. Das ſchlimmſte iſt nur, daß er einen eigenen Becher hat, und ſich niemals einen Rauſch trinkt."

Ulefeld, der wohl wußte, daß noch andere Ohren dieſer Unterredung zuhörten, beſprach mit ſeiner Gemahlin hierauf die Ausführung ihres Planes in franzöſiſcher Sprache. Dann verſchloß er das Glas mit einem dazu gelegten Zettel.

Kaum hatte Eleonora das Zimmer verlaſſen, als Dina ängſtlich aus dem Bette ſprang und ſich vor Ulefeld niederwarf. Sie hatte alles verſtanden.

„Um Gotteswillen, was habt ihr im Sinne!" rief ſie; „ihr wollt den König vergiften!"

Ulefeld gebot ihr zu ſchweigen und verſicherte, daß ſeine Gemahlin bloß mit ihm einen Scherz getrieben. Seine bebenden Lippen, die aber zu dieſem Scherz nicht lächeln konnten, ſtraften ihn Lügen, und es funkelte aus ſeinen Blicken ein furchtbarer Ernſt, als er ihr den Mund feſt zu verſiegeln drohte, wofern ſie gegen irgend jemanden dieſer Unterredung erwähnen würde.

Tief im Innerſten verletzt, ſchlich ſich Dina aus dem Palaſte. Nicht mehr der ſorgenbelaſtete unglückliche Mann, dem ſie Alles willig geopfert, um ihm das freudenloſe Leben mit ihrer Liebe auszuſchmücken, ſondern der Hochverräther ſtand vor ihr, aus deſſen ehelichem Bunde mit Recht die Liebe ſcheu entflohen war, weil er nur das Verbrechen verdeckte. Sie konnte die nächſten Abendſtunden kaum erwarten, ſchlich ſich durch die geheime Pforte wieder in den Palaſt und ſank nicht in Ulefelds Arme, ſondern zu ſeinen Füßen nieder, um ihn mit Bitten und Thränen zurück zu führen vom Abgrund der Hölle. Aber alles war vergebens. Er ſuchte ſie anfangs durch ſeine ſiegende Beredtſamkeit von dem Ungrunde ihrer Beſorgniſſe zu überzeugen, fuhr ſie, da ihm dieß nicht gelang, mit harten Worten an, ſich über ihren Verdacht beleidigt ſtellend, und befahl ihr endlich, da dieß alles ſie nicht beruhigen wollte, ihn auf der Stelle zu verlaſſen, und ihn nicht eher wieder zu ſehen, bis er ſie ſelbſt aufſuchen werde.

Dina rang daheim mit ſtummer Verzweiflung. Ihr ganzer Frieden war mit dem Glauben an den Geliebten vernichtet, und bittere Selbſtverachtung ſtieg dafür in ihrem Herzen auf, denn jedes der Liebe von ihr dargebrachte Opfer war ja nur eine ſündliche Verſchwendung, da ſie dieſe Liebe ſelbſt verachten mußte. Trotz der harten Zurückweiſung eilte ſie

dennoch mehrere Abende nacheinander zu der geheimen Pforte; aber sie that sich nicht mehr auf und blieb von innen fest verriegelt.

Dieß Benehmen Ulefelds machte es ihr nur noch gewisser, daß das Verbrechen seiner Ausführung nahe sey. Eine furchtbare Angst ließ ihr keinen Augenblick Ruhe; so daß sie endlich ihre Zuflucht zu ihrem Beichtvater nahm. Dina war katholisch; der Mönch erschrak über alles, was ihm das Mädchen beichtete, und wie er harte strafende Worte über ihr sündliches Verhältniß zu Ulefeld sprach, so verlangte er auch im Namen des Himmels, auf dessen Verzeihung sie hoffe, daß sie ungesäumt den Anschlag gegen des Königs Leben entdecken müßte. Er zeigte ihr den Königsmörder in einem grellen Lichte, und wie sie von Gott selbst berufen sey, des Königs Leben und Ulefelds Seele zu retten, und entließ sie nicht eher, als bis sie ihm Gehorsam angelobt.

Dennoch konnte sich Dina zu dem Verrath nicht entschließen, und zögerte von Tage zu Tage; der Mönch aber kam wieder, mahnte sie aufs neue, wie die Stimme des Gewissens, und gebrauchte die ganze Gewalt der Religion über ein verirrtes, aber dennoch reuig frommes Gemüth. Da zweifelte sie endlich nicht länger und wußte auch bald den rechten Mann zu finden, dem sie sich anvertrauen konnte.

Eine frühe treue Liebe, wenn wir sie auch nicht erwiedert, sondern verschmäht haben, bleibt uns dennoch unvergeßlich, und ob wir sie schon als verloren betrachten, halten wir sie doch nimmer für gänzlich erloschen und vertrauen ihr gerne im Unglück.

Jener Georg Walther, der früher um Dina's Hand geworben, stand jetzt als Oberster in Kopenhagen. Er hatte im Jahre 1645 Rendsburg gegen die Schweden behauptet, und war deßhalb vom Könige geadelt und mit einem reichlichen Gehalt versehen worden. Zu ihm eilte sie hin, vertraute ihm, als wollte sie ihn für die Entbehrung ihrer Liebe hierdurch entschädigen, das ganze furchtbare Geheimniß, und legte die Rettung des Königs in seine Hand.

Der Oberst Walther säumte keinen Augenblick, dem Könige selbst die Gefahr zu entdecken, worauf dieser das Mädchen sofort in Verhaft nehmen, sie im Geheimen auf das Schloß führen und in Gegenwart des Kanzlers und Statthalters verhören ließ. Hier bekannte sie denn freimüthig alles, was wir bereits wissen, unterließ auch nicht Ulefelds vertrauten Leibarzt, den Doktor Otto Sperling, als den eigentlichen Giftmischer zu nennen, und beschrieb den Ort in Ulefelds Kabinet genau, an welchem das Gift verborgen liege.

Der König fand es aber doch nicht rathsam, auf das Geständniß

dieſes unbedeutenden Mädchens allein ſeinen Reichshofmeiſter des Hochverraths zu beſchuldigen und ihn öffentlich zur Unterſuchung zu ziehen; er beſchloß vielmehr möglichſt auf ſeiner Hut zu ſeyn und der Sache im Geheimen nachſpüren zu laſſen.

Ulefeld aber ahnete bald genug, was ihm drohe. Dina's Verſtändniß mit dem Oberſten v. Walther und ihre Verhaftung waren ihm kein Geheimniß geblieben. Er ſah das Schwert über ſeinem Haupte ſchweben und glaubte der Gefahr einen raſchen Schritt entgegenthun zu müſſen. Deßhalb wußte er bald unter dem Volke das Gerücht zu verbreiten, als ſtehe man ihm nach dem Leben; er bezeugte ſich äußerſt furchtſam, und ließ ſogar den König ſelbſt deßhalb um Schutz anflehen. Der König ließ ihn deſſen durch zwei Räthe verſichern, und ſich zugleich nach den Umſtänden des mörderiſchen Verhabens gegen ihn erkundigen, worauf denn Ulefeld endlich den Oberſten v. Walther und Dina als die beiden gegen ſein Leben verſchworenen Perſonen angab. Der König ſtellte ſich, als glaube er dieſer Lüge, verſprach dem Reichshofmeiſter eine ſtrenge Genugthuung, und ließ, wie aus Beſorgniß für das Leben deſſelben, die Wache in Ulefelds Palaſt verdoppeln.

Inmittelſt wurde Dina im Gefängniß ſehr krank und die Aerzte behaupteten, daß ſie Gift erhalten haben müſſe. Da man trotz allen angewandten Gegenmitteln dennoch an ihrer Wiedergenesung zweifelte, ſo wurde der Hofprediger Laurentius Jakobſen nebſt einigen Räthen beauftragt, ſie nochmals zu verhören, vor welchem ſie, nach ernſtlicher Ermahnung, ihre erſte Ausſage in allem beſtätigte, und das Abendmahl darauf zu nehmen ſich erbot. Dieß veranlaßte dann endlich den König, Tags darauf den Reichshofmeiſter Ulefeld, den Doktor Otto Sperling und den Oberſt Georg v. Walther vor Gericht fordern zu laſſen, welche beiden letzten auch in Perſon ſich ſtellten, der erſte aber nur durch einen Anwalt erſchien. Da jedoch nun eben deßhalb in der Sache nichts ausgemacht werden konnte, indem Ulefelds Anwalt alle Beſchuldigungen läugnete, welche die in ſeiner Gegenwart von Walther wiederholte und von Dina beſtätigte Anklage enthielt, ſo beraumte der König wenige Tage nachher einen Reichstag an, auf welchem vierundzwanzig Reichsräthe unter ſeinem eigenen Vorſitz zu Gericht ſaßen, und Ulefeld in Perſon ſich ſtellen ſollte. Der Reichshofmeiſter erſchien dann auch wirklich, in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeines Beichtvaters, des Magiſters Simon Henning, Kaplans an der deutſchen Kirche zu Kopenhagen, und hörte mit ſcheinbarer Ruhe die Anklagepunkte gegen ihn verleſen, und verlangte nach den Rechten des Landes, ſeine Anklägerin vorher darüber ſprechen zu dürfen, ehe man ſie beide

vor Gericht ſtellte. Es wurde ihm zugeſtanden, worauf er dann in ein Nebengemach abtrat und daſelbſt Dina erwartete. — Was er dort mit ihr geſprochen, iſt unbekannt geblieben, jedoch leicht wohl zu errathen; denn das arme, den Giftteb ſchon im Herzen tragende Mädchen, widerrief von Stund an ihre frühern Ausſagen in allen Punkten. Ueleſeld triumphirte. Seine Anklage gegen den Oberſten v. Walther und gegen Dina, als hätten ſie ſich gegen ſein Leben verſchworen, gewann jetzt den Schein der vollen Wahrheit, und ſo wurde denn nicht allein Dina nun als Verbrecherin in das Gefängniß zurückgeführt, ſondern auch der Oberſte arretirt. Der Reichshofmeiſter aber, hiermit noch nicht zufrieden, und ſeiner Gewalt über Dina ſich wohl bewußt, verlangte, daß man das unglückliche Geſchöpf auf die Tortur werfen und dort ihren Widerruf beſtätigen laſſen ſollte. Es geſchah — er hatte nicht zu feſt auf ihre Liebe gebaut — ſie blieb unter allen Qualen bei ihrem Widerruf, entſchuldigte den Angeklagten in allen Punkten und beharrte in einem des andern Tages nochmals mit ihr angeſtellten freien Verhör völlig bei dieſer ihrer letzten Ausſage.

Das Gericht ſprach hierauf den Reichshofmeiſter, deſſen Gemahlin und den Doktor Sperling frei, verurtheilte dagegen aber die arme Dina zum Tode und verwies den Oberſten v. Walther des Landes. Jedoch bleibt es auffällig, daß der Kaplan Simon Henning, welcher vor Gericht beſchwören wollte, daß Ueleſeld ihm in der Beichte nichts von einem Verhaften gegen die Perſon des Königs geſtanden, deßhalb von ſeinem Amte ſuſpendirt wurde.

Einen ſolchen Ausgang hatte das unglückliche Mädchen nicht erwartet; ſie ſtürzte ohnmächtig nieder, als man ihr das Todesurtheil verlas, welches ſchon des andern Tags an ihr vollzogen werden ſollte und wurde beſinnungslos in ihren Kerker zurückgetragen. Ueleſeld wußte es zu veranſtalten, daß von Stund an niemand mehr außer ihrem Beichtvater zu ihr gelaſſen wurde, bis der andere letzte Morgen anbrach und man ſie zur Richtſtatt führte. Am 11. Juli 1651 ward ſie enthauptet und jedermann vermeinte nun, daß die auf den Reichshofmeiſter gehäuften Beſchuldigungen mit der Unglücklichen begraben lägen. Deſto auffallender war es jedoch, daß Ueleſeld, drei Tage nach der Hinrichtung, ſich mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern bei Nachtzeit nach Helſingör begab, dort eine holländiſche Galleote beſtieg, und dergeſtalt heimlich nach Holland entfloh, daß erſt, als er dort angekommen, die Nachricht ſeiner Flucht zu des Königs Wiſſen gelangte. Was ihn nach dem erwünſchten Ausgange ſeines Proceſſes ſo plötzlich von dannen getrieben, bleibt unerklärt; doch iſt es wahrſcheinlich,

daß folgender Vorfall und der Spruch eines ſtrengern unparteiiſchen Richters, als menſchliche ſind, ihn dazu vermocht habe.

Am Abend nach Tina's Hinrichtung nämlich und zur Stunde, in welcher ſie den Reichshofmeiſter ſonſt zu beſuchen pflegte, ſchlichen lang ſame Schritte den Gang, zu welchem man nur durch die uns bekannte geheime Pforte gelangte, nach Uleſelds Zimmer hin. Aus tiefen Gedanken aufgeſchreckt ſtarrte dieſer mit empor ſich ſträubenden Haaren nach der Thüre, die bald genug ſich leiſe öffnete. Ein Mönch trat herein.

„Ich bin der Beichtvater der hingerichteten Tina, und lade euch in ihrem Namen vor Gottes ewiges Gericht. Mir iſt ihre Unſchuld und euer Verbrechen bekannt, doch iſt es nicht meines Amtes euer weltlicher Ankläger zu werden. Dem Opfer eurer Bosheit aber hab' ich in der letzten ſchweren Stunde geſchworen, dieſen Ring, den ſie einſt von euch erhalten, in ihr Blut zu tauchen, und ihn dann euch zum Angedenken an den Finger ſelbſt zu ſtecken!"

Der Mönch ſchritt, nachdem er dieſe Worte geſprochen, auf Uleſeld zu, den blutigen Ring wirklich aus ſeinem Buſen ziehend. Jener aber, von Entſetzen durchſchauert, floh in ſein anſtoßendes Schlafgemach, indem er die Thüre hinter ſich verſchloß. Da trat der Mönch nahe hinzu und ſprach ſo laut, daß es Uleſeld wohl verſtehen mußte: „Ich werde euch ſuchen zu finden wiſſen. Unter dem Volke werde ich flehen und euch den blutigen Ring zeigen, wenn ihr öffentlich erſcheint; aus dem Gotteshauſe ſollt ihr vor mir entfliehen müſſen und bei Nacht will ich an eure verſchloſſenen Thüren klopfen. Ich werde euch allenthalben und ſo lange verfolgen, bis ich meinen Schwur erfüllt, und euch das blutige Kleinod an den Finger geſteckt habe!"

Uleſeld ließ von Stund an die Wachen an ſeinem Palaſt verdoppeln, die geheime Pforte feſt verriegeln, und getraute ſich, wahrſcheinlich aus Furcht vor dem Mönch, fortan nicht mehr die Schwelle zu überſchreiten. Dennoch aber mußte er bei Nachtzeit ängſtlich lauſchen, ob ſich das Klopfen nicht vernehmen laſſe, und es blieb nicht aus, ſondern verkündete ihm, daß Tina's blutiger Verlobungsring noch auf ihn warte.

Da endlich entfloh er mit ſeinen gehäuften Schätzen und begab ſich über Holland in das Innere von Schweden, wo er die Königin Chriſtina um Schutz bat, und in däniſcher Sprache eine Vertheidigungsſchrift herausgab, in welcher er den Zorn des Königs und den Neid ſeiner Nebenbuhler als die einzigen Urſachen ſeines freiwilligen Exyges, ſo nannte er ſeine Flucht, anführte. Auf dieſe Weiſe ſcheinbar vor der Welt gerechtfertigt, wendete er nun alles an, um die Gunſt der Königin zu

erlangen. Er kannte ihre ſchwache Seite, die öftere Geldnoth, in der ſie befangen war, und benützte eine ſolche Verlegenheit, ſich ihr gefällig zu bezeigen und ihr gegen Verpfändung der Stadt Barth in Pommern eine bedeutende Summe darzuleihen. Dieß ſowohl, wie auch ſeine übrigen wirklich liebenswürdigen perſönlichen Eigenſchaften, erwarben ihm auch bald genug die Zuneigung der Königin dergeſtalt, daß ſie ihn nicht nur gegen alle Anforderungen Dänemarks kräftig in Schutz nahm, ſondern ihn ſogar in den Grafenſtand erhob.

So lebte denn Ulefeld lange Zeit in Ruhe und großen Ehren zu Stockholm, erlangte einen bedeutenden Einfluß auf die Königin und wußte ihn auch bei ihrem Nachfolger, dem ſchwediſchen Könige Karl Guſtav, zu behaupten. Er begleitete dieſen auf ſeinem kühnen Zuge im Kriege gegen Dänemark über das Eis nach Fünen und Seeland, und gewährte ihm hier durch ſeine Kenntniß dieſes Landes gar große Vortheile, während er zugleich des ſchändlichen Triumphes genoß, hierdurch an ſeinem Vaterlande Rache nehmen zu können. Der König von Schweden erwählte ihn dann auch nach beendigtem Feldzuge von ſeiner Seite zum Friedenscommiſſarius und übertrug ihm den Abſchluß des Rothſchild'ſchen Vertrages, wobei es Ulefeld dahin zu bringen wußte, daß in dieſem Vertrage ſeine eigene Sicherheit ganz beſonders mit ausbedungen wurde.

Sechs Monate waren jedoch kaum verſtrichen, als man dieſen Frieden aufs Neue brach und die ſiegreichen Schweden ſogar Kopenhagen belagerten. Hier aber verließ Ulefeld plötzlich das Heer, denn man hatte ihm warnend hinterbracht, daß, weil der Rothſchild'ſche Vertrag gebrochen, und alſo auch ſeine Sicherheit nicht fürder bedingt ſey, die Dänen alles daran zu ſetzen beſchloſſen hätten, ſeiner habhaft zu werden und ihn als einen Landesverräther zu beſtrafen. Er zog ſich deßhalb eilig nach Schonen zurück, allwo er in Sicherheit den Ausgang des Krieges abzuwarten gedachte.

Der unerwartete Tod ſeines Beſchützers, des Königs von Schweden, ſetzte ihn jedoch in große Verlegenheit, zumal ihm deſſen Nachfolger nicht eben gewogen ſchien; und da er nun auch zugleich die lauter werdenden Verwürfe ſeiner Gattin, der es in Schweden nicht gefallen wollte, und die ſeine Flucht aus ihrem Vaterlande für um ſo unbeſonnener hielt, je weniger ſie den eigentlichen Grund davon begreifen konnte, nicht länger zu überhören vermochte, ſo faßte er den kühnen Entſchluß, ſein Heil noch einmal in Dänemark zu verſuchen, nachdem er den König dort durch ein großes Wageſtück mit ſich wieder verſöhnt haben werde.

Deßhalb bemühte er ſich, den Dänen das Land Schonen durch Verrätherei in die Hände zu ſpielen, und war ſchon nahe am Gelingen ſeines

Planes, als dieser plötzlich durch einen Mönch verrathen wurde. Viele der Mitverschwornen verloren auf der Stelle das Leben; Ulefeld aber ward in den Kerker geworfen, um ihm förmlich den Proceß zu machen. Von hier entkam er zwar durch Bestechung, warf sich bei Nachtzeit in ein Boot und gelangte auf demselben in Kopenhagen an, fand aber daselbst eine sehr üble Aufnahme; denn der Reichsrath ließ ihn und seine Gemahlin, die ihm hierher gefolgt war, ohne weiteres nach der Insel Bornholm zu strenger Haft abführen. — Nur erst als der König von Dänemark souverain erklärt worden war, suchten Ulefelds Freunde, der Graf v. Ranzau und der Feldmarschall v. Schach, sich für ihn zu verwenden, und wußten ihn endlich auch wirklich und dergestalt mit dem Könige auszusöhnen, daß Ulefeld nicht allein wieder nach Kopenhagen zurückkommen, dort gebührende Abbitte thun und den Eid der Treue aufs Neue ablegen durfte, sondern ihn der König auch in alle seine früheren Würden wieder einsetzen und ihm zu Ehren ein kostbares Bankett anstellen ließ.

So stand der große Verbrecher denn aufs Neue auf dem Gipfel der Ehre, und sein verblendeter König feierte selbst das Fest seiner Wiedereinsprechung. Aber dennoch saß er bleich und schweigend an der Seite des Königs und hörte nicht auf den frohen Zuspruch der Gäste; denn unter dem zahlreich herzuströmenden Volke stand der Mönch, der ihm von fern Dina's blutigen Ring zeigte. In seinem Palaste, dem werthen, wieder erlangten Eigenthume, vermochte er auch nicht ruhig zu schlafen, denn das gespenstische Klopfen weckte ihn wieder bei Nacht. Von neuer geheimer Angst überfallen, trieb es ihn abermals fort, und er bat den König um Urlaub nach Holland, indem er vorgab, seine dort zurückgelassenen Sachen selbst abholen zu wollen.

Weil er nun aber, ohne irgend eine Entschuldigung, gar lange Zeit über den erhaltenen Urlaub ausblieb, so sendete ihm der König endlich den Obersten Fuchs mit der Vollmacht nach, ihn entweder im Guten, oder mit Gewalt zurückzuführen. Dieser Oberst Fuchs war gerade zu der Zeit, als Ulefeld auf Bornholm in gefänglicher Haft gesessen, Commandant dieser Festung gewesen und hatte den Gefangenen hart und streng gehalten, zumal er oft bei ihm geheime Vorbereitungen zur Flucht entdeckte. Ulefeld konnte ihm dieß niemals vergessen und benützte jetzt begierig die Gelegenheit zur Rache. Er nahm den Obersten zwar freundlich auf, versprach auch, ihm ungesäumt nach Dänemark folgen zu wollen, ließ ihn aber, als er Abends von ihm nach seiner Herberge zurückging, auf der Straße überfallen und niederstoßen.

Um sich nun den Anschein völliger Schuldlosigkeit zu geben, eilte Ulefeld selbst dem Könige von Dänemark diesen Mord schriftlich zu berichten; unterließ dabei nicht, auf die Thäter zu schelten und den Samen zu hinlänglichem Verdacht auf andere auszustreuen; sein langes Ausbleiben aber mit dringenden Familiengeschäften bestmöglichst zu entschuldigen, wozu ihm der Tod seiner Gemahlin genugsame Gelegenheit gab. Die Wittwe des Obersten Fuchs klagte aber den Reichshofmeister selbst wegen des Mordes ihres Gemahls an, und wußte hinlänglich glaubhafte Zeugen herbeizuschaffen, die Ulefelds ältesten Sohn unter den Mördern erkannt hatten. Diese Beschuldigung gab zu einer neuen ernstlichen Untersuchung gegen ihn in Kopenhagen Anlaß, worin auch seine früheren Processe ohne Schonung wieder aufgenommen wurden. Das gegen ihn ausgesprochene harte Urtheil zeigt, daß man ihn schwerer Verbrechen schuldig gefunden haben müsse, denn er ward für einen Beleidiger der Majestät, für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und die ihm zuerkannte Todesstrafe, weil er selbst abwesend und nicht zu erlangen war, an seinem Konterfei dergestalt vollzogen, daß es, nach abgehauener rechten Hand und Kopfe, gevierttheilt wurde. Die Stücke davon nagelte der Henker theils an den oberen Saal des Hofgerichts, theils auf dem Walle an, nachdem er das gräflich Ulefeld'sche Wappenschild mit Füßen getreten und zerbrochen hatte. Auf der Stätte seines niedergerissenen Palastes ward eine Schandsäule zum Gedächtniß aufgerichtet.

Ulefeld, der mit seinen großen Schätzen in Sicherheit war, würde vielleicht über diese unmächtige, ihn selbst nicht erreichende Rache gelacht haben, hätte er nicht erfahren, daß der König im Geheimen seinen ganzen Einfluß anwende, ihn selbst wieder in seine Gewalt zu bekommen und das ausgesprochene Urtheil auch an seiner Person wirklich vollziehen zu lassen. Da er nun des Königs Beharrlichkeit kannte und vor seinem langen Arm sich nirgends sicher glaubte, so blieb ihm endlich nichts übrig, als mit seinen drei Söhnen und einer Tochter nach Basel zu fliehen, allwo er seine Kinder für reiche niederländische Edelleute, und sich für ihren Erzieher ausgab, und auf diese Weise lange Zeit geheim und unerkannt in der Schweiz im Ueberflusse lebte.

Ein Streithandel, in den einer seiner Söhne mit einem Zürcherischen Hauptmann gerieth, veranlaßte diesen jedoch, sich als Grafen kund zu geben und in der Hitze des Wortwechsels seinen Namen dem Gegner zu verrathen. Dieß vernichtete abermals des Vaters mühsam erlangte Ruhe; Todesangst vor der Verfolgung ergriff ihn aufs Neue und warf ihn sogar auf ein langwieriges Krankenlager. Als er nun, fast wieder genesen,

eines Abends ſich mit ſeiner Tochter allein zu Hauſe befand, vernahm er ein leiſes wiederholtes Klopfen an der Thür. Die Tochter war eben beſchäftigt ihm einen Trank zu bereiten, daher denn Uleſeld ſelbſt öffnete, vermeinend, der Arzt wolle ihn beſuchen. — Aber es war Dina's Rächer, der Mönch, der ihn endlich wiedergefunden und jetzt vor ihm ſtand, um ihm den blutverroſteten Ring wieder entgegen zu halten. Mit einem Schrei des Entſetzens ſchlug er die Thür vor ihm zu, verſchloß zitternd alle Eingänge, und konnte gegen die erſchrockene Tochter weiter nichts hervorbringen als: „Ich bin verrathen! Ich bin verrathen!“

Die Söhne kehrten erſt ſpät in der Nacht von einem luſtigen Gelage zurück und erſtaunten nicht wenig, ihren Vater in einer ſolchen Stimmung zu finden. Sie mußten ihm zu Willen ſeyn und noch in derſelben Nacht ein Fahrzeug bedingen, auf welchem er mit Anbruch des Tages den Rhein hinunterſchiffen und ſo ſeinen Feinden entfliehen wollte. — Es geſchah, wie er befohlen; nur die Tochter durfte ihn begleiten, die Söhne aber ſollten erſt ſpäterhin nachkommen, wenn es ihm gelungen ſeyn würde, eine ſichere Freiſtatt aufzufinden. — In der Dämmerung des nächſten Morgens ward der kranke Mann in das Schifflein getragen und mit Betten feſt verdeckt, in die kleine Kajüte gelegt. Als die Sonne aufſtieg, hatten ſie Baſel ſchon weit im Rücken.

Die Tochter war neben dem ſchlummernden Vater ebenfalls vor Ermattung eingeſchlafen, ward aber durch einen Angſtruf wieder aufgeſchreckt und erblickte am Lager des Vaters einen Mönch, der ihr ſagte: Uleſeld ſey ſo eben verſchieden. Und ſo war es denn auch. Erſt als der Mönch ſeinen Schwur erfüllt, hatte ihn der unerbittliche Richter abgerufen. — Er war todt.

In der Nähe des Städtchens Neuburg, welches den Schiffenden jetzt gegenüber lag, brachten ſie den Leichnam in ein Kloſter. Hierher kamen, auf erhaltene Nachricht, auch die Söhne, um die Kleinodien, welche Uleſeld bei ſich trug, in Empfang zu nehmen. Nur einen mit ſchwarzen Roſtflecken bedeckten Ring, den ſie früher niemals bei ihm geſehen, welcher ihm aber jetzt am Finger ſteckte, ließen ſie dem Todten. Aus Furcht, daß man dem Leichname des Geächteten noch Schmach zufügen möchte, führten ſie ihn mit ſich fort, und ſollen ihn unter einem Baume auf dem freien Felde heimlich begraben haben.

Der Substitut.

Eine Erzählung.

„Fahre sachte!“ rief der alte General Graf v. Wallenrode dem Kutscher zu, als sie an die Grenze seines schönen Landgutes Halmingen kamen und ins Thal hinabfuhren. „Fahre sachte! und laß die Pferde Schritt gehen bis ans Schloß.“ Indeß nun auf dieß Gebot der muthige Postzug den Wagen langsamer fortzog, begrüßte der Graf mit seinen Blicken die Gegend, welche er so lange nicht gesehen hatte, und wie ein Vater das Antlitz seiner Tochter, die er als Kind verließ und jetzt als Jungfrau wieder findet, mit ihrem frühern Bilde in seiner Seele vergleicht, so beschaute er sinnend die zum Theil veränderte Gestalt der Fluren; und die längern Schatten der schlanker aufgeschossenen einzelnen Baumgruppen, und die dunkelgrünere Nacht der größer gewachsenen Wälder, und die zum Theil kahler gewordenen Rücken der Berge kamen ihm wie Falten vor, die sich in das Antlitz der Gegend gelegt hatten, und es ward ihm zu Muthe, als sähe er einen alten Freund wieder, dem er sagen wollte: „Wir sind beide alt geworden!“

Sonst war Halmingen sein Lieblingsaufenthalt gewesen. Hier war er geboren, hier hatte er seine frohe Jugend verlebt, hier hatte ihm seine Gemahlin seine Kinder geschenkt. Alle Jahre nahm er sonst Urlaub, um einige Wochen auf der heimathlichen Flur hier mit den Seinigen glücklich zu seyn; aber seit länger schon als zehn Jahren hatte er sie nicht wieder betreten.

„Ist das schöne Dorf dort unten im Thale Halmingen?“ fragte Clara den Vater.

„Ja, mein Kind!“ antwortete der Graf; „in jenem Schlosse sind wir beide geboren.“

Er wendete sich von dem lächelnden Gesicht seiner schönen achtzehnjährigen Tochter ab, um seine eigene Rührung zu verbergen; denn mit jedem Schritte, den die Pferde vorwärts thaten, stürmten die alten Erinnerungen immer mächtiger auf ihn ein.

Um den Grafen zu empfangen, kamen der Amtmann und Förster ihm entgegengeritten. Sie mußten am Wagen bleiben, und über alles Auskunft geben. Als man dem Dorfe näher kam, und der Graf nach dem Kirchhof hinüberschaute, wurde er einige schöne Bäume gewahr, die sonst nicht dort gestanden hatten, und befragte den Amtmann darum. Dieser berichtete, es wären vier Linden, die um das Grab der seligen Frau Gräfin und um die für den Herrn Grafen neben ihr leergelassenen Stelle stünden.

„Wer aber hat sie denn dort hingesetzt? Ich erinnere mich nicht, es angeordnet zu haben!“ fragte der Graf weiter.

„Mamsell Elisabeth hat mit eigener Hand die jungen schlanken Stämme gepflanzt,“ antwortete der Amtmann, „und hat sie so gepflegt, daß sie in den zehn Jahren schon gar schöne schattige Kronen bekommen haben.“

Der Graf schwieg und wurde immer ernster. Als der Wagen nun endlich vor dem Schlosse hielt, war die ganze Gemeinde versammelt, den geliebten, langentbehrten Herrn zu begrüßen.

„Ja, ja!“ sprach der alte Schulze, und reichte ihm treuherzig die Hand; „Ew. Excellenz sehen sich in unserem Kreise um und vermissen wohl manchen, der Sie nicht erwarten konnte und derweilen schlafen gegangen ist; aber wir übrigen freuen uns herzlich, daß wir noch da sind, und segnen den heutigen Tag, der Sie wieder zu uns führte.“

Nachdem der Graf seine treuen Unterthanen alle auf das Liebreichste bewillkommt hatte, ging er sehr bewegt ins Schloß, und weil er seine starke männliche Brust ganz von der Wehmuth alter Erinnerungen ergriffen fühlte, so zog er sich auf sein Zimmer zurück und blieb diesen Abend ganz für sich allein.

Er würde diesen Ort vielleicht immer noch nicht wieder besucht haben, denn er schien ihn deßhalb zu vermeiden, weil er hier durch alle Umgebungen zu lebhaft an seine frühern glücklichen Verhältnisse als Gatte und Vater erinnert wurde, die theils der Tod, theils das Schicksal zerstört hatten, wenn die Wahl eines Substituten nicht seine Gegenwart jetzt hier nöthig gemacht hätte. Der alte Pfarrer Wahrberg allhier war nämlich vor einiger Zeit vom Schlage getroffen worden; er hatte sich zwar in

etwas wieder erholt, allein er fühlte doch die Abnahme seiner Kräfte dergestalt, daß er den Grafen dringend um einen Gehülfen im Amte gebeten hatte. Dieser sollte nun an dem Tage nach des Grafen Ankunft, welches ein Sonntag war, gewählt werden.

Bei Besetzung dieser Stelle hatten theils die Gemeinde zu Halmingen selbst, theils die Eingepfarrten das Recht, dem Kirchenpatron zwei Subjekte zu präsentiren, aus welchen er einem die Stelle übertragen mußte. Die Halminger Gemeinde hatte den Kandidaten Schimmer, den Bruder vom Sekretär des Grafen, in Vorschlag gebracht; die Wahl der Eingepfarrten aber war auf den Hauslehrer des benachbarten Obersten v. Klipphausen, Namens Fremdheim, gefallen. Der erstere hatte bereits seine Probepredigt abgelegt, der letztere sollte sie morgen halten.

Doch der Graf hatte schon im stillen gewählt; er mußte es sich zwar der Form wegen gefallen lassen, daß auch Fremdheim vor der Wahl noch die Kanzel betrat, allein sein Wort hatte er bereits dem Kandidaten Schimmer gegeben. Da dieser nun sowohl in Betreff seiner Kenntnisse, als auch seiner Moralität in einem schlechten Rufe stand, der Graf hingegen ein allgemein anerkannt vortrefflicher Mann war, so begriffen die, welche darum wußten, anfangs die Begünstigung dieses Menschen nicht. Allein bald glaubte man hinter das Geheimniß gekommen zu seyn, und viele freuten sich im stillen, den Grafen auch auf einer sehr schwachen Seite ertappt zu haben.

Seit einigen Jahren hielt sich nämlich eine Frauensperson mit ihrer kleinen sechsjährigen Tochter unter dem Namen einer Madame Mirthner im Hause des Grafen auf. Man wußte nicht, wo sie hergekommen war; allein da sie bei dem Grafen viel zu gelten schien, da er ihre Tochter gern um sich hatte und sie wie sein eigenes Kind erzog, so schloß man bald, daß er in einem sehr vertrauten Verhältnisse mit ihr stehen müsse und ohne Zweifel selbst der Vater zu diesem Kinde sey; ja er hatte sogar erklärt, als ihm diese Meinung einst zu Ohren gekommen, die Welt habe Recht, denn das Kind wäre seine Tochter. Suschen — so pflegte der Graf diese Madame Mirthner zu nennen — war ein gutes einfaches Geschöpf; trotz der großen Vergünstigungen, die sie in seinem Hause genoß, blieb sie dennoch immer bescheiden und hatte sich des Hauswesens so getreulich angenommen, daß die Welt zu ihrem Aerger wenig an ihr zu tadeln fand. Auch die Tochter des Grafen, Clara, hing mit großer Liebe an ihr, und der Vater schien es gern zu sehen, daß sie mit Suschen die Pflege ihres Kindes theilte. Daß der Graf diese Person versorgt wissen wollte, schien der Welt begreiflich, und da man erfuhr, daß der

Kandidat Schimmer diese Madame Mirthner heirathen werde, so war ja der Grund nun offenbar genug, weßhalb der Graf sich über alles andere hinweggesetzt und ihm die Substitutenstelle zu Halmingen versprochen hatte.

Kaum war der andere Morgen angebrochen, so verlangte der alte Schulze den Grafen zu sprechen.

„Ich komme im Namen der ganze Gemeinde," hob er an, „um Ew. Excellenz unsere Bitte vorzutragen. Wir haben nämlich alle den herzlichen Wunsch, daß Sie den Kandidaten Fremdheim, der heut predigen wird, zum Nachfolger unseres alten Vater Wahrbergs erwählen möchten."

„Wie kommt ihr darauf?" fragte der Graf, „der Kandidat Schimmer ist mir ja von euch selbst in Vorschlag gebracht worden."

„Freilich wohl!" meinte der Schulze; „das geschah nur so dem Herrn Sekretär zu Gefallen; man macht sich dergleichen Leute nicht gern zu Feinden."

„Meinem Sekretär zu Gefallen?" wiederholte der Graf; „auf welche Weise?"

„Je nun," fuhr der Alte fort, „er ließ uns ja nicht eher Ruhe; aber wir dachten denn doch: wenn unser gnädiger Herr nur erst den Klipphausenschen Hofmeister predigen hört, so werden ihm ja wohl selber die Augen aufgehen. Allein wie man seit gestern vernimmt, so ist das anders."

„Was habt ihr denn gehört?" fragte der Graf schnell.

„Sie sprechen ja hier auf dem Schlosse," sagte der Alte, „daß Ew. Excellenz dem Kandidaten Schimmer schon Ihr Wort gegeben hätten."

„Nun, habt ihr etwas dagegen einzuwenden?" fiel der Graf ernst ein.

„Das wohl nicht," erwiederte der Schulze; „aber gleich kann es uns freilich nicht seyn, wer unser künftiger Lehrer und Seelsorger werden soll, und — — nun man darf nicht alles so herausſagen, was man denkt."

„Ich verlange es aber!" sprach der Graf; „ihr sollt mir offen sagen, was ihr denkt."

„Nun, wenn es seyn soll," meinte der Alte bescheiden; „wir dachten, es müßte ja nicht gerade die hiesige Substitutenstelle seyn — Ew. Excellenz könnten ja Ihr Suschen auf eine andere Weise — Sie verstehen mich ja wohl! — und mit dem Schimmer macht sie so kein großes Glück, der hat uns neulich eine schlechte Probepredigt gehalten."

Der Graf schwieg lange. Endlich sagte er: „Alter, es kann nicht anders seyn — Schimmer wird sich schon noch bessern! — Ich habe ihm einmal mein Wort gegeben."

„So, so, dann kommen wir freilich zu spät!" antwortete der Schulze

traurig; „aber das wird unſern alten Vater Wahrberg ſehr jammern, der hatte wohl andere Gedanken.“

„Das thut mir leid,“ ſchloß der Graf die Unterredung; „allein meine Wünſche gehen hier vor!“ — und hiermit entließ er den Schulzen.

Er ſchickte hierauf nach dem Sekretär. „Ich habe das nicht gewußt,“ redete er ihn ernſt an, „daß Sie die hieſige Gemeinde beredet haben, Ihren Bruder gegen ihre Ueberzeugung mir als Competenten zu präſentiren. Sie haben mir viel von der Neigung erzählt, mit der man ihm hier zugethan ſey; das ſcheint ſich aber umgekehrt zu verhalten; man hat hier nicht die beſte Meinung von ihm.“

„Das befremdet mich nicht,“ entgegnete der Sekretär lächelnd; „aber laſſen ſich der Herr Graf dadurch nicht irren; daran iſt niemand ſchuld, als der Herr Paſtor Wahrberg ſelbſt.“

„Wie ſo?“ fragte der Graf.

„Man hat mir vertraut,“ erzählte der Sekretär geheimnißvoll, „es ſolle ſich ein Liebesverſtändniß zwiſchen ſeiner Mamſell Tochter und dem Herrn Kandidaten Fremdheim ergeben haben, und da iſt es wohl nicht zu verwundern, wenn er hier alles für ſeinen künftigen Schwiegerſohn geneigt zu ſtimmen geſucht hat.“

„O, das kann ich nicht glauben,“ fiel der Graf ein; „Eliſabeth wird nicht heirathen; ſie hat Ihnen ja ſelbſt auf Ihre wiederholte Anfrage dieß beſtimmt genug erklärt.“

„Das hat wohl ſeinen guten Grund,“ erwiederte der Sekretär; „ich weiß jetzt recht gut, weßhalb man meine treue Liebe zurückgewieſen hat. Man hielt mich für die Urſache, daß gewiſſe, dem Herrn Grafen unangenehme, frühere Liebesverſtändniſſe abgebrochen werden mußten.“

Der Graf trat ſchweigend an ein Fenſter und ſchaute lange wie in Gedanken verſunken auf eine Glasſcheibe deſſelben, in welche ſein Sohn Walther einſt mit einem Ringe ſeinen Namen eingeſchnitten hatte; endlich wendete er ſich zu dem Sekretär und ſagte: „Hätte Suschen, die mir mit ihrem Kinde ſo unendlich lieb iſt, ſich nicht Ihren Bruder zu ihrem zukünftigen Gatten erwählt, ſo würde ich ihm wohl ſchwerlich die hieſige Subſtitutenſtelle ertheilen; allein ſie hat einmal mein Wort und das werde ich ihr halten. Mag Ihr Bruder ſich ſo betragen, daß ſie ihre Wahl niemals zu bereuen hat.“

Der Sekretär ging zufrieden fort; denn er hatte von der ungünſtigen Stimmung, die er hier in Halmingen vorgefunden, für ſeinen Bruder viel gefürchtet. Allein auf der andern Seite hatte er auch Recht, denn Eliſabeth war wirklich ſeit Kurzem mit dem Kandidaten Fremdheim

verlobt. Und eben hierauf gründete man in Halmingen die sichere Hoffnung, der Graf werde Elisabeths künftigen Gatten die Stelle nicht versagen; denn man meinte, er habe bei Wahrberg und seiner Tochter viel wieder gut zu machen und werde die Gelegenheit nicht vorüber lassen, einem schuldlosen Herzen seinen Frieden wieder zu geben, den er früher selbst zerstört hatte.

Des Grafen Sohn Walther hatte nämlich einst diese Elisabeth geliebt und war sogar mit ihr im Geheimen verlobt gewesen. Er war in seinem zehnten Jahre der Erziehung des Pastor Wahrbergs anvertraut worden, denn sein Vater wünschte, daß in die Seele des Knaben erst ein fester Grund ächter Moralität gelegt werden möchte, worauf er alles übrige dann sicherer aufzubauen gedachte. Wahrberg schien ihm der Mann dazu; er besaß die Liebe und Achtung aller, die ihn kannten, in hohem Grade, er war ein Muster aller Geistlichen und so übergab ihm der Graf seinen Sohn. Wahrberg hatte früh schon seine Gattin verloren; sein ganzer Reichthum war die kleine vierjährige Elisabeth, und sein einziger Trost beruhte in der treuen Erfüllung seines wichtigen Berufes, der ihn ja immer nahe an die heiligen Schranken hinführte, hinter welchen Elisabeths Mutter schon stand und ihm die Palme zeigte. Die Gräfin, welche eine sanfte vortreffliche Frau war, hatte Halmingen zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt und verweilte oft noch hier, wenn auch ihr Gemahl schon wieder in seine Garnison zurückkehren mußte. Sie hatte eine Tochter verloren, an der ihr ganzes Herz hing, und indeß ihr Sohn vom Pfarrer Wahrberg erzogen wurde, nahm sie sich seiner Tochter, der kleinen Elisabeth, an, der sie Mutterstelle vertreten wollte.

Wie nun beide Kinder, die auf diese Weise fast wie Geschwister mit einander erzogen wurden, sich bald sehr lieb gewannen, wie ihre Neigung immer inniger und zarter wurde, je mehr sie mit ihnen heranwuchs, und wie endlich aus dem Halbdunkel süßer Gefühle die Liebe selbst in ihrer Lichtgestalt heraustrat, wollen wir nicht erst weitläufig erzählen; solche Beispiele einer früh entstandenen Liebe sind ja unzähligemal schon erzählt und erlebt worden, und wenn auch der Gang ihres Entstehens und Wachsens sehr oft verschieden ist, so bleibt das Resultat des Menschenherzens doch immer dasselbe, und es kommt wohl weniger darauf an, daß man liebte, sondern, wie treu man war.

Walther und Elisabeth würden lange noch in einem geschwisterlich ruhigen Verhältnisse fortgelebt haben, wenn nicht der Sekretär Schimmer um Elisabeths Hand öffentlich geworben hätte, die in ihrem vierzehnten Jahre schon völlig zur Jungfrau aufgeblüht war und für das schönste

Mädchen der Gegend galt. Da wurden sie sich gegenseitig ihrer heißen Liebe bewußt, da fühlten sie, daß sie einander nicht verlieren dürften und da verlobte sich Walther insgeheim mit seiner Elisabeth. Der Sekretär aber hatte eine feine Nase; er merkte bald, wer ihm im Wege stand und öffnete dem Grafen darüber die Augen. Da dieser nun gar stolze weit aussehende Pläne für seinen Sohn entworfen hatte, die er alle durch eine solche Mißheirath zerstört zu sehen glaubte, so suchte er das Verhältniß der jungen Leute mit rascher Hand zu trennen und nahm endlich sogar zu gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht, da der Sohn mit seiner heißen Liebe sich männlich fest den eitlen Plänen des Vaters entgegenstellte. In dieser Zeit verlor Walther seine sanfte Mutter, die einzige, die seine Liebe nicht gemißbilligt hatte, denn sie liebte Elisabeth ja selbst wie ihre zweite Tochter; kurz darauf wurde Elisabeth selbst im Geheimen von Halmingen fortgebracht, und der Sekretär, der fleißig hin- und hertrug und Vater und Sohn immer noch mehr von einander zu entfernen suchte, hinterbrachte Walthern, daß der Graf bereits alles eingeleitet habe, um ihn als Junker unter ein entferntes Regiment zu stecken. Das war zu viel! — Zur Verzweiflung gebracht, warf er alles von sich, nahm nur einige Kostbarkeiten und eine Geldbörse mit sich, welche ihm seine liebe selige Mutter auf dem Sterbebette gegeben hatte, und entschlossen, seine Elisabeth zu gewinnen oder das Leben selbst zu verlieren, ging er hinaus in die Welt, aber er kam nicht wieder.

Das waren die traurigen Erinnerungen, die den Grafen hier in Halmingen deutlicher ansprachen als irgendwo, und ihn deßhalb schon zehn Jahre von diesem reizenden Aufenthalte entfernt gehalten hatten. Ach! er hatte zwar späterhin seine Härte gegen seinen braven Sohn bereut, hatte ihn mehreremale auf das väterlichste öffentlich aufgerufen, zurückzukommen oder Nachricht von sich zu geben; ja er hatte sogar versprochen, alle seine Wünsche zu erfüllen; aber ein Jahr war nach dem andern verstrichen und Walther blieb verschollen. Endlich nach ungefähr acht Jahren mußte es ihm doch gelungen seyn, sichere Nachricht von ihm einzuziehen, denn zu dieser Zeit erklärte er seinen Sohn für wirklich todt und legte seitdem den schwarzen Flor am Arme nicht wieder ab.

Mit Walthers Entfernung war natürlich auch Glück und Friede aus der Pfarrwohnung verschwunden. Zwar durfte Elisabeth jetzt wieder in ihr väterliches Haus zurückkehren, doch hing sie nur still ihrem Kummer nach und blieb ihrem Walther treu, und wie oft auch der Vater mit wehmüthig herzlichen Bitten in sie dringen mochte, endlich doch einem andern braven Manne, deren viele um sie warben, ihre Hand zu reichen — sie

harrte doch auf ihren früher Verlobten in ſtiller Trauer von einem Jahre zum andern, denn ſie hielt ſich für ſeine rechtmäßige Braut. Auch Sekretär Schimmer hatte ſich verrechnet; er glaubte jetzt ſicherer mit ſeinem Antrage wieder hervortreten zu dürfen, aber er wurde ernſt zurückgewieſen.

Endlich erfuhr man auch in Halmingen, daß der alte Graf ſeinen Sohn nun ſelbſt für todt erklärt habe. Das zerbrach denn Eliſabeths letzte Hoffnungen, und die holde Jungfrau fing an, vor den Augen des armen unglücklichen Vaters ſtill zu verblühen. So ſchien denn das Schickſal Vater und Tochter auf öder freudenloſer Bahn langſam zum Grabe hinführen zu wollen.

Da fielen durch die ſpäterhin gemachte Bekanntſchaft des Kandidaten Fremdheim doch noch einmal wieder einige Sonnenblicke in die dunkle Pfarrwohnung, bei deren ſanfter Wärme neue Hoffnungen aufzublühen und die alten Herzenswunden leiſe zu heilen ſchienen. Wahrberg hatte ihn bei dem in der Nachbarſchaft wohnenden verabſchiedeten Oberſten v. Klipphauſen, in deſſen Familie er Hauslehrer war, kennen gelernt. Der Oberſte, ein alter Kriegskamerad und Jugendfreund des Grafen v. Wallenrode, hatte zwei Gemahlinnen gehabt. Ein Sohn, den ihm die erſte hinterlaſſen, war Kapitän bei der Armee und bereits der Bräutigam der ſchönen Gräfin Clara v. Wallenrode. Die Kinder der zweiten Gemahlin waren noch nicht erwachſen, weßhalb der Vater für tüchtige Hauslehrer ſorgte. Da nun aber die Knaben ſich auch dem Soldatenſtande weihen ſollten, ſo glaubte er in dem Kandidaten Fremdheim einen ſehr paſſenden Lehrer für ſie gefunden zu haben; denn nächſtdem, daß dieſer ein höchſt kenntnißreicher und auch frommer Mann war, ſo hatte er in ſeinem entfernten Vaterlande als Freiwilliger auch einen Feldzug mitgemacht und ſich eine tiefe Narbe auf der Wange und ſogar einen Orden erworben. So, meinte der Oberſt, ſollten denn ſeine Kinder von dieſem Manne nicht allein in ſtrenger Gottesfurcht erzogen werden, ſondern er ſollte auch früh die Luſt zum Soldatenleben in ihnen erwecken und ſie an eine militäriſche Ordnung gewöhnen, die ihm über alles ging.

Hier alſo lernte Wahrberg, der ein vertrauter Freund des Oberſten war, den Kandidaten Fremdheim kennen und achten, und bat ihn wiederholt, ihn in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen. Fremdheim kam, und kam oft wieder; er übernahm es einigemal in Halmingen zu predigen, und erwarb ſich durch ſeine herrlichen Vorträge allgemeinen Beifall. Die Tage ſeines Beſuchs wurden bald für Wahrberg und ſeine Tochter recht eigentliche Feſttage, und er der innige vertraute Freund von beiden. Eliſabeth hatte ihm endlich ihre frühe Liebe und ihren langen Kummer entdeckt, und

ſeine zarte Theilnahme, die ihr den erſten ſüßen Troſt in die Seele goß, zog ihr Herz in ſtiller Neigung zu ihm hin; es war ihr ſo wohl in ſeinem Umgang, ſie fühlte ſich ſo gerührt, wenn ſie ihn ſprechen hörte; ſie ließ ſo gern ihre Blicke auf ſeinen ſchönen männlichen Zügen ruhen, und in das faſt ganz verarmte freudenleere Herz fingen die Stimmen des entflohenen Frühlings der Liebe wieder leiſe an von fern zu tönen, als wenn er noch einmal zurückkehren wollte. Auch aus Fremtheims theilnehmender Freundſchaft, leuchteten bald die Blitze einer ſtillen heiligen Liebe hervor, und je ſchüchterner er mit dem heißen Herzen vor Eliſabeth ſtand, weil er ihre frühere, ihm ja ſelbſt entdeckte Liebe zu Walthern, viel höher hielt als ihre leiſe Zuneigung zu ihm, um deſto theurer ward er dem Mädchen, und ſie fühlte, daß ſie nach Walthern nur noch dieſen Mann lieben könne. Der Vater bemerkte mit geheimem Entzücken dieſen neu aufgehenden Morgen, in deſſen Frührothſtrahlen ſeine unglückliche Tochter wieder aufzublühen anfing, und theilte ſeine neuen ſchönen Hoffnungen ſeinem Freunde, dem Oberſten v. Klipphauſen mit. Doch ſo unverkennbare Beweiſe einer zarten Liebe zu Eliſabeth Fremtheim auch gab, ſo trat er doch immer noch mit keiner förmlichen Erklärung hervor, wahrſcheinlich, weil er ganz arm war, und erſt eine Verſorgung haben wollte, ehe er Eliſabeth ſeine Hand anzubieten wagte.

Da wurde unvermuthet der alte Wahrberg vom Schlage getroffen und war dem Tode nahe. Als der Oberſt v. Klipphauſen die Nachricht davon erhielt, machte er es ſeinem Hauslehrer zur Pflicht, unverzüglich nach Halmingen zu eilen, und ihrem kranken Freunde beizuſtehen. Er hatte auch ſchon längſt in Fremtheims Herzen geleſen, und da er alle erwünſchten Sachen gern beeilen mochte, ſo wollte er, daß es jetzt zu einer Erklärung jedenfalls kommen müſſe. Bald darauf reiſte der Oberſt ſelbſt nach, um den alten Wahrberg zu beſuchen, und als er hier alles noch auf dem alten Flecke fand und bald merkte, daß Fremtheim immer noch nicht geſprochen hatte, und er dem Kranken wohl anſah, daß das unentſchiedene Schickſal ſeines Kindes wie eine Centnerlaſt auf ſeinem mattergeſchlagenen Herzen laſtete, ſo konnte er ſich länger nicht zurückhalten, und ſagte: „Hört Freund, ich weiß, ihr ſeht dem Tode eben ſo dreiſt ins Geſicht, als wir Soldaten, drum iſt es Freundespflicht, daß ich euch frage: Habt ihr ſchon euer Haus beſtellt? Habt ihr ſchon daran gedacht, wem ihr eure Tochter anvertrauen wollt, wenn ihr nicht mehr ſeyd?“ — Der Pfarrer heftete ſeine bangen Blicke auf Eliſabeth und Fremtheim, der mit niedergeſchlagenen Augen, aus welchen große Tropfen fielen, am Bett ſtand und ſchwieg. „Nun, Eliſabeth,“ hob der Oberſt wieder an; „willſt

du meine Tochter ſeyn?“ — „Ja!“ ſprach ſie leiſe und küßte ſtillweinend ſeine ihr dargereichte Hand. — „Ja!“ wiederholte der alte Wahrberg, „er ſey dein Vater!“

„Nun wohl denn!“ fuhr der Oberſt fort, „ſo frage ich dich, mein Freund Freundheim, willſt du meine Tochter zum Weibe?“

Da ſchlug Freundheim die großen glühenden Augen auf und öffnete in unbeſchreiblicher Bewegung die Arme und Eliſabeth ſank an ſeine Bruſt. Der ſonſt ſo ernſte gefaßte Mann war ganz außer ſich und weinte wie ein Kind. Wahrberg gab ihnen ſeinen Segen.

„Seht ihr, es war gut, daß ich kam,“ ſagte der Oberſt; „ihr könnt nun in Frieden fahren, Alter! Eure Tochter ſoll dieß Haus nicht verlaſſen, denn niemand wie Freundheim wird als euer Nachfolger hier einziehen. Ich habe als Eingepfarrter der hieſigen Kirche auch ein Wort dabei zu ſprechen, und der alte Wallenrode müßte ja von Gott verlaſſen ſeyn, wenn er ſich der Gelegenheit nicht freuen wollte, das wieder gut zu machen, was er früher an euch verſchuldet hat.“

„Ich hoffe auch!“ ſagte Wahrberg.

„Nicht hoffen!“ rief der Oberſt, „gewiß glauben ſollt ihr es! — Ich verſpreche es euch! — Mein Sohn, der Hauptmann, ſollte ja nimmermehr die Tochter eines ſolchen Ungeheuers heirathen, der eure Kinder hier aus dem Pfarrhauſe jagen wollte.“

Dieß waren nun die ſichern Hoffnungen des Oberſten und ſeiner Freunde, die freilich durch des Grafen Wahl, die bereits auf Euchens künftigen Gatten gefallen war, gänzlich vernichtet wurden.

Auch der alte Pfarrer Wahrberg kam früh am andern Morgen nach des Grafen Ankunft aufs Schloß, um ihn zu bewillkommen. Beide hatten ſich nun ſeit zehn Jahren nicht wieder geſehen, und reichten ſich mit Thränen in den Augen die Hände, denn ſie gewahrten gegenſeitig an einander die Spuren der ſchwer vorübergezogenen Jahre.

„Mein lieber Wahrberg!“ ſagte der Graf, „ich freue mich aufrichtig, daß ich Sie noch einmal wiederſehe, ehe ich unter den Linden ſchlafe, die Ihre Tochter an meiner Grabſtätte gepflanzt hat. Das Schickſal hat mich hart dafür geſtraft, daß ich ihm ins Handwerk zu greifen gedachte.“

Wahrberg wollte mit liebevollen Worten ihn darüber zu beruhigen ſuchen, allein der Graf fuhr fort: „Ich weiß jetzt recht gut, was auch Sie und Ihre Tochter gelitten, und würde deßhalb es ſehr gern geſehen haben, ſie hätte meinem Sekretär Schimmer ihre Hand gegeben, denn ſo wäre ich im Stande geweſen, vieles wieder gut zu machen.“

„O, dieſe edle Abſicht können Sie noch erfüllen!“ erwiederte Wahrberg

ſroh, das Schickſal ſelbſt reicht Ihnen jetzt die Gelegenheit!“ und hiermit vertraute er ihm offen Fremdheims Liebe zu ſeiner Tochter und legte ihm in Betreff der Subſtitutenſtelle ſeine Wünſche und Hoffnungen beſcheiden vor.

Finſter ſchweigend hörte der Graf ihm zu. Man ſah ihm einen innern Kampf an; endlich aber ſchien er es ihm geradezu ab. Er müſſe, ſagte er, es ſich zwar gefallen laſſen, daß auch Fremdheim ſeine Probepredigt heute noch halte; allein er wolle ihm keine vergeblichen Hoffnungen machen, denn er habe ſein Wort bereits einem andern gegeben. „Es iſt ein Unglück,“ ſchloß er, „daß ſich zwiſchen Ihren Wünſchen und meinen Plänen allemal ein böſer Geiſt ſtellt, und uns feindlich auseinander treibt.“

Wahrberg hatte die Erfüllung ſeines letzten Erdenwunſches ſo nahe geglaubt, und ſah nun mit einemmale alles vereitelt. Er wankte zurück und hielt ſich mühſam an einem Stuhle feſt. — Da trat Clara ins Zimmer, an ihrer Hand den Oberſten v. Klitzhauſen, ihren künftigen Schwiegervater.

„Willkommen, Herr Bruder!“ rief der Oberſt und ſchloß den Grafen in die Arme. „Willkommen einmal wieder in Halmingen! — Ach!“ fuhr er fort und reichte Wahrberg die Hand, „ich ſehe wohl, ihr beide ſeyd ſchon in Richtigkeit; die Wünſche ſind aus dem Herzen herausmarſchirt, und die Erfüllung iſt dafür eingezogen.“ — Als ſie aber beide ſchwiegen, ſah er den Grafen befremdet an und ſagte: „Wie? du wirſt doch meinem Hausfreund und Freunde, dem künftigen Schwiegerſohne unſeres alten Wahrbergs dort, die Subſtitutenſtelle nicht eher verweigert haben, ehe du ihn kennen gelernt und predigen gehört haſt?“ —

„Es thut mir leid, daß es ſich ſo gefügt hat,“ entgegnete der Graf; „aber es iſt bereits geſchehen. Da mir das Recht der Wahl zuſteht, ſo habe ich mein Wort ſchon dem Kandidaten Schimmer gegeben.“

„Haſt du wirklich?“ fuhr der Oberſt mit blitzenden Augen auf ihn ein; „haſt du dieſem elenden liederlichen Menſchen wirklich dein Wort gegeben? Herr Bruder laß mich das nicht glauben, was böſe Zungen von dir ſprechen — ſonſt!“ —

„Nun was denn ſonſt?“ — ſprach der Graf kalt; „ich bitte, Herr Oberſt, keine Uebereilung!“

„Gut, Herr General!“ ſagte der Oberſt. „Gut, keine Uebereilung! Erſt ſoll er predigen, aber dann will ich wiederkommen und mich noch einmal fragen! — Bis dahin geh ich ins Pfarrhaus;“ und hiermit reichte er Wahrbergen die Hand, und wie liebevoll bittend ihn Clara auch zurückhalten wollte, er ging doch mit ihm in ſeine Wohnung.

Hier kam er Elisabeth in Thränen, und Fremtheim, in deſſen Augen der Herr noch glühte, mit raſchen Schritten, das Zimmer auf und abgehend.

„Was zum Henker iſt denn auch hier vorgefallen!“ rief der Oberſt. Da erzählten ihm denn beide, daß ſo eben der Sekretär Schimmer mit ſeinem Bruder hier geweſen ſey, um ſich die Pfarrwohnung zu beſehen. Er habe ihnen unter ſchadenfrohem Bedauern verſichert, daß der Graf ſeinem Bruder die Subſtitutenſtelle bereits zugeſagt hätte, und in ihrer Gegenwart mit einer unbeſchreiblichen Anmaßung und Schonungsloſigkeit über die künftige Einrichtung dieſer Wohnung geſprochen, von welcher der alte Wahrberg mit ſeiner Tochter nur ein kleines Hinterſtübchen behalten könnte. Als ihm nun endlich ſogar, bei Eliſabeths Thränen, einige Worte entfallen wären, daß es beſſer für ihre Zukunft ſtehen könnte, wenn ſie ſeine Bewerbungen nicht zurückgewieſen hätte, und als er ſich ſogar unterſtanden, auf ihre früheren Verhältniſſe, die ihr wahrſcheinlich zu ſtolze Hoffnungen gegeben haben möchten, anzuſpielen, ſo ſey bei Fremtheimen endlich die Geduld ausgeriſſen, und er habe die beiden Brüder zum Hauſe hinausgeworfen.

„Recht ſo!“ rief der Oberſt höchſt aufgebracht; „recht ſo! Es iſt ein Glück für die Kerls, daß ſie eher zum Hauſe hinausgeflogen ſind, ehe ich ſie draußen auffangen konnte; ich hätte ſie tott geſchlagen.

Wahrberg aber ſchüttelte ſehr traurig den Kopf, und meinte, daß nun Alles verloren ſey.

„Nein!“ rief der Oberſt; „nein! ich laſſe noch nicht alle Hoffnung ſinken; ich habe faſt ein Menſchenalter hindurch den alten Wallenrode geliebt und ihm vertraut. Ich habe noch auf ſein Herz, und das will ich noch einmal faſſen und aus dem Schlafe wecken; habe ich mich aber dennoch geirrt, nun ſo mögen ſie den Kerl eure ſchönen Tasten mit ſeinen Teufelskrallen wieder antreiben laſſen; unter einem Dache mit ihm ſollt ihr nicht wohnen. Ihr zieht alle zu mir, und ich theile den letzten Biſſen mit euch!“

Indeß nun Fremtheim ſehr erſchüttert in den Garten ging, um ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, denn es läutete ſo eben zur Kirche, rief der Oberſt ſeinen Reitknecht, und befahl ihm, ſogleich wieder zurückzureiten, und ſeinem älteſten Sohne, dem Hauptmanne zu ſagen: er ſolle ihm für jetzt nicht nach Halmingen nachgeritten kommen, denn es könne ſeyn, daß er ſelbſt noch vor dem Mittageſſen wieder zu Hauſe wäre.

Der Graf, den ſein Sekretär unter furchtbaren Zuſätzen und Vergrößerungen die Scene im Pfarrhauſe und ſeine ſchnelle unfreiwillige

Entfernung aus demselben hinterbracht hatte, war höchst aufgebracht, und nur noch mehr dadurch in seinem Vorsatze bestärkt, ging er in sehr düsterer Stimmung in die Kirche.

Aber er vergaß bald alles, da Fremdheim mit seinem hohen edlen Anstande die Kanzel betrat; denn jedes Wort seines Vortrags drang ihm tief ins Herz, und es war ihm unmöglich, seine Augen wieder von ihm abzuwenden. Es hatte dem Kandidaten nämlich freigestanden, sich selbst einen Text zur Predigt zu wählen und so hatte er denn das Evangelium von dem verlorenen Sohne dießmal zum Grunde gelegt. Ach, diese einfach rührende Geschichte brachte dem Grafen das Bild seines theuren verlorenen Sohnes, der nicht mehr zurückkehren konnte, wieder lebendig vor die Seele, und als Fremdheim die Worte des Evangeliums verlas: „Und der Sohn machte sich wieder auf und kam zum Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn der Vater und es jammerte ihn sein, und er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und sprach: Lasset uns fröhlich seyn; denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist mir wiedergefunden!“ — da konnte der Graf seine Thränen nicht länger zurückhalten, und sie rollten unaufhaltsam auf seine still gefalteten Hände hinab.

Die Predigt war vortrefflich; sie war kein mühsam durchgearbeitetes Meisterwerk der Beredtsamkeit, sondern die klare Fluth eines frommen kindlichen tiefgerührten Herzens, in der die Funken eines hellen Geistes wie die ewigen Sterne sich spiegelten. — Kaum hatte Fremdheim die Kanzel verlassen, so eilte der Graf aus der Kirche und verschloß sich auf seinem Zimmer, denn er fühlte sich zu tief erschüttert. Aber nicht lange darauf kam der Sekretär Schimmer, der es nicht erwarten konnte und meldete, daß alles bereits versammelt sey, um die Wahl des Herrn Grafen zu vernehmen. Als nun der Graf in den Saal trat, in welchem die Mitglieder der Gemeinde, die Eingepfarrten und unter diesen auch der Oberst wie auch der alte Pfarrer nebst den beiden Kandidaten versammelt waren, so ging er, ohne jemand weiter zu begrüßen, mit stillem Ernst auf Fremdheim zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für Ihre heutige Predigt und schätze die Gemeinde glücklich, die Sie zu ihrem Prediger erhält; allein hier kann es nicht seyn, denn ich habe mein Wort schon Ihrem Rival gegeben.“

Da sprang der Oberst schnell hinzu, faßte ihn krampfhaft bei der Hand und flüsterte ihm ins Ohr: „Halt's Maul, Bruder! — ich beschwöre dich, halt's Maul! Gönne mir erst noch ein Wort unter vier Augen!“

Der Graf öffnete eine Nebenthüre und führte ihn hinein.

„Mensch!“ fing der Oberst an; „bist du wirklich noch der alte ehrliche General Wallenrode, oder hat dich der Teufel besessen? — Willst du wirklich den Mann zurückweisen, der wie ein Apostel auf der Kanzel steht, und dem liederlichen verlaufenen Kerl, der nirgends eine Stelle erhalten konnte, die Pfarre geben, weil er deine — Gott verzeih mir die Sünde! — unter die Haube bringen will?“

„Beruhige dich Freund!“ unterbrach ihn der Graf; „du verkennst mich ganz!“

„Ei, hier ist nichts zu verkennen!“ fuhr Klipphausen fort; „die Sachen stehen klar und deutlich; du bist mit bleibst der Unheld, der alles Unglück über Wahrbergs Familie bringt. Ist es dir nicht genug, daß du ihnen zehn Jahre mit Gram verfolgen hast? — willst du die ehemalige Braut deines Sohnes jetzt auf die Straße hinauswerfen?“

„Sie soll ja nicht hülflos bleiben,“ sagte der Graf; „ich will sie unterstützen, und ihr, wenn sie es bedarf, eine Summe Geldes geben; aber die Pfarre hier muß Schimmer erhalten. Höre mich nur ruhig an, Bruder, ich will mich vor dir rechtfertigen und dir ein theures Geheimniß offenbaren.“

„Nicht vor mir allein,“ rief der Oberst; „vor Wahrberg und vor Fremdheim mußt du dich rechtfertigen, denn dieß sind die Gekränkten. Bist du ein ehrlicher Kerl, so laß mich sie hereinrufen; ich will dir gern alles abbitten, wenn dein Herz rein ist. Aber hältst du mir eine Sünde hinter dem Berge, von der die Welt schon mundet, so soll mein ehrlicher Sohn nimmermehr dein Mädchen heirathen, und hast du etwas mit mir zu sprechen, so sinnest du mich zu jeder Zeit mit Pistolen auf der Grenze!“

„Du gehst sehr weit,“ sagte der Graf; „doch ich verzeihe. Aber erst laß mich dir allein mein Geheimniß anvertrauen; ob du es dann Wahrberg und Fremdheim entdecken willst, überlaß ich dir!“

„Gut! das bin ich zufrieden!“ meinte der Oberst.

„Ich weiß es wohl,“ hob der Graf an, „daß die Welt in dem Glauben steht, ich begünstige deshalb jene Sachen Mirthner, weil ihr Kind das meinige sey. Ich habe stolz über eine solche Beschuldigung geschwiegen, aber die Welt hat auch nicht ganz unrecht, denn mir ist dieß Kind wirklich noch verwandt; es ist mein Enkel, Bruder, es ist meines armen Walthers hinterlassene Tochter!“

„Wie? — was hör' ich?“ rief der Oberst erstaunt.

„Du weißt,“ fuhr der Graf fort, „wie Glück und Ruhe mit meinem Sohne mich verlassen hatten; du weißt was ich gethan habe, ihn wieder zurückzurufen und mir ihn wieder zu versöhnen. Ach, aber es war zu

ſpät; er konnte mich nicht mehr hören. Nach acht langen Jahren, in welchen ich ganz ohne Nachricht von ihm blieb, erſchien endlich dieſe Suschen Mirthner mit ihrem vierjährigen Kinde und brachte mir einen eigenhändigen Brief von meinem Sohne. Aber es war der Abſchiedsbrief. Sie hatte ihn als Officier in der p.....ſchen Armee kennen gelernt, ſie hatten ſich geliebt, und er war Vater ihres Kindes. Kurz vor der letzten Schlacht, in der er geblieben iſt, hat er mir jenen Brief geſchrieben und mir noch einmal darin ſein kindliches treues Herz offenbart. Das Mädchen mochte ſich erſt nicht zu mir getraut haben; endlich aber war ſie doch von der Noth dazu getrieben worden und, ich denke, Bruder, ich habe durch ihre Aufnahme gezeigt, daß mir das Andenken und das Vermächtniß meines Sohnes heilig iſt."

„Das ehre ich!" ſagte der Oberſt; „aber den Zuſammenhang mit der Subſtitutenſtelle begreife ich noch nicht?"

Der Graf holte ihm ſeines Sohnes letzten Brief. Er lautete alſo: „Mein Vater! Ich nenne Sie dennoch nur bei dieſem theuren Namen, wenn Sie mich auch gleich von ſich gewieſen haben; Sie werden immer mein Vater bleiben, wenn ich Sie auch nie wieder ſehen ſollte. Im entſcheidendſten Augenblick meines Lebens nehme ich Abſchied von Ihnen. Wie auch das Schickſal über mir waltet, ich bleibe treu bis in den Tod! — Sehen Sie dem Mädchen meines Herzens im wahren Sinne Vater; ſie gehört nur mir an, und ich lege ihr Glück in Ihre Hand. Wenn unſere Liebe wirklich Sünde war, ſo falle die Schuld allein auf mich. Ich ſende Ihnen ein Kleinod, das ich in einem ſehr ſchmerzvollen Augenblick erhielt, es ſey mein Vermächtniß für Sie. Wird mein beſcheidener Wunſch erfüllt, ſo ſteht meine Geliebte einſt als glückliche Hausfrau in dem Pfarrhauſe zu Halmingen. Walther."

„Begreifſt du es nun?" frug der Graf ſehr weich; „haſt du ſeinen letzten Wunſch geleſen? — Soll mir die Bitte eines Sohnes nicht heilig ſeyn, der nach alledem was vorgefallen war, ſich dennoch in den letzten Augenblicken nur an mich vertrauensvoll wendet?"

„Hm! — im Briefe ſteht's allerdings!" meinte der Oberſt; „aber wie dein Sohn zu dem Wunſche kommt, die erſte Geliebte durch die zweite verdrängen zu wollen, bleibt mir doch unerklärbar."

„Mir nicht!" entgegnete der Graf; „nach einem ſo langen Zeitraume konnte er wohl glauben, daß Eliſabeth ſchon anderswo verſorgt ſey, und die Pfarrſtelle in Halmingen vielleicht durch Wahrbergs Tod erledigt werden würde; da ſcheint mir der Wunſch ſo menſchlich, die ſpätere Geliebte unter dem Dache zu wiſſen, wo er die Liebe kennen gelernt hatte.

Dieß kurze Teſtament, dieſer Wunſch und ſein Kleinod, das Kind, ſind das einzige was ich von meinem geliebten Sohne habe. Darum halte ich das Kind trotz dem Gerede der Welt wie meinen rechtmäßigen Enkel, darum habe ich Suschen verſprochen, dem Manne die hieſige Subſtitutenſtelle zu geben, den ſie wählen würde. Sie beſteht darauf, dem Kandidat Schimmer ihre Hand zu reichen, alſo habe ich ihm auch mein Wort gegeben. Dieß, Freund, iſt meine Rechtfertigung!“, ſchloß der Graf; „wenn ſie nicht zu deinem Herzen ſpricht, ſo habe ich weiter nichts zu ſagen.“

Der Oberſt reichte ihm gerührt die Hand und ſagte: „Du biſt ein ehrlicher Kerl, ein guter treuer Vater — biſt wieder mein alter lieber Wallenrode! — Aber es iſt doch ſchlimm, daß es ſo ſteht, und daß dein Sohn noch einmal aus dem Grabe aufſteigen und wie ein böſer Geiſt durch das Pfarrhaus gehen muß. Höre!“ fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort; „laß mich den Wahrberg und Fremdheim auch hereinrufen, und ihnen die Sache offen erklären. Sie haben beide auch das Herz auf dem rechten Flecke, und werden einem braven Vater gern ihre Hände reichen und dann, wenn wir alle wieder Freunde ſind, dann thu' in Gottes Namen was du mußt — wir wollen kein Wort mehr ſagen.“

Der Oberſt rief die beiden Männer herein, und indeß er ihnen das nämliche erzählte, was wir ſo eben erfahren haben, war der Graf an ein Fenſter getreten und ließ ſeinen Thränen freien Lauf. Auch der Oberſt trocknete ſich die Augen, als er geendigt hatte; Wahrberg ſaß ſchweigend auf einem Stuhle und ſah ſtill und bleich auf ſeine zitternden gefalteten Hände nieder, und Fremdheim hatte die großen ſchwimmenden Augen ſtarr auf den Grafen geheftet. Da wendete dieſer ſich um und trat auf Fremdheim zu, indem er in hoher Rührung ſagte: „Sie haben heut durch Ihre herrliche Predigt mir das Bild eines armen geliebten Sohnes noch lebendiger vor das Auge geſtellt. Aber eben deßwegen werden Sie auch meinen Entſchluß nicht mißbilligen; denn ich kann ja nichts weiter thun, als auf dieſe Weiſe ſein mir heiliges Andenken ehren. Ach! ich bin nicht der glückliche Vater im heutigen Evangelium, denn wie ich auch meine Arme ausbreite, mein verlorener Sohn kehrt nicht wieder zurück!“ — Der alte Mann war ganz außer Faſſung; er hielt beide Hände vor die überſtrömenden Augen und ſchluchzte laut. Da fühlte er ſeine Knie umfaßt, und als er aufſchaute, kniete Fremdheim vor ihm und rief: „Nimm den verlornen Sohn wieder auf, mein Vater!“ — Er hatte die dunkle Haartour abgeworfen und er ſprach das Wort „Vater!“ mit der vertrauten lieblichen Stimme wieder aus — und der Vater erkannte ſeinen Walther.

Wer das Herz hat, dieſe Scene zu verſtehen, trete näher hinzu; es wird ihm lieber ſeyn, ſie ſchweigend mit mir zu betrachten.

Nach dem erſten Entzücken des Wiederſehens verſtändigte man ſich gegenſeitig. Walther war ſeiner Liebe treu geblieben. Er hatte in der erſten Verzweiflung fremde Kriegsdienſte genommen und mehrere Feldzüge mitgemacht. Hier war er verwundet und gefangen worden. Deßhalb konnten ihm die öffentlichen Aufrufe ſeines Vaters, die während ſeiner Gefangenſchaft erſchienen, nicht zu Augen kommen. Aber er hatte in dieſer Muße ſich ſeinen künftigen Lebensplan entworfen; hatte nach eingetretenem Frieden den Abſchied genommen, die Univerſität nochmals bezogen und die Gottesgelahrtheit ſtudirt, denn der Entſchluß war in ſeiner Seele feſt geworden, auf dieſe Weiſe dennoch einmal ſeine Eliſabeth zu gewinnen. Nach vollendeten Studien war es ihm endlich gelungen in der Nähe von Halmingen im Hauſe des Oberſten eine Anſtellung zu finden. Was weiter vorgegangen und was er gethan, ſich unerkannt der Geliebten und dem Vater wieder zu nähern, iſt uns ſchon bekannt. Hingegen hatte er Suschen Mirthner niemals mit Augen geſehen und erkannte vielmehr in dem vorgezeigten Briefe ohne Datum denjenigen, welchen er bei ſeiner Flucht von Halmingen an den alten Wahrberg zurückgelaſſen, und das Kleinod, von dem die Rede darin iſt, für nichts anders, als für ein brillantenes Kreuz, welches ihm ſeine Mutter auf ihrem Todtenbette gegeben, und er Wahrbergen nun zum Andenken hatte hinterlaſſen wollen.

Nach dieſer Erklärung zweifelte man nicht mehr an einem großen Betruge, forderte den Sekretär Schimmer vor, und nahm ihn in ein ſtrenges Verhör. Da er nun zu ſeinem Entſetzen Walthern wieder vor ſich erblickte, ſo zögerte er auch nicht, alles zu geſtehen. Suschen war nämlich niemand anders, als ein armes, von ſeinem ausſchweifenden Bruder früher betrogenes Mädchen, die ihn in einer ſehr hülfloſen Lage mit ihrem Kinde endlich aufgeſucht und gefunden hatte. Sie war beiden Brüdern höchſt ungelegen gekommen, doch hatte der Sekretär bald ſeinen Plan für ſie entworfen, und ihr dieſe Rolle gegeben; er gedachte theils dadurch ſeinem Bruder die Pfarrſtelle zu verſchaffen und das Mädchen zum Schweigen zu bringen, theils auch ſeine Rache an Wahrbergs ſelbſt zu nehmen. Der Brief, den Walther ihm zur Beſorgung zurückgelaſſen, war von ihm eröffnet und erſtlich des koſtbaren Kreuzes wegen behalten, endlich aber zu ſeinen Plänen ſelbſt benutzt worden, deren Entdeckung er deßhalb nicht fürchten zu dürfen glaubte, weil er Walthern, der auf keinem der väterlichen Aufrufe die geringſte Nachricht von ſich gegeben hatte, ſicher für todt hielt.

Nach dieſer Löſung aller Räthſel faßte der glückliche Vater den wiedergefundenen Sohn bei der Hand, und führte ihn in Begleitung ſeiner Freunde in die Pfarrwohnung. — Ach! Eliſabeth ſaß hier und harrte unter bangem Herzklopfen auf die Rückkehr des Vaters; da öffnete ſich die Thür und der zweifach geliebte Mann lag an ihrem Herzen und der Segen zweier glücklichen Väter heiligte den Bund.

Der alte Wahrberg traute ſeine Kinder noch an demſelben Tage, und legte dann nach dieſer letzten Arbeit ſein Amt förmlich nieder. Was auch der Graf nun dagegen einwenden mochte, er mußte doch endlich den Bitten und Vorſtellungen des Sohnes nachgeben, und ihm die Pfarrſtelle zu Halmingen ertheilen. Sein erſtes Geſchäft war die Hand ſeiner Schweſter Clara in die des jungen Klipphauſen zu legen, und an heiliger Stätte den Brudersegen über ſie auszuſprechen.

Die beiden ſaubern Gebrüder Schimmer wurden verwieſen; Suschen aber, die froh war aus den Händen dieſer Menſchen loszukommen, blieb mit ihrem Kinde als Haushälterin auf dem Schloſſe.

Der Fürſt ſelbſt nahm großen Antheil an dieſer ſeltenen Begebenheit und trug dem jungen ausgezeichneten Manne die höchſten geiſtlichen Stellen ſeines Landes an; allein Graf Walther ſchlug ſie alle aus und blieb Pfarrer zu Halmingen. „Ich will der Freund, der Lehrer, der Tröſter meiner künftigen Unterthanen ſeyn," antwortete er; „damit es mir deſto ſicherer gelingt, ſie alle einſt glücklich zu machen."

Auch der alte Graf nahm nun ſeinen Abſchied, verließ den Hof und die Stadt und zog nach Halmingen. Er lebte hier noch viele glückliche Jahre, und Vater und Sohn ſchufen ein wahres Paradies.

Zuerſt ſtarb der alte Wahrberg und als ihm auch endlich der Graf folgte, legte Walther ſeine Pfarrſtelle nieder, trat in ſein väterliches Erbe und bezog mit ſeiner Eliſabeth und ſeinen Kindern das Schloß. Er ernannte einen würdigen Mann zu ſeinem Nachfolger im geiſtlichen Amte, vergaß die Welt um ſich her, und wie ein alter frommer Patriarch blieb er der Vater aller ſeiner Unterthanen.

Ernſt von Houwalds

ſämmtliche Werke.

Vierter Band.

112 8

Ernſt von Houwalds

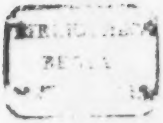
ſämmtliche Werke.

Vierter Band.

Leipzig.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

1851.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Buch für Kinder.

Der Weihnachtsabend. Ein Schauspiel in zwei Aufzügen . . . 3

Madonna della Sedia . . . 31

Die Brandherr. Ein Mährchen . . . 36

Der Seegreis und die Fischerin . . . 51

Der Geburtstag der Mutter. Ein Schauspiel in drei Aufzügen . . . 55

Die Begeisterung . . . 81

Rübezahl und seine Schwestern. Ein Mährchen . . . 85

Der Jüngling und der Wanderer . . . 115

Karl der Große und Wittekind . . . 119

Der Apfelbaum . . . 123

Der kluge Hund . . . 125

Der alte Kosak. Ein Drama in zwei Aufzügen . . . 137

Der Landmann . . . 160

Die Ehrenpforte. Ein Schauspiel in zwei Aufzügen . . . 163

Der Christ und der Muhamedaner. Eine Erzählung . . . 205

Der Käfer . . . 217

Die Reise auf das Riesengebirge. Fortsetzung des Mährchens: „Rübezahl und seine Schwestern." Erste Abtheilung . . . 219

Rübezahl unter den Menschen. Fortsetzung des Mährchens: „Rübezahl und seine Schwestern." Zweite Abtheilung . . . 257

Der fromme Sänger . . . 269

Der Schuldbrief. Ein Schauspiel in einem Aufzuge . . . 275

Die Kinder im Walde . . . 305

Der Einsiedler. Eine Erzählung . . . 309

Räthsel und Charaden . . . 343

Buch für Kinder.

Der Weihnachtsabend.

Ein Schauſpiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Madame Sturm, eine Predigerswittwe.
Auguste, } ihre Töchter.
Hannchen, }
Fräulein Nettchen, Tochter der Besitzerin des Rittergutes
Katharine, eine arme Weberstochter.

Der Schauplatz ist in der Wohnung der Madame Sturm.

Erſter Aufzug.

Es iſt früh morgens. Die Lampe brennt auf dem Tiſch.

Erſter Auftritt.

Hannchen und Auguſte ſitzen und ſpinnen beide.

Hannchen.

Horch nur! die Glocke ſchlägt ſchon ſieben,
Und an den Bergen graut der Tag.
Wo iſt die Mutter nur geblieben?
Sie iſt ſchon ſeit drei Stunden wach.

Auguſte.

Ja heimlich ſchlich ſie aus dem Bette,
Doch hört' ich ihren leiſen Tritt;
Und nach des Vaters Kabinette
Nahm ſie die große Bibel mit.
Dort lieſt ſie ſtets den Morgenſegen,
Und betet auch für uns gewiß.

Hannchen.

Das wohl, doch heut iſt's unſertwegen,
Daß ſie ſich früh dem Schlaf entriß.
Sie ſitzt in Arbeit dort verſunken,
Sie ſchafft dort für den heil'gen Chriſt;
Hat ſelbſt den Kaffee nicht getrunken,
Der draußen noch am Feuer iſt.

Auguſte.

Die gute Mutter! — aber ſage,
Was glaubſt du, daß ſie uns beſchert?
Es iſt nur Neugier, daß ich frage,
Denn mir iſt jede Gabe werth.

Hannchen.

Ja Guſtchen! könnt' ich das ergründen! —
Etwa von bunt halb ſeidnem Zeug
Zwei Kleider, die uns niedlich ſtünden,
Zum Putz der Feiertage gleich.
Und Roſaband und Schuh mit Flittern
Und noch ein ſchönes Tuch dazu! —
Ich möchte faſt vor Wonne zittern,
Und habe kaum bis Abend Ruh.

Auguſte.

Und ein Geſangbuch, ſchwarz gebunden,
Und eine Bibel oben drein,
Für unſere ſtillen Sonntagsſtunden —
Wie wollt' ich da nicht dankbar ſeyn.

Hannchen.

Ja, Fräulein Nettchen, auf dem Schloſſe,
Die kann ſich wohl auf heute freun!
Da kommt der heil'ge Chriſt zu Roſſe,
Hier kehrt er nur zu Fuße ein.

Auguſte.

Nicht doch, er geht mit vollen Händen
In's Schloß, ſo wie in jedes Haus,
Und theilt mit Liebe ſeine Spenden
An die erfreuten Kinder aus.
Weißt du noch, was der Vater ſagte? — —
O daß du ſo vergeßlich biſt!
— „Die Mutterlieb' am heil'gen Abend,
Das iſt der liebe heil'ge Chriſt!" —
Und iſt denn dieſe Liebe ärmer,
Wenn ſie nicht Gold und Seide bringt?
Scheint denn die liebe Sonne wärmer,
Wenn ſie durch Goldflor auf uns dringt?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Madame Sturm.

Madame Sturm.

Nun, guten Morgen, meine Kinder!
Ihr ſeyd ja fleißig, das iſt ſchön!
Die Mädchen drehn ſich ja geſchwinder,
Als wie die Kreiſel! — laßt doch ſehn.

Beide Mädchen (zugleich)

Ach Mutter, Mutter! guten Morgen!

Hannchen.

Wir warten ſchon recht lang auf dich!

Auguſte.

Und waren faſt um dich in Sorgen,
's iſt ohne dich ſo ſchauerlich.

Mad. Sturm.

O Kinder! mir iſt wohl geweſen;
Das Sorgen haltet nur in Acht.
Erſt hab' ich in der Bibel geleſen,
Und dann an euren Vater gedacht.

Auguſte.

An unſern Vater? — ach ich denke
Wohl auch an ihn, und weine ſehr.

Hannchen.

Ich auch! — doch liebe Mutter kränke
Dich um den Vater nur nicht mehr.

Mad. Sturm.

Das thu' ich nicht! — ich will's ertragen,
Was mir des Schickſals Wille gibt;
Ich will nicht murren und nicht klagen,
Obgleich die Wund' iſt tief geſchlagen!
Ich hab' ihn ja ſo ſehr geliebt.
Doch immer woll'n wir ſein gedenken,
Und ſeine Tugend vergeſſen nie.
Die Sonne mag ſteigen oder ſich ſenken,
Sein Bild das leit' uns ſpät und früh.

(Sie ſtehen eine Zeitlang ſtill und in Erinnerung verſunken.)

Auguſte.

Laß mich nach deinem Kaffee gehen,
Es brennt wohl ſonſt die Milch noch an!

(Sie geht hinaus.)

Mad. Sturm.

So geh! ich will indeß hier ſehen,
Wer von euch beid' am beſten ſpann.

(Sie beſieht das Geſpinnſt.)

Je nun, recht gut! Auguſtens Faden
Wird ſchon recht ordentlich und nett.
Allein bei Hannchen könnt's nicht ſchaden,
Er wär' ein bischen mehr gedreht.

(Auguſte hat indeß den Kaffee gebracht; die Mutter ſetzt ſich, ſchenkt ein und trinkt.)

Nun Kinder! Ihr werdet's ja wohl wiſſen,
Welch froher Tag für euch heut iſt. —
Die Mutter wird wohl beſcheren müſſen? —
Schon ſprach ſie mit dem heil'gen Chriſt.

Hannchen.

Ach, liebe gute Mutter, ſage,
Daß er recht redlich uns beſchert!

Auguſte.

Und daß er ja kein Rüthchen trage,
Und ja nicht mit dem Beſen kehrt.

Mad. Sturm.

Nein, wenn ihr artig ſeyd geweſen,
Dann bringt er nichts vom birknen Reis,
Er gibt ſo gern den guten Kindern
Und lohnet Folgſamkeit und Fleiß.
Doch muß mit allen euren Sachen,
Eh noch der heil'ge Abend naht,
Ich mich durchaus bekannt erſt machen.

Auguſte.

Ich zeige gern ſie, in der That!

Hannchen.

Ich auch! ich hab' ein gut Gewiſſen.

Mad. Sturm.

Das ſoll mich freun, doch mach ich aus:
Wer ſich der Ordnung am meiſten befliſſen,
Am fleißigſten war in Schul' und zu Haus,

Am ſeligſamſten war in allen Dingen,
Kurz wer die beſte war von euch,
Der wird der heil'ge Chriſt was bringen,
Dem keine andre Sache gleich.

Auguſte.

Wenn aber nun deine Kinder beide,
Du findeſt der beſten Gabe werth?

Mad. Sturm.

So dank' ich Gott für dieſe Freude,
Und beiden ſey ſie euch beſchert.
Doch Kinder denkt, wie vielen Armen
Bringt heute nichts der heil'ge Chriſt.
Sie weinen, es iſt zum Erbarmen,
Weil für ſie nichts bereitet iſt.
Sie müſſen Andrer Freude ſchauen,
Ach! für ſie wuchs kein Weihnachtsbaum:
Sie müſſen trocknen Rinden kauen,
Und friſten ſich das Leben kaum! —
Drum dankbar nehmt die kleinſte Gabe,
Auch ſie reicht hin, vergnügt zu ſeyn,
Und was ein jeder übrig habe,
Das geb' er, Arme zu erfreun!

Auguſte.

Ach! hätt' ich viel nur zu verſchenken!
Es gibt ſich beſſer, als ſich's nimmt.

Hannchen.

Ja, Mutter, laß uns gleich drauf denken,
Daß für die Armen ſey was beſtimmt!

Mad. Sturm.

Wir wollen's. Doch ihr ſelbſt ſeyd Waiſen,
Ich eine Wittwe, der Vater iſt todt.
Wir müſſen uns noch glücklich preiſen,
Daß uns nicht Mangel drückt und Noth.
Wir haben nicht zu viel zum Geben,
Und auch beim Geben ſey man klug:
Wer ſchenkt zur rechten Zeit im Leben,
Der hat zum Schenken ſtets genug.
Doch nun den Kaffee weggenommen,

Und auch die Mädchen setzt bei Seit'.
Ich sehe Fräulein Nettchen kommen,
Sie ist vom Hause nicht mehr weit.

(Die Mädchen räumen Alles weg.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Fräulein Nettchen.

Nettchen.

Guten Morgen, Mutter Sturm! Guten Morgen, Auguste!
Guten Morgen, Hannchen! ich bin so froh!
Zwar komm' ich so früh, allein ich mußte,
Ich sehnte mich nach euch allen so.

Auguste.

Wie lieb' ich dich, meine theure Jeanette!

Mad. Sturm.

Willkommen, mein Fräulein, früh ist's nicht mehr;
Wir sind schon lange aus dem Bette.

Hannchen.

Und haben gesponnen schon um die Wette.
Jetzt, Nettchen! hol' ich dir Aepfel her.

Nettchen.

Ich dank' euch, ihr lieben fleißigen Mädchen!
Ich weiß nicht, wie es möglich ist,
Zu essen, oder zu sitzen am Nädchen,
Es kommt ja heut der heilige Christ!
Mama hat gleich mir frei gegeben,
In keine Stunde geh' ich heut;
Sie meint, ich würde nicht Achtung geben,
Ich wäre gar zu sehr zerstreut.

Mad. Sturm.

Freun Sie sich immer! Aber ich denke,
Man wird der Arbeit auch nicht satt,
Und besser schmecken alle Geschenke,
Wenn man sie recht verdienet hat.
Ich und die beiden Mädchen meinen:
Die Arbeit kürze nur die Zeit;

Die Stunden ſchein nur endlich ſcheinen
Die Weihnachtslichter weit und breit.

Gretchen.

Schilt nur nicht, Mütterchen! wir wollen
Ja heut zuſammen noch fleißig ſeyn.
Ich bin auch' ganze Jahr fleißig geweſen,
Und dacht', ich dürfte nun heut mich freun;
Mama hat mir's auch feſt verſprochen,
Der heil'ge Chriſt ſollt's wiſſen genau,
Daß ich juſt heute vor vier Wochen
So reichlich beſchenkt eine arme Frau.

Hanschen.

Wo haſt du die arme Frau denn gefunden?

Gretchen.

Ja ſieh, als ich ſpazieren geh,
Fünd' ich ein Weib, das Reis gebunden;
Mit Mühe hat ſie's in die Höh,
Schleppt traurig es fort, kann's kaum ertragen,
Und geht ſtill weinend mir vorbei;
Da mußt ich nach der Urſach fragen,
Und hört' eine ganze Litanei.
Zwar will man nicht gleich Jedem trauen,
Doch rührt' es mich, ich lief nach Haus',
Und nahm aus meiner kleinen Börſe
Mit Freuden zwei Ducaten heraus.

Auguſte.

Und brachteſt ſie denn armen Weibe?

Gretchen.

Ja freilich trug ich ſie ihr hin.
Glaubt nicht, daß ich es übertreibe,
Die Frau war ganz verwirrt darin;
Sie gab mir ihren beſten Segen;
Mir that's ſo wohl, und die Mama,
Die küßte mich gar recht deßwegen,
Daß ſie mich ſo voll Rührung ſah.

Mad. Thurn.

Das war auch brav! und Gott erhalte
In Ihnen dieſen milden Sinn

Wer aber war denn jene Alte?
Wo ging sie mit dem Gelde hin?

Rettchen.

Was weiß ich's? Thränen wollt' ich stillen,
Und nach dem andern fragt' ich nicht;
Den Wunsch gelang mir's zu erfüllen!

Auguste.

Das Wohlthun ist doch süße Pflicht.

Rettchen.

Dann sprach Mama: ich werd's gedenken,
Daß du so gut gewesen bist! —
Und drum erwart' ich auch mit Freuden
Heut einen reichen heil'gen Christ.

Mad. Sturm.

Die Hoffnung wird Sie nicht betrügen!
Jetzt, Kinder, laß ich euch allein.
Ich habe vieles vor mir liegen,
Was heut noch muß vollendet seyn.

(Die Mutter geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ohne Madame Sturm.

Hannchen.

Geh du nur, Mütterchen! ich denke,
Ich weiß schon, was jetzt liegt vor dir.
Nichts als die heil'gen Christgeschenke;
Heut Abend liegen sie vor mir.

Rettchen.

Doch Mädchens kommt, und laßt uns spinnen!
Viel halt' ich auf eurer Mutter Wort.
Durch Arbeit soll uns die Zeit verrinnen!
Heut geh' ich den ganzen Tag nicht fort.
Mama hat mir's erlaubt zu bleiben,
Bis zu der Zeit, die euch bewußt.
Mag sie indeß nur alles ordnen,
Wir wollen uns freuen nach Herzenslust.

Lenchen.

Hör Rettchen! kannst mein Mädchen nehmen!
Nicht bleiben darf ich hier bei euch,
Ich muß zur Küche mich begeben,
Denn sieh, heut steht an mir das Reich.

Rettchen.

So geh! und schaffe nur was Gutes!

Fünfter Auftritt.

Auguste und Jeanette allein. Sie legen sich und schlafen.

Rettchen.

Auguste! liebes frommes Kind!
Du weißt, ich bin recht frohen Muthes,
Wenn so allein wir beide sind.

Auguste.

Ich auch! Ich liebe dich von Herzen!

Rettchen.

Auch unsre Hannchen lieb' ich sehr!
Gern hab' ich sie bei unsern Scherzen,
Doch du bist meiner Treue mehr!
Du weißt mich oft so zart zu rühren,
Du fühlst es, wenn mir etwas fehlt,
Und weißt mich sanft zurück zu führen,
Wenn Grill' und Leidenschaft mich quält.

Auguste.

Und du mit deiner Lieb' und Treue,
Hast immer nur an mich gedacht.
Beschämst mich täglich zu aufs neue,
Und hast viel besser mich gemacht.

Rettchen.

O schweige ja! — sonst könnt' ich meinen,
Ich wäre wirklich schon so gut! —
Komm an mein Herz! — es gleicht dem deinen,
Hat alles mit dir zu tragen Muth.

(Beide Mädchen haben auf uns umarmen sich. Lenchen fährt Rettchen fort.)

Doch Gustchen, was ist dir widerfahren?
Du siehst mich ja so traurig an! —

Auguste.

Ich wollt' ein Geheimniß vor dir bewahren,
Ich wollt' ein Geständniß mir ersparen,
Allein ich seh', daß ich's nicht kann.

Bettchen.

Komm her! und in mein Auge schau,
Ob ich's mit Fragen wissen will.
Kann ich dir helfen? so vertrau'
Mir's an. Wo nicht, so schweige still.

Auguste.

Du kannst mir helfen, willst es wissen,
Welch eine Sorge still mich quält.
Doch werd' ich dann entschieden müssen,
Weil ich noch gar nichts dir erzählt.

Bettchen.

So sprich, daß ich es schnell erfahre.

Auguste.

Du kennst doch Weber Ehrlichs Haus? —
Dort trugen vor einem halben Jahre
Die Todtenmänner mit der Bahre
Den Weber und seine Frau hinaus.
Die einz'ge Tochter, Katharine,
Noch seh' ich sie an dem offnen Grabe:
Wie sie mit herzzerreißender Miene
Den Vater und die Mutter grüßt.
Erschüttert in des Herzens Fülle,
Schlich ich zu ihrer Hütte nach;
Da kniete sie in heil'ger Stille,
Indem sie's Vater unser! sprach
Die sich noch lange erst nicht stehen,
Dann fiel sie weinend an mein Herz —
Wir haben manchen Tag vergossen,
Voll Mitgefühl und tiefem Schmerz.

Bettchen.

Ich habe nichts davon vernommen;
Du hast auch nicht ein Wort gesagt.

Wir wollen ſie doch laſſen kommen,
Daß man gleich ein Geſchenk ihr macht.

Auguſte.

Bewahre Gott! zwar iſt ſie ärmer,
Als eine in dem Orte hier,
Allein ihr Herz ſchlägt zarter, wärmer,
Als eines nur, das glaube mir.

Rettchen.

Wer aber iſt bei dieſer Waiſe,
Da man die Eltern ins Grab gelegt? —

Auguſte.

Die alte Großmutter ſchleicht noch leite
Im Leben umher, von ihr gepflegt.
Horch nur! Jüngſt war ich hingegangen,
Die Mutter ſchickt ihr ein Gericht;
Da ſah ich Thränen auf ihren Wangen,
Allein die Urſach geſtand ſie nicht.
Ich drang in ſie, ich wollt's erfahren,
Da führt ſie weinend mich und ſacht
Zum Weberſtuhl, und ſieh, da waren
Blauweiße Faden aufgebracht.
„Das ſollt' mein Weihnachtröckchen werden,
Der Vater webte fleißig dran: —
Jetzt aber ſchläft er in der Erden,
Und auch die Mutter, die es ſpann.
Ach, alle Kinder ſchaun mit Freuden
Zum heil'gen Chriſt, wie ſonſt auch ich!
Jetzt ſitz' ich hier in Gram und Leiden,
Der heil'ge Chriſt bringt nichts für mich!
Ich wollt' auch gerne keinen haben!"
Rief ſie und ſtreckte die Arme aus,
„Könnt' ich euch aus der Erde nur graben,
Euch führen zurück in unſer Haus!"
Sieh, Rettchen, das konnt' ich nicht vergeſſen,
Hab' dir's nicht aus der Seele gebracht.
Hab' lange weinend bei ihr geſeſſen,
Und an den ſel'gen Vater gedacht,
Und konnt' es gar nicht recht ermeſſen,
Wie man dem Mädchen Freude macht.

Doch endlich bin ich zum Kaufmann gegangen,
Und nahm ſolch blau und weißes Zeug,
Wie auf dem Webſtuhl angefangen,
Zu Rock und zu Korſettchen gleich;
Das hab' ich denn dem Schneider gegeben,
Und hab's ſo wie für mich beſtellt;
Und heut kommt Schneider und Kaufmann eben
Und fordern nun von mir ihr Geld.

Rettchen.

Das fehlt dir? — Sieh, ich will dir's borgen,
Der Noth komm' ich nun auf die Spur.

Auguſte.

Nein, Rettchen! borgen macht nur Sorgen!
Doch aber, bitt' ich, wechſle nur.

Rettchen.

Wie? Wechſeln? Haſt du Gold zu geben?
Sieh Guſtchen, das verſchwiegſt du mir?

Auguſte.

Ach freilich geht mirs faſt an's Leben,
Doch es muß fort! Hier iſt es, hier!
Nur mußt du nichts der Mutter verrathen,
Auch gegen Hannchen ſtill wie das Grab!

Rettchen.

Das iſt ja der alte Henkeldukaten,
Den dir dein ſel'ger Vater gab! —
O, deine Tochter iſt wohl gerathen!
Sie gibt den ihr ſo heil'gen Dukaten
Und trocknet der Waiſe die Thränen ab! —
Den wechſl' ich nicht, das kannſt du glauben!
Allein das Geld, gleich hol' ich's dir.

Auguſte.

Willſt du mir nicht alle Freude rauben,
So nimm das Geld, und wechſle mir.
Thuſt du es nicht, ich geb's dem Schneider,
Wechſl' er es dann nach ſeinem Sinn,
Und nehme freudig meine Kleider,
Und trag' ſie Katharinen hin.

Rettchen.

Du ſeltnes Mädchen, ſey nicht böſe!

So gib nur den Dukaten mir:
Daß ich dich aus der Noth erlöse,
Hol' ich dir Silbergeld dafür.
Doch eine Bedingung will ich machen:
Nicht wahr? begleiten darf ich dich,
Wenn du zu dem Mädchen gibst die Sachen,
Und mit euch freuen darf ich mich?

Auguste.

Bewahre Gott! Sie darfs nicht wissen,
Wer ihr das Kleidchen hat beschert;
Mein schöner Plan wär' ja zerrissen,
Und meine Freude ganz zerstört.
Sieh, beide gehn am Nachmittage
Nach dürrem Holz in unsern Wald,
Da schleich' ich heimlich mich und trage
Das Kleid ihr in das Stübchen bald,
Und lege einen Zettel drüber:
„Der heil'ge Christ hat dich bedacht,
Und was dein Vater nicht vollendet,
Hat er für dich zu Stand' gebracht."

Aettchen.

Noch, Mädchen, kann ich's nicht begreifen,
Warum's Katharine nicht wissen soll? —
Sie würde mit Dank dich überhäufen,
Und der thut auch dem Herzen wohl.

Auguste.

Den will ich nicht! dann wär's verüber;
Ich würde ein Gespräch der Leut'.
So aber denk' ich heimlich lieber:
Dieß Mädchen hast du hoch erfreut!
So kann ich ruhig zu ihr gehen,
Mich weiden oft an ihrer Lust,
Kann mit ihr sprechen, froh sie sehen,
Und — bin mir's heimlich doch bewußt!

Aettchen.

Du Engel! — Ach, wie bin ich eitel!
Hat Claudius mir's nicht gezeigt?
„Der hat den Knopf noch auf dem Beutel,"
Spricht er, „der sein Geschenk verschweigt!" —

Ich gebe Geld und in der Mitte
Der Welt poſaun' ich's, daß ich's that.
Du ſchleichſt dich in der Armuth Hütte,
Du prüfſt die Thränen, hörſt die Bitte,
Und hältſt mit dir im Stillen Rath.
Ich kann in volle Beutel faſſen,
Du gibſt das einz'ge Stückchen hin;
Du wirſt mich ja deßhalb nicht haſſen!
Ich will mich von dir führen laſſen —
O, gib mir deinen ſchönen Sinn!

Auguſte.

O ſtill doch, Rettchen! Wie verdiene
Ich all' dieß Lob! — Doch habe ich
Noch einen Wunſch. — Sieh, Katharine
Fällt ganz gewiß ſogleich auf dich;
Kömmt ganz gewiß, ſich zu bedanken —
Nimm du es an, auf deine Hand.
Die Freundſchaft kennt ja keine Schranken,
Und ſieh, dein Wohlthun iſt bekannt.

Rettchen.

Du forderſt viel! — Doch gut, ich ſchweige!
Des Mädchens Dank, ich nehm' ihn, ich;
Indeß ich ſtill mich vor dir beuge,
Und hoch dich ſchaue über mich!

(Sie umarmen ſich.)

Auguſte.

Ich will auch alles mit dir theilen,
Ich bin für dich zu ſterben bereit!
Jetzt laß uns in mein Stübchen eilen,
Ich zeig' dir Katharinens Kleid.

(Sie gehen Arm in Arm ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madame Sturm allein.

Im Hintergrunde ſtehen zwei Tiſche mit Lichtern, auf jedem ein Weihnachtsbaum, in der Mitte zwiſchen beiden ſteht ein verdeckter großer Korb.

Mad. Sturm.

Sey mir willkommen, du heiliger Abend!
Du meiner Kindheit ſchönſter Traum!
Wo ich, den Frieden im Herzen habend,
Nichts ſah, als deinen Weihnachtsbaum;
Wo beim Geheimniß deines Gebens,
Du heil'ger Chriſt, ich bebend ſtand,
Und ahnungsvoll des ganzen Lebens
Bedeutungen im Spiel erfand.
Wohl mir! daß ich dich kann erneuen;
Daß mit der längſt entflohn'nen Luſt
Ich meine Kinder kann erfreuen:
So erbt ſie ſtill von Bruſt zu Bruſt.
Doch überall, wo wir hier wandern,
Kommt zu der Freude auch der Schmerz! —
Auguſtin ſieht' ich vor der andern,
Und doch verwundet ſie mein Herz.
Sie hielt ſo heilig alle Sachen,
Von ihrem Vater eingeweiht,
Traun wollt' ich zum Geſchenk ihr machen
Des Vaters große Bibel heut.
Doch ſolchen Leichtſinn zu verrathen,
Und zu verlieren, ſie weiß nicht wie,
Den ihr vom Vater geſchenkten Dukaten,
Das wirft kein gutes Licht auf ſie.

Zweiter Auftritt.

Die Vorige und Fräulein Nettchen.

Nettchen.

Darf ich wohl helfen, Mutter Stürmchen,
Den heil'gen Christ hier ordnen geschwind?
Die Mädchen lauschen wie die Würmchen,
Indeß wir hier geschäftig sind.

Mad. Sturm

(deckt den Kerb auf und nimmt, indeß sie spricht, die Sachen heraus und ordnet sie auf Hannchens Tische.)

Gut, kommen Sie! vor allen Dingen
Erst Hannchens Tisch auf diese Seit'.
Der soll der heil'ge Christ heut bringen:
Zuerst ein buntes Leinwandkleid,
Dann ein paar Schuh von schwarzem Leder,
Den Weihnachtsbaum, ein Buch Papier,
Auch eine neugeschnittne Feder
Und endlich ein Gesangbuch hier;
Zuletzt des Vaters große Bibel.

Nettchen.

Wie? die bekommt Auguste nicht?

Mad. Sturm.

Nein! ach es ist zu sagen übel,
Auguste, die verdient sie nicht!

Nettchen.

Das war ein hartes Wort gesprochen!
Doch war's wohl nicht im Ernst gemeint? —
Was hätt' Auguste denn verbrochen? —
Zwar sitzt sie drüben, ach! und weint.

Mad. Sturm.

So hören Sie's mit eignen Ohren,
Was mich so tief von ihr gekränkt:
Sie hat den alten Dukaten verloren,
Den ihr mein sel'ger Mann geschenkt.
Das Gute wollt ich nur belohnen,
Drum untersucht ich Stück vor Stück.
Ich ließ mir öffnen ihre Truhnen

Und prüfte dort mit strengem Blick.
Sie waren beide fleißig gewesen,
Und waren beide sich's froh bewußt;
Sie hatten gestrickt, geschrieben, gelesen,
Genäht, gesponnen, es war eine Lust.
Und ordentlich war jede Sache,
Allein Auguſtens Dukaten fehlt;
Und als ich ihr drüber Vorwürfe mache,
Umſchlingt ſie weinend mich und quält:
Ich ſolle nur nicht weiter fragen,
Er wäre doch einmal dahin,
Sie könne mir nichts anders ſagen —
Das iſt ein leichter, übler Sinn!

Aettchen.

Ach, liebe Mutter! o verzeihen
Sie dieſesmal Auguſten nur!
Er wird Sie ſicher nicht gereuen,
Das Mädchen iſt von hoher Natur.
Wie wird ſie ſich über die Bibel freuen!
O! geben Sie ihr die Bibel nur.

Mad. Sturm.

Sie iſt mein liebes Kind geweſen,
Das frömmſte durch das ganze Jahr,
Drum war die Bibel ihr auserleſen,
Als ein recht theures Geſchenk fürwahr.
Doch hat ſie eins nicht werth gehalten,
Was ihr der Vater einſt verehrt,
So wird ſie mit dem andern ſchalten,
Als hätt's auch weiter keinen Werth!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und Katharine. Sie trägt den blau leinewandnen Anzug

Katharine (auf Aettchen zueilend).

So hab ich, mein Fräulein, Sie endlich getroffen!
O heißen Sie mich nicht wieder gehn,

Sie werden den Dank, ich darf es hoffen,
Des armen Mädchens nicht verschmähn!

Nettchen.

Wer bist du, Mädchen? was bedeutet
Denn dieß? was soll dir meine Hand?

Katharine.

Sie haben mich ja neu gekleidet,
In diese bunte Leinewand;
Sie haben Worte dazu geschrieben,
Dem wunden Herzen, ach! so werth!
Sollt ich den heil'gen Christ nicht lieben,
Der so erfindungsreich beschert?

(Sie gibt einen Zettel an Madame Sturm, die ihn liest, indeß Nettchen die Hand vor die Augen hält.)

Ja, Madame Sturm! ich und Großmutter
Wir brachten dürres Holz nach Haus;
Es war schon finster in der Stube,
Denn's Feuer im Kamin war aus;
Ich blas es an, seh's Fenster offen,
Geh an den Tisch, und pralle weit
Zurück, als wie vom Blitz getroffen!
Da liegt der Zettel und das Kleid —
Von just dem Zeug, wie's auf dem Stuhle
Der sel'ge Vater angelegt.
Ich fühlte mich so ganz erschüttert,
So hoch erfreut, so tief bewegt! —

Mad. Sturm

(nimmt Nettchen die Hand von den Augen)

Sie soll die Augen nicht verdecken,
Die Hand, die diesen Zettel schrieb;
Sie brauchen sich nicht zu verstecken
Mit ihres Herzens edlem Trieb.
O, daß ich hoch die Mutter preise,
Die solch ein theures Kind gebar,
Das wie ein Engel zu der Waise
Sich schleicht, und seine Gabe leise
Beschert, so zart und wunderbar.

Nettchen

(fällt Katharinen um den Hals und reicht abgewendet Madame Sturm die Hand)

O schweigt! sonst muß ich ja vergehen;

Wißt ihr es denn, daß ich es that? —
Habt ihr den Engel denn gesehen,
Der einer stilles Haus betrat? —

Katharine.

Sie sind's, ich lasse drauf mein Leben!
Sie haben der Großmutter neulich ja
Am Busch auch zwei Dukaten gegeben.
Sie nur sind stets mit Hülfe nah.

Mad. Sturm.

Wer hat den Zettel denn geschrieben?
's ist Ihre Hand, ich kenne sie.
O wer die Tugend so mag üben,
Dem mangelt Lohn und Segen nie.

Nettchen

(sich frob zu Madame Sturm wendend)

Gut, Mutter! woll'n Sie mich belohnen,
So gehn Sie eine Bitte ein.

Mad. Sturm.

Gern, liebes Nettchen! hätt ich Kronen,
Sie sollten sicher Ihnen seyn.

Nettchen (schmeichelnd bittend)

Ach! Mütterchen! nimm's nur nicht übel,
Und schau mir freundlich ins Gesicht! —
Gib doch Auguften heut die Bibel.

Mad. Sturm.

Nein, Nettchen, alles, dieß nur nicht! —
Sie selbst mit Ihrem edlen Herzen,
Sie fänden mich parteiisch dann,
Und Hannchen, sollt' es die nicht schmerzen,
Daß man sie doch setzt hinten an? —

Nettchen (händeringend).

Ach, Gott! was soll ich denn nur machen! —
So schenken Sie mir selbst dieß Buch!

Mad. Sturm.

Es sind der Kinder Weihnachtssachen,
Sie kennen mich und nun genug! —

(Nettchen umfaßt Katharinen und bleibt, bis Madame Sturm abgeht, mit dem Haupte auf ihrer Schulter liegen. Die Mutter ordnet, indeß sie Folgendes spricht, auch Auguftens Weihnachtstisch, legt aus dem Korbe die nämlichen Geschenke hinauf, welche Hannchen bekam, bis auf die große Bibel, die sie auf Hannchens Tisch gelegt hat:

Weil Sie mit Lieb an Guſtchen hangen,
So ſoll'n Sie ihr zwar gern verzeihn,
Jedoch auch viel von ihr verlangen,
Und ja nicht blind aus Neigung ſeyn.
So! — ſo! nun ſind die Tiſche fertig! —
Die Kinder klingl' ich nun herbei.
Sie ſind es lange ſchon gewärtig;
Horcht, Mädchen, nur auf das Geſchrei. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Nettchen und Katharine.

Katharine.

O hören Sie doch auf zu weinen,
Was jammert Sie die Bibel doch?
Es gibt ja andre, ſollt ich meinen,
Und ſchön're für Auguſten noch.

Nettchen.

Wohl! — Doch die iſt dem Vater geweſen,
In dieſer hat bei Tag und Nacht
Sein frommes Auge oft geleſen,
Das iſts, was ſie ſo einzig macht.
Ach, Mädchen, ſollteſt du es wiſſen,
Weßhalb Auguſte ſie verliert —
Dein Herz wär' ſo, wie mein's, zerriſſen,
Und deine Seele tief gerührt.

(Sie hält das Tuch vor die Augen.)

Katharine.

Du lieber Gott! ich kann's nicht ſehen,
Daß ſolch ein freundlich Auge weint.
O ſagen Sie, was iſt geſchehen?

Nettchen.

Ach! alles hat ſich heut vereint,
Den ſtolzen Muth in mir zu beugen! —
Ich alle ſeht mich dankbar an,
Erhebt mich hoch und ich muß ſchweigen,
Und dulden mehr faſt, als ich kann.

Katharine.

Kann Ihnen das nicht Ruhe geben,
Daß Sie mich heut so hoch erfreut? —

Aettchen (ringend).

O schweig, wenn du mich liebst! mein Leben,
Mein ganzes Seyn erzittert heut.

(Sie setzt sich kummervoll nieder und legt den Kopf in die Hand.)

Katharine.

Ach, wollten Sie mich nur bescheiden,
Ob ich vielleicht fortgehen soll? —

Aettchen (streichelt ihr die Wangen).

Nein! Nein! dich seh ich ja mit Freuden!
Doch still! die Mädchen kommen wohl.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Sturm eilt klingelnd herein. Hinter ihr kommen **Hannchen** und **Auguste** gesprungen.

Hannchen.

Wo ist mein Tisch?

Auguste.

Und wo der meine?

Beide (zugleich).

Geschwind, o Mutter! zeig es mir!

Mad. Sturm (zu Hannchen).

Der mit der Bibel ist der deine!

(Zu Augusten.)

Und dieser ist Augusten hier.

(Beide Mädchen eilen zu ihren Tischen und besehen die Geschenke schnell. Endlich ergreift Hannchen die Bibel, indes Auguste mit gefalteten Händen vor ihrem Tische stehen bleibt.)

Hannchen (höchst erfreut).

Des Vaters Bibel! Ach, gute Mutter!
Dieß köstliche, dieß theure Buch!

(Sie schlägt den Titel auf.)

Sieh da! der alte Martin Luther,
Und hier des Vaters Namenszug!

(Auguste ermannt sich, indem sie Aettchen und Katharinen stehen sieht, ergreift das Gesangbuch und geht zur Mutter.)

Auguste.

O gute Mutter! gib nur wieder
Auch mir ein freundlich liebes Wort!
Ich will durch diese schönen Lieder
Auch besser werden immerfort.

Mad. Sturm.

Das mußt du auch, mußt drüber wachen,
Daß du viel ordentlicher wirst,
Und nicht die dir so theuren Sachen
Wie eine Nadel leicht verlierst.
Der Leichtsinn führt uns stets zum Uebel,
Das Uebel ziehet Folgen nach,
Sonst wäre dein heut diese Bibel;
Doch halt ich streng, was ich versprach.

Auguste.

Nun, Mutter! sey nur außer Sorgen!
Kommt Hannchen doch die Bibel zu.
Sie wird sie mir schon manchmal borgen,
Nicht wahr, du gutes Hannchen, du? —

Hannchen.

Von Herzen gern! doch aber schaue
Nur, was uns noch beschéret ist;
Daß ich kaum meinen Augen traue —
Du lieber reicher heil'ger Christ!

Mad. Sturm.

Erkennt der Mutter guten Willen!
Nehmt froh, was ich mit Freuden gab!
(Die liebe Mettchen an.)
Doch kennt ihr jemand, der im Stillen
Des Wohlthuns Pflicht weiß zu erfüllen
Und Waisen trocknet Thränen ab?
Schaut hier, die arme Katharine,
Das hübsche Kleidchen, das sie trägt,
Das hat ihr Mettchen wie ein Engel
Ins Stübchen heimlich hingelegt.

Katharine (zu Auguste).

Just wie's der Vater angefangen,
Und wie ich's Ihnen jüngst gezeigt.

Nettchen

(fällt Auguſten um den Hals, führt ſie haſtig vorwärts und ſpricht mit verhaltener Rührung leiſe zu ihr).

Siehſt du die Schaam mir auf den Wangen —
Wie Blut und Thränen aufwärts ſteigt?

Auguſte.

Ich halte dich ja feſt umfangen,
Zu ſehn, wie treu die Freundſchaft ſchweigt.

Nettchen.

Doch mußt du nicht zu viel verlangen;
Faſt iſt der Muth mir ausgegangen,
Weil's über meine Kräfte ſteigt!

Mad. Sturm (tritt zu ihnen).

O liebt euch immer! — Hannchen, nahe
Auch dich, und ſchaut auf Nettchen hin,
Daß ich die Hoffnung noch empfahe:
Ihr Beiſpiel leite euren Sinn.
Gönnt meinem Alter auch die Freude,
Die Nettchen ihrer Mutter gibt;
Daß keine Mutter ich beneide,
Und einſt mit dem Bewußtſeyn ſcheide,
Daß ihr, wie ſie, die Tugend liebt.

Nettchen (haſtig).

Es iſt zu viel! — ach, mit Vergnügen
Stürb' ich, macht Freundſchaft mir's zur Pflicht;
Doch eine Mutter zu beſiegen,
Und ſie um Wonne zu betrügen,
Das billigt ſelbſt die Freundſchaft nicht —
Du ſollſt mir's länger nicht verwehren!

(Sie läuft zum Tiſch, bindet etwas aus dem Schnupftuche, legt es auf den Tiſch und deckt das Tuch darüber.)

Auf, Mutter! kommen Sie heran!
Ich will auch Ihnen 'was beſcheren;
Nicht wahr, Sie nehmen's freundlich an? —

Mad. Sturm.

Was iſt's, das Sie mir geben wollen?

Nettchen

(nimmt Madame Sturm bei der Hand).

Lohn iſt es für die Muttertreu,

Zwang iſt es zwar zum Thränenrollen,
Doch liegt der Balſam gleich dabei.

Mad. Sturm.

Das kann ich nimmermehr errathen,
Das klingt ja wie ein Zauberſpruch!

Auguſte (heimlich ängſtlich)

Du wirſt mich doch nicht gar verrathen?

Nettchen (zu Madame Sturm)

Wohlan! ſo heben Sie das Tuch!

Mad. Sturm (erſtaunt)

Wie, Guſtchen? das iſt dein Dukaten?
Das iſt mir wunderbar genug.

Nettchen.

Seht ihr! nun iſt Auguſte böſe.
(Sie faßt Auguſtens Hand.)
Machſt du mir ſo das Leben ſchwer,
Weil ich das Räthſel endlich löſe?
(Zu Mad. Sturm.)
Sie ſelbſt gab den Dukaten her.
O, daß ich hoch dich, Mutter, preiſe!
Die ſolch ein theures Kind gebar,
Das ein wie Engel zu der Waiſe
Sich ſchleicht und ſeine Gaben leiſe
Beſchert ſo zart und wunderbar!
Das Gold hab ich ihr wechſeln müſſen,
Damit bezahlte ſie das Kleid.
Ich habe lang zu ſchweigen wiſſen,
Ob ihr mir gleich das Herz zerriſſen,
Doch endlich treibt ihr mir's zu weit.

Mad. Sturm.

Was hör' ich? aber dieſen Zettel,
Den, Nettchen, ſchrieb doch Ihre Hand.

Nettchen (ärgerlich)

Ja freilich ſchrieb ich dieſen Bettel,
Sie wollte ja nicht ſeyn erkannt! —
Den Namen hab ich hergegeben,
Indeß ihr ſtill die That gelang.
(Auf die Bibel zeigend.)
Sie ſtahl die Freuden ſich im Leben,
Ich erntete dafür den Dank.

Mad. Sturm.

Auguſte! und du konnteſt ſchweigen,
Indeß ich ſtreng mit dir verfuhr? —
Du wollteſt nicht dein Herz mir zeigen,
Ertrugeſt ſtill die Ahndung nur? —

Auguſte.

O Mutter! wollſt du mir vergeben!
Reich mir nur freundlich deine Hand.
Sprachſt du nicht oft: „Wer recht will geben,
Der gebe ſtill und unbekannt!"

Mad. Sturm.

Der Weizen fiel auf guten Acker,
Und ſproßt mit Freuden himmelwärts!
Ja, meine Tochter, du biſt wacker! —
Komm an das frohe Mutterherz!

(Die Mutter umarmt Auguſten. Katharine küßt ihr die Hand.)

Katharine.

Ich ſollte nicht den Engel kennen,
Der mir den heil'gen Chriſt gebracht?
Nicht ſegnend ſeinen Namen nennen,
Da er doch liebend mein gedacht?

Nettchen.

Seht ihr! das habt ihr mir zu danken,
Das Räthſel löst' ich euch allein.
Auguſte! laß uns nimmer wanken,
Und treu uns und der Tugend ſeyn.

Mad. Sturm.

Und den Dukaten, bis ich ſterbe,
Trag ich als Schmuck, als Amulett;
Und reich ihn dir als ſchönſtes Erbe,
Auguſte, auf dem Sterbebett!

Auguſte.

Ach, Mutter! Nettchen! ach, vergehen
Möcht ich vor wonnigem Gefühl.

Mad. Sturm.

O könnte dieß der Vater ſehen,
Das wäre ſeiner Wünſche Ziel.

(Die Mutter hält Auguſten umſchlungen. Hannchen hat die ganze Zeit über in ſich verſunken an ihrem Tiſch geſtanden, jetzt ergreift ſie plötzlich die Bibel, eilt damit in den Vordergrund und läßt ſich vor Auguſten auf ein Knie nieder.)

Hannchen.

O meine Schweſter! ſieh, ich nahe
Mich zwar zuletzt, doch liebend dir!
Du warſt die Beſte, ſo empfahe
Zum Lohn des Vaters Bibel hier.
Ich weiß, daß Mutter nicht um's Leben
Mir wieder dieſes Buch entreißt;
Drum laß mich dir es ſelber geben,
Denn auf dir ruht des Vaters Geiſt!

(Auguſte hebt Hannchen auf und ſchließt ſie in ihre Arme. Die Mutter umſchlingt beide Kinder. Rettchen und Katharine ſtehen auf beiden Seiten, ſo daß Alle nach dem Vordergrund gewendet ſind und die Mutter in der Mitte beider Töchter ſteht.)

Mad. Sturm.

Ich fühl' es, Kinder, daß euch beide
Des Vaters edler Geiſt umſchwebt!
O Heil der Mutter! welche Freude
An ihren Kindern hier erlebt.

Madonna della Sedia.

Ihr habt wohl alle schon, meine kleinen Leser, schöne Gemälde und Kupferstiche gesehen, auf denen eine merkwürdige Handlung, oder große berühmte Menschen, oder wohl gar himmlische Erscheinungen abgebildet waren, und es ist euch dabei so ums Herz gewesen, als müßten die Gestalten einst wirklich gerade so ausgesehen haben, wie sie vor euch abgezeichnet standen. Das mag euch denn immer als ein Zeichen gelten, daß der Verfertiger des Bildes ein tüchtiger Meister gewesen sey, weil er sich recht lebendig in seine Personen hineingedacht und sie völlig wahr dargestellt hatte.

Wenn ihr nun aber auf der andern Seite daran dachtet, daß der Künstler sie niemals selbst gesehen haben konnte, weil zwischen seinem und ihrem Leben Jahrhunderte und Jahrtausende, oder wohl gar eine ganze Welt lagen, so habt ihr gewiß mitten in eurer Bewunderung wehmüthig ausgerufen: „Ach! wie jammerschade ist es doch, daß diese schönen edlen Züge niemals gelebt haben, sondern nur vom Künstler erdacht worden sind, und daß wir also nichts Wirkliches, sondern bloß den Schatten seiner Einbildungskraft liebgewinnen!“

Ja wohl wär' es darum Jammer und Schade! Aber darüber beruhigt euch immer, denn glaubt mir nur, es ist kein Zug in allen den gemalten Menschengesichtern, den der Maler nur erfunden, und der nicht wirklich einst Leben gehabt haben sollte. Wie ihr in eurem Garten prüfend umhergeht, um nur die schönsten passendsten Blüthen zu euren Kränzen zu wählen, so schaut sich des Künstlers Auge im Garten des Lebens um, und wählt aus den vorüberwandelnden Menschengesichtern die edelsten sprechendsten Züge, auf daß er den Kranz seiner Helden, seiner Mütter

und seiner Engel daraus würdig vollenden möge. Und so übt sein Pinsel denn Gerechtigkeit aus: den edlen ausdrucksvollen Kopf eines geringen Mannes setzt er im Bilde vielleicht dem Könige auf; das schöne unschuldsvolle Antlitz eines armen Kindes gibt er einem Engel, und so hält er die lieblichen himmlischen Züge fest, aus denen die Reinheit der Seele im Leben alle Welt anstrahlte, ehe sie vergehen, und gibt sie der Nachwelt, die sie nach Jahrhunderten noch bewundert und liebt, und vielleicht zu ihnen betet.

Auf einem Bilde seht ihr einen Künstler, der eben im Begriff steht, ein solches lebendiges Bild mit seinem Pinsel aufzufassen. Er hat in der Begeisterung und in Ermanglung eines andern Raumes den Boden eines Fasses dazu erwählt, und bringt dadurch zugleich den kräftigen Segen eines frommen Mannes in Erfüllung.

In einer öden waldigen Bergschlucht lebte vor mehreren hundert Jahren ein alter frommer Einsiedler. Nach mancher schweren Prüfung, nach manchem harten Verluste, hatte er sich in diese Einöde zurückgezogen, um seine letzten Tage in ungestörter Andacht zu verleben. Aber die Menschen suchten ihn auch hier auf, denn sie wollten seiner Weisheit und Frömmigkeit nicht entbehren, und kein tiefbekümmertes trostloses Gemüth kehrte von ihm ohne Rath und Trost zurück. Deßhalb liebte und verehrte ihn die ganze Gegend wie einen Heiligen. Ob er sich nun gleich von allem auf der Welt losgesagt hatte, so war die Liebe zu irgend einem Wesen dennoch ein süßes Bedürfniß seines Herzens geblieben, und er pflegte deßhalb oft zu sagen: „Ich habe hier in meiner Einsamkeit doch noch zwei Kinder, ein sprechendes und ein stummes!“ — Das erste war Maria, die kleine Tochter eines benachbarten wohlhabenden Winzers, die mit unsäglicher Zärtlichkeit an dem Greise hing, und auf den einsamen Fußpfaden oft allein in den dunkeln Wald gelaufen kam, um den frommen Vater zu besuchen und in ihrer kindischen Einfalt still bei ihm zu spielen. Das stumme Kind war eine schöne hohe Eiche, dicht an seiner Hütte stehend und sie mit ihren Aesten beschirmend. Wie er auf der einen Seite sich an dem Geplauder des Kindes ergötzte, ihm manches Nützliches lehrte, es immer vertrauter mit der Natur machte, und den Samen des Guten sorgfältig in das kleine Herz streute, so pflegte er auf der andern mit väterlicher Sorgfalt seiner Eiche, trug mühsam in der trockenen Sommerszeit Wasser herbei, um ihre Wurzeln zu erfrischen, fütterte und schützte die Vöglein, die in den weiten Aesten brüteten, und hatte schon manche gierige Axt durch seine Bitten von dem Leben des schönen Baumes zurückgehalten. „Grüne du immer, meine starke, kräftige

Tochter!“ sagte dann der Greis, indem er den Baum liebend umfaßte, „ich verstehe das Flüstern und Rauschen deiner Zweige wohl und werde dich schützen bis zu mein Grab beschattest.“

Nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter, der die Gebirge mit tiefem Schnee bedeckte, brach einst ein so plötzliches Thauwetter ein, daß die Bergströme voller und gewaltiger als jemals in die Thäler schossen und große Verwüstungen anrichteten.

„Ach! unser armer frommer Einsiedler!“ sagte Mariechens Vater eines Morgens, „wir werden ihn nicht wieder sprechen! — von meinen Weinbergen aus hab' ich gesehen, wie die Fluth in sein Thal hinabbraust und durch den Wald schäumt, und wie die Bäume schon bis an den Aesten unter Wasser stehen.“

Mariechen weinte und beschwor den Vater, daß er dem Greise zu Hülfe eilen möchte; aber das war unmöglich und auch wohl schon zu spät; denn die Fluth mußte längst über das Dach seiner Hütte hinrauschen.

Doch der Einsiedler war gerettet — nicht aber durch die Hand eines Menschen, nein! — seine stumme kräftige Tochter hielt ihn auf ihren Armen sicher über den Wogen. — Er war bei dem Aufschwellen des Wassers auf das Dach seiner Hütte geflohen, und als es ihn auch hier erreichte, muthig in die Aeste der Eiche gestiegen, die, wie auch die anströmende Gewalt sie erschütterte, dennoch widerstand, obgleich viele der nachbarlichen Bäume entwurzelt mit fortgerissen wurden.

Drei Tage vergingen, ehe sich das Wasser wieder verlief; drei Tage mußte der Greis in den Aesten hangen, und nur von wenigem trocknen Brode zehren, das er in der Eile zu sich gesteckt hatte. Kraftlos und ganz erschöpft klomm er am Morgen des vierten Tages wieder herab, sank auf die noch feuchte Erde hin und erwartete den Tod.

Aber statt seiner nahte ein rettender Engel. Die kleine Marie, die zu Hause weder Rast noch Ruhe gehabt, eilte durch den nassen schlammigen Wald herbei, den geliebten Greis aufzusuchen. Trotz der Besorgnisse ihres Vaters für das Leben desselben, hatte sie doch in süßer Hoffnung ein Körbchen voll Erfrischungen mitgebracht, und warf sich nun bei dem noch lebenden Greise nieder, umschlang ihn mit ihren kleinen Armen, und trieb den Tod von ihm zurück.

Der Einsiedler dankte im andächtigen Gebete Gott für die Erhaltung seines Lebens und sprach mit begeisterter, halb verklärter Seele über seine beiden Kinder, die der Allmächtige zu Werkzeugen seiner wunderbaren Rettung erkor, einen heiligen, kräftigen Segen aus und flehte den

Himmel an, sie zum Lohne für ihre Treue vor den andern Geschöpfen seiner Erde zu verherrlichen.

Gestärkt und erquickt ließ er sich von Marien hierauf zu ihrer Wohnung leiten, wo er so lange verharrte, bis er die einsame Hütte wieder beziehen konnte.

Als Marie in Unschuld und Schönheit aufgeblüht und ein glückliches Weib geworden war, hatte man den Einsiedler längst begraben. Seine Hütte war eingesunken, die schöne Eiche unter den Hieben der Aexte gefallen und zu großen Weinfässern verarbeitet worden, welche Mariens Vater gekauft hatte.

„Wo bleibt denn nun die Erfüllung des Segens?“ fragt ihr, meine Kinder, „da jetzt das Holz des geliebten Baumes in dumpfen, finstern Kellern vermodern soll?“ —

Hört nur geduldig weiter. Eins dieser Fässer war leer geworden und wurde, als die Weinlese wieder nahe war, hinauf und an die Vorlaube des Hauses gewälzt, damit neue Reifen aufgeschlagen werden möchten. Um den Morgen zu genießen, der eben in frischer Schönheit über die Berge heraufstieg, setzte sich Marie, die Mutter zweier Knaben geworden war, in die Laube und schaute, den Säugling an ihrer Brust liebkosend, indeß der ältere Knabe zu ihren Füßen spielte, gerührt nach dem Thale hin, welches der Einsiedler vormals bewohnt hatte, und meinte: der Segen, den er ihr verheißen, sey durch ihre Kinder wohl schon in Erfüllung gegangen.

Da wandelte, in stille Träume versunken, ein Jüngling vorüber. Es war Raphael Sanzio, der größte Maler aller Zeiten. Vor seiner Seele schwebte lange schon ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; aber noch vermochte er die Gestalten nicht würdig genug zu erfassen und hatte diesen frühen einsamen Gang unternommen, um seinen Geist zu sammeln. Mit freundlichen Worten grüßt ihn Maria. Er schaut auf, und als er die Mutter mit ihren Kindern erblickt, wird es ihm, als erschiene ihm hier, was er so lange vergeblich ersehnt. Hier war ja die Mutter, aus deren himmlischen Zügen die reinste, seligste Liebe strahlte; hier ruhte ja das engelschöne Kind an ihrem Busen, das mit seinen milden, großen Augen freundlich und ahnungsvoll seine Welt begrüßte; hier nahte ja der ältere Knabe, freudig ein Städchen bringend, an welches er ein Kreuzchen befestigt hatte. Der Künstler verlangt in höchster Begeisterung das lebende himmlische Bild festzuhalten und es auf der Stelle zu entwerfen; aber er hat nichts zur Hand als den Zeichenstift. Da glänzt in den ersten Strahlen der Morgensonne der große glatte Boden

des nahen Fasses, und Raphael säumt nicht und tritt rüstig hinzu, und nachdem er die holde Marie mit ihren Kindern treu darauf entworfen hat, nimmt er den Boden heraus und trägt ihn heim und läßt sich keine Rast, bis er das göttliche Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und dem kleinen Johannes, der ein Kreuzchen bringt, als wolle er den Christusknaben schen im Spiele damit vertraut machen, darauf herrlich vollendet hat.

Raphael Sanzio aus Urbino starb 1520, also schen vor dreihundert Jahren. Aber sein Gemälde ist nicht vergangen und wird noch als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Seht ihr, lieben Kinder, so ist der Segen des frommen Mannes doch in Erfüllung gegangen. Die Kunst hat seine beiden geliebten Kinder hier wieder vereinigt, denn das Holz des geweihten Baumes trägt nun Mariens und ihrer Kinder liebliche Züge in höherer Verklärung der Nachwelt durch Jahrhunderte zu, und noch lange werden sich reine fromme Herzen durch den Zauber dieses Bildes ergriffen und erhoben fühlen, obgleich die wirklichen Gestalten längst in Staub zerfallen sind.

Vielleicht sind einige von euch so glücklich, einst das Vaterland dieses herrlichen Gemäldes zu besuchen und es dort selbst zu sehen, wo es unter dem Namen:

Madonna della Sedia

berühmt ist. Aber wenn eure Blicke auch nur auf eine Copie fallen, so denkt dabei, daß der Segen eines gottesfürchtigen Herzens eine reiche Beute für das Leben sey, denn ein frommer Segen ist voll geheimer Kraft, wie das Gebet, und der Segen der Eltern bauet den Kindern Häuser.

Die Brandhexe.

Ein Mährchen.

„Liebe alte Mutter, weint nur nicht mehr, ich kann euch ja nichts weiter geben, als mein Butterbrod und dieses Töpfchen voll Erdbeeren!“ sagte der kleine Ernst; aber die Alte wollte nicht aufhören zu heulen, und zeigte zitternd auf ihre halbnackten knöchernen Schultern, die kaum von Lumpen bedeckt waren, bis der arme Junge, in der Angst seines Herzens, denn er konnte Niemanden weinen sehen, endlich sich sein Halstuch abband, und es ihr, selbst weinend, um die Schultern hing. Da wurde sie denn wieder beruhigt, reichte ihm die langfingrichte dürre Hand, verzog ihr Gesicht zum Grinsen, und sagte mit einer heisern Stimme: „Ich danke dir, mein Kleiner und werde dir's gedenken! Dein Tüchelchen ist in guten Händen; ich werde mich auch abfinden zu seiner Zeit!“ und damit hinkte sie, auf ihre Krücke gestützt, waldeinwärts und verschwand im Gebüsch. Ernst sah ihr lange nach; aber in die Freude, das alte Weib beruhigt zu haben, mischte sich bald ein Gefühl von Furcht vor dem Empfange der Tante, bei seiner Rückkehr. Denn das Töpfchen voll Erdbeeren, welches er ihr nach Hause bringen sollte, hatte nun das alte Weib mitgenommen, und auch sein Halstuch, das ihm seine liebe selige Mutter noch auf ihrem Sterbebette geschenkt, und worein sie ihm zum Andenken an sie, ein Vergißmeinnicht gestickt hatte, weßhalb es ihm über alles lieb und theuer war, hatte er nun der alten Bettlerin gegeben. Er ahnete wohl, daß es einen harten Stand zu Hause setzen würde.

Ernsts Mutter war unlängst gestorben, und der Vater hatte nach dem Tode derselben mit seinen Kindern dieses Landgut bezogen, welches bisher fast unbesucht von ihm geblieben war, wo er aber jetzt seinem

Schmerz in ländlicher Stille ruhiger nachzuhängen gedachte. Er beſaß zwar nur dieſen einzigen Sohn, hatte aber noch ein armes Mädchen, mit Namen Florentine, an Kindesſtatt angenommen und erzog die beiden Kinder wie Geſchwiſter. Jetzt war die Schweſter ſeiner Frau, die Tante Eva, zu ihm gezogen, um ihm ſeine Wirthſchaft zu führen. Sie war auch Wittwe und hatte auch einen Sohn, mit Namen Fritz, der zwar in Ernſts Alter, aber ſonſt gerade das Gegentheil von dieſem war. Ernſt, ein froher, munterer Knabe, oft ſehr wild und kühn, aber niemals frech und boshaft, kannte keine Lüge, umfaßte alle Menſchen mit unendlicher Liebe und war fleißig und gehorſam. Fritz hingegen ſchien zwar viel ſanfter und wohlgezogener, allein er war es nur vor den Augen der Menſchen; verſteckt und lügenhaft ſuchte er ſeine Streiche immer zu verbergen oder auf Andere zu ſchieben, war neidiſch und verleumdete, wo er konnte. Die Affenliebe ſeiner Mutter, die ſelbſt eine böſe Frau war, hatte ihn verzogen, und manche Anlage zum Guten in ihm unterdrückt. Da ſie jetzt nun ganz das Regiment im Hauſe führte, und der betrübte Vater ſich wenig um das Hausweſen bekümmerte, ſondern nur ſeinem Kummer ſtill nachhing, ſo waren Ernſt und Florentinchen ganz der Tante Eva überlaſſen, und mußten viel von ihr und ihrem lieben Fritz leiden, indem alle dummen Streiche, die dieſer beging, mit der Strafe dafür auf ſie geſchoben wurden. Weil nun Fritz viel zu bequem war, um mit Ernſten in den Wald nach Erdbeeren zu gehen, welche der Vater und vorzüglich die Tante ſehr gern genoſſen, ſo mußte letzterer, auf geheimen Befehl der Tante Eva, den Weg allein machen, um für die ganze Familie die Erdbeeren zur Abendmahlzeit zu holen; und da hatte er denn, als ſein Töpfchen ſchon voll geweſen war, und er nach Hauſe gehen wollen, die alte weinende Frau im Walde gefunden, der er aus herzlichem Mitleid alles gegeben, was wir bereits gehört haben.

Tante Eva war außer ſich, als ſie den Knaben ſo leer zurückkommen ſah. Keine Bitte, keine Verſtellung galt, er mußte auf einer ſcharfen ſteinernen Thürſchwelle zur Strafe niederknieen. Das an eine Bettlerin ſo muthwillig verſchleuderte Halstuch diente freilich dieſer Strafe zum Vorwand, allein die Tante würde es keineswegs vermißt haben, wenn nur die Erdbeeren da geweſen wären. Daß aber ihr und ihres Fritzchens Appetit für heute Abend ungeſtillt bleiben ſollte, das verdiente ſchreckliche Strafe und deßhalb war eigentlich das Knieen auf der Schwelle zuerkannt worden. Doch Fritz wollte dieſe Gelegenheit auch benutzen, um ſeine Rache ebenfalls nehmen zu können.

Ernſt war in allen ſeinen Sachen zu einer ſtrengen Ordnung

gewöhnt; in seinem Schränkchen stand alles an seinem gehörigen Platze, und den Schlüssel dazu gab er nie aus seinen Händen. Ein besonderes Fach darin war allen den Sachen geweihet, die ihm von seiner lieben seligen Mutter übrig geblieben waren, und die er wie Heiligthümer aufbewahrte. Fritzens Sinn stand nun schon lange darnach, dieses Schränkchen einmal recht ungestört durchstöbern zu können, nur fehlte ihm immer die Gelegenheit dazu; er forderte jetzt mit unverschämter Dreistigkeit von Ernsten den Schlüssel, und wendete sich, da dieser ihn verweigerte, an die Mutter, indem er vergab, daß er einige Sachen in dem Schranke aufsuchen wolle, die ihm weggekommen wären. Tante Eva nahm also dem armen Knaben, der von seiner harten Schwelle nicht aufstehen durfte, den Schlüssel mit Gewalt ab; Fritz öffnete mit höhnischem Gelächter den Schrank, warf nun alles unter einander und suchte angstlich nach seinen vermißten Sachen. Ernst glühte vor Scham und Unwillen, als er seine kleinen Heiligthümer so entweiht sah, und weinte heiße Thränen. Die Tante, die wieder an ihre Geschäfte gehen wollte, sagte endlich ihrem Söhnchen: daß, wenn er nicht mehr Lust haben würde, in dem Schränkchen zu spielen, er dann den Schlüssel an Ernsten zurückgeben, und diesen dann wieder aufstehen lassen könnte! Diese abscheuliche Willkür, welche die Tante ihrem schadenfrohen Sohne einräumte, empörte Ernsts ganzes Gemüth, und ob er gleich schon über eine halbe Stunde gekniet hatte, und ihm die Kniee wie Feuer brannten, so sagte er doch mit fester Stimme: „Nein, ich werde nicht eher aufstehen, als bis der Vater kommt!“ — „Warte, du verstockter Junge!“ schrie die Tante, und sprang mit der Schneiderelle auf ihn zu, „ich will dich aufstehen lehren!“ — Aber in dem Augenblicke trat der Vater, den Florentinchen zu Hülfe gerufen hatte, in die offene Thüre, auf deren Schwelle sein Kind knieen mußte, und fragte sehr ernst: „Was gibt es denn hier?“ — und obgleich die Tante und Fritz auf ihn einstürmten und ihm mit vielen Verdrehungen das Vergehen seines Sohnes vertrugen, so erkannte der Vater doch durch alle diese Lügen Ernsts eigentliche gute Absicht und sagte finster: „Das Tuch war das Eigenthum des Knaben, und wenn Fritz morgen mit in die Erdbeeren geht, so können sie doppelt so viel nach Hause bringen.“ — Mit diesen Worten hob er den Knaben auf und ging mit ihm in den Garten. Hier ließ er sich von ihm die Sache treu erzählen, schüttelte dann nachdenkend den Kopf und sagte mit sanftem Verweis: „Das Tuch hättest du aber doch nicht weggeben sollen, es war das letzte Geschenk deiner seligen Mutter, und ich glaubte, es sey dein liebstes Eigenthum!“ — Als aber Ernst mit nassen Augen hierauf entgegnete, er habe, da er die

weinende Frau gesehen, an seine liebe Mutter eben gedacht, und dann sich nicht enthalten können, ihr selbst sein Tüchelchen um die halbnackten Schultern zu schlagen! — so drückte der Vater ihm die Hand und ging nachdenkend auf sein Zimmer.

Unter dem Volke ging aber von jeher die Sage, daß in der Heide, worin die schönen Erdbeeren wuchsen, sich oft ein altes zerlumptes Weib in mancherlei Beschäftigungen sehen lasse. Bald flicke sie ihre Kleider aus, bald sammle sie Kräuter oder Erdbeeren, bald sitze sie weinend als Bettlerin am Wege. Man trug sich mit vielen Geschichten von ihr, erzählte manchen Spuk, den sie veranlaßt habe, und nannte sie, weil die Heide, in der sie sich sehen ließ, der Brand geheißen war, nur immer die Brandhexe. Niemand durfte jedoch diesen Namen dort aussprechen, ohne nicht ihren ganzen Zorn zu reizen. Vor alter Zeit, erzählte man, sey sie nicht in dieser ekelhaften Gestalt, sondern als eine schöne Jungfrau zur Erdbeerenzeit in diesem Walde umgegangen; sie habe sich aber seit Ernsts Urgroßvater, der ein sehr wilder Jäger gewesen war und sie einmal, da sie ihm auf der Jagd erschienen, Brandhexe geschimpft hatte, nicht mehr in dieser freundlichen, sondern in der wahren Hexengestalt gezeigt. Ja, sie solle damals sogar in ihrem Zorn den Schwur gethan haben, so lange in dieser Verwandlung zur Erdbeerenzeit im Brande zu spuken, und hier alle Nachkommen des Urgroßvaters zu beunruhigen, bis einer von ihnen freiwillig und aus eigenem Herzenstriebe ihr sein liebstes Kleinod schenken würde.

Ernsts Vater hatte deßhalb dieß Gut nicht bewohnt; denn wenn er zufällig einmal zur Erdbeerenzeit den Wald betreten hatte, so war allemal die gräßliche Brandhexe sogleich bei der Hand gewesen, hatte sein Pferd scheu gemacht oder war mit offenen Armen auf ihn zugeeilt, um ihn zu küssen. Nur jetzt war er zu seiner Erholung, und weil er die Einsamkeit suchte, hierher gezogen, weßhalb denn auch die Geschichte von der Brandhexe Ernsten bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben war. Tante Eva wußte aber genug davon und sendete eben deßhalb den armen Jungen allein in den Brand, weil sie die geheime Hoffnung darauf gründete, die Brandhexe werde, ihrem Schwure getreu, den Knaben jedenfalls verfolgen und ihn durch Schreck vielleicht tödten. Sie hatte nämlich die sichere Ueberzeugung gefaßt, daß Ernstens Vater sie nun zur zweiten Frau wählen würde, und da sie dessen ganzes schönes Vermögen sich und ihrem Fritz zugedacht hatte, so mußte denn jede mögliche Gelegenheit benutzt werden, die beiden verhaßten Stiefkinder, Ernst und Florentinchen, aus dem Wege zu räumen. Sie war daher sehr aufgebracht, daß die erste Erscheinung der Brandhexe nicht schrecklicher auf den Knaben gewirkt hatte.

Der Vater alte schüttelte den Kopf bei Ernstens Erzählung, weil er wohl ahnete, wen sein Sohn im Walde beschenkt habe, und ging schweigend auf sein Zimmer. Auch Ernst schlich traurig nach dem seinigen, um zu sehen, was aus seinem Schränkchen geworden sey. Er fand dort das sanfte Florentinchen beschäftigt, alle Sachen möglichst ordentlich wieder einzuräumen, denn Fritz hatte längst an dem Auskramen keinen Gefallen mehr gefunden, weil der gekränkte Ernst nicht mehr zusehen mußte, und war mit seiner Mutter in den Garten geschlichen, um Vater und Sohn dort zu beherchen. Mit nassen Augen trat er nun an sein Schränkchen und streichelte dem guten Florentinchen die Wangen. „Ach!“ sagte diese, „deine Nüsse hat er dir auch alle hier weggenommen und aufgegessen, und deinen schönen Nußknacker dabei zerbrochen und die Stücke ins Küchenfeuer geworfen.“ Das brach Ernsten sehr auf. Er ballte die Fäuste und wollte hinaus, um Fritzen aufzusuchen; allein Florentinchen hielt ihn bittend zurück, und da er ihr nichts abschlagen konnte, so blieb er endlich und beide Kinder räumten unter heißen Thränen das Schränkchen wieder auf.

Des andern Tages verreiste der Vater auf mehrere Wochen. Er hielt vorher noch mit der Tante eine lange geheime Unterredung und untersagte ihr ernstlich, den Knaben allein in den Brand nach Erdbeeren zu schicken. Kaum aber war er mit Anbruch des Tages abgefahren, als Tante Eva auch schon vor Ernstens Bette stand, ihn mit harten Worten aufstehen hieß und ihm befahl, sofort in den Brand zu gehen, und indem sie ihm einen weit größern Topf als den gestrigen mitgab, nicht eher wieder zu kommen, als bis er diesen Topf ganz voll gelesen und so die gestern verschenkten Erdbeeren ersetzt haben würde; alsdann solle er auch erst das Frühstück bekommen! — Ernst ging traurig fort und setzte sich, als er in dem Brande ankam, an einen schattigen Ort und weinte bitterlich, denn ihn hungerte sehr; der Topf, den er voll lesen sollte, war so groß, und sein schöner, gestern verbrannter Nußknacker stand ihm auch vor den Augen. Plötzlich hörte er die dichten Gebüsche rauschen und als er aufblickte, sah er ein schönes, freundliches Mädchen vor sich stehen, die ein Sträußchen Erdbeeren in der Hand hielt und ihn mit sanfter Stimme fragte, warum er denn weine? Ernst gewann Vertrauen zu den großen, blauen Augen, mit denen sie ihn so treuherzig anblickte, und klagte ihr offen seinen Kummer. „Warte nur, ich will dir Frühstück holen, du armer Knabe!“ sagte das Mädchen, ging ins Gebüsch und kam bald mit einer goldenen Schale voll Milch und einem aus zarten Baumzweigen geflochtenen Teller voll Erdbeeren und Mandeln zurück und bot sie ihm liebreich an. Ernst ließ sich nicht nöthigen, sondern langte zu; das Mädchen eilte indeß mit seinem

großen Topf in den Wald und brachte ihm denselben, als er sich gesättigt hatte, voll Erdbeeren zurück; dann hieß sie ihn ruhig nach Hause gehen, ehe die Hitze drückend würde und schenkte ihm, um ihn völlig zu beruhigen, und, wie sie sagte, zum Andenken an sie, einen neuen, sehr schönen Nußknacker, der ganz die Gestalt des verlornen hatte. Als sie nun von dem erstaunten Knaben freundlich Abschied nehmend sich wandte, und in den Schatten des Waldes sich verlor und er ihr dankbar nachblickte, so glaubte er zu bemerken, daß sie das weiße Tüchelchen umgeschlagen habe, welches er gestern der Bettlerin geschenkt und worein seine liebe selige Mutter das Vergißmeinnichtchen gestickt hatte. Eine stille Thräne trat ihm ins Auge, er wußte das Ganze nicht zusammenzureimen; da ihn aber ein leiser Schauer überlief, so machte er sich auf und eilte froh nach Hause, lieferte zum Erstaunen der Tante seine Erdbeeren richtig ab und stellte seinen neuen Nußknacker in seiner Stube unter dem Spiegel auf. Dann suchte er Florentinchen und seinen Vertrauten, den alten Bedienten seines Vaters, Christophel, auf und erzählte ihnen sein Abenteuer. Florentinchen hörte ihm mit offenem Munde zu und konnte nicht genug erfahren; der alte Christophel aber schüttelte bedenklich den Kopf und versicherte endlich, daß dieß jedenfalls die Brandhexe gewesen sey, vor der er sich in Acht nehmen solle, und als Ernst, der diesen Namen zum erstenmal hörte, neugierig in ihn drang, ihm mehr davon zu erzählen, entdeckte er den Kindern endlich die ganze Geschichte, die wir schon kennen, führte mehrere schaudervolle Beispiele an, wo sie die Leute, die ihren Namen genannt hätten, mit Ruthen aus dem Walde gepeitscht und sie zerkratzt habe, verbot ihnen aber, ja Niemanden etwas davon zu sagen, weil die ganze Sache ein Geheimniß für die Kinder hätte bleiben sollen. Ernstens Herz war voll geheimer Furcht und Wonne. Er wußte nun, er hatte die Brandhexe gesehen, und dieses allgemein gefürchtete Gespenst war seine Freundin. Er hoffte, die Tante würde ihn des andern Morgens auch wieder nach Erdbeeren schicken und die Stunden des Tages wollten ihm nicht schnell genug entfliehen. Auch hatten die Erdbeeren, so viel er deren heut immer mitgebracht hatte, wirklich kaum für Fritzchens Appetit hingereicht und Tante Eva wollte doch auch ihre Erdbeerkaltschale essen. Deßhalb gab sie Ernsten nicht allein für den andern Morgen den gewünschten Auftrag, sondern befahl auch Florentinchen, mitzugehen und noch einen zweiten Topf voll Erdbeeren einzulesen. — Wer war froher als die beiden Kinder. — Sie drückten sich geheimnißvoll die Hände und eilten am Abend froh in ihre Schlafkammer, um mit dem Tage wieder zu erwachen.

Ernst besah, ehe er sich schlafen legte, noch einmal mit stiller Lust

seinen schönen neuen Nußknacker und sagte endlich wehmüthig zu ihm: „Ach! wenn mir Fritz nur ein paar Nüsse übrig gelassen hätte, um sie mit dir aufknacken zu können!“ — Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, so fing der Nußknacker von selbst an zu knacken und aus seinem großen, unförmlichen Maule fielen schöne Nüsse und Mandeln heraus. Der erfreute Knabe ließ sie sich anfangs trefflich schmecken, als aber der Nußknacker immerfort arbeitete und gar nicht aufhören wollte, und er endlich befürchten mußte, daß die Tante, die mit ihrem Fritz in der Nebenstube schlief, durch das starke Knacken aufmerksam gemacht werden und hereinkommen möchte, so bat er den Nußknacker dringend, doch nur endlich einmal aufzuhören, worauf dieser auch sofort seine Arbeit einstellte, und wieder ganz unbeweglich stehen blieb.

Der Morgen graute kaum, da pochte Ernst schon an Florentinchens Kämmerchen, und als ihm diese leicht wie ein Reh entgegensprang, so ging es mit flüchtigen Schritten dem Brande zu. Florentinchen faßte schüchtern Ernstens Hand, als sie in die Schatten des Waldes traten; er aber redete ihr Muth ein, ob ihm gleich das Herz selbst klopfte und beide Kinder sahen sich mit spähenden Blicken nach der Erdbeerjungfrau um. „Wenn sie nur heute zu Hause seyn wird?“ sagte Florchen. — „Ich denke wohl,“ entgegnete Ernst, „sie wird wohl glauben, daß wir kommen!“ — und in diesem Augenblicke schritt auch die schöne Jungfrau ihnen auf dem einsamen Rasenwege freundlich entgegen. Sie trug heut ein hellgrünes blätterartiges Kleid, einen Kranz von blühenden Erdbeeren in den Haaren und um ihre Brust das feine weiße Tüchelchen mit dem Vergißmeinnichtchen zierlich geschlagen. Die Kinder stutzten erst; da sie aber so hold lächelte und ihnen mit unnennbarer Anmuth die schönen Hände entgegenreichte, so liefen sie mit offenen Armen auf sie zu und ließen sich willig von ihr zu einer alten Eiche hinführen, unter deren Schatten die goldene Schale mit Milch und die grünen Fruchtteller schon bereit standen. „Seht ihr wohl, meine lieben Kinder, daß ich euch erwartet habe, und bin ich nicht besser als die Tante?“ — Mit diesen Worten setzte sie sich mit den Kindern auf das Moos nieder und hieß sie sich satt essen. Ernst schaute sie bewundernd an; als er aber das Tüchelchen mit dem Vergißmeinnicht erblickte, gingen ihm vor unaussprechlicher Sehnsucht nach der lieben seligen Mutter die Augen über. Die Jungfrau aber lächelte ihm sanft zu und streichelte ihm die Wangen, bis er endlich mit kindlicher Unbefangenheit zu ihr sagte: „Du bist so wundergut und schön, ist es denn wahr, was mir der alte Christophel gesagt hat, daß du die Brandhexe bist?“ — Da wurde die Jungfrau furchtbar ernst, sah den erschrockenen Knaben mit funkensprühenden Blicken

an und sagte gebieterisch: „Unbesonnenes Kind, was sprichst du für einen abscheulichen Namen aus; wage nicht mehr mich also zu nennen, wenn dir meine Gunst werth ist!“ — Als aber hierauf die Kinder erschrocken zu weinen anfingen, fuhr sie milder fort: „Ich weiß es wohl, ihr habt keine Schuld daran; drum will ich euch sagen, wie ich heiße und wer ich bin. Mein Name ist Fragaria[1] und der Zauberinnen größte, die uralte und dennoch immer jugendlich schöne Rutan ist meine Mutter. Wenn ihr größer und klüger seyn werdet und eure Herzen rein erhalten habt, wird sie auch euch die Wunderzeichen in ihrem Zauberbuche erklären und ihre Nähe werdet ihr überall leicht erkennen, wenn ihr dann ihren Namen rückwärts zu lesen versteht. Die vielen Kinder, die sie hat, sendet sie sorgsam aus, um in ihrem großen Reiche zu wirken und zu schaffen. Mir hat sie die Sorge für die zarten Erdbeerpflanzen in diesem Walde anvertraut. Meine Reisegefährtin ist die Nachtigall; ich komme mit ihr und wecke meine Kinder, die im Moose schlummern, und pflege sie, wenn sie blühen und Früchte tragen, und heiße sie wieder schlafen gehen, wenn die Früchte gepflückt sind, und eile dann zu andern Geschäften im großen Reiche meiner Mutter. Wie ihr mich jetzt seht, so ist meine wahre Gestalt und die Menschen nannten mich sonst immer die gute Erdbeer-Else. Dein Urgroßvater aber, dem ich einstmals auf der Jagd allhier begegnete und zur Erquickung ein Bündchen frischer Erdbeeren bot, schimpfte mich zuerst mit jenem abscheulichen Namen, weil ich ihm ein armes Rehchen verjagt haben sollte, das er zu tödten gedachte. Und da seine wilden Jagdgesellen diesen Namen jubelnd wiederholten, so schwur ich im Zorn: von Stund an jeden hart zu züchtigen, der diesen Namen hier aussprechen würde, und alle Nachkommen deines wilden Vorfahren in einer ekelhaften Gestalt hier so lange zu beunruhigen, bis mir einer von ihnen, trotz meiner Verwandlung, freiwillig sein liebstes Kleinod schenken würde! — und hierauf verwandelte ich mich auf der Stelle in jenes alte ekelhafte Bettelweib, und jagte deinen Urgroßvater und seine erschrockenen Jagdgefährten mit meiner Krücke zum Walde hinaus! — Du aber, mein süßer Knabe, hast mich wieder versöhnt; du hast mir, ohne mich und meinen Schwur zu kennen, aus Mitleid in jener scheußlichen Verwandlung das liebste, was du hattest, das Tuch von deiner herrlichen Mutter geschenkt. Ich werde es dir zum Andenken tragen, bis ich es, in der glücklichsten Stunde deines Lebens, mit einem kostbaren Geschenk einst dir wiedergeben kann, und werde von nun an allen guten Menschen, wie sonst, wieder in dieser meiner wahren Gestalt erscheinen!“

[1] Fragaria heißt nach Linnee eine Erdbeerstaude.

Die Kinder waren zutraulich geworden und fragten die gute Else noch um vieles, die auch liebreich auf alles Antwort gab und den Kindern immer neue süße Früchte vorsetzte, bis Ernst endlich daran dachte, daß es Zeit sey, nach Hause zurückzukehren, und daß sie noch keine Erdbeeren eingesammelt hätten. Fragaria lächelte, als die beiden Kinder erschrocken aufsprangen und nach ihren Töpfen griffen, denn diese standen längst mit den schönsten Erdbeeren gefüllt. Freundlich hieß sie die erfreuten Kinder nun nach Hause gehen und gab ihnen die goldene Schale zum Geschenk mit.

Aber Tante Eva machte garstige Augen, als sie die kostbare Schale erblickte, und ihr die Kinder offenherzig erzählten, wer sie ihnen geschenkt hatte. — „Wartet nur," dachte sie, „wenn das so ist, dann sollt ihr mir nicht mehr in die Erdbeeren gehen!" — Sie berechnete sich hierauf mit ihrem Fritz, und als der andere Morgen anbrach, so mußten Ernst und Florentinchen zu Hause bleiben und Fritzen traurig nachsehen, der voll gieriger Erwartung dem Brande zueilte. Aber es dauerte keine Stunde, so hörte man ihn schon von weitem mit Geheul und Geschrei zurückkommen. Ernst lief ihm besorgt entgegen und erschrak, wie er Fritzens Gesicht von Angst und Entsetzen entstellt sah. Da sich aber beide Knaben auf einem Brückchen begegneten, welches über einen tiefen Bach führte, und Fritz seine Wuth doch gern an jemand auslassen wollte, so stieß er den armen Ernst, als dieser ihn mitleidig fragte, was ihm denn widerfahren wäre, in den Bach hinab, eilte nach Hause und erzählte heulend seiner erschreckenen Mutter, wie er in den Brand gekommen sey und, weil er keine schöne Jungfrau gesehen, die Brandhexe laut bei ihrem Namen gerufen habe, worauf denn plötzlich ein altes abscheuliches Weib wie eine Katze auf ihn zugesprungen wäre und ihn mit einer Krücke jämmerlich zum Walde hinausgeprügelt hätte.

Die Mutter schlug die Hände jammernd über dem Kopf zusammen, und als eben auch Ernst mit triefenden Kleidern ins Zimmer trat, der sich allein mühsam aus dem Wasser wieder herausgeholfen hatte, so fuhr sie wüthend auf diesen los und schrie: „In welchem Loche hast denn du wieder gesteckt?" ergriff ihre Elle und schlug, ohne den armen Jungen anzuhören, unbarmherzig auf ihn los, weil sie ihn eigentlich für die Ursache von Fritzens Unfall hielt; und als Florentinchen und der alte Christophel bei dem Lärmen herbeieilten und Einhalt thun wollten, so bekam erstere auch ihre Tracht Schläge mit der Elle und letzterer wurde mit einer Ohrfeige zur Thüre hinaus verwiesen, beide Kinder aber, nachdem sie viel Schläge bekommen hatten, auf ihre Stuben verbannt.

Ernſt war außer ſich. Die ſchändliche Behandlung der Tante hatte ihn faſt zur Wuth gebracht, und weil er ſehr erhitzt geweſen war, als ihn Fritz ins Waſſer geſtoßen hatte, ſo zitterte er gewaltig am ganzen Körper. Verzweiflungsvoll riß er die naſſen Kleider vom Leibe und warf ſich erſchöpft ins Bette, wo ihn ein ungeheurer Fieberfroſt überfiel. Die Tante fragte nicht nach ihm und ſchickte ihm das Eſſen auf die Stube. Als aber der alte Chriſtophel ihr am andern Tag meldete, daß Ernſt bewußtlos daliege und in der Fieberhitze bisweilen ſchrecklich irre rede, ſo wurde ihr doch, des Vaters wegen, Angſt; ſie beſuchte den Knaben ſelbſt und fand ihn freilich ſehr krank. Nun wurde einſtweilen nach Gutdünken in die Hausapotheke der Tante gegriffen; weil aber die Krankheit immer zunahm, endlich nach mehreren Tagen doch ein Wagen nach dem Arzte geſchickt. Dieſer zuckte die Achſeln, gab zwar einige Medicin für den Kranken, erklärte jedoch bei ſeiner Abreiſe, daß er hier zu ſpät gekommen ſey und nichts mehr zu hoffen wäre. Im Anfang erſchrak die Tante zwar über die Worte des Arztes, weil ſie ſich vor dem Vater fürchtete, der den Knaben unſäglich liebte; allein es war ihr eigentlich gerade recht, daß der verhaßte Stiefſohn noch eher begraben werden ſollte, als das Trauerjahr vorüber war und der Vater ſie zur zweiten Frau verlangen würde. Sie ſendete dieſem, um ſcheinbar alles Mögliche gethan zu haben, zwar einen Boten, der ihm die Nachricht von der tödtlichen Krankheit ſeines Sohnes hinterbringen ſollte, ſchnitt aber, indem ſie laut ein Sterbelied ſang, mit geheimer Freude ſchon das Sterbehemd zu und verhieß ihrem Fritz alle die hübſchen Sachen, die Ernſt hinterlaſſen würde.

Der arme Ernſt lag indeß verlaſſen auf ſeinem Bettchen, denn die Tante hatte alle Welt von ihm entfernt, um ihn, wie ſie ſagte, ruhig ſterben zu laſſen. In trockener Hitze brannten ſeine Glieder, der Puls flog und hob das Herz gewaltig empor, und die rothen heißen Augen ſtanden weit offen und wollten ſich nicht zum erquickenden Schlummer ſchließen. Da fing leiſe eine Stimme an ſüße Lieder zu ſingen, und es war ihm, als hörte er ſeine liebe ſelige Mutter ihn mit den alten bekannten Wiegenliedern wieder in den Schlaf lullen, und ſo wie die Töne ſanft in ſein Ohr zogen, ſchlug das arme kleine Herz auch ruhiger, die heißen Augen ſchloſſen ſich und ein ſüßer Schlaf umfing ihn.

Die Tante, die eben am Zimmer vorbeiging, vernahm den leiſen Geſang, ſchlich ſich zur Thüre und ſprang mit einemmal raſch ins Zimmer, um den unberufenen Sänger zu überraſchen. Allein ſie fand das Zimmer leer, der Geſang ſchwieg und ſie erblickte nichts, als daß bei ihrem Eintritt der Nußknacker ſo eben das große Maul zumachte. Es war ihr unbegreiflich;

da sie indeß Ernsten mit geschlossenen Augen und unbeweglich daliegen sah, so meinte sie, er sey wohl so eben gestorben und eilte, ihrem Fritz diese Nachricht zu hinterbringen. Dieser konnte sich denn auch nicht enthalten, sich sofort in den Besitz von Ernstens Sachen zu setzen, schlich sich heimlich auf dessen Zimmer, und da ihm der schöne neue Nußknacker zuerst in die Augen fiel, so griff er denn vor allem nach diesem. Allein kaum hatte er ihn in die Hände genommen, so biß ihn der Nußknacker so in die Finger, daß das Blut herausspritzte. Fritz schleuderte ihn erbärmlich schreiend von sich und stürzte zur Thüre hinaus; der Nußknacker aber stellte sich ernsthaft wieder auf seinen Posten.

Mittlerweile war der Bote, welcher die Trauernachricht bringen sollte, bei Ernstens Vater angekommen. Der arme Mann warf sich erschrocken zu Pferde, und da er eine starke Tagereise zu machen hatte, so suchte er alle nähern Wege zu gewinnen. Deßhalb wählte er auch dießmal den Weg durch den Brand, der viel näher nach dem Schlosse führte, ob er ihn gleich sonst gern vermied. Aber das Pferd schnaufte, als er dem Walde näher kam und wollte nicht hinein, doch gab er ihm die Sporen und sprengte vorwärts. Als er nun aber zu der Stelle kam, wo ihm die Brandhexe immer erschienen war, wollte das Thier nicht weiter und bäumte sich gewaltig, da er es antrieb, und würde sich gewiß mit ihm überschlagen haben, wenn nicht in dem Augenblicke die schöne Erdbeer-Elfe ihm aus dem Gebüsch zu Hülfe gesprungen wäre und das Pferd beim Zügel niedergezogen hätte, worauf es wie ein Lamm stehen blieb. Sie grüßte ihn dann gar freundlich, reichte ihm ein Büschelchen schöner Erdbeeren und sagte: „Bringe sie deinem kranken Sohne, er wird genesen!“ Mit diesem Trost im Herzen jagte der Vater weiter und sprengte so eben in den Hof, als Fritz mit blutendem Finger seine Mutter aufsuchte. Die Tante aber war dem Vater angstvoll entgegengelaufen, um ihm, mit verstellter Theilnahme, die sichere Nachricht von Ernstens so eben erfolgtem Ableben zu hinterbringen; allein der Vater eilte schweigend an ihr vorbei und auf das Krankenzimmer, und als er bekümmert an Ernsts Bette trat, schlug dieser die klaren Augen wieder auf, und streckte dem Vater freundlich die Arme entgegen, und als ihm dieser die Erdbeeren reichte, rief er erfreut aus: „Ach! die sendet mir Fragaria, die werden mich wieder gesund machen!“ Kaum hatte er auch die schönen Früchte mit großem Appetit genossen, so ging, zum Leidwesen der Tante, die Genesung mit raschen Schritten vorwärts, und noch heute konnte er das Bett wieder verlassen.

Sobald sich der alte Christophel mit seinem Herrn allein sah, erzählte er ihm alles, was vorgefallen war, und vorzüglich gar vieles von der

Bosheit der Tante Eva. Der Vater konnte dieß kaum glauben, hörte auch nur mit halben Ohren auf Christophels Erzählung, denn er suchte ängstlich etwas in seinem Schreibepulte, was er nicht finden konnte. Dieß war nämlich das Miniaturgemälde seiner Gattin, welches sehr ähnlich und reich in Brillanten gefaßt war. Er hatte es in einem geheimen Fache aufgehoben und wollte bei dem Wiedergeschenk seines Kindes einmal das liebe freundliche Gesicht auch wieder anschauen; allein das Bild war verschwunden. Er ließ die Tante rufen, doch auch sie wußte nicht, daß jemand während seiner Abwesenheit auf seinem Zimmer gewesen wäre, gab ihm aber sogleich den Rath, die Sachen eines jeden Hausbewohners in seiner Gegenwart eiligst durchsuchen zu lassen. Dieß geschah, und zum Erstaunen des Vaters wurde zwar nicht mehr die kostbare Einfassung, wohl aber das Bildchen selbst und die Haarschnur, woran es gehangen hatte, in Florentinchens Kommode versteckt gefunden. Das erschrockene Mädchen betheuerte zwar ihre Unschuld, wurde aber, bis die Sache näher untersucht seyn würde, einstweilen eingesperrt. Die Tante unterließ indeß nicht, dem Vater noch manches Verdächtige von Florentinchen zu hinterbringen, sprach viel von dem gewöhnlichen Undanke solcher angenommenen Kinder und rieth dem Vater, um alles Aufsehen zu vermeiden, das Mädchen insgeheim wieder aus dem Hause zu schaffen; wozu denn auch dieser nicht übel Lust hatte.

Es war dieß aber auch wieder ein fein angelegtes Plänchen der lieben Tante. Denn da sie Ernsten schon durch den Tod los zu seyn glaubte, so sollte nun auch Florentinchen auf diese Weise aus dem Hause entfernt werden. Sie selbst aber hatte dem Vater das Bild entwendet, die Brillanten zwar für sich behalten, das übrige hingegen in Florentinchens Sachen gesteckt, wo sie es denn natürlicher Weise leicht zu finden wußte.

Es war Abend geworden; der Vater saß verdrießlich auf seinem Zimmer und suchte Ernsten zu beruhigen, der weinend für Florentinchen bat und ihre Unschuld auf seinen Knieen betheuerte, als plötzlich das Zetergeschrei der Tante das ganze Haus zusammenrief. Man eilte nach Ernstens Zimmer, woher es zu kommen schien und fand hier die Tante mit dem Nußknacker im Kampfe. Sie hielt einen Brief und eine Stange Siegellack in den Händen, der Nußknacker aber hatte mit seinem großen Maule sowohl beide Hände, als auch den Brief festgepackt, war stärker als die Tante und hielt sie trotz alles Sträubens fest. Der Vater mußte über diese närrische Scene laut lachen; Ernst aber trat besorgt hinzu und hatte auch kaum den Nußknacker berührt, als dieser die Tante fahren ließ, den Brief jedoch immer noch nicht hergeben wollte. Da aber die Tante diesen durchaus habhaft zu werden und ihm den Nußknacker mit Gewalt zu

entreißen suchte, so ging das Couvert entzwei und die brillantne Einfassung des Bildes fiel heraus. Die Tante hatte nämlich die kostbaren Steine einer vertrauten Freundin zum Verkauf zusenden und diesen Brief in Ernstens einsamem Zimmer zusiegeln wollen, als der grobe Nußknacker zugepackt und sie fest gehalten hatte. Trotz alles Sträubens der Tante nahm der Vater den Brief in Empfang, den der Nußknacker auch sogleich fahren ließ, als der Vater darnach griff und lernte nun daraus die Tante hinlänglich kennen. Er verhörte seinen treuen Christophel noch einmal und ließ dann der Tante höflichst durch ihn sagen: sie möchte die Güte haben, sich morgen mit dem Frühesten nebst ihrem Sohne aus seinem Schlosse zu entfernen. Wer war froher als Ernst und Florentinchen! Die Tante saß auch schon mit ihrem lieben Fritzchen vor Anbruch des Tages im Wagen und eilte, ohne von jemand Abschied zu nehmen, beschämt von dannen; sie hatte sich's jedoch nicht versagen können, die goldene Schale, welche Fragaria den Kindern geschenkt, mitzunehmen, und hielt sie wohl eingewickelt auf dem Schooße. Als aber ihr Weg sie durch den Brand führte, so kniff sie in schrecklicher Furcht die Augen fest zu, indeß Fritz sich auf den Boden des Wagens legte; weil aber nichts vorfiel und der Fuhrmann endlich meldete, man habe das Ende des Waldes erreicht, so blickten beide scheu, jedoch froh wieder auf. In diesem Augenblick aber trat die schöne Erdbeer-Else an den Wagen und reichte ihnen lächelnd eine goldene Schale mit Erdbeeren hinein. Mutter und Sohn bedankten sich freundlichst, fuhren weiter und bekamen bald großen Appetit auf die schönen Früchte; sie hatten aber kaum hineingebissen, als sie statt der Erdbeeren den ganzen Mund voll stinkender Mistkäfer hatten, die sie gar nicht wieder los werden konnten, und statt der goldenen Schale eine ungeheuere Kröte der Tante auf dem Schooße saß und gelassen zum Wagen hinaushüpfte.

So war nun zwar die böse Tante aus dem Hause und hinter ihr der Friede wieder eingezogen; zwar hatte Ernst dem Vater von der Erdbeer-Else und ihrer Wiederversöhnung viel Erfreuliches erzählt, allein dem Vater war es doch unheimlich hier zu Muthe, und er befahl auch aufzupacken und reiste mit den beiden Kindern wieder nach der Stadt zurück. Ernst sah seine Freundin, die liebliche Fragaria, nicht wieder; desto höher hielt er den Nußknacker als ein theures Andenken von ihr und erkannte wirklich auch täglich mehr den Werth dieses Geschenkes. Wenn Ernst des Tages über fleißig und gut gewesen war, so knackte ihm Abends der Nußknacker ungeheißen süße Nüsse und Mandeln auf; dagegen blieb er still und unbeweglich stehen, wenn Ernst sein Tagewerk nicht ordentlich vollendet hatte. Er nannte deßhalb auch diesen Freund immer sein kleines

Gewiſſen und beſtrebte ſich recht eifrig, ſeine ſtete Zufriedenheit zu verdienen, weniger wegen der ſüßen Früchte, die er ihm gab, als weil er gewiß glaubte, Fragaria wirkte im Geheim durch ihn, an deren Liebe ihm ſo viel gelegen war.

So wuchs nun Ernſt heran und bezog als ein hoffnungsvoller Jüngling die Univerſität. Doch auch hier begleitete ihn ſein treuer Freund, der Nußknacker. Es fand ſich hier manche Gelegenheit zur Unterſtützung eines unbemittelten Freundes, zur Wiederaufhelfung einer verarmten Familie, zum Ankauf eines theuren herrlichen Buchs, und Ernſt hätte auch gern keine derſelben unbenutzt vorübergehen laſſen; allein die Kaſſe wollte nicht immer zureichen. Da half denn auch wieder der Nußknacker aus; denn wenn Ernſt zu einem ſolchen guten Zwecke eine Summe Geldes brauchte, ſo waren in den Nüſſen und Mandeln, die das kleine Gewiſſen am Abend eines gut verlebten Tages ihm aufknackte, ſtatt der ſüßen Kerne blanke Dukaten vorhanden. Dagegen aber blieb er unerbittlich, wenn ſein Herr zu einer unerlaubten Ausgabe vielleicht Geld von ihm verlangte.

Ernſt benutzte ſeine Zeit vortrefflich und kam endlich mit vielen Kenntniſſen und reinem Herzen von der Univerſität zurück. Er ward die Freude ſeines Vaters, der Stolz ſeiner Freunde und die Hoffnung des Vaterlandes. Er ſtieg raſch von einem Poſten zum andern, und obgleich die reichſten und ſchönſten Töchter des Landes ſich, mit manchem ſtillen Wunſche, nach dem ſo ausgezeichneten jungen Manne umſahen, ſo wählte er dennoch Niemand anders zur Gattin, als ſein liebes Florentinchen, die indeß zu einer ſchönen, ſittſamen Jungfrau herangewachſen war, und die ihm der Vater denn auch mit Freuden zuführte.

Als ſie nun ein Jahr verheirathet waren, beſuchten ſie einmal den alten Vater, der wieder auf's Gut hinausgezogen war. Und als Ernſt eines Morgens ganz früh, es war um die Zeit der Erdbeerenblüthe, einmal im Fenſter lag und über die blühenden Gefilde nach dem alten Brande hinſchaute, deſſen dunkle Wipfel ſich im Gold der Morgenſonne wiegten, und an ſo manches Theure dabei dachte, ſo war es ihm, als erhöbe ſich aus dem Walde ein großer Vogel und käme zu ihm hergeflogen, und als er näher kam, ſah er, daß es ein großer ſchwarzer Storch war, der in ſeinem feuerfarbenen Schnabel etwas Schweres trug und ſich gerade auf das Dach des Schloſſes damit niederſetzte. Und als nun Ernſt, um zu ſehen, was er denn bringe, hinausgehen und ſich durch das Schlafgemach ſchleichen wollte, wo er Florentinchen noch ſchlummernd glaubte, trat ihm dieſe, als er es leiſe öffnete, ſchön wie der Maimorgen entgegen und hielt ein wunderſchönes Knäblein an ihrer Bruſt, das ihr der große Storch ſo

eben gebracht hatte, und als ſie es mit himmliſchem Lächeln ihrem Ernſt in die Arme legte und er entzückt ſeine Lippen auf des Kindes kleinen Roſenmund drückte, erkannte er in der feinen Windel, worein das Kind gewickelt war, das Tüchelchen von ſeiner lieben ſeligen Mutter mit dem Vergißmeinnichtchen und unter demſelben mit geübter Stickerei den Namen:

Fragaria.

Der Seegreis und die Fischerin.

Ein Fischer stand am blauen See,
Die Netze auszustellen.
Gleich tausend Flöckchen Silberschnee
So blitzt es auf den Wellen,
Denn tausend Fischchen allzumal
Sind in das Netz gegangen,
Und freun sich der Gespielen Zahl,
Bis sie sich sehn gefangen.

Bald eilt die schöne Fischermaid
Herbei mit leichtem Tritte;
Daß sie dem Vater Hilfe beut
Und schafft den Fang zur Hütte.
Sie bringt mit manchem Schmeichelwort
Die Fischlein zu den Körben,
Und trägt sie ohne Ahnung fort,
Wie schwer es sey, zu sterben.

Da braust die Fluth, des Sees Rohr
Beginnt im Sturm zu wiegen,
Und aus dem Schilfe kommt empor
Ein hoher Greis gestiegen.

Und halb verdrießlich ſchüttelt er
Die Fluth von Haupt und Wangen,
Und ſo, als ob er König wär',
Kommt er einhergegangen.

„Glück zu! Herr Meiſter! Kannſt wohl heut
Kaum deinen Fang bezwingen? — —
Biſt du zu einem Tauſch bereit,
Soll's täglich ſo gelingen!" —
Der Fiſcher ſpitzt das Ohr und lauſcht,
Ihn lüſtet's nach der Beute;
Die Hütte hätt' er ſelbſt vertauſcht,
Glückt es ihm ſtets wie heute.

„Die Fiſchlein meine Kinder ſind!"
Sprach jener: „Nimm die meinen,
Und gib mir nur das einz'ge Kind,
Die Maid dort von den deinen.
Ich ſah dich mit den Kindern dein
Oft koſen, und dich laben;
Die Fiſche ſind ſo ſtumm wie Stein, —
Will auch 'ne Tochter haben!"

Der Fiſcher aber lacht und ſpricht:
„Das wär' ein ſchön Verlangen!
Mein Töchterchen erhältſt du nicht,
Könnt' ich auch Wallfiſch' fangen.
Es wird ja wohl Jahr ein und aus,
Auch ohne Tauſch noch gehen!"
Und damit eilt er froh nach Haus,
Und läßt den Alten ſtehen.

Allein von Stund an iſt der See,
Als wär' er ausgeſtorben.

Leer kommt das Netzlein in die Höh,
Und nichts wird mehr erworben.
Die Armuth macht ſich offenbar,
Die Noth ſitzt mit zu Tiſche,
Viel Kinder hat der Fiſcher zwar,
Doch leider keine Fiſche.

Und als er einſtmals ſitzt und ſinnt,
Und weiß es kaum zu tragen,
Schleicht ſich zum See ſein ſchönes Kind,
Dort einen Zug zu wagen.
Sie faßt das Netz mit kund'ger Hand,
Wirft's in die Fluthen nieder,
Und ſetzt ſich fröhlich an den Strand,
Und ſingt gar ſüße Lieder.

Und wie, wenn bei des Frühlings Wehn
Die fernen Sänger kommen,
Kann Fiſchlein auch nicht widerſtehn,
Und kommt herbeigeſchwommen;
Wie auch der Seegreis furchtbar droht,
Er kann ſie nicht erwehren;
Sie ſtürzen willig in den Tod,
Das ſüße Lied zu hören.

Da faßt die Maid das Netzlein an,
Und zieht es ſchnell zu Lande,
Und füllt den kleinen Fiſcherkahn
Mit Fiſchen bis zum Rande.
Und weil ſie emſig wirkt und ſchafft,
Faſt bis der Abend winket,
Vergeht ihr nach und nach die Kraft,
Und Arm und Wimper ſinket.

Da kommt der Seegreis aus dem Rohr
Still lauernd hergegangen,

Zieht ſchnell ein goldnes Netz hervor,
Das Mägdlein drin zu fangen,
Und reißt es mit geheimer Luſt
Hinunter in die Tiefe,
Und legt es ſtill an ſeine Bruſt,
Auf daß es weiter ſchliefe.

Der Fiſcher hat ſeit dieſer Zeit
Der Fiſche viel gefangen.
Allein ſein Kind blieb weit, ach! weit,
Konnt' nicht mehr es erlangen.
Ihr Mädchen ſchaut nur auf dem See
Tief in die Fluthen nieder,
Da blickt ſie zu euch in die Höh,
Und winkt und grüßt euch wieder.

Der Geburtstag der Mutter.

Ein Schauſpiel in drei Aufzügen.

Personen.

Madame Stern, eine reiche Kaufmannswittwe.
Seraphine, ihre Tochter.
Wilhelmine Alohrberg, ihre Nichte und Pflegetochter.
Moritz, deren Bruder, Pflegesohn des Forstmeisters Wild, Bruders der Mad. Stern.
Anna, Wilhelminens alte Amme.
Babeckan, eine Zigeunerin.

Das Stück spielt theils im Hause, theils im Garten der Mad. Stern.

Erſter Aufzug.

Zimmer bei Mad. Stern. An der Wand hängt ein weibliches Bruſtbild.

Erſter Auftritt.

Anna und **Seraphine**. Erſtere räumt das Zimmer auf, indeß letztere mit einem verdeckten Körbchen hereinkommt.

Seraphine. Sachte! Anne! — Sachte! daß wir die Mama ja noch nicht erwecken!

Anna. Nun mein Himmel! ich ſchleiche ja wie ein Geſpenſt umher, und ſpreche ſo leiſe, daß ich mich ſelbſt kaum verſtehe.

Seraphine. O! ich kenne ja wohl deine Art! Aber die Mama darf nicht eher erwachen, bis wir hier alles geordnet haben.

Anna. Werde ich ſie denn aufwecken? Krähe ich denn etwa wie ein Hahn und ſchreie die Leute aus dem Schlafe? — Wahrhaftig, Mamſellchen, mit Ihnen iſt man recht übel dran! Nimmermehr kann man bei Ihnen Rede gewinnen. Fängt man einmal an zu ſprechen, ſo heißt es gleich: „Sey nur ſtille, Anna! ich weiß ſchon!“ Ja Sie wiſſen aber nichts, und ich möchte auch nicht ſtill ſeyn, denn die liebe Sprache iſt eine Gottesgabe, und ſteht mir höher wie's tägliche Brod. Da lobe ich mir das gute Minchen, die hält doch meine Worte werth, und hört mir immer gern zu; aber ich habe ihr auch das Sprechen gelehrt.

Seraphine. Laß es nur gut ſeyn, Anna, und ſchilt nicht! Schone deine Lunge zu den Geburtstagsgratulationen für die Mama.

Anna. Spotten Sie nicht! Ich habe mir meine Worte zierlich ausgedacht; komme auch nicht mit leeren Händen, ſondern habe die Nacht hindurch an einer Torte gebacken, die ihres Gleichen ſucht. — Laſſen Sie doch aber ſehen, womit Sie die Mama heut anbinden werden.

Seraphine (deckt das Körbchen auf, nimmt mehrere Sachen heraus und legt ſie auf den Tiſch). So tritt näher! Sieh dieß ſchöne Kleid, ich habe es eben von der Meſſe mitbringen laſſen. Kannſt du rathen, wie viel es koſtet?

Anna. Doch wohl baare zehn Thaler.

Seraphine. Weit gefehlt! Es koſtet ſechs Dukaten.

Anna (es betrachtend). Ach! das iſt erſchrecklich viel! Aber das Zeug iſt wie Spinnweben! wie eitel Spinnweben! Als ich noch jung war — —

Seraphine (einfallend). Sey nur ruhig, und ſieh ferner dieſen Sommerhut, nach der neuſten Mode.

Anna (lachend). Ei potz tauſend! der iſt ja von lauter Papier.

Seraphine. Das verſtehſt du nicht! Er iſt modern, und deßhalb auch gewiß ſehr ſchön. Entlich ſieh dieſes große prächtige Bouquet von Pariſer Blumen. Sehen ſie nicht ſchöner aus als natürliche?

Anna. Viel natürlicher! Nun da kann die Mama lachen! Was der Deutſche nicht alles um's Geld macht. Ja, ja! ich ſage immer — —

Seraphine (einfallend). Du ſagſt falſch, denn alles dieß iſt keine deutſche Waare; wir tragen nur franzöſiſche oder engliſche Arbeit. Dem Himmel ſey Dank, daß jetzt Friede iſt und man fremde Sachen wieder haben kann. Aber meine Kaſſe iſt auch recht erſchöpft, und faſt das ganze ſchöne blanke Geld ausgegeben.

Anna. Das will ich glauben! Haben Sie denn aber gar nichts ſelbſt zum Angebinde für die liebe M[illegible] gearbeitet? Ich denke immer, was Kindes eigene Hände machen, das —

Seraphine (einfallend). Denk[illegible] du willſt! ich konnte unmöglich; die ſchönen neuen Romane haben [illegible] ganze Zeit ausgefüllt. Ueberdieß beſaß ich ja Geld genug zum Kau[illegible] — Ja, wer ſo arm iſt wie Minchen! — Was die nur aber für die Mama gearbeitet haben mag? Bis tief in die Nacht ſah ich immer Licht auf ihrem Zimmer.

Anna. Wer weiß denn? — Das fleißige Kind geht immer ſpät zu Bette und ſteht früh wieder auf. Heut ſah ich ſie vor Sonnenaufgang ſchon in den Garten gehen.

Seraphine. So früh ſchon? — Ich begreife das Mädchen gar nicht, aber man hat wirklich ſeine rechte Plage mit ihr. Nirgends hat ſie Ruhe und immer ihre eignen Grillen. Lach' ich, ſo weint ſie! will ich ausgehen, ſo hat ſie zu arbeiten. Ich bin Minchen von Herzen gut, aber dieſes Weſen iſt mir doch höchſt fatal.

Anna. Ach! das arme Kind hat wohl manchen Kummer und manche Sorge, die es allein tragen muß.

Seraphine. Sorgen und Kummer? Ich bitte dich! was fehlt ihr denn hier bei uns? Hat ſie nicht alles vollauf?

Anna. Das wohl; aber ihr fehlen doch immer ihre Eltern. Soll

sie nicht trauern, da sie nicht weiß, wo diese sind? Ist sie nicht fast eine arme verlassene Waise?

Seraphine. Verlassen doch nimmermehr! Haben wir nicht sie und dich in unserm Hause aufgenommen, als ihre Mutter davonging?

Anna. Sagen Sie doch lieber gar: davonlief! Mein Gott! die arme Frau; ist sie nicht aus purer reiner Liebe in die Welt gegangen, um ihren unglücklichen Mann aufzusuchen?

Seraphine. Mama sagt: sie hätte es können bleiben lassen. — Aber ich will schweigen. Minchen ist doch nicht verlassen, sie hat einen Bruder; ich habe keinen. — Was war das gestern nicht für ein Lärmen, als der junge Herr ankam! Vor lauter entsetzlicher Freude vergaß man mich ganz und gar und ließ mich stehen.

Anna. Du liebe Zeit! die Geschwister haben sich ja lange nicht gesehen! — Freilich, der Moritz ist schon ein bischen wild; er wird wie sein Pflegevater, der alte Forstmeister. Aber es ist doch ein herzensguter Junge.

Seraphine. Er bleibt doch ein ungezogener Mensch! Denke nur, er nannte mich im ersten Augenblicke gleich Du! Alles hat er in den Händen; von jedem Gerichte ißt er zweimal, und dann die garstige Wirthschaft mit seinem ekelhaften Pudel!

Anna. Wenn die Kinder wachsen, so schmeckt das Essen und wenn er Du! gesagt hat, so meint er's wohl gut; und der Pudel —

Seraphine (einfallend). Er soll mich aber Sie! nennen; ich will's ihm schon sagen, daß er der Ruthe noch nicht entwachsen ist. Wahrhaftig, ich wollte, die beiden zärtlichen Geschwister wären heut nicht hier! Denn der ungezogene Knabe, der einem niemals Ruhe läßt, und Wilhelmine mit ihren trüben, sehnsüchtigen Augen, die stören einem die ganze Freude.

Anna. Seyen Sie doch billig, Mamsellchen! und lassen Sie das Kind gehen. Ist denn Minchens Mutter nicht die Zwillingsschwester Ihrer Mama? Ist denn nun heut nicht der Geburtstag von beiden? Je mehr Sie sich freuen und der Mama in die Arme fallen, um desto mehr muß Minchen wohl weinen, denn sie weiß ja nicht, wo ihre liebe Mutter ist. Ach! wenn ich bedenke, wie froh sonst dieser Tag gefeiert wurde und wie ich das letztemal heut vor fünf Jahren zwei schöne große Kuchen gebacken hatte! —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine. Moritz, welcher ein Körbchen mit Blumen trägt.

Wilhelmine. Guten Morgen, Seraphinchen! Guten Morgen, Mutter Anne!

(Anna reicht ihr die Hand.)

Moritz. Guten Morgen, sein Mühmchen! So früh schon auf? Der Onkel sagte: Ihr schlieft hier bis spät in den Tag; aber ich will ihn Lügen strafen.

Seraphine. So früh tagt's freilich nicht immer bei uns. Was sollen wir auch so zeitig auf? Wir Frauenzimmer in der Stadt ahmen nicht gern den Hühnern auf dem Lande nach.

Moritz. Sieh da! dein Züngelchen scheint ja recht spitzig! Doch dir, mein kleines Mühmchen, verzeiht man das.

Seraphine. Wie kann ein Knabe, wie Sie, mich Du! nennen wollen? Da ich Sie Sie! geheißen habe, so bitt' ich mir das Sie zurück.

Moritz. Da hast du's! nimm's; ich mag's nicht haben! Ich behalte das Du! — Nenne du mich meinethalben Ihro Gnaden! — Ich heiße dich Du! denn ich bin dir gut. Heiße ich doch meinen Pudel nur Sie! wenn er ungezogen gewesen ist.

Seraphine. Pfui! mich mit einem Pudel zu vergleichen!

Moritz. Ei! das wäre auch keine Schande! Der Pudel ist gar klug und treu und ist mein Freund. Ich wollte, du dächtest nur wie mein Pudel, dann würdest du mich recht lieb haben.

Seraphine (sich zu Wilhelminen wendend). Dein Bruder ist sehr unartig, aber man muß doch fast über ihn lachen.

Wilhelmine. Habe Geduld mit ihm! Er ist freilich von unserm Onkel etwas frei erzogen, aber dennoch der beste Knabe auf der Welt.

Seraphine. Ich will's glauben. Du hast mich aber heut recht lange hier auf dich warten lassen.

Wilhelmine. Ich habe im Garten die Sonne aufgehen sehen und dabei mein Morgengebet verrichtet.

Moritz. Und ich habe ein Körbchen voll Blumen für die Frau Mahme gepflückt.

Seraphine. Geht mir mit euren Blumen! In wenig Stunden sind sie welk und werden weggeworfen. Seht die meinigen hier, die verlieren ihre Schönheit niemals. (Sie zeigt auf die Pariser Blumen.)

Moritz (nachdem er sie angeschaut). I! das sind ja einfältige papierne Dinger! Die haben ja weder Morgenthau noch Duft. Wer hat dich denn

damit betrogen? Fort mit dem Zeuge! (Er entreißt sie ihr und will sie zum Fenster hinauswerfen.)

Seraphine (hält ihn auf). Halt! halt! meine schönen theuren Blumen.

Moritz (reicht ihr sein Blumenkörbchen). Da! nimm diese herrlichen frischen Blumen dafür! Ich hole für die Frau Muhme sogleich andere.

Seraphine. Ich mag die nassen Blumen aber nicht haben! Behalten Sie sie für sich! Die meinigen kosten schweres Geld.

Wilhelmine. O! gib sie wieder, Moritz!

Moritz (gibt sie zurück). Meinetwegen, nimm deine papierne Alfanzerei! Sie paßt für dich! — In meinen Wäldern blühen andere Blumen, die passen für mich. — Aber halt, bald hätte ich etwas vergessen! (Er zieht ein Papier aus der Tasche, hält es vor sich und geht damit auf und ab, als lerne er auswendig.)

Seraphine (sich schüchtern nach ihm umsehend). Dem Himmel sey Dank! nun haben wir doch einmal Ruhe vor ihm! — Nun geschwind, Herzensminchen, zeige mir, was du der Mama zum Angebinde bringst.

Wilhelmine (es aus ihrem Streichbeutel nehmend). Dieß kleine Nachthäubchen habe ich ihr gestickt.

Seraphine. Sieh da, recht hübsch, recht niedlich! doch fehlen Spitzen daran. — Nun zeige weiter.

Wilhelmine. Weiter habe ich nichts.

Seraphine. Weiter nichts! — das ist dein Scherz! Ich sah ja fast immer bis spät in die Nacht Licht auf deinem Zimmer; für wen solltest du denn gearbeitet haben, als für die Mama?

Wilhelmine. Ich arbeitete auch für die Mutter! Doch laß es gut seyn — es kommt ja nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz an, welches sie reicht, und das wird deine gute Mutter nicht verkennen.

Seraphine. Das wohl; nur hat man selbst mehr Freude, wenn man recht viel geben kann. Stelle dir nur einmal vor, wenn die Mama sich mit all den schönen Sachen, die sie von mir erhält, putzen wird, und dann den ganzen langen Tag immer dabei an mich denkt.

Wilhelmine. Abends aber, wenn sie den Staat wieder abgelegt hat, setzt sie doch mein Häubchen auf, und ihr letzter Gedanke gehört dann mir.

(Indeß die beiden Mädchen mit einander sprechen, und Anna theils Alles im Zimmer geordnet und zurecht gestellt, theils durch Pantomimen an dem Gespräch Theil genommen hat, geht Moritz zu ihr hin, führt sie mitten ins Zimmer, gibt ihr sein Papier in die Hand und stellt sich vor sie hin.)

Anna. Nun, Moritzchen! was soll denn das werden?

Moritz. Hier Anna, stehst du still! hier in der Mitte, und überhörst mir mein Gedicht. Unser Herr Magister hat sich viel Mühe damit gegeben, aber es will mir immer noch nicht recht zu Kopfe. (Er macht Anna eine tiefe Verbeugung und fängt an zu declamiren.) Geliebte Tante, laß dir diesen Glückwunsch bringen. (Er sieht.) Nun Anna, so hilf mir doch ein!

Anna. Mein Söhnchen! ich kann ja kein Geschriebenes lesen. Geh und wende dich an Seraphinchen.

Moritz (reicht Seraphinen das Blatt.) Allons! sein Mühmchen, stell dich hieher!

Seraphine. Ich danke schönstens und kann nicht dienen; diese Kracketfüße liest auch Niemand. Ueberdieß ist mit dem vielen Plaudern die Zeit vergangen. Ich eile, die Mutter zu wecken und herzuführen. (Sie hüpft fort.)

Anna. Und ich laufe nach meiner Torte! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Wilhelmine und Moritz.

Wilhelmine (faßt Moritzen bei der Hand und zeigt auf das an der Wand hangende Bild.) Moritz! kennst du jene schönen, sanften Züge?

Moritz. Ach wohl! es ist ja unserer guten Mutter Bild.

Wilhelmine. Sieh dort die freundlichen Augen, die so manche Nacht an unserer Wiege wachten; sieh den Mund, der nur liebend unsere Namen nannte. (Sie tritt näher zum Bilde hin.) O meine Mutter! wo trifft dich heut der Glückwunsch deiner Kinder? — Hast du den theuren Vater wiedergefunden, oder knieest du an seinem Grabe? Ach! warum gibst du uns denn gar keine Kunde? (Man hört im Nebenzimmer ein Andante auf dem Pianoforte spielen. Wilhelmine führt fort.) Horch! mit lieblichen Tönen weckt Seraphine ihre Mutter. Ach! wo schlummerst du, daß auch wir dich erwecken? Oder dringt kein Ton der Liebe mehr zu deinem stillen Lager? (Moritz ist vor dem Bilde auf die Kniee gesunken und hält weinend die Hände vors Gesicht. Wilhelmine trocknet sich auch die Augen, dann führt sie fort, indem sie Moritzen aufhebt. Die Musik schweigt.) Bruder! soll es denn nur bei dieser Sehnsucht bleiben? Wollen wir nicht diesen Tag würdiger begehen?

Moritz. Ach! wie denn, Schwester? Wir armen Kinder können ja nur für unsere Eltern beten. Wir sind vielleicht schon Waisen.

Wilhelmine. Nein, Moritz! Gott behüte, daß du wahr sprichst! Nein, wir sind noch keine Waisen! Es kann noch ein herrlicher Tag für

uns aufgehen, der uns die Eltern wieder ſchenkt; aber daß wir hier müßig ſtehen und klagen, das kränkt mich, Bruder.

Moritz. Müßig ſtehen? wie meinſt du das? was können wir denn thun?

Wilhelmine. Leben wir nicht hier bei unſern Anverwandten in ſicherer Ruhe, indeß die Mutter wie eine Bettlerin von Thüre zu Thüre geht, und überall um Nachricht von dem Vater bittet? — Ach und wie oft vielleicht vergeblich! Man läßt ſie warten, man weiſet ſie wohl mit harten Worten ab.

Moritz (auffahrend). Wer unterfängt ſich das? — Hier ſteht ihr Sohn.

Wilhelmine. Ja, wenn du bei ihr wäreſt! Aber wo iſt ſie, daß du ſie ſchützen kannſt? — Und wenn es ihr nun doch gelungen iſt, den Vater wieder zu finden; und wenn ſie vielleicht krank darniederliegt und fremde Menſchen ohne Mitgefühl bei ihr vorübergehen, und ſie vergebens ihre matten Arme nach ihren Kindern ausbreitet —

Moritz. Um Gottes willen! halt ein, Schweſter! was zeigſt du mir für ein ſchreckliches Bild?

Wilhelmine. So hat es lange ſchon vor meiner Seele geſtanden. Und kann's denn nicht ſo ſeyn, wie ich's ſage? Iſt's nicht vielleicht viel ſchlimmer ſchon?

Moritz. Liebe gute Schweſter, frage nur nicht mehr! Ich laufe ſonſt gleich davon.

Wilhelmine. Davon laufen willſt du, wohin denn?

Moritz. Der Mutter nach, in die Welt hinaus will ich laufen, und ſie ſuchen überall, und ſie ſchützen.

Wilhelmine. Iſt das dein Ernſt Bruder? Wollteſt du das?

Moritz. Ja, mein voller Ernſt, mit tauſend Freuden.

Wilhelmine (umarmt ihn). O, nun komm an meine Bruſt! — So dachte ich mir dein Herz, und ſo finde ich es auch. Aber wenn ich dich nun beim Wort nehme, würdeſt du dich wirklich entſchließen, mit mir von hier fortzugehen, um unſere Eltern aufzuſuchen?

Moritz. Und du kannſt noch fragen? Längſt hab' ich mir es ſchon ſo geträumt; aber wie wird es möglich ſeyn?

Wilhelmine. Es iſt möglich; wiſſe Bruder, daß dieß lange ſchon mein ſtiller Plan war, und daß ich zu dieſer Reiſe alles vorbereitet habe. Deßhalb bat ich dich in jedem Briefe ſo dringend, uns ja recht bald zu beſuchen.

Moritz. Wilhelmine, was hör' ich!

Wilhelmine. Nur prüfen wollte ich dich vorher, ob du mit mir eines Sinnes wärest, und mit mir hinauswandern wolltest; denn sonst ging ich allein.

Moritz. Nein, ich folge dir bis in den Tod!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Anna mit einer Torte, auf welcher ein brennendes Wachslicht steht.

Anna (setzt die Torte auf den Tisch, auf welchem die übrigen Geschenke liegen, und stellt ihn mitten in's Zimmer). Kinderchen, Kinderchen! seht einmal meine schöne Torte an! Habt ihr dergleichen schon gesehen?

Moritz. O mein Himmel! was hast du denn hier zu suchen? Geh doch und laß uns jetzt allein!

Wilhelmine. Nein, bleib Mutter Anne! Du gehörst mit deinem schönen Kuchen vor allen Dingen hierher. (Zu Moritz.) Sey ruhig, Bruder! wir werden schon noch davon sprechen.

Moritz. Ach, du hast immer Zeit zu allem; ich aber nicht. Ich will es auf der Stelle ausgeführt wissen.

Anna. Was habt ihr denn? Was zankt ihr euch denn? Muße Moritz hat wohl schon Appetit auf meine Torte? O ja! Kinder müssen warten. — Aber Minchen, da ich dich hier allein treffe, so nimm mir hier die fünf Thaler ab, die ich für den letzten Leibgürtel gelöst habe.

Wilhelmine (nimmt das Geld). Ich danke dir! Hast du lange handeln müssen? Fand man den Preis nicht zu hoch?

Anna. Bewahre Gott! — Die Arbeit war ja so schön, daß man vielleicht noch mehr gegeben hätte! Aber du forderst immer so wenig.

Moritz. Wie, was hör' ich? Du mußt hier für Geld arbeiten?

Wilhelmine. Ich muß nicht, aber ich will; denn was man selbst erwirbt, gehört uns eigen.

Anna. Ja, ja! Moritzchen, du hast Recht! Schilt sie nur aus. Sie sitzt fast jede halbe Nacht, und näht und stickt, und sorgt, um nur recht viel Arbeit zu vollenden. Dann muß ich gehen und sie verkaufen, und komm ich dann mit vollen Händen zurück, so ist eine Freude, als käme der heilige Christ. Kind, du mußt schon viel Geld beisammen haben.

Wilhelmine. Das hab' ich auch, Mutter Anna! Ich besitze jetzt volle hundert Thaler in Golde.

Moritz (erstaunt). Hundert Thaler!

Anna (ſchlägt die Hände zuſammen) Hundert Thaler in Golde? — Kind, laß dich nicht den Mammon blenden und werde nicht geizig. Nein, ich verkaufe nichts mehr für dich. Du ſollſt nicht mehr die Nächte durchwachen! Du ſollſt ſchlafen und deine hübſchen Augen ſchonen!

Wilhelmine. Ich will auch nun ſchlafen, denn ich werde des Tages über müde genug werden. Aber Moritz! ahneſt du nicht, wozu ich das Geld erſpart habe?

Moritz. Wohl ahne ich es! O Schweſter, wie bewundere ich dich!

Anna. Was ſoll dir denn aber das viele Geld im Kaſten?

Wilhelmine (führt Moritz vor das Bild der Mutter hinterm). Deiner treuen Liebe, Mutter Anna, bin ich Rechenſchaft von allem ſchuldig, was ich thue. Du wirſt aber auch uns zu Liebe ſchweigen. Sieh dort einmal das Bild unſrer Mutter an! Suchen dieſe lieben freundlichen Augen nicht ihre Kinder? — Sollen wir hier in Ruhe und Ueberfluß bleiben, indeß ſie allein unter fremden Menſchen lebt und unſeres armen Vaters Schickſal theilt?

Anna (erſchrocken). Um Gottes willen, Kinder! was habt ihr vor?

Wilhelmine. Still, Mutter Anne! ich höre die Tante kommen. Gegen Mittag wollen wir drei uns im Garten treffen, dort ſollt ihr mehr erfahren.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Stern, von **Seraphinen** geführt.

Mad. Stern (bleibt ſtehen und ſtellt ſich überraſcht). Ei, meine Kinder! was ſoll denn das bedeuten?

Seraphine (führt die Mutter zum Tiſche und zeigt ihre Geſchenke). Die kindliche Liebe feiert heut ihr Wiegenfeſt, beſte Mama, und hat die ſchönſten Geſchenke Ihnen zum Angebinde erwählt.

Wilhelmine (küßt ihr die Hand). Die Dankbarkeit bringt ihrer Hände Arbeit und dieſe Blumen Ihnen dar.

Anna. Und die alte Treue hat dieſen Kuchen gebacken.

Mad. Stern. Ich danke euch, meine Lieben, ich danke euch! Aber du haſt viel Geld meinetwegen ausgegeben, Seraphine! Eine Arbeit wäre mir lieber geweſen. (Zu Moritz, der ängſtlich taſtet.) Nun, hat denn mein lieber Moritz nicht auch ein Würſtchen für mich? —

Moritz (ſeufzend). Wir wollen's verſuchen. – Macht einmal Platz!

(Er ſchiebt die andern auf die Seite, ſtellt ſich mit einer tiefen Verbeugung vor Madame Stern und fängt an zu declamiren.)

Geliebte Tante, laß dir dieſen Glückwunſch bringen,
Der wie ein Opferrauch heut aus dem Herzen ſteigt.
Zwar kann ich nicht ſo ſchön – — — —

(Er ſtockt, huſtet und fängt noch einmal von vorn an, kommt aber auch nicht weiter, die letzte halbe Zeile wiederholt er noch einigemal immer ängſtlicher und weinerlicher endlich fällt Seraphine lachend ein.)

Seraphine.

Als wie ein Gimpel ſingen.

Ha! Ha! Ha! Ha!

(Moritz ſtampft ungeduldig mit dem Fuße, läuft auf die Tante zu und ſtreichelt ſie.)

Moritz. Sey nicht böſe liebe Tante, aber ich kann heut an keine Verſe denken.

Mad. Stern. Laß es gut ſeyn Moritz. Dein Glückwunſch iſt mir lieb und werth, wenn ſich auch die Worte nicht reimen. Ich weiß es deinem Pflegevater herzlichen Dank, daß er dich zu meinem heutigen Feſte hat zu mir reiſen laſſen.

Moritz. Er läßt dir auch viel tauſendmal Glück dazu wünſchen.

Seraphine (ſchadenfroh). Kann er auch ſo ſchön ſingen? Ha! Ha! Ha!

Moritz (aufgebracht). Warte nur, Seraphine! (Er geht drohend fort.)

Mad. Stern (zu Seraphinen). O nicht doch! Schadenfreude erbittert allemal. Moritz meint es ſo gut und muß nicht beſchämt werden.

Anna (trocknet ſich die Augen). Ach! meine liebe Madame Stern! mir geht es eben ſo wie Moritzchen. Ich hatte mir auch eine ſchöne Zungenübung ausgedacht, und wollte Ihnen nach hergebrachter Weiſe meine Gratulation abſtatten; aber vor Freude kam mir's Weinen an, und da hab' ich auch alles wieder vergeſſen.

Mad. Stern. Es iſt gut, meine liebe Anne! Euer ſchöner Kuchen zeigt mir, daß ihr mir zu Liebe die Nacht gewacht und gebacken habt, und iſt mir deßhalb lieber, als alle langen Glückwünſche.

Anna. J, ja doch, ja doch! wenn Sie ihn aber nur erſt anſchneiden wollten.

Mad. Stern. Wir wollen ihn in den Garten tragen laſſen und dort frühſtücken. Der Morgen iſt ſo heiter. O meine Kinder, für eine Mutter iſt kein ſchönerer Tag, als ihr Geburtstag. Die kindliche Liebe und Dankbarkeit, die nicht weiß, wie ſie ſich an dieſem Tage deutlich genug offenbaren ſoll; die ſüßen Erinnerungen aus unſerer Jugend, die wir in euch wieder aufblühen ſehen; der ſtille Ernſt, mit dem wir dankbar

zum Himmel aufſchauen, und den ihr, trotz eurer eignen Rührung, ſo in Freude verwandeln möchtet; — dieß alles bewegt das Herz wunderbar, und kann nur die Bruſt einer Mutter faſſen. — Kommt in meine Arme, meine Kinder; an euch hängt mein Leben! (Sie umarmt die beiden Mädchen. Anna ſteht mit gefalteten Händen dabei.)

Seraphine. Meine liebe, liebe Mama!

Wilhelmine. Meine theure Tante!

Mad. Stern. Ich weiß, daß ihr mich liebt, und darum freue ich mich, auch euch heute eine Freude verkündigen zu können.

Seraphine. Was haſt denn du vor, Mütterchen?

Mad. Stern. Ich habe heut Mittag eine Geſellſchaft von Freunden zu mir gebeten, und heut Abend hat mein guter Schwager, der Kammerrath Stern, meinetwegen einen Ball in unſerem Gartenſaale arrangirt, wo jeder Gaſt, der Luſt hat, des Scherzes wegen maskirt erſcheinen kann.

Seraphine. O liebe, goldene Mama! ich ſterbe vor Freude. Nicht wahr, ich darf mich doch auch maskiren?

Mad. Stern. Das verſteht ſich. Ich überlaſſe die Wahl der Masken ganz eurer eigenen Erfindung und hoffe, ſie werden geſchmackvoll ſeyn.

Seraphine. Zweifeln Sie ja nicht. Sie ſollen mich gewiß nicht erkennen.

Wilhelmine. Mir aber und meinem Bruder werden Sie wohl erlauben, nicht auf dem Balle erſcheinen zu dürfen.

Mad. Stern. Weßhalb denn, mein Kind?

Wilhelmine. Wir freuen uns gewiß recht innig Ihres Geburtstags; aber wir haben ja in der Stille heute noch einen zu begehen!

Mad. Stern. Ich ehre die Liebe zu eurer abweſenden Mutter und würde nichts von euch halten, gedächtet ihr heut nicht lebhaft an ſie. Allein das muß eure Freude nicht ſtören. In deinen Jahren, Wilhelmine, ſchwärmt man gern und liebt die Wehmuth. Das verſtimmt aber für's ganze Leben. Deßhalb verlange ich zu eurem Beſten, daß ihr mitgeht und an dem Feſte Theil nehmt. Eure Mutter wird ſich gewiß wiederfinden, und wenn es ihr jetzt vielleicht ein wenig kümmerlich ergeht, ſo hat ſie ſich dieß ſelbſt durch den unbeſonnenen Schritt zugezogen, ſich aus überſpannter Liebe in die Welt zu wagen. Weßhalb hat ſie nicht auf meine Vorſtellungen gehört? Doch ich will dir nicht weh thun! — Kommt, meine Kinder, in den Garten zum Frühſtück.

(Anna nimmt die Teppe und geht voran. Alle folgen ihr.)

Zweiter Aufzug.

Garten, auf der einen Seite eine Bank.

Erſter Auftritt.

Wilhelmine und Moritz kommen im Geſpräch vertieft.

Moritz. Alſo mit Tanz und Feſten wollen ſie unſern Schmerz übertäuben und uns die Eltern vergeſſen machen?

Wilhelmine. Ach! ſie verkennen alle das ſchöne Herz unſerer Mutter, das ſie in Noth und Tod hinaustrieb, und nennen ihre treue Liebe ein unbeſonnenes Beginnen.

Moritz. Ja, wir wollen fort; fort von den kalten ſtolzen Menſchen! zu unſern lieben Eltern hin. Wenn nur aber zwei Dinge nicht wären!

Wilhelmine. Nun? Was fallen dir jetzt noch für Bedenken ein?

Moritz. Erſtlich, daß ich von meinem alten braven Onkel nicht Abſchied nehmen ſoll.

Wilhelmine. Du kannſt ihm ja von hier aus ſchreiben.

Moritz. Freilich wohl! Und ob ich gleich weiß, daß er ſagen wird: „Der Moritz iſt ein toller Junge, aber laßt ihn ziehen, er hat recht!“ ſo quält mich's doch, daß dieß der erſte Schritt iſt, den ich hinter ſeinem Rücken thue. Und zweitens, Schweſter, ich habe kein Reiſegeld.

Wilhelmine. Habe ich denn nicht die hundert Thaler?

Moritz. Die gehören dir! Du haſt ſie dir mühſam erarbeitet; ich aber kann nichts davon annehmen.

Wilhelmine. Moritz, kränke mich doch nicht!

Moritz. Nein! ich laſſe mich nicht ſo umſonſt durch die Welt ſchleppen. Hätte ich nur eine Zither; ich kann hübſche Liederchen dazu ſingen; dann ſpielte ich vor den Thüren und erweichte den Leuten das Herz, indeß du nach unſern Eltern frägſt und ſo verdiente ich unſern Unterhalt, und wo man uns nichts geben wollte, da zehrten wir dann von deinem Gelde; ſo könnte eins dem andern helfen. Aber eine Zither iſt theuer und ich kann mir keine ſchaffen.

Wilhelmine. Wie viel brauchſt du Geld dazu? Nimm es von mir!

Moritz. Nein, ich nehme nichts! Laß mich nur erſt zur Beſinnung kommen; vielleicht finde ich bis heut Abend noch einen Ausweg.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Anna.

Anna. Kinder, ich komme voll Angſt. Was werde ich hören müſſen!

Wilhelmine. Anna, du biſt verſtändig und haſt uns lieb. Du wirſt einſehen, daß wir nicht Unrecht thun.

Moritz. Ja, und ſollſt und mußt uns Recht geben.

Anna. O, ſo ſprecht doch nur erſt.

Wilhelmine. Sieh, ich bin nun fünfzehn Jahr.

Moritz. Und ich dreizehn.

Anna. Ja!

Wilhelmine. Du weißt, daß ich alle weiblichen Arbeiten verſtehe und mir mein Brod ſchon allein zu verdienen vermag.

Anna. Ja!

Moritz. Und mir traust du doch zu, daß ich die Schweſter ſchützen und, wo es gilt, mich tüchtig wehren werde?

Anna. O ja!

Wilhelmine. Nun ſind es ſchon länger als vier Jahre, daß unſere Mutter nach Spanien ging, um unſern armen Vater in der Gefangenſchaft aufzuſuchen.

Anna. Ach du lieber Gott! ich denke noch daran, wie ſie Abſchied von mir nahm und ich euch Kinder nicht wecken durfte, und ſie wohl zehnmal zu euch zurückkehrte und euch im Schlaf küßte.

Wilhelmine. Ja ſie wird wohl mit ſchwerem Herzen gegangen ſeyn; denn ſie ließ ja ihre Kinder hier zurück und überall war Krieg und Blutvergießen.

Moritz. Und dennoch folgte ſie der Stimme ihres treuen Herzens und ging und ſcheute nichts.

Anna. Ach, es war eine koſtbare Frau.

Wilhelmine. Und wir haben hier nichts zurückzulaſſen; der Friede iſt wieder allenthalben eingezogen.

Moritz. Unſer Vaterland iſt wieder frei, unſere alten deutſchen Fürſten ſind wieder zurückgekehrt, und wir ſind wieder deutſche Kinder, kräftig und ſtark aufgewachſen.

Wilhelmine. Und wir ſollten nicht der Stimme unſeres Herzens folgen, die uns zuruft: „Geht und ſucht eure Eltern und ſteht ihnen bei!“

Anna. Ihr werdet doch nimmermehr wie Bettelkinder in der Fremde umherlaufen wollen?

Moritz. Ja, das wollen wir!

Wilhelmine. An alle Thüren wollen wir klopfen, und um das einzige Almosen bitten: „um Nachricht von unſern Eltern.“

Anna. Kinder, wenn ich mit euch gehen könnte! Aber ich bin zu alt und zu ſchwach.

Moritz. Wir brauchen auch Niemand, wir wollen allein gehen. Ich kenne die Landkarte genau.

Wilhelmine. Muth hat uns Gott gegeben, und Reiſegeld haben wir auch.

Moritz. Ich zwar noch nicht; doch denke ich, der Himmel wird mir bis heut Abend noch eine Zither beſcheren, zu der ich meine hübſchen Liederchen ſingen kann, und meinen kleinen Hirſchfänger habe ich auch bei mir.

Anna. Herzensliebe Kinder! ich laſſe euch nicht fort. Wenn nun die Mutter zurückkäme und fände euch nicht —

Moritz. Sie wird nicht früher kommen als wir, denn wir bringen ſie euch erſt wieder.

Anna. Ach, wo wollt ihr euch denn in der großen weiten Welt zurechtfinden?

Wilhelmine. Ueberlaß das uns. Ich kenne den Weg genau, den die Mutter genommen hat. Ich habe mich lange zu dieſer Reiſe vorbereitet; wir finden ſie gewiß.

Anna. Senkt mich erſt unter die Erde und dann geht über mein Grab hinaus in's Weite. Aber allen Gefahren euch ausgeſetzt zu ſehen, euch allein zu wiſſen auf den Irrwegen der Welt, das vermag ich nicht.

Moritz. Sey doch geſcheidt, Anna!

Wilhelmine. Mach' uns das Herz nicht ſchwer. Sieh, ich hoffte, du würdeſt uns ſegnen und unſere Reiſebündel packen; und heimlich wollten wir dich ja nicht verlaſſen.

Anna. Glaubt ihr denn, daß die Tante und der Onkel es zugeben werden?

Moritz. Sie werden nicht darum gefragt.

Wilhelmine. Wir laſſen ihnen Abſchiedsbriefe zurück.

Moritz. Wir gehen mit gutem Herzen, denn wir thun nichts Böſes.

Wilhelmine. Nein, was ein Kind für ſeine Eltern thut, das ſegnet Gott! Und nun geh', Anna, ſchweig' und ſey klug! Ich ſehe Seraphinen kommen!

(Anna geht traurig ab.)

Dritter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Seraphine.

Seraphine. Komm her, München, ſetze dich ein bischen zu mir und erzähle, wie du dich heut Abend zu maskiren gedenkſt, denn ich habe nun keinen andern Gedanken weiter.

(Sie ſetzen ſich auf die Gartenbank, Moritz geht ungeduldig umher.)

Wilhelmine. Ich werde mich wohl als Pilgerin ankleiden.

Seraphine. Und Sie, Herr Moritz?

Moritz. Ich maskire mich als dero Couſin, das heißt als Gimpel.

Seraphine (reicht ihm die Hand). Moritz, ſeyn Sie nicht mehr böſe. Ich geſtehe ja, es war mit dem Gimpel kein hübſcher Scherz.

Moritz. Nicht? nun dann bin ich auf der Stelle wieder gut! Das war hübſch von dir, Seraphinchen! Aber höre, nenne mich doch auch nun Du! ich habe dich wirklich lieb.

Seraphine. Wirklich? Nun meinetwegen, wir wollen es verſuchen. Aber nun muß ich auch wiſſen, wie Sie ſich — ich wollte ſagen, wie du dich maskiren wirſt.

Moritz. Wie hübſch das Du in deinem Munde klingt! Höre, ich werde mich wohl als ein armer Bettlerknabe verkleiden.

Seraphine. Ei großen Dank, nun weiß ich euch doch beide zu finden! Meine Maske ſollt ihr nicht erfahren und ſollt mich recht ſuchen müſſen. Ich aber will die kleine Pilgerin ſchon auf eine Menge Irrwege herumlocken.

Wilhelmine. Ich glaube nicht; denn ich kenne meinen Weg.

Seraphine. Nun wartet nur! O das muß eine köſtliche Luſt geben, ſo unter den Bekannten unbekannt umherzuſchleichen und ſie alle zu necken.

Moritz. Stille! ſeht doch geſchwind den Gang hinunter. Was kommt denn dort für ein Geſchöpf auf uns zu? Ich glaube wahrhaftig, die Maskerade geht ſchon an.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und **Babeckan**, die Zigeunerin. Sie iſt auf abenteuerliche Weiſe in einen Mantel gehüllt, trägt eine weite Mütze auf dem Kopfe und ein großes ſchwarzes Pflaſter im Geſicht.

Babeckan (ſieht ſie erſt ſchweigend an) Seyd gegrüßt, ihr holden Kinder!

Steht ihr doch unter den Blumen des Frühlings, als sollten sie alle vor euch erröthen.

Moritz. Schönen Dank, Alte! Wer bist du denn?

Babeckan. Ich bin die Zigeunermutter Babeckan; berühmt in allen Landen durch ihre Weisheit.

Seraphine. Bis zu uns ist dieser große Ruf eben noch nicht gedrungen.

Babeckan. Darum bin ich zu euch kommen, durch Moor und Heide.

Moritz. Worin besteht denn deine Weisheit?

Babeckan. Die Sterne sind meine Geschwister und die Zukunft ist mein Spiegel.

Seraphine. Gut, daß du dich in keinem andern Spiegel besiehst.

Wilhelmine. Kannst du denn auch wahrsagen, alte Mutter?

Babeckan. Das kann ich. Verlangt eine Probe.

Seraphine. Nun so sprich, was geht in unsern Herzen vor?

Babeckan. Laßt mich durch eure Augen erst in die Tiefe des Herzens schauen. (Sie beugt sich vor und sieht ihnen starr in's Gesicht.) Zeigt mir auch die Lebenslinien eurer Hände und sagt mir eure Namen. (Die Kinder thun es, sie fährt fort.) Ihr beide, mit Namen Moritz und Wilhelmine, glaub' ich, seyd Geschwister, denn eure Lebenslinien ziehen gleichen Gang.

Moritz. Getroffen.

Babeckan. Aus euer aller Augen glänzt ein Fest, das ihr heute feiert.

Seraphine. Bravo!

Babeckan (zu Seraphinen) Du feierst es mit Wonne. Aber ihr beide (zu Moritz und Wilhelminen) mit Kummer.

Wilhelmine. Wahrlich, du hast tief geschaut! Aber was prophezeist du uns?

Babeckan. Du, Seraphine, sey gut und weise, dann wirst du das Glück festhalten. Und ihr Geschwister, seyd treu und hofft, ihr werdet das Glück wiederfinden!

Wilhelmine. Wir werden es wiederfinden, sagst du? — — (Zu Moritz leise.) Das ist die Stimme unseres Genius.

Seraphine. Ich habe genug! und danke schön für die Lehre. Hier, Alte, nimm diese Kleinigkeit. (Sie reicht ihr ein Geldstück.) Kommt mir bald nach, ich eile mich anzukleiden, denn der Mittag ist nahe. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Babeckan.

Babeckan. Laßt mich ein wenig hier bei euch ausruhen. (Sie ſetzt ſich.) Das ſcheint mir ein luſtiges Mamſellchen, das eben fortging.

Moritz. O ja! etwas ſehr luſtig.

Wilhelmine. Aber doch auch ſehr gut! Wo kommſt du denn eigentlich hierher, Mütterchen?

Babeckan. Ich komme weit aus einem ſchönen Lande, das noch vom Kriege blutig iſt, ich komme aus Spanien.

Wilhelmine (raſch). Wie? aus Spanien?

Moritz. Iſt dort deine Heimath?

Babeckan. Mein Vaterland iſt die Erde und meine Heimath überall.

Wilhelmine. Biſt du denn genau in Spanien bekannt?

Babeckan. Wohl kenne ich alle Wege und Stege; mit allen Flüſſen hab' ich geſprochen, und die Bäche bei Namen gerufen, alle Dörfer und Städte vernahmen meine Stimme, und alle Wälder kennen meine Fußſtapfen.

Moritz. Ach! haſt du dort niemals den Namen Flohrberg nennen gehört? —

Babeckan. Tauſend Namen rauſchen im Sturm der Zeit bei mir vorüber, wer nennt ſie wieder? —

Wilhelmine. Gehſt du wieder nach Spanien zurück? —

Babeckan. Kann kommen. — Aber ich bin jetzt allein und verlaſſen, und ziehe herum, um ein gleichgeſtimmtes Weſen zu finden, das ſich mir anſchließe, auf daß ich ihm meine Weisheit anvertrauen möge, denn meine Tage ſind gezählt.

Moritz. Und wenn du dieſes nun gefunden haſt? —

Babeckan. Dann führe ich es nach Spanien, und zeige ihm das ſchöne Land der Geheimniſſe.

Wilhelmine (heimlich zu Moritz). Gott! Bruder, wenn ſie uns mitnehmen wollte! Wenn wir mit dieſer erfahrnen Frau unſere Eltern aufſuchen könnten! (Laut zu Babeckan.) Aber deine Schüler müſſen wohl von deinem Volke ſeyn?

Babeckan. Die Menſchen ſind alle ein Volk! Wenn nur die Lebenslinien zu der meinigen paſſen.

Moritz. O ſo ſchau' doch einmal in unſere Hand, wie findeſt du unſere Lebenslinien? (Sie halten ihr die Hände hin.)

Babekan. Unsere Gestirne würden sich wohl friedlich zu einander neigen. Aber ihr seyd vornehme Kinder. Wolltet ihr eure Eltern meinet wegen verlassen?

Wilhelmine. Nein, wir sind nicht vornehm, wir haben Niemanden zu verlassen! — Alte gute Mutter! ein besonderes Vertrauen zu dir öffnet mir den Mund.

Moritz. Ja, Schwester! erzähle ihr alles.

Babekan. Nun so laßt hören.

Wilhelmine. Unser Vater heißt Flohrberg und mußte als westphälischer Hauptmann in den Krieg nach Spanien ziehen. Gleich in einem der ersten hitzigen Gefechte ward er vermißt, man hatte ihn tapfer in den Feind dringen sehen, dann aber nicht wieder erblickt. Schnell genug erhielten wir die traurige Nachricht. Doch unsere Mutter verließ die Hoffnung nicht, daß er nur gefangen und nicht todt sey. Ihr Glaube ward durch vieles bestätigt, und weil sie dem unglücklichen Gemahl alles schuldig zu seyn glaubte, so faßte sie den kühnen Entschluß, ihn aufzusuchen, wo er auch sey, und ihn zu befreien, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen. Sie verpachtete unser kleines Gut, nahm ihre Kostbarkeiten zusammen, und verließ uns ohne Abschied, denn ach! sie wußte wohl, daß unsere Herzen gebrochen wären. — Ein zurückgelassener Brief sagte uns alles. Die Erziehung meines Bruders übergab sie unserm braven Onkel; mich und meine Amme aber hier ihrer Zwillingsschwester, der Madame Stern.

Moritz. So ist sie nun schon vier Jahre von uns fort, und seit sie Spanien betreten hat, haben wir keine Nachricht mehr von ihr erhalten.

Wilhelmine. Heut ist unserer theuren Mutter Geburtstag. Das ist das Fest, das wir mit Kummer feiern. Wir sind beide nun herangewachsen, in unserm deutschen Vaterlande ist wieder der Friede eingekehrt, und so haben wir den Entschluß gefaßt, noch heut in die Welt hinauszugehen, unsere armen Eltern aufzusuchen und ihnen beizustehen.

(Babekan hat die Kinder bei der Hand gefaßt und sieht sie schweigend an.)

Moritz. Was siehst du uns so an? Es ist unser voller Ernst, und mit tausend Freuden folgen wir dir, wenn du uns nach Spanien mitnehmen und unsere Führerin seyn wolltest.

Babekan. Liebe Kinder! das ist kein Katzensprung, und die Reue möchte euch bald nachlaufen.

Wilhelmine. Nein! nur Liebe und Sehnsucht wird uns vorwärts ziehen, und willst du uns den rechten Weg zeigen, so wollen wir deine

Stütze auf der Reiſe ſeyn, und dich pflegen wie deine Kinder, und wenn wir die Eltern wiedergefunden haben, dich auch reichlich belohnen.

Babeckan. Hört! überlegt das genau. Euer Entſchluß ſcheint mir ſehr übereilt. Die Wege der Welt ſind rauh, und ihre Dornen reichen bis ans Herz.

Wilhelmine. Nein! der Entſchluß iſt nicht übereilt; in langen ſchlafloſen Nächten iſt er in meiner Seele geboren; mein Bruder iſt ganz meines Sinnes; unſer Reiſebündel iſt ſchon gepackt. Heut wollten wir fort, und zwar allein; da führt der Himmel dich uns zu.

Babeckan. Ihr ſeyd gute Kinder! aber mit dem guten Herzen kommt man allein nicht fort, man muß auch Reiſegeld haben.

Wilhelmine. Auch dafür iſt geſorgt; wir beſitzen hundert Thaler.

Babeckan (erſtaunt). Wie ſeyd ihr zu einer ſolchen Summe gekommen? (Sehr ernſt.) Das Geld zu einer ſo heiligen Reiſe muß ehrlich erworben ſeyn, und auch nicht der Schatten eines Vorwurfs darauf haften.

Wilhelmine. Es haftet auch kein Vorwurf darauf; es iſt ehrlich erworben.

Moritz. Zwar nicht durch mich, denn ich bin zu dumm und kann nichts verdienen; aber meine Schweſter hat die Nächte hindurch für Geld gearbeitet, und es mühſam geſammelt. Doch auf der Reiſe will ich auch ſchon etwas erwerben. Nimm uns nur mit dir, alte liebe Mutter! Sieh, wir haben ein ſo unbedingtes Vertrauen zu deiner Erfahrung; mit dir werden wir unſere Eltern wiederfinden.

Wilhelmine. Weiſe uns nicht zurück! Haſt du keine Kinder? Weißt du nicht, wie Kindesliebe thut?

Babeckan. Ich weiß, wie Kindesliebe thut! — Drum ſey's. — Ich will euch mit mir nehmen, und euer Vertrauen zu mir nicht täuſchen, ich gelobe euch hier heilig: Ihr ſollt eure Eltern wiederfinden.

Moritz. Nun ſo gib deine Hand und ſchlag ein!

(Babeckan gibt ihm die Hand. Wilhelmine umarmt ſie.)

Wilhelmine. Aber noch heut müſſen wir fort! Ein Maskenball beſchäftigt heut alle. Man wird uns auch dort glauben, uns nicht vermiſſen, und ſo können wir noch in dieſer Nacht einen großen Vorſprung gewinnen.

Babeckan. Gut! Für unſer Fortkommen und unſere Sicherheit laßt mich ſorgen. Wenn auf dem Kloſterthurme der Zeiger neun Uhr ſchlägt, treffen wir uns hier. Bis dahin gehabt euch wohl!

Wilhelmine. Wir begleiten dich aus dem Garten.

(Sie gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

Anna ſchleicht hinter einem Gebuſche hervor

Anna. Gut! daß ſie mich hier nicht bemerkt haben! Ach, du mein Gott! mit dem alten garſtigen Thiere wollen ſie davon laufen? — unter die Zigeuner wollen ſie gehen? — Freilich geſchieht es aus großer Liebe zu ihren Eltern, aber die Kinder rennen in ihr eigenes Elend. Die alte Hexe würde ihnen bald ihr bischen Geld abnehmen und ſie ſitzen laſſen. Nein, das geht nicht an. — Als die Madame Flehrberg fortging, da ſagte ſie: „Anna! dir empfehle ich meine Kinder! Den Moritz bringe zu meinem guten Bruder, für den iſt mir nicht bange! Aber mein Minchen verlaß du nicht; bewahre ſie wie deinen Augapfel, daß ich ſie mit Freuden aus deiner Hand wieder empfange.“ Ich habe es gethan, das weiß Gott! Und nun wollen ſie mit einer Zigeunerin entlaufen? — Ach! es kränkt mich wohl in der Seele, daß ich den Judas ſpielen ſoll, aber ich muß es der Madame Stern verrathen, denn mein Gewiſſen läßt mir keine Ruhe. (Sie geht ab.)

Dritter Aufzug.

Garten wie im zweiten Akt. Es iſt ſchon dunkel.

Erſter Auftritt.

Madame Stern. Seraphine. Anna mit einem großen Stock

Mad. Stern (zu Annen). Ich erſtaune über das, was ihr mir erzählt habt, und kann es faſt nicht glauben.

Anna. Mit dieſen meinen eignen Ohren hab' ich es gehört und würde meine lieben Kinderchen gewiß nicht verrathen, wenn nicht die höchſte Noth vorhanden wäre.

Mad. Stern. Und mit einer Zigeunerin wollen ſie fortgehen?

Anna. Ja! es iſt ein Thier wie eine Katze! Ich hab' Ihnen kein falſches Wort erzählt.

Seraphine. Alſo mit der alten garſtigen Wahrſagerin? — Pfui! ich begreife nicht, wie man ſich ſo wegwerfen kann.

Mad. Stern. Wir wollen ſie auf der That ertappen. Wenn ſie ſich hier um neun Uhr haben treffen wollen, ſo müſſen ſie bald kommen, denn die Stunde iſt nah.

Seraphine. Ach, Mama! man erkältet ſich ja hier in der kühlen Nachtluft, und wer weiß, was uns die alte Hexe zufügen kann?

Anna. Das ſoll ihr wohl vergehen; denn wo ſie ſich nur rührt, ſo ſchlage ich das alte Thier mit dieſem Stocke todt.

Seraphine. O laſſen Sie doch die Wache holen und alle insgeſammt arretiren; wir wollen lieber auf den Ball zurück, er iſt gewiß ſchon angegangen; ſehen Sie nur, wie der Saal dort ſchon erleuchtet iſt.

Mad. Stern. Nein, Seraphine! die beiden Kinder verdienen alle Schonung. Sie handeln zwar höchſt unbeſonnen, allein doch nur aus überſchwenglicher Liebe zu ihren Eltern; ich werde ihr Beginnen ſehr ſtrenge tadeln, aber ich wollte doch, ich wäre ihre Mutter. Die Sache muß unter uns abgethan werden. Zur Vorſorge habe ich meine Leute an die hintere Gartenthüre treten laſſen.

Anna. Still! dort kommt etwas geſchlichen.

Mad. Stern. Fort! verbergen wir uns ſchnell.

(Sie eilen hinter das Gebüſch.)

Zweiter Auftritt.

Wilhelmine in Pilgerkleidung, ein kleines Bündel auf dem Rücken.

Wilhelmine. Ich bin reiſefertig — Der nächtliche Himmel iſt ſo klar, als winkte er mit ſeinen tauſend Augen freundlich zu. — Das Feſt hat ſchon begonnen, die Fenſter des Saales glänzen, und die Tante iſt mit Seraphinen auch ſchon dort. — Lebt wohl, ihr Lieben! Meine Trauer hat euch oft geſtört. Vergebt mir! ich habe euch ſo herzlich geliebt! — Gott ſegne euch! — Und ihr, meine Blümchen, lebt ihr auch wohl! — Wenn ihr morgen wieder erwacht, iſt eure Pflegerin ferne! — Ihr werdet nun aufblühen und vergehen, ohne mich.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz in Jagdkleidung, eine Schießtasche und einen kleinen Hirschfänger umgehangen, auf dem Rücken eine Zither tragend

Moritz. Hier bin ich Schwester! Gefall' ich dir so?

Wilhelmine. Ei, du bist herrlich zur Reise gekleidet. Aber wo hast du denn die Zither her?

Moritz. Gekauft hab' ich sie, um schweres Geld.

Wilhelmine. Da sind ja deine Sorgen mit einemmale gestillt, aber wo hast du denn das Geld hergenommen?

(Moritz sieht schweigend vor sich auf die Erde.)

Wilhelmine. Nun, Moritz? willst du gleich anfangs ein Geheimniß vor mir haben? —

Moritz. Nein, das will ich nicht. Aber siehst du, eine Zither mußte ich haben, denn geradezu betteln will ich doch auch nicht, und was dein sauer erarbeitetes Reisegeld anbetrifft, von dem nehme ich nichts, das weißt du schon. — Da habe ich mir denn nicht anders zu helfen gewußt, und habe heute — — meinen lieben — Pudel verkauft. (Er fängt an still zu weinen.)

Wilhelmine (umfaßt ihn). Bruder, du thust meinem Herzen sehr wehe, aber ich ehre dich doch deßhalb; weine nicht!

Moritz (trocknet sich die Augen und schaut fröhlich auf). Ich weine nicht! (Er thut einen Griff auf der Zither.) Höre nur, wie schön die Zither klingt. Aber still, der Seiger auf dem Klosterthurm schlägt neun Uhr. (Man hört neun Uhr schlagen.) Die Alte wird bald hier seyn.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und **Babeckan**, die Zigeunerin

Babeckan. Hier ist sie schon. Ich lasse nimmer auf mich warten. Doch, Kinder, ehe wir ziehen, erwägt es noch einmal ernstlich.

Wilhelmine. Ich hab' es erwogen.

Moritz. Ich auch!

Babeckan. Fühlt den kalten Hauch der Nacht, er wird noch kälter eure Wangen berühren. Der Regen wird euch durchnässen und die Sonne wird euch durchglühen. Eure Füße werden wund und eure blühenden Gesichter braun werden. Bleibt lieber zurück, noch ist es Zeit.

Wilhelmine. Nein! uns hält nichts auf! Wir wollen vorwärts, dem Mutterherzen entgegen.

Moritz. Du haſt es verſprechen, uns mit dir zu nehmen; drum halte dein Wort nun, Zigeunerin, und komm!

(Sie faſſen die Alte bei den Händen und wollen mit ihr gehen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Stern, Seraphine und **Anna**, mit dem großen Steck. ſpringen hervor

Mad. Stern. Halt! wo wollt ihr hin? —

Anna (faßt die Zigeunerin beim Mantel und zeigt ihr den Stock). Wart' einmal ein bischen, du ſpaniſcher Vogel!

Wilhelmine (erſchreckend). Ha, die Tante! — (Schnell gefaßt.) Laſſen Sie uns, wir haben nichts Böſes vor!

Moritz (zieht den Hirſchfänger, zu Wilhelminen). Wollen wir uns durchhauen, Schweſter?

Seraphine (aufſchreiend und davonlaufend). Ha, er ſticht uns todt!

Babekan (befehlend). Ruhig! Wir haben nicht nöthig, uns zu wehren; ſtecke den Säbel ein. (Moritz thut es.)

Mad. Stern (zu den Kindern). Ja, ich verlange, daß ihr jetzt ruhig ſeyd! Mit euch will ich in dieſem Augenblick nicht rechten; aber dieſe alte Gauklerin werde ich vor Gericht ſchleppen laſſen, weil ſie mir meine Kinder entführen will.

Wilhelmine. Nein, die Alte iſt unſchuldig.

Moritz. Wir haben uns ihr ſelbſt aufgedrungen, denn wir wollten fort zu unſern Eltern.

Mad. Stern. Ich kenne dergleichen Geſindel, das unerfahrene, von kindlicher Liebe begeiſterte Gemüther zu bethören und an ſich zu locken weiß.

Wilhelmine. Nein, nein! ſie will uns nicht betrügen.

Moritz. Wir haben ihr heiliges Verſprechen, daß wir mit ihr unſere Eltern wieder finden ſollen.

Mad. Stern. Sprich, du alte Lügnerin! wie haſt du ein ſolches Verſprechen den armen Kindern geben können?

Babekan. Ich hab' es ja ſchon gehalten!

(Sie wirft die Verkleidung ab und Mad. Fledrberg ſteht da. Die Kinder ſtaunen erſt, endlich fliegt Moritz in ihre ausgebreiteten Arme, indeß Wilhelmine vor ihr niederſinkt und ihre Kniee umfaßt.)

Beide Kinder (zugleich) O Gott! die Mutter, die Mutter!

Zugleich { **Mad. Stern.** Meine theure Schwester!
{ **Anna.** Ach Madame Flohrberg!

Mad. Flohrberg (hebt Wilhelminen auf). O kommt alle an mein Herz, mit eurer treuen, heiligen Liebe! — Verzeiht mir diese Verkleidung; allein ich wollte euch überraschen und fand meine Kinder in einer Stimmung, die mich meine Rolle weiter spielen hieß. Es thut ja dem Mutterherzen nichts wohler, als wenn unbemerkt die Liebe der Kinder sich ihm offenbart.

Wilhelmine. O! meine theure, theure Mutter!

Moritz. Bist du es denn wirklich? Aber wo ist denn der Vater?

Mad. Flohrberg. In wenigen Tagen ist auch er bei euch. Wie wir uns wieder gefunden haben, das sollt ihr hernach von mir hören.

Mad. Stern. Komm, meine Schwester! komm mit mir, daß ich dich in meinem Hause willkommen heiße und wir wie sonst das doppelte schöne Geburtsfest feiern.

Mad. Flohrberg. Ich hab' es heut köstlicher schon gefeiert als jemals. Denn Kindesliebe ist ja das heilige Licht, welches der Mutter an ihrem Geburtstage leuchtet.

Mad. Stern. Und Schwesterliebe ein unverwelklicher Blumenkranz! — Kommt, meine Lieben!

(Die Schwestern umfassen sich. die Kinder hängen sich an sie und so gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

Anna allein.

(Während des Gespräches hat sie sich theils die Schürze vor den Augen gehalten, theils Mad. Flohrberg den Rock geküßt und ihren Stock heimlich versteckt. Jetzt, nachdem sie den Abgehenden nachgesehen, schlägt sie die Hände traurig zusammen.)

Anna. Ach du mein lieber Himmel! wo soll ich denn jetzt einen zweiten Geburtstagskuchen gleich hernehmen?

Die Begeisterung.

Es weint ein armer Knabe
Wohl manchen Tag und Nacht
Seit er so früh zu Grabe
Die Mutter hat gebracht.
Und Vater war geritten,
Und als er kühn gestritten,
Gefallen in der Schlacht.

Wohl ziehn die Kinder im Lenz
Zu Baches Blumenrand,
Und winden fröhlich Kränze
Für Mutters liebe Hand.
Doch wem soll er sie winden?
Wird keine Mutter finden,
Tief ruht sie unterm Sand.

Und zu des Schlosses Hallen,
Die auf den Felsen stehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernst herniedersehn,
Und ihn zur Wehmuth laden,
Eilt er auf steilen Pfaden
Still trauernd hinzugehn.

Und als er weilt und ſinnet,
Und in die Ferne ſieht,
Wie dort die Nacht beginnet
Und hier der Tag entflieht,
Und auf die große Weide
Der Hirt im Strahlenkleide
Mit ſeiner goldnen Heerde zieht;

Da ſchlägt das Herz ihm lauter,
Und bebt ſo wonniglich,
Und inniger, vertrauter
Fühlt er dem Weltgeiſt ſich.
„Nein, ich bin nicht verlaſſen!“
Ruft er, „dich will ich faſſen
Und halten mich an dich!“

Da kommt am Himmelsbogen,
Wie aus der Engel Chor,
Ein holdes Weib gezogen
Im leichten Wolkenflor.
Die Palme in der Linken,
Und aus den Locken blinken,
Wie Sterne, Flammen licht empor.

Sie lächelt zu ihm nieder,
Sie winkt ihn mit ſich fort.
Da wird's dem Knaben wieder
Als ſey die Mutter dort.
Er ruft mit offnen Armen:
„O Mutter! hab' Erbarmen
Und gib ein freundlich Wort!“

„Hinaus, hinaus in's Leben!
Beherrſche deinen Schmerz!
Viel gibt es zu erſtreben,
Viel für ein reines Herz.
Wirſt du im Kampf beſtehen,
Sollſt oft mich wiederſehen!“
So ſpricht ſie und flieht himmelwärts.

Da ſpüret der Verwaiſte
Im Herzen Muth und Kraft.
Er eilt mit heitrem Geiſte
In's Reich der Wiſſenſchaft,
Und will's ihm auch bedünken,
Daß oft ihm Laſter winken,
Doch bleibt er fromm und tugendhaft.

Und hält der Muth nicht immer,
Wird ihm das Herz wohl ſchwer,
Dann eilt er zu der Trümmer
Des alten Schloſſes her.
Zwei Freund' aus grauen Zeiten,
Die müſſen ihn begleiten,
Der Oſſian und Homer.

Und lieſt er ihre Lieder,
So naht ihm auch geſchwind
Das Engelbild ſich wieder,
Und zeigt ihm, ernſt geſinnt,
In der zerfall'nen Halle
Die alten Helden alle,
Und ſpricht: „So werde auch, mein Kind!"

Zum Jüngling wird der Knabe,
Die Bruſt von Sehnſucht ſchwillt;
Und neue reiche Gabe
Schenkt ihm des Engels Bild.
Es reicht ihm eine Laute,
Daß er dem Lied vertraute,
Was ihm das Herz erfüllt.

Und als er Mann geworden,
Und als geſtählt die Hand,
Da brach mit Räuberhorden
Der Feind in's Vaterland.
Manch Edler war gefallen;
Da wurde denn von allen
Zum Feldherrn er ernannt.

Und als der Morgen graute,
Am Tag der blut'gen Schlacht,
Da zeigt' ihm die Vertraute
Den Lorbeer durch die Nacht.
Er ließ die Fahnen fliegen,
Rief: „Sterben oder siegen!“
Und er gewann die Schlacht.

Wie auch die Jahre flogen
Am Arm der Zeit vorbei,
Sie ist nicht fortgezogen,
Sie blieb ihm ewig treu.
Denn wen sie küßt auf immer,
Dem welkt das Herz wohl nimmer,
Wie grau das Haupt auch sei.

Wer bist du, die den Busen
Erhält so frisch und jung?
Die du uns rufst die Musen?
Uns trägst auf Adlerschwung? —
„Nur eine reine Seele
Ich mir zur Freistatt wähle:
Ich bin Begeisterung!“

Rübezahl und seine Schwestern.

Ein Mährchen.

Der tiefe Schnee war endlich allenthalben wieder geschmolzen; die Quellen sprangen frey von den Bergen hinab, um die Blumen in den Thälern zu begrüßen und die Wolken zogen auf dem grünen Rücken des Riesengebirges wieder ihre alte Straße hin. Da verließ auch Rübezahl seinen unterirdischen Winterpalast und trat hinauf an die Sonne, um den Feiertagsstaat der Erde zu beschauen und seine beiden Schwestern einmal wieder zu besuchen.

Da Rübezahl die Alleinherrschaft in dem großen Reiche des Riesengebirges übernommen hatte, so hatten seine Schwestern, wie dieß gewöhnlich bei solchen großen Majoraten zu geschehen pflegt, sich nur mit ganz kleinen Besitzungen begnügen müssen. Sie bewohnten jede in einem schönen Thale ein krystallenes Schloß und ihnen waren die Wunderquellen untergethan, die früh lich um ihren Palast aufwärts strebten und auch das Licht schauen wollten. Die älteste der beiden Schwestern hieß Heißperlchen, die jüngere war Eisluthel genannt. Für diese letztere fühlte Rübezahl eine besondere Vorliebe, denn sie war ein gar liebes, freundliches Wesen, lebte anspruchlos in ihrem einsamen, romantischen Gebirgsthale, trieb ihre Quellen zu raschem Laufe an und erlaubte jedem armen, kranken Menschen an ihrem Wunderborn sich Hülfe zu suchen, wie und wann er wollte. Heißperlchen hingegen war gar stolzen Gemüthes; sie sah es zwar auch recht gern, daß sich die Menschen in großer Menge um sie her versammelten und ihr den Hof machten; aber sie gestattete ihnen niemals einzeln, sondern nur in ganzen Gesellschaften den Zutritt, und ließ ihnen dann immer nur sehr spärlich von ihrem Wunderquell austragen, so daß der

Bruder sie wohl mit Recht Geizerlein nennen mochte. Deshalb zog er das bescheidene, wohlthätige Eisblatthel vor und eilte, sie auch diesmal zuerst zu besuchen.

Er spannte einen starken Wind vor seinen leichten Wagen und fuhr damit aus seinem Luftgütlein über den Neidhügerberg nach jener Gegend hin, wo Eisblatthels Wunderborn quoll. Hier fand er sie einsam am Quell sitzend und sehnsuchtsvoll in's Thal hinabschauend, das mit seinen grünen Wiesenteppichen und mit seinen blühenden Frucht-Kämmen sich gar lieblich wieder geputzt hatte.

„Wonach schaut denn mein liebes Schwesterchen so unablässig dort hinaus in's Weite und strengt die schönen Aeuglein so an, daß Perlchen hineintreten?" fragte Rübezahl freundlich.

„Ach!" sagte sie und hieß den Bruder willkommen, „ich sehe hinaus auf die Landstraße, ob sich die Menschen nicht bald wieder aufmachen werden, mich zu besuchen!"

„Bleib' mir mit deinen Menschen vom Leibe!" meinte Rübezahl, „ich kann sie nicht leiden und begreife nicht, was du an ihnen findest! Sie sind aufgeblasene und doch erbärmliche Geschöpfe, sind halb Geist und halb Thier, und wollen deßhalb in beiden Reichen ihr Wesen treiben; denn aber muß man ihnen die Lust versalzen!"

„Du thust ihnen wohl unrecht!" antwortete Eisblatthel sanft, „denn von deinen hohen Bergen hinab kannst du das menschliche Leben kaum mehr erkennen. Du beurtheilst sie bloß nach den paar neugierigen Reisenden, die zu dir hinaufsteigen und mit denen du dann auf alle Weise dein grausames Spiel treibst, weil sie an deine Bergherrschaft nicht glauben wollen."

„Und hab' ich da nicht recht?" rief Rübezahl entrüstet, „Strafe muß seyn, und wer nicht glauben will, muß fühlen!"

„Sieh, an meiner viel geringern Macht gerüttelt doch niemand," fuhr Eisblatthel fort; „denn wer sich meiner Quelle naht, der fühlt auch meine sanfte Gewalt. Weil ich aber einen Theil des Jahres unter den Menschen hier verlebe, weil ich sehe, wie sie bei ihren vielen Mängeln doch so gutherzig sind, wie sie sich hier in dem kurzen Beisammenleben so freundlich die Hände reichen und gegenseitige Liebe das allergrößte Bedürfniß ihres armen Lebens ist, so habe auch ich sie liebgewonnen und helfe ihnen gern, wo ich kann!"

„Nun," sagte Rübezahl, „ich will dir deine Freude lassen und bemühe dich nicht darum! Meine Bekanntschaft mit ihnen, die ich, wie dir nicht unbekannt seyn wird, auf verschiedene Weise gesucht habe, hat leider allemal ein schlechtes Ende genommen!"

„Ich will dieß nicht beſtreiten, denn ich habe mancherlei davon vernommen," antwortete ſie; „aber du würdeſt mich doch beneiden, wollteſt du dir nur die Zeit nehmen, einmal einen Sommer hier bei mir zuzubringen und die Menſchen mit mir zu belauſchen, wie ihnen das Leben eigentlich ſo ſchwer gemacht iſt und wie ſie ſich doch immer lieber gewinnen, je ſchwerer es ihnen auch wird, ſich lieb zu haben. Glaube mir nur, von den Menſchen allein kannſt du die wahre Liebe kennen lernen; denn weil du keinen Begriff von Schmerz und Noth haſt, ſo kennſt du auch die reine, aufopfernde Liebe nicht!"

Eisfluthel ſagte noch ſo manches zur Vertheidigung des ihr ſo lieb gewordenen Menſchengeſchlechts und Rübezahl ſtritt noch lange dagegen; endlich aber verſprach er doch aus Neugierde, die Schweſter in dieſem Sommer einmal zu beſuchen, ſich mit ihr unter die Menſchen zu miſchen und dann zu ſehen, wer von ihnen beiden ſie am richtigſten beurtheilt habe. Eisfluthel, die gar ſehr darüber erfreut war, bat ihn aber noch recht dringend, er möchte doch ja nicht vergeſſen, dann auch ſein Söhnchen mitzubringen, denn ſie hätte das junge Berggnomel gar zu lieb; ſie verhieß ihm überdieß für den Kleinen recht gute Geſellſchaft, weil gewöhnlich viele Familien ihre Kinder mit hieher brächten, mit denen er ſpielen könne; erinnerte ihn jedoch zugleich recht ernſtlich, daß er ſich mit ſeinem Söhnchen ja in hübſch anſtändige menſchliche Geſtalten kleiden und ja nicht nach ſeiner gewöhnlichen Art manchen Spuk hier ausgehen laſſen möchte. — Rübezahl verſprach dieß lächelnd halb und halb, und ſo ſchieden denn die Geſchwiſter.

Der Sommer war endlich mit ſeinen wärmern Tagen eingetreten, da machten ſich die Menſchen überall auf, die verſchiedenen Heilquellen der Erde zu beſuchen. Auch Eisfluthels Wunſch war erfüllt und eine Menge Badegäſte hatten ſich bereits um ihren Wunderborn verſammelt. Weil nun aber eine alte Sage berichtete, daß die Nymphe des Quells, deren Namen man jedoch nicht kannte, ſich in menſchlicher Geſtalt immer ſelbſt unter die Badegäſte zu miſchen, und jedesmal zwei davon, die ſie am liebſten gewonnen, durch ihre beſondere Geiſteskraft zu heilen und ihnen ihre völlige Geſundheit wieder zu ſchenken pflege, indeß die übrigen Badegäſte bloß mit der Kraft der Quelle vorlieb nehmen müßten, ſo war im Anfange das Verhältniß in der Geſellſchaft ein ſehr geſpanntes. Beſonders waren die Damen ſehr zurückhaltend und förmlich gegen einander, weil ſie ſich gegenſeitig für die verkleidete Brunnennymphe hielten und ſich deßhalb nicht trauten. Sie gingen ſcheu um einander her und ſtellten ſich auf mancherlei Proben, ſo daß ein ruhiger Zuſchauer zu vielen luſtigen

Bemerkungen Anlaß gefunden haben würde. Nach und nach aber, da sie den Menschen gegenseitig in einander wieder erkannt hatten, faßten sie auch wieder Vertrauen und Liebe, und es entstand ein recht frohes freundschaftliches Verhältniß in dem Kreise aller Badegäste.

Mehrere von den Kindern, die unter der Gesellschaft sich befanden, hatten sich zuerst einander genähert und eine frohe kindliche Freundschaft geschlossen. Zwar war ihnen von ihren Müttern die Sage von der in Menschengestalt umherwandelnden Brunnennymphe längst erzählt und ihnen dabei streng anbefohlen worden, sich ja recht artig und bescheiden gegen jedermann zu betragen und sich ja recht zurückgezogen zu halten. Allein dieß war bald von den Kindern wieder vergessen und sie konnten nicht widerstehen, sich zutraulich und liebevoll an jeden anzuschließen, der ihnen freundlich entgegenkam. Durch die Kinder wurden denn auch die Eltern zuerst bekannt und vertraut, und die gegenseitige Furcht vor der verkleideten Nymphe war bald allgemein verschwunden.

Die guten freundlichen Kinder, die sich hier zusammengefunden und sich bald sehr lieb gewonnen hatten, waren folgende: Adolph, der Sohn einer Frau von Geierstein; Amalie, die Tochter der Frau von Steinbach, und Willibald, der Sohn des Oberamtmanns Hirt. Späterhin gesellte sich auch noch der kleine Karl, der Sohn des Doktors Mißpickel hinzu. Diese vier Kinder waren nun fast unzertrennlich bei einander; sie spielten zusammen, oder erzählten sich von ihren Geschwistern, die zu Hause geblieben waren, und während die Eltern die Wiederherstellung ihrer Gesundheit an der Wunderquelle suchten, stärkten die Kinder die ihrige im frohen Genuß der schönen Natur.

Sie hatten sich ein Lieblingsplätzchen am Abhange eines Berges gewählt, wo einige Bänke angebracht waren und wo sie sich täglich zusammenfanden. Hier mußte nun jedes, wie es die Reihe traf, eine Geschichte oder ein Mährchen erzählen. Nur der kleine Karl wußte niemals etwas von dergleichen Sachen, oder brachte doch so närrisches Zeug vor, wenn er anfing, daß niemand daraus klug werden mochte. Deßhalb mußten denn die übrigen ihn immer vertreten und statt seiner erzählen, wenn die Reihe an ihn kam. Dessen ungeachtet sahen die Kinder den Knaben doch gern in ihrer Gesellschaft, denn was sie auch erzählen mochten, das führte er gewöhnlich in seinem Gesichte gleichsam auf und machte oft solche greuliche Fazen zu ihren Geschichten, daß sie nicht wußten, ob sie lachen oder sich vor ihm fürchten sollten. Wenn sein Vater gegenwärtig war, welches wohl bisweilen zu geschehen pflegte, denn er schien den Kindern gerne zuzuhören, dann durfte der Kleine dergleichen Gesichter

nicht ſchneiden, ſonſt drohte ihm der Vater ſehr ernſthaft mit dem Finger und ſchickte ihn wohl gar aus der Geſellſchaft fort.

Einſtmals erzählte Amalie die niedliche Geſchichte von la Motte Fouqué: „das Schauerfeld“ betitelt, wo Rübezahl bei einem ehrlichen, gottesfürchtigen Landmann, den er erſt derb geſcheren, endlich aber doch liebgewonnen, ſich ſogar als Knecht vermiethet hatte und ein ſehr treuer Hausgenoſſe und tüchtiger Arbeiter geweſen war. Da er aber ſein Verſprechen nicht gehalten, ſondern eines Abends die Kinder ſeines Brodherrn mit ſchauderhaften Geſchichten und ſchrecklichen Fratzen ſo erſchreckt und in Furcht geſagt hatte, daß alle weinend hinter den Ofen zuſammengekrochen waren, ſo war er von dem erzürnten Vater, der ihn bei dieſer tollen Wirthſchaft überraſcht, zum Hauſe hinausgeworfen worden! —

In Karls Antlitz blitzten während der Erzählung ſchon alle die Geſichter von ferne auf, die Rübezahl gemacht haben ſollte. Allein die beiden andern Knaben, Adolph und Willibald, lachten über die Kinder, die ſich durch dergleichen Poſſen in Furcht hätten jagen laſſen und behaupteten, daß ſie des Vaters Beiſtand gegen das tolle Zeug des Herrn vom Berge, wie Rübezahl in dieſer Geſchichte genannt wird, nicht bedurft haben würden, ſondern daß ihnen der närriſche Kerl recht vielen Spaß gemacht haben ſolle. — „O,“ meinte der kleine Karl, „wenn ich euch nur rechte Geſichter ſchneiden wollte, ihr ſolltet ſchon in Furcht gerathen!“ und kaum hatte er dieß ausgeſprochen, als er ſein Geſicht auf eine ſolche Weiſe herumzuwerfen anfing, daß man nicht mehr wußte, wo Stirne, Augen, Naſe, Mund und Kinn geſtanden hatten und alle dieſe Geſichtstheile wie ein Feuerrad unter einander herumfuhren. Endlich hielt er das Geſicht ſtill; da ſtanden denn Stirn und Augen unten, und Kinn und Mund oben, und aus dem Munde guckte ſtatt der Zunge die Naſe heraus. Auf ſolche fürchterliche Fratzen waren die Kinder freilich nicht gefaßt; Amalie ſchrie laut auf und alle überfiel ein ſolches Grauſen, daß ſie aufſprangen und davonlaufen wollten. Aber ſo eben trat der Doktor Mißpickel ſelbſt aus dem nächſten Gebüſch, faßte ſchnell ſeinem Söhnchen in's Geſicht, rückte es ihm mit großer Behendigkeit wieder zurecht, gab ihm eine derbe Ohrfeige und ſchickte ihn ohne weiteres auf ſein Zimmer. „Warte, ich will dich Geſichter ſchneiden lehren!“ rief er dem Knaben nach, der laut heulend fortlief; hierauf wendete er ſich gelaſſen zu den Kindern und ſagte freundlich: „Laßt euch nicht ſtören, meine Kinderchen, und erzählt euch mehr vom Herrn vom Berge; er iſt ein guter Mann, und ihr würdet ihn gewiß liebgewinnen. Wenn mein infamer Balg wird ausgeheult haben, will ich ihn wieder zu euch ſchicken!“ und hiermit ging

er fort und ließ die erstaunten Kinder allein. Karlchen kam auch bald wieder und versprach recht artig zu seyn.

Aber nach einem längern Beisammenseyn hatten die Kinder ihren kleinen Vorrath von Geschichten und Mährchen bald ausserzählt und gestanden sich nun oft den Wunsch: die hohen Berge doch einmal besteigen zu können, die so ernst und groß dieß Thal umgaben. So saßen sie auch eines Abends bei einander und sehnten sich vergeblich hinauf; da sahen sie auf einem Nebenwege eine kleine dicke Frau vorbeigehen, die still vor sich weinte. Amaliechen war die erste, die zu ihr hinsprang und sie theilnehmend um die Ursache befragte, indeß auch die drei Knaben sich um sie her versammelten. — „Ach!“ sagte die Frau, „ich hatte ein kleines, gar niedliches Hündchen, das sehr klug war und viele schöne Kunststücke konnte. Das Thierchen verstand jedes Wort und war mir so lieb als wär's mein Kind. Da ich nun neulich auf acht Tage wieder verreisen mußte, das Hündchen nicht erst mitnehmen wollte und mich auch die Kinder, die in dem Hause wohnen, wo ich hier mein Stübchen habe, gar sehr baten, ihnen das niedliche Thier indeß da zu lassen, so vertraute ich es ihnen wirklich an, denn sie versprachen mir ja, es recht zu pflegen, und reiste ab. Vor einigen Tagen komme ich nun wieder zurück und fordere mein Hündchen; allein die bösen Kinder halten es eingesperrt und verlangen, daß ich ihnen entweder ein theures Futtergeld bezahlen oder ihnen das Thierchen selbst ganz überlassen soll! — Nun bin ich aber so arm, daß ich kaum das nothdürftige Geld zu meiner Badekur besitze, und weil ich das Futtergeld nicht aufbringen kann, so muß ich ihnen mein Hündchen wohl lassen; denn bitten hilft bei diesen Kindern nichts.“ —

„Wie viel Knaben sind denn dort?“ fragte Willibald und seine Augen blitzten.

„Drei wilde Jungen!“ antwortete die Frau.

„Nun wir sind auch unser drei!“ rief Willibald. „Kommt, Adolph und Karl, der Hund soll auf der Stelle wieder heraus!“ und hiermit wollte er und Karl fortstürmen.

Aber Adolph hielt sie zurück und sagte: „Das Futtergeld müssen wir aber doch wohl vorher bezahlen, sonst hätten wir ja kein Recht auf den Hund!“ — Das sahen die Kinder ein, allein wo sollten sie das Geld hernehmen? — Da that denn das gute Amaliechen den Vorschlag: sie wollten alle eine ganze Woche lang keine Kirschen essen und wollten ihre Eltern bitten, das Geld, welches sie ihnen täglich dazu bestimmt hatten, jetzt auf so lange voraus zu geben. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen und augenblicklich ausgeführt. Die Eltern, die ihre Kinder

kannten und wohl wußten, daß sie mit dem Gelde keinen Mißbrauch machen würden, gaben es ihnen, ohne zu fragen, und nach Verlauf einer halben Stunde war mehr beisammen, als die verlangten Futterkosten betrugen; denn Karl hatte ein Goldstück von seinem Vater gebracht, der, wie er versicherte, niemals Silbergeld führe. Mit dieser kleinen Summe eilten sie, nun das Hündchen von jenen betrügerischen Knaben zu verlangen. Diesen aber war der kluge Hund lieber als das Geld, und sie weigerten sich hartnäckig, ihn herauszugeben. Da riß Adolphen und Willibalden die Geduld aus und sie faßten die Knaben ziemlich unsanft bei der Brust. Indeß diese sich aber nun auch wehren wollten, wodurch es denn offenbar zum Krieg gekommen wäre, sprang der kleine Karl behend dazwischen und indem er rief: „Ihr sollt und müßt den Hund aber doch herausgeben!“ schlug er ihnen mit den Fingern ein Schnippchen unter die Nase; dieß knallte aber so gewaltig, daß die Knaben sehr davor erschracken, das Geld nahmen und den Hund freiließen. Karl aber wollte sich bald todt darüber lachen.

Im großen Triumph brachte man nun der betrübten Frau ihr Hündchen wieder zurück, das ein allerliebstes Thier war, Gneislein hieß und sogleich eine Menge unglaublicher Kunststücke und sogar jedem der Kinder ein Knickschen machen mußte. Die kleine, dicke Frau blieb nun bei den Kindern und erzählte ihnen heute aus Dankbarkeit gar herrliche Mährchen, viel schöner als sie sie jemals gehört hatten, und versprach auch, sich morgen wieder hier einzufinden.

Die frohen Kinder unterließen nicht, ihren Eltern von dieser lieben Bekanntschaft zu erzählen. „Ja! und stell' dir nur vor, Mutter!“ sagte Willibald, „die Frau ist nicht größer als ich; drum hört sich's ihr aber auch so herrlich zu; denn wenn du oder der Vater uns etwas erzählst, dann muß ich immer so in die Höhe schauen, aber bei der kleinen Frau darf ich nur gerade aus sehen, dann blicke ich ihr tief in die freundlichen Augen und tief in den Mund, aus welchem die schönen Geschichten herauskommen!“ — „Wer ist denn aber die Frau?“ fragte die Mutter.

„Sie sagt, ihr Mann wäre Mauthrentant gewesen!“ antwortete Willibald. „Sie mag wohl recht arm seyn und auch recht krank dabei; aber es ist eine liebe Frau, die uns versprochen hat, täglich zu kommen und uns recht viel Schönes zu erzählen!“

Madame Hirt hatte die kleine, freundliche Frau schon früher unter den Badegästen bemerkt und suchte sie jetzt geflissentlich auf, um ihr zu danken, daß sie so gut gegen die Kinder wäre und sich so liebreich zu ihnen herablasse. Dadurch entstand ein freundliches Verhältniß unter

beiden Frauen und Madame Hirt wußte den Eltern der übrigen Kinder so viel Gutes von der Frau Mauthrentantin zu sagen, daß sie alle zu ihr Vertrauen faßten und man, ihrem eignen Wunsche gemäß, die Kinder oft halbe Tage lang ihrer Aufsicht anvertraute.

„Aber wie sollen wir sie denn nennen?“ fragte Amalie zutraulich; „Frau Mauthrentantin ist doch so entsetzlich lang!“ — „Ich dächte,“ sagte Adolph, wir nennten dich liebes Mütterchen!“

„Oder Muhme Mauthen!“ fiel Karl ein.

„Ja, ja! Muhme Mauthen! Muhme Mauthen!“ riefen alle und die Alte ließ es sich gefallen.

Muhme Mauthen saß nun aber nicht bloß mit den Kindern auf ihrem Lieblingsplätzchen und erzählte ihnen die schönsten Mährchen und Geschichtchen, sondern sie erfüllte auch ihren Wunsch und führte sie oft auf einsamen, felsigen Fußpfaden hinauf in das Gebirge. Hier ruhten sie dann immer an solchen Stellen aus, wo sie die reizendsten Aussichten hinunter in die fruchtbarsten Thäler hatten, und pflückten sich Blumen und Erdbeeren, die in großer Menge umher wuchsen. Oft auch sagte Muhme Mauthen unterwegs zu ihrem Hündchen:

„Gneislein, Gneislein! lauf geschwinder
Und bestelle für die Kinder!“

Da lief das Hündchen denn freundlich bellend voraus, und wenn die Kinder auf dem Gipfel des Berges ankamen, so fanden sie gewöhnlich auf einer Felsplatte oder auf einem großen Baumstamme die herrlichsten Früchte aufgethürmt. Sie ließen sie sich dann gar wohl schmecken und hatten nicht Zeit zu fragen, woher sie kämen; denn die Muhme wußte immer gleich gar merkwürdige Geschichten von den alten Schlössern und Ritterburgen zu erzählen, deren Trümmer sie unten im Thale erblickten.

Einstmals fragte sie die Kinder über ihre häuslichen Verhältnisse aus und begehrte von ihnen zu wissen, weßhalb denn ihre Eltern eigentlich die Reise zu dieser Heilquelle mit ihnen gemacht hätten? Da vertraute ihr denn Willibald: sein Vater wäre sonst wohl ein gesunder und froher Mann gewesen, habe aber durch so manchen Kummer und so manche Noth, die er vorzüglich während des bösen Krieges ausgestanden, sowohl Gesundheit als auch Frohsinn zugesetzt und wolle nun sehen, ob er hier an dem Wunderborn und hier bei der schönen Natur beides wiederfinden könne.“ Die Mutter aber leide an einem heftigen Gichtschmerz, dergestalt, daß sie fast auf dem einen Fuße gar nicht mehr gehen könne; doch habe es damit gar seine eigene Bewandtniß. Bei einem Erntefeste nämlich, welches der Vater immer sehr froh zu begehen pflege, habe sich vor

mehreren Jahren einmal eine Bande Zigeuner eingefunden und gebeten, an dieser Freude mit Theil nehmen zu dürfen. Da die Leute nun sehr schöne Musik gemacht, so hätte der Vater nichts dagegen gehabt und es ihnen verstattet. Die Zigeuner hätten auch nicht allein gar lustig zum Tanze aufgespielt, sondern sich bald genug selbst hineingemischt und gar wunderbare Tänze aufgeführt. Endlich sey der Anführer von ihnen auf die Mutter zugekommen und habe sie auch zum Tanze aufgefordert. Die Mutter aber habe gerade seinen kleinen Bruder Ernst auf dem Schooße gehabt, der sich vor dem großen Mann gefürchtet und sich an die Mutter festgeklammert hätte. Theils um das weinende Kind zu beruhigen, theils weil der Tanz durch das Einmischen der Zigeuner sehr wild geworden, hätte sie es dem Manne abgeschlagen, und da er zudringlich geworden wäre, ihm endlich gesagt: er solle gehen, sie würde seinetwegen ihr Kind nicht von ihrem Schooße weggeben! Da sey der garstige Mann denn so ergrimmt, daß er allerhand Zeichen gemacht und gesagt habe: sie solle von Stund an in ihrem Leben nicht mehr tanzen, und je öfter sie ihre Kinder auf dem Schooße wiegen würde, desto weniger solle sie sogar selbst gehen können! — und hierauf wären die beleidigten Zigeuner aufgebrochen und fortgezogen. Die Mutter aber habe von Stund an einen Schmerz in einem Fuße gefühlt, der wirklich immer stärker geworden sey, je mehr sie ihre Kinder auf den Schooß genommen hätte. Jetzt, da sie nun außer ihm noch fünf Kinder besitze, die alle gern von der Mutter geliebkost seyn wollten, so sey das Uebel immer schlimmer geworden. Sie habe schon vieles dafür gebraucht und die Aerzte hätten ihr auch gerathen, vor allen Dingen die Kinder ja nicht mehr auf den Schooß zu nehmen; allein sie sage, dieß letztere könne sie nicht befolgen, denn wenn die Kleinen nach ihr die Aermchen ausstreckten, so müsse sie sie ja doch aufnehmen! — und dadurch sey sie nun fast ganz lahm geworden.

„Ei, ei, die arme Frau! die trägt ja ihr Leiden recht aus Mutterliebe!“ sagte die Mauthrentantin. „Mit deinem Vater wird sichs schon wieder geben, allein mit der Mutter sieht's übel aus, denn solche böse Zauberverwünschungen sind schwer zu heben. Indeß thut das hiesige Bad oft gute Wirkung und wir wollen das Beste hoffen!“

Nun wendete sie sich an Amalichen und verlangte auch von ihr die Krankheitsgeschichte ihrer Mutter zu erfahren. Das gute Kind versicherte aber freudig, daß weder ihr, noch ihrer lieben Mutter, die eine gesunde, blühende Frau sey, etwas fehlte, sondern daß sie beide bloß hieher gekommen wären, sich an der segensreichen Quelle zu stärken, und die frohe Gesellschaft und die schöne Natur zu genießen, welche letztere denn doch

auch wirklich gar zu herrlich sey, vorzüglich wenn man mit so lieben Freunden und einer so guten Muhme auf den alten schönen Bergen herum wandern könne. Die Mauthrentantin strich dem freundlichen Mädchen die Wangen, und das kleine Gneislein, welches den Erzählungen der Kinder aufmerksam zuzuhören schien und oft mit dem Köpfchen dazu nickte, als verstehe es alles, bellte gar freudig, wie Amalie die schöne Natur und die Berge so lobte.

Nun mußte aber auch Adolph erzählen. „Ach! ihr wißt ja wohl," hob er an, „was meiner lieben Mutter fehlt und wie ihre freundlichen Augen so leiden, daß sie kaum mehr sehen kann; aber das hängt auch wunderbar zusammen. Zwar spricht die Mutter niemals über die Ursache, aber sie hat aus ihrem fernen Geburtslande ihre alte Amme mitgebracht, die auch meine Wärterin war, und diese hat mir oft Folgendes anvertraut: Als nämlich meine Mutter geboren worden ist, haben ihre Eltern ein sehr großes Kindtaufen ausgerichtet, und unter vielen andern Pathen auch die ehrwürdige Aebtissin eines uralten Nonnenklosters zur Gevatterin gebeten. Von diesem Kloster hat man allgemein wissen wollen, daß es im Besitz großer Naturgeheimnisse sey, welche ihm vor alten Zeiten von einem sehr weisen Einsiedler vermacht worden wären. Als nun die Taufe vorüber gewesen, ist die alte Aebtissin ganz allein in die Kinderstube gekommen, wo sich bloß die Amme mit dem Kinde befunden hat. Hier hat sie das Kind auf die Arme genommen, es geliebkost und es lange mit großer Sehnsucht und Liebe angeblickt; endlich hat sie ein kleines krystallenes Fläschchen aus dem Busen gezogen, und nachdem sie den goldenen Stöpsel geöffnet, von dem klaren, darin enthaltenen Oele dem Kinde in jedes Auge einen Tropfen fallen lassen. Als nun die Amme erschrocken gefragt, was sie da beginne, hat die Aebtissin freundlich geantwortet: sie gäbe dem Kinde hier ihr Pathengeschenk, denn es sey dieß das kostbare Wunderöl, Himmelsthau genannt. Wenn man davon einem Kinde gleich nach der Taufe einen Tropfen auf jedes Auge fallen lasse, so spiegle sich dann durchs ganze Leben der Himmel immer in diesen Augen, und sie erhielten die wunderbare Kraft, daß, wenn sie einen recht bekümmerten trostlosen Menschen mitleidig anschauten, ihm wieder wohl und froh ums Herz würde! Die Aebtissin hat nach diesen Worten den Segen über das schlummernde Kind gesprochen, und nachdem sie die Amme reichlich beschenkt, es ihr mit der Bedeutung wieder zurückgegeben, daß sie nichts von alle dem erzählen, das Kind aber ja vor Weinen behüten solle, weil dergleichen Trestaugen, wie man sie zu nennen pflege, am allermeisten von Thränen angegriffen würden. Die Amme versichert nun," fuhr

Adolph fort, „daß seit dieser Zeit sie sich an den Augen des Kindes gar nicht habe satt sehen können, und daß jedem so wohl ums Herz geworden wäre, den das Kind nur angeblickt hätte. Und so muß es wohl auch geblieben seyn," setzte er bewegt hinzu; „denn mein guter Vater und wir Kinder kannten kein größeres Glück, als in die lieben freundlichen Augen der Mutter zu schau[illegible] und mancher arme Unglückliche ging froh und beruhigt von uns, wenn nächst der Hülfe, die er immer bei meinen guten Eltern fand, ihn auch die Mutter mit ihren Trostaugen angeblickt hatte. Aber die Amme sagt: das Herz meiner Mutter sey zu weich, denn bei fremder Noth steigen ihr immer gleich selbst die Thränen auf; wir Kinder haben ihr wohl auch manche Thräne gekostet, und so haben denn ihre Augen gelitten und sind so schwach geworden, daß sie sie beinahe immer verbunden tragen muß und sie fast zu verlieren fürchtet. Ach! wir haben schon alle Heilmittel versucht und der Vater würde sein halbes Vermögen hergeben, könnten wir nur wieder in die gesunden Trostaugen der Mutter schauen!"

Der arme Knabe konnte vor Rührung nicht weiter sprechen und die Mauthrentantin saß auch schweigend da und fuhr mit der Hand über die Augen. Endlich wendete sie sich an den kleinen Karl und befragte auch diesen.

Aber dieser antwortete ganz freundlich: „Uns fehlt niemals etwas! Wir mögen weder baden, noch mögen wir trinken, denn wird sind bloß des Spaßes wegen hier!"

Während aber die Kinder sich mit Muhme Mauthen auf dem Gipfel des Berges also unterhielten, war der Himmel finster geworden und ein starkes Gewitter zog auf. Die Kinder wollten aufbrechen und Amalie erinnerte recht dringend, eiligst nach Hause zu gehen; aber die Mauthrentantin meinte, sie wollten dieß herrliche Schauspiel doch lieber hier oben abwarten, denn sie würden dergleichen noch nicht gesehen haben und sollten auch gewiß nicht naß werden, weil die Wolken diesen Berg auf keine Weise berühren würden! Man blieb also oben und sah, wie das dunkle Gewitter immer näher und näher kam. Als aber der Sturm doch die Wolken faßte und sie auf den Berg zutrieb, brach die Mauthrentantin einen Tannenzweig ab und wehte damit vor sich hin, als wolle sie die Fliegen verscheuchen. Da theilte sich alsbald die schwarze Wolkenwand und ließ den Bergzipfel frei, auf dem sie standen, und die Kinder hörten Sturm und Schloßen neben sich vorbeirauschen und sahen das Gewitter mit seinen Blitzen und Donnern unter ihren Füßen über das Thal hinziehen. Alle schwiegen, ergriffen von dem mächtigen Naturschauspiel. Nur der kleine Karl lachte

bei jedem Donner laut auf, und Gneislein lief und haschte nach den Blitzen und spielte mit ihnen.

Der Oberamtmann Hirt und der Doktor Mißpickel kamen ihnen besorgt entgegen, fanden aber zu ihrer Verwunderung keins der Kinder vom Regen berührt. Der Doktor maß die Alte mit einem durchdringenden Blicke und fragte: „Sie werden wohl selten naß, meine Frau Mauthrentantin?“ „Selten,“ antwortete diese ganz unbefangen; „denn mir sind hier auf dem Gebirge die Wetterscheiden bekannt!“

„So, so! — Ha! ha!“ erwiederte er und kehrte sich lachend um.

Meine kleinen Leser werden wohl nun nicht mehr zweifeln, daß die Frau Mauthrentantin wirklich niemand anders als Eisfluthel selbst war, die sich diese Gestalt gewählt hatte, um unerkannt unter den Badegästen umherwandern und im Stillen ihre nähere Bekanntschaft machen zu können. So hielt sie es jedes Jahr, so wurde sie mit den Menschen vertraut, und wählte sich dann erst, nachdem sie sie auf mancherlei kleine Proben gestellt hatte, die beiden heraus, denen sie durch ihre besondere Kraft die völlige Gesundheit wiederschenkte. Sie hatte in diesem Jahre schon manche Bekanntschaft gemacht, die ihr nicht gefiel, wie z. B. die Bekanntschaft der Familie, die ihr das Hündchen nicht wiedergeben wollte; dagegen schien sie aber unsere Kinder sehr lieb gewonnen zu haben und ließ sich mit Willen recht viel von ihnen erzählen, um durch die Kinder auch mit den Eltern genauer bekannt zu werden.

Allein das fröhliche Beisammensehn in der freien Natur wurde bald gestört, denn es trat ein so anhaltend böses Wetter ein, daß Niemand mehr daran denken konnte, das Zimmer zu verlassen.

Eisfluthel, so wollen wir bisweilen nun wieder die Frau Mauthrentantin nennen, da wir sie erkannt haben, hatte zwar die strengsten Befehle an ihre Gnomen und Quellengeister ausgestellt, alle Morgen den Himmel über diesem Thale rein zu fegen und auf gut Wetter zu halten; allein dieß alles half nichts, denn eine stärkere Gewalt trieb die Nebelwolken dennoch herauf und ließ es Tag für Tag im Thale regnen.

„Das kann nur mein gottloser Bruder sehn, der mir diesen Possen spielt!“ dachte sie bei sich, „und er muß sich jedenfalls schon, ohne daß ich es weiß, unter den Badegästen befinden!“ Sie betrachtete nun aufmerksam alle anwesenden Männer; allein diese schienen ihr ruhige, stille Leute und keineswegs verkleidete Berggeister zu sehn, und so vermochte sie den Bruder immer nicht unter ihnen zu erkennen. Denn da Eisfluthel jetzt auf eine Zeit lang menschliche Gestalt angenommen hatte, so sahen ihre Augen auch nicht weiter wie menschliche Augen, und konnten keineswegs

tief in die innere Bruſt hineinſchauen, was ſie mit ihren Geiſteraugen ſonſt leicht im Stande geweſen wäre.

Die Badegeſellſchaft kam nun, weil man im Freien ſich nicht mehr ſehen konnte, im großen Geſellſchaftsſaale zuſammen, und ſuchte ſich auf mancherlei Weiſe die Zeit zu verkürzen. Dennoch aber guckte bisweilen die Langeweile zum Fenſter hinein, denn das Kartenſpiel verſtanden die anweſenden Männer nicht und zum Tanzen waren die meiſten zu alt und zu ſteif. Die Damen ſuchten ſich alſo auf andere Weiſe zu helfen und ſendeten deßhalb eine ſehr verbindliche Einladung an den Rath Schnüffelberg, einen in der Nachbarſchaft wohnenden, äußerſt intereſſanten Mann und beliebten Schriftſteller, und da dieſer denn auch wirklich ankam, ſo drang man allgemein in ihn, der Geſellſchaft etwas von ſeinen Werken vorzuleſen. Er that dieß auch und las vortrefflich; allein er wurde beſtändig geſtört, weil eine ewige Unruhe in der Geſellſchaft herrſchte. Bald fuhren die Damen auf und glaubten ſich von ihrer Nachbarin mit einer Nadel geſtochen, bald war es den Kindern, als würden ſie vom Stuhle geworfen, bald lachte jemand laut auf, während die rührendſten Stellen vorgeleſen wurden, und dennoch wollte niemand geneckt und niemand gelacht haben. Es entſtanden über dieſe fortwährenden Störungen in der Geſellſchaft manche bittere Aeußerungen, und vor allem bezeugte Doktor Mißpickel ſeine große Unzufriedenheit, indem er verſicherte, daß ſich gewiß kein Menſch auf das angenehme Vorleſen ſo gefreut habe, als er. Allein da dieſe tolle Wirthſchaft nicht aufhören wollte, ſondern immer zunahm, ſo bat der Rath Schnüffelberg um Verzeihung, wenn er nicht weiter leſen würde und legte das Buch weg.

Eisfinthel, die ſich als Mauthrentantin auch mit in der Geſellſchaft befand, zweifelte keinen Augenblick, daß niemand anders, als ihr ausgelaſſener Bruder auch dieſen Spuk treibe, und daß er jedenfalls unter irgend einer Verkleidung ſogar im Saale hier anweſend ſeyn müſſe. Aber wie ſollte ſie ihn herausfinden, da alle Anweſenden ihr ſchon bekannt waren. Sie ging endlich und ließ ſich die Badeliſte zeigen und ſah ſie genau durch; da fand ſie denn richtig die Namen aller Badegäſte darin aufgezeichnet; nur allein Doktor Mißpickel ſtand mit ſeinem Sohne nicht eingetragen. Dieß fiel ihr auf, und da ſie übrigens bemerkt zu haben glaubte, daß der Doktor bisweilen eine Brille aufſetzte, deren Gläſer von ganz beſonderem Glanze waren, und daß er allemal ſich des Lachens nicht enthalten konnte, wenn er ſie durch dieſe Brille anſah, ſo fiel ihr Verdacht auf ihn, und ſie meinte, daß er wahrſcheinlich aus Vorſorge, weil er wohl wüßte, daß die angenommenen menſchlichen Augen nicht weit

Bayerische Staatsbibliothek München

reichten, ſich ſeine Gnomenbrille mitgenommen habe, durch deren ſcharfe Gläſer er alles in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erblickte und daher auch ſie längſt erkannt hätte. Allein ſie wollte doch ihrer Sache gern gewiß ſeyn und bat den Herrn Doktor inſtändig, ihr doch einmal nur ſeine Brille zu leihen, weil ſie ſelbſt ſehr ſchwache Augen habe. Der Doktor aber verweigerte dieß ſehr höflich, indem er vorgab: „die Augen der Frau Mauthrentantin wären viel zu gut und ihre Naſe viel zu klein für ſeine Brille!“ Während deſſen rückte die übrige Geſellſchaft die Stühle im Kreiſe umher, weil man, da das Vorleſen geſtört war, nun geſellſchaftliche Spiele beginnen wollte. Es wurde zuerſt das bekannte Spiel: Schenken und Logiren vorgeſchlagen. Eisfluthel ſuchte geſchwind des Doktors Nachbarin zu werden, denn ſie gedachte durch Liſt ihn nun ſchon ſelbſt zum Geſtändniß zu bringen, und als im Laufe des Spiels er ſich ſehr artig zu ihr wendete, ihr ſein Ohr hinhielt und ſehr verbindlich fragte, welche intereſſante Perſon ihm denn die Frau Mauthrentantin ſchenken würde? ſo antwortete ſie heimlich: „Ich ſchenke ihnen den Rübezahl!“

„Nein, das iſt ein verfluchter Name!“ rief der Doktor, und ſprang ſo hitzig auf, daß ihm die Brille von der Naſe fiel; da erhaſchte ſie Eisfluthel, ſetzte ſie ſchnell auf, und weil ſie durch dieſelbe den Bruder Rübezahl nun leibhaftig vor ſich ſtehen ſah, ſo zog ſie ihn wieder auf ſeinen Stuhl nieder und ſagte leiſe: „Sey doch ruhig, Brüderchen; wir haben uns ja wohl gegenſeitig erkannt!“ Beide Geſchwiſter lachten nun recht herzlich, und Rübezahl wurde ſo guter Laune, daß er ſtatt der bisherigen Neckereien nur Frohſinn und Witz in die Unterhaltung miſchte, und die Geſellſchaft endlich mit der Verſicherung aus einander ging, der Doktor ſey ein allerliebſter Mann, und man habe lange nicht einen ſo vergnügten Abend gehabt.

Des andern Tages bat nun Eisfluthel ihren Bruder recht herzlich und wehmüthig, ſich doch ihrer guten Wetterabſicht nicht weiter entgegen zu ſtellen, ſondern mit Sturm und Regen doch endlich einmal nachzulaſſen. Rübezahl aber verweigerte dieß hartnäckig. „Denn,“ ſagte er, „weil du mich nun einmal eingeladen haſt, hier unter den Menſchen zu leben, um ſie kennen zu lernen, ſo muß ich ſie auch dicht beiſammen haben. Bei gutem Wetter kann es ihnen nicht ſchwer fallen, gut und verträglich zu ſeyn und ſich lieb zu haben, denn da können ſie einander aus dem Wege gehen; deßhalb will ich ſie mit Sturm und Regen in die Enge treiben, und dann will ich ſehen, wie ſie ſind!“ Das böſe Wetter ließ daher nicht nach.

Die armen Kinder waren am übelſten daran, denn ihr Hauptgenuß,

die kleinen Gebirgswanderungen mit Muhme Mauthen, war nun gestört. Die Muhme selbst wohnte in einem entfernten Hause, so daß sie bei diesem Unwetter sie nur selten besuchen und nur selten eine Erzählung von ihr hören konnten. Desto öfter kamen sie nun bei Willibalds Eltern zusammen und vertrieben sich dort die Zeit auf manche nützliche Weise.

Der kleine Karl Mißpickel, den wir nun als Rübezahls Söhnlein kennen, und der bisher nur das unbändige Herumschweifen in seines Vaters unterirdischem Geisterreiche gewohnt war, hatte sich anfänglich durch den kleinen angenommenen Körper gar sehr beengt gefühlt; allein jetzt gefiel ihm dieß Verhältniß sehr wohl, denn er konnte nicht allein die menschliche Gestalt zu mancherlei lustigen Streichen gebrauchen, sondern er hatte die Menschen auch recht lieb gewonnen, denen er nun gleich war, und vorzüglich sich mit herzlicher Neigung an Willibald und an dessen sanfte Mutter gehangen; denn Willibald war auch ein munterer, lustiger Page, und die zarte Liebe, die Karl bei Madame Hirt fand, that seinem kleinen Menschenherzen unbeschreiblich wohl.

Eines Tages saßen die Kinder, während feuchte Nebel draußen das Thal einhüllten, auch beisammen, und Willibald las ihnen aus einem Buche vor. „Wo hast du denn dieß schöne Buch her?“ fragte Adolph. Willibald erzählte, daß sein Vater es ihm zum Geburtstag geschenkt habe, und hievon nahmen die Kinder Gelegenheit, sich gegenseitig von ihren Geburtstagen und wie diese jedesmal gefeiert würden, zu erzählen. Da wurde denn auch Karl gefragt, der bisher ganz geschwiegen hatte, wann denn sein Geburtstag sey? — Diese Frage kam ihm überraschend, denn dergleichen Gnomen, wie Karl einer war, können wohl das Jahrtausend, oder höchstens das Jahrhundert ihrer Entstehung, nicht aber den Tag ihrer Geburt angeben. Weil ihm aber der Vater streng befohlen hatte, sich ja nicht zu verschnappen, und sich ja überall als Mensch zu benehmen, so antwortete er schnell: „Uebermorgen!“ — Die Kinder winkten sich geheimnißvoll zu, und auch Madame Hirt, die an ihrem Arbeitstische nahe bei ihnen saß, sah lächelnd auf Karln hin.

Der dritte Tag war kaum erschienen, da eilte Willibald zu seinem Freunde Karl, und bat ihn, heute bei ihm zu frühstücken. Und da nun Karl willig mit ihm ging, und sie in das Oberamtmanns Hirt Zimmer traten, sah er auf einem mit Blumen geschmückten Tische einen schönen Kuchen stehen, auf dem ein großes Wachslicht brannte, und Amalie und Adolph waren auch zugegen, und eilten auf ihn zu, und umhingen ihn mit Blumenkränzen und gaben ihm kleine Geschenke, Amaliechen ein niedliches Glas, worauf ihr Name stand, und Adolph ein schönes blankes

Messer, und Willibald schenkte ihm ein Bilderbuch, und Madame Hirt führte ihn an den Tisch und sagte: „Siehe, mein lieber Karl, den Kuchen habe ich dir gebacken, und so wie ich viel Zucker hineingemischt habe, so möchte ich gern dein ganzes Leben dir versüßen. Der liebe Gott segne dich!“ fuhr sie fort, „werde ein braver Mann, damit dein Vater Freude an dir erlebt!“ und hiermit zog sie ihn an ihre Brust, und sagte sehr sanft: „Nenne mich nun aber auch einmal deine Mutter!“ — Da fühlte Karl die süße reine Menschenliebe reich und warm aus dem Mutterherzen in seine kleine Brust strömen, und er fing bitterlich an zu weinen, und schlang seine Arme um Madame Hirt, und sagte sehr herzlich: „Meine gute, gute Mutter!“ und die übrigen Kinder drängten sich auch hinzu und theilten die Umarmung.

Doktor Mißpickel war neugierig seinem Sohne nachgegangen, und stand schon lange unbemerkt in der offenen Thüre. Endlich, da ihn die Kinder gewahr wurden und Karl auf ihn zusprang, und ihn jubelnd zu seinem Kuchen hinführte, sagte er verbindlich zu Madame Hirt: „Madame! Sie werden durch Ihre große Güte meinen ungezogenen Buben ganz verwöhnen und ihn mir am Ende gar abspenstig machen!“ — „O,“ antwortete sie, „ich wollte, ich könnte das, und er würde mein Kind!“

„Aber Madame haben ja selbst schon sechs eigene lebendige Kinder, wie ich vernommen!“ erwiederte er.

„Das wohl,“ sagte sie sanft, „allein die Kinder sind ja unser größter Reichthum, und mir ist ein lieber Knabe gestorben, der jetzt eben so groß seyn würde, wie Ihr Sohn, und wenn ich Ihren Karl um mich habe, so denke ich immer, mein Kind sey mir wieder geschenkt! — Da Ihr Kleiner keine Mutter mehr hat,“ setzte sie freundlich hinzu, „so könnten Sie mir ihn eigentlich wohl ganz überlassen!“ „Ja, ja! ich will bei Mutter Hirt bleiben!“ rief Karl und umschlang sie liebevoll.

Doktor Mißpickel sah nicht mehr mit den ernsten feurigen Augen wie bisher, sondern dießmal mit sehr milden, freundlichen Blicken auf seinen Sohn und die Mutter, und weil er fühlte, daß es ihm in den Augen zu kribbeln anfing, und sie ihm wider Willen feucht werden wollten, so zwang er sich durch eine Prise Tabak zum Niesen, und sagte: „Nun, Madame! wer weiß, ob ich Sie nicht einmal beim Worte nehme!“

Jetzt trat auch der Oberamtmann ins Zimmer und wünschte dem Kleinen Glück zum Geburtstag. Er holte eine Flasche Ungarwein herbei, schenkte die Gläser voll, und nöthigte den Doktor, mit ihm auf die Gesundheit und auf ein langes glückliches Leben seines Sohnes anzustoßen. Der Doktor that es, aber er fühlte sich seltsam bewegt, daß er, der als

Gnome den Tod nicht kannte, auf ein langes fröhliches Menschenleben anstoßen sollte. Der Wunsch kam ihm so kleinlich und doch auch wieder so groß vor, denn ob ihm gleich das Leben der Menschen nur eine kurze Stunde däuchte, so fing er doch an die Ueberzeugung zu gewinnen, daß trotz allen Kummers und aller Noth, welche das Schicksal in diese kurzen Minuten zusammengedrängt habe, sie dennoch auch reich ausgestattet wären, und es war ihm fast so, als solle er die Menschen beneiden um diese Stunde voll Leiden und voll Glück. — Er stieß also mit dem Oberamtmann die Gläser zusammen, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich wollte, mein Sohn wäre einmal im eigentlichen Sinne ein Mensch!“

Die übrige Gesellschaft der Badegäste hatte sich nun fast an das schlechte Wetter gewöhnt, versammelte sich fleißig im Gesellschaftssaale, und Rübezahl mußte zu seinem Erstaunen sehen, daß seine schlechte Wetterprobe die Menschen, statt sie mit einander zu entzweien, vielmehr immer enger zusammenführte, als machten sie nur eine große Familie aus. Aber er wollte doch nicht nachlassen, denn er hatte seine stille Lust daran, daß man beständig über das schlechte Wetter schrie und klagte, und viele Damen, die sich dabei erkältet hatten, ihn als einen Doktor um Rath fragten, wo er ihnen dann die wunderbarsten Mittel verordnete. Ueberdieß gefiel es ihm auch nicht wenig, daß er durch seinen treffenden Witz und seine herrliche Unterhaltungsgabe alle übrigen Männer verdunkelte, und die Aufmerksamkeit fast auf sich allein zog.

Eisfluthel bemerkte dieß leider mit großem Kummer, und da sie doch so gern wieder einen heitern Himmel über ihrem freundlichen Thale sehen wollte, mit Bitten aber bei dem Bruder nichts ausrichten konnte, so nahm sie zu einer List ihre Zuflucht. Die Damen hatten nämlich einst gewünscht, einige hübsche neue Lieder zu haben, und mehrere Männer aus der Gesellschaft hatten es übernommen, sie zu dichten. Rübezahl, der sich hier einmal recht in seiner Geistesüberlegenheit zeigen wollte, hatte denn auch in großer Schnelligkeit ein Gedicht entworfen, aber wirklich von so trefflichem Gehalte, daß die leichten Verse der übrigen gar nicht in Betracht kamen, und er den ungetheilten Beifall der Gesellschaft erntete. Da mischte sich Eisfluthel unter die begeisterten Damen und flüsterte ihnen insgeheim zu: daß, wenn sie den Doktor Mißpickel recht ehren und für seine schöne Dichtung belohnen wollten, sie ihn alle um eine Abschrift davon bitten müßten, denn dieß solle seine schwache Seite seyn, und bei dem anhaltend schlechten Wetter habe er ja auch Zeit dazu! — Da wurde denn der Doktor von allen Damen belagert und um Abschrift seines unvergleichlichen Gedichts gebeten, die er ihnen bei dem schlechten Wetter

ja leicht machen werde! — Weil er nun den Artigen ſpielte, und es keiner abſchlagen wollte, ſo mußte er deßhalb mehrere Tage um und um ſchreiben, denn die Damen baten zu dringend.

Da eilte er denn, ſeine Schweſter aufzuſuchen. „Nein!“ rief er aus, „eine ſolche Wuth auf Verſe, als dieſe Menſchen haben, muß auf der ganzen Welt nirgends zu finden ſeyn. Verdammt ſey mein Einfall mit dem Dichten, denn ich kann nicht mehr ſitzen und ſchreiben. Geſchwind laß uns wieder gut Wetter machen, daß die Menſchen herauskommen und auf andere Gedanken gerathen!“

Er ſchickte hierauf ſofort die böſen Winde nach Hauſe, und Eisfluthel hatte endlich ihren Willen und ließ den Himmel wieder ſo ſchön und rein fegen, daß man bald kein Wölkchen mehr daran erblickte.

„Nun, wie ſteht's?“ fragte ſie eines Tages den Bruder, „biſt du mit den Menſchen zufrieden, und gibſt mir recht, daß es in der Regel gute Geſchöpfe ſind, die man liebgewinnen muß?“

„Noch nicht ganz!“ entgegnete er; „denn noch habe ich keine ſonderlichen Proben der gerühmten, aufopfernden Liebe geſehen, und ich bin nicht ſo leicht zu beſtechen, als mein Schweſterchen, die ſich gewiß ſchon längſt unter den Badegäſten die beiden Perſonen ausgewählt hat, welche ſie durch ihre beſondere Kraft vor allen andern zu heilen gedenkt!“ — Eisfluthel konnte dieß nicht ableugnen. — „Nun,“ fuhr er fort, „da ich einmal jetzt dein Gaſt bin, ſo mache mir auch das Vergnügen und nenne mir deine beiden Auserwählten, und überlaß mir allein ihre Heilung. Ich will ihnen erſt noch ein bischen näher zu kommen ſuchen, und wenn ich ſie für würdig halte, dann ſchon den rechten Augenblick dazu finden.“

Eisfluthel mußte endlich einwilligen und empfahl ihm Adolphs Mutter, die Frau von Geierſtein, und Willibalds Mutter, die Madame Hirt, als ihre beiden Lieblinge, bat ihn aber recht dringend, nicht nach ſeiner gewöhnlichen unbändigen Weiſe, ſondern hübſch ſanft mit ihnen zu verfahren.

Von dem ſchönen Wetter wieder herausgelockt, drangen unſere lieben Kinder nun auf's neue in Muhme Mauthen, ihre kleinen Spaziergänge wieder mit ihnen zu beginnen, und die gute Muhme, die nirgends lieber als unter dieſen Kindern war, ließ ſich auch nicht lange bitten. So ging es denn abermals unter fröhlichen Erzählungen von Thal zu Thal, von Berg zu Berg.

Nur Adolph blieb größtentheils von dieſen frohen Wanderungen jetzt zurück, denn die böſe Witterung hatte auf die Augen ſeiner lieben Mutter ſehr nachtheilig gewirkt, dergeſtalt, daß ſie große Schmerzen daran empfand, auch die allerkleinſte Anſtrengung vermeiden und ſie faſt immer verbunden

tragen mußte. Der gute Knabe konnte sich nicht entschließen, die geliebte Mutter in diesem Zustande zu verlassen, und gab lieber seine frohen Spaziergänge auf. Nur dann, wann die Mutter Besuch erhielt und er sie in guter Gesellschaft wußte, ging er wohl hinaus und setzte sich auf sein Lieblingsplätzchen und wartete einsam und traurig, ob seine kleinen Freunde mit Muhme Mauthen nicht vielleicht bald zurückkommen würden.

So saß er auch eines Abends, und schaute in Gedanken versunken ins Thal. Da kam wie von ungefähr der Doktor Mißpickel gegangen und setzte sich zu ihm. Er fing an, sich mit dem Kleinen zu unterhalten, und ließ sich von ihm recht viel von seiner Mutter und von seinen übrigen häuslichen Verhältnissen erzählen. Da wurde dem Doktor denn wohl klar, daß der Knabe gar vortreffliche Eltern haben müßte, und daß vorzüglich das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ein sehr schönes und zartes sey. Als nun Adolph ihm mit Thränen auch von den Leiden seiner guten Mutter erzählte, meinte der Doktor: daß dieß allerdings eine sehr schlimme Sache wäre, und daß nach seiner Ueberzeugung nur ein allereinziges Mittel ihr helfen könne, welches freilich außer ihm noch niemanden bekannt sey, weil er es erst selbst erfunden hätte, denn er sey ein tüchtiger Augenarzt!

Adolph hörte hoch auf; endlich faßte er des Doktors Hand und bat ihn gar dringend, ihm dieses untrügliche Heilmittel doch zu sagen, er wolle es auch gewiß verschweigen! — „Ja, mein liebes Kind, nennen will ich dir es wohl!“ sagte der Doktor; „allein es ist keine so leichte Sache. — Es käme nämlich bloß darauf an, deiner Mutter andere Augen einzusetzen!“

„Andere Augen?“ rief Adolph erstaunt. „Können Sie denn neue Augen machen?“ — „Das nicht!“ erwiederte der Doktor; „aber wenn sich jemand fände, der recht gesunde Augen hätte, und sie sich von mir recht sauber ausschneiden ließe, so nenne mich einen Hundsfott, wenn ich sie deiner Mutter nicht einsetzte und ihr völlig gesunde Augen verschaffte, denn dergleichen Operationen sind mir ein Spaß. Aber freilich, dazu, mein Söhnchen! gibt sich niemand her!“ — und hiermit stand er auf und ließ den erstaunten Knaben allein.

Von diesem Augenblicke an ging Adolph ernst und wie in Gedanken versunken umher. Weder die Mutter, noch seine Gespielen konnten sich sein verändertes Wesen erklären; aber in der heißen Kindesliebe seiner Brust reifte ein großer, heiliger Entschluß.

Nach einigen Tagen suchte er den Doktor Mißpickel wieder allein zu sprechen, und fragte ihn ängstlich: ob denn das Einsetzen anderer Augen der Mutter sehr weh thun würde? — „Nichts weniger!“ antwortete der Doktor; „das ist vielmehr ein angenehmes Gefühl; allein das Ausschneiden

der Augen, mein Kleiner, das Ausſchneiden, das iſt ſehr mit großen Schmerzen verbunden, und deßhalb gibt ſich auch niemand dazu her, wenn man ihm gleich übrigens die Augen bezahlen wollte und könnte!"

Adolph bat hierauf den Doktor, daß er doch einmal ſeine Augen anſehen und ihm dann ſagen möchte, ob er ſie für gut und geſund hielte? — „Ei! das ſind vortreffliche Augen!" rief der Doktor, als er hinein geſchaut hatte; „ich wollte, daß deine gute Mutter ſolche Augen hätte!" Da fiel Adolph bewegt dem Doktor um den Hals und geſtand ihm ſchüchtern, daß er freudig ſeine Augen hergeben wolle, wenn er ſie nur aber auch dann ganz gewiß der Mutter ordentlich einſetzen könnte!

„Du zweifelſt wohl an meiner Geſchicklichkeit?" ſagte der Doktor. „O! da ſollſt du gleich eine Probe erhalten!" — Mit dieſen Worten zog er ein kleines Meſſerchen aus der Taſche, ſchnitt mit großer Behendigkeit, und ehe Adolph es nur ahnen konnte, ihm ein Ohrläppchen ab, that ein gleiches an ſich ſelbſt, vertauſchte die beiden Ohrläppchen, und ſetzte ſie gegenſeitig wieder an, ohne daß Adolph an ſeinem Ohre etwas gemerkt oder eben einen Schmerz empfunden hätte. Dieſer war erſtaunt, aber von der Geſchicklichkeit des Doktors nun auch völlig überzeugt, und beſchwor ihn um ſo dringender, nun auch die Augenoperation vorzunehmen! — Der Doktor ſtreichelte ihm ſehr freundlich die Wangen, und ſtellte ihm vieles dagegen vor, ſchilderte ihm auch die Schmerzen während des Ausſchneidens als ſehr groß, und ſeinen Zuſtand, wenn er nun ganz blind ſeyn würde, als ſehr traurig. Allein Adolph blieb feſt entſchloſſen und verſicherte, daß er nie wieder ruhig werden könnte, wenn der Doktor ſeine Bitte nicht erfüllen wollte.

„Nun, ſo wollen wir doch erſt mit deiner Mutter darüber ſprechen!" ſagte der Doktor.

„Behüte Gott!" rief Adolph, „denken Sie denn, daß die Mutter es zulaſſen würde, wenn ſie es wüßte? — Nein, wenn Sie meine Augen erſt haben, dann eilen Sie damit zur Mutter, und ſetzen Sie ſie ihr friſch ein, ſagen ihr aber ja nicht, von wem ſie kommen!"

Doktor Mißpickel ſchüttelte den Kopf, willigte aber endlich ein, und man ſetzte die Operation auf morgen Nachmittag feſt.

Rübezahl war über die Liebe des Knaben zu ſeiner Mutter wirklich erſtaunt und gerührt, die ihm ein ſicherer Bürge ſchien, daß ſie ſelbſt eine vortreffliche Frau ſeyn müſſe; aber dennoch war er auch feſt entſchloſſen, Adolphs Standhaftigkeit auf die härteſte Probe zu ſtellen. Er unterließ nicht, die Schweſter davon zu unterrichten, und ob ihm dieſe gleich die dringendſten Gegenvorſtellungen machte, ſo blieb er dennoch feſt dabei, die

Augenoperation morgen wirklich vorzunehmen. Zugleich mußte ſie ihm verſprechen, mit den drei übrigen Kindern auch gegenwärtig zu ſeyn, denn er wollte ja doch auch ſehen, was dieſe dazu ſagen würden.

Adolph ging nun der Mutter nicht mehr von der Seite, ſondern ſtand immer neben ihr und ſah ſie mit wehmüthig freundlichen Blicken an, denn ihm fiel doch im Stillen ein, daß morgen zwar die Mutter ſeine geſunden Augen beſitzen, er ſie aber dann nicht mehr würde anſehen können. Auch überlief ihn wohl ein kleiner Schauder, wenn er an das Ausſchneiden ſelbſt gedachte: allein ſein Entſchluß ſtand dennoch feſt, und ſobald er nur die Mutter über Schmerzen klagen hörte, ſo verſchwand jedes andere Gefühl, und nur die Freude, die Augen ſeiner lieben Mutter ſelbſt retten zu können, blieb in ſeiner Bruſt zurück.

So hatte er denn ohne Furcht den andern Tag erwartet und war, da ſeine Mutter nach Tiſche gewöhnlich etwas zu ruhen pflegte, indeß zu ſeinen Geſpielen gegangen, die er nebſt Muhme Mauthen bereits auf ihrem Lieblingsplätzchen fand. Er ſah ſchweigend ſeine kleinen Freunde und die Berge und die Thäler an, und dachte, es ſey nun wohl bald das letztemal, denn er meinte, daß ihm der Doktor höchſtens etwa noch ein paar Stunden Zeit verſtatten würde. Allein dieſer, der ſelbſt den Augenblick nicht erwarten konnte, ſchritt ſchon den Gang herauf und ſtand mit ſeinem Bindezeuge vor Adolphen, ehe dieſer es vermuthete. Ein klein wenig erſchrak er doch erſt, dann aber ſagte er geſchwind: „Lieber Herr Doktor! warten Sie nur noch einen Augenblick!“ — und damit ſprang er fort, und zog Willibald mit ſich. „Adieu! Adieu!“ ſagte der Doktor lächelnd; „der reißt aus und kommt nicht wieder! — Nun, meine liebe Frau Mauthrentantin!“ ſetzte er höhniſch hinzu, indem er ſich zu Eiſfluthel wendete, „ich dächte, dieſe Liebesprobe wäre leidlich überſtanden!“

„Sie war auch zu ſchwer!“ antwortete dieſe empfindlich, „und ich zweifle gar ſehr, daß ſelbſt der ſtarke Herr Doktor ſie beſtanden haben würde!“

Indeß ſie nun noch manches Wort hierüber wechſelten, und der Doktor die gekränkte Schweſter auslachte, ſahen ſie mit einemmale die beiden Knaben zurückkehren und Willibald Adolphen führen, der die Augen feſt verſchloſſen hielt.

„Was ſoll denn dieß bedeuten?“ fragte der Doktor. „Ach, Sie kamen ſchneller, als ich geglaubt hatte,“ antwortete Adolph, ohne die Augen zu öffnen, „und ich wollte ja doch die Mutter noch einmal ſehen; da bin ich denn nun bei ihr geweſen und habe ſie mir ſo recht angeſchaut, und ſie hat mir zugelächelt, und dann habe ich die Augen zugedrückt,

damit ich weiter nichts sehe und das liebe Bild meiner Mutter, das meine Augen zuletzt gefaßt haben, recht fest halten kann! — Aber nun schneiden Sie auch geschwind," setzte er hinzu und hielt ihm die geschlossenen Augen muthig hin, „denn die Mutter fühlt heute besonders große Schmerzen!"

Eisfluthel sah den Doktor triumphirend an, der wieder eine Prise nahm, weil er zu niesen wünschte und dann zu Adolphen sagte: „Ja, mein kleiner Mann, wenn ich schneiden soll, so mußt du die Augen aufmachen und dich hierher setzen!" — und da dieser still folgte, so packte der Doktor viele blanke, scharfe Messer aus, setzte einen Teller neben sich, und nachdem er den übrigen Kindern, die betroffen zusahen, mit kurzen Worten bekannt gemacht hatte, was vorgehen sollte, fing er die Operation wirklich an. Mit einem spitzigen Messer stach er nun tief in die Augenhöhle hinein und schnitt dann rings herum, um das Auge auszulösen. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, dem Knaben recht viel Schmerzen zu verursachen; allein, da dieser ihm das kindlich-freundliche Angesicht so treuherzig hinhielt, da kein Laut des Schmerzes, sondern nur von Zeit zu Zeit die Worte: „meine gute Mutter!" über seine Lippen kamen, und der Doktor selbst keine Prise nehmen konnte, weil seine beiden Hände bei der Operation beschäftigt waren, so vermochte er eine Thräne nicht aufzuhalten, die ihm über die Wangen rollte, und nicht zu verhindern, daß sie in Adolphs blutende Augenhöhle fiel, wodurch aller Schmerz so auf einmal gestillt wurde, daß der Kleine versicherte, das Schneiden thue ihm mehr wohl als wehe! —

Ein Auge war nun herausgeschnitten. Der Doktor legte es neben sich auf den Teller, hielt mit der Hand Adolphs leere Augenhöhle zu, und verband sie mit Tüchern. Als er sich nun auch über das zweite Auge hermachen wollte, fielen ihm die andern Kinder mit unbeschreiblicher Angst in die Arme. Willibald wollte ihm das blutige Messer mit Gewalt entreißen, und Amalichen bat ihn weinend, dem armen Adolph doch wenigstens das eine Auge zu lassen und, wenn er denn einmal zwei Augen haben müsse, ihr lieber ein Auge auszuschneiden! — Aber der Doktor warf Willibalden unsanft auf die Seite und sagte hart zu Amalien: „Zweierlei Augen kann ich nicht gebrauchen! Ein graues und ein blaues taugt nicht zusammen! Wenn Adolph das andere Auge nicht hergeben will, gut! so wollen wir aufhören." — Aber Adolph bat leise, sich durch nichts stören zu lassen, und Doktor Mißpickel wollte fortfahren, indeß Willibald und Amalie weinend ihre Gesichter in Muhme Mauthens Schooß verbargen, denn sie konnten die Qual nicht mit ansehen. Da faßte der kleine Karl den Vater hinten beim Rockschooß, zog ihn zurück

und ſagte: „Lieber Vater, laß es nun gut ſeyn! Lieber, goldner Vater, laß es nun ſeyn!“ — Der Doktor aber hörte nicht darauf, da zog Karl immer ſtärker und rief: „Doktor Mißpickel, du ſollſt es nun gut ſeyn laſſen! Hörſt du gar nicht, garſtiger Doktor Mißpickel?“ — Der aufgebrachte Vater gab ihm rücklings einen Tritt; aber Karl riß um ſo toller an des Vaters Rocke und ſchrie endlich in höchſter Verzweiflung: „Du ſollſt es aber nun gut ſeyn laſſen, du abſcheulicher Rübezahl!“

Das war denn doch zu viel. Der Doktor warf das Meſſer wüthend aus der Hand, faßte mit gewaltiger Kraft ſein Söhnchen, widelte es wie ein Schnupftuch zuſammen und ſteckte es in die Taſche, wo man den Kleinen noch lange ſtrampeln ſah und quicken hörte. Hierauf ſchnitt er gelaſſen dem armen Adolph auch das andere Auge aus.

Als er ihn nun völlig mit einem Tuche verbunden und dem blinden Knaben, den Eisfluthel liebend in ihre Arme nahm, ſelbſt leiſe einen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte, kam plötzlich Frau von Geierſtein, von einer Freundin geführt, den Gang ſchnell herauf und gerade auf ſie zu. Adolphs Benehmen, als er zuletzt mit Willibald bei ihr geweſen war, und ſie noch einmal ſo recht innig und ſehnſüchtig geküßt und angeſchaut hatte, und dann mit geſchloſſenen Augen fortgeeilt war, mußte ihr natürlich aufgefallen ſeyn; ſie glaubte, daß in des Knaben Seele etwas Beſonderes vorgehe, und eilte daher beſorgt ihn aufzuſuchen. Aber kaum hatte Willibald und Amalie ſie erblickt, als ſie zu ihr hinflogen und unter Thränen ihr erzählten: der abſcheuliche Doktor Mißpickel habe ihrem Adolph die geſunden friſchen Augen ausgeſchnitten, um ſie ihr einzuſetzen; dort auf der Bank ſitze nun der arme blinde Junge, und auf dem Teller dort lägen die blutigen ausgeſchnittenen Augen. — „Was iſt das? Um Gottes Willen, was geht hier vor?“ rief die erſchreckene Mutter und hob das Tuch auf, womit ihre leidenden Augen wie mit einem Schirm bedeckt waren. „Nichts! gar nichts! meine Gnädige!“ antwortete der Doktor freundlich und ließ unvermerkt hinter ſeinem Rücken das Söhnchen wieder aus der Taſche hüpfen. „Wir wollten nur mit den Kindern ſo eben die Blindekuh ſpielen und haben dero Herrn Sohne deßhalb die Augen verbunden. Jetzt aber dürfte doch wohl aus dem ganzen Spiele nichts werden, und deßhalb möchten Ew. Gnaden auch eben ſo wenig ein Tuch mehr um die Augen brauchen!“ — Mit dieſen Worten nahm er nicht allein Adolphen den Verband ab, ſondern löſte auch unvermerkt das Tuch, was die Mutter um ihre kranken Augen trug, indem er ihr ſchnell hineinhauchte, und erſtaunt und entzückt ſahen Mutter und Sohn ſich wieder in die geſunden ſchmerzloſen Augen.

„Aber was haben Sie denn dort auf dem Teller?“ fragte die immer noch beſorgte Mutter.

„Das ſind ein Paar koſtbare Opale, die man Weltauge zu nennen pflegt, und die ich aus meiner Mineraliенſammlung mitgebracht habe, um ſie den lieben Kindern hier vorzuzeigen!“ entgegnete der Doktor und präſentirte ſie der Frau von Geierſtein, die auch wirklich ein Paar dergleichen wunderſchöne Edelſteine auf dem Teller erblickte. — Alle ſahen ſich betreffen an und wußten nicht, was ſie denken ſollten.

Die Augen der Mutter waren völlig wieder hergeſtellt, Adolph hatte ja die ſeinigen auch noch, und ſo glaubten alle nur geträumt zu haben. — Auch die Kinder ſchwiegen über das Vorgefallene, das ſie nicht zuſammenreimen konnten, und indeß ſie ſich jubelnd um Adolph und ſeine Mutter drängten, die ſich innig umſchlungen hielten und der Mutter nicht genug in die wiedergeneſenen holden Troſtaugen ſchauen konnten, und indeß auch die alte freundliche Mauthrentantin die Umarmung theilte, hatte ſich Doktor Miſſpickel ſtill bewegt fortgeſchlichen.

Muhme Mauthen labete die Kinder, die nicht wußten, wie ſie ihre Stimmung auslaſſen ſollten, nun zu einem ſchönen, weiten Spaziergange ein; auch der glückliche Adolph ſchloß ſich ihnen wieder an, und ſeine frohe Mutter ſuchte ihre Freundin, die Madame Hirt, auf, um ihr die ſchnelle, unverhoffte Wiedergeneſung ihrer Augen zu verkündigen.

Dieſe freute ſich gar innig darüber und ſchob natürlich alles auf die Kraft der Heilquelle; ihr aber hatte dieſe leider noch nicht helfen wollen, denn der Gichtſchmerz in ihrem Fuße war faſt noch ſtärker geworden als anfangs, ſo daß ſie ohne die ſchmerzlichſten Empfindungen gar nicht mehr gehen konnte. — Die Kunde von der ſchnellen Hülfe, die Frau von Geierſtein an der Quelle gefunden, hatte ſich bald auch unter der übrigen Badegeſellſchaft verbreitet; alle kamen, ihr Glück zu wünſchen, und die Brunnenärzte hatten genug zu thun, dieſes anſcheinende Wunder natürlich erklären zu wollen. Man war allgemein in der heiterſten Stimmung, und als der Abend kam, verſammelte man ſich zu einem fröhlichen Feſte im Saale.

Da trat endlich die Mauthrentantin mit Adolphen und Amalien herein, ſah ſich überall um, als ſuche ſie jemanden, und kam endlich auf Madame Hirt zu, indem ſie ängſtlich fragte: ob denn Willibald und Karl nicht ſchon nach Hauſe gekommen wären? — Dieſe verneinte es und meinte, ſie wären ja mit ihr gegangen! Da erzählte die Mauthrentantin erſchrocken: die beiden Knaben hätten einen nähern Weg eingeſchlagen und dann unten am Berge auf ſie warten wollen; allein ſie mit

den andern Kindern habe ſchon länger als eine Stunde dort auf die Knaben gewartet, und da dieſe immer noch nicht gekommen wären und ſogar die Nacht jetzt einbrechen wolle, ſo hätte ſie endlich glauben müſſen, die Knaben wären ſchon nach Hauſe gegangen! — Madame Hirt erſchrak nicht wenig, denn ſie ſah wohl ein, daß ſie ſich jedenfalls verirrt haben mußten, und wo waren ſie nun wieder aufzuſuchen bei der Nacht, und in dem großen, waldigen Gebirge? —

„Fort! fort! wir wollen die armen Kinder ſuchen!“ rief ſie und eilte zum Saale hinaus.

Die Mauthrentmeiſterin wollte ſie aufhalten und bat, doch erſt die Rückkunft der Väter abzuwarten, die ins Thal ſpazieren gegangen wären; dieſe würden dann ſchon Anſtalten treffen; auch gäbe es hier ja Leute genug, die man ins Gebirge ſenden könnte, um die Knaben aufzuſuchen; ſie ſelbſt ſollte doch ruhig zurückbleiben, ſie würde ſich ja noch viel größere Schmerzen zuziehen und wiſſe ja, daß die Aerzte ſie hauptſächlich vor jeder Erkältung gewarnt hätten, die hier unvermeidlich ſey! —

Aber Madame Hirt rief: „Ich weiß nichts weiter, als daß ich meine Kinder ſuchen muß! Meine Angſt iſt größer als meine Schmerzen! Eilen Sie, treffen Sie alle Anſtalten, denn die Kinder waren Ihnen anvertraut, aber mich laſſen Sie hinaus! Vielleicht erſparen wir den armen Vätern die Angſt und finden die Kinder noch eher wieder, als ſie ſie vermiſſen!“ und hiermit eilte Madame Hirt in der größten Angſt des Mutterherzens hinaus auf die ihr beſchriebenen Gebirgspfade.

Es war ſchon ſehr dunkel geworden; ſie war ſchon weit gegangen und hatte oft laut gerufen, aber immer vergeblich. Endlich, als ſie hoch am Gebirge einen dunklen Tannenwald erreichte, kam es ihr vor, als hörte ſie ferne Antwort auf ihr Rufen. Freudig eilte ſie vorwärts, und da ſie wirklich Willibalds Stimme zu unterſcheiden glaubte, ſo lief ſie mit großer Anſtrengung waldeinwärts, klomm über Baumwurzeln und Felsſtücke, arbeitete ſich durch Geſtrüpp hindurch und achtete es nicht, daß Hände und Füße bluteten, nur daß ſie oft niederſtürzte und ihr die Anſtrengung unſägliche Schmerzen verurſachte, ſondern ſie lief immer lauter und eilte immer ängſtlicher der antwortenden Stimme nach. Dieſe aber ſchien bald nahe, bald ferne; ſie vermochte ſie nimmer zu erreichen und hatte ſich wohl ſchon zwei ganzer Stunden ſo abgemüht, als der Mond endlich aufging und ſeinen Schimmer zitternd durch die ſchwarzen Baumſchatten warf. Da aber fing es erſt an recht gemüthlich zu werden, denn ſie erblickte um ſich her unzählige geſpenſterähnliche Weſen. Halb aus menſchlicher, halb aus thieriſcher Geſtalt zuſammengeſetzt, rannten ſie wie

teil um sie her; bald winkten sie ihr zu, bald trohten sie und vertraten ihr den Weg, und trieben ihr unsinniges Wesen dergestalt, daß der armen Frau vor Furcht fast das Herz zersprungen wäre. Sie fing endlich still an zu weinen, faltete ihre Hände und sagte: „Ich gehe ja mit Gott und suche meine Kinder!“ und als sie das Wort: „Kinder!“ ausgesprochen hatte, kehrte die Kraft in das gedrängte Mutterherz wieder zurück und verscheuchte alle Furcht; sie blieb stehen und rief wohl kühn genug: „Was treibt ihr hier euren Spott mit einer Mutter, ihr Geister der Nacht? Zeigt mir lieber den Weg zu meinen armen verirrten Kindern!“

Da war mit einst der ganze Spuk verschwunden, und aus dem Gebüsch, von den Felsstücken herab, kam freundlich lächelnd das kleine Gneisslein gesprungen, hüpfte schmeichelnd um Madame Hirt her und zog sie beim Kleide fort, als wolle es ihr den Weg zeigen. Sie folgte ihm auch und weil sie glaubte, daß ihn die Knaben wohl mit sich genommen haben möchten, so war ihr seine Erscheinung ein wahrer Trost. Bald auch hörte sie nun Wildbalds Stimme ganz in der Nähe rufen, und nach einigen Minuten stand sie auf einem hohen, schroffen Felsstücke und erblickte unter sich, vom Monde beleuchtet, ihren Sohn weinend neben dem kleinen Karl knien, der am Kopfe blutend, bleich und tott vor ihm auf der Erde lag. Da zog sie's mit Gewalt hinunter und, ohne sich zu besinnen, sprang sie den hohen Felsen zu den Knaben hinab. Aber unten war der Grund auch felsig, und sie stürzte dergestalt zu Boden, daß der kranke Fuß morsch entzweibrach und aus der Stirn, die gegen einen Stein schlug, das helle Blut quoll.

Ohnmächtig sank sie hin. Wildbald warf sich schreiend über die halbtotte Mutter, und Gneisslein leckte ihr wimselnd das Blut von der Wunde. Als sie endlich wieder zu sich kam und fühlte, daß sie nicht mehr aufstehen könne, lehnte sie sich mühsam mit dem Rücken an ein Felsstück, und indeß Wildbald erzählte, daß sie sich eigentlich nicht verirrt hätten, denn der Weg gehe hier nicht vorbei, daß sie aber jenen Felsen, von welchem die Mutter eben herabgesprungen, auch hätten erklimmen wollen, und daß Karl von dort heruntergestürzt und tott geblieben sey, er ihn aber nicht habe verlassen wollen, da zog die Mutter den leblosen, neben ihr liegenden Karl zu sich, legte ihn über den zerschmetterten Fuß auf ihren Schooß hin, nahm sich selbst ihr warmes Umschlagetuch ab, wickelte ihn sanft hinein, rieb ihm die Brust und die Schläfe, und indeß sie gar nicht an sich selbst dachte, benetzte sie ihn mit ihren Thränen und versuchte ihm Athem einzuhauchen. Aber es schien alles vergeblich.

Da sah denn die Mutter unter den größten Schmerzen ihres

zerſchmetterten Fußes und blutenden Hauptes in der feuchten Nacht auf dem kalten Felsboden ſo ganz verlaſſen, und hielt das eine Kind todt auf dem Schooße, indeß das andere weinend neben ihm kniete.

Aber im Schatten einer alten Tanne ſtand lange ſchon Doktor Mißpickel und ſah der Scene zu. Er nahm dießmal keine Priſe, denn er wollte kein Auge abwenden von dieſem Bilde der Mutterliebe, ſondern murmelte nur leiſe vor ſich hin: „Das war doch beinahe zu ſtark!“ Endlich trat er in das Mondlicht hinaus und ging, als fände er ſie von ungefähr, auf Mdame Hirt zu. Dieſe reichte ihm ſanft die Hand entgegen und ſagte: „Armer Vater, kommen Sie und helfen Sie Ihr Kind zurück ins Leben bringen — ich kann nicht mehr! Da kniete der Doktor neben ihr nieder, zog ein Fläſchchen aus der Taſche und hielt es ſeinem Sohne unter die Naſe, worauf dieſer die Augen aufſchlug und fröhlich wieder aufſprang, als habe ihm niemals etwas gefehlt.

Madame Hirt hob dankend und hocherfreut ihre Hände zum Himmel empor und vergaß ihre eigenen Leiden; als aber der Doktor ſie bat, mit dem Nachhauſegehen nun zu eilen, ſagte ſie halb weinend: „Ich kann ja nicht, mein Fuß iſt ja zerbrochen!“

„Erlauben Sie, wertheſte Madame!“ entgegnete der Doktor, „es kann vielleicht nur eine ſtarke, ſchmerzhafte Erſchütterung geweſen ſeyn, und dergleichen ſind krankhaften Gliedmaßen oft ſehr zuträglich. Wollen doch nur einmal gütigſt verſuchen aufzuſtehen!“ ſetzte er hinzu und reichte ihr die Hand, indeß er mit ſeinem Stabe unbemerkt den Fuß berührte, und als nun Madame Hirt den Verſuch wagte, ſo konnte ſie wirklich aufſtehen und ſtand flink und frei auf ihren beiden Füßen, und der kranke Fuß war nicht allein nicht gebrochen, ſondern auch aller Schmerz gänzlich daraus verſchwunden.

Eben kam auch in Begleitung der Frau Mauthrentantin der Oberamtmann Hirt, um Weib und Kinder aufzuſuchen. Aber alle ſprangen ihm froh in die Arme, und ſeine Frau erzählte ihm die unglaublichen Dinge von ihrer plötzlichen Wiedergeneſung, und als er nun ſeine Lieben mit ſtillem Entzücken an die Bruſt drückte, umarmte auch der Doktor die Mauthrentantin und flüſterte ihr bewegt zu: „Du haſt recht!“

Schon ganz in der Frühe des andern Morgens ſuchte Rübezahl ſeine Schweſter auf und bat ſie um einen Spaziergang. Als er ſich nun mit ihr auf einem einſamen Platze befand, hob er an: „Die Zeit iſt um, auf welche ich mir dieſe menſchliche Geſtalt geliehen habe, und noch heute will ich zurück zu meiner Schneekoppe. Ich habe dir den Willen gethan, habe deine Menſchen näher kennen zu lernen geſucht und geſtehe dir nun, daß

es mich nicht gereut, und daß ich sie herzlich lieb gewonnen habe. Zwar will ich nicht behaupten, daß alle, die hier versammelt waren, Stich gehalten haben würden, wenn ich ihnen etwas derb auf den Zahn gefühlt hätte, doch sollten viele wohl die Probe bestanden haben. Ich gestehe dir ferner, daß ich die wahre, aufopfernde Liebe wirklich erst jetzt von den Menschen kennen gelernt habe; aber ich behaupte doch, daß nach alle dem, was ich beobachtet, sie rein und treu nur in Kindesbrust und nur im Mutterherzen zu finden ist. Aus dieser Wohnung tritt sie bald als ein holdes, unschuldiges Kind, bald als ein gewaffneter Held hervor. Deßhalb bin ich auch entschlossen, meinen Sohn eine Zeitlang zu den Menschen zu geben; er soll sich eine Mutter und Geschwister suchen, bei denen er Liebe und Treue lernen mag. Wo ich ihn aber hinführen werde, das bleibt für jetzt noch ein Geheimniß. Ich danke dir übrigens, mein Schwesterchen, für jeden schönen Genuß, den du mir hier gewährt hast, und will vergelten, sobald du mich auf meinem alten Gebirge wieder besuchst!"

Das gute Eisfluthel versprach dieß freudig, und so gingen die Geschwister einig und froh wieder zur Gesellschaft zurück.

Doktor Mißpickel machte nun seine nahe Abreise bekannt und stattete auch bei Oberamtmann Hirts seinen Abschiedsbesuch ab. Er schlug ihnen eine Reise auf das herrliche Riesengebirge vor, und da er ihnen versprach, sich dort wieder zu ihnen zu finden und sie selbst überall herumzuführen, so verabredete man unter den treuherzigsten Zusicherungen gegenseitiger Freundschaft ein solches schönes Zusammentreffen auf dem Riesengebirge für das künftige Jahr.

Am Nachmittage lud der Doktor die Kinder nebst der Mauthrentantin noch einmal zu einem Spaziergange auf das Gebirge ein. Sie gingen, und als sie nun auf einer hohen, felsigten Bergkuppe saßen und sahen, wie die Sonne im Westen sich in ihrem goldenen Feierkleide hinter die Berge senkte, indeß der Abend von Osten her in seinem grauen Mantel still und leise in die Thäler schlich, sagte der Doktor zu ihnen: „Wir müssen nun scheiden, meine lieben Kinder! Behaltet mich und meinen Karl hübsch lieb; ich werde euch nicht vergessen! Neulich zeigte ich euch ein paar schöne Steine, welche man Weltauge nennt. Hier gebe ich jedem von euch einen Ring mit einem solchen Edelstein zum Andenken. Der Stein heißt deßhalb Weltauge, weil er die Kraft besitzt, alles zu sehen, was ihr denkt und thut. So lange der Stein nun rein und klar bleibt, so lange seyd auch ihr rein und gut gewesen; wenn er aber ein trübes Ansehen bekommt, so habt auch ihr etwas Unrechtes begangen und euer Bewußtseyn hat einen

trüben Flecken erhalten, den ihr wieder abwiſchen müßt. Drum legt die Ringe niemals von euch und ſeht ſie recht oft an; ich werde ſie mir einſt von euch wieder zeigen laſſen!"

Die Kinder umſchlangen dankbar freudig den Doktor, der ſie alle herzlich küßte und ſich, indem ſie ihre ſchönen Ringe gegenſeitig bewunderten, mit ſeinem Karl hinter dem nächſten Gebüſche verlor. Als die Kinder wieder aufſchauten, ſahen ſie zwei leichte, weiße Wolken, eine größere und eine kleinere, vom Abendroth gar lieblich übergoſſen, dicht über ſich hinziehen.

„Ach, ſeht doch die ſchönen, herrlichen Wolken!" ſprach Adolph.

„Wir wollen doch geſchwinde Karln rufen!" ſagte Willibald, „damit er ſie auch ſieht!" und nun riefen ſie mehreremal laut: „Karl, Karl! komm doch zu uns!" Doch Karl kam nicht; ſondern es war, als wolle die kleinere Wolke umkehren und noch einmal zu ihnen zurückziehen — aber ein ſtarker Weſthauch erhob ſich und trieb ſie der größern Wolke nach, und die Kinder glaubten endlich ganz in der Ferne Karls Stimme zu vernehmen, die ihnen leiſe zurief:

„Lebt wohl! lebt wohl!"

Lange ſahen ſie mit Entzücken den beiden ſchönen Wolken nach, die an dem dunkeln Abendhimmel wie zwei leuchtende, mit Roſen bekränzte Schiffchen hinzogen, immer weiter fort, dem alten Rieſengebirge zu, und Amalie ſang ihnen nach:

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wandelte, mit euch ſchiffte!"

Die Mauhrentantin erinnerte ſie endlich an das Nachhauſegehen und meinte, der Doktor würde, weil er nicht zurückkehre, mit ſeinem Sohne wohl ſchon hinuntergeſtiegen ſeyn. Als ſie im Thale wieder ankamen, hörten ſie denn auch zu ihrer Betrübniß, daß der Wagen des Doktors wirklich ſo eben abgefahren ſey. Bald nachher trennte ſich auch die übrige Badegeſellſchaft, und auch die Kinder, die wir kennen gelernt und liebgewonnen haben, zogen mit ihren Eltern wieder in ihre entfernten Heimathen zurück. Sie nahmen einen ſehr herzlichen Abſchied von der guten Muhme Mauthen, und ließen ſich von ihr das Verſprechen geben, daß, wenn Gneislein einmal Junge bekommen ſollte, ſie einem jeden dann ein kleines Hündchen aufheben wollte.

Möchten die Kinder ihre koſtbaren Ringe, die ihnen der Doktor geſchenkt, recht oft betrachten und ihre Gemüther vor jedem Flecken bewahren, damit, wenn ſie ſich im Leben einſt wiederfinden, ſich keines ſchämen darf, dem andern ſeinen Edelſtein, das Bild ſeiner Seele, zu zeigen.

Ihr aber, meine lieben kleinen Leſer, beneidet ihr jene Kinder nicht um ihre ſchönen Ringe mit den koſtbaren Weltaugenſteinen! Jedes von euch, das ſo glücklich iſt, noch Eltern zu beſitzen, hat ja auch ein ſolches Kleinod, das ſich bei euren Fehlern trübt, und ſchöner noch als der Edelſtein wieder hell aufglänzt, wenn ihr gut ſeyd. Es iſt das Mutter- oder das Vaterauge, das ich meine. Dieß ſey euer Weltauge! Schaut nur immer recht oft hinein, ehe es ſich ſchließt, und laßt nicht eher nach im Streben nach Fleiß und Tugend, als bis es immer wolkenlos und freudig auf euch ruht.

Der Jüngling und der Wanderer.

Jüngling.

Mein Wandersmann, woher? — wohin?
Ziehſt du hinaus ins Weite?
Ich auch ein froher Pilger bin,
Komm, daß ich dich begleite!

Wanderer.

Geh' lieber meinen Weg allein,
Kehr' nur auf kurze Stunden ein,
Muß immer raſtlos weiter.
Zieh' ohne mich durchs Leben hin;
Ich bin für deinen frohen Sinn
Kein paſſender Begleiter!

Doch Jünglings Buſen iſt ſo voll
Von Freude und voll Liebe,
Und weil er einſam wandern ſoll,
Wird's ihm ſo bang und trübe.

Aus ſeinen blauen Augen ſchaun
Kindliche Reinheit und Vertraun,
Und Thränen ſchimmern leiſe.
Drum, da er bittend weiter ſpricht,
So widerſteht der Wandrer nicht,
Und nimmt ihn auf die Reiſe.

Wohl ziehn ſie durch manch Schattenthal,
Wohl über Bergesrücken;

Schön liegt in goldnem Sonnenſtrahl
Die Welt vor ihren Blicken.

Der Jüngling ſtreckt die Arme aus:
„Hier,“ ruft er, „hier iſt Gottes Haus,
Wo Lieb' und Freude blühen!“
Der Wandrer aber ſteht und ſchweigt,
Und hebt die Hand empor und zeigt
Auf, wo die Weiten ziehen.

Sie nahen einem Föhrenwald,
Schon war es Nacht geworden!
Da ſtürzt der Räuber Horde bald
Hervor, ſie zu ermorden.

Schon iſt der Jüngling überwannt;
Es ringen unter Mörder Hand,
Die jungen kräft'gen Glieder.
Da ſchlägt der Wandrer mit dem Stab,
Als mähe' er reife Halmen ab,
Die Räuber alle nieder.

Der Morgen kommt in Purpurgluth,
Der Thau glänzt noch am Schilfe,
Da ſchwimmt ein Mägdlein in der Fluth,
Die Mutter ruft um Hülfe.

Und in den Strom ſtürzt ſich geſchwind
Der Jüngling, faßt das arme Kind,
Und zieht's hinauf ans Leben.
Der Wandrer aber ferne ſteht,
Und winkt, indem er weiter geht,
Der Mutter es zu geben.

Und vorwärts durch die freie Welt,
Raſtlos geht's in die Weite;
Da naht das Laſter ſich und ſtellt
Dem Jüngling ſich zur Seite.

Es ſagt ihm ſüße Worte vor,
Schon neigt er willig ihm das Ohr,

Schon faßt das Lamm der Tiger.
Da hört er, wie der Wandrer ſpricht:
»Memento mori! — wanke nicht!“
Und er beſteht als Sieger.

„Schau' hin, dort liegt mein Vaterhaus!
Drin wohnt der Mutter Segen!
Dort tritt die Schweſter froh heraus!
Entgegen ihr! — entgegen!“

„Ach, Bruder! unſre Mutter liegt,
Vom heißen Fieber ſchwer beſiegt,
O könnteſt du ſie heilen!“
Der Wandrer ſpricht: „Geh' nur allein
Zur Mutter in die Hütte ein,
Und laß mich draußen weilen!“

Hoch klopft und bang das Mutterherz,
Nah ſteht die Mark des Lebens,
Und dennoch ruft in Angſt und Schmerz
Den Tod ſie oft vergebens.

Die Kinder knien und beten mit,
Und flehen Hülfe! — ſieh, da tritt
Der Wandrer in das Zimmer.
Und wie er ſanft die Mutter grüßt,
So wird es Friede — ruhig ſchließt
Ihr Auge ſich auf immer.

Der Jüngling grub der Mutter Grab
Im kühlen Lindenſchatten;
Das Hüttchen er der Schweſter gab
Und ihrem jungen Gatten.

Ihm ſelber ward's zu eng im Haus.
Ihn zog die Kampfesluſt hinaus
In jene muth'gen Reihen,
Denn raubend brach der Feind ins Land.
„Wohl auf, mein Volk! das Schwert zur Hand!“
Der Fürſt ruft ſeine Treuen.

Und es beginnt der blut'ge Kampf —
Des Schickſals Würfel ſtehen —
Und überall durch Staub und Dampf
Sieht man den Wandrer gehen.

„Hier!“ ruft der Jüngling, „ſtreite mit!“
Doch jener ſtellt mit ernſtem Tritt
Sich in der Feinde Glieder;
Und geht ſie alle durch und zählt,
Als ob er ſich Freiwill'ge wählt,
Und tauſend ſinken nieder.

Doch trifft es auch des Jünglings Bruſt —
In heißen Purpurtropfen
Verrinnt des jungen Lebens Luſt —
Matt wird des Herzens Klopfen,

Und ihm vergehen Kraft und Sinn,
Und auf den Wahlplatz ſinkt er hin,
Und wird nicht weggetragen.
Und wie das Heer kühn vorwärts fliegt,
Hört er: „Fahr wohl, es iſt geſiegt!“
Die Kameraden ſagen.

Und als die Nacht herniederſteigt,
Ruft er und wimmert leiſe.
Doch weit und breit das Schlachtfeld ſchweigt —
Nur Leichen ruhn im Kreiſe.

Da naht der Wandrer ernſt und ſtill,
Als ob er Hülfe bringen will,
Und kühlt ihm ſeine Narben.
Und ſpricht: „Die Ernte iſt vollbracht!
Schlaf, müder Schnitter, deine Nacht
Nun friedlich auf den Garben!“

Karl der Große und Wittekind.

Der Glaube und die Liebe sind stärker als das Schwert! Das hatte Karl der Große nicht bedacht, als er das tapfere Volk der Sachsen unter seinen Scepter beugen und zur Annahme des christlichen Glaubens zwingen wollte. Er erfocht über sie zwar manchen blutigen Sieg, zerstörte die große, von ihnen göttlich verehrte Irmensäule, die unweit dem heutigen Paderborn auf dem Hauptversammlungsplatze ihres heidnischen Gottesdienstes stand, und einen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand vorstellte; führte ihre Edelsten als Geißeln hinweg, erbaute Festungen mitten in ihrem Lande, gab ihnen Statthalter und Feldherren aus seinem eignen Volke, und ließ sie schaarenweise mit Gewalt zur christlichen Taufe hin treiben. Dennoch aber konnte er ihren Glauben und ihre Liebe zu den alten heidnischen Göttern nicht bezwingen, die stärker waren als sein Schwert und überhaupt nicht durch Gewalt, sondern nur durch Ueberzeugung und Erkenntniß einer andern herrlichern Lehre als treue Freunde erworben werden können. Kaum war auch der erzwungene Friede geschlossen und Karl zu neuen Siegen nach Italien geeilt, als die Sachsen, durch ihre alten Priester bedroht, sich auf's neue empörten, das verhaßte Joch des ihnen aufgedrungenen Christenglaubens, den sie nur dem Namen nach kannten, abwarfen, die fremden fränkischen Feldherrn erschlugen, unter Anführung Wittekinds, Herzogs zu Engern, in die Länder des Frankenkönigs einfielen und sie mit Feuer und Schwert verheerten. Da beschloß Karl eine blutige Rache zu nehmen und sie mit Gewalt zu dem Glauben zurückzuführen, von dessen heiliger Wahrheit seine ganze Seele erfüllt war. Er flog aus Italien herbei, schlug die Heere seiner Feinde, ließ, um ein furchtbares

Beispiel seines Zorns zu geben, auf einer Stelle 4500 der gefangenen Sachsen enthaupten, und späterhin gegen 10,000 Einwohner aus ihren Wohnungen zusammentreiben und an andere Orte versetzen. Wäre er den mildern christlichen Weg gewandelt und hätte ihren Glauben und ihre Liebe sich zu eigen gemacht, dann würde ohne Menschenblut das Ziel sicherer und schöner errungen worden seyn. Doch Karl vertraute auf seine Macht, der noch nichts widerstanden hatte, und meinte, vor einem so furchtbaren Beweis derselben müßten die Ungehorsamen wohl erzittern und endlich sich beugen. Aber es bewirkte gerade das Gegentheil. Das ganze Volk der Sachsen erhob sich aus seinen entlegensten Sitzen und schwor den Feinden seiner Freiheit und seines Glaubens eine gemeinschaftliche und furchtbare Rache. Sie legten vor ihren Priestern einen Eid ab, der noch in einer alten Urkunde zu Goslar aufbewahrt und ein Zeuge ihres damaligen Hasses ist; er lautete also: „Heiliger, großer Wodan! hilf uns und unserm Hauptmann Wittekind, auch dem Unterfeldherrn, gegen den abscheulichen Karl, den Schlächter. Ich gebe dir auch einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte dir auch alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge!“

Wenn jener Harzberg, der alte hohe Brocken, uns die Geschichte jener Zeit erzählen könnte, wir würden uns gewiß vor den Greuelthaten entsetzen, die er erlebt hat. Aber er verschweigt sein schauderhaftes Zeugniß, damit die Wanderer, die ihn jetzt fröhlich ersteigen und von ihm herab in die herrlichen Thäler schauen, sich nicht mit Grausen von seinen Felsblöcken abwenden mögen, die einst vom Blute der Menschenopfer rauchten.

Im Jahr 783 kam es hierauf bei Detmold zur Schlacht, in welcher Karl gezwungen ward, sich bis Paderborn zurückzuziehen. In einem zweiten Treffen an der Hase, im Osnabrückischen, blieb er zwar Sieger, dennoch aber stillte sich die Empörung nicht, obgleich in beiden Schlachten gegen 80,000 Sachsen gefallen waren.

Da sah es Karl endlich ein, daß er andere Waffen gebrauchen müsse als das Schwert, und ließ deßhalb die beiden furchtbarsten Anführer der Sachsen, Wittekind und Albwin, zu verschiedenenmalen freundschaftlich zu sich entbieten.

Wäre dieß früher geschehen, dann würden sie ohne Zögern und mit Vertrauen erschienen seyn; aber jetzt verabscheuten sie den grausamen Zerstörer ihrer Ruhe, und nur stolze, abschlägliche Antworten waren der Erfolg seiner Sendungen.

Endlich empfand auch Wittekinds unbeugsames Herz gar schmerzlich die Noth seines Volks, und begann an der Macht seiner Götter zu

verzweifeln, die den Kampf für ſie nicht mit Sieg krönen wollten, ob ſie gleich mit Menſchenopfer überſättigt worden waren. Eine geheime, unwiderſtehliche Gewalt zog ihn fort, den furchtbaren Karl auch außer der Schlacht zu ſehen, und ob er deſſen Einladungen gleich öffentlich mit Verachtung zurückgewieſen, ſo beſchloß er doch, nebſt ſeinem Freunde Alboin, ſich in Bettlerkleidung gehüllt unerkannt in Karls Nähe zu begeben. Sie verließen insgeheim das Heer der Sachſen, traten ihre Wanderung an, und erlangten gerade an einem Feſttage die Stadt, in welcher Karl ſein Hoflager hielt. Ein großes, erhabenes Gebäude, das ſie für die Wohnung des Frankenkönigs hielten, zog ihre Blicke auf ſich, und da ſie die Pforten deſſelben weit geöffnet und viele Menſchen hineingehen ſahen, zögerten auch ſie nicht und folgten. Aber ſie traten nicht in das Haus des Königs, ſondern in das Haus Gottes, in die Kirche, und erblickten hier den gewaltigen Karl, den ſie ſonſt nur in der Kampfeswuth mit dem rauchenden Schwerte in der Hand geſehen, in tiefer Andacht und Demuth und in einfach ſchmuckloſer Kleidung mit vielen fränkiſchen Edlen vor dem Altare knieend, wo eben das Abendmahl ausgetheilt wurde. Da ahneten ſie bald, wo ſie waren; doch hier ſtand kein blutiger Opferaltar, hier tönte nicht das Todesächzen unglücklicher Schlachtopfer, nicht das Beſchwörungsgeſchrei wüthender Prieſter; jede Leidenſchaft ſchien daheim geblieben und der heilige Frieden unzerſtörbar, der hier in ſeiner Wohnung alle umfing. — Wittekind und Alboin wurden tief erſchüttert; ihre ſtark fühlenden Herzen ahneten, daß der unſichtbare Gott der Chriſten ihnen näher ſtehe als ihre Götzen, und als die Andächtigen alle auf ihre Knie ſanken, zog auch ſie der wahren Andacht ſtille Allgewalt in den Staub nieder.

Als der Gottesdienſt beendigt war, verließen ſie ſchweigend die Kirche und geſellten ſich zu einer Anzahl von Bettlern, die an der Thür den König erwarteten, der ihnen Almoſen zu ſpenden pflegte. Wittekind ſaß auf den Stufen und hielt ſein Auge feſt auf den aus der Kirche tretenden Karl geheftet, in deſſen ernſten, ſchönen Zügen noch Andacht und Begeiſterung ruhten, und ſtreckte, um unerkannt zu bleiben, auch ſeine Hand nach einem Almoſen aus. Aber Karls durchdringender Blick erkannte in dem kräftigen, ausdrucksvollen Antlitz gar bald den Helden, der ihm den Kampf oft ſo heiß gemacht hatte.

„Ich habe hier kein Almoſen für dich, aber ich will dir ein köſtlicheres gewähren, wenn du mir folgſt!“ ſprach Karl, und reichte ihm ſanft die Hand, und führte ihn in ſein Gemach. Nach einer langen, ernſten Unterredung lagen ſich die frühern Glaubensfeinde endlich in den Armen, und Wittekind, der dem grauſamen Beherrſcher der Franken

nimmer weichen wollte, beugte ſich jetzt in ſtiller Demuth vor dem chriſtlichen Könige.

Wittekind und Albein bekannten ſich nun alsbald öffentlich zum chriſtlichen Glauben, und wurden im Beiſeyn Karls des Großen auf das feierlichſte getauft. Dem Beiſpiel ſeiner Fürſten folgte willig das ganze Volk der Sachſen, und was in 32 Jahren dem Schwerte nicht möglich geweſen war, errang in kurzer Zeit der Glaube und die Liebe.

Eine ſchöne, weit ausführlichere Erzählung über dieſen Gegenſtand rathe ich euch, lieben Kinder, in dem ohnlängſt erſchienenen Wunderbuche nachzuleſen, wo ihr ſie unter dem Namen „Swanehilt“ finden werdet.

Die Sachſen aber haben, ſeitdem ſie Chriſten wurden, jene Wahrheit nicht wieder vergeſſen; und deßhalb hängt auch bis auf den heutigen Tag ſo Fürſt als Volk mit Glauben und Liebe an Gott, wie an einander ſelbſt.

Der Apfelbaum.

Herr Apfelbaum, dich lieb' ich recht,
Du biſt ein alter, getreuer Knecht;
Zu dir komm' ich manch Jahr ſchon her,
Und finde nie deine Taſchen leer;
Drum ſag' ich's frei: dich lieb' ich recht,
Du biſt ein alter, getreuer Knecht.

Mehr trägſt du als der ſtärkſte Mann,
Die Schultern voll bis oben an,
Und jede Hand noch ſchwer bepackt,
So daß dir Arm und Rücken knackt,
Drum ſag' ich's frei: dich lieb' ich recht,
Du biſt ein alter, getreuer Knecht.

Steh ja hübſch grade, wird's auch ſchwer,
Und wanke nicht ſo hin und her,
Du wirſt ſonſt wahrlich ſchief und ſchräg;
Wirf lieber von der Laſt was weg;
Man lobt dich doch als einen Mann,
Der mehr als andre tragen kann.

Du ſchüttelſt leiſe mit dem Kopf?
Du fürchteſt deinen Herrn, du Tropf?
Dienſt du ihm nicht ſo lange ſchon
Und nimmſt nicht einen Dreier Lohn?

Er ſchilt dich nicht, wenn von der Laſt
Du auch was abgeworfen haſt.

Als Kind ſchon war er dir ſo gut,
Stahl manchen Strauß dir von dem Hut,
Und ſeine Buben rutſchen noch
Dir in den Rock gar manches Loch;
Du aber nimmſt's nicht ſo genau,
Du alte, treue Kinderfrau.

Jetzt kommt dein Herr; von Aſt zu Aſt
Nimmt er dir ab die ſchwere Laſt;
Er trägt ſie heim nach Fach und Schrank
Und ſagt dir nicht ein Wörtchen Dank. —
Du aber meinſt: wer nützt und nährt,
Nicht erſt in Worten Dank begehrt.

Der kluge Hund.

Es mochte ungefähr ein Jahr nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges verflossen seyn, als eines Tages vor dem Palaste des Feldmarschalls Grafen von Torstensohn in Stockholm, welcher, nach seiner siegreichen Rückkehr aus Deutschland, von der schwedischen Königin Christine zum Statthalter ernannt worden war, eine Kutsche vorfuhr und ein Bedienter die böhmische Gräfin von S. anmeldete. — Der Graf Torstensohn ließ sie zu sich hinauf entbieten, worauf denn die Gräfin in Begleitung eines gemeinen schwedischen Mannes, der einen kleinen Hund unter dem Arme trug, aus dem Wagen stieg und in den Palast ging. Die Dienerschaft des Statthalters versuchte zwar diesem Begleiter mit seinem Hunde den Eintritt zu verwehren, die Gräfin aber bestand darauf, daß er ihr folgen müsse, weil sie eben des Hundes wegen mit diesem Manne in Streit gerathen sey, und dieserhalb die Entscheidung des Statthalters selbst in Anspruch zu nehmen beabsichtige. — Von dem Grafen Torstensohn zuvorkommend empfangen, entschuldigte sie sich zuvörderst wegen ihrer auffallenden Begleitung, und eröffnete ihm hierauf, daß sie seinen Beistand gegen diesen gemeinen Menschen sich erbitten müsse, der ihr einen Hund vorenthalten wolle, welchen man ihr während des Krieges auf ihren Gütern in Böhmen geraubt, und für den sie, da sie ihn zufällig hier wieder gefunden und erkannt, bereits die Summe von sechs Carolinen als Ersatz geboten habe.

Der Statthalter befragte hierauf den Schweden, welcher als Hausknecht in dem Gasthofe diente, wo die Gräfin abgetreten war, auf welche Weise er zu dem Hündchen gekommen sey, und weßhalb er es für jenes unverhältnißmäßig hohe Gebot nicht verkaufen wolle? — Der Schwede konnte über die Erlangung des Hundes nur sehr unbefriedigende Auskunft geben, erzählte, daß er ihn mehrere Meilen von Stockholm auf der durch

einen Wald laufenden Landstraße von einem unbekannten Mädchen einst gekauft habe, gab als Grund seiner Weigerung die vielen und seltenen Kunststücke an, welche der Hund zu machen verstehe und versicherte, daß, seit der Ruf des klugen Hundes sich verbreitet habe, der Zuspruch in dem Gasthofe seines Dienstherrn viel größer geworden sey, auch die Trinkgelder, welche er des Hundes wegen erhalten, bereits die ihm von der Gräfin angebotene Summe weit überstiegen hätten. Er schloß endlich mit der festen Erklärung, daß der Hund ihm jetzt einmal angehöre, und er ihn eben so wenig verkaufen wolle, als die Gräfin ihr früheres Eigenthumsrecht auf denselben zu beweisen im Stande sey.

„Ich will es euch bald an dem unvernünftigen Thiere selbst erkennen lassen, daß es mir zugehört!“ — sprach die Gräfin, und hatte auch kaum den Hund bei seinem wirklichen Namen, Fidele, gerufen, als derselbe, so fest ihn auch immer der Schwede zu halten versuchte, alle seine Kräfte anstrengte, um sich von ihm los zu machen, ja endlich selbst ihn in den Arm biß und, hierdurch frei geworden, bellend und winselnd an der Gräfin emporsprang und auf ihre Winke und Worte viele seiner erlernten Kunststücke auf der Stelle zum Besten gab. Die Gräfin nahm das Thier auf ihre Arme, liebkoste und herzte es, und beschwor den Statthalter auf die rührendste Weise, ihr durch sein Ansehen und durch seine Machtvollkommenheit wieder zu dem Hunde zu verhelfen. Der schwedische Hausknecht hingegen verlangte sein Eigenthum zurück, forderte den Schutz des Statthalters gegen die zudringlichen Anmaßungen der fremden Dame, und drohte endlich, sich unmittelbar an die Königin wenden zu wollen, wo er sein Recht gewiß erlangen werde, zumal die Königin selbst ein Weib sey, und also sich von Weiberthränen nicht rühren lasse.

Graf Torstenssohn ließ hierauf den Hausknecht nebst seinem Hunde der Wache übergeben, führte die betrübte Gräfin in sein Kabinet und eröffnete ihr hierselbst, daß er, insofern sie ihr Gesuch nicht vielleicht noch mit andern Gründen zu unterstützen wisse, sie zu seinem Bedauern werde damit abweisen müssen, weil der Hund jetzt unstreitig das Eigenthum des Hausknechtes sey, und sie ihn auch dann nicht wieder zurückfordern könne, wenn selbst er ihr während des Krieges und sogar von dem jetzigen Besitzer mit Gewalt genommen worden seyn sollte, weil der Soldat auf die in Feindes Land gemachte Beute ein wirkliches Eigenthumsrecht erlange. Als nun die Gräfin bei diesen Worten in Thränen ausbrach, gestand ihr der Statthalter unverhohlen: er könne unmöglich glauben, daß ihre Traurigkeit einzig aus der Liebe zu dem Hunde entstehe, inmaßen sie als eine junge, schöne Dame wohl andere Gegenstände finden werde, an welche

sie ihr Herz hängen könne. Er sey daher vielmehr der Ueberzeugung, daß hier ein wichtiges Geheimniß obwalten und den Besitz des Thieres bedingen müsse, und er wünsche, daß sie ihn ihres vollen Vertrauens werth halten möge, damit er sie mit Rath und That unterstützen könne.

Die Gräfin gestand ihm, daß sein Scharfblick die wahre Ursache entdeckt habe, zögerte nun auch nicht länger, den Statthalter zum Vertrauten ihres tiefen Kummers zu machen, zumal er selbst mittelbar und im Laufe des Krieges die Veranlassung dazu gegeben, und erzählte ihm hierauf Folgendes:

„Als die schwedische Armee unter dem Befehl des Feldmarschalls Torstensohn nach dessen kühnem Rückzuge aus Schleswig, über den österreichischen Heerführer, den Grafen Gallas, mehrere große Vortheile errungen hatte und hierauf in Böhmen eingedrungen war, um sich mit Rageczky, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu vereinigen, wurden die großen Besitzungen der Gräfin der Schauplatz des Krieges. Die kaiserliche Armee, welche sich den Schweden entgegenstellen wollte, quartierte sich in den Dörfern der Gräfin ein, und die Generale, die Grafen Hatzfeld und Götzen, legten sogar ihr Hauptquartier in das gräfliche Schloß.

„Die junge Gräfin selbst befand sich damals in einer sehr bedrängten Lage. Vor kaum einem Jahre war ihr der Gemahl gestorben, und hatte sie mit ihrem vierjährigen Sohne allein und ohne Schutz in dieser schweren Zeit verlassen. Zwar fehlte es an Männern nicht, die um die Hand der schönen Wittwe warben, und besonders hatten mehrere arme Vettern ihres verstorbenen Gemahls sich mit fast frecher Anmaßung deßhalb an sie gedrängt, zumal ihr kleiner Sohn der Erbe großer Majoratsgüter war, und es sich deßhalb wohl der Mühe verlohnte, eine ziemliche Reihe von Jahren sein Stiefvater zu werden. Allein die Gräfin hatte jede Bewerbung standhaft zurückgewiesen, war trotz ihrer Jugend fest und würdig auf ihrem Platze stehen geblieben, und hatte hierdurch manches Uebel des Kriegs wie ein guter Geist zu erleichtern und von ihren Unterthanen abzuwenden gewußt, bis denn die Schlacht bei Jankowitz geschlagen, und von den siegreichen Schweden das Hauptquartier der österreichischen Generale, das Schloß der Gräfin, erstürmt wurde. — Während nun hierbei die zügellosen Sieger das kostbare Gebäude plünderten und in Brand steckten, während die Dienerschaft der Gräfin den grausamsten Mißhandlungen zu entfliehen suchte, verbarg sie selbst mit ihrem Kinde und dem kleinen Hunde sich in einem ganz entlegenen unterirdischen Gemache, und verharrte hier unentdeckt so lange, bis endlich an die Stelle des gräßlichen Tobens über ihr eine bange Todtenstille eintrat. — Da

wagte sie aus ihrem Versteck sich hervor, um Hülfe für sich und ihr vor Hunger weinendes Kind zu suchen, und sank, als sie um sich her nichts als rauchende Trümmer erblickte, trostlos an der Stätte nieder, wo sonst die Schloßkapelle gestanden hatte, von der nur noch ein Stück des Bogens, der sich über dem Altar wölbte, und die Reste des halb verbrannten großen Christuskreuzes, welches jetzt verkohlt am Boden lag, zu erkennen waren. Kaum aber hatte sie hier gebetet und das weinende Kind selbst weinend an die Brust gedrückt, als ein schwedischer Soldat hinter einem Pfeiler hervor auf sie zusprang, sein Gewehr anlegte, als wolle er es auf sie losdrücken, endlich aber wieder davon abließ, ihr näher trat und sie in rauhem Tone befragte: ob sie selbst die Gräfin sey? und da sie es erschrocken bejahte, ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen riß. — Bitten, Beschwörungen, Versprechungen, nichts half; der Soldat blieb taub und rannte mit dem Kinde fort, die Mutter aber ihm nach, in ihrer Angst den kleinen Hund auf ihn anhetzend, der ihn auch wirklich tapfer anfiel, während sie selbst, zur Verzweiflung getrieben, den Räuber bei den Haaren zu fassen und festzuhalten versuchte. Der Soldat aber gerieth hierüber in Wuth, und indem er das schreiende Kind mit der einen Hand festhielt, schlug er mit dem Flintenkolben wüthend um sich her und versetzte der Gräfin hierdurch einen solchen Stoß auf die Brust, daß sie ohnmächtig zu Boden sank und hier bewußtlos liegen blieb, bis sie von ihren rückkehrenden Leuten endlich aufgefunden wurde. Zwischen Tod und Leben ringend brachte man sie auf die entfernt liegenden Besitzungen der nächsten Anverwandten ihres verstorbenen Gemahls, wo sie nach mehreren Tagen erst wieder zu sich selbst kam. Die Verwandten waren zwar möglichst bemüht, das geraubte Kind wieder aufzufinden oder doch irgend eine Nachricht von ihm einzuziehen; leider ward aber nur das blutige Kleidchen desselben erlangt, welches man unweit des zerstörten Schlosses aufgefunden, woraus man mit Gewißheit schließen wollte, daß jener Soldat das Kind späterhin umgebracht haben müsse. Was ihn jedoch zu einer so schaudervollen That bewogen, blieb unerklärlich. Eine andere Spur von dem Kinde war nirgends aufzufinden, und auch der Hund blieb verschwunden.

„Die unglückliche Mutter versank in tiefe, an Geisteszerrüttung gränzende Schwermuth, und wurde von den Verwandten der Pflege eines Klosters übergeben. Die Güter ihres Gemahls aber nahmen die früher von ihr abgewiesenen Vettern desselben jetzt hohnlachend und mit aller Härte in Besitz; durch den nicht mehr zu bezweifelnden Tod des Knaben fielen ihnen die großen Majorate anheim, während der Gräfin selbst aber nur ein Wittwengehalt zukam. — Als durch die im Kloster erhaltene

sorgsame Pflege die Unglückliche, nach dem Verlauf einiger Jahre, endlich doch wieder genas, und der Gedanke an ihr Kind sich ihr ruhiger vor die Seele stellte, begann sie immer mehr und mehr an dem wirklichen Tode desselben zu zweifeln, weil sie keinen menschlichen Grund erdenken konnte, weßhalb der schwedische Soldat ihr Kind geraubt haben sollte, um dann eine so unmenschliche That an ihm zu begehen, und sie beschloß daher, von unbesiegbarer Hoffnung erfüllt, fortan von Land zu Land zu reisen, und nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie entweder ihr Kind oder ihr eigenes Grab gefunden haben werde. — Das Bild des Räubers stand ihr noch lebendig vor der Seele; deßhalb wendete sie sich zuerst nach Schweden, entschlossen, ihn, wenn er noch lebe, ausfindig zu machen und ihm Rechenschaft über das Leben ihres Kindes abzufordern. Vor wenigen Tagen war sie in Stockholm angekommen und hatte, als eine glückliche Vorbedeutung, den kleinen Hund, der ihr zugleich mit dem Kinde verloren gegangen, in den Händen jenes Hausknechts wieder gefunden. Sie schloß diese Erzählung endlich mit der Versicherung, daß der Hund ihr ganz gewiß den richtigen Weg zeigen werde und sie, um ihn wieder zu erlangen, zu jedem Opfer bereit sey."

Der Graf von Torstensohn hörte ihr mit großer Theilnahme zu, und sagte, als die Gräfin geendigt hatte: „Ob Ihr Kind noch lebt, wage ich nicht zu behaupten, denn die Wege, auf denen der Tod die Menschen treffen kann, sind viel und mancherlei; allein auf die angebliche Weise ist es nicht umgekommen; der langjährige Krieg hatte meine Soldaten zwar hart und rauh gemacht, aber Kindermörder waren sie doch nicht!"

Er ließ hierauf den Hausknecht in ein Nebenzimmer bringen, kaufte ihm hier den Hund für einen hohen Preis ab, bat die böhmische Gräfin, denselben als ein Geschenk von ihm anzunehmen, und drang in sie, so lange sie in Schweden verbleiben werde, ihren Aufenthalt bei seiner Gemahlin zu wählen, damit er sich selbst ihrer Sache desto sicherer annehmen und sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen könnte.

Die böhmische Gräfin willigte dankbar in sein gastfreundliches Anerbieten, und während sie von des Feldmarschalls Gemahlin mit aller Güte und Theilnahme aufgenommen wurde, sparte er selbst keine Mühe, dem Räuber des Kindes auf die Spur zu kommen. Jenes Regiment aber, welches damals das österreichische Hauptquartier gestürmt und das Schloß der Gräfin in Brand gesteckt hatte, war bald nachher gänzlich aufgelöst worden und jetzt in seinem frühern Bestande nicht wieder auszumitteln; auch der Hausknecht wußte, trotz eines wiederholten scharfen Verhörs,

nichts weiteres über die Erlangung des Hundes anzugeben, als was er bereits gesagt hatte.

Da nun auf diese Weise der Sache nicht näher auf die Spur zu kommen war, so ließ der Feldmarschall eine öffentliche Aufforderung an alle diejenigen, welche unter jenem Regimente gedient und bei der Schlacht von Jankowitz das feindliche Hauptquartier erstürmt hatten, ergehen, und zwar des Inhalts: daß sie sich ungesäumt bei ihm persönlich zu melden hätten, um wegen ihrer damals bewiesenen besondern Tapferkeit eine Belohnung von ihm zu empfangen. Mehrere, die theils noch unter dem schwedischen Heere dienten, theils nach dem Kriege ihren Abschied genommen hatten, und in die fernsten Provinzen heimgekehrt waren, kamen hierauf herbei. Der Feldmarschall ließ sie einzeln vor sich kommen; er saß auf einem Sopha neben der böhmischen Gräfin, die ihr Hündchen auf dem Schooße hielt, und befragte einen jeden genau über alles, was damals bei jener Schlacht und der Erstürmung des Schlosses vorgefallen seyn? Während sie ihm nun Rede und Antwort geben mußten, faßte die Gräfin einen jeden scharf ins Auge, und ließ ihn näher herantreten, um ihm mit eigner Hand ein Goldstück zu reichen, indem sie vermeinte, daß der treue, kluge Hund, sobald sich der Räuber ihres Kindes nahe, nicht ruhig bleiben, sondern ihn, den er selbst bis hierher verfolgt zu haben schien, ihr sicher anzeigen werde, wenn auch dessen Gesichtszüge ihr selbst entfallen seyn sollten. Der Hund aber sah mit seinen klaren Augen alle, die sich der Gräfin näherten, freundlich an, blieb ruhig auf ihrem Schooße liegen, und die Gräfin selbst bemerkte auch in allen den fremden Gesichtern nichts, was ihr jene verhaßten Züge wieder deutlich ins Gedächtniß zurückgerufen hätte. Uebrigens erinnerte sich von den vielen, die hier erschienen, kein einziger irgend eines Kameraden, der bei jener Erstürmung mit einem Kinde beschäftigt gewesen sey, ja es ergab sich vielmehr, daß an dem Tage, an welchem nach der eigenen Aussage der Gräfin der Raub geschehen war, nicht allein dieses Regiment, sondern auch die ganze schwedische Armee bereits entfernt von dem Schlosse und auf dem Marsche gegen Wien sich befunden hatte.

Als nun dieser erste Versuch völlig mißlungen war und gar nichts dazu beigetragen hatte, auch nur ein entferntes Licht über das Leben oder den Tod des Kindes zu verbreiten, so erließ man auf dringendes Bitten der böhmischen Gräfin einen zweiten Aufruf, welcher derjenigen Person eine ansehnliche Belohnung versprach, die genau nachweisen könne, wo der in jenem Gasthofe zu Stockholm befindlich gewesene, wegen seiner großen Klugheit so allgemein bewunderte Hund, welchen der Statthalter endlich

ſogar ſelbſt an ſich gekauft, eigentlich herſtamme, oder wie er nach Stockholm gekommen ſey?

Der Aufruf, das Herkommen eines Hundes betreffend, war zu jedermanns Verwunderung im Lande erſchollen, eine Woche nach der andern aber bereits in vergeblicher Erwartung verſtrichen, bis endlich ein Mädchen von etwa 18 Jahren erſchien, und vor dem Feldmarſchall in Gegenwart der Gräfin folgendes Geſtändniß ablegte.

Ihre Mutter, erzählte ſie, ſey mit einem ſpäter nachfolgenden neuerrichteten Regimente als Marketenderin nach Deutſchland in den Krieg gezogen, um dort, wie andere, auch manches zu erwerben und als eine reiche Frau zurückzukehren. Ihre Kinder, die den Vater nicht gekannt, habe ſie während ihrer Abweſenheit bei Verwandten untergebracht, ſey dann lange weggeblieben, endlich aber einſt ganz unerwartet und zwar noch einige Jahre vor der Beendigung des Krieges wieder heimgekehrt. Unter den mancherlei ſchönen Sachen, die ſie mitgebracht, und worunter ſich auch einige ſchwere Beutel mit Gold befunden, ſey ihnen allen jedoch ein kleiner Hund, der wegen ſeiner ſeltenen Klugheit ſich allgemeine Bewunderung erworben habe, beſonders lieb geworden. Nur die Mutter ſelbſt, wie treu ihr auch der Hund angehangen, hätte ihn nicht leiden mögen, und auf öfteres Befragen ihrer Kinder endlich einmal erzählt, daß dieſer Hund ſie fort und fort an das herzzerreißende Jammern eines Kindes erinnere, welches im Kriege ſeiner Mutter entriſſen worden ſey. Als nun ſie, die Tochter, die Mutter mit Fragen beſtürmt habe: wo denn das arme Kind geblieben wäre, hätte die Mutter ihr zu ſchweigen geboten und verſichert, das Kind ſey geſtorben! — Gegen den Hund aber ſey die Mutter immer unfreundlicher geworden und habe ihr, der Tochter, ſogar endlich einmal befohlen, den Hund in den Wald zu führen und ihn dort aufzuhängen, damit er ihr aus den Augen käme. Sie aber habe den Hund zwar fortgebracht, ihn jedoch nicht getödtet, ſondern ſich mit dem lieben Thiere an die durch den Wald laufende Landſtraße geſetzt und ihn dort den Reiſenden lange vergeblich angeboten, bis denn ein Mann, der nach Stockholm gewandert ſey, ihr den Hund für eine Kleinigkeit abgekauft hätte. Die Mutter habe beruhigt geſchienen als ſie ohne Hund zurückgekehrt ſey, und niemals wäre zwiſchen ihnen beiden die Rede wieder auf den Hund gekommen. Nur als die Mutter vor ungefähr einem halben Jahre plötzlich von einem Schlagfluß befallen worden, habe ſie ſchmerzlich ausgerufen: „Der Hund! — das Kind!“ — und ſey dann verſchieden.

Dieſe Erzählung machte den allerſchmerzlichſten Eindruck auf die

Gräfin. Sie hielt ſich nun überzeugt, daß die alte Marketenderin den Hund nur deſhalb ſo bitter gehaßt haben könne, weil er ſie fortwährend an den jammervollen, jetzt nicht länger zu bezweifelnden Tod des Kindes erinnert, bei welchem ſie unſtreitig gegenwärtig geweſen ſey. Sie drückte ihr Geſicht laut weinend in die Kiſſen des Sophas, während der kleine Hund, den man jetzt in das Zimmer ließ, das Mädchen auf der Stelle wieder erkannte, an ihr freudig emporſprang und auch von ihr wieder erkannt und mit Liebkoſungen überhäuft wurde. Der Hund lief bald zu der Gräfin, bald zu dem Mädchen, als wolle er beide zu einander ziehen; das Mädchen aber, die den Zuſammenhang dieſer Scene nicht begreifen konnte, kniete vor der weinenden Gräfin nieder, ſtreichelte ihr mitleidig die Wangen, beſchwor ſie in rührender Einfalt, nicht mehr zu weinen, und fügte endlich die dringende Bitte hinzu, ihr den Hund wieder zu ſchenken; denn die Mutter, die ihn gehaßt, ſey ja nun todt.

Die Gräfin aber drückte den Hund feſt an ſich, reichte dem Mädchen einen Beutel mit Geld, und winkte ihr das Zimmer zu verlaſſen.

Die Geſchichte der böhmiſchen Gräfin konnte nicht verſchwiegen bleiben, ſie machte großes Aufſehen, und gelangte ſelbſt bis zu den Ohren der Königin Chriſtine. Die Königin ließ die Gräfin zu ſich entbieten, um ihr alle nur mögliche Theilnahme zu beweiſen; allein die Gräfin war von aller Welt abgeſtorben, und wollte nur noch die rauhere Jahreszeit vorübergehen laſſen, um alsdann in ihre Heimath zurückzukehren und hier in der Stille eines Kloſters den Tod ihres Kindes zu beweinen.

Um dieſe Zeit erkrankte plötzlich der Graf Torſtenſohn, und ſtarb bald darauf in einem Alter von kaum 48 Jahren. Seine Gemahlin ließ den Leichnam deſſelben auf ihre entfernt liegenden Güter bringen, weil ſie ſich ſelbſt hierher zurückzuziehen und nahe dem Grabe ihres Gemahls ihr Leben zu beſchließen gedachte. Sie drang in die böhmiſche Gräfin, ſie dorthin zu begleiten, und dieſe folgte ihr auch willig, da der gleichmäßige Kummer ihre Herzen nur noch inniger zu einander hinzog.

Die Leiche des Feldmarſchalls wurde, als ſie auf den Gütern angekommen war, dort mit aller Pracht und Feierlichkeit zur Erde beſtattet. Eine große Anzahl alter gedienter Krieger, die nun ſchon das Heer verlaſſen hatten, verſammelten ſich hier aus den entfernteſten Provinzen Schwedens, um ihren Heerführer, der, ſo oft er auch in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges alle Gefahren des Todes beſiegt hatte, nun doch endlich vor dem Tode erblichen war, noch einmal zu ſehen und ihm die letzte Ehre zu erweiſen.

Der Sarg war in der Gruft beigeſetzt, und die beiden in tiefe Trauer

gekleideten Wittwen hatten sich bereits auf das Schloß zurückgezogen, als plötzlich ein dumpfes Lärmen aus dem Dorfe zu ihnen heraufscholl, und sie eilig auf den Balkon des Hauses zog. Sie erblickten in der Ferne einen großen Volkshaufen, der anfangs lärmend in einander wogte, dann aber mit dem allgemeinen Geschrei: „schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!“ auf das Schloß zustürzte. Als er näher kam, sahen sie, daß man einen Hund verfolgte, und unter dem Geschrei: „ein toller Hund! ein toller Hund! schlagt ihn todt!“ mit Steinen und Knitteln ihn zu treffen suchte; der Hund aber wußte glücklich zu entkommen, und rannte aus allen Kräften dem Schlosse zu. Die böhmische Gräfin erkannte zu ihrem nicht geringen Schrecken in dem verfolgten Hunde bald genug den ihrigen; sie rief ihren Liebling angstvoll beim Namen, als wollte sie seine Flucht zu ihr beflügeln, und winkte zugleich mit ihrem Tuche, um das nacheilende Volk aufzuhalten. Der Hund hatte auch einen großen Vorsprung erlangt und alle seine Verfolger trotz ihrer Hast weit hinter sich zurückgelassen; nur einem Knaben von ungefähr 11 Jahren vermochte er kaum zu entgehen, denn dieser schoß mit der Schnelligkeit eines Pfeiles hinter ihm her, achtete nicht auf das wiederholte ängstliche Zurufen der beiden Damen, und hatte dem Hunde mit mehreren geschickten Steinwürfen schon tüchtig zugesetzt. Das arme verfolgte Thier erreichte endlich schreiend den Schloßhof, und die Gräfin eilte, die Thüre ihres Zimmers zu seiner Rettung zu öffnen. Kaum aber hatte sie das hinkende, athemlose Hündchen hereingelassen und ihm schnell einen Teller mit Wasser, theils zur Erquickung, theils zur sichersten Probe, ob er auch wirklich nicht toll sey, vorgehalten, und der Hund begierig die heiße Zunge daraus gekühlt, als auch schon der Knabe mit glühend rothem Gesichte vor ihr im Zimmer stand und mit funkelnden Augen und geballter Faust den Tod des Hundes begehrte, der seinen Vater so arg gebissen habe. — Die böhmische Gräfin, welche sich während ihres Aufenthalts in Schwerin die Sprache dieses Landes völlig zu eigen gemacht, bemühte sich, den aufgebrachten Knaben zu beruhigen, und suchte den Hund, der sich ihm immer wieder zu nähern strebte, von ihm abzuwehren. Allein das Thier ließ sich nicht abhalten, sprang freundlich an dem Kleinen empor, und dieser, der anfangs den Kampf mit ihm auf's neue beginnen zu wollen schien, blieb, als die Gräfin den Hund beim Namen gerufen, plötzlich wie im Traume stehen, starrte das Thier immer freundlicher an, und wiederholte langsam: „Fidele, Fidele!“ — Endlich warf er sich auf die Knie, umfaßte den Hund und rief: „Ja, du bist Fidele, mein lieber, alter Fidele! Wo ist dein großes Schloß, wo ist die freundliche Frau, die mit uns spielte?“

In demselben Augenblicke trat ein Bedienter ins Zimmer und meldete, daß der Mann, welchen der Hund gebissen, vorgelassen zu werden verlange. Die böhmische Gräfin befahl, ihn augenblicks hereinzuführen, während sie den Knaben in ein Seitengemach schob, und kaum war auch der Bauer ins Zimmer getreten, als sie in ihm die allenthalben vergeblich gesuchten, ihr so furchtbaren Gesichtszüge auf der Stelle wieder erkannte. Ehe er noch ein Wort hervorzubringen vermochte, hatte sie, ihrer nicht länger mächtig, ihren Schleier vom Haupte gerissen und trat, indem sie den erschrockenen Mann bei den Haaren ergriff, wie die Rachegöttin mit den Worten auf ihn zu: „Wo hab' ich dich also bei den Haaren gefaßt, wo diesen Hund auf dich angehetzt, du Kindesräuber? Erkennst du nicht auch mich wieder? Gestehe dein Verbrechen, der Hund hat dich verrathen! — Wo hast du mein Kind?" —

Bleich und zitternd sank der Mann wie vom Blitze getroffen vor ihr nieder. Auch er erkannte sie und ihren Hund, der aufs neue ihn anfallen wollte, und gestand, daß jener Knabe das geraubte Kind sey. —

Die ahnungsvolle Mutterliebe wußte leicht alle die alten, dunkeln Erinnerungen in der Seele des Knaben wieder aufzuwecken, so daß Mutter und Kind sich bald völlig wieder erkannten, und niemanden ein Zweifel mehr übrig blieb. Der Schwede aber berichtete über seine That Folgendes.

„Als nach der Schlacht bei Jankowitz das österreichische Hauptquartier erstürmt und das gräfliche Schloß geplündert und verbrannt worden war, kam ich mit einigen Nachzüglern durch das noch rauchende Dorf, und verweilte mich in den Trümmern des Schlosses, weil ich hier auch für mich einiges noch zu erbeuten hoffte. Da aber alles bereits in Zerstörung lag, und ich den Ort in großer Unzufriedenheit verlassen wollte, begegnete ich einem stattlichen Reiter, der mich fragte: wo ich denn herkomme, und ob ich schon wacker viel Beute gemacht habe? Ich versicherte das Gegentheil, und fluchte auf das leere rauchende Nest, worauf mir der Reiter zu erkennen gab, daß ich eine große Summe Geldes verdienen könne, sobald ich einen Auftrag von ihm übernehmen und erfüllen wolle. Ich ließ mich willig finden, und er gab Folgendes zu vernehmen.

„Jenes zerstörte Schloß," sprach er, „gehört einer Gräfin, die das schwedische Heer an die Oesterreicher hat verrathen wollen, und deßhalb das Hauptquartier der letztern in ihr Schloß gezogen hat. Es ist ihr jedoch nicht gelungen, denn euer Feldmarschall Torstensohn hat, wie ihr wißt, die Oesterreicher überfallen und aufs Haupt geschlagen. Die verrätherische Gräfin aber ist bisher vergeblich gesucht worden, um sie bestrafen zu lassen; sie muß sich in der Nähe hier in einem Schlupfwinkel verborgen

haben, denn sie ist sichern Nachrichten zufolge bis zum entscheidenden Augenblick noch gegenwärtig gewesen. Wollt ihr nun in den Trümmern des Schlosses euch verborgen halten, dort aufpassen, bis sie mit ihrem Kinde zum Vorschein kommt, und ihr zusammt dem Kinde dann den Garaus machen, so bin ich beauftragt, euch die Summe von tausend Goldgulden auszuzahlen."

„Ich bedachte mich nicht lange und willigte ein, sollte die Gräfin ja doch eine Verrätherin seyn, und konnte ich doch eine große Summe Geldes durch eine That verdienen, die ich im Kriege für erlaubt hielt. Der Reiter versprach in der entfernten Waldschenke auf mich zu warten, wo ich ihm wenigstens das blutige Kleid des Kindes, als Zeugniß des ausgeführten Auftrages, überbringen müsse, und so ging ich, mich in der Brandstätte auf die Lauer zu stellen. Was hier vorgefallen, wißt ihr selbst. Ich wollte euch erschießen, aber ihr waret so schön und andächtig; ich wollte das Kind erwürgen, aber das Herz in der Brust that mir weh! In meiner Unentschlossenheit entriß ich euch endlich das Kind, und glaubte, weil ihr nicht von mir ablassen wolltet, euch mit dem Flintenkolben erschlagen zu haben, rannte mit dem Kinde fort und begegnete einer mir bekannten Marketenderin. Dieser übergab ich das Kind, zog ihm jedoch das Kleidchen aus, und tauchte es in das Blut eines auf der Wahlstatt liegenden Todten, eilte dann hiermit zur Waldschenke, erzählte, daß ich euch selbst todt geschlagen, das Kind aber erstochen und dann in das Feuer geworfen hätte, und lieferte mein blutiges Kleidchen ab, worauf es der Reiter in seinen Mantel steckte, mir aber die tausend Goldgulden richtig auszahlte. Ich eilte nun die Marketenderin wieder aufzusuchen. Der Hund, der mich erst verfolgt hatte, war bei dem Kinde geblieben. Ich beschloß, von Gewissensangst überfallen, das unschuldige Kind zu retten, es mit in mein Vaterland zu nehmen, und es dort meiner Frau, mit der ich schon mehrere Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt hatte, als die beste Beute mitzubringen, und kam mit der Marketenderin dahin überein, daß sie mit der ersten passenden Gelegenheit nach Schweden zurückkehren und meiner Frau das Kind und das Geld überbringen sollte, wofür ich ihr die Hälfte der erhaltenen Summe versprach, mir jedoch das tiefste Schweigen durch einen Schwur von ihr angeloben ließ. Den Hund schenkte ich ihr, denn er konnte mich nicht leiden, und wollte mich beißen, wo er mich sah. Die Marketenderin hat ihren Auftrag erfüllt und bis zu ihrem Tode geschwiegen. Ich und meine Frau haben den Knaben als unser eignes Kind erzogen, werth gehalten und viel Freude an ihm gehabt, und niemals würde ich verrathen worden seyn, wenn ich mich nicht aus treuer Liebe

zu meinem ehemaligen Feldmarschall aus meiner fernen Heimath bei seinem Leichenbegängniß hier eingefunden hätte, wo mich der verwünschte Hund wieder auffand und aufs neue anfiel.

Die böhmische Gräfin erkannte aus allem, was ihr der Schwede erzählte, bald deutlich genug, daß der Auftrag zu ihrer und ihres Kindes Ermordung und die lügenhafte, schändliche Beschuldigung der Verrätherei nur von den rach- und habsüchtigen Verwandten ihres Gemahls ausgegangen seyn könne, und eilte mit ihrem wiedergefundenen Sohne nach Stockholm, um ihn dort der Königin Christine vorzustellen und ihren mächtigen Schutz in Anspruch zu nehmen. Die Königin war über den seltenen Ausgang dieser Begebenheit höchlich erfreut. Sie ließ über die ganze Sache eine vollständige gerichtliche Verhandlung aufnehmen, diese jedoch in ihrem Kabinete niederlegen, und sendete einen zuverlässigen Diener mit einem eigenen Handschreiben an die Verwandten des verstorbenen Gemahls der böhmischen Gräfin, worin sie ihnen eröffnete: daß, wenn sie die in Besitz genommenen großen Majoratsgüter dem während des Krieges geraubten, jetzt aber wiedergefundenen Sohne der Gräfin freiwillig zurückgeben wollten, dieß nicht sowohl von der Gräfin selbst, sondern auch von ihr, der Königin, da sie sich eine Freundin der Gräfin nenne, mit gebührendem Danke und dem Vergessen alles desjenigen, was geschehen sey, angenommen werden sollte. Daß aber, insofern sie sich nicht fügen, und vielleicht gar gegen die Rechtmäßigkeit des Knaben Zweifel erheben wollten, sie, die Königin, im Namen der Gräfin den Proceß gegen sie bei dem österreichischen Hofe einleiten lassen werde, wozu es ihr an gültigen Ursachen nicht fehle, von denen sie ihnen vorläufig nur die erste Aussage des schwedischen Soldaten, welcher das Kind geraubt habe, in Abschrift mittheile.

Der Beauftragte der Königin brachte aus Böhmen bald günstige Nachricht zurück. Die Verwandten hatten sich, nachdem sie den Brief der Königin gelesen, unter billigen Bedingungen zu Abtretung der Güter willig erklärt, und so blieben die gerichtlichen Verhandlungen über diese merkwürdige Geschichte dann als ein Geheimniß im Kabinete der Königin Christine liegen.

Die Gräfin aber kehrte alsbald mit ihrem wiedergefundenen Sohne und in Begleitung seiner schwedischen treuherzigen Pflegeltern, von denen sich der dankbare Knabe nicht trennen mochte, in ihre Heimath zurück, nahm von den großen Gütern wieder Besitz, wo sie mit Jubel empfangen wurden, und das kleine treue Hündchen wurde von ihnen lieb und werth gehalten bis in den Tod.

Der alte Koſak.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Kunigunde Wahlheim, die Gattin eines Landpredigers.
Paul, } ihre Kinder.
Agnes, }
Bach, der Schulmeister.
Major Dumartain, Anführer eines Streifcorps.
General von Kottner.
Lieutenant von Struhl.
Ein alter Kosak.
Mehrere andere Kosaken.

Der Schauplatz ist in der Pfarrwohnung.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kunigunde. Agnes. Bach.

Bach. Ja, meine Frau Paſtorin, ich komme ſo eben vom Kirchthurm herab, habe ſchauderhafte Dinge mit angeſehen, und mein zu Berge ſtehendes Haar — —

Kunigunde (raſch einfallend). Aber mein Mann? Haben Sie genau auf die Landſtraße hinausgeſehen, kommt er noch immer nicht zurück? —

Bach. Es könnte wohl ſeyn, daß der Herr Paſtor eine jener flüchtigen Geſtalten geweſen wäre, die ſich auf dem Schauplatz dort bewegten: aber ich habe ihn nicht erkannt, denn Pulverdampf und Staub von Roſſeshufen zogen wie Wolken durch die Gefilde. Hören Sie nur, wie ſich alles zutrug, alſo — —

Kunigunde (einfallend). Ach Gott! und es läßt ſich niemand bewegen, meinem Manne entgegen zu gehen, ihn wieder zu uns zu führen oder doch uns Nachricht von ihm zu bringen.

Bach. Verehrte Frau Magiſterin, das iſt zu viel verlangt! — Unſicher und gefährlich ſind alle Wege und Stege, hinter jedem Buſche liegt ein Feind mit der Donnerbüchſe. Sie kennen mich, ich bin geweſt der Mann, von dem man zu ſagen pflegt, er habe Haare auf den Zähnen und unterm linken Knopfloche einen Marmorblock. Sehen Sie, ich habe heut die Schule ausgeſetzt, wie? — habe drei Stunden auf dem Kirchthurme geſtanden, und während ſie ſich um mich her metzelten, die Einen ſiegten, die Andern flohen oder ins Gras biſſen, rauchte ich dort oben

ruhig meine Pfeife — wie? — Aber mich in das Getümmel hinaus wagen, mich muthwillig todtschießen lassen oder gar als Spion auffangen und am ersten besten Baume aufhängen — Nehmen Sie mir's nicht übel —

Kunigunde. Nein, nein! ich nehme es Ihnen nicht übel, aber Sie kennen auch meine Sorgen nicht! Acht Tage ist nun schon mein Gatte abwesend, und was sich in dieser Zeit zugetragen —

Bach. Ich wäre an seiner Stelle nicht gegangen.

Kunigunde. Nicht? — Als ihn der Marschall auffordern ließ, in's Hauptquartier zu kommen und das Amt des eben verstorbenen Feldprobstes einstweilen zu versehen, da zögerte er keinen Augenblick. Er reichte mir die Hand zum Abschiede und sagte: „Das Vaterland verlangt mich, ich werde folgen, und da mein Arm nicht das Schwert gegen die Feinde führen kann, so soll aus meinem Munde ein Schwert hervorgehen!"

Bach. Schön gesprochen, äußerst schön! und es wird dem Herrn Magister auch im Hauptquartier gewiß nichts abgehen; allein nach alle dem, was ich heute vom Thurme herab gesehen und unten gehört habe, möchte ich selbst wohl wünschen, daß der Herr Pastor bald zurückkäme, denn man weiß sich ohne ihn ja doch nicht recht zu helfen und zu rathen.

Kunigunde. Wie denn? was haben Sie denn gesehen?

Bach. Ja, Sie lassen mich ja nicht zum Worte kommen, und fahren mir ja mit Ihrem bangen Lamento in mein Victoria! Ich bin also auf dem Kirchthurme Zeuge eines furchtbaren Treffens gewesen. Haben Sie nicht das Schießen gehört? — Piff! Paff!

Kunigunde. Wohl! jeden Schuß konnte ich zählen, aber der Ausgang, wie war der Ausgang? Ist es entschieden? —

Bach. Freilich entschieden! Keine Frage — der Feind mußte weichen, die Unsrigen gewannen den Platz, denn ich schrie ja immer vom Thurme herab: „Frisch, meine Herren! schonen Sie nichts, setzen Sie Kopf und Kragen dran!" und da ging es denn auch gut. Das Regiment des General von Kottwitz wird nun heute an der alten Schanze bivouakiren; die Gemeinde ist bereits aufgefordert, Lebensmittel hinauszuschaffen, auch sind schon einige Wagen voll Blessirter im Dorfe. Morgen, heißt es, werden die Truppen in's Dorf selbst gelegt werden. —

Agnes. Um des Himmels willen, Mutter! doch nicht in unser Haus? — Du weißt ja —

Kunigunde (leise zu Agnes). Stille, stille! (Zu Bach.) Es ist nicht möglich, daß wir jetzt Einquartierung annehmen können; mein Mann ist nicht zu Hause, und jetzt, wo er sich im Hauptquartiere befindet, wird

man doch auf mich mich so viel Rücksicht nehmen wollen, daß man mich wenigstens, bis er zurückkehrt, von den Lasten des Krieges entbindet.

Bach. Wird schwer halten, sehr schwer; wo soll der Commandeur logiren, wenn Sie das Pfarrhaus verschließen wollen?

Kunigunde. Aber, lieber Herr Bach, Sie werden doch begreifen, daß der Herr allenthalben wohnen kann, nur aber nicht bei uns; Sie werden sich meiner doch annehmen? Als ein Freund meines Mannes müssen Sie jetzt unser Beschützer seyn. Eilen Sie in's Dorf zum Schulzen, stellen Sie ihm meine jetzige Lage vor, ich bin ja allein mit meinen beiden Kindern, ganz verlassen; bewegen Sie ihn, daß er unser Haus nur dießmal nicht mit Einquartierung belegt! Ich will mich ja nicht ausschließen, will ein andermal doppelte Lasten tragen, nur jetzt nicht; es ist nicht möglich! — Wahrlich, dort kommen schon die Quartiermacher in's Dorf geritten — versäumen Sie keinen Augenblick, eilen Sie, ich beschwöre Sie!

Bach. Ei, ei! meine Frau Magisterin! Sie äußern ja eine fast heidnische Furcht vor unsern verehrten vaterländischen Helden, und sollten doch lieber —

Kunigunde. Nur jetzt keinen Vorwurf! Sie kennen mich, Sie wissen, mit welcher Begeisterung ich mein Vaterland liebe, aber jetzt bin ich selbst in zu großer Noth und Angst, und Sie werden nicht fragen, nicht tadeln, sondern nur sich unserer annehmen, wenn Sie wirklich unser Freund sind.

Bach. Freund? Allerdings! Ich werde versuchen, was möglich ist; aber die Herren Soldaten befehlen oft selbst und dann — —

Kunigunde. Nein, nein! es darf nicht seyn! eilen Sie nur zum Schulzen!

(Bach geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Kunigunde. Agnes.

Agnes. O Mutter, was sollten wir anfangen, wenn jetzt Einquartierung in unser Haus gelegt würde? — Alles, alles würde dann verrathen werden.

Kunigunde. Ja wohl, mein Kind! Aber es ist auch schlimm genug, daß wir uns vor dem Verrath fürchten müssen.

Agnes. Haben wir denn nicht aus guter Absicht gehandelt? Sollte der unglückliche, schwer verwundete Mann hülflos liegen bleiben und im Walde umkommen? —

Kunigunde. Das nicht! Wir sollen die Pflichten der Menschlichkeit allerdings gegen Feind und Freund ausüben; allein ich fürchte nur, wir sind zu weit gegangen, wir haben uns in den Krieg gemischt, denn wir halten ja einen Feind vor den Unsrigen verborgen.

Agnes. Aber, liebes Mütterchen! möchtest du ihn unsern Freunden ausliefern, und ihn ihrer Rache preisgeben? — Hast du mir nicht oft gesagt, daß, wer den Krieg nicht mitführt, auch keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kennen und immer nur den Menschen vor sich sehen soll?

Kunigunde. Das ist der schöne Sinn deines Vaters, dessen heiliger Beruf ihn hoch über den Krieg und Frieden dieser Erde stellt. Aber sein Vaterland und sein König gelten ihm nächst Gott dennoch am höchsten, und wer diese freventlich angreift, gegen den richtet er seine Stimme, wenn er ihn auch gleich als Christ nicht haßt.

Agnes. Ach! wenn der Vater nur hier wäre, der wüßte wohl zu rathen und zu helfen; der würde uns sagen, ob wir recht thun!

Kunigunde (etwas leiser). Was macht der Major? Wie geht es mit seinen Wunden? Der nahe Kanonendonner wird ihn gewiß auch beunruhigt haben! — Paul ist doch bei ihm? Ich habe ihn heute noch nicht gesprochen.

Agnes. Ich auch nicht.

Kunigunde. Nicht? nun dann ist der Major gewiß wieder viel kränker geworden, da der Knabe ihn nicht verlassen will. Schleiche dich doch leise ins Zimmer und schicke mir den Paul, damit ich erfahre, wie er sich befindet und ob Hülfe nöthig ist.

Agnes. Ach, Mutter, der Paul ist gar nicht hier! —

Kunigunde. Nicht hier? — Er ist fortgegangen, ohne mir ein Wort zu sagen? — Das ist nicht möglich!

Agnes. Doch ist es geschehen, aber du schliefst ja schon.

Kunigunde. Ich schlief schon? — Du machst mich unruhig! Wann ist er denn fortgegangen? wohin denn? —

Agnes. Ach, liebe, liebe Mutter, der Major hat ihn in der Nacht mit einem Briefe fortgeschickt.

Kunigunde. Mein Kind? meinen Paul? in der Nacht als Boten fortgeschickt?

Agnes. Es mußte gewiß ein wichtiger Auftrag ſeyn, denn der Paul ließ ſich nicht halten.

Kunigunde. Und du konnteſt mir's verſchweigen, konnteſt deinen Bruder fortgehen ſehen, ohne es deiner Mutter zu ſagen? —

Agnes. Der Major und Paul haben mir's ja ſtreng verboten und verſicherten, daß Paul gewiß in wenigen Stunden wieder zurückkehren würde.

Kunigunde. Iſt er denn aber nun zurückgekehrt? Weißt du, wo dein Bruder jetzt iſt? Ob er nicht in das Treffen gerieth, und jetzt auch auf dem Wahlplatz liegt? —

Agnes. Ach Mutter, Mutter!

Kunigunde. Sieh, dieſen Jammer habt ihr mir mit dem fremden Manne ins Haus gebracht. Es iſt nicht genug, daß durch ſeine Aufnahme die ſchwere Laſt eines Geheimniſſes auf uns liegt, deſſen Folgen noch nicht abzuſehen ſind, ſondern er verleitet euch auch zu neuen Geheimniſſen, ſelbſt gegen eure Mutter, und ſendet, zum Dank für unſere Gaſtfreundſchaft, meinen Sohn heimlich auf wahrſcheinlich verbotenen Wegen bei Nacht hinaus, ohne die Gefahr zu beachten, in die er mein armes Kind ſtürzt.

Agnes. Mütterchen, ſprich doch nicht ſo laut, der Major kann ja alles durch dieſe dünne Wand vernehmen.

Kunigunde. Mag er die Stimme einer bangen Mutter hören! Ich will ihm ſelbſt ſagen, was mir jetzt durch die Seele geht, und wenn ich auch das Gaſtrecht heilig halte, ſo ſoll er mir doch Rechenſchaft über meinen Sohn geben müſſen.

Agnes. Horch, Mutter! es klopft leiſe, das iſt das Zeichen, daß er uns ſprechen will. Ich muß ihm Antwort geben, damit er weiß, daß wir allein ſind. (Sie klopft ebenfalls an die Mauer, es öffnet ſich eine verborgene Thüre, aus welcher der Major ins Zimmer tritt.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Major Dumartain mit verbundenem Haupte.

Major. Sind Sie endlich allein, darf ich es wagen, Sie nur einige Minuten zu ſprechen?

Kunigunde. Ich hoffe, daß wir jetzt ſicher ſeyn werden. Wie geht es mit Ihren Wunden?

Major. Davon hernach! Jetzt bitt' ich Sie dringend, mir nur einige Fragen zu beantworten.

Kunigunde. Ich habe auch eine dringende Frage an Sie!

Major. Ich kann sie mir wohl denken! Sagen Sie geschwind, ist Paul wieder zurück?

Kunigunde. Und das fragen Sie mich erst jetzt, nachdem Sie mein Kind ohne Vorwissen der Mutter fortgesendet?

Major. Theure, edle Frau, ich trage die Schuld nur halb; denn die menschenfreundliche Gesinnung, die in Ihrem Herzen lebt, die Sie beweg, mich in Ihrem Hause aufzunehmen und vom Tode zu erretten, erfüllt auch Ihre lieben Kinder; sie wetteifern in den Beweisen liebevoller Theilnahme gegen mich, und finden kein Opfer zu groß!

Kunigunde. Ich hoffe, daß wir nie Ursache haben werden, es zu bereuen!

Major. Ihr Paul ist mein Schutzgeist gewesen; er war es, der mich zuerst in dem dichten Gebüsch des Waldes fast leblos fand; er war mein Krankenwärter, er wußte mir durch seine treue Zuneigung die schwer gedrückte Seele zu erheben, so daß ich meinem Kummer Worte zu leihen und dem Knaben selbst meine Geheimnisse anzuvertrauen wagte.

Kunigunde. Sie haben da vielleicht dem Herzen eines Kindes mehr zugemuthet, als es zu tragen vermochte.

Major. Nein, nein! Ich hatte ihm auch von meiner Gattin erzählt, die aus treuer Liebe zu mir selbst alle Gefahren des Krieges mit mir theilte, die sich jetzt gewiß in der trostlosesten Lage befand; denn seit das letzte Gefecht für mich und mein Corps nachtheilig ausgefallen war, hatte sie keine Nachricht von mir erhalten, vielleicht war mein Pferd mit Blut bespritzt zu den Meinigen zurückgekehrt; mein armes, verlassenes, trostloses Weib beweinte schon meinen Tod und wußte nicht, daß die Hand lieber, freundlicher Menschen den Funken Leben noch in mir erhalten hatte, der aus den Wunden schon ausströmen wollte.

Kunigunde. Das ist leider das Schicksal des Krieges, doch desto größer wird die Freude des Wiedersehens seyn!

Major. Soll sie aber bis dahin keinen Trost haben? Soll ich hier länger in sicherer Hut bleiben dürfen, während sie Tag und Nacht um mich jammert? Sehen Sie, theure Frau, diesen Gedanken hatte ich Worte gegeben, hatte sie Ihrem lieben Paul anvertraut. Da that mir der beherzte Knabe den Vorschlag, ich solle ihm einen Brief an meine Frau geben, er wolle ihr denselben in wenigen Stunden einhändigen und mir Nachricht von ihr wieder zurückbringen.

Kunigunde. Und das konnten Sie ohne mein Vorwiſſen geſchehen laſſen?

Major. Es war ſchon ſpät am Abend, als wir den Plan beſprachen; der Weg nach dem Orte, wo meine Frau im Quartiere liegt, iſt nur zwei Stunden von hier entfernt; Paul verſicherte, ihn genau zu kennen, beſonders einige verborgene Fußſteige, die durch den Wald führen, und da nun überdieß heller Mondſchein war —

Kunigunde. So ſchickten Sie mein armes Kind wirklich auf den gefahrvollen Weg hinaus.

Major. Ja, ich that es, ich läugne nicht, ich konnte nicht widerſtehen, und Sie werden mir gern vergeben, wenn Sie ſich lebendig in meine Lage verſetzen.

Agnes. Liebe Mutter, du hätteſt den Paul nur ſehen ſollen, wie begeiſtert er war. Du ſchlieſſt ſchon, als er zu mir kam und mir ſagte, was er thun wollte; er war durch nichts zurückzuhalten, und wer hätte ihn auch zurückhalten mögen? — Er kannte den Weg ja genau.

Major. Und wollte mit Anbruch des Tages ſchon wieder hier ſeyn.

Kunigunde. Iſt er denn aber wieder zurückgekehrt? — Schon ſind die Mittagsſtunden vorüber, und jetzt erſt erfahre ich, daß ich meinen Sohn vielleicht verloren habe. Er kannte die Gefahr nicht; aber Sie wußten wohl, was Sie ihm zumutheten, und auf ihrem eignen Antlitz leſe ich jetzt die Beſorgniß um ihn.

Major. Wohl bin ich beſorgt, zumal ich fortwährend ein ſtarkes Schießen vernommen. Wiſſen Sie etwas Näheres, wodurch es veranlaßt wurde?

Kunigunde. Allerdings wiſſen wir alles! Ein hitziges Gefecht hat in der nächſten Umgegend hier ſtattgefunden.

Major. Und der Ausgang? Kennen Sie den Ausgang!?

Kunigunde. Gott hat den Unſrigen den Sieg verliehen. Der Feind iſt zurückgeſchlagen, und das Regiment des General von Kottner, welches heut in der Nähe bivouakirt, ſoll morgen ins Dorf gelegt werden.

Major. Was ſagen Sie? Das Regiment Kottner? Das wäre ſehr übel! Dann bin ich verloren.

Kunigunde. Allerdings wächst die Gefahr, und wie ich alles dieß ſo allein und erfüllt von Sorge und Angſt um mein Kind beſtehen werde, weiß der Allmächtige!

Major. Edle Frau! ſchützen Sie mich nur noch kurze Zeit, ich werde es Ihnen reichlich belohnen. Meine Wunden ſind zwar noch nicht

geheilt, aber ich will doch wieder hinaus in den Kampf und Ihnen nicht länger beschwerlich fallen; mein Abschied ist näher als Sie glauben.

Agnes (zum Major). Fort! fort in Ihren Versteck! Verbergen Sie sich schnell! Dort kommt ein Trupp Reiter das Dorf herauf, unter ihnen mehrere bärtige Kosaken.

Major. Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand. (Er geht durch die verborgene Thüre ab.)

Agnes. Ach! sieh doch, Mutter! da muß jemand mit gebundenen Händen zwischen den Pferden der Kosaken herlaufen.

Kunigunde. O mein Gott! das ist ja Paul! mein armer Paul, gebunden in den Händen der Kosaken! Barmherziger Gott!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schullehrer Bach.

Bach. Das fehlte noch, daß die wilden Horden in unser Dorf einziehen und sich am Blut der Kinder sättigen! Verehrte Frau! seyn Sie auf Alles gefaßt, aber es ist einmal nicht anders, die Kosaken haben Ihren Paul aufgegriffen, und haben ihn gebunden wie ein Opferthier!

Kunigunde. O Gott! meine Besorgnisse sind gerechtfertigt! Das sind die Folgen leichtsinniger Gutmüthigkeit!

Bach. Ich verstehe Sie nicht ganz, aber es kann schrecklich werden, ich sehe im Geist den Kindermord von Bethlehem sich wiederholen.

Kunigunde. Treiben Sie doch meine Angst nicht noch höher, und lassen Sie mich lieber hinaus zu meinem Paul!

Bach. Nicht von der Stelle! Sie fallen sonst auch unter den Säbeln der Unmenschen, denn es wird schrecklich hergehen, sag' ich, mit gebundenen Kindern fängt es an, mit geschlachteten wird es aufhören.

Agnes. Um Gottes willen! schonen Sie doch die Mutter!

Bach. Stille, mein Kind, stille! sie mußte vorbereitet werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lieutenant v. Struhl. Paul. Der alte Koſak und noch andere Koſaken.

(Kunigunde, Agnes und Paul eilen auf einander zu.)

Kunigunde. Mein Paul, mein Paul!

Agnes. Mein Bruder!

Paul. Mutter, beſtätige doch dieſen Leuten, daß ich dein Sohn bin, ſie wollen mir's nicht glauben, und mache mich von ihnen los!

Kunigunde (zum Lieutenant v. Struhl). Zweifeln Sie noch, daß ſich Mutter und Kind hier in den Armen halten? Was hat Ihnen denn mein Sohn gethan, daß Sie ihn, wie einen Verbrecher gebunden, zwiſchen den Pferden herlaufen laſſen? Sehen Sie, wie ihm die Stirn glüht, wie ihm die Augen roth ſind! Gehen unſere Vaterlandsvertheidiger alſo mit den Kindern ihrer Mitbürger um?

v. Struhl. Wohl vertheidigen wir das Vaterland; wer aber die Hand dazu bietet, es zu verrathen, den müſſen wir auch als Feind behandeln, und wenn es ſelbſt ein Kind unſeres Landes wäre.

Kunigunde. Dieſer treuherzige Knabe ſollte das Vaterland verrathen wollen? Geht Ihre Verblendung wirklich ſo weit?

v. Struhl. Dergleichen Fragen kann ich nur einer Mutter verzeihen. Es wird ſich finden, wer hier die Schuldigen ſind. Für jetzt muß ich bitten, aus einander zu treten, ſich aller weitern Aeußerungen zu enthalten, und nur das beantworten, was ich fragen werde. Sie ſind die Frau Paſtorin Wahlheim?

Kunigunde. Die bin ich, und Mutter dieſer beiden Kinder.

v. Struhl (zu Bach). Und wer ſind Sie?

Bach. Ich bin der Schullehrer dieſes Ortes, Kilian Bach, zugleich auch der Lehrer dieſer beiden Kinder, für deren gute Geſinnungen ich mich verbürgen kann.

v. Struhl. Sie hatten Ihrem Sohne die Beſtellung eines Briefes übertragen?

Kunigunde. Nein, das hab' ich nicht, ich bin vielmehr ſehr in Sorgen geweſen, daß er abweſend war; ich wußte nichts davon.

v. Struhl. So hat er hinter dem Rücken ſeiner Mutter ſehr böſe Geheimniſſe, die enthüllt werden müſſen. Die Koſaken haben den Knaben heute Nacht aufgefangen und einen Brief bei ihm gefunden, der nur zu

deutlich beweist, daß er einem sehr gefährlichen Feinde als Spion dient, der hier in der Nähe verborgen seyn muß.

Bach. Verehrter Herr Officier! in unserm Dorfe gibt es weder Spione, noch versteckte Feinde; wir sind alle so treue Unterthanen, als nur irgend ein Officier; und hätte die arme Frau Pastorin ihr Söhnchen als Boten gebrauchen wollen, so würde sie ihn nicht an die verhaften Feinde, sondern ins Hauptquartier abgeschickt haben, allwo der Herr Pastor bereits seit acht Tagen die Stelle eines Feldpropstes versieht, und das ist kein Spaß. — Wie? —

v. Struhl. Ich halte mich an den Brief, sein Inhalt zeugt gegen den Knaben, er ist von der Hand einer Frau geschrieben, die sich Jeannette Dumartain nennt, und unstreitig die Gattin des berüchtigten Parteigängers gleiches Namens ist, der uns schon so vielen Schaden zugefügt hat und der den offenen, ritterlichen Krieg zu einer Räuberei herabwürdigt. In der letzten Affaire ist er unsern Husaren auf eine unbegreifliche Weise entkommen, ob er gleich schwer verwundet war. Wir hielten ihn bisher für todt, weil wir durch Ueberläufer erfuhren, daß er bis jetzt zu seinem Corps noch nicht zurückgekehrt sey; der Brief aber beweist, daß er lebt; seine Gattin dankt ihm darin für die Nachricht von seinem Leben und meldet ihm, daß bei Anbruch des Tages, seinen Wünschen gemäß, die feindlichen Truppen den Ort seines Aufenthalts überfallen und ihn befreien würden. Diese Nachricht kam noch zur rechten Zeit in unsere Hände, so daß wir den Feind nach Gebühr empfangen konnten. Eine so glückliche Wendung verdanken wir nur den Kosaken, die den Brief auffingen. Der Bube hingegen muß wissen, wo sich der Anführer des Streifcorps aufhält, sonst hätte er die Briefe nicht besorgen können, und ich fordere Sie daher mit allem Ernste hier sämmtlich auf, mir zu sagen, wo der Major Dumartain versteckt ist? (Alle schweigen.)

v. Struhl (nach einer Pause). Es stehen mir sehr scharfe Mittel zu Gebote, und ich werde gezwungen davon Gebrauch machen, insofern Sie mir nicht gutwillig das Geheimniß entdecken wollen.

Bach. Höre, Paul! wenn du wirklich solche Briefe bestellt hast, so gib der Wahrheit die Ehre und gestehe Alles! (Alle schweigen. Er fährt fort.) Paul, mache uns nicht unglücklich! Siehst du nicht die Knuten der Kosaken? —

Paul (drängt sich an die Mutter). Ach! sie haben mich schon damit geschlagen.

Kunigunde (zu dem Lieutenant). Sie werden doch mein Kind nicht wollen mißhandeln lassen?

v. Struhl. Wenn er nicht freiwillig bekennt, werd' ich ihn strafen laſſen, bis er geſteht, was ich wiſſen muß.

Kunigunde. Ich bin eine arme, verlaſſene Frau, meinen Gatten hat der Marſchall ins Hauptquartier berufen laſſen, meinem Sohne hat ein Fremder einen Brief aufgedrungen, das Kind wußte nicht, was es that, es kennt nicht, was Verbrechen heißt, und ſoll nun den grauſamen Geſetzen des Krieges unterliegen! Unſere vaterländiſchen Truppen habe ich oft herbeigeſehnt, um unter ihrem Schutze ſicher zu ſeyn; zwingen Sie mich nicht, daß ich Gott auf meinen Knieen bitten muß, mich und meine Kinder aus ihren Händen zu befreien!

v. Struhl. Madame! obgleich Ihr Knabe das Handwerk eines Spiones getrieben, ſo will ich dennoch mit möglichſter Rückſicht auf die Mutter verfahren. Ich laſſe Sie mit ihm allein — gebrauchen Sie Ihr mütterliches Anſehen, ihn zum Geſtändniß zu bewegen, und erſparen Sie mir ſo harte Zwangsmittel. Bedenken Sie aber, daß ich Ihnen nur kurze Zeit gewähren kann, denn ich habe ſtrenge Ordre, die Sache ſchnell ins Klare zu bringen; jener Major Dumartain hat meinen General perſönlich auf das empörendſte beleidigt; er hat ſein ſchönes Gut ausgeplündert und ſelbſt ſeine Familie gemißhandelt. Gleiches daher mit Gleichem. Kommen Sie alſo bald zu einem Entſchluß, Madame, damit ich den meinigen darnach faſſen kann. Laſſen wir die Mutter jetzt mit ihrem Sohne allein. Der alte Koſak bleibt im Zimmer. (Er ſagt den Koſaken einige ruſſiſche Worte, worauf Bach und Agnes von ihnen abgeführt werden. Er ſelbſt verläßt ebenfalls das Zimmer.)

Sechster Auftritt.

Kunigunde. Paul. Der alte Koſak.

Paul. Mutter! ach, meine Mutter! ſey nur nicht böſe auf mich!

Kunigunde. Unglückliches Kind! was haſt du gethan? Aber wir ſind nicht ohne Zeugen.

Paul. Der alte Koſak verſteht unſere Sprache wohl nicht.

Kunigunde (zum Koſaken). Alter! habt ihr meinen Sohn gefangen?

Der alte Koſak (ſchüttelt mit dem Kopfe). Nicks verſteh!

Kunigunde. Habt ihr ihn auch unbarmherzig geſchlagen?

Der alte Koſak (ſchüttelt wieder mit dem Kopfe). Nicks verſteh!

Kunigunde. Er verſteht uns nicht, wir können ungeſtört zuſammen ſprechen.

Paul. Goldnes Mütterchen! weißt du denn alles ſchon?

Kunigunde. Alles aus dem Munde des Majors ſelbſt. Wie haſt du hinter dem Rücken deiner Mutter ſo etwas vornehmen können?

Paul. Ach! ich dachte ja, es wäre ein gutes Werk. Der Major war ſo unglücklich, und bat ſo dringend, mir ſchien die Mühe ſo klein, du ſchlieſſt ſchon — — und hätteſt du nur die ſchöne, unglückliche Frau geſehen, wie ihr die Augen leuchteten, als ſie den Brief las; ſie hat mich an ihre Bruſt gedrückt und mit Thränen benetzt, und mir an dich ſo innige Grüße mitgegeben. Ach! das läßt ſich wohl fühlen, aber nicht mit Worten beſchreiben. Und dann gab ſie mir wieder einen Brief, und ich wäre gewiß lange vor Tagesanbruch noch hier damit eingetroffen, aber ein Commando Koſaken griff mich auf, ſie fanden den Brief bei mir, ich kannte ja nicht den Inhalt. Man ſchleppte mich zum General, man fragte mich aus, und ſchlug mich auch, doch ich ſagte nichts weiter, als daß ich dein Sohn wäre; aber über den Brief erſchraken ſie, und alle Truppen brachen ſchnell auf und gingen dem Feind entgegen, und da fiel das heutige blutige Gefecht vor; ich habe es mit angeſehen, denn die Koſaken hielten mich gebunden zwiſchen ihren Pferden.

Kunigunde. Mein armes, unglückliches Kind! Aber was ſoll nun weiter geſchehen? Wollen wir noch länger läugnen, daß wir den gefährlichen Mann verborgen halten? Soll ich dich den Mißhandlungen unſerer Freunde preisgeben, um einen Mann gegen die Unſrigen zu ſchützen, der uns ganz fremd iſt?

Paul. Ja, das ſollſt du! denn er iſt uns nicht mehr fremd. Wir haben dem Major einmal das Leben gerettet, und dürfen ihn auch jetzt nicht verrathen; mögen ſie mich ſchlagen, ich werde es ſchon aushalten, aber ich werde ſchweigen.

Kunigunde. Dann ſpreche ich, wenn es ſo weit kommt!

Paul. Das wirſt du nicht, Mutter! Der Vater ſagt: das Gaſtrecht ſey heilig! Und hätteſt du nur du nur die ſchöne, weinende Frau geſehen, und dann wieder gehört, wie der General auf den Major erzürnt war und ſchwor, er müſſe ihn lebendig oder todt in ſeine Hände bekommen!

Kunigunde. Wir wollen den General um Gnade bitten.

Paul. Er gibt keine Gnade, er iſt zu aufgebracht; dem Major aber hab' ich verſprochen zu ſchweigen, und der Vater ſagt: ein ehrlicher Mann müſſe ſein Wort halten; und ich will lieber als ein ehrlicher Junge

sterben als zusehen, wie sie den unglücklichen Mann fortschleppen, den ich verrathen hätte!

Kunigunde. Liebes, theures Kind, dein Vater würde dir hier wohl andere Pflichten zeigen.

Paul. Ja, wenn der Vater hier wäre, dann fänden wir gewiß Rath; der weiß, was Recht ist, gegen sich und andere; du aber, Mütterchen! hast mich viel zu lieb, und denkst niemals an andere.

Kunigunde. Mir kommt ein Gedanke in die Seele. Ich will zu dem Officier eilen, will ihn bitten, daß er den Vater herbeiholen läßt und nicht eher etwas thut, bis wir den Vater gesprochen haben.

Paul. Ach, wenn das möglich wäre! Wenn du uns den Vater, unsern lieben, theuren Vater herbeischaffen könntest!

Kunigunde. Ich will den Versuch wagen! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Paul. Der alte Kosak.

Paul (mit gefalteten Händen). Gott und Herr! gib mir Kraft, daß ich ein redlicher Junge bleibe. Ich will ja gern nichts Böses thun, aber zeige du mir, was hier das Rechte ist!

(Der alte Kosak, der bisher scheinbar untheilnehmend im Hintergrunde gesessen hat, nähert sich leise dem Knaben und klopft ihm auf die Schulter.)

Der alte Kosak (in gebrochener Aussprache). Junge! Du nitt Canaille, du bist gutes Junge.

Paul (erstaunt). Sprichst du denn deutsch? Du verstandest ja nichts!

Der alte Kosak. Wenn ick sprechen zu Mutter: „nicks versteh!" so heißt nur: „ick nicks will verstehn;" aber siehst du, mein Bursch, altes Kosak versteht doch bischen.

Paul. Dann sind wir alle verrathen!

Der alte Kosak. Ja! altes Kosak ist pfiffig, weiß nu alles, alles! Aber dein Mutter sehr gutes Frau; du, mein Bursch, auch braves Junge; aber Major? — Major? — Bestie, und hier verstecken! — Schweige, schweige, schweige! Major hier, hier verstecken, hier! ich weiß!

Paul. Das kannst du nicht behaupten!

Der alte Kosak (setzt sich und zieht den Knaben an sich). Bursch, du kannst schweigen wohl, aber lügen nitt. Wer will lügen, ist schlechtes

Mensch, ist Canaille! Ick hab verstehn alles, was du mit dein Mutter sprechen. Wenn ick will suchen hier, ick werde finden Major, sicher, sicher!

Paul. Ach Gott! was sollen wir nun anfangen! Du bist ein böser, abscheulicher Mann! Aber du sollst schon sehen, wie es dir gehen wird, wenn du mich verräthst!

Der alte Kosak. Ha! ha! Junge! Du willst wohl machen zu fürchten? — Komm her, komm her, altes Kosak ist nicht böses Mann, ist gut. Siehst du, ick auch Weib und Kinder, sehr schönes fröhliches Kinde, mir sehr angenehm, sehr viel lieb! Mein Vaterland, ach wie herrlich! Großes weites Auen, so frisch und grün! tiefes Donstrom, so schnell und kühl! — Aber mein Kaiser ruft, und altes Kosak springen auf von Weib und Kinder, und nimmt Pike und Sabel und jagt mit Pferd aus Vaterland furt, immer furt und macht Feind caput. — Kosak gibt Blut und Leben für sein Kaiser, Vaterland ist weit, weit! Aber Kosak kann nitt vergessen, und wenn sieht gutes Mutter und Kinder, so denkt geschwinde an sein zu Hause!

Paul. Alter Vater, sey auch gut gegen mich!

Der alte Kosak. War ick schon schlimm nach dir? Wer hat dich schlagen? — altes Kosak?

Paul. Nein, die andern schlugen mich!

Der alte Kosak. Siehst du? — Aber wenn du nicht wirst gestehen, wo ist Major, du wirst kriegen noch viel mehr Schlägen; und wenn Officier befiehlt, muß altes Kosak auch mit Kaute hauen, und du wirst müssen gestehen oder seyn todt, und altes Kosak wird thun sehr leid!

Paul. Gott und Vater steh mir bei! — Meine armen Eltern!

Der alte Kosak. Still, mein Junge, still! (Für sich.) Sehr schlimm! — Officier noch viel jung und hitzig, wird seyn sehr scharf. Junge ist trotzig, aber treu wie Gold! Sehr schlimm! — (Laut zu Paul nach kurzem Besinnen.) Hör mal, Bursch! Hier hast du Hand und Kuß auf Schweigen wie Grab! Aber siehst du, eben ist Gott! lüge nitt! — Wo hast du Major gefunden?

Paul. Blutend und leblos im Walde!

Der alte Kosak. Das recht gut! Ist doch wieder schon gesund und frisch etwas?

Paul. Noch nicht ganz!

Der alte Kosak. Kannst du sprechen bald mit Major? — Nu? — — Nu? (Paul nickt nach einer Pause mit dem Kopfe.) Ist Major gut versteckt? sehr heimlich? (Paul eben wieder so.) Kannst du von hier bald finden Major? (Paul eben wieder so.) Also marsch, geschwinden zu Major, sage

ihm von altes Kosak: ein braves Mann verſtecken mitt, lieber gefangen und tott, als gutes armes Leute ſchaffen groß Noth und Angſt. Bleib bei Major verſteckt ganz ſtill, ganz ſtill, hörſt du? Ick werde ſchaffen Hülfe mit Gott! — Ick weiß großes, ſchlimmes, aber auch ſehr gutes Mann. Und wenn ick werde bringen Hülfe, wo ſoll dir finden?

Paul (zeigt nach der verborgenen Thüre). Klopfe hier dreimal! Aber alter Herzensvater, darf ich dir auch vertrauen?

Der alte Kosak (erhebt). Junge, Junge! — Mein großes Kaiſer führen mitt Krieg mit dir und mit Mutter; und wenn ick euch geſehn, ick muß denken an mein Weib und meine Kinder! Alſo nu marſch zu Major! Ick werde ſchlafen und nicks ſehen! Und mit Gott! (Er küßt den Paul, öffnet ein Fenſter, legt ſich dann im Hintergrunde auf ein Sopha und ſchließt die Augen. Paul klopft an die verborgene Thür, ſie öffnet ſich. Paul ſpringt hinein, die Thür verſchließt ſich. Der Kosak bleibt unbeweglich liegen. Nach einer Pauſe treten raſch ein.)

Achter Auftritt.

Der Lieutenant v. Struhl und Kunigunde.

Kunigunde. Haben Sie doch Erbarmen mit dem kindlichen Herzen.

v. Struhl. Keinen Augenblick länger, denn wenn ſich der Knabe der Mutter nicht anvertrauen will, was ſoll uns der Vater hier? Soll der Sohn von ſeinen Eltern erſt gebeten werden, die Wahrheit zu ſagen? Ich will dem verſtockten Buben das Bekenntniß ſchon abzuzwingen wiſſen. (Er ſieht ſich im Zimmer um.) Aber wo iſt er?

Kunigunde. Ich habe ihn hier verlaſſen.

v. Struhl. Der alte Kosak ſchläft, der Knabe iſt fort! (Er entdeckt den Koſaken.) Alter, was ſchläfſt du? wo haſt du den Knaben?

Der alte Kosak (ſchlaftrunken). Junge? — Junge? ſitzt dort!

Kunigunde. Mein Gott, wo iſt mein Sohn?

v. Struhl. Du haſt den Knaben entwiſchen laſſen!

Der alte Kosak. Furt? — Auf Gott, Junge iſt furt, aus Fenſter hier! ich bischen ſchlafen. (Er tritt an's Fenſter und zeigt hinaus.) Da läuft! da läuft! ſeht, da läuft Canaille! Wart, wart, ich will bald haſchen, und dann Knute etwas. (Er läuft ab.)

v. Struhl. Auf! alles hinter dem Buben her! Ich ſehe, ich habe zu lange geſchont. (Ab.)

Kunigunde. O Gott! mein unglückliches Kind!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Lieutenant v. Struhl. Kunigunde.

v. Struhl (am Fenster). Wahrlich! die Nacht ist schon eingebrochen, und noch kehren die Kosaken nicht zurück!

Kunigunde. Herr Lieutenant, ich bitte Sie um Gottes willen, lassen Sie mich zu meiner Tochter, und rauben Sie mir nicht beide Kinder, mein armer Paul wird grausam verfolgt wie ein gehetztes Wild, meine Tochter wird eingesperrt und von der Mutter entfernt gehalten, und ich selbst soll dieses Zimmer nicht verlassen, wie eine Gefangene.

v. Struhl. Sie haben sich alles dieß selbst zuzuschreiben; ich habe Sie bisher mit Schonung und Achtung behandelt, aber ich sehe, ich werde hintergangen, und kann fortan keine Rücksicht weiter nehmen; ich muß Sie alle getrennt von einander bewachen lassen, und sobald mir die Kosaken erst Ihren Buben zurückgebracht haben werden, dann soll ein scharfes Verhör beginnen, was mich gewiß zum Zwecke führen wird; denn daß Sie den Major Dumartain verborgen halten oder wenigstens seinen Aufenthalt kennen, ist bei mir keinem Zweifel mehr unterworfen. Damit Sie aber wissen, wen Sie gegen Ihr Vaterland beschützen, so will ich Sie in kurzen Umrissen den Mann kennen lehren. Der Major Dumartain ist ein Abenteurer und der Anführer eines Streifcorps. Kühn und verwegen auf der einen Seite, höchst eigennützig auf der andern, benutzt er den Krieg nur zu seinem Vortheil und erlaubt seinem Streifcorps alle Zügellosigkeiten. Unser General v. Kottner hatte den Befehl erhalten, ihm auf dem Fuße zu folgen, ihn aus hiesiger Gegend zu vertreiben und wo möglich sein Corps zu vernichten. Es gelang dem General, ihm große Vortheile abzugewinnen. Um sich dafür zu rächen, sucht er unsere Truppen durch fortwährende kleine Angriffe zu beschäftigen, begibt sich während dem aber selbst mit einem kleinen Commando von seinem Corps hinweg, zieht auf Umwegen nach den schönen Gütern unseres Generals, fällt dort wie mit einer Räuberbande ein, und plündert und brennt im Schloße. Er setzt der Familie des Generals nach, die sich durch die Flucht retten

will, und als er ſie in der Nacht in einem Walde eingeholt, läßt er ſie aus dem Wagen werfen, nimmt ihnen Equipage und alle ihre Habſeligkeiten, und gibt die Generalin mit ihren Kindern auf offener Straße der rauheſten Witterung faſt in bloßen Nachtkleidern preis.

Kunigunde. Ach, zu ſo etwas verleitete doch nur der Krieg!

v. Struhl. Den ächten Soldaten, den wahren Helden nicht. Aber horch, ich höre Pferdegetrappel, gewiß bringen die Koſaken auch den Entlaufenen zurück!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der alte Koſak. Gleich darauf der General v. Kettner.

v. Struhl. Nun, Koſak, haſt du's wieder gut gemacht, und den Entlaufenen wieder gefangen?

Der alte Koſak. Junge nitt! aber ich bringe beſſer mit, viel beſſer als Junge! Paß auf, hier kommt ſchon.

v. Struhl. Ha! der General ſelbſt!

General. Guten Abend! ich komme Ihnen wohl ſehr unerwartet?

v. Struhl. Aber höchſt erwünſcht, mein General! Denn ich muß melden, daß ich den Aufenthalt des Majors Dumartain noch nicht mit Gewißheit ermittelt habe.

General. Ich weiß bereits alles, und hoffe ihn ſelbſt zu finden. (Zu Kunigunden.) Sind Sie Frau Paſterin Wahlheim?

Kunigunde. Ja, ſo heiß ich!

General. Ich habe Ihren Gatten jetzt im Hauptquartiere kennen gelernt, mehrere ſeiner trefflichen Vorträge angehört, und wie ich mich durch ſie erbaut, getröſtet, erhoben gefühlt habe, wünſchte ich mir eine Gelegenheit, ihm dafür danken zu können. Vielleicht vermag ich hier ſeiner Familie zu beweiſen, wie ich den Vater ehre.

Kunigunde. O Herr General — —

General. Jetzt kein Wort, Madame! ich muß erſt andere Geſchäfte abthun. — Nun, alter Koſak, du haſt mich beſchworen, dir hierher zu folgen, weil du unſern Feind nur ſelbſt in meine Hände liefern willſt; den Preis, den ich auf ihn geſetzt habe, ſollſt du erhalten; jetzt aber ſind wir hier und nun erfülle dein Verſprechen.

Der alte Koſak. Ich will, ich will! aber Officier nur Mutter fort aus Stube, ich mit General ganz allein.

General. Nun dann erfüllen Sie seinen Wunsch, und lassen Sie mich ohne Zeugen.

(v. Strahl und Kunigunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der General und **der alte Kosak.**

General. Alter, was hast du mit mir allein? Warum vertraust du dich deinem Officier nicht an?

Der alte Kosak. Siehst du, mein General, Officier ist gut, brav, aber viel jung, hitzig, kann nur nach Ordre pariren; hält armes Junge von gutes Mutter für Spion, läßt vielleicht todtschlagen oder hängen; will auch verdienen Preis uf Major; drum besser zu dir, mein General, du bist strenges Mann, aber auch viel gut, ich haben gesehen viel Großmuthen; du wirst geben Preis auf den Major mir; drum zu dir, mein General!

General. Ich werde mein Versprechen halten, wenn du dein Wort erfüllst.

Der alte Kosak. Gut, gut! Aber, mein General, altes Kosak mag nitt Geld.

General. Nun was willst du denn?

Der alte Kosak. Du sollst Mutter hier und armes Kinder nicks thun leide, alles sehr gut, nitt Spion, haben Major funden im Wald, halb todten, ist Barmherzigkeit wie Samariter, wissen nitt, daß böses garstiges Mann ein Bestie. Ick nitt will Geld, General, du sollst nicks thun leide hier Familie; altes Kosak bittet: das ist liebstes Preis.

General. Alter redlicher Kosak, du trägst in deiner rauhen Brust ein tiefes, menschliches Gefühl; wir verstehen uns, und wenn es nur irgend möglich ist, will ich dir deine Bitte erfüllen!

Der alte Kosak. Gut, gib etwas Hand drauf! Aber was wirst machen mit Major? todtschießen oder spießen bischen?

General. Ich glaube kaum; doch das wird sich finden, wenn ich ihn gesprochen habe.

Der alte Kosak. Gut, gut! nu paß auf, hier versteck bischen!

(Er führt den General in einen dunkeln Theil des Zimmers, wo er unbemerkt stehen kann; hierauf klopft er dreimal an die Wand, die verborgene Thür öffnet sich.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Paul. Bald darauf Major Dumartain.

Paul (leise eintretend). Bist du da, Alter? und allein?

Der alte Kosak. Freilich, freilich! komm, komm!

Paul. Bringst du endlich Hülfe in der Noth?

Der alte Kosak. Ja, ja! Komm nur, mein Bursch, komm!

Paul (in die Thüre zurücksprechend). Der Kosak ist allein.

Major Dumartain (eintretend, den Degen in der Hand). Ihr sucht den Major Dumartain: hier ist er; er trägt aber noch den Degen in der Hand, und es kommt auf ihn an, wie er sich ergeben will.

Der alte Kosak. So? altes Kosak hat auch gutes Säbel, und auch Knute etwas. Weißt du schon?

Major. Der Knabe, den menschliche Theilnahme an mich gefesselt hat und der, ohne daß er es wußte, was er that, alles für mich gewagt hätte, hat mir deinen Gruß hinterbracht, Alter! Du hast Recht, ich darf auf diese brave Familie nicht länger Noth und Elend häufen, darf sie nicht in mein Schicksal verwickeln und will mich freiwillig ergeben, jedoch nur unter einer Bedingung.

Der alte Kosak. So? nu was?

Major. Daß ich dem General selbst meinen Degen geben darf; ich will nur sein Gefangener seyn, und ihm so den Preis auf meinen Kopf großmüthig ersparen; mag er dann mit mir machen, was er will.

Paul. Wo aber ist dann die Hülfe, die du für uns und den Major gebracht hast?

Der alte Kosak. Warte bischen! (Er geht und führt den General herbei.) Siehst du, hier habe ich geholt großes Mann, viel Macht, aber gutes Mann auch, wird schon helfen.

General. Sie sind Major Dumartain?

Major. Der bin ich! und darf ich fragen, wen ich vor mir sehe?

General. Sie haben gewünscht, mir Ihren Degen zu überreichen; ich bin der General v. Kettner.

Major (zurücktretend). Herr General, ich habe nie gefürchtet, so vor Ihnen stehen zu müssen.

General. Ich glaub' es Ihnen; das ist das Schicksal des Krieges.

Major. Ich habe viel gegen Sie verschuldet; Sie haben einen Preis auf meine Person gesetzt; ich gebe ihn mit diesem Degen in Ihre eigene

Hand zurück, und werde mein Schicksal gefaßt erwarten. Aber für dieß Haus, das mich so gastlich aufgenommen, so treu gepflegt hatte, bitte ich dringend um Schonung; diese edle Familie trägt keine Schuld, sie wußte nicht, wem sie das Leben erhielt.

General. Ihrer letzten Bitte kam der alte Kosak schon zuvor; meine Zusage in dieser Beziehung gehört daher nur ihm allein, nicht Ihnen! — Sie, Herr Major, theilen übrigens das Schicksal Ihres ganzen Corps. In der heutigen Affaire, die Sie lediglich durch Ihren Briefwechsel veranlaßten, sind die meisten niedergehauen oder gefangen, und nur wenige sind versprengt worden. Ihr Freicorps existirt nicht mehr.

Major. Ein hartes Schicksal! Aber jetzt noch eine Frage, Herr General, denn ich will mit einem Blick mein ganzes Unglück überschauen: können Sie mir Nachricht von meiner Gattin geben?

General. Sie war bei der Affaire zugegen, und ist auch mit gefangen worden.

Major. Gott! mein theures, armes, unglückliches Weib! O Herr General, ich beschwöre Sie, nur noch einmal lassen Sie mich mit ihr sprechen!

General. Das wird sich finden! Kosak, rufe den Officier!

(Der Kosak thut es und der Lieutenant v. Strahl tritt ein.)

General. Sie sehen, daß der Major Dumartain sich freiwillig hier gefangen gegeben hat; ich übergebe Ihnen denselben hiermit, und befehle, ihn nebst seiner heut in Gefangenschaft gerathenen Gemahlin mit einem Commando sofort auf mein Stammgut zu transportiren. Von dem verbrannten Schlosse dort soll ein Flügel erhalten worden seyn; den soll der Major bewohnen, bis über seine Freilassung höhern Orts entschieden worden ist. Sie werden ihm das Ehrenwort abnehmen, daß er jenen Aufenthalt ohne meine Zustimmung nicht verläßt. Sorgen Sie für alle Bequemlichkeiten auf der Reise und für ärztliche Pflege; ich will, er soll dort wohl aufgehoben seyn.

Der alte Kosak. Ha, bravo! mein General, bravo!

Major. Herr General, Sie verstehen sich sehr empfindlich zu rächen!

General. Wissen Sie nicht, die Rache ist süß?

(Er winkt mit der Hand; Lieutenant v. Strahl führt den Major ab.)

Der alte Kosak (ruft zur Thüre hinaus). Mutterca! Mutterca!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Kunigunde. Agnes.

Kunigunde. Mein Paul! mein armer Paul!

Agnes. O Gott! haben ſie dich wieder gefangen?

Paul. Ach, wenn ihr alles erſt erfahren werdet —

General. Ich überlaſſe es Ihrem Sohne, Ihnen in ruhigern Augenblicken zu erzählen, was hier vorgefallen iſt. Mich ruft das Handwerk des Krieges zu den Meinigen in den Bivouak zurück. Morgen gehen wir weiter, denn unſere Abſicht iſt erfüllt. Aber Ihren trefflichen Gatten grüßen Sie herzlich von mir und ſagen Sie ihm: in ſeinem Hauſe hätte ich heut das ausgeübt, was er mich neulich ſo ſchön gelehrt. Gott ſchütze Sie mit Ihren Kindern! Leben Sie wohl! (Geht ab.)

Der alte Koſak. Furt mit mein General! Mutter, noch ein Hand! Junge, noch ein Kuß! Vergeßt nitt altes Koſak! —

Paul. Alter Vater, wie ſoll ich dir danken!

Der alte Koſak. Laß! laß! (Er unterdrückt ſeine Rührung.) Hurra! für mein Kaiſer Blut und Leben! Hurra! Feinde caput! (Er eilt fort.)

(Kunigunde hält ihre Kinder umſchlungen.)

Der Landmann.

Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bubus exercet suis!
HORAT

Die Sonne naht, der Morgen streut
Ihr Rosen auf die Bahn.
Sie kommt und führt das junge Heut
Den Horizont hinan,
Und ruft: „Seyd rüstig und seyd wach!
Ich künd' euch einen neuen Tag
Und Gottes Segen an!"

Der Landmann hört den Himmelsruf;
Er rafft sich auf geschwind,
Und denkt: „Ich weiß, daß Gott uns schuf,
Auf daß wir thätig sind!"
Doch eh er an die Arbeit geht,
Stärkt er sich innig im Gebet,
Und mit ihm Weib und Kind!

Dann packt die Hausfrau ihm sogleich
Das Mahl ins Körbchen ein.
Froh bringen ihm das Handwerkszeug

Die Kinder groß und klein,
Und Philax springt ihn an und bellt,
Als spräch' er: „Komm hinaus auf's Feld,
Dort sollst du fleißig seyn!“

Er tritt hinaus mit frohem Sinn;
Da reicht die Gattin mild
Den Säugling ihm noch einmal hin,
Da ruft der Knabe wild:
„O bitte Vater! höre doch!
Nimm meinen besten Apfel noch,
Daß er den Durst dir stillt!“

Und draußen grüßt ihn nah und fern
Die schöne Gotteswelt;
Es neigt sich ihm, wie seinem Herrn,
Das reiche Aehrenfeld;
Es singt der Vogel ihm sein Lied,
Es wölbt ihm, wenn der Mittag glüht,
Der Baum sein schattig Zelt.

Und auf die Wahlstatt tritt der Held,
Ringt auch für Weib und Herd;
Die segensschwere Ernte fällt
Vor seinem Sichelschwert.
Doch nirgends stöhnt ein Weh! und Ach!
Kein Herzblut strömt der Waffe nach,
Die ihm den Sieg gewährt.

Und wenn geendet ist der Kampf,
Nicht die Trompete schallt;
Nur Nebel ziehn, nicht Pulverdampf;
Die Abendglocke hallt: —

Zwar Lorbeer hat er nicht gepflückt,
Doch mit dem Aehrenkranz geschmückt,
Er nach der Heimath wallt.

O selig, wer die eigne Flur
Mit eigner Hand bebaut!
Wer seiner Mutter, der Natur,
Sich liebend anvertraut!
Und dankbar für das stille Glück,
Mit heiterm, kindlich frommem Blick
Empor zum Vater schaut.

Die Ehrenpforte.

Ein Schauspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Inspektor Schleimbach
Rinaldo, } seine Kinder
Sidonia, }
Magister Heyd, Pfarrer des Orts
Karl, }
Clara, } seine Kinder
Sophie, }
Rauch, der Jäger.
Der Kammerdiener des Grafen.

Erſter Aufzug.

Freier Platz in einem Walde, an einem vorüberfließenden Fluß.

Erſter Auftritt.

Rinaldo. Sidonia.

(Sie tragen Blumen und Kränze. Sidonia pflückt Blumen.)

Rinaldo (unwillig).

Du ſollſt dich aber nicht mehr bücken! —
Hörſt du nicht, was dein Bruder ſpricht? —
Sie mögen ſich ſelbſt die Blumen pflücken,
Denn wir ſind ihre Diener nicht!

Sidonia.

Das wohl! — allein, was iſt zu machen?
Wir brauchen der Blumen gar zu viel.

Rinaldo.

Meinetwegen, laß dich denn verlachen,
Gib Claren deine beſten Sachen,
Und putze ſie zum eitlen Spiel.

Sidonia.

Nein! auf das Putzen kann ſie warten,
Ich laſſe ſie gewiß in Ruh!

Rinaldo.

Sind denn die Kinder auf der Pfarre
Vornehmer noch, als ich und du? —
Wir ſind des Herrn Inſpektors Kinder,
Der erſte Platz, uns käm' er zu.

Sidonia.

Und dann die ſchön gereimte Rede,
Auf die ich mich ſchon längſt gefreut.

Rinaldo.

Was hilft dir nun dein ſeidnes Kleid?
Was nützt mir meine neue Weſte? —
Die rothe Mütze iſt allein
Das ſchönſte Stück am ganzen Feſte;
Nun putzen wir uns auf das Beſte,
Und gehn am Ende hinterdrein!

Sidonia.

O Bruder, ſage nur nichts weiter,
Ich habe ſchon ſo viel geweint.

Rinaldo.

Wahrhaftig, ich bin auch nicht heiter! —
Du aber fügſt dich, wie es ſcheint.

Sidonia.

Was ſoll ich thun? — der Vater meint,
Hier gelte nur des Pfarrers Wille,
Er ſey des Grafen alter Freund.

Rinaldo.

Was geht uns ſeine Freundſchaft an?
Auch Mutter zankte in der Stille
Und ſprach, er ſey ein garſt'ger Mann,
Sein Fett nur ſchwämm' beſtändig oben,
Er ſey ein alter, eitler Thor,
Nur ſeine Kinder ſoll man loben,
Drum ſchöb' er ſie uns allen vor! — —
Denk' nur, wenn heut der Abend naht,
Dann kommen aus dem ganzen Orte
Wir alle in dem größten Staat
Zuſammen bei der Ehrenpforte.
Kanonen, die ſo ſchrecklich knallen,
Daß faſt die Bäume niederfallen — —

Sidonia (ſich die Ohren zuhaltend).

Ich falle mit! — O weh! — O weh!

Rinaldo.

Ich helf' dir wieder in die Höh. —
Ein wenig nur erbebt die Erde,

Auch ſtehn die Böller ziemlich fern.
Erblickt man nun vier muth'ge Pferde,
Sie bringen uns den gnäd'gen Herrn,
Dann geht ſogleich das Schießen los,
In Ordnung ſtellt ſich Klein und Groß,
Und ſtreut, ſo wie der Wagen naht,
Ihm Zweig' und Blumen auf den Pfad.
Jetzt hält er an der Ehrenpforte: —
Da tritt an ein Mädchen an den Schlag
Und ſagt ihm ſchön gereimte Worte. —
Der Graf ſucht in der Taſche nach —
Und wie ſie einen Kranz von Roſen
Ihm reicht mit einem Compliment,
Gibt er ihr ſicher zum Präſent
Die ſchönſte aller goldnen Doſen.

Sidonia.

Von Gold.

Rinaldo.

Von Gold!

Sidonia.

Und iſt wohl gar
Manch ſüßes Naſchwerk drin verborgen?

Rinaldo.

Ei dafür wird der Graf ſchon ſorgen.
Bonbons, und nicht etwa ein Paar,
Nein, Händevoll!

Sidonia.

O das iſt ſchön!

Rinaldo.

Laß dir die Luſt darauf vergehn,
Du kriegſt ſie nicht!

Sidonia.

Warum denn nicht?

Rinaldo.

Wir beide ſoll'n ja hinten ſtehn,
Wenn Paſtors Jungfer Clara ſpricht.

Sidonia.

Das iſt entſetzlich.

Rinaldo.

Ja, abſcheulich.

Sidonia.

Ich war der Clara ſonſt ſo gut.

Rinaldo.

Sie ſtellt ſich nur zum Schein ſo heilig,
Indeß ſie dir alles zum Poſſen thut.
Auch Muſje Karl iſt herbeſchieden;
Was läßt man ihn nicht in der Stadt?
Nur jetzt regier' ich erſt in Frieden,
Seit er das Dorf verlaſſen hat.
Jetzt erſt pariren mir die Jungen,
Sonſt bot mir jeder Bube Trutz,
Und hatt' ich einen auch bezwungen,
So nahm ihn Karl doch gleich in Schutz.
Weißt du? er war der General,
Sie hatten ihn dazu erwählt,
Und für eine Lüge ward einmal
Ein Dutzend Hiebe mir aufgezählt. —
Kommt er, ſo treten dann auf's neu
Die ganzen Jungen zu ihm über.

Sidonia.

Dann iſt's mit deiner Macht vorbei,
Denn alle haben ihn viel lieber.

Rinaldo.

Sie ſoll'n ihn aber nicht lieber haben,
Ich bleibe lieber ganz zu Haus.
Ich mag nichts wiſſen von dem Feſte,
Der Karl bringt doch das Vivat aus.
Wenn er ſich an den Wagen drängt,
Und Vivat ruft, und Jungfer Clare
Die ſchöne, goldne Doſ' empfängt,
Und auch der Graf ihn wohl beſchenkt,
Dann ſoll ich hinten ſtehn? bewahre! —
Ich geh' nicht mit, ich werde krank!

Sidonia.

Ich auch!

Rinaldo.

Laß uns den Kranz zerreißen!

Sidonia.

Da nimm ihn, und die Blumen auch!

Rinaldo.

Ich werde sie in's Wasser schmeißen.

Sidonia.

Thu das!

Rinaldo (wirft sie hinab)

Hinunter!

Sidonia (wirft auch)

Fort mit euch!

Rinaldo.

Sie soll'n nicht fremde Federn tragen.

Sidonia.

Pflückt ihr euch selber solches Zeug.

Rinaldo.

Und — heda, Schwester! laß dir sagen,
Mir fällt jetzt was Gescheidtes bei!
Was stehn wir hier? Komm mit, wir machen
Die Ehrenpforte schnell entzwei;
Dann können wir in's Fäustchen lachen,
Dann ist der ganze Spaß vorbei.

Sidonia.

Wo denkst du hin? — Hat Vater eben
Dem Richter es nicht angesagt,
Daß, wer sich an die Pforte wagt,
Dem ließ er Ruthenhiebe geben?
Paßt nicht der alte Jäger auf?

Rinaldo.

Ei was! er soll uns nicht erwischen!
Wie eine Katze klett'r ich zwischen
Den Latten an dem Ding hinauf,
Und reiße dann den ganzen Lappen
Mit sammt dem bunt gemalten Wappen
Und mit der ganzen Inschrift ab.

Sidonia.

Der Jäger aber —

Rinaldo.

Laß ihn kommen!
Der alte Kerl holt uns nicht ein.

's ist Frühstückszeit, da mag er gerne
Beim Schnäpschen in der Stube seyn,
Und sehn wir ihn auch in der Ferne,
So geht es über Steck und Stein.
Wer weiß denn, wer es hat verübt? —
Kein Mensch fällt sicher auf uns beide;
Denk' nur, was das für Lärmen gibt!
Komm, so verfalzen wir die Freude! —

Sidonia.

Warum hat man uns kränken müssen,
Was soll'n wir beide hinten stehn!

Rinaldo.

Die Ehrenpforte sey zerrissen! —
Komm, laß uns rasch zu Werke gehn! (Sie laufen ab.)

Zweiter Auftritt.

Clara. Sophie.

(Sie tragen auch Blumen. Clara hat einen beinahe fertigen Rosenkranz am Arm hängen.)

Clara.

An diesem Plätzchen laß uns weilen,
Den Kranz vollenden, er wird schön!
Sieh dort den Fluß vorübereilen,
Als hätt' er heut noch weit zu gehn!
(Sie wirft eine Blume hinunter.)
Da, nimm dieß Blümchen auf die Reise,
Und wenn es wo das Ufer faßt,
Sprich zu den andern Blumen leise:
Ich schicke einen kleinen Gast! —

Sophie.

Laß doch, die Blumen sollst du sparen,
Ich gönne sie dem Wasser nicht,
Das mag sie doch nicht aufbewahren.
Es reißt sie fort auf kalten Wogen,
Weiß nichts von Farbenpracht und Duft,
Und sind sie ein Veilchen drauf hingezogen,

So wird es ihre feuchte Gruft.
Mich dauern die Blümchen an dem Strande,
Sie winken dem Bächlein ſtill zu ſtehn;
Es netzt ihre Füßchen am grünen Rande,
Und lacht ſie aus im Vorübergehn.
Sie ſähen ihr Bild ſo gern in dem Spiegel,
Doch der Bach trägt es fort, als hätt' er Flügel.

Clara.

O, mag er ſtill vorüberfliehen,
Er hat gar weiten Weg zu gehn,
Gar viele Blümchen zu erziehen,
Und darf bei keinem ſtille ſtehn,
Darf keins mit zarter Lieb' umfaſſen,
Das er genährt mit treuem Sinn,
Muß alle ſtehn und blühen laſſen.
Drum, da! nimm doch dieß Blümchen hin!
(Sie wirft noch ein Blümchen hinunter.)

Sophie.

Laß doch das Spiel! Wir wollen lieber
Die Blumen winden zu Kranz und Strauß,
Der ſchöne Morgen geht ſonſt vorüber,
Und viel zu thun gibt's noch zu Haus.
Du haſt noch viel an dir zu ſchmücken,
Biſt heut des Feſtes Königin.

Clara.

Glaubſt du, daß ich drob fröhlich bin?
Ich ſah es an Sidoniens Blicken,
Es war nicht recht nach ihrem Sinn.

Sophie.

Sie will, es ſoll ihr niemand gleichen,
Die Erſte iſt ſie gar zu gern,
Und heute ſoll ſie dir nun weichen,
Du ſollſt dem guten, gnäd'gen Herrn
Den ſchönen Kranz von Roſen reichen.

Clara.

Und ihm die lieben Worte ſagen.
Was ſtumme Blicke geben kund,
Was alle tief im Herzen tragen,
Das ſoll er hören aus meinem Mund.

Sophie.

Für dich gehört auch nur die Rede;
Wer kann sie sprechen so wie du?

Clara.

Sophiechen, halten wird sie jede,
Und gib mirs immer ehrlich zu,
Daß unsere Sidonia
Viel dreister ist und freier spricht.

Sophie.

Allein den tiefen Sinn der Worte
So innig fühlen, wird sie nicht.
Fern von dem lieben, theuren Orte,
Wo ihn die Mutter einst gebar,
Hat nun der Graf so viele Jahr
Arm in der Fremde zugebracht.
Am Hofe glänzend aufgezogen,
Mit Ehr' und Gütern reich bedacht,
Schien ihm das Glück so ganz gewogen.
Da nahte sich des Feindes Macht,
Verjagt von seiner Väter Throne
Den Fürsten in ein fremdes Land,
Und wer ihm anhängt, wird zum Lohne
Für seine Treue mit verbannt.
So hat der Graf zwölf lange Jahr
Mit Noth und Armuth und Gefahr
Sich um des Lebens Preis gestritten!
Er, der so gut und edel war,
Hat unverdient so viel gelitten.

Clara.

Jetzt kommt er uns zurück! Der Feind
Sank endlich vor den Tapfern nieder,
Und seines Volkes erster Freund,
Der Fürst, kehrt zu den Seinen wieder.
So kehrt auch uns der Graf zurück,
Er will nicht mehr das flücht'ge Glück
Im Glanz der großen Welt aufsuchen,
Nein, hier am Busen der Natur,
Im Schatten unsrer alten Buchen,
Still glücklich seyn, das will er nur.

Und wenn er naht, der Langentbehrte,
Von Gram und Kummer so Beschwerte,
Wenn sich herbeidrängt Jung und Alt,
Und Thränen aus den Augen brechen,
Dann soll ich armes Mädchen sprechen?
Ahnst du des Augenblicks Gewalt?

Sophie.

Ich würde, statt zu sprechen, weinen.

Clara.

Wohl hast du recht, viel lieber möchte
Ich weinend um den Hals ihm fallen,
Als ob dem Vater von uns allen
Ich seiner Kinder Liebe brächte.

Sophie.

Das geht doch nicht. — Sieh, unser Kranz
Ist fertig! Welche schönen Rosen!
Doch kannst du auch die Rede ganz?

Clara.

Du hast wohl recht! Statt unserm Kosen
Sollt' ich die letzte Strophe lernen,
Recht fertig wird sie noch nicht gehn.

Sophie.

Ich will mich augenblicks entfernen,
Und von dem nahen Hügel sehn,
Ob ich den Karl nicht mag erspähn.
Wenn er bei Zeiten aus der Stadt
Sich auf den Weg begeben hat,
So kann er jetzt schon bei uns seyn.
Bleib du hier ungestört allein,
Und wiederhole Wort für Wort.

Clara.

Gut, Schwesterchen, so geh denn fort!
Doch kommt der Karl, so führ' ihn gleich
Zu mir, ich warte hier auf euch.

(Sophie ab.)

Dritter Auftritt.

Clara allein.

(Sie steht einen Augenblick nachdenkend, dann setzt sie, um die Hände frei zu haben, den Rosenkranz auf's Haupt und declamirt:)

Clara.

Willkommen, Herr! der heut uns allen
Zu Glück und Freude wiederkehrt!
Willkommen in der Heimath Hallen,
An deinem väterlichen Herd!
Willkommen, Vater! Deine Kinder
Sie drängen freudig sich um dich,
Es liebt dich keines, keines minder,
Doch sprechen alle nur durch mich.
Was aller Herzen mag bewegen,
Wovon sie tief ergriffen sind,
Das soll ich an das deine legen,
Als sey ich dir das liebste Kind.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Rinaldo läuft scheu über die Bühne. Bald darauf **Sidonia.**

Rinaldo.

Verdammter Kerl, mich kriegst du nicht!

(Läuft ab.)

Clara.

Rinaldo! — Ja, er will nicht hören!
Er schießt vorüber wie ein Pfeil.
Was mocht' ihn denn so ganz verstören? —
Sieh da! dort kommt in gleicher Eil'
Sidonia herbeigerannt.
Was trägt sie denn in ihrer Hand?

Sidonia (athemlos)

Ach, Clärchen! ach, er holt mich ein!
Er folgt mir wüthend auf dem Tritte.

Verrathe mich nicht! bitte, bitte!
Und wirf dieß in den Fluß hinein!
(Sie gibt ihr ein zuſammengerolltes, halb zerriſſenes Blatt.)

Clara.

Was haſt du? — Bleib! — erhole dich!

Sidonia.

Nein, ſonſt erkennt der Jäger mich!
(Läuft fort.)

Clara.

Was laufen ſie? — Was iſt geſchehn?
Und dieſes Blatt ſoll in den Fluß?
Das faſſ' ich nicht! — Wohlan! ich muß,
Eh' ich's vernicht', es doch beſehn.
(Sie betrachtet es.)
Wie? wär' es möglich? ſeh' ich recht?
Halt' ich das wirklich in der Hand,
Was an der Ehrenpforte ſtand?
Nein, nein! Sidonia iſt nicht ſchlecht!
Was unſrer Liebe angehört,
Das hat ſie nimmermehr zerſtört!

Fünfter Auftritt.

Clara. Rauch ſchleicht leiſe heran.

Rauch
(indem er Claren von hinten faßt).

Gottloſes Mädchen, ſo hab' ich dich!

Clara (aufſchreiend).

Ha!

Rauch.

Wart', du ſollſt die Motten kriegen!

Clara.

Was will Er denn? was hält Er mich?

Rauch.

Schweig! oder willſt du hier noch lügen?
Ich hab' es gut geſehn, du haſt
Die Ehrenpforte abgeriſſen.

Solch einem ungebet'nen Gaſt,
Dem muß mans zuzutrinken wiſſen.

Clara.

Nein, lieber Rauch, mich ſah Er nicht!

Rauch.

Ich hab' ein gut und ſcharf Geſicht.
Und denkt Sie denn, ich ſey verblüfft?
Wie kam Sie hier zu dieſer Schrift?

Clara.

O Gott! die Inſchrift!

Rauch.

Welche Schande!
Des Pfarrers Tochter wagt ſich keck,
Und ſtiehlt wie eine Diebesbande
Dem gnäd'gen Herrn die Ehre weg.

Clara.

Ach, lieber Rauch!

Rauch.

Bin nicht Ihr Lieber!
Habs ſonſt mit Ihr wohl gut gemeint,
Doch alle Freundſchaft iſt vorüber,
Sie plündert ſchlimmer als der Feind!
Zum Herrn Inſpektor mit dem Diebe!

Clara.

Ich bitt' Ihn, laß Er mich nach Haus!

Rauch.

Fort, auf das Schloß! Es wird nichts draus!
Erſt kriegt Sie die verſprochnen Hiebe!

Clara.

Kann denn kein Flehn das Herz Ihm rühren?

Rauch.

Für ſolch ein Kind hab ich kein Herz!

Clara.

Ich kann nicht gehn!

Rauch.

Ich will Sie führen!
Marſch! hier verſteh' ich keinen Scherz!

(Er will ſie mit Gewalt fortziehen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Sophie. Karl.

Karl.

Halt, alter Rauch, was willst du machen?

Clara.

Ach, Bruder! Bruder! rette mich!

Rauch.

Ja, Karlchen, hier gibts schöne Sachen!

Sophie (zu Clara).

Was hast du denn? ich bitte dich!

Rauch.

Ihr sollts erfahren! Jetzo fort!

Karl.

Du bleibst! ich will die Ursach wissen.

Rauch.

Den ganzen Zierrath hat sie dort
Der Ehrenpforte abgerissen.

Karl.

Wie? Clara! —

Clara.

Nein, das that ich nicht!

Karl (zu Rauch).

Hörst du? — Sie ist es nicht gewesen!

Rauch.

Sie lügt uns beiden ins Gesicht.
Ich sah sie an den Kränzen raufen,
Und, als ich eilig näher schlich,
Dem Hasen gleich, zu Walde laufen,
Allein das Häschen haschte ich.
Seht nur, sie hält ja in der Hand,
Was auf der Ehrenpforte stand.

Sophie.

Wie bist du denn dazu gekommen?

Karl.

Sag' mir die Wahrheit, Schwester, sprich!

Clara.

Ich hab' es nicht herabgenommen!

Traun mir, mein Bruder! hab' ich dich
Schon je belogen, je getäuſcht?

Karl.

Das haſt du nicht, jetzt aber heiſcht
Der Augenblick, du mußt es ſagen,
Wie ſich die Sache zugetragen.

Sophie.

Sprich, Schweſterchen!

Rauch.

Sie iſt der Tück!

Karl.

Rechtfert'ge dich!

Clara.

Hatt ihr mich lieb,
So laßt mich ſchweigen. Glaubet mir,
Ein tief Geheimniß waltet hier.
Doch trauet meinem bloßen Worte,
Ich bin unſchuldig, ſchwör' ich euch,
Ich war nicht bei der Ehrenpforte.

Karl (zu Rauch)

Jetzt, Alter, laß das Mädchen gleich!
Sie iſt unſchuldig!

Sophie (zu Rauch)

Hört ihr wohl? —

Rauch.

O ja! Ihr meint wohl gar, ich ſoll
Dem Mädchen traun?

Karl.

Das ſollſt du auch,
Biſt ja mein alter, treuer Freund!

Rauch.

Ich hab' es gut mit euch gemeint!

Karl.

Du meinſt es noch ſo, guter Rauch!
Wie oft bin ich mit dir gegangen,
Wenn du mich in den Wald geführt,
Hab' mich an deinen Arm gehangen,
Wenn du dem Wilde nachgeſpürt.
Du hatteſt damals mich ſo lieb.

Rauch.

Ich hab' es noch.

Karl.

Wohlan, ſo gib
Das arme Mädchen wieder los.
Die Clara kann gewiß nicht lügen.

Sophie.

Ein Mißverſtändniß iſt es bloß.

Rauch.

Schweigt nur! ich laß mich nicht betrügen!
Was meine eignen Augen ſehn,
Das weiß ich ſicher, iſt geſchehn.
Und alles andre wollt' ich gern
Ihr überſehn, wollt' es verſchweigen;
Doch ſolche Bosheit zu bezeigen
Und unſerm lieben gnäd'gen Herrn —

Clara.

O Vater Rauch! ich war es nicht! —

Rauch (läßt ſie nicht unterbrechen).

Frech das Willkommen zu zerſtören —

Sophie.

Vernehmt doch, was die Schweſter ſpricht.

Rauch.

Ei, ich bin taub, und will nichts hören!
Fort zum Inſpekter! mag der ihr
Die Ruthe tüchtig geben laſſen!

Karl.

Wie? Ruthe?

Rauch.

Hiebe! Jetzt mit mir!
Sonſt muß ich mit Gewalt ſie faſſen.

Karl.

Ich ſag' dir, laß das Mädchen los!
Es wird nicht gut!

Sophie (zu Clara).

Lauf doch davon!

Rauch.

Hör', Bürſchchen, mach' Er ſich nicht greif'

Karl (ergreift

Du läßt ſie gehn!

Rauch

Laß Er das Drohn!
Für Kinderspaß bin ich zu alt.
(Zu Clara.)
Marsch, Mädchen!

Clara.

Nehmt euch meiner an!

Karl.

Wohlan, so brauchen wir Gewalt!
Sophie, hier gilt es Tod und Leben!
(Er will dem Jäger die Flinte wegnehmen.)

Sophie (nimmt Rauch den Hut weg)

Wart' nur, du garst'ger, böser Mann!

Rauch

(mit Gläsern los und die Flinte von der Schulter fahren, indem er Sophien nachlaufen will)

Willst du mir gleich den Hut hergeben!

Karl (die Flinte in Triumph emporhaltend)

Der Sieg ist unser, die Schlacht vorbei!
Ich hab' ihn glücklich desarmirt!

Sophie

(von Rauch verfolgt, immer im Kreise herumlaufend)

So lauf doch, Clara, du bist frei!

Rauch (auf Karl eindringend)

Gottloser Bube! mein Gewehr!

Karl.

Bleib uns vom Halse! komm nicht her,
Ich schieße!

Clara.

Bruder! o halt ein!

Karl.

Lauf du nur fort!

Clara.

Ich kann nicht! nein!
Denn mein Bewußtseyn ist ja rein.

Rauch (stehen bleibend)

'o ist gut! behaltet meine Sachen!
Ich will mich hier nicht mit euch jagen!
Ich gehe heim mit bloßem Haupt,
Und wenn mich dann die Leute fragen:

„Was ist er, Alter?“ will ich sagen:
Die Kinder haben mich beraubt,
Die, weil ich keine Kinder habe,
Ich auf den Armen oft getragen;
Ich gewiß, daß mir's jemand glaubt!

Karl (einlenkend)

Rauch!

Sophie

Guter Rauch!

Rauch

Und fragt man nicht
Mich auf den Grund, so sag' ich dann:
Weil ich als alter, treuer Knecht
Für meinen guten Herrn gemacht,
So haben sie mich alten Mann
Zum argen Kinderspott gemacht.

(Sophie reicht ihm den Hut. Karl die Flinte.)

Sophie

Da! nehmt ihm nur zurück den Hut!

Karl

Hier ist die alte Flinte wieder!

Rauch

Ich mag sie nicht!

Sophie

Seyt wieder gut!

Clara

Nicht ihr es denn, so führt mich fort.

Karl (den Degen hinwerfend)

Laß Claren gehn!

Sophie

Gewiß ihr thut
Ihr Unrecht.

Rauch

Seht, die Clara trat
Schon laß die Beste unter euch.
Allein es ist hier nicht der Ort,
Die ganze Sache zu ergründen;
Auch bin ich hier der Richter nicht.
Der Herr Inspektor muß es wissen.

Daß man die Inschrift abgerissen.
Und wenn sie vor ihm offner spricht,
Und er sie schuldlos wird befinden,
So ist mir's recht. Doch soll ich euch
Den argen Raubgesindelstreich,
Den ihr an mir begingt, verzeihn,
So fordr' ich, daß ihr beide gleich
Sie selber auf das Schloß führt ein.

Karl.

Was forderst du? —

Rauch.

Wollt ihr es nicht?
So bleibt, behaltet meine Sachen!

Sophie.

Ach, Schwester!

Clara.

Komm, ich habe Muth!

Karl.

Wir soll'n dich führen vor Gericht?

Clara.

Gott wird die Unschuld ja bewachen.

Karl.

Wohlan, wir gehn, wird es auch schwer!

Rauch.

Nun, so gebt Hut und Flinte her!

(Er nimmt die Sachen wieder, die Kinder gehen Arm in Arm traurig ab.)

Rauch (allein).

Krimt Unkraut auch auf gutem Grund,
Ein kluges Wort drückt's doch bald nieder.
Auch Strafen sind manchmal gesund,
Sie reinigen den Boden wieder! (ab.)

Zweiter Aufzug.

Ein Zimmer im gräflichen Schloſſe.

Erſter Auftritt.

Der Inſpektor Schleimbach. Der Kammerdiener.

Inſpektor.

Was ſagten Sie, Herr Kammerdiener? —

Kammerdiener.

Ich fragte: ſind Sie lang ſchon hier?

Inſpektor.

Man übergab die Güter mir,
Als ſie der König eingezogen.
Zwölf Jahre ſind nun hingeflogen,
Seit ich ſie ſtreng adminiſtrirt.
Jetzt, da das Glück den gnäd'gen Herrn
Uns wieder in die Arme führt,
So dien' ich ihm auch ferner gern,
Und wollte deßhalb Sie bewegen,
Ein gut Wort für mich einzulegen.

Kammerdiener.

Der Graf liebt ſolches Fürwort nimmer.

Inſpektor.

Nicht! Nun, ich bin ſein treuer Knecht! —
Und will auf ſeine Gnade hoffen. —
Doch, wertheſter Herr Kammerdiener,
Wir ſind hier nun im letzten Zimmer,
Ich bitte, ſagen Sie mir offen,
Iſt Ihnen hier auch alles recht?

Kammerdiener.

O ja! mein Herr iſt es gar ſchlecht
Gewohnt, wir haben viel gelitten,
Mit Gram und Armuth uns geſtritten,

Und ſtatt der Hütte, die zwölf Jahr
Die Wohnung meines Grafen war,
Dünkt dieſes Schloß uns ein Palaſt.

Inſpektor.

Wenn's nur den ganzen Hofſtaat faßt.

Kammerdiener.

Hofſtaat? — Der Graf hat niemand weiter,
Als mich; ich nur war ſein Begleiter;
Er hat mich jetzt vorausgeſandt,
Um jeden Aufwand vor der Hand
Hier zu verbitten.

Inſpektor.

Was Sie ſagen! —
Sechs Schüſſeln doch? —

Kammerdiener.

Nur ein Gericht.

Inſpektor.

Das wär' wahrhaftig zu beklagen.

Kammerdiener.

Er weicht von ſeiner Sitte nicht,
Denn Armuth hat ihn erſt gelehrt,
Daß nur ein mäßiger Genuß
Zum wahren Lebensglück gehört,
Drum haßt er jeden Ueberfluß.

Inſpektor.

So! ſo! — Der gnädige Herr Graf
Hat ſonſt wohl nie dieß Schloß bewohnt?

Kammerdiener.

Eh' ihn das harte Schickſal traf,
Hätt's kaum der Mühe ſich verlohnt.
Er war bei Hofe angeſtellt;
Von Jugend auf faſt dort erzogen,
Und kannte keine andre Welt.
Doch ſeit das Glück ihn ſo betrogen,
Meint er, hier ſey ſein Haus beſtellt.

Inſpektor.

Recht ſchön! — Sind der Herr Graf vermählt?

Kammerdiener.

Er iſt jetzt Wittwer. Kurz vorher,

Eh' er in's Ausland mußt' entfliehen,
Starb ihm die Gattin.

Inſpektor.

O, es blühen
Viel ſchöne Fräuleins rings umher.

Kammerdiener.

Nein, er vermählt wohl nie ſich mehr.
Nur ſeine Kinder will er gern
Von dem Gewühl der Menſchen fern
Hier in der Einſamkeit erziehen.

Inſpektor.

So haben Sie Familie? — Ei!
Wie viel denn junge Herrſchaft?

Kammerdiener.

Zwei.
Nur eine Tochter, und einen Sohn.

Inſpektor.

Charmant! charmant! Da finden ſchon
Die hochverehrten jungen Gnaden
An meinen Kindern Spielkameraden.

Kammerdiener.

Gut! Doch das merken Sie geſchwind,
Die Titel müſſen Sie vermeiden;
Die Gnade paßt nicht für ein Kind. —
Der Graf will, daß ſie erſt beſcheiden
Verdienen, was ſie künftig ſind.

Inſpektor.

Wie's Sr. Excellenz gefällt.

Kammerdiener.

Iſt nicht ein Geiſtlicher im Ort?

Inſpektor.

O ja, der Herr Magiſter Held
Iſt gar ein guter Prediger.

Kammerdiener.

Held? Ja! — O ſagen Sie geſchwind,
Hat er auch Kinder?

Inſpektor.

Ja, es ſind
Zwei Mädchen und ein Knabe da.

Kammerdiener.

Zwei Mädchen und ein Knabe?

Inſpektor.

Ja!

Kammerdiener.

Und ihre Namen? Wie heißen ſie?

Inſpektor.

Ich glaube Clara, Karl, Sophie.

Kammerdiener.

Ei! Clara, Karl! welch ſchöne Namen!
Sind denn die Kinder groß und gut? —

Inſpektor.

O ja! Ein bischen leichter Muth!
Ich kenne manchen dummen Streich!
Nun freilich meinen Kindern kamen
Sie im Benehmen niemals gleich.
Man hat doch ſchon etwas mehr Welt,
Man kann mehr thun, man iſt nicht arm;
Allein der Herr Magiſter Held,
Das Gott erbarm!

Kammerdiener.

Iſt denn die Pfarre ſo gering?

Inſpektor.

Je nun, ſie nährt wohl ihren Mann;
Allein der Hochmuth iſt ein Ding,
Das nie die Rechnung machen kann.

Kammerdiener.

Wie ſo?

Inſpektor.

Er wendet ohne Ziel
Auf ſeine Kinder gar zu viel.
Man weiß ja wohl, daß er nichts hat,
Doch unterhält er in der Stadt
Auf dem Gymnaſium den Sohn.
Muß denn der Burſche juſt ſtudiren?
Wer arm iſt, geh' auf Tagelohn!
Die Mädchens ſingen und klavieren,
Und ſprechen fremde Sprachen ſchön;
Und wenn ſie endlich Abends ſpinnen,

Sitzt er dabei, der alte Thor,
Und lieſt der Mutter und den Töchtern
Aus ſeinen Büchern etwas vor.

Kammerdiener.

Iſt das nicht ſchön? —

Inſpektor.

Hilft ihm zu nichts,
Denn an der äußern Politur,
Am feinen Weltton da gebricht's;
Es bleibt die liebe Einfalt nur,
Wie's auf dem Lande wächſet und rauh.

Kammerdiener.

Dem Himmel ſey dafür gedankt!
Allein Sie ſagten: Held ſey ſtolz?

Inſpektor.

Am leichtſten brennt das dürre Holz.
Doch ſag' ich's nicht gern jedem laut;
Da haben wir nun zum Exempel
Gar einen ſchönen Ehrentempel,
Woran Inſchrift und Wappen prangen,
Dem gnäd'gen Grafen aufgebaut;
Dort woll'n wir alle, ſchön geſchmückt,
Wie ſich's für Unterthanen ſchickt,
Den Herrn auf's Feſtlichſte empfangen.
Des Dorfes ſchönſtes Mädchen ſoll
In Verſen ihm das Herz erweichen,
Und einen Kranz von Roſen reichen.
Da dacht' ich denn mit Recht doch wohl,
Das müßte meine Tochter ſeyn.
Nicht wahr, Herr Kammerdiener? — Nein!
Bewahre! der Herr Paſtor wußte
Es ſo zu wenden und zu drehn,
Daß ich am Ende ſchweigen mußte,
Und ſeiner Clar' es zugeſtehn.

Kammerdiener.

Wer weiß, was ſeine Abſicht war.

Inſpektor.

Nichts! Hochmuth iſt es offenbar.
Allein man muß ſich drein ergeben;

Er iſt des Grafen alter Freund,
Drum mag ich nicht mit ihm als Feind
In ſtetem Zank und Zwietracht leben.
Ich nehm' es deßhalb nicht ſo ſcharf,
Und wenn als Freund ich rathen darf,
So ſchonen Sie ja auch den Mann,
Der uns gar viel verderben kann.

Kammerdiener.

Ich danke für den guten Rath.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Rinaldo. Sidonia.

Inſpektor (zu den Kindern).

Wo ſeyd ihr denn ſo lang geblieben?

(Zum Kammerdiener.)

Sie ſehen meine Kinder da,
Rinaldo und Sidonia.

(Zu den Kindern.)

Mach deinen Knix! hübſch tief gebückt!

(Die Kinder verbeugen ſich ſehr tief und wollen dann dem Kammerdiener die Hände küſſen.)

Kammerdiener (will es nicht zulaſſen).

Nicht doch!

Inſpektor (zu Kinder zurückkommend).

Sie mögen's nicht belieben.

Sidonia.

Wir haben Blumen eingeſtückt.

Rinaldo.

Wir ſind den ganzen Wald durchlaufen,
Und haben einen großen Haufen
Der ſchönſten Blumen hingetragen.
Allein — —

(Er ſtockt.)

Inſpektor.

Was denn, mein lieber Sohn?

Rinaldo.

Ich wollt', Sie wüßten's lange ſchon,
Ich traue mich es kaum zu ſagen.

Inſpektor.

Ich ſtaune! ſprich! ich will es wiſſen!

Sidonie.

Schweig, Bruder!

Inſpektor.

Rede nur, mein Kind!

Rinaldo.

Ach! Wappen, Kränz' und Inſchrift ſind
Vom Ehrenbogen abgeriſſen.

Inſpektor.

Was? — Hab' ich nicht dem alten Rauch
Die ſtrengſte Obhut anbefohlen?

Rinaldo.

Er rannte nach dem Walde auch,
Als dächt' er jemand einzuholen.
Wir kommen dieſen Augenblick
Von jener Stelle erſt zurück.

Kammerdiener.

Das iſt doch ſchmerzlich! in der That!

Inſpektor.

Abſcheulich! Es iſt Hochverrath!
Und fordert meine ganze Rache.

Kammerdiener.

Die hilft nichts. Aber in der Sache
Liegt ſolch ein feindlich bittrer Sinn.
Der Graf eilt zu der Heimath wieder,
Der er ſein ganzes Glück vertraut,
Doch alter Haß reißt heimlich nieder,
Was ſcheinbar Liebe aufgebaut.

Inſpektor.

Ich hoff', er wird's auf mich nicht ſchieben!
Ich halt' ein ſchreckliches Gericht!

Kammerdiener.

Hier, dacht' er, ſollten ſie ihn lieben,
Doch wohnt auch hier die Liebe nicht!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jäger Rauch.

Inſpektor.

Ei, Rauch! das hätt' ich nicht gedacht!
Er hat die Pforte gut bewacht!
Gar Schönes hat ſich zugetragen!

Rauch.

Nun, nun! was kann ich denn dafür?

Kammerdiener (bitter).

Nicht wahr, es hat nicht viel zu ſagen?
Es war unnöth'ge Spielerei!
Die Sache iſt Ihm einerlei? —

Rauch (hitzig).

Wer iſt Er denn? was ſpricht Er hier?
Kann Er mich ſolche Sachen fragen,
Riß Er wohl ſelbſt das Ding entzwei.

Inſpektor (ſetzt Rauch an).

Es ſind ja der Herr Kammerdiener.

Rauch.

Ei was, es ſind ein Naſeweiß!
Im Dienſt des Grafen bin ich Greis
Geworden, dien' ihm dreißig Jahr;
Als er noch ſolch ein Knäbchen war,
Hab' ich ihn oft herumgetragen;
Jetzt freilich kenn' ich ihn nicht mehr.

Kammerdiener.

Er denkt noch eurer, alter Rauch,
Und kommt mit Liebe zu euch her.

Rauch.

Gut, wenn er's thut! Doch muß mich auch
Nicht ſein Bedienter alſo fragen.

Inſpektor (zu Rauch).

So ſchweig Er! Sey Er doch beſcheiden!

Rauch.

Ei, ſo etwas darf man nicht leiden!
Doch, Herr Inſpektor, kurz und gut,
Ich bringe einen Arreſtanten.

Inſpektor.

Wie? der das Wappen niederriß?

Kammerdiener.

Doch einen Fremden ganz gewiß.

Rauch.

Nein, leider einen ſehr Bekannten.

(Rinaldo und Sidonia haben ſich ängſtlich und verſtohlen zugewinkt.)

Rinaldo (ſehr verlegen zu Rauch).

Wen hat Er denn?

Inſpektor.

Rinaldchen, ſchweig!

Wer iſt es?

Rauch.

Das geht nicht ſogleich,
Ich bleibe im Zuſammenhang.
Heut wacht' ich bei der Ehrenpforte,
Da ward die Zeit mir ſchrecklich lang.
Ich dachte, wer wird denn zum Torte
Sich an das ſchöne Bauwerk wagen!
Wärſt du ein Zierrath, alter Rauch,
So möchten ſie meinetwegen auch
Dich oben an den Bogen ſchlagen.

Inſpektor.

Da kam —

Rauch.

Noch nicht! Er wird ſchon kommen.
Da dacht' ich ſo: was wird daraus?
Du ſitzſt hier, ohne dich zu regen,
Und ſollſt zum heut'gen Abendſchmaus
Doch einen Braten noch erlegen.
Da ging ich denn, Herr Kammerdiener,
Und ſchoß zwei Haſen und ſechs Hühner.

Kammerdiener.

Und dann? —

Inſpektor.

Wer kann ſo langſam ſeyn!

Rauch.

Geduld gehört zum Zipperlein!
Da trat ich endlich aus dem Wald,

Doch wie verſteinert blieb ich ſtehen,
Denn die Verwüſtung mußt' ich bald
Mit meinen eignen Augen ſehen.
Ein Mädchen aber im weißen Kleide
Flog wie ein Ve„el in die Heide.

Inſpektor.

Habt ihr ſie denn erkannt?

Rauch.

Noch nicht.
Allein ich hab' ein gut Geſicht.
Ich fiel auf Ihre Tochter da!

(Auf Sidonia zeigend.)

Inſpektor.

Wie? auf mein Kind? — Sidonia!

Sidonia (ſtehend).

Ach, lieber Vater! — Nein! — ach nein!

Rauch.

Was ſchreit Sie denn, und ringt die Hände? —
Wenn ihr nicht wollt geruhig ſeyn,
So komm' ich nimmermehr zu Ende.

Kammerdiener.

So endet bald.

Rauch.

So alt ich bin,
Rannt' ich ihr nach durch Dick und Dünn,
Als wie mein Dachshund einer Katze.
Ich komme zu dem Buchenplatze,
Und denk', ich bin vom Schlag getroffen. —
Da ſteht die Jungfer frei und offen,
Und hält in ihrer Hand das Blatt,
Das ſie herabgeriſſen hat,
Und freut ſich drob und lieſt und lieſt,
Wie ſchön die Schrift geweſen iſt.

Inſpektor (haſtig)

Wer war's? —

Rauch.

Noch haben wir ſie nicht. —
Ich ſchleiche mich auf Jägerweiſe
An ſie heran, ganz dicht, ganz dicht,
Und packe endlich nicht zu leiſe.

Inſpektor (ungeduldig).
Mach' Er, daß ich es nun erfahre!

Kammerdiener.
Wer war es denn?

Rauch.
Magiſters Clare!
(Die Kinder ſehen ſich erſchrocken an.)

Kammerdiener.
Des Pfarrers Clara?

Inſpektor.
Schöne Streiche!
Das macht die liebliche und weiche
Erziehung.

Kammerdiener.
Nein, es kann nicht ſeyn!
Du übereilteſt dich wohl, Alter!

Rauch.
Ich bin ein redlicher Verwalter
Von meinem Dienſt, drum ſchweig Er fein!
Und ſteck' Er nur die Naſe hinaus,
Der Arreſtant ſteht hier im Haus.

Inſpektor.
Nun das wird ſchönes Aufſehn geben.
Ha! ha! der Pfarrer wird ſich freun.
Das liebe Clärchen war ſein Leben.
Verübte ſie es denn allein? —

Rauch.
Das weiß ich nicht. Karl und Sophie
Sie kamen auch herbeigerannt,
Und gaben ſich erſt viele Mühe
Und machten — — wollten — allerhand —

Inſpektor.
Was machten ſie? — Sie haben ſich
Doch nicht etwa an Euch vergangen?

Rauch.
Nein, ſie — — weinten fürchterlich,
Und gaben ſich dann doch gefangen.

Inſpektor.

Ruft die Verbrecherin herein!

(Rauch geht ab.)

(Zu Rinalde und Sidonia, die ſich fortſchleichen wollen.)

Bleibt, Ihr ſollt gegenwärtig ſeyn!

Kammerdiener (für ſich).

Verbrecherin? — Du armer Vater! —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Rauch. Karl. Sophie. Clara, die abgeriſſene Inſchrift in der Hand

Kammerdiener (für ſich).

Da ſind die Kinder! — O mein Gott!

Inſpektor.

Ei! meine Kinderchen! willkommen!
Das iſt ein herrlicher Beſuch.
Wir haben viel von euch vernommen.

Karl.

O, wir verdienen keinen Spott,
Wir ſind freiwillig hergekommen.

Inſpektor.

Schweig Er! Wir — wiſſen ſchon genug.
Wie kamt ihr denn zu jener Schrift? —

Karl.

Sprich, Clara! denn ich weiß es nicht.

Rauch.

Nein, Karlchen iſt es nicht geweſen.

Inſpektor.

Ich kann auf ihrem Angeſicht
Die Schuld noch ohne Brille leſen;
Ihr habt des gnäd'gen Grafen Ehre
Mit euren Händen frech verletzt.
Wißt ihr, was ich darauf geſetzt?
Ihr ſollt mir eine derbe Lehre
Erhalten.

Karl.

Clara, rede jetzt!

Clara.

Ich war nicht bei der Ehrenpforte,
Ich habe nichts daran zerſtört.

Karl.

Nun haben Sie es doch gehört!
Und Clara hat noch nie gelogen.

Inſpektor.

Denkt ihr, mich werden ſolche Worte
Aus meiner Faſſung bringen? — Nein!
Da habt ihr euch gar ſehr betrogen.
Der alte Rauch hat ſie getroffen.

Clara.

Nicht bei der Pforte.

Inſpektor.

Mag das ſeyn!
Doch mit der Inſchrift.

Sophie (zu Clara).

Sprich doch offen.

Karl.

Sag' es, wie kam's in deine Hand? —

Clara.

Ach Gott! ich darf es ja nicht ſagen,
Wie ſich das Ganze zugetragen.

Kammerdiener.

Vielleicht, daß ſie das Blatt nur fand.

Karl (zu Clara).

Fandſt du das Blatt? — So ſag's geſchwind.

Clara.

Ich fand es nicht!

Inſpektor.

Da hört ihr's ja!

Sophie (zu Clara, bittend).

Sprich! ſonſt haſt du mich nie geliebt!

Clara.

Wohl lieb' ich dich! Allein es gibt
Geheimniſſe, die heilig ſind!

Inſpektor.

Hartnäckig Ding!

(Sidonia will Clären still die Hand reichen, er stößt sie zurück.)

Was willst du da!
Laß das verstockte Mädchen stehn.

Clara (leise)

Beruh'ge dich, Sidonia.

Inspektor

Was ich verheißen, soll geschehn.
Rinaldo, rufe mir den Richter
Mit einer tücht'gen Ruthe her.

Karl.

Nein, Herr Inspektor! nimmermehr!
Ich lasse nicht die Schwester schlagen.

Inspektor (zu Karln)

Er will zu raisonniren wagen?

(Zu Rinaldo, der traurig stehen geblieben.)

Ich sage, rufe mir den Richter!
Was stehst du, schneidst du auch Gesichter? —

Rinaldo.

Ich gehe nicht!

Inspektor.

Gottloser Knabe,
Gleich thu, was ich befohlen habe!

Rinaldo.

Nein!

Clara.

Herr Inspektor, ich weiß, Sie sind
Ja solch ein guter, lieber Vater,
Verschonen Sie mich armes Kind!

Inspektor.

Hier gilt kein Ansehn der Person!
Hier muß ich streng den Scepter führen!

(Zu Rinaldo.)

Du sollst mir künftig wohl pariren. —

(Zum Jäger.)

Rauch, hol' Er mir den Richter her,
Und auch die Schlüssel zu der Klause.

Rauch (zögernd)

Der Richter ist wohl nicht zu Hause.

(Zu Clara.)

Gesteh Sie's doch! wir bitten dann!

(Clara schüttelt traurig das Haupt.)

Sophie.

Ach, Herr Inſpektor! nein, ich kann
Nicht länger ſchweigen; nehmen Sie
Mich als die Schuldige!

Clara.

Sophie!

Karl.

Ich kam mit dir ja erſt dazu!

Sophie.

Ach, ſchweige doch, was weißt denn du!
Mir, Herr Inſpektor, Ihre Rache,
Ich nur allein weiß um die Sache.

Inſpektor.

Aha! nun wird's ein wenig Licht!

Clara.

Nein, nein! ſie lügt, ſie war es nicht,
Sie will auf ſich die Strafe nehmen.

Kammerdiener.

Du braves Kind!

Karl (zu Sophien).

Du ſollſt dich ſchämen;
Nicht lügen, ſonſt verdienſt du Strafe.

Inſpektor.

Die ſoll euch werden, hageldicht.
(Zum Jäger Rauch.)
Nun, wird Er ſich noch nicht bequemen
Zu thun, was ich ihm anbefohlen?

Rauch.

So muß ich ſchon den Richter holen.
(Rauch will gehen. Rinalde tritt ihm in den Weg.)

Rinalde (ihn aufhaltend).

Er bleibt, und holt den Richter nicht!

Karl.

Nun Gott ſey Dank! da kommt der Vater.

Inſpektor.

Der fehlt uns noch!

Kammerdiener (für ſich).

Da kommt er. Ach!
Du armer Mann! welch Wiederſehn!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Magiſter Held Letzterer kommt eilig hereingegangen, ohne den Kammerdiener zu bemerken, der ſich ſtill im Hintergrunde an einen Tiſch geſetzt hat und den Kopf in die Hand ſtützt.

Clara

O Vater, nimm dich mürer an.

Held.

Ich gehe dem Gerüchte nach;
Man ſagt, ein Frevel ſey geſchehn.
Was wir dem Grafen aufgerichtet,
Das hätte böſer Sinn vernichtet,
Und Clara hätte es gethan.
Iſt's wahr?

Clara.

Nein, Vater! nein!

Inſpektor.

O ja!
Mit jener Inſchrift, ſehn Sie da,
Die ſie vorher erſt abgeriſſen,
Hat ſie der Jäger attrapirt;
Sie wird das ſelbſt geſtehen müſſen;
Worauf er ſie denn arretirt,
Und alle drei zu mir geführt.

Held.

Warſt du es, Clara?

Clara.

Frage nicht!
Ich war es nicht, doch muß ich ſchweigen.

Held.

Warum das?

Inſpektor.

Es iſt lächerlich!
(Auf Clara zeigend.)
Die möchte ſich gern heilig zeigen.
(Auf Sophien deutend.)
Und jene nimmt die Schuld auf ſich.

Held.

Warſt du's, Sophie?

Clara.

Liebſt du mich,
So rede wahr!

Karl.

Sie ſind unſchuldig!

Inſpektor.

Ich aber werde ungeduldig.
(Zu Held.)
Das iſt die Frucht, der eitle Dunſt
Von Ihrer ſchönen Erziehungskunſt.

Held (zum Inſpektor).

O, ſchonen Sie! (Zu den Kindern.) Ich ſteh' betroffen,
Hab' ich denn ein verlornes Kind? —
Laßt ſehn, ob eure Herzen offen
Dem Vater und dem Freunde ſind.
(Zu Rinalde und Sidonia.)
Auch ihr ſeyd beide meine Schüler,
Kommt denn und tretet auch mir nah!
Wer hat die That von euch begangen? — —
Wenn's auch kein ſterblich Auge ſah,
So kann ich doch von euch verlangen,
Daß ihr bekennet, was geſchah!
(Alle ſchweigen.)
Ihr ſchweiget alle? — niemand gibt
Mir Antwort? Muß umſonſt ich fragen?
Das macht mich freilich ſehr betrübt. —
Ich dacht', ihr hättet mich geliebt,
Das Herz hätt' euch einſt hoch geſchlagen,
In jener Stunde, denkt nur nach,
Wo wir ſo fromm verſammelt waren,
Ich mit euch von dem Unſichtbaren,
Von dem Allgegenwärt'gen ſprach.
Auch hier iſt er zugegen! — Ja,
Er ſah, wer jene That beging;
Ihr ſteht hier vor dem Richter da,
Vor dem verborgen iſt kein Ding!
Wißt ihr euch ſchuldlos? — gut, ſo ſchweiget,
Ich will euch ohne Wort vertraun;
Doch wer den Fehler hat begangen
Und Reue durch Geſtändniß zeiget,

Auf den will ich noch fester bauen.
Drum wer der That sich ist bewußt,
Er mag zu Gott im Stillen beten,
Mir aber komm' er an die Brust,
Ich will verzeihn, und ihn vertreten!
(Er öffnet die Arme. Rinaldo und Sidonia stürzen sich an seine Brust.)

Rauch.

Hier wird die Reue eine Lust!

Kammerdiener (ist aufgestanden)

O du Mann Gottes!

Held.

Seyd ihr schuldig?

Rinaldo und **Sidonia.**

Wir thaten es.

Inspektor.

Wie? meine Kinder?

Sidonia.

Ja, ja! wir beide sind die Sünder!

Rinaldo.

Wir thaten es aus Haß und Neid.

Sidonia.

Ich hatte ja das beste Kleid,
Ich wollte an des Grafen Wagen
Die schön gereimte Rede sagen,
Und gönnte sie der Clara nicht.

Rinaldo.

Weil Karl das Vivat rufen sollte,
Und ich nur gehen hinterdrein,
So war ich böse, denn ich wollte
Durchaus beim Fest der Erste seyn,
Und deßhalb zankt' ich sehr und grollte,
Und riß die Ehrenpforte ein.

Sidonia.

Du nicht allein, wir rissen beide.

Rauch.

Seht ihr, sie war's im weißen Kleide.

Rinaldo.

Und als die Inschrift abgerissen,
Da hörten wir den Jäger schießen.

Sidonia.

Uns liefen fort.

Rauch.

Er heil' euch ein!

Sidonia.

Wir wären ſicher ihm entkommen,
Hätt' ich nur nicht das dumme Blatt
Im erſten Schrecken mitgenommen.

Karl.

Wie kommt's denn, daß es Clara hat?

Sidonia.

Ich traf ſie auf dem Buchenplatze
Und bat ſie, mich nicht zu verrathen,
Das Blatt zu werfen in den Fluß.

Inſpektor.

O, daß ich das erleben muß!

Held.

Iſt es ſo, Clara?

Clara.

Sie hat recht!

Sidonia.

Wie ſteh' ich vor euch, ach! ſo ſchlecht!
Sie hat mich nicht verrathen, ſie
Hätt' auch für mich wohl mehr gelitten.
O meine Clara! o Sophie!
Ich will euch auf den Knien bitten,
Schenkt mir nur wieder eure Liebe!

Karl.

Nicht bitten — alles ſey vergeſſen!

Clara (zu Sidonien).

Ich liebe dich.

Sophie.

Jetzt biſt du rein!

Rinaldo (zu ſeinem Vater).

Sie werden uns doch auch verzeihn?
Will's nicht mehr thun, in meinem Leben.

Inſpektor (aufgebracht).

Vergeben? ich? — Ihr Rangen, nein!
Ich hab' einmal dem Ehrentriebe

Verheißen unbarmherz'ge Liebe,
Und will, zur Ehre meines Grafen,
Ein ſtrenger, harter Richter ſeyn.

Held.

Nein, Vater! nein, du ſollſt nicht ſtrafen!
Den Augenblick ſtör' uns kein Schmerz!
Nimm deine Kinder an dein Herz;
Faſt hätteſt du ſie jetzt verloren,
Doch ſie ſind dir auf's neu geboren!

(Der Inſpektor bleibt kalter ſtehen.)

Karl, Clara, Sophie (ihn umarmend).

O laſſen Sie ſich doch erweichen!

Koch.

Papachen, geben Sie Parken,
Die Kinder ſehn ja wie die Leichen!

Clara.

Ach ja, er wird, er lächelt ſchon!

Inſpektor (zu den Kindern der Pfarrerin).

Euch laſſt mich erſt die Hände reichen!
Ich fühl's, es gibt kaum eines gleichen!
Doch hab' ich für euch keinen Lohn!

Held.

Vergebt! ſpricht die Religion!
Auch Gott vergibt dem reu'gen Sünder!
Hier, Vater, haſt du deine Kinder!

(Er führt ihm Amalie und Sibonia zu.)

Inſpektor (zu ſeinen Kindern).

O Kinder! daß ihr das gethan!
Was wird der gnäd'ge Graf nun ſagen?
Was fang' ich armer Mann nun an?
Das ganze Feſt iſt ja zerſchlagen.

Held.

Das überlaſſen Sie nur mir.
Er findet andre Dinge hier,
Die ihn viel köſtlicher empfangen,
Als wäre dort am Ehrenther
Die ſchönſte Inſchrift aufgehangen.

Clara (zu Held).

Ihr brechen Thränen ja hervor.

Held.

Laßt ſie, nur kommt an meine Bruſt!
Ich bin es freudig mir bewußt:
Ich lieb' euch keines mehr und minder;
Allein vernehmt: du Karl und Clara,
Ihr beide ſeyd nicht meine Kinder! —

Clara.

Nicht deine Tochter!

Karl.

Nicht dein Sohn?

Held.

Es naht ſich euer Vater ſchon!
Der Graf iſt es.

Karl und **Clara.**

Der Graf?

Inſpektor.

Der Graf?

Karl.

Wir mögen dich nur Vater nennen!

Clara.

Ich will nur deine Tochter ſeyn!

Held.

Er wird das ſchöne Band nicht trennen.
Denn — ja mit Recht nenn' ich euch mein!
Als eure Mutter ihm geſtorben
Und ihn der Haß des Schickſals traf,
Da hat er euch mir anvertraut.
Das Amt, das damals ich erworben,
Ich gab es auf und habe hier
Ein klein'res Gottesfeld gebaut.
Hier ſchuf ich ihm ſein Paradies,
Daß, wenn das Schickſal einſt ſich wende,
Was mir die Hoffnung ſtets verhieß,
Und der gerechte Gott am Ende
Den Freund uns wiederkehren ließ,
Er euch in ſeiner Heimath fände.
Mein ſchönes Werk iſt mir gelungen,
Ich halte freudig euch umſchlungen,
Die Blüthen ſtehn in voller Pracht;

Den Weizen drückt kein Unkraut nieder!
Hier hast du deine Kinder wieder,
Mein Freund! treu hab' ich sie bewacht!

Kammerdiener (tritt näher und breitet die Arme aus)

Mein treuer Held!

Held (sich rasch umsehend)

Wer ruft? — Der Graf!

(Er eilt dem Wiedererkannten in die Arme.)

Inspektor.

Der Graf?

Rauch.

Der Herr?

Karl und **Clara.**

Der Vater?

Graf

(öffnet die Arme als wolle er alle umfassen)

Ja!

Euch allen ist der Vater da!

(Alle drängen sich um ihn.)

Der Chriſt und der Muhamedaner.

Eine Erzählung.

Gewiß ſeyd ihr, meine lieben kleinen Leſer, in der alten Geſchichte wohl bewandert, und kennt die Königin Dido, welche einſt das mächtige Carthago gründete, das ſelbſt den ſtolzen Römern die Weltherrſchaft ſtreitig machte. Schaut doch aber einmal auf unſere Landkarte hin, und zeigt mir an der fruchtbaren Küſte Afrikas den Namen jener berühmten Stadt. — Ihr ſucht ihn wohl vergebens. Die alte, rauhe Vertilgerin, die Zeit, hat ihn längſt ausgetilgt, und ihre Handlanger, die Menſchen, halfen emſig mit Feuer und Schwert dabei helfen.

Das große, herrliche Carthago, von 700,000 Menſchen bewohnt, mit ſeinen dreifachen Mauren und Thürmen, ſeinen ungeheuren Kaſernen für das carthagiſche Miethheer, mit ſeinen Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferde, und dem großen Hafen, in welchem einſt Hannibal ſich auf mehreren tauſend Schiffen mit ſeinem Heere nach Sicilien einſchiffte, ſind alle ſpurlos verſchwunden. Nur die Trümmer einer alten Waſſerleitung, die elenden Reſte jener Herrlichkeit, zeigen noch den Ort, wo einſt das mächtige Carthago blühte.

Auf dieſem durch die alte Geſchichte geweihten Boden, an der fruchtbaren Küſte, unter dem milden Himmelsſtriche, wo der alte Atlas noch den Wolkenhimmel auf ſeinem Scheitel trägt, hausten ſich ſpäterhin die Seeräuber an, die aus ihren Städten Algier, Tunis und Tripolis alle Welttheile beängſtigten. Von hier aus zogen ſie auf Raub, hier verkauften ſie auf öffentlichem Markte gleich Laſtthieren die armen bezwungenen chriſtlichen Menſchen, und ſchätzten ſie, wenn ſie ein angeborner Fehler

zu zahlen nicht im Stande waren, mit den härtesten Sklavenarbeiten und beispielloser Grausamkeit zu Tode.

Ihr schaudert zusammen, meine Kinder, begreift nicht, wie der Mensch so tief sinken und also gegen sein eigenes Geschlecht wüthen könne, und seyd empört, daß diese grausame Verfolgung fast nur ausschließlich die Christen treffe.

Aber die Geschichte, die große Lehrerin des Menschengeschlechts, wird euch zeigen, wie hier eigentlich nur die Nemesis, die Vergeltung waltet, und wie die Christen selbst mit rauher Hand sich diese Geißel einst geflochten haben.

Das thätige, kunstfleißige Volk der Mauren oder Araber, welches Spanien in ein blühendes Land verwandelt hatte, wurde von den christlichen Königen dort mit unerhörter Grausamkeit vertrieben und gänzlich ausgerottet, denn die Christen hielten es für ein verdienstliches Werk, die armen Ungläubigen bis auf den Tod zu verfolgen. Sie flohen zu ihren in Afrika wohnenden Glaubensgenossen, und siedelten sich an dieser, von Arabern schon bewohnten Küste an, wo Handel und Künste durch sie auf's neue aufblühten. Allein der fortwährende Seekrieg mit ihren Verfolgern, den Spaniern, und die christlichen Seeräubereien der Johanniter-Ritter, welche von Rhodus und dann von Malta aus, unter dem Vorwande: es sey ihr Beruf gegen die Ungläubigen zu fechten, den blühenden maurischen Handel zerstörten, bewog endlich die maurischen Fürsten Selim und Soliman, auch ihre Unterthanen zu förmlichen Seeräuberzügen gegen die Christen aufzurufen. Horne und Ariadene, zwei Brüder, mit dem Zunamen Barberusse, zeichneten sich besonders als Korsaren aus, gründeten zu Algier, welche Stadt im Jahre 944 von einem vornehmen Araber, Namens Zeiri, erbaut worden war, im Jahre 1518 den ersten Korsaren-Freistaat, und gaben ihrer Seeräuberei, wie jene christlichen Ritter auf Malta, durch religiösen Fanatismus auch einen heiligen Anstrich. Ihrem lockenden Beispiele folgte bald Tunis, Tripolis und Marocco, und so entstanden, durch die Christen selbst veranlaßt, jene furchtbaren Raubhöhlen, in welche diese als Beute geschleppt wurden.

Jahrhunderte lang sind auf diese Weise die größten Grausamkeiten hier verübt worden, und wenn man auch von Zeit zu Zeit einen Versuch wagte, jene Seeräuber zu vertilgen, so war doch der Erfolg kein günstiger, denn es fehlte unter den christlichen Fürsten ein allgemeines, kräftiges Bündniß zu diesem für die Menschheit heiligen Kriege; ja mehrere zogen es sogar vor, den Seeräubern einen jährlichen Tribut zu zahlen, und ihnen auf diese Weise friedliche Gesinnungen abzukaufen. Nur erst vor

wenigen Jahren iſt es dem Könige von Frankreich Karl X. gelungen, jene Räuberhöhlen wirklich zu zerſtören, das ſchöne Küſtenland zu erobern und mit friedlichen, arbeitſamen Menſchen zu bevölkern, und was auch ſpäterhin das Schickſal dieſes Königs geweſen iſt, die Geſchichte wird hier immer dankbar ſeinen Namen nennen.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutſchland geboren und erzogen, ſchifften ſich einſt nach Malta ein. Der Vater hatte früh ſchon den Jüngſten in die Ordensliſte der Maltheſerritter eintragen laſſen, und des Jünglings ſchwärmeriſcher Sinn zog ihn unwiderſtehlich ſelbſt nach dieſer Inſel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er ſich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte ſeine Beſitzungen, nahm ſein bedeutendes Vermögen zuſammen, begleitete ſeinen Raimund nach Malta und kaufte dort ſchöne Ländereien an. Hier wurde er ein glücklicher Gatte und Vater, und erſchuf, während der Bruder im Dienſte des Ordens oft gegen die Korſaren zur See focht, mit frommem häuslichen Sinne ſich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überſtandenen Gefahren erzählte, ſich der erkämpften Siege erfreute, und nicht unterließ, ſeinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszuſprechen, und einen ewigen Krieg gegen ſie zu geloben, dann ſuchte ihn oft der ſanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen ſie gebrauchen müſſe, als das bloße Schwert.

So hatten ſie viele Jahre ſchon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptſchlag gegen die Korſaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen, auszuführen beſchloß. Auch Raimund ging mit in dieſen Kampf; er kehrte aber nicht wieder zurück. Die chriſtlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch manches, wozu denn beſonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erſt nach dem Verluſte aller darauf fechtenden Ritter genommen worden ſey, und daß auch Raimund gefallen wäre.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieſer aber war nicht todt; es wartete ein härteres Schickſal auf ihn. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem ſchwer verwundeten

Ritter, als sie es vergeblich zu erhalten und ihn zu bekehren suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an, man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Kerkar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger, vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley, besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier vor dem Kauf zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe.

„Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensklave," sprach er, „auf daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben!"

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben, wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftigen, edeln Gemüthe vorging? — Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. — Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Versehung sein schweres Schicksal zu tragen, und den Uebermuth und die Grausamkeit seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; allein Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einstmals bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod.

„Den Tod nicht!" entgegnete Muley; „dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt! Aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!"

Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte, denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner und kluger Mann, nahm hier oft

Gelegenheit, ſich mit dieſen Sklaven in ein Geſpräch einzulaſſen. Es lag ihm daran, ſie durch alle Künſte der Ueberredung, wie auch durch Drohungen und Verſprechungen zum Uebertritt zur muhamedaniſchen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu ſchwach und zu ſinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihrer Religion zu tragen, war es ihm gelungen. Mit ſündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten ſie ſich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil ſie als Renegaten jeder Chriſtenpflicht überhoben zu ſeyn glaubten, dem Beiſpiel ihrer neuen Glaubensgenoſſen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Verſuch vergeblich.

„Ich bin ein chriſtlicher Ritter!“ antwortete er, „und das werd' ich auch als Sklave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Bruſt genommen, aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. — Nicht die Kraft deiner Beredtſamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein! — einzig nur eure Grauſamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte brachte jene ſchwachen, in Leiden ungeübten Chriſten zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens. Aber an dem Felſen im Meere des Lebens, an dem wahren Chriſten, ſcheitern alle eure furchtbaren Verſuche. Und zweifelſt du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich ſtelle mich dir zur Probe!“

Muley wendete ſich erzürnt, jedoch auch beſchämt von ihm ab, denn er verkannte das Heldenmüthige ſeiner Denkart nicht, und geſtand ſich wohl, daß er kaum ſelbſt dieſe Prüfung beſtehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewiſſenhaft ſeine Pflicht erfüllte, obgleich er ſowohl des Gebieters Strenge, wie auch ſeine Freundlichkeit mit Verachtung vergalt, und auch im Sklavenkittel der ſtolze, unbiegſame Ritter blieb.

So verſtrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund ſein Schickſal als Mann und Chriſt ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven ſchlichen die Geſpenſter der Rache und des Verraths umher und reizten ſie zur Empörung. Einer ihrer Aufſeher, ein harter, gewiſſenloſer Menſch, war ein Renegat. Wie er ſich leichtſinnig vom Chriſtenthume losgeſagt, ſo war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere ſeines Volks aus ihm bekannten reichen Familien, gab ihren geheimen Verſprechungen Gehör, und ließ ſich mit acht derſelben in eine Verſchwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub ſeiner großen Koſtbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereit ſtehenden Fahrzeuge zur Abſicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theil des Gartens, und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; — da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln bemüht war.

„Halt ein! Verräther!“ rief Raimund und schmetterte mit seinem schweren Grabscheit den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!“ trieb er die erschreckenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thüre hinaus.

Muley hatte sich indeß wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampf neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf und sank mit den Worten: „o du großmüthiger Retter meines Lebens!“ an seines Sklaven Brust. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. — „Ich würde im offnen Kampfe dich gern erlegt haben!“ sprach er ernst, „allein gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst den Feind!“

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwor, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen, er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wolle. Aber Raimund entgegnete ernst und mild: „Du würdest mich gewiß nicht mehr achten, und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte! Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; allein du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verläugnen konnte, auch alles andere

nichts mehr gilt!“ — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden ihm gebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nun selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach: da bat Raimund endlich um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Verschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte bei dem Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen, und antwortete: „Wohlan! so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk, und schalte damit nach Gefallen. Du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklave bleiben; was du zu stolz bist, von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen so viel dir gelüstet, ziehe heim in dein Vaterland und gedenke an den dankbaren Cid Muley!“

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotnen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid als Andenken jener traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit errungen hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indeß ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie; in tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Einigkeit ihres thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als gelobten sie sich einen gleichen Bruderbund.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der tot geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat? — als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen!

Raimund mußte seine Schicksale erzählen. Als er geendet, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als sein Schwert!“ und die Mutter und die Kinder falteten still die Hände und sprachen: Amen!

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen; jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht,

den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Ritter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

So begann denn nun wieder das alte glückliche Leben der beiden Brüder, so zog die Zeit unter freier Thätigkeit, Liebe und Frömmigkeit unbemerkt dahin, so wurden die Brüder ein paar heitere, kräftige Greise, und wiegten Wolfgangs freundliche Enkel auf ihren Knien.

Die Ritter setzten indeß den scheinbar verdienstlichen Kampf gegen die Ungläubigen fort. Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch unmittelbar davon zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen, denn die Saracenen hatten den Christen großen Verlust zugefügt, und diese glühten, eine recht empfindliche Rache an dem Feinde zu nehmen. Es gelang auch, die Ritter kehrten siegreich zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Saracenen in den Hafen von Malta ein.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Jauchzen des Volks die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Comthur des Ordens, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen, denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, in welchem er in gleicher Lage einst auf dem Markt zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke plötzlich bekannten Zügen, — und er täuschte sich nicht, — Sir Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt und wagte nicht vor Beben aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, nachdem auch er von allem unterrichtet war, den gefangenen Sir Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sklaven erhandelte.

„Kaufe mich nicht!“ sprach tiefer, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch gehorsamen Sklaven finden, denn ich bin zu vornehm, um beides kennen gelernt zu haben!“

„Du wirst es aber lernen!“ entgegnete Wolfgang; „wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr!“

Sie langten in Wolfgangs Landsitz an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab und war bemüht, ihn mit Speise zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden,

die er im Seegefecht erhalten, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an, und hätten ihn so gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte.

Nachdem mehrere Tage verflossen, trat Wolfgang eines Morgens zu ihm in das Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt," sprach er, „deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!"

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden, und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang auf sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn auf's neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

„Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden, so magst du denn auch meine Erholungen mit mir theilen!" sprach Wolfgang und führte den Muhamedaner in eine große, schattige Laube, von wo aus sie die freie Aussicht auf das Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn, einen so vornehmen Mann, denn zu Schiffe getrieben habe und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sey?

Dieser zögerte nicht, mit finsterem Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sey. Er brach hierbei in die bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen und über sein hartes Schicksal aus.

„Armer Mann!" sprach Wolfgang, „du hattest wohl Niemand, der

dir mit Liebe und Treue anhing? Mein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich, denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!"

Muley schwieg finster.

„Sieh!" fuhr Wolfgang fort, „hier lebt alles in Freiheit, alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, alles in treuer Liebe!"

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwarte, und eilten ihn nun hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater. Die jungen, schönen Frauen reichten ihm ihre Säuglinge hin, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegenstreckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm heraufkletterten und jedes auf dem Schooße oder an dem Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis mit silberweißem Bart und Haar glich hier einem von Engeln umgebenen Heiligen.

Eid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl durchzog seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten, und die alte freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und er legte sich mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Sie waren alle mit Arbeit und häuslicher Freude erfüllt. Wolfgang vermied geflissentlich den Schein, den Muhamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen die christliche Religion, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung ihrer Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach ihr erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund.

Der alte fromme Comthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen. Doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muley's finstrer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder seyn, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Aeltern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am

Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen der christlichen Lehre fingen an sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und ihm das älteste Mädchen ein einfaches Crucifix von Ebenholz zeigte, welches sie an ihrem Geburtstage heut von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte.

„Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier an's Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen!" und hiermit begann das Kind seine einfach rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten.

Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte, denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

„Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an!" fuhr das Kind fort; „wie selbst der Tod sein freundlich Antlitz nicht hat verstellen können, und küsse das liebe Bild einmal recht herzlich, denn seit du uns so lieb hast, denk ich immer, du seyst auch wohl schon ein Christ, denn Jesus sagt ja: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt!"

„Und vor allen liebte er auch die Kinder!" fiel ein Knabe ein, „und sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!"

„Ja!" rief Muley, durch diese kindliche Einfalt auf das Tiefste erschüttert, „ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! — O du großer, heiliger Mann, laß ihn auch in meine Brust einziehen!" und hiermit ergriff er das Crucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend sein Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir. Ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei, du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt!"

Muley schwieg betroffen und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns

nicht wieder verlaſſen! Du ſollſt bei uns bleiben, denn dort hat dich niemand ſo lieb als wir!"

Da ſtürzte er weinend in die Arme des Greiſes und rief: „Ja, behaltet mich hier! ſtoßt mich nicht wieder hinaus in die leere liebloſe Welt! Ich will ein Chriſt werden, wie du es biſt!"

Und vor ihnen ſtand der alte Comthur Raimund. „Muley!" rief er, die Arme ausbreitend, — da erkannte er ihn wieder, und ſie hielten ſich lange, lange ſprachlos umfaßt, und nur die Herzen ſchlugen laut an einander.

„Du biſt mein Schutzgeiſt!" ſprach Muley; „du haſt mir einſt das Leben, jetzt aber die Seele gerettet."

Der fromme Comthur ſchüttelte aber ſanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich! Der Herr nur iſt mächtig in den Schwachen und Chriſtus allein iſt die Wahrheit und das Leben."

Der Käfer.

Knabe.

Sieh, Vater, doch dem Käfer zu,
Und laß dir hier ihn zeigen.
Er gönnt sich weder Rast noch Ruh,
Den Halm hinauf zu steigen.
Das Hälmchen aber beugt sich nieder
Und auf die Erde fällt er wieder.

Auf's neue geht er rüstig dran
Und will durchaus nicht weichen,
Und strengt die kleinen Kräfte an,
Die Spitze zu erreichen.
O komm und laß uns stehen bleiben,
Zu sehn, wie lang er's so wird treiben!

Der Vater.

Der Käfer kann ein Beispiel dir,
Mein Kind, für's Leben spenden.
Sieh, wie sich's müht, das kleine Thier,
Die Arbeit zu vollenden.
Will auch das Werk nicht gleich gelingen,
Durch Dauer muß man es erzwingen.

Knabe.

Schon sechsmal fiel er in das Gras,
Und läßt sich noch nicht Friede.

Jetzt ſitzt er ſtill, als dächt' er was.
Gewiß, nun iſt er müde!
Doch nein! — ſchnell breitet er die Flügel,
Fort iſt er über Thal und Hügel!

Der Vater.

Er iſt des Menſchen treues Bild,
Wie er ſein Tagwerk treibet;
Der, wie ihm auch der Buſen ſchwillt,
Doch nur auf Erden bleibet,
Und ſeines Geiſtes Kraft und Stärke
Oft ſetzt an menſchlich ſchwache Werke.

Am dünnen Halm ſtrebt er empor,
Beugt auch der Halm ſich nieder,
Und wenn er alles gleich verlor,
Doch hofft auf's neu er wieder,
Bis endlich auch der Geiſt die Flügel
Schwingt über Zeit und Schlummerhügel.

Die Reise auf das Riesengebirge.

Fortsetzung des Mährchens: „Rübezahl und seine Schwestern."

Erste Abtheilung.

„Auguste!" rief der Oberamtmann Hirt, nachdem er eben einen Brief gesiegelt hatte, „Auguste! wie war doch die Adresse an den Doktor Mißpickel? ich habe sie in den Tod hinein vergessen!"

„Ja so geht mir's auch!" antwortete die Oberamtmännin nachsinnend; „doch ist mir's fast, als wäre von Hunden dabei die Rede gewesen. — Spitz — Mops"

„Ei warum nicht lieber gar vom Pudel!" fiel er halb verdrießlich ein.

„Siehst du wohl?" erwiederte sie lächelnd, „daß du mir auch im Widersprechen Recht geben mußt? Dein Pudel bringt mich auf die richtige Spur, denn eben in der Pudelbaude [1] sollten die Briefe abgegeben werden."

Der Oberamtmann nickte und schrieb denn also:

An den Herrn Doktor Mißpickel,
berühmtesten Arzt
in Schlesien.
Abzugeben in der Pudelbaude auf dem Riesengebirge.

Ihr werdet hoffentlich das Mährchen „Rübezahl und seine Schwestern" zu Anfang dieses Buches noch nicht vergessen haben, meine lieben kleinen Leser, und euch erinnern, wie der Oberamtmann Hirt und der Doktor

[1] Bauden heißen die einzeln umher liegenden Wohnungen auf dem Riesengebirge. Sie werden nach den Namen ihrer Besitzer genannt, z. B. Hampelbaude, Pudelbaude u. s. w., letztere liegt zwischen dem Elbfall und der Schneekoppe

Mißpickel beim Abschied im Bade einander das Wort gaben, sich im nächsten Sommer in Schlesien wiederfinden und gemeinschaftlich das Riesengebirge bereisen zu wollen. Des Oberamtmanns Familie erinnerte den Vater bei jeder Gelegenheit daran, denn sie hoffte ihn begleiten zu dürfen, und da die schönen Tage des zeitig eintretenden Frühjahrs ihn selbst dringend mahnten, seinen Plan für den Sommer zu entwerfen, so ward denn obiger Brief an den Doktor Mißpickel abgesendet.

Wenige Wochen nachher ging zwar ein Antwortschreiben, jedoch nicht vom Doktor selbst, sondern vom Besitzer der Pudelbande ein, welches also lautete:

Mein lieber Herr Oberamtmann!

Durch einen expressen Boten wurde mir vom Hirschberger Postamt vor drei Tagen ein Brief zugesendet, den ich an den Herrn Doktor Mißpickel besorgen, und wofür ich 16 gute Groschen Botenlohn auslegen sollte. In gänzlicher Ermangelung aber der Bekanntschaft dieses Doktors, wie auch der 16 Groschen, nahm ich den Brief nicht an, sondern schickte den Boten wieder damit zurück, wo er hergekommen war.

„Der grobe Mann!“ murrte der Oberamtmann dazwischen, „meinen Brief nicht einmal anzunehmen!“ — Dann las er weiter:

Als ich jedoch bald darauf aus der Hütte trat, um etwas Holz zu hauen, war mir's fast so, als steckte mir einer von hinten eine tüchtige Ohrfeige. — Zwar hab' ich dergleichen bittere Früchte lange nicht genossen, jedoch feuerte mir Ohr und Backen gerade so, wie es mir sonst in meinen Knabenjahren zu geschehen pflegte, wenn mir der Herr Schulmeister seine fünf Finger darauf gelegt hatte, woraus ich denn auf eine dergleichen schloß.

„Recht so!“ rief Willibald, „das böse Gewissen hat ihn geschlagen!“

Den rückkehrenden Boten aber, fuhr der Vater fort, überfiel ein großes Unwetter, dergestalt, daß er umkehren und ganz durchnäßt abermals bei mir einkehren mußte. Er hatte sich jedoch kaum an den warmen Ofen gesetzt, als ein stattlicher Herr mit einer etwas rothen Nase und einer Brille darauf gleichfalls eintrat, dem der Regen eben nicht viel angehabt zu haben schien; und dieser war der Herr Doktor Mißpickel, und so kam denn der Brief auch in seine Hände, wofür er auch das Botenlohn reichlich erlegte.

„Der arme Brief,“ meinte die Mutter, „hat gar eine üble Reise gehabt. Das Unwetter und unser Freund kamen zur guten Stunde!“

Es ist mir aber aufgefallen, lautete der Brief weiter, daß ein gelehrter Doktor nicht selber schreiben mochte, sondern daß er mich aufforderte, dasjenige, was er mir sagen würde, zu Papier zu bringen,

welches ich denn auf beiliegendem Zettel auch gethan. Unter dem Vergeben jedoch, als wolle er seinen Namen unterschreiben, nahm er hierauf ein Splittchen Kien vom Ofen, und kritzelte, so wie die Kinder pflegen, damit auf dem Papier herum, woraus ich denn ersehen, daß der Mann bisweilen kindisch seyn mag. Ein weiteres weiß ich nicht zu berichten, bitte aber, dergleichen Briefe nicht mehr in meiner Pudelbande abgeben zu lassen, weßhalb ich verharre

Dero

dienstwilligster

Christoph Schatz.

Der beiliegende, vom Doktor dictirte Zettel lautete also:

„Dero Brief habe ich erhalten. Mein Knecht Sturm hat mir den Boten zugeführt. Meinethalben mögen Sie reisen; die Menschen glauben nun einmal, das Riesengebirge schmücke sich nur für sie, wenn es seine bunten Kleider anlegt. Ich werde mein Versprechen halten und Sie in der Gegend hier erwarten. Bringen Sie aber ja Ihre Familie und guten Humor mit, denn ich hoffe mit Ihnen eine recht lustige Reise zu machen!"

„Putzt mir einmal das Licht!" sagte der Oberamtmann; „ich muß doch sehen, ob von einer Namensunterschrift keine Spur zu erkennen seyn sollte!"

Als aber hierauf sein zweiter Sohn, der kleine Ernst, sich der Lichtscheere bemächtigte, und mit ungeschicktem Eifer das Licht gar auslöschte, so daß nun alle im Dunkeln saßen, stand plötzlich des Doktors Name klar und deutlich mit feurigen Buchstaben auf dem Papier.

„O allerliebst! allerliebst! riefen Mutter und Kinder, und wiesen das Licht wieder zurück, welches eben ein Diener ins Zimmer bringen wollte; „der gute Doktor hat einen Scherz mit uns machen wollen!"

„Es ist ein feines chemisches Kunststück!" meinte der Vater; und wischte vergeblich mit dem nassen Finger darüber hin; „die Phosphortinte ist sehr gut und fest! Wir wollen den Brief an den Spiegel stecken!"

Und nun ward denn der Plan zur Reise entworfen, wobei die Kinder den Vater wohl zehnmal daran erinnerten, daß der gute Doktor ausdrücklich geschrieben habe: er solle seine Familie mitbringen! und das heiße doch wohl: „alle Kinder!" denn alle gehörten ja zur Familie!

Der Vater meinte aber, bis zum Juni sey noch Zeit, und wer bis dahin gut und fleißig gewesen sey, der solle allerdings zur Familie gehören.

Die erste Mainacht zog stürmisch und grausig vorüber. Das Toben und Jauchzen in der Luft zur Mitternachtsstunde verkündigte das Fest, zu welchem die Hexen auf den Blocksberg zogen. — So verächtlich diese eitlen, gottlosen Träumereien der Menschen dem Rübezahl auch waren, so mocht' er sie doch wohl benutzen, um allerhand Kurzweil mit ihnen zu treiben. Er pflegte deßhalb seine beiden Schwestern, Heißperlchen und Eisfluthel, in der ersten Mainacht zu einem Gastmahle auf das Riesengebirge und zur Jagd auf die Luftgestalten der Zauberer und Hexen einzuladen, welche auf Ziegenböcken und Besenstielen durch seine Grenzen ritten. Die weit vorbeiziehenden beschoß das Söhnchen aus einem krystallenen Blaserohre mit glühenden Sternschnuppen; diejenigen aber, welche ihren Weg über das Riesengebirge selbst zu nehmen wagten, wurden wie die Krammetsvögel in Hexendohnen gefangen und, nachdem man sie gezeichnet, wieder entlassen.

Ein alter Gnome, welcher den Heideläuferdienst versah, meldete so eben, daß man vom Dohnenstriche her ein ängstliches Gequicke vernehme, und sich wahrscheinlich bereits etwas gefangen haben müsse. Rübezahl eilte seine Schwestern dorthin zu führen, wo denn auch wirklich ein Hexlein in einer Schlinge zappelte. Die Todesangst der Gefangenen belustigte den Berggeist nicht wenig, und Heißperlchen, seine Schadenfreude theilend, bezeugte große Lust, sie mit einer Handvoll glühender Wassertropfen zu besprengen; allein das mitleidige Eisfluthel löste das arme Ding aus der Schlinge und wollte sie eben wieder entwischen lassen, als die Geschwister darauf bestanden, die Gefangene über ihre Verhältnisse vorher wenigstens noch etwas auszufragen und sie dann zu zeichnen.

„Ach! du mein lieber Himmel!" seufzte das Hexlein, „quälen mich Ihro Excellenz nicht, ich kann durchaus nicht in Dero Dienste treten. Ich habe einen lieben guten Herrn, bin die Ausgeberin und Hausfreundin des Herrn Raths Schnüffelberg, bin eine treue, anhängliche Seele und heiße Charlotte Plapper!"

„Heiße Sie meinethalben wie Sie will!" fuhr Rübezahl auf. „Ich frage nur, was Sie hier sucht und wer Ihr erlaubt hat, meine Grenzen zu überschreiten?"

„Entschuldigen Sie, mein allergnädigster Herr Graf! aber es ist mir selbst nur so wie im Tusel bewußt. Mein liebwerthester Herr Principal, der Herr Rath Schnüffelberg, erhielten mit letzter Post angenehme Briefe. Der Herr Oberamtmann Hirt wollen mit Familie uns besuchen, und darüber freuten sie sich gar sehr und sprachen viel vom Herrn Doktor Mißpickel und von Karlchen und vom Riesengebirge, und von der

Pudelbaude, und von Rehbraten, und von Waffelkuchen, und von Ungarwein, und von unten und von oben, und von Buttermilch und vom Herrn Doktor Mißpickel und von Karlchen."

„Faſ'le Sie nicht, und träume Sie ruhig fort!" ſagte Rübezahl und ſtreckte ſeinen Stab befehlend aus.

Charlotte Plapper ſeufzte tief auf und fuhr dann ruhiger fort: „Und das alles nahm ich mir zu Herzen und freute mich ſelbſt darüber, und ſprach geſtern Abend heimlich mit unſerm alten ſchwarzen Ziegenbock, er ſollte mich heute Nacht über das Rieſengebirge führen, denn hier gedacht' ich dem lieben Herrn Doktor Mißpickel auch zu begegnen, und ihn auf eine Suppe bei uns einzuladen, zu welcher ich mir die Peterſilie vom Blocksberg holen wollte. Aber ich bitte recht ſehr, laſſen mich Ew. Gnaden nur laufen, ſonſt komm' ich zu ſpät, denn der Markt hat ſchon ſeinen Anfang dort genommen, die Hökenweiber haben ſchon ausgelegt, und die Suppenkräuter gehen reißend ab!"

Die beiden Schweſtern lachten laut auf; Rübezahl aber ſprach: „Ich habe genug! doch ſollſt du für deinen Beſuch ein Andenken mitnehmen!" Hiermit drückte er ihr eine große Warze auf die Naſe und klatſchte ſo laut in die Hände, daß es wie ein Schuß in das Thal hinab ſcholl, worauf denn die Jungfer Plapper verſchwand, denn ſie erwachte ſo eben daheim in ihrem Bette.

Ihr müßt nämlich nicht glauben, meine lieben Kinder, daß an der alten Sage, die Hexen zögen in der erſten Mainacht zu einem greulichen Feſte auf den Blocksberg, ein wahres Wörtchen ſey. Nur aus der Einbildung und den Träumen der Menſchen iſt dieſe Fabel entſtanden. Wer ſich mit böſen, ſinnlichen Gedanken zu Bette legt, der hat auch böſe und ſündliche Träume, denn die Seele macht unſere Wünſche und Gedanken im Traume zur Wirklichkeit und zur That.

Vor Rübezahls Geiſterblick formten ſich aber die Träume der Menſchen, ſobald ſie darin ſeinen Grenzen nahe kamen, alsbald zu wirklichen Geſtalten. Deßhalb mocht' er ſie in der erſten Mainacht gern belauſchen, um mit ihnen ſein Spiel zu treiben, wie es eben mit Charlotte Plapper geſchah.

„Nun, mein liebes Brüderchen," begann Heißperlchen höhniſch lächelnd, „du wirſt ja recht angenehme Sommertage verleben, denn nach den Erzählungen des mondſüchtigen Plappermauls rüſten ſich deine vortrefflichen Freunde vom vorigen Jahre ſchon wieder zu neuen Beſuchen!"

„Ich hatte beim Abſchied allerdings verſprochen, mit ihnen das Rieſengebirge zu bereiſen," antwortete Rübezahl kleinlaut; „wer glaubte denn auch, daß ſie nach Jahr und Tag noch daran denken würden?"

„Wär' es dir denn erwünschter, wenn sie dich vergessen hätten?“ fragte das sanfte Eisfluthel; „thut dir's nicht wohl, daß sie weit herreisen, nicht bloß dein schönes Gebirge, nein, auch dich selbst zu sehen?“

„Ei, der Doktor Mißpickel war auch ein herrlicher Zeitvertreib für die Gesellschaft!“ fiel Heißperlchen ein; „ein lamiger, spaßhafter Mann, so eine Art von Taschenspieler. Solche Leute haben die Menschen am liebsten. — Nun, mache dich nur wieder auf recht derbe Späßchen gefaßt!“

„Ich bin aber kein Taschenspieler gewesen!“ fuhr Rübezahl auf. „Ich habe im vorigen Jahre eine gar angesehene Rolle im Bade gespielt. Frage nur die Eisfluthel!“

„Und hast gar liebe Erfahrungen gemacht, und den armen Menschen gar tief in's Herz geschaut!“ antwortete diese. „Denkst du noch an die Augenoperation und an das zerschmetterte Bein der Mutter, die dein todt geglaubtes Kind reiten wollte?“

„Ich denke noch daran!“ sprach Rübezahl, und stand im Begriff, der andern Schwester den Vorgang zu berichten. Diese ließ ihn aber nicht zum Worte kommen und sagte: „Ich kenne die ganze lächerliche Geschichte; du hast sie mir ja gleich brühwarm erzählt. Aber was ist denn nun besonderes daran? Ihr habt die Mutter- und Kindesliebe gesehen; die will ich euch in jeder Höhle zeigen, worin das Wild seine Jungen säugt, in jedem Nestchen, worin der Vogel seine Brut füttert. Der Mensch hat also hier vor den Thieren nichts voraus, und was er anderweit vielleicht voraus hat, den Verstand und die Einbildungskraft, das eben macht mir ihn oft widrig und verhaßt, denn es treibt ihn nur zur Selbstsucht und zu halb wahnsinnigen Träumereien. Wollt ihr mir nicht glauben, so schaut doch hinaus auf das vorüberziehende Hexengesindel; in ihren holden Gesichtern kann man die liebevollen Gesinnungen lesen, die sie im Herzen tragen!“

„O laß doch diese thörichten Träumer!“ erwiederte Eisfluthel. „Ist ihre Anzahl doch nur gering, während Tausende dort unten fromm und ruhig unter ihren Lieben schlafen, und nichts von solchen bösen Gedanken wissen! Glaube mir, die Freunde, welche sich unser Bruder bei mir erworben, würden dich bald überzeugen, daß Verstand und Einbildungskraft ein paar köstliche Himmelsgaben sind, sobald sie mit zwei andern Genien in einem Herzen wohnen, die der Schöpfer den Menschen als Begleiter durch's Leben gegeben hat!“

„Und wie heißen denn diese Genien?“ fragte Heißperlchen. „Ich sehe die Menschen doch auch alljährlich an meiner Quelle, aber ich habe noch nichts von dieser himmlischen Begleitung gemerkt!“

„Wer sie selbst nicht kennt," sprach Eisfluthel, „ahnet sie auch bei andern nicht. Aber bei unsern Freunden würdest du sie finden!"

„Da hätte ich fast Lust, sie auf meine eigene Weise zu suchen!" entgegnete die Schwester und versicherte, es solle ihr ein Leichtes seyn, des Bruders gerühmte Freunde ebenfalls zu liebelosen, selbstsüchtigen Handlungen zu verleiten, und ihnen den Kopf auch so zu verwirren, wie jenem verüberziehenden Hexenschwarm.

Rübezahl suchte endlich dem hitzigen Streite der Schwestern dadurch ein Ende zu machen, daß er einen Versuch vorschlug. Die alte Lust an schadenfrohen Neckereien stieg dabei unbesiegbar in ihm auf, da er hier ein weites Feld dazu vor sich sah, und so beschloß man denn, was auch das gute Eisfluthel dagegen einwenden mochte, den Besuch der Freunde anzunehmen, um sie eine Feuerprobe bestehen zu lassen. Heitzerlichen versprach mit Freuden von der Gesellschaft zu seyn und eine Rolle dabei zu übernehmen.

„Ich wette darauf," sprach sie lächelnd, „die Freundschaft soll ein lustiges Ende nehmen, und die ganze noble Gesellschaft hier auf der Schneekoppe ihr Hexenfest halten wollen, wie jene auf dem Blocksberge dort!"

Eisfluthel schwieg ernst und nachdenkend und lehnte die Einladung ab, indem sie vorgab, ihre Quelle nicht verlassen zu dürfen. Jedoch vermochte sie die Geschwister zu dem Versprechen, ihre Gnomenbrillen dießmal nicht aufsetzen, sondern die Menschen nur mit menschlichen Augen betrachten zu wollen.

„Wenn wir uns wiedersehen," sprach sie, „werdet ihr mir selbst die beiden Engel nennen, die dem Menschen schützend zur Seite stehen, und euch vielleicht gar innig sehnen, ihretwegen bei den Menschen zu wohnen."

So wurde denn Rübezahl durch diese Unterredung bestimmt, den späterhin eingehenden Brief des Oberamtmann Hirt dergestalt zu empfangen und zu beantworten, wie wir es bereits gehört haben.

Der Monat Juni war nun zur Hälfte verflossen, und im Hause des Oberamtmanns alles in voller Reisezurüstung begriffen. Die Eltern gaben den Bitten der Kinder nach, denn sie waren gut gewesen und gehörten also zur Familie, ließen den großen holsteiner Reisewagen anspannen und packten, außer dem ältesten Sohne Willibald, auch noch die beiden Mädchen Jeannette und Antonie, und den kleinen dicken Ernst mit auf. So ging es denn nun fort nach dem schönen Schlesien hin, wo der Herr Rath Schnüffelberg und dessen Gattin die ganze Reisegesellschaft auf

ihrem Landgute ſehr gaſtfrei empfingen und dann mit ihnen den Plan zu Wanderung auf das Rieſengebirge entwarfen.

Während die Männer bei einem Glaſe Ungarwein dieß alles beſprachen und die Frauen ſich gegenſeitig von ihren häuslichen Einrichtungen unterhielten, führte Willibald die Geſchwiſter in den Garten und zeigte ihnen die fernen gewaltigen Maſſen des Rieſengebirges. Die Sonne ging eben unter und röthete die Wolken, die unter dem Gipfel der Schneekoppe langſam vorüber zogen, ſo daß es ausſah, als winde ſich der Rieſe dort vor dem Schlafengehen noch ein purpurnes Band um die Stirn.

„Ach, die Berge ſind doch aber gar zu hoch!“ ſagte Jeannette; „wie weit ſteigen wir denn etwa hinauf?“

„Bis auf den allerhöchſten Gipfel!“ antwortete Willibald.

„Ja, ja!“ rief Antonie, „wo die rothen Wolken ziehen, dort will ich ſtehen!“

„Da muß einem ja aber ſchwindlich werden!“ meinte Jeannette; „denkt nur, man ſteht ja dann beinahe im Himmel!“

„Schwindlich? Die Schneekoppe iſt nur 4950 Fuß über der Meeresfläche erhaben,“ fiel der kleine Ernſt im belehrenden Tone ein, „und ich gedenke in meinem Leben noch etwas höher zu ſteigen!“

„Und je höher man in die reine friſche Luft hinaufſteigt,“ erzählte Willibald, „um deſto freier und wohler wird einem zu Muthe, und um deſto höher und höher ſehnt man ſich hinauf. Seht, dort treffen wir den guten Doktor Mißpickel und den luſtigen Karl. Ach, wenn doch Adolph und Amalie auch zugegen wären, mit denen ich im vorigen Sommer die Berge erſtieg!“

„Und auch die gute Muhme Mauthen, die euch ſo herrliche Geſchichtchen erzählte!“ ſagte Antonie.

„Und das kleine Gnomlein nicht zu vergeſſen!“ rief Ernſt; „mit dem wollte ich recht ſpielen und ihm vielleicht noch manches lehren!“

Während die Kinder alſo ſprachen, kam die gefällige Hausfreundin des Rathes Schüſſelberg, die uns im Traum bereits bekannt gewordene Charlotte Plapper, und brachte ein Körbchen reifer Erdbeeren. Sie nöthigte mit vielen Worten die Kinder zum Eſſen, was ſie nicht nöthig gehabt hätte, und kam denn auch auf die zu unternehmende Gebirgsreiſe.

„Auf dem Rieſengebirge iſt es zwar recht ſchön und anmuthig,“ ſprach ſie, „aber nehmt euch vor dem Teufelsbart in Acht, meine allerliebſten Kinderchen; das iſt eine böſe, giftige Blume. Ich habe nur ein einzigesmal daran gerochen, und da iſt mir denn gleich die große Warze aus der Naſe gewachſen, die ich mit nichts zu vertilgen weiß. Ich gedenke

mich aber noch an den klugen Herrn Doktor Mißpickel zu wenden, der wird mir wohl davon helfen!"

Jeannette griff sich schnell an ihre Nase, und Willibald meinte, die Anemona Alpina sey, so viel er davon gelesen, eben nicht von giftiger Natur. Allein Charlotte Plapper blieb bei ihrer Behauptung, versicherte, daß Rübezahl den Samen dieser Blume alljährlich selbst ausstreue, und wußte den Kindern von diesem Bergg'ste eine Menge Spukgeschichten zu erzählen, so daß ihnen ganz bange zu Muthe wurde.

Am andern Morgen brach man zeitig auf. Zwei Wagen faßten die Reisegesellschaft. Heiterer, froher Sinn begleitete alle, und große Erwartungen schwellten den Kindern das Herz. Den Mittag brachte man in Warmbrunn zu, denn hier gedachte man unter den Badegästen den Doktor Mißpickel aufzufinden, allein vergeblich; niemand hatte ihn gesehen, ja man kannte nicht einmal seinen Namen. Willibalds scharfer Blick hatte jedoch bald eine andere liebe Gestalt erspäht; er flog von des Vaters Seite in das dichteste Gedränge der Menschen und führte mit lautem Jubel die Frau Mauthrentantin zu den Eltern her. Denkt euch nur die unbeschreibliche Freude, mit der Eltern und Kinder sich um sie herdrängten! Die Mutter schloß sie liebreich in ihre Arme, die Kinder küßten ihr die Hände und Willibald rief unaufhörlich: „das ist die Muhme Mauthen! Seht Ihr, das ist meine liebe theure Muhme Mauthen!" — Die Mauthrentantin schien über dieß Zusammentreffen nicht weniger erfreut, und gab den Bitten aller willig nach, sich an die Reisegesellschaft anzuschließen und die Wanderung auf das Gebirge mitzumachen. Vom Doktor Mißpickel wußte sie jedoch auch nichts zu sagen, und verwies die Freunde auf die Postkarte, wohin sie ihm ja die Briefe hatten senden müssen.

„Wo ist denn aber Herr Gneistein?" fragte Ernst; „ich habe mich auf dieß wohlrenommirte Häuschen ganz besonders gefreut!"

„Das arme Thierchen ist mir gestorben," antwortete die Mauthrentantin; „seitdem habe ich mir keinen Hund wieder angeschafft!"

Die gute Muhme Mauthen blieb nun bei unsern Freunden, und fuhr mit ihnen am Nachmittag ab, um heute noch die stattlichen Ruinen des Kynastes zu besuchen. Aber in dem Dorfe, wo man deßhalb absteigen und die Wagen lassen wollte, fand sich ein solches Gedränge von Menschen im Gasthofe, daß es unmöglich schien unterzukommen.

„Was gibt es denn? was geht denn hier vor?" fragte der Rath Schnüffelberg. „Ist etwa ein Unglück passirt?"

„Ei warum nicht gar!" antwortete eine alte Frau. „Der leibhaftige Wunderdoktor ist hier, drinnen im großen Saale steht er und kurirt nach

Herzenslust. Sehen Sie mich nur an, mein werther Herr, wie ich wieder jung geworden bin! Mit siebenzig Jahren ging ich zu ihm hinein; aber er machte den Finger naß und wischte mir dreißig Jahr von der Stirne weg. Jetzt geh' ich wieder auf den Tanzboden. — Eilen Sie! Machen Sie auch, daß Sie hineinkommen, ein zehn Jahr weniger könnten Ihnen auch nichts schaden!" Sie lachte bei diesen Worten auf eine ekelhafte Weise und hinkte an ihrer Krücke vorüber.

„Der Wunderdoktor?" riefen die Frauen. „Der Wunderdoktor?" wiederholte der Rath; „ich wäre doch neugierig, seine Heilmethode wenigstens kennen zu lernen. Kommen Sie, lieber Oberamtmann, wir wollen uns durchdrängen und unsern Frauen dann Nachricht bringen!"

Indem beide nun in den Saal gehen wollten, strömte ihnen das Volk mit der Nachricht daraus schon entgegen, daß die glückliche Heilstunde heute vorüber sey und der Arzt sie auf morgen wiederbestellt habe, und „Platz! Platz!" erscholl es, „der Wunderdoktor kommt selbst!" — und mit ernster Miene schritt gravitätisch durch das staunende Volk der Doktor Mißpickel, — hinter ihm her der kleine Karl, auf einem Teller Geld einsammelnd, welches er augenblicks wieder unter das Volk auswarf, wobei er sich über die dadurch entstehende Balgerei und Unordnung todt lachen wollte. Die Freunde trauten kaum ihren Augen und zögerten noch den Bewunderten anzureden, als Willibald mit zwei Sätzen schon zum Wagen hinaus war und an seiner Hand hing. Auch Karl schleuderte den letzten Geldrest sammt dem Teller unter das Volk und stürzte mit großer Freude auf Madame Hirt zu, hing sich an ihren Hals und nannte sie seine liebe gute Mutter.

Doktor Mißpickel bewillkommte die Freunde und zog sie aus dem Schwarme der gaffenden Menschen mit sich fort. „Ich habe Sie hier schon lange erwartet, meine Werthen!" sprach er, „und um mir die Zeit zu vertreiben, indeß ein bischen kurirt!"

„Und haben sich beiläufig die Bewunderung der Menschen erworben, Sie Glücklicher!" sagte der Rath.

Doktor Mißpickel sah die Mauthrentantin mit triumphirendem Lächeln an und sagte: „Hätten Sie nicht auch Lust, meine verehrte Freundin, sich von mir heilen zu lassen? Ich weiß, Sie leiden an zärtlicher Gemüthskrankheit, und je weniger ich erwarten konnte, Sie unter uns zu sehen, um desto mehr liegt mir daran, auch Ihre Bewunderung zu erwerben!"

„Die haben Sie schon!" erwiederte jene lächelnd. „Ihr Probestück scheint Ihnen trefflich gelungen!"

Unter mancherlei frohen Mittheilungen eilte man jetzt, den Felsen zu

ersteigen, auf dessen Gipfel die Reste des alten Schlosses Kienast stehen. Karl war mit den übrigen Kindern bald vertraut, sie kannten sich ja gegenseitig schon aus Willibalds Erzählungen; er sprang mit ihnen voraus in die Ruinen des Bergschlosses, die sein Spielplatz und Lieblingsaufenthalt waren; denn wenn er mit dem Vater aus dem unterirdischen Gnomenpalast bisweilen an das Licht heraufstieg, und der alte Rübezahl sinnend dann auf der Schneekeppe stand, in das fruchtbare Land hinabzuschauen, oder den Zug der Wolken über das Gebirge zu ordnen, so mochte das kleine Gnomchen am liebsten auf dem Kienast sein Wesen treiben, in den alten verfallenen Gängen und unterirdischen Gemächern der Burg mit seines gleichen Verstecken spielen, oder sich auf den alten, hohen Thurm stellen und Gesichter schneiden, wo dann die Leute im Thale glaubten, das Wetter leuchte.

Während die Kinder schon völlig Besitz von dem Schlosse genommen hatten, langten endlich auch die Eltern mit dem Doktor und der Mauthrentantin auf dem Felsen an. Ein Landmann aus dem nächsten Dorfe, welchem die Aufsicht über die Ruinen anvertraut und das Herumführen der Fremden daselbst aufgetragen ist, und den man deßhalb scherzhafter Weise den Kommandanten zu nennen pflegt, empfing eben die Gesellschaft, zeigte ihr das Sehenswerthe und unterließ auch nicht, unter andern die allgemein bekannte Geschichte von dem schönen Fräulein Kunigunde zu erzählen, welche einst dieses Schloß besessen und unter den vielen herzuströmenden Freiern nur demjenigen ihre Hand verheißen hatte, der kühn und geschickt genug sey, oben auf der zackigen Burgmauer rings um das Schloß herumzureiten. Viele Ritter waren aus Furcht vor dem gräßlichen Wagestück wieder abgezogen; mehrere, die es in Liebe und Kühnheit wirklich versucht, in die schauderhafte Tiefe zerschmettert hinabgestürzt, und das Fräulein war unbesiegt und allen Rittern hohnsprechend auf ihrer Burg geblieben. Da hatte denn endlich der tapfere Landgraf von Thüringen, nur um den Frauenhochmuth zu demüthigen und die Ritterehre zu retten, das schwere Wagestück wirklich bestanden, des Fräuleins Hand aber hierauf mit Verachtung zurückgewiesen, und ihr sogar als Zeichen seiner tiefsten Verachtung einen Backenstreich gegeben. Der Kommandant wußte dieß alles zwar schmucklos, aber recht ergreifend zu erzählen, und hatte eben geendet, als die Kinder herzu gesprungen kamen und Madame Hirt in ihn drang, seine Erzählung der Kleinen wegen noch einmal zu wiederholen. Doch die Mauthrentantin winkte ihm zu schweigen, und erbot sich die Sache noch ausführlicher zu berichten, welches dann besonders von den Kindern mit großer Freude angenommen wurde, indem Willibald behauptete, so vortrefflich könne doch

niemand erzählen, als die blühende Mamsell. Man setzte sich, um auf dem Platz zu seyn, worauf die Begebenheit geschehen, auf dem Burghof neben der mitten darin noch stehenden alten Schandsäule nieder, worauf die Mautherentantin die Erzählung auf's neue begann.

Während sie aber mit lebendigen Farben die schöne alte Ritterzeit schilderte und gar anmuthig zu beschreiben wußte, wie das verfallene Bergschloß hier einst stattlich seine Zinnen erhoben, als es von der schönen Kunigunde bewohnt worden sey, fing der alte Felsen leise an zu erbeben, als wolle er das graue Moos vom Haupte abschütteln, und als ob sie aus langem tiefen Schlafe endlich erwachten und eilig vom Lager wieder aufstünden, so stiegen alsbald die Mauern und Zinnen und Thürme der Burg aus dem Schutt empor und wurden von unsichtbaren Händen in wenig Minuten wieder erbaut. Aber die Mautherentantin erzählte immer weiter fort, als gewahre sie nicht, wie die alte Zeit, deren Bild sie entwarf, sich wieder um sie her gestaltete, und da ward es unter ihnen in den verschütteten Gewölbern und versunkenen Gräbern auch lebendig, und regte sich und stieg die Stiegen hinauf, daß die Tritte durch die Zimmer, und das Sporengeklirr durch die gewölbten Gänge, und das muthige Rosseswiehern aus den Ställen wiederhallte. Jetzt aber saß die Mautherentantin auch nicht mehr vor ihnen auf dem Steine, sondern erschien, in kostbarem Gewande und schimmerndem Schmucke, als das wunderschöne Fräulein Kunigunde auf dem Söller und sah mit bezauberndem Lächeln auf die Männer herab, die in glänzenden Rüstungen vor ihr im Burghof standen. Die Frauen hingegen sahen als alte zusammengeschrumpfte Mütterchen mit ihren in Lumpen gehüllten Kindern wie Bettler am Thor und blickten erschrocken um sich her. Rübezahl, dessen Haupt ein goldener Helm mit Geierflügeln zierte, sah sich schmunzelnd um; seine funkelnden Augen blitzten in unterdrückter Schadenfreude durch das geschlossene Visir; er winkte der holden Schwester Beifall zu, die auf so unerwartete Weise in seine Laune mit einstimmte, und erwartete, daß nun eine recht tolle Wirthschaft losgehen werde, und die in alte Bettelfrauen verwandelten Gattinnen zankend über ihre stattlich gerüsteten Männer herfallen sollten, daß sie nur Augen hätten für die schöne Kunigunde, und dieser nur dienen wollten, worauf die bethörten Ritter sich der Bettlerfamilie wohl schämen und sie im Angesicht ihrer Herrin doch gewiß von sich stoßen würden. Der Rath hatte auch bereits einem Pagen eine Laute abgenommen und sang die Schönheit des Fräuleins in einem zierlichen Minneliede. Bald trat denn auch der geschmückte Herold in den Burghof und verkündigte mit lauter Stimme, daß sein schönes Fräulein Kunigunde

demjenigen Ritter Hand und Herz reichen und ihn zum Herrn ihrer unermeßlichen Reichthümer machen wolle, der sich zu dem Ritt auf der Burgmauer entschließen und ihn glücklich vollbringen werde. Er stieß hierauf das erstemal aufrufend in die silberne Trompete, und Rübezahl säumte nicht und trat keck hervor, die schöne Herrin nach Ritterſitte grüßend, indem er sich bereit erklärte, ihretwegen den Ritt wagen zu wollen. Er zweifelte nicht, daß die andern Männer nun auch nicht zurückbleiben würden, denn das Fräulein war wirklich gar zu hold und liebreizend, so daß ihm selbst bei ihrem Anblick ganz wunderbar zu Muthe wurde; auch wußte er wohl, daß auf dem Rosse, welches man ihm vorführen sollte, das Wagestück leicht zu bestehen sey. Der Herold stieß zum zweitenmale in die Trompete, aber der Rath und der Oberamtmann, die sich von ihrem ersten Erstaunen jetzt in etwas erholt hatten, sahen sich bang um nach Frau und Kindern, doch sie erkannten sie nicht wieder unter den Bettlergestalten. Da winkte hurtig das Fräulein, und aus dem Schlosse stürzten mehrere Pagen, um das Bettlergesindel aus dem Thore hinauszutreiben. Aber die armen Kinder fingen an zu weinen und die Frauen riefen ängstlich nach ihren Gatten, und diesen ward es, als erkennten sie jene lieben Stimmen wieder. Doch des Fräuleins Silberstimme rief in unwiderstehlicher Anmuth: „Wo seyd ihr, meine Ritter, wollt ihr nicht meine Gunst verdienen?“ — und die Bettlergestalten, die sich um den Oberamtmann und den Rath herdrängten, wurden immer unkenntlicher und ekelhafter, und zum drittenmale schmetterte froh auffordernd des Herolds Trompetenstoß.

Der kleine Karl hatte sich indeß zum Scherz als Wetterhahn auf die Thurmfahne gestellt, und krähete jedesmal mit gellender Stimme in die Trompetenklänge des Herolds, und wie mitten im tobenden Gewirre der Welt das tiefe, fromme Gemüth im tollen Jauchzen zügelloser Lust oft eine heilige, warnende Stimme vernimmt, so ergriff es auch hier des Oberamtmanns Seele mit frommer Allgewalt und er rief: „Horch! der Hahn hat dreimal gekräht! aber ich werde euch nicht verläugnen!“ Mit diesen Worten warf er sich der alten Bettlerin in die Arme, die ihn mit seines Weibes Stimme nannte und drückte die zerlumpten Kinder an das Herz, die eben so weinten wie seine Kleinen. Der Rath aber war mit dem immer stärker anstürmenden Pagen im Handgemenge; er hatte das Schwert gezogen, um die Bettler zu vertheidigen, würde es aber am Ende selbst mit Rübezahl haben aufnehmen müssen, der, über die vereitelte Lust in Wuth gesetzt, dem Pagen zu Hülfe eilen wollte, wenn nicht so eben der uns bekannte alte Commandant der Burg, welcher jetzt in den

Stallmeiſter des Fräuleins verwandelt und in ihre Farben gar reich gekleidet war, ein ſchnaubendes milchweißes Roß herbeigeführt hätte. „Wohlauf, Herr Ritter Miſtpickel!“ redete er den Rübezahl an, „Ihr habt euch bereit erklärt, den gefährlichen Ritt aus Liebe zu meinem Fräulein zu wagen: hier iſt das beſte Roß aus meiner Herrin Stall!“ Dem Rübezahl kam dieß doch etwas unerwartet, er hätte ſich lieber ein Pferd ſeines Geſtütes verführen laſſen; allein der Stallmeiſter drang mit ernſten, beſchämenden Worten in den zögernden Ritter, und winkte endlich ſeinen Leuten, welche denn auch ſogleich hülfreiche Hand anlegten und den Ritter Miſtpickel zu Pferde brachten. Kaum aber hatte er das Roß vor den Augen des Fräuleins herumzutummeln verſucht, als es immer wilder und wilder wurde, zu bocken und ſich zu bäumen begann, und mit ihm die Wände hinanklettern wollte. Rübezahl ſaß jedoch wie eine Klette und wendete alle Reiterkünſte an, das Thier zu bändigen. Allein bald wuchſen dem Pferde ein Paar breite Hörner aus der Stirn, und das Ganze geſtaltete ſich zu einem großen Ziegenbock, während auf des Ritters Kopfe die goldnen Geierfittige Leben bekamen und ſich zu regen anfingen und mit dem Helm ſelbſt herabflogen, der, in eine große Nachteule verwandelt, den Ritter umſchwirrte und mit hohler Stimme ihn auslachte. Das war ſelbſt dem Rübezahl zu toll! Die Sinne ſchwindelten ihm, und es gelang dem Ziegenbock wirklich, ſeinen Reiter tüchtig abzuwerfen. Ein lautes allgemeines Gelächter erſcholl im ganzen Schloßhof: der Rath, der Oberamtmann hielten ſich die Seiten, und ſelbſt das Fräulein war in den Hof hinabgeſtiegen, um die höchſt lächerliche Scene ganz in der Nähe zu ſehen. Nur die Kinder liefen beſorgt hinzu, um den Hartgefallenen wieder aufzuheben; dieſer aber raffte ſich beſchämt und vor Zorn glühend ſelbſt vom Boden auf, und da er ſah, wie das Fräulein ihn ganz beſonders ſchadenfroh auslachte, erfüllte er den tragiſchen Schluß der wirklichen Geſchichte, und gab ihr in unbezähmter Rachſucht einen derben Backenſtreich. Das beleidigte Fräulein ſpreizte eben ihre ſchönen zehn Fingerlein aus, um dem unhöflichen Ritter damit in das Geſicht zu fahren, als in demſelben Augenblicke der in ſeinen Leinwandkittel wieder gekleidete alte Commandant mit den Worten auf ſie zutrat: „Dergleichen Prügeleien verbitte ich mir von den Fremden, die ich hier oben in der gräflichen Burg herumführen ſoll. Fällt ſo etwas noch einmal vor, ſo muß ich ſie arretiren und einſtecken laſſen, denn das heißt den Landfrieden gebrochen!“ Bei dieſen ernſten Worten verſchwand aller Zauber, die Geſellſchaft ſtand wieder in dem öden Hofe der zerfallenen Burg, und während die Uebrigen tief aufathmeten, als wären ſie eben aus einem ſchweren Traume

erwacht, ſahen ſich Rübezahl und die Mauthrentantin nicht wenig betroffen an.

„Wollen Sie nicht den beſtellten Kaffee trinken?“ ſprach der Commandant ganz ruhig. „Meine Tochter wird ihn wohl ſchon in die Laube getragen haben, von wo Sie die ſchönſte Ausſicht in das Thal genießen können!“ Hiermit führte er die ſchweigende Geſellſchaft nach dem bezeichneten Ort, wo denn auch wirklich der Kaffee aufgetragen ſtand.

Als man Platz genommen, wendete ſich der Rath Schüſſelberg mit höflichen Worten an die Mauthrentantin und ſagte: „Das muß wahr ſeyn, verehrte Frau, Sie verſtehen vortrefflich zu erzählen, das lebt und webt alles, man ſieht alles vergehen und ſich geſtalten, man wird ein Ritter und ſtreitet mit!“ Die Frauen hingegen rückten näher an ihre Männer und meinten ſanft, ſie hätten ſich doch gar zu ſehr dabei fürchten müſſen, und die Geſchwiſter fragten Willibalden heimlich: ob ihm denn die Muhme Mauthen vor dem Jahre auch ſolche ſchreckliche Sachen erzählt habe? Er ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und wie auch Karl verſichern mochte, daß dieß eben die ſchönſten Erzählungen wären, in denen man ſelbſt mitſpielen und Faxen machen könne, ſo mochten ſie doch von keiner Erzählung heut etwas mehr wiſſen, ſondern ſetzten ſich dicht um ihre lieben Eltern her. Bald ergoß ſich wieder eine ſanfte, ernſte Stimmung in alle Gemüther, man vergaß die Schauder des eben gehabten Traumes, ſah nachdenkend neben ſich die in Trümmer verſunkene Vergangenheit ſtehen, unten im fruchtbaren Thale die friſche, fröhliche Gegenwart ſich regen, und hinter den hohen blauen Gebirgen die Zukunft warten.

Nur Doktor Mißpickel war übel gelaunt und drehte der Mauthrentantin ſtets den Rücken zu, ob dieſe gleich faſt mehr Urſache zum Zürnen gehabt hätte als er, denn eine Wange brannte ihr von dem erhaltenen Ritterſchlag noch wie Feuer. Aber die letzte Scene mit dem Ziegenbock war ihm denn doch zu arg; er verſtand ja wohl Spaß, hier aber war der lächerliche Ausgang der ganzen ſchadenfrohen Gaukelei einzig auf ihn zurückgefallen, und wer ſollte dieß anders bewirkt haben, als die Mauthrentantin? Auf der andern Seite hatte ihn aber manches bei dem Vorfall wieder tief ergriffen; er ſetzte ſich zwiſchen den Oberamtmann und deſſen Gattin, nahm freundlich eine Taſſe Kaffee, die ihm die letztere reichte, rief die Kinder näher zu ſich, liebkoſte ſie und ließ von dem kleinen Karl aus des Commandanten eben aufgeſchlagener Bude Backwerk für ſie herbeiholen. Als der Oberamtmann endlich an den Rückweg erinnerte, brachte der Commandant das große Fremdenbuch, damit die Geſellſchaft ihre Namen vorher eintragen möchte. Da nun der Doktor um

die Mauthrentantin nicht Luſt dazu bezeigten, ſo forderte man einſtimmig den Rath Schnüffelberg auf, ſtatt der Namen ein Paar ſinnvolle Strophen zum Andenken hier einzuſchreiben.

„Schreib aber etwas Ernſtes, lieber Mann,“ ſprach ſeine Gattin, „was Bezug hat auf die verſunkene Pracht dieſes Schloſſes, an deſſen Trümmern wir ſtehen!“ — „Doch bitte ich auch der Heilquelle in Warmbrunn nicht zu vergeſſen, die der Zeit zum Trotze immer noch fortrinnt!“ fiel die Mathrentantin ein. Und nach kurzem Sinnen ſchrieb denn der Rath Folgendes:

Das Schwert, das hier geſchwungen,
Es reſtet lange ſchon.
Was Sänger hier geſungen,
Auf immer iſt's entflohn.
Der Menſch und ſeine Werke,
Sie ſind des Tages Raub,
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub.
Jedoch die Sterne glimmen
Und walten immerdar,
Und Blüth und Kinderſtimmen
Bringt jedes neue Jahr.
Die freundliche Najade
In ihrem Felſenhaus
Gießt immer noch zum Bade
Die Fluthen liebreich aus.
Die Parzen ſelbſt gewinnen
Kaum ihr vertrautes Wort,
Sie werden weich und ſpinnen
Den Faden länger fort.

Die Geſellſchaft war mit dieſen Strophen vollkommen zufrieden; beſonders pries die Mauthrentantin den Rath als einen trefflichen Dichter.

Wenn ihr, meine lieben kleiner Leſer, einmal ſelber den Kienaſt erſteigen ſolltet, dann blättert nur in dem großen Fremdenbuche nach. Unter dem Jahre 1817 werdet ihr jene ſinnvollen Zeilen wirklich dort eingeſchrieben finden. Es ſteht aber kein Name darunter, denn der Dichter hat auch den ſeinigen beſcheiden verſchwiegen.

Die Räthin, welche das Steigen auf dem Gebirge nicht ertragen konnte, fuhr wieder zurück, die übrige Geſellſchaft übernachtete aber im

Gasthofe zu Schreibershau, dem zunächst am Gebirge liegenden Dorfe. Alles war vergnügt, nur die Mauthrentantin und der Doktor schmollten mit einander; zwar winkte sie ihm mehremale auf ihr Zimmer, um ihn allein zu sprechen; da sie ihn aber nie ohne geheimes Lächeln ansehen konnte, weil ihr immer der Ritt auf dem Ziegenbock einfiel, so wendete er sich jedesmal beleidigt von ihr ab und that, als habe er ihr Winken nicht bemerkt. Die beiden Geschwister blieben also unverständigt und im gegenseitigen Mißtrauen befangen.

Kaum graute der andere Morgen, als der kleine Karl mit seinem Munde vergestaltige Trommelwirbel schlug, daß alle vom Schlafe auffuhren. Der alte berühmte Führer Zeidler stellte sich verlangtermaßen ein, und unter seiner Anführung begann die Gesellschaft in der Kühle des herrlichen Morgens die Wanderung auf das Gebirge. Der kleine Ernst machte sich zuerst an den alten Führer und fragte neugierig: ob denn Rübezahl auf dem Gebirge wirklich noch sein Wesen treibe, und ob sie heut nicht vielleicht etwas von ihm sehen würden?

„Stille! stille!“ flüsterte Zeidler; „wir sind nun schon in seinem Gebiete, und da muß bloß vom gnädigen Herrn vom Berge die Rede seyn, sonst möchte es etwas geben!“

Doktor Mißpickel aber, der es gehört, nahm den kleinen Ernst sehr freundlich bei der Hand und fragte: „Wen möchtest du gern sehen, mein Söhnchen?“ — und da ihm Ernst entgegnete: „den Rübezahl möcht' ich gern sehen, denn das soll gar ein närrischer“ — — so fiel der Doktor hastig mit den Worten ein: „Vergiß deine Rede nicht, mein Püppchen, aber sieh einmal den köstlichen Schmetterling! es ist eine Phalane, wir haben sie wahrscheinlich aufgescheucht! gewiß fehlt sie dir noch in deiner Sammlung!“ — und wirklich flog der schöne Nachtschmetterling, der Todtenkopf, vorüber. Ernst war mit zwei Sätzen hinter ihm her; der Besitz eines so seltenen Nachtvogels war sein höchster Wunsch. Aber so oft er die Hand nach dem Schmetterling ausstreckte, schlug ihn eine unsichtbare Ruthe derb auf die Finger, so daß er endlich von dem Fang abstehen mußte, und er zu der rufenden Mutter klagend zurückkehrte.

„Sey du nur still, Ernstchen!“ flüsterte ihm der kleine Karl zu und wischte ihm die Thränen ab; „ich werde dir schon einen schönen Todtenkopf verschaffen, aber sprich nicht mehr vom Rübezahl!“

Die Schwestern aber, denen der arme auf die Finger geklopfte Bruder leid that, hatten bereits in ihrer Unschuld auf Rübezahl gebeten, dem sie diesen Possen zuschrieben, vergaßen jedoch den Aerger, als ihnen Willibald einen Busch reifer Heidelbeeren brachte, die er für sie gepflückt, und

machten sich sogleich über die schönen Früchte her. Diese aber zerplatzten ihnen jedesmal vor dem Munde und spritzten ihnen den Saft dergestalt in's Gesicht, daß sie große blaue Schnurrbärte bekamen. Alles lachte, denn die Mädchen sahen höchst komisch aus. Der Doktor nannte sie schadenfroh seine beiden kleine Grenadiere, und vergeblich bemühten sie sich, die garstigen Bärte abzuwischen; bis denn der kleine Karl, dem ihre Noth zu Herzen ging, sein Taschentuch mit Meregenthau benetzte und so den beschämten Mädchen von ihren Schnurrbärten half, worauf er die Kinder zu sich rief und mit ihnen verantsprang.

Madame Hirt schloß sich auf's Neue recht innig an die Mauthrentantin an, und erzählte, durch den verjährigen Umgang schon mit ihr vertraut, von alle dem, was sie seitdem erlebt hatte.

Der Doktor hingegen hielt sich fern von den Frauen, und ließ sich mit den Männern in ein Gespräch über die Natur des Riesengebirges ein, denn er mochte mit der Mauthrentantin nichts zu thun haben und sah sich vielmehr ungeduldig nach seiner Schwester Heißerchen um.

„Es ist mir fast ein stolzer Gedanke," sagte der Rath Schnüffelberg, „daß diese Berge, meine Landleute, ihren einfachen Bestandtheilen nach zu den Urgebirgen gehören und wir also jetzt auf Grund und Boden stehen, der vielleicht Zeuge der Schöpfung war!"

Der Doktor lächelte still vor sich hin.

„Granit," fuhr der Rath fort, „Granit ist das Wappenschild meines Vaterlandes, und die Schneekuppe im himmelblauen, mit goldenen Sternen besäeten Felde das einfache, erhabene Bild darin!"

„Was heißt denn eigentlich Urgebirge?" fragte die Oberamtmännin.

„Denke nur daran, mein Kind, wie du das Wörtchen Ur gebrauchst;" entgegnete ihr Gatte, „dann wird dir's gleich erklärlich seyn. Denn wie dein Ur-Ur-Ur-Großvater der erste deiner Familie war, so sind auch die Urgebirge die allerersten Gebirge, die Grundsteine des großen Baues gewesen. Besonders rechnet man hierher den Granit, der, wie ich glaube, aus einem Gemenge von Quarz, Feldspath und Glimmer bestehen soll!"

„Ganz recht!" fiel der Rath belehrend ein. „Es gibt aber auch verschiedene Abarten, z. B. den Aftergranit, den übermengten, den Halbgranit, in welchen außer den von Ihnen genannten drei Bestandtheilen auch noch andere mehr oder minder sich finden. Hornblende, zum Beispiel, vertritt sehr oft die Stelle des Glimmers; so auch der Schörl, und an einigen Orten der mit ihm verwandte Pinit. Seltener als diese findet man noch Granat, Zinnstein, Braunkiesel, Opal, Chalcedon, Topas, Chlorit, Strahlstein und Flußspath als Gemengtheile des Granits. Der

Name selbst aber ist neuer, denn Plinius und Agricola wußten noch nichts davon; Tournefort ist der Erste, der in seiner Reise nach der Levante im Jahre 1699 das Wort Granit gebraucht!"

„Ei! ei! Sie sind wohl ein starker Mineralog?" fragte der Doktor.

„Ein wenig!" erwiederte der Rath; „ich wünschte nichts mehr, als Sie alle, meine Werthen, in das Herz dieses Gebirges einführen und die Organisation seiner Natur anatomisch mit Ihnen untersuchen zu können!"

„Nun, dazu könnte ja wohl Rath werden!" meinte der Doktor.

Der Oberamtmann aber protestirte dagegen. „Nein, lassen Sie uns draußen bleiben und im Sonnenglanz die Natur beschauen. Was hülfe es mir, wenn ich mir einen Weg in die dunkle Brust des Menschen graben wollte, um die Bestandtheile seines Herzens zu untersuchen? Nur wenn ich sein Antlitz sehe und seine Stimme vernehme, lerne ich ihn erst recht kennen. So auch mit der Natur, die bunten Fluren und dunkeln Wälder, die silbernen Ströme und blauen Berge das ist ihr Antlitz, und die Stimmen ihrer Millionen Geschöpfe die Sprache, die sie ihre Kinder lehrte. Dieß will ich sehen und vernehmen, um die Mutter zu verstehen und zu lieben!"

„Sie sind ein charmanter, gefühlvoller Mann, ein wahrer Naturfreund!" sprach der Doktor; „ich wollte Ihnen aber doch im Magen der alten Mama wunderbare Sachen zeigen, die sie verschluckt hat; denn mit dem Urgebirge hier ist's nicht so ganz richtig, da hat jeder seine besondern Ansichten; die Fliegen mögen die Ruinen des Kienastes vielleicht auch für Urgebirge halten!"

Der Rath sah ihn befremdet an und wollte weiter fragen; doch die Oberamtmännin bat, vorwärts zu eilen, denn sie hörte den Jubel der Kinder über die herrliche Aussicht in die Gegend, und sah sie um einen großen Steinhaufen versammelt, welchen Karl erklettert hatte, um von oben herab eine Rede an seine kleinen Freunde zu halten.

„Erlauben Sie, meine verehrte Gesellschaft!" erhob der alte Führer seine Stimme, als sie dem Steinhaufen nahe waren, „diese großen Granitplatten, welche gar seltsam auf einander liegen, pflegt man die Rübezahlskanzel zu nennen, jedoch" —

Der Doktor verzog das Gesicht, als müsse er eine bittere Pille hinunterschlucken, die schadenfrohe Mauthrentantin befragte aber nochmals den Führer um das eben Gesagte, und da dieser die Rübezahlskanzel auf's neue nannte, stellte sich der Doktor, als ob er über einen Stein stolpere, schoß aber mit vorwärts gehaltenem spitzigen Stocke auf den alten Zeidler los. Dieser wußte jedoch dem zugedachten Stoße so gut auszuweichen,

daß der Doktor wirklich gefallen seyn würde, hätte jener ihn nicht im Vorbeischießen beim Kragen gefaßt und mit den Worten wieder auf die Beine gestellt: „Sachte, sachte! liebster Herr Doktor! das hätte eine blutige Nase geben können!“ Alles lachte, der alte Zeidler hob aber gelassen seinen Spruch wieder an: „Diese großen Granitplatten, welche gar seltsam auf einander liegen, pflegt man zwar die Rübezahlskanzel zu nennen, jedoch“ — —

„Haltet ein!“ rief der aufgebrachte Doktor, „ihr seyd an einer Stelle, wo geheimnißvolle Mächte walten. Hinunter von eurer sogenannten Kanzel, ihr vorwitzigen Kinder! hinunter! Ich will euch mit kurzen Worten sagen, auf welchem geweihten Platze ihr steht!“

Die Kinder flohen erschrocken zu ihren Eltern und der Doktor fuhr fort:

„Der Sinn des eitlen Menschengeschlechts ist wandelbar wie sein Leben; was die Väter heilig hielten, haben die Kinder umgestoßen; auf den Stellen, wo sonst die alten Opferaltäre standen, haben sie ihre Kanzeln erbaut; aber nur in den Thälern dürfen sie dieß thörichte Wesen treiben, denn auf den Bergen herrschen die alten Geister noch. Auf dem Blocksberg wird alljährlich noch das Fest begangen, zu welchem die klügsten und einsichtsvollsten Menschen sich in der ersten Mainacht versammeln; mit wunderbaren Kräften ausgerüstet kehren sie dann in ihre Heimath zurück, und ob sie gleich von ihren einfältigen, neidischen Mitbrüdern Hexen und Zauberer genannt werden, so entschädigt sie doch die Freundschaft des Berggeistes reichlich für alle Schmach!“

„Erlauben Sie!“ fiel der alte Zeidler ein, „die Hexen wurden aber auch verbrannt, und das konnte der Herr Blocksberg mit aller Freundschaft nicht hindern!“

„Schweig Er!“ rief zornig der Doktor. „Er ist ein einfältiger, ungebildeter Mensch! Der Blocksberg steht tief unter der Schneekoppe, und was sein Beherrscher nicht vermochte, das kann der mächtigere Geist des Riesengebirges ausführen. Ich bin so glücklich, ihn seit langen Jahren zu kennen, habe seine Freundschaft errungen, und durch sie aus den Quellen tiefer Weisheit und geheimer Kraft geschöpft. Wißt denn, ihr Verblendeten, was ihr hier Kanzel nennt, das ist sein alter Opferaltar, und wer ihn hier verehrt, den rüstet er mit allen Gütern des Lebens und mit geheimer Zauberkraft reichlich aus!“

„Der Doktor hat recht!“ fiel die Mauthrentantin ein; „ich bin auch eine Freundin und Verehrerin des großen Gnomen! — Haben wir heut nicht den Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt und der Sommer anfängt? Steht nicht die Sonne eben hoch im Mittag? —

O ihr Beneidenswerthen! Ihr seyd eben zu einer glücklichen Stunde hier angekommen. Heute begehen die Verehrer des Berggeistes gerade sein Fest, heut wird er sich ihnen auf diesem Altare hier zeigen! — Seht ihr? dort strömt das Volk schon herbei! sie bringen ihm ihre Geschenke und eilen zu den Opfertänzen!"

Und wirklich vernahm man von fern die Töne einer rauschenden Musik, und sah ganze Schaaren schön geputzten Volkes heranziehen. Sie versammelten sich um den von ungeheuren Granitplatten aufgethürmten Opferaltar, behingen ihn mit Kränzen, legten ihre Geschenke darauf und begannen bei hinreißend schöner Musik die Opfertänze. Da fuhr ein gewaltiges Brausen durch die Luft, ein blendender Glanz umgab die alte Rübezahlskanzel, und wie aus einem Blitz geboren, stand der Berggeist in der Gestalt eines wunderschönen Jünglings mitten auf seinem Altar.

„Willkommen, meine Getreuen! willkommen!" rief er; „ich nehme eure Geschenke mit Dank auf und will meine herrlichen Gaben euch nicht vorenthalten! Was verlangt ihr von mir?"

Da riefen die Einen aus dem Volke: „Wir sind arm, gib uns Gold!" und die Andern: „Wir sind alt, mach' uns jung!" und die Kinder schrieen: „Wir sind noch klein, mach' uns doch groß!" und der schöne Gnome nahm seinen Blumenkranz vom Haupte und schüttelte den Blüthenstaub in die Luft, der alsbald in einem Regen von Goldstücken wieder herabfiel. Er schlug dann mit seinem krystallenen Stabe an den Felsen, und heraus sprang ein silberklarer Quell, zu dem sich die Alten und die Kinder drängten, um aus ihm zu schöpfen, denn wie sie tranken, wurden die Greise und Greisinnen wieder jung und die Kinder wuchsen im Augenblick zu schönen stattlichen Jünglingen und Jungfrauen auf, und alle sammelten das Gold.

Unsere Reisenden standen erstaunt und glaubten sich in einem Traume befangen. Da trat die Mauthrentantin auf sie zu, zwei goldene Becher in der Hand, deren einen sie der Madame Hirt reichte, während sie selbst gierig aus dem andern trank. Und plötzlich ging aus der kleinen, dicken, ältlichen Frau, wie aus der häßlichen Raupenpuppe der Schmetterling, eine gar liebliche Jungfrau hervor. Sie reichte den Becher, aus welchem ihre schönen Lippen so eben Jugend getrunken, hierauf dem Rath Schnüffelberg, und forderte alle mit holden, eindringenden Worten auf, den günstigen Augenblick nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen und Gold zu sammeln und aus dem Wunderquell zu trinken! Sie wendete sich an die erstaunten Kinder und sprach: „Seht mich an, meine Kinder! gefällt euch die Muhme Mauthen in dieser Gestalt? Eilt und wachst zu mir heran,

wir wollen fröhlich das Leben durchwandern! Schaut dorthin, ihr Knaben, dort warten eurer schon die Diener mit den blanken Waffen und den schön geschmückten Rossen, die ihr besteigen sollt! Seht, ihr Mädchen, dort stehen eure Dienerinnen, und tragen reichen Schmuck und schöne Kleider, um euch damit zu putzen, sobald ihr getrunken und die enge Kindergestalt abgeworfen habt!

Wirklich sahen die Kinder auch alle diese Herrlichkeiten in der Ferne auf sie warten. Aber die Eltern wiesen den goldenen Becher zurück, den ihnen die schöne Jungfrau reichte, und die Oberamtmännin umschlang ihren Gatten, indem sie sprach: „Laß uns nicht trinken, Vater! Wir sind uns ja beide wohl noch jung, denn wir sind mit einander alt geworden. Ich mag keine Falte auf deinem lieben treuen Antlz entbehren, denn ich weiß, wie diese Erinnerungsschrift entstanden ist in Liebe und Sorgen!"

Und auch er wies den Becher ab und sagte: „Nein! wir trinken nicht! Unsere Jugend ist schon unsern Kindern verfallen; wir mögen sie nicht zurückfordern. Auch des Zaubergeldes bedürfen wir nicht, denn Gott gibt uns ja Arbeit und durch sie unser täglich Brod!" — Und die Kinder umschlangen wehmüthig die Eltern und riefen:

„Trinkt nicht! Ihr sollt nicht anders aussehen, als jetzt! Deine bleichen Wangen, Mutter, sind ja doch viel schöner, als unsere vollen rothen; deine grauen Haare, Vater, uns ja doch viel lieber, als unsere blonden oder dunklen Locken! Wir mögen auch nicht trinken, und wollen lieber noch lange, lange Kinder und bei euch bleiben!" und während Jeanette und Antonie die Eltern fest umschlungen hielten, liefen Willibald und Ernst dem kleinen Karl nach, der, einen vollen Becher in der Hand, nach dem Platze rannte, wo die Knappen mit dem Waffenschmucke und den wiehernden Rossen standen, indem er ihnen zurief: „Kommt! kommt! und trinkt euch Kraft und Muth! Wir wollen zu Pferde steigen und zusammen in die Welt reiten, die dort unten so schön und bunt sich vor uns ausbreitet! Kommt und trinkt und sammelt euch Gold zur Reise!"

Aber Willibald schlug ihm im redlichen Eifer den Becher aus der Hand, und Ernst hielt ihn hinten am Jäckchen fest und beide sagten: „Karlchen, trinke du nicht! und bleib noch ein Kind, wie wir! Die schönen Pferde und Waffen, und die bunte, herrliche Welt dort unten warten schon noch auf uns, aber wir haben vorher noch Vieles zu lernen und noch viele fröhliche Kinderspiele zu spielen, und der heilige Christ soll noch oft wiederkommen!" — „Und ich," sprach Willibald, „bin ja mit der Landschaft zu Vaters Geburtstag noch nicht fertig; — „und ich," fiel Ernst ein, „habe ja noch viele kostbare Raupen, die sich verpuppt haben,

und noch nicht ausgekrochen ſind!“ — „Und Gold brauchen wir auch nicht,“ riefen beide, „denn Vater gibt uns ja Taſchengeld. Drum komm du lieber mit uns, Karlchen! ſpiele du mit uns, und lerne mit uns und wachſe unter dem Segen unſerer Eltern fröhlich mit uns auf!“

Da umſchlang Karl die beiden kleinen Freunde und verſprach mit ihnen in ihre Heimath zu ziehen, und lief zu den Eltern auch mit zurück, umfaßte ſie auch und rief: „Trinkt nicht! trinkt nicht! ſonſt möchte ich euer Kind nicht werden!“ und während dieſe den kleinen Karl liebkoſten, ſprach Willibald zu der jugendlich ſchönen Mauthrentantin: „Geh, du böſes Weſen; du biſt nicht die gute Muhme Mauthen vom vorigen Jahre! die hatte uns nur lieb, weil wir Kinder waren, du aber willſt uns um die ſchöne Zeit bringen!“

Karl aber ſprang eilig auf den Altar und ward zur Flamme, und verhüllte mit dichtem milchweißem Rauche die Göttergeſtalt des darauf ſtehenden Berggeiſtes.

Der Rath ſtand, während dieß vorging, unſchlüſſig da und ſah in den Becher, aus welchem ihm das reizende Bild der ſchönen jungfräulichen Mauthrentantin anlächelte und zum Genuß winkte. Doch die Scene zwiſchen Eltern und Kindern, die Gold und Becher ſtandhaft zurückwieſen, beſtimmte auch ihn, und indem er ſeine Augen nicht von ihnen abwenden konnte, goß er den Becher langſam aus, und wuſch ſich in der Zerſtreuung die Hände in dem Wunderwaſſer, woher es denn auch wahrſcheinlich kommt, daß er noch bis auf den heutigen Tag ſehr ſchöne, mädchenhaft weiße Hände hat.

Rübezahl war aber zu weit gegangen, als daß er ſchon jetzt hätte ablaſſen ſollen. Was ſeine blendenden, verführeriſchen Geſchenke nicht vermochten, wollte er nun durch Furcht erzwingen. Er ſchlug mit dem Kryſtallſtabe in die ihn verhüllende Flamme, daß ſie mit einem Schrei verlöſchte, und ſtreckte ihn, Blitze ſprühend, in alle vier Weltgegenden aus. Da machten ſich die Stürme auf, jagten von allen Seiten die Wolken nach dem Gebirge zuſammen und bauten mit emſigen Händen ein furchtbares Ungewitter auf. Der Himmel ſtand im Blitzesfeuer, die alten Berge erbebten vom krachenden Donner und die Windsbraut heulte mit ihrer Wolfsſtimme dazwiſchen. Rübezahls holde Geſtalt hatte ſich in einen furchtbaren Rieſen verwandelt, der drohend auf dem Felſenaltare ſtand und rief: „Wer mir in meinem Reiche hier nicht göttliche Ehre erzeigt, den ſchmettre ich ſtrafend hier in Staub zuſammen!“ und die Truggeſtalten des Volkes ſtürzten auf ihre Kniee nieder und hoben die Hände zu dem Gnomen auf, und die Mauthrentantin beſchwor, in verſtellter Angſt,

unsere erschreckenen Reisenden auch, mit niederzuknieen und den Berggeist anzubeten, um seiner Rache zu entgehen. Aber der Rath entgegnete: „Ich gehöre nicht zu jenem verblendeten Volke; das Gewitter wird schon vorübergehen!“ Der Oberamtmann hielt Weib und Kinder umfaßt und sagte: „Wir stehen allein in Gottes Hand, und nur vor ihm beuge ich meine Kniee; auch über jenen Berggeist ist er Herr und Richter!“ Und die Mutter wendete sich mit Abscheu von dem Altare weg, hielt ihre bebenden Kinder fest, betete leise mit ihnen zu Gott und sagte dann zu dem alten Führer Zeidler, der ruhig neben ihr stand: „Führt uns in Gottes Namen weiter! lieber in das furchtbarste Gewitter hinaus, als eine Minute länger bei dem Versucher!“

Der alte Zeidler aber nahm seinen Hut ehrerbietig vor ihr ab. Da theilten sich plötzlich, wie von einer fremden Macht zerrissen, die dichten Wolken; der Tag brach wieder hell durch die Gewitternacht, und auf einem entfernten hohen Steine stand der kleine Karl, in ein goldenes Kalb verwandelt, bei dessen lautem Blöken all das Zaubergesindel eilig den Altar verließ, um seine Opfertänze dort zu beginnen. „Erlauben Sie!“ sprach Zeidler gelassen, sich der Rübezahlskanzel nähernd, auf welcher der Gnome jetzt nicht mehr stand; „erlauben Sie! diese großen Granitplatten also, welche gar seltsam auf einander liegen, pflegt man die Rübezahlskanzel zu nennen, jedoch sind sie eigentlich nichts anderes, als die verloren gegangenen steinernen Tafeln, worauf Moses die zehn Gebote niederschrieb, während das verblendete Volk dort um das goldene Kalb tanzte!“ und hiermit faltete er die riesenhaften Felsplatten aus einander, als blättere er in einem Buche, und zeigte ernst auf die noch unverlöschten Worte:

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“

Und wie er sie mit lauter Stimme ausgesprochen, war aller Spuk verschwunden; Gottes freundliche Sonne, das Bild seiner Liebe und Macht, strahlte mild und warm hernieder, und während die Freunde alle, froh der überstandenen Gefahr, auf die Kniee sanken, um vor dem Ewigen zu beten, knieten auch die Mauthreutantin und der Doktor demüthig unter den übrigen und beteten mit, und als sie sich wieder erhoben, sagte der Doktor, indem er den Freunden die Hände drückte: „Gottlob! daß es überstanden ist!“

„Aber, Freundchen, wo habt ihr denn während des Gewitters gesteckt?“ meinte der Rath zum Doktor; „ich glaube gar, ihr hattet euch unter den Felsplatten verkrochen?“

Der Doktor nickte, nahm erst eine Prise Tabak, um das Lachen zu

verbergen und sagte dann: „Ich wünschte meine Kleider zu schonen, und sehen Sie wohl, ich habe sie völlig trocken erhalten!“

„Und die Frau Mauthrentantin haben auch das hübsche Reisekleidchen wieder abgelegt, welches Ihnen so allerliebst stand?“ fragte der Rath weiter.

„Es würde ja doch zu den übrigen etwas abgetragenen Reisekleidern der Gesellschaft nicht gepaßt haben!“ antwortete sie ein wenig höhnisch. Die beiden Gatten schwiegen und sahen sich innig freundlich an. Die Kinder aber hingen sich an den Doktor und meinten: Er habe sie zu einem glücklichen Tage auf das Gebirge geführt, denn der Rübezahl habe ihnen eine allerliebste, obgleich etwas greuliche Komödie vorgespielt.

„Ei, ich hätte euch wohl noch schönere Sachen zu zeigen!“ entgegnete der Doktor; „wenn ihr mir nur durch den hier unten liegenden Stollen in das Innere der Berge folgen wolltet, da gibt es kostbare Felsensäle mit Edelsteinen verziert!“

„Erlauben Sie, meine hochverehrte Gesellschaft!“ fiel der alte Zeidler ein; „wenn Sie es nicht versäumen wollen, einen schönern Saal zu bewundern, an welchem die untergehende Sonne und der gestirnte Nachthimmel die Hauptverzierungen sind, so dürfen wir keine Zeit verlieren, denn es ist noch eine tüchtige Strecke bis zur Schneekoppe!“ und hiermit schritt er rasch vorwärts, und die Gesellschaft, auf den Doktor nicht weiter hörend, folgte emsig ihrem alten Führer. — —

„Höre, liebstes Eisfluthel!“ sprach der Doktor heimlich zur Mauthrentantin, die mit ihm in einiger Entfernung den übrigen folgte, „du hast mir unter dem Scheine, als wolltest du meine Versuche mit den Menschen begünstigen, gestern und heute schon recht hinterlistige Streiche gespielt, ich verbitte mir dieß für die Zukunft!“

„Eisfluthel?“ entgegnete die Mauthrentantin lachend. „Kennst du mich denn nicht? Ich bin ja deine Schwester Heißperlchen!“

Rübezahl sah sie erstaunt an.

„Ich habe diese Gestalt angenommen,“ fuhr sie fort, „um mir das Vertrauen deiner Freunde schnell zuzueignen, und es hat wahrlich nicht an mir gelegen, daß deine Proben nicht besser ausgefallen sind. Warum aber ließest du dich auch von dem Ziegenbock gestern abwerfen und warst gleich so grob, mich in's Gesicht zu schlagen?“

„Also du bist Heißperlchen! Da hab' ich dir freilich Unrecht gethan!“ sprach der Doktor nachdenkend, „und nun seh' ich wohl ein, daß es an dir nicht gelegen. Aber entweder hat uns der einfältige Karl mit seiner kindischen Anhänglichkeit an die Menschen den Spaß verdorben, oder es war noch eine andere unbekannte Macht im Spiele!“

„Fast glaub' ich's auch!“ erwiederte die Schwester; „doch haben deine Freunde nicht eben schlecht bestanden, weßhalb ich ihnen fast gut geworden bin!“

„Ich auch, ich auch!“ versicherte Rübezahl. „Laß uns aber den alten Zeidler zurückschicken, das ist ein meschanter Kerl, der mit seinen trockenen Worten uns überall im Wege steht und am Ende mehr ist als er scheint; denke nur, wie er vorhin die Granitplatten aus einander faltete, als wären es Papierblätter. Er muß fort, denn er verdürbe mir wohl noch die letzte Freude!“

„Und was hast du noch vor?“ fragte die Schwester.

„Ihre Treue und Frömmigkeit durch Versprechungen und Drohungen zu erschüttern, ist uns nicht gelungen!“ antwortete Rübezahl. „Wohlan, so laß uns auf ihre Einbildungskraft wirken, die ja auch nur allein jene Blocksbergreiter zu Hexen und Zauberern macht. Ich will ihnen hart zusetzen und ihnen sicher den Kopf verwirren, damit uns Schwester Eisfluthel nicht völlig auslache!“

Die Geschwister eilten hierauf der übrigen Gesellschaft nach. Der Doktor gab dem Führer Zeidler ein Goldstück für seine Mühe und hieß ihn umkehren, weil ihm der Weg nun selbst genau bekannt sey. Der Alte gehorchte, schien mit des Doktors Freigebigkeit sehr zufrieden und ging zurück.

Unsere Reisenden eilten nun mit beflügelten Schritten vorwärts, um noch vor Sonnenuntergang den Gipfel der Schneekoppe zu erreichen. Hier fanden sie schon andere Freunde, die auch dieß Naturschauspiel abwarten wollten, und erkannten zu ihrer unbeschreiblichen Freude unter jenen die Frau von Geierstein. Da wäre denn bald vor der Wonne des Wiedersehens die Schneekoppe und der Sonnenuntergang vergessen worden, denn es war allen um's Herz, als möchten sie lieber in die holden Trostaugen der Frau von Geierstein, als in die schöne vom Strahl der scheidenden Sonne beleuchtete Gegend schauen.

„Wo haben Sie denn aber meinen lieben Adolph?“ fragte Willibald, „warum ist er denn nicht auch mit hier?“

Die Mutter berichtete, daß ihr Sohn sich jetzt auf der Schule zu Breslau befinde und sie eben auf einer Reise zu ihm begriffen sey; sie wollte noch mehreres von ihm erzählen, wie sein Fleiß und sittliches Betragen ihr große Freude mache, und sie zu gar schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtige, als Doktor Mißpickel mit den Worten rasch hinzutrat:

„Ein andermal, meine Damen! ein andermal! Sie haben noch viel

Zeit zur Erzählung ihrer Lebensgeschichte; die Sonne aber hat keine Zeit mehr, sie will zur Ruhe und wir müssen eilen, um noch ein paar Blicke in die erleuchtete Gegend zu thun. Ich habe mehrere sehr gute Fernröhre zu mir gesteckt, die Ihnen einen hohen Genuß verschaffen werden!"

Er zog hiermit verschiedene dergleichen aus der Tasche und vertheilte sie unter die Gesellschaft. Sie hatten die Gläser jedoch kaum an's Auge gehalten und eine Zeitlang durch dieselben in die Gegend geschaut, als ein neues Leben unter sie kam.

„Schön guten Abend! Schön guten Abend!" sprach Madame Hirt und machte einige tiefe Knixe. „Mein Himmel, so steht doch nicht und gafft die Fremden so an, ihr Kinder! Macht ihnen doch euer Compliment! Die Leute in Liegnitz sehen es euch ja sonst gleich an, daß ihr Landgänschen seyd!"

„Nein, mein bester Hauptmann, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben sehr schlecht gespielt!" schalt der Rath; „mit der Basta sollten Sie nachfordern, dann mußte das Solo gewonnen werden; Sie können aber das Leiern nicht lassen! Stehen Sie auf, stehen Sie auf! Ich will meine Partie selbst spielen, denn Sie verlieren mir das Geld muthwillig!"

„Adolph! Adolph!" rief Willibald, „hörst du mich denn nicht? — Da läuft er mit seinen Büchern fort und andern Knaben nach, die auch aus der Schule kommen, als kenne er mich nicht mehr!"

„Vogelnester haben die grausamen Knaben ausgenommen! leide du es nicht, Willibald!" eiferte Jeanette. „Sieh, dort laufen sie, rasch hinterdrein! Aber halt! Nehmt euch in Acht! der Steg ist sehr schmal! — Ha! da ist einer hinuntergefallen!"

„Dieß also ist die große Prager Brücke?" fiel Ernst ein, „von der man den heiligen Nepomuk in's Wasser gestürzt hat? — Ei, der konnte wohl besser schweigen, als du, Antonie!"

„Putchen! Put! Put! Put! — O ihr allerliebsten Hühnerchen!" rief Antonie; „die schöne Henne mit der großen schwarzen Kuppe hat gewiß ein Ei gelegt, ich habe sie gackern hören! Soll ich sie Ihnen einsperren helfen, liebste Madame? Ich habe zu Hause auch das Federvieh unter mir!"

„Herr Wirth, fassen Sie zu, reißen Sie die Erhitzten aus einander! sie sind betrunken!" sprach der Oberamtmann. „Ihr solltet euch schämen, hier solchen Unfug zu treiben, während die fleißigen Arbeiter dort müde vom Tagewerke nach Hause ziehen. Guten Abend, Kinder! — guten Abend! Das Wetter war euch heut günstig, habt ihr das Heu in Haufen gebracht?" —

So ging es eine Weile fort; alles sprach durch einander. Rübezahl

und Heißsperlchen hatten eine ausgelassene Freude, als die übrigen auf der Schneekoppe anwesenden Fremden, die wir das Publikum oder das Volk nennen wollen, sich um unsere Reisenden versammelten, ihnen erstaunt zuhörten und durch Zeichen und Lachen zu verstehen gaben, daß sie sie alle für etwas verrückt hielten.

Unsere Freunde wußten selbst nicht, wie sie dran waren; denn sobald sie das Glas vom Auge nahmen, sahen sie sich auf dem einsamen Gipfel des Berges, und wurden doch wieder, wenn sie durch die Fernröhre schauten, alsbald mitten in das Treiben des Lebens unter ihnen versetzt. —

Rübezahls Gläser hatten nämlich die Zauberkraft, alles dasjenige, was man durch sie erblickte, dem Schauenden so nahe zu bringen, daß man nicht allein Gegenstände und Personen dicht vor und um sich sah, sondern auch alles hörte und jedes Wort vernahm, als sey man dort selbst zur Stelle. Ja es war als öffneten sich Thüren und Fenster, und man schaue in jedes verborgene Gemach; als lerne man Mienen und Geberden der Menschen wie eine unbekannte Schrift verstehen, um ihre geheimsten Wünsche, Gedanken und Empfindungen zu errathen, und als gewinne die ganze Natur Leben und Bewußtseyn und Sprache.

Durch diesen schnellen Wechsel von wahrer und scheinbarer Wirklichkeit gerachte Rübezahl den Sinn seiner Reisegefährten auf das Höchste zu verwirren. Er selbst und die Mauthrentantin sprachen eifrig theilnehmend dazwischen, zogen sie schnell von einem Gegenstande zum andern hin, während Karl, der in der Ferne stand, alle Menschen- und Thierstimmen täuschend nachahmte.

Der Oberamtmann Hirt ermannte sich, das Gelächter der Umstehenden vernehmend, zuerst, nahm das Fernrohr vom Auge und ermahnte die Seinigen, sie insgesammt dem Doktor zurückzugeben. Allein Frau von Geierstein, die bisher schweigend durch das ihrige geschaut hatte, ließ es nicht zu.

„O, behalten Sie die schönen Fernröhre noch eine Weile!“ sprach sie, „sie sind aus einer mir wohl bekannten herrlichen Fabrik und enthalten sogenannte Phantasiegläser. Lassen Sie uns immer noch ein wenig in der Gegend dort unten bildern; aber nicht zu leichtsinnig und rasch, damit wir uns zu den Farben- und Stimmenmelodien, wie laut und eindringend, oder leise und zart sie auch seyn mögen, gewissermaßen den Text denken können!“ und indem sie das Teleskop vor's Auge hielt, fuhr sie fort: „Guten Abend, alter lieber Storch! hast du dein trautes Nest auf dem hundertjährigen sichern Giebel der Wohnung deiner alten Freunde wieder bezogen? — Du richtest dich heimisch ein, fütterst dein brütendes

Weibchen und kümmerst dich nicht um das Treiben auf der Landstraße unter dir. Sieh, da steht ein Wanderer und blickt sehnsuchtsvoll zu dir hinauf, zu dir, der du deine Flügel so leicht und fröhlich ausbreiten kannst, wenn der Herbst kommt, um mit den Kindern, die du dir hier erzogen, dem fliehenden Lenz und Sommer nachzuziehen. Wohl folgt er dir im Geist und in der Sehnsucht so gern, aber

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt."

Und während sie also sprach, zog ein warmer Strahl aufdämmernder Begeisterung durch die Gemüther aller. Jeder eilte, durch sein Fernrohr wieder in die Gegend zu schauen, und fand nun Worte zu dem Bilde, welches er auffaßte.

„Fahre langsam, alter ehrlicher Fuhrmann, und fluche nicht so auf die armen Pferde! Du erreichst ja doch wohl noch vor Nacht die Herberge!" sprach der Rath. „Fahre langsam, damit du den alten goldenen Rheinwein in deinen Fässern nicht trübst! — Du ziehst wohl ruhig deine Straße und ahnest nicht, welchen Schatz du geladen. Aber ich sehe schon im Geiste vor mir die künftigen fröhlichen Stunden voll Freude und süßer Rührung, voll Liebe und Begeisterung, die noch, wie Kinder in ihrer Wiege, in dem Pflaumenbettchen deiner Rheinweinstropfen schlummern und einst, vom Wiegenliede des Becherklanges geweckt, selig aufstehen und freudig walten werden. Erquickt mich doch jetzt schon dein balsamischer Duft,

„O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst Niemand, lad' in die Kühlung ein!
Wir drei sind unsrer werth, und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

Noch ungeklettert, aber ſchon feuriger,
Dem Rheine zuhingſt, der dich mit auferzog,
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgſam mit grünlichter Woge kühlte!“

„Das laß ich gelten, du alter Kienaſt!“ ſagte Willibald; „im Glanz der Abendſonne gefällſt du mir heut um vieles beſſer als geſtern. Du kommſt mir jetzt ſo vor, wie die weißen Leichenſteine auf unſerm Kirchhofe, wenn ſie eine liebe Hand mit Roſenkränzen behangen hat. Wie der Weſt mit leiſer Stimme zu den dunklen Schatten flüſtert, die ſich immer dichter und dichter verſammeln, als wolle er ihnen von den alten Tagen erzählen, in denen er auch ſchon hier aus- und einging, und er ſpricht:

„Schweigend in der Abendämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt.
Stille ſinkt aus unbewölkten Lüften,
Langſam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu!“

„Wer doch auch einen ſo ſchönen, großen Spiegel hätte, als du, liebe Schneekoppe, einen in dem herrlichen Garten zu Buchwald haſt!“ rief Antonie; „da ſteht die große alte Frau und beſieht ſich den ganzen Tag in dem ſilberklaren Teiche. Schilt dich denn die Mutter nicht aus, daß du ſo eitel biſt? — Doch nein! die Mutter Sonne ſchaut auch wohl ſelbſt gern mit in deinen Spiegel, und der Vater, der Himmel, auch; und da nickt mich ja wohl gar auch mein eigenes Bild aus dem Waſſerſpiegel an? — Da ſtehen wir ja alle, wie kleine Würmchen auf der Koppenſpitze! — Guten Abend! guten Abend! Du kleines Ding! biſt du wirklich die große Antonie? — — Guten Abend! du liebe freundliche Natur, die du an dem ſchönen Garten doch das Schönſte gemacht haſt!

„Ja, du ſüße, heilige Natur!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!“

„Still, ſtill! ſprecht doch leiſe! das kranke Kind iſt eben eingeſchlafen!“ ſagte Madame Hirt. „Die Mutter tritt einen Augenblick vor die Hüttenthüre, trocknet ihre verweinten Augen und ſchaut mit Hoffnung und Vertrauen zum heitern Abendhimmel auf. Sie läßt mich allein bei dem Kinde, als ſoll ich ihm ein Wiegenlied ſingen. Aber ach! du arme Mutter! dein Kind iſt tief eingeſchlafen! — Die Vergißmeinnicht ſeiner Augen haben vor dem kalten Nachthauch ihre zarten Kelche auf ewig geſchloſſen; der Tod hat auf die Lippen ſeine bleichen Roſen gepflanzt; die kleine Bruſt ruht unbeweglich. Ja, ich will dir dein Wiegenlied ſingen, du holdes Kind! damit die Mutter deinen tiefen Schlaf ahne:

„Wir bringen weinend unſern Dank!
Wir ſtammeln dir den Lobgeſang,
Dir, der den Retter aus der Noth
Geſendet hat, den ſanften Tod!“

Während die Mutter mit kaum verhaltenem Weinen dieſe Worte ſprach, ſah Jeanette mit ſtillem, ſeligem Lächeln in die Gegend, und ſagte leiſe vor ſich hin:

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht!“

„In welcher Waffenſchmiede habt ihr denn eure koſtbaren goldenen Lanzenſpitzen machen laſſen, ihr Uhlanen?“ fiel Ernſt ein. „Ei, jetzt merk' ich es wohl, die Abendſonne hat ſie im Feuer vergoldet. Ihr reitet auf euren muntern Pferden wohl nach Breslau zu der großen Muſterung, wo der König ſeine Streiter ſehen und üben will? — Ich möchte wohl auch mit euch reiten und mit euch ſingen:

„Friſch auf, Kameraden, auf's Pferd! auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein!“

Alles trat freigte rasch auf einander. Das Beil, so haben wir die übrigen anwesenden Fremden nun einmal genannt, klatschte beifällig in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! das klingt und reimt sich allerliebst, es ist recht lebendig, man sieht es vor Augen!“

Rübezahl aber flüsterte heimlich der Schwester zu: „Was ist denn das? — Was hab' ich denn durch meine Phantasiegläser bewirkt, und in den Seelen der Menschen geweckt?“

„Ja, ich vermag dir es auch nicht zu nennen!“ antwortete sie, „aber mir ist's, als hätte eine Himmelsflamme ihr Inneres erwärmt, und als ständen sie uns Geistern in diesem Augenblick wirklich sehr nahe!“

Indem sie also sprachen, trat der Oberamtmann auf den Doktor zu. Nur er hatte bisher geschwiegen, aber aus seinen Augen strahlte, während er durch das Teleskop schaute, ein höherer Glanz, und die Lippen bebten, als spräche er still entzückt leise heimliche Worte. Er faßte innig des Doktors Hand und sagte: „Sie haben mir ein kostbares Fernrohr geliehen! Als ich durch diese Gläser in die Gegend hinabschaute und die entferntesten Lebensbilder mir so nahe sah, war mir zu Muthe, als ständen mir alle Pforten offen, als könnte ich unsichtbar in jeden Kreis treten und verstände jetzt erst recht die Natur und die Menschen, und hätte Antwort auf jede Frage!“

„Und dennoch haben Sie geschwiegen, Verehrter?“ fiel der Doktor ein, „während unser Rath und Ihre liebe Familie gar manches recht Schöne und Passende zu sagen wußte?“

„Ach!“ entgegnete der Oberamtmann, „fremde Worte sprechen es nicht aus, und in eigne weiß ich's noch nicht zu fassen!“

„Ja, ja! wir haben eben ein ächt poetisches Stündchen gefeiert, als ständen wir hier oben auf dem Parnaß, und die liebe Frau von Geierstein hat wie die Muse unserer Begeisterung den rechten Weg gezeigt!“ meinte der Rath Schnüffelberg, indem er ihr ein sehr höfliches Compliment machte und sein angelaufenes Glas rein zu wischen bemüht war.

Frau von Geierstein aber that, als höre sie die verbindlichen Worte nicht und sprach: „Die Sonne geht unter! Sie hat den blendenden Schmuck jetzt abgelegt, damit wir ihr ruhig in's liebe, freundliche Antlitz schauen können, und küßt die Erde noch einmal mit rosigen Strahlenlippen, gleich einer jungen holden Mutter, die ihr Kind, das sie den Tag über am Busen erwärmte und mit Blumen schmückte, endlich unter süßen Küssen in die Wiege legt. Auch uns berührt ihr leiser Kuß! — Gute Nacht denn, liebe freundliche Mutter! Gute Nacht! — morgen weckst du uns wieder!“

Alle blickten ſchweigend nach der geſtiegenen Pferde hin, auf welchen eben die Muter gegangen war, und zogen ihre Hüte ab und falteten ihre Hände ſtill, als das Abendläuten rings aus den Thälern zu ihnen heraufſtieg. —

„Das war nicht hübſch! der Sonnenuntergang nimmt ſich hier oben ganz charmant aus!“ ſprach das Volk.

„Ei! auf unſerem Kirchthurme hab' ich das Nämliche!“ entgegnete einer, „und brauche nicht einmal ſo hoch zu ſteigen!“

„Je nun, man kann doch ſagen,“ fiel ein Zweiter ein, „daß man die Sonne auf der Schneekeppe hat untergehen ſehen!“

Das Volk ſtieg hierauf zur Hampelebaude hinab, um dort zu übernachten, und ließ unſere Freunde allein.

Mittlerweile nahm die Dämmerung die letzten Lichtblumen des Tages von den einzelnen Werkenverzierungen an der dunkelblauen ungemeſſenen Demkuppel ab, und die Nacht hing ihre Sternenkränze daran auf. —

„Laß uns noch einen Verſuch machen, Bruder!“ ſprach Heißerlchen zu Rübezahl. „Das Leben und Treiben auf der Erde ſteht dem Menſchen zu nahe, und wie auch die Bilder raſch vor ſeinem Auge wechſeln, ſie ſind ihm doch zu bekannt und verwirren ihn nicht. Aber dort oben iſt jetzt eine andere ihm unbekannte Welt über uns aufgegangen; laß ſie durch deine Phantaſiegläſer dort hineinſchauen; das kann ihr Gemüth nicht faſſen, da müſſen ſie erliegen, und wir werden endlich einmal ſie auslachen können!“

Sie näherte ſich hierauf freundlich der Madame Hirt, hörte erſt nicht ohne Theilnahme zu, wie viele der Frau von Geierſtein vieles aus ihren häuslichen Leiden und Freuden erzählte, wie dieſe wieder gar herzliche Worte für Mitleute und Mitleid hatte, und unterbrach, faſt neidiſch, daß ſie hier nicht mitzuſprechen wußte, die Freundinnen endlich, indem ſie ſagte: „Laſſen Sie uns nicht die Zeit verlieren und lieber den heiteren Nachthimmel beſchauen. Die herrlichen Fernröhre, die ihnen der Herr Doktor Mißpickel gleichen, vergrößern die Sterne um das Tauſendfache und werden Ihnen wunderbare Sachen zeigen!“

„Nein! nein!“ entgegnete Madame Hirt, „ich will die Sterne lieber bloß mit meinen Augen anſchauen! Sehen Sie, mir ſtarb einſt ein Kind, und ehe ſich ſeine lieben Augen ſchloſſen, glänzten ſie noch einmal auf wie zwei himmliſche Sterne. Wenn ich nun den Nachthimmel betrachte, ſo wird mir gar wohl um's Herz, denn bei jedem Sternchen denk ich: mein Kind ſchaue mich wieder an! Wären die Sterne aber tauſendmal größer als ſie ſind, ſo hätten ſie ja nicht mehr Raum in den Augen meines Kindes, und das theuerſte Bild ginge mir verloren!“

Frau von Geierstein wendete sich zur Mauthrentantin und sagte: „So fühlt ein menschliches Herz! So füllt eine Mutter das Weltall mit ihrer Liebe aus! Sie ist es werth, daß wir sie unsere Freundin nennen."

Die Kinder spielten während dem mit dem kleinen Karl, ließen sich von ihm den nächtlichen Elfentanz lehren, hielten die kleinen Elfen, die sich in ihre Reigen mischten, für Nachtschmetterlinge oder Johanniswürmchen, mit denen sie sich haschen konnten, und freuten sich nebenbei über die schönen glänzenden Sternbilder des großen Bären, der Glucksheune u. s. w.

Der Doktor stand aber sinnend zwischen den beiden Männern und nahm öfters eine Prise. Er ärgerte sich nicht mehr, daß seine Schadenfreude ihm nicht gelungen war, sondern fühlte sich vielmehr durch die Ahnung zu den Menschen hingezogen, daß es wohl Stunden geben möge, in welchen sie den Geistern innig verwandt wären und war fast verlegen, da ihm der Madame Hirt Worte nicht entgingen, wie er den letzten Versuch einleiten solle. Allein der Rath knüpfte selbst ein Gespräch über Herschels Abhandlung über den Bau des Himmels mit ihm an, und redete von jugendlichen und alternden, von werdenden und zusammengesunkenen Fixsternsystemen. „Bei dem allen," schloß er endlich, „ist mir's doch sehr erfreulich, daß jener tiefsinnige Beobachter unser Fixsternsystem unter die jugendlichen stellt!" — Der Doktor sah ihn lächelnd an.

„Hören Sie nur," fuhr der Rath fort, „ich will Ihnen dieß erklären, und lassen Sie das spöttische Lächeln! Sehen Sie, die Sonnen waren anfangs ohne Ordnung durch einander gestreut, bis die ihnen eigene Anziehungskraft sie um gemeinschaftliche Mittelpunkte versammelte. Eine erst seit Kurzem wirkende Anziehungskraft konnte dieß natürlich noch nicht zur Ordnung bringen. Da nun nach Herschels Voraussetzung die Sonnen unseres Fixsternsystems noch in einem zweiarmigen länglichen Streifen beisammen stehen, so muß die Anziehungskraft auch noch eine jugendliche seyn, weil sie noch nicht die vollendete Form bewirken konnte. Andere Systeme, die schon die elliptische oder Kreisgestalt angenommen haben, sind daher von höherem Alter, und noch andere, deren Sonnen schon ganz eng um den Mittelpunkt gedrängt erscheinen, wahrscheinlich schon im Zustande des Unterganges und des Versinkens!"

Der Doktor hielt sich nicht länger, lachte laut auf und wollte antworten, allein der Oberamtmann, welcher schmerzhaft zusammenfuhr, als störe ihn jemand in einem süßen Traume, fiel hastig ein: „Muß denn der Mensch sich immer an die Werkstatt des Schöpfers stellen wollen? er wird ja doch nimmer das innere kräftige Getriebe des großen Perpetuum mobile erforschen. In einer solchen Stunde, wo die Zeit eben

einen Tag aus unſerm Leben weggeſtrichen hat, und die Ewigkeit ihre Sternenſaat vor uns ausbreitet, mag ich nicht die menſchlichen Meinungen von weitenten und vergehenden Sonnenſyſtemen hören!"

„Sie ſollten nur einmal durch das herrliche Teleskop des großen Herſchel ſehen!" antwortete der Rath. „Ich war vor mehreren Jahren in England, hab ihn geſprochen, durch ſein Fernrohr geſchaut, und ſowohl den Sternhaufen im Sternbild der Krippe, als auch die Nebelflecke im Fuchs und im Orion beobachtet!"

„Ei, ſo betrachten Sie den Himmel doch einmal durch meine Fernröhre! Ich verſichere, ſie ſtehen ſelbſt den Herſchelſchen Gläſern nicht nach!" fiel Rübezahl ein; „ſuchen Sie geſchwind Ihre weitenten und vergehenden Sonnenſyſteme.

Die Männer folgten und hielten ſchnell die Teleskope vor's Auge. — Aber wohin trang durch dieſe Geiſtergläſer ihr Blick? — Vor einem höhern Lichtglanz zerrannen die Nebelflecke, und auch der irdiſche Nebel ſank vor dem herrlichen Auge der Schauenden; alles geſtaltete ſich, und die Sternvölker wurden zur Flammenſchrift der ewigen Weisheit und Liebe.

Rübezahl beobachtete beſonders aufmerkſam den Oberamtmann, der faſt zitternd daſtand, während ihm das Herz beinahe hörbar im Buſen ſchlug. Er konnte ſich einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, indem er meinte, das werde nun doch wohl zu viel ſeyn für ein menſchlich Gemüth. Der Oberamtmann aber, als er vor unaufhaltſam hervordringenden Thränen nicht mehr ſehen konnte, warf ſich dem Doktor an die Bruſt und rief begeiſtert: „Ja, du mein geliebter Freund! ja, glaube mir, wir ſind unſterblich! — ich bringe dir ſichere Kunde von dort oben, denn alle Himmel bin ich durchwandert, von Welt zu Welt bin ich im Sturm geſchritten, aber auf jedem Sterne ſteht die Hoffnung und der Glaube an einen Gott und an ein Wiederſehen!"

„Ich wußte es längſt!" ſagte der Doktor ſehr ernſt.

„O, wie ſoll ich dir danken?" fuhr der Oberamtmann fort, „daß du mir Flügel gelichen haſt, mich von der dunklen Erde aufzuſchwingen, und für das arme, vergängliche Leben mir Troſt herabzuholen vom Unvergänglichen! — Ueberlaß mir das Teleskop, nimm mir es nicht wieder! Ich will nur ſelten durch daſſelbe zum Himmel aufblicken; aber wann die Stunden kommen, wo die Noth und der Jammer dieſer Erde und die Schwäche unſerer Hülle von Staub den Geiſt zu ſehr niederdrückt: dann will ich dein Teleskop in nächtlicher Stille mir vor das bange Auge halten, und die ſeligen Augenblicke herbeirufen, wo man dem Weltgeiſt näher iſt als ſonſt, und eine Frage frei hat an das Schickſal!"

Jetzt nahm der Rath, der auch, von tiefer Rührung ergriffen, sein Schreiben weggelegt hatte, den silbernen Kelchbecher voll alten Ungarweins, auf sie zu, und kredenzte ihn den Freunden mit den Worten:

„Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!"

Da reichten sich die Männer die Hände, gelobten sich eine treue Freundschaft, und tranken, während die Frauen auch in Liebe eins waren, und die Kinder mit den freundlichen Elfen ihre Reigen um sie her tanzten, aus dem geweihten Becher Brüderschaft mit einander.

„Nun aber, mein herzgeliebter Bruder!" sprach der Oberamtmann zum Doktor, und hielt dessen Hand innig umfaßt, „nun sollst du mir auch die erste Bruderbitte nicht abschlagen. Du hast mir gesagt, daß du zwar unabhängig von aller Welt, jedoch auch einsam mit deinem Kinde lebst; so ziehe nun mit uns in unsere Heimath, laß deinen Knaben mit meinen Kindern fröhlich aufwachsen; was wir dir bieten können, Bruder- und Schwester- und Kindesliebe, das findest du doch nirgends so wieder. Nur du bringst uns den Reichthum deines Geistes und deine schönen, reinen Phantasiegläser mit. Durch sie laß uns oft die Erde und den Himmel, das Leben und die Ewigkeit beschauen; ich fühl' es, du wirst in mir aufwecken, was lange tief geschlafen hat; du wirst mir das Leben mit etwas Höherem würzen, und wir wollen dann oft und würdig von großen Dingen sprechen!"

Der Doktor schwieg überrascht; aber die Mutter und die Kinder hatten des Vaters Bitte vernommen und eilten herzu. Madame Hirt hielt den Karl bei der Hand und sprach, in ihres Gatten Bitte mit einstimmend: „Ihr Sohn braucht ja noch eine Mutter!" Die Kinder hingen sich liebend an den Doktor und riefen: „Ja, du sollst mit uns ziehen! du sollst unser lieber, guter, herziger Onkel Mitschickel seyn!"

Und Karl umschlang die Mutter fest und sprach: „Thu es doch, Vater! ich habe die Kinder so lieb, und lasse nicht wieder von der Mutter!"

Da zog ein ungekanntes Gefühl unbeschreiblicher Liebe und Sehnsucht durch des Doktors Brust. Seine Zweifel an die Menschen waren besiegt; es war ihm, als müsse er ein kurzes Menschenleben wagen für die unvergängliche Liebe, die er gewinnen konnte, und als auch Heißperlchen sich die Augen trocknete und ihm bejahend zuwinkte, so konnte er nicht widerstehen, öffnete weit seine Arme, umschlang sie alle und willigte ein.

Der Rath füllte noch einmal den Becher und gab ihn im Kreise umher, und aus den heitern Augen der Frau von Geierstein strahlte ein süßer Trost über alle hin, wie Sternenglanz aus einer bessern Welt.

Mild und klar ſtieg jetzt der Mond am öſtlichen Himmel auf, als wolle er Zeuge ſeyn der Liebe, die alle Weſen, Geiſter und Menſchen vereinigt, und während die übrigen ſich innig umſchlungen hielten und ſtill entzückt zuſahen, wie des Mondes Schimmer im Thale unten mit den Schatten der Nacht, als wären es die Träume der Menſchen, ſpielte, zog Rübezahl ſeine Schweſter in die dunkle Halle der Kapelle, die auf dem Gipfel der Schneekoppe ſteht und ſagte: „Schweſter, was ſagſt du zu meinem Entſchluß? — Ich habe mich wohl übereilen laſſen? — Lache mich nur nicht aus!“

„Ich lache nicht!“ entgegnete Heißſperlchen, „denn ich wünſchte, ich könnte mit euch ziehen und bei euch wohnen!“

„Das iſt mir lieb!“ fuhr er fort; „aber nun fürcht' ich mich nur vor dem Triumph der Eisfluthel! — Wenn wir's ihr lieber verſchweigen könnten!“

„Sie weiß es ſchon!“ ſprach eine ſanfte Stimme, und als ſie ſich umſchauten, ſtand Frau von Geierſtein hinter ihnen, und verwandelte ſich alsbald in Eisfluthels Geſtalt.

„Schweſter!“ rief Rübezahl und reichte ihr die Hand entgegen.

„Haſt du nicht meine Nähe geahnet?“ fragte ſie. „Ich hab' euch unerkannt überall begleitet; ich war der Commandant auf dem Kienaſt, hab' euch unter des alten Zeidlers Geſtalt auf das Gebirge geführt und bin als Freundin jetzt Zeuge eures Bundes geweſen. Verzeiht mir, daß ich euren harten Proben eine Grenze ſetzte, und aus Liebe zu den Menſchen ihnen manchmal den Weg zeigte!“

„Und ich ſoll nun wirklich mit ihnen gehen und bei ihnen leben?“ fragte Rübezahl.

„Ja!“ ſprach Eisfluthel, „ich verlang' es von dir! Das Menſchenleben iſt eine ernſte Schule für die Geiſter, und du wirſt reich daraus wiederkehren. Habt ihr die beiden Genien nun wohl erkannt, die dem Menſchen ſchützend zur Seite ſtehen? — Es iſt die Liebe und die Religion! — Sie haben meine Freunde gegen euch vertheidigt, ſie haben den Sieg errungen und bei euer letzten Feuerprobe ſelbſt einen Phönix aus den Flammen aufſteigen laſſen; denn in einem Gemüthe, welches ſie in Verein mit Verſtand und Einbildungskraft bewohnen, wird leicht die Himmelstochter, die ächte Poeſie, geboren! — Geh' nun und erziehe dein Geiſterkind unter den Menſchen, auf daß es lieben, hoffen und glauben lerne. Und haſt du deinen Freunden oder ſie dir die Augen zugedrückt, dann eile fröhlich zurück auf dein altes blaues Gebirge, freue dich des Beſuches der Menſchen und flüſtere ihnen mit deiner Geiſterſtimme heilige,

große Gedanken ein, wenn sie hier Erde und Himmel weit vor sich ausgebreitet sehen. Und du, mein Schwesterchen!" sprach sie zu Heißsperlchen, die beschämt vor ihr stand, „spiele du nicht mehr die Manthrentantin, sondern laß uns zu unsern Quellen zurückkehren und dort fröhlich walten und nützen!"

Die Geschwister gingen zur Gesellschaft zurück, und brachten die schöne Sommernacht in ernst-heitern Gesprächen zu. Als endlich der Tag anbrach und die Sonne wieder aufstieg und ihre Kinder im Thale weckte, hob Willibald mit seinen Geschwistern das schöne Lied an:

„Lobt den Herrn! die Morgensonne
Weckt die Flur aus ihrer Ruh ꝛc."

Alle stimmten ein, und auch der Doktor sang recht aus Herzensgrunde mit. Dann schieden sie von einander, und Rübezahl und Karl zogen freudig und getrost mit ihren Lieben in ihre Heimath und in das Menschenleben herab, und es hörte von jenem Tage an der böse Spuk auf dem Riesengebirge auf.

Ihr aber, meine lieben Kinder! vergeßt das ja nicht, was ich euch jetzt erzählt habe. Laßt Liebe und Frömmigkeit auch eure Führerinnen durch's Leben seyn. Durch sie allein werdet ihr wahre Freunde erwerben, durch sie das zweifelvollste Herz endlich besiegen, und eurem Verstand und eurer Einbildungskraft durch sie den rechten Weg zeigen. Und wenn ihr einst das schöne Riesengebirge bereiset, an den Ruinen des alten Bergschlosses Kienast steht und traurig auf seine versunkene Herrlichkeit blickt, dann erinnert euch an mein Mährchen, wie der kleine Karl als Wetterhahn auf dem alten Thurme stand und dreimal krähte, und denkt: „Alles vergeht, nur die Treue besteht, und wir wollen uns nimmer verläugnen!"

Und habt ihr dann das Gebirge und die riesigen Steinplatten der Rübezahlskanzel erstiegen, so denkt: „Die Welt ist überall Gottes Tempel; hier von dieser Kanzel predigt uns die heilige Natur, und unvergänglicher, als in die Steinplatten des Moses, sollen Gottes Gebote in unsere Herzen geschrieben seyn!"

Und steht ihr endlich auf dem Gipfel der Schneekoppe, dem Himmel näher und hoch über dem Menschenleben unter euch, und seht die Sonne untergehen und die Sterne aufziehen, dann denkt: „Gute Nacht, Mutter! gute Nacht! — auf jedem Sterne dort oben steht die Hoffnung und der Glaube: Es ist ein Wiedersehen!"

Rübezahl unter den Menſchen.

Fortſetzung des Mährchens: „Rübezahl und ſeine Schweſtern.“

Zweite Abtheilung.

Der Freundſchaftsbund zwiſchen dem Oberamtmann Hirt und dem Doktor Mißpickel war nun alſo in der ſternhellen Sommernacht auf dem Gipfel der Schneekoppe nur noch feſter geſchloſſen worden, und der letztere ſchickte ſich auch wirklich an, ſeine Zuſage zu erfüllen, das Rieſengebirge auf einige Zeit zu verlaſſen und in der Familie des Oberamtmanns Hirt ſeinen kleinen Sohn zu erziehen. Ehe er aber abreiste, ladete er ſeine beiden Schweſtern noch zu einer geheimen Unterredung an der Rübezahlskanzel ein.

„Ihr habt es beide eigentlich veranlaßt,“ ſprach er, und zog ſie auf die rieſige Felsbank neben ſich nieder, „daß ich mein ſchönes Gebirge auf einige Zeit verlaſſe, um mit den Menſchen dort unten in den dunkeln Thälern zu leben. Man muß bisweilen allerdings ſolche Verſuche machen, um etwas Veränderung in unſer oft langweiliges Leben zu bringen, und ich werde mich auch ſchon zur gehörigen Zeit zurückzuziehen wiſſen, ſobald es mir da unten nicht mehr anſtehen ſollte. Aber ſo ganz ohne alle Aufſicht kann ich mein Reich doch nicht laſſen, es muß doch jemand an meiner Statt über das Rieſengebirge die Herrſchaft führen!“

„Hierzu ſind wir hoffentlich die Nächſten!“ fiel Heißperlchen ein, „und ich bin die ältere Schweſter!“

„Das biſt du allerdings,“ entgegnete Rübezahl, „aber du haſt dir in deiner heißen Quelle im Thale ein ſehr hitziges, ſtörriſches Weſen angewöhnt, und treibſt gewöhnlich einen ziemlichen Spektakel mit deiner Geſellſchaft in Warmbrunnen, über den ich mich ſchon oft geärgert habe; deſhalb ſey' ich ein größeres Vertrauen in Schweſter Eisfluthel, die viel

einſamer wohnt, die Gebirgsweiſe beſſer kennt und eine viel ſanftere Gemüthsart beſitzt. Sey du daher nicht böſe, mein liebes Schweſterlein, wenn ich die Jüngere zu meiner Stellvertreterin wähle; treibe du, wenn du es nicht laſſen kannſt, deine tolle Wirthſchaft weiter mit den Menſchen, und verdrehe ihnen immer die Köpfe durch den Begriff der ſogenannten Badeſaiſon; du wirſt dabei nach gewohnter Weiſe mehr Unterhaltung finden, als hier auf meinem einſamen Gebirge. Du aber, Schweſter Eisfluthel, übernimmſt einſtweilen hier mein Regiment. Vergiß nicht, auf die Worte des Sturmes zu hören, wenn er von fern her kommt und Nachricht bringt; ordne die Wolken, wenn ſie vorüberziehen und ſich am Gebirge lagern; zeige den Gewittern ihren Weg, die ſich hierher verirren, und beſprenge das Gebirge allmergentlich mit Thau, daß es die aufgehende Sonne nicht ohne Schmuck finde, und wenn die Wolken von hier aus nach Weſten ziehen, ſo ſende mir Nachricht mit ihnen!“

Eisfluthel verſprach des Bruders Auftrag zu erfüllen, und ſo trennten ſich denn die Geſchwiſter; und Rübezahl eilte, ſeine Freunde, die bereits den Fuß des Gebirges erreicht hatten, einzuholen.

Der Oberamtmann Hirt wäre nun gern auf der Stelle nach ſeiner Heimath abgereiſt, allein Doktor Mißpickel mußte ſich und ſein Söhnchen vorher doch mit einiger menſchlichen Garderobe noch verſehen, und da es ihm an Geld nicht mangelte, denn er hatte ſich reichlich damit verſehen, ſo ließ er es an nichts fehlen, legte ſeine Kleider und Wäſche an und trug auch eine ſilberne Brille. Die Reiſewagen wurden mit ſchweren Koffern beladen, und die Freunde reiſten nach ihrer Heimath ab.

So lange die Wege gut und feſt waren, kam dem Doktor Mißpickel und ſeinem Söhnchen das ſchnelle Fahren in einem Wagen ſehr luſtig vor und beide konnten ſich nicht genug über das kräftige, muntere Weſen der Pferde erfreuen. Als man aber endlich von den feſten, ebenen Wegen in die tiefen, ſandigen Gleiſe gelangte, wo die Pferde mit Anſtrengung die ſchweren Wagen nur im Schritt fortzuziehen vermochten, wurden beide ſehr ungeduldig und der kleine Karl ſprang oft vom Wagen herab, ſtellte ſich hinter denſelben, und verſuchte mit aufgeblaſenen Backen zur großen Beluſtigung der Uebrigen den Wagen durch Wind raſcher fortzutreiben, wie ihm dieß auf dem Rieſengebirge mit den Wolken wohl bisweilen gelungen war; allein die Wagen waren keine Wolken und das Windmachen erregte nur läſtigen Staub und wurde deßhalb dem kleinen Windmacher unterſagt.

Nach mehreren Tagen erreichte man endlich die Heimath des Oberamtmann Hirt; ein freundliches Zimmer wurde dem neuen Hausfreunde angewieſen, und der kleine Karl zu den übrigen Knaben gebettet. Aber

wie schien das sonst geräumige Haus dem Doktor Mißpickel doch so enge, dessen Wohnung bisher das gewaltige Riesengebirge gewesen war, und wie fühlte er im Anfange ein großes Mißbehagen, wenn ihn statt der Morgensonne auf dem Gebirge hier der Bediente des Oberamtmanns weckte und ihm den Kaffee brachte. Dann griff er immer zuerst nach der Pfeife und dampfte einige Minuten zum Fenster hinaus, indem er sich einbildete, er lasse hier ebenfalls wie auf dem Riesengebirge Wolken aufsteigen.

Täglich aber trieb es ihn hinaus in's Freie; er ging allein in den Wald, suchte die mit Birken bewachsenen Hügel der Umgegend auf, um von ihnen in die Ferne zu schauen, und antwortete seinem Freunde, wenn dieser ihn fragte, warum er denn so oft allein spazieren gehe? „er müsse seine alte Freundin, die Waldeinsamkeit, aufsuchen!“ Dessenungeachtet nahm er aber auch an den Beschäftigungen des Oberamtmanns gern Theil; die Feldwirthschaft, die Forstkultur, die Jagd und Fischerei waren ihm ja alles neue und unbekannte Dinge, und er mußte oft über die Anstrengungen und Mühe der Menschen lächeln, womit sie die mächtige Natur nach ihrem Willen zu beherrschen suchten und die dennoch oft genug fehlschlug. Und wenn nun Abends die Geschäfte des Tages vorüber waren und die Familie sich um den Theetisch versammelte, wo ihnen der Vater aus einem guten Buche etwas vorlas, so konnte der Doktor Mißpickel sich wieder nicht genug darüber wundern, wie die Menschen ihre Zeit damit hinbrächten, Bücher zu schreiben, und theils eine Weisheit darin auszukramen, die in dem großen Buche der Natur viel deutlicher geschrieben stehe, theils Sachen und Personen zu erdichten und als wirklich darzustellen, die man eigentlich nur dem Traume verzeihen könne.

Aber ein ganz ruhiges, geschäftsloses Leben mochte er doch auch unmöglich führen, und er beschloß daher, einige dieser menschlichen Beschäftigungen zu erwählen und zu versuchen, was er darin zu leisten vermöchte. „Ich will,“ sprach er zum Oberamtmann Hirt, „dir nicht länger verschweigen, daß ich ein bedeutender Künstler bin; schaffe mir also alles was zur Malerei und zur Musik gehört, laß mir den Schlüssel zu deiner Bibliothek und verschreibe mir ein ausgezeichnetes Jagdgewehr, damit ich dich auf deinen Jagden begleiten kann; du wirst sehen, was ich in allen diesen Sachen leisten werde; nur muthe mir nicht zu, an deinen sogenannten ökonomischen Geschäften ferner Theil zu nehmen und dabei zu stehen, wie du die alte freundliche Erde mit Pflug und Egge bis auf's Blut quälst und ihr deine Saaten einstreust, die sie sonst nicht getragen haben würde; oder daß ich dir helfen soll, Bäume zu pflanzen und zu erziehen, daß

damit du ihnen künftig ihre Früchte rauben oder sie einst selbst wieder umhauen und verbrennen kannst!"

Doktor Mißvickel fing also an zu malen. Doch stellten seine Landschaften gewöhnlich nur Aussichten auf das Gebirge vor, denn, ohne es absichtlich zu wollen, führten ihn seine Gedanken doch immer zurück nach dem Riesengebirge, und das stille Heimweh, von dem auch der Gnomenfürst nicht frei war, gewann Beruhigung, wenn er wenigstens im Hintergrunde des Bildes seine geliebten Berge aufsteigen sah. Der Oberamtmann Hirt, der ihn oft bei seinen Beschäftigungen besuchte, freute sich zwar über seine schnell erlangte Kunstfertigkeit, tadelte aber die zu große Einförmigkeit seiner Bilder, verlangte, daß er, statt der bloßen Naturgegenstände und der Aussichten in freier Luft, doch auch Scenen aus dem menschlichen Leben auf der Leinwand darstellen solle, und nannte dem Doktor, da er dessen Hang zur Satyre kannte, manche Situation, in der er volle Befriedigung gefunden haben würde. Der Doktor lächelte dann, konnte auch nicht widerstehen, machte den Versuch und gefiel sich eine Zeitlang darin; aber er kehrte immer wieder zu seinen Landschaften zurück, aus den ihn die blauen Berge grüßten, und in denen er Bäume, Flüsse, Wolken malen und so die innere Sehnsucht beschwichtigen konnte.

Wenn nun aber die Landschaft fertig vor ihm auf der Staffelei stand, und ein Gefühl seine Brust durchzog, was der Gnome früher nicht gekannt hatte und dem er auch jetzt keine Worte zu geben verstand, so erfaßte er unwillkürlich die Violine, und wie die Saiten hier unter seinen Fingerspitzen bebten, die sein Bogen bald leise, bald stark zur Schwingung brachte, ward es ihm auch, als ob dieß die Sprache für das tiefe, unnennbare Gefühl der Seele sey, und was ihm die Hand geführt hatte, als er die Landschaft entwarf, das schien ihm jetzt aus den Saiten entgegenzuklingen, die seine Finger berührten. —

Nach einer solchen Stunde eilte er gewöhnlich hinaus zu seiner Freundin, der geliebten Waldeinsamkeit, wo er das, was er bei den Menschen neu gelernt hatte, mit seinen frühern Erfahrungen zu vergleichen und es dann zu verstehen suchte, und wenn er nun hier allein auf dem schattigen Gipfel saß, die Brust von menschlichen Gefühlen erfüllt, und es ihm einfiel, er sey der Gnomenfürst, wolle sich nach seiner Weise zerstreuen und deßhalb seine Gnomen herbeirufen, so wurden seine Befehle doch vergeblich hier ausgesprochen, denn diese Hügel waren nicht von den kleinen neckenden Berggeistern bewohnt, wohl aber nisteten unzählige Vöglein im Gebüsch und sangen vielstimmig durch einander; wohl summte der Käfer vorüber und die Grille zirpte im Moose. Wenn dann der Oberamtmann

Hirt und seine Familie den Freund in der Abendstunde auf seinem Lieblingsplätzchen aufsuchten, wenn man dort die Sonne untergehen sah und die Kinder ein Abendlied anstimmten, so konnte der Doktor, der wieder heiter wurde, seine Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß die so verschieden in einander klingenden Stimmen der Natur und ihrer Geschöpfe doch keinen widrigen Eindruck machten, und vielmehr gewissermaßen harmonisch ineinanderflössen.

Beide Freunde verloren sich dann in ein Gespräch über die Wirkung der Musik, und der Doktor sagte einst bei einer solchen Gelegenheit: „Freund, jetzt will ich dir die Augen öffnen! Als du mich neulich in das Concert der benachbarten Stadt führtest, machtest du mich ganz besonders auf die Wirkung einiger gut vorgetragenen Fugen aufmerksam, und wir suchten die Frage damals vergebens zu beantworten, wie ein Componist zuerst wohl auf die sonderbare Zusammenstellung der Fuge gekommen seyn möchte, und warum sie mit so großer Wirkung besonders bei ernsten Musikstücken angewendet werde? — Jetzt will ich dir's erklären. Der Mensch hat die Fuge der Natur abgelauscht und hat sie nicht selbst erfunden. Blicke nur mit offenen Sinnen um dich und höre auf die verschiedenen Stimmen des großen Concertes: die Lerche fängt mit der ersten Stimme an; die andern Vögel fallen nach und nach ein; der Kukuk, der Pyrol, der Kranich rufen dazwischen; aus dem Thale erschallt das Geläute und das Brüllen der Heerden; das Rauschen des Windes in den Bäumen fällt mit der Baßstimme ein und nun zieht sich das Solo der Nachtigall, von den Fröschen leise begleitet, durch die immer sich wiederholenden Chöre, die der Mensch endlich durch das seinige verstärkt, und so die große harmonische Fuge schließt. Siehst du, Freund, auf einem Hügel, wie wir, saß der Erfinder der Fuge, und belauschte auch hier nur die Natur!"

„Du hast recht," entgegnete der Oberamtmann, und der Grundtext dieser großen Naturfuge, in den alle einstimmen, ist immer nur:

„Freut euch des Lebens!
Lobet den Herrn!"

Der Doktor trieb den Oberamtmann nun auf einmal, eine Jagd zu veranstalten, denn er wünschte auch dieß Vergnügen kennen zu lernen, an welchem sein Freund so leidenschaftlich hing. Mit dem nächsten Morgen ging es also hinaus; der Wald glänzte noch im Thau und die frische Morgenluft wehte erquickend durch die Fluren. Auf einem bestimmten Platze im Walde fand man die Jäger und Treiber versammelt; man begrüßte sich gegenseitig; der Oberamtmann ertheilte mit einer gewissen Wichtigkeit dem Förster die nöthigen Anordnungen, und die Jagd begann.

Ein großes Tannengehäge wurde zuerst abgetrieben; Doktor Mißpickel hatte einen der besten Posten erhalten, wo er gewiß zu Schusse kommen sollte. Kaum stand er nun an der alten Eiche, so erklangen schon die Hörner und gaben das Zeichen zur Jagd; die Klappern der Treiber schallten alsbald durch den Wald; in der Ferne zeigte sich flüchtiges Wild und bald darauf fielen auch mehrere Schüsse. Dem Doktor, dem die ganzen Zurüstungen erst lächerlich gewesen waren, fing doch an das Herz höher zu schlagen; mit gespannter Aufmerksamkeit schaute er um sich, und als nun endlich auch bei ihm ein Rehbock herausbrach, drückte er in größter Eile sein Gewehr nach ihm ab, fehlte aber und sah mit Erstaunen und Verdruß das Thier flüchtig weiter fortsetzen. So ging es ihm noch einigemal, und als das Treiben vorüber war und mehrere Schützen ihr erlegtes Wild herbeischaffen ließen, ärgerte sich der Doktor, daß er nichts erlegt hatte und man ihm sogar die Fehlschüsse spottend vorrechnete.

„Was ist denn nun eigentlich daran Schuld, daß ich nichts treffen kann?“ fragte er sich unwillig, als er bei dem nächsten Treiben wieder allein auf seinem Posten stand. „Doch nur das unruhige, einfältige, menschliche Herz, das ich jetzt in der Brust trage, das bei jeder Bewegung des Gemüthes stärker klopft, die Pulse unruhiger treibt, den Athem kürzer macht. Muß denn das so seyn? Ich will doch sehen, ob der Wille eines Gnomenfürsten bei solcher geringfügigen Gelegenheit nichts über das elende Herz vermag!“ Mit diesen Worten suchte er beim nächsten Treiben ein ernstes, gefaßtes Wesen anzunehmen, lehnte sich ruhig an seinen Baum, schaute gleichgültig nach dem Dickicht hin, in welchem die Klappern der Treiber wieder ertönten, und war entschlossen, gar nicht mehr zu schießen. Jetzt aber rauschte es in den nächsten Gebüschen; wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es den Doktor; der Athem hielt an, die Augen starrten nach der Stelle hin, von der ein Trupp Hirsche sich auf ihn losstürzte, und ohne zu zögern, erfaßte er sein Doppelgewehr und gab Feuer! Er hatte dießmal gut gezielt; der Hirsch zeichnete mit einem gewaltigen Sprung und stürzte bald darauf in voller Flucht zusammen. Kaum erblickte dieß aber der Doktor, als er alle Ordnung der Jagd vergessend sein Gewehr wegwarf, auf den verendeten Hirsch zueilte, ihn von allen Seiten besah und endlich sich auf ihn stellte und in einen lauten Jubel ausbrach. Dieß gab denn wieder eine neue Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen und ihn zu überzeugen, daß wieder das menschliche Herz ihm diesen Streich gespielt habe. Dessenungeachtet blieb er von Stund an ein großer Freund der Jagd. „Denn, wer einmal Mensch seyn will,“ dachte er, der muß, wie ich merke, die Gelegenheit wahrnehmen,

wo ihm das Herz, von Erwartungen erfüllt, einmal höher schlägt, als gewöhnlich!"

Wenn es nun von der Jagd nach Hause ging, die Oberamtmännin mit den Kindern die Jäger empfing und man sich fröhlich zur Mahlzeit setzte, bei der schmackhafte Speisen aufgetragen wurden, dann gefiel es dem Doktor sehr wohl, mit den übrigen Jagdgenossen das Glas zusammenzustoßen, und unter den unzähligen Jagdgeschichten auch die Erzählung seiner gelungensten Jagdthaten mit einem Triumphe einzumischen, den er kaum als Gnomenfürst während der Verwaltung seines Reiches empfunden hatte.

Nach solchen in lustiger Gesellschaft verlebten Jagdtagen pflegte der Doktor sich dann gern auf einige Zeit in die Bibliothek seines Freundes zurückzuziehen, und sich mit den Werken der alten und neuen Literatur bekannt zu machen. Ganz besonders zogen ihn die dramatischen Schriften an, und er sagte dem Oberamtmann: „Freund, du mußt mich durchaus in ein Theater führen, denn ich will mit meinen Augen sehen, wie der Mensch sich selbst vorzustellen und diese sogenannten Schauspiele aufzuführen vermag!" Die Gelegenheit hierzu fand sich bald, die Freunde reisten in eine Stadt, wo ein gutes Theater vorhanden war, und besuchten das Schauspiel mehrere Abende hinter einander, wo sie die verschiedenen Gattungen dramatischer Stücke vor sich aufführen sahen. Wenn sie dann Abends aus dem Schauspiele nach Hause kamen, dann wurde über das, was sie gesehen hatten, geurtheilt.

Der Doktor zeigte eine große Vorliebe für's Lustspiel, weil ihm Witz und frohe Laune über alles ging und äußerte oft, er halte es nicht für schwer ein gutes Lustspiel zu schreiben, und noch weniger es darzustellen! Als der Oberamtmann zweifelnd über diese Behauptung lächelte, nahm der Doktor empfindlich eine Prise und sagte für sich: „wir wollen sehen, wer recht hat!"

Am nächsten Abend wurde das bekannte Lustspiel: „die Drillinge" gegeben; die Freunde eilten, ihre Plätze im Theater einzunehmen, und besonders der Doktor, der dieß Lustspiel gelesen, versprach sich eine gute Wirkung und viel Genuß davon.

Ein fremder Schauspieler gab die schwere, jedoch dankbare Rolle, in welcher er alle drei Brüder nach und nach darstellen und die Aufgabe erfüllen muß, bei der sprechendsten Aehnlichkeit ihrer äußern Gestalt doch ein durchaus verschiedenes Wesen anzunehmen, dergestalt, daß man zwar sehr ähnliche, aber doch auch ganz verschiedene Menschen zu sehen glaubt. Der fremde Schauspieler war aber dieser Rolle nicht gewachsen; er suchte auf eine gemeine Weise sich zu verstellen, wußte nur plump den einen

Bruder vom andern zu unterſcheiden, und mißfiel dem Publikum bald ſo ſehr, daß es unruhig wurde und ihn endlich durch Pochen von der Bühne vertrieb. Dem Doktor machte dieſe Störung anfangs außerordentlich viel Spaß, und er verfehlte auch nicht, einigemal ſo gellend mitzupfeifen, daß ſeine Nachbarn faſt vor Schreck zu Boden geſtürzt wären; als nun aber endlich der Theaterdirektor hervortrat, um ſich bei dem Publikum wegen der mißlungenen Vorſtellung zu entſchuldigen, zugleich aber auch bemerkte, daß er, wenn das Publikum das heutige Stück nicht ausſpielen laſſen wolle, nicht im Stande ſey, mit einem andern Stücke aufzuwarten, ſo konnte ſich der Doktor nicht länger halten, denn er hatte ſich zu ſehr auf den Genuß dieſes Abends gefreut, wollte auch gern gegen den Oberamtmann recht behalten; er ſprang deßhalb auf die Bank und rief mit lauter Stimme: „Wenn ein hochverehrtes Publikum durch pochende Maßregeln einen höchſt ledernen Drilling von der Bühne entfernt hat, und der Herr Direktor dort oben daraus den Schluß ziehen will, das das heutige Abendvergnügen ſeine Endſchaft erreicht haben ſolle, ſo gebe ich mich hiermit als einen reiſenden Künſtler zu erkennen und erbiete mich, jene Drillinge zu übernehmen, damit das geehrte Publikum die gehoffte Abendunterhaltung nicht umſonſt bezahlt habe!“

Das Publikum erwiederte dieſe unerwarte Rede mit großen Beifallsbezeugungen. Der verlegene Direktor ſtreckte ſeine Arme nach dem neuen Künſtler aus, und der Doktor, den der Oberamtmann vergeblich am Rock zurückzuhalten ſuchte, war mit wenigen Sprüngen auf der Bühne. Die Vorſtellung begann von neuem, und der Doktor gab die Rolle der drei körperlich ähnlichen, am Charakter aber ganz verſchiedenen Brüder mit ſolchem Humor und Gewandtheit, daß nicht allein das Publikum davon entzückt wurde, ſondern auch die übrigen Mitſpieler ihre Rollen freudiger und beſſer ſpielten, ſo daß das Ganze wirklich eine ausgezeichnete Vorſtellung zu nennen war. Am Schluß wurde der Doktor unter großem Jubel gerufen, und dankte zur Beluſtigung des ganzen Hauſes auf eine ſehr komiſche Weiſe im Charakter aller drei Brüder.

Der Oberamtmann ging erſtaunt und ſchweigend nach Hauſe, wo ihn der Doktor ſchon in höchſt aufgeregter, fröhlicher Stimmung erwartete. „Habe ich dich nun überzeugt,“ rief er aus, „daß ich eure Theaterkunſtgriffe verſtehe und das Publikum nach Würden zu behandeln weiß? Aber es mag bei dieſem einen Verſuch bewenden, ob ich gleich gar zu gern auch im Trauerſpiele ein einzigesmal aufgetreten wäre, und zwar als Geiſt im Hamlet, wo den verehrten Zuſchauern die Haare hätten zu Berge ſtehen ſollen; allein wir wollen lieber wieder zu unſerer ländlichen

Einsamkeit zurück, wollen das Leben nicht auf der Bühne abspielen, sondern es verleben und dabei schöne, fröhliche Träume haben, und da will ich dir zeigen, daß ich, statt Schauspiele zu geben, sie dichten kann!“ — Der Doktor hatte diese Erklärung kaum abgegeben und der Oberamtmann die Abreise auf morgen festgesetzt, als der Schauspieldirekter ihnen noch am späten Abend seine Aufwartung machte, um den fremden Künstler mit Lob zu überschütten, ihn zu noch mehreren Gastrollen zu vermögen oder ihn wohl gar für immer zu engagiren. Der Doktor aber wies ihn stolz zurück, ließ dem Direktor ahnen, daß er ein angesehener Mann sey, der bloß aus Liebe zur Kunst heute die Rolle übernommen habe, und gab ihm sogar, als jener sich bescheiden zurückzog, mit vornehmer Freigebigkeit ein bedeutendes Geschenk.

Auf dem Gute des Oberamtmanns wieder angelangt, beschäftigte sich nun der Doktor eifrig mit dramatischen Arbeiten, und lieferte wirklich auch einige allerliebste Lustspiele, die dann an die verschiedenen Bühnen versendet und mit großem Beifall gegeben wurden, was den Gnomenfürsten immer noch mehr anreizte, bedeutendere Dichtungen zu schreiben, weil er in seinem menschlichen Leben sich einen berühmten Namen zu schaffen wünschte.

Aber dem Oberamtmann Hirt selbst war durch das Beisammenseyn mit dem Doktor auch ein ganz neues Leben aufgegangen. Durch die gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen und durch das Alltagsleben zog sich ein Hauch von Poesie, seit der Doktor bei ihm war, und aus dem Austausch ihrer verschiedenen Ansichten und Erfahrungen ging oft die Erkenntniß des Wahren hervor, und der Gnome saß oft in tiefen Gedanken verloren, wenn er die Vorzüge, die er als Geist vor den Menschen hatte, gegen das abwog, was der Schöpfer in die schwache sterbliche Brust gelegt hatte, um sie die Quelle des Schmerzes oder der Wonne werden zu lassen, je nachdem der Mensch mit reiner oder mit schuldiger Hand selbst daraus schöpft. Er hatte das Menschenleben wirklich lieb gewonnen und sich daran gewöhnt; er nahm immer mehr und mehr Theil an den Beschäftigungen des Oberamtmanns, und half sogar der Natur hier dasjenige mühsam abgewinnen, was sie ihm auf dem Riesengebirge auf sein bloßes Geheiß selbst darbot; er besuchte mit seinem Freunde das Gotteshaus, und ließ die Töne der Orgel und den Inhalt der Predigt nicht ohne ernste, erhabene Gedanken an sich vorübergehen, obgleich sonst sein Tempel die weite Natur, sein Altar der Gipfel des Riesengebirges war; er beschäftigte sich gern mit den Kindern, bewunderte den Erfolg sorgfältiger Erziehung an seinem eigenen Sohne, und erfaßte immer mehr mit Liebe und Begeisterung die Gegenstände der Kunst, als eine Würze des Lebens.

So lebten die Freunde lange Zeit einander, die Kinder wuchsen heran, die Eltern wurden alt, und der Doktor, dem die Unbequemlichkeiten des alternden Körpers nicht länger behagen wollten, fing wohl bisweilen an über seinen Rückzug nachzudenken. An mehreren Abenden, die er einsam und in Gedanken verloren auf dem schattigen Birkenhügel zugebracht, waren ihm, wie Brieftauben, helle Wolken vorübergezogen, mit denen ihm Eisfluthel Nachricht vom Riesengebirge gab; sie enthielten die Aufforderung, bald wieder zurückzukehren, und er wollte ja auch nun wieder heim ziehen, nur daß er mit sich über die Art und Weise, wie er von der Familie scheiden sollte, nicht recht einig werden konnte. Nach langem, ernstem Nachsinnen sprach er endlich zu sich selbst: „Du hast nun als Mensch zu leben versucht, hast des Menschen Freuden und Leiden kennen gelernt, warum willst du nicht auch als Mensch von hier scheiden, und so auf dem gewöhnlichen Wege dich von deinen Freunden losreißen? Die Trennung von dem, was dir hier lieb geworden, ist so leicht nicht; das Band, was hier geknüpft wurde, ist so ernst und heilig, mag es sich auch auf eine ernste und erhabene Weise lösen. Du, der du vor den Gnomen in ehrerbietiger Entfernung stehst," fuhr er fort, „tritt nur dreist herzu, alter geschäftiger Tod, und folge mir leise in das Haus meines Freundes!"

Der Doktor kam hierauf nach Hause und klagte, daß er sich sehr unwohl fühle und die Folgen einer Erkältung ihn wahrscheinlich auf das Krankenlager werfen würden. Man wendete erst Hausmittel an, ließ dann einen geschickten Arzt herbeiholen und pflegte den Kranken mit der größten Liebe und Treue; allein alles war vergeblich, die Stunde des Todes nahte; mitten im Kreise der trauernden Freunde, der weinenden Kinder belauschte der Gnome still und ernst die letzten Schläge seines Herzens. Endlich erklärte der Arzt, daß der Doktor verschieden sey, und die Leiche wurde in ein einsames Zimmer gebracht und dort wie gewöhnlich auf ein Brett gelegt. Die Hülle des Doktor Mißpickel schien nun zwar ersterben, aber der Gnome hatte sie noch nicht verlassen, weil er erst sehen wollte, was sein Tod für einen Eindruck auf die Familie machen würde; er hatte jetzt das Gefühl wie jemand, der in tiefer Starrsucht liegt, wo die sich bewußte Seele noch mit dem todten Körper zusammenhängt, und es war ihm daher eine sehr widrige Empfindung, daß ein altes Weib im Todtenzimmer neben ihm saß, und ihm von Zeit zu Zeit ein feuchtes Essigläppchen auf das Gesicht legte. Der Oberamtmann besuchte die Leiche oft; er deckte dann das alte, liebe Gesicht auf, sah ihn lange, lange schweigend an, und verließ dann auch schweigend wieder das Zimmer; die Oberamtmännin besorgte geschäftig die Anordnungen zum

Begräbniß und die Kinder brachten täglich neue Blumen und legten sie weinend auf dem Todten nieder. Als nun aber in der Nacht vor dem Begräbniß der Oberamtmann allein die letzte Wache bei der Leiche seines Freundes hielt, um noch einmal mit ihm allein zu seyn, und die schönen Stunden ihres Beisammenlebens auf der bleichen Wand des Todes wie im Schattenspiele vorübergehen zu sehen, und als er nun tief betrübt und einsam an der Leiche saß und ihr bei dem Schimmer der Nachtlampe in das starre Antlitz sah, sich liebend darüber hinbeugte, und eine heiße Thräne darauf fallen ließ, so schlug der Todte plötzlich noch einmal die Augen auf, reichte dem Oberamtmann die kalte Hand, und ehe dieser das Gefühl des Entsetzens mit dem Gefühle der Freude beschwichtigen und hinauseilen konnte, um das Wiedererwachen des Freundes den Seinigen zu verkünden, gebot ihm der Doktor, sich ruhig neben ihn zu setzen und schweigend anzuhören, was er ihm Wichtiges zu vertrauen habe. Der Oberamtmann nahm von leisem Grauen durchbebt, seinen Platz wieder ein, und der Doktor sprach Folgendes mit blassen Lippen: „Vor allen Dingen muß ich dir, du redlicher, treuer Mensch gestehen," hob er an, „daß ich dich getäuscht habe. Ich bin nicht als Mensch geboren, bin vielmehr der Gnomenfürst des Riesengebirges, den sie den Rübezahl nennen, und der Doktor Mißpickel war nur ein Kleid, was ich auf einige Zeit angelegt, um nach eurer Weise mit euch zu leben."

Der Oberamtmann fuhr erschrocken auf und konnte die Worte nicht zurückhalten. „Also der Rübezahl?"

„Der bin ich!" entgegnete dieser; „aber für dich doch nur der Doktor Mißpickel! Du weißt, wie wir uns kennen gelernt haben, du wirst nun wohl begreifen, daß manches, was sich auf dem Riesengebirge in meinem Beiseyn zugetragen, nur von mir ausgegangen sey, wodurch es dir erklärlich werden wird. Ich wollte euch nicht bloß necken, ich wollte euch auch prüfen, und da ihr das letztere über Erwartung bestandet, gewann ich euch lieb und wollte nun euch und das Menschenleben näher kennen lernen, was ich bisher nur mit Geringschätzung betrachtet hatte. Jetzt kenne ich es, ich habe mit dir und den Deinigen glückliche Jahre verlebt, die ich nie vergessen werde, selbst nach Jahrtausenden nicht; ich trete jetzt mit ganz andern Erfahrungen und Ansichten auf meine höhere Stufe zurück, und kann dich versichern, daß ich die Weisheit des Schöpfers fast mehr noch bewundere, seit ich ein Mensch gewesen bin. Auf der großen Stufenleiter der Wesen steht der Mensch zwischen Geist und Thier mitten inne, allein was er von beiden hat, ist so herrlich abgewogen, daß es gegenseitig sich nährt, bildet, veredelt. Mit unbegrenzter Erfindungsgabe weiß der Geist

das Leben auszuſchmücken, und die Sinne bringen wie flüchtige Boten unabläſſig Nachricht von dem Erfolg; das Herz aber iſt das tonvolle Inſtrument, auf das der Geiſt nur leiſe ſeinen Finger legen darf, um es in Melodien ertönen zu laſſen, die die Stimmung der Seele klar darſtellen und ihm ſagen, wie es um ſie ſtehe. Und wenn nun die Sehnſucht nach etwas Höherem den Buſen ſchwellt, wer in der Bruſt einen Frühling und mit ihm eine Nachtigallenſtimme trägt, die ſelbſt bei dem kalten Hauche des alltäglichen Berufes nicht ſchweigt, ſondern immer nur ihre ſinnvollen, ſehnſüchtigen Melodien ſingt, den führen endlich die Künſte auf ihren Schwingen in ein anderes, höheres Leben, ſie wecken ihn aus ſeiner Frühlingsnacht und geben ſeinen Träumen Wahrheit. Meine Landſchaften mit den blauen Gebirgen im Hintergrunde, meine Violine — ob ſie gleich jetzt ſchweigt — meine Dichtungen, die mir einen Namen erworben haben, ſind die Zeugen davon. Und dann die Liebe, die Freundſchaft, die euch zur Seite ſtehen! — ich brauche ſie dir nicht zu ſchildern, denn du erſt haſt ſie mich kennen gelehrt, aber nimm das Geſtändniß des Gnomenfürſten, daß er euch Menſchen darum beneidet! — — und ſinkt nieder und dankt dem Schöpfer für die reichen Gaben! Jetzt muß ich in mein Reich zurück; die Wolken, die eilenden Luftboten, haben mich gerufen; aber meinen Sohn laſſe ich dir hier, erziehe ihn nach deiner Weiſe, er ſoll ein ganzes Menſchenalter hier durchleben und dann erſt zu mir zurückkehren. Und nun leb' wohl! Du wirſt mich auf den Bergen wiederfinden. Keinen Abſchied weiter, denn das menſchliche Herz in mir iſt ſchon ſtarr und kalt; — drücke mir die Augen wieder zu, und laß mich morgen ruhig begraben!"

Der Doktor ſank mit dieſen Worten wieder zurück auf das Todtenlager, und der Oberamtmann, deſſen Herz aber ja doch noch nicht ſtarr und kalt war, drückte ihm mit tiefer Wehmuth die Augen zu und deckte das Leichentuch wieder über ihn hin.

Am Abend des andern Tages wurde der Doktor begraben. Alle weinten innig am Grabe, denn ſie hatten ihn alle geliebt, und ſein Sohn Karl, der nicht wußte, wie ihm geſchah, weinte auch mit. Aber der untergehenden Sonne gegenüber thürmte ſich ein prächtiges Wolkengebirge auf, ganz in der Form des Rieſengebirges, und als nun alle es wahrnahmen und mit Sehnſucht hinblickten, ſchien es ihnen, als ob auf der höchſten Spitze, die an Geſtalt ganz der Schneekoppe glich, ſich eben ein großer Adler niederlaſſen wollte.

Der fromme Sänger.

Wer steht dort auf dem Schiff und starrt
Weit in das Meer so ernst und groß? —
Ihm spielt der Wind in Haar und Bart,
Wie in der Felsen grauem Moos.
Nur spärlich in des Mantels Falten
Sind Brust und Hüften eingeschlagen,
Und Spuren furchtbarer Gewalten
Sind unverkennbar auf dem alten,
Verbleichten Antlitz eingetragen.

Aus seinem Saitenspiele steigt,
Wenn er es rührt, ein kühnes Lied.
Rings um ihn her das Schiffsvolk schweigt,
Nur jeder auf den Sänger sieht;
Denn wie der Riesenharfe Saiten
Der Sturm ein mächtig Lied entreißt,
Wie Geister auf den Wolken schreiten,
So klingt die Harf', ihn zu begleiten,
So steht er da, ein ries'ger Geist.

„Was kommst du Sturm in stolzer Macht
So tobend hergezogen?
Was thürmst du Meer gigantenhaft
Zu Bergen deine Wogen? —

Ich kenn' einen Sturm, viel ſtärker doch,
Ich kenn' ein Meer, viel tiefer noch!
Iſt euch der Name des Meeres bewußt?
Wißt ihr, woher der Sturmwind kam?
Das tiefere Meer heißt: Menſchenbruſt!
Der ſtärkere Sturm heißt: Leid und Gram!"

„Es ziehn Gewitter ſchwarz einher,
Die Sonne zu verhüllen.
Der Regen rauſcht in Strömen ſchwer
Herab, das Thal zu füllen.
Ich kenne Wolken, viel trüber doch,
Und einen Regen, viel ſchwerer noch!
Wer iſt's, der mir die Wolken ſo bang
Den Regen ſo ſchwer zu nennen weiß? —
Es ſind die Falten auf Stirn' und Wang',
Es ſind die Thränen ſchwer und heiß!"

„Wohl mögt ihr Sternlein ſtolz und hell
Das Strahlenhaupt erheben.
Ihr meint, aus eurem ew'gen Quell
Fließ' einzig Licht in's Leben.
Ich kenne Geſtirne, viel klarer doch,
Mit ſchönerem Licht für's Leben noch!
Wer kennt den Himmel? wer hat ihn geſehn,
An welchem die Sternlein zu finden ſind? —
Sie ſtrahlen dem Leben ſo wunderſchön —
Es ſind die Augen von Weib und Kind?"

„Die Sterne ſind untergegangen;
Es ſind mir Stirn und Wangen
Mit ſchweren Wolken bedeckt!
Es ſtrömt der Regen der Schmerzen,
Es wogt das Meer im Herzen,
Vom Sturme des Grams geſchreckt.
Doch ob in dieſen tobenden Gewalten
Auch alles zu verſinken glaubt,
Feſt ſteht der Fels, und alle Wogen ſpalten
An ſeinem grauen Haupt!" —

So tönt das Lied; der Sänger war
Als kühner Ritter einst gekannt,
Mit frommer Kreuzesbrüder Schaar
Gezogen in das heil'ge Land.
Wie bang auch Kind und Gattin weinen,
Doch treibt's ihn unaufhaltsam weiter.
Er spricht: der Herr will all die Seinen
An seinem heil'gen Grab vereinen,
Und ich bin auch sein frommer Streiter.

Und muthig stürzt er in die Schlacht;
Er wagt das Leben froh und gern;
Und in des Kampfes grauser Nacht
Glänzt er der Helden erster Stern.
Doch unbesiegbar bleibt die Hyder,
Vergeblich bluten tausend Brave.
Geschlagen sind die Kreuzesbrüder; —
Auch er sinkt hart getroffen nieder,
Und wird ein Sarazenensclave.

Doch härter noch als Feindesmacht
Dringt die Verzweiflung auf ihn ein,
Und Wahnsinn muß mit seiner Nacht
Ihm ein willkommner Tröster seyn. —
Da wird er länger nicht gelitten,
Der harte Herr stößt ihn hinaus;
Doch er erreicht mit matten Schritten
Den Ort, für den er einst gestritten,
Und wählt das heil'ge Grab zum Haus.

Hier sorgt und wacht er früh und spät,
Hier preist sein frommes Lied den Herrn,
Und jeder, der vorübergeht,
Verweilt bei ihm und gibt ihm gern.
Einst hört an dieser heil'gen Stätte
Ein fremder Kaufherr seine Lieder;
Den treibt's, daß er den Greis errette,
Ihm löse seine Sclavenkette
Und führe ihn zur Heimath wieder.

Wo aber iſt ſein Heimathland?
Wer iſt der arme, kranke Greis?
Er ſelbſt von ſeinem edlen Stand,
Von ſeinen Thaten nichts mehr weiß. —
Der Kaufherr forſcht nach ſeinem Namen
Umſonſt bei vielen, die ihn kannten,
Denn alle, die zum Grabe kamen
Und ſeine Lieder hier vernahmen,
Ihn nur den frommen Sänger nannten.

Und auf dem Schiff ſteht er und ſtarrt
Weit in das Meer, ſo ernſt und groß.
Ihm ſpielt der Wind in Haar und Bart,
Wie in der Felſen grauem Moos.
Da naht das Heimweh ihm auf's neue,
Bringt ihm die alten, lieben Bilder
Von Kindeslieb' und Gattentreue,
Daß ſich das arme Herz erfreue,
Und daß der Wahnſinn werde milder.

Doch in der nächſten Mitternacht
Empört ein Sturm den Ocean.
Es fallen ſich in wilder Macht
Die Elemente zürnend an.
Da hört man Angſtſchrei aus der Ferne, —
Und Hülferuf durch Sturmgedröhne!
Ach! Hülfe brächt' ein jeder gerne,
Allein verhüllt ſind Mond und Sterne,
Und Nacht bedeckt die Trauerſcene.

Und langſam zieht herauf der Tag. —
Hat ſeine Beute ſchon der Tod? —
Fern treibt das ausgeſtorbne Wrack! — —
Nein, ſeht! ganz nah ſchwankt hier ein Boot,
Drin ſtehen, gleich lebend'gen Leichen,
Die Harrenden der Rettungsſtunde. —
Doch eh' ſie noch das Schiff erreichen,
Kommt eine Woge ohne Gleichen,
Und ſchlägt das arme Boot zu Grunde.

Und alles ſteht entſetzt und zagt! —
Der fromme Sänger nur hat Muth,
Er wirft die Harf' hinweg und wagt
Den Sprung hinunter in die Fluth. —
Und mitten in des Meeres Toſen
Theilt er mit ſtarkem Arm die Wogen,
Umklammert einen Hoffnungsloſen,
Und wirft in Eil' von den Matroſen
An Seilen glücklich aufgezogen.

Ein Jüngling iſt es, ſtark und ſchön,
Den er dem Tod entriſſen hat.
Der Sänger ſteht, ihn anzuſehn,
Und ſieht ſich nimmer an ihm ſatt.
Aus den vertrauten Zügen grüßen
Ihn alte Bilder ſeiner Liebe.
Er will des Jünglings Schickſal wiſſen,
Was aus der Heimath ihn geriſſen,
Und was ihn auf das Meer getrieben?

Der Jüngling ſpricht: „Vor zwanzig Jahr
Schifft' einſt der Graf von St. Amand
In frommer Kreuzesbrüder Schaar,
Mein Vater war's, in's heil'ge Land.
Er kämpfte treu und auszudauern
Dort an des heil'gen Grabes Stufen,
Bis mit den edlen Kampfgenoſſen
Er willig auch ſein Blut vergoſſen,
Und ihn der Herr zu ſich berufen."

„Mir heiße Sehnſucht zog mich fort,
Dem Lande zu, durch Meeresfluth,
Wo bei dem heil'gen Grabe dort
Auch Vaters heil'ge Aſche ruht.
Den frommen Sänger wollt' ich hören,
Den freudig alle Pilger preiſen.
Mir ſollt' er ſeine Lieder lehren,
Daß ich voll Troſt mög' wiederkehren
Zur Mutter mit den frommen Weiſen."

„Doch ſchaut! dort ſinkt mein Schiff hinab!
Der Felſ mein Saitenſpiel zerbricht!
Ich ſehe nicht das heil'ge Grab;
Den frommen Sänger hör' ich nicht!“ — —
Da endlich fliehn des Wahnſinns Schatten
Des Greiſes Bruſt birgt es nicht länger:
„Du ſollſt im Glauben nicht ermatten!
Bring deiner Mutter ihren Gatten!
Dein Vater iſt der fromme Sänger!“

Der Schuldbrief.

Ein Schauspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Madame Hillmer, eine Kaufmannswitwe.
Karl, } ihre Kinder.
Emilie, }
Greifhängel, Bürgermeister aus Krähwinkel.
Killian, dessen Sohn.
Silberreich, Stadtschreiber.
Zeisholt, Gemeinderath.
Ein Bote.

Erſter Auftritt.

Ein gerade Zimmer im Hauſe der Madame Hallmer.

Madame Hallmer. Louiſe.

Mad. Hallmer. Biſt du nun endlich fertig, Louiſe? Haſt du deine Sachen zuſammengepackt, daß ich ſie forttragen laſſen kann?

Louiſe. Ja, meine Mutter! — Wer das Köfferchen iſt doch ſchwer geworden; faſt glaub' ich von den vielen Thränen, die hinein gefallen ſind.

Mad. Hallmer. Thränen ſind nur ſchwer, wenn ſie aufſteigen; du haſt es mir ja auch verſprochen, nicht mehr zu weinen.

Louiſe. Sey mir nicht böſe, ich konnt' es nicht halten. Während ich alle meine Sachen zuſammenſuchte, fühlte ich erſt, daß ich das Liebſte zurücklaſſen muß.

Mad. Hallmer. Und was denn, mein Kind? — Was mußt du denn zurücklaſſen?

Louiſe. Ach, unſere liebe, traute Kinderſtube, und die alte Linde vor dem Fenſter, und die dunkle Jasminlaube, in welcher die Nachtigall ſich auch ihre Kinderſtube gebaut, und meine Blumenbeetchen, und das Kätzlein, worein der Vater geſtorben —

Mad. Hallmer. O, wieviel erinnerſt du mich auf's Neue?

Louiſe. Und ſeinen Namen, den ſeine kranke, zitternde Hand mit Bleiſtift noch an die Wand geſchrieben, und darunter das: „Lebt wohl!"

Mad. Hallmer. Ich habe von dem allen ſchon Abſchied genommen! — Doch eben der uns heilige Name treibt uns auch an: Gehet getroſt hinaus, und haltet mich in Ehren! —

Louiſe. Nun kommt er aber in fremde Hände.

Mad. Hallmer. Trage dich ja wie, mein Kind, du weißt deiner

Mutter einmal als Freundin rathen. Sieh, dein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, unser baares Vermögen und die Handlung gehörten ihm, dieß Haus mit seinen Grundstücken war aber mein Eigenthum. Er war ein Muster von Redlichkeit und Treue, zweifelte nie an andern Menschen, half ihnen wo er nur konnte und lieh seinen Freunden willig bedeutende Summen. Viele aber haben ihn nicht wieder bezahlt. Der Krieg vernichtete seine schönsten Handlungspläne. Er mußte selbst Geld aufbergen, und so verarmten wir. Ach! seit er gestorben, stürmen nun die Gläubiger und verlangen ihr Geld zurück. Die Handlung reicht nicht zu. Nur wenn ich dieß Haus mit seinen Grundstücken auch hergebe, wird alle Schuld getilgt. Ich braucht' es aber nicht, denn die Schuld geht nur deinen Vater an; ich könnte mein Eigenthum erhalten. Aber die Leute, die deinem Vater getraut, müßten ihr Geld verlieren. Was soll ich thun?

Louise. Hingeben, Alles hingeben sollst du, wie du es ja längst beschlossen. Kein Fluch soll auf dem Namen des Vaters haften, wir wollen lieber arm seyn.

Mad. Hallmer. Das wollen wir, meine Tochter! So denkt unser Kind auch; ihr habt des Vaters Sinn. Mehr, als wir hier zurücklassen, folgt uns in die kleine Hütte: ein reines Bewußtseyn und der Segen des Vollendeten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Stadtschreiber Silbenreich.

Stadtschreiber. Gute Nachricht, liebste Madame Hallmer, gute Nachricht! Der Licitationstermin wird sehr frequent werden, wird gute Ausbeute geben, man wird sich reißen, reißen um das Haus.

Mad. Hallmer. Glauben Sie wirklich? Sind Käufer angekommen?

Stadtschreiber. Freilich! freilich! — Gestern Abend, als ich meine Gutenacht-Pfeife rauche, rasselt ein Wagen vorüber, so schwer, so schwer, daß ich mich unwillkürlich duckte, denn ich dachte: das Pflaster spritzt dir zu den Fenstern herein! — Wer war es? — der reiche Herr Commerzienrath Seibold aus Zellerberg war es; hatte, wie ich erfahren, einen Wagen mit eisernen Axen und zwei schwere Kessen voll Geld darauf.

Mad. Hallmer. Und will das Haus erstehen? —

Stadtschreiber. Ja doch! ja doch! ist heute schon bei mir gewesen.

Ein charmanter Mann. Wußte, daß ich Licitationscomiſſarius war. Mein werther Herr Stadtſchreiber! ſagt' er. — Geherſamer Diener! ſagt' ich.— Ich habe gehört, ſagt' er, daß ein ſchönes Haus hier veräußert werden ſoll, ſagt' er; da ich nun geſonnen bin, mich in dieſer ſchönen Gegend hier anzukaufen, ſagt' er, ſo möcht' ich das Haus wohl an mich bringen, ſagt' er.

Mad. Hallmer. Das wär' eine gute Ausſicht.

Stadtſchreiber. Bin noch nicht fertig, wertheſte Frau, bin noch nicht fertig. Auch die Frau Baronin von Zierlein aus Angelhauſen intendiren, ſich in unſerer anſehnlichen Stadt niederzulaſſen. Haben mir heut früh auch ſchon die Aufwartung gemacht; viel Ehre für mich; war noch im Schlafreck. Wollen das Haus in Augenſchein nehmen. Da hab' ich mich denn in die Kleider geworfen und bin hergelaufen, um ſie anzumelden.

Mad. Hallmer. Das wird ein peinvoller, heißer Tag werden.

Stadtſchreiber. Schadet nichts, ſchadet nichts! Wird ein ruhiger, kühler Abend darauf folgen. Vor allen Dingen, allerliebſte Frau Gevatterin, ſchaffen Sie Frühſtück an, die vornehmen und reichen Leute müſſen die Lippen netzen können, ſonſt thun ſie beim Termin das Maul nicht auf. Es iſt einem auch ſelbſt ſo flau.

Mad. Hallmer. Wie gern wollt' ich Ihnen etwas vorſetzen, lieber Herr Stadtſchreiber, doch, ich ſchäme mich nicht, es Ihnen zu geſtehen, ich habe nichts mehr im Hauſe, auch kein Geld mehr, die letzten Groſchen trägt mein Sohn zum Bäcker, um uns für heute Brod zu kaufen.

Louiſe. Mutter, nimm doch den geheukelten Gulden, den mir der Vater geſchenkt.

Stadtſchreiber. Nicht doch, Louiſchen! nicht doch! biſt ein gutes Kind, ſollſt den Gulden als Schmuck tragen, wenn du zu Gottes Tiſch gehen wirſt. Habe bei deinem ſeligen Vater viel frohe Stunden verlebt, habe oft hier gefrühſtückt; kann aus meinem Häuschen auch einmal ein Frühſtück hierher bringen laſſen. Werden's doch nicht übel nehmen, beſte Madame? werden's doch erlauben? —

Mad. Hallmer. Ja! ich erlaub' es Ihnen. Sie waren ein wahrer Freund meines Gatten, und ich weiß, daß es Ihnen wohl thut, uns zu geben.

Stadtſchreiber. Nicht doch! nicht doch! — Höre, Louiſchen! Lauf einmal geſchwind nach Hauſe zu meiner Frau, ſag' ihr, ich hätte hier Freunde gefunden, wollte hier frühſtücken: die kalte Kalbskeule von geſtern, die Wurſt, welche der Kater angefreſſen, eine Flaſche von dem Roſinenmalaga, kurz das Beſte was ſie hat. Verſtanden? —

Louiſe. Aber

Stadtſchreiber. Aber, du haſt recht, biſt ein vorſichtiges Kind! Meine Frau iſt manchmal ungläubig, könnte dir's abſchlagen, könnte nichts herausrücken wollen. Da! — nimm meine Doſe! ſag' ihr, ich ſchickt' ihr zur Beglaubigung eine Priſe Tabak! — und nun fort! ſchaff das Frühſtück! (Er drängt ſie hinaus.)

Dritter Auftritt.

Madame Hallmer. Der Stadtſchreiber.

Stadtſchreiber. Nur Muth gefaßt, wertheſte Frau Gevatterin, nur Muth gefaßt! die Sache wird gut gehen, wir werden einen ſchönen Thaler Geld übrig behalten und dem alten Herrn Burgemeiſter wohl den Mund ſtopfen.

Mad. Hallmer. Dem Herrn Burgemeiſter Geizſtängel? Wie meinen Sie das? Ihm ſind wir nichts ſchuldig, wofür ich dem Himmel danke, denn er iſt ein harter Mann.

Stadtſchreiber. Recht geſprochen! wahr geſprochen! Sind aber doch ſeine Schuldnerin; muß Ihnen ſeine Hinterliſt nur offenbaren, ob's gleich mein Herr College.

Mad. Hallmer. Was hat er denn gethan?

Stadtſchreiber. Angekauft, heimlich an ſich gebracht hat er alle Wechſel Ihres ſeligen Herrn. Was die einzelnen Gläubiger der braven Wittwe gern erlaſſen haben würden, wußte er zu gewinnen, denn wer glaubte denn anfangs, daß Sie Ihr eingebrachtes Vermögen ſo willig hergeben möchten? Jeder hielt den Concurs für unvermeidlich, ſeine Forderung für verloren, dankte Gott, wenn der Herr Burgemeiſter zwei Drittheile zahlte, und ſo hat er ein ſchönes Sümmchen zu fordern, womit er das Haus zu erwerben gedenkt.

Mad. Hallmer. Das iſt nicht edel!

Stadtſchreiber. Nicht edel? — Mehr als nicht edel! — abſcheulich, niedrig! Stolz und Geiz ſind ſein Edelmuth! Das große, ſchöne Haus und die herrlichen Grundſtücke liegen ihm im Sinne; Ihre Handlung war ihm längſt ein Dorn im Auge. Zu Ihren großen Fenſtern will er herausſehen, iſt zu dick geworden, hat nicht mehr Platz in ſeinem kleinen Schlößchen. Aber es ſoll ihm nicht gelingen; baar muß das Haus bezahlt werden, und er hat nicht mehr zu geben, als die eingelösten

Wechsel von 6000 Thalern, ich kenne sein Vermögen, und der Herr Commerzienrath Seibold, und die Frau Baronin von Zierlein, — o die werden schon bieten! — Adieu, mein lieber Herr Burgemeister! leben Sie wohl! bleiben Sie in Ihrem kleinen, finstern Laden!

Mad. Hallmer. Sie sind ein redlicher Freund meines Hauses! aber Sie werden sich den Herrn Burgemeister zum Feinde machen.

Stadtschreiber. Ist mir lieb! mag seine Freundschaft nicht; bin Stadtschreiber, der einzige Studirte im Rathe, schreibe nur nieder, was recht ist, schere mich nicht um Freund und Feind. Will Ihr Haus schon in die Höhe treiben. 10,000 Thaler zum dritten und letzten! — Pauz! zugeschlagen, und Adieu Herr Burgemeister Geizstängel! Her mit den Wechseln! Hier sind Ihre 6000 Thaler und 4000 Thaler bleiben uns übrig!

Mad. Hallmer. Der Himmel gebe, daß Sie wahr sprechen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Kurt. Der Jude.

Kurt (bringt ein Brot). Hier, Mutter, bring' ich Brod und auch einen Gast.

Jude. O wai geschrien! o wai! wos giebts hier für 'ne grauße Brut in de klaine Stadt! — Loßt mich niedersitzen, mir ist Angst — ich hob die Gänsehaut!

Mad. Hallmer. Wen hast du mir denn da ins Haus gebracht, mein Sohn? —

Kurt. Es ist ein armer fremder Jude, den die Gassenbuben verfolgten. Er wußte sich nicht mehr zu retten, ich hab' ihn in unser Haus gebracht und die Thür zugeschlagen.

Jude. Jo, dos hätt er! er lügt nit, 's ist an guter Knab', an Simsen unter de Gassenbuben!

Stadtschreiber (zum Juden). Wer sind wir denn? He? — Haben wir denn auch einen Paß? — He? — Sind wohl ein Ausländer? — Haben hausirt? He? — Das Hausiren ist aber verboten. He? —

Jude. Einen Poß hob ich, werd ihn der Obrigkait schon vorzeigen; aber hausiren? — womit soll ich hausiren? — mit de Bettelsack? — den loß mer überall. Bin ich doch auf der Raise, bin eingewandert heut früh ins Städtel, hob noch kai Häppel Brod hier genossen, und do rufen die Jungens doch schon Herr! Herr! hinter mir drein, und sind gelaufen

gekommen, und haben mich gerissen aus Klaid, und haben mich geworfen mit Koth. — Worum das? —

Kurt (zur Mutter). Denke dir nur, Mutter, Burgemeisters Kilian war auch mit darunter.

Stadtschreiber. So? — Ein saub're Früchtchen. Ein feiner Kiel.

Kurt. Nein, böse ist er nicht, aber oft gar leichtsinnig und ausgelassen, und der Jude sieht freilich komisch genug aus.

Jude. Ich hab müssen den Wanderstab gegen sie gebrauchen, hab müssen kämpfen wie gegen die Philister, und der Klaine dert hätt mir beigestanden, hätt mir sein Haus geöffnet! — Nun, der liebe Gott wirds ihm vergelten mit zehn Percent!

Mad. Hallmer. Das war recht, Kurt! aber du hast doch nicht etwa auch drein geschlagen?

Kurt. Ein bischen wohl, liebe Mutter! die Jungens ließen sich gar nicht abweisen.

Stadtschreiber. Schadet nichts! schadet nichts! hätte auch mit draus los geschlagen. Für dich selber leide, für andere schlage los, ist mein Sprichwort.

Kurt (zum Juden). Du bist gewiß matt und hungrig, Alter! Willst du dieß Brod mit uns theilen? Wir haben nichts weiter.

Jude. Nai, ich danke! auf de Galle gereichts nit! will mich erst an bissel erholen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Louise** mit einem Korbe.

Louise. Hier bring' ich Frühstück! Die Frau Stadtschreiberin hat mir recht viel eingepackt und meinte, Sie hätten ihr die Dose nicht erst schicken dürfen.

Mad. Hallmer. Die gute, brave Frau!

Stadtschreiber. Ja, gute Frau! brave Frau! Sie haben recht! Will's ihr abbitten, daß ich ihr die Dose mitgeschickt.

Louise. Sie läßt Ihnen aber sagen, Sie möchten bald nach Hause kommen, die Frau Barenin wollte Sie sprechen.

Stadtschreiber. Ei, dann muß ich eilen! Packen Sie das Frühstück aus, tischen Sie auf; ich werde der Läufer seyn, werde Ihro Gnaden anmelden! (Ab.)

Jude. Verzeihen Se! Sind Se die Mama von de Kinderchens?

Mad. Hallmer. Ja, es iſt mein Sohn und meine Tochter!

Jude. Gott geſegne Se die hübſchen Kinder. Iſt der Herr Liebſte dahaim? —

Mad. Hallmer. Ich bin Wittwe!

Jude. Thut mehr laid um den Vater, daß er die Freude verſchleft! — Aber er hätt doch Vermögen hinterleſſen? ich ſeh doch a ſchains Haus.

Mad. Hallmer. Nein, wir ſind arm! in wenig Stunden iſt auch das Haus nicht mehr unſer! — Komm, Louiſe, laß uns im Nebenzimmer zur Aufnahme der Fremden das Frühſtück aufſetzen. (Ab mit Louiſen, welche den Korb trägt.)

Sechster Auftritt.

Kurt. Der Jude.

Jude. Sie geht fort und waint? warum waint ſe? um den Papa, oder um de Armuth? —

Kurt. Um beides. Den guten Vater haben wir vor einem halben Jahre begraben, und es thut wohl weh, das Haus verlaſſen zu müſſen, wo wir ſo lange glücklich geweſen ſind. Heut wird es öffentlich verkauft!

Jude. Hätt der Täte viel Schulden hinterleſſen? Sind die Gläubiger ufgeſtanden, und gekümmen zu ziehen Wittwe und Waiſen mit de Krallen aus dem warmen Neſt?

Kurt. Dieß Haus gehört eigentlich meiner Mutter, aber ſie gibt es willig her, um alle Schuldner unſeres Vaters zu befriedigen.

Jude. Ane brave Frau! — Ane edle Frau! möcht lieber ihr Schuldner ſeyn, als der Gläubiger. Sollte doch aber an de Kinderches gedenken. Hätt ſe kaine Freunde hier? — 's geb doch ſonſt raiche Laint hier im Städtel. Hob vor dieſem wohl aach Geſchäft gemacht in dieſer Gegent; hob gekennt anen Kaufmann Geizſtängel, anen ſingen Mann, anen verſchmitzten Mann, iſt gewiß raich geworden im Kriege.

Kurt. Er iſt jetzt unſer Herr Burgemeiſter.

Jude. O wai geſchrien! — iſt wohl der Kilian ſein Bub', der mich aach verfolgt hätt? Lauft derven, ſeht euch nit um nach Sekem und Gemerra! Ihr wertet ſonſt zu Salzſäulen und das Salz iſt doch theuer.

Kurt. Ja, wir werden auch fortziehen. Mutter hat sich auf dem Dorfe ein kleines Häuschen gemiethet.

Jude. Ihr arme Laint! — wie wer denn der Vater gehaißen?

Kurt. Mein Vater hieß Joseph Hallmer.

Jude (aufspringend). Wie? Joseph Hallmer? — Firma Hallmer und Treuheim zu Eichstädt? —

Kurt. Ganz recht. Wir wohnten früher zu Eichstädt, und zogen nach dem Tode des Großvaters vor acht Jahren hierher.

Jude. O Gott! — O Gott! — Klainer, komm! fürcht dich nit vor meinen graußen Bart! gib mer an Schmätzel; 's ist mer ergötzlicher als an Schöppel Wein! (Er umarmt den Kurt.)

Kurt. Was ist dir, Alter? Du weinst ja!

Jude. Meine Augen machens nit anderst. Er ist taudt also, der Hallmer ist taudt. Du lieber Gott! — Hob de Firma gekennt, war an nobel, an gut Haus.

Kurt. Weine nicht! wir gehen getrost hinaus, denn so bleibt unsers Vaters Andenken in Ehren.

Jude. Wär denn kaine Hülf möglich? Hätt der Täte kaine Pepire hinterlossen?

Kurt. O ja! Papiere genug, aber sie sollen nicht gültig seyn, wie die Mutter sagt.

Jude. De Mutter! Ei wos! De Waiber verstaihn nichts von de Pepire. Wir wolln se rufen, sie soll mer se zeigen, ich will se sehen. Frau Hallmer! Mädäm Hallmer!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer.

Mad. Hallmer. Wer ruft mich hier?

Jude. Werthefte Mädäm! verzeihen Sie, ich hob gekennt die Firma Hallmer und Treuheim; es jammert mich, daß se fällirt hät, nit gefällirt, wollt ich doch sogen, daß se aafhören wird; daß de armen Kinder betteln gaihn sollen, — nit betteln, wollt ich doch sogen, daß Se ausziehn sollen mit se, wie de Hagar in de Wüste.

Mad. Hallmer. Ich freue mich eurer Theilnahme, Alter, aber es kann einmal nicht anders seyn.

Jude. Nu? es känn doch vielleicht anderst seyn! Hoben Se gor kaine Pepire von de sel'gen Herrn? Zeigen Sie se her; ich bin an Kenner von de Pepire. Sie brauchen nit groß zu seyn, und können doch viel gelten.

Mad. Hallmer. Nein! ich habe sie alle schon dem Herrn Stadtschreiber gezeigt, er hält keines mehr für gültig.

Jude. Ei wos! der Herr Stodtschreiber ist an Stodtschreiber, aber kain Handelsmann! Ich main es gut! Der Klaine dort hätt mich gerettet aus de Hände von den Straßenbuben, möcht ich Se doch retten aus de Hände von de Gläubiger. Zeigen Se her de Pepire, ich hob scharfe Augen und an redlich Herz.

Mad. Hallmer. Wenn es euch beruhigen kann, sollt ihr sie sehen; sie enthalten keine Geheimnisse. Kurt, bringe mit Louisen deines Vaters hinterlassene Rechnungsbücher und Papiere. (Kurt läuft ab.)

Jude. Wie viel hoben Se noch Schulden zu decken? — sogen Se's an!

Mad. Hallmer. Es sind an 6000 Thaler.

Jude. Nu? sind de Gläubiger nit billig? lossen se nit mit sich handeln?

Mad. Hallmer. Der Herr Burgemeister Geizstängel hat alle Wechsel an sich gekauft, und der ist nicht billig.

Jude. Ist dos eure Christenliebe? — Hätt der sel'ge Herr nit Geschäfte gemacht mit unsre Laint?

Mad. Hallmer. O ja! die Juden kauften gern und viel von ihm, weil sie gute und billige Waare erhielten.

Jude. Hoben se aach alles bezohlt? staihen se nit noch an de Kraide? —

Mad. Hallmer (seufzend). Ich glaube, sie haben bezahlt.

Jude. So? — Der Mund spricht: ich glaube, aber das Herz glaubt nit! — Hören Se, sehen Se, Sie müssen de Augen wegschlegen von mir. — Se hoben gewiß noch zu fordern von unsre Laint. Nu? worum fordern Se nit? — Ist der sel'ge Herr thöricht gewesen, hätt er geliehen ohne Schriftche? Ich wills nit mainen, er wor ja an ordentlicher, vorsichtiger Mann! — Nu? — Se schweigen? — Wie heißt er? — Mit wem hätt er getrieben den meisten Verkehr von uns?

Mad. Hallmer. Mit dem Juden Moses Hanoch hat er früher große Geschäfte gemacht.

Jude. Jo, ich wills glauben! der Moses Hanoch war raich: hob en aach gekannt. Nu? hoben Se von dem zu fordern?

Mad. Hallmer. Wißt ihr, wo er lebt?

Jude. Nai, ich weiß es nit! Hätt aach vor zehn Jahren gefällirt; mußte fort gaihn. Aber er wird doch zu finden seyn.

(Die Kinder bringen ein großes Handelsbuch und eine Mappe voll Papiere.)

Louise. Hier ist des Vaters Handlungsbuch.

Kurt. Hier sind seine übrigen Papiere.

Mad. Hallmer. Seht hinein; Ordnung werdet Ihr finden, aber keine Hülfe für uns.

Jude (durchblättert das Buch). Ane schaine Hand! — Ane liebe Hand, die das geschrieben! Gott losse se ruhn in Frieden! — Ordnung genug, aberst nit Geld! — 6000 Thaler Minus! In de Bücher ist kain Trost, — gebt de Pepire her! (Er blättert in der Mappe.) Nu? — Gottes Wunder! An Wechsel auf Moses Hanoch, 4000 Thaler, und die Zinsenrest auf 10 Jahr, macht zu sechs Percent aach 2400 Thaler, ist doch gedeckt das Minus, wird doch noch bleiben an Plus! —

Mad. Hallmer. Mein Mann wollte diesen Wechsel niemals aus den Händen geben. Er hatte den Moses Hanoch lieb, wollte ihn durch fremde Hand nicht drücken lassen, und ihr wißt ja selbst, daß er fallirt hat, wie würde er mich bezahlen können.

Jude. Zehn Johr verändern viel! Der Wechsel ist gut, er muß bezehlt werden.

Mad. Hallmer. Der Herr Stadtschreiber selbst hält ihn für verloren, denn wo lebt der Moses? Er ist in alle Welt gegangen und ist Vielen schuldig geblieben.

Jude. Nu? — ich will ihn doch schon finden! ich will ihn fassen, will ihn setzen lossen; geben Se mir den Wechsel, ich will ihn kasen, was wollen Se heben dervor?

Mad. Hallmer. Eure Gutmüthigkeit könnte euch selbst in Verlegenheit bringen.

Jude. Nai! Nai! ich waiß, woß ich thu! ich will zehlen dervor Capital und Zinsen zu vier Percent; ich werde nichts verlieren.

Mad. Hallmer. Das rettete uns freilich mit einemmale aus aller Verlegenheit.

Kurt. Liebe, gute Mutter! Du wirst doch den Wechsel nicht verkaufen wollen?

Louise. Nein, Mutter, nimmermehr.

Mad. Hallmer. Warum nicht, Kinder? Erscheint uns dieser Mann nicht wie ein Engel in der Noth? — Kann ich euch mein Eigenthum nicht vielleicht dadurch erhalten?

Kurt. Hörst du denn nicht? — er will mit dem Schuldbriefe den armen Moses aufsuchen, will ihn arretiren lassen.

Louise. Ihm das Letzte abjagen, was er hat, ihn vielleicht ins Gefängniß werfen lassen.

Mad. Hallmer. Ihr steht mir doch näher als jener Jude, der unser Schuldner ist?

Jude. De Mama hätt Recht! loßt mer den Moses; was gaiht euch der Moses an? — ich werd ihn doch schon kriegen! ich schoffe Rath! zahle des Capital und de Zinsen auf zehn Johr mit vier Percent.

Kurt. Nein! der Vater nannt' ihn seinen treuesten Freund, der ihm oft aus der Noth geholfen.

Louise. Ja, er hat dem Vater einst in einer Krankheit beigestanden, als er in einem fremden Lande hülflos und verlassen auf dem Sterbebette lag.

Kurt. Und da wurden sie Freunde, und der brave Moses Hanoch hat den Vater späterhin auch aus der Sklaverei losgekauft, als ein Corsar das Schiff erobert hatte.

Jude. Nu? — hätt der Täte ihm's Lösegeld nit wieder bezahlt? ist er's ihm schuldig geblieben?

Kurt. Das Geld nicht, aber die Liebe ist er ihm schuldig geblieben, und die wollen wir ihm nicht auf diese Weise vergelten, daß du ihn mit jenem Schuldbriefe fangen sollst.

Jude. Ich will aber den Wechsel kafen, ich will doch geben fünf Percent Zinsen.

Mad. Hallmer. Was kann euch an diesem Wechsel so viel gelegen seyn?

Louise. Mutter! er will die Liebe uns abkaufen, die wir dem Moses schuldig sind; o gib ihm nicht den Wechsel.

Kurt. Der Vater sagte immer, er hebe das Papier nur als ein Andenken auf, denn der Moses sey ihm nichts mehr schuldig.

Jude. Jo! er ist ihm noch schuldig! Mädämchen, hören Se nit aaf de Kinder! verkaafen Se mer den Wechsel; ich will geben die sechs Percent Zinsen, 's ist an grauses Geld! aber ich heb doch eppes vor mit dem Moses!

Kurt. Hörst du wohl, Mutter! der garstige Mann ist gewiß sein Feind, er will den armen Moses verderben. Gib nicht den Wechsel! Der Vater bittet dich durch mich.

Louise. Laß uns in das ärmliche Hüttchen ziehen und arbeiten! — ich will auch nicht mehr weinen! Dann können wir doch ohne

Verwirrt an den armen Moſes zurückdenken, der gewiß mit Kummer an uns denkt.

Mad. Hallmer. Ihr habt Recht, meine Kinder! Die Sorge für euch hätte mich faſt verführt, das Papier aus den Händen zu geben. Nein! des Verewigten Wille und ſeine Freundſchaft ſey uns heilig. (Zum Juden.) Ihr bekommt den Schuldbrief nicht! —

Jude. Nu, kann ich doch nit mehr geben als die ſechs Percent, und 's iſt an vieles, ihr ſollt's noch bereuen!

Mad. Hallmer. Ueberlaßt das uns.

Jude. Und ich hätt doch den Schuldbrief gern gehabt, denn er iſt mit Herzblut geſchrieben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Stadtſchreiber.

Stadtſchreiber. Hurtig, liebſte Frau Gevatterin! Hurtig! der Herr Commerzienrath folgen mir in der ſchönſten Equipage auf dem Fuße. Auch die Frau Baronin werden gleich hier ſeyn. Es iſt doch alles reinlich und ordentlich im Hauſe? Kein Geruch mehr von Materialwaaren, von Steckfiſch, von Heringen? Frau Barenin können dieß nicht vertragen, haben zarte Nerven. Kommen Sie! Hurtig! Beide Flügelthüren am Hauſe aufgeriegelt, losgeriſſen, die reichen und vornehmen Käufer an der Hausſchwelle empfangen!

Mad. Hallmer. Begleiten Sie mich, ſtehen Sie mir heut bei, liebſter Herr Stadtſchreiber!

Stadtſchreiber. Gern! gern! ſo weit meine Kräfte reichen. Fort, Kinder, mit den Papieren und Büchern, was ſollen ſie hier, was kramt ihr die alten Geſchichten aus?

Jude. Kaine alten Geſchichten! gute Geſchichten! Herr Stadtſchreiber, Se ſeyn an kluger Herr, an geſchaiter Herr, loſſen Se das ſchaine Haus nit verkaafen mit de propern Grundſtücke; Se könnens vielleicht noch retten.

Kurt (hält ihm den Mund zu). Du ſollſt aber nicht ſprechen!

Stadtſchreiber. Wie? Wie? retten? Was hat der Jude? was meint er?

Mad. Hallmer. Hören Sie nicht auf ihn, er hat beſondere Anſichten und verſteht die Sache nicht.

Stadtſchreiber. Recht! verſteht nichts; will wohl klüger ſeyn als wir? — Dummer Teufel!

Mad. Hallmer. Kommen Sie nur, ich höre den Wagen raſſeln; das Frühſtück iſt im Nebenzimmer aufgetiſcht; wir müſſen die Fremden empfangen. (Beide ab.)

Kurt. Geſchwind, Louiſchen! er ſoll uns nicht mehr verführen wollen, laß uns den Schuldbrief zerreißen.

Louiſe. Ja, du haſt Recht!

Jude (abwehrend). Holt! Holt!

(Die Kinder zerreißen doch das Papier.)

Kurt. Gott ſey Dank! er iſt vernichtet!

Louiſe. Die Liebe hat ihn bezahlt!

Jude. Gotts Wunder! Se zerreißen den Wechſel, de Kinder ſeynt verwegen. Nu kann ich ihn nit mehr gebrauchen, die Schuld iſt getilgt.

Louiſe. Gib her! ich trage Buch und Papiere fort! (Ab damit.)

Neunter Auftritt.

Der Jude. Kurt. Bald darauf Bürgermeiſter Geizſtängel und Kilian.

Jude. Lern er nit die Kaafmannſchaft! er wird an ſchlechter Kaafmann, wenn er ſolche Pepire zerreißen meg.

Kurt. Der Vater hätte es auch gethan, ob er gleich ein Kaufmann war.

Jude. Hätt aach 6000 Thaler Minus hinterlaſſen. (Für ſich.) Aber die zwo Linderches Plus ſind doch mehr werth!

Bürgermeiſter. Guten Morgen! — guten Morgen! — wo iſt die Frau Mama?

Kilian. Vater, das iſt er! das iſt der fremde Jude, der mich ſo geſchlagen hat.

Bürgermeiſter. Ei, ſieh da! find' ich dich ſelbſt, Burſche, in dieſem Hauſe, während dich der Rathsdiener allenthalben vergeblich ſucht? Du ſollſt erfahren, was es heißt, ſich an des Bürgermeiſters Sohn vergreifen.

Jude. O wai! des hab ich nit gethen! ich hab mich doch nur müſſen ſchützen vor de Straßenbrut? —

Bürgermeiſter. Wie? Du ſchimpfſt mein Kind noch Straßenbrut?

Kilian. Er hat mich mit dem Stock geſchlagen, daß mir die Naſe geblutet hat.

Kurt. Und das mit Recht! denn du haſt den armen fremden Juden abſcheulich geneckt; ich hab's geſehen.

Bürgermeiſter. Schweig er! Es ſoll euch angeſtrichen werden.

Jude. Gnädiger Herr Burgemaiſter! Es wird doch Recht und Gerechtigkeit ſeyn im Lande; es wird doch nit ſeyn de Polezei in de Hände von de Gaſſenbuben.

Bürgermeiſter. Ich will dir zeigen, in weſſen Händen die Polizei iſt. Kilian, lauf und rufe mir den Rathsdiener, er ſoll den Juden in den Thurm ſtecken.

Kilian. Gut, das will ich! (Er läuft ab.)

Kurt (läuft ihm nach). Kilian! Kilian! warte doch! höre nur erſt ein Wort. Bitte doch den Vater! (Ab.)

Jude. Verzeihen Se, erlauben Se, gnädiger Herr Burgemaiſter, leſſen Se mich jetzt nit einſtecken, Se werden Unrecht beholten; ich waiß, de waiſe Landespelezei hätt doch verboten das Hepp! Hepp! hinter de Juden, und der Junker hätt geſchrien mehr wie ein mohl. Hob ich doch Zeugen derzu.

Bürgermeiſter. Ei, was! ich bin hier die weiſe Landespolizei, und du haſt mein Kind blutrünſtig geſchlagen. In den Thurm mit dir! —

Jude. O wai geſchrien! — ich will Cation ſtellen; 's iſt an Termin im Hauſe, leſſen Se mich nit einſtecken vor den Termin.

Bürgermeiſter. Was geht dich der Termin an? — Ich glaube, du haſt Luſt, das Haus zu kaufen.

Jude. Nu? Kann ichs aach nit erſtaihn, ſind doch vornehme Herrſchaften hier, ſe hobens Geld nit gleich in der Ficken, ſe brauchens aber; bin an armer Jüd, kann vielleicht an Geſchäftel machen. Leſſen Se mich gaihn!

Bürgermeiſter. Das fehlte mir noch! — den andern das Geld verſtrecken? — Nein, um deſto eher ſollſt du mir in den Thurm; dann bin ich dich los!

Jude. O wai! o wai! an hartes Herz! ane Felſenbruſt! — Kann der Herr mich nit ſelber gebrauchen? — Fordre der Herr, aber ſteck er mich nit in de finſtern Thurm.

Bürgermeiſter (für ſich). Hm! — ſelber gebrauchen? — am Ende könnte mir der Jude nützlich ſeyn! Ich hab' ihn ja in Händen. Der verdammte Stadtſchreiber hat überdieß eine Menge reiches Volk hergezogen! — Wir wollen klug ſeyn und verſuchen! (Laut zum Juden.) Hör' einmal, Jude! ich will dir die Strafe erlaſſen, ſollſt auch ein gut Geſchäft mit mir machen, wenn du thuſt, was ich haben will.

Jude. Nu, heraus damit! ich thu's schon.

Bürgermeister. Sieh, das Haus soll verkauft werden.

Jude. Jo, laider!

Bürgermeister. Ich habe das erste Recht darauf, habe viel darauf geliehen und immer in Geduld gestanden.

Jude. An mildes Herz!

Bürgermeister. Will es auch jetzt noch über den Werth bezahlen. Da sind aber nun mehrere vornehme, reiche Narren angekommen, die mich überbieten wollen, und so komm ich um das Haus.

Jude. 's wär Schode drum! sind solch an leutseliger Herr!

Bürgermeister. Nicht wahr? — Hilf mir, daß ich das Haus erhalte!

Jude. Aber wie?

Bürgermeister. Schaffe mir die andern Käufer vom Halse. Vertreib ihnen die Lust dazu!

Jude. 's wär an Spoß.

Bürgermeister. Nicht wahr? O, ihr Juden seyd pfiffig. Unterhandle mit ihnen; du wirst es schon machen; es soll dein Schade nicht seyn, nur schaffe sie fort; — und dann, hörst du, erstehe das Haus auf deinen Namen.

Jude. Topp! das will ich!

Bürgermeister. Ich mag den Schein nicht haben, als drängte ich die Wittwe!

Jude. Ich verstaih!

Bürgermeister. Ich will zwar auch bieten, allein du erstehst es. Wenn's aber dann zum Bezahlen kommt, und dir natürlich das Geld mangelt, dann trete ich aus Barmherzigkeit in den Handel, und nehme es für den Einkaufspreis. Verstanden? —

Jude. Ei freilich! Se seyn an gescheuter Herr, ich fasse, ich verstaih Se ganz. Wenn wir nur erst die andern Käfer los wären! erstaihn wollt ichs Häusel wohl!

Bürgermeister. Biete deine ganze Klugheit auf. Gelingt dieser Plan, geb' ich dir hundert Thaler, hörst du? Hundert Thaler! — und stecke dich nicht in den Thurm, sonst aber —

Jude. Nu, mer wollens versuchen, wollen sehen, wer der Klügste ist.

Bürgermeister. So komm, damit wir die Kauflustigen kennen lernen und abfertigen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Kurt und Louiſe führen Kilian herein.

Kilian. Höre, Vater! laß mich nicht den Gerichtsdiener rufen, ich habe Unrecht! Schenke dem Juden die Strafe.

Bürgermeiſter. Halt nur's Maul, Naſeweis! Dein Bitten kommt zu ſpät, wir brauchen für jetzt den Rathsdiener nicht.

Jude. Nu, er hätt doch für mich gebeten. Ich danke, Klainer!

Bürgermeiſter. Wir haben jetzt andere Geſchichten vor. Wo iſt die Mutter mit den Fremden?

Louiſe. Sie führt den Herrn Commerzienrath Seibold im Hauſe und Garten herum.

Bürgermeiſter. So komm, Jude! raſch ans Werk! (Er geht mit dem Juden ab.)

Kilian. Seht ihr wohl? der Vater hatte ſchon dem Juden die Strafe geſchenkt: der Vater iſt wohl gut!

Louiſe. Und du biſt auch gut, Kilian, obſchon oft ſehr leichtſinnig und ausgelaſſen.

Kurt. Mir iſt ein Stein vom Herzen, daß ich dich wieder lieb haben kann, ehe wir uns trennen.

Kilian. Sollſt mich auch lieb behalten! Du haſt mich überzeugt, daß ich gegen den armen Juden ſehr leichtſinnig gehandelt, ihn ſehr beleidigt habe. Ich will's ihm auch wohl noch abbitten.

Kurt. So bin ich dir auch wieder gut! will mich freuen, wenn dein Vater dieß Haus kaufen und mit dir in unſern Zimmern wohnen wird.

Louiſe. Und wenn du mein Gärtchen bearbeiten und meine Blumen begießen wirſt.

Kilian. Ich will gewiß alles warten und pflegen, als wäret ihr noch da!

Kurt. Aber höre, Kilian, das ſag' ich dir, an der Kinderſtube laß nichts ändern, laß dein Bettchen auf die nämliche Stelle ſetzen, auf der das meine ſtand; es ſchläft und träumt ſich dort ſo gut!

Louiſe. Und löſche auch keinen Namen aus, der an der Wand ſteht.

Kilian. Nein, gewiß nicht, Louiſchen! Ach, warum müßt ihr denn aus dem Hauſe fortziehen? Wenn euch mein Vater das Geld doch lieber borgte und euch das Haus ließe.

Kurt. Nein! die Mutter kann nicht ſchlafen, wenn ſie Schulden hat, ſie weint dann immer.

Louiſe. Und deßhalb ſehnen wir uns alle in die kleine Hütte, wo ſie wieder froh ſeyn will.

Kilian. Aber ihr werdet weinen, wenn ihr fortgeht. — Du, Louischen, haſt ſchon geweint.

Louiſe. Du mußt mir nicht ſo tief in die Augen ſehen.

Kurt. Sey du hier auch ſo glücklich, wie wir es waren.

Kilian. Nein! Ihr ſollt nicht weinen! Mir fällt etwas ein! Mein Vater hat keine Kinder mehr, als mich; deßhalb, wann ich groß ſeyn werde, fällt dieß Haus mir zu, und ich geb' es euch dann wieder zurück.

Kurt. Nein! wieder zurückgeben ſollſt du es nicht. Aber du wirſt dann ein großer, reicher Kaufmann ſeyn, wie mein Vater es war, und ich ziehe dann als Buchhalter zu dir, und ſitze wieder auf meines Vaters Schreibſtube und arbeite mit dir.

Louiſe. Und ich diene euch als Haushälterin, und wohne wieder in der alten lieben Kinderſtube, und wirthſchafte wie die Mutter.

Kilian. Ja, ihr habt Recht, ſo ſoll es ſeyn. Wir theilen Hab und Gut!

Kurt. Und Kilian und Kurt heißt dann unſere Firma!

Louiſe. Und wir haben uns dann ſo innig lieb!

Kilian. Ja, liebes Herzens-Louischen! So ſoll es ſeyn!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer. Commerzienrath Seibold. Bürgermeiſter Geizſtängel.

Seibold. Eine recht artige Beſitzung. Haus und Garten gefallen mir ſehr, und das Ganze entſpricht meinen Wünſchen.

Mad. Hallmer. Es haben lange Zeit glückliche Menſchen hier gewohnt, das iſt für den künftigen Beſitzer eine gute Vorbedeutung.

Bürgermeiſter. Für ſolch ausgebreitete Geſchäfte, wie ſie der Herr Commerzienrath führen, ſcheint mir dieſe Beſitzung doch wohl etwas zu klein. O! wir haben ſchönere, weit ſchönere in der Nachbarſchaft, die auch zum Verkauf ſtehen.

Seibold. Wirklich? — Für mich reicht dieſe zu, und die Ordnung, die hier waltet, verbunden mit den Reizen der Gegend, ziehen mich an.

(Zu Mad. Hallmer.) Ihr Freund, der Herr Stadtſchreiber, hat mir Ihre Lage und die Opfer, welche Sie zu bringen bereit ſind, eröffnet; Sie ſelbſt haben mir in der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft eine hohe Meinung von Ihrem Charakter eingeflößt; ich werde daher gern zahlen, was nur immer möglich iſt.

(Die Kinder winken ſich traurig zu.)

Bürgermeiſter. Werden aber noch gar vieles hineinſtecken müſſen; die Gebäude ſind ſehr ſchadhaft, ich kenne das Haus genau. Möchte es kaum haben.

Mad. Hallmer (bittend). Herr Bürgermeiſter —

Seibold (zu Madame Hallmer). Haben Sie doch die Güte, mich auch die übrigen Zimmer ſehen zu laſſen; ich mache ſchon in Gedanken meine Eintheilung, wie ich mit den Meinigen wohnen will. (Beide ab.)

Bürgermeiſter. Der Kerl iſt verſeſſen darauf und reich wie ein Nabob.

Kilian. Lieber Vater, laß dem Fremden nicht das Haus, kaufe du es! Bitte, bitte! —

Bürgermeiſter. An mir ſoll es nicht liegen, aber der Menſch iſt reicher als ich, ſiſcht mir es vor der Naſe weg.

Kurt. Wenn wir's nun aber an ihn nicht verkaufen wollen? —

Bürgermeiſter. Dumme Frage! Wer am meiſten zahlt, der erhält's; wenn der Narr mich überbietet, müßt ihr's ihm doch laſſen, und ich muß in meinem finſtern Loche wohnen bleiben.

Louiſe. Wenn nun aber Herr Seibold gar nicht böte!

Bürgermeiſter (ärgerlich). Sie iſt eine Gans! Wenn er nicht bietet, ſo bietet er nicht! Quält mich nicht mit ſolchen einfältigen Fragen. Wo mag aber der verdammte Jude ſtecken? — Der Kerl muß Rath ſchaffen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Stadtſchreiber.

Stadtſchreiber. Herr Bürgermeiſter! Herr Bürgermeiſter! Sie haben Recht, — den Rathsdiener her! mit dem Juden in den Thurm! 's iſt ein Gauner, ein Vagabund, ein malitiöſer Dieb! Schaffen Sie mir den Kerl aus dem Hauſe!

Bürgermeiſter. Was iſt denn geſchehen? — Was bringt Sie denn ſo plötzlich gegen den armen Juden auf? —

Stadtſchreiber. Armen Juden? — Gottloſen Juden! Ich führe

nebſt der Frau Hausbeſitzerin den Herrn Commerzienrath allenthalben herum, mache die Thüren auf, mache die Thüren zu — da raſſelt auf's neue ein Wagen und hält vor der Thür. Es war die Frau Baronin von Zierlein. Madam! ſage ich, nur hübſch gelaſſen, führen Sie den Herrn Commerzienrath weiter, ich bringe die gnädige Frau nach! — Wie ein Vogel flieg' ich durch's Pförtchen an den Wagen, biete meinen Arm, führe die Gnädige die große Treppe hinauf und zur Hauptthür hinein. Wer ſitzt auf dem ſchönen, reinlichen Hausflur? — der Jude? — was macht er dort? — er frühſtückt! — was frühſtückt er? — Zwiebeln und Heringe! — Die Gnädige riecht's auf der Stelle, bleibt ſtehen, wird bleich. — Da tritt der Unverſchämte auf ſie zu und ſpricht: „Wollen Sie mit frühſtücken, Excellenz? Heringe und Zwiebeln ſchmecken gut!“ Die Excellenz klang zwar ſchön in den Ohren der Gnädigen, aber die Heringe und Zwiebeln waren doch zu viel für vornehme Nerven. Die Baroneſſe kriegt die Ohnmacht, ſinkt in meine devoten Arme, verlangt nach dem Wagen, fährt halb todt wieder ab, und in fünf Minuten iſt's zehn Uhr und der Termin muß gehalten werden.

Bürgermeiſter. Ha! ha! ha! ha!

Stadtſchreiber. Sie lachen noch? — Ich merk' es wohl, ich hab's dem unrechten Mann erzählt. Nicht wahr, je weniger Käufer, je beſſer für Sie? — Pfui! das iſt ſündlich.

Bürgermeiſter. Nun, nun, Herr Stadtſchreiber! ereifern Sie ſich nicht! Sie können ja nicht wiſſen, ob der Jude nicht ſelbſt Abſichten auf dieß Haus hat!

Stadtſchreiber. Abſichten haben viele, aber keine guten Abſichten. Ich muß die Madame Hallmer aufſuchen, will ihr alles erzählen. (Ab.)

Bürgermeiſter. Ha! ha! ha! Und ich will mit dem Juden ſprechen. Ich ſehe, er hält Wort. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Kilian. Kurt. Louiſe.

Kurt. Das iſt herrlich! die gnädige Frau ſind wir los.

Louiſe. Aber am Ende will der Jude das Haus ſelbſt kaufen.

Kilian. Nein! — Saht ihr nicht, der Vater lachte; das war ja nur Spaß.

Kurt. Wenn wir nur den Herrn Seibold auch los wären.

Kilian. Ja, der iſt wohl reicher als mein Vater, und wird mehr bezahlen, und wird das Haus erhalten.

Kurt. Dann werden alle unſere ſchönen Pläne zu Waſſer.

Louiſe. Wir wollen ihn doch bitten, daß er das Haus nicht kauft.

Kilian. Ja! Louischen, du haſt Recht! — Ach! darf ich ihn denn aber auch mit bitten? —

Kurt. Ei freilich! warum denn nicht? — Wenn wir ihn nur einmal allein ſprechen könnten! — Doch ſtill! ich höre die Mutter mit ihm kommen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer. Seibold.

Mad. Hallmer. Sie haben nun alles geſehen. Hier iſt das Zimmer, in welchem der Termin gehalten werden ſoll. Die Stunde iſt nahe. Ich muß Sie bitten, einen Augenblick allein hier zu verweilen. Der Herr Stadtſchreiber winkte mir, er wird mich ſprechen wollen.

Seibold. Laſſen Sie ſich nicht abhalten. Ich finde an den Kindern ja gute Geſellſchaft. Sind es die Ihrigen?

Mad. Hallmer. Dieß iſt mein Sohn und meine Tochter; dieß der Sohn des Herrn Bürgermeiſters. Ich werde bald wieder hier ſeyn. (Ab.)

Seibold. Reicht mir die Hände, meine Lieben. Fürchtet euch nicht vor einem Fremden. Ich habe die Kinder ſehr lieb.

Kurt. Wir fürchten uns nicht!

Louiſe. Haben Sie auch Kinder?

Seibold. Ja wohl! ſie ſind von eurem Alter.

Louiſe (zu Kilian). Das iſt gut, da weiß er, wie Kinder bitten.

Seibold. Ihr ſeht mich ja ſo traurig an. Es ſchmerzt euch wohl, daß ihr dieß Haus verlaſſen ſollt?

Kurt. Rede du, Kilian, du biſt dreiſter; wir ſind jetzt mit ihm allein.

Kilian. Ich kann ja unmöglich! Mache du den Anfang.

Kurt. Der Mann nimmt es wohl übel!

Louiſe. Ach nein! er ſieht ſo freundlich aus; Kurt, du mußt ſprechen?

Seibold. Was habt ihr denn, meine Kinder? — Wollt ihr etwas von mir?

Kurt. Ja!

Reibold. Nun was denn? Habt doch Vertrauen! — Ihr ſchweigt? Wie heißt du, mein Töchterchen?

Louiſe. Ich heiße Louiſe, und der hier iſt mein Bruder Kurt, und dieß iſt Bürgermeiſters Kilian.

Reibold. Nun weiß, Louischen! Deine freundlichen Augen blicken mich ſo ſehnſüchtig an; du ſollſt mir's ſagen! Komm her, mein liebes Kind — ſprich!

Louiſe. Nicht wahr, Sie ſind hergekommen, um dieſes Haus heut zu kaufen?

Reibold. Allerdings, und ich werde euch und eurer braven Mutter zu Liebe gewiß dafür zahlen, was nur immer möglich iſt.

Louiſe. Ach! uns zu Liebe könnten Sie wohl noch etwas ganz anders thun!

Reibold. Was denn, mein Kind?

Louiſe. Wieder fortreiſen und das Haus nicht kaufen.

Kurt. Ja, nun iſt es einmal heraus! Bieten Sie nicht auf dieß Haus, und wenn es auch noch ſo viel wäre!

Reibold. Ihr ſeyd närriſche Kinder! das hilft euch nichts! Wenn ich es nicht kaufe, ſo kauft es ein anderer, der vielleicht weit weniger gibt. Euer Eigenthum bleibt es nun doch einmal nicht.

Kilian. Doch! — denn wenn Sie nicht da ſind, kauft es mein Vater, und dann bleibt es ihr Eigenthum.

Kurt. Kilians Vater iſt aber nicht ſo reich als Sie, und Sie werden mehr bieten —

Louiſe. Und dann geht uns das Haus und der Garten, und die Laube und die Blumen verloren.

Reibold. Meine guten Kinder, wenn euch der Herr Bürgermeiſter das Haus laſſen wollte, ſo dürfte er euch ja nur das Geld zur Bezahlung eurer Schulden leihen. Aber es ſcheint, er hat es anders im Sinne.

Kilian. Was der Vater im Sinne hat, das weiß ich nicht, aber was ich im Herzen trage, das weiß ich, und wenn der Vater das Haus kauft, ſo gehört es einſt mir, und ich geb' es Kurt und Louiſen wieder zurück.

Kurt. Nein! nicht wieder zurückgeben, es gehört uns dann gemeinſchaftlich; wir ziehen alle drei zuſammen in das Haus.

Louiſe. Und machen eine Familie aus, denn wir haben uns ſo lieb.

Reibold. Ihr guten, lieben Kinder! das ſind fromme, doch kindliche Wünſche und Pläne; wenn ihr einſt erwachſen ſeyd, habt ihr ſie längſt wieder vergeſſen

Louise. Wir sollten uns vergessen? — Sie haben gewiß noch nie Jemand recht innig lieb gehabt.

Reibold. Doch! — ich habe viele lieb gehabt.

Kurt. Und haben sie dennoch vergessen können? —

Reibold. Nein, ich nicht!

Kilian. Warum glauben Sie denn aber von uns so etwas Böses? —

Louise. Wir wollen Sie auch lieb haben, wenn Sie wieder gehen, und werden Sie nicht wieder vergessen.

Reibold. Halt mich immer lieb, auch wenn ich bleibe! (Zu Kilian.) Du, Kleiner, wirst einst reich werden, und diese beiden werden arm seyn du wirst dann nichts verschenken und sie werden auch nichts annehmen wollen.

Kilian. Ich will aber nicht reicher seyn als Kurt und Louise. Wir sind Freunde und die Freundschaft, hab' ich gelesen, darf Alles!

Kurt. Ja, und der Freund soll Alles mit dem Freunde theilen.

Kilian. Und der Freund darf Alles von dem Freunde annehmen.

Louise. Und die Freundschaft dauert bis in den Tod! — O kaufen Sie nicht dieß Haus, lassen Sie es dem Kilian! Sie sollen uns auch einst besuchen, wenn wir so glücklich zusammen leben werden.

Kilian. Und Louischen putzt Ihnen dann die schönste Stube aus, und schenkt Ihnen den Kaffee ein.

Kurt. Und Kilian holt Ihnen die beste Flasche Wein aus dem Keller, und ich stopfe Ihnen die Pfeife, und ich lese Ihnen vor.

Louise. Und wir nennen Sie dann alle: lieber Vater Reibold.

Reibold. Ihr weichen, ahnungsvollen Herzen! Das Schicksal legt in diesem Augenblick vielleicht eine große Bedeutung für eure Zukunft. Soll ich ihm glauben? — Soll ich auf Kinderherzen bauen und euren Wünschen, die erst reifen sollen, zu Liebe meine Pläne aufgeben? — Wohlan, ich will's! — Werdet ihr mir aber auch versprechen, daß ihr diesen Augenblick nie vergessen und euch treu bleiben wollt für's ganze Leben?

Alle. Gern! Gern! —

Reibold. Wollt ihr euch immer lieb haben? willig mit einander theilen und von einander annehmen, wenn es von euch das Schicksal gibt? —

Alle. Ja, wir versprechen es!

Reibold. Reicht euch die Hände darauf! — Ich schließe hier einen Kinderbund, eine heilige Saat für die Zukunft. Die Eltern wissen nichts darum, ich, ein Fremder, spreche den Segen darüber aus, und nur Gott ist zugegen.

Louise. Und Sie wollen dieß Haus nun nicht kaufen? Wollen es dem guten Kilian überlassen?

Seibold. Ja! ich reise auf der Stelle ab. Aber, Kilian, vergiß du niemals, wie Kurt und Louischen dir jetzt vertrauen.

Kilian. Wie könnt' ich das vergessen!

Kurt. Ich bin Bürge für den Kilian!

Seibold. Nun dann lebt wohl! Denkt an den Vater Seibold! Er wird euch einst gewiß fragen, ob ihr auch Wort gehalten.

Kurt und Kilian. Gewiß, lieber guter Vater Seibold!

Louise. Ich wußt' es wohl, Sie konnten uns die Bitte nicht abschlagen!

Seibold. Du hattest mir ins Herz gesehen. Lebt wohl! Verschweigt aber den Grund meiner Abreise! — Denkt an mich! (Ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Kinder, erst allein, dann der Jude.

Louise. Seht ihr wohl, ich hatte Recht! das war ein guter, lieber Mann.

Kurt. Ja, nun ist's gelungen! nun wird das Haus dein Eigenthum, liebster Kilian.

Kilian. Unser Eigenthum, sollst du sagen. Komm! wir wollen immer unsere Einrichtung machen, wollen die Zimmer eintheilen.

(Indem sie herausgehen wollen, stoßen sie auf den Juden, der ihnen entgegen kommt.)

Jude. Holt, holt! laft mich nit übern Hofen! ich hob noch ne Forcht vor den Kilian!

Kilian. O vergiß es wieder! Du sahst aber gar zu närrisch aus, und ich mußte dich ein bischen necken. Ich verzeih dir auch den Schlag, den du mir gegeben.

Jude. So sind mer quitt, wenn er zufrieden ist mit der Bezohlung. Aber vertret er mich aach beim Papa.

Kilian. Der Vater hat dir ja schon vergeben.

Jude. Wer waiß! — Nu? wo ist der Herr Commerzienrath? der Herr Seibold? —

Kurt. Eben wird er abreisen. Er will das Haus nicht kaufen!

Jude. Gotts Wunder! Wos ist ihm in de Perücke gefahren? Hätte ja an Norren gefressen an des Haus.

Louise. Er mag es aber nicht, er ist fort. Hörst du denn nicht?

Jude. Lost en gaihn! Lost en lasen! So ist mer geholfen, so komm ich nit in den Thurm. Der Himmel staiht mer bei.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hollmer. Stadtschreiber Lilienreich.

Stadtschreiber. Was gibt's? was ist hier geschehen? was ist vorgefallen? Der Herr Commerzienrath reisen ab, wollen den Termin nicht abwarten, treten plötzlich zurück.

Mad. Hollmer. Ach! unsere Hoffnung wird zu Wasser, wir behalten nichts übrig.

Stadtschreiber. Da ist der Jude! der gottlose Jude! Höre, Kerl, hast du hier auch gefrühstückt? Hast du hier auch Heringe und Zwiebeln gefressen? Ja, ja! der hat ihn verscheucht, das ist der böse Geist, vor dem die honetten Käufer entfliehen.

Jude. Nu? was hob ich gethan? — Hätt der Herr nicht auch gefrühstückt? Leß mer der Herr meine Heringe, ich leß ihm doch seine Wurst. Der Herr Commerzienrath ist zu Hause gefahren, er will auch frühstücken, 's ist ihm flau geworden.

Stadtschreiber. Bösewicht! spotte noch!

Mad. Hollmer. Was mußte ihm nur seyn? er war so ergriffen, als er von mir Abschied nahm; versicherte mich seiner innigen Freundschaft.

Stadtschreiber. Hätte sie anders beweisen können als durch Worte. Geld klingt solider als Redensarten.

Louise. Weine doch nicht, Mutterchen, der Herr Bürgermeister wird das Haus schon kaufen.

Kurt. Und unser Kilian wird darin wohnen.

Stadtschreiber. Ja für einen Pappenstiel, für ein Lumpengeld.

Mad. Hollmer. Und wir behalten nichts übrig!

Kilian. Sie behalten wohl übrig. Kurt und Louischen wissen es schon.

Stadtschreiber. Still mit dem Kindergeschwätz! fort mit euch, in die Winkel mit euch, wenn große Leute sprechen! — Mir schwindelt der Kopf, mir zittern die Glieder, die Stunde ist da, der Termin muß gehalten werden, und keine Käufer! —

Jude. Keine Käfer! keine Käfer! Was das vor an Gefäure ist! Wird doch der Herr Burgemaister bieten, werd' ich doch auch bieten, sind mer doch auch Käfer!

Stadtschreiber. Wie? Wie? auch bieten? haben wir auch Lust auf's Häuschen? — Haben wohl den Aufruf in den Zeitungen gelesen, sind wohl deßhalb hergekommen. Nun, das wäre doch etwas. Es ist ein schönes Haus, ein Palast, ein wahrer Judentempel! Aber haben wir

auch Geld? wenigstens 12 bis 15,000 Thaler? Wir sehen verdammt passend aus.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Bürgermeister.

Bürgermeister. Nun, mein Herr Stadtschreiber? was zögern Sie? — Sie sind von den hochlöblichen Stadtgerichten zum Auctionator ernannt worden, die Stunde hat geschlagen, erfüllen Sie Ihre Pflicht!

Stadtschreiber. Meine Pflicht kenn' ich! brauche nicht daran erinnert zu werden. Wenn nur alle Leute ihre Menschenpflicht so kennten, es wäre gut. Wertheste Madame Hallmer! seyn Sie nicht böse, schieben Sie es nicht auf mich, aber wir müssen wahrlich anfangen.

Mad. Hallmer. Thun Sie, was Sie müssen, ich füge mich in Alles.

(Während der Stadtschreiber und Madame Hallmer einen Tisch in die Stube rücken, Papiere und einen großen Schlüssel darauf legen, und einen Stuhl dahinter legen, spricht der Bürgermeister zum Juden.)

Bürgermeister. Du hast deine Sache gut gemacht, Jude! bist ein pfiffiger Kerl; sollst die hundert Thaler gleich nach dem Termin erhalten. Wie bist du denn mit dem Commerzienrath fertig geworden? —

Jude. 's kann Se gleich seyn, wenn ich nur fertig bin. Aber wie hoch woll'n mer gehn?

Bürgermeister. Hübsch langsam, Thaler vor Thaler! Sie müssen's lassen! Höchstens 3000 Thaler!

Jude. 's is gut! 's is gut!

Stadtschreiber. Ruhe! — Nachdem nun also der Verkauf dieses schönen Hauses nebst daran liegenden unvergleichlichen Grundstücken beschlossen und verordnet worden, und die Stadtuhr die dazu anberaumte zehnte Stunde bereits vor fünfzehn Minuten geschlagen, ein längerer Aufschub also ohne Verantwortlichkeit nicht möglich, als muß ich die erschienenen Kauflustigen auffordern, leider sind nur zwei zugegen, ihre Gebote zu thun, und dabei an die Christenpflicht gegen Wittwen und Waisen zu denken! — o weh, von der Christenpflicht weiß der Jude nichts! — worauf ich diese Besitzung ausbiete mit 2000 Thaler. Also 2000 Thaler zum Ersten!

Jude. 2100 Thaler mehr!

Bürgermeister (heimlich zum Juden). Nicht so viel auf einmal!

Stadtschreiber. 2100 Thaler zum Ersten! — 2100 Thaler zum Zweiten! —

Lilien. Lieber Vater! biete doch!

Bürgermeister. 50 Thaler mehr!

Stadtschreiber. 5550 Thaler zum Ersten! 5550 zum Zweiten!

(Der Jude will bieten. Kunz hält ihm den Mund zu.)

Kunz. Jude schweig! — ich sage dir, du sollst nicht mehr bieten!

Stadtschreiber. Will das Kinderspiel wohl sein? —

Jude. Lassen Sie so doch, so bieten auch mir!

Stadtschreiber. Also 5550 Thaler zum Zweiten!

Jude. 6000 Thaler! —

Bürgermeister (heimlich). Kerl, bist du vom Sinnen! Es wäre ja nicht auf 5600 gekommen.

Jude. Hab ich gesagt 6000? Na! ich hab mich doch versprochen.

Bürgermeister. Hören Sie, Herr Stadtschreiber, er hat sich versprochen!

Stadtschreiber. Versprochen? — Ei was versprochen! Hier versprechen wir uns nicht! Das Gebot ist niedergeschrieben, gilt für die Ewigkeit! 6000 Thaler also zum Ersten! — Nun, es ist doch ein Anfang; es kann noch vielleicht alles gut werden, wertheste Frau Gevatterin, der Jude kommt auf's Haus. — 6000 Thaler also zum Ersten!

Bürgermeister (zum Juden). Du bist ein wahrer Dummkopf.

Jude. Bin freilich kein Bürgermeister!

Stadtschreiber. 6000 Thaler zum Zweiten! Nun, Herr Bürgermeister? es ist ein sehr schönes Haus, thun Sie ein Uebriges! — 6000 Thaler also zum Zweiten! Bieten Sie! Bieten Sie! das Haus paßt einzig für unsern Herrn Bürgermeister! 6000 Thaler also zum Zweiten — Ich sehe schon, ich muß dringender werden. — 6000 Thaler zum Dritten! Herr Bürgermeister, lassen Sie sich das schöne Haus nicht entgehen! 6000 Thaler zum Dritten! Sie brauchen's ja nicht ganz zu bezahlen, einige Tausend Schulden darauf heißen nichts! — 6000 Thaler also zum Dritten! — Es wäre doch eine ewige Schande, wenn der Jude besser wohnte, wie der werthgeschätzte Herr Bürgermeister!

Lilien. O lieber Vater! biete doch! — wenn du mich lieb hast, so biete doch!

Bürgermeister. Ich kann nicht mehr! es übersteigt meine Kräfte, ist auch nicht mehr werth!

Stadtschreiber. Nicht mehr werth! — 12 bis 15,000 Thaler hätten der Herr Commerzienrath gegeben, aber der Jude, der gottlose Jude hat ihn vertrieben! — 6000 Thaler zum Dritten! — Herr Bürgermeister, bieten Sie, ich will Ihnen borgen, was ich im Vermögen habe.

Bürgermeister. Ich kann nicht mehr!

Jude. O wai geschrien! ist des ehrlich gehandelt, Herr Stadtschreiber, wenn Se de Lait aufreden gegen mich? ist mein Gebot nit gut? Rufen Sie's aus und schlegen Se zu, wenn kainer mehr gibt.

Stadtschreiber. 6000 Thaler zum Dritten! — Mein Gott, ich kann nicht zuschlagen, es sind ja nur zwei Käufer!

Jude. Nu? was machen Se mit de viele Käfer? — Schlegen Se doch nit auf de Käfer, schlegen Se doch auf den Tisch!

Bürgermeister. Machen Sie ein Ende.

Kilian. Lieber Vater, biete!

Bürgermeister. Halt's Maul, und schweig!

Stadtschreiber. Beste, theuerste Madame Hallmer!

Mad. Hallmer. Thun Sie in Gottes Namen, was Sie müssen.

Stadtschreiber. Daß dir das Witwengut im Halse stecken bleibe, Jude! Wohlan denn, 6000 Thaler zum Ersten! — Herr Bürgermeister! zum Zweiten! — Werthester Herr Bürgermeister, Sie haben die Wechsel ja wohlfeil genug eingekauft — zum Dritten und Letzten! (Er schlägt zu.)

Jude. Pauz! nu wors main! — Lieber Gott, du hests gut gefügt!

Mad. Hallmer. Nun sind wir Bettler, meine armen Kinder!

Bürgermeister. Aber nun die Bezahlung, Jude! wie steht's mit der Bezahlung aus? Hier sind 6000 Thaler Wechsel auf den seligen Hallmer, die sollen durch das Kaufgeld gedeckt werden.

Jude. Gut! Gut! — wer kaufen will, muß aach Geld haben. (Er nimmt Papiere aus der Brieftasche.) Hier sind 6000 Thaler in gute englische Banknoten.

Bürgermeister. Mensch, was ist das?

Jude. Nu, was ist des? — die Bezahlung ist des?

Bürgermeister. Ich bin versteinert!

Stadtschreiber. Die Bezahlung ist richtig, so gering sie ist; die Papiere sind gut. Jetzt muß ich den Namen des Käufers wissen. He? wie soll ich schreiben? He? — wie ist der Jütenname? — He?

Jude. So schreiben Se: Joseph Hallmer selige Erben.

Stadtschreiber. Seyd nicht so einfältig, nicht so dumm, die seligen Erben haben's ja verkauft! Ich will wissen, wie der Käufer heißt.

Jude. Schreiben Se nur, die seligen Erben! Hob ichs doch für de Kinderchens erstanden.

Bürgermeister (steht). Jude! was fällt dir ein? — Mich nennst du als Käufer, oder du kommst in den Thurm!

Jude. Meinetwegen, ich hob nun Zeit derzu! Se werden mich aber

ait in den Thurm ſtecken laſſen; ich werde auch nichts verrathen, wie wir unterhandelt haben! — Mer haben uns häut kennen gelernt, haben uns auch ſonſt wohl gekennt! Se ſind an liſtiger Mann, aber Se haben Ihren Maiſter gefunden. Ich bin der Moſes Hanech.

Mad. Hallmer. Moſes Hanech?

Kurt und **Louiſe.** Lieber Moſes Hanech! Du biſt es?

Jude. Meinen Schuldbrief haben de Kinderches aus purer Liebe zerriſſen; ich hab ſe erſt verſucher wollen, Gott verzeih mirs, aber ſe ſind beſtenden! Nu iſt der Schuldſchein eingelöst. Ich hab müſſen Liſt anwenden gegen Liſt und Gewalt, und 's iſt mer gelungen. Ihr habt mich afgenommen unbekannt, habt den armen Jüd geſchützt, ich werd euch dienen fürder mit meinem Herzblut!

Mad. Hallmer. Moſes! wie ſoll ich euch danken?

Jude. Iſt ja nichts zu danken! Hab ja nur eine alte, lange Schuld bezahlt.

Bürgermeiſter. Gratulire, wertheſte Madame! gratulire zu dem glücklichen Ereigniß; werde meine Papiere zur gehörigen Zeit vorzeigen; empfehle mich einſtweilen! —

Stadtſchreiber. Adieu! Adieu! Werden bezahlt werden! können jetzt abkommen! — Aber, Jude, du biſt ein ehrlicher Jude! Hätte dieß nicht gedacht von einem Juden!

Jude. Nicht gedacht? — Nu? warum das? — Iſt der Stadtſchreiber beſſer als der Jüd? — Hätt der Jüd nit auch an Herz wie der Chriſt? Es gibt verſchiedne Glauben auf der Welt, aber es gibt doch nur ane Tugend und anen Gott!

Mad. Hallmer. Ihr treuer Freund meines Gatten!

Stadtſchreiber. Jude! braver Jude! komm an meine Bruſt, guter Menſch!

Louiſe. Und das Haus bleibt nun unſer?

Mad. Hallmer. Ja, wir ſind nicht verſtoßen.

Kurt. Und nun ziehſt du zu uns, Kilian, und wir halten dem guten Vater Seibold auch jetzt Wort!

Kilian. Ja, wir halten Wort!

Mad. Hallmer. Was denn, meine Kinder?

Louiſe. Wirſt es ſchon erfahren, Mütterchen! Kilian und Kurt, gebt mir noch einmal die Hände darauf. Wir halten Wort! Nicht wahr, wir halten Wort? —

Die Kinder im Walde.

Gar wohlgemuth und guter Ding
Zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging.
Der Tag war draußen heiß und schwül,
Der Wald hingegen frisch und kühl.
Hier liefen ſie die Kreuz und Quer,
Und pflückten Erd- und Heidelbeer.
Bald rief der Bruder: „Schweſter, hier
Die ſchönſten Beeren ſtehn bei mir!“
Bald ſprach die Schweſter: „Bruder, nein,
Hier werden noch viel ſchön're ſeyn!“
Zum Bruder ſpringt die Schweſter drauf,
Ißt dort die ſchönſten Beeren auf,
Und mit ihr muß der Bruder gehn,
Wo ihrer noch viel ſchönre ſtehn.
So ſtopfen ſie die Beerelein
Fortan mit vollen Händen ein,
Bis jedes zu dem andern ſpricht:
„'s iſt nun genug, mehr kann ich nicht!“
Und bis der kleine Bauch ſo ſchwer,
Daß faſt ein Reif drum nöthig wär'.
Sie ſetzen ſich an einen Baum,
Sie ſprechen nichts, ſie athmen kaum,

Und eins ſich an das andre lehnt,
Und eines nach dem andern gähnt,
Bis daß der ſüße Schlaf ſie leicht
Im kühlen Schatten überſchleicht.

Nur nah bei ihrer Schlummerſtatt
Ein Häslein ſeine Jungen hat;
Die hüpfen aus dem Strauch heraus
Und ſehen ſich die Kinder an,
Und ſpielen um das kleine Paar,
Und kühlen mit den Pfötchen gar
In ſtiller Luſt und ohne Scheu,
Wie warm das rothe Bäckchen ſey.

Und nah, wo Knab' und Mägdlein ruht,
Hat auch ein Zeiſig ſeine Brut.
Die lauſchet auch zum Neſt hinaus,
Und breitet ihre Flüglein aus,
Und ſieht, wie ſich die Häslein klein
Dort um die holden Kinder freun.
Da wagt ſie ſich in froher Haſt
Auch bald hinab von Aſt zu Aſt,
Und ſetzet ſich in ſtiller Luſt
Den Kindern gar auf Stirn und Bruſt.
Und wo der warme Athem weht,
Da wird das Köpfchen hingedreht.
Und Zeiſig ſpricht: „Sagt uns geſchwind,
Was das für liebe Thierchen ſind?
Wir glauben, es ſind Vöglein doch,
Die Federn wachſen ihnen noch!"
Die Häschen aber ſprechen: „Nein!
Wo ſollen Klau' und Schnabel ſeyn?
Die Lippen ſind zu roth und weich,
Nein, die gehören nicht zu euch!
Viel eher könnten's Häschen ſeyn,
Sind auch die Ohren etwas klein!"
Und Zeiſig hebt ſein Köpfchen drauf
Und ruft und ſingt: „Wacht auf! wacht auf!

Ihr ſeyd ſo wunderhold und ſchön,
Ihr müßt uns, wer ihr ſeyd, geſtehn.
Wir woll'n in Lieb' und in Vertraun
Euch in die offnen Aeuglein ſchaun!"
Und Hätzchen klopft auf Hand und Wang',
Und ruft: „Wacht auf! ſchlaft nicht ſo lang!
Wir haben noch der Brüder viel,
Kommt mit! kommt mit! zum frohen Spiel.
Ihr ſeyd ſo wunderhold und ſchön,
Wir wollen mit euch zur Mutter gehn!"

Als ſie ſo ſprachen, naht ſich bald
Die Mutter Häſin durch den Wald;
Die Mutter Zeiſig flattert auch
Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch,
Und als ſie hier die Kinder ſehn,
Da bleiben ſie erſchrocken ſtehn,
Und rufen ihren Jungen: „Fort!
Die Schläfer ſind ja Menſchen dort!
Erweckt ſie nimmer, laßt ſie ruhn,
Damit ſie uns nichts Böſes thun.
Es war ein Menſch, der in der Schling'
„Mein armes Männchen geſtern fing!
Es war ein Menſch mit Hund und Roß,
Der unſern Vater hetzt' und ſchoß!
Der Menſch iſt nur im Schlafe mild,
Doch wenn er wacht, oft hart und wild,
Hat kein Erbarmen mit dem Thier!
„Drum laßt uns fliehen, fort von hier!"

Und Hätzchen lauſt und Zeiſig ſingt,
Doch Knab' und Mägdlein ſchlummernd liegt;
Und beiden wie im Traum es kam,
Als ob die Thierchen fromm und zahm
Liebkoſend ſich an ſie gemacht,
Und manch verſtändlich Wort geſagt.
Und als ſie beide endlich wach,
Da ſchaun ſie aller Seiten nach;

Doch still und leer ist Strauch und Baum.
„O weh, es war ein bloßer Traum;
Fort, Bruder, fort, ich fürchte mich!
's ist hier so öd' und schauerlich!"

Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt,
Hoch in der Luft das Vöglein singt:
„'s wär' nirgends öd' um euch und leer,
Wenn nicht der Mensch so grausam wär';
Wenn er nicht selbst das Thier verscheucht",
Das sich vertrauend zu ihm neigt.
So aber geh er hübsch allein,
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm seyn!!"

Ihr, die ihr's kennt, und die ihr's wißt,
Wie süß der Funke Leben ist,
Die ihr ihn ehrt und sorgend schont,
Gleichviel, in welcher Brust er wohnt,
Die ihr leichtsinnig nichts zerstört,
Selbst wenn's zu Thieres Lust gehört,
Und die ihr denkt: das kleinste Thier
Hat einen Vater doch mit mir:
Geht nur getrost durch Wald und Flur,
Euch grüßt mit Freude die Natur,
Vor eurem freundlichen Gesicht
Entfliehen ihre Kinder nicht!
Doch wo ich einen finden sollt',
Der anders dächt' und anders wollt',
Da stimm' ich mit dem Vöglein ein:
„Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm seyn!"

Der Einsiedler.

Eine Erzählung.

Es mochte fast Mitternacht seyn, als vor dem Gasthause eines tief in den Pyrenäen gelegenen einsamen Dorfes ein Reisewagen langsam vorfuhr. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sprangen ängstlich heraus und baten den Wirth, der ihnen mit der Laterne entgegentrat, ihrem unglücklichen Vater schleunige Hülfe zu leisten, denn sie waren im nächsten Walde von Räubern angefallen worden; zwei treue Diener hatten in ihrer Vertheidigung das Leben verloren, der Vater selbst aber lag schwer verwundet und blutend in Wagen. Der Wirth rief seine Leute herbei, hieß den Verwundeten auf ein schnell bereitetes Lager in die Stube tragen, verband mitleidig die zum Theil tiefen Wunden mit alten Lappen und entschuldigte sich, daß er nicht eher bessere Hülfe schaffen könne, bis der Morgen angebrochen seyn würde, wo er dann nach einem tiefer im Gebirge wohnenden und in den Heilkünsten sehr erfahrenen alten Einsiedler schicken wolle.

Der verwundete Vater lag schweigend auf dem dürftigen Lager und blickte traurig auf seine Kinder, die weinend neben ihm knieten und weder Speise noch Ruhe genießen wollten, wie sehr sie beides auch bedurft hätten, und wie freundlich ihnen auch die mitleidige Wirthin zusprach.

„Es ist jetzt eine schreckliche Zeit!“ hob der Wirth an. „Im platten Lande unten Krieg und Blutvergießen und hier in den alten, sichern Bergen Raub und Mord.“

„Ja,“ entgegnete seine Frau, „das konnte nicht anders kommen. Wenn in Friedenszeiten niemand im Lande sicher ist, dann hat der Feind ein leichtes Spiel!“

„Rede doch nicht so einfältig!“ fuhr sie der Mann an. „Haben wir hier nicht lange in Sicherheit gelebt?“

„Das machten die unzugänglichen Gebirge!“ antwortete sie. „Wage sich aber einer nur hinaus, er wird es schon bereuen.“

„Ich höre wohl, du kommst wieder auf das alte Kapitel von deinem Grafen!“ fiel der Mann ein.

„Und hab' ich nicht Recht?“ fuhr sie fort. „War er nicht ein braver, rechtschaffener, kluger Herr? Ich hab' ihn von Jugend auf gekannt, habe mit ihm gespielt, und mich immer gut mit ihm vertragen. Wär' er hier in unsern Bergen geblieben, er lebte wohl noch, aber der Vater wollte hoch mit ihm hinaus, und wer hoch steigt, der fällt tief!“

Der Kranke schien auf dieß Gespräch aufmerksam zu hören, und fragte endlich mit schwacher Stimme nach dem Namen des Grafen, von dem die Rede sey.

„Ich will euch die ganze Geschichte erzählen,“ sprach die Wirthin; „die Nacht vergeht uns dann schneller!“ und hiermit rückte sie einen Stuhl an sein Bett und hob folgendergestalt an.

„Ungefähr zwei Stunden von hier liegt tief im Gebirge das Dorf Alesta. Nahe dabei sieht man auf einem Felsen die wüsten, ausgebrannten Mauern des ehemaligen alten Stammschlosses der Grafen von Calladora. Ich bin in jenem Dorfe geboren, und erinnere mich noch gar wohl der hohen Dächer und Thürme, die sonst so stattlich auf das Dörfchen herabschauten, und wie ich beim Untergang der Sonne immer nach dem Schlosse hinsehen mußte, weil seine Fenster wie Feuer brannten. Damals dachte ich nicht, daß einst die rothe Gluth wirklich herausschlagen und alles verzehren würde.

„Der Graf, der es zuletzt bewohnte, besaß einen einzigen Sohn, mit Namen Manuel, einen guten, lustigen Knaben, dem es bisweilen wohl zu einsam auf dem alten Schlosse werden mochte, denn er hatte ja keine Geschwister, weßhalb er oft in das Dorf hinab kam, um sich mit andern Kindern dort einmal recht satt zu spielen. Da habe ich denn auch oft mit ihm gespielt, und hatte ihn so lieb gewonnen, daß ich, auch wenn die Fenster nicht in der Sonne glänzten, doch oft nach dem Schlosse hinauf schauen mußte, ob Manuel dort nicht zu sehen sey.

„Seine Vorfahren waren sehr reiche und angesehene Leute gewesen und hatten auch unten im platten Lande noch gar große Besitzungen gehabt. Das war aber alles verloren gegangen und der Familie nichts übrig geblieben, als dieses Stammschloß, das sie nun bewohnte. Der alte Graf wollte jedoch, daß sein Sohn Ehre und Reichthum wieder erwerben und ein vornehmer Mann werden sollte; deßhalb schickte er ihn denn auch bald aus unsern einsamen Bergen fort nach der Hauptstadt.

Damals weinte ich wohl ſehr, daß ich nicht mehr mit ihm ſpielen ſollte, aber ich habe ſpäterhin, wie ich nicht mehr an das Kinderſpiel dachte, noch viel mehr über ihn weinen müſſen."

Sie hielt ſich die Schürze vor die Augen, um ihre Thränen zu verbergen; auch der Verwundete ſeufzte tief auf.

„Ich will nur weiter erzählen," ſagte der Wirth, „denn wenn du einmal ins Weinen kommſt, ſo wird kein Ende. Der junge Graf Manuel," fuhr er fort, „erwarb denn auch wirklich Ehrenſtellen und Reichthum. Ich war gerade mit meiner Frau verlobt, als er einmal nach Aleſta kam, ſeinen alten Vater zu beſuchen. Es war gar ein ſtattlicher junger Herr, geſchmückt wie ein Prinz, mit einem großen Stern auf der Bruſt."

„Und doch nicht ſtolz und hochmüthig!" fiel die Frau ein; „er kannte mich noch und gab mir ein ſchönes Brautgeſchenk. Seitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen. Ich zog mit meinem Manne hieher und habe mir ſein trauriges Schickſal von andern erzählen laſſen müſſen. Es ſoll ihn ein junger Mann, den er für ſeinen beſten Freund gehalten und ihm unzähliges Gute erzeigt hatte, hinterliſtig um Ehre und Glück betrogen und ihn beim Könige angeſchwärzt haben. So viel iſt gewiß, daß der alte Graf vor Schreck über jene Nachrichten ſtarb, und daß eine wilde Rotte nach Aleſta kam, den armen Grafen Manuel, der wohl die Flucht ergriffen haben mußte, auch hier allenthalben aufzuſuchen. Da ſie ihn nun nicht fanden, ſo verwüſteten ſie alles und ſteckten auch das alte Schloß in Brand. So ſteht es nun ſchon ſeit fünfzehn Jahren; das Gut hat der König eingezogen und der arme Graf Manuel iſt verſchollen!"

„Es hat ſeinem Gegner aber auch keinen Segen gebracht!" fiel der Wirth ein. „Wer Anderer Ehre und Glück antaſtet, iſt auch ein Dieb, und entläuft ſeinem Richter nicht. Die Feinde, die jetzt unſer Land verwüſten und unſern König gefangen halten, ſollen einen hohen Preis auf ihn, den Günſtling des Königs, geſetzt, und wie uns geſtern ein Reiſender verſicherte, ihn auch bereits wirklich in ihre Hände bekommen haben. Mir würde jeder andere wohl leid thun, ja ich würde mein Blut für den Landsmann wagen mögen, nur für den nicht, der das alte Schloß zu einer Brandſtätte gemacht hat!"

Die Kinder hatten aufmerkſam zugehört und wollten jetzt nach dem Namen des Treuloſen fragen, als der Vater ſie zu ſich rief, ſie in großer Bewegung mit ſeinen matten Armen umſchlang und ſie an ſeine hoch klopfende Bruſt drückte, indem er leiſe ſeufzte: „Meine armen, armen Kinder! Ihr habt keinen Freund, keinen Retter!" —

Mittlerweile dämmerte der Tag auf; der Wirth hatte den Einſiedler rufen laſſen, und führte ihn endlich an das Bett des Kranken.

Vor dem bleichen, hagern Manne mit langem grauem Bart, der tief in ſeine härene Kutte gehüllt war, wichen die Kinder anfangs ſcheu zurück; als ihm aber der leidende Vater mit den Worten die Hand reichte: „Seyd mir willkommen! Werdet meiner Seele ein Arzt, ſie iſt viel kränker als der verwundete Körper!“ da faßten die Kinder wieder ein Herz und traten hinzu und baten weinend den Einſiedler, daß er ihnen den Vater retten möchte.

Der Einſiedler ſtreichelte ihnen liebreich die Wangen, ſuchte ſie zu beruhigen und erklärte, nachdem er des Vaters Wunden unterſucht hatte, daß er ihn mit Gottes Hülfe wieder zu heilen gedenke.

Aber der Vater bedurfte wirklich nicht bloß ärztlicher Hülfe, ſondern weit mehr eines ernſten Troſtes, denn er war ja eben jener Treuloſe, der aus ungemeſſener Ruhmſucht den Freund einſt geſtürzt, der ihm ſeine Heimath verbrannt hatte, und nun ſelbſt vom vergeltenden Schickſal getroffen flüchtig umherirrte und ſein Haupt nirgends ſicher niederlegen durfte; denn der Feind hatte ja einen hohen Preis darauf geſetzt. Von allen Seiten verfolgt, war er mit ſeinen Kindern nach den Pyrenäen geflohen, und hier nun hatte ihn ſein Verhängniß, als er mühſam ſein Leben aus den Händen der Räuber gerettet, in die Nähe des Orts geführt, wo die alten ausgebrannten Burgmauern drohende Zeugen ſeines Verraths waren. Angſt und Reue erfüllten ſein Inneres und ſtanden ihm wie zwei Peiniger zur Seite; er gedachte in der Verzweiflung hier zu enden, wollte ſich ſelbſt den Wirthsleuten verrathen und nur Schutz für ſeine armen Kinder erflehen.

Der Einſiedler hatte alle, auch ſelbſt die Kinder aus dem Zimmer entfernt und das Geſtändniß des Unglücklichen ohne Zeugen vernommen. Er ſchien tief davon ergriffen, kniete am Bette nieder und betete lange ſtill vor ſich. Dann legte er ſeine Hand ſanft auf die Bruſt des Geängſteten und ſprach: „Du armes, reuiges Herz, du wirſt deinen Frieden noch wiederfinden. Aber nicht durch Klagen, nicht durch Verzweifeln, nein, durch Handeln nur mag man begangene Fehler wieder gut machen. Haltet euch ruhig und verſchweigt euren Namen; denn er iſt in hieſiger Gegend gehaßt. Wenn eure Wunden wieder geheilt ſeyn werden, dann will ich euch in ſicherer Verkleidung den Weg zum Heere unſers Königs zeigen. Dort ſtellt euch in die Reihen und ſtreitet für das Vaterland; euer Beiſpiel wird große Wirkung thun; helft der guten Sache den Sieg erkämpfen oder geht mit ihr unter und verdient euch ſo die mit ſchweren

Opfern errungene Gunst des Königs. Ich will indeß für eure Kinder sorgen. Die Wirthsleute hier sind brave Menschen, sie haben keine Kinder, vielleicht nehmen sie sich der eurigen einstweilen an. Von mir sollen sie dann Unterricht empfangen."

Der Einsiedler sprach noch Manches zu dem unglücklichen Don Francesco, denn so wollen wir den Verwundeten nennen, und wie er seine Wunden mit heilendem Balsam verband, so gab er ihm durch seinen tröstenden, kräftigen Zuspruch auch wieder Ruhe und Muth zum Leben. Don Francesco erfüllte willig, was ihm sein Arzt vorschrieb, und kaum daß er genesen war, verlangte er hinaus in den Krieg.

Die Wirthin gewann die beiden Kinder, Carlos und Isabella, bald sehr lieb, denn sie war ja wochenlang Zeugin, wie sie mit inniger Liebe an ihrem Vater hingen, ihn, so weit ihre kleinen Kräfte ausreichten, pflegten und warteten und dankbar für die hülfreiche Theilnahme, die er in dieser Hütte fand, auch ihr mit Liebe entgegen kamen. Des Vaters Bitte, seinen verlassenen Kindern einstweilen hier eine Freistatt zu gönnen, während er selbst in den Krieg zöge, wurde von den Wirthsleuten daher ohne Anstand bewilligt. Don Francesco nahm hierauf einen schmerzlichen Abschied von seinen Kindern; befahl ihnen nochmals, seinen Namen ja zu verschweigen und den neuen Pflegeeltern gehorsam zu seyn, und ließ sich von dem Einsiedler, in eine seiner Kutten verkleidet, die geheimen Wege über das Gebirge zu den Truppen seines Vaterlandes zeigen.

Die armen Kinder waren also nun allein bei den fremden Leuten. Frau Anna, so hieß die Wirthin, war zwar gut und mütterlich gegen sie gesinnt, allein sie hielt auf strenge Ordnung und verlangte, daß die Kinder fleißig und arbeitsam seyn sollten.

„Die weichen, zarten Patschchen taugen zu nichts!" eiferte sie oft; „die scheuen sich das tägliche Brod zu erwerben und derb zuzugreifen, wenn ein Mensch in Noth ist. Harte Hände, aber ein weiches Herz! das ist mein Wahlspruch."

Den Kindern kamen die mancherlei Arbeiten, die sie verrichten mußten, im Anfang wohl schwer an, denn sie waren vornehm und weichlich erzogen. Aber der Einsiedler, der sie oft besuchte, tröstete sie und zeigte ihnen bald, wie die Arbeit am Ende zur Lust wird, wenn man sie nur recht freudig angreift, und wie sie die Würze des Lebens ist, weil nur nach der Arbeit die Erholung stattfinden kann.

„Das Schicksal meint es mit euch wohl gut, meine Kinder, ob ihr euch gleich vielleicht für unglücklich gehalten habt!" sagte der Einsiedler. „In diesen dürftigen Verhältnissen lernt ihr erst den Segen der Arbeitsamkeit,

bei dem spärlichen Mahle den Werth der Mäßigkeit und bei dem steten Leben in freier Natur die köstliche Gabe der Gesundheit kennen. Seyd ihr bei eurem Ueberflusse sonst froher gewesen als hier? Habt ihr auf euren weichen Kissen sonst süßer geschlafen als hier auf dem harten Lager? — Wenn euer Vater einst siegreich aus dem Kriege zurückkehrt und euch vielleicht wieder in das große Leben führt, dann werdet ihr oft mit Freude an diese Zeit zurückdenken, die für euch eine herrliche Schule gewesen ist!"

Die goldenen Worte des Einsiedlers fielen auf guten Grund. Die Kinder fanden sich bald in ihre Lage, gingen ihren Pflegeeltern rüstig an die Hand und benutzten aufmerksam des Einsiedlers Unterricht. Sie blühten gesund und fröhlich auf, da sie sonst nur kränklich und siech gewesen waren, und sehnten sich aus dieser Einöde nicht mehr hinweg, wo sie erst ihres Lebens recht froh wurden.

Des Sonntags pflegten sie gewöhnlich ihren Lehrer in seiner Einsiedelei zu besuchen und den Tag über bei ihm zuzubringen. Er nahm dann kleine Wanderungen mit ihnen vor, besucht Kranke und Hülfsbedürftige, denen er immer als ein guter Genius erschien, lehrte sie die Blumen und Pflanzen kennen und führte sie wohl auch bisweilen auf den Felsen, der die verfallenen Mauern des Stammschloses der Grafen Calladora auf seinem Gipfel trug.

„Seht diese ausgebrannte Stätte!" sprach er; „wie das Leben mit allen seinen schönsten Gütern hier so spurlos verschwunden ist! Dort, wo man noch den eingesunkenen Erker sieht, war sonst das Zimmer, in welchem die Kinder des alten Geschlechtes Jahrhunderte hindurch alle erzogen wurden; aus jenen hohlen Fenstern, die nun mit Gras bewachsen sind, schauten sie ahnungsvoll und in kühner Ungeduld hinab in die weit vor ihnen ausgebreitete Welt und stiegen dann muthig hinunter und vollbrachten manche große That!" —

„Und warum ist denn dieß Schloß nun so zerstört?" fragte Isabella.

„Und wo ist denn jenes Heldengeschlecht nun geblieben?" fiel Carlos ein.

„Ich will es euch zeigen!" erwiederte der Einsiedler. „Das Eigenthum der Grafen Calladora hat man zerstört, aber sie selbst konnte man nicht erreichen, denn sie waren zu sicher verschanzt. Kommt! ich will euch zu ihnen führen!" und hiermit schob er eine große Steinplatte hinweg und stieg auf einer verborgenen Treppe mit den Kindern in eine weite Halle hinab. Er nahm hier aus einer Wandvertiefung eine Fackel, zündete sie durch Feuerzeug, welches er bei sich trug, an, und leuchtete einen finstern Gang voran, bis zu einer großen eisernen Flügelthüre.

„Und hier in diesen finstern Gewölben leben die armen Grafen verborgen?“ fragte Carlos, als der Eremit stehen blieb, und einen Schlüssel aus seiner Kutte hervorzog, um die Eisenthüre zu öffnen.

„Ja, meine Kinder!“ antwortete dieser; „wir werden nun gleich vor ihnen stehen! Seyd nicht furchtsam, ihr findet brave, friedliche Leute!“

Er schloß hierauf die Thüre auf und trat mit ihnen in eine weite, große Halle. Hier waren denn nun auch wirklich alle die alten und jungen Grafen versammelt; aber niemand kam ihnen entgegen, denn sie waren auf ihren Ruhebetten tief eingeschlafen. Die Kinder standen nämlich in dem Erbbegräbniß der Familie und sahen mehrere lange Reihen von Särgen vor sich.

„Seht ihr, meine Kinder!“ sprach der Einsiedler, „das ist die sichere Wohnung der Besitzer dieser wüsten Stätte. Hier ruhen die Helden, die Staatsmänner, die Hausväter mit ihren braven Gattinnen, die Jünglinge und Jungfrauen und Kinder des alten Geschlechts, wie sie der Tod in seine Wohnungen geführt hat!“ — und er nahm die Kinder bei der Hand, führte sie von Sarg zu Sarg und las mit ihnen auf den silbernen Platten die Namen der darin Ruhenden, und erzählte aus dem Leben eines jeden manches Große und Ruhmwürdige, als habe er die Leute alle gekannt.

Die Kinder hatten, von einem geheimen Grauen durchbebt, sich im Anfange ängstlich an ihren Führer gehalten. Je ausführlicher dieser mit ihnen aber von dem Leben der längst entschlafenen Menschen sprach, vor deren Asche sie standen, um desto höher schwoll ihnen das Herz von Rührung und Begeisterung, und sie vergaßen endlich alle Furcht. Als sie nun zu dem letzten Sarge gekommen waren und der Einsiedler ihnen sagte, daß hier der letzte der Grafen Calladora ruhe, und er sich dann selbst auf den Sarg niederbeugte und laut schluchzte, so fiel den Kindern mit einemmale die Erzählung von dem Grafen Manuel bei, die sie in der ersten Nacht von der Wirthin vernommen hatten, und Isabella sprach theilnehmend: „Vater, du weinst wohl über den armen Manuel, den Sohn des Verstorbenen? Die Mutter Anna hat uns von ihm erzählt; weißt du nicht, wo er lebt? können wir ihm nicht helfen?“ — Der Einsiedler sah sie freundlich wehmüthig an und schüttelte sanft mit dem Haupte. „Nun dann will ich für ihn streiten!“ hob Carlos an. „Nenne mir den Bösewicht, der seinen Freund verrathen konnte: ich schwöre hier bei der Asche —“

„Um Gottes willen halt ein, Knabe!“ rief entsetzt der Einsiedler; „du weißt nicht, wem du Rache schwören willst. Schweig! denn in den Hallen des Todes hier wohnt nur der Friede!“ — Er umfaßte hierauf

die Kinder mit unnennbarer Liebe, hielt ſie lange an ſeiner Bruſt, und nachdem er ihnen befohlen, die Hände auf den Sarg des letzten Grafen zu legen, ſprach er: „Alter Mann, dein Sohn iſt durch dieſe Kinder gerächt, und um ihrer Liebe willen vergib ſeinem Feinde!“

Er führte ſie hierauf wieder aus der Wohnung des Todes hinauf und legte die Steinplatte vor den verborgenen Eingang, nachdem ſie ihm verſprochen hatten, niemanden von dieſem Erbbegräbniß zu erzählen, das nur ihm allein bekannt war. Er ſelbſt aber mußte ſie oft wieder hineinführen und ihnen von den Verſtorbenen auf's neue erzählen, und immer brachten ſie aus den Todtenhallen neue, gute Vorſätze für's Leben und Begeiſterung zur Tugend mit hinauf.

Von Zeit zu Zeit gab ihnen der Einſiedler dann auch Nachricht von ihrem Vater. Es war ihm gelungen, das Heer des Königs zu erreichen, wo er, mit Freuden aufgenommen, ſchon manchen harten Kampf gegen die Feinde beſtanden hatte. Die vaterländiſchen Truppen hatten fremde Hülfe erhalten, und da jeder wehrhafte Mann muthig zu den Waffen griff, ſo ſanken nach und nach die Kräfte der übermüthigen Feinde und ſie wurden, wenn auch nur langſam, dennoch allenthalben zurückgedrängt. Hierdurch entſtand aber auch ein unruhiges Leben in den einſamen Gebirgen. Viele Flüchtlinge ſuchten auf den nächſten und unbetretenſten Wegen die Grenze zu gewinnen, und drängten ſich oft in ganzen Schaaren durch die einſamen Wege des Gebirges. So geſchah es denn auch eines Tages, daß ein großer Trupp ſolcher Abenteurer in dem Hauſe der Pflegeeltern unſerer Kinder einſprach. Eine Marketenderin war mitten unter ihnen, die ein kleines, kaum ein Jahr altes Kind in einem Korbe bei ſich trug. Sie ſchien ſehr unwillig, denn das Kind weinte erbärmlich, zog Frau Annen auf die Seite und ſprach: „Hört, Mutter, behaltet das Kind hier! ich kann und mag es nicht länger mit mir herumſchleppen. Es hält die Reiſe doch nicht aus und iſt mir allenthalben im Wege. Was wollt ihr haben, laßt uns einen Handel machen!“

„Nein, du Rabenmutter!“ rief Anna empört, „nein, ich mag dein Kind nicht haben! Zum Lande hinausjagen wollen wir euch, aber eure Kinder wollen wir nicht erziehen. Fort mit euch! nehmt eure Brut mit über die Gränze!“ — Hiermit ſtieß ſie die Marketenderin nebſt dem Kinde aus der Stube und der Wirth, der eben hinzutrat, drohete ihr mit dem Stocke, wenn ſie dem übrigen Haufen nicht alsbald folgen würde, der bereits aus Furcht ſchon aufgebrochen war, denn die Bewohner des Dorfes verſammelten ſich mit Gewehren und Stangen. Die Marketenderin beſtieg haſtig ihr Maulthier und murmelte, indem ſie fortritt, in ihrer

Landesſprache: „Nun wohl! ſo ſetz' ich das Kind vor dem Dorfe nieder! Ich habe das Meinige gethan, mögt ihr's nun verantworten!"

Nur unſere beiden Kinder, die Zeugen dieſer Scene waren, faßten den Sinn jener Worte, denn ſie verſtanden die Sprache des fremden Weibes.

„Ach, wenn die Frau wirklich das Kind vor dem Dorfe wegſetzte und fort ritte, es wäre doch entſetzlich!" ſagte Iſabella.

„Ja! es müßte gewiß ſterben!" entgegnete Carlos; „denn wenn die Mutter Anna ſich ſeiner nicht einmal erbarmen will, wie viel weniger werden es andere thun!"

„Komm, Carlos! laß uns nachgehen!" rief Iſabella. „Wir wollen die böſe Frau beobachten." Sie zog den Bruder mit ſich fort, zum Dorfe hinaus, den Waldweg hinein. Aber die Frau war raſch fortgetrabt und ihnen bereits aus den Augen. Schon wollten ſie wieder umkehren, als ſie aus dem Gebüſch ein leiſes Wimmern vernahmen. „Das iſt das Kind! gewiß das iſt das arme Kind!" rief Iſabella nach jener Stelle hineilend. Und wirklich ſtand im Gebüſch das Körbchen mit dem verlaſſenen Kinde. Iſabella und Carlos knieten dabei nieder und hoben die Decke weg. Da lag das arme Würmchen, eben vom Schlaf erwacht, und hörte auf zu weinen, als es die freundlichen Geſichter ſah und lächelte ſie an. Mit unbeſchreiblicher Freude liebkoſten und küßten ſie das Kind, nahmen es heraus und wiegten es auf den Armen und wollten ihm reife Beeren in das Mündchen ſtecken, die es doch nicht genießen konnte. Aber kaum war die erſte Freude vorüber, als Carlos ängſtlich die Frage aufwarf: was ſie nun mit dem Kinde anfangen ſollten? Nach Hauſe zu ihren Pflegeeltern wagten ſie es nicht zu bringen, denn dort war es ja ſchon ſtreng abgewieſen worden. Was alſo ſollten ſie nun mit ihm anfangen? — „Wir tragen es zu unſerm lieben Vater Einſiedler!" rief endlich Iſabella freudig; der wird es gewiß aufnehmen, der hat alle Menſchen lieb, ſowohl Freunde als Feinde!" Carlos ſtimmte ihr bei und ſo eilten ſie denn mit ihrem Reichthum zu der einſamen Hütte ihres alten Freundes. Beide Kinder ſprachen faſt athemlos zugleich, um ihm alles zu erzählen, und Iſabella nahm das ſchöne Kind aus dem Körbchen und legte es ihm in die Arme. Der Alte ſah es lange mit wehmüthigen, liebevollen Blicken an und ſagte dann: „Mutter Anna hatte Recht, daß ſie das Kind nicht aufnehmen wollte; man muß einer leichtſinnigen Mutter nicht die Hand bieten, wenn ſie ihr Kind verläugnen will; aber ihr habt auch recht gethan, daß ihr euch ſeiner angenommen und es zu mir gebracht. Doch nun müßt ihr euch als die Eltern dieſes Kindes anſehen; ihr müßt es pflegen und aufziehen, denn das kann ich nicht allein vollbringen!"

Die Kinder waren auf der Stelle zu allem bereit, nur fragten ſie, wie dieß möglich ſeyn würde? Der Einſiedler fand einen Ausweg. Er wollte zu ihren Pflegeeltern in das Dorf gehen und ſie bitten, jetzt, wo der Krieg auch die Gebirgsgegend hier beunruhige, die beiden Geſchwiſter gänzlich bei ihm wohnen zu laſſen, um ihnen größere Sicherheit zu gewähren. Carlos und Iſabella fanden dieſen Vorſchlag vortrefflich, ſprangen vor Freude herum und klatſchten in die Hände.

„Jubelt nicht zu früh!“ ſprach der Einſiedler. „Ihr kennt das ſchwere Amt noch nicht, welches euch der Himmel aufgetragen. Bittet ihn um Muth und Ausdauer, ihr werdet ihrer bedürfen!“

Er ging hierauf in das Dorf und ſprach mit den Pflegeeltern. Dieſe willigten gern in ſeinen Vorſchlag, daß die Kinder bei ihm wohnen ſollten, denn ſie waren jetzt faſt keine Stunde vor den herumſchwärmenden Flüchtlingen ſicher und manchen Mißhandlungen ausgeſetzt.

So ward denn nun die öde Hütte des Einſiedlers ein kleines belebtes Familienhaus. Das Kind war ein Mädchen, Iſabella gab ihm den Namen Maria, denn ſie fand an einer ſeidenen Schnur einen goldenen Ring um den Hals des Kindes hängen, auf welchem dieſer Name eingegraben ſtand; in dem Körbchen ſelbſt aber, worin ſie es gefunden, lag nichts weiter als einige Bettchen und Windeln.

Der Einſiedler räumte der jungen Pflegemutter ein eignes Kämmerchen mit ihrem Kinde ein, während er und Carlos im vordern Raum der Hütte ihr Lager aufſchlugen. Da waren denn Iſabella's Nächte nicht mehr ſo ruhig wie ſonſt. Das Kind weinte oft im Schlafe und weckte ſie; dann mußte ſie aufſtehen, ſich ankleiden, ihm Milch zu trinken geben und es wohl gar auf ihren Armen wieder einwiegen. Auch Carlos konnte dann nicht ſchlafen; auch er ſtand auf, kleidete ſich an, horchte an der Thüre und fragte die Schweſter ängſtlich, was dem Kinde denn fehle und ob er es nicht auch ein wenig herumtragen dürfe. Iſabella wies ihn dann gewöhnlich zurück und beruhigte das Kind wohl ſelbſt; wenn aber Mariechen bisweilen gar nicht zu weinen aufhören wollte, dann durfte Carlos ſie auf ſeine Arme nehmen, denn bei den ſchönen Liedern, die er ihr vorzuſingen wußte, ſchlief das Kind beſonders gern ein.

Die beiden Geſchwiſter lebten nun ſchon vier Jahr in den einſamen Gebirgen. Iſabella war jetzt vierzehn und Carlos ſechzehn Jahr alt, beide blühend und kräftig aufgewachſen. Iſabella beſorgte ganz die Geſchäfte einer Hausfrau und Mutter, während Carlos den Garten des Einſiedlers beſtellen, ſeine Ziegen beſorgen und Nahrungsmittel aus den benachbarten Orten herbeiholen mußte. Mutter Anna ward auch faſt täglich beſucht,

doch blieb ihr das Geheimniß von dem Kinde verschwiegen. Der Einsiedler selbst war häufig abwesend, denn viele begehrten seines Trostes und seiner Hülfe, und er versagte sie keinem. Der Abend versammelte jedoch alle wieder auf einer Moosbank vor der Hütte. Hier genossen sie der freien Aussicht in die schönen Thäler, spielten mit dem kleinen Mariechen und hörten dem Einsiedler zu, der ihnen vieles Merkwürdige aus der Geschichte erzählte und ihnen manche goldene Lehren für ihr Leben gab.

Einst fragten ihn die Geschwister, ob er denn immer hier in dieser Einsamkeit gewohnt habe und drangen, da er es verneinte, mit kindlichen Bitten in ihn, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Da erfuhren sie denn, wie er, ehe er den geistlichen Stand gewählt und diese Einsiedelei bezogen, ein frohes, glückliches Leben in der Welt geführt und ein geliebtes Weib und eine Tochter und einen theuren Freund besessen habe. Aber der Freund war ihm verloren gegangen, die Gattin ihm gestorben, und die Tochter hatte aus Liebe zu einem leichtsinnigen Manne aus jenem feindlichen Volke den Vater heimlich verlassen, der diese Verbindung nicht zugeben wollte. Von der Welt verfolgt und von dem Liebsten, was er besessen, verlassen, hatte er endlich hier eine Freistatt gesucht.

Nicht wahr, meine lieben kleinen Leser, ihr möchtet wohl selbst den Einsiedler in jener Stunde gesehen haben, wie er, von alten, schmerzlichen Erinnerungen ergriffen, seine Blicke nur nach oben richtete und die Geschwister tief erschüttert ihm zuhörten, während das kleine unschuldige Mariechen freundlich auf ihrem Schooße spielte?

Oft brachte der Eremit seinen Zöglingen auch Kunde von dem Gange des Krieges. Es schien, als erhalte er immer geheime Nachrichten. Eines Abends kehrte er ungewöhnlich froh und heiter zurück, rief seine jungen Freunde zu sich auf die Moosbank und sprach: „Ich hab' euch etwas Großes heut zu verkünden: Gott hat uns den Frieden wieder geschenkt! Die gerechte Sache hat gesiegt, die stolzen Feinde sind verjagt und der König kehrt aus seiner Gefangenschaft zu seinem treuen Volke zurück."

„Nun werden wir wohl auch unsern lieben Vater bald wiedersehen!" rief Carlos. „Ja, ihr werdet ihn freudig wieder umarmen!" entgegnete der Eremit. „Auch ihm gebührt ein großer Theil des glücklichen Ausganges. Jetzt ist er seinem Könige entgegengeeilt, um ihn wieder einzuführen in das verwaiste Vaterland. Dann aber wird er wohl kommen, euch abzuholen!"

Die Geschwister schwiegen; denn wie sehr sie sich auch auf das Wiedersehen des Vaters freuten, so ging ihnen doch der Gedanke an die Trennung von ihrem alten Freunde sehr nahe. Sie faßten seine Hände

und ſahen ihn wehmüthig an. Er fuhr fort: „Euer Vater wird ſich wohl freuen, wenn er euch ſo groß und geſund wieder ſieht. Aber was wird er zu dem fremden Kinde ſagen? Das werdet ihr doch zurücklaſſen müſſen!“

„Nein, nein!“ rief Iſabella; „das wird der Vater nicht verlangen! Ich werde ihm erzählen, wie ich nur, ſeit ich das Kind pflege, erſt ſo recht erkenne, was ich ihm ſchuldig bin. Denn wie ich bei dem Kinde in Sorge und Liebe wache, ſo hat er auch bei mir gewacht, ſeit uns die Mutter geſtorben; wie ich das Kind auf meinen Armen wiege, ſo hat er auch mich gewiegt; wie das Kind meine Liebe noch nicht verſteht, ſo habe ich auch die ſeinige nicht verſtanden und faſſe ſie nur jetzt erſt recht, ſeit ich das Kind an meinem Herzen halte!“

„Ja, die Schweſter hat Recht!“ fiel Carlos ein; „der Vater wird uns das Kind nicht wieder nehmen!“

„Wenn nun aber des Kindes wirkliche Eltern ſich finden, und es von euch zurück verlangen ſollten?“ fragte der Eremit.

„Zurück verlangen?“ rief Carlos. „Hat es die Mutter nicht weggeworfen?“ hat ſie nicht durch jene grauſame That allen Anſprüchen entſagt?“

„Ach!“ fiel Iſabella ein, „das war wohl nicht des Kindes Mutter, wie hätte ſie es ſonſt von ſich laſſen können!“

Der Einſiedler gab Iſabellen Recht, und nachdem er noch vieles mit den Geſchwiſtern darüber geſprochen, beſchloß man einſtimmig, keine Mühe zu ſparen, um die Eltern des Kindes zu erforſchen.

Seit dieſer Unterredung verſtrichen mehrere Monate. Der Friede brachte indeß neues, fröhliches Leben ins Land, und auf allen Wegen durch das Gebirge zogen die freigelaſſenen Gefangenen wieder friedlich in ihre Heimath. Der Einſiedler ſaß eines Tages mit den Geſchwiſtern auf der Mooskank, ſie ſchaueten ins Thal hinab, das von Wanderern belebt war, und hörten die fröhlichen Lieder der Wiederheimkehrenden. Da ſchritt ein ſtattlicher Mann in Waffenkleidung raſch auf die Hütte zu. Es war Don Francesco! Die Kinder erkannten den Vater und flogen in ſeine Arme, während er ſeinen Augen kaum traute und es kaum faſſen konnte, wie aus den kränklichen Pflanzen, die er hier zurückgelaſſen, ein ſolch ſtattlicher Jüngling und eine ſo holde Jungfrau aufgeblüht wären.

Der Einſiedler ſtand von fern und ſah mit ſeligen Blicken auf Vater und Kinder, die ſich in ſprachloſer Rührung umfangen hielten; er ging dann ſtill in die Hütte und brachte das Kind auf ſeinen Armen heraus. Es ſtreckte, ihren Namen lallend, die Händchen liebend nach ſeiner jungen Pflegemutter, die freudig hinzuſprang, es liebkoſend an die Bruſt drückte und es dem erſtaunten Vater brachte. Er mußte nun alles hören, alles

ſich erzählen laſſen und begriff bald, in welcher herrlichen Schule ſeine Kinder geweſen waren, und wie mitten im Toben des Krieges ſie in Friede, Liebe und Unſchuld in des Einſiedlers Hütte gewohnt hatten.

„Ja, ihr ſollt das Kind behalten, wenn ſich die Eltern nicht wiederfinden!“ ſprach er; „es iſt euer Kind, ihr habt es durch Liebe und Sorge erworben. Aber dort ſteht euer zweiter Vater, ihm ſeyd ihr alles ſchuldig!“ — Mit dieſen Worten ſchloß er den Einſiedler in die Arme und wollte ihm gerührt danken. Doch der fromme Mann lehnte jeden Dank ab, umſchlang nur unter heißen Thränen Vater und Kinder, und fragte den erſtern dann leiſe: „ob er denn nun ſeine Ruhe wieder gefunden?“

„Du warſt mein weiſer Arzt!“ ſprach Franceſco; „aber ganz heilen kannſt du mein Herz doch nimmer, denn das Grab meines Manuel iſt auf ewig geſchloſſen und aus ſeinem Munde kann ich nicht mehr die Worte der Verzeihung vernehmen!“

Da führte ihn der Einſiedler in die Hütte, warf ſich in ſeine Arme und ſprach: „Dir iſt verziehen, Franceſco! ich bin dein Manuel. Deine Kinder ſind nun auch die meinigen.“

Während die ſeligen Menſchen hier in der ſtillen Einſiedelei das Feſt des Wiederfindens und der Verſöhnung feierten, hatte unten im Dorfe Mutter Anna einen harten Kampf zu beſtehen. Jene alte Marketenderin, die ihr das Kind aufdringen wollen, war mit einem jungen, ſchönen Weibe bei ihr angelangt, welche ſich für die Mutter ausgab. Die Marketenderin behauptete, das Körbchen mit dem Kinde, welches auf der Flucht das Leben eingebüßt haben würde, im Vertrauen auf Anna's Menſchlichkeit hier auf der Schwelle niedergeſetzt zu haben, und die Mutter verlangte nun Rechenſchaft über ihr Kind. Sie war die Witwe eines feindlichen Hauptmanns und hatte ihren Gemahl in das Feld begleitet. In einem Gefechte unweit des Gebirges war er ſchwer verwundet auf dem Wahlplatz geblieben. Sie hatte den ſterbenden Gatten nicht verlaſſen wollen, ihn unter den Gefallenen aufgeſucht, und ihr Kind indeß der alten Marketenderin anvertraut, die ſie für eine treue Perſon gehalten. Die verfolgenden Sieger hatten ſie auseinander geſprengt, die Marketenderin war mit dem Kinde über das Gebirge entflohen, die Mutter aber mit ihrem verwundeten Gemahl in Gefangenſchaft gerathen, wo er denn bald an ſeinen Wunden geſtorben. Nach dem Frieden hatte ſie die Marketenderin wieder aufzufinden gewußt, von ihr das anvertraute Pfand verlangt und war nun durch ſie hierher geführt worden, um es wieder aufzuſuchen.

Anna konnte zwar mit Recht verſichern, daß ſie von dem Kinde nichts wiſſe; ſie begriff aber leicht, daß es wahrſcheinlich umgekommen ſey und

die leichtsinnige Marketenderin die Schuld seines Todes auf andere wälzen wollte; und war sie selbst denn ganz rein von aller Schuld? Wäre das Kind nicht vielleicht noch am Leben, wenn sie es damals nicht so hart herzig abgewiesen hätte? Sie bekannte, sich selbst anklagend, der jammernden Mutter die ganze volle Wahrheit, und als diese nun alle Hoffnung aufgab und händeringend in die Worte ausbrach: „Unglückliche Tochter! so schrecklich erfüllt der Himmel den Fluch eines Vaters!“ da rief leise eine Stimme hinter ihr: „Cäcilie!“ — Es war der Einsiedler, der ihr seine zitternden Arme entgegen hielt, denn sie war seine verlorene Tochter; und als sie ihn wieder erkannte und sein mildes Vaterherz der unglücklichen geliebten Tochter verzieh, trat Isabella rasch hinzu und legte das kleine blühende Mariechen der Mutter in die Arme.

Der König wollte die Treue und Tapferkeit seines edlen Don Francesco mit dem Geschenk großer Güter belohnen; dieser wies sie aber alle bescheiden zurück und bat nur um das kleine Dorf Alesta.

Nachdem es ihm nun der König willig geschenkt, baute er das alte Schloß aus seinen Trümmern wieder auf und zog sich mit seiner Familie hierher zurück. Manuel, Cäcilie und Mariechen wohnen bei ihm und machen eine Familie aus. Mutter Anna besucht sie oft und erfreut sich wieder an den im Gold der Abendsonne glänzenden Spiegelfenstern, und da Manuel fest darauf beharrte, den geistlichen Stand und seinen hohen Beruf nicht wieder verlassen zu wollen, so hat Carlos den Namen der Grafen Calladora angenommen. Er ist jetzt ein rüstiger, edler, junger Mann geworden, auf den das Vaterland sichere Hoffnung bauen darf, und hat Mariechen, die indeß gar lieblich aufgeblüht, zu seiner Braut erwählt.

So hat sich auf dem alten verlassenen Felsen bei Alesta ein fröhliches Leben wieder angesiedelt, aus den hohlen Erkerfenstern werden wieder blühende Kinder ahnend hinab ins Leben schauen und das alte Erbbegräbniß ist wieder die Freistatt für ein neues Geschlecht geworden.

Charaden und Räthsel

nebst deren Auflösungen.

1.

Charade.

Die erste Sylbe ist ein Band,
Lang, viele tausend Stunden:
Und hat von jeher Land mit Land
Am innigsten verbunden.
Du folgst ihr nach dein Lebenlang
Oft mit verhängtem Zügel;
Und wallst auf ihr den Pilgergang
Bis zu dem letzten Hügel.
Die beiden andern Sylben heißt:
Wer stets das Rechte wählet,
Und wessen ruhig heller Geist
Die erste nie verfehlet.
Doch weil der Mensch so selten sich
Durchs Leben recht geleitet,
So hat das Ganze längst für mich
Die Arme ausgebreitet.

Räthsel.

Kennst du die weit gedehnten Auen,
Auf denen reiche Ernte sprießt? —
Die Aehren sind wie Gold zu schauen,
Der Strom wie Milch, der sie durchfließt;
Von schönem Silber öfters wieder
Siehst du zu Feld die Sichel gehn:
Doch nie mäht sie die Halme nieder,
Und immer bleibt die Ernte stehn.
Kennst du den See voll Goldforellen?
Des Ufer noch kein Blick erspäht? —
Auf dessen dunklen, tiefen Wellen
Ein goldnes Schifflein sich ergeht?
Du weißt nicht, was es hat geladen,
Nicht, welchem Land es segelt zu,
Nur wer auf seinen stillen Pfaden
Das Steuer führt, das ahnest du.
Kennst du das Weib im schwarzen Kleide,
So still und ernst und doch so mild?
Im Haare köstliches Geschmeide,
Am Arme einen blanken Schild.
Wo sie erscheint im Schlachtgefilde,
Schweigt aller blut'ge Kampf und Streit,
Denn vor dem Glanz aus ihrem Schilde
Da wird es Friede weit und breit.
Du hast gewiß mit einem Laute
Schild, Schiff und Sichel oft genannt,
Denn alle schmiedete und baute
Nur eines Meisters kund'ge Hand.

3.

Charade.

Die erſten Sylben werden euch
Den Tiſch genau benennen,
An dem wir alle, arm und reich,
Zu Gaſte gehen können.
Zwar ſitzt der Herr nicht ſelbſt daran,
Trotz ſeiner vielen Güſte
Doch gibt er, was man geben kann,
Das Köſtlichſte und Beſte.
Du gehſt zu dieſem Labungsort
Durch die geweihte Pforte,
Und alle Tiſchgeſpräche dort
Sind heilig-ernſte Worte.
Die dritte Sylbe iſt dem Baum
Als Schmuck durch's Haar gewunden:
Doch wehn die rauhen Lüfte kaum,
So haſt du in dem öden Raum
Nicht mehr den Schmuck gefunden.
Das Ganze ſteht erhaben dort,
Das erſtere zu zieren.
Es reißt dich zur Begeiſterung fort,
Und weiß dein Herz zu rühren;
Die Kunſt hat dir es aufgeſtellt,
Die Himmliſche, dem Staube,
Und eingeweiht hat's für die Welt
Die Andacht und der Glaube.

4.

Räthſel.

Als ich vor grauer Zeit auf einem Berge ſtand,
Trug ich auf meinen ſtarken Armen
Für alle Welt ein heilig Unterpfand
Von Vaterliebe und Erbarmen.

Trägst du mich still, so daß es niemand sieht,
Brug' ich als schwere Last wohl tief dich nieder,
Und doch fühlst du erleichtert dein Gemüth,
Gedenkst du mein auf jenem Berge wieder.
Trägst du mich aber offen an der Brust,
Dann ist gelungen dir manch kühnes Wagen,
Doch besser ist's, du bist dir's still bewußt,
Daß du mich segnend oft geschlagen.
Und schlummert unterm Rasen dein Gebein,
Ist keiner, der des Grabes mehr gedenket,
So steh ich an dem Hügel noch allein,
Und spreche still: Hier habt ihr ihn versenket!

5.

Charade.

Ein großes Haus, in das wir freudig wallen,
Weil nur allein in diesen heil'gen Hallen
Die Leidenschaft des Menschen schweigt;
Wo wir uns Kräfte sammeln für das Leben,
Und wo wir Allen alles gern vergeben,
Das ist's, was dir die erste Sylbe zeigt.

Gehst du vor zweiten Sylbe glatte Pfade,
Und buhlest dort um Glück und Menschengnade,
So sieh dich vor, wer steigt, der fällt auch gern.
Symbolisch warnt sie dich in deiner Wonne,
Denn siehst du sie am Mond und an der Sonne,
So ist der Regen und der Sturm nicht fern.
Das Ganze? — ach! wie soll ich dir es nennen?
Es ist das Ziel von unserm Wetterrennen;
Der Vorhof ist es zu Elysium;
Es stillt die Wünsche, die das Herz durchziehen,
Und für die Blumen, die hienieden blühen,
Ist es ein friedliches Herbarium.

6.

Charade.

Natur, in deinem Feierkleide
Bist du so lieblich und so schön,
Und hast die ersten Sylben beide
In Gärten, Wiesen, Feld und Heide,
Zu deinem Schmuck dir ausersehn.
Die dritte hat voll bittrer Tropfen
Des Schicksals Hand mir oft gewährt,
Und unter bangem Herzenspochen
Hab' ich sie dennoch ausgeleert.
Das Ganze ist die zarte Hülle,
Worin das erste hold gedeiht,
Bis sich's in seiner Schönheit Fülle
Zum Schmuck der Mutter lieblich weiht.

7.

Räthsel.

Ich bin nicht breit, hoch aber wie die Zeder,
Hoch wie der Münster dort am Rhein,
Vom deutschen Volke kennt mich jeder,
So rathe denn, wer ich mag seyn:
Ich bin ein Graf, sobald ich nur geboren,
Bin Fürsten gleich, sobald ich Meister bin,
Und hast du gar ein Amt für mich erkoren,
Sinkst du in Demuth vor mich hin.
Drum muß besonders ich in Acht mich nehmen,
Den leisesten Verrath nicht zu begehn;
Du brauchst dich des Verrathens kaum zu schämen,
So ist's bei mir schon um den Kopf geschehn.
Und kommst du einmal heim zu mir gegangen,
Reich' ich dir unsers Deutschlands Götterwein;
Nur ein Gericht, das wirst du nicht verlangen,
Sonst möchten Raben unsre Gäste seyn.

Auch kann ich dir vom Kriege manches sagen.
Wie einst ich an der Kirche stand,
Als Friedrich seine Schlacht geschlagen.
Doch reicht die Zeit mir freundlich ihre Hand,
Dann, Freunde, schmückt euch nur mit Myrthenkränzen,
Dann leg' ich Graf- und Fürstentitel ab,
Und knüpfe unter frohen Jubeltänzen
Ein festes Band bis an das Grab.

8.

Charade.

Erbebe nicht, siehst du die erste Sylbe blitzen!
Vertrau' dem rechten Mann mich nur,
Dann eil' ich her, dir deinen Herd zu schützen,
Obgleich vielleicht auf blut'ger Spur.
Drei andre Sylben wirst du leicht ersinnen,
Sie sind der Unschuld liebliches Symbol,
Und ob sie gleich nicht schaffen und nicht spinnen,
Der Vater droben kleidet doch sie wohl.
Das Ganze winkt dir auf des Frühlings Matten,
Es trägt der Treue himmelblau Gewand,
Denn weil im Wort sich Kraft mit Unschuld gatten,
So schließt die Treu das schöne Band.

9.

Charade.

Zwei Sylben gab Natur uns Allen,
Sie heil'gen dir das kleinste Haus,
Fast immer spricht dein erstes Lallen
Die beiden theuren Sylben aus,
Und wer sie nicht darf liebend kennen,
Ist wohl ein armes Kind zu nennen.

Und was ihr blühend um euch ſchauet,
Was euch ſich beut ſo ſegensreich,
Wenn ihr mit Fleiß es nur bebauet,
Das zeigt die dritte Sylbe euch.
Sie iſt, wenn Noth und Tod ihm drohten,
Die letzte Hoffnung des Piloten.

Das Ganze hat auch jeder! — Freilich
Sucht's mancher weit, der's nie erwirbt.
Doch dir, mein Volk, dir ſey es heilig!
Heil dem, der dafür lebt und ſtirbt!
Halt feſt daran in Treu und Glauben,
Und ſtirb dafür, will man dir's rauben.

10.

Charade.

Ich kenne einen Quell, der iſt
Der Mutterliebe heilig;
Und alles, was geboren iſt,
Das ſchöpft aus ihm ſo eilig.
Was nun aus dieſem Quell dir rann,
Das zeigt die erſte Sylbe an.

Zwei andre laufen fort und fort,
Thal ein, Berg auf, Berg nieder.
Der Menſch führt ſie von Ort zu Ort,
Dann führen ſie ihn wieder.
Er kommt im ſtärkſten Lauf nicht vor,
Sie ziehn mit ihm zugleich durch's Thor.

Nun geh' hinaus um Mitternacht
Und ſuche dir das Ganze.
Dort grüßt es dich in ſeiner Pracht,
Und ſeinem ſtillen Glanze;
Und weißt du, wie das Ganze heißt,
So bet' ihn an, den großen Geiſt.

11.

Charade.

Wenn deine Stimme nicht mehr zu dem Orte,
Wo deine Freunde wohnen, dringen kann,
O dann vertraue deines Herzens Worte
Getrost der ersten Sylbe an,
Sie bringt sie deinen Lieben still verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen.

Doch alles, was es faßt das arme Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen innrer Sinn,
Es ist zwei andern Sylben untergeben,
Sie reißen es in ihrem Strudel hin.
Wir wären ohne sie uns theurer, lieber,
Doch Ex'gem ziehn sie machtlos nur vorüber.

Drum laß das Ganze unter uns beginnen,
Und dadurch spotten der zwei letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen
Uns gegenseitig treue Rechenschaft,
Und gern wirst du's der ersten Sylbe glauben,
Daß dir mein Herz die letzten niemals rauben.

12.

Charade.

Kannst du im wahren, ächten Sinn
Dich mit der ersten Sylbe nennen,
So geh' getrost durch's Leben hin,
Du wirst die rechte Bahn erkennen.
Kein Schicksal kann den Muth dir rauben,
Du bleibst in Glück und Unglück Held,
Und wo du stehst, hältst du den Glauben:
Du seyst für eine bessre Welt.
Den schlanken Sohn der alten Erde
Wirst in der zweiten du gewahr.

Er reicht oft Kühlung nach Beſchwerde,
Und findet doch an deinem Herde
Sein heißes Grab faſt immerdar.
Willſt du jetzt nach dem Ganzen fragen?
Wohl haſt du es entzückt geſchaut,
Wenn in der Kindheit goldnen Tagen
Der ſchönſte Abend dir gegraut.
Die goldne Frucht der Heſperiden
Kommt ſeinen Früchten nimmer gleich,
Und doch ſind jedem ſie beſchieden,
Er möge arm ſeyn oder reich.

13.

Charade.

Zwei Sylben nennen dir die ſchönſte Stunde,
Die du erlebt, doch ſelber nicht geſehn,
Wo um den armen Menſchen in der Runde
Zuerſt die guten Geiſter ſtehn.
Und hat ſie freundlich über dir gewaltet,
So tritt die dritte Sylbe dir ins Haus,
Eilt alle Morgen zu dir, neu geſtaltet,
Und kramt dir ihre bunten Bilder aus.
Iſt nun die dritte oft vorbeigeflogen,
Dann kommt in ſeinem feſtlichen Talar
Das Ganze freundlich hergezogen,
Und zählt dir zu ein neues Jahr.

14.

Charade.

Zwei Sylben gab Natur uns allen,
Sie heil'gen dir das kleinſte Haus.
Faſt immer ſpricht dein erſtes Lallen
Die beiden theuren Sylben aus;

Und wer sie nicht darf liebend kennen,
Ist wohl ein armes Kind zu nennen.
Und was ihr blühend um euch schauet,
Was euch sich denn so segenreich,
Wenn ihr mit Fleiß es nur bebauet,
Das zeigt die dritte Sylbe euch;
Sie ist, wenn Noth und Tod ihm drohten,
Die letzte Hoffnung des Piloten.
Das Ganze hat auch jener; freilich
Sucht's mancher weit, der's nie erwirbt.
Doch dir, mein Volk, dir sey es heilig!
Heil dem, der dafür lebt und stirbt! —
Halt fest daran mit Treu und Glauben,
Und stirb dafür, will man dir's rauben.

15.

Charade.

Ein Wort, in dem drei Sprachen sich vereinen:
Geboren ist dieß Wort auf Hellas Flur;
Die ersten Sylben werden römisch scheinen,
Die dritte aber gallischer Natur.
Und willst du nun den Egoismus fragen:
„Was liebst du auf der Welt vor allem hier?"
So nennt als Antwort, stolz mit Wohlbehagen,
Er dann die erste röm'sche Sylbe dir.
Doch willst du zweifelnd die Geliebte fragen:
„Was liebst du, Theure, höher noch als dich?"
Wird sie erröthend dir zur Antwort sagen,
Die zweite röm'sche Sylbe züchtiglich.
Wohl hüllte weise mit dem dichten Flore
Die dritte Sylbe die Natur in Nacht.
Allein die grause Büchse der Pandore
War aus der dritten Sylbe selbst gemacht.
Seit sie der schwache Mensch gesehn, so schlagen
Sich Brüder mit den Brüdern drum in Wuth!
Die Gallier werden dir die Sylbe sagen,

Sie opferten ihr selbst schon manches Blut.
Das ganze Wort von Hellas schönen Fluren,
Das von der letzten zwar die Farbe trägt,
Wird nahe bei den treuen Dioscuren
In heil'ger Werkstatt der Natur geprägt.
Du Mensch! den der Besitz der letzten immer
So thöricht stolz und aufgeblasen macht,
Sieh' doch, was ist denn deiner Krone Schimmer,
Schaust du das Ganze an dem Saum der Nacht? —

16.

Charade.[1]

Wenn deine Stimme nicht mehr zu dem Orte,
Wo deine Freunde wohnen, dringen kann,
O, so vertraue deines Herzens Worte
Getrost der ersten Sylbe an;
Sie bringt sie deinen Lieben still, verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen.
Doch alles, was es faßt, das arme Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen innrer Sinn,
Es ist zwei andern Sylben untergeben,
Sie reißen es in ihren Strudel hin.
Wir wären ohne sie uns treuer, lieber,
Doch Ew'gem ziehn sie machtlos nur vorüber.
Drum laß das Ganze unter uns beginnen,
Und dadurch spotten der zwei letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen
Uns gegenseitig treue Rechenschaft,
Und gern wirst du's der ersten Sylbe glauben,
Daß dir mein Herz die letzten niemals rauben.

[1] Gedruckt in der Abendzeitung für 1818 Nr. 152.

17.

Charade.[1]

Die erſte Sylb' iſt eine Schlange
In ſchimmerndem Kryſtallgewand.
Mit unaufhaltſam ſchnellem Gange
Eilt raſtlos ſie von Land zu Land.

Die zweite nennt dir dunkle Hallen,
Errichtet von Smaragdgeſtein,
Wenn ſie auch oft dem Bau entfallen,
Sie fügen ſelbſt ſich wieder ein.

Das Ganze iſt die dunkle Borte
Um weiter Auen bunt Gewand,
Die ſchattenreiche heil'ge Pforte
Zu meiner Jugend Heimathland.

[1] Gedruckt in der Penelope für das Jahr 1822.

Auflösungen.

1. Wegweiser.
2. Die Sterne, der Mond und die Nacht.
3. Das Altarblatt.
4. Das Kreuz.
5. Der Kirchhof.
6. Blumenkelch.
7. Hochgeboren, Hochmeister, Hochamt, Hochverrath, Hochheim, Hochgericht, Hochkirch, Hochzeit.
8. Schwertlilie.
9. Vaterland.
10. Milchstraße.
11. Briefwechsel.
12. Christbaum.
13. Geburtstag.
14. Vaterhaus.
15. Meteor.
16. Briefwechsel.
17. Spreewald.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ernst von Houwalds

sämmtliche Werke.

Fünfter Band.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gez. v. F. Kruger Gest. v. H. Gugeler

Ernst v. Homeaks.

Ernſt von Houwalds

ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Leipzig.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Bilder für die Jugend.	
Die Bärenburg. Ein Mährchen	3
Die Versöhnung. Ein Drama in zwei Aufzügen	33
Der Handwerksmann	65
Die Unvermählte	80
Das Vielliebchen. Ein Lustspiel in zwei Aufzügen	97
Die beiden Schwestern	134
Belisar	139
Die Fahne	142
Der Juwelier	157
Der Neujahrswunsch	168
Das Element. Ein Mährchen	179
Der Spuk. Ein Drama in drei Aufzügen	187
Die Unvermählte. Eine Fortsetzung der Geschichte gleiches Namens	223
Der Gang um Mitternacht	237
Der Zigeunerbube. Ein Drama in zwei Aufzügen	251
Erinnerung an große unvergeßliche Männer	
Horazens Sabinum	285
Die Villa des Mäcenas	291
Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden	292
Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz	294
Die Villa des Cicero	296
Albrecht Dürers Grab auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg	297
Iffland's Gartenhaus	307
Philadelphia	308
Berg Vernon in Virginien	310
Abendunterhaltungen für Kinder.	
Ophelia	315
Der neue Schullehrer	325
Der Erbe. Ein Drama in zwei Aufzügen	341
Der Bohnenkönig	367
Die Zaubergaben. Ein Mährchen	384
Gedichte.	
Vaterland und Liebe	395
Luna	396
Zu Schiffe	397
Elisa in der Neujahrsnacht	398
An Alona	401
Zum Abschied an Hans Karl Freiherrn von Manteuffel	401

Seite
Das Mädchen und der Todtenkopf 403
Am Grabe meines Kindes 404
Die Fischerin 405
Wach auf! Ein Kranz von sieben Sonetten 408
Berglied 412
Drei romantische Episteln 413
Die Ahnung. Eine Epistel 428
Abschiedslied an meinen Freund C. v. M 430
Der Dichter und sein Werk 432
Die Sänger im Winter 433
Die weiße Rose 434
An Friedrich Kind in Dresden 435
An Serenus 436
An Grillparzer 437
Wohin? Ein Sonettenkranz 438
Lied 441
Briefwechsel mit einem Leipziger Studenten 443
Der Friedrichsberg bei Sellendorf 447
Die Neujahrsstunde 453
Die Seelenwanderung 454
An J. G. Worbs, den Geschichtsforscher 456
Lied zum Musikfeste in Luckau 458
An Goethe's Geburtstag 460
Natur und Gesellschaft 462
Lied 466
Jägerlied 467
Das erste Lied 469
Des Jahres letzte Stunde 472
Für Schillers Album 474
An Robert Freiherrn von Patow 475
An Stägemann 475
Zur silbernen Hochzeit des Hofrath Mothes 476
Geschrieben unter ein Porträt 477
Trinklied 477
Das Blumenmädchen auf dem Friedhofe 479
Lenz und Winter 480
An *** 482
Molly, mein kleines Hündchen 483
Bruchstück aus dem unvollendeten größeren Gedicht: „die Jagd“ 483
Grabschriften 489
Frage 490

Bilder für die Jugend.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Bärenburg.

Ein Mährchen.

Auf einer hohen, waldbewachsenen Felskuppe lag ein altes, einsames Schloß, die Bärenburg genannt. Die reiche Familie, der Graf von Pillau, welcher es zugehörte, wohnte jedoch auf ihren andern größern Besitzungen und schon seit Menschengedenken hatte kein Mitglied derselben länger als 3 daselbst zubringen mögen. Nur ein alter Kastellan verlebte hier [illegible] einsamen Tage und wurde bisweilen nur von neugierigen Reisenden besucht, die sich in dem Schlosse herumführen ließen und mit stiller Bewunderung die zwar alterthümliche, aber schöne Einrichtung desselben betrachteten. Wenn die Fremden nun ihr Erstaunen darüber nicht zurück hielten, daß in dem gänzlich unbewohnten Gebäude sich alles doch so wohl erhalten finde, so lächelte dann der alte Kastellan geheimnißvoll und gab zu vernehmen, wie dieß wohl in der Bauart des Schlosses liegen möge, die ohne weiteres Zuthun sich selbst erhalte und nichts zu Grunde gehen lasse. Die Leute in der Nachbarschaft wußten aber wohl, was er meinte; denn das Schloß stand längst in dem Rufe, daß es von Geistern bewohnt sey; der Kastellan hatte auch einmal auf einer Hochzeit, zu welcher er im nächsten Städtchen gebeten worden, bei einem Glase Wein einiges davon verlauten lassen, ja er hatte sogar, als seine beiden Tischnachbarn, der alte pensionirte Forstinspektor und der aufgeklärte Stadtrichter sich über die Möglichkeit von Geistererscheinungen gestritten, in der Weindegeisterung dem Streite dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er sich auf die Seite des alten Forstmannes geschlagen, mit ihm den wilden Jäger, den

schwarzen Irrwisch u. s. w. in Schutz genommen und endlich jeden, der an solche Dinge nicht glaube, feierlich eingeladen, die nächste Nacht auf der Bärenburg zuzubringen. Von der ganzen Gesellschaft war diese Einladung zwar mit Schweigen erwiedert worden, weil man sich eines geheimen Grauens dabei nicht erwehren konnte, der Kastellan aber war nur noch dringender gegen den Stadtrichter vorgerückt, so daß dieser, um seinen Muth zu behaupten, endlich nicht länger ausweichen konnte, sondern als die Gesellschaft aus einander gegangen war, sich wirklich mit dem Kastellan auf das Schloß begeben hatte. Wie er aber dort die Nacht zugebracht, und was er dort gesehen, blieb ein Geheimniß; nur ließ die Versicherung, daß er lieber Nachtwächter im Städtchen, als Kastellan auf der Burg seyn möchte, auf manche unerfreuliche, vielleicht schauderhafte Erfahrung schließen. So stand es um die geheimnißvolle, unbewohnte Burg, als der jetzige Besitzer derselben, der alte Graf von Pillau, starb. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste ihm im Besitz der großen Majoratsgüter folgte, der jüngere aber, mit Namen Willibald, nur dieß einsame Schloß, die Bärenburg mit seinen Umgebungen, als Erbtheil erhielt.

Willibald stand als Carallerieofficier unter dem Heere seines Königs; er hatte manchen rühmlichen Feldzug mitgemacht und sich ein großes Ansehen unter allen seinen Kameraden erworben; zumal er sich nicht allein durch Geistesblitzung und Muth auszeichnete, sondern auch ein freies, treues, tieffühlendes Herz den Freunden entgegenbrachte. Sie konnten, sie mochten nichts ohne ihn beginnen; er war die Würze ihrer Freuden, der Rathgeber in ernstern Angelegenheiten, das Vorbild ihres Thuns und Handelns.

Aber seit dem Tode seines Vaters und der Ordnung seines Nachlasses war eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen, seine Stimmung war ernster geworden, er zog sich oft aus dem Kreise der Freunde zurück, suchte die Einsamkeit und beschäftigte sich fast ausschließlich damit, alte Papiere und Urkunden zu durchlesen, die er sich aus dem Archive seines Schlosses hatte zuschicken lassen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn einst sein vertrautester Freund und treuester Waffenbruder, der Hauptmann von Marheim; er sah die finstern Wolken auf Willibalds Stirn, und wie er in halber Zerstreutheit die Papiere bei Seite schob und ihn kalt bewillkommte, als störe ihn der Besuch des Freundes.

„Was ist dir denn?“ rief Marheim! und faßte seine Hand. „Der Tod deines Vaters mag dir, dem redlichen Sohne, wohl sehr zu Herzen gehen; aber wenn auch der Schmerz um den Verlust geliebter Personen

uns in den Freudenbecher des Lebens wiederholt noch die Tropfen einer heiligen Wehmuth miſcht, damit ſie die Seele wie eine Arznei ſtärken und die ſchönen Farben der Erinnerung immer wieder auffriſchen mögen, ſo verdüſtert dieſer Schmerz doch nicht das Gemüth, ſo jagt er doch nicht finſtere Wolken fortwährend über die ſonſt heitere Stirn, ſo verſchließt er doch nicht das Herz dem Freundeszuſpruch. Es muß dir daher noch etwas anderes auf der Seele liegen, ein tiefes, unerfreuliches Geheimniß; denn meine Schuld kann es nicht ſeyn, und meine Freundſchaft zu dir gibt mir ein Recht, dich darnach zu fragen!"

Willibald ſeufzte tief auf, ſah dann dem Freunde lange ins Auge und ſagte endlich: „Ja, du haſt ein Recht auf alles, was mich jetzt ſo tief bekümmert; es geht dich vielleicht näher an als du glaubſt, darum will ich nicht länger ſchweigen, du ſollſt alles wiſſen."

„Nach dem Tode meines Vaters ſind unſere großen Familienlehen meinem älteſten Bruder zugefallen, ich hingegen habe nur das alte Schloß, die Bärenburg, mit ſeinen Umgebungen als Eigenthum erhalten. Da es entfernt von den Hauptgütern meines Vaters lag, auf denen ich erzogen wurde, er ſelbſt es auch niemals, ſo lange ich denken kann, beſuchte, ſo blieb es auch mir fremd; ich kannte es nur aus einer Zeichnung, die im Zimmer meines Vaters hing, ſeine düſtere, abgeſchiedene Lage darſtellte, und die wir Kinder immer gern betrachteten, um manches Abenteuerliche dabei zu träumen. Jetzt nun iſt dieſer Ort mein Eigenthum geworden; aus des Vaters Papieren habe ich mich überzeugt, daß die Einkünfte davon wohl zureichen würden, den genügſam und einfach lebenden Beſitzer dort zu ernähren. Freudig erwachte in mir der Gedanke: jetzt endlich wirſt du deinem Herzen folgen und dem Mädchen, das du längſt ſchon liebſt, deine Hand bieten können; dann willſt du die Waffen niederlegen, und in die verlaſſene ehrwürdige Bärenburg ein frohes, häusliches, glückliches Leben einführen! — Und wen ich mir zur Gefährtin meines Lebens zu erwählen gedachte — — ſoll ich ſie dir noch erſt nennen, Bruder?"

Marheim reichte ihm die Hand, und ſagte: „Ich weiß es, du liebſt meine Schweſter Sara!"

„Ja, ich liebe ſie mit treuem Herzen!" fuhr Willibald fort. „Ich hoffte in der Vereinigung mit ihr mein höchſtes Glück; aber auch dieſe ſchöne menſchliche Hoffnung ſoll nicht in Erfüllung gehen!"

„Und warum nicht?" rief Marheim; „was ſtellt ſich ihr in den Weg?"

„Etwas, das wohl außer den Gränzen unſerer Kraft liegt!" fuhr Willibald ernſt fort. — „Ich hatte an den alten Kaſtellan, der jenes Schloß dort in Aufſicht hält, geſchrieben, ihm meinen Plan bekannt gemacht,

ihm aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu meiner Aufnahme dort zu besorgen; allein welche Nachrichten habe ich von ihm erhalten?"

Willibald reichte mit diesen Worten den Brief des Kastellans dem Freunde hin. Marheim hatte ihn aber kaum flüchtig gelesen, als er lachend ausrief: „Wie! Geistererscheinungen, Spukgeschichten, die der alte schwermüthige Mann dort erlebt haben will, und diese machen die Sorge? Sind nicht von den meisten alten Schlössern solche Sagen im Umlauf? Bald gibt es dort eine Marterkammer oder ein Burgverließ, wo man noch bei Nacht Heulen und Zähneklappern vernimmt, oder es gehen leichenhafte Mönche um und ziehen die Bettvorhänge weg, oder es zucken bleiche Lichter durch die hohen Zimmer und auf den Wänden liest man furchtbare Worte in feuriger Schrift!"

„Das alles würde mich nicht besorgt machen," fiel Willibald ein, „das habe ich dem Alten dort auch schon entgegnet, und ihm befohlen, dennoch meinen Willen zu vollziehen. Allein statt jedes weitern Einwandes hat er mir aus dem Archiv der Bärenburg Aktenstücke zugesendet, wodurch die Sache außer allen Zweifel gestellt wird; meine achtbaren Vorfahren haben hier niedergelegt und fast eidlich bekräftigt, was sie dort Schauderhaftes erfahren. Wie kann ich ein Weib, das ich liebe, in solche Umgebungen, ja ich will es aussprechen, in ein solches Spukloch einführen wollen!"

Marheim warf einige Blicke in die alten Akten, und schüttelte dann auch bedenklich den Kopf. „Das ist arg!" sagte er, „allerdings etwas arg; aber trotz aller Hochachtung gegen deine Vorfahren bleibe ich doch bei meinem Spruche: mein Herz glaubt nur, was meine Augen sehen! Den Hals wird es uns ja nicht kosten, Bruder, und die kalten Schauer vergehen ja auch wieder, wenn nur erst der warme Tag kommt. Laß uns nach der Bärenburg selbst hinreisen, sehen, hören, prüfen, und dann handeln. Hier ist meine Hand, ich begleite dich, es soll ein ritterliches Abenteuer werden!"

Willibald schlug ein, die Reise wurde näher besprochen, ein Urlaub auf vierzehn Tage erbeten, und schon am folgenden Tage saßen die Freunde wohl gerüstet und bewaffnet auf ihren Rossen, von einem einzigen Diener begleitet, und ritten in gespannter Erwartung der Berggegend zu, in welcher die Bärenburg lag.

Am dritten Tage erst langten sie in den Abendstunden vor dem alten einsamen Schlosse an. Es war ein rauher Apriltag, Schnee- und Regenschauer zogen vorüber und durchnäßten die Reiter, der Wind sauste durch den hohen Forst, und wie die Stimme einer einsamen Wehklage tönte

das Sausen der verreßten, vom Sturme hin und her getriebenen Fahne des bemoosten Burgthurmes durch die Einöde. Der Weg zum Schlosse war mit Gestrüpp und hohem Kraute verwachsen und zeigte, daß er lange nicht mehr befahren worden war. Jetzt hielten unsere Reisenden endlich vor der verschlossenen hohen Pforte. Erst nachdem sie mehrmals die Klingel gezogen, wurde von dem Thorwart geöffnet, nach ihrem Begehr gefragt, und da sie ihre Namen genannt hatten, der Einlaß gestattet. Auf dem Schloßhof eilte der Kastellan herbei, seinen neuen Gebieter mit schuldigem Respekt zu empfangen.

„Hier, Alter, bin ich selbst!“ rief ihm Willibald entgegen. „Deine Briefe, deine Aktenstücke waren für mich nur taube Zeugen; ich wollte meine Burg selbst sehen und wissen, wer mir mein Eigenthum streitig machen will! So bin ich denn mit frohem Muth hierher geritten, und trete unter Gottes Schutz jetzt auch mit frohem Geist in meine Heimath!“

Der Alte beugte sich ehrerbietig auf die Hand seines Herrn und sagte: „Ich heiße Ew. Gnaden mit treuem Herzen willkommen! Dem Willkommen folgte aber bisher immer gar zu bald das Lebewohl, möge es endlich anders werden!“

Er zündete hierauf ein Paar Kerzen an und führte die Fremde durch die Kreuzgänge des Schlosses, in denen es schon Nacht geworden war, nach einem großen Zimmer; wo er in dem weiten Marmorkamine von dem Thorwart ein helles Feuer anzünden ließ, während er selbst mehrere Lichter auf dem schwer vergoldeten Kronleuchter aufsteckte, um das hohe große Zimmer möglichst zu erleuchten.

Den Fremden ward es hier bald recht behaglich, und ein frugales Abendbrod, welches die Frau des Kastellans alsbald auftrug, hatte ihnen noch niemals so herrlich geschmeckt. Die ernste Stimmung wich nach und nach einer fröhlichen Unterhaltung, und als zwei kostbare Betten aufgeklopft worden waren, der Kastellan eine silberne Nachtlampe angezündet, und mit bedenklicher Miene gefragt hatte: „ob der Herr Graf vielleicht befehlen, daß jemand noch im Vorzimmer schlafen soll?“ — entgegnete dieser: „Ich habe noch keine Lust zu schlafen! Schaff uns eine Bowle warmen Punsch, und komm dann selbst, Alter, um ein Glas mitzutrinken! Ich mag eher hier nicht ruhen, bis ich nicht aus deinem Munde nähere Aufschlüsse über die Geheimnisse dieses Schlosses erhalten habe!“

„Aber es ist Nacht!“ sprach der Kastellan; „und die Nacht hat leisere Ohren als der Tag!“

„Je mag sie uns gehören!“ erwiderte der Graf lächelnd. „Geh nur, Alter, und erfülle, was ich dir befehlen!“

Da wurde die dampfende Bowle herbei gebracht; die Freunde setzten sich an den Kamin, in welchem das Feuer aufs neue angeschürt worden, und der Kastellan mußte sich auch seinen Stuhl herbeiholen. Als Marheim aber dem Reitknecht, der eben das Zimmer verlassen wollte, befahl, vor allen Dingen die geladenen Pistolen aus den Sätteln herauf zu bringen, sprach der Kastellan leise: „Lassen Ew. Gnaden das Schießgewehr lieber in den Halftern stecken. Waffen deuten immer auf Mißtrauen oder Besorgniß, und beides muß man hier nicht zeigen. Auch ist es doch um die schönen Tapeten schade, wenn man zwecklos in den Zimmern hier schießen will!“ und hiermit nahm er eine Kerze und leuchtete schweigend an den Wänden hin, wo man noch deutlich genug die Spuren mehrerer Kugeln erkannte, die bedeutende Löcher in die Tapeten geschlagen hatten, auf welchen sehr künstlich eine Bärenjagd dargestellt war.

„Diese Zeichen geben allerdings zu erkennen, was hier geschehen ist,“ sagte Marheim. „Aber weßhalb, alter Knabe, hast du uns denn gerade in dieß Zimmer geführt, wo man Schießübungen gehalten zu haben scheint! Gibt es im Schlosse keine Kammern, die ein ruhigeres Ansehen haben?“ —

„Es ist dieß das beste und bequemste Zimmer im Schlosse!“ entgegnete der Kastellan. „Des Herrn Grafen hochseliger Herr Vater und Großvater haben auch hier logirt, und haben mehrere von jenen Kugeln dort —“

„Die Pistolen sollen in den Halftern bleiben!“ befahl der Graf dem Reitknechte; „in meinem eigenen Hause brauche ich allerdings keine Waffen, da will ich mich sicher dünken. Aber jetzt, Alter,“ fuhr er zum Kastellan gewendet fort, „jetzt wirf alle Bedenken, alle Rücksichten bei Seite. Erfülle nur, was du mir, deinem Herrn, schuldig bist, und entdecke mir alles, was du über diese Burg weißt, und was du in deiner langen Einsamkeit hier gesehen und erfahren hast!“

Der Kastellan verneigte sich, hob dann sein Glas empor und sagte feierlich: „Auf das Wohlergehen meines gnädigen Herrn, und daß er Friede hier finden möge!“ — Nach einer Pause, in welcher er sich zu besinnen schien, hob er endlich folgendergestalt zu erzählen an: „Als vor mehreren hundert Jahren dieser Wald eine noch viel größere Wildniß war, neben dem edlen Wilde auch noch mancherlei reißende, blutdürstige Thiere ihren Aufenthalt darin genommen hatten, und auf diesem Felsen sich noch keine Gebäude erhoben, da war Ew. Gnaden Ahnherr, der Graf Max von Pillau, wegen seiner besonders wichtigen und ritterlichen Dienste von des Kaisers Majestät mit diesen großen Waldungen beliehen worden. Es wollte derselbe nun auch alsbald eine große Jagd darin anstellen, denn es hatten die benachbarten Ortschaften sich mit dringenden Bitten an ihn

gewendet, daß er das Wild, welches ihnen die Saaten zerstöre, in etwas dämpfen, ganz besonders aber zwei große Bären erlegen möchte, die nicht allein in ihre Heerden einbrächen, sondern selbst sich in die Dörfer wagten und das Leben der Menschen bedrohten; und als nun endlich eines Morgens ein armes junges Weib erschien, sich vor dem Grafen niederwarf und ihm unter tausend Thränen berichtete, wie in heutiger Nacht der grimmige Bär ihr Knäblein aus der Wiege gestohlen und damit in den Wald geraunt sey, da wurde das Herz des Grafen dergestalt erschüttert, daß er selbst das Hüfthorn von der Wand riß, um das Hallo zur Jagd zu blasen. Aber er konnte vor Wehmuth nicht blasen über den Jammer des Weibes und er reichte das Horn seinem Freunde, dem Ritter von der Weihe, der blies die Jäger denn auch alsbald zusammen, und alle zogen kampflustig in den tiefen Wald. Der Graf aber that das Gelübde: „daß er den Wald nicht eher verlassen wolle, als bis der Bär erlegt sey, und daß er auf der Stelle, wo dieser glücklich gefällt worden, ein würdiges Denkmal dieser That errichten werde.“ Und die Jagd begann; viel des edlen Wildes wurde mit Pfeil und Bogen und Wurfspieß gefällt, aber die Bären fand man nirgends. Schon neigte die Sonne sich hinter den Wipfeln der Bäume, und aufs neue wurden die Hunde ins Dickicht gehetzt; aufs neue jagten sie einen hochgeweihten Hirsch daraus hervor, und weit den übrigen voran sprengte der Graf ihm nach, ihn mit dem Wurfspieße zu erlegen. Da trat ihm plötzlich die Mutter des geraubten Kindes in den Weg; auch sie hielt einen Wurfspieß in der Hand, das lange Haar flatterte im Winde, und Gesicht und Hände bluteten von Dornen zerrissen. „Was jagt Ihr dem Hirsche nach?“ rief sie. „Was durchtobt Ihr den Wald? — So werdet Ihr die Bären und mein Kind nimmer finden! Ich bin Euren Rossen nachgelaufen, und was Ihr nicht erspähet in eurer Jagdlust, das hat Mutterangst und Liebe erlauscht. Mitten durch das Blasen Eurer Hörner, durch das Gebell Eurer Rüden, habe ich von fern her die weinende Stimme meines Kindes vernommen. Gewiß noch lebt es! aber kein Augenblick ist zu versäumen. Wollt Ihr mir es retten helfen, so folgt mir unverzüglich!“

„Und der Graf wendete sein Roß und ritt der Mutter nach, die durch Dorn und Gestrüpp verauseilte, und nur bisweilen stehen blieb, um aufzuhorchen nach den Klagetönen aus dem Walde, die nur sie vernahm. So gelangten sie an den Fuß dieses Felsen, und die Mutter rief: „Dort oben hör' ich das Weinen meines Kindes, dort oben muß die Höhle der Bären seyn!“ Sie klimmte eilends den Felsen hinan und hatte die Spitze bereits erreicht, ehe der Graf vom Rosse abspringen und ihr folgen

kannte, da aber brach aus den Felsspalten, wo sie bei ihren eigenen Jungen das geraubte Kind verborgen, die alte Bärin heulend hervor, stürzte sich auf das Weib, und es begann ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Müttern. Die Frau hatte der Bärin den Wurfspieß zwar tief in die Brust gebohrt, aber sie war von der Last derselben dennoch zu Boden geworfen worden, sie fühlte sich von den gewaltigen Tatzen eng umklammert, und schon die scharfen Zähne in ihre Brust gedrückt. Da erreichte der Graf eben den Kampfplatz, er stieß seinen Fangstahl durch das Herz der Bärin und rettete so die mutherfüllte Mutter; aber kaum erfreute er sich des Sieges, als er sich plötzlich von hinten mit riesiger Gewalt umfaßt und zu Boden geworfen fühlte. Der alte furchtbare Bär nämlich war auf das Geheul der Bärin herbeigeeilt, und suchte nun, zur höchsten Wuth entflammt, den Tod derselben zu rächen; mit seinen Tatzen hielt er den Grafen fest umstrickt, und preßte ihm dergestalt die Brust zusammen, daß ihm das Blut emporquell und ihm die Sinne fast vergehen wollten. Er hätte der Gewalt des grimmigen Thieres unterliegen müssen, denn das Weib war nicht alsbald aus den Klauen der Bärin befreit, als sie alles andere um sich her vergessend in die Felsschlucht gesprungen war, um dort ihr weinendes Kind zu suchen, wenn nicht der Ritter von der Weihe, der treue Freund in der Noth, erschienen wäre, und den Kampf mit dem Bären auf sich gezogen hätte. Er nur war der Spur des Grafen gefolgt, ihm nur war das Heulen der blutdürstigen Thiere das Zeichen der Gefahr seines Freundes gewesen, und ob er gleich seinen Fangstahl auf der Jagd verloren und seinen Wurfspieß bereits verschossen hatte, so stürzte er sich doch muthig und nur mit einem kurzen Dolch in der Hand auf den furchtbaren Sieger seines ohnmächtigen blutenden Freundes. Der Bär ließ sofort von dem Grafen ab und strebte diesen neuen Feind zu umfassen, der Ritter wich ihm auch nicht aus, und so in gegenseitiger Umarmung, Brust an Brust mit dem Unthier, drückte er ihm den Dolch wiederholt in die Rippen, bis der Bär unter gräßlichem Gebrüll verendete. Auch der Graf war wieder zu sich selbst gekommen, und als beide Freunde sich umfaßt hielten, und zwar hart verletzt, aber doch als Sieger die große Gefahr übersahen, der sie entgangen waren, trat die Mutter aus der Felsspalte mit ihrem wieder gefundenen Kinde, und rief: „Mein Kind lebt noch, ich habe es wieder! Gott hat es auch in der Höhle der Bären erhalten!“ Der Ritter ließ sein Hüfthorn erschallen, die Jagdgefährten versammelten sich alsbald auf der Spitze des Felsen und ersahen mit Erstaunen aus den erlegten gewaltigen Bären die Gefahr ihres Herrn. Der Graf aber hatte nur Augen für die entzückte junge Frau, die ihr

Kind an die Bruſt gelegt hatte, wo es die ſüße Milch der Mutter mit ihrem Blute vermiſcht trank, und die kleinen Händchen zitternd nach ihr ausſtreckte. Er befahl einem Knechte aus ſeinem Gefolge, das Weib ſicher nach Hauſe zu begleiten und wollte ihr eine Hand voll Goldſtücke ſchenken. Aber die entzückte Mutter wies das Gold ſanft zurück, küßte des Grafen Hand und ſagte: „Ich habe nur eine kleine Hütte und nähre mich ſpärlich mit den Meinen, aber wir ſind zufrieden und jetzt, wo mir Gott mein Kind wieder geſchenkt, bin ich reich und bedarf keines Goldes!“ — Hiermit eilte ſie den Felſen hinab und der Heimath zu, um dort dem kranken Gatten den wieder gefundenen Liebling zurück zu bringen.

„Der Ruf dieſes merkwürdigen Ereigniſſes erſcholl bald weit und breit, und es fand ſich der Abt eines benachbarten Kloſters bei dem Grafen ein und ſprach: „Ihr habt eine große Gefahr durch Gottes Gnade ſiegreich beſtanden, Herr Graf, erfüllt nunmehr auch Eure Gelübde und errichtet ihm zu Ehren ein würdiges Denkmal an jener Stätte. Der Bau eines Kloſters erhebe ſich auf dem breiten Gipfel des ſchauderhaften Felſen, damit fromme Mönche den Herrn unabläſſig dort preiſen mögen, wo er Euch und jener Mutter mit ihrem Kinde nur durch ein Wunder das Leben gerettet hat; der große Wald aber rings umher, welcher bis jetzt die Ungeheuer der Wüſte verborgen, werde dadurch geheiligt, daß er dem neuen Kloſter als Eigenthum zufalle!“

„Meine Gelübde werde ich erfüllen!“ antwortete der Graf; „aber nicht alſo, wie Ihr es meint, ehrwürdiger Herr! Gott hat uns zwar aus großer Gefahr dort gerettet, aber nicht durch ein Wunder, ſondern vielmehr durch das, was der allgütige Schöpfer ſelbſt in die Menſchenbruſt gelegt hat. Vertrauen auf ihn in Noth und in Gefahr, feſten Muth, wo es Menſchenrettung galt, heilige Mutterliebe und Freundes Treue bis in den Tod, das waren die ſtarken Schilder, mit denen er unſere Bruſt deckte, und deßhalb will ich kein Kloſter für einſame, dem Leben abgeſchiedene Mönche, ſondern ein ſtattliches Schloß aufbauen, wo kommende Geſchlechter fröhlich wohnen und unter ihnen Muth und Gottvertrauen, Liebe und Treue eine Freiſtatt finden, und die ſelige Zufriedenheit, mit der jenes Weib mein Gold verſchmähte, ihren Altar gründen möge!“ Und hiermit ließ der Graf den beleidigten Abt ziehen, und gab Befehl, auf dem Gipfel des Felſen die Bärenburg zu erbauen. Aber die Meiſter, denen dieſer Bau übertragen wurde, berichteten alsbald, daß ſie vergebliche Mühe anwendeten, weil alles das, was ſie am Tage erbaut, des Nachts immer wieder zerſtört werde; ſie verſchwiegen auch nicht, daß jedesmal nach der Feierabendſtunde im Zwielicht der Nacht und des Tages ein graues

Männchen dort erscheine, mit ernster Miene den Bau mustere, und mit seinem Stäbchen die größten fest auf einander gefügten Steine wie kleine Bälle auseinander werfe, und versicherten endlich, daß, wenn der Graf hier nicht einen Einhalt zu thun wisse, sie von dem Bau abstehen müßten. — Und abermals erschien der Abt und verlangte den Bau eines Klosters, denn jene Stelle dort, sagte er, sey von Geistern besessen, die nur dem Wohnsitz der heiligen Mönche und ihren Beschwörungen weichen würden. Aber der Graf haßte das Mönchswesen, und wies den Abt abermals mit der Erklärung zurück, daß es in den Klöstern an bösen Geistern wohl auch nicht fehle, und daß er selbst versuchen wolle, die Geister auf dem Bärenfelsen zu bannen."

„Und sieben Nächte hat der Graf auf diesem Felsen verwacht, und siebenmal soll er hier mit dem grauen Männlein gesprochen und es endlich in seiner wahren Gestalt als ein schönes Elfenkind gesehen haben. Was sie aber hier zusammen verhandelt, ist ein tiefes Geheimniß geblieben; der Bau des Schlosses wurde jedoch aufs neue begonnen und nicht weiter gestört, nachdem der Graf in dem Grundsteine ein großes Pergament zwischen zwei Metallplatten mit folgender Inschrift hatte einfügen lassen:

„Hier, wo ein Denkmal aufzubauen,
Zu fester Burg der Grundstein liegt,
Hat Mutterlieb und Gottvertrauen
Und Freundestreu im Kampf gesiegt;
Vor solcher Tugend festem Muth
Erlag der Ungeheuer Wuth.
Und hier, wo bald in Herrlichkeit
Und Pracht so Zinn als Mauer steht,
Hat selige Zufriedenheit
Und Armuth einst das Gold verschmäht,
Und höher selbst als Gut und Geld,
Das häuslich stille Glück gestellt.
Drum sey dieß Haus nur dem erbaut,
Der immerdar auf Gott vertraut,
Der recht aus reinem Herzen liebt,
Der bis zum Tod die Treue übt;
Drum sey dieß Haus fortan geweiht
Nur stillem Glück der Häuslichkeit,
Demüthiger Zufriedenheit.

Doch wenn da nichts von diesem Allen
Einziehen sollt' in diesen Hallen,
So geb' ich's frei für Nacht und Tag,
Es wohne drin wer will und mag,
Es gelte gleich, ob Mensch, ob Geist,
So wahr mein Nam' Graf Pilkau heißt:
Doch steh dieß Haus in Gottes Hand,
Zur Bärenburg werd' es genannt!" —

„Nachdem man nun auf diese Weise den Grundstein hatte legen lassen, wurde der Bau ungestört vollendet. Es wählte der Herr Graf Max von Pilkau dies Burg sogar selbst zu seinem Aufenthalte und beschloß allhier seine Tage mit seiner geliebten Gemahlin in Ruhe und Frieden zuzubringen. Dieß hier war sein Wohnzimmer, wo der Kampf mit dem Bären auf jener Tapete kunstreich dargestellt ist. Aber seine Nachkommen mochten nicht ferner hier wohnen, sie zogen hinunter in die heitern Thäler, wo ihre andern Besitzungen lagen und betrachteten diese Burg nur als ein einsames Jagdschloß, das sie je zuweilen mit ihren lustigen Genossen besuchen konnten, um in den großen Wäldern voll edlen Wildes sich mit der Jagd zu vergnügen. Wenn sie dann aber mit ihren Freunden und Gefolge ankamen, dann ging es an ein gar sehr lustiges Leben, dergestalt, daß man oft nicht gewußt, ob es da draußen im Walde oder bei den Banketten in der Burg hier wilder hergegangen. Doch auch hierbei verblieb es nicht, es wurde bald noch lebendiger in dem Schlosse, und es gab bei Tag und bei Nacht bald keine Ruhe mehr, denn es fanden sich noch andere Gäste ein, deren Nähe man bald mit Schaudern erkannte, obgleich man sie erst selbst herauf beschworen. — Die lustige Gesellschaft war nämlich eines Abends von einer besonders glücklichen Jagd zurück gekommen; man saß beim reichlichen Jagdmahle, zechte wacker, ließ viel leichtfertiges Gespräch über die Lippen gehen, und einer der Gäste forderte den damaligen Herrn des Schlosses auf, ihnen die wunderbare Geschichte von dem Kampf mit den Bären zu erzählen, welchen das Schloß seine Entstehung verdanke. Die Gäste erfuhren hierauf die ganze Geschichte, und es blieb ihnen auch nicht verschwiegen, wie das graue Männlein den Bau der Burg habe hindern wollen, bis der Graf Max von Pilkau sich mit ihm darüber verständiget. Darüber lachten denn die meisten Gäste und meinten spottend: „Man hätte dem kleinen Männlein lieber die Ruhe geben sollen!" Und der Herr Graf, der während des Erzählens schon oft seinen Becher geleert, ließ sich hierauf den allergrößten Pokal reichen, füllte ihn mit Wein bis

an den Rand, und sagte lachend: „So will ich denn diesen Humpen auf das Wohl des grauen Männleins leeren; er komme, wenn er es mit mir wagen will; kann er aber nicht, wie ein Frosch, schwimmen, so mag er in diesem Pokal ersaufen!“ Und hiermit setzte der Herr das ungeheuer große silberne Gefäß an die Lippen. — Aber es wurde ihm mit behender Gewalt plötzlich aus den Händen gedreht, und als er erstaunt aufschaute, stand das graue Männlein vor ihm auf der Tafel, und sprach freundlich: „Ihr habt mich zu Gaste geladen, Herr Graf, so will ich denn auch aus Eurer Hand den Willkommen empfangen!“ Und hiermit setzte es den Becher, der größer war, als es selbst, an den Mund, leerte ihn auf einen Zug, und drückte ihn dann mit seinen kleinen Händen dergestalt zusammen, als ob er aus Papier gefermt gewesen wäre!“ —

Der Kastellan hielt in seiner Erzählung hier ein, denn aus dem großen Glasschranke, in der Ecke des Zimmers tönte ein lautes Klingen. „Hören Ew. Gnaden wohl?“ hob er leise wieder an; „die Pokale dort erzählen sich auch von jener Geschichte, sie sind dabei gewesen!“

Der Graf horchte auf und drang in gespannter Erwartung in den Kastellan, seine Erzählung fortzusetzen.

„Ich bin am Ziele gnädiger Herr!“ antwortete dieser; denn seit jenem Abende sind alle Gäste von dieser Burg verstoben und verflogen, und sollen ihnen vor Grauen die Haare wie Besenreis zu Berge gestanden haben, bis sie die Burg und den Wald hinter sich gesehen. Was aber Ihren hohen Vorfahren selbst hier begegnet, das findet sich in den Aktenstücken niedergeschrieben, welche ich Ew. Gnaden schon aus dem hiesigen Archiv zugesendet habe.“

„Dieß kenne ich bereits!“ rief der Graf; „ich habe es mit Erstaunen, mit Schaudern gelesen. Aber jetzt bin ich selbst hier und frage dich, Alter, ist es in der Burg wirklich nicht geheuer? ist sie wirklich von Geistern bewohnt?“ —

Der Kastellan nickte schweigend. „Hat man keine Versuche gemacht, diese störenden Gäste zu bannen?“ fragte der Graf weiter.

Der Kastellan zeigte auf die Löcher in der Tapete. „Hast du vielleicht das graue Männlein auch gesehen und gesprochen?“ fuhr der Graf leiser fort.

Der Kastellan nickte wieder.

„Nun so berichte denn, was du von ihm vernommen?“ befahl der Graf.

„Ich darf nicht!“ entgegnete der Kastellan und legte den Finger auf den Mund.

„Ich aber bin dein Herr und Gebieter!“ rief der Graf zornig; „ich allein kann dir befehlen zu ſprechen und zu ſchweigen, und ich will, du ſollſt jetzt reden!“

Da fuhr ein bleicher Schein an den Wänden hin, und ein lautes Ziſchen, wie von hundert Schlangen, tönte durch das Zimmer und ſchien Schweigen zu gebieten.

Die Freunde ſprangen von ihren Seſſeln auf; und nachdem der Graf einigemal unruhig im Zimmer auf- und abgegangen war, fragte er nicht weiter und befahl bloß dem Kaſtellan, den Tiſch abzuräumen und ſich zu entfernen, denn er ſelbſt ſey ermüdet und wolle ſich zur Ruhe begeben.

Der Kaſtellan gehorchte, und ließ die beiden Freunde allein.

„Wir wollen zu vergeſſen ſuchen, was uns der Alte heute erzählte!“ rief der Hauptmann dem Grafen zu, der in düſteres Nachdenken verſunken in eines der hohen Fenſter getreten war, und in die finſtere ſtürmiſche Nacht hinaus ſchaute. „Haben wir uns als Kinder nicht auch oft mit Grauen zu Bette gelegt, wenn uns die Kindermuhme geſpenſtiſche Mährchen erzählt hatte! So wollen wir es denn auch heute nehmen und fröhlich glauben, wir wären noch in der Kinderſtube!“

„Die Nacht wird uns ja lehren, was wir künftig zu erwarten haben!“ antwortete der Graf; „wir wollen ihr ruhig entgegen gehen. Schlaf wohl!“ — Die beiden Freunde legten ſich hierauf, nachdem die ſilberne Nachtlampe angezündet worden, nur halb entkleidet zu Bette.

Das lautere tiefere Athmen des Hauptmanns verkündete dem Grafen bald, daß ſein Freund bereits eingeſchlummert ſey. Allein auf ſein Auge wollte ſich kein Schlaf ſenken. Es war nicht Geſpenſterfurcht, was ihn wach erhielt, nein, es war vielmehr der Gedanke, daß die einzige Stätte, die ihm auf der weiten Welt als Eigenthum nun zugehörte, ihm doch keine erfreuliche Heimath, keine Ruhe, keinen ſtillen Frieden gewähren würde. Denn was er heute nur flüchtig bemerkt, ließ ihn nicht zweifeln, daß alles, was er hierüber geleſen und gehört, wahr ſeyn möge. Er gedachte mit Wehmuth an die holde Schweſter des Freundes, die er liebte, und düſtere, traurige Bilder der Zukunft gingen an ſeiner Seele vorüber. — Da ſchlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde, und als der letzte Schlag verhallt war, blies ein Lufthauch, der durch das Zimmer fuhr, die Nachtlampe aus: und der Graf vernahm die hohen fernen Töne eines Hüfthorns, wie eine Aufforderung zur Jagd; ſie wurden alsbald von unzähligen ähnlichen Tönen beantwortet; es ſchien ſich fortan in allen Räumen des Schloſſes ein neues Leben zu erheben, in allen

Winkeln wurde es rege, und es begann nun wirklich eine förmliche Jagd. Mit Hundegebell und Peitschenknall rauschte es durch das Schloß dahin; Thüren flogen auf und zu; und so kam es auch an das Zimmer des Grafen. Ein plötzlicher Schein erhellte es, wie mit Tageslicht, die Schilderungen in der alten Tapete wurden lebendig, die Figuren traten daraus hervor und in das Zimmer, und wie die Thüre aufsprang und die Jäger mit ihrem Gefolge hereinstürzten, standen die Bären aus der Tapete auch schon zum Kampf gerüstet und stießen ein gräßliches Heulen aus, während neben dem Bette des Grafen, wo das Abbild der Felsenhöhle, in welcher die Bären gehaust, auf der Tapete zu sehen war, das klägliche Wimmern eines Kindes ertönte. Aber die Gestalt der Bären stand mit den kleinen niedlichen Figuren der Jäger in gar zu grellem Contrast; denn die letztern waren kaum eine Spanne hoch; sie ritten auf schlanken Pferdchen, noch kleiner, als Kaninchen, und hetzten ihre muthigen Hündchen hinter das Wild her, welches so anzuschauen, als ob eine flüchtige hirschähnliche Ratte von Mäusen verfolgt würde. Die Bären hingegen waren groß und furchtbar, wie sie auf der Tapete dargestellt worden, und wendeten sich, als ob sie das kleine Jagdgefolge mit Verachtung übersähen, nur gegen die neuen Bewohner des Zimmers zum Kampfe. Der Hauptmann war vom Schlaf aufgefahren, hatte seinen Degen erfaßt und führte einen gewaltigen Hieb auf den Bären, der ihm entgegen kam; aber die Klinge zerflog in kleine Stücken, als ob sie von Glas gewesen wäre, und der Bär streckte schon seine Krallen gegen ihn aus. Auch der Graf hatte seinen Degen gezogen, aber er gebrauchte ihn nicht zur Vertheidigung gegen diese Gestalten, er stieß ihn mit der Spitze vielmehr mitten in die Diehlen des Zimmers und rief: „Diese Burg ist von Gott und Rechtswegen mein Eigenthum; und zum Zeichen, daß ich Besitz davon genommen, steckt hier mein ehrlicher Degen mit meinem alten Wappen auf dem Knopfe. Ich habe die Waffen abgelegt, weil ich mit Vertrauen in meine Heimath trat und mich in ihr sicher glaubte; — wer wagt es nun, gegen den redlichen wehrlosen Besitzer einen solchen Kampf zu beginnen?“ —

Da erklang das Hüfthorn aufs neue, und das tolle Treiben der Jagd hielt plötzlich an. Die Bären sprangen in die Tapeten zurück, das Wild verlief sich, die Hunde schlichen gehorsam hinter ihre Herren, und nachdem sich der niedliche zahlreiche Jagdzug auf das Gewandteste geordnet hatte, bliesen die kleinen Jäger auf ihren silbernen Jagdhörnchen einige wunderliebliche Fanfaren, die dem Grafen und dem Hauptmann wie süße Wiegenlieder aus der Kindheit klangen, und beide unwiderstehlich in den Schlaf wiegten.

Der Kaſtellan trat am andern Morgen mit dem Frühſtück in das Zimmer und weckte die beiden Freunde, als die Sonne ſchon hoch ſtand.

„Guten Morgen, Alter!“ rief ihm der Graf entgegen: „ſieh, ich habe lange geſchlafen; durch deine geſtrige Erzählung erregt, haben mich zwar ſchwere Träume beunruhigt; glücklicherweiſe waren es aber doch nur Träume!“

Der Kaſtellan antwortete nicht, ſondern las ſtill lächelnd die zerbrochenen Stücke der Degenklinge zuſammen und fragte endlich: ob der Herr Graf befehlen, daß der Degen in der Diele des Zimmers hier ſtecken bleiben ſolle? —

Da ſahen ſich die beiden Freunde bedeutungsvoll an und merkten wohl, daß ſie nicht geträumt hatten. Der Kaſtellan mußte ſie nun im ganzen Schloſſe umherführen. Es war ein ſtattliches Gebäude, und ſchien mit dem Felſen, auf dem es ſtand, wie zuſammengewachſen. Der feſte ernſte Sinn, der in dem ganzen Gebäude herrſchte, paßte ſo recht eigentlich zu dem Gemüth Willibalds, und die ſchöne, alterthümliche, wohlerhaltene Einrichtung des Innern, die romantiſche Lage, der nahe ſchattige Wald voll Wild und Geflügel, erfüllten ihn mit inniger Sehnſucht.

„Ach!“ rief er ſchmerzlich aus, „dieſe Stätte wäre wohl ſchön und ernſt genug, um ſie zur Heimath des häuslichen Glückes zu wählen, aber wie vermöchte ich die Schauer der Geiſtererſcheinungen auf ein Herz zu legen, das mir theurer iſt als das meine!“

„Es käme doch auf den Verſuch an!“ ſprach der Kaſtellan; „Ew. Gnaden haben doch die erſte Nacht ſo ziemlich gut geſchlafen?“

„Deine Nerven, alter Knabe, und auch die meinigen vielleicht, ertragen wohl ſolche Nächte!“ entgegnete der Graf; „aber einem zarten Weibe könnten ſie den Tod bringen. Du biſt an den Spuk gewöhnt, wie der Müller an das lärmende Klappern ſeiner Mühle; dir iſt es gleichgültig, ob du dein altes Geſicht im Spiegel erblickſt — oder —“

Der Graf ſtockte und wendete ſich ſchnell ab, um das Zimmer zu verlaſſen; denn eben als er bei den letzten Worten in den großen Pfeilerſpiegel ſchaute, erblickte er nicht ſich ſelbſt, ſondern die Geſtalt des grauen Männleins, welches ihn freundlich grüßte.

Trotz alle dem beſchloſſen die Freunde, die Burg nicht ſo ſchnell wieder zu verlaſſen; denn ſie wollten wo möglich das Geheimniß der Geiſter näher kennen lernen. Sie vergnügten ſich bei Tage mit der Jagd, ließen es ſich Abends bei ihrer Rückkehr dann wohlſchmecken, und ſuchten ſich gefliſſentlich in eine heitere Stimmung zu verſetzen. — Aber es wollte

ihnen doch nicht recht gelingen, denn allenthalben umgab sie das unheimliche geisterartige Walten, hielt sie in steter Anspannung, und ließ sie nicht bloß in den Stunden der Mitternacht Zeugen jenes spukhaften, stets veränderten Treibens seyn, sondern äußerte auch während des ganzen Tages seine unsichtbare Gewalt auf sie; so daß sie oft selbst das zu thun und zu sprechen genöthigt waren, was eigentlich ganz außer ihrer Weise lag, und daß sie ihr Auge und Ohr oft für verblendet und getäuscht halten mußten, wenn es ihnen ganz fremdartige Dinge vorstellte.

Der Graf ertrug dieß endlich nicht länger, er wollte einen entscheidenden Schritt thun, und das graue Männlein, welches ihm bisher bloß aus dem Spiegel zugenickt, selbst sprechen. Als daher in der nächsten Mitternacht das Toben aufs neue begann und an seinem Zimmer vorüber nach dem großen Rittersaale hinzog, wo die Gemälde seiner Vorfahren hingen, eilte er den Geistern dorthin nach, sprang beherzt in das Gewirre unzähliger kleiner Gestalten und rief mit lauter Stimme: „Graues Männlein, graues Männlein! wo bist du? Ich, der Herr dieses Schlosses, gebiete dir, vor mir zu erscheinen, denn ich will dich sprechen!"

Da fuhr mit einemmale ein blaugelber Blitz durch den Saal, die Kerzen auf den Kronleuchtern flammten hell auf, die kleinen Gestalten ordneten sich schnell, und unter dem geharnischten Bilde des Grafen Max von Pilkau, des Erbauers dieser Burg, stand ein Männlein in einem kostbaren grauen Talar von seidener Spinnewebe mit funkelnden Fledermausaugen besetzt, und trug ein goldenes Krönchen auf dem Haupte.

„Was rufst du mich?" fragte es mit wohlklingender Stimme. „Was wagst du dich einzudrängen und unser Fest zu stören!"

„Ich suche dich!" entgegnete der Graf beherzt, „um von dir selbst Antwort auf meine Frage zu verlangen. Ich bin von Gott und Rechtswegen der Herr dieses Schlosses, ich habe keine andre Heimath und will mich aus meinem Eigenthume nicht vertreiben lassen. Deßhalb sage mir an, wie lange soll der Spuk, den du mit deiner Schaar hier treibst, noch währen? Wer gibt dir ein Recht dazu, den Frieden der schuldlosen Besitzer hier zu stören und was verlangst du, um dich abzufinden auf immer?" —

Aber statt aller Antwort, zog der kleine Gnomenkönig ein Pergament aus dem Busen und ließ es aufrollen. Auf demselben las man die Worte, welche in den Grundstein gelegt worden, und darunter die eigenhändige Unterschrift des Grafen Max von Pilkau. Er zeigte mit der kleinen Hand auf das Pergament und dann auf das Conterfei des Grafen Max, das über ihm hing und verschwand. Die Lichter verlöschten im Saale; wie

Sturmwind brauste es durch die Flügelthüren hinaus und Willibald mußte im Finstern nach seinem Zimmer tappen.

Am andern Morgen erzählte er seinem Freunde, was vorgefallen, und ordnete alles zur Abreise an.

„Es ist beschlossen!“ sagte er in sehr ernstem Tone. „Ich will nun einmal alles daran setzen, dieses verrufene Schloß für Menschen wieder zugänglich zu machen, und wenn ich dabei auch ein einsamer, freudenloser Mensch bleiben sollte!“

Er erklärte hierauf, daß er seinen Abschied aus den Kriegsdiensten nehmen und in diese seine Heimath wirklich einziehen werde, und gab dem alten Kastellan die nöthigen Befehle zu seiner baldigen Aufnahme allhier.

So zogen die Freunde jetzt wieder von dannen, aber ihre Stimmung war nicht mehr die heitere, wie auf der Hinreise. Besonders düster und in sich versunken blieb Willibald, und als ihm der Hauptmann vorschlug, dießmal einen Umweg zu machen, um auf dem wenige Meilen abwärts liegenden Gute seiner Eltern einige Tage zuzubringen, wodurch er den Freund zu zerstreuen und aufzuheitern gedachte, antwortete ihm Willibald: „Du kommst meinen Wünschen zuvor, ich wollte dir selbst diesen Vorschlag machen; denn ich habe dort eine sehr ernste, heilige Angelegenheit ins Reine zu bringen.“

Der Hauptmann glaubte den Freund zu verstehen, er kannte ja dessen Liebe zu seiner Schwester, der schönen Sara und meinte, er werde jetzt, da er Herr seines Vermögens geworden, um Sara's Hand werben wollen, deren Herz auch längst dem Grafen in stiller Neigung zugewendet war. Allein vor Willibalds Seele stand ein anderer Entschluß; denn kaum waren sie auf dem Gute angekommen und mit herzlicher Freude empfangen worden, als er sich eine Unterredung mit den Eltern seines Freundes erbat.

„Ich bin bisher mit einem Herzen voll Freude und Seligkeit in dieses Haus getreten!“ sprach er mit weicher Stimme zu dem greisen Vater seines Freundes und dessen ehrwürdiger Gemahlin; „denn ich fand alles hier vereint, was nur die Wünsche und Hoffnungen meiner Seele erfüllen konnte. Der Sohn dieses Hauses ist mein liebster Freund, in dem Umgang mit ihm habe ich die wahre Freundschaft erst kennen gelernt. Sie beide galten mir für das Muster vortrefflicher Eltern, in treuer Verehrung war ich Ihnen zugethan, und ich wagte die Hoffnung, daß Sie mich einst Sohn nennen würden; denn auch die Liebe war hier in meinem Herzen erwacht. Was ich für Ihre holde liebreiche Tochter fühle, ist

Ihnen allen kein Geheimniß geblieben; zwar habe ich bescheiden geschwiegen, aber mein offenes Wesen konnte doch ein Gefühl nicht vor Ihnen verbergen, was mich nur immer besser und reiner unter Ihre Augen treten ließ. Ich wagte jedoch nicht eher eine nähere Erklärung, bis ich meiner künftigen Gattin eine selbstständige, sorgenfreie Lage anbieten könnte, und wartete deßhalb mit Sehnsucht auf die Rückkehr meines Bruders, um endlich das Testament meines würdigen Vaters zu eröffnen. Jetzt weiß ich, was mir gehört, jetzt habe ich mein Eigenthum, meine künftige Heimath gesehen, aber sie paßt nicht für das Glück und den Frieden eines Wesens, das mir mehr gilt als mein Leben. Ich habe allen meinen schönsten Plänen für die Zukunft, allen meinen liebsten Wünschen Lebewohl gesagt und komme nun, wie es sich für einen redlichen Mann gebührt, Ihnen dieß offen zu gestehen, und mit bangem Herzen von Ihnen allen Abschied zu nehmen, denn ich habe mich entschlossen, mein Leben einsam zu führen und meine Ruhe und mein Glück in einem wunderbaren Kampfe aufs Spiel zu setzen."

Die ehrwürdigen Eltern, denen der Graf sehr werth geworden war, verlangten mit Theilnahme näheren Aufschluß hierüber; aber Willibald war zu tief erschüttert, und wies sie deßhalb an ihren Sohn, welcher denn auch dasjenige, was er auf der Bärenburg erfahren, ausführlich und getreu berichtete.

Alle fühlten sich hierbei von Grauen und Entsetzen ergriffen; nur Sara blieb ruhiger, sie ließ sich vom Bruder mehrmals das Erzählte wiederholen, und als die Eltern mit Theilnahme sich zu ihr wandten und nicht verbargen, daß sie den Grafen gern ihren Sohn genannt haben würden, der nun einsam sein Leben vertrauern müsse, sank sie ihnen mit dem kindlichen Geständniß an die Brust, daß auch sie den Grafen von Herzen liebe und daß sie entschlossen seyn würde, ihm ihre Hand zu reichen, selbst wenn er sie als Hausfrau auf die finstere Bärenburg einführen wolle, denn sie fürchte jene Geister nicht, und da diese schon Achtung vor ihm bezeigt, würden sie ein gutes Weib vielleicht noch schonender behandeln! — Die Eltern erstaunten über den Muth ihrer Tochter, der Bruder aber flog mit diesem zarten Bekenntniß zum Freunde, und als dieser nun selbst sich der holden Jungfrau genaht und die tiefe, kräftige, aller Entsagung fähige Liebe des jungen Mannes und die zartere, aber fast noch mutherfülltere der Jungfrau sich gegenseitig verständigt hatte, legten die Eltern, trotz mancher bangen Zweifel, endlich doch die Hände der Liebenden in einander und es wurde, nachdem der Graf den Abschied vom Könige erhalten, die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Nur in einem einzigen Reisewagen, ohne alle weitere Begleitung langte der Graf mit seiner jungen Gemahlin auf der Bärenburg an. Der alte Kastellan fand nicht Worte genug, seine Freude zu bezeugen, und führte die junge Gräfin in die Zimmer, welche einst vor mehreren hundert Jahren für die Gemahlin des Grafen Max von Pilkau eingerichtet und von ihr bewohnt worden waren. Sara erstaunte über die alterthümliche, völlig wohl erhaltene Pracht der innern Einrichtung. Sie öffnete die hohen Nußbaumschränke, die noch manches Andenken aus den längst entflohenen Zeiten enthielten; sie setzte sich auf den Sessel, auf welchem die Ahnfrau einst vor ihrer Stickerei gesessen; sie ergötzte sich an der romantisch-wilden Aussicht, die sie aus ihren Fenstern überschauen konnte, und im erhebenden Gefühle der ernsten, heiligen Pflichten, die sie jetzt hier übernommen, suchte sie alles Störende zu vergessen, und nahm von alle dem, was ihr als Hausfrau zukam, friedlichen Besitz. Sie ließ sich in Küche und Keller und Vorrathskammern herumführen; sie ordnete mit kluger Ueberlegung den künftigen Gang ihrer häuslichen Einrichtung an, und antwortete dem alten Kastellan, als er besorgt gegen Einiges, was mit den einmal hier obwaltenden Verhältnissen nicht recht verträglich seyn werde, Einwendungen machen wollte, daß sie nur das Verhältniß, in welches sie als Gattin und Hausfrau getreten, vor Augen haben dürfe, und daß sie Gott gewiß in redlicher Erfüllung ihrer Pflichten schützen werde.

Auch Willibald hatte das Seinige als Hausherr besorgt; auch seine festen Einrichtungen waren getroffen und er führte nun seine geliebte Sara durch die übrigen Zimmer des Schlosses. Alles sprach sie hier traulich und heimisch an, das Herz schlug immer freier und sie schmiegte sich mit den freundlichen Worten an die Brust ihres Gatten: „Zweifle du nicht, wir werden hier glücklich seyn!“ — Und als sie endlich in den großen Rittersaal kamen, und er ihr das Bild seines Ahnherrn, des Grafen Max, zeigte, unter welchem ihm das graue Männlein erschienen war, betrachtete sie lange die edeln Züge, und hob endlich die gefalteten Hände zu dem Bilde auf, indem sie sagte: „Du ehrwürdiger Stammvater hast dieß Haus gewiß nur für deine Kinder und nicht für spukhafte Geister aufgebaut. Sieh, ich bin nun auch deine Tochter, und nur dein guter Geist soll mich hier umschweben!“ So gestärkt und ermuthigt im Innern sah das junge Paar den Abend nahen, und da sich nichts Unheimliches im Schlosse regte, gingen sie, nachdem sie andächtig gebetet, ruhig zu Bette und schliefen friedlich ein. Aber kaum hatte die Stunde der Mitternacht geschlagen, als es wieder lebendig ward im Schlosse; statt des frühern Lärmens und Tobens vernahm man jedoch nur eine

ſanfte Muſik, die durch die gewölbten Gänge zu dem Schlafgemach hinzog, als hauchte der Abendwind durch die Saiten vieler Aeolsharfen. Der Graf, der doch mit einiger Bangigkeit die Ereigniſſe dieſer Nacht erwartet hatte, war längſt ſchon wach und hörte, wie die wunderbar herrlichen Klänge allmählig lauter wurden und näher kamen. Sara hingegen athmete immer tiefer im Schlafe auf, als ob die Töne ſie nur feſter und feſter einwiegten. Endlich öffneten ſich die Thüren des Schlafgemaches, ein durchdringender Glanz erhellte daſſelbe, die Muſik tönte fort, und bald wurden die ſchweren ſeidenen Vorhänge von Sara's Bette auseinander geſchlagen. Das graue Männlein ſtand vor dem Bette, die Arme über die Bruſt geſchlagen, und hatte ſeine klaren durchdringenden Blicke ruhig und feſt auf Sara geheftet, die wie ein Engel der Unſchuld ſanft fortſchlummerte und nicht ahnte, was um ſie her vorging. Nachdem es lange unbeweglich ſo geſtanden, ſchüttelte es bedenklich das Haupt, hob dann den kleinen Finger drohend in die Höhe und wendete ſich hierauf ſchnell ab. Die Vorhänge des Bettes wurden leiſe wieder zugezogen, das helle Licht im Schlafzimmer verloſch, die Muſik entfernte ſich nach und nach, und bald herrſchte wieder ringsumher die tiefe Stille der Nacht.

Sara erwachte mit ſeligem Gefühle am andern Morgen; ſie hatte ja ungeſtört und ſanft geſchlafen, kein Geiſterſpuk hatte ſie aufgeſchreckt; mit ihrem Eintritt in die Burg ſchien alles Grauenhafte verſchwunden; und ſie eilte nun mit fröhlichem Muthe, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen. Willibald verſchwieg ihr, was er geſehen; aber mit dem alten Kaſtellan ging er hinaus in den Wald und entdeckte ihm dort alles.

„Freuen Sich Ew. Gnaden nicht zu frühzeitig!“ ſagte der vorſichtige Alte, „und glauben Sie nicht, bereits geſiegt zu haben. Den Geiſtern iſt nicht entgangen, daß auf die gewöhnliche Weiſe mit Toben und Lärmen bei Ihnen nichts auszurichten ſey, denn Graf Willibald kennt keine Furcht, er hat ſich ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen hier ſo mannhaft benommen, daß die Geiſter ſelbſt darüber erſtaunt ſind. Aber ſie werden ſich nicht ſo leicht vertreiben laſſen und, wie ich fürchte, von jetzt an, einen unſichtbaren, aber noch gewaltigen Kampf beginnen!“

Es ſchien auch faſt, als ob der alte Kaſtellan nicht Unrecht hätte; denn trotz der ſcheinbaren Ruhe, die jetzt im Schloſſe herrſchte, ereignete ſich doch manches, was den Frieden des jungen Paares wohl hätte ſtören können. Willibald und Sara hatten beſchloſſen, ſtill und abgezogen auf ihrer Burg zu leben, und nur in der Verwaltung ihres Beſitzthums, in

der Sorge für ihre Unterthanen ihren Beruf, und im Umgange mit sich selbst und der Natur ihre Welt zu finden. Es geschah daher oft, daß Willibald sich schon bei früher Tageszeit zu Pferde setzte und in den Forst ritt, um dort Anordnungen zu treffen, oder daß er die zur Bärenburg gehörenden Dörfer besuchte, um dort die Pächter seiner Vorwerke, seine Unterthanen, ihre Gesinnungen, ihren Fleiß und ihre Vermögensumstände näher kennen zu lernen und selbst zu sehen, wo freundlicher Rath und Hülfe, wo ernstere Anordnungen nöthig wären. Sara ging dann auch rüstigen Muthes an ihre häuslichen Geschäfte; wenn sie diese aber besorgt hatte, und sich nun auf ihrem Zimmer einsam mit weiblicher Arbeit beschäftigte, wenn sie unzähligemale und doch vergeblich auf den Weg hinaus schaute, den der ersehnte Gatte kommen mußte und dieser oft länger ausblieb, als sie gewünscht und erwartet hatte, dann war es, als flüstere ihr eine Stimme zu: „Er hat dich über andere Geschäfte vergessen; du bist ihm nicht das Liebste auf der Welt, sonst könnte er dich so lange nicht allein lassen; er ist lieber draußen unter andern Menschen, als bei dir in der einsamen Burg!“ — Und es entstand durch solche Gedanken wohl der Vorsatz, dem Gatten diese Vernachlässigung fühlen zu lassen, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihn kälter zu empfangen. Wenn aber endlich der Rappe um die Waldecke bog und Willibald von ferne schon mit dem Tuche wehte, dann war plötzlich alles vergessen; dann eilte sie dem Geliebten mit noch größerer Innigkeit entgegen, hörte von ihm, was er alles gethan, wie er gesorgt hatte, wie endlich der Rappe angestrengt worden war, ihn im Fluge zu ihr zurück zu tragen, und bat ihm im Stillen alle das Unrecht ab, was sie ihm in Gedanken gethan. Sie führte ihn zu dem kleinen Tisch, der nur für ihn und für sie gedeckt war, sie ließ die von ihr selbst bereiteten einfachen Speisen auftragen und sah besorgt auf ihn, ob sie ihm auch munden würden? Aber zu Willibalds Ohr sprach eine geheime Stimme: „Bist du nicht an bessere Kost gewöhnt! Sollen dir von jetzt an so schmale Bissen zugemessen werden, die überdieß noch deine unkundige Frau durch ihre Kochversuche fast verdorben hat! — — Laß dir das nicht gefallen und weise sie darüber zurecht!“ Er kostete nur, stippte im Essen herum, fragte endlich: ob Sara heute etwa selbst die Küche besorgt habe? —

Sara schlug die Augen nieder und bejahte es. „Ich vermochte dir heute nichts Besseres vorzusetzen,“ fügte sie sanft hinzu. „Du hast mir ja Einfachheit anempfohlen; auch konnte ich die alte Kastellanin, die wohl besser kocht als ich, heute nicht zu Rathe ziehen; denn sie liegt krank darnieder; aber künftighin will ich ja gern — —“

„Nein, nein, meine Sara!“ rief Willibald, der von der ihm zuflüsternden Stimme nichts mehr hörte, seit er sah, wie seine Frage ein hohes Roth auf die schönen Wangen seiner bangen Gattin getrieben. „Nein, das Essen hier ist gut, sehr gut, und eben weil du es zubereitet hast, soll es mir trefflich schmecken!“ Und so war es denn auch; denn die Liebe zu Sara und der Gedanke, wie treu sie ihre Pflichten erfüllte, und er dennoch im Begriff gestanden, sie zu kränken, würzte ihm von jetzt an doppelt die einfachen Speisen und stellte ihn immer zufrieden beim frugalen Mahle.

Bei dem einsamen, nur auf sich beschränkten Leben wechselten sie oft ihre Gedanken und Wünsche treuherzig gegen einander aus. Es konnte aber hierbei nicht fehlen, daß sie bisweilen verschiedener Meinung waren, und daß sie sich besonders in den künftig zu treffenden häuslichen Einrichtungen nicht immer gleich verständigen konnten, zumal da die ausgedehnteren Lebensansichten des Mannes von dem einfachen Erfahrungskreise des Weibes oft zu verschieden zu seyn pflegen. Wenn denn nun jedes seine Meinung mit Gründen zu unterstützen suchte, ehe es sie aufgab, so flüsterte wieder eine äußere Stimme dem Gatten ins Ohr: „Sieh doch, wie streitsüchtig dein Weib ist, wie ihr der Eigensinn im Auge wohnt. Nur ihr Wille soll gelten, sie will die Herrschaft im Hause führen, der Mann soll gehorchen müssen. Aber gleich den ersten Versuchen mußt du dich mit Ernst entgegen stellen, mußt den Eigensinn brechen, und wenn sie ein paar Tage deßhalb weinen sollte, die schönen Augen werden nicht gleich vergehen!“ — Und der Gattin flüsterte auch wieder eine Stimme ins Ohr: „Hast du deinen Gatten dir wohl so beharrlich und so aufbrausend gedacht, als du ihn dir wähltest! Sieh doch, wie sein Auge von verhaltenem Zorn blitzt! Er will der Herr, du sollst die Sklavin seyn. Aber du hast hier dieselben Rechte, wie er; gib ihm nicht nach, schmolle, weine und versuche, ob er dich wirklich liebt!“ — Und in beider Seelen wollte ein bitteres Unkraut aufschießen, und Willibald sah nach dem Eigensinn in Sara's, und Sara nach dem Zorn in Willibalds Auge; aber wie sie sich anschauten und in dem Spiegel des Auges ihr Bild gegenseitig erblickten, schlangen sie versöhnt die Arme um einander; und Willibald sagte: „Nicht wahr, Sara, du beharrst nicht aus weibischem Eigensinn auf deiner Meinung?“

Und Sara sprach: „Nicht wahr, Willibald, du bist nicht zornig auf mich, daß auch ich meine Meinung vertheidigte! Du willst nicht bloß den Herrn spielen und nur immer Recht behalten?“

Beide erschraken über die Gedanken, die durch ihre Seele gegangen

waren; sie einigten sich schnell über den streitigen Punkt, waren fortan einander mit noch zarterer Liebe ergeben, und suchten nun gegenseitig ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen, ohne immer die eigne Meinung geltend machen zu wollen.

Jetzt kam der Herbst heran und mit ihm die fröhliche Zeit der Jagd. Willibald konnte nicht umhin, in seinen wildreichen Waldungen mehrere Jagden anzustellen, und die Nachbaren auch zu diesen Vergnügungen einzuladen. Wenn nun die Jagd den ganzen Tag gedauert hatte, wurde sie mit einem fröhlichen Mahle auf der Bärenburg beschlossen. Sara empfing die Gäste dann mit holder Freundlichkeit. Sie hatte alles auf das Beste geordnet. Die Tafel war mit einfachen, aber schmackhaften Speisen besetzt und trefflicher Wein füllte die Gläser der Gäste. Wie aber die Unterhaltung lebendiger und durch den Wein die Stimmung der Tischgesellschaft erhöhter wurde, wuchs auch die Lust zum Trinken. Willibald ließ immer neuen bessern Wein auftragen und nöthigte die Gäste auf dringendste, den alten Flaschen tapfer zuzusprechen. Es war ihm, als flüsterte ihm eine Stimme zu: „Der Wein erfreut des Menschen Herz; und solche Festtage kommen nur selten. Drum trinke, Bruder, trinke! Erhöhe dadurch die Lust der Stunden, und mache dir einen guten Tag. Deine Gäste dürfen auch nicht eher von dir gehen, als bis sie voll sind. Laß dir den größten Pokal reichen und bringe ihn den Gästen zu. Du selbst kannst wohl viel vertragen, aber sie werden an ihm genug haben, und werden fallen, daß es eine Lust seyn wird!“ Und Willibald ließ sich den großen Pokal reichen, füllte ihn unter dem Jauchzen der Uebrigen bis zum Rande und wollte ihn nun auf das Wohl seiner Hausfrau leeren. Sara hingegen betrachtete schon lange mit Widerwillen dieß Trinkgelag, und besonders die immer steigende Begierde ihres Gatten, zumal auch ihr eine Stimme zuflüsterte: „Fühlst du dich nicht beleidigt durch das rücksichtlose Benehmen der Männer, das dich zur Zeugin ihrer Unmäßigkeit macht! Ist nicht dein Gatte der ausgelassenste von allen! Strafe ihn dafür und verlaß das Mahl mit einem verachtenden Blicke, der ihn vor allen beschämt!“ Und Sara rückte schon den Stuhl; aber ihr liebendes Herz dachte schnell: „Du sollst deinen Gatten vor andern wohl niemals demüthigen und ihn am allerwenigsten verlassen wollen, wenn ihm die Versuchung nahe steht!“ Sie blieb daher ruhig, und schaute nur mit banger Liebe nach ihm hin. Willibald gewahrte die sanften schmerzlichen Blicke, die ihm wohl sagten, wie sehr die Stimmung der Tischgesellschaft Sara's Inneres verletze. Ja, es ward plötzlich, als stehe das graue Männlein auch vor ihm und wolle ihm den Becher aus der Hand

nehmen, wie es in diesem Saale einem seiner Vorfahren geschehen; und er ließ auf der Stelle den gefüllten Pokal, als geschähe es von Ungefähr, aus Liebe zu Sara mit Absicht fallen, so daß er in Stücken zerschmetterte, und das Klirren der Glasscherben wie ein Schrei durch den Saal tönte. Nach diesem Unglücksfall wurde die Tafel aufgehoben; freundlich brachte Sara nun selbst dem Gatten die Pfeife mit Knaster gefüllt, die er nach Tische so gern zu rauchen pflegte; und die fröhlichen Gäste priesen den Grafen glücklich wegen seines freundlichen, trefflichen Weibes.

Willibald war, wie wir bereits gehört, Cavallerieofficier gewesen; der Besitz schöner Pferde hatte für ihn stets einen besondern Werth gehabt; und auch jetzt noch fand er seine größte Freude daran, vor dem Wagen seiner Sara ein Paar stattliche Rosse zu sehen, oder sich selbst auf seinen muthigen Rappen zu schwingen. Desto härter traf ihn der unvermuthete Verlust derselben. Eine Feuersbrunst, die plötzlich bei Nacht in den Stallgebäuden ausbrach und sogar einen Flügel des Schlosses mit erfaßte, griff so gewaltig um sich, daß auch die Pferde nicht einmal gerettet werden konnten, sondern sämmtlich in den Flammen ihren Tod fanden. Nur im Schlosse vermochte man das Feuer erst zu dämpfen; aber es hatte auch hier manche Verwüstungen angerichtet, besonders war das Garderobezimmer der jungen Gräfin völlig ausgebrannt, und fast alle ihre Kleidungsstücke verloren gegangen.

Willibald war außer Fassung; ihn schmerzte nicht allein und vorzüglich der Verlust seiner schönen Pferde, sondern mehr noch war ihm der Gedanke niederschlagend, daß er jetzt keine Mittel besitze, wiederum andere ankaufen zu können. Die niedergebrannten Stallgebäude mußten vor allen Dingen wieder aufgebaut und das Schloß wieder hergestellt werden. Die Pächter hatten im Laufe dieses Jahres viele Unglücksfälle erlitten, so daß ihnen bedeutende Zahlungen hatten erlassen werden müssen; anderes Vermögen als die Einkünfte dieser Burg besaß Willibald nicht. Und sollte er nicht jeden etwa erübrigten Groschen dazu anwenden, seiner Sara wieder zu ersetzen, was sie verloren hatte, um auch sie zufrieden zu stellen, und sie wieder so standesmäßig und reizend geschmückt zu sehen wie sonst? In höchst niedergeschlagener Stimmung saß er am andern Morgen in seinem Zimmer und schaute aus dem Fenster traurig auf die Brandstätte hin. Es war ein Sonntag, und schon vernahm man aus dem nächsten Dorfe, wo die Kirche stand, das Läuten der Glocken. Eine Stimme flüsterte ihm zu: „Du kannst nun nicht mehr den Wagen anspannen lassen, um, wie du es sonst pflegtest, mit deiner Gattin in die Kirche zu fahren; ihre schönen Sonntagskleider sind auch verbrannt; hast du

wohl gehört, wie sie gestern Abend unter leisem Weinen einschlief? Mit Thränen wird sie heut wieder erwachen! Denn sie kann sich nicht mehr als Gräfin zeigen, während deine Nachbaren in stattlichen Equipagen daher fahren."

Willibald hätte vergehen mögen; Mißmuth und Unzufriedenheit wurden in seiner Seele wach.

Da trat Sara zu ihm ins Zimmer in einem bunten Leinwandkleide, das wegen seiner netten Einfachheit ihr nur um desto reizender stand, einen Strohhut auf ihren blonden Locken, einen Sonnenschirm in der Hand und fragte ihn: ob es denn nicht bald Zeit sey, die Kirche zu besuchen? — „Hast du vergessen, Herzensweib, daß meine schönen Pferde verkauft sind?" rief Willibald schmerzlich. „Ach, ich kann ja fortan nicht mehr mit dir in die Kirche fahren!"

„Aber doch gehen!" entgegnete Sara freundlich. „Tausende gehen zu Fuße nach der Kirche, warum sollten wir es nicht auch können!" — „Und hast du nicht alle deine guten Kleider verloren?" fuhr Willibald fort: „Willst du in diesem Leinwandanzuge dich unter die geputzten Kirchengänger stellen und dich bespotten lassen?"

„Es ist dieß jetzt mein bestes Kleid, die übrigen habe ich nicht durch meine Schuld verloren!" entgegnete Sara. „Warum sollte ich mich schämen, in diesem zwar ärmlichen, aber doch anständigen Anzuge mich in dem Gotteshause einzufinden? Ich habe auch die bessern Kleider nicht mit Stolz getragen, darum wird mich kein Spott treffen. Laß uns den Verlust des Entbehrlichen nicht zu sehr betrauern, mein geliebter Mann, sondern Gott danken, daß wir noch gesund sind, daß wir uns lieben, und laß demüthige Zufriedenheit nicht aus unsern Herzen weichen!"

Beschämt über seinen Kleinmuth, erhoben durch seines Weibes Geistesstärke, sprang Willibald auf, kleidete sich an und ging zu Fuße mit Sara getrost in die Kirche. Ueberall begegneten ihnen freundliche theilnehmende Blicke, überall standen die Landleute ehrerbietig am Wege, und sahen ihre liebe Herrschaft mit ihnen zur Kirche wandeln; es wurde mancher herzliche Gruß, manches traulich tröstende Wort mit den Vorübergehenden gewechselt; und als sie eine recht erbauliche Predigt über das Vertrauen auf Gott gehört und innig gebetet hatten, gingen sie freier und zufriedener nach Hause zurück, als sie sonst wohl gefahren waren.

So lebte Willibald und Sara trotz der geheimen Stimmen, die ihnen Böses zuflüstern wollten, trotz mancher Prüfung und Anfechtung, die sie

zu bestehen hatten, trotz der immer größern Einschränkungen, die wiederholte Verluste herbeiführten, dennoch glücklich in treuer Liebe und inniger Zufriedenheit, und wurden von allen Bekannten verehrt und von ihren Unterthanen fast angebetet.

Zwei Jahre waren so verflossen, da erhöhte sich das stille Glück des jungen Paares noch dadurch, daß Sara Mutter wurde und ihrem Gatten einen gesunden Knaben gebar. Auch hier war sie so voller Liebe, so treu in Erfüllung ihrer Mutterpflichten, daß sie oft selbst bei Nacht aufstand und, wenn die alte Wärterin durch das Weinen des Kindes nicht geweckt wurde, sich selbst den Knaben aus der Wiege holte, um ihn an die Mutterbrust zu legen. So that sie es denn auch einmal in einer Nacht, als eben die Schießuhr die zwölfte Stunde schlug. Der Sturmwind tobte draußen an den Fenstern, die Nachtlampe flackerte matt, Sara war im Anschauen ihres Säuglings versunken, der lächelnd und halb im Schlafe die süße Kost einsog und erst mit fremdem Sinn Gottes Segen ihrem Kinde, das morgen getauft werden sollte. Da fing eine leise schöne Musik an zu tönen, als sey es ein Wiegenlied, nur als Sara aufschaute, stand das graue Männlein vor ihrem Bette, grüßte sie gar freundlich und sprach zu ihr folgende Worte: „Erschrick nicht vor mir, du holde treue Mutter! ich muß mich dir selbst noch einmal zeigen, denn ich komme, um Frieden mit dir zu schließen. Ich bin der Gnomenkönig, und dieser Felsen wurde seit Jahrtausenden schon von mir und meinem Volke bewohnt. Euer Ahnherr wollte diese Burg aber einer That zum Denkmal erbauen, von der ich selbst Zeuge war, und der ich meine Bewunderung nicht versagen konnte; ich erlaubte es ihm endlich auch aus Achtung vor den menschlichen Tugenden, deren mächtiges Walten ich damals hier zuerst erblickte, und unsere Uebereinkunft ging dahin: daß, so lange die Tugenden, denen diese Burg geweiht seyn sollte, die Bewohner derselben beseelen würde, ich ihnen die Wohnung hier ruhig und ungestört überlassen wolle; daß ich sie aber sofort für mich in Beschlag nehmen würde, sobald jene Tugenden darin nicht mehr einheimisch wären. Seit Jahrhunderten ist sie nun schon wieder in meinem Besitz, und daß ich alle mir zu Gebote stehende Macht angewendet, um die kecken, leichtsinnigen Nachkommen des alten Grafen, die mich mit menschlichen Waffen zu vertreiben gedachten, zu erschrecken und zu züchtigen; ja, daß ich selbst auch euch gar hart und schwer geprüft und versucht habe, das kannst du mir nicht verdenken; denn nur Einer mag Herr dieser Burg seyn, und das Pergament, von deinem Ahnherrn unterzeichnet, setzte jenen Verein hoher Tugenden, oder mich dazu ein. Du und dein Gatte, ihr habt die Prüfung jedoch bestanden; Liebe und

Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, feſter Muth und Vertrauen auf Gott wohnen unwandelbar in eurer Bruſt; ihr ſeyd würdige Nachkommen meines Freundes, eures alten Ahnherrn; und weil ich ihm mein Wort gegeben, ſo überlaſſe ich euch fortan dieſes Schloß und ziehe von dannen. Aber Lebewohl mußte ich dir noch ſagen, denn du eigentlich haſt jene hier längſt vermißten Tugenden wieder in dieß Haus eingeführt; und wenn du mich auch hierdurch vertreibſt, kann ich dir doch mein Wohlwollen und meine Achtung nicht verſagen. Erlaube, daß wir jetzt in deinem Zimmer und unter deinen Augen noch unſer Abſchiedsfeſt beginnen, damit du daran Theil nehmen mögeſt!"

Sara war tief gerührt, daß ihr endlich das ſchwere Werk gelungen ſey; große Tropfen perlten ihr die ſchönen Wangen hinab, und da vor den freundlichen Worten des Gnomenkönigs alle Geiſterfurcht aus ihrer Seele entſchwunden war, gab ſie gern die Erlaubniß zu ihrem Feſte.

Kaum hatte hierauf der Gnomenkönig gewinkt, als ſein höhliches Völkchen unter Muſik und Tanz ins Zimmer gezogen kam; hier eine Menge kleiner Tafeln aufſchlug; ſie mit wunderbaren Gerichten auf ſilbernem Geſchirr beſetzte und dann fröhlich an denſelben Platz nahm, um es ſich wohl ſchmecken zu laſſen. Sara wurde hierbei auch nicht vergeſſen, ſondern von der kleinen Geſellſchaft mit verſchiedenen Speiſen verſehen. Der Eine brachte ihr ein weichgeſottenes Libellenei, der Andere einige Tropfen Lindenblüthenhonig, ein Dritter ein gebratenes Roſenkäferlein, ein Vierter köſtliches Gebäck von Hyacinthenblüthenſtaub. Auch aus dem kleinen Becher mußte ſie nippen, aus welchem theils Roſen- und Veilchenthau, theils Orangenblüthenöl getrunken wurde. Ob Sara nun gleich die kleinen Portionen dieſer Speiſen und die wenigen Tropfen des Getränkes kaum auf der Zunge gewahr wurde, ſo bemerkte ſie doch bald, daß ſie eine beſonders ſtärkende Kraft ausübten; denn ihr ward im Augenblick des Genuſſes außerordentlich wohl und leicht zu Muthe, und ſie fühlte ſich auf der Stelle wieder im vollen Beſitz ihrer frühern, noch nicht wieder hergeſtellt geweſenen Kräfte.

Endlich hob der König die Tafel auf und näherte ſich dem Wochenbette, indem er der jungen Mutter eine ſilberne Schüſſel mit drei kleinen Brödchen überreichte.

„Du ſollſt ein Andenken von mir behalten!" ſprach er; „nimm dieſe drei Brödchen und hebe ſie ſorgſam auf. So lange ſie eurer Familie nicht verloren gehen, wird Glück und Friede ihnen zur Seite ſtehen." Sara empfing das Geſchenk, und während ſie herzliche Worte des Dankes ſagte, reichte ſie in treuer Mutterliebe dem Gnomenkönig ihr Kind, mit

der Bitte: daß auch er es segnen möge zu einem besondere glücklichen Leben. Der Gnomenkönig schob es mit den Worten sanft zurück: „Jetzt nicht, morgen aber!“ Und hiermit neigte sich der König und sein Volk ehrerbietig vor der Wöchnerin, und während eine wundersüße Musik ertönte und Mutter und Kind sanft in den Schlaf wiegte, verließen die Gnomen das Zimmer und das Schloß.

Sara würde am andern Morgen diese Erscheinung nur für einen schönen Traum gehalten haben, wenn sie nicht das silberne Schüsselchen mit den drei Brödchen vor sich stehend gefunden hätte. Sie faltete ihre Hände dankend zu Gott, daß er ihr bei den vielen Prüfungen Kraft verliehen, und eilte dann zu ihrem Gatten.

Welches Entzücken erfüllte diesen, als er sein geliebtes Weib, das die Wochenstube bisher noch nicht verlassen, hüstig und blühend, wie sonst, jetzt zu sich ins Zimmer treten sah, als sie ihm den Vorgang der Nacht erzählte und ihm als Beweis die Schüssel mit den Broten überreichte.

Die Stunde, in welcher der Knabe getauft werden sollte, erschien; die eingeladenen Gäste hatten sich bereits versammelt, und der Geistliche wollte eben die heilige Handlung verrichten, als noch ein prachtvoller Wagen mit vier schnaubenden Rappenhengsten durchs Burgthor in den Hof gejagt kam; Bediente rissen den Schlag auf, und bald trat ein schöner stattlicher Mann in den Saal, der zwar sehr kostbar, jedoch nur in Grau gekleidet war. Er grüßte die Gesellschaft mit feinem Anstande, nahte sich dann dem jungen Elternpaare und flüsterte ihnen zu: „Ihr seht, ich halte, was ich gestern Nacht versprochen!“ Worauf er sich ruhig in den Kreis der übrigen Gevattern stellte. Alle staunten den fremden vornehmen Mann an, Willibald und Sara ahnten aber wohl, daß er der Gnomenkönig sey; und als nun das Kind getauft wurde, legte er ihm auch die Hand zum Segen auf, und als man es der Mutter wieder in die Arme gelegt, nahte er sich ihr, küßte das Kind leise auf die Stirn und sagte: „Du wirst gut und glücklich seyn; denn die stehen zwei Schutzengel zur Seite, die ich hart geprüft, aber bewährt erfunden: der reine Sinn einer frommen Mutter, und das tadellose Beispiel eines braven Vaters werden dich leiten. Lebe wohl, ich segne dich!“ Dann nahm er schnell Abschied, drückte dem alten Kastellan, der ihn zum Wagen begleitete, einen goldenen Apfel in die Hand, und flog mit seinem muthigen Postzuge den Schloßberg wieder hinunter dem Walde zu. Am andern Morgen meldete der Kastellan, daß der abgebrannte Theil des Schlosses in dieser Nacht von unbekannten Händen völlig wieder hergestellt worden sey, und daß im Stall vier

Kappenhengste stünten, welche der gestrige fremde Herr heut mit dem Frühsten zum Pathengeschenk auf die Burg gesendet. Dabei zeigte er seinen goldenen Apfel und sagte: „Glück auf, gnädiger Herr, die reife Frucht ist nun abgefallen!“

Erst jetzt konnten sich Willibald und Sara als wirkliche Besitzer der Bärenburg betrachten; sie hatten durch treues Festhalten an der Tugend den Kampf mit den störenden Geistern siegreich bestanden; der Spuk war aus ihrer Nähe verbannt; sie waren nun wirklich heimisch in der Heimath; und von jetzt an trübte nichts mehr ihr häusliches Glück und ihren Frieden bis in den Tod.

Der Knabe aber wuchs zur Freude seiner Eltern auf, und ward ein braver, ausgezeichneter Mann. Die drei Brödchen, die Unterpfänder eines dauerhaften Glückes, wurden späterhin unter die Familie der Grafen von Pillau vertheilt, und (wie die Sage behauptet), damit sie nicht verloren gehen möchten, in die dicken Mauern dreier Schlösser tief eingemauert. Zwei davon liegen jetzt bereits in Schutt und Asche, nur die Bärenburg steht noch, sie bewahrt immer noch jenes Unterpfand; und in ihr wohnen noch glückliche Menschen.

Was ich euch hier erzählt habe, meine lieben Leser, mögt ihr zwar immer für ein Mährchen halten; ihr werdet aber doch wohl erkennen, daß es eigentlich auf Wahrheit beruht. Die Geschichte mit den drei Brödchen, welche die Gnomen einer Wöchnerin überreicht haben sollen, stammt zwar wirklich aus einer Familiensage her, und wir wollen sie deßhalb auch auf sich beruhen lassen. Was aber die störenden Geister betrifft, gegen welche Willibald und Sara einen gar schweren Kampf bestehen mußten, so waren diese nicht damals allein auf der Bärenburg, sie sind noch jetzt in jedem Hause zu finden; und obgleich sie hier nicht mehr wie sichtbarer Spuk ihr Wesen treiben, so vernimmt man doch nur zu oft ihre zischelnden Stimmen; denn in einem Hause, wo nicht gegenseitige Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, wo nicht fester Muth und Vertrauen auf Gott wohnen, da erheben die Geister des Eigendünkels und der Selbstsucht, der Lieblosigkeit und der Undankbarkeit, des Zornes, der Mißgunst und der Völlerei ihre geheimen Stimmen; flüstern dem Menschen böse Worte ins Ohr und treiben ihn fort auf der Bahn des Lasters, wo Glück und innerer Friede zu Grunde gerichtet ist. Es bedarf nicht erst einer

Pergamentes vom Abthern unterzeichnet, um diesen Geistern Gewalt über uns einzuräumen, nein, sie ziehen uns schon von selbst in unsere Wohnungen nach, und wissen jedes schwache Menschenherz zu erfassen, das nicht von dem heiligen Schilde jener Tugenden geschützt wird. Deßhalb seyd wachsam, und haltet den Schild fest; und vernehmt ihr ja die verführerischen Stimmen, so denkt an Willibald und Sara; an ihre Prüfung und an ihren Sieg: an ihre Sorgen, an ihr Glück und an ihren Frieden.

Die Versöhnung.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Oberförster Bruch.
Conrad, sein Sohn.
Hauptmann Bruch, sein Bruder.
Magister Mach, Prediger eines nahen Dorfes.
Charlotte, in Diensten des Oberförsters.
Deren Mutter.

Der Schauplatz ist die Oberförsterei.

Erſter Aufzug.

Ein Platz vor der Wohnung des Oberförſters. — Es iſt früher Morgen.

Erſter Auftritt.

Der Oberförſter im Schlafrock und Pantoffeln, **der Hauptmann** im Jagdanzuge, ſitzen an einem Tiſchchen und rauchen Tabak. **Conrad** ſteht hinter des Vaters Stuhl.

Hauptmann.

Die Jagd? — O ja! iſt eine ſchöne Sache;
Allein der Morgenanſtand iſt kein Spaß.
Zwei Stunden, länger läßt man keine Wache
Unabgelöſt — und vert das feuchte Gras
Auf torfigem Boden, das langweil'ge Harren,
Ob auch ein Wild erſcheint, und kommt es nicht,
So hat das Thier den Menſchen ja zum Narren!

Oberförſter.

Ich bitte dich —

Hauptmann.

Mach' nur kein bös Geſicht.
Genug, ich zog die Uhr, und ſahe zu:
Zwei Stunden waren wahrlich ſchon vorüber.
Der Hirſch iſt, dacht' ich, liſtiger als du;
Drum mag er gehn, du gehſt zum Frühſtück lieber!
Ich ſetzte meinen Hahn drauf in die Ruh,
Und wollte eben hier dem kleinen Vetter
Das Troſtwort bringen: „Endlich abgelöſet!“

Da plötzlich knackt es vor mir. — Alle Wetter!
Ich schaue auf — — dort steht das große Beest.
Macht kehrt, ich kommandire: Fertig! Feuer!

Oberförster.

Nein, Bruder! das verträgt kein Jägerohr!
Der kapitale, feiste Hirsch ein Beest?
Du bist mir zwar als Bruder lieb und theuer,
Ein wackrer Hauptmann — aber, hol's der Geier.
Ein schlechter Jäger! Conrad tritt hervor
Und gib Bescheid.

Conrad.

Ich habe den Befehl,
Den Hirsch, der ungrad sechzehn Enden führt,
In seinem Stand und Gängen nicht zu stören.
Ich hatte beides richtig abgespürt;
Sein Stand war an den alten Dachsbauröhren,
Sein Wechsel, alle Nächte in das Feld,
Wo Thuars Garten unsre Grenze hält.
Des Abends kam er spät, weil's Feld zu kahl,
Allein des Morgens, an die große Kiefer
Sich angestellt, eh noch der Tag ergraut —

Hauptmann.

Und welche Mücken, welches Ungeziefer!

Conrad.

Er konnte, mochte sich der Wind nicht drehen,
Dort einem guten Schützen nicht entgehen.

Oberförster

(auf den Hauptmann zeigend)

Hier sitzt der gute Schütze! — Sieh, für dich
Hatt' ich den Hirsch geschont und aufgehoben,
Und du? — —

Hauptmann.

Laß gut seyn, ich bedanke mich,
Und will dich deßhalb allenthalben loben!

Oberförster.

Nun weiter Conrad!

Conrad.

Vor der zweiten Stunde
Weckt' ich den Vetter; hatte auch bestellt,

Daheim zu halten alle Wächterhunde,
Damit der Hirsch zu zeitig nicht das Feld
Verlaſſen möchte.

Hauptmann.

Danke ſchön, mein Kind!
Zu zeitig kam er nicht!

Conrad.

Gut ſtand der Wind,
Der Vetter an der Kiefer, ich am Zaun;
Schön war der Morgen, wie er nie geweſen,
Und als der Tag begann zu grauen,
Sah ich den Hirſch im Weizenfeld ſich äſen,
Und nach der Kiefer zog er fromm und ſacht —
Es fiel kein Schuß. —

Hauptmann.

Was rieſſt du nicht: Hab acht!

Oberförſter.

Das hieße geradezu das Wild verſcheuchen;
Ein ächter Jägersmann thut nicht deßgleichen.
Er ruft nicht erſt, wohl aber gibt er acht!

Conrad.

Jetzt plötzlich ſtutzt und prellt der Hirſch —

Hauptmann.

Das macht,
Es brannt ihm einer auf das Leder!

Conrad.

Nein!
Er war geſichelt!

Hauptmann.

Das linke Hinterbein —

Conrad.

Der Hirſch hat Läufe. Wie ich ſchon erzählt,
Er gab kein Zeichen, er war rein gefehlt.
Drauf kam er mir vorbei in voller Flucht,
Ich ſchoß, er zeichnet' mit gekrümmtem Rücken,
Ging flüchtig über die zwei langen Stücken,
Und nahm das Holz an bei der alten Bucht;
Dann aber fing er langſam an zu ziehen,
Stand öfters, ſah ſich um — —

Hauptmann.

Und war geſund!
Wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen.

Oberförſter.

Nein, er iſt krank! der Schuß ſitzt weidewund.
Solch braver Hirſch und ein ſo ſchlechter Schuß.

Hauptmann.

Viel nobler fehlen, als bloß ungeſund
Und invalid den ſchönen Hirſch zu machen.

Oberförſter.

Mein alter Hauptmann, bring mich nicht zum Lachen!
Der Hirſch iſt unſer! aber laß ihn nur
Erſt kränker werden, dann hat's keine Noth,
Wir ſetzen meinen Fingal auf die Spur,
Der ſtellt ihn, und der Hauptmann ſchießt ihn todt,
So kommt der Hirſch und Hauptmann noch zu Ehren.
(Zu Conrad.)
Dich aber werd' ich beſſer treffen lehren:
In voller Flucht — ein wenig vor dem Blatte,
Dann ſitzt die Kugel niemals ſchlecht,
Wie ich den letzten Hirſch geſchoſſen hatte;
Dieß merke! — Geh! mach mein Gewehr zurecht!
(Conrad geht ins Haus.)
Der Burſche kann die Hitze noch nicht laſſen,
Ich kenne das, noch ſchlägt das Herz zu voll.
Es gibt ſich aber! — o, man lernt ſich faſſen! —
Damit der Menſch ſich conſerviren ſoll,
Legt ihm das Schickſal Eis auf Kopf und Bruſt,
Da wird er endlich ſeiner ſich bewußt,
Und lernt — zum wenigſten die Büchſe führen! — —
Wir wollen aber keine Zeit verlieren!
(Er ruft nach dem Hauſe zu.)
Charlotte raſch!

Zweiter Auftritt.

Charlotte. Die Vorigen.

Charlotte.

Herr Oberförſter? —

Oberförſter.

Kind!
Weißt du's! — Der ſtarke Hirſch iſt angeſchoſſen!
Es geht hinaus! — Bring' Frühſtück uns geſchwind,
Der Hauptmann hat nur Kaffee erſt genoſſen,
Und wirſt du ihm nicht beſſre Stärkung geben,
So ſchießt er noch einmal daneben.
Das Mittagsbrod wird dann erſt eingenommen,
Sobald wir von der Jagd zurückgekommen.

Charlotte.

Herr Oberförſter!

Oberförſter.

Nun?

Charlotte.

Auch Sie? —

Oberförſter.

Auch ich.
Ich will mein Zipperlein ganz anders faſſen.

Charlotte.

Ich dachte doch —

Oberförſter.

Ich denk' allein für mich!
Bisher hab ich es mir gefallen laſſen,
Daß dieſes Mädchen meinen Arzt geſpielt;
Mich förmlich in das Zimmer eingeſchloſſen,
Mir nach Gefallen an den Puls gefühlt,
Und ſtatt des Biers mir Waſſer eingegoſſen.
Jetzt aber iſt's vorbei, ich will hinaus!
Der Bruder hier, der Sechzehnender dort —
Ich kann es länger nicht ertragen —
Es wird mir hier zu eng im Haus,
Komm, Alter! Komm, wir wollen fort!
Auf, auf zum fröhlichen Jagen!

Charlotte.

Herr Oberförster ——

Oberförster.

Frühstück sollst du bringen!
Hörst du im Busch dort Zipp' und Amsel singen,
Und wie im Weizenfeld die Wachtel schlägt?
Mir ist's, als ob so eins das andre frägt:
„Wo bleibt der Oberförster doch so lange?
Wir rufen ihn schon oft von Ast und Nest,
Doch eine kleine Hexe hält ihn fest!"

Charlotte.

Das Vöglein singt, mir aber ist sehr bange!

Oberförster.

Weßhalb? —

Charlotte.

So will ich denn nur alles sagen.
Als heute Nacht der Zeiger Eins geschlagen,
Da war ich auf, der Kaffee war bereit,
Ich hatt' ihn in der Stube aufgetragen —

Hauptmann.

Ja Herzenskind, du thatst mir wahrlich leid,
So früh schon wach, ob unsrer noblen Jagd;
Die hübschen Augen standen noch verdrossen,
Du hast sie doch noch einmal zugemacht?

Charlotte.

Ach nein! ich habe sie nicht mehr geschlossen.
Denn als Sie mit dem jungen Herrn erst fort,
Da schlich ich in das kleine Zimmer dort,
Und setzte mich ganz leise und ganz dicht
Zu Häupten des Herrn Oberförsters Bette.

Oberförster.

Siehst du, auch selbst im Schlaf läßt sie mich nicht.
Wenn ich nur einmal Ruhe vor ihr hätte!

Charlotte.

Wer hat denn Ihre Ruh gestört?
Ich doch wohl nicht; ich habe nur gehört,
Wie eigentlich Sie keine Ruhe fanden.
Sie sprachen viel im Schlaf, Sie schraken auf —
Sie faßten krampfhaft Ihren Fuß und banden

Ihr Tuch darum und seufzten tief darauf,
Und als der Schlaf Sie wiederum beschlich,
Da beugt ich mich
Sanft über Sie und sah beim Nachtlichtschimmer
Den Schmerz auf Ihrer Stirn: ein leis' Gewimmer
Entstieg der Brust, der Athem war beklommen,
Die Wange heiß, die Hand so kalt,
Da merkt' ich bald,
Das böse Fieber sey zurückgekommen.
Und traurig schlich ich da in meine Küche
Und weinte mich beim Suppekochen satt.

Oberförster.

Du bist nicht klug! Es gab wohl ein'ge Stiche,
Was aber gar nichts zu bedeuten hat.

Charlotte.

Ach, Sie verschweigen mir es immer!
Der Arzt befahl, Sie sollten nicht das Zimmer
Verlassen, bis die Krankheit sich gelegt;
Doch statt zu folgen, ruhig hier zu sitzen,
Wollen Sie hinaus, sich auf der Jagd erhitzen,
Weil da ein Hirsch die sechzehn Enden trägt?

Oberförster.

Ich soll dich wohl erst um Erlaubniß fragen? —

Charlotte.

O ja! das müssen Sie, so lang Sie krank!
Ich will Sie ja auf meinen Händen tragen,
Und, sind Sie wieder wohl, nun Gott sey Dank!
Dann mögen Sie von früh bis Abend jagen;
Ich bleibe froh daheim, bereite gern
Das Jagdmahl dann für meinen lieben Herrn.

Oberförster.

Das wird sich finden. Aber merke dir:
Wenn du noch einmal mich des Nachts verhörst,
Und mich im Schlafen störst,
So weis' ich dir die Thür!

Charlotte.

Nicht böse seyn, Herr Oberförster, bitte!
Ich will bei Ihrem ersten Wink zwar gehn,
Doch komm ich wieder mit noch leiserm Tritte,

Es treibt mich fort, ich muß nach Ihnen ſehn.
Denn als Sie mich für Ihren Dienſt erkoren,
Da ſagten Sie: Tritt muthig bei mir ein,
Ich brauche viel, weil ich gar viel verloren,
Doch trau ich dir, du ſollſt mir alles ſeyn!
Und frag' ich nun, wozu Sie mich erleſen,
Und denk' ich nun, ob ich's bisher geweſen?
So ſagt die innre Stimme: nein!

Oberförſter.

Wozu dieß eitle Frag- und Antwortſpiel?
Thu, was du ſollſt, und frage nicht erſt viel!

Charlotte.

Nun gut, ſo will ein gutes Buch ich bringen!
Wildungens Taſchenbuch kam geſtern an;
Ich will die Reichardt-Goeth'ſchen Lieder ſingen,
Vom Erlenkönig und vom Jägersmann.
Nur nehmen Sie zurück, was Sie befohlen,
Die Büchſe ruhe, heut' nicht auf die Jagd!

Oberförſter.

Ich ſagte dir, das Frühſtück ſollſt du holen!
Das Uebrige hab' ich bereits bedacht,
Ich will heut' auf die Jagd.

(Charlotte geht traurig in das Haus.)

Dritter Auftritt.

Der Oberförſter und der Hauptmann.

Hauptmann.

Herr Bruder, mußt es mir nicht übel nehmen,
Ich würde tief mich in die Seele ſchämen,
Hätt' ich das Kind, wie du jetzt, ſo betrübt.
Das iſt ein Mädchen, wie es wen'ge gibt!
Und weil ſie Tag und Nacht
Den kranken Brodherrn auf den Händen trägt,
Still bei ihm wacht,
Und treu den alten Griesgram pflegt,

Brummt er ſie an, und zeigt ihr gar die Thür?
Magſt du ſie nicht, ſo nehm' ich ſie zu mir.

Oberförſter.

Sie geht nicht fort. — Laß gut ſeyn, alter Knabe!
Ich weiß es, was ich an dem Mädchen habe;
Es ſey dir unter uns geſagt,
Sie iſt mir Hausfrau, Tochter, Magd;
Kurz, alles, alles!

Hauptmann.

Und erſt ſechzehn Jahr!
Bei Gott, ein ſeltnes, liebenswerthes Kind,
Du ſiehſt auch, wie ſie gegen dich geſinnt,
Und biſt doch rauh und hart.

Oberförſter.

Es iſt wohl wahr,
Ich brumme oft. Doch ſchein' ich nur ſo kalt,
Denn wüßte ſie, wie ganz ich ihr ergeben,
Wie ſie mein Herzblatt iſt, ſie könnte bald
Sich über mich und ihren Stand erheben.
Drum, wenn ſie ſo recht innig vor mir ſteht,
Und keinen Wink von mir verſäumt,
Wenn der Gedanke mir zu Herzen geht,
Daß ich bisher nur ſchweren Traum geträumt,
Dann möcht' ich ſie in meine Arme ſchließen,
Allein ich brumme dann — ſie darf's nicht wiſſen.

Hauptmann.

Reich' mir die Hand! — Ich bin ſeit vielen Jahren
Zum erſtenmal jetzt wiederum bei dir.
Als aber wir zuletzt beiſammen waren,
Da gab's noch eine Hausfrau hier. — —
Laß mich den ſchweren Traum jetzt ganz erfahren,
Denn wenig ſagten deine Briefe mir.
Ich aber will das Ganze überſchaun,
Du magſt dem Bruder wohl dich anvertraun.

Oberförſter.

Du haſt mein Weib gekannt. Wie ſtand ſie da,
In ihrer Jugendblüthe? —
Das ſchönſte Mädchen, das ich jemals ſah,
Nur, wie ich glaubte, reich an Herzensgüte.

Ich ſtand als Oberjäger unterm Corps
Und faßte bald das ſchöne Kind aufs Rohr.
Die Eltern wurden mir gewogen,
Ich war ein tücht'ger, ſtattlicher Soldat;
Eliſa ſelbſt war gut und fein erzogen,
Die Kaufmannstochter einer Mittelſtadt.
Sie trieb Muſik, ſang alle neue Lieder,
Sie tanzte köſtlich, las den halben Tag,
Sprang wie ein Reh im Garten auf und nieder,
Und ſchrieb noch ſchöner als ſie ſprach;
Sie wußte allem, was ſie that, ein Leben
Und einen ſeltnen Reiz zu geben;
Und wenn ſie dann in ihrem Sonntagsſtaat
Mit holdem Grüßen in die Kirche trat,
Den hohen Blick bald hier, bald dorthin warf,
Da hieß es: „Seht die Krone unſrer Stadt,
Das Auge weiß, daß es ſich zeigen darf!“
Ich aber dachte: dieſe oder keine!
Sie iſt gewiß ſo gut als ſchön!
Ich konnte nicht dem Herzen widerſtehn,
Warb um die Jungfrau und ſie ward die Meine.
Wir ſehnten uns bald von den Eltern fort,
An einen einſam ſtillen Ort,
Und träumten, dort von aller Welt geſchieden,
Dort werd' uns aufgehn häuslich ſtiller Frieden!

Hauptmann.

O, ich erinnere mich noch jener Zeilen,
Die deine Hand mir voll Begeiſtrung ſchrieb:
Ein Engel, hieß es, hätte dich ſo lieb,
Daß Freud' und Schmerz er mit dir theilen,
Mit dir in tiefe Wüſteneien eilen,
Und dort für dich nur leben wollte,
Wenn's eine Ewigkeit auch dauern ſollte.

Oberförſter.

Das war ihr Ton — ich ſtimmte gern mit ein.
Der König ſetzte endlich mich hierher. — —
Sie zog im Jubel mit mir ein:
Des Weidmanns fröhlicher Verkehr,
Mein freundlich Haus, der nahe Buchenhain,

Das Wild, das ruhig durch die Schatten zog,
Der Adler, der hoch an den Wolken flog,
Der Vögel Waldgeſang in Buſch und Hecken,
Das Rabenkrächzen und der Eule Schrei,
Des Kranichs Ruf, des Wildes lautes Schrecken,
Das dünkt ihr köſtlich, denn es war ihr neu;
Und wenn ich dann nun in Begeiſtrung ſprach:
Nicht wahr, hier iſt es ſchön? — Sie ſagt es nach.
Den ganzen Haushalt aber und die Küche
Beſorgte eine alte Magd.
Es ging dabei zwar vieles in die Brüche,
Doch wurde eben nicht darnach gefragt.
Eliſa ſchlief bis in den Tag; ſie ſaß
Und ſtickte, muſicirte, las.
Kam ich nun aus dem Forſt zurück
Und fragt' ich ernſt vielleicht nach manchen Sachen,
So hieß es dann mit heitrem Blick:
Laß nur, das wird die Magd ſchon machen,
Zu ſolchen Dingen bin ich nicht erzogen!
So war ein Jahr im Rauſch dahin geflogen.
Mein Weib gebar zuerſt mir einen Sohn,
Dann eine Tochter — dieſe war ihr lieber;
Da regte ſich der erſte Zwieſpalt ſchon,
Es zog gar manche Wolk' an uns vorüber,
Der Reiz der Neuheit war entflohn,
Die Stimmung wurde immer trüber,
Und Luſtbarkeiten, aus dem frühern Leben,
Konnt' ich im Förſterhauſe ihr nicht geben.

Hauptmann.

So ſchnell war ſchon die Ewigkeit vorbei?
Hier war wohl nicht die rechte Wüſtenei.

Oberförſter.

Nein, leider nicht! entflohen war mein Glück! —
Sie ſehnte ſich in ihre Stadt zurück;
Bat oft ins Haus mir unwillkommne Gäſte,
Fuhr ohne mich zu manchem Feſte;
Die Kinder mochten ſchrein,
Ich blieb in Wald und Haus allein.
Da nahm ich unſre Mutter dann ins Haus,

Sie ſollte mir die Wirthſchaft führen.
Allein nun war der Friede vollends aus;
Die Schwiegertochter wollte nicht pariren,
Sie weinte, ſchmollte,
Die Mutter zankte, grollte,
Und ich ging wie ein Sünder ab und zu.
Es half kein gutes und kein böſes Wort,
Vertrauen, Liebe, Seligkeit war fort! —

Hauptmann.

Herr Bruder! ſchaff' dir und der Mutter Ruh!
Vertreib' den Feind!

Oberförſter.

So hab' auch ich gedacht.
Ich gab Eliſen, was ſie eingebracht,
Ließ ihr die Tochter, ich behielt den Sohn,
Und ſchickte ſie auf und davon.

Hauptmann.

Du haſt gethan, was du gemußt,
Geahnet hab' ich's wohl, doch nicht gewußt;
Du und die Mutter ſchwieg darüber.
Ich ſtand damals dem Feinde gegenüber,
Und dachte nur an Kampf und Sieg und Tod.
Doch gegen eine ſolche Hauskreuznoth,
Die glühend durch das Mark des Lebens ſchleicht,
Scheint ſelbſt ein Feldzug leicht,
Denn wie auch hier vielleicht die Kugel trifft,
Es iſt für's Vaterland, und doch kein langſam Gift.

Oberförſter.

Sie war nun fort! — weit, weit von mir geſchieden,
Und ich mit Sohn und Mutter nun allein,
Im Hauſe gab's zwar wieder Ruh und Frieden,
Im Herzen nicht, denn ſie war nicht mehr mein!
Was ich gelitten, laß mich's übergehen,
Die alten Wälder haben es geſehen. — —
Denn wenn die Seele nicht ein Bild mehr trägt,
Was ſie allein bei Tag und Nacht erfüllt,
Wenn's Herz nur dann mit höherm Klopfen ſchlägt,
Sobald zum Schuß einmal uns naht ein Wild,

Dann iſt es um den Jäger ſchlecht beſtellt,
Und er iſt einſam in der weiten Welt!

Hauptmann.

Haſt du nicht ſpäterhin von ihr vernommen? —

Oberförſter.

Nie mehr! — ſelbſt keine Zeile, die ſie ſchrieb.
Ich hoffte erſt, ſie würde wiederkommen;
Ich dachte ja, ſie hätte mich zu lieb,
Und könnte ohne mich nicht leben;
Sie würde mir ihr Unrecht eingeſtehen,
Sie würde endlich ſich zu beſſern ſtreben,
Und, o wie gern hätt' ich dir dann vergeben!
Auch fühlt' ich wohl, ich war zu weit gegangen;
Erſt hatt' ich ihrer Anmuth nur gehuldigt,
Dann aber ihre Schwächen nicht entſchuldigt;
Man ſoll nicht alles auf einmal verlangen.
Das Weib iſt ſchwach, doch ſchwächer iſt der Mann,
Der nicht das Schwach' ertragen, beſſern kann!
Wie oft hab' ich am Hügel dort geſeſſen,
Und bis der Abend ſtill gegraut,
Weit auf die Straße nach ihr ausgeſchaut —
Doch ſie kam nicht! — Sie hatte mich vergeſſen! —

Hauptmann.

Die Undankbare! — und wo lebt ſie jetzt?

Oberförſter.

Man hat ihr längſt ein ſchwarzes Kreuz geſetzt;
Sie ſtarb mit ihrer Tochter bald,
Dem Paſtor, meinem Freunde, ward's geſchrieben! —
So bin ich denn in dieſem tiefen Wald
Einſiedler hier geblieben.
Nichts hatt' ich als die Mutter und den Knaben,
Doch auch die erſtre wurde ſchwach und alt,
Du weißt, ich hab' auch ſie begraben.
Da fühlt' ich mich denn recht und ganz verlaſſen,
Dienſtboten nur umgaben mich,
Ich konnte keine zarte Hand mehr faſſen,
Die mir die Wolken von der Stirne ſtrich,
Denn Conrad, mit dem jugendlichen Sinn,

Kennt nur die Wolken, die am Himmel ziehn,
Ihn ließ ich gern sein fröhlich Wesen treiben,
Mein Kummer sollt ihm ein Geheimniß bleiben. –
Da bittet mich mein Freund, der Pastor Wach:
Ich soll Gevatter stehn bei seinem Kinde.
Ich fahre hin; die Hausfrau ist noch schwach,
Liegt noch im Bett', an ihrer Stelle finde
Ich dort ein Mädchen, die das Haus beschickt,
Bescheiden jeden Gast willkommen heißt,
Die Küche ordnet und die Tafel schmückt,
Die Kinder hier zur Sittsamkeit verweist,
Dort freundlich sich zur Kranken bückt,
Kurz, wie ein guter, milder Geist
Im Hause waltet; ein gedrucktes Kleid,
Ein einfach seidnes Band, das war
Ihr Kindtaufschmuck; das schöne blonde Haar
Nicht, gleich den Krähenhersten, aufgebaut,
Nein, schlicht gescheitelt. Kurz, das Mädchen da
Was schildr' ich dir's? Charlotte ist es ja!
Sie war, erzählte mein Gevattersmann,
Ein armes, vaterloses Kind,
Die Mutter hatte sie ihm anvertraut,
Ihr einen Dienst zu suchen — und geschwind
Bot ich mich ihr zum Dienstherrn an.
Der Pastor macht' es mit der Mutter aus,
So kam denn Lottchen in mein Haus. —
Und wie sie ist, wie sie die Wirthschaft führt
Und sich vom Morgen bis zum Abend rührt —

Hauptmann.

Das hab' ich selbst mit Freuden schon gesehn.

Oberförster.

Allein sie bleibt dabei nicht stehn:
Wann mich der Auerhan nicht schlafen läßt,
Und ich vor Tage schon mein Bett verlasse,
Und denke: stör' sie nicht, sie schläft noch fest!
Da kommt sie schon und bringt mir meine Tasse.
Und komm ich Abends müde aus der Heide,
Schleicht steif und müde hinter mir
Mein Hund, das alte treue Thier,

Da naht uns Lottchen, und in toller Freude
Verläßt er mich und ſpringt zu ihr.
Und mich empfängt ein freundliches Geſicht,
Ich find' ein einfach kräftiges Gericht,
Und alle meine beſten Jagdgeſchichten
Muß ich dem Mädchen treu berichten. —
Und wenn die Aerzte mich ans Zimmer binden,
Wenn Conrad ſpät im Forſte bleibt,
Dann weiß ſie bald ein gutes Buch zu finden,
Mit dem ſie Zeit und Grillen mir vertreibt;
Und die Muſik, mein Hauptvergnügen,
Aus meinem Hauſe faſt verbannt,
Und das Klavier, das jahrelang geſchwiegen,
Hat ſie geweckt mit kund'ger Hand,
Und alle meine alten Lieblingslieder
Hör' ich von ihrer reinen Stimme wieder.
Und kommt der Paſtor, wird von ernſten Dingen
Geſprochen, Lottchen hört beſcheiden zu, und ſchweigt;
Doch ſuchen wir ſie ins Geſpräch zu bringen,
O, wie ſich dann des Spruches Wahrheit zeigt:
„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“ —
Doch wenn ihr dann die Wange höher glüht,
Und wenn das Auge größer wird und heller,
Dann faßt ſie plötzlich ſich und flieht
Hinaus und ſorgt für Küch' und Keller.
Seh' ich dieß nun, ſo kann's nicht anders ſeyn,
Es geht mein Herz in Wehmuth auf,
Das längſt Vergangne fällt mir wieder ein,
Lebendig ſteigt Eliſens Bild herauf;
Ich frage mich: warum zerrann mein Glück?
Das Weib, das ich vor allen mir erleſen,
Warum ſtieß ſie mich kalt zurück,
Warum iſt ſie wie Lottchen nicht geweſen?
Und naht mir eine ſolche Frage, dann
Bin ich verſtimmt und fahr' das Mädchen an.

Hauptmann.

Ich freue mich, daß du zufrieden biſt.
Doch haſt du ſchon an deinen Sohn gedacht,

Ob ihm das Mädchen nicht gefährlich iſt?
Du weißt, wir hatten einen Plan gemacht.

Oberförſter.

Einſt unſre beiden Kinder zu vereinen,
Ei, dabei bleibt es, ſollt' ich meinen.
Mit dieſem Plan iſt Conrad längſt vertraut
Und hält dein Clärchen ſchon für ſeine Braut.
Der Junge, glaube mir, iſt wahrlich gut,
Ein friſches, frohes, treues Jägerblut.
Charlotte kennt das Ganze, freut ſich drüber,
Neckt ihn auch wohl mit ſeiner Braut von fern,
Und Conrad geht dem Mädchen ernſt vorüber,
Und ſpielt nur gegen ſie den Herrn.

Hauptmann.

Nun wohl! dann iſt der Burſche ſehr geſcheit;
Er will mir überhaupt recht wohl behagen!

Conrad (tritt aus dem Hauſe).

Die Büchſe, lieber Vater, iſt bereit.
Das Frühſtück hat Charlotte aufgetragen,
Sie läßt erſuchen — —

Oberförſter.

Endlich! Gut, wir kommen.
Friſch, Alter, auf die Lippen eins genommen,
Sonſt könnte dir die Hand noch einmal zittern;
Ich darf nichts trinken, denn Charlotte ſchilt.
Komm! wenn ich in den Jagdrock mich gehüllt,
Dann wollen wir die friſchen Winde wittern!

Hauptmann.

Geh nur, ich komme nach! —

(Oberförſter ab.)

Vierter Auftritt.

Der Hauptmann und Conrad.

Hauptmann.

Hör' Er, Patron!
Er ſcheint mir zwar ein guter Jägersmann,

Denn weidewund ſchießt er die Hirſche an,
Allein, iſt Er denn auch ein guter Sohn?

Conrad.

Ich hoff' es wohl, doch weiß ich's nicht, Herr Vetter!

Hauptmann.

Mach' Er nicht Winkelzüge! Alle Wetter,
Jetzt aufgepaßt, ich fühl' Ihm auf den Zahn.
Wie iſt's, hat Ihm ſein Vater nicht befohlen,
Mein Clärchen ſich zur Braut zu holen?

Conrad.

Befohlen nicht, er hat mir zwar erzählt,
Sie beide hätten ſchon für uns gewählt;
Doch ſollt' ich erſt mit eignen Augen ſchauen,
Ob ich das halten will, was er verſprach,
Und ob auch Clärchen mir vertrauen,
Ob ſie das Leben mit mir theilen mag.

Hauptmann.

Das Mädchen iſt ein Engel, weiß Er das?

Conrad.

So grüßte ſie mich öfters ſchon im Traum.

Hauptmann.

Zehntauſend Thaler Mitgift ſind kein Spaß.

Conrad.

Solch eine große Summe faſſ' ich kaum.
Der Jäger iſt jedoch von Habſucht ferne,
Sein Gold, das iſt der junge Tag,
Juwelen ſind ihm Thau und Sterne,
Sein Silber, Mond und See und Bach.
Er hat mit Wenigem genug:
Ein guter Schuß,
Ein lieber Gruß!
Das iſt ſein Spruch!

Hauptmann.

Ich will dir deinen Spruch nicht widerſtreiten,
Doch frag ich dich, willſt du mein Clärchen ſehn?
Willſt du mich gern zu ihr begleiten,
Und dort auch deine Prüfung überſtehn?

Conrad.

Mit Freuden, liebſter Oheim, wenn ich darf!

Hauptmann.

So ſtell' dich her! ſieh mir noch einmal ſcharf
Ins Auge. — Burſch, wie ſteht es hier?
(Auf's Herz zeigend.)
Biſt du noch frei? —

Conrad.

Ich kann mit frohem Muth
Verſichern, daß ich's bin!

Hauptmann.

Auf Ehre? Gut!
Gib mir die Hand, du ſollſt mein Clärchen kennen!
Ich würde gern dich meinen Eidam nennen;
Gefallt ihr euch, ſo mögt ihr euch verlieben,
Ich halte dir, was ich verſprach,
Alsdann ſey dir das Mädchen aufgehoben,
Bis du ein Mann wirſt, der ſie fordern mag.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Charlotte.

Charlotte.

Der Herr läßt den Herrn Hauptmann doch erſuchen —

Hauptmann.

Zum Frühſtück?

Charlotte.

Ja! das Warmbier wird ſonſt kalt,
Wir haben auch recht ſchönen friſchen Kuchen,
Sie lieben ihn. —

Hauptmann.

Wer hat dir das geſagt? —

Charlotte.

Ich hab es Ihrem Burſchen abgefragt.

Hauptmann.

Du biſt ein gutes Kind. Doch laß dir ſagen,
Dem Conrad ordne ſeinen beſten Staat,
Weil er mit mir in wenig Tagen
Die Brautfahrt zu beſtehen hat.

Charlotte.

So wird es wahr, was ich voraus geſehn? —
Nun, ich will waſchen, plätten, nähn,
Er ſoll recht ſchmuck vor ſeiner Braut erſcheinen.

Hauptmann.

Freut dich's, wenn unſre Kräfter ſich vereinen?

Charlotte.

Von Herzen! aber eh Sie von uns fahren,
Will ich noch ungeſäumt
Für Clärchen Ihnen manches offenbaren,
Was unſer junger Herr von ihr geträumt.

Conrad.

Schweig doch, wie kennſt du meine Traumgeſichte?

Charlotte.

Doch junger Herr! man findet dort und hier
Bisweilen wohl ein Blatt Papier
Und drauf recht nettliche Gerichte.
Die Sammlung, die ich mir davon gemacht,
Sie hab' ich Clärchen zugedacht.

Conrad.

Ich werde böſe!

Charlotte.

Das iſt einerlei,
Die Mädchen ſtehn einmal einander bei.

Hauptmann.

Natürlich!

(Für ſich.)

O, hier iſt nichts zu beſorgen!

(Laut zu Conrad.)

So magſt du waſchen, plätten, nähn,
Conrad und ich, wir reiſen übermorgen.
Jetzt iſt mir flau, ich will zum Frühſtück gehn.

Charlotte.

Zuvor noch eine Bitte: halten Sie
Den Herrn zurück heut von der Jagd!

Hauptmann.

Laß doch! was gilt's du dir ſo viele Müh?
Was geht dich's an, wenn er ſich kränker macht.

Charlotte.

Was es mich angeht? Lieber Gott! so haben
Die ſicherlich ihr Gläschen nie getragt.

Hauptmann.

Die iſt auch meine Tochter! aber du

Charlotte.

Ich freilich bin verwaiſt, ich ſteh' allein,
Gehöre niemand nur dem Hauſe zu;
Da meinen Sie, darf man nicht Tochter ſeyn!

Hauptmann (faßt ſie auf die Schulter.)

Nicht doch, ſo böſe war es nicht gemeint;
Thu, was dein Herz dir ſagt — ich bin dein Freund!

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Conrad. Charlotte.

Conrad.

Bleib Lottchen, endlich ſind wir ja allein!
Ich ſage dir, es geht mir durch die Seele,
Wenn du mich neckſt, ich kann nicht fröhlich ſeyn,
So lang ich mich mit banger Ahnung quäle.
Was du mir biſt, ich darf es nicht geſtehen,
Ich muß dir kalt und ernſt vorübergehen.

Charlotte.

Mein liebſter Conrad, gib dich ruhig drein
Und ſey gefaßt, wir müſſen jetzt noch ſchweigen,
Bis ſich der günſt'ge Augenblick wird zeigen.

Conrad.

Und wenn du fremd mich nennſt, den jungen Herrn,
Gehorſam mich bedienſt, ich darf nur lächeln,
Dann zieht es mich zu dir, dann möcht' ich gern
Vor aller Welt dir in die Arme ſinken.

Charlotte.

Sey ruhig! Sieh ich bin ja auch gefaßt;
Was wir gelobten, dürfen wir nicht brechen!

Ich baue viel auf unsern lieben Gast,
Er ist so gut, er wird das Wort uns sprechen.

Conrad.

Glaubst du den Vater wirklich zu bewegen?

Charlotte.

Ich hoff' es ja! Er hat mir oft die Hand,
Wenn ich in stiller Demuth vor ihm stand,
Auf's Haupt gelegt, als sey es Vatersegen.
Gewiß der Augenblick ist nicht mehr fern,
Der uns erlaubt, ihm alles zu bekennen,
Und glänzt uns erst der Vaterliebe Stern,
Dann will ich dich nicht mehr den jungen Herrn,
Nein, meinen Herzens-Conrad nennen.

(Der Oberförster tritt unbemerkt in Jagdkleidung in die Hausthür.)

Conrad.

Und dann — o Lottchen! welche Seligkeit!

Charlotte.

Vertrau' auf Gott! das Ziel ist nicht mehr weit.

Conrad.

Nur einmal laß mich herzlich dich umfangen,
Nur einen Kuß auf deine lieben Wangen,
Dann hab' ich Trost für lange lange Zeit!

(Sie umarmen sich.)

Oberförster (tritt hervor und reißt sie auseinander.)

Charlotte! Conrad! Ihr euch hier umfangen? —
Mein eigner Sohn mit meiner Magd? —
So schändlich also bin ich hintergangen? —
Du bist sofort aus meinem Dienst gejagt.
Du Bube, auf dein Zimmer! Gott bewahre
Mich vor Verzweiflung. — Nun so fahre hin
Vertraun und Glaube! Legt mich auf die Bahre!
Es war ihr nicht um meine grauen Haare,
Nein, nach dem Sohne stand ihr eitler Sinn.
Schweigt! Ihr seyd schuldig! Nicht ein Wort!
Aus meinen Augen fort!

(Conrad und Charlotte gehen still ab.)

Es ist kein Geld auf dieser Welt mehr ächt,
Der Mensch ist ein erbärmliches Geschlecht!

Zweiter Aufzug.

Zimmer in des Oberförsters Wohnung.

Erster Auftritt.

Der Oberförster ſitzt an einem Tiſche, den Kopf auf die Hand geſtützt, **der Hauptmann** geht im Zimmer auf und ab.

Hauptmann.

So hör' doch, Alter! zanke, fluche lieber,
Nur ſo im Schweigen brüte länger nicht!
Gewitter gehen ſchneller über,
Sobald ein Sturm die Wolken bricht.

Oberförſter.

Vorüber? — Wenn die Saat zerſchlagen,
Was hilft uns dann noch Sonnenſchein? —
Geknickter Halm wird keine Frucht mehr tragen.
Was ſoll ich noch zu hoffen wagen? —
Betrogen ſteh' ich und allein!

Hauptmann.

Bin ich dann wen'ger hintergangen? —
Als ich den beiden auf den Zahn gefühlt,
Da ſtanden ſie ſo dreiſt und unbefangen,
Und haben doch gar arg mit mir geſpielt!

Oberförſter.

Verlaß dich drauf! ſie ſoll'n es büßen,
Charlotte? Fort mit dieſer Schlange!
Der Bube aber ſoll gehorchen müſſen,
Daver ſey dir nicht bange!

Hauptmann.

Nicht alſo! Conrad iſt dein einz'ges Kind —
Gezwungne Liebe bringt nicht Segen.
Ich warnte dich, du wareſt blind;
Du trägſt mithin auch einen Theil der Schuld,

Drum laß uns in Geduld
Und nicht im Zorn die Sache überlegen.

Oberförſter.

Du trittſt zurück? —

Hauptmann.

Es war ein ſchöner Plan,
Daß unſre Kinder ſich verbinden ſollten;
Doch kam es immer auf die Frage an,
Ob ſie denn auch einander haben wollten?
Dein Conrad hat die Frage jetzt entſchieden,
Gewähr' ihm, was ſein Herz begehrt;
Mein Clärchen kennt ihn nicht, ſo wird ihr Frieden
Auch weiter nicht geſtört.

Oberförſter.

Du willſt, ich ſoll den ſchwachen Vater ſpielen? —

Hauptmann.

Wer hieß dich denn das Mädchen ſo erheben? —
Der Sohn hat ſeinem Vater recht gegeben,
Nur daß die jungen Leute heißer fühlen.
Du haſt ſie deine Tochter oft genannt,
Mach' ſie dazu, und gib ihr Conrads Hand.

Oberförſter.

Es kann nicht ſeyn, ſie haben mich betrogen!
Ich will Charlotten nicht mehr ſehn.

Hauptmann.

Wohl haſt du recht. Der Burſche hat gelogen,
Darüber muß er Rede ſtehn.
Ich will ſofort in das Verhör ihn nehmen,
Er ſoll bekennen und ſich ſchämen! —

(Er klingelt.)

Oberförſter.

Was machſt du?

Hauptmann.

Nun die Wolken will ich brechen,
Der Sache klar ins Auge ſchaun.
Ein Vater muß mit ſeinem Sohne ſprechen
Und neu erwecken das Vertraun.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Conrad.

Hauptmann.

Hör' Burſche, als ich dich vorhin gefragt,
Ob noch dein Herz von aller Neigung frei?
Da haſt du dreiſt mir: Ja! geſagt,
Und doch vernehm' ich, daß es anders ſey.
Du haſt uns alſo gröblich hintergangen,
Drum muß ich Rechenſchaft von dir verlangen!

Conrad.

Nicht hintergangen! —

Hauptmann.

Nicht? Du lügſt ſchon wieder?
Geh' in dich, Menſch; ſprich nicht mehr nein!
Dort ſitzt der Vater, wirf dich vor ihm nieder,
Bekenn' ihm alles — und er wird verzeihn.

Conrad.

Ach, Vater!

Oberförſter.

Willſt du jetzt mir alles ſagen?

Conrad.

Ich kann ja nicht! Du mußt Charlotten fragen.

Oberförſter.

Wie? ſoll ich von der Dirn' erſt mir erholen,
Was mir der Sohn nicht ſelbſt vertrauen mag?
Ich fühl's, ſie hat mir meinen Sohn geſtohlen!

Conrad.

Nein, Vater! nein! — Nur frage jetzt nicht nach.

Hauptmann.

Muß man ſich ſeiner Liebe ſchämen,
Dann taugt ſie nichts. — Geſteh' es zu,
Nicht wahr, die Lotte möchteſt du
Viel lieber dir zur Frau als Clärchen nehmen?

Conrad.

Zur Frau? Bewahre! — Oheim, nein, ich reiſe
Mit Ihnen!

Hauptmann.

Jetzt reißt die Geduld mir aus!
Verſuch' es mir zu nahn, bei Gott ich weiſe
Den Lügner mit dem Stock hinaus!

Oberförſter.

Leichtſinniger, ſo willſt du deine Luſt,
Dein Spiel nur mit dem Herzen treiben?
Hier ſinkſt du einem Mädchen an die Bruſt,
Dort willſt du Bräut'gam einer andern bleiben?
Drängſt du dich allenthalben an,
Und läßt das Werthe immer wieder fahren?
Ein ächter Jägersmann
Muß treue Lieb' bewahren!
So, Burſch, iſt deines Vaters Sinn.

Hauptmann.

Wo iſt Charlotte!

Conrad.

Fort, nach Thalheim hin!

Oberförſter.

Gewiß zu unſerm Paſtor Wach!
Der aber wird ihr die Epiſtel leſen,
Er iſt zu lange ſchon mein Freund geweſen,
Als daß er ſie entſchuld'gen mag.
Da kommt er! Freund — —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Paſtor Wach.

Hauptmann.

Laß mich es ihm erzählen!

Paſtor.

Ich weiß es ſchon, und bin hieher geeilt;
In ſolcher Stunde darf der Freund nicht fehlen,
Damit er auch das Schwere theilt.

Oberförſter.

Ein bittrer Kummer trifft mein Haupt.

Der Glaub' an meinen Sohn iſt mir geraubt,
Und ſie, die ich wie meine Tochter hielt —

Paſtor.

Charlette? — Sieh, ich hab' es übernommen,
Hier, wo's den Frieden deines Hauſes gilt,
Statt ihrer noch einmal zu dir zu kommen.

Oberförſter.

Verſuch' es nicht, ſie vor mir zu vertreten.

Paſtor.

Das Mädchen hat mich nur gebeten,
Dir zu eröffnen, was ihr doch vielleicht
Noch zur Entſchuldigung gereicht.

Oberförſter.

Das iſt nicht möglich!

Paſtor.

O, wo iſt die Zeit,
In der dein Herz nicht ſolche Zweifel kannte?
Wo ſich's vertrauend noch zu jedem wandte,
Gern zu entſchuldigen bereit. — —

Oberförſter.

Wer hat den Glauben mir zerſtört?

Paſtor.

Du mochteſt niemals ſonſt verdammen,
Bevor du nicht den Schuldigen gehört.
So faſſe die Erinn'rung denn zuſammen,
Als ſey die alte Zeit zurückgekehrt,
Und, mit dem Herzen alter Liebe voll,
Vernimm, was ich dir ſagen ſoll!

Oberförſter.

Ich höre! Doch ſey kurz.

Paſtor.

Ein Freund von mir,
Den eines Mädchens ſeltne Schönheit rührte,
Nahm ſie zum Weib und zog mit ihr
Weit fort, wohin ſein Amt ihn führte.
Ob ſie jedoch am eignen Herde
Mit Luſt und Liebe walten werde,

Sie, die bisher beim Kerzenlicht
Nur gern im Tanz dahin geflogen,
Zu keiner Arbeit streng erzogen,
Ob sie das werde, fragt' er nicht.
Und was sie übernehmen sollte,
Der Gattin und der Mutter Pflicht,
Sie kannt' es nicht, und als sie's wollte,
Erschrak sie drob, und that es nicht.

Oberförster.

Ich kenne das! — nur weiter, weiter! —

Pastor.

An allem fehlt' es bald im Haus.
Das junge Paar blieb anfangs heiter,
„Das gleicht sich, hieß es, wieder aus,
Wenn man erfahrner wird und älter!"
Doch Liebe, die nur übernimmt,
Was ihr erfreulich scheint und leicht,
Die sich verdüstert und verstimmt,
Sobald sich Müh' und Sorge zeigt,
Wird, wie der Spätherbst, immer kälter.

Oberförster.

Ja wohl, ja wohl! —

Pastor.

Der junge Mann
Erkannte endlich diese Mängel,
Doch statt sein Weib in ihren Pflichten
Nachsichtig ernst zu unterrichten,
Ward ihm der sonst gepriesne Engel
Zuwider. In des Gatten düstern Zügen
Lag unverstanden strafender Verweis.
Sie sucht' ihn zu zerstreun, ihn zu vergnügen,
Doch er gefror nur um so mehr zu Eis.
Leichtsinn und Strenge passen nie zusammen,
Der will entschuld'gen, jene will verdammen,
Und was in diesem Streit dazwischen lag —
Das arme Herz, bricht nach und nach.
Da trat des Gatten Mutter noch hinzu,
Die junge Frau ward gänzlich unterdrückt.

Und eher gab's im Hause keine Ruh,
Bis sie der Mann von sich geschickt.

Oberförster.

Gevatter! — —

Pastor.

Und mit tief verletzter Seele
Floh die Verstoßne in die Einsamkeit,
Sie prüfte, sie erkannte, was ihr fehle,
Und war zu jedem Opfer bald bereit.
Die beste Schule ist ein trüb' Geschick.
Sie änderte ihr ganzes Wesen,
Sie sehnte sich nach häuslich stillem Glück,
Und dachte: „Er, der mich zum Weib erlesen,
Er liebt mich noch, er ruft mich wohl zurück!
Dann soll das alles, was ihn oft gequält,
An mir verschwinden,
Und das, weßhalb er mich vordem gewählt,
Das soll er an mir finden!" —
Allein sie hoffte, harrete vergebens,
Und so entschwand das Glück des Lebens.

(Charlotte ist bei den letzten Worten unbemerkt eingetreten und mit gefalteten Händen an der Thür stehen geblieben.)

Oberförster (aufgeregt).

Was soll das? —

Pastor.

Und sie faßte den Entschluß,
Ihr Töchterlein so sorgsam zu erziehen,
Bei stillem heiligem Naturgenuß,
In ernster Wissenschaft und in den Mühen,
Und Pflichten einer Hausfrau, als der Gatte
Die Mutter einst gewünscht, doch nicht befunden hatte.
Und wär' ihr dieß gelungen, dann
Beschloß sie, aus den treuen Mutterhänden
Dem immer noch geliebten Mann
Die Tochter unerkannt zu senden,
Und wenn das Mädchen jede Pflicht erfüllt,
Und wenn sie dienend seine Gunst erworben,
Dann solle sie ihm sagen unverhüllt:

„Vergib, die Mutter iſt noch nicht geſtorben;
Ich bin dein Kind, ich bin ihr Ebenbild!"

Oberförſter.

Mein Gott! — Charlotte? — —

Charlotte (ſtürzt ihm zu Füßen).

Vater!

Oberförſter.

O mein Kind!
Warum haſt du dich mir ſo lang verhüllt?

Hauptmann.

So geht's, wenn wir ein alter Brummbär ſind!

Paſtor.

Was dich mit Liebe jetzt für ſie erfüllt,
's iſt nur der Abglanz von der Mutter Bild.

Oberförſter.

Und deine Mutter? — deine Mutter?

Paſtor.

Hier!
Nimm die vom Tod Erſtandne wieder hin.

Conrad
(führt die Mutter herein).

Dein Conrad, Vater, bringt die Mutter dir.

Paſtor.

Du haſt geſiegt, getreue Dulderin.

Oberförſter.

Eliſa!

Eliſa.

Auguſt! Kannſt du mir verzeihn? —

Oberförſter.

Mein tief betrauert Weib, ſie wieder mein!

Paſtor.

Ich ſegne euern Bund aufs neue ein.

Conrad.

Und Vater —

Charlotte.

Vater —

Oberförſter.

Still! wollt ihr das Herz mir brechen?

Kommt, Weib und Tochter, in mein Kämmerlein,
Ich habe viel, so viel mit euch zu sprechen,
Doch ohne Zeugen muß es sehn;
Es soll mein Herz sich wieder ganz ergießen,
Wie Frühling soll es durch die Brust mir wehn,
Ich will nichts thun, nichts thun, als euch umschließen,
Und satt mich an den theuern Zügen sehn!

(Zum Hauptmann und Conrad.)

Ihr beide könnt indeß den Sechzehn-Ender schießen!

(Während der Oberförster mit Frau und Tochter abgeht und der Hauptmann sich mit Conrad die Hände reichen, fällt der Vorhang.)

Der Handwerksmann.

Auf dem Gymnasium zu Saalheim befanden sich Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um hier ihre Bildung für das künftige Leben zu empfangen. Sowohl die Söhne vornehmer und reicher, als auch armer unbedeutender Eltern saßen hier in einem Zimmer, auf einer Bank beisammen, wenn der Lehrer sie unterrichtete und den Reichthum der Wissenschaften gleichmäßig unter ihnen vertheilte, ja es geschah gar oft, daß Verstand und Fleiß den Sohn geringer Eltern weit über den Grafen und Fürsten stellte und den jungen Leuten hier eine Welt zeigte, in welcher nicht Reichthum und Geburt, sondern der Verstand, das Herz und der Wille den Rang anwies. Hier nun wurden auch Freundschaften geschlossen, die alle äußeren Verhältnisse unberücksichtigt ließen und nur in inniger Uebereinstimmung der Herzen ihren Grund fanden.

Zu den Zöglingen dieser Anstalt gehörte auch Kaspar Weit, der Sohn eines Maurermeisters aus einem benachbarten Städtchen. Sein Vater wollte ihn erst einen guten Grund an Schulkenntnissen legen lassen, bevor er ihn in seiner Profession unterrichtete, wozu der Bruder des Vaters, der Thorschreiber in Saalheim, gerathen hatte.

„Denn," sagte dieser, „in der Chronik der Stadt Saalheim steht geschrieben, daß einst ein Maurermeister, mit Namen Kaspar Weit, die gewaltigen Mauern und großen Thore der Stadt erbaut habe. So etwas wärest du zwar nicht im Stande, mein lieber Bruder, denn die Meister, die dich lesen, schreiben und die Maurerkelle führen gelernt, wußten selbst nicht viel; aber dein Junge soll wieder nach dem alten Kaspar schlagen; deshalb gib ihn hierher auf die Schule, damit er hier mehr lerne, als

du, und den Bau seines Verfahren fortwährend vor Augen habe als eine künftige Anmahnung, einst etwas Aehnliches zu leisten!"

Der alte Thorschreiber hatte unter dem großen Könige Friedrich II. als Wachtmeister gedient, den siebenjährigen Krieg mitgemacht und manche ehrenvolle Wunde aufzuweisen. Er galt viel in seiner Familie, Kaspar wurde vom Vater ganz an ihn verwiesen, und brachte auch im Anfange seiner Schulzeit die meisten Freistunden gerne bei dem alten Onkel zu. Jemehr der lebendige muntere Knabe aber unter seinen Mitschülern bekannt wurde, gleichgestimmte Gemüther fand und Freundschaften schloß, um desto weniger wurde der Onkel Thorschreiber besucht, der freilich eine viel ernstere Unterhaltung gewährte, und unsern Kaspar gewöhnlich auf seinen künftigen Beruf als Maurermeister verwies. In dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Saalheim fühlte Kaspar fortwährend eine gar innige Sehnsucht nach der Heimath und kannte nichts Erfreulicheres, als während der Ferien die Reise dorthin; denn ob es hier gleich ziemlich ärmlich herging, ob er gleich mit seinen noch kleinern Brüdern in einem engen Dachkämmerchen zusammen schlafen mußte, so war es ja doch das Vaterhaus, wo er nun mit besseren reiferen Ideen unter den Erinnerungen seiner beschränkten Kinderzeit stand, die Mutter kochte ihm ja doch wieder die bekannte Lieblingssuppe und schenkte ihrem kleinen Gaste des Morgens nunmehr eine Tasse Kaffee ein, die Geschwister drängten sich an ihn und horchten auf jedes seiner Worte, der Vater nahm ihn mit in die Kirche und auf seine sonntäglichen Spaziergänge, und die Lehrburschen des Vaters zogen ihre Mütze vor dem jungen Herrn Schüler ab. Das waren denn selige Tage. —

Dennoch als die nächsten Ferien erschienen, meldete er seinen Eltern: er werde dießmal nicht nach Hause kommen, sondern mit einigen vornehmen Freunden eine weitere Reise unternehmen. Kaspar hatte nämlich die nähere Bekanntschaft der jungen Grafen v. Hornstein erlangt; er saß mit ihnen in einer Klasse, war gleichgestimmten, frohen Gemüthes, hatte seine körperliche Ueberlegenheit oft dazu angewendet, sie gegen Bedrückungen Anderer in Schutz zu nehmen, und war auch wohl bisweilen erbötig gewesen, dort, wo er eine wissenschaftliche Aufgabe besser gefaßt hatte, ihnen nachzuhelfen. Dazu kam, daß Kaspar in seiner Klasse etwas galt; der rüstige Sohn des Handwerkers war in keiner Hinsicht verweichlicht; er hatte von Jugend auf das Bild angestrengten Fleißes vor Augen gehabt, hielt ihn daher für eine natürliche Bedingung des Lebens und suchte hierdurch zu ersetzen, was ihm an leichter Fassungsgabe abging; überdieß besaß er einen gewandten, kräftigen Körper und war an strenge Ordnung

gewöhnt. Dieß alles gab ihm ein gewisses Ansehen unter seinen Mitschülern, man suchte seinen Umgang und wünschte zu seinen Freunden zu gehören. — Die jungen Grafen v. Hornstein hatten ihn gebeten, sie dießmal in ihre Heimath zu begleiten; lebendige Schilderungen ihrer großen schönen Familiengüter, ihres väterlichen Stammschlosses in einer reizenden Gegend gelegen, waren vorausgegangen und hatten ein Bild noch ungekannter Verhältnisse vor die Seele des Knaben gestellt, das seine Phantasie auf das Höchste spannte. Hierzu kam, daß der Onkel Thorschreiber zu der Reise mit den Grafen seine Zustimmung gab; „denn," sprach er, „du mußt dieß gewissermaßen als eine Kunstreise ansehen. An dem Bau solcher alten gräflichen Stammschlösser kann ein künftiger Maurermeister gar viel lernen. Betrachte daher alles genau, vom untersten Keller bis zum obersten Giebel; du sollst mir nach deiner Rückkunft eine ungefähre Zeichnung davon entwerfen!"

Kaspar setzte sich also mit seinen jungen Freunden in den stattlichen Wagen, den der alte Graf zu ihrer Abholung gesendet hatte, und fuhr eine lange Tagereise, bis sie endlich das Schloß erreichten. Hier nun ging ihm eine ganz neue Welt auf; Bediente sprangen an den Wagen und halfen den Ankommenden heraus; er trat in große hohe Zimmer, wo er den Eltern seiner Freunde vorgestellt und von ihnen mit freundlichem Ernst empfangen wurde. Man führte ihn hierauf durch lange Gänge in einen Flügel des Schlosses und wies ihm hier ein eignes schönes Gemach neben denen der jungen Grafen an. Zur Abendmahlzeit versammelte sich die Familie in einem großen hellerleuchteten Saale, dessen Wände mit alten Familienbildern geschmückt waren. Kaspar staunte dieß alles mit weiten Augen an, konnte, als man spät auseinander gegangen war, in dem weichen Bette lange nicht einschlafen und sich am andern Morgen kaum zurecht finden in dem neuen Feenlande. Aber seine jungen Freunde riefen ihn bald ab, eilten mit ihm hinunter in den Garten zum Frühstück und forderten ihn auf, ihre Vergnügungen zu theilen. Nun ging es hinaus in den Forst auf die Jagd, oder man setzte sich zu Pferde und durchstreifte die Gegend. Kaspar fand sich bei seiner körperlichen Gewandtheit leicht in diese ihm bisher fremden Uebungen und stand bald hinter den Uebrigen nicht zurück. Weniger aber fühlte er sich behaglich, wenn Besuche aus der Nachbarschaft auf das Schloß kamen. Der alte Graf war im höchsten Grade gastfrei; sein Haus stand den benachbarten Gutsbesitzern und allen Gebildeten der Umgegend offen, und die Söhne derselben waren den jungen Grafen willkommene Gäste. Kaspar bemerkte bald, daß er in dieser Gesellschaft der letzte, der unbedeutendste sey. Auf der Schule war dieß anders, da galt er etwas,

da kam ihm seine ärmlichere Kleidung nicht eben schlechter vor, als die feinere seiner reichern Mitschüler; da war von dem, was er künftig zu werden gedenke, noch nicht die Rede, sondern der Fleiß und die sittliche Aufführung der Gegenwart kam nur in Anschlag. Hier aber wurde er von den ankommenden Fremden oft verkannt, man fragte, wer der junge Mensch dort sey, den man erst für einen Bedienten gehalten, wie er in diese Gesellschaft komme und was er zu werden gedenke. Die jungen Grafen, die ihn sehr lieb hatten, gaben denn genauere Kunde von ihm, lobten ihn von allen Seiten und versicherten, daß er wahrscheinlich studiren werde. — Dieß alles brachte eine große Umwandelung in seinem Innern hervor, denn der stolze Knabe meinte nicht etwa, daß er hierher nicht passe und er daher seine Ferien künftig lieber im elterlichen Hause verleben wolle; — nein! er sann vielmehr auf Mittel und Wege, sich diesen Menschen hier gleich zu stellen, und ähnliche Bequemlichkeiten des Lebens und Glanz der äußeren Lage sich zu verschaffen.

„Er wird wahrscheinlich studiren!“ hatten die jungen Grafen von ihm gesagt. — Dieß also war der Weg, den er gehen sollte, um seine reichern Freunde zu erreichen. Studirt hatten ja Mehrere, die jetzt dem Hause des Grafen befreundet waren und Rang und Ansehen besaßen, obgleich sie früher arm und unbedeutend gewesen seyn sollten; studirt hatte ja auch der Geistliche des Ortes, der in der Familie des Grafen sehr viel galt und doch nur der Sohn eines armen Dorfschulmeisters war. — Also studiren! — studiren! — — Als Maurermeister, dachte er, bleibst du doch nur ein höchst untergeordneter, unbedeutender Mensch, kannst niemals zu der Ehre gelangen, in vornehmen Häusern zu erscheinen, darfst statt des Degens nur das Schurzfell und die Maurerkelle tragen — also studiren!“

Mit diesen Gesinnungen kehrte er auf das Gymnasium zurück, aber dem Onkel Thorschreiber verbarg er sie noch. Er brachte ihm vielmehr die verlangte Zeichnung des gräflichen Schlosses mit, wußte ihm jedoch viel ausführlicher noch die innere schöne Einrichtung und was er mit der gräflichen Familie in diesem oder jenem Zimmer unternommen habe zu erklären. Der Thorschreiber war mit der Zeichnung zwar ziemlich zufrieden, es entging ihm jedoch nicht, daß Kaspar das Schloß mit ganz andern Augen ansehe, als er es eigentlich solle.

„Ich glaube, Bursche! du möchtest in einem solchen Schlosse lieber wohnen, als es erbauen?“ fiel er ein; „schweig doch einmal mit dem Aufzählen der vornehmen Leute, die sich in den Zimmern dort herumgedreht und mit dir gesprochen haben. Die Gerichte der gräflichen Tafel weißt

du mir herzuerzählen, aber die Dicke der Grundmauer kannst du mir nicht gehörig angeben, bist auch besonders in dem einen Keller hier nur gewesen, dem Weinkeller. — Ei, ei! Hr. Patron! das ist nicht der Sinn, den ein künftiger Maurergeselle haben muß!"

Kaspar dachte: mit dem Maurergesellen hat es keine Noth, du kennst eine andere, bessere Laufbahn, auf der du die Kelle nicht weiter zu führen brauchst.

Die nächsten Ferien benutzte er, seine Eltern zu besuchen und ihnen von seiner Reise und von dem Aufenthalt auf dem gräflichen Schlosse zu erzählen. Der Vater schüttelte wohl bedenklich den Kopf, aber die Mutter war erfreut über die Ehre, die ihr Sohn dort genossen und fand es ganz natürlich, daß er jetzt einen feinen Anzug erhalten müsse, denn er hatte ihr im Geheimen gestanden, wie man ihn dort verkannt und sogar für einen Bedienten gehalten habe. Sie widersprach auch den ferneren Wünschen ihres Sohnes nicht, ja sie begünstigte vielmehr seinen Entschluß, studiren zu wollen.

„Wenn es dir auch etwas schwer eingeht, so wirst du doch schon so viel lernen, mein Söhnchen, daß du vornehmer wirst wie dein Vater und nicht so wie er im Schmutze zu arbeiten brauchst. Gastwirths Wilhelm hat auch Theologie studirt; vor vier Wochen stand er auf der Kanzel und predigte; er blieb zwar zweimal stecken, aber wir haben doch alle weinen müssen. Beim Herrn Oberpfarrer und beim Herrn Burgermeister ist er nun schon zu Tische gewesen, und wenn die Honoratioren auf dem Schießhause zusammenkommen, darf er auch hingehen und sich seine lange Pfeife anzünden. — Ach! wenn ich an dir noch diese Freude erleben sollte!" —

Dergleichen geheime Unterredungen mit der Mutter und der Wunsch, auch die Universitätszeit mit seinen vornehmen Freunden theilen, ja ihnen selbst späterhin gleichstehen zu wollen, begünstigten Kaspars Träume immer mehr, und bestärkte ihn in dem Entschluß, von dem Gewerbe seines Vaters abstehen und nur studiren zu wollen. Die nächsten Ferien brachte er wieder auf den gräflichen Gütern zu; die Mutter hatte für feinere Kleidungsstücke gesorgt und sein ganzes Wesen eine stolzere Sicherheit angenommen, so daß man ihn dort gar sehr zu seinem Vortheil verändert finden wollte. Oft saß er nun mit seinen Freunden in dem schönen Gartensaale des Schlosses beisammen und baute stolze Luftschlösser mit ihnen, wie sie die Studentenzeit lustig verleben wollten und er sie einst hier als Superintendent, oder als sonst ein vornehmer Mann besuchen werde; sein Vater, der alte Maurermeister solle dann recht erstaunen, den Sohn

vielleicht in eigner Karosse bei ihm vorfahren zu sehen. So ging es denn in Gedanken wenigstens herrlich und in Freuden, aber auf der Schule wollte es nicht also gehen. Kaspar hatte zwar einen guten natürlichen Verstand und eine richtige Auffassungsgabe für Alles, was das äußere Leben betraf, allein zu einem mühsam angestrengten Studium der ernstern Wissenschaften fehlte ihm die Lust und der scharfe tiefeindringende Geist, und da der Vorsatz, studiren zu wollen, nicht sowohl aus dem Selbstgefühl geistiger Fähigkeiten und dem Drange innerer Kraft, als vielmehr aus eitlen Rücksichten entsprang, so hatte er nicht die Wirkung, daß er ihn mit Ernst erfüllte und rascher vorwärts trieb, sondern er war mehr als jemals zerstreut und wurde fast ungeduldig, weil er für die nächsten Jahre bei der Armuth seiner Eltern manchen großen Entbehrungen entgegen sah. Er rückte nur langsam in den Klassen weiter, während seine Freunde mit raschern Schritten der Zeit ihres Abganges von der Schule entgegen eilten und ihre letzte Schulprüfung glücklich bestanden. Auch die jungen Grafen waren unter den Letztern, sie hatten eine vortheilhafte Censur bekommen und nun ging es an die Zurüstungen zum Studentenleben; ein sammtenes Barett, klingende Sporen, ein blanker Hieber durften nicht fehlen, auch wurden die Kleider in Form und Schnitt verändert und mit den Farben der Landsmannschaft geschmückt. Kaspar konnte sich an dem allen nicht satt sehen; er dachte, wenn du doch nur auch erst in einem solchen Aufzuge die Schule verlassen könntest. Er gab sich mit seinen Freunden das Versprechen, ihnen jedenfalls recht bald nachzufolgen, das Examen möge auch ausfallen wie es wolle, und konnte endlich nicht widerstehen, sich im Stillen ähnliche Kleidungsstücke anzuschaffen, um sich wenigstens an ihrem Anschauen bisweilen weiden zu können.

Der Onkel Thorschreiber hatte im Auftrage des Vaters den Sohn zwar schon mehreremale auffordern müssen, die Schule nun bald zu verlassen, damit er ihn bei einem geschickten Maurermeister in die Lehre bringen könne; Kaspar aber wußte dieß unter manchem scheinbar guten Vorwande immer aufzuschieben und sich deßhalb hinter die Mutter zu stecken, die den Vater dann wieder zu beschwichtigen suchte, indem sie nicht unterließ, ihm von einer vielleichtigen höhern Bestimmung ihres Sohnes vorzuschwatzen, wodurch sie ihn in seinen Ansichten zu bekehren gedachte.

Da traten denn wieder die Schulferien ein; Kaspar hatte beschlossen, sie dießmal auf ganz besonders genußreiche Weise zu verleben. Er war nämlich von seinen Freunden eingeladen worden, sie auf der Universität zu besuchen, wo er das Studentenleben kennen lernen sollte, und konnte

der Sehnsucht nicht widerstehen, die Herrlichkeit desselben wenigstens vorläufig zu kosten. Dort aber sollte man es ihm auch nicht anmerken, daß er noch ein Schüler sey; die bereits angeschaffte Studentenkleidung sollte hierbei das ihrige thun. Schon der frühste Morgen am Tage der Abreise fand ihn völlig gerüstet. Das kurze rothe Kollet, der Spitzenkragen darüber, das schwarze Sammetbarett, der Hieber an der Seite, und das leichte Felleisen über dem Rücken, ließen dem stattlichen Jüngling gar nicht übel und gaben ihm ganz das Ansehen eines reisenden Studenten. Er machte sich mit dem Frühsten auf den Weg, damit ihn niemand, vor allen der Onkel Thorschreiber nicht auswandern sehen möge; dieser saß aber schon auf seinem gewöhnlichen Sitze in der mit Epheu umrankten Nische des alten Thores und blätterte in einem Buche.

„Guten Morgen, junger Herr! wohin denn des Weges?" rief er ihm zu, als ob er ihn nicht erkenne.

„Guten Morgen, Herr Vetter!" sagte Kaspar verlegen und reichte ihm die Hand.

„Ei du bist Kaspar?" sprach der Alte; „in diesem Aufzuge hätte ich dich wahrlich nicht erkannt. Du gedenkst wohl deine Eltern in dieser Verkleidung zu überraschen?"

Kaspar schwieg und blickte verlegen zur Erde; da fuhr der Alte fort: „Nun die Freude muß ich doch mit ansehen; ich will mich sogleich reisefertig machen und dich begleiten! Setze dich einstweilen hier auf meinen Platz und lies, bis ich zurückkomme, hier dieß Kapitel in der Chronik unserer Stadt."

Hiermit reichte er dem Jüngling das aufgeschlagene Buch und ging in seine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was sollte er nun thun? — In diesem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor seinem Vater erscheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: „Wozu und woher er sich diese Kleidung angeschafft?" — Sollte er dem Onkel alles gestehen und seinen Entschluß, studiren zu wollen, laut aussprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch; da sah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchstaben gedruckt und auf dem Blatte nebenbei die Abbildung des Thores, vor dem er eben stand, über dessen kühnem Bogen der Name Kaspar Weit auf einem großen Steine eingehauen war. Er kannte dieß Bild längst, der Thorschreiber hatte es ihm als Kind schon gezeigt und sein früherer Entschluß, zu werden, was der achtbare Vorfahr gewesen, hatte hier seine erste lebendige Entstehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufschaute, trat der

Thorschreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und sagte: „Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort oben klingt auch wie der deinige? — Ja hier sind schon viele Geschlechter aus- und eingewandert, und haben den Namen des Meisters mit Achtung genannt, der dieses Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein schmutziges Schurzfell um und nicht wahr, das ekelt dich an? — — Na, komm nur, komm! wir wollen eilen, daß wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straßen wird, und man dich in diesem Aufzuge erblickt!“ Und hiermit schritt der Thorschreiber voran, Kaspar folgte ihm, und beide sprachen kein Wort weiter, bis sie die Thurmspitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

„Aber liebster Herr Vetter!“ sprach Kaspar endlich, „geht doch nicht so schnell und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich so vor meinem Vater erscheinen!“

„Du hast also wohl nicht nach Hause reisen wollen, obgleich du deine Eltern lange nicht gesehen?“ fragte der Thorschreiber und sah ihn durchdringend an.

Kaspar gestand ihm denn, daß er seine Freunde auf der Universität besuchen wolle, und er deßhalb diese Kleidung gewählt habe.

„Gut!“ erwiederte der Thorschreiber; „wie du aber vor andern aufzutreten gedenkst, wirst du doch auch vor deinen Eltern zu erscheinen dich nicht schämen? du bist deinem Vater jedenfalls die Frage schuldig: ob er dir jene Reise erlauben will?“ — Und hiermit nahm er ihn bei der Hand, und zog ihn nach dem Städtchen mit sich fort.

Der alte Maurermeister machte große Augen, als er seinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hieber an der Seite, und hinter ihm her den Thorschreiber mit dem großen Knotenstock in die Stube treten sah.

„Guten Morgen, Bruder!“ rief ihm der letztere entgegen: „Ich bringe dir hier deinen Herrn Sohn, sieh dir ihn einmal an, ob er dir also gefällt.“ — „Kaspar!“ sprach der Maurermeister erstaunt, „sprich, weßhalb kommst du in dieser Verkleidung zu mir?“

Kaspar schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Merk dir es, Alter!“ fuhr der Thorschreiber fort: „So sieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will seine vornehmen Freunde auf der Universität besuchen, und da hat er sich denn natürlich so kleiden müssen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerburschen in ihm wittern mag. Er kommt, um dich beiläufig zu besuchen, und wird, nachdem du ihn bewundert hast, seine Reise weiter fortsetzen.“

„Das wird er nicht!“ rief der Alte. „Lege den Degen ab, Burſche! ich will dir das Schurzfell vorbinden.“

Da trat endlich die Mutter hinzu, die ſich längſt ſchon an dem Anblick ihres Sohnes geweidet hatte, nahm ihn in Schutz und erklärte unverholen, wie ſie völlig mit Kaſpar einverſtanden ſey, daß er kein Handwerker werden, ſondern ſtudiren ſolle; ſie hoffe auf dieſe Weiſe weit mehr Freude zu erleben und einen vornehmen Mann noch aus ihm werden zu ſehen.

Der Vater wollte dagegen auffahren und ſein Anſehen behaupten, aber der Thorſchreiber bat ihn zu ſchweigen und ſagte: „Sey ruhig, Bruder! die Mutter hat auch ein Recht, über die künftige Beſtimmung ihres Kindes mitzuſprechen; ſelbſt der Junge muß gehört werden, damit er ſpäterhin ſich nicht über den Eigenſinn des Vaters zu beklagen habe. Antworte mir daher, Kaſpar, auf das, was ich dich fragen werde: Du willſt alſo lieber ſtudiren, als ein Handwerk erlernen?“

Kaſpar ſagte: „Ja!“

„Zum Studiren gehört aber Verſtand und Geld!“ fuhr der Thorſchreiber fort; „laß ſehen, was du von beiden dazu mitbringſt? Wie ſteht es erſtlich mit dem Gelde aus, denn das Studiren koſtet viel; was haſt du dazu?“

„Ich hoffe, der Vater wird mich unterſtützen!“ erwiederte Kaſpar.

„Ich kann dir nichts dazu geben!“ rief der Vater. „Du kennſt unſer kleines Hab und Gut und meinen geringen Verdienſt; du weißt, daß ich für deine Geſchwiſter nicht minder ſorgen muß, als für dich; wo ſoll ich es alſo hernehmen?“

„O!“ ſagte die Mutter, „es haben auch andere ſchon ſtudirt, die noch viel ärmer waren, und ſie ſind dennoch große Leute geworden!“

„Die Mutter hat Recht!“ fuhr der Thorſchreiber fort. „Wer aber auf fremde Koſten ſtudiren, oder ſich dabei auf ſeine eigenen Kräfte verlaſſen will, der muß auch den Geiſt dazu mitbringen, wie der Soldat den ſcharfen blitzenden Säbel zum Kampfe, und dann muß es gehen Schlag auf Schlag! — Wird dir denn das Lernen recht leicht?“

„Das eben nicht!“ entgegnete Kaſpar.

„So zwingſt du es wohl durch Fleiß und ſitzeſt Tag und Nacht über den Büchern? denn wie ich mir habe ſagen laſſen, machen es die ordentlichen Studenten alſo!“

Kaſpar ſchwieg.

„Du biſt gewiß zu beſcheiden, um dich ſelbſt zu loben, wir wollen doch einmal den Brief erbrechen, den mir der Rector an den Vater zu geſendet hat, ich glaube, daß er deine Cenſur enthalten wird!“

Der Brief wurde erbrochen und die Censur lautete dahin, daß Kaspars Fleiß besonders in den Sprachwissenschaften ein sehr mittelmäßiger, seine Fassungsgabe hier eine schwerfällige sey, und er überhaupt nur zu solchen Gegenständen Lust und Anlage zeige, die mehr die Phantasie beschäftigten oder die Sinne ansprächen, weßhalb er denn auch, z. B. im Zeichnen u. s. w. nicht unbedeutende Fortschritte gemacht habe. Mit seiner sittlichen Aufführung war man zufrieden.

„Diese Censur klingt freilich nicht so, daß man auf dein Studiren große Hoffnung setzen könnte," fuhr der Thorschreiber fort. „Aber du wähnst vielleicht die Feder, weil du an Körper schwächlich bist und dich vor schwerer Arbeit fürchten mußt? — Mutter, du wirst den armen Jungen besser pflegen müssen, sieh nur, wie er blaß und hager ist!"

Die Mutter entgegnete empfindlich: „Ihr braucht nicht über das gesunde frische Aussehen meines Kindes zu spotten! Ein gesunder Mensch kann alles werden!"

„Ganz recht!" antwortete der Thorschreiber. „Ein ungesunder Mensch aber kann nicht alles werden. Drum wer gesund und kräftig ist, der danke Gott dafür und wenn die Hand mehr vermag, als der Kopf, so lege er die gesunden Hände an sein Tagewerk und werde statt eines mittelmäßigen Scribenten ein tüchtiger Handwerker. Wir wollen nun einmal aus dem, was Kaspar besitzt, die Summe ziehen: Zum Studiren kein Geld, wenig Anlagen, mithin auch wenig Aussicht. Zum Handwerk dagegen einen kräftigen Körper, gesunde Sinnen, Lust an der Außenwelt, einen braven Meister zum Vater, einen berühmten Namen über den Thoren der Statt Saalheim; auf der einen Seite also fast nichts, der andern jedoch sehr viel. Was treibt denn nun aber den Herrn Patron dennoch zum Studiren? — Ist es der innere Beruf dazu, die unbesiegbare Lust zu den Büchern? Hat er sich mühsam endlich heraufgedrückt bis in die höchste Klasse? — Nein! der siebzehnjährige Mensch sitzt noch in Mittelsecunde, quält sich mit den Büchern, studirt nicht eben zu viel, kleidet sich aber als Student, damit er auswendig wenigstens das scheine, was er inwendig nicht ist. Ein altes Sprichwort sagt: Wenn der liebe Gott ruft, so muß man folgen! — Hier ruft aber nicht der liebe Gott, sondern der Hochmuthsteufel! und das will die brave redliche Mutter begünstigen?"

Die Mutter fing an zu weinen und sagte: „Jede Mutter will an ihrem Kinde Freude erleben! Aber es bleibt einmal ein Unglück, wenn man in niedrigem Stande geboren ist!"

„Mutter! das Wort verzeih euch der Himmel!" sagte der Thorschreiber

auf. „Ihr wißt in eurer Verblendung nicht, was ihr gesprochen habt. Wer in niedrigem Stande geboren ist, dem steht die ganze Welt offen. Hat er wirklich die Kraft und den innern Beruf dazu, so wird er die Wege schon finden, sich zu den höchsten Ehrenstellen aufzuschwingen; hat er dieß nicht, so wird er wenigstens, was sein Vater war. Aber in den hohen Ständen muß man mit fort, es mag gehen wie es will; die Wahl der künftigen Lebensbestimmung ist sehr beschränkt, und herabsteigen thut weh. Wenn auch ein vornehmer Vater verständig genug wäre und dächte: Mir soll es ganz gleich seyn, welche Bestimmung meine Söhne sich erwählen; ich will nur, daß sie brav und tüchtig in ihrem Fache seyn sollen! und er lasse nun einen und den andern ein Handwerk erlernen, so werden nur wenige ihn für einen vernünftigen Mann, die meisten ihn für einen Rabenvater halten. — Und, Herzensmutter, was ist doch im Ganzen ein Handwerksmann für ein glücklicher Mensch? Die Lehrjahre des Gesellen sind mit Schul- und Universitätsjahren des Studenten gleich; beide bringen ein theils mühevolles, theils fröhliches Jugendleben, in beiden soll Fleiß und Sittlichkeit die Parole seyn; Freundschaften werden geschlossen hier wie dort. Und wenn nun die Lehrjahre von beiden überstanden sind, so muß der Student hinter den Tisch, muß arbeiten und schreiben, hat nicht die Welt gesehen, nicht die Menschen kennen gelernt, und soll sich doch nun in sie schicken, sie belehren, soll wissen, was ihnen Noth thut, soll über sie richten. Der Handwerksgeselle aber ergreift fröhlich seinen Wanderstab, und zieht hinaus in die weite schöne Gotteswelt. Alle Völker mag er besuchen, in allen Ländern findet er seinen Meister, darf bei ihnen arbeiten, heimisch seyn, und wird von den Meisterinnen bald in mütze, bald in strenge Zucht genommen. Ehe er selbstständig wird, lernt er durch schwere Prüfung sich in die Welt und die Menschen schicken und mit ihnen umgehen, so trägt er die Fertigkeiten eines Landes in das andere hinüber, findet, wenn er ordentlich und brav ist, allenthalben seine Arbeit, und wird zeitig genug ausgestoßen, wenn er nichts taugt; so kann er sich endlich die Stätte selbst wählen, auf der er leben und arbeiten will, denn ihm steht die ganze Welt offen. Aber hieran denken die wenigsten jungen Leute mehr; selbst die Söhne der Meister wollen nicht mehr werden, was ihre Väter waren; alles strebt höher hinauf, muthet den nachgiebigen Eltern fast unerschwingliche Opfer zu, fragt nicht, ob ein wirklich höherer Beruf im Innern lebe und wirke, und zieht die erbärmliche Mittelmäßigkeit in einem höhern Stande der achtbaren Tüchtigkeit in einem geringern vor. Deßhalb gibt es ein Heer von Federführern, die lange vergeblich auf eine dürftige Anstellung warten und ewig abhängig bleiben, während die achtbaren

Handwerksmeister immer seltener werden, weil es an tüchtigen Schülern fehlt, die mit Lust in ihre Fußstapfen treten wollen. — Ich habe mit deinem braven Rektor über dich gesprochen, Knabe Kaspar, denn mir war dein verändertes Wesen nicht verborgen geblieben; aber auch er räth ab vom Studiren und meint, es sey nun volle Zeit, dich deiner eigentlichen Bestimmung zu übergeben. Nun Vater und Mutter, was meint ihr dazu?"

„Jeder soll sich nach seiner Decke strecken!" sagte der alte Maurermeister. „Und wenn man alles treu erwogen und berathen hat, so darf der Vater auch einen Machtspruch thun. — Also herunter mit Kollet und Hieber und das Schurzfell vorgebunden. — Marsch!"

Die Mutter führte ihren Sohn weinend auf sein Kämmerlein und zog ihm einen alten Rock an, der Thorschreiber aber reiste am Nachmittage nach Saalheim zurück, und besorgte Kaspars ehrenvolle Entlassung von der Schule.

Während Kaspar nun erst bei dem Vater und dann bei einem entfernten Maurermeister in die Lehre trat, und mit Hammer und Kelle tüchtig an die Arbeit gehen mußte, nahm der Thorschreiber alle Briefe in Beschlag, die von den studirenden Freunden an Kaspar eingingen. Sie enthielten Schilderungen der lustigen Studentenzeit und Aufforderungen, bald nachzufolgen. Da sie aber unbeantwortet blieben, denn der Thorschreiber verbrannte sie sämmtlich, so gingen sie immer spärlicher ein, und blieben endlich ganz aus. So wurde denn auch das Verhältniß zwischen Kaspar und den jungen Grafen aufgelöst; die letztern fragten endlich nicht mehr nach dem Schulfreunde, der in einem so undenkbaren Schweigen beharrte und schienen ihn nach und nach zu vergessen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen. Die Grafen bekleideten bereits angesehene Stellen im Staate, der älteste bei der Gesandtschaft an einem fremden Hofe, der jüngere in dem Heere seines Fürsten, als der alte Graf starb und die Brüder nun zum Besitz ihrer väterlichen Güter gelangen sollten. Aber der Krieg erhob sich und verwüstete die Länder; Städte und Dörfer gingen in Flammen auf und auch das Stammschloß des Grafen Hornstein wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Trauernd reichten sich die Brüder, als der Friede wieder geschlossen war, an den Ruinen ihrer Heimath die Hände, und blickten mit Wehmuth zu den schwarzen ausgebrannten Mauern auf, die seit Jahrhunderten die alten treuen Zeugen eines glücklichen Familienlebens gewesen waren und auch ihre fröhliche Knabenzeit schützend umschlossen hatten. Alle süße Erinnerungen aus der Kindheit schwebten gleich trauernden Schatten hier über

ihrem Grabe, und wie die Schwalbe noch einmal bang und ängſtlich ihr zerſtörtes Neſt umflattert und immer wieder zurückkehrt, ob ſie es gleich nun verlaſſen muß, ſo gingen die Brüder ſchweigend unter den Trümmern umher, und konnten ſich nicht abwenden von der zerſtörten theuern Stätte. Endlich befahlen ſie dem alten Kaſtellan, einem treuen verſtändigen Diener, daß er auf derſelben Stelle, wo das alte Schloß geſtanden, ein neues erbauen laſſen ſolle; ſie machten ihm die Wahl der ausgezeichnetſten Baumeiſter und Handwerker dabei zur Pflicht, und wollten, da ſie durch ihre amtliche Stellung vielſeitig beſchäftigt und von hier entfernt gehalten wurden, nicht eher wieder hierher zurückkehren, als bis das neue Schloß vollendet daſtehen würde.

Hierauf reiſten die Grafen wieder zu ihrer Beſtimmung zurück, und der alte Kaſtellan ſuchte ſeinen Auftrag nach beſter Einſicht auszuführen.

Drei Jahre waren verfloſſen, die Grafen hatten in andern Ländern gelebt und Großes und Schönes dort geſehen, als endlich von dem Kaſtellan die Meldung einging, der Bau des neuen Schloſſes ſey nunmehr vollendet! — Länger konnten ſie ihrer Sehnſucht nicht widerſtehen; ſie beſchloſſen, nach den väterlichen Gütern zurück zu kehren, nahmen den nöthigen Urlaub und fuhren endlich, nach einer langen Reiſe, an einem heiteren Sommerabend von der letzten Station ab. Je näher ſie aber der Heimath kamen, um deſto banger hob ſich ihre Bruſt, denn wie ſollten ſie das Neue, was ſie hier nun finden würden, an die alten ſüßen Erinnerungen anreihen. Die Sonne war im Sinken, als der Wagen durch das Dorf in die große Lindenallee einbog, die zu dem Schloſſe führte, gerade um dieſe Stunde waren ſie ſonſt auch hier eingetroffen, wenn ſie die Eltern von der Schule aus beſucht hatten; dort von der ſteinernen Bank in der Mitte der Allee, von wo aus man den erſten Blick auf das Schloß gewinnt, hatten ſie immer zuerſt die großen Fenſter im Glanz der Abendſonne ſchimmern ſehen. — Was ſollten ſie jetzt finden? — —

Aber wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie an der ſteinernen Bank dieſelben Fenſter wieder in der Abendſonne glänzen ſahen, und, als ſie näher kamen, das alte Schloß bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten in ſeiner früheren Form wieder vor ſich erblickten, nur daß es neu abgeputzt zu ſeyn ſchien. Sie fuhren wieder durch das alte Schloßthor in den weiten Schloßhof ein; aus der gewohnten Pforte trat ihnen wieder der alte Kaſtellan entgegen; die gewölbte Vorhalle, die lichten Treppen, die hohen Gänge waren die längſt bekannten. Sie hielten ſich ſchweigend bei der Hand und gingen erſtaunt von Zimmer zu Zimmer, allenthalben fanden ſie die alten vertrauten Gemächer; ſie eilten nach dem Flügel des

Schlosses, den sonst ihr Vater ausschließlich bewohnt hatte, aber auch hier fanden sie nur die alten Einrichtungen wieder, selbst das runde Kabinett, das Arbeitszimmer des Vaters neben dem Bibliothekssaal, das sie wie ein Heiligthum geehrt hatten, schien mit seinem magischen Lichte nicht; es zog sie von hier hinab nach der hinteren Seite des Schlosses, aber auch hier öffnete der große Gartensaal, der Tummelplatz ihrer Jugendspiele, seine weiten Hallen wieder nach dem Garten zu. — Die Brüder sanken sich innig ergriffen in die Arme, sie sprachen kein Wort, und der alte Kastellan stand mit gefalteten Händen neben ihnen und weinte.

„Alter!“ rief endlich der älteste Graf und reichte dem Kastellan die Hand, „das ist dein Werk! du hast unsere Heimath wieder aus dem Grabe erstehen lassen; wie sollen wir dir danken!“

Der Kastellan aber schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht ich, sondern der Maurermeister, den ich als den berühmtesten aus der Hauptstadt hierher berufen, hat dieß alles ausgeführt. Er entwarf den Riß dazu, und ich erkannte mit Erstaunen, daß es vollkommen das Bild des alten zerstörten Schlosses war. Da ließ ich ihn ungestört gewähren, und so führte er denn das neue Schloß auf, als ob er einst vor Jahrhunderten auch das alte erbaut hätte. Hier kommt der Meister selbst.“

Und ein stattlicher kräftiger Mann trat in den Saal, sein gesundes heiteres Antlitz war von der Sonne gebräunt, und um die Hüften ein Schurzfell gegürtet. Er grüßte die Grafen, und als sie ihn gefragt, wie es ihm möglich gewesen sey, dieß Schloß ganz in seiner früheren Art wieder herzustellen? antwortete er:

„Ich besaß einen Riß, den ich in den frohen Tagen meiner Jugend von dem alten Schlosse entworfen hatte, und da, wo dieser nicht ausreichen wollte, half mir das Bild, welches ich unverlöschlich in meiner Seele davon trug!“

Die Grafen erstaunten und fragten ihn, wie er heiße?

„Ich führe einen alten Namen,“ antwortete er, „vielleicht ist er Ihnen noch bekannt, er steht über dem Thore von Saalheim!“

„Kaspar Weit! ist es möglich? Kaspar Weit!“ riefen sie freudig und erkannten in dem Antlitz des Mannes die Züge des Jünglings wieder, und als er ihnen die narbige Hand entgegen reichte, schlangen sie freudig ein und zogen den früher geliebten Freund, der ihnen jetzt als tüchtiger Maurermeister die Heimath wieder aufgebaut hatte, in ihre Arme.“

Kaspar erzählte nun, wie man ihm die Studentenkleider ausgezogen und ihn zum Maurerkurschen gemacht hatte. Wie eine mühevolle Lehrzeit von ihm überstanden werden sey, und er lange Jahre auf der Wanderschaft

zugebracht. Viele hundert Meilen war er durchgewandert, mancher ſchwere heiße Tag lag hinter ihm, aber er hatte die Welt geſehen, ſeine große Erfahrungen geſammelt, und weil er durch ſeine Schaffensweiſe die meiſten Geſellen weit übertrafen, faſt allenthalben eine gute Aufnahme gefunden; von einem Meiſter war er dem andern empfohlen und zugeſendet worden, und wo man einen wichtigen Bau ausführen wollen, hatte der Maurerpolier Kaſpar Weit nicht fehlen dürfen. Endlich war er in ſeine Heimath zurückgekehrt, war in der Hauptſtadt Meiſter geworden, und hatte bald Vertrauen und Arbeit genug gefunden.

„Ze ſtehe ich denn nun zwar auf einer ganz andern Stufe, als ich es einſt in meiner Jugend träumte!“ ſuhr er fort; „aber ich bin glücklicher und zufriedner hier, als ich es jemals in dem Stand geweſen ſeyn würde, zu dem mich Stolz und Eitelkeit hinzog. Der tüchtige Maurermeiſter darf zwar nicht in den Zimmern der Vornehmen und Reichen erſcheinen, aber er erbaut ihnen ihre ſtolzen Paläſte und kehrt jeden Abend zufrieden in ſeine Wohnung zurück, wo ihn ein gutes Weib und geſunde Kinder froh empfangen. Vieles Unglück trifft die Menſchen, Armuth und Reichthum wechſeln durch die Welt und wechſeln wie Tag und Nacht, aber der geſchickte Handwerker findet immer ſein Brod, die Menſchen können ihn nicht entbehren, und deßhalb hat das Handwerk wirklich einen goldnen Boden. Hätte ich ſtudirt, ſo würde ich gewiß nur als ein höchſt mittelmäßiger Menſch vor euch ſtehen, denn meine Anlagen waren nur gering, ich hätte vielleicht an den Trümmern dieſes Schloſſes euch eine weinerliche Trauerrede gehalten. Jetzt hab ich es wieder aufgebaut; was das Herz fühlte und die Phantaſie dachte, hat die Hand ausgeführt, und wenn ich nun auch an Stand und Rang ein weit geringerer Mann bin als ihr, ſo darf ich euch doch freudig unter die Augen treten, denn darin bin ich euch wenigſtens gleich, daß ich meine Stelle tüchtig ausfülle, wie ihr die eurige.“

Die Jugendfreunde trennten ſich, jeder ging zu ſeiner Beſtimmung zurück; aber ſie ſahen ſich öfter in der Hauptſtadt wieder, denn die Grafen ſuchten den Meiſter Kaſpar Weit zuweilen in ſeiner Wohnung auf, ſprachen mit dem verſtändigen Bürger über die Werke, die ein jeder von ihnen nach ſeinem Berufe ausführte, und ließen ſich Abends auch wohl gern von der gaſtfreien ehelichen Hausfrau im Kreiſe ihrer Kinder und Geſellen eine Schale Milch verſetzen.

Die Unvermählte.

Der penſionirte Hauptmann v. Brachheim war von einer ſchweren Krankheit geneſen; die Aerzte hatten ihm den Beſuch eines Bades zur Pflicht gemacht, und der alte Herr, der ſchon ſeit mehreren Jahren mit ſeiner Familie in einem kleinen Landſtädtchen lebte, freute ſich im Geheimen nicht wenig darauf, die Welt einmal wieder zu ſehen.

„Doktor!“ ſprach er zu ſeinem Arzte, „Ihr ſeyd ein geſcheidter Mann! Die Reiſe ins Bad wird nicht allein mir ſehr wohl thun, ſondern, wie ich hoffe, auch noch andere gute Folgen für meine Familie haben. Meine Frau ſoll mich mit unſern Töchtern begleiten, und — — — ſeht Euch die beiden Mädchen einmal an! ſind ſie nicht erfreulich herangewachſen und gute hübſche Kinder geworden? — Es iſt Zeit, daß ich ſie der Welt zeige, denn die verborgene Roſe, blüht ſie auch noch ſo ſchön, vergeht doch einſam und ungeſucht; ich aber will, ehe ich die Augen ſchließe, meine Kinder zuvor gerne noch verſorgt wiſſen; — und hier? — im Städtchen? — in der Gegend? — Zählt mir die Männer nicht an den Fingern her, Ihr beruhigt mich doch nicht. Ja, alter Knabe, wenn Ihr noch ein junger Burſche wäret. — —

„Dann würde ich wünſchen, Ihr Schwiegerſohn zu ſeyn!“ fiel der Doktor ein.

„Ganz recht!“ fuhr der Hauptmann fort: „und das Jawort ſollte Euch nicht fehlen! — Aber das junge Volk hier? — Genug, Ihr verſteht mich! Uebermorgen reiſen wir und wer weiß, was es zu erzählen gibt, wenn wir zurück kommen!“ —

Und als das Uebermorgen kam, ſaß unſer Hauptmann mit ſeiner

Frau und ſeinen beiden Töchtern bei früher Tageszeit ſchon in dem Wagen, und fuhr mit ihnen fröhlich aus den Thoren der kleinen Stadt auf die weite Landſtraße hinaus.

Louiſe und Emilie waren zwei ſehr liebliche Mädchen, und der Vater hatte wohl recht, wenn er ſie mit aufblühenden Roſen verglich. Aber einen noch viel größeren Reiz als ihre Schönheit gab ihnen ihr anmuthvolles beſcheidenes Weſen, die große Einfachheit und Nettigkeit in ihrem Aeußern, die muſterhafte Ergebenheit gegen ihre Eltern, die ſchweſterliche Liebe und Einigkeit unter ſich ſelbſt. Wer den Hauptmann v. Brachheim in ſeiner Familie ſah, nannte ihn mit Recht einen glücklichen Vater und konnte ſeine Augen von den beiden Mädchen nicht abwenden, die bald in kindlicher Unbefangenheit fröhlich durch Haus und Garten hüpften, bald mit ruhigem Ernſt die häuslichen Geſchäfte der Mutter theilten und jeden Wink der Eltern beachteten, um ihn freudig zu erfüllen. Wenn denn die Freunde dem Vater ihr Wohlgefallen zu erkennen gaben, ſo pflegte er zu ſagen: „Ihr habt Recht! ich bin ein glücklicher Gatte und Vater. Aber eben deßhalb habe ich auch mit aller Sorgfalt meine Mädchen ſo zu erziehen geſucht, daß ſie das Glück meiner Familie in andere Häuſer übertragen, und, wie mich die Mutter glücklich gemacht hat, auch wieder ein paar andere Männer glücklich machen ſollen!“

An dieſer Vorſtellung hing er feſt. Er konnte, ſo jung auch ſeine Töchter noch waren, dennoch die Zeit kaum erwarten, ſie als Bräute zu ſehen, und es war ihm deßhalb, da er in ſeinen nächſten Umgebungen keine erwünſchte Gelegenheit dazu erblickte, die Reiſe ins Bad eine willkommene Ausſicht dazu.

Die beiden kindlichen Mädchen ahnten nicht, was der Vater meinte, als er einer jeden am Abend vor der Abreiſe mit einem bedeutſamen Lächeln einen goldenen Ring an den Finger ſchob; ſie ſprangen am andern Morgen erwartungsvoll in den Wagen, genoſſen fröhlich, was jeder Augenblick ihnen Neues darbot, und hingen mit ihren erſtaunten Blicken an der ſchönen Natur, die, wie der Wagen weiter rollte, ihre Landſchaften mit dunklen Wäldern und tiefen Strömen, und blauen Gebirgen in immer neuen Bildern vor ihnen ausbreitete. Ihre Herzen erfüllte Entzücken und Sehnſucht, die ſich auf keinen einzelnen Gegenſtand richtete, ſondern ſie immer weiter hinauszog in die unbekannte, vielleicht noch ſchönere Welt; ſie hätten ſich aufſchwingen mögen, um mit dem Vogel weit und immer weiter fortzufliegen, und hörten nur mit halben Ohren, was ihnen die Eltern von der Geſellſchaft, die ſie im Bade finden würden und von der Art, wie man ſich dort zu betragen habe, ſagen mochten.

Der Badeort ward endlich erreicht, ein paar nette Stübchen waren bald bequem eingerichtet, und mit gespannter Erwartung und leiser Furcht sahen die Mädchen dem nächsten Morgen entgegen, wo sie die Eltern an den Gesundbrunnen begleiten und zum erstenmale unter die vielen fremden Menschen treten sollten. Die Familie von Brachheim fand aber eine sehr freundliche Aufnahme, denn durch die Biederkeit und frohe Laune des Hauptmanns, durch das verständige sanfte Wesen seiner Gattin, und durch die kindliche Unschuld und jungfräuliche Liebenswürdigkeit seiner Töchter fühlte sich bald Alles zu ihnen hingezogen; man suchte ihre nähere Bekanntschaft, man wollte sie bei keinem geselligen Vergnügen vermissen, und da es bald verlautete, daß der Hauptmann nicht eben vermögend sey und sich deßhalb von manchen kostspieligen Lustbarkeiten zurückziehe, so bildete sich im Stillen ein Verein, der es übernahm, diese liebenswürdige Familie allenthalben als Gäste zuzuziehen. Bald nun folgte eine Einladung der andern; die vornehmsten Badegäste wetteiferten, die Familie v. Brachheim bei sich zu sehen; die reichen Damen beschenkten die Mädchen mit schönern Kleidern, und die Herren priesen den Hauptmann als den ersten Erzieher in der Welt, da es ihm gelungen sey, in einem kleinen, fast unbekannten Städtchen ein paar solche Töchter gebildet zu haben. Es fehlte auch nicht an unberufenen Freunden, die den Mädchen dieß selbst sagten, ihre kleinen Fertigkeiten in der Musik, im Zeichnen, im Tanzen herauszuheben wußten, sie dann mit Lob überschütteten und sich so ihre Gunst zu erwerben suchten.

Die Mutter schüttelte nicht ohne Bedenken den Kopf; sie suchte das Gefühl ihrer Kinder zu berichtigen, sie über das, was ihnen begegnet war, zu belehren und sie besonders dahin zu führen, daß sie den Aufenthalt im Bade mit allen seinen reizenden Eindrücken nur für ein vorübergehendes Traumbild ansehen möchten, an das man sich gern erinnere, ohne ihm jedoch einen festen Glauben zu schenken. — Der Vater aber war ganz anderer Meinung.

„Mutter!“ sprach er, „mache mir die Kinder nicht irre! Hier ist der wahre Markt des Lebens, wo nicht die übrigen Verhältnisse, sondern die ächten Waaren etwas gelten. Reichthum und vornehmer Stand stehen hier nicht höher im Preise, als die Gaben der Natur. Sieh, ich bin ja doch nur ein unbemittelter verabschiedeter Hauptmann, was gelte ich denn eigentlich hier unter den viel vornehmern reichern Leuten? und dennoch suchen sie uns allenthalben auf und können ohne uns nicht seyn; das kommt aber, unter uns gesagt, daher, daß wir charmante Leute sind, etwas klüger, vernünftiger, froher als die übrigen, und unsere Kinder bei weitem

die liebenswürdigſten von allen. Thu' doch die Augen auf, Mütterchen und ſieh, wie ihnen alle Herzen unwiderſtehlich entgegen fliegen. Auf der Promenade drängt man ſich zu ihnen; an der Tafel will man in ihrer Nähe ſitzen; in der Geſellſchaft bittet man ſie, am Klavier zu ſingen, während die übrigen wie die Fiſche ſchweigen müſſen, und beim Tanz kommen ſie nicht vom Platze. Ich ſehe es den jungen Männern an, das Geſtändniß ihrer Neigung ſchwebt ihnen ſchon auf den Lippen; du wirſt Noth genug haben, dir unter den vielen Bewerbern die künftigen Schwiegerſöhne auszuwählen, wenn du ſie nicht bei Zeiten mit prüfendem Mutterauge betrachteſt. Ich bin im Stillen mit der Wahl längſt fertig!"

Die verſtändige Mutter wendete vieles dagegen ein; der Vater aber gab ihr nicht Gehör; er wollte in ſeinen Hoffnungen nicht geſtört ſeyn und wartete nun von einem Tage zum andern mit Ungeduld darauf, daß die jungen Männer ſich gegen ihn erklären und um ſeine Töchter werben ſollten. — Er wartete jedoch vergeblich, es geſchah keine Erklärung; und wie er nun ſah, daß mancher junge Mann, dem er ſehr ernſte Abſichten zugetraut, Abſchied nahm und ruhig in ſeine Heimath zurückreiſte; mancher ſich unerwartet als der Verlobte eines der reichſten oder vornehmſten anweſenden Mädchen der Geſellſchaft verſtellte; wie man ſeinen Kindern immer verüberging, ſie nur als frohe Geſpielen betrachtete, und wie man bei der Wahl der künftigen Gattin ganz andere Dinge in die Wagſchale legte, und Reichthum und großartige Verhältniſſe hier weit mehr galten, als die Summe von Liebenswürdigkeit und weiblichen Tugenden, die ſeine Töchter nur als Mitgift beſaßen — da ſank ihm der Muth; im bittern Gefühle ſchlafgeſchlagener ſüßer Hoffnungen zog er ſich ſtill zurück, wollte nichts mehr von der übrigen Geſellſchaft wiſſen, und nur mit ſeinen armen verſchmähten Kindern allein ſeyn!

Louiſe und Emilie hatten glücklicherweiſe von den Abſichten des Vaters eben nichts gemerkt; die verſtändige Mutter wußte ſie immer wieder in die Schranken jungfräulicher Beſcheidenheit zurückzuleiten, und manchen Eindruck, der die Ruhe des unbefangenen Herzens hätte ſtören können, leichter vorüber zu führen, ſo daß die Mädchen bei der Trennung ſchnell erworbener Freunde nicht das Befremden des Vaters theilten, daß ſie ſich über das angebliche Glück der neu verlobten Paare herzlich freuten, daß ihnen ein anderes Lebensverhältniß, als das im elterlichen Hauſe, noch gar nicht in den Sinn kam, und daß ſie endlich das jetzige Zurückziehen des Vaters nur auf körperliches Uebelbefinden ſchoben, und daher gern mit ihm weite Spaziergänge in die ſchöne Gegend unternahmen, den Gipfel

der Berge erstiegen, und hier bei der immer neuen wundertherrlichen Natur einen reichen Ersatz für die jetzt entbehrten gesellschaftlichen Vergnügungen fanden.

Unter den Badegästen befand sich auch ein Geistlicher aus der Nachbarschaft, in welchem der Hauptmann einen früheren Schulfreund wieder erkannte. Die Jugendfreundschaft wurde bald wieder angeknüpft, das frühere Vertrauen bald wieder hergestellt, und es konnte daher nicht fehlen, daß unter den gegenseitigen Mittheilungen ihrer Schicksale und jetzigen Lage der Hauptmann oft auf seine Töchter zu sprechen kam, und dem Pfarrer keine seiner Hoffnungen und Wünsche verschwieg. Der besonnene menschenkundige Freund sprach zwar oft eine leise Warnung aus und rieth zur Vorsicht, aber der Hauptmann war zu froh, zu sicher in seinen Erwartungen, als daß er sich hätte stören lassen mögen. Als aber nun keine derselben in Erfüllung ging und der Hauptmann düster und in sich gekehrt wurde, da fragte ihn der Geistliche einst auf einem Spaziergange um die Ursache seines Mißmuthes.

„Kannst du mich noch fragen, Wanger?“ fuhr der Hauptmann auf. „Habe ich dir nicht mein ganzes Herz mit seiner Vaterliebe und allen seinen Wünschen, die es haben darf, ja, die es haben muß, längst aufgeschlossen?“ —

„Das hast du!“ antwortete Wanger.

„Und bin ich etwa verblendet, wenn ich behaupte,“ fuhr der Hauptmann fort, „die Natur habe meine Kinder so hold, so reichlich ausgestattet, daß sie jeder, der nicht blind ist, für die bei weitem vorzüglichsten Mädchen der ganzen Badegesellschaft halten muß?“

„Du bist nicht verblendet, du hast recht!“ entgegnete Wanger; „ich sah niemals ein lieblicheres Schwesternpaar.“

„Gut! und habe ich diese mir vom Himmel anvertrauten Kinder denn nicht als ein treuer Vater auch gepflegt und erzogen?“ sprach der Hauptmann. „Ist nicht das Herz voll frommer, kindlicher Unschuld geblieben, während ich den Geist zu bilden gewußt?“ — Darf ich mich nicht stolz in ihre Mitte stellen und ausrufen: Heil dem Manne, dem ein solches Weib zu Theil wird!“

„Das darfst du getrost!“ versicherte Wanger, „und ich stimme mit ein.“

„Nun wohl!“ rief der Hauptmann; „wohl! aber was hilft mir's, daß auch andere dieß erkennen, bewundern, vielleicht gar lieben? — sie gehen doch leichtsinnig vorüber, und warum? — weil der Vater dieser seltenen Mädchen nur ein armer pensionirter Hauptmann ist, weil er nur das holde liebliche Kind einem Manne an die Brust legen kann,

aber keine Schätze beſitzt, um ihm das heilige Buch des Herzens mit goldenem Schnitte einzuhändigen. Soll mir's nicht das Herz zerreißen, wenn ich bedenke, wie das Lebensglück, was ich ſorgſam hier vorbereitet, wie die treue innige Liebe, zu der die reinen vollen Herzen meiner Kinder fähig ſind, wie die heilige Beſtimmung des Weibes, zu der kein Mädchen höheren Beruf empfangen als meine Töchter, wie dieß alles unerfüllt bleiben ſoll, und ich nun ſehen muß, wie andere Frauen trotz ihres Reichthums nur ein kaltes freudeloſes Leben dem Gatten ins Haus mitbringen, während Friede und Seligkeit darin einzuziehen wären, hätte mein Kind als Hausfrau den Fuß über die Schwelle geſetzt!"

„Allerdings iſt es zu entſchuldigen, wenn ein Vater ſolche Vergleichungen anſtellt!" entgegnete Wanger; „wenn er aber nur immer und ausſchließlich darauf denkt, ſeine Töchter zu verheirathen, wenn er ſich dem Mißmuthe hingibt, ſobald dieſer Wunſch nicht erfüllt wird, dann ſteht er im Begriff, ſeine Kinder nicht nur höchſt einſeitig zu erziehen, ſondern ſogar ihnen den Frieden des Herzens zu rauben!" —

„Wie ſo?" fragte der Hauptmann und ſah ihn erſtaunt an. „Kennſt du eine andere Beſtimmung des Weibes? — Freund, mich überläuft es kalt bei dem Gedanken — eine alte Jungfrau."

„Wir wollen ein anderes Mal über dieſen Gegenſtand ſprechen!" erwiederte Wanger ſanft. „Sieh, ich habe dich unvermerkt nahe zu meinem Dörfchen geführt. — Bis jetzt hatteſt du nicht Zeit, in mein Haus zu treten und die Meinigen kennen zu lernen; mache mir nun heut die Freude. Das rothe Dach dort unter den hohen Linden iſt meine Wohnung. Die Hausthür öffnet ſich, die Kinder ſehen uns nahen, ſie fliegen uns entgegen!" —

Der Hauptmann wurde von der Familie ſeines Freundes auf das herzlichſte empfangen. Er ſah bald, daß Wanger in ſehr glücklichen häuslichen Verhältniſſen lebe, und ihm wurde ſo wohl unter dieſen Menſchen, daß er allen Mißmuth vergaß und ihm die Stunden wie frohe Augenblicke vorüberzogen. Als nun der Abend nahte und ſich der Hauptmann zum Rückweg anſchicken wollte, meldeten die Kinder jubelnd, daß die Muhme Gertrud ſo eben die Allee herauf komme. Die Pfarrerin eilte ihr freundlich entgegen und Wanger ſagte zum Hauptmann: „Freund! du mußt mir den heutigen Abend ganz ſchenken; der Vollmond wird dich ſicher nach Hauſe führen. Eben du, der die Erziehung ſeiner Töchter mit ſolcher Sorgfalt leitet, wirſt mir es ganz beſonders Dank wiſſen, wenn ich dir heute die nähere Bekanntſchaft eines Weibes verſchaffe, die ein Muſter ihres Geſchlechtes genannt werden darf."

„Ein Muſter?“ — wiederholte der Hauptmann. „Ich verlange etwas viel von einem weiblichen Muſter, und —“

„Du magſt ſelbſt urtheilen!“ fiel Wanger ein, indem er den Freund unter die Linden hinausführte, wo der Tiſch zur Abendmahlzeit gedeckt ſtand. „Verweile einen Augenblick, ich werde Gertrud nur erſt begrüßen und ſie dann hierher führen!“

Bald darauf kam Wanger mit ſeiner Gattin zurück, in ihrer Mitte die Freundin, die er dem Hauptmann unter dem Namen Madame Heil vorſtellte. Man ſetzte ſich zum Abendbrode.

Des Hauptmanns ſcharfer Blick hielt eine ſchnelle Muſterung, und fand die hohe edle Geſtalt, das zwar etwas bleiche, aber anmuthsvolle Geſicht, die großen ſprechenden freundlichen Augen ſo beachtenswerth, daß er ſich geſtand, die äußere Form dieſes ſogenannten Muſters ſey nicht übel, und möge vor Zeiten wohl gar ſchön zu nennen geweſen ſeyn.

„Warum kommt denn unſere liebe Gertrud heute ſo ſpät?“ fragte die Paſtorin. „Ich fürchtete ſchon, du würdeſt deine Zuſage gar nicht erfüllen.“

„Ich komme auch nicht von Thalau,“ antwortete ſie, „ſondern ich ſteige ſo eben vom Gebirge herab!“

„Da haben Madame alſo heute unſtreitig eine angenehme Bergpartie in fröhlicher Geſellſchaft gemacht?“ ſagte der Hauptmann; „das ſchöne Wetter hat Sie ſehr begünſtigt.“

„In fröhlicher Geſellſchaft bin ich allerdings geweſen,“ entgegnete ſie, „und habe auch endlich einen ſehr heitern Himmel ſich über uns ausbreiten ſehen, obgleich wir das Zimmer nicht verließen.“

„Im Auge unſerer Freundin leſe ich einen tieferen Sinn dieſer Worte!“ ſprach Wanger; „ſie muß uns ein treues Bild des heutigen Tages entwerfen!“

„Mein Bericht iſt kurz!“ hob Gertrud an, „ich habe heute im Hauſe des Webers Buchmann eine Verlobung mitgefeiert.“

„Erſt heute?“ fiel Wanger ein; „ich dachte, das wäre längſt geſchehen, und ich würde die Verlobten bald trauen ſollen; denn vor einigen Monaten ſchon fragte mich der alte Weber um Rath, ob er die Tochter dem reichen Nachbar Veit geben ſolle?“

„Und Sie haben zugerathen?“ fragte Gertrud. „Allerdings!“ entgegnete Wanger, „Veit iſt zwar kein Jüngling mehr, allein er iſt ein achtbarer, ſehr wohlhabender Mann; das ſchöne Röschen kommt in eine völlig ſorgenfreie Lage und wird nach dem Tode ihres Gatten einmal eine ſehr reiche Wittwe! Der ehrliche Veit ſcheint recht darauf gewartet zu

haben, daß das ſchöne Kind ſeines Nachbars für ihn zur Gattin aufwachſen ſolle!"

„Hatten Sie denn auch das Mädchen ſchon geſprochen, als Sie dem Vater zuriethen?" fragte Gertrud weiter.

„Das nicht!" antwortete Wanger; „ich kannte Röschen, ich wußte, ihr Herz war noch frei, und daß ſie als ein gutes folgſames Kind ſich gern in den Willen der Eltern fügen würde, und da wir nun alles reiflich erwogen hatten, und das Glück des Kindes vorauszuſehen war — —"

„So hielten Sie die Sache für entſchieden!" fiel Gertrud ein; „die erfreute Mutter hinterbrachte mir auch ſchon am andern Morgen die Nachricht von dem großen Glücke ihrer Tochter und bat mich, die Sorge für die Ausſtattung zu übernehmen. Mir drängten ſich zwar noch manche Zweifel gegen dieß geprieſene Glück auf, denn mir iſt immer ſo zu Muthe, als müſſe ein ältlicher Mann kein ganz junges Mädchen heirathen, ſie können nicht ganz wahr gegen einander ſeyn; er verſteht ja die kindlich fröhlichen Gedanken, die heißere Sehnſucht ſeiner Braut nicht mehr, und ſie ſchaut mit Befremden zu den ernſteren kältern Anſichten des Bräutigams auf; ihm fehlt die gleichgeſtimmte reifere Freundin, ihr der frohe ſelige Gefährte, der ſie ins Leben einführen und unbemerkt mit ihr älter werden ſoll; wenn man auch mit Geld in unſern Tagen alles auszugleichen ſucht, die Jahre und die gleiche glückliche Stimmung der Herzen ſind doch nicht damit zu erkaufen. Kurz, ich hatte manchen Zweifel; dennoch übernahm ich gern alle Aufträge, kaufte das Nöthige ein, und machte mich an das Zuſchneiden und Nähen der Ausſtattungsſachen. Als nun aber Röschen ſelbſt täglich zu mir kam, um an ihrer Ausſtattung mitzuarbeiten, da entging mir es nicht, daß ihr der rege Fleiß einer frohen Braut fehle, ja ich ſah oft die freundlichen Augen voll Thränen ſtehen."

„Und deßhalb wurde die Verlobung aufgeſchoben?" fragte Wanger.

„Das Mädchen war ja krank!" ſprach Gertrud, „und eine kranke Braut darf die Ringe nicht wechſeln. Ich verſuchte, die Krankheit zu erforſchen und fand, daß ſie tief liege, ſo tief, daß nur ein ſcharfes weibliches Auge ſie erkennen mochte."

„Nun, mein lieber Herr Arzt!" fiel Wanger ein, „wodurch haben Sie denn endlich die ſchwere Krankheit geheilt? —"

„Durch ein leichtes Mittel, das man früher anzuwenden nur vergeſſen hatte," erwiederte Gertrud, „durch gegenſeitiges Vertrauen und Offenheit; das ſchlug auch herrlich an, und ſo konnte Röschen endlich ihre Verlobung heute ſeligen Herzens feiern, zwar nicht mit dem reichen Veit — —"

„Wie? — nicht mit Veit?“ rief Wanger!

„Nein!“ fuhr Gertrud fort, „sondern mit dem jungen stattlichen Werner, dem geschickten treuen Webergesellen ihres Vaters, der gestern Meister geworden ist, wozu ihm der brave Veit einen bedeutenden Vorschuß gegeben. So sind nun alle geheilt, alle zufrieden und Röschen wird zwar kein reiches, aber ein glückliches Weib, denn das wahre Glück des Menschen kommt doch nur aus seinem eigenen Herzen und nicht von außen.“

„Aber ich begreife doch eigentlich gar nicht —“ hob Wanger etwas verlegen an — —

„O ja!“ fiel Gertrud ein, „Sie begreifen gewiß dieß alles, eben so wie Veit und die Eltern es auch bald begriffen haben, und Sie werden den Segen jetzt um vieles freudiger am Altare über die Liebenden aussprechen, als sie es gekennt hätten, wenn Röschen an Veits Seite bange Thränen geweint hätte.“

Das Gespräch wendete sich nun auf andere Gegenstände. Die Pasterin fragte nach dieser und jener Familie aus der Nachbarschaft, Gertrud wußte allenthalben Bescheid zu geben, besonders wo irgend eine Noth eingetreten war; sie sprach mit Wanger viel und ernst davon, wie hier und dort Hülfe zu schaffen sey.

Der Hauptmann hörte ihr aufmerksam zu und ließ sich selbst mit ihr in ein längeres Gespräch ein, worin er unter andern auf sein Lieblingsthema, auf seine Kinder und deren Erziehung kam. Gertrud hörte ihn mit Theilnahme an, suchte mit bescheidener Freimüthigkeit manchen Erziehungsgrundsatz zu berichtigen und sagte endlich: sie habe bereits durch Wanger von seiner liebenswürdigen Familie gehört und wünsche nichts mehr, als daß er mit den Seinigen einmal die schönen Berge in der Nähe ihres Dörfchens besteigen und sie dann besuchen möge.

Der Vollmond war indeß aufgegangen; der Hauptmann trat den Rückweg an. Hier überdachte er noch einmal den heutigen Abend. Er war ihm froher, genußreicher verstrichen, als andere geräuschvollere während der Badezeit, und er gestand sich, daß er die große Verehrung seines Freundes gegen Madame Heil allerdings billigen müsse.

In den nächsten Tagen wurde der Hauptmann durch einige neu hinzugekommene Freunde in Beschlag genommen, er mußte in ihrer Gesellschaft bleiben und konnte an keine Wanderung ins Gebirge denken. Seine Gattin unternahm daher mit ihren Töchtern allein kleine Spaziergänge und da geschah es denn, daß sie einst, als sie einen einsamen Pfad nach dem Gebirge hinaufstiegen, nicht fern vom Wege das Weinen eines Kindes

vernahmen und dort ein Mädchen von etwa acht Jahren fanden, die ihnen auf theilnehmendes Befragen erzählte, die Schwester wolle immer noch nicht kommen, obgleich sie versprochen, vor Abend noch zurückzukehren; der Großvater aber und die kleineren Geschwister hätten nichts zu essen und weinten daheim, und sie sitze hier und schaue nach der Schwester hinaus und weine auch!

Louise und Emilie suchten das Kind zu beruhigen und fragten, ob es denn keine Eltern mehr habe? —

Da fing das Mädchen noch mehr an zu weinen und sagte: die Mutter sey gestorben und der Vater sitze im Gefängniß, weil er den Paschhandel getrieben; sie wären mit dem alten Großvater nun ganz verlassen, wenn sich die Muhme ihrer nicht angenommen hätte.

Die Hauptmännin ließ sich von dem Mädchen nach der Hütte führen, die nahe hinter dem Gebüsche lag. Aber welch ein Bild der Armuth und des Elendes erblickten sie hier; ein fast erblindeter Greis lag auf einem Strohlager, neben ihm seine Krücke; ihm gegenüber kauerten in einer Ecke zwei kleine weinende Kinder; ein altes Spinnrad, am Balken ein verrosteter Säbel und ein abgetragener Tornister, das war alles, was die Hütte enthielt.

Als die Hauptmännin mit ihren Töchtern eintrat, richtete sich der Greis auf und fragte:

„Bist du endlich wieder da, Johanne? — Ach, und die Muhme wohl auch? —“

Das Kind bedeutete dem Großvater, es sey nicht die Schwester und nicht die Muhme, sondern es wären Fremde. Da fuhr der Alte das Kind an und sagte:

„Warum bringst du mir jetzt fremde Personen hierher? Du weißt, die Muhme will kommen und will allein mit uns seyn! — Nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Sie bitte, uns jetzt zu verlassen!“ wendete er sich an die Hauptmännin; „aber um diese Stunde kommt ein guter Engel in unsere Hütte, der will, es soll kein fremdes Auge seine Wege schauen!“

„Wollt ihr denn nicht auch von uns Hülfe annehmen?“ fragte die Hauptmännin theilnehmend.

„Ein andermal, nur jetzt nicht!“ sagte der Alte und winkte abwärts.

In diesem Augenblick sprang das Mädchen mit dem Jubelruf: „Sie kommen! Sie kommen!“ Die Hauptmännin zog sich mit ihren Töchtern schnell hinter das nahe Gebüsch zurück, und sah von dort, wie zwei

Frauen auf die Hütte zueilten. Die eine von schlanker edler Gestalt, einem anmuthvollen, aber etwas bleichen Antlitz, ging voran und hielt das hüpfende Kind an der Hand; die andere, ein frisches kräftiges Mädchen, trug einen Korb mit Lebensmitteln. Die Thüre der Hütte blieb offen stehen, als sie eingetreten waren; man konnte daher alles genau beobachten, was darin vorging.

Mit dem Ausruf: „Die Muhme! die Muhme!“ stürzten die kleinen Kinder aus ihrem Winkel hervor, und umschlangen die Knie der ältern Frau, während das junge Mädchen ihren Korb mit Lebensmitteln vor dem Großvater niedersetzte, der schweigend zur Muhme aufschaute und ehrerbietig sein Mützchen vor ihr abzog.

„Wir sind heute wohl recht lange ausgeblieben!“ sagte die freundliche Frau: „aber es gab auch gar viel zu thun und zu besorgen.“ Johanne hat wieder sehr fleißig gearbeitet, ihr neues Kleid dort hat sie sich selbst verdient und auch selbst gemacht. Es wird mit Gottes Hülfe schon möglich werden, daß sie euch alle nothdürftig ernährt, bis euer Sohn aus seiner Haft zurückkommt; ich werde für hinlängliche Arbeit schon sorgen. Hier aber könnt ihr nicht länger wohnen bleiben; Ihr, Vater, seyd zu entfernt von menschlicher Hülfe, die Kinder zu entfernt von der Schule. Ich habe für eine Wohnung in Thalau gesorgt, morgen sollt Ihr dort einziehen, und wenn Euer Sohn zurückkehrt, wird er dort auch ein besseres Gewerbe finden, als er hier in dieser Einsamkeit getrieben hat. — Johanne bringt Euch in diesem Korbe Lebensmittel, die sie für Euch gekauft hat, für die Kinder aber habe ich einige Bücher mitgebracht.“ —

Das ältere Kind erzählte ihr von den Fremden, die hier gewesen, und daß sie der Großvater ihretwegen zurückgewiesen. Da schlug sie die Augen nieder und sagte endlich nach einigem Schweigen: „Ihr habt recht gethan! meine Wege gehen unbemerkt und einsam durch die Welt!“ — Während nun Johanne die Lebensmittel unter dem Großvater und den übrigen Geschwistern vertheilte, setzte sich die Muhme mit dem jüngsten Kinde, einem Mädchen, auf eine Bank vor der Hütte, nahm es hier auf den Schooß, reinigte es, vertauschte sein zerrissenes Hemdchen mit einem neuen, das sie mitgebracht, und gab ihm hier unter vielen Liebkosungen selbst zu essen.

Die Hauptmännin konnte ihre Töchter kaum beschwichtigen; es zog sie unwiderstehlich hin zu dieser holden Frau, sie wollten zu ihr fliegen, neben ihr niederknien, ihre Hände küssen. Allein die Mutter hielt sie zurück, denn es sollte niemand ahnen, daß das Geheimniß des Wohlthuens von ihnen belauscht worden sey, und als die Muhme mit dem Kinde wieder

in die Hütte gegangen war, eilte sie mit ihren Töchtern unbemerkt den Berg hinab.

Mit dem Ausdruck der höchsten Begeisterung erzählten Louise und Emilie dem Vater am Abend, was ihnen begegnet war, und baten ihn auf das Rührendste, am andern Tage selbst mit ihnen nach jener Hütte zu gehen, und dort von dem Greise zu erforschen, wer jene Muhme, dieser Engel in Frauengestalt, sey, und wo man sie finden möge.

Der Hauptmann lächelte still vor sich hin, und sagte endlich: „Den alten Mann werden wir nach der Muhme wohl nicht erst zu fragen brauchen, denn ich selbst kenne sie bereits!“ — Er erzählte hierauf, wie er in Wangers Hause die Bekanntschaft der Madame Heil gemacht, und es stimmten alle bald darin überein, daß diese und die Muhme in der einsamen Berghütte eine und dieselbe Person, daß sie die Muhme Gertrud seyn müsse.

„Morgen!“ rief der Hauptmann, „morgen unternehmen wir einen Spaziergang nach Thalau und suchen dort die Madame Heil auf. Sie, ihrerseits, wünscht eure Bekanntschaft, und ich, meinerseits, möchte wieder gern den Mann kennen lernen, der ein solches Weib zur Gattin hat. Ich sollte glauben, er müßte sehr glücklich seyn, insofern er es sich gefallen läßt, daß sich seine Frau ohne ihn in andern Häusern viel zu schaffen macht, was mir für meine Person allerdings nicht ganz angenehm seyn würde. Kurz, wir wollen den Engel in Frauengestalt einmal in der Nähe betrachten und sehen, wie sich der Vogel im eignen Neste ausnimmt!“

Die Mädchen konnten den Nachmittag des andern Tages kaum erwarten, an welchem der Gang nach Thalau angetreten wurde. Der Weg führte über einen wildbewachsenen Bergrücken, von dem herab man das freundliche Dörfchen in einem fruchtbaren Thale liegen sah. Als man es erreicht hatte, erkundigte sich der Hauptmann nach der Wohnung der Madame Heil; er erhielt jedoch nicht eher genügende Auskunft, bis er nach Muhme Gertrud gefragt hatte, wo sich dann sogleich mehrere Kinder erboten, ihn hinzuweisen.

Unter dem Schatten hoher Akazien lag ein kleines freundliches Haus; rings herum waren Blumenbeete angelegt, der Epheu rankte sich am Giebel hinauf, in dem offenen Fenster saßen ein paar weiße Tauben. In einer nahen Laube sah man die Muhme Gertrud im Kreise einiger Mädchen mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Sie ging dem Hauptmann freundlich entgegen, der ihr seine Familie vorstellte. Die Frauen erkannten in ihr sogleich den Engel aus jener Hütte wieder, und Louise und Emilie bebten in stiller Freude, als Gertrud sie liebevoll in ihre Arme schloß. Sie bat

die Fremden hierauf, in ihre Wohnung einzutreten. Welcher Geist der Ordnung und Sauberkeit empfieng sie hier! — Das kleine einfache Zimmer war nur mit Blumen und mit Arbeiten von Gertruds Hand geschmückt; in der einen Ecke stand ein Glasschrank mit einer kleinen Büchersammlung, in der andern lehnte eine Harfe. — Gertrud bat den Hauptmann, abzulegen und sich zu ihnen zu setzen; dieser aber verweigerte es höflich, indem er zuvor ihrem Herrn Gemahl vorgestellt zu seyn wünsche.

Da überfleg Gertruds Antlitz eine leichte Röthe, sie faßte sich aber schnell und sagte sehr sanft: „Ich war niemals verheirathet, Herr Hauptmann!“

„Niemals?“ rief der Hauptmann, und wiederholte verwundert: „aber doch Madame Heil — Madame Heil?“ —

„Unser Freund Wanger hat mich Ihnen allerdings also vorgestellt!“ entgegnete Gertrud; „ich habe seine Bitte erfüllt und dazu geschwiegen, ohne seine eigentliche Absicht zu kennen. Jetzt aber sehen Sie mich in meiner wahren Gestalt, und werden mich unseres Freundes wegen entschuldigen.“

„Hm!“ murmelte der Hauptmann für sich, indem er Hut und Stock ablegte und in ein Fenster trat, „also nicht verheirathet, also auch sitzen geblieben!“ —

Gertrud hatte indeß mit den Frauen ein Gespräch angeknüpft; sie ließ sich von ihrem heimathlichen Leben erzählen, zeigte ihnen auf Verlangen mehrere der schönsten weiblichen Arbeiten vor, und entwarf ihnen ein kurzes Bild ihres Lebens und Wirkens.

Der Hauptman setzte sich endlich auch zu ihnen, und nachdem er schweigend eine Tasse Thee getrunken, wendete er sich an Gertrud mit den Worten: „Sie haben mich aus einer angenehmen Täuschung geweckt, und ich weiß das noch nicht recht zu verschmerzen. Bis jetzt konnte ich Sie mir nur als Hausfrau denken, und ich bin zu Ihnen gekommen, um den Mann kennen zu lernen, den ich im Besitz eines solchen Weibes glücklich wähnte, und um Sie mit eignen Augen als Gattin und Mutter walten zu sehen — jetzt aber — —“

„Jetzt finden Sie ein unvermähltes einsames Mädchen,“ fiel Gertrud ein, „und Ihre Blicke suchen in meinem Häuschen vergeblich ein männliches Ihnen näher stehendes Wesen.“

„Nein, nein! das nicht!“ entgegnete der Hauptmann rasch; „aber ich kann die Frage nicht länger zurückhalten: wie ist es möglich, daß Sie unvermählt geblieben sind?“

Gertrud schlug die Augen schweigend nieder. „Ich kann mir es wohl

denken," fuhr der Hauptmann fort; „ein Mädchen mit ſolchen Eigenſchaften und einer ſolchen Bildung iſt ſtreng in ihrer Wahl, ſie will nur einen Gatten, der ihr gleich ſteht; den aber findet ſie nicht und ſo weiſt ſie die Männer zurück, die ſich ihr nahen."

„Nein, ſo iſt es nicht!" ſagte Gertrud ſanft; „meine Hand hat niemand verlangt!" —

„Niemand verlangt?" fuhr der Hauptmann auf. „Niemand verlangt? — das iſt nicht möglich, oder die Männer müſſen blind und dumm geweſen ſeyn."

Gertrud ſchüttelte leiſe den Kopf und ſagte: „Meinetwegen iſt keiner unvermählt geblieben; jeder hat eine Gattin gefunden, die beſſer zu ihnen Verhältniſſen paßte, die ihm lieber war als ich."

„Ich begreife was Sie ſagen wollen!" fiel der Hauptmann ein; „nicht wahr, Sie ſind unbemittelt, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre häuslichen Tugenden ſind nicht in Gold gefaßt?" —

„Ja, ich bin arm!" entgegnete Gertrud; „was ich jetzt beſitze, habe ich mir erſt ſpäterhin mühſam erworben!"

„Und weil Sie arm waren," fuhr der Hauptmann fort, „ſo iſt man dem Mädchen kalt vorübergegangen, die jeden Mann glücklich gemacht haben würde; ſo hat die Natur Sie umſonſt reich ausgeſtattet; ſo hat Ihre ſorgſame Mutter die Tochter vergeblich zu einer tüchtigen, ſittlichen Hausfrau erzogen; ſo iſt der Zweck Ihres ſchönen Lebens verloren gegangen! — Das iſt herzzerreißend."

Gertrud ſah den Hauptmann mit ihren großen treuherzigen Augen an und ſagte endlich: „Ich bin anderer Meinung; ich glaube, ich ſtehe hier auf meiner rechten Stelle, und hoffe zu Gott, ich erfülle auch meinen Zweck!"

Der Hauptmann wollte neue Zweifel erheben, aber Gertrud fuhr fort: „Hören Sie mich erſt ganz an, Sie werden mir dann Recht geben. Die Frauen, die ſich verheirathen, ſind an ihr Haus, an ihre Familie gebunden, der Ehſtand legt ihnen neben ſeinem Glücke zugleich eine Summe von Pflichten auf, die oft ihre Kräfte überſteigen. Denken Sie ſich eine Mutter von mehreren Töchtern, die aber weder Zeit noch hinlängliche Kenntniſſe beſitzt, um die Erziehung derſelben allein und genügend zu beſorgen; aus ihren Händen will ſie die Kinder nicht geben, wo aber iſt die treue Gefährtin, die als zweite Mutter an ihre Seite ſich ſtellen und die Lücken ausfüllen kann? — Treten Sie in ein Haus, wo ein glückliches, aber kinderloſes Ehepaar lebt. Es hat gehofft, einſt an der Liebe ſeiner Kinder ſich erfreuen, an ihrer Pflege ſich erquicken zu können, aber

es ist einsam geblieben, und die ernsten Jahre sind gekommen, in denen man sich dann sehr verlassen fühlt. Wo findet es nun ein Wesen, das Liebenswürdigkeit und Geistesbildung mitbringen, mit zartem Sinn fremde Verhältnisse zu seinen eigenen machen und so die leere Tochterstelle ausfüllen könnte? — — Blicken Sie in eine Familie, in welcher die Gattin krank darnieder liegt; Alles stockt, die häuslichen Geschäfte werden von Dienstboten besorgt, den Kindern mangelt die gehörige Aufsicht, die Pflege der Kranken selbst findet keine kundige Hand, oder der Tod tritt endlich unerbittlich an das Lager der Kranken und ruft sie ab. Wo ist die Freundin, die, ungebunden von ihren eigenen Verhältnissen, eintreten und alle diese Sorgen übernehmen kann? — — Sehen Sie sich in der Welt um, wie viel Noth findet kein Mitleid, wie viel Glück keine Mitfreude? Jeder denkt nur an sich, er hat mit dem Seinigen genug zu schaffen und zu sorgen, er kann, er darf auch fremden Verhältnissen sich nicht ganz hingeben. Wo ist nun das theilnehmende Wesen, das frei über sich gebieten mag, das nur sein Häuschen zu schließen braucht, um allenthalben, wo man seiner bedarf, eintreten, und hier die Noth lindern, dort die Freude bereiten helfen zu können?"

„Dieser Engel sind Sie!" rief der Hauptmann; „Sie, liebe treffliche Gertrud!"

„Ich könnte es doch nur seyn, weil ich unvermählt bin!" fuhr sie fort; „ich bringe kein Opfer, wenn ich mein Haus verlasse und anderswo eintrete; ich vernachlässige nicht meine eignen Pflichten, wenn ich fremde übernehme; ich bin nicht auf eine Familie nur angewiesen, die ich die meinige nennen darf; — ich bin die treue Muhme Gertrud für Alle! — — Meine Mutter hatte mich sehr sorgfältig erzogen, dennoch verlangte niemand meine Hand. Ich ward Erzieherin in einem reichen Hause, die Töchter dort blühten unter meiner Pflege erfreulich auf; zum Theil sind sie bereits glücklich verheirathet, alle betrachten mich noch als ihre Mutter. Mit dem, was ich mir dort ersparte, kaufte ich dieß kleine Eigenthum. Hier nun lebe ich von meiner Hände Arbeit, unterrichte die Töchter meiner Nachbarn, gebe Rath und Hülfe, wo man meiner bedarf, suche so den schönen Beruf eines unvermählten Mädchens zu erfüllen, und fühle es im Herzen — — sie dürfen auch nicht fehlen!"

Es entstand eine tiefe Pause. —

„Unser Gespräch hat einen sehr ernsten Gegenstand berührt," hob endlich Gertrud wieder an; „allein es hat vielleicht sein Gutes, daß ich hier vor Ihnen allen mein Herz ausgeschüttet habe. Eine Mutter mag immer die stille Hoffnung nähren, ihre Tochter einst als glückliche Gattin

zu ſehen; allein ſie ſoll darüber auch nicht klagen, wenn ſie unvermählt bleibt; alle Sorgfalt, die ſie auf die Erziehung ihres Kindes gewendet, um es zur tüchtigen Hausfrau auszubilden, war nicht vergeblich, auch wenn ſie niemals Gattin wird, denn wie könnte die Unvermählte mit Segen überall eintreten, wenn ſie nicht für jedes Verhältniß Erfahrung und Einſicht mitbrächte. Durch die Seele eines Mädchens mögen wohl Träume von ähnlichen Verhältniſſen ziehen, wenn ſie ihrer Freundin, ihrer Schweſter den Brautkranz aufdrückt; aber ſie ſoll auch keinem bitteren Gefühle Raum geben, wenn ſie die Männer ſich vorüber gehen ſieht, und immer mehr auf ſich ſelbſt zurückgewieſen wird. Wir Mädchen haben nun einmal keine freie Wahl, wir ſind gewiſſermaßen in die Hand der Männer gegeben, und werden oft durch die Sucht uns zu verheirathen an ein männliches Weſen gekettet, das unſer Glück zerſtört, unſer Herz zerreißt, unſere Seele verdirbt. Wir können uns daher nur eine gewiſſe Freiheit bewahren, wenn uns der Gedanke an den eheloſen Stand nicht fremd bleibt, und wir uns mit ſeinen Pflichten zeitig vertraut machen. Das Herz muß dabei nicht kalt, nicht verſchloſſen werden; es ſoll, wenn ihm die Liebe naht, oder wenn es höhere Pflichten vor ſich ſieht, willig, freudig einem Gatten folgen! — — Gebt mir eure Hände, ihr beiden lieblichen Mädchen! vor euch geht der Tag des Lebens erſt auf; wandelt ihm froh reinen Herzens getroſt entgegen. Bietet euch einſt ein braver Mann mit Liebe die Hand, ſo ſucht ihn auf das Höchſte zu beglücken und haltet das Bild eurer Mutter immerdar euch vor Augen; bleibt ihr aber unvermählt, ſo ſeyd auch zufrieden und — gedenkt an die Muhme Gertrud!“

Die Frauen ſchloſſen Gertrud in ihre Arme, der Hauptmann küßte ihr die Hand. Da trat Wanger in das Zimmer und bot ihnen einen guten Abend.

„Freund!“ rief ihm der Hauptmann entgegen; „du haſt mich zwar eigentlich hintergangen, aber auch zugleich ſiegreich überführt, und ſo will ich dir denn nicht zürnen!“

„Das verdanke ich unſerer Gertrud,“ entgegnete Wanger; „du würdeſt ihre nähere Bekanntſchaft nicht geſucht haben, hätteſt du gleich anfangs gewußt, daß ſie unvermählt ſey. Jetzt biſt du gewiß mit mir einverſtanden, und wirſt ruhiger in deine Heimath zurückkehren.“

Und ſo geſchah es denn auch. Das Bad hatte den Hauptmann geſtärkt. Gertruds Bekanntſchaft ihn über die Zukunft ſeiner Töchter beruhigt; er kehrte fröhlich zurück, und als ihn ſein alter Freund, der Arzt, empfing, nahm er ihn bei Seite und ſagte: „Doktor, es iſt alles noch beim alten; die goldenen Ringe ſtecken noch an den Fingern meiner

Kinder. Aber mag das seyn! ich bin von meiner Angst darüber geheilt, denn ich fand dort einen Arzt, der in dieser Sache viel klüger war als wir beide!“ —

Einige Jahre später warb ein braver junger Mann um Emiliens Hand; sie ward eine glückliche Gattin und Mutter. Louise blieb unvermählt; sie war die treue kindliche Pflegerin ihrer alten Eltern, und als sie beiden die Augen zugedrückt hatte, ward sie eine zweite Muhme Gertrud.

Das Vielliebchen.

Ein Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Personen.

Frau von Glorau, Witwe
Louise, ihre Tochter
Bürgermeister Wandelhaupt, ihr Onkel
Otto, dessen Sohn
Inspektor Hellmer, Verwalter des Gutes Heimberg
Gottlieb, sein Sohn
Rathsdiener und Vicekanzleischreiber Seifert
Der Dorfschulze Pahl
Ein Bedienter

Der Schauplatz ist auf dem Gute Heimberg

Erſter Aufzug.

Zimmer im Schloß zu Heimberg.

Erſter Auftritt.

Frau von Sieran. Louiſe. Vollmer.

Frau von Sieran. Iſt mein Bruder noch nicht zurückgekehrt?

Vollmer. Noch nicht, gnädige Frau; der Herr Bürgermeiſter fuhr zwar heut ſchon ſehr früh aus und wollte bei Zeiten wieder im Schloſſe eintreffen, um mir die Wirthſchaftsrechnungen dann abzunehmen, allein es iſt ſchon faſt zehn Uhr. — —

Louiſe. Ich glaube, daß der Onkel kaum vor Abend wiederkehren wird, denn ſein Geheimerrath, Herr Geiſſel, zählt heut wahrſcheinlich ſämmtliche Bäume im Walde.

Frau von Sieran (mit leiſem Tadel). Louiſe!

Louiſe. Gewiß, liebe Mutter! vorgeſtern beſahen die beiden Herren alle Gebäude im Dorfe, der Onkel von außen, der Herr Geiſſel von innen; der Onkel ſchrieb draußen die Zahl der Fenſter und Feuerheſſen auf, und Geiſſel im Innern die Zahl der Thüren und Treppenſtufen. Geſtern haben ſie die Felder und Wieſen in Augenſchein genommen; Geiſſel hat allenthalben den Boden gekoſtet, dabei zwei Flaſchen Wein gebraucht, um den Sand wiederum aus den Zähnen und hinunter in den Magen zu ſchwemmen, und hat dann die Zahl der Feldwege und Fußſteige genau aufgezeichnet.

Frau von Sieran. Woher willſt du denn dieß alles ſo beſtimmt wiſſen? — Du verſchonſt doch niemanden mit deinen Witzeleien.

Louise. Ich berichte nur die reine Wahrheit. Der Oheim hat mir gestern diese trefflichen Geißlichen Flur- und Haustabellen, wie er sie nannte, mitgetheilt, damit ich mir vielleicht manches daraus abschreiben möchte. Ich habe sie aber heute früh noch zu berichtigen gesucht, habe die Feuereffen und Treppenstufen ins Flurregister und die Fußsteige in die Haustabelle nachgetragen, dort alles zusammen addirt, und so finden die Herren denn nun alle die Sachen hübsch beisammen und in recht großen Summen.

Frau von Sieran. Louise, du bist wirklich sehr ausgelassen!

Louise. Sey mir nicht böse, Mütterchen! Du weißt schon, ich muß nun einmal lachen, wo es etwas zu lachen gibt, und kann das Necken nicht lassen.

Frau von Sieran. Ich habe mich wohl oft über deine stets fröhliche Laune gefreut, sie hat mir in trüber Stimmung bisweilen wohl Erheiterung und selbst Trost gewährt, aber sie kann doch auch in Leichtsinn ausarten, wenn man in Verhältnissen nur das Lächerliche aufsucht, die doch einen sehr wichtigen Einfluß auf unser ganzes Leben haben werden; und ich kann mich deshalb eines Mißfallens nicht erwehren, daß du hier mit Sachen deinen Scherz treibst, die als Vorbereitungen dienen sollen, uns aus diesem lieben Orte zu vertreiben.

Louise. Aus diesem Orte vertreiben? Also den Gedanken hast du wirklich schon gedacht, Mutter? Du willst unser schönes Heimberg wirklich dem Onkel abtreten und mit mir fortziehen an einen fremden Ort? — Nein, nein! das ist nicht möglich, das kannst du nimmermehr! Ich kenne deine unermeßliche Güte und Liebe, die eher sich selbst, als andern weh zu thun vermag; ich habe sie bisweilen wohl selbst schon gemißbraucht, aber so weit wirst du sie doch nicht ausdehnen, daß du Heimberg, unser Paradies, in die kalten Hände des Oheims und seines eigennützigen Geistes geben wirst? —

Vollmer. Es verstößt wohl nicht gegen die schuldige Bescheidenheit, gnädige Frau, wenn auch ein alter Diener sich mit bangem Herzen die Frage erlaubt: ob Sie denn wirklich dieses Gut an den Herrn Bruder abtreten wollen? —

Frau von Sieran. Sie haben ein Recht zu dieser Frage, mein guter Vollmer; Ihre langjährigen treuen Dienste gegen unsere Familie machen Sie zu einem Mitgliede derselben; auch hätte ich diese Angelegenheit mit Ihnen doch besprechen müssen, so schmerzlich mir auch immer die nähere Berührung derselben ist. Das Testament des Obersten, meines seligen Oheims, enthält über den künftigen Besitz von Heimberg keine feste

Beſtimmung; er hat mit ſeiner Milde weder meinen Bruder noch mir zu nahe treten wollen und deßhalb nur feſtgeſetzt, daß wir, ſeine Erben, uns in ſeine Verlaſſenſchaft ſo theilen ſollen, daß einer von uns das Gut, das andere das baare Vermögen erhält. Deßhalb haben wir uns hier verſammelt, denn die nähere Uebereinkunft hierüber hat uns der Verſtorbene ſelbſt überlaſſen. Mein Bruder will ſich jedoch nicht eher erklären, bis er den Werth des Gutes ſelbſt näher kennen gelernt haben wird.

Louiſe. O weh! die Summe der Feuereſſen, Treppenſtufen und Fußſteige wird zu anſehnlich ausfallen.

Vollmer. Wie ich vernommen, beträgt die baare Verlaſſenſchaft des ſeligen Herrn Oberſten gegen hunderttauſend Thaler, alſo meiner Anſicht nach weit mehr, als das Gut Heimberg ſelbſt werth iſt. Wenn Ew. Gnaden daher nach der größern Erbhälfte greifen wollen, dann müſſen wir uns freilich alle für ſehr unglücklich halten.

Louiſe. Mutter, um Gottes Willen! du wirſt doch nicht? —

Frau von Storau. Wie könnt ihr glauben, daß ich Heimberg freiwillig aufgeben und von den lieben Menſchen hier ſcheiden möchte, um vielleicht einige tauſend Thaler reicher zu ſeyn. Aber mein Wille gilt ja hier nicht allein, ich muß auch nach meinem Bruder mich richten.

Louiſe. Ja, liebe Mutter, nach dem Onkel richte dich immer, der iſt gut, und ob er gleich das Geld ſehr lieb hat und ihn die Leute für geizig halten, ſo hat er mir doch ſchon vieles nicht abſchlagen können. Nur auf den liſtigen Geiſſel höre nicht, ich fürchte, der legt ſeine unſinnigen Haus- und Flurregiſter nicht umſonſt an!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schulze Pahl.

Pahl. Halten Sie zu Gnaden, daß ich hier ſo geradezu gehe. Aber es hat Eil! denn Noth bricht Eiſen, und alſo auch wohl das Herz, und ich komme im Namen der ganzen Gemeinde, um eine große Noth von uns abzuwenden.

Frau von Storau. Ihr ſeyd immer gern von mir geſehen, mein lieber Pahl, und wißt, daß ich eure Noth willig zu mindern, oder ſie wenigſtens doch mit euch zu theilen ſuche. Drum ſagt mir ſchnell, was ihr wünſcht.

Pahl. Ich bin doch hier der Aeltere, und da ist mir denn als Besitzer der hiesigen Gerichte das Testament unseres seligen Herrn bekannt geworden; als ich nun darauf vernahm, daß sich die Erben in dem Gute Heimberg und in seinem baaren Nachlasse von hunderttausend Thaler theilen sollten, da dachte ich in meinem Sinn: der selige Herr hat gut für uns gesorgt; denn nun behält die gnädige Frau das Gut und der Herr Bürgermeister nimmt das Geld; und so hat denn ein jeder, was ihm lieber ist, und wir behalten auch, was uns längst das Liebste war. Aber die Sache scheint sich jetzt anders drehen zu wollen; der Secretarius Geistel dringt darauf, der Herr Bürgermeister soll das Gut nehmen und Ihnen das Geld lassen, und der Bürgermeister scheint allen seinen Willen an den Secretarius abgetreten zu haben.

Frau von Sieron. Woher wißt Ihr denn dieß so genau?

Pahl. Ich habe die beiden Herren ja nun drei Tage lang allenthalben herumführen müssen; ich habe ja gesehen und gehört, wie der Secretarius einen zweimal höhern Werth bei dem Gute herauszubringen suchte, so daß man oft nicht wußte, ob man darüber lachen oder weinen sollte.

Frau von Sieron. Aber mein Bruder? —

Pahl. Ja nun, der glaubt alles, was ihm der Winddrehel sagt, und wenn sie denn beide Pläne machten, wie das Gut künftig benutzt und die Unterthanen behandelt werden sollten, da ging einem der Muth unter und die Augen gingen über. Dieß alles ist nun in der Gemeinde verlautbart, und sie hat mich hierher geschickt, die gnädige Frau doch um Gotteswillen zu bitten, das Gut nicht aus den Händen zu geben, sondern es fest zu halten, wie eine Mutter ihr Kind fest umklammert hält, wenn es ihr auf dem Sklavenmarkt abgekauft werden soll.

Frau von Sieron. So weit ist es ja noch nicht gekommen, mein guter Pahl! Ich wünsche von Herzen, bei euch zu leben und zu sterben; nirgends fühle ich mich glücklicher als hier, und euer Vertrauen und eure Liebe ist mein Glück und mein Stolz. Deßhalb hoffe ich auch schließlich, mein Bruder werde mir Heimberg überlassen; aber ich muß doch auch auf seine Wünsche Rücksicht nehmen, muß doch auch seine Gründe hören, kann ja nicht allein entscheiden!

Pollmer. Dann werden Sie mit Ihrer großen Güte und Milde gegen den Herrn Bürgermeister und gegen den schlauen Geistel nichts ausrichten. Dann werden wir Sie von uns scheiden sehen und an Ihrem Reisewagen wohl tiefer noch trauern müssen, als am Grabe unseres geliebten alten Herrn, den Gott zu sich gerufen hat.

Pohl. Was ſoll denn aus uns Armen werden, wenn Sie von uns gehen?

Vollmer. Und die ſchönen Einrichtungen, die Sie mit dem ſeligen Herrn Oberſten hier getroffen hatten, werden Sie für fremden Händen überlaſſen mögen? Wo wird der Mädchenſchullehrer und die Meiſterin bleiben, die Sie aus Ihrer eigenen Taſche für die hieſigen Kinder beſoldeten? Wer wird die Armen und Kranken noch fernerhin unterſtützen und pflegen und ſie heilen laſſen?

Frau von Bieren. Ich laſſe ja Sie doch zurück, den ich als meinen Lehrer hierin betrachte.

Vollmer. Mich? — O mein Gott!

Pohl. Der Herr Bürgermeiſter hilft ſich wenig um uns bekümmern, er wird doch lieber in ſeiner Stadt bleiben; aber — geben Sie nur Acht — der Geiſtl wird herkommen, wird hier ſein Weſen treiben, und dann —

Vollmer. Ja, dann lebe wohl, Friede und Glück! Rüſte dich, armes harmloſes Völkchen, dann mit den böſen Waffen der Proceſſe, um deine Ruhe und dein Recht zu ſchützen, oder laufe in Zeiten davon.

Pohl. Und Ihr, Herr Vollmer, Ihr redlicher treuer Verwalter des euch anvertrauten Gutes, ſchnürt nur auch gleich Euer Bündel und zieht mit den hier grau gewordenen Haaren in die Fremde.

Frau von Bieren. Hört auf! Hört auf! Ihr werft mir eine Centnerlaſt auf's Herz!

Pohl. Gehen Sie nicht von uns, gnädige Frau! laſſen Sie ſich nicht etwa die paar tauſend Thaler mehr oder weniger bieten! Wir wollen es Ihnen durch Liebe reichlich wieder einbringen, und Ihre Wünſche ſollen unſere Gebete ſeyn! Bleiben Sie unſere Mutter, und laſſen Sie mich nicht ohne Troſt zur Gemeinde zurückkehren; denn es iſt ſchon ein Weinen und Klagen im ganzen Dorfe! — Fräulein Louiſchen, ich weiß es, Sie ſind ein gutes Kind, können uns nicht verlaſſen; legen Sie ein gutes Wort ein, daß mir die Mama eine feſte, tröſtliche Zuſicherung gibt.

Louiſe. Ja, liebe Mutter! ich will dich bitten und immerfort bitten, nur, bis die Sache entſchieden iſt, die immer mit Blicken und Worten bittend zur Seite ſtehen. An mir haſt du einen guten Beiſtand gegen den Onkel haben, zeige ihm nur einmal einen feſten Willen. Du haſt gewonnen hier ja eigentlich nichts dabei; der Onkel aber gewinnt eine größere Summe Geld, und die armen Menſchen hier behalten ihr Glück! Sey nur einmal nicht zu gütig, weiſe nur einmal beherzlich alles zurück! Ich will mir auch ein ganzes Jahr hindurch alles, alles von

dir abſchlagen laſſen, du ſollſt nicht ein Thränchen ſehen, und das will viel ſagen!

Pahl. Sprechen Sie kein Wort, gnädige Frau, denn ich ſehe es, das Weinen iſt Ihnen näher. Aber geben Sie mir die Hand darauf. Ich weiß denn ſchon, was es heißen ſoll, und will es der Gemeinde erklären!

(Frau von Gleran reicht ihm ſchweigend gerührt die Hand.)

Pahl (küßt ihr die Hand). Ich danke, danke, Mamachen! (Er eilt ab.)

Pollmer. Gott ſey Dank!

(Louiſe umarmt die Mutter. Eine kurze Pauſe.)

Dritter Auftritt.

Wandelhaupt, Geiſſel und die Vorigen, ohne Pahl.

Wandelhaupt. Guten Morgen, Frau Schweſter! Guten Morgen, mit einander!

Frau von Gleran. Guten Morgen, mein lieber Bruder! Du biſt heut recht lange ausgeblieben!

Wandelhaupt (wirft ſich in den Lehnſtuhl). Freilich ſehr lange! Ach, eine Gutstaxe iſt eine ſchwere Sache! ich bin ganz erſchöpft, bin halb todt.

Louiſe. Und das ſchöne Frühſtück — —

Wandelhaupt. Soll nicht vergeblich auf mich warten, ich komme, ich komme ſchon! Aber ei, ei, ei, was iſt das Heimberg doch für ein ſchönes Gut! — Wir ſind nun endlich fertig, haben alles zu Papier gebracht! — Du wirſt erſtaunen, Schweſter!

Frau von Gleran. Ich kenne ja Heimberg ſchon genau.

Wandelhaupt. Kennen ſagſt du? Was nennſt du genau kennen? Ich will dir Fragen vorlegen, von denen du auch nicht eine genau beantworten ſollſt. Aber unſer Geiſſel hier, der iſt tief eingedrungen, der hat meiſterhafte Arbeiten angelegt, vor deren Reſultaten man erſtaunen muß. Frage einmal deine Tochter, ſie hat ſie zum Theil ſchon geſehen.

Louiſe. Sie müſſen mir es noch anmerken, lieber Onkel, wie erſtaunt ich bin! und jetzt hat Herr Geiſſel ohne Zweifel auch ein Waldregiſter entworfen?

Geiſſel. So iſt es, mein gnädiges Fräulein! Meine ſchwachen Kräfte ſind ſo frei geweſen, ſämmtliche Bäume und Geſträuche in Quantität und Qualität auf dem Papiere zu verzeichnen.

Frau von Sieran. Das iſt allerdings faſt unbegreiflich.

Wandelhaupt. Unbegreiflich wohl für euch, für uns aber nicht. Wir haben Probegänge gehalten und hiernach das Ganze berechnet. Denn ſiehſt du, Schweſter, man ſpreitet die Arme auseinander und geht zwei bis drei Minuten lang alſo in den Wald hinein, wo er am dichteſten iſt. Hierauf merkt man ſich die Zahl der Bäume und Geſträuche, die man auf dieſe Weiſe mit den Händen und Füßen berührt, multiplicirt dieſelbe dann mit den Minuten und Stunden, die man zum Umgehen der ganzen Waldung braucht, und hat hierdurch alles gefunden. Die Zahl, die ſich auf dieſe Weiſe ergibt, geht ins Unglaubliche, und wer nicht etwas Mathematik verſteht, dem ſteht der Verſtand ſtille.

Louiſe. Das habe ich längſt gemerkt!

Vollmer. Wollen der Herr Bürgermeiſter aber nicht lieber die Holz-Manuale durchſehen, um gründlich zu erfahren, was der Forſt jährlich wirklich einträgt? Es dürfte dieß wohl das ſicherſte Anhalten geben, denn die große Zahl der Bäume auf den Papieren könnte doch wohl trügen.

Wandelhaupt. Mein Herr Vollmer, erſparen Sie ſich jede Einwendung. Ich bin hier Herr, und was mich trügen möchte, davon wird ſpäterhin die Rede ſeyn. Gehen Sie jetzt lieber auf die Amtsſtube und legen Sie Ihre Rechnungen zuſammen, damit wir dieſelben ſogleich zur Hand nehmen können.

Vollmer. Die Rechnungen ſind bereits geordnet.

Wandelhaupt. Gut! Wenn denn auch dieß Geſchäft überſtanden ſeyn wird, dann, Frau Schweſter, werde ich mit Beſtimmtheit meine Erklärung abgeben.

Vollmer. Ich werde Sie alſo in der Amtsſtube erwarten. (Ab.)

Wandelhaupt. Und ihr beide, weibliche Gemüther, ordnet das Frühſtück an einem kühlen Plätzchen im Garten; es geht wahrlich nicht länger ohne Frühſtück; eilt nur immer voraus, ich will meinem Secretarius vorher nur noch einige Winke geben, dann komme ich nach.

Louiſe (leiſe zu Wandelhaupt). Onkelchen, winken Sie aber ſo, daß der Secretarius nicht zum Frühſtück mitkommt.

Frau von Sieran. Du wirſt uns auf der Terraſſe finden.

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geiffel.

Wandelhaupt. Geiffel! ich werde nun nicht länger zurückhalten, ich werde kurz und unumwunden mit der Erklärung hervortreten, daß ich das Gut behalten will. Er selbst räth mir dazu, es iſt auch wirklich ein ſchönes Gut, und der Vortheil zu augenſcheinlich. Alſo — —

Geiffel. Alſo — ein himmliſches Gut, eine Goldgrube, ein veritables Paradies!

Wandelhaupt. Ich bin im Paradieſe aber ſehr müde geworden; der Wagen hier iſt eine alte ſtößige Karrete. Das muß künftig anders werden.

Geiffel. Natürlich, eine Federkutſche!

Wandelhaupt. Ganz recht, eine wohlfeile Federkutſche! Thun Ihm die Rippen nicht auch weh von der heutigen Fahrt?

Geiffel. Mir? — Ach, ſie möchten wohl ſchmerzen, ſie möchten laut aufſchreien, aber ich bin nun ſchon an ſo etwas gewöhnt. Was habe ich nicht bereits alles ausgeſtanden! Unter welchen Rippenſtößen nicht ſchon die Fahrt meines Lebens gemacht. — Wer in treuer Pflichterfüllung ſo harte Schickſale erdulden mußte, wie ich, der achtet nicht mehr auf Rippenſchmerzen.

Wandelhaupt. Ja, eine treue Seele iſt Er, das iſt wahr! Aber die Rathsdienerei iſt kein ſchlechter Poſten, und jetzt habe ich Ihn noch nebenbei zum Vice-Stadtſchreiber gemacht und Ihn an meinen Tiſch gezogen, was will Er mehr?

Geiffel. Unter Ew. Hochedlen Regierung iſt dieß ein Glück, eine Wonne. Aber man wird doch nach und nach älter, ein ruhiges Mittagsbrod, eine ruhige Nacht ſind doch auch etwas werth. Meine bisherigen Tiſchgenoſſen und Hausfreunde waren gewöhnlich die eingeſteckten Bagabunden. Und wie weit kommt man bei ſolchen Verhältniſſen in der Bildung zurück; ich würde eine noch weit beſſere Feder führen, wenn ich mir die Hand nicht durch den Stock verdorben hätte!

Wandelhaupt. Ich will es Ihm glauben, denn Er führt einen guten Stock.

Geiffel. Was hilft mir dieß alles, es führt zu Gicht und Lähmungen, aber nicht zu einem ruhigen wohl verdienten Sitz. Andere die nichts gethan, als ihre fetten Suppen gegeſſen und Geld eingeſtrichen

haben, werden treue Diener, werden Familienfreunde genannt — ob ſie gleich —

Wandelhaupt. Weßhalb hört Er auf zu ſprechen? rede Er weiter, wen meint Er?

Geiſſel. Ew. Hochedeln ſind alſo feſt entſchloſſen, das ſchöne Gut Heimberg für ſich zu behalten?

Wandelhaupt. Ich wäre ein Narr, wenn ich es fahren ließe!

Geiſſel. Aber die gnädige Frau kennen ihren Vortheil zu ſehr, ſie werden auch darauf beſtehen.

Wandelhaupt. Das glaube ich nicht, die Schweſter iſt gut, ſie hat mir immer nachgegeben, und wird es auch dießmal thun.

Geiſſel. O, ſie iſt ein Engel! aber es gibt eine Schlange im Paradieſe, die den Engel aufhetzt.

Wandelhaupt. Wer iſt dieſe Schlange? heraus mit der Sprache!

Geiſſel. Soll ich Ihnen den Satanas erſt nennen? haben Sie ſelbſt nicht bemerkt, wer immer nur mit der gnädigen Frau und dem Fräulein zuſammen ſteckt? Nur von ihnen Befehle annimmt, nur hinter Hochdero verehrten Rücken weiſe Rathſchläge zu geben weiß, und in Hochdero Beiſeyn verſchloſſen bleibt wie eine verpichte Bierflaſche.

Wandelhaupt. Er meint gewiß den Vollmer.

Geiſſel. Wahrlich, es bleibt Ihnen nichts verborgen! auch dieſen Menſchen haben Sie bereits durchſchaut.

Wandelhaupt. Der Vollmer iſt ein Schleicher!

Geiſſel. Ein böſer tückiſcher Menſch, der Ew. Geſtrengen ſchöne Pläne zerſtören wird; er merkt wohl, daß er ſich vor Ihrem Scharfblicke nicht halten könnte; deßhalb ſetzt er jetzt alles aufs Spiel, um das Gut an die Frau von Glorau zu bringen; denn das Eigenthum der Frauen läßt ſich leicht verwalten. Ha! ha!

Wandelhaupt. Ich glaube, Geiſſel, Er hat Recht. Aber was iſt nun hier zu machen? — He! — ſo rede Er doch, und blicke Er nicht ſo dumm vor ſich auf die Erde!

Geiſſel. Nicht Dummheit, verehrter Herr Bürgermeiſter, ſondern in Stumpfſinn übergehende Trauer drückt meine Blicke zu Boden. Ein Gut, ein Ritterzut von dieſem Umfange, ſoll Ihnen um dieſen Spottpreis verloren gehen. Der Herr Inſpektor Vollmer behauptet zwar, die baare Verlaſſenſchaft überſtiege bei weitem den Werth des Gutes. Allerdings mag der hochſelige Herr Oberſte unter Vollmers Händen das Gut ſehr ſchlecht benutzt haben; aber wer es merkantiliſch-ſtatiſtiſch anzuſchlagen verſteht, wie ich, kommt bald hinter den eigentlichen wahren, ſolidern

Werth deſſelben. Ich will nur angeben, was mir mein Gedächtniß darbietet, denn eine boshafte Hand hat mir meine Tabellen in Confuſion gebracht.

Erſtlich, einige achtzig Feuereſſen! — was raucht da jährlich nicht für eine Summe hindurch auf: an Suppen, Gemüſe, Fleiſch, Braten, Kaffee u. ſ. w.

Zweitens, gegen zweitauſend Treppenſtufen und gegen fünfhundert Thüren. — Wie viel trägt der ſchwache Menſch nicht auf den Treppen hinauf und hinab, und was kann er nicht alles hinter den Thüren thun und erwerben! —

Drittens, welches reiche Gewerbe wird nicht auf den einundzwanzig Fahrwegen und ſiebenundreißig Fußſteigen hier durch das Land ziehen, und wie delikat ſchmeckt, beiläufig erwähnt, nicht der liebe Erdboden mit Moſelwein vermiſcht! — und endlich

Viertens über eine Million großer und kleiner Bäume und Geſträuche in dem Forſt. — Welch ein großer ſolider Werth!

Wandelhaupt. Es iſt wahr, Er durchſchaut die Sache genau. Es geht nicht anders, ich muß das Gut haben, ich vertiere ſonſt zuviel.

Seiffel. Ganz recht, mein Herr Bürgermeiſter! wenn nur der Bollmer nicht wäre, dann möchte die gnädige Frau wohl zu bewegen ſeyn, aber dieſer Menſch — —

Wandelhaupt. Schaff' Er mir den Patron vom Halſe! Hört Er? ich befehl es Ihm!

Seiffel. Wir wollen verſuchen, wer aber ſoll alsdann an ſeine Stelle kommen? Das kann doch nicht ohne Inſpektor ſo ſtehen und liegen bleiben, wie eine Wüſtung?

Wandelhaupt. Da hat Er wieder Recht, das iſt eine ſchlimme Sache. — Seiffel, was iſt Ihm? überfällt Ihn wieder die Trauer? — Rede Er lieber und geb' Er Rath!

Seiffel. Es iſt ein ſchwerer Poſten, hier unter dem Bauernvolke zu leben, und überdieß noch mit dem lieben Vieh mehr umgehen zu müſſen, als mit den Menſchen ſelbſt. Allein, was thäte ein alter treuer Diener nicht für einen angebeteten Gebieter?

Wandelhaupt. Verſtehe ich Ihn recht, Seiffel?

Seiffel. Ich hoffe, ja wohl!

Wandelhaupt. Er iſt ein treuer Menſch! und es ſoll für Ihn geſorgt werden, ſobald ich das Gut haben werde. Aber ſchaffe Er mir erſt den Bollmer weg.

Seiffel. Mein Herr Bürgermeiſter, ich werde Unglaubliches thun;

betrachten mich Hochdieselben aber immer im voraus als denjenigen und geruhen Sie, mir über dasjenige Hochdero Wort zukommen zu lassen.

Wandelhaupt. Mein lieber Herr Inspektor Geissel, ich versichere Sie meines Wohlwollens!

Geissel. Inspektor! — Ja, Hochverehrter, Sie sollen von dem Inspektor Geissel hören. —

Wandelhaupt. Gut! — Jetzt gehe Er in die Amtsstube und nehme Er dort statt meiner dem Vollmer die Rechnungen ab; aber streng sage ich, sehr streng. Ich werde indeß mit meiner Schwester frühstücken. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Geissel allein.

Geissel. Herr Inspektor Geissel! — He da! nun soll es ganz anders werden, denn du stehst jetzt am Ziele. — Die baare Verlassenschaft von hunderttausend Thalern wäre freilich ein schöner Bissen gewesen, viel fetter als das Gut selbst. Aber diesen Bissen hätte der alte geizige Bürgermeister ganz allein hinunter geschluckt, und Geissel würde nicht mit zu Tische gesessen haben. Bei dem Gute aber wird Geisselchen zuerst speisen, recht schöne fette Suppen, und der gestrenge Herr wird nur einnehmen, was ihm Geisselchen anrichten will. Vor allen Dingen aber muß der Vollmer aus dem Wege; vielleicht gibt die Rechnungsabnahme Gelegenheit, ihn in einer Schlinge zu fangen. — Wir wollen frisch ans Werk gehen. Geisselchen, paß auf! paß auf! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Gottlieb. Otto.

Gottlieb (sieht erst verstohlen durch die Thüre). Ist niemand hier? — Nein! gut, nun können Sie hereinkommen!

Otto (kommt herein). Aber die Tante — wo ist denn die Tante?

Gottlieb. Was schreien Sie denn nach der Tante, und nicht nach dem Papa? Die jungen Vögelein im Walde schreien nach keiner Tante, sondern wollen nur von ihren Alten geätzt seyn.

Otto. Ach, mein lieber Gottlieb! nach meinem alten theuren Oheim möchte ich wohl ſchreien, wenn er mich nur im Grabe hören könnte. Ich habe ja hier erſt erfahren, daß er todt iſt; wo ſoll ich mich nun hinwenden in meiner Angſt und Noth! Wenn du alles wiſſen ſollteſt? —

Gottlieb. Ja mit dem ſeligen Onkel war's aus, Gott hat ihm ein ſanftes Ende gegeben. Ich durfte auch an ſeinem Sterbebette ſtehen; er ſagte zu mir: „Gottlieb, du biſt ein ehrlicher Junge," ſagt er, „bleibe dein Lebelang ſo und es wird dir wohlgehen, ſagt er! und hiermit klopfte er mir noch einmal die rechte Wange und verſchied. Da habe ich denn zu meinem Vater geſagt: „Hören Sie, Vater," ſagt ich, „wenn Sie mir etwa zufällig einmal eine Ohrfeige geben wollten," ſagt ich, „ſo ſeyn Sie ſo gut, und nehmen Sie lieber die linke Backe," ſagt ich, „denn auf der rechten hat mir die liebe Hand des ſeligen Herrn den Abſchied gegeben, und den ſoll mir kein Menſch abwiſchen," ſagt ich.

Otto. Dich hat er alſo geſegnet, mich aber nicht! und jetzt, würde er mich jetzt wohl ſegnen wollen?

Gottlieb. Ja, wer weiß denn, was Sie wieder bringen? Etwas Gutes wird es wohl ſchwerlich ſeyn.

Otto. Auch mein Vater iſt alſo hier?

Gottlieb. Freilich! er will ſich mit der Gnädigen in das Gut und in das Geld des ſeligen Herrn theilen, und da kriecht er mit dem Muſje Geiſſel nun ſchon ſeit drei Tagen bald rückwärts, bald vorwärts im ganzen Gute umher, als ob es ein Teich und er ein großer Krebs wäre.

Otto. Alſo an die Erbſchaft machen ſie ſich ſchon, während ich den guten alten Onkel mir noch lebend dachte? — Hat er denn aber gar nicht an mich gedacht? hat er denn mir kein Andenken hinterlaſſen?

Gottlieb. Gedacht hat er freilich noch an Sie. Er ſagte: „was ich hinterlaſſe, geſegne Gott meinen Erben," ſagt er, „ich hoffe, ſie werden es zu Rathe halten," ſagt er, „bis auf den Otto, der zwar ein guter, geſcheidter Junge, aber doch eine ſehr liederliche Fliege iſt," ſagt er.

Otto. Burſche, das lügſt du! Du unterſängſt dich — —

Gottlieb. Junger Herr, mit dem Lügen bleiben Sie mir vom Halſe, ich lüge nicht, denn wer lügt, der ſtiehlt. Und wenn Sie keine liederliche Fliege ſind, ſo iſt es gut! aber der ſelige Herr hat's geſagt und der log auch nicht; und weßhalb ſind Sie denn wieder hier? —

Otto. Frage nicht und mache nur, daß ich die Tante allein ſprechen kann, an wen ſoll ich mich jetzt anders wenden? Sage ihr, es ſey ein Fremder hier, aber verrathe ja niemanden, daß ich es bin.

Gottlieb. Das geht nicht, die Gnädige frühstückt mit dem Papa im Garten und es soll sie niemand stören.

Otto. So rufe mir deinen Vater hierher! auch dem kann ich mich anvertrauen.

Gottlieb. Geht auch nicht! der hält Abrechnung mit dem Musje Geissel.

Otto. Aber lieber, goldner Gottlieb! meine Ruhe, mein Glück, meine Ehre beruht darauf, ich muß ihn auf der Stelle sprechen. Du bist ja mein alter lieber Spielkamerad, sey jetzt mein Freund, mein Retter! (Er will ihn umarmen.)

Gottlieb. Links gehalten! küssen Sie mich nicht auf die rechte Backe, die ist schon besetzt und zwar besser. Aber wenn's freilich Glück und Ehre gilt — — Da kommt der Vater ja selbst.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vollmer.

Vollmer. Sieh da, junger Herr! Willkommen!

Otto. Mein liebster Herr Vollmer, Sie kommen wie gerufen.

Vollmer. Ich erfuhr in diesem Augenblicke, daß Sie in einer eben nicht passenden Gesellschaft hier angekommen und im Gasthofe abgetreten wären, und daß man Sie geheimnißvoll und ängstlich nach dem Schlosse hätte schleichen sehen. Deßhalb suche ich Sie auf, denn ich fürchte, Sie bringen uns eben nichts Erfreuliches.

Otto. Ach, ich komme dießmal in schrecklicher Verlegenheit! Wo finde ich nun Rath und Hülfe, da mein treuester Freund, mein Schutzengel in der Noth nicht mehr ist?

Vollmer. Ja, wir haben den edlen Herrn begraben. Noth haben Sie ihm allerdings oft gemacht, und so konnte er denn auch Ihr Schutzgeist in der Noth seyn; aber verlassen sind Sie doch nimmermehr, Sie haben ja noch einen Vater.

Otto. Nein, nein! der Vater darf nichts wissen, er ist hart, geizig, unerbittlich, ich habe ihm als Sohn nicht nahen dürfen.

Vollmer. Seine Strenge hätten Sie durch Ihr Betragen wohl oft verdient.

Otto. Kann seyn! Aber liebster Herr Vollmer, nur jetzt keine

Vorwürfe, denn die kostbare Zeit verstreicht, und über meinem Haupte hängt ein Schwert. Sie haben mich ja sonst auch lieb gehabt, nehmen Sie sich meiner an, wo ich so verlassen vor Ihnen stehe.

Vollmer. Was wollen Sie denn eigentlich? —

Otto. Ich habe wieder auf's neue Schulden gemacht, ich habe gespielt, habe mit andern viel aufgehen lassen, bin so immer tiefer hineingerathen, und endlich — ach, mein liebster Vollmer! — ich habe meinen alten Wirth geschlagen, als er mich mit harten Worten an meine Schuld mahnte.

Vollmer. Wie? — den alten ehrlichen Schneidermeister haben Sie geschlagen, der Ihnen so unzählige Gefälligkeiten erwiesen hat, der Sie pflegte, als Sie krank waren, den haben Sie geschlagen, weil er nur sein Recht von Ihnen gefordert hat? — Otto! Otto! es ist weit mit Ihnen gekommen! — da kann ich nicht helfen.

Gottlieb. Hatte denn der Schneiderpapa nicht etwa einen aufrichtigen Sohn, der sich seiner angenommen, und ihm geholfen hätte? (Er macht die Pantomime des Schlagens.)

Otto. Ei wohl, die Söhne eben, die wollen nun alles entdecken, und eine ausführliche Klage beim Herrn Rektor einreichen, wenn ich nicht sofort ihren Vater zufrieden stelle.

Vollmer. Da haben die Söhne vollkommen recht, und sind noch sehr milde gegen Sie.

Otto. Wo aber soll ich das Geld nun hernehmen? Zu Fuße bin ich die zehn Meilen hergerennt, aber der Marqueur aus dem goldenen Löwen, wo ich immer gefrühstückt und Billard gespielt habe, und der älteste Schneidersohn sind mir nachgelaufen, weil sie fürchteten, ich könnte ihnen davon gehen. Hier in Heimberg wollte ich mich dem geliebten Onkel nun in die Arme werfen, er sollte mich retten, nur dieß einemal noch retten, und er würde mich nicht verstoßen haben, aber er ist todt — todt! — und wenn ich das schuldige Geld nicht heute noch meinen Begleitern auszahle, so will der eine zurück zum Rektor laufen und alles anzeigen, und der andere hier auf dem Schlosse Lärm schlagen, und Sie kennen den Herrn Rektor, Sie kennen meinen Vater.

Vollmer. Die Sache sieht allerdings sehr schlimm! Wie hoch beläuft sich denn aber die Summe?

Otto. Ich brauche wenigstens hundert Thaler. —

Vollmer. Ei das ist viel, sehr viel! und eine solche Summe haben Sie leichtsinnig durchgebracht?

Gottlieb. Mit hundert Thalern kann man drei tüchtige Ochsen kaufen.

Otto. Ja doch, ja doch! Aber rechnet nur jetzt nicht, ſondern helft mir aus der Noth! Lieber alter Vollmer, bei dem Andenken Ihres ſeligen Herrn laſſen Sie mich nicht in der Angſt vergehen! Geben Sie mich nicht der Strafe, der Schande Preis! Ich will von jetzt an gewiß ordentlich, gut, fleißig ſeyn; am Grabe meines lieben Onkels will ich Beſſerung geloben und mich durch dieſe letzte harte Prüfung reinigen laſſen.

Vollmer. Otto, Sie thun mir wirklich leid! aber wie ſoll ich helfen, wo ſoll ich das Geld hernehmen? — ich habe es nicht.

Gottlieb. Höre, Vater, laß mich einmal einen Vorſchlag thun! Ich kann den Otto nicht ſo verzweifeln ſehen, wir haben uns von Jugend auf gekannt, haben manchen ſchönen dummen Streich mit einander gemacht, und er iſt immer gut und herzlich gegen mich geweſen. Jetzt bricht mir das Herz bei ſeiner unbändigen Noth und du weißt, wenn ich einmal ins Weinen gerathe, dann will es was ſagen! Nimm du die hundert Thaler einſtweilen aus der Wirthſchaftskaſſe, da haſt du ja Geld genug darin. Ich laſſe ſie mir auf die zweihundert Thaler abrechnen, die mir der ſelige Herr als ſeinem Pathen vermacht hat, und die mir die Erben ja doch auszahlen müſſen.

Vollmer. Ich darf ſolche Zahlungen nicht willkürlich aus der Kaſſe leiſten.

Gottlieb. Ja doch, du darfſt, Vaterchen! Ich laufe zur Gnädigen, zupfe ſie ein paarmal am Rocke und ſage ihr, daß ich mein Geld haben muß, wenn ich mir nicht das Leben nehmen ſoll. Sie iſt viel zu gut, ſie wird dir die Anweiſung zur Zahlung geben und ſo iſt die ganze Geſchichte abgemacht.

Otto. O mein lieber, treuer Herzens-Gottlieb!

Gottlieb. Liebſter Vater, mache es ſo, ich bitte dich ſelbſt um Gotteswillen! Gib die hundert Thaler, daß wir den Schneider und Marqueur damit auszahlen, ich ſchaffe dir die Anweiſung von der Gnädigen, verlaß dich darauf!

Vollmer. Es ſey, Ihnen zu Liebe will ich deinen Vorſchlag erfüllen, mein ehrlicher Sohn, ob ich es gleich nicht ſollte. Aber dann, Otto, gehen Sie auch in ſich! Gedenken Sie dieſer Stunde, wenn Ihnen wieder die Verführung naht, und wenden Sie Ihre ſchönen Kräfte und Geiſtesgaben an, die Hoffnungen zu erfüllen, die unſer edler Wohlthäter von Ihnen ins Grab genommen hat.

Otto. Vater Vollmer! mein liebſter Gottlieb!

Gottlieb. Laſſen Sie doch das Geküſſe und ſchonen Sie mir die rechte Backe, oder — —

Vollmer. Kommt nur, nehmt das Geld und befriedigt die Gläubiger! Ich darf bei der Rechnungsabnahme nicht länger fehlen, und hier im Nebenzimmer vernehme ich ſchon die Stimme Ihres Vaters! Du aber Gottlieb ſchaffſt mir ſofort die Anweiſung. (Alle ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Sloran. Wandelhaupt. Louiſe.

Frau von Sloran. Ich habe wahrlich nicht geglaubt, lieber Bruder, daß unſere Wünſche hier ſo hart zuſammen treffen könnten.

Wandelhaupt. Ei, warum gibt mir meine liebe Frau Schweſter nicht nach? —

Frau von Sloran. Gern würde ich es thun, läge hier nicht zu viel für mich in der Wagſchale. Seit dem Tode meines Gatten habe ich hier bei unſerem lieben Oheim gewohnt, hier habe ich meine Tochter erzogen, hier die Ruhe meiner Seele wieder erlangt, hier einen höheren Beruf gefunden. Für mich iſt Heimberg alſo wirklich eine Heimath geworden, dir iſt es immer fremd geblieben; ich hänge feſt an dieſem Plätzchen, feſt an den Menſchen, die hier wohnen; und weil die letztern auch mich lieben, ſo darf ich ſie nicht verlaſſen.

Wandelhaupt. O, ich liebe Heimberg und ſeine Bewohner auch ganz entſetzlich.

Louiſe. Aber, liebſter Onkel, dieſe wahrhaft entſetzliche Liebe iſt doch erſt jetzt entſtanden; früherhin liebten Sie ſo ſtille weg, daß man es gar nicht recht merken konnte, und das war doch viel bequemer.

Wandelhaupt. Hat Sie mir ins Herz geſehen, Mamſell? —

Louiſe. Und das wiſſen Sie noch nicht? — Ganz tief habe ich hineingeſehen und erkannt, wie gut mein lieber Onkel iſt, und wie er mich eigentlich im Stillen viel lieber hat, als das ganze Heimberg.

Wandelhaupt. Da biſt du ſehr im Irrthume begriffen.

Louiſe. Und wie er aus milder Liebe zu uns die entſetzliche Liebe zu dieſem Gute aufgeben wird.

Wandelhaupt. Er wird kein Narr ſeyn!

Louiſe. Deſto mehr aber ein guter Bruder, ein lieber Onkel, den ich recht innig liebkoſen will.

Wandelhaupt. Mädchen, laß mich ungeſchoren.

Louiſe. Das haben Sie mir ſchon im Garten beim Frühſtück

geſagt, und da bin ich denn auch mäuschenſtill geweſen, denn Sie hatten dort mehr zu thun, als mit mir zu ſprechen. Jetzt aber ſind alle die häßlichen Sachen niedergeſchluckt, die uns dort im Wege ſtanden, jetzt darf ich mich mit dem lieben Onkel ſatt ſprechen und darf ihn jetzt bitten, ſo herzlich innig bitten — —

Wandelhaupt. Gib dir keine Mühe! ich beſtehe feſt auf dem Gut; ich muß einen Ort haben, wo ich mich bisweilen von meinen vielen Geſchäften erholen kann.

Frau von Olorau. Dieſen Ort findeſt du eben hier, wenn du uns beſuchſt. Mit offenen Armen wollen wir dich hier empfangen, mit dankbar treuem Herzen dir alle Freude zu machen ſuchen, du alſo verlierſt nichts.

Louiſe. Wir aber verlieren ja alles, alles! Oder ſoll ich mit leichtem Herzen aus dem Zimmer gehen, das mich aufwachſen ſah? Mit leichtem Herzen mein Gärtchen mit ſeinen Blumen und Blüthenſträuchern, die ich gepflegt, die alten Linden mit ihren geheimnißvollen Schatten und die Gräber meiner Lieben verlaſſen? Soll ich von den Menſchen hier ſcheiden, die — — (Sie wendet ſich weinend ab.)

Frau von Olorau. Faſſe dich, Louiſe!

Louiſe (wendet ſich ſchnell lächelnd um). Ich bin gefaßt, liebſte Mutter! wie könnte auch der liebe Onkel nein ſagen, wenn wir ihn ſo innig bitten.

Wandelhaupt. Ich werde aber doch nein ſagen, denn ich habe einen Sohn, auf den ich bedacht ſeyn muß.

Louiſe. Und meine Mutter hat eine Tochter, die auch alle Rückſicht verdient. Ihr liebes Ottchen braucht Geld, Louiſchen aber braucht für ſich und die Mutter ein ſtilles Aſyl, und ſo iſt ja beiden lieben Kindern geholfen.

Frau von Olorau. Endlich muß ich dich auch darauf aufmerkſam machen, daß nach dem Urtheil aller Wirthſchaftsverſtändigen des ſeligen Oheims baare Verlaſſenſchaft weit mehr beträgt, als das Gut werth iſt. Du gewinnſt alſo, und meine Wünſche ſind um ſo uneigennütziger.

Wandelhaupt. Du ſprichſt von Gewinn, von Wirthſchaftsverſtändigen? — Das mögen wohl Herr Bollmer und ſeine Freunde ſeyn. Der Gutsanſchlag meines Geiſſel aber lautet ganz anders, und wie du Bollmern hörſt, ſo will ich Geiſſeln hören.

Louiſe. Alſo Herr Geiſſel? da ſollte man doch einmal mit dem lieben Herrn Geiſſel ſprechen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Geiſſel.

Wandelhaupt. Nun Geiſſel, iſt Er fertig mit der Rechnungsabnahme? Hat Alles ſeine Richtigkeit?

Geiſſel. Werde gleich damit zu Stande ſeyn, mein Herr Bürgermeiſter! es bedarf nur noch einer einzigen kleinen Auskunft. Haben Ew. Geſtrengen ſeit dem Tode des ſeligen Herrn Oberſten irgend eine vorſchußweiſe Zahlung aus der Wirthſchaftskaſſe empfangen? —

Wandelhaupt. Nicht einen Groſchen.

Geiſſel. Wie denn aber die gnädige Frau?

Frau von Gloran. Eben ſo wenig.

Geiſſel. Auch in den letzten Tagen nicht?

Frau von Gloran. Durchaus nicht; es würde ja ſonſt eine Quittung von mir vorhanden ſeyn.

Geiſſel. Ganz recht! Ich bitte daher, damit ich die Rechnungen gehörig ſchließen kann, daß Sie beide die Gnade haben, dieß Bekenntniß: „keine Gelder empfangen zu haben!“ — unterſchreiben zu wollen, damit ich es als Hauptbeleg den Rechnungen anfügen kann. (Er übergibt ein Papier, ſie leſen und unterſchreiben es beide.)

Geiſſel. Und nun, mein geſtrenger Herr Bürgermeiſter, erbitte ich mir Hochdero Gegenwart nur auf einen Augenblick in der Amtsſtube.

Wandelhaupt. Ich gehe, und wenn ich zurückkehre, ſollt ihr meine kategoriſche Antwort vernehmen. (Mit Geiſſel ab.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Gloran. Louiſe. Bald darauf Gottlieb.

Louiſe. Mit Vorſtellungen und Bitten erlangt man hier nichts, das iſt gewiß! Alſo bitten laſſen Sie uns nicht mehr, denn es thut mir zu weh, Sie, meine theure Mutter, ſo kalt zurückgewieſen zu ſehen.

Frau von Gloran. Mit Scherz und Spott wird aber noch weniger ausgerichtet, man erbittert die Leute nur, ſtatt ſie unſern Wünſchen geneigt zu machen.

Louiſe. Es erhält doch aber bei guter Laune, und die iſt hier

nöthig, ich würde ſonſt vor Weinen kaum ſprechen können. Der Onkel iſt es jedoch nicht, der hier ſelbſt gegen ſeinen Vortheil auf dem Gut beharrt — nein, es iſt Geiſſel, und der will beſtimmt einen Plan zu ſeinem eignen Vortheil dabei ausführen. Einer ſolchen Liſt möchte ich wohl auch Liſt entgegen ſetzen, und es käme darauf an, wer dann das Spiel gewönne.

Gottlieb (ſchaut herein). Iſt es unterthänigſt erlaubt? —

Frau von Glorau. Komm doch herein, ehrlicher Gottlieb, ich habe dich heute noch nicht geſehen.

Gottlieb. Ja! — ich hatte Beſuch!

Louiſe. Ich will wünſchen, daß dir dein Beſuch weniger Noth gemacht hat, als uns der unſrige.

Gottlieb. Je nun, von wegen der Noth, mit der könnte ich meinestheils nun auch ſchon zufrieden ſeyn. Aber ich habe noch eine Bitte auf dem Herzen.

Frau von Glorau. Nur hervor damit.

Gottlieb. Sie iſt aber unbändig groß, Sie werden davor erſchrecken.

Louiſe. Wir ſind jetzt an alles gewöhnt, und erſchrecken nicht mehr vor großen Bitten.

Gottlieb. Nun alſo — Sie wiſſen doch, daß der ſelige Herr geſtorben iſt, wir haben ihn begraben und haben alle ſo ſehr dabei geweint — —

Frau von Glorau. Ich ſollte ja nur deine Bitte hören.

Gottlieb. Alſo — der Selige war mein Pathe und hat immer etwas auf mich gehalten, und hat mir auch in ſeinem Teſtamente zweihundert Thaler vermacht, das werden Sie wiſſen.

Frau von Glorau. Allerdings, zweihundert Thaler gehören dir!

Gottlieb. Alſo — und nun paſſen Sie auf, nun kommt die Bitte: — ich will mein Geld jetzt haben!

Frau von Glorau. Es ſollen alle Legate in dieſen Tagen ausgezahlt werden.

Gottlieb. Nein! ſo haben wir nicht gewettet, ich muß mein Geld gleich haben, ich brauche es in dieſer Minute, es kann nichts helfen! und da komm' ich denn zu Ihnen, gnädige Frau, Sie ſollen mir eine Anweiſung auf die Wirthſchaftskaſſe geben, damit es Vater gleich auszahlen kann, ich will auch jetzt mit der Hälfte zufrieden ſeyn.

Frau von Glorau. Wozu brauchſt du jetzt ſo viel Geld? Ich muß erſt mit deinem Vater ſprechen, ob dieſer es zugeben will!

Gottlieb. Ei, was da, was da! machen Sie keine Umſtände'

Mit dem Vater können Sie jetzt nicht reden, der sitzt in den Klauen des Musje Geissel, und mit mir sollen Sie hernach reden, so viel Sie wollen.

Frau von Gloran. Ich kann ja die Anweisung auch nicht allein ausstellen, mein Bruder hat ja gleiche Rechte mit mir auf die Kasse.

Gottlieb. Allerliebste gnädige Frau, machen Sie doch wegen der paar Zeilen nicht solches Aufhebens. Sie schreiben ja oft stundenlang und die Finger thun Ihnen nicht weh, so werden Sie doch für den armen Gottlieb drei Zeilen schreiben können? — Fräulein Louischen, ich bitte Sie doch um Gotteswillen, schieben Sie die Mama hinten nach, ich werde vorn ziehen, daß wir sie nur erst zum Schreibtische bringen. (Er faßt Frau von Gloran bei der Hand und zieht sie zum Schreibtisch.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Wandelhaupt. Geissel.

Wandelhaupt. Halt! was ist das? — Gewalt? — Bursche, du willst dich an deiner Herrschaft vergreifen?

Geissel. Dahinter steckt ein furchtbares Complott, Vater und Sohn — Diebstahl, vielleicht Mord!

Frau von Gloran. Nein doch, lieber Bruder, es ist ja nichts!

Wandelhaupt. Geissel, arretire Er den Burschen auch! — Halte Er ihn fest!

Louise (stellt sich vor). Ich lasse den Gottlieb nicht arretiren, er hat nichts Böses gethan! Geben Sie sich keine Mühe, Herr Geissel. Gottlieb, lauf! lauf!

Geissel. Das Fräulein schützt den Verbrecher! Aber mein Arm faßt durch!

Gottlieb. Ja! faßt ihn nur, faßt ihn nur! Wir spielen hier Fuchs und Henne! Schön guten Morgen, Herr Geissel. (Er entläuft und winkt Louisen, indem er das Zimmer verläßt, diese folgt ihm.)

Geissel. Warte Bursche, du sollst es büßen müssen!

Frau von Gloran. Aber meine Herren, was mischen Sie sich denn hinein? es ist ja gar nichts.

Wandelhaupt. Nichts! sagst du? gar nichts! — Der Hallunke, der Vater ist ein Betrüger, es fehlen hundert Thaler in der Wirthschaftskasse, und der Sohn vergreift sich an seiner Herrschaft — ist das nichts?

Frau von Glorau. Wie? die Rechnungen wären nicht richtig — es fehlte Geld in der Kasse?

Wandelhaupt. Ja, hundert Thaler fehlen! Der Patron war erst trotzig genug zu behaupten, er hätte das Geld an dich gezahlt, bis ihm denn Geissel unser letztes hier unterzeichnetes Bekenntniß vor die Augen hielt.

Frau von Glorau. Das muß durchaus eine Irrung seyn, denn Vollmer ist — —

Wandelhaupt. Ein Schleicher, ein Betrüger, dessen Entlarvung wir nur den ausgezeichneten Verdiensten meines Geissel verdanken! Und was wollte der ungeschliffene Gottlieb hier? —

Frau von Glorau (halb für sich). Wenn ich Gottliebs Benehmen und seine dringende Heftigkeit erwäge, so weiß ich wirklich kaum, was ich davon denken soll?

Wandelhaupt. Ich habe bereits für dich gedacht, gehandelt, Frau Schwester. Vollmer abgesetzt, arretirt, den Gerichten übergeben. In meinem guten Geissel stelle ich dir aber hier den neuen Inspektor vor.

Frau von Glorau. Bruder, du hast zu rasch gehandelt.

Wandelhaupt. Zu rasch? kann die Gerechtigkeit zu rasch geübt werde? Soll die Inspektorstelle hier unbesetzt bleiben, und kennst du einen Würdigern dazu als Geissel? —

Geissel. Ich habe mich aus Liebe zu Hochdero Familie bestimmen lassen, das mühvolle Inspektorat hier zu übernehmen, und den interessanten Aufenthalt in der Stadt mit dem öden Landleben zu vertauschen.

Frau von Glorau. Ich kann meine Zustimmung hierzu nicht eher geben, bis ich nicht selbst mit Vollmer gesprochen habe. Wie möchte ich ihm zutrauen, daß er, ohne irgend ein Recht, sich auf mich berufen würde.

Geissel. Vor dem ersten Verhör wird aber, mit Ew. Gnaden Erlaubniß, wohl niemand mit dem Inquisiten sprechen dürfen.

Wandelhaupt. Nein, durchaus nicht! Es ist ja auch schon alles erwiesen; er ist abgesetzt.

Frau von Glorau. Nun so erkläre ich hiermit, daß ich dennoch an Vollmers Unschuld glaube, und daß ich, wie auch die Sachen stehen mögen, alles für ihn ersetzen will.

Wandelhaupt. Gut, der Defekt soll dir auf deinen Antheil angerechnet werden, aber der Strafe kann Vollmer nicht mehr entgehen.

Geissel (zu Wandelhaupt). Vielleicht würden Ew. Gestrengen sich geneigter zeigen, diese allerdings ungewöhnlichen Wünsche zu erfüllen, wenn die Gnädige auch gegen Dero Wünsche — —

Wandelhaupt (winkt Geiſſeln, daß er ihn verſtecke). Ja! Höre Schweſter, meinetwegen, dir zu Liebe will ich den Betrüger dir ausliefern, dem ſonſt das Zuchthaus gewiß iſt, mache mit ihm was du willſt, aber verzichte nun auch mir zu Liebe auf dieß Gut.

Frau von Glorau. Welche Bedingungen!

Geiſſel (heimlich). Recht, mein lieber Herr Bürgermeiſter! Laſſen Sie nicht nach, denn jetzt muß alles entſchieden werden; und da Vollmer bei Seite geſchafft iſt, werden wir hoffentlich bald am Ziele ſeyn.

Louiſe (herein eilend). Lieber Oheim! die Bauern wollen den Vollmer mit Gewalt befreien! Gottlieb hat Hülfe gerufen, es iſt unten ein großer Spektakel!

Wandelhaupt. I da ſoll das Wetter! — — Geiſſel ſpring Er hinunter, treibe Er das Volk zu Paaren, damit ſie begreifen, was ein Bürgermeiſter zu ſagen hat.

(Louiſe zieht die Mutter bei Seite, ſpricht heimlich mit ihr und ſcheint ihr zu erzählen, was ihr Gottlieb anvertraut hat. Geiſſel ſpricht mit Wandelhaupt auf der andern Seite.)

Geiſſel. Seyn Sie unbeſorgt, mein Herr Bürgermeiſter; ich werde Friede ſtiften und mit meinem braunen Freunde (er zeigt auf den Stock) Dero Huldigung allhier vorbereiten. Aber ziehen Sie nun auch hier alle Regiſter; wo Strenge und Beharrlichkeit nichts hilft, da muß Liſt zum Siege führen.

Wandelhaupt. Das iſt gerade meine Sache.

Geiſſel. Bedenken Hochdieſelben, daß Sie mich bereits zum Inſpektor ernannt.

Wandelhaupt. Geh Er nur, ich habe ſchon alles bedacht. (Geiſſel ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Geiſſel.

Frau von Glorau. Die Sache mit Vollmer ſteht anders, ich habe mich näher davon unterrichtet und überzeugt, daß er jene hundert Thaler wirklich für mich gezahlt, jedoch noch keine Quittung erhalten hat. Ich werde dieſe ihm nachträglich ausſtellen, und bitte ihn ſeines Arreſtes zu entlaſſen.

Wandelhaupt. Daraus wird nichts! — das ſind Winkelzüge! Wenn du das Geld erhalten hätteſt, würdeſt du dich wohl vorhin ſchon darauf beſonnen haben. Jetzt iſt dieſe Behauptung ein Falſum, macht

die Sache noch ſchlimmer, und verwickelt auch dich mit hinein. Ich werde verlangen, daß dir ein Eid darüber abgenommen werde.

Frau von Glorau. Bruder! wie kannſt du ſo gegen mich handeln?

Louiſe. Treiben Sie die Sache nicht zu weit, mein Onkelchen! ſonſt könnten Sie in dieſe Verwickelung wohl auch mit hinein gewickelt werden, und Ihnen würde ein ſolches Wickelband ſehr läſtig verkommen.

Wandelhaupt. Ei was, ich treibe die Sache nun aufs Aeußerſte; wenn du mir nicht im Guten weichen willſt, ſo ſollt ihr mich ganz anders kennen lernen!

Frau von Glorau. Je mehr ich dich hier von einer neuen Seite kennen lerne, um deſto weniger kann ich dir das Gut überlaſſen. Du biſt ganz in den Händen deines heimtückiſchen Geiſſel, und wie würde der hier mit den guten, friedlichen Menſchen umgehen, wie würde er recht abſichtlich alles zerſtören, was ich ſorgſam aufgebaut habe. Du würdeſt es nicht hindern, denn du ſcheinſt gar keinen eigenen Willen mehr zu haben.

Wandelhaupt. Keinen eigenen Willen — das will ich dir zeigen! Du willſt mir alſo nicht weichen? willſt mir nicht das Gut abtreten? Wohlan, ſo magſt du wohnen bleiben! Ich aber werde wieder heirathen, ein recht böſes Weib werde ich heirathen, mit ihr ziehe ich dann ein, und wir wollen ſchon ſehen, wer hier Herr ſeyn und den andern vertreiben wird!

Louiſe. Onkel! Sie werden doch nicht den Sperling ſpielen wollen, der die armen Schwalben aus dem Neſte beißt?

Wandelhaupt. Ja, das will ich!

Frau von Glorau. Störe doch nicht unſer geſchwiſterliches Verhältniß mit ſo rauher Hand. Laß uns endlich zum Ziele kommen. Meine herzlichen Bitten bewegen dich nicht, ſo mag denn das Schickſal entſcheiden, wir wollen looſen.

Wandelhaupt. Looſen! ſagſt du? — Nein, ich looſe nicht! Die Weiber looſen gern, ſie haben Glück dabei, ich aber habe noch niemals etwas gewonnen. Nein, ich looſe durchaus nicht!

(Ein Bedienter meldet, daß das Mittageſſen angerichtet ſey.)

Wandelhaupt. Angerichtet, ſagt das Menſchenkind! Guk, mich hungert zwar ſehr, denn der Aerger zehrt; aber ich kann nicht eher mit euch einen Biſſen eſſen, bis wir im Reinen ſind; nein, ich will lieber verhungern!

Frau von Glorau. Mein Bruder, ſey doch nicht ſo hart!

Louiſe. Geben Sie einem Vorſchlag Gehör, der alles froh und freundlich löſen könnte! Kommen Sie jetzt zu Tiſche, Onkelchen! und laſſen Sie es ſich recht gut ſchmecken; beim Deſert ſuche ich Ihnen denn eine

greife dicke Mantel aus, Sie eſſen mit uns ein Bielliechen, und wer dem Andern morgen zuerſt einen guten Morgen bietet, der behält das Gut.

Wandelhaupt (für ſich). Bielliechen eſſen? — Da kommt die Liſt und der Verſtand in Arbeit. Wo es mit Strenge nicht geht, muß Liſt angewendet werden, ſagt Geiſſel, alſo — —

Frau von Sloran. Die Sache ſcheint mir doch viel zu ernſt für einen ſolchen Scherz!

Wandelhaupt. Wie? zu ernſt? — Nein, ich ſtimme bei! Ich eſſe euch ein Bielliechen und morgen früh ſey's entſchieden; jedoch unter der Bedingung, daß Geiſſel in dem Bielliechen mit eingeſchloſſen ſeyn muß.

Louiſe. Auch das, aber dann bin auch ich mit eingeſchloſſen, und kann auch ſtatt der Mutter den entſcheidenden guten Morgen bieten.

Wandelhaupt. Es mag ſeyn, ich will euch ſchon faſſen.

Louiſe. Alſo topp! — Mütterchen! bitte, bitte, willige ein, ſo wird die Sache doch endlich ohne Groll ſich löſen!

Frau von Sloran. Wenn du es wünſchteſt, Bruder, habe ich nichts dagegen, obgleich es mir faſt unmöglich iſt, aus dieſer Sache einen Scherz zu machen.

Wandelhaupt. Deſto beſſer, ſo machen wir es mit Louiſchen allein ab; nun aber kommt zu Tiſche, daß wir uns bis zum Bielliechen durcheſſen.

Louiſe. Guten Morgen, Bielliechen!

Wandelhaupt. Ja, ſchön guten Morgen, Bielliechen!

(Indem alle abgehen fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer der Frau von Sloran.

Erſter Auftritt.

Otto. Gottlieb.

Otto (zu Gottlieb, der eben hereintritt). Haſt du die Tante geſprochen? wird Sie denn endlich bald kommen und mich von meiner Angſt um deinen Vater befreien?

Gottlieb. Ja, ſie wird gleich hier ſeyn! Weil das Abendbrod heute gar kein Ende nehmen wollte, ſo lauſchte ich im Nebenzimmer. Mit dem Eſſen waren ſie längſt fertig, aber der Papa und der Muſje Geiſſel hatten einen großen Punſchnapf vor ſich, ſchenkten unbändig ein und wollten, daß die Gnädige und Fräulein auch Beſcheid thun ſollten, und wenn ſich dieſe beiden zierten, dann machte Geiſſel einen Spektakel und beide ſchrieen dann immer: Vivat Vielliebchen! — ich möchte nur wiſſen, was das für ein Menſch ſeyn muß der Vielliebchen!

Otto. Weiß denn die Tante — —

Gottlieb. Ich habe ihr durch Louiſchen einen Wink geben laſſen. Aber junger Herr, nun gehen Sie auch in ſich, und machen Sie alles wieder gut!

Otto. Ich will ja! Dein Vater wäre längſt ſchon gerechtfertigt, wenn mich Geiſſel nicht abgehalten hätte. Aber die Tante ſoll alles erfahren, ſie ſoll mir rathen was ich thun und wie ich dir lohnen ſoll, Gottlieb, daß du mein Retter warſt.

Gottlieb. Bleiben Sie mir mit Ihrem Lohn vom Leibe! Es iſt nur gut, daß ich Ihr Retter bin; denn ſo durfte ich Ihnen nichts thun. Als Muſje Geiſſel aber meinen Herzvater wegen der hundert Thaler arretirte, da kribbelte mir es hölliſch in den Fingern, und ich hätte große Luſt gehabt, mit dem Marquer und dem Schneidergeſellen auf Ihrem Rücken Puff zu ſpielen.

Otto. Du unterfängſt dich, Gottlieb?

Gottlieb. Ei was, unterfangen! Wenn der Vater unſchuldig arretirt iſt, unterfängt ſich der Sohn alles. Aber Sie haben mir einmal weiß gemacht, ich wäre Ihr Retter und da wollte ſichs doch nicht thun laſſen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gloran. Louiſe.

Otto. Ach, meine liebe, theure Tante!

Frau von Gloran. Otto, Otto! wie ſehe ich dich wieder!

Otto. Ja, ich komme als ein Flüchtling, aber Sie werden mich nicht verſtoßen. O, mein liebes Louiſchen, bitt mir bitten, daß deine Mutter mir wieder verzeiht!

Frau von Sieran. Wie oft hat unſer ſeliger Oheim dir ſchon verziehen und dich aus drückenden Verlegenheiten gerettet! Du biſt aber ein zu leichtſinniger Menſch, der ſeine vermögende Güte mißbraucht und redliche Freunde ins Unglück zieht! Du verdienſt eigentlich keine Nachſicht, ſondern harte Strafe.

Otto. Bin ich denn nicht geſtraft genug? Habe ich mich nicht von meinen groben Gläubigern verfolgt hierher flüchten müſſen? Sehe ich nicht den redlichen Mann, der ſich meiner angenommen, ſogar deshalb, und weil er edelmüthig geſchwiegen hat, im Gefängniß? Sieht nicht der ſimple Burſche hier jetzt als mein Retter da?

Gottlieb. Na! da hören Sie es, daß ich der Retter bin! Aber eben deſswegen müſſen Sie auch nun nichts mehr von Strafe reden. Er hat das ſeinige gekriegt, und wenn ich nun einmal der Retter bin, ſo will ich auch der Retter bleiben.

Louiſe. Ehrlicher Gottlieb!

Gottlieb. Aber hört einmal alle! ſchafft mir nun den Vater aus dem Loche, oder ich ſchmeiße Feuer ins Neſt und hole mir den Vater aus den Flammen. Es iſt Nacht, alles legt ſich ſchlafen, und dem Vater ſein Bett ſteht leer! (Er weint.)

Louiſe. Weine nicht, Gottlieb! warte nur noch wenige Stunden, dann wollen wir den Vater ſelbſt befreien.

Otto. Ich habe nicht warten, ſondern, als ſie Vollmern ins Gefängniß führten, zu meinem Vater hinſtürzen, ihm alles bekennen, und ſo den guten Vollmer, der mir zu Liebe ſchwieg, rechtfertigen wollen! Aber Geiſſel, an den ich mich zuerſt wendete, hielt mich davon zurück; er beſchwor mich, meinem Vater, der ſehr böſer Laune ſey, jetzt nicht zu nahen, ſondern lieber auf der Stelle nach der Schule zurückzueilen. Er ſelbſt wolle Vollmern ſchon durchzuhelfen ſuchen.

Frau von Sieran. Darauf rechne nicht! Geiſſel hat ihn recht gefliſſentlich verdächtig gemacht; denn wo bliebe auch ſonſt der neue Inſpektor, wenn Vollmer gerechtfertigt wäre?

Otto. Der neue Inſpektor! — iſt denn Vollmer abgeſetzt?

Frau von Sieran. Dein Vater hat Geiſſeln dazu ernannt.

Otto. Gehört denn Heimberg nicht Ihnen? Der ſelige Onkel kann es ja doch Niemanden anders vermacht haben, als nur Ihnen?

Frau von Sieran. Nein, er hat nicht darüber entſchieden!

Louiſe. Und iſt dir's denn nicht lieb, Otto, wenn dein Vater dieß ſchöne Gut erhält? Dann brauchſt du dich nicht mehr als ein Flüchtling hier einzuſchleichen; dann wird es einſt dein Erbe.

Otto. Und was nimmt denn die Tante als Entſchädigung dafür?

Louiſe. Was anders als die bloße Verlaſſenſchaft.

Otto. Ach nein, liebe Tante! thun Sie das ja nicht; nehmen Sie das Gut und laſſen Sie dem Vater das Geld. Ich weiß es, der Vater vertraut dem eigennützigen Geiſſel nur zu ſehr, und wie würde dieſer mit Heimberg ſchalten, wie die armen Menſchen hier drücken und alles was Sie ſo ſchön hier eingerichtet, zerſtören, wenn er Inſpektor bliebe. Heimberg würde ſich bald nicht mehr ähnlich ſehen. Nein, Tante, das können Sie nicht zugeben! Sie dürfen ſich von dieſem Orte nicht losſagen! Laſſen Sie dem Vater das Geld und nehmen Sie das ſchöne Fleckchen Erde. Der Vater wird dann ruhiger ſeyn, Geiſſel wird ihn weniger betrügen können; und auch mir iſt das Geld lieber, ich will es nicht leichtſinnig verſchwenden! aber vor mir liegt Gottes ſchöne Welt, ich will ſie ſehen, will wandern, reiſen, ſo weit mich meine Sehnſucht fortzieht, und will freie Wahl behalten, mir eine Heimath zu ſuchen.

Louiſe. Genug, genug — wir ſind einig! Ich wußte deine Meinung erſt hierüber wiſſen. Jetzt kann ich frei und getroſt handeln, und morgen früh ſoll alles, ſo Gott will, glücklich entſchieden ſeyn. Aber nun, liebe Mutter, verzeihen Sie dem Otto auch, er hat bisweilen wirklich recht vernünftige Augenblicke und ein gutes Herz.

Gottlieb. Gnädige Frau, ich bitte auch! Hören Sie, ich bitte auch!

Otto. Liebe theure Tante!

Frau von Sloran. Ich will glauben, daß du dich beſſern wirſt, will deinem Vater den Aerger, dir die Verwürfe erſparen, und jene hundert Thaler dießmal für dich zahlen.

Gottlieb. Schönen Dank — daraus wird nichts! Ich bin einmal der Retter und will's auch bleiben; es iſt auch viel beſſer ſo; denn wenn dem jungen Herrn das Schuldenmachen einmal wieder ankäme, dann wird er denken: die reiche Tante nicht, ſondern der arme Gottlieb hat mir ſein Geld gegeben, und wenn er dieß denkt —

Otto. Dann wird er vor aller weitern Verführung geſichert ſeyn.

Louiſe. Aber, liebes Mutterchen, es iſt ſchon ſpät! Ich muß mit Gottlieb noch wichtige Dinge abreden, denn das Vieruhrchen iſt gegeſſen und die Schickſalswage ſchwankt.

Frau von Sloran. Louiſe, was haſt du übernommen? bedenke was alles an der Ausführung dieſes Scherzes hängt!

Louiſe. Laß mich nur machen! Ein fröhlicher Sinn und ein frommer Wille werden mir ſchon zum Siege verhelfen. Führe du den Otto auf ſein Schlafſtübchen, erzähle ihm alles, geh aber vor Mitternacht ja nicht

schlafen, denn ich müßte dich ja sonst wieder aufwecken. Du aber, Gottlieb, komm mit mir, du sollst mir helfen!

Gottlieb. Nun, wenn ich erst aus Helfen komme —

(Sie gehen nur ab.)

Verwandlung.

Wandelhaupts Schlafzimmer.

Dritter Auftritt.

Wandelhaupt allein, in Schlafrock und Nachtmütze, er raucht Tabak und sitzt an einem Tisch, auf welchem ein großer Bierkrug, unter demselben aber noch ein Korb mit Bierflaschen steht.

Wandelhaupt (einen Brief in der Hand). Schöne Nachrichten — die fehlen noch, um einem in diesem Wirrwarr den Kopf ganz konfuse zu machen! — Die Schwester, erpicht auf das Gut wie ein Tiger; die Louise eine wahre Hexe; denn seit ich das verdammte Bielliebchen gegessen, ist mir so bange, als ob ich einen Zaubertrank im Leibe hätte — und endlich hier der Otto, mein einziges Kind, auf und davon gegangen, wahrscheinlich Schulden halber! Ich unglücklicher Mann! Für was soll ich nun zuerst sorgen, wo nun zuerst hinfassen: nach dem Gute oder nach dem Kinde?

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geissel.

Geissel. Jetzt ist alles besorgt, mein Herr Bürgermeister! Alles!

Wandelhaupt. Hat Er auch seine fünf Sinne noch beisammen? — Er hat höllisch tief in den Punschnapf geguckt.

Geissel. Ich konnte Ew. Gestrengen ja unmöglich allein in dieser gefährlichen warmen Strömung lassen. Und was die fünf Sinne anbetrifft, so wollte ich lieber von sechsen sagen; denn die Pfiffigkeit, der sechste Sinn, ist eben durch den Punsch recht wach und warm geworden.

Wandelhaupt. Es thut auch Noth, denn das verdammte Bielliebchen — —

Geissel. Nein, das treffliche Bielliebchen! Sie hätten keinen herrlichern Einfall haben können, als die Entscheidung auf dieses Kunststückchen zu setzen.

Wandelhaupt. Meint Er wirklich? — ich dachte auch so; denn vergleichen wollte sich die Schwester nicht; mit Drohungen war nichts auszurichten; aufs Loosen mochte ich mich nicht einlassen, also — —

Geissel. Also zur Pfiffigkeit die Zuflucht genommen, da alle andern Seelentugenden nicht zureichten, und was die Pfiffigkeit veranstaltet hat, sollen Sie jetzt gleich hören.

Wandelhaupt. Setze Er sich und berichte Er!

Geissel (setzt sich). Ew. Gestrengen haben also ein Bielliebchen mit Fräulein Louise von Gleran gespeist?

Wandelhaupt. I freilich, aber es sitzt mir noch hier oben!

Geissel. Wer von Ihnen nun also dem andern morgen früh zuerst einen guten Morgen zuruft, hat das Bielliebchen und mithin das Gut gewonnen?

Wandelhaupt. Ja doch, ich weiß es ja!

Geissel. Nun entsteht aber die große Frage: Wann beginnt das Morgen? —

Wandelhaupt. Die große Frage läßt sich mit der kleinen Antwort abthun: das Morgen beginnt, wenn ich aufstehe.

Geissel. Mit nichten! dann könnte Fräulein Louischen noch früher aufstehen und uns den Rang ablaufen. Wir müssen das Morgen also wegschaffen, sobald es jung wird, und da nach altherkömmlicher Weise das liebe Morgen anfängt, sobald das liebe Heute in der Mitternacht zwölf Uhr geschlagen hat, so — — merken Sie die Pfiffigkeit?

Wandelhaupt. Es ist mir bald so.

Geissel. Also sehen Sie, nur deßhalb habe ich Ew. Gestrengen und die Damen so lange bei dem Punschnapf aufgehalten, bis sich wenigstens über die letztern eine Art langweiliger Schläfrigkeit zu verbreiten scheine. Sie sehnten sich nach den Betten, liegen nun schon auf den verehrten Ohren, der Punsch wirkt, und sie werden nicht zwölf Uhr schlagen hören. Wir aber wollen nicht zu Bette gehen. — —

Wandelhaupt. Mensch! wenn ich das aushalten werde, nach solcher Anstrengung!

Geissel. Es wird schon gehen. Einmal ist keinmal, wir legen uns dann erst fröhlich zu Ruhe, wenn wir gesiegt haben. Aber hören Dieselben nur weiter. Am Eingange des Corridors, der zu diesem Zimmer führt, habe ich unsern alten Rathskutscher mit seiner großen Peitsche postirt und

ihm befohlen, bei Todesstrafe keinen Menschen zu uns zu lassen, sondern alles unbarmherzig niederzuhauen; denn man könnte jedoch wohl auch uns etwa überraschen wollen und die Pfiffigkeit — —

Wandelhaupt. Natürlich — nur weiter! —

Geissel. Nur der Nachtwächter soll durchgelassen werden; er ist bereits gewonnen; und da sich alle Welt hieselbst nach der Uhr auf dem hiesigen Kirchthurme richtet, welche man hier im Zimmer nicht schlagen hört, so soll der Nachtwächter Schlag zwölf Uhr allhier erscheinen, uns verkündigen: es sey nun Morgen! und so uns gleichsam als zuverläßiger Zeuge dienen. Ich habe ihm dafür eine fürstliche Belohnung verheißen, denn die Pfiffigkeit sagt — —

Wandelhaupt. Schon gut, sehr gut! — aber weiter!

Geissel. Mit des Nachtwächters Laterne schleichen wir uns dann zuvörderst zu der Gnädigen Schlafzimmer. Es wird aber verschlossen seyn!

Wandelhaupt. Das wäre dumm! was hilft nun mein Gutenmorgengeschrei draußen? Man muß sich ja dabei sehen, so ist's ausgemacht!

Geissel. Ganz recht, wird aber schon kommen! Ew. Gestrengen stehen also mit dem Kutscher vor der Thür, trommeln tüchtig daran und rufen: „Guten Morgen, Vielliebchen!"

Wandelhaupt. Das soll nicht fehlen!

Geissel. Der Feind erwacht, springt aus dem Bette, merkt bloß auf diesen Angriffspunkt, zittert und hält sich hinter Schloß und Riegel sicher. Ich aber stehe indeß mit dem Nachtwächter unter den Fenstern, er hält die Leiter, ich steige leise hinauf, stoße plötzlich eine Fensterscheibe ein, fahre mit der Laterne ins Zimmer, rufe: „Guten Morgen, Vielliebchen!" und wir haben das Spiel gewonnen!

Wandelhaupt. Geissel, Er ist ein sehr gescheidter Mensch! Das Vielliebchen ist gewonnen, das schöne große Gut ist mein!

Geissel. Ich gratulire devotest und bringe Ew. Hochedeln zuerst meine Huldigung dar!

Wandelhaupt. Ich danke! — Kilian Wandelhaupt, Konsul zu Storchheim, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Heimberg! — Das klingt gar nicht übel!

Geissel. Und Adam Geissel! Olim Rathsdiener und Vicestadtschreiber zu Storchheim, dermalen herrschaftlicher Wandelhaupt'scher Generalinspektor zu Heimberg Wohlgeboren.

Wandelhaupt. Herr Generalinspektor Geissel, bitten Sie sich eine kleine Gnade aus!

Geissel. Mein gnädigster Herr! ich stehe mich als Inspektor gar

zu ſchlecht. Das traurige Beiſpiel liegt vor, der unglückliche Vollmer hat aus Hunger ſtehlen müſſen, ich bitte um Zulage!

Wandelhaupt. Ich bewillige Ihnen, Ihrer ſehr treuen Dienſte wegen, fünf Thaler Zulage, mit dem Beding: daß von morgen an der ſechste Sinn wieder abgelegt werden muß!

Seiffel. Werde unvergeſſen ſeyn, und ſo weit thunlich den ſechsten Sinn quiesciren laſſen.

Wandelhaupt. Dieſe Sache wäre ſonach völlig im Reinen; aber eine andere liegt mir noch ſehr ſchwer auf dem Herzen. Der Rektor der Schule in Boxberg ſchreibt hier an mich und fragt, ob mein Sohn bei mir angekommen ſey? Er wird dort vermißt und man glaubt, er ſey Schulden halber entlaufen.

Seiffel. Ottchen? der wird ſchon wieder kommen! Dergleichen Kleinigkeiten dürfen Ew. Geſtrengen jetzt nicht beunruhigen, wo alle Gedanken nur auf einen einzigen wichtigen Punkt gerichtet ſeyn müſſen.

Wandelhaupt. Kleinigkeiten? — Menſch! Er hat keine Kinder! Er weiß nicht, welche Angſt ein Vater um ſeinen Sohn hat! Ich habe mich oft von Ihm zur Härte gegen meinen Otto verleiten laſſen.

Seiffel. Habe ich denn nicht nur immer in Ew. Geſtrengen Auftrag die Strafbriefe ſchreiben müſſen?

Wandelhaupt. Sie haben mein Kind aber von mir abwendig gemacht! Der ſelige Onkel hier galt ihm als Vater, zu ihm hatte er Vertrauen, vor mir nur Furcht; den Onkel beſuchte der Junge immer, zu mir kam er niemals; und da der Onkel nun todt iſt, läuft er in die Welt oder vielleicht gar ins Waſſer.

Seiffel. Verehrter Herr Bürgermeiſter, beruhigen Sie ſich! Mir fällt eben ein, daß ich heute einen durchreiſenden Weinhändler geſprochen, der wollte Ottchen auf einer kleinen Fußreiſe begegnet ſeyn; der junge Herr iſt gewiß ſchon auf dem Rückwege nach Boxberg begriffen. Wenn wir erſt hier im Reinen ſind, will ich ſelbſt hinreiſen, dem jungen Herrn den Kopf waſchen und alles wieder in Ordnung bringen.

Wandelhaupt. Wenn nur der Weinhändler —

Seiffel. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, der junge Herr iſt wieder auf dem Rückwege begriffen.

Wandelhaupt. Nun, ich will mich jetzt zu beruhigen ſuchen. Ich fühle mich aber zu ſehr angegriffen, und da der Kutſcher draußen Wache ſteht — und der Nachtwächter kommen wird — und da die Uhr noch nicht zwölf geſchlagen hat, und der Punſch allemal ſehr ſchläfrig macht — — und da dieß ein ſehr mühevoller Tag war und ich noch viele

Kräfte brauchen werde — und da wir die heutige Nacht durchwachen wollen — und mir's besonders in den Augen drückt — so will ich sie ein wenig zu schließen suchen. Passe Er indeß auf, Geissel, und wenn der Nachtwächter kommt, so stoße Er mich an, aber leise!

Geissel. Werde nicht ermangeln, wird aber bald geschehen müssen, indem die zwölfte Stunde nicht mehr ferne ist.

(Wandelhaupt schläft ein. Geissel setzt sich eine Mütze auf, zündet eine Pfeife an, schenkt sich Bier ein, scheucht dem Bürgermeister bisweilen die Fliegen und geht dann wieder schweigend im Zimmer umher. Endlich, nachdem er überzeugt ist, das Wandelhaupt sey schlafen, sagt er:)

Ein großes Tagewerk liegt hinter uns. Vollmer ist gestürzt und ich stehe an seiner Stelle! Der junge Herr ist zurückgekehrt; denn der hätte noch gefehlt, um sich etwa mit dem Herrn Papa jetzt auszusöhnen. Das kann vielleicht späterhin geschehen, doch nur durch meine Hände. Alles ist im besten Gange, die Sache endigt mit einem Spaße; so kannst du aus vollem Halse lachen, Geissel; denn du wirst doch endlich einmal zu etwas Ordentlichem gelangen. Unser lieber Bürgermeister hier mag schlafen, mit zugemachten oder offenen Augen schlafen — wir wollen dafür sorgen, ihm die Schlafmütze recht tief über die Ohren zu ziehen.

(Man hört das Nachtwächterhorn blasen.)

Ha, das ist die Parole! der Nachtwächter kommt, der Zeiger hat zwölf Uhr geschlagen. — Herr Bürgermeister! — Herr Bürgermeister!

Wandelhaupt (auffahrend). He da! was soll seyn? — Guten Morgen, guten Morgen!

Geissel. Noch nicht, noch nicht! Ermuntern sie sich. Der Nachtwächter kommt, wir müssen uns zum Angriff rüsten!

(Während sich Wandelhaupt die schläfrigen Augen reibt, und Geissel die Pfeife weglegt und noch einmal aus dem Bierkruge trinkt, öffnet sich die Thür: **Louise** tritt ein, als Nachtwächter verkleidet, mit Laterne, Spieß und Nachtwächterhorn, nachdem sie noch einmal zur Thüre hereingeblasen hat.)

Louise (zu Wandelhaupt mit lauter Stimme) Schön guten Morgen, Vielliebchen! (Sie wirft die Verkleidung ab.)

Wandelhaupt. Alle Wetter!

Geissel. Ich bin des Todes!

Louise. Also, guten Morgen Vielliebchen! — Die Uhr hat zwölf geschlagen, der neue Tag hat begonnen, die Wette ist gewonnen!

Wandelhaupt. Geissel, Er ist mit seiner Pfiffigkeit ein Schafskopf.

Geissel. Der Kutscher draußen ist an allem Schuld, und der Nachtwächter hat uns verrathen; ich bringe sie beide um's Leben.

Wandelhaupt. Laß Er's gut seyn, Er kriegt sonst von den beiden Kerls noch Prügel obendrein.

Geiſſel. Ein ſolcher Spaß iſt ein dummer Spaß, er gilt nichts — es iſt Betrügerei!

Wandelhaupt. Halte Er's kluge Maul! Hat Er nicht auch betrügen und ſogar in die Fenſter einſteigen wollen?

Louiſe. Ein Scherz war erlaubt; ich habe Ihr Wort, lieber Onkel, und das werden Sie nicht brechen?

Wandelhaupt. Nein, Wort halte ich, aber dieß iſt mein letztes, es wird bald mit mir aus ſeyn!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gloran. Gottlieb.

Gottlieb. Hier bring ich die Mama — wir haben gewonnen. Juchheiſa!

Frau von Gloran. Sey mir nicht böſe, Bruder! Verzeih dem frohen Mädchen, daß es dich überliſtet, da es dich nicht erbitten konnte!

Wandelhaupt. Die Weiber ſind Schlangen! Nehmt denn alles hin, aber laßt anſpannen, daß ich fort komme, ehe es Tag wird. Geiſſel, packe Er ein!

Geiſſel. Ich werde aber Ew. Geſtrengen wohl leider nicht begleiten können, denn Hochdieſelben haben mich einmal zum Inſpekter hier ernannt und werden durch Hochdero Vermittelung Ihr Wort doch auch hier in Ehren zu halten ſuchen.

Frau von Gloran. Reiſen Sie unbeſorgt, Herr Geiſſel! Ich kann Sie hier nicht ferner gebrauchen; denn Vollmer iſt und bleibt Inſpektor bei mir.

Gottlieb. Arje, Muſje Geiſſel!

Frau von Gloran. Du aber, mein liebſter Bruder, verlaß mich nicht ſogleich! Deine Abreiſe wäre mir ja ein ſchmerzliches Zeichen deines Unwillens.

Louiſe. Nun iſt ja aller Streit vorbei, und nun erſt können wir Ihnen recht unbefangen die größten Beweiſe unſrer Liebe geben.

Wandelhaupt. Ich kann nicht bleiben! Das Gut iſt verloren, mögt ihr's haben! Aber meinen Otto will ich nicht verlieren, er hat Schulden gemacht, iſt von der Schule fortgelaufen, wer weiß wohin!

Geiſſel wollte mich zwar beruhigen, aber ich bin nicht ruhig; ich will ſelbſt nach Bexberg reiſen, denn es iſt mein einziges Kind!

(Frau von Sloran gibt Gottlieben einen Wink, worauf dieſer fortgeht.)

Frau von Sloran. Und wenn er nun wirklich aus Leichtſinn Schulden gemacht, und wenn nun ein redlicher Freund die Schulden faſt mit Aufopferung des eigenen guten Rufes bezahlt hätte, um deinen Sohn aus Schande und Schmach zu retten?

Wandelhaupt. Sprich — was weißt du davon?

Frau von Sloran. Und wenn ſelbſt Schmähungen und Gefängniß den Mann nicht bewogen hätten, deinen Sohn zu verrathen und dir Aerger und Gram aufzubürden?

Wandelhaupt. Dann würde ich dem braven Mann die Hand drücken und mein Junge ſollte ihm die Hand küſſen! Aber Schweſter, wo iſt denn Otto? Du weißt es gewiß! Wo iſt mein Sohn?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Otto. Gottlieb.

Otto (kniet vor dem Vater zu Boden). Hier bin ich, mein Vater!

Wandelhaupt. Böſer Junge, was haſt du gemacht?

Otto. Verzeihen Sie mir; die Tante weiß, wie ich bereue.

Frau von Sloran. Ja, ich hoffe gewiß, er wird ſich beſſern.

Wandelhaupt. Haſt du Schulden gemacht?

Otto. Wohl habe ich es gethan!

Wandelhaupt. Und wer iſt der Mann, der dich aus der Noth gerettet haben ſoll?

Otto. Es iſt Bollmer und hier ſein Sohn.

Gottlieb. Sie ſind eine rechte dumme Klatſche!

Otto. Mit den hundert Thalern aus der Kaſſe, die ſich Gottlieb auf ſein Legat auszahlen ließ, hat er die Gläubiger, die mich bis hierher verfolgten, abgewehrt. Und um Sie nicht zu kränken und mir die Strafe zu erſparen, hat er ſtill alles ertuldet; denn Geiſſel ließ ihm ja nicht Zeit, die Sache durch die liebe Tante auszugleichen.

Wandelhaupt. Du aber konnteſt das ruhig mit anſehen und konnteſt ſchweigen? Pfui!

Otto. Ich habe ja Geiſſeln alles anvertraut, er aber rieth mir zu

ſchweigen und lieber auf der Stelle zurückkehren, denn Ihr Zorn ſey furchtbar, und er müſſe erſt Zeit gewinnen, um die Sache zu vermitteln.

Louiſe. O ja! er hat ſo lange vermittelt, bis der Onkel ihn zum Inſpektor ernannte und Vollmern abſetzte.

Geiſſel. Ich muß recht ſehr bitten — —

Wandelhaupt. Er hält das Maul!

Otto. Ach! und die Briefe, die Geiſſel in Ihrem Namen an mich ſchrieb, waren immer ſo hart; kein Wunſch, keine Bitte wurde erfüllt, ich durfte nicht mehr nach Hauſe kommen, denn Sie hatten es mir ja ausdrücklich unterſagt. — Ich war verſtoßen! Wie hätte ich es wagen können, Ihnen Alles zu entdecken?

Wandelhaupt. Geiſſel, Er iſt ein ſechsfinniger Schurke! Jetzt durchſchaue ich Ihn! Er wollte mich in ſeinen Händen behalten, ich ſollte niemand haben, außer Ihm. Wir werden uns näher ſprechen!

Geiſſel. Ich bin unſchuldig — jene Briefe —

Wandelhaupt. Ich will ſie alle ſelbſt leſen, Er ſoll keine mehr ſchreiben. Jetzt gehe Er und ſage Er dem Eſel, dem Rathskutſcher, Er ſolle den Schuft Geiſſel nach Hauſe fahren! Marſch! —

(Geiſſel geht ab.)

Ich aber bleibe noch bei euch, Kinder, will meine baare Erbſchaft ertnen und nun euer Gaſt ſeyn. Denn weil nun kein Streit mehr unter uns iſt, den der Hallunke wohl zu unterhalten wußte; und weil ich meinen Jungen nun wieder habe, wollen wir noch ein paar fröhliche Tage verleben. — Und nun gute Nacht Vielliebchen! Wenn es Tag wird, will ich mich beim Vollmer betrunken!

Die beiden Schwestern.

Am Hofe des Herzogs war alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzessin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und niemand sah ohne Leid und Liebe das schöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette versammelte sich Jung und Alt, zahllose Augen starrten weinend auf das geschlossene liebliche Augenpaar, und so sammelte sich um den Sarg der holdseligen Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine stille Glorie aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieser Zeit befanden sich die beiden Töchter des Grafen von L., Sidonie und Ida, in der Residenz. Der Vater hatte sie bisher, entfernt von der großen Welt, auf seinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schlosse erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem sie zu Jungfrauen herangewachsen waren, sie jetzt einen Winter in der Hauptstadt verleben möchten, damit sie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden und im Umgang mit den klügsten und ausgezeichnetsten Menschen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten. Er hatte sie deßhalb in das Haus seines in der Residenz wohnenden Bruders gebracht, und sie durch diesen selbst am Hofe des Herzogs vorstellen lassen, denn dieser Hof war ein Muster nicht allein aller höhern feinen Lebensart, sondern auch der reinsten Sitten, und gab selbst zu wissenschaftlicher Ausbildung und geistreicher Unterhaltung die beste Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der großen Stadt und die vielseitigen neuen Eindrücke wirkten aber sehr verschieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einsam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren. Die sanfte Ida erfreute sich recht wahrhaft der größern Gelegenheit zur

Vermehrung ihrer Kenntniſſe und zur Ausbildung ihrer Anlagen; ſie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerkſamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens ſeyn müſſe, wenn man ſich wahre Zuneigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur auf die Dauer gefallen könne, wenn ſie mit der äußern Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, auch Reinheit des Herzens und ſorgfältige Ausbildung des Geiſtes zu verbinden ſuche. Sie benutzte daher die ſich ihr darbietende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer und ob ſie gleich bald große Fortſchritte machte, blieb ſie doch anſpruchslos und beſcheiden, hörte gern zu, wenn ältere verſtändigere Perſonen ſprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen und fühlte ſich niemals zurückgeſetzt, wenn man ſie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Schweſter Sidonie; ſie lernte und trieb nur was ihr Vergnügen machte und flog unſtät von einem Gegenſtande zum andern, denn nicht die größere Gelegenheit zur höheren Geiſtesausbildung, ſondern nur die Zerſtreuungen der großen Stadt waren für ſie die Hauptſache; im Nachdenken, ob ſie den verfloſſenen Tag über auch gefallen, ob man ſie ausgezeichnet oder vernachläſſigt habe, ſchlief ſie des Abends im ſtolzen Triumph oder mit neidiſchem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie ſie ſich putzen und ſchmücken und welche Vergnügungen ſie am nächſten Tage genießen wolle, erwachte ſie am Morgen wieder. Während Ida ihre Bücher und Muſikalien für den Tag zurecht legte oder ſich an den Schreibtiſch ſetzte, ordnete Sidonie ihren Putz oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnſucht die Zeit herbei wünſchte, die ſie ihrer ſtillen Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, ſprach Sidonie nur davon, daß ſie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, ſondern immer in der Reſidenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürſtlichen Familie freundlich empfangen worden und wurden, da man den Vater hoch ehrte und ſich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs überſah man hier die einfache, beſcheidene, ſchüchterne Ida und zeichnete allgemein die ſtolze wunderſchöne Sidonie aus, die ſich bald mit Geſchick und Leichtigkeit in dieſem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine, tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzeſſin erkannte bald Ida's größeren Werth, ſuchte ſie vor allen liebreich an ſich zu ziehen, und entſchädigte ſie für manche Zurückſetzung reichlich durch eine wahrhaft ſchweſterlich innige Hingebung.

Die Winterluſtbarkeiten ſollten nun bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeſte waren bereits angeordnet und Sidonie dachte ſchon

an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzessin, menschliche Hülfe war zu schwach, sie starb. An die Stelle der nahen rauschenden Feste trat die Begräbnißfeier der Prinzessin; statt des bunten farbigen Schmuckes sah man nur Trauerkleider in der Hauptstadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der schönsten Blüthen und an die Vergänglichkeit irdischer Frühlingsblicke, deren einer die Prinzessin selbst gewesen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht sowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß sie die Stickereien und Spitzen, die vor ihr ausgebreitet lagen und den Schmuck, der aus dem geöffneten Kästchen ihr entgegen leuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie suchte sich für diese Entbehrung endlich dadurch zu entschädigen, daß sie sich einen kostbaren Trauerstaat machen ließ und viele Stunden damit zubrachte, sich damit zu schmücken. Ida war längst zum Sarge der geliebten Fürstin hingeeilt, sie weinte recht aus Herzensgrunde und der Ausdruck ihres tiefen Leides war so sanft, so rührend und doch so wahr, die Schüchternheit, mit der sie ihren Schmerz unter dem einfachen schwarzen Flore verbarg, so voll Lieblichkeit und Anmuth, daß selbst die gebeugte Mutter der Prinzessin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Brust zog und sagte: „Du warest es werth, daß mein Kind dich liebte; du hast es auch geliebt, wahrhaft und rein; du sollst es nun mit mir beweinen!“

Endlich trat auch Sidonie, geschmückt wie die Königin der Nacht, in den Trauersaal. Sie blickte gleichfalls auf die Hülle der Prinzessin, fand dieselbe äußerst hold und reizend im Todesschlummer hingegossen und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geschmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äußerte mit stolzem Lächeln den frevelhaften Wunsch, einmal auch so im Schimmer der Beleuchtung, auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, nicht todt, sondern in einer Art bewußten Verzauberung hingestreckt, von allen Blicken angestaunt und bewundert zu werden, und so die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr, der Todtscheinenden dann unverholen aussprechen werde. Nach dieser leicht hingeworfenen Aeußerung, die jedoch von den Umstehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, schaute Sidonie in die ihr gegenüberstehende Spiegelwand, die heute Niemand zum Beschauen der Eitelkeit diente; sie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem schwarzen Trauergrunde nur noch mehr emporstrahle und dachte bei sich selbst: ich will mit Freuden um die Prinzessin trauern, denn wenn alle übrigen Farben erloschen sind, erscheint das Gestirn meiner Schönheit im vollsten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzessin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den schwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch die finstere Nacht und die Todtenhalle glänzte von Kerzenschimmer wie ein Festsaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten sich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein schneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen und trotzte in ihrer höchst leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. Schon war es spät geworden, als die Schwestern sich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verschwieg, daß sie sich sehr unwohl fühlte und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdringe; sie warf sich scheinbar gleichgültig in das Sopha und suchte sich durch ihre Guitarre zu zerstreuen, auf der sie mehrere leichte fröhliche Melodien zu spielen begann. Aber es war etwas Unheimliches in ihrem Wesen, so daß die sanfte Ida der tiefsten Bekümmerniß sich nicht erwehren konnte, während sie mit gefalteten Händen neben ihr saß und ihre sorgenvollen Blicke auf sie richtete. Sidonie wurde immer blässer und blässer, das Auge immer starrer, die Lippen bebten immer mehr, bis sie mit einemmale krampfhaft die Saiten des Instruments zerriß und mit einem lauten Aufschreien besinnungslos zurück sank.

Die erschrockene Ida weckte laut jammernd das ganze Haus; man eilte, jede ärztliche Hülfe herbei zu schaffen und anzuwenden, allein Alles war vergeblich, Sidonie wollte nicht wieder erwachen, und so geschah es denn, daß kaum drei Tage nach dem Begräbniß der Prinzessin die stolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunsch sollte ganz in Erfüllung gehen, denn sie war nicht wirklich todt, sondern ein unbesiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todähnlich gefesselt, während sich die Seele dieses schrecklichen Zustandes bewußt war und alles vernahm, was um sie her vorging. Man hatte einen Eilboten nach dem Schlosse der Eltern gesendet, sie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres schönen, früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in dessen Hause Sidonie sich jetzt eben befand, tröstete die Eltern, indem er versicherte, daß der Tod für Sidonie gewissermaßen als ein Glück zu betrachten sey, denn sie habe nur an allem Sinnlichen, irdisch Vergänglichen gehangen und würde gewiß späterhin höchst unglücklich geworden seyn, wenn sie die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtsinn, ihre herzlose Eitelkeit nicht verschweigen mochte, so rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das

Betragen und ganze Wesen der bescheidenen sanften Ida und pries die Eltern glücklich, denen ein solches Kind geblieben sey.

Unter den vielen, welche hinzuströmten, die stolze Jungfrau nun im Sarge zu sehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: „Sieh so vergeht alles Eitle in der Welt!“ manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte aussprach, unter diesen erschien auch die Herzogin Mutter; sie wollte die Eltern selbst trösten, denn sie wußte ja, wie weh der Verlust einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und sagte: „Fassen Sie Muth und Trost! Gott hat die stolze Blume gebrochen, die nur sich selbst liebte und ihr Haupt über alle erheben wollte, er hat ihnen dagegen die schöne liebliche Rose gelassen, die bescheiden blüht und alles um sich her durch ihren Duft erquickt!“ und hiermit schloß sie die sanfte Ida an ihre Brust und legte sie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber sie vernahm alles; es war ihr, als ob die Posaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zurufe: „Kehre in dich, Sidonie, reiße dein Herz los von der Eitelkeit der Welt und wende dich zum ewigen Erbarmer, so wirst du dießmal noch vom Tode gerettet werden!“ — Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz und erwärmte es wieder, ein leises Gebet, wie aus einem Grabe, stieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und stille heiße Tropfen drängten sich wieder leise und belebend unter die seidenen Wimpern. Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie schlug die Augen wieder auf, und, wie am Tage der Auferstehung, erfüllte das Entzücken des Wiedersehens aller Herzen. — Sidonie verschwieg, daß sie alles gehört hatte, sie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; sie hatte ja eine harte Lehre empfangen über die vergänglichen Güter dieser Welt; aber sie wurde niemals wieder recht heiter und froh, denn unvergeßlich stand ihr jener furchtbare Augenblick des Gerichts vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unschuld und Reinheit, sie wurde ein glückliches Weib und eine gesegnete Mutter, und sah sich von Allen geliebt und verehrt!

Belisar.

Vor langer, langer Zeit und zwar vor 1300 Jahren, lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian ein Mann, mit Namen Belisar, der, aus geringem Herkommen entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient, und sich endlich dort so ausgezeichnet hatte, daß er bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen war. Der Kaiser war damals in einen bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt, und vermochte ihrem großen Heere, welches über 40,000 Mann stark war, kaum die Hälfte an Truppen entgegen zu stellen; aber Belisars Klugheit galt mehr als das große persische Heer; er erfocht über dasselbe einen vollständigen Sieg und zwang die Perser zu einem vortheilhaften Frieden. Im folgenden Jahre, nachdem er die Unruhen, welche in Konstantinopel selbst ausgebrochen waren und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, sondern auch einen Theil der Stadt in Asche gelegt, mit kräftiger Hand gestillt und seinem Kaiser den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Afrika, um Gelimer, den König der Vandalen, zu bekriegen. Sein Heer bestand nur aus 15,000 Mann, dennoch eroberte er Karthago, besiegte den feindlichen König und führte ihn gefangen im Triumph nach Konstantinopel. Justinian überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen, ließ ihm zu Ehren sogar Münzen schlagen, und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch diesen großen Feldherrn sich neue Siege zu verschaffen. Er sendete ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Ostgothen zu vernichten.

Belisar landete mit seiner Flotte an den Küsten von Sicilien, eroberte die Städte Syrakus, Palermo und Neapel, schlug den gothischen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog siegreich in Rom ein, und brachte seinem Kaiser auch die Krone dieses Reiches und den gefangenen König nach Konstantinopel. Auch gegen die Bulgaren zog Belisar zu Felde, und auch

hier war ihm der Sieg getreu. Diese großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, die Schlachten, in denen er sein Blut für dasselbe verspritzt, die fremden Länder, die er seinem Kaiser erobert hatte, hätten diesen wohl fest überzeugen sollen, Belisar sey ein eben so ausgezeichneter Mann als ein treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid anderer Menschen, die auch gern so groß und so berühmt gewesen wären als er, und die doch nicht die Kraft dazu hatten, ihm gleich zu seyn, suchte ihn zu stürzen, und der mißtrauische Kaiser war leichtgläubig und undankbar genug, den Verleumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüsterten: Belisar habe verrätherische Absichten und wolle sogar sich selbst auf den Thron schwingen. Er wurde der Verrätherei wirklich angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann jetzt eben so sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ihn in das Gefängniß werfen. Noch jetzt zeigt man zu Konstantinopel ein Gefängniß, welches man den Thurm des Belisar nennt.

Aber auch dieß genügte noch nicht, der Kaiser fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann und wollte ihn wenigstens unfähig machen, ihm zu schaden; er gab deßhalb den Befehl, ihm die Augen auszustechen und ihn des Landes zu verweisen.

Die grausenhafte That wurde vollzogen, die treuen Augen, die für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt, und nachdem dieß geschehen war, bemühte man sich, wie die Dichter erzählen, einen Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Grenzen des Reichs hinausbringen möchte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deßhalb erlassen; aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäft wohl hergeben? — Endlich meldete sich ein Knabe und erbot sich, der Führer des blinden unglücklichen Mannes zu seyn. Man machte dieß dem Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängniß, nahm ihm die Fesseln ab und gab dem Helden hierauf statt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen. Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt, und über die schaudervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert, sondern das Herz war ihm auch zerrissen, daß er das Liebste auf der Welt verlassen sollte, nämlich seine Familie, und ganz besonders eine Tochter mit Namen Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihm gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm oft, wenn er siegreich aus dem Kampf zurückgekehrt war, die heiße, blutbespritzte Stirne getrocknet und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes gepflegt hatte. Wenn die

Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den ruhmgekrönten Helden laut jubelnd pries, blickte sie mit banger Sorge auf den Vater; denn sie kannte nur die zarte Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn und stand wie ein guter Genius ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. — Das war zu viel für das Herz des unglücklichen Mannes! nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drücken und dann als Bettler in die Fremde gehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen, er wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhof des Gefängnisses befand, er rief ihn zu sich und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könnte. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten, er umfaßte des blinden Mannes Knie und weinte laut, denn es war ja die Tochter selbst, die sich von allem losgerissen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu lassen, um auch hier als schützender Engel seine unsichern Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal getheilt, bis er sein Grab fand, und so blieb der arme blinde Bettler dennoch reich durch die treue Liebe seines Kindes.

Gesegnet sey die Tochter, die der Schutzgeist ihres Vaters ist! —

Wollt ihr etwas Schönes, höchst gelungenes hierüber lesen, so verweise ich euch auf das in neuerer Zeit erschienene Trauerspiel des Freiherrn von Schenk zu München, welches den Titel führt: „Belisar."

Die Fahne.

Der Major von Helmbach hatte in einem Gefechte, wo er mit seinem Bataillon eine feindliche Batterie erstürmt, einen Fuß verloren. Als er wieder genesen war und nunmehr um seinen Abschied bat, wollte sein König, der ihn als einen seiner ausgezeichnetsten Officiere ehrte, ihn nicht aus seinem Dienste entlassen, sondern ihm vielmehr eine Anstellung im Civildienste ertheilen; Helmbach aber lehnte dieß bescheiden ab und erwiederte: „Ich habe dem Staate mit allen meinen Kräften gedient, habe selbst Gesundheit und Leben freudig aufs Spiel gesetzt und bin rüstig nur immer vorwärts geschritten, um den Ruhm und das Glück meines Vaterlandes zu erkämpfen. Das Schicksal aber hat meinen Lauf gehemmt, hat mir ein Bein zerschlagen und mir hierdurch zugerufen: „„Du sollst zurückkehren zu deinem dir von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, und sollst nunmehr deine Vaterpflichten erfüllen!““ Dieser Stimme will ich denn nun auch Gehör geben, zumal ich wohl als invalider Soldat aus Ew. Königl. Majestät Dienst meine Entlassung suchen konnte, als Familienvater aber bis zum letzten Hauch meines Lebens im Dienste bleiben muß!“

Der König ertheilte ihm hierauf mit einer reichlichen Pension seinen Abschied, und Helmbach zog sich mit seiner Familie in ein kleines Landstädtchen zurück, wo er sich bloß der Erziehung seiner Kinder zu widmen gedachte.

Die Familie des Majors bestand aus zwei Knaben, mit Namen Friedrich und Gustav, welche, da die Mutter frühzeitig gestorben, bisher fast ganz allein von einer Tante erzogen worden waren. Aber wenn die Tante auch mit größter Aufmerksamkeit für die Pflege und den Unterricht der Kinder besorgt gewesen war, so hatte sie doch nur ihr Betragen im

Hauſe und den pünktlichen Beſuch der Schule im Auge halten können; wie weit aber die Knaben in ihren Kenntniſſen vorgerückt waren, wie gut ſie ihre Arbeiten geleiſtet hatten, das konnte die Tante nicht immer beurtheilen, da ſie großentheils in denjenigen Wiſſenſchaften fremd war, die den Knaben gelehrt wurden. Es war dadurch manche Unregelmäßigkeit entſtanden, die Knaben hatten flüchtig gearbeitet, um nur fertig zu werden und wieder zu ihren Spielen zu kommen, oder auf Anrathen anderer faulen Mitſchüler ſich einigemal wohl gar die Arbeiten der Fleißigern zu verſchaffen gewußt, um ſie geradezu abzuſchreiben, ſie als eigne Arbeiten auszugeben und die Lehrer auf dieſe Weiſe zu hintergehen. Den aufmerkſamen Lehrern waren dieſe Vergehen oft nicht entgangen, und es hatten dann natürlicherweiſe angemeſſene Beſtrafungen erfolgen müſſen; oft aber gelang es den Knaben doch, die Lehrer zu täuſchen und die Tante zu belügen, die ihre Pfleglinge zu lieb hatte und ihnen traute, wenn ſie ſich entſchuldigten und ihr die Veranlaſſung der Strafen nicht der Wahrheit gemäß erzählten; ja ſie ſtimmte ihnen wohl gar bei, wenn ſie mit Thränen ſich über die Härte der Lehrer beklagten und dieſe der Ungerechtigkeit beſchuldigten, und gab ſie bisweilen für krank aus, um ſie nur aus der Schule zurückzubehalten und ihnen die Strafen zu erſparen.

Als nun der Vater an der Krücke in ſeine Familie zurückkehrte, mußte ihn die Tante zuvörderſt von allem unterrichten; dann nahm er ſeine Kinder ſelbſt vor, prüfte ſie in ihren Kenntniſſen, ließ ſich von ihnen alles genau über ihr Verhältniß zur Schule erzählen und befragte endlich die Lehrer ſelbſt über ſeine Kinder. Aus dem allen erkannte er denn bald genug den wirklichen Stand der Sache, und daß ſeine Kinder in Gefahr ſtanden, ſowohl nichts zu lernen, als auch in ſittlicher Hinſicht verderben zu werden, und indem er der mütterlichen Tante dieß alles genau vor Augen ſtellte, ſagt er: „Schweſter, das Schickſal hat es gut mit uns gemeint, daß es mich an meiner Krücke nach Hauſe verſetzt, damit ich hier das Obercommando übernehmen möchte; aus meinen Knaben hätten, wenn es ſo fortgegangen wäre, leicht lügenhafte Rangen werden können, wir hätten uns umſonſt auf eine glückliche Zukunft gefreut und umſonſt unſere ſchönſten Hoffnungen auf die Kinder geſtellt. Von jetzt an übernehme ich alſo das Commando, werde einen Unterbefehlshaber anſtellen, und mache dich jetzt zum Generalintendanten unſerer kleinen Armee, die vor allen Dingen in andere Standquartiere ziehen ſoll."

Er verließ hierauf ſeinen bisherigen Wohnort, die Reſidenz, obgleich alle ſeine Freunde ihn dort zurückzuhalten wünſchten, und wählte ſich ein

kleines Landstädtchen, wo erst neuerdings eine recht tüchtige Realschule errichtet worden war. Hier von den Zerstreuungen der großen Stadt entfernt und von den liebenden Augen des Vaters bewacht, sollten die Knaben zu braven, brauchbaren Männern ihre erste Bildung erhalten.

Mit dem Major von Helmbach zugleich war bei jenem Gefechte auch sein alter Feldwebel Stramm gefährlich verwundet worden; auch er hatte dieser Wunden wegen aus dem Kriegsdienste entlassen werden müssen und war seinem Major mit der Bitte gefolgt, daß er ihn bei sich behalten und ihn nunmehr in seine Dienste aufnehmen möchte.

„Das will ich wohl, Herr Feldwebel," antwortete der Major, „aber Sie müssen auch ihren Dienst ferner wie bisher versehen und mir besonders die Rekruten unter strenger Aufsicht halten wollen!"

Und als der alte Feldwebel meinte, er wolle zwar alles thun, was ihm sein Major befehle, es möchte ihnen beiden künftig wohl aber gänzlich an Rekruten mangeln, so winkte der Major seine Knaben herbei, stellte sie dem alten Stramm vor und sagte:

„Hier Alter, sind die Rekruten. Wollen Sie die Inspektion über diese übernehmen, so wie mein Parolebefehl das Nähere besagen wird?" —

„Das will ich, mein Herr Major!" erwiederte Stramm, stellte hierauf die Knaben in Reihe und Glied, commandirte: Marsch! und verließ mit ihnen das Zimmer.

Der Major setzte hierauf eine völlige Instruktion für den Feldwebel auf, nach welcher die Knaben nun folgendergestalt erzogen wurden.

Mit dem Schlage halb sechs Uhr des Morgens stand der alte Stramm in der Schlafkammer, und indem er mit den Fingern erst leise, dann immer stärker den Wirbel auf einer alten Trommel schlug, gebot er ihnen aufzustehen. Sobald dieß schnell und in seinem Beisein erfolgt war, verstattete er ihnen eine Frist von zehn Minuten sich zu waschen und anzukleiden, und erwartete sie hierauf in seinem Zimmer, wo sie sich einer genauen Musterung unterwerfen mußten. Hier wurde nachgesehen, ob ein jeder ordentlich gekleidet und rein gewaschen, ob das Haar gehörig ausgekämmt und an der ganzen Kleidung nichts Schadhaftes oder Unreinliches zu finden wäre. Dann mußten sie ihre Bücher, Landkarten und Schreibmaterialien, als Federn, Bleistifte, Papier, Federmesser, Tintenfässer u. s. w. vorzeigen und auch hier nachweisen, daß alles in gehörigem Stande sich befinde, worauf sie der alte Feldwebel zum Vater führte und in ihrer Gegenwart seinen Rapport über sie abstattete. Der Vater, der sich ganz auf seinen Feldwebel verlassen konnte, gab nun in Folge dieses Rapportes entweder seine Zufriedenheit oder Mißbilligung zu erkennen,

bestimmte dann die Tagesordnung, prüfte, ob die in der Schule erhaltenen Aufgaben auch erfüllt wären, und ließ die Kinder, nachdem er vorher mit ihnen andächtig das Morgengebet verrichtet hatte, dann zur Tante eilen, um ihr einen guten Morgen zu wünschen und das Frühstück zu empfangen; dann ging es wohl vorbereitet und rüstig in die Schule. — Sobald die Knaben aber von dort zurück kamen, mußten sie sich wieder beim alten Feldwebel melden, sich visitiren lassen, ob sie auch alle ihre Sachen zurückgebracht oder ihre Arbeiten richtig abgegeben hätten, und durften dann, nachdem sie alles an die gehörige Stelle hingelegt und der Alte: „Rührt euch!“ commandirt hatte, fröhlich in den Garten eilen und dort entweder ihre Blumen- und Gemüsebeetchen bestellen oder in muntern Spielen ihre Kräfte und Gewandtheit üben. Mit dem Schlage ein Uhr wurde zu Mittag gegessen, die Knaben mußten aber einige Minuten vorher sich im Eßzimmer einfinden. Wer hier nicht reinlich und ordentlich erschien, wurde zurückgeschickt, um die Nachlässigkeit wieder gut zu machen und erhielt keine Suppe. Ein runder Tisch war die Mittagstafel, dem Vater gegenüber saß der Feldwebel, zwischen beiden die Tante und die Kinder. Hier war aller Zwang entfernt; die Kinder wurden zu einer fröhlichen Unterhaltung aufgefordert, sie durften von ihren Freunden, von ihren Spielen erzählen, durften alles dem Vater erfragen, selbst ihre Meinungen bescheiden vertheidigen, und wenn vielleicht einmal die Unterhaltung stocken wollte, weil der Vater nicht mit der gewöhnlichen heitern Miene am Tische saß und der Feldwebel wohl merkte, daß er entweder an seiner Wunde wieder bedeutende Schmerzen leiden oder vielleicht andere Sorgen im Herzen tragen müsse, so fing er an, vom Wetter zu sprechen; „denn,“ sagte er, „diese Unterhaltung paßt zu jeder Stimmung, man kann von ihr auf alles Uebrige leicht übergehen, und schon deßhalb ist das Wetter eine schöne Gottesgabe!“ Er nahm denn auch gewöhnlich Gelegenheit, den Major an eine Zeit in ihren Feldzügen zu erinnern, wo es gerade eben solches Wetter gewesen sey wie heute, und nun knüpften sich an diese Erinnerungen andere, wichtigere; die alten Kriegsgefährten erzählten dann aus ihrem vielseitig bewegten Leben, und die Tante und die Kinder hörten aufmerksam zu und belebten durch eingestreute Fragen die Unterhaltung immer noch mehr.

Die Speisen waren ganze einfach; sie bestanden nur aus einer Suppe, einem zweiten Gerichte, und zum Nachtisch vielleicht aus einigen Früchten, welche die Jahreszeit bot. Die Portionen wurden den Kindern nicht ängstlich zugemessen, sie hatten die Freiheit zu essen, bis ihr Hunger gestillt war; denn obgleich die besorgte Tante anfangs hier manche Einwendung

machen wollte, so entgegnete ihr doch der Feldwebel: „Ew. Gnaden sind zwar der Generalintendant unseres Corps, vor dem ich allen Respekt habe, und ich sollte mich auch eigentlich in die Verpflegung derselben nicht mischen, zumal ich selbst eine Portion erhalte, mit der jeder Stabsofficier zufrieden sein kann; allein gerathen Hochdieselben nur um sich und selbst auf die unvernünftigen Thiere zu schauen, es wird sich keines leicht den Magen verderben, sobald man ihm nur ruhig vergönnt, so viel zu fressen, als es bedarf. Bricht man ihm aber bisweilen das Futter ab und läßt es hungern, so frißt es das nächstemal entweder zu viel, oder es greift zu, wo es nicht soll. So ist es auch mit den Kindern, wollt ich sagen mit den Rekruten; satt muß der Rekrut werden, sonst überfrißt er sich das nächstemal, oder er fängt an zu naschen; aber auswählen und mäkeln darf er nicht; er muß jede gesunde Speise essen lernen, und wenn er sie auch anfangs mit Ueberwindung hinunterschlucken müßte; denn unsere Standquartiere sind nicht immer in einem Lande, wo die Feigen auf den Bäumen wachsen, oder eine Tante als Intendant angestellt ist.

Nach Tische, ehe sie wieder in die Schule gingen, nahm der Feldwebel, wie er es nannte, eine kurze Vertauungsübung mit ihnen vor, stellte sie in Reihe und Glied, ließ sie marschiren, schwenken, lehrte sie ihre kleinen Gewehre brauchen u. s. w. Wenn nun die Schulstunden endlich vorüber waren, wurde ihnen eine kleine Erholung gegönnt; dann aber mußten sie ihre Aufgaben vornehmen und mit Ruhe und Fleiß theils diese erfüllen, theils sich auf die Lehrstunden des künftigen Tages vorbereiten. Eine der Freistunden jedoch wurde gewöhnlich zum Spaziergang benutzt, und da ging es denn im Winter auf die Eisbahn, im Frühjahr auf die schönen grünen Felder, im Sommer in den schattigen Hain, und im Herbst zu der Ernte oder nach den Weinbergen hinaus. Der alte Feldwebel lehrte sie alles um sich her kennen, machte sie mit den Geschäften der Handwerker und Landleute bekannt, und störte sie in keinem erlaubten Vergnügen, selbst wenn einige Gefahr damit verbunden war; er ließ sie nach Gefallen klettern, werfen, springen, und wenn dabei auch einmal ein kleines Loch in die Kleidungsstücke gerissen wurde, oder einer von ihnen bei einem zu kurzen Sprunge in einen Graben fiel und sich naß machte, oder vielleicht eine Beule gestoßen wurde, so lachte er darüber und sagte: „Kommt nur, daß wir der Frau Tante melden, es befinde sich ein Blessirter auf unsern Listen, sie wird dann schon Rath schaffen und die Montirungskammer nöthigen Falls aufschließen!“

Die Abendstunde versammelte die Familie um den Vater; hier wurde

noch einmal alles wiederholt und besprochen, was während des Tages vorgefallen war; hier mußten die Kinder ihre Schulbücher, mit den von den Lehrern darunter geschriebenen Censuren und ihre neuen Aufgaben vorzeigen; hier stattete der Feldwebel über jeden Einzelnen wieder genauen Rapport ab; hier wurde Zufriedenheit und Tadel ausgesprochen und auch wohl Strafe verfügt; hier durften die Kinder dem Vater alles vortragen, jeden bescheidenen Wunsch ihm gestehen, die Lösung jedes Zweifels, die Entscheidung jedes unter ihnen entstandenen kleinen Streites verlangen; und war man mit diesen Geschäften zu Stande, so las die Tante entweder aus einem guten Buche vor, oder der Vater und der Feldwebel erzählten Begebenheiten aus ihrem Leben, wo sie Zeugen von Muth und Entschlossenheit, von Redlichkeit und Treue gewesen waren; sie zeigten, wie bei den vorzüglichsten Menschen immer Tapferkeit und Milde, Selbstgefühl und Bescheidenheit, Muth und Wahrheit vereinigt gefunden würde, und unterließen auch nicht, Beispiele aufzuführen, wo geistige Anlagen und Vorzüge dennoch nichts gegolten und geleistet hatten, weil mit ihnen die Sittlichkeit der Gesinnungen nicht verbunden gewesen wäre. Die Kinder mußten nach einer solchen Erzählung ihr Urtheil selbst über die darin vorkommenden Personen aussprechen; es entstanden dann oft verschiedene Meinungen, die der Vater zu berichtigen suchte; und so wurde das Urtheil der Kinder selbst geschärft und auf guten festen Grundsätzen aufgebaut. Bisweilen umfaßte diese Unterhaltung aber auch ernstere Gegenstände, denn der Vater suchte seine Kinder, so viel es ihr Fassungsvermögen verstattete, auch mit den Einrichtungen, selbst mit den Gesetzen des Vaterlandes bekannt zu machen, damit sie von Jugend auf lernen möchten, was der Staat ihnen darbiete, und was er dagegen von ihnen verlangen müsse. Die Kinder fanden an dieser Unterhaltung nicht weniger ein großes Interesse, sie freuten sich auf alle die trefflichen Einrichtungen, die der Vater sie kennen lehrte, wie auf künftige Genüsse, die sie noch zu erwarten hätten, und suchten ihre Bekanntschaft mit den Gesetzen recht eifrig zu erweitern, weil es ihnen ein großes Vergnügen gewährte, sie schon jetzt auf ihr enges häusliches Leben anzuwenden, und die kleinen Verfälle darin nach den Gesetzen beurtheilen und entscheiden zu können. Auf diese Weise gewöhnten sich die Kinder nach und nach wieder an Ordnung und Fleiß, sie lernten ihr Gefühl und Urtheil berichtigen, sie gewannen Liebe und Vertrauen zu dem Vaterlande, das ihnen so viel Gutes und Treffliches gewährte, und erlangten Achtung vor Gesetz und Recht, vor Wahrheit und Redlichkeit.

Zwei Jahre waren verflossen, da wurde der Major von einem Freunde

besucht, der viel in fremden Ländern gelebt und oft sich gewundert hatte, das Fremde höher zu stellen, als sein deutsches Vaterland. Dieser Freund war mit der Erziehungsmethode des Majors keineswegs zufrieden. Er hielt sie für zu streng, zu pedantisch, und behauptete, daß man statt einen unbedingten Gehorsam von den Kindern zu verlangen, sie nur durch Vorstellungen zu bewegen, durch Gründe zu überzeugen suchen müsse; und daß die Anwendung einer strengen militärischen Ordnung den Charakter eben so beschränke, wie ein enges Kleid den Körper, daß aber sowohl der Körper als der Geist in ungebundener Freiheit aufwachsen und sich entwickeln müßte, worüber man in den neuen Erziehungsgrundsätzen größtentheils einverstanden sey.

Der Major aber schüttelte den Kopf und sagte: „Das Neue ist nicht immer das Gute, und ein Vater muß bei der Erziehung seiner Kinder nicht leichtgläubig die Meinung anderer annehmen, sondern seine innige Ueberzeugung zu Rathe ziehen, und seiner eigenen Erfahrung folgen. Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß der Mensch zuvor gehorchen lernen müsse, ehe er befehlen kann! — Wie wir als Kinder alles das lernen müssen, was wir hinterhin im Leben brauchen, so auch den Gehorsam, den wir ja selbst von andern verlangen, und der Staat von uns nicht entbehren kann. Wer frühzeitig seinen Eltern und Lehrern unbedingt vertrauen und gehorchen lernt, der wird auch künftig seinem Könige und den Gesetzen des Landes gehorsam seyn; wer zeitig zu einer strengen Ordnung angehalten, wem die unweigerliche Erfüllung auch der schwersten Pflichten stets zur Gewohnheit wurde, der gewöhnt sich leicht an alle diese Tugenden, und übt sie fröhlich und ohne Zwang aus. Das Kind kann ja nicht immer des Vaters Absichten begreifen, es hat noch keine eigene Erfahrung, es darf oft die Gründe noch nicht wissen, die den Vater und die Mutter zu ihren Anordnungen bestimmten; wie soll es nun urtheilen können, ob man von ihm auch Gehorsam verlangen dürfe, und ob es auch das, was die Eltern befehlen, thun wolle oder nicht?"

„Aber sollen wir denn alle nur von Feldwebeln und Unterofficieren erzogen werden?" fragte der Fremd.

„Bewahre der Himmel!" rief der Major; „ich will ja aus der schönen freundlichen Welt nicht eine große Kaserne machen, und es hat ja auch nicht jeder einen so treuen Freund, wie ich, an meinem alten Stramm, der den Feldwebel mit der Kindermuhme zu vereinigen weiß; nein, die eigentlichen Feldwebel bei der Erziehung der Kinder müssen die Mütter seyn, denn wo die Mutter mit Reinlichkeit und Treue, mit Milde und Strenge im Hause waltet da wird es auch brave, an Ordnung

und Sitte gewöhnte Kinder gelen und, um in meiner Soldatenſprache weiter zu reden, wenn die Mutter das ſchreiende Kind zur Ruhe bringt, wenn ſie es eſſen und gehen lehrt, wenn ſie ihm ſeine kindiſchen Wünſche erfüllt oder verſagt, wenn ſie ihm zum erſtenmale in der Wiege die Hände faltet, dann beginnt das Rekruten-Exercitium, und es kommt alles darauf an, daß es gut und tüchtig durchgeführt werde. Darum ſoll man auf die Erziehung der Mädchen große Sorgfalt wenden, damit ſie zu braven Müttern gebildet werden, denn ein Staat, in welchem die Mütter ihre Pflichten erfüllen, der hat auch gute Bürger. Meine Kinder haben leider keine Mutter mehr, die Tante und ein wirklicher Feldwebel haben ſich in die Mutterpflichten getheilt; freilich wird ihre Erziehung dadurch ernſter und männlicher, aber ich hoffe, ſie ſollen auch das Leben ernſter auffaſſen, und in ſeinen Prüfungen männlicher beſtehen."

Der Freund lächelte und ſagte: „Die Zukunft wird es lehren, wer von uns die beſten Erziehungsgrundſätze beobachtet hat. Mögen unſere Kinder indeſſen fröhlich mit einander ſpielen, wir haben vielleicht in dieſen Tagen ſchon Gelegenheit zu beobachten, wie die verſchiedenen Anſichten und Grundſätze der Väter auf ſie eingewirkt haben." — Er hatte nämlich ſeinen Curt, einen Knaben von zwölf Jahren mitgebracht, der von den Kindern des Majors mit großer Freude empfangen wurde. Curt war ein hübſcher, munterer Knabe, aber Gehorſam und Ordnung waren ihm nur inſofern bekannt, als er beides zu üben Luſt hatte. Sein Vater befahl ihm niemals etwas, ſondern ſuchte ihn nur zu überzeugen, daß es gut und nöthig ſey, das von ihm verlangte zu erfüllen. That der Knabe es doch nicht, ſo erfolgte auf dieſen Ungehorſam keine Strafe, ſondern der Vater fing aufs neue an, ihn durch Gründe überzeugen zu wollen, bis der Knabe, dem dieß endlich langweilig wurde, ſchnell von etwas anderem ſprach, oder den Vater küßte und davon ſprang.

Man hatte Curt und ſeinem Vater ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer eingeräumt, allein dieß gefiel dem Knaben nicht; er rief: „Beim Vater will ich nicht ſchlafen; des Abends ſtört er mich durch ſein ſpätes Schlafengehen, des Morgens durch ſein vieles Tabakrauchen, oder er fängt an zu predigen und will mich zu überzeugen ſuchen und das iſt mir alles unerträglich. Ich will bei euch ſchlafen, ihr Jungens, denn ihr gefallt mir und wir wollen recht luſtig ſeyn!"

Curts Wille wurde erfüllt; als aber ſein Bettchen in dem Schlafzimmer der andern Knaben ſtand und er hier ſeine Sachen auspacken wollte, führte ihn Friedrich erſt zu einer Wandtafel hin und ſagte: „Siehe, Curt, auf dieſer Tafel ſtehen die Ordnungsgeſetze, welche in unſerer Stube hier

beobachtet werden müssen. Lies diese Gesetze genau durch, denn wenn man in ein fremdes Land kommt, muß man sich zwar um dessen Gesetze bekümmern; unser Stübchen ist unser Land, du bist der Fremde, also bekümmere dich um unsere Gesetze."

Curt drehte sich aber um und lachte. „Was gehen mich die Gesetze an?" rief er; „sie sind für euch gegeben und nicht für mich, ich bin ein freier Mensch, der thun und lassen kann, was er will, und sich seine eigenen Gesetze macht!" und hiermit nahm er von der Stube Besitz. — Als man nach einem fröhlich verlebten Abend zu Bette gehen wollte, fielen dem Knaben mehrere naturhistorische Werke mit schönen Kupfern in die Hände, die er auf der Stelle noch durchblättern wollte. Der Feldwebel erinnerte zwar, es sey die Zeit zum Schlafengehen, auch wären sie alle ermüdet, und wollten diese Unterhaltung bis auf den morgenden Tag verschieben. Allein Curt hörte nicht, er beharrte auf seinem Vorsatz, legte sich zwar auch nieder, nahm jedoch die Bücher mit zu Bette, stellte das Licht daneben und blätterte ruhig weiter. Die Erinnerungen des Feldwebels, die Berufung der übrigen Knaben auf die Stubengesetze halfen nichts; er antwortete bloß: „ich will nicht!" und fuhr fort, seinen Willen durchzusetzen. — Da stand denn Friedrich ganz ruhig auf und löschte ihm das Licht geradezu aus. Curt aber wurde hierüber höchst aufgebracht, schimpfte, warf ihm die Bücher nach dem Kopfe und fing laut an zu singen, um die übrigen wenigstens im Schlafe zu stören. Als er auf keine freundlichen Bitten, auf keine ernste Erinnerung achten und mit seinem Lärmen nicht aufhören wollte, zündete der Feldwebel wieder Licht an und sagte: „Hört einmal, Cameraden! was thut man mit einem Menschen, der in ein fremdes Land einwandert, dort aber sich den bestehenden Gesetzen nicht unterwerfen will, sondern vielmehr die Ruhe und Ordnung zu stören sucht?" —

„Man sperrt ihn ein, oder man verweist ihn des Landes!" riefen die Knaben.

„Ganz recht!" erwiederte der Feldwebel. „Wir wollen es bei der Landesverweisung bewenden lassen." Er winkte hierauf den beiden Brüdern und trug mit ihnen den kleinen strampelnden Curt mit seinem Bette hinaus auf den dunkeln Corridor, ohne auf seine nunmehrigen Bitten und Versprechungen weiter zu achten, verschloß dann die Thür, legte sich mit seinen Zöglingen ruhig schlafen und ließ den furchtsamen, vor Angst weinenden Knaben in der Finsterniß draußen allein.

Am andern Morgen eilte Curt, sich über das Vorgefallene bei seinem Vater zu beklagen; dieser schalt zwar auf den alten Kamaschenknecht, wie

er den Hofmeister nannte, daß er sich so hart gegen seinen Sohn benommen, wollte jedoch bei dieser Gelegenheit zugleich beweisen, daß es eine alte Gewohnheit sey, Abends im Bette zu lesen: weil es theils den Augen schade, theils, wenn man während des Lesens einschlafe, es auch leicht feuergefährlich werden könne, worüber man schon traurige Beispiele erlebt habe, und daß es daher besser sey, dieser Gewohnheit zu entsagen. Letzteres hörte Curt aber nur mit halben Ohren an, drehte sich auf dem Absatz herum und sagte: „Du hast mir früher gesagt: wer viel lese, lerne viel. Deßhalb muß man viel lesen und auch im Bette; denn daß letzteres schädlich sey, kann ich nicht einsehen und deßhalb werde ich lesen, wie und wo ich will!“ und hiermit sprang er fort und ließ den Vater stehen.

Es war Sonntag, das Wetter heiter und schön und die Knaben erhielten Erlaubniß, mit ihrem kleinen Gaste einen Spaziergang zu machen. Sie führten ihn hinaus in die Weinberge, von wo man nicht allein die schönsten Aussichten in die Umgegend hatte, sondern wo auch bereits herrliche reife Kirschen zu holen waren. Curt war ausgelassen lustig, sehr die übrigen Knaben unaufhörlich, zerrieb ihnen die Blumen, die sie zum Strauß binden wollten, und schlug endlich eine recht tolle Schmetterlingsjagd vor. Friedrich versicherte, daß sie zu einer solchen Jagd gern erbötig seyn würden, wenn es ihnen nicht theils untersagt wäre, in ihren guten Sonntagsanzügen dergleichen Spiele zu unternehmen, wo die Kleider leicht beschädigt werden könnten, theils in den Weinbergen unvorsichtig umher zu laufen, wo man leicht Schaden anrichten könne und sich den harten Zurechtweisungen der Winzer aussetze. — „Laß mich die Sonntagskleider und die Weinberge an!“ rief Curt, „ich bin ein guter Mensch und werde mich doch so etwas nicht stören lassen; mit den groben Bauern will ich übrigens schon fertig werden!“ und hiermit sprang er fort, über Zaun und Stein, hatte über die Hänse hinweg und jagte mit einer Ruthe einem schönen Pfauenauge nach. Der nächste mit Trauben überfüllte Korb machte schon einen kleinen Riß in die weiße Hauskrause; Curt aber ließ sich nicht stören, jagte nur um desto ungestümer dem Schmetterlinge durch den Weinberg nach und schlug mit seiner Ruthe dergestalt um sich her, daß die Winzer von den Weinstöcken herabsahen.

„Junger Herr!“ rief der herbeieilende Winzer; „treiben Sie nicht solchen Unfug in unserm Weinberge. Sie beschädigen ja die Weinstöcke; ich werde Sie pfänden!“

„Das unterstehe Er sich!“ rief Curt aufgebracht, daß ihm der Schmetterling durch entkommen war, und hob Steine auf, um den Winzer damit zurückzutreiben.

„Ei," ſagte der Winzer, „wenn das ſo weit kommen ſoll, dann will ich einen andern ſchicken, der den ungezogenen Jungen herausſtreiben wird!" und hiemit rief er: „Spitz! paß auf!" und der Hund folgte ſogleich der Weiſung ſeines Herrn, ſtürzte ſich auf Curt zu, holte den erſchrockenen davon laufenden Knaben noch vor der Weinbergsthür ein, hielt ihn dort an den Beinkleidern feſt und würde ihn wahrſcheinlich tüchtig gebiſſen haben, wenn auf das jämmerliche Geſchrei des Knaben nicht die beiden Brüder herbeigeeilt wären und ihn von dem Hunde befreit hätten.

Spitzenkragen und Beinkleider waren zerriſſen; Curt ſtellte ſich, als ob er ſich nichts daraus mache und zog die andern Knaben weiter mit ſich fort. Sie kamen an einem Weinberge vorüber, auf dem die Bäume voll der ſchönſten Kirſchen hingen und Curt fühlte großen Appetit ſich an dieſen Früchten ſatt zu eſſen. „Wir wollen in das Weinberghäuschen gehen," ſagte Guſtav, „dort iſt ein armer lahmer Knabe, welcher die Vögel von den Kirſchbäumen ſcheuchen muß, bei dem kann man Kirſchen für Geld bekommen."

„Für Geld?" rief Curt, „was ich mir ſelbſt pflücken kann, brauche ich nicht zu bezahlen!"

„Du wirſt doch fremdes Eigenthum ſchonen und nicht wie ein Dieb einbrechen wollen," meinte Friedrich; „kennſt du nicht die Geſetze und ſelbſt die Gebote der Bibel?" — „Ei was!" erwiederte Curt, „ich habe freien Willen und kümmere mich um keine Geſetze; die Kirſchen hat der liebe Gott für alle Geſchöpfe wachſen laſſen, ich will mir nun einmal die Kirſchen ſelbſt pflücken, will kein Geld dafür ausgeben und der dumme lahme Junge dort im Gartenhäuschen ſoll mich gewiß nicht daran hindern! Mit dieſen Worten ſprang er über den Gartenzaun, kletterte wie eine Katze auf den ſchönſten Kirſchbaum und riß alle Früchte ab, die er nur erlangen konnte. Der lahme Knabe lief herbei, ſchalt und weinte, aber Curt lachte ihn aus und warf ihm die Kirſchkerne ins Geſicht.

„Du biſt ein böſer Junge!" ſchalt Friedrich, „biſt ein Dieb! ich werd' es deinem Vater ſagen, wenn du nicht auf der Stelle die Kirſchen bezahlſt!" Curt aber lachte ihn aus, und ließ ſich nicht ſtören.

„Wenn du nicht den Augenblick vom Baume gehſt," rief der aufgebrachte Guſtav, „ſo treib' ich den Dieb ſelbſt herunter!"

„Laß dir die Luſt dazu vergehen, Brüderchen," antwortete Curt höhniſch; „du darfſt ja heut nicht klettern, denn du haſt ja die Sonntagskleider an; und da bin ich vor dir ſicher." Guſtav antwortete nicht, zog aber den lahmen Knaben ſchnell ins Gartenhäuschen; in wenigen Minuten erſchien er wieder, hatte die Kleider mit dem Knaben gewechſelt und rief

von Zorn entbrannt: „Sieh', Bursche, nun darf ich klettern und nun will ich dir zeigen, wie man fremdes Eigenthum achten und beschützen soll!" Er kletterte mit großer Gewandtheit den Kirschbaum hinauf und schlug den diebischen Curt mit einer Ruthe so derb auf die Finger, daß dieser schreiend vom Baume herabruschte. Unten aber empfing ihn Friedrich, zog ihn ins Gartenhaus und nöthigte ihn, den lahmen Knaben zu entschädigen.

Gustav hatte indeß seine Kleider wieder gewechselt; Curt verlangte nach Hause zum Vater und so traten die Knaben denn den Rückweg an. Friedrich erzählte dem alten Feldwebel, was vorgefallen war, und während Curt die zerrissenen Kleider mit andern vertauschte, suchte der alte Stramm die beiden Väter auf, um ihnen über das Vorgefallene seine Meldung zu machen. Der Major billigte das Benehmen seiner Knaben, der Freund aber schien unzufrieden, daß man seinem Sohne Zwang angelegt habe, ließ sich in seinen Erziehungsgrundsätzen nicht irre machen, diesen Verfall aber die Veranlassung seyn, den Major früher zu verlassen. — Beim Abschied sagte er: „Unsere Knaben scheiden nicht als Freunde, vielleicht werden sie sich späterhin im Leben besser verständigen, wenn die deinigen mehr eigenen Willen und der meinige mehr Erfahrung erlangt haben werden, dann wollen wir sehen, ob die beschränkte oder die freie Erziehung bessere Staatsbürger liefern wird."

Die Knaben des Majors wuchsen kräftig und rüstig auf, sie wurden beide an einem Tage confirmirt und sollten nun das elterliche Haus verlassen, indem der älteste, der zu studiren wünschte, ein Gymnasium beziehen, der zweite aber, der den Militärstand gewählt hatte, im Kadettenhause aufgenommen werden sollte. Am Tage ihres Abschieds, wo ihnen der Vater manche gute Lehre mit auf den Weg gab, und sie dafür die heiligsten Versprechungen vor ihm ablegten, trat der alte Feldwebel herein und sprach: „Mein Herr Major, ich wollte melden, daß meine Rekruten jetzt ausexercirt sind. Ich bin mit ihnen zufrieden gewesen und wenn sie sich auch bei manchen Handgriffen ungeschickt angestellt, so ist es doch am Ende gut gegangen, und sie werden mit Gott ein paar tüchtige Burschen werden, in welches Regiment man sie auch einstellen mag. Dort wird man sie denn wohl zur Fahne schwören lassen, aber sie sollen auch uns verpflichtet bleiben, denn wir stehen hier im Namen Gottes und der Welt. Wenn der Soldat zur Fahne schwört, so muß er die Hand auf die Fahne legen und dann einen Nagel in dieselbe einschlagen, zum Zeichen, daß ihn nichts von ihr losreißen solle. Die Fahne empfängt dann den Schwur im Namen des Vaterlandes; aber der Sohn soll auch die Freude und

die Stütze des Vaters sein; drum ehe ihr uns verlaßt, ihr Burschen, sollt ihr auch die Hand auf die Krücke eines Vaters legen, und sollt jeder einen Nagel in dieselbe einschlagen, als ob es die Fahne sey. Ihr sollt die Krücke nie vergessen, und der Vater, wenn er die eingeschlagenen Nägel sieht, wird hoffen und glauben, er stütze sich auf euch."

Mit diesen Worten reichte er den Knaben die Krücke und zwei silberne Nägel; sie schlugen diese Nägel ein, drückten einen heißen Kuß auf die Stelle und gaben dem Vater dann die Krücke zurück.

Mehrere Jahre waren verflossen, Friedrich hatte bereits die Universität bezogen und Gustav war bei demselben Regiment Fähnrich geworden, in welchem Curt schon als Officier stand. Beide Brüder waren als Muster der Ordnung und Nettlichkeit geachtet und geliebt; sie hatten das Ihrige tüchtig gelernt, der eine im Civil, der andere im Militärstande, und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Da brach ein Krieg aus, das Vaterland wurde unverschuldet mit einem mächtigen Nachbarstaate in Streit und Kampf verwickelt, es sollte sich unter die Anmaßungen eines fremden Volkes beugen und seine Selbstständigkeit verlieren. Und der König rief endlich sein Volk zu den Waffen; Freiwillige stellten sich in die Reihen der Streiter, um das Vaterland zu vertheidigen und den deutschen Namen zu schützen. Auch Friedrich meldete sich als Freiwilliger bei dem Regimente seines Bruders und wurde hier wegen seiner tüchtigen juristischen Kenntnisse als Auditeur angestellt. Beide Brüder waren erfüllt von Muth und Vaterlandsliebe, und konnten sich daher mit ihrem ehemaligen Bekannten, dem Lieutenant Curt, nicht verständigen, der mit vielen Verhältnissen und Einrichtungen seines Vaterlandes unzufrieden war, sich selbst nicht geachtet genug glaubte, die Schuld davon nicht auf sich, sondern auf die Menschen um sich her schob und deßhalb dem fremden jetzt feindlichen Volke ganz besonders zugethan war, weil er meinte, es sey dort die goldene Freiheit zu finden und dort das Glück leichter zu erhaschen, wo man nicht so wie hier allenthalben an die Schranken der Ordnung anstoße. Der verständige Friedrich mochte ihm dagegen einwenden, was er wollte, er mochte ihm die sprechendsten Beweise von der Weisheit und Tugend des Regenten, von den Fortschritten des Staates in Künsten und Wissenschaften, von der vortrefflichen Gesetzgebung anführen, Curt blieb doch bei seiner Behauptung: es gebe hier kein freies ungebundenes Leben und der Begriff von Vaterlandsliebe sey eigentlich ein Hirngespinnst und könne nur so lange aushalten, als das Vaterland alle unsere Wünsche und Erwartungen erfülle. Die beiden Brüder zogen sich von Curt zurück, denn sie fühlten, daß derjenige

entweder nicht gut oder nicht glücklich seyn könne, dem die Liebe zum Vaterlande fremd sey.

Das Regiment stand dem Feinde gegenüber und Curt hatte einen Vorposten zu kommandiren. Wie er nun an keine Ordnung und an kein Gesetz gewöhnt war, wie er von Jugend auf nur seinen Ansichten und Neigungen folgen mochte, wie er dadurch auch verlernt hatte, das hoch zu achten, was dem Menschen sonst so heilig ist; so machte er sich auch jetzt kein Gewissen daraus, Pflicht und Ehre zu verletzen, das Vaterland zu verrathen und zum Feinde überzugehen.

„Ich will nicht in den Fesseln leben, die ihr kurzsichtige Menschen Pflicht und Gewissen nennt!“ schrieb er in einem Briefe, den er an Friedrich zurückgelassen hatte. „Die ganze Erde gehört dem Menschen, er kann sich aufhalten, wo es ihm am besten gefällt und ist ein Dummkopf, wenn er an der Santschelle kleben bleibt, die der Thor sein Vaterland nennt. Ich verlasse eure pedantische mir widrige Gemeinschaft und gehe dorthin, wo ungebundene Freiheit wohnt; in euren Gesinnungen und Vorstellungen beruht keine Kraft, keine Begeisterung, ihr müßt jedenfalls unterliegen, ich aber will bei den Siegern stehen. Lebt wohl, ich werde mich der Besiegten annehmen!“

Friedrich las diesen Brief mit Kummer, und es war ihm ein höchst schmerzliches Gefühl, als Auditeur die Untersuchung gegen den Ueberläufer Curt führen und seinen Namen sogar an den Galgen schlagen lassen zu müssen.

Die feindlichen Heere waren immer näher an einander gerückt, eine Schlacht begann und das Regiment, in welchem Gustav die Fahne trug, bildete die äußerste Spitze des linken Flügels. Der Feind hatte in der Nacht diesen Flügel umgangen, mit großer Uebermacht stürzte er sich auf denselben und brachte ihn zum Weichen. Die feindliche Cavallerie hieb auf Gustavs Regiment ein, und drängte es bis an das Ufer eines reißenden Stromes zurück; die Glieder waren zerrissen, die Reihenleute von Gustav waren gefallen, er stand mit der Fahne fast noch allein. Da kam ein Trupp feindlicher Reiter auf ihn zugesprengt; der Officier der ihn führte, war Curt, er erkannte den Fahnenträger und rief ihm hohnlachend zu: „Ergib dich, du Vaterlandsvertheidiger, deine Fahne sey meine Beute!“ — Gustav sah, es war keine Rettung mehr, aber die Fahne sollte nicht in Feindes Hand gerathen; er wendete sich schnell ab, hüllte sich dicht in die theure Fahne ein und stürzte sich vom steilen Ufer in die Fluthen des Stromes. Die Reiter hielten erstaunt ihre Rosse zurück, keiner wagte den gefährlichen Sprung ihm nach, sie mußten

zusehen, wie der Knäbe den mit dem Tode ringenden, seine Fahne fest umklammernden Jüngling ruhig mit sich fort trug.

Als der Abend nahte, war die Schlacht entschieden, die Feinde waren geschlagen und der Ueberläufer Curt gefangen genommen worden. Man führte ihn vor das Zelt seines Generals, wo auf einer Bahre Gustavs Leichnam lag, an seiner Seite die gerettete Fahne. Friedrich, der neben dem Todten stand, wendete sich zu Curt mit der ernsten Frage: „Wer von euch beiden ist jetzt der Sieger? wer möchtest du jetzt lieber seyn, Curt oder Gustav?“ — Der Gefragte antwortete mit niedergeschlagenem Blicke: „Ich möchte Gustav seyn!“ — Er wurde hierauf abgeführt und noch am selbigen Abend erschossen.

Als nach beendigtem Kriege Friedrich seinen Vater besuchte, empfing ihn der Feldwebel mit entblößtem Haupte an der Thür, und als der Vater den Sohn gerührt an seine Brust drückte und den Namen Gustav leise aussprach, nahm der Feldwebel die Krücke, zeigte auf den eingeschlagenen Nagel, drückte ihn an seinen Mund, und rief: „Achtung! präsentirt das Gewehr!“ — „Hoch lebe König und Vaterland!“

Der Juwelier.

In den mit Gold- und Silberarbeiten und kostbaren Juwelen reich ausgeschmückten Laden des Hofjuweliers Hartung trat ein Bauerknabe hinein und fragte den hagern Buchhalter, der eben mit bedeutender Miene beschäftigt war, mehrere Sachen von Werth auszupacken: „Hör' Er mal, Mutsje, ist Er hier der goldene Dosenschmied?"

„Was willst du, schmutziger Bursche, und wen suchst du hier?" fuhr ihn der Buchhalter an; „packe dich hinaus, hier wird nicht gebettelt!"

„Nun, nun, nur nicht gleich so grob!" sagte der Knabe; „ich bettle nicht, und mag auch von Ihm nichts haben, aber den Meister will ich sprechen!"

„Dort kommen der Herr Hofjuwelier selbst!" sagte der Buchhalter und zeigte auf Hartung, der eben zu einer Seitenthüre hereintrat. Als der Knabe ihn erblickte, ging er auf ihn zu und sagte lachend: „Hört einmal, Herr Goldschmiedemeister, Ihr seyd ein Hasenfuß. Wer wird sich denn vor den bischen Hundegekurre gleich so fürchten!"

„Ha, Bube!" rief Hartung: „Dir gehören wohl die beiden wüthenden Hunde, die vor dem kleinen Milchwagen dort angespannt sind?"

„Ja wohl gehören sie mir!" entgegnete der Knabe; „es sind zwar ein Paar sehr gute Hunde, Wolf und Fuchs, und thun auch keinem Menschen etwas; wenn aber einer so auf sie losgetrieben kommt, als wollte er meinen Milchwagen in Grund und Boden rennen, dann zeigen sie ihm freilich die Zähne, weil sie nicht sprechen können, und da denkt der Hasenfuß gleich, es wird ihn ein toller Hund beißen, will über die Gasse springen, fällt dabei auf die Nase und verliert seine Sachen aus Angst. Ich aber

habe das Ding aufgehoben und bring' es euch hier wieder; und hiermit reichte er ihm eine kostbare goldene Dose hin, die Hartung verloren hatte!"

Der Juwelier war zu einem ihm nahe wohnenden reichen Mann gerufen worden, der ihm verschiedene Kostbarkeiten abkaufen wollte, hatte mehrere dergleichen zu sich gesteckt gehabt und war auf dem Rückwege wirklich vor den an dem Milchwagen gespannten Hunden erschrocken, hatte ihnen durch einen Sprung ausweichen wollen und dabei die goldene Dose verloren. Hartung sah den Knaben fest an und sagte: „Junge, du weißt wohl nicht, was die Dose werth ist, die du mir hier wieder bringst?" — „Ich brauch' es auch nicht zu wissen," antwortete der Knabe, „denn sie gehört mir nicht. Blank ist sie genug, aber die Herz-Großmutter sagt: „Laß dich den Teufel nicht blenden!" Erstaunt und erfreut über die Redlichkeit des Knaben dankte ihm der Juwelier auf das freundlichste und wollte ihm drei blanke Thaler zur Belohnung geben; aber der Knabe schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Da würde mir meine Herz-Großmutter das Leder schön ausprelzen, wenn ich das annehmen wollte; denn sie müßte ja glauben, ich hätte das Geld erbettelt oder gar gestohlen. Nein, Herr Goldschmiedmeister, seine Tabatdose hat Er, nun behalt' Er auch sein Geld. Will er mir und meinen Hunden aber einen Gefallen thun, so kauf' er mir geschwind meine ganze Milch ab, damit wir wieder früher zur Herz-Großmutter nach Hause kommen!"

Der Juwelier erfüllte des Knaben Wunsch, kaufte die ganze Milch, die kaum einen Thaler an Werth betrug, und ließ einen großen Theil davon in eine Schüssel gießen und sie den Hunden zur Erquickung vorsetzen, während der Knabe selbst nur eine Buttersemmel von ihm annahm.

„Hört!" sagte der Knabe, als er nach Hause fahren wollte, „Ihr seyd ein hübscher Mann, und wenn Ihr ein solches Vergnügen habt, die Hunde zu füttern, so will ich alle Tage mit der Milch, die ich nicht gleich los werden kann, zu Euch kommen, und dann sollen meine Hunde sich bei Euch recht satt schlucken!"

Des andern Tages erschien der Knabe in den Nachmittagsstunden auch richtig wieder, suchte den Juwelier auf und sagte ganz traurig: „Aus unserm Spaß mit der Hundefütterung wird nichts! Ich habe Herz-Großmutter die ganze Geschichte erzählt und der war es zwar recht, daß ich Euer Geschenk nicht angenommen hatte, aber darüber hat sie mich sehr ausgescholten, daß wir die Milch den Hunden gegeben haben, denn die Milch, sagt sie, ist zu schade für die Hunde, du hättest sie lieber wohlfeiler an arme Leute verkaufen sollen, als daß sie dir der reiche Mensch für die Hunde abgekauft hat, und wenn du auch so dumm bist, deinen

Thieren alles in den Hals zu ſtecken, ſo hätte doch der alte Meiſter klüger ſeyn ſollen, als du!"

„Die Großmutter hat recht!" ſagte der Juwelier, „du ſollſt mich zu ihr führen!" und hiermit nahm er Hut und Stock, und folgte raſchen Schrittes dem Knaben, der fröhlich auf ſeinem Hundewägelchen vor ihm daher fuhr.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und ganz abwärts von der Heerſtraße lagen mehrere Weinberge mit den Wohnungen der Winzer verſehen; dort ſtand auch am Fuße eines Weinberges das Häuschen, welches die Großmutter bewohnte. Jemehr ſich ihm der Knabe mit ſeinem Fuhrwerk näherte, um deſto ſchneller liefen die Hunde, und wie ein ungeduldiges Roß wiehert, ſo blaffte dieſes Geſpann vor Freude und Ungeduld, als es ſeine Heimath erblickte.

„Großmutter! Herze-Großmutter!" ſchrie der Knabe ſchon von fern; „ſeht doch, der reiche Menſch kommt hinter mir her, und die Hunde haben heute noch nichts gefreſſen!"

„Das wollte ich dir auch gerathen haben, du Milchverſchwender!" ſagte die Alte, die in der Thüre ſtand und die Hand über die Augen hielt, um auf den Weg hinauszuſchauen, auf dem der Juwelier raſchen Schrittes gegangen kam; dann ſetzte ſie bedächtig hinzu: „Das alſo iſt der reiche Mann? Gott gebe, daß es nicht der Böſe iſt, der uns verblenden will?" —

Während Moritz, ſo hieß der Knabe, ſeine Hunde ausſpannte, war Hartung von der Großmutter begrüßt und in das Stübchen geführt worden. Hier fand er die größte Ordnung und Reinlichkeit und erfuhr, daß der kleine Weinberg das Eigenthum der Alten ſey, und daß ſie mit ihrem Enkel, der ſeine beiden Eltern frühzeitig verloren hatte, von dem Ertrage deſſelben lebe. Die Großmutter beſtellte mit einer Magd und einem Tagearbeiter den Weinberg, und Moritz fuhr mit ſeinen Hunden die Milch und Früchte in die Stadt und ging dabei, ſo viel es der Verkauf zulaſſen wollte, auch zugleich in die Schule.

Zufriedenheit, Frömmigkeit und die größte Einfachheit waren in dieſer Hütte einheimiſch, und es ward hier dem Juwelier ſo wohl um's Herz, als ihm zwiſchen ſeinem Gold und Silber lange nicht geweſen war. Man bewirthete ihn mit den ſchönſten Früchten, die ihm Moritz im Weinberge pflückte, und er durfte nicht von fern den Gedanken äußern, als wollte er irgend etwas dafür bezahlen. Als er darüber ſeine Unzufriedenheit zu erkennen gab, ſagte die Alte: „Ich weiß es recht gut, Herr Goldſchmied, daß Ihr ein reicher Mann ſeyd und von uns nichts geſchenkt

zu nehmen braucht. Ihr denkt auch wohl, eine Hand wäscht die andere, und da habt Ihr recht, aber Geld nehm' ich nicht; wollt Ihr etwas thun, so könnt Ihr dem Jungen hier einmal ein gutes Schulbuch schenken und das eßt Ihr dann wieder in Weintrauben bei mir ab."

Der Juwelier erfüllte beides, er sorgte für Schulbücher, und besuchte auch die Alte oft auf ihrem einsamen Weinberge, nahm auch wohl sein kleines Töchterchen, Mathilde, der die Mutter frühzeitig gestorben war, mit sich hinaus; und während die Alte dem Vater aus ihrem langen Leben manches Merkwürdige erzählte, und ihm dabei ein Gemüth zeigte, was die schwersten Prüfungen des Lebens mit stiller Ergebenheit bestanden hatte, führte Moritz die kleine Mathilde zu den schönsten Weinstöcken oder Obstbäumen, ließ sie dort selbst die reifen Früchte pflücken und fuhr sie auch wohl bisweilen, wenn er ihr ein besonderes Vergnügen machen wollte, mit seinen Hunden im Weinberge spazieren.

„Aber mein allerliebstes Mathildchen, wo führt Sie denn der Papa immer hin?" fragte Herr Schäfer, der Buchhalter. „Das geht ja jetzt alle Nachmittage hinaus, und sonst war der Papa nicht aus dem Hause zu bringen?"

„Wir besuchen den Milchjungen und seine Großmutter," entgegnete Mathilde, und erzählte dem neugierigen Buchhalter alles, was ihre Spaziergänge mit dem Vater anbetraf. Herr Schäfer, der jeden Tritt und Schritt seines Herrn belauschte und eifersüchtig war, wenn er nur entfernt glauben konnte, daß außer ihm noch jemand anders die Gunst und das Vertrauen seines Herrn genösse, die er nur zu gut zu seinem Vortheil zu benutzen verstand, suchte bald genug den Weinberg auf, um ebenfalls die Bekanntschaft der alten Großmutter dort zu machen. Die einfache alte Frau und der unbedeutende Bauerknabe schienen ihm aber nichts weniger als gefährlich, und er beredete vielmehr Herrn Hartung, nur noch öfter seine Spaziergänge zu wiederholen, damit er selbst desto unbemerkter im Hause und in der Handlung sein Wesen treiben konnte, wo ihm, seit Mathildens Mutter gestorben war, fast alles überlassen blieb.

Eine ungünstige Witterung hatte den Juwelier mehrere Wochen von seinen Spaziergängen zurückgehalten; als eines Morgens der Knabe Moritz mit ausgeweinten Augen in Hartungs Zimmer trat und mit bebender Stimme sagte: „Die Herze-Großmutter läßt Euch schön grüßen, und ich soll Euch sagen, daß sie gestern Abend gestorben ist."

„Die Großmutter ist todt?" rief Hartung traurig, griff nach Hut und Stock und folgte dem weinenden Knaben nach dem Weinberge. Da erzählte ihm denn die Magd, daß die Alte vor wenigen Tagen erkrankt

und gestern gestorben sey, und daß sie auch seiner gedacht, und besonders den verlassenen Knaben nunmehr seiner Fürsorge anbefohlen habe. Hartung beschloß auch diese Sorge zu übernehmen; er selbst kaufte den Weinberg, der Schulden halber feil geboten werden mußte, und nahm den Knaben in sein Haus, um ihn hier sorgfältiger zu erziehen und ihn in seiner Kunst zu unterrichten. Moritz war gut und brav; er that alles, um Hartungs Güte zu verdienen, er war in der Schule fleißig, und fand sich geschickt in seinen neuen Beruf; jemehr er aber die Zufriedenheit und Gunst des Meisters gewann, um desto verhaßter wurde er dem Buchhalter, der wohl einsah, daß Moritz ihm bald genug in Ausführung seiner Betrügereien im Wege stehen würde, insofern es ihm nicht gelingen sollte, die Redlichkeit des Knaben selbst wankend zu machen. Er vertraute dem Knaben deßhalb zuvörderst die Schlüssel der Speisekammer an, und setzte dort manche Leckereien hinein, von denen er ihm erst zu kosten gegeben; denn er glaubte, daß Moritz nicht widerstehen, sondern davon naschen würde und sagte oft zu sich selbst: fängt der Knabe nur erst an heimlich zu naschen, dann wird er auch weiter zugreifen. Er betrog sich aber; denn der Knabe hatte die Lehren der Großmutter über Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht vergessen, und die Leckereien verdarben eher, als daß sie Moritz angerührt hätte. Der Buchhalter versuchte es auf eine andere Weise; er öffnete mit seinem Hauptschlüssel heimlich die Vorrathskammer, entwendete heimlich manches daraus und wenn es dann fehlte, und er den Knaben darüber erst hart anließ, gab er sich dann das Ansehen, als wenn er aus Güte für ihn die Sache dießmal verschweigen und sie dem Meister nicht verrathen wolle, damit Moritz, auf diese Nachsicht bauend, die Furcht vor der Strafe verlieren und dergleichen Sachen selbst dreister begehen möchte. Der ehrliche Moritz sann aber vielmehr darauf, den Dieb an das Tageslicht zu ziehen, und da er bestimmt glaubte, daß es Katzen oder Ratten seyn müßten, so bat er Herrn Hartung, einen seiner getreuen Hunde, die jetzt nicht mehr den Milchwagen zogen, wohl aber den Weinberg bewachen mußten, zu sich nehmen zu dürfen, um der Näscherei, von der er seinem Meister im Vertrauen erzählte, auf die Spur zu kommen. Moritz erhielt die Erlaubniß, sprang auf den Weinberg hinaus, holte insgeheim seinen getreuen Wolf herbei, und da es schon Abend geworden war, als er zurückkehrte, so säumte er nicht, sich sofort mit ihm in der Speisekammer einzuschließen, und dort mit ihm in einem dunkeln Winkel den Dieb zu erwarten. Schäfer wußte nichts von der Rückkehr des Knaben, hielt sich für ganz sicher, und schlich heimlich in die Speisekammer. Als nun Moritz das leise Oeffnen der Thüre vernahm, und in der Dunkelheit die Gestalt nicht erkannte,

die herein ſchlich und ſich über die Speiſen hermachte, ſo hetzte er ſeinen Wolf an, der denn auch mit einem unerwarteten Sprunge den Buchhalter bei der Bruſt faßte und ihn zu Boden warf. An dem Geſchrei erkannte Moritz bald den Dieb, rief den Hund ſchnell zurück, und da der Buchhalter jetzt bald die Lage der Sache durchſchaute, und ſich nicht allein durch mancherlei Vorſpiegelung zu rechtfertigen ſuchte, ſondern auch den Knaben mit Vorwürfen und Drohungen beſtürmte, ſo verſprach dieſer endlich den Verfall zu verſchweigen, wogegen ihm der Buchhalter verzeihen wollte. Schäfer aber verzieh ihm nicht, er hatte Moritzens Verderben jetzt feſt beſchloſſen, und während er auf jede nur mögliche Weiſe den Samen zur Unzufriedenheit mit Moritz in die Seele des Meiſters zu ſtreuen ſuchte, legte er ſeinen Plan ſeiner an, um ihn bald ganz verſtoßen zu ſehen.

Seit einiger Zeit waren dem Juwelier nämlich oft Sachen von Werth entwendet worden; er wußte beſtimmt, daß er ſie noch am Tage zuvor in den wohlverſchloſſenen Glasſchränken ſeines Gewölbes geſehen hatte, und doch fehlten ſie jetzt, ohne daß die Spur eines gewaltſamen Einbruches zu entdecken geweſen wäre. Einige Monate ſpäter geſchah wieder ein ähnlicher Diebſtahl, und ſo ging es fort und fort, ohne daß irgend jemals etwas entdeckt worden wäre. Der Meiſter war höchſt betroffen, ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr ſicher zu wiſſen; doch hielt er die Sache, auf Anrathen des Buchhalters, als ein tiefes Geheimniß, um den Dieb ſicher zu machen und ihm ſo vielleicht eher auf die Spur zu kommen.

Hartung hatte für eine reiche Gräfin einen koſtbaren Verlobungsring gearbeitet und ſeinem Moritz, der nun bereits die erſten Lehrjahre überſtanden hatte, verheißen, den Ring am morgenden Tage der Braut überbringen zu dürfen, wofür er gewiß ein gutes Trinkgeld zu erwarten hätte. Allein am folgenden Morgen war auch dieſer Ring verſchwunden, und Hartung, der im höchſten Zorne den Buchhalter herbei rufen ließ, erklärte jetzt frei heraus, daß der Dieb im Hauſe ſeyn müſſe, und daß er entſchloſſen ſey, eine allgemeine Hausſuchung anſtellen zu laſſen, von der ſelbſt der Buchhalter nicht frei ſein dürfe. Ein Polizeiofficiant, ein Bekannter des Meiſters, war bereits zugegen, und übernahm, während alle Hausbewohner gegenwärtig ſeyn mußten, die Unterſuchung. Man fing bei dem Buchhalter Schäfer an, aber es wurde nichts vorgefunden, eben ſo wenig bei den übrigen Hausgenoſſen, und ſo kam man denn endlich auch in das Kämmerchen, wo Moritz wohnte; auch hier wurde alles durchſucht, und von Koſtbarkeiten nichts weiter gefunden, als ein kleines goldenes Kreuzchen, die Verlaſſenſchaft der Großmutter, und eine Haarlocke,

auf deren Umſchlag der Name Mathildens geſchrieben ſtand. Moritz, der jetzt ſchon ein Jüngling von achtzehn Jahren war, ſchlug die Augen nieder, als der Vater mit einem ernſten Blick auf ihn, die Locken zu ſich ſteckte, und eben die Kammer wieder verlaſſen wollte; aber Herr Schäfer flüſterte dem Polizeiofficianten ins Ohr: „Mir will es vorkommen, als ob die Schubfächer im Schreibpulte hier ſehr kurz wären und nicht völlig durchgingen, es könnte ſonach ja wohl noch ein verborgener Raum vorhanden ſeyn, und da der junge Menſch ſich dieß Schreibpult ſelbſt beim Tiſchler beſtellt hat, ſo — — Der Polizeiofficiant nickte ihm beifällig zu, beſah das Pult genauer, ließ es von der Wand abrücken, und fand endlich nicht ohne Mühe auf der Rückſeite ein kleines Knöpfchen, bei deſſen Druck ein verborgenes Fach aufſprang. Wer beſchreibt das Erſtaunen des Meiſters, als er in dieſem Fache alle die entwendeten Koſtbarkeiten fand, die ſorgfältig in von Moritzens Hand beſchriebene Papiere gewickelt waren! „Ei! ſo hätten wir ja den Dieb," rief der Polizeiofficiant und faßte Moritz bei der Bruſt. „Undankbarer, du biſt reif zum Zuchthauſe, und ſollſt ihm nicht entgehen!" — Moritz konnte nicht antworten, er ſtand wie vernichtet; der Meiſter aber übergab den Dieb einſtweilen dem höhniſch lächelnden Buchhalter und ging tief erſchüttert mit dem Polizeiofficianten auf ſeine Zimmer, um hier das Weitere zu berathen. Nach einer Stunde ließ er Moritz zu ſich rufen und erklärte ihm, daß er, um das Andenken an die Großmutter zu ehren, ihn zwar den Gerichten nicht übergeben wolle, ſondern ſeinen Freund hier gebeten habe, die Sache mit Schweigen zu übergehen, daß er aber auf der Stelle nicht nur ſein Haus, ſondern auch die hieſige Gegend verlaſſen müſſe, und ihm nie wieder vor die Augen kommen dürfe. — So wurde denn Moritz, trotz dem, daß er ſeine Unſchuld hoch betheuerte, hinausgeſtoßen in die weite Welt. Er durfte niemanden, am wenigſten Mathilden Lebewohl ſagen; der Buchhalter ſchob ihn zur Hausthür hinaus, und befahl ihm ſofort die Stadt zu meiden. Moritz eilte auch zum Thor hinaus, er lief dem Weinberge zu, wo er von der Großmutter erzogen worden war, um auf dem Wege in die Fremde wenigſtens ſeine treuen Hunde als Begleiter mitzunehmen, und als ſie ihm freudig entgegen ſprangen, warf er ſich zu ihnen in das Gras, weinte ſich ſatt, und verließ mit ihnen die Gegend.

Meiſter Hartung war durch die bittere Erfahrung, die er an Moritz gemacht, um ſo tiefer gebeugt, als hiermit zugleich ſeine ſchönſten Pläne geſcheitert waren. Er hatte nur die einzige Tochter, und glaubte ſich an dieſem Knaben nun auch einen treuen, recht dankbaren Sohn zu erziehen, aber ſeine Liebe war an einen Unwürdigen verſchwendet, ſeine Wohlthaten

einem Undankbaren erwiesen worden. Ein großer Theil seiner Bekannten machte die bittersten Anmerkungen über das leichtsinnige Aufnehmen solcher Bettelkinder, und wollte es längst voraus prophezeit haben, daß Moritz ein Taugenichts werden würde, und der Buchhalter wußte immer mehr böse und gottlose Streiche von ihm zu erzählen, die er bisher aus übergroßer Güte verschwiegen haben wollte. Nur Mathildchen hielt ihn nicht für schuldig. Sie kannte seine Liebe und Treue zu ihrem Vater, sie hatte im Nebenzimmer gestanden, als der Vater Moritzen verstoßen, und dieser mit lauter Stimme gerufen hatte: „Herr Hartung! Meister! Vater! ich bin, so wahr Gott lebt, unschuldig!“ Es waren dieß die letzten Worte gewesen, die sie von ihm gehört hatte, und sie glaubte ihnen fest und ergriff alles mit Freuden, was seine Unschuld beweisen konnte. Aber freilich stieß sie da nur selten auf jemand, der Moritzen in Schutz nahm, ja sie mußte ihr Vertrauen auf ihn verschweigen, um nicht andern zum Gespött zu werden. — Als sie einstmals einsam nach dem Weinberge ging, um dort sich ihrer stillen Trauer zu überlassen, redete sie ein Tischlermeister aus der Stadt an und sagte: „Es ist doch schade, Mamsellchen, daß der Herr Vater den armen Moritz so knall und fall fortgejagt hat; ich habe da gehört, daß die ganze Ungelegenheit von einem verborgenen Fache in seinem Schreibpulte hergekommen seyn soll, und ich will doch fast wetten, daß der arme Mensch das Fach gar nicht gekannt hat, denn der Buchhalter Schäfer hatte den Schreibschrank bei mir bestellt, und ich hatte auf seine Anordnung das Fach so anbringen müssen, daß es außer uns beiden niemand wußte. Wenn in dem Fache nun etwas Bedenkliches gelegen haben sollte, so mag das vielleicht seine eigne Bewandniß haben!“

Auf dem Weinberge selbst erzählte ihr der Winzer, wie Moritz Abschied genommen, und wie er endlich mit seinen treuen Hunden fort gegangen wäre. Der Winzer hatte gehört, wie er zu den Hunden gesagt hatte: „Ihr seyd die einzigen noch, die mich lieb haben, ihr kennt mich wohl von Jugend auf; die Menschen verstoßen mich, vielleicht bringt ihr meine Unschuld an das Tageslicht!“ —

Dergleichen Aeußerungen waren auf der einen Seite ein Trost für Mathildens Herz, denn sie überzeugten sie immer mehr von Moritzens Unschuld; aber auf der andern Seite fühlte sie sich auch desto mehr um ihn selbst bekümmert, da eigentlich niemand wußte, wo er hingewandert, wo er geblieben war. Auch der Vater ward immer ernster und verschlossener; denn wenn Mathilde eine günstige Stunde benutzte, ihm das mitzutheilen, was sie über Moritz erfahren hatte, und ihren Glauben an

seine Unschuld dadurch zu bestätigen, so machte dieß den Vater nur finsterer, denn die That war einmal geschehen, wer sollte auch der Schuldige anders seyn; und wenn auch in Hartungs Seele der Gedanke entstand, daß er vielleicht dem Jüngling Unrecht gethan habe, so war dieß Gefühl ein neuer Grund von Kummer und Sorgen, zumal er nirgends ein Mittel sah, das Vorgefallene ganz aufzuklären. Er hatte unter der Hand wohl Nachrichten von Moritzen einzuziehen gesucht, denn er konnte ihn ja nimmermehr vergessen, aber niemand vermochte etwas Bestimmtes zu erzählen; ein Reisender nur hatte berichtet, daß ihm, als er vor kurzem durch das Grenzgebirge im Nachbarlande gereist sey, ein Jägerbursche mit zwei Hunden begegnet wäre und den Wagen angehalten hätte. Der Kaufmann hatte ihn für einen Räuber gehalten; der Jäger aber nichts weiter verlangt, als Nachricht von dem Städtchen, wo Hartung lebte, und als er diese erhalten, dem Kaufmann gerathen, einen andern Weg als den bisherigen einzuschlagen, weil dieser durch eine hier herumschweifende Räuberbande unsicher geworden sey. Die Beschreibung des Jägers und besonders der beiden Hunde paßten ganz auf Moritz, und der Buchhalter unterließ nicht, aus dieser Nachricht den bestimmten Beweis zu ziehen, daß der ungerathene Bursche, der hier schon ein Dieb gewesen, nunmehr gar ein Räuber geworden sey.

Es waren zwei Jahre vergangen, der Juwelier ward immer ernster und in sich gekehrter, hatte sein Geschäft beinahe ganz dem Buchhalter überlassen, und war öfter auf dem Weinberge, als in der Stadt zu finden. Vor dem Umgange mit Schäfern fühlte er eine gewisse Scheu, weil er in den Mienen desselben immerfort einen Zug von jener Schadenfreude wieder entdeckte, die er in dem Augenblicke gezeigt hatte, wo Moritz verstoßen worden war. Er hatte früher gehofft, einen jungen in seiner Kunst erfahrenen Mann zu finden, dem er die Hand seiner Tochter geben, und mit ihm sein einträgliches Gewerbe fortsetzen könne; es fehlte auch nicht an Bewerbern, aber Mathilde hatte für keinen ein Herz; sie beharrte darauf, unverheirathet zu bleiben, und der Vater faßte endlich den Entschluß, sein Gewerbe ganz aufzugeben, damit er dann zugleich den lästigen Buchhalter los werden und sich ganz auf seinen Weinberg zurückziehen könne. Mathilde hatte diesen Entschluß mit veranlaßt, aber Herr Schäfer erschrak nicht wenig, als ihm der Juwelier seinen Plan mittheilte und ihm zugleich seinen Dienst aufkündigte; er faßte sich jedoch bald und versprach dem Meister, daß er ihm sein bedeutendes Waarenlager an Kostbarkeiten erst verkaufen helfen wollte, wozu die nahe bevorstehende Messe in der Residenzstadt des Nachbarlandes die beste Gelegenheit bieten würde.

Der Juwelier nahm dieß Anerbieten mit Dank und als einen Beweis alter Anhänglichkeit an, fand den Vorschlag vortheilhaft, und versprach eine gute Belohnung für diesen letzten Dienst. Die Kostbarkeiten wurden alle sorgfältig eingepackt, die Juwelen in die verborgenen Kästchen des Reisewagens gelegt, Hartung nahm von der besorgten Mathilde Abschied, versprach ihr ein reiches Meßgeschenk und reiste in Begleitung des Buchhalters ab, der sich mit einem alten Säbel und zwei geladenen Pistolen bewaffnet hatte, um, wie er sagte, sich gegen die Räuberbande zu sichern, die in der Gebirgsgegend, die sie passiren mußten, hausen solle, und deren verwegener Anführer immer zwei böse Hunde bei sich führen solle, weßhalb kein Zweifel, daß Moritz selbst dieser Anführer seyn müsse. Man übernachtete nach der ersten Tagreise in einem kleinen Grenzstädtchen; der Juwelier war ermüdet und legte sich zeitig schlafen, der Buchhalter aber schien Bekannte gefunden zu haben, man sah ihn wenigstens mit einigen sehr verdächtig aussehenden Männern in einer Ecke der Gaststube sitzen, und dort bei einer Flasche Wein sich bis spät in die Nacht angelegentlich mit ihnen unterhalten. „Wer mögen denn diese verwegenen Kerls seyn, Frau Wirthin, unter welche unser Buchhalter dort gerathen ist?“ fragte der Kutscher des Juweliers, der der Wirthin in die Küche nachgegangen war.

„Ei, das sind Paschhändler!“ antwortete die Wirthin, „böse, verwegene Menschen, die wie die Räuber auf Tod und Leben alles wagen; sie haben sich schon seit fast zwei Tagen bei mir aufgehalten, als ob sie jemand erwarteten, und schienen große Freude zu haben, als sie den Herrn dort ansichtig wurden!“ —

Am andern Morgen fuhren unsere Reisenden zeitig ab, damit sie noch bei guter Tageszeit die schweren Gebirgswege passiren möchten. Der Buchhalter schien sehr ängstlich und äußerte wiederholt große Besorgniß wegen Moritzens Räuberbande; es zeigte sich aber nichts Bedenkliches, und so kamen sie immer tiefer in das Gebirge hinein und fuhren endlich einen schmalen Weg an einem Felsabhang hin, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste. Da erscholl es plötzlich „Halt!“ — aus ihrem Verstecke sprangen mehrere bewaffnete Männer hervor und fielen den Wagen an. Der Buchhalter schrie um Hülfe, sprang aus dem Wagen heraus, versuchte die Pistolen abzufeuern, die aber freilich nicht losgingen, weil sie nicht geladen waren; die Räuber bekümmerten sich wenig um ihn, sie rissen vielmehr den alten Kutscher vom Bocke, der in ihnen die gestrigen Paschhändler erkannte und mit seiner Peitsche tüchtig drein schlug; einer der Räuber schwang sich auf das Pferd, um mit dem Wagen fortzufahren,

und während der Buchhalter nicht länger zurück hielt und nun selbst die verborgensten Fächer aufschloß, um den Räubern die Kostbarkeiten zu überliefern, schleppte ein anderer Räuber den Juwelier aus dem Wagen nach dem Abgrunde hin, um ihn hier in den reißenden Strom hinab zu stürzen. Hartung bat und flehte vergebens, er sah seinen gewissen Tod vor Augen und neben sich das schadenfrohe Gesicht des Buchhalters. Aber in der höchsten Noth und schon nahe an dem Sturze in den Abgrund knallte plötzlich ein Schuß oben vom Gebirge herab, die Kugel pfiff; statt des Meisters stürzte der Räuber in den Abgrund, und aus den Felsschluchten sprangen zwei starke Hunde herbei, die den Buchhalter zu Boden rissen. Ein rüstiger Jäger folgte ihnen, Hartung und der alte Kutscher ermannten sich auch wieder, und die Räuber wurden theils erlegt, theils übermannt.

Und der Retter in der Noth, der frohe kräftige Jägersmann, war Moritz, und während der Buchhalter unter den Zähnen der Hunde jämmerlich um Erbarmen schrie, stürzte der Jüngling mit dem Ausrufe: „Mein Vater, o, mein armer Vater!“ an Hartungs Brust. — Der Buchhalter und die übermannten Räuber wurden gebunden in den Wagen gelegt, und unter Moritzens Begleitung der Rückweg angetreten, um die Verbrecher den Gerichten zu übergeben. Der Juwelier gab die Reise in die Residenzstadt auf, er blieb in dem Grenzstädtchen, bis Moritz, der als Jägerbursche bei einem Förster im Gebirge in Diensten stand, dort seinen Abschied genommen hatte, um mit ihm zurück zu kehren; und da aus der Untersuchung gegen den Buchhalter und die Räuber auch Moritzens Unschuld bald genug klar erwiesen wurde, so wendete ihm der Meister mit doppelter Zärtlichkeit seine ganze Vaterliebe zu, gab ihm sogar endlich Mathilden zur Frau und verlebte unter seinen glücklichen, dankbaren Kindern zufrieden seine letzten Tage. Die beiden Hunde wurden aber so lange sie lebten hoch in Ehren gehalten, und Moritz sagte oft: „Ihre Treue hat mein Glück begründet; denn hätten sie nicht aus Treue den Meister angeknurrt, so hätte er nicht die goldene Dose verloren, und hätten sie nicht aus Treue mich in das Elend begleitet und mir den Böswicht entlarven helfen, so wäre des Vaters Leben vielleicht nicht gerettet und meine Unschuld nicht an den Tag gebracht worden.“

Der Neujahrswunsch.

Das schöne Weihnachtsfest hatte weit und breit seine stille, selige Feier in jedes Haus gebracht; unter den Christbäumen standen die Kinder und empfingen fröhlichen Herzens die Gaben, die ihnen die Liebe ihrer Eltern beschеert hatte, und auf jedem Tische stand am ersten Feiertag ein Weihnachtsstollen, den die sorgsame Hausfrau für Gatten und Kinder gebacken hatte. Nur in einem kleinen Stübchen, in einem Hinterhaus der Vorstadt gelegen, war kein Christbaum aufgeputzt, kein Stollen gebacken worden, obwohl eine Mutter mit ihrem Knaben darin wohnte. Die neugierige Nachbarin, der die stille trauernde Frau längst ein Räthsel war, weil sie, trotz aller Nachforschungen und häufigen Anreden, von ihren Schicksalen nichts erfahren konnte, hatte sich zwar an das Fenster geschlichen, um zu sehen, wie die unbekannte Frau mit ihrem kleinen achtjährigen Knaben den Weihnachtsabend zubringen möchte; sie hatte aber nichts weiter gesehen, als daß die junge Mutter bei einem Lämpchen mit ihrem Söhnlein an einem Tisch gesessen, und diesem ein kleines Bild gezeigt hatte, worüber sie, wie es schien, ihm viel erzählte, so daß der Knabe an keinen Weihnachtsbaum zu denken, sondern nur begierig die Worte der Mutter aufzufassen schien.

Was die Nachbarin nicht erlauschen konnte, das sollt ihr, meine lieben Leser, von mir erfahren; denn ich bin ein Freund jener Frau, die zu arm war, um einen Weihnachtsstollen zu backen, und ich habe den Knaben sehr lieb, der den Weihnachtsbaum über das Bild seines fernen, vielleicht schon längst im Grabe ruhenden Vaters vergaß, das ihm die Mutter vorzeigte.

In einer Stadt am Gebirge wohnte ein reicher Fabrikherr mit Namen Samuel Volkmar. Er hatte sein Geschäft nach und nach so erweitert, daß er fast jährlich neue Gebäude aufbauen mußte, um nur alle die Arbeit fördern zu können, die er mit großem Gewinn wieder verkaufte. Mehrere hundert Menschen erhielten bei ihm Arbeit und Brod, selbst die Kinder dieser Arbeiter fanden frühzeitig schon eine ihren Kräften angemessene Beschäftigung und Verdienst, und es erschien der bedeutende Haushalt des Samuel Volkmar mit allen seinen Arbeitern, wie eine große Familie aus alter Zeit, wo alles, was von ihm Brod und Arbeit empfing, den Herrn und Meister auch als Vater betrachtete. Der alte Volkmar war nicht allein ein sehr einsichtsvoller, in seinem Geschäfte erfahrener Mann, der durch seine Fabriken die schönsten Arbeiten lieferte, sondern er war auch wegen seiner großen Redlichkeit allgemein geachtet, und seine Waaren fanden schnellen Absatz, weil jedermann mit dem Samuel Volkmar gern zu thun haben mochte.

Er hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Otto, der einst der Erbe seines Geschäfts und großen Vermögens werden sollte, und der um so mehr die Freude und Hoffnung seiner Eltern war, als er nicht allein etwas recht Tüchtiges gelernt hatte, sondern auch mit kindlicher Liebe und Treue ihnen ergeben war. Er half dem Vater bei seinen vielen Arbeiten, versah selbst die Stelle eines Faktors in der Fabrik, war allen unter ihm stehenden Arbeitern ein Vorbild musterhaften Fleißes und seltener Ordnungsliebe, und wie er hier streng gegen sich und andere verfuhr, so war er doch gegen die Eltern wiederum voll kindlicher Liebe und hingebenden Gehorsams. Der Vater, der sich aus einem unbedeutenden Bürger zu einem großen, reichen Fabrikherrn durch eigene Thätigkeit emporgearbeitet hatte, und der sich bewußt war, alles das durch eigene Kraft erworben zu haben, was er dem Sohn einst hinterlassen werde, glaubte deßhalb auch sich die Bestimmung über das künftige Schicksal desselben ganz allein vorbehalten zu dürfen, und forderte daher auch hierin, wie überall, von dem Sohne einen unbedingten Gehorsam.

„Siehe, mein Sohn," sprach er zu ihm, „hier auf diesem weiten Anger stand vor 25 Jahren nur jenes kleine Haus, in welchem du geboren wurdest; aus diesem Häuschen hat mein Fleiß aber seine Arme ausgebreitet, und nach und nach jene palastartigen Häuser erbaut; die schöne geräumige Wohnung, die reichen Waarenlager, die großen Maschinen, die immer Neues schaffen und erwerben, das alles habe ich selbst erbaut und gegründet, und das alles hinterlasse ich einst dir; deßhalb verlange ich aber auch von dir einen unbedingten Gehorsam in allen Sachen, denn ich

bin kein Vater und auch allein der Schöpfer deines Glückes.“ Der edle Sohn war hiermit auch vollkommen einverstanden; er erkannte, was er dem Vater schuldig war, fühlte sich nun glücklich, wenn er ihm gehorchen konnte, und fürchtete nicht, daß es je anders werden könnte. Otto hatte nun endlich das Alter erlangt, wo er nach den Gesetzen des Landes in das stehende Kriegsheer eintreten mußte, und da er nicht allein ein gesunder, kräftiger Jüngling war, sondern der Vater auch stets den Grundsatz befolgte, daß sein Sohn sich keiner Pflicht gegen das Vaterland entziehen dürfte, so ließ er ihn als Freiwilligen bei einem Dragoner Regiment eintreten. Ehe Otto jedoch das väterliche Haus verließ, machte ihn der Vater mit den Plänen für seine Zukunft bekannt, damit der Sohn sich selbst darnach richten könne. Er verkündigte ihm unter anderem, daß er bereits für ihn ein Mädchen zur künftigen Gattin gewählt und bestimmt habe; sie war die Tochter eines reichen Kaufmannes, mit welchem der alte Samuel Beckmar seit vielen Jahren in Verbindung gestanden hatte, und mit dem er längst übereingekommen war, daß ihre Kinder sich einst heirathen sollten, theils um das Band der alten Freundschaft noch fester zu knüpfen, theils um das beiderseitige große Vermögen zusammen zu bringen.

Der Jüngling hörte den Vater schweigend an, und erlaubte sich bloß die bescheidene Frage: „ob denn der Vater das Mädchen auch näher kenne, oder es doch wenigstens gesehen habe?“ Aber der Vater fuhr auf und sagte: „Ich kenne den Vater und dessen bedeutendes Vermögen; ich weiß, daß das Mädchen gut erzogen ist und die Wirthschaft versteht; etwas Weiteres bedarf es nicht, denn ob das Gesichtchen auch hinlänglich weiß und roth ist, und ob die Augen groß oder klein sind, darauf kommt es gar nicht an, man gewöhnt sich an das eine sowohl, wie an das andere, und die Uebereinstimmung der Gemüther findet sich am besten, wenn man ein recht tüchtiges Geschäft und keine Nahrungssorgen hat. Ich für meinen Theil habe meine Pflicht als Vater erfüllt, und habe ein Mädchen für dich gewählt, was zu deinen Verhältnissen paßt, und du magst nun selbst ihre Bekanntschaft machen und ihre Gunst zu erlangen suchen. Du trittst jetzt in das Regiment, welches in ihrem Wohnorte in Garnison steht, und da magst du denn diese Gelegenheit wahrnehmen, dich in dem Hause deines künftigen Schwiegervaters bekannt zu machen.“ — Otto verließ hierauf das väterliche Haus und wurde als rüstiger Freiwilliger bei dem Reiterregiment eingestellt; er suchte sich in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters Zutritt zu verschaffen, ohne daß er jedoch sich ihm als den vermählten Bräutigam seiner Tochter vorgestellt hätte, denn

trotz aller kindlichen Ergebenheit in den Willen ſeines Vaters war es ihm doch ſo um's Herz, als ob er erſt ungekannt das Mädchen ſehen müſſe, die ſeine künftige Lebensgefährtin werden ſollte. Er gab ſich für einen Verwandten des Volkmar'ſchen Hauſes aus und fand unter dieſem Namen bei dem Freunde ſeiner Familie eine günſtige Aufnahme. Sowohl der Vater als auch die Tochter ließen ſich oft von ihm die Familie des alten Volkmar und ganz beſonders deſſen Sohn ſchildern, und zeigten zwar eine große Zuneigung zu dem Volkmar'ſchen Hauſe; doch entging es dem Jüngling nicht, daß beſonders Alceſte immer ſehr ernſt wurde, wenn er mit ihr von dem jungen Otto Volkmar ſprach, ja es verdroß ihn faſt, daß ſie nicht einmal Luſt bezeigte, ihn bald kennen zu lernen, und daß ſie ſogar kalt blieb, wenn er ſich ihr ſelbſt als einen guten frohherzigen Menſchen ſchilderte, der ſich auf die Bekanntſchaft ſeiner künftigen Braut gar ſehr freue. Wäre Alceſte ein Mädchen geweſen, die ihm mißfallen hätte, ſo würde ihm jene Gleichgültigkeit lieb geweſen ſeyn, er würde ihr dann Gleiches mit Gleichem vergelten und die Ueberzeugung gefaßt haben, daß ſie nicht für einander paßten. Aber Alceſte war ein hübſches und gutes Mädchen, eine brave Tochter und eine ſehr ſittige Jungfrau. Es war ihm um's Herz, als ob er ſie wirklich recht lieb gewinnen und mit ihr leben könnte, und es that ihm faſt weh, daß ſie ſogar keine Luſt bezeigte, den künftigen Bräutigam kennen zu lernen, der unbekannter Weiſe ſchon vor ihr ſtand.

Er war nun mehrere Monate in dieſem Hauſe aus- und eingegangen, man hatte ihn lieb gewonnen und zu ihm Vertrauen gefaßt, aber von dem Bräutigam Otto war ſelten die Rede. Da beſchloß er denn der Sache endlich einmal näher auf den Grund zu kommen. Er benachrichtigte Alceſtens Vater, daß er zu ſeinem Oheim Volkmar auf Urlaub gehen werde, und daß ihm ſein Freund Otto aufgetragen habe, ihm wegen der Verlobung nunmehr beſtimmte Nachricht mit zu bringen. Alceſte war gegenwärtig, ſie verließ ſchweigend das Zimmer, der Vater aber reichte dem jungen Mann die Hand und ſagte: „Wir haben ein herzliches Vertrauen zu Ihnen gewonnen, mein lieber Volkmar, und ich habe Sie deßhalb zu dem Vermittler zwiſchen uns und dem jungen Otto Volkmar auserſehen. Es iſt wahr, ich habe mich mit dem alten Volkmar in früherer Zeit vereinigt, daß unſere Kinder ſich einſt heirathen ſollten, denn ich zweifelte nicht, daß meine Tochter ganz mit mir einverſtanden ſeyn und ſich in den Willen des Vaters fügen würde; allein ich habe erſt ſpäter einſehen gelernt, daß die Eltern über das Herz ihrer Kinder nicht vermag und ganz allein entſcheiden dürfen, ſondern daß ſie nur mit ernſtem Rath

nur mit ihrer Erlaubniß den Kindern hier zur Seite ſtehen müſſen. Meine Tochter würde mir zwar als ein gutes Kind gehorſam ſeyn, und, wenn ich es verlangte, dem jungen Volkmar ihre Hand reichen; aber wie ſollte ich hier mit ſtrenger väterlicher Gewalt über das Glück ihres Lebens entſcheiden wollen, wo ſich das Herz meines Kindes mit Vertrauen dem Vater geöffnet hat? — Alceſte iſt einem andern jungen Manne zugethan, den auch ich achte und liebe, ich weiß ihr nichts einzuwenden, wenn ſie mich bittet, in ihre Verbindung mit dieſem jungen Manne zu willigen, und das läſtige Verhältniß mit dem unbekannten Bräutigam aufzuheben. Wenn ich nun aber auch meiner Tochter nachgeben möchte, ſo ſtehen mir doch andere große Hinderniſſe in dem Wege: der alte Volkmar hat mein Verſprechen; mein Handlungsgeſchäft ruht größtentheils auf der Verbindung mit ihm, und es würde mir großen Nachtheil verurſachen, wollte er ſich ganz von mir zurückziehen und die bisherige Freundſchaft in Feindſchaft verwandeln; ich weiß daher nicht, auf welchem Wege die Sache am beſten ſich ausgleichen laſſen dürfte; denn ich möchte eben ſo wenig das Herz meines Kindes zerreißen, als die Freundſchaft mit dem Volkmar'ſchen Hauſe brechen. Nur Ein Mittel ſehe ich vor mir, wenn nämlich Sie, mein lieber Volkmar, Ihren Freund Otto bewegen wollten, ſelbſt von meiner Tochter abzuſtehen. Sagen Sie ihm von dem, was ich Ihnen hier vertraut habe, was Sie für gut halten; nur ſorgen Sie dafür, daß der alte Volkmar nicht erfährt, daß ich die Veranlaſſung zur Trennung unſerer Kinder gegeben habe, und bedenken Sie, daß ich hier nicht allein das Glück meiner Tochter, ſondern auch meines ganzen Hauſes in Ihre Hand lege!"

Otto hörte ihm ernſt und ſchweigend zu. Es ging ihm weh durch die Seele, daß er eine Hoffnung aufgeben ſollte, die ihm ſchon faſt lieb geworden war; allein er beſann ſich doch nicht lange und ſagte: „Wenn mir Alceſte dieß alles ſelbſt beſtätigen wollte, ſo würde ich wohl ein Mittel finden, mit aller Schonung für ſie das läſtige Band zu löſen!"—

Der Vater rief die Tochter herbei, ſagte ihr, was er mit dem Jüngling beſprochen und Alceſte zögerte nicht, mit aller Jungfräulichkeit das ſchüchtern zu beſtätigen, was der Vater ihm bereits eröffnet hatte.

Da reichte Otto dem Alten die Hand und ſagte gefaßt: „Es iſt gut, die Sache iſt entſchieden; Euer Wort ſollt ihr zurück erhalten! Sey du glücklich, Alceſtchen, mit einem andern Gatten, und Sie, Vater, beſorgen Sie nichts von dem Otto, er wird die Sache ſchon allein auf ſich nehmen, wird Ihr Vertrauen ehren und treuherzig ſchweigen; das will und kann ich Ihnen hier heilig geloben, denn ich bin ja ſelbſt der Otto!" — Und hiermit verließ er ſchnell das Zimmer.

Für Alceſten war dieſe Sache nun zwar nach Wunſch beendigt, aber nicht in Otte's eigenem elterlichen Hauſe. Er hatte Alceſtens Vater zu verſprechen, alles allein auf ſich zu nehmen, und da er ſeinem Vater daher keinen andern Grund angeben konnte, als daß ihm Alceſte zuwider ſey, ſo erfuhr er die härteſte Behandlung, und mußte ſich einen undankbaren, ungehorſamen Sohn ſchelten laſſen; ja, der alte Sammet Velkmar ging endlich ſo weit, daß er, da Otte in jene Verbindung durchaus nicht willigen wollte, ihn gänzlich aus ſeinem Hauſe verwies, ihn mit einer kleinen Summe Geldes in die Welt hinaus ſtieß, und den Schwur that, ihn zu enterben, wenn er Alceſten nicht heirathen wollte.

Der arme Otte verließ mit zerriſſenem Herzen ſeine Heimath, und zog mit dem Heere ſeines Fürſten in den Krieg. Die Mutter wollte faſt verzweifeln, aber der Vater blieb ernſt und unbeugſam bei ſeinem Ausſpruch.

So waren endlich zehn Jahre verfloſſen; Alceſte war glücklich verheirathet, Otte aber verſchollen, und wie ſeine Mutter nach allen in der Stille eingezogenen Nachrichten glauben mußte, im Kriege umgekommen. Der alte Velkmar hatte über ſein Vermögen zwar noch nicht entſchieden, aber er fühlte jetzt immer mehr, daß er hinterlaſſen ſey, und hatte vor Kurzem ſeiner ſtill trauernden Gattin endlich das Verſprechen gegeben, ihr mit Nächſtem ein Pflegekind zuzuführen, das der Erbe ſeines großen Vermögens werden ſollte. Auch er ſelbſt wünſchte, ein ſolches Kind wieder um ſich zu haben, aber wo ſollte er es wählen? Überall ſtand ihm irgend ein ſtörendes Verhältniß im Wege, oft hatte er ſchon von einer getroffenen Wahl wieder abſtehen müſſen, und ſo beſchloß er denn, dieſe Wahl jetzt nur, wie er es nannte, dem Zufall zu überlaſſen.

Es war die Zeit der Neujahrsmeſſe gekommen; auch Velkmar ſchickte ſich an, ſie zu beſuchen, und ſagte beim Abſchiede zu ſeiner Frau: „Bleibe geſund, Mutter, und mache die alte Kinderſtube wieder zurecht; denn wie iſt es ſo, als wärt' ich dir ein recht liebes Neujahrsgeſchenk von der Meſſe mitbringen, was du in jener Stube unterbringen magſt!“ So reiſete er denn nach der großen Meßſtadt hin, wo ſich unzählige Kaufleute zu ihren Meßgeſchäften verſammelt hatten. Auch Alceſtens Vater war dort anweſend; die beiden alten Freunde hatten ſich lange nicht geſehen, ſie hatten ſich vieles aus ihrem Leben mitzutheilen, und es kam natürlicherweiſe auch die Rede auf ihre Kinder. Der Freund erzählte, wie glücklich ſeine Tochter jetzt verheirathet ſey, und erfuhr dagegen vom alten Velkmar, daß er wegen dieſer fehlgeſchlagenen Verbindung ſeinen einzigen Sohn verſtoßen und enterbt habe. Mit Entſetzen erkannte der Freund, daß er und ſeine Tochter allein die Schuld hiervon tragen, und er zögerte nun nicht länger,

dem alten Volkmar alles zu entdecken und ihm zu zeigen, wie Otto ganz unschuldig sey, nur aus der zartesten Rücksicht geschwiegen, und selbst das härteste Schicksal erduldet habe.

Der alte Volkmar stieß das Glas Wein, das er eben an die Lippen setzen wollte, auf den Tisch, daß es zersplitterte, und mit dem Ausruf: „Du hast mich um meinen guten Sohn betrogen!“ stand er auf und verließ rasch das Zimmer.

Es war der Neujahrsmorgen; überall sah man geputzte Leute, die theils einander zu dem neuen Jahre ihre Glückwünsche brachten, theils zur Kirche gingen, und überall gab es fröhliche Gesichter, denn jeder hoffte und glaubte, daß ihm das schöne neue Jahr etwas Gutes bringen werde.

Nur der alte Volkmar hatte keine Hoffnung; für ihn konnte das neue Jahr nichts bringen, denn er hatte seinen redlichen unschuldigen Sohn verstoßen, hatte ihn in den Tod gejagt, und er mochte deßhalb keinen Glückwunsch vernehmen, für ihn gab es kein Glück mehr. In seinen Mantel tief eingehüllt durcheilte er die Stadt, um draußen auf den kalten beschneiten Fluren das heiß und bang klopfende Herz abzukühlen. Da erblickte er einen Knaben von etwa acht Jahren, der vor einem alten Hause stand, und mit gefalteten Händen auf eine kaum noch lesbare Inschrift hinblickte, die über der Hausthür dort in Stein gehauen war. Der Knabe fiel dem alten Volkmar auf, er blieb stehen und richtete auch seine Blicke nach jener Inschrift, die folgendergestalt lautete:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angst,
Gnädig wird er sich erweisen,
So du gläubig ihn verlangst!“ —

„Warum liefest du den Spruch dort so wiederholt?“ fragte Volkmar den Knaben; „geh doch lieber nach Hause und wärme dich, du bist so ärmlich angezogen, und es ist heut sehr kalt!“

„Bei der Mutter ist es auch nicht viel wärmer!“ antwortete der Knabe; „ich will erst den Vers dort auswendig lernen.“

„Und wozu denn?“ fragte ihn Volkmar weiter.

„Heut ist ja der Neujahrstag!“ entgegnete der Knabe; „alle Menschen wünschen einander Glück, oder schenken sich schöne bunte Neujahrswünsche; nur meiner armen Mutter wünscht niemand Glück, und da will ich es denn thun, und weil ich mir kein Wünschchen kaufen kann, so habe ich jenen Vers dort auswendig gelernt; der paßt für die Mutter, denn sie faltet auch oft in ihrer Angst die Hände zum Himmel!“ und hiermit sprang der Knabe fort, nachdem er die Inschrift noch einmal durchgelesen.

Volkmar aber ging dem Knaben nach. Die freundlichen Züge des

blühenden Gesichtes, von blonden Locken umwallt, die kindliche Einfalt und fromme Liebe zu seiner Mutter, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, zogen ihn unwiderstehlich an. Er sah den Knaben in ein kleines Hintergebäude der Vorstadt hineingehen, folgte ihm dorthin, und machte leise und unbemerkt die Thüre eines Stübchens auf. Da erblickte er ein junges, sehr ärmlich aber reinlich gekleidetes Weib am Fenster stehen, ihre Augen waren zum Himmel gerichtet, die Hände hingen ihr gefaltet herab, neben ihr, auf einem hölzernen Stuhle, saß der Knabe neben einem alten treuen Hündchen und sagte der Mutter die Worte laut vor:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angst,
Gnädig wird er sich erweisen,
So du gläubig ihn verlangst!“ —

Das junge Weib fing an bitterlich zu weinen, und drückte den Knaben fest an ihre Brust. Volkmar aber machte die Thüre leise zu, um die Mutter mit ihrem Kinde nicht zu stören. Nach einer Pause klopfte er endlich laut an, und trat hierauf in das Stübchen, als ob er von dem, was zwischen Mutter und Kinde so eben vorgegangen, nichts gesehen habe.

Der Knabe sprang ihm entgegen und reichte ihm die Hand, mit den Worten: „Ihr kommt zu spät, alter Mann, ich habe der Mutter meinen Glückwunsch schon gesagt, und habe das Verschen gut auswendig gekonnt!“ „Nun,“ entgegnete Volkmar, „so will auch ich euch meinen Neujahrswunsch bringen, und will mich heute Mittag bei euch zu Tische anmelden; denn ich bin fremd in dieser Stadt, und möchte gern am ersten Tage des Jahres da mein Mittagbrod essen, wo Mutter- und Kindesliebe einheimisch sind!“

Die junge Frau schwieg erröthend, aber der zutrauliche Knabe sagte: „Hört, alter Mann, ich möchte euch zwar recht gern hier bei uns haben, aber geht lieber wieder fort, denn mit ein paar Kartoffeln und einem Stückchen Brod seid Ihr gewiß nicht zufrieden, und dann eßt ihr mir und der Mutter am Ende unser bischen Mittagbrod noch weg!“ — Volkmar aber zog seine Börse und gab der jungen Mutter einen Thaler mit dem Auftrag, ihnen dafür ein gutes Mittagsbrod zu besorgen, denn es gefiel dem Alten hier gar sehr; es war zwar ärmlich, aber doch höchst nett und reinlich im Stübchen, Mutter und Kind waren sehr dürftig gekleidet, aber beide waren von seltener Schönheit und Anmuth; und Volkmar fühlte eine dunkle Ahnung in seiner Seele, als ob er das hier finden werde, was er schon lange vergebens gesucht hatte. Anna, so hieß die junge Frau, schaffte nun bald Rath; sie machte Feuer im Ofen, daß das Stübchen wärmer wurde; sie besorgte einige schmackhafte Speisen, die sie

in den reinsten irdenen Geschirren anrichtete; sie deckte auf dem kleinen Tischchen ein feines weißes Tuch auf, und zeigte in der Besorgung dieser häuslichen Geschäfte eine solche Gewandtheit und Wirthschaftlichkeit, daß Volkmar seine Blicke gar nicht von ihr abwenden konnte. Der Knabe aber erzählte ihm indeß von seinem Vater. Er war Soldat gewesen, hatte mehrere Gefechte im letzten Kriege mitgemacht, sich tapfer geschlagen, und war in einer Schlacht so schwer verwundet worden, daß man ihn unter den Todten liegen ließ. Die Beerdigung der Todten auf dem Schlachtfelde hatte man den Gemeinden der benachbarten Dörfer aufgetragen; und es war die Tochter des Schulmeisters daselbst, alle Scheu bekämpfend, sorgsam unter den Gefallenen umhergegangen, um sich selbst zu überzeugen, ob auch wirklich kein Scheintodter mehr unter ihnen vorhanden sey, der noch wieder zum Leben gebracht werden könne. Bei einem schwer verwundeten Reiter hatte sie aber noch einige Spuren von Leben wahrgenommen; sie hatte ihn in das Haus ihrer Eltern bringen lassen, und hier durch zarte Sorgfalt und Pflege sein Leben gerettet. Nach beendigtem Feldzuge war sie die Gattin des Mannes geworden, der ihr die Erhaltung seines Lebens verdankte; sie hatten ein Jahr lang glücklich miteinander gelebt; der junge Mann war dem alten Schulmeister in seinem Amte mit gutem Erfolg zur Hand gegangen, so daß er zu dessen Nachfolger erwählt werden sollte; aber der aufs Neue ausgebrochene Krieg hatte auch ihn wieder von Weib und Kind fortgerufen; er hatte die Schlachten für König und Vaterland wieder mitgekämpft, und war endlich den Tod eines Helden auf dem Schlachtfelde gestorben. Auch die Eltern der jungen Frau waren bald darauf begraben worden; und so hatte sich denn die arme verlassene Wittwe mit ihrem Knäblein hier nach dieser Stadt gewendet, wo sie dürftig und unbekannt von ihrer Hände Arbeit lebte.

Dem alten Volkmar hatte lange Zeit kein Mittagbrod so vortrefflich geschmeckt, als in dieser ärmlichen Wohnung, und als der Knabe nach der Mahlzeit das Dankgebet gesprochen hatte, nahm Volkmar die junge Frau bei der Hand, und that ihr den Vorschlag, daß sie die Stadt verlassen und ihm mit ihrem Knaben nach seiner Heimath folgen solle; „denn ich will dich, du armes frommes Weib, zur Tochter annehmen, und deinen kleinen Otto zum Sohne!“

Anna beugte sich mit tiefer Rührung auf die Hand des Mannes, der ihr von jetzt an Vater seyn wollte, und der Knabe sprang im Zimmer umher und rief: „Siehst du wohl, Mütterchen, mein Neujahrswunsch war gut, du hast zum Herrn in deiner Angst gerufen und er hat sich gnädig erwiesen!“

Volkmar nahm den Knaben mit ſich in ſeinen Gaſthof, ließ ihm dort neue Kleider anmeſſen, und ſchickte Annen eine Summe Geldes, daß auch ſie ſich vor ihrer Abreiſe noch mit anſtändiger Kleidung und anderem Nöthigen verſehen ſollte. Er konnte das Ende der Meſſe kaum erwarten, und hatte im voraus ſchon ſeiner Gattin geſchrieben, welche treffliche Tochter er ihr zuführe und welchen lieblichen Knaben, und zwar auch einen Otto, er ihr wieder ans Herz legen werde. Täglich beſuchte er die junge Mutter mit ihrem Sohne, und immer mehr gewann er ſie lieb, und immer inniger hing ſich auch der Knabe an ihn. So nahte endlich der Tag der Abreiſe und Volkmar hatte alles Nöthige dazu ſchon beſorgt; da trat eines Morgens ganz früh der kleine Otto ernſter als gewöhnlich ins Zimmer und ſagte: „Höre, alter Herr! aus unſerer Reiſe wird nichts! — Ich wäre zwar recht gern dein Sohn geworden, aber geſtern Abend iſt mein wirklicher Vater wieder zurückgekehrt, und die Mutter will nun von einer Reiſe mit dir nichts mehr wiſſen. Ich habe mich fort geſchlichen, um dir's zu ſagen!"

Alſo auch dieß ſoll mißlingen — auch dieſe neue letzte Hoffnung ſoll vergehen?" rief Volkmar. „Der todt geglaubte Gatte muß wieder aufſtehen, um einem alten verlaſſenen Mann die an Kindesſtatt Aufgenommenen zu entreißen. Nein, wir wollen doch ſehen, ob ich nicht wenigſtens dich, mein Junge, deinen Eltern abkaufen kann!" —

Und hiermit nahm er Hut und Stock und folgte in großer Bewegung dem Knaben zu ſeiner Mutter. Otto ſah oft ſchüchtern zu dem Alten empor, dem von Zeit zu Zeit die Thränen unaufhaltſam aus den Augen ſtürzten, und als ſie an dem Hauſe vorüber gingen, über deſſen Thüre jene Inſchrift ſtand, ſo ſagte der Knabe leiſe: „Siehſt du, dort oben ſteht mein Neujahrswunſch. Haſt du auch etwa Angſt, ſo thue doch, was das Verschen dir ſagt!"

Sie waren bei Anna's Wohnung angekommen, in trüber Stimmung öffnete Volkmar die Thür; Anna eilte ihm entgegen, ſie verkündigte ihm leiſe ſprechend ihr Glück und bat ihn ja nicht laut zu werden, weil der wieder zurückgekehrte Gatte von der langen Reiſe ſehr ermüdet, ſich noch nicht habe ermuntern können. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit leiſen Tritten der Kammer zu, und zeigte ihm dort den geliebten todt geglaubten Mann, der noch in tiefem Schlummer lag. Der Schlafende ſchien zu träumen, er fuhr mit der Hand nach dem Herzen und ſagte ängſtlich: „Mein Vater, o mein Vater! ich bin nicht ſchuldig!"

Da ſtürzte Volkmar nach dem Bette hin, und rüttelte ihn aus dem angſtvollen Traume, und rief: „Wache auf, mein Otto! wache auf! Dein

Vater iſt ja hier!“ denn er hatte in ihm ſeinen verlorenen, todt geglaubten Sohn wieder erkannt!

Welch ein Wiederſehen, welche Seligkeit! — Gegenſeitige Erzählung klärte alles auf.

Otto hatte unter einem fremden Namen im Heere gedient, er war unter dieſem Namen Anna's Gatte geworden, und hatte ihr ſein früheres Schickſal ſchonend verſchwiegen. Im letzten Kriege in Gefangenſchaft gerathen, hatte er bis jetzt in einem entfernten Theile des feindlichen Staates eine lange ſchwere Zeit überſtehen müſſen, und war nun endlich ſo glücklich geweſen, Weib und Kind wieder zu finden, und bei ihnen den wieder verſöhnten Vater.

In den Armen ſeiner Kinder eilte Volkmar nun heim zur Mutter, und die Kinderſtube ward wieder bewohnt, und das verödete Haus ward wieder die Freiſtatt des häuslichen Glückes.

Noch ſteht das Haus Volkmar und Compagnie allenthalben in großem Anſehen, die Familie iſt ausgebreitet, und führt das Fabrikgeſchäft mit großer Thätigkeit und Einſicht fort; über der Thüre des prächtigen Wohnhauſes aber erblickt man jetzt eine Marmortafel mit der Inſchrift:

„Ruf zum Herrn in deiner Angſt!
Gnädig wird er ſich erweiſen,
So du gläubig ihn verlangſt!“

Das Element.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein Herzog, der hatte eine Tochter von ſolcher Schönheit und Lieblichkeit, daß alle Welt mit Begeiſterung von ihr ſprach. Wenn man ſie in den fürſtlichen Gärten ſpazieren gehen ſah, ſo war es aber auch, als ob der Frühling mit ſeinen Blüthen und ſeinem reinen blauen Himmel über die Erde hinging; denn ihre Stirn und Wangen waren an zarten Farben den Lilien und Roſen, und ihr ſchönes Auge dem reinen blauen Himmel gleich. Aber nicht allein die Menſchen erfreuten ſich an ihrer Schönheit und Milde, ſondern auch die übrigen Geſchöpfe der Natur fühlten ſich in ihrer Nähe von einem beſondern Zauber durchdrungen; die Blumen ſchloſſen ihre Kelche weiter auf, wenn ſie vorüber ging, um ihr mit ihrer zarten Duftſprache nachzurufen: „Wir lieben dich!“ Die Vöglein riefen einander zu, wenn ſie ſie erblickten: „Sie kommt! ſie kommt!“ und eines ſagte es dem andern wieder: „Sie kommt!“ und alle ſtimmten ihre ſchönſten Lieder an, und die junge Brut hob ihre Köpfchen aus dem Neſte, um den Engel zu ſehen, der vorüber wandelte; und der Nachtſchmetterling umflatterte ihr das ſchöne Haupt und wollte ſich auf die dunkeln Locken ſetzen, um ihr die Wangen zu berühren, die er für Blumen hielt. Aſile kannte den Zauber nicht, den ſie um ſich her verbreitete; ſie glaubte, es ſey dieſes liebende Entgegenkommen der Natur eine Folge der Liebe, die ſie ſelbſt zu ihr im Herzen trage. Denn wer die Weſen um ſich her nur mit freundlichen liebenden Augen anſehe, meinte ſie, der finde allenthalben, und ſelbſt bei den lebloſen Kindern der

Natur, auch Erwiederung; und wenn ſie darüber mit ihren Geſpielen ſprach und dieſe die Prinzeſſin mit allem Eifer der Schmeichelei zu überzeugen ſuchten, daß ſie ein übernatürliches, höheres Weſen ſey, ſo pflegte ſie immer zu ſagen: „Hakt nur die Natur auch ſo lieb wie ich, geht doch nur auch mit ſo frohem, ſeligem Herzen unter ihren Kindern umher, ihr werdet ihr dann nicht weniger nahe ſtehen wie ich, und es werden euch dann die andern kältern Herzen auch für Zauberer und übernatürliche Weſen halten.“

In dem Park des Herzogs, Aſilens Lieblingsſpaziergang, entſprang in einer Felsgrotte ein Quell, der durch ſchattige Ufer in einen nahen großen Strom hineinfloß. Die Goldfiſchchen, die dieſen Quell bewohnten, ſahen die Prinzeſſin oft in der Felsgrotte verweilen, und hörten aufmerkſam zu, wie des Quelles Gemurmel den ſchönen Geſang der Prinzeſſin begleitete. Aber ſie konnten es nicht verſchweigen und mußten es wieder erzählen, wie hold die Liebliche ſey, und ſie eilten aus dem Quell der Felsgrotte hinaus und ſchwammen den Bach hinunter, und brachten den größern Bewohnern des Stromes Kunde von der holden weiblichen Geſtalt, die oft an den Ufern des Quelles ſich ſehen laſſe, und ein Fiſchlein erzählte es dem andern wieder, und ſo kam denn dieſe Nachricht endlich bis an die Thore des kryſtallenen Palaſtes, in welchem die Nymphe des Meeres wohnte.

Wie Aſile unter den Menſchen bewundert wurde, ſo galt die Nymphe Guttula auch unter den Bewohnern ihres Elementes für ein Wunder der Schönheit. Die Nachricht von der reizenden Prinzeſſin weckte daher nicht bloß ihre Neugier, ſondern reizte auch ihre Eitelkeit, denn ſie wünſchte das ſeltene Weſen doch kennen zu lernen, das ſelbſt von ihren kalten, ſtummen Fiſchen ſo bewundert wurde. Sie ſetzte ſich in eine große roſenfarbige Muſchel mit ſechs Spiegelkarpfen beſpannt, und fuhr den Strom hinauf, und auf dem klaren Grunde des Baches hin, und ſetzte ſich auf die tiefen Schilfwurzeln am Quell in der Felsgrotte nieder, um die Ankunft der Prinzeſſin dort zu erwarten. Aſile erſchien, ſie trank aus dem klaren Quell, ſie betrachtete freundlich ihr ſchönes Bild, das in den Fluthen ſich ſpiegelte, ſetzte ſich in die Felsgrotte, wo die heißen Strahlen des Tages nicht hindrangen, und ſang zu ihrer Laute ein einfaches Lied. Aber ſie horchte bald auf, denn aus dem Schilfe ertönte ein Geſang, der ihre Weiſe wiederholte, und zwar ſo wunderlieblich und zart, daß man nicht zu unterſcheiden vermochte, ob die Stimme der Prinzeſſin oder die Töne aus dem Schilfe ſchöner wären. Aſile glaubte, es ſey das Echo; ſie ſang weiter, aber immer aufs neue wiederholte ſich ihr Geſang. „O du holde

unsichtbare Freundin!“ rief sie aus; „du süße Stimme des Wiederhalls, die die Natur den leblosen Gegenständen gegeben, du stellst mein Bild selbst vor mich hin; mit meiner eigenen Stimme redest du mich an, und was mir tief aus der Seele drang, hast du vernommen und sagst es mir wieder; o warum schwiegst du bisher? Laß mich dich immer wieder finden, wenn ich dich suche!“ — und aus dem Schilfe erklang dieselbe Bitte, und als Asile entzückt rief: „Ja, gewiß, ich werde wieder kommen!“ so rief es auch aus dem Schilfe: „Ich werde wieder kommen!“

Am andern Tage kam die Prinzessin wieder, und auch das vermeinte Echo schwieg nicht; aber es gab nicht bloß die Töne und Worte zurück, die von Asilens Lippen flossen, sondern auch eigene wunderbare Lieder erklangen, die nun von Asilen wiederholt wurden, und so wußte man nicht, wer die Sängerin und wer der Wiederhall sey. Die Prinzessin war von unnennbarem Gefühl ergriffen, sie trat an das Schilf, sie sah hinein, sie rief, sie beschwor das unsichtbare Wesen zu sich heraus; aber alles blieb still, es regte sich keine Welle, kein Schilfblättchen, und Asile ging trauernd und mit tiefer Sehnsucht auf ihr Zimmer zurück.

Doch noch viel inniger bewegt, schiffte Guttula auf dem tiefen Grunde des Stromes zu ihrem krystallenen Palast zurück. Sie eilte zu ihrer Mutter Aqualinde, der mächtigen Beherrscherin der Fluthen, sie erzählte ihr, was vorgefallen war, was sie gesehen und gehört hatte, und gestand ihr, daß sie keinen größern Wunsch habe, als aus der kalten Fluth an das warme Tageslicht heraufsteigen und dem Ruf der holden Asile folgen zu dürfen.

Aqualinde hörte die Bitte der begeisterten Tochter ruhig an, und schüttelte ernst das Haupt mit den wassergrünlichen Locken. „Mein Kind,“ sprach sie, „das erste Gesetz der alten Mutter Natur, die uns alle erzeugt hat, es heißt: „Es bleibe jeder in seinem Elemente!“ Wer sich gelüsten läßt, über diese Grenze hinaus zu gehen, der kommt in eine Welt, für die er nicht paßt, wo ihm alles fremd, und er selbst allen unwillkommen ist. Der Reiz der Neuheit kann wohl mancherlei Wünsche in uns rege machen, kann uns auch eine Zeitlang beschäftigen und erfreuen; aber das Gefühl, daß man doch nicht für die neue Lage, doch nicht für das fremde Element paßt, das ergreift uns dann endlich mit doppelter Gewalt, und führt uns beschämt zu unserer Heimath und zu unserer eigentlichen Bestimmung zurück! Erspare dir dieß Gefühl, mein Kind, und bleib in deinem Elemente!“

Die Tochter schwieg zwar, sie war aber durch die weise Rede der Mutter nicht überzeugt worden; ihre Sehnsucht nach Asilen wuchs mit

jeder Stunde, ihre liebsten Beschäftigungen und Freuden machten ihr Langeweile, es zog sie nur nach den unbekannten Verhältnissen, die sie für viel besser hielt als die ihrigen, und sie wünschte sich nun wirklich aus ihrem Elemente hinaus! Ohne die Mutter weiter zu fragen, schiffte Guttula am nächsten Abend wieder der Grotte zu, wo sie Asilen zu finden hoffte, und war fest entschlossen, sich ihr mehr noch zu nähern, und sich ihr endlich ganz anzuvertrauen. Asile blieb auch nicht aus. Der Wechselgesang der beiden holden Wesen begann wieder; doch als die Prinzessin sich dem Schilfufer näherte, woher die liebe antwortende Stimme erklang, und als sie auch jetzt wieder nach der unsichtbaren Freundin die Arme ausstreckte und sie zu sich rief, da stieg aus der Tiefe der Quelle ein leises Geflüster herauf, und auf dem Wasserspiegel wurden die zarten, weit ausgebreiteten Falten eines milchweißen Schleiers sichtbar, auf welchem eine schöne Muschel mit kostbaren Perlen zu den Füßen der Prinzessin ans Ufer schwamm. Asile empfing entzückt diese holde Gabe, und fühlte von einem freudigen Schreck ihr Herz erfaßt, als sie tiefer in die Fluth blickte und nicht ihr Bild, sondern ein fremdes, holdes Antlitz sie anlächeln sah. „O steige herauf, du unbekanntes theures Wesen!“ rief sie aus; „ich habe mich längst nach dir gesehnt, denn deine Töne haben zu meinem Herzen gesprochen; komm nun auch selbst zu mir, bleib' in meiner Nähe, theile mit mir alles, was ich habe, sey meine Schwester!“

Und das Wasser rauschte und schwoll; aus den Fluthen hob sich die schöne Nymphengestalt; die Wassertropfen glitten von dem seidenen Gewande hinunter, und die Weste eilten herbei, um ihr schnell das schöne Haar zu trocknen. Die beiden holden Mädchen sanken einander entzückt in die Arme, und schworen sich ewige Freundschaft und Liebe! —

Guttula vergaß die Lehren der Mutter, sie folgte ihrer neuen Freundin in eine ihr neue unbekannte Welt. Ihre Erscheinung am Hofe des Herzogs machte großes Aufsehen, sie wurde dort von Asilen als eine fremde Königstochter eingeführt, und zog die Augen aller auf sich, ja man wußte kaum zu unterscheiden, wer von den beiden Prinzessinnen anmuthiger und schöner sey; denn wenn sie beide Hand in Hand in den Saal hereintraten, in welchem der ganze Hof sich um den Herzog versammelt hatte, so war es, als ob zwei leuchtende Sonnen zugleich am Himmel aufgingen und den Tag brächten. Asile erschien dann gewöhnlich in einem schneeweißen Gewande, das dunkle Haar mit den schönsten frischen Blumen der Erde geschmückt, ein goldener Gürtel mit einem Diamantschlosse umfing den schlanken Leib, und eine einfache Rose am Busen. Guttula trug ein faltiges wasserblaues Gewand, kostbare Perlen des Meeres schmückten die

blonden Locken, ein Gürtel von ſchimmernden Fiſchſchuppen mit einem rothen Korallenſchloß umfing das blaue Gewand, und am Buſen ruhte ihr eine ſchneeweiße Waſſerlilie. So waren die beiden Freundinnen der Stolz und die Zierde des Hofes, und alles beeiferte ſich, der fremden Fürſtentochter die ſchönſten Genüſſe des Lebens zu bereiten. Es folgte ein Feſt dem andern, bald in den prächtigen Sälen des Schloſſes, bald in freier Natur, und Aſile und Guttula waren die Königinnen aller Feſte und aller Herzen.

So waren nunmehr einige Monate verſtrichen, da ſaßen die beiden Freundinnen einſt Hand in Hand in einem Gemache des fürſtlichen Schloſſes und horchten, wie draußen der herbſtliche Sturm mit ſtarken Schritten ſchon über die Fluren ging. Guttula ſchwieg, ſie ſchien in Gedanken verſunken, und als Aſile ſie fragte und es wiſſen wollte, was ihr durch die Seele gehe, da ſprach ſie: „Ich vergleiche in dieſem ſtillen Augenblick mein jetziges Leben mit dem frühern, und kann über Manches noch gar nicht recht mit mir einig werden. In euern großen finſtern Häuſern iſt mir bang zu Muthe, da trennt nicht die Entfernung, nein die dichten undurchſichtigen Wände trennen die Menſchen; es wohnen viele in einem Hauſe beiſammen, aber ſie wiſſen oft nichts von einander, ſie können ſich nicht ſehen; ſie haben Geheimniſſe vor einander und ſchließen die Thüre zu, daß einer nicht bemerke und höre, was der andere thut und ſpricht. Da war mein ſchönes kryſtallenes Haus doch ganz anders beſchaffen, da konnte ich mit einem Blick all' die Bewohner deſſelben überſehen, da waren wir uns immer nahe und bekannt, da hatten wir uns gegenſeitig nichts zu verbergen. Auf euren Straßen iſt ein ſteter betäubender Lärm, eure Tritte hallen wieder, die Hufe eurer Roſſe ertönen laut, und eure Stimme trägt die zitternde Luft weit hin, von Ohr zu Ohr; aber die Bewohner meines Reiches gehen leiſe ihre Bahn, kein läſtiges Getöſe verletzt das Ohr, jeder verſteht des andern freundliche Winke, und eine Sprache, ſo zart und leiſe, daß ihr ſie nicht vernehmt, verſtändigt doch alle. Ihr müßt im Schweiß eures Angeſichtes euer Brod erbauen, wir finden in unſerem Elemente die Bedürfniſſe ohne Mühe; ihr Menſchen ſeyd habſüchtig, fragt nicht, welchen Frieden ihr zerſtört, ihr werft die Netze auch in meine Fluthen und raubt mir meine Perlen, und fangt die armen unſchuldigen Fiſchlein, um ſie zum Tode zu führen, und ſie haben euch doch nichts gethan. Ach! mir iſt bange ſeit ich unter den Menſchen bin! Dort unten in meiner Heimath verſtanden wir uns alle, ob wir gleich ſchwiegen, hier aber verſteht ihr euch oft nicht, wie laut ihr auch ſprecht."

Aſile ſchloß die Freundin in ihre Arme, und ſuchte ſie eines andern

zu überzeugen; aber Guttula sprach: „Du bist wohl gut und rein, geliebte Asile, bei dir möcht' ich wohl immer seyn, aber nur nicht in deiner lauten, von Lärm erfüllten, hinter dunkeln Mauern versteckten Welt. Komm du mit mir in mein stilles klares Reich, dort wollen wir glücklich seyn. Die Wände meines krystallenen Hauses sind zwar nicht gemalt und mit Schnitzwerk bekleidet, aber die Morgen- und Abendsonne vergoldet sie täglich, und die Nacht spiegelt ihre unzähligen Sterne darin. Wir haben zwar nicht Bälle, nicht Concerte und Schauspiele, aber wir wiegen uns auf den Fittigen des Sturms, und sehen der Brandung zu, wenn sie an den Felsen sich bricht, und lächeln über das Spiel, das die Fluth mit dem zürnenden ohnmächtigen Blitze treibt. O komm mit mir hinab in meine Tiefe!"

Asile suchte die Freundin zu beruhigen und durch Lustbarkeiten sie aufs neue zu zerstreuen, aber Guttula's Schwermuth nahm mit jedem Tage zu, und verwandelte sich endlich in ein tiefes schmerzvolles Heimweh, das sie nicht mehr zu verbergen vermochte, und sie sagte bisweilen: „Die Mutter hat wohl Recht, ich hätte in meinem Elemente bleiben sollen!"

Da trat endlich Asile zu ihrem Vater, dem Herzog, und vertraute ihm das Geheimniß von Guttula's Abkunft an und bat den Vater, ihr die Freundin beruhigen zu helfen, die sie zu ungern hätte verlieren mögen. Der Herzog lächelte, es schien ihm ein Leichtes, dem schönen Mädchen ihr ödes, kaltes Element vergessen zu machen. Er befahl alle Bequemlichkeiten zu einer Reise vorzubereiten, die er mit seiner Familie und der fremden Prinzessin durch sein ganzes Reich zu machen gedenke, und suchte seine Tochter durch die Versicherung zu beruhigen, daß, wenn Guttula nur erst sein großes weites Reich mit den vielen Städten und Dörfern, mit den waldigen Gebirgen und fruchtbaren Thälern und den Millionen fleißigen Menschen gesehen und seine schönen Schlösser und prachtvollen Gärten bewundert haben würde, sie sich dann gewiß nicht mehr zurück wünschen werde; ja er gab die Hoffnung nicht auf, daß es vielleicht seinem einzigen Sohn gelingen könne, die schöne Guttula einst als Gattin zu erwerben, und so durch sie auch die Herrschaft über die Gewässer zu erhalten.

Und es wurde alles aufgeboten, die Tochter des fremden Elementes zu erfreuen; eine lange Reihe kostbarer Wagen mit flüchtigen Rossen bespannt, trug den Herzog mit seinem Gefolge von Stadt zu Stadt; durch die reizendsten Gegenden ging der Zug, und jeder Tag brachte neue Zerstreuungen. Guttula staunte dieß alles an; aber wenn Asile glaubte, den Ausdruck der Freude und Bewunderung zu erkennen, so hörte sie doch immer nur, wie die Freundin ihr früheres Leben mit ihrem jetzigen

verglich, und das letztere immer in Nachtheil stellte. Wenn zum Beispiel auf den gebahnten Kunststraßen der weich gepolsterte Wagen pfeilschnell dahinflog und unter den Roßhufen die Brücken wiederhallten, dann sagte Guttula: „Auf meiner Muschel fuhr ich doch sanfter und schneller durch die Fluthen dahin; in meinem Reiche brauchen wir keine Brücken, da wirbelt sich nicht der Staub empor und legt sich mit seinen grauen Wolken über die weiße Stirn!“ — Und wenn sie auf einem Berge standen und die Morgensonne auf- und die Abendsonne untergehen sahen, und Asile begeistert die Freundin auf das große Naturschauspiel aufmerksam machte, so sprach Guttula: „Die Sonne ist wohl schön, sie sendet der Erde wohl ihre erquickenden Strahlen, aber die Erde trinkt sie gierig auf, und gibt ihr dafür nichts wieder. In meinem Elemente ist es anders, das wirft der Sonne ihr freundliches Bild zurück und zeigt ihr den tiefen blauen Himmel, an dem sie wandelt und schmückt sich mit den Farben dieser Königin!“

So fand Guttula, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, nirgends Befriedigung, und alles, was Asiens Seele mit Entzücken ergriff, und was sie mit der Freundin zu theilen wünschte, erfüllte diese nur immer mehr und mehr mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem Frühern.

Der Herzog war auf seiner Reise bis zu dem Schlosse gelangt, welches sich auf einem Felsen am Ufer des Meeres erhob, und es wurden prächtige Gondeln bereitet, um eine Lustfahrt auf dem Meere selbst zu unternehmen. Guttula sprang leicht und fröhlich in eine der Barken; sie führte den Zug an, trieb die Ruderer zu immer rascheren Schlägen, und hielt den Schleier über ihrem Haupte ausgebreitet, daß der Wind ihn als Segel erfassen mochte. So war man weit ins Meer hinein geschifft, als die Sonne endlich zu sinken begann, und der Herzog den Befehl zur Rückkehr gab. Da streckte Guttula ihre Arme aus und ließ einen wunderherrlichen Gesang erklingen, und die Fischlein hörten die bekannte Stimme, und drängten sich herzu und hoben ihre Häupter empor, und blickten mit den treuen Augen nach ihrer lang entbehrten Herrscherin, und die Wellen hoben sich höher und flüsterten leise, und dort, wo die untergehende Sonne die Fluth mit Purpur übergoß, stieg eine Woge auf, deren leichter Schaum, einem weißen Schleier gleich, sich über die Fluth breitete. Da rief Guttula: „Das ist die Mutter! die Mutter!“ und sie hielt sich nicht länger, sie sprang in die Fluth und schwamm unter dem Ruf: „Lebt wohl! lebt wohl!“ der Abendröthe zu. — Die Schiffer wollten sich ihr nachstürzen, denn Asile weinte, und sie glaubten, das schöne Mädchen werde in der Fluth ertrinken. Aber der Herzog winkte und sprach: „Laßt

ſie ziehen, ſie war nicht glücklich, nicht heimiſch bei uns, ihre weiſe Mutter hatte recht: es bleibe jeder in ſeinem Elemente!“

Aber was heißt denn dieß Sprüchwort eigentlich? werdet ihr fragen, meine lieben Leſer, es gibt ja doch nur vier Elemente, und ein Geſchöpf, was in dem einen zu leben gewohnt iſt, paßt freilich nicht für das andere; da werde ich euch dann darauf antworten: für den Menſchen gibt es noch andere Elemente, als diejenigen, welche die gewaltige Natur ſcharf begrenzt und faſt feindlich einander gegenübergeſtellt hat. Des Menſchen Element iſt ſeine Lebensweiſe und ſeine Stellung in der Welt; der Stand, zu dem er erzogen und gebildet wurde, der Wirkungskreis, zu dem ſeine Kräfte und Kenntniſſe ausreichen, die Gewohnheit, die ihn an einen Wohnplatz und an einen Kreis bekannter Menſchen bindet, das Geſchäft, das er verſteht und das ihm gelingt — das iſt des Menſchen Element. Es läßt ſich mancher zu thörichten, unmäßigen Wünſchen verleiten; eine fremde Lebensweiſe ſcheint ihm oft beſſer, glänzender zu ſeyn, als die eigene, und in eitler Verblendung und weil er ſeine eigenen Kräfte überſchätzt, wünſcht er ſich aus ſeinem Elemente hinaus und in die fremde, beſſer ſcheinende Lage. Aber er wird nicht glücklich, der Schimmer der Neuheit verſchwindet bald, die größeren Sorgen wiegen die größeren Vortheile auf, das Gefühl der nicht zureichenden Kraft und Geſchicklichkeit beugt den Muth nieder, und die Sehnſucht nach den alten theuern Verhältniſſen zerſtört das Lebensglück. — Nur wenige ſind vom Himmel berufen und ausgerüſtet, in jedem Elemente zu leben, aber für die meiſten gilt die Lehre der alten Königin des Meeres: „Es bleibe jeder in ſeinem Elemente, und dort ſey er zufrieden und erfülle treu ſeine Pflicht!“ —

Der Spuk.

Ein Drama in drei Aufzügen.

Personen.

Prinz Adalbert, vierzehn Jahr alt.
Hofrath Preis, dessen Führer.
Schloßhauptmann von Rachner.
Günther, sein Sohn, fünfzehn Jahr alt.
Kastellan Wirbel, ehemals Feldwebel.
Die Kastellanin, seine Frau.
August, ihr Sohn, vierzehn Jahr alt.
von Sproßberg, Adjutant des Herzogs.
Der Anführer der Feinde.
Sein Adjutant.
Vier Hauptleute.
Zwei Ordonnanzen.
Bediente.

Der Schauplatz ist in einem alten herzoglichen Schlosse.

Erſter Aufzug.

Ein großes Zimmer in dem alten Schloſſe; mit Gemälden und einigen Waffen behangen.

Erſter Auftritt.

Die Kaſtellanin iſt beſchäftigt, das Kaffeezeug aufzutragen; **der Schloßhauptmann** tritt eben ins Zimmer.

Schloßhauptmann. Was iſt das? — habe ich nicht befohlen, es ſoll der Kaffee heut in Silber ſervirt werden? —

Kaſtellanin. Es kann ſeyn, mein Mann murmelte ſo etwas, er hat aber bisweilen gleichſam eine unverſtändliche Sprache.

Schloßhauptmann. Oder Sie haben vielmehr oft ungehorſame taube Ohren. Mich aber ſollen Sie doch wohl verſtehen, und deßhalb ſage ich Ihnen jetzt ſelbſt: „der Kaffee ſoll in Silber ſervirt werden!“ Hören Sie! Ich will die Fremden, die geſtern Abend hier angekommen ſind, geehrt wiſſen! Alſo in Silber, und geſchieht dieß nicht, ſo werf ich das alte Töpferzeug zum Fenſter hinaus! Haben Sie es nun verſtanden, Madame?

Kaſtellanin. Verſtanden hab' ich's, aber was das Herauswerfen betrifft, da wollen wir doch auch dabei ſeyn. Vor Ihrem Stock und Degen, mein Herr Hauptmann, fürchte ich mich nicht, ſo lange ich mein Schlüſſelbund noch zur Hand habe — was? Sie wollen hier groß thun, und über das Kaffeezeug befehlen? Hat man mir denn ſchon angeſagt, wer die fremden Menſchen ſind, die Sie geſtern ins Schloß gelaſſen haben?

Schloßhauptmann. Das iſt nicht nöthig!

Kaſtellanin. So! nun dann gehen ſie mich aber auch nichts an. Es könnte ſeyn, daß, wenn ich alles gehörig erfahren hätte, ich mich zum

Porzellanservice allenfalls entſchloſſen haben würde; — aber das Silberzeug, nein, nein! Herr Hauptmann! ſo leicht ſchließe ich meinen Silberſchrank nicht auf, wie Sie das Schloßthor, obgleich ich gleichſam keinen Degen und keinen Schnurrbart trage! Verſtehen Sie mich? —

Schloßhauptmann. Madame, werden Sie nicht impertinent!

Kaſtellanin. Stille, ſtille! ſpielen Sie nicht den Gewaltigen; wir ſind hier alleine! Laſſen Sie ſich einmal den Text leſen. Sagen Sie doch, wie war es möglich, daß Sie geſtern die beiden Herumläufer in das Schloß eingelaſſen haben? Leſen Sie denn gar nicht mehr die Zeitungen? Wiſſen Sie denn nicht, was es jetzt in der Welt für liederliche, tolle Händel gibt? Und den Erſten, den Beſten, der hierher kommt und Einlaß begehrt, den laſſen Sie mir nichts dir nichts ins Schloß herein, weiſen ihm Zimmer an und bewirthen ihn wie einen großen Herrn? Kennen Sie den Menſchen in dem grünen Jagdrocke, und wiſſen Sie, ob der hochmüthige Burſche, den er bei ſich hat, nicht ſeinen Eltern entlaufen iſt? Sehen Sie, nichts wiſſen Sie, und haben gleichſam keine Antwort? —

Schloßhauptmann. Madame, vergeſſen Sie nicht, mit wem Sie ſprechen! Ich brauche Ihnen nicht zu antworten, ſondern nur zu befehlen.

Kaſtellanin. Sehr wohl; aber dann bleibt es auch beim Töpferzeuge! Es ſind jetzt zwanzig Jahre her, als unſer gnädiger Herzog dieſes Schloß zum letztenmal beſuchte; da wurde ihm der Kaffee auch in der großen ſilbernen Kanne ſervirt, und der Allergnädigſte trank gleichſam zwei Taſſen. Seitdem ſteht das Silberzeug nun wie ein Heiligthum im großen Nußbaumſchranke; es ſoll mir's niemand entweihen, und wenn auch gleich ein Schloßhauptmann ſpricht: „gebt es heraus!“ ich thu es nicht!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Günther. Auguſt.

Günther. Der Fremde, lieber Vater, hat nach dir gefragt; er iſt ſchon zeitig auf, und geht auf dem Walle ſchon ſpazieren.

Schloßhauptmann. Gut, mein Sohn! erwartet uns denn hier; und Sie, Madame, halten das Frühſtück bereit, und ſerviren den Kaffee, wie ich's befohlen habe! (Er geht ab.)

Kaſtellanin. Sehr wohl; aber nicht in Silber!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann.

Kaſtellanin. Hört, Kinder, war't ihr ſchon in des Fremden Zimmer?

Günther. Ja, Mutterchen, aber der ältere Herr war, wie geſagt, ſchon ausgegangen, und der Kleine konnte ſich noch nicht recht aus dem Schlafe ſitzen.

Kaſtellanin. So! und was ſprach er denn mit euch? Habt ihr ihn nicht nach ſeinem Namen gefragt?

Auguſt. Nein, das nicht! —

Kaſtellanin. Du biſt ein Schaf! Der Name iſt ſtets das Erſte; man muß den Menſchen doch nennen. Du kannſt doch nicht zu dem Burſchen ſagen: hören Sie einmal, Herr Junge! — Kurzum, den Namen ſchafft ihr mir! Habt ihr ſonſt nichts geſehen? Wie war die Wäſche — war ſie fein? und mit welchen Buchſtaben gezeichnet?

Günther. Wer ſieht nach ſolchen Dingen ſo genau; genug der Knabe mißfällt mir nicht, er ſcheint offen und luſtig.

Kaſtellanin. Luſtig? o ja doch, damit der Spektakel noch größer würde; das fehlte mir noch! Ich habe an euch beiden Jungen genug; denn ſobald ihr ins Haus tretet, ſo iſt ein Lärm wie in einer Affenbude. Sagt mir nur, dürft ihr auf eurer Schule denn auch eine ſolche Wirthſchaft treiben? Wenn ich der Rektor wäre, ich wollte euch gleichſam — —

Auguſt. Du thäteſt uns doch nichts, Mutterchen, und haſt doch deine Freude an uns beiden. Wenn wir einmal ernſt und ſtill ſind, dann ſprichſt du gleich: „Was fehlt euch, Kinder — hängt ihr die Köpfe? Ihr wißt, ich kann das duckmäuſerige Weſen nicht leiden!“

Kaſtellanin. Nun ja, ich habe euch zu fröhlichen Menſchen erzogen.

Günther. Das haſt du auch, und haſt mir meine Mutter treulich erſetzt.

Kaſtellanin. Deine Mutter? Ach du lieber Gott! — ja die hatte mich ſehr lieb, und als ſie ſterben mußte, ſagte ſie zu mir: „Frau Wirbel! wenn ich nicht mehr bin, dann nehmen Sie ſich meines armen kleinen Knaben an!“ Das habe ich denn auch verſprochen.

Günther. Und haſt es auch treu und redlich gehalten.

Auguſt. Nun ſiehſt du wohl! aber eben weil du unſere liebe treue Mutter biſt, mußt du auch alle Mutterpflichten hübſch erfüllen; das heißt: du mußt gegen die lieben Söhnchen bisweilen blind ſeyn; mußt ihren

liebenswürdigen Spektakel gern ertragen; mußt hübſch thun, was ſie wollen — mußt dich unbändig freuen. — —

Kaſtellanin. Schweige, Staarmatz! und treibe keine Poſſen! Aber es iſt wahr, wenn ihr auch ein bischen lärmt, ſo mag es ſeyn, ich will's ertragen; ihr ſeyd einmal meine Kinder! Aber der fremde Burſche, der ſoll mir kommen! Was will er hier, was drängt er hier ſich ein?

Günther. Sie hatten ſich ja beide auf der Jagd verirrt, und du haſt ſchon manchen Armen hier erquickt.

Kaſtellanin. Arme? ja! aber ein ſolcher Junge darf ſich gar noch nicht verirren, ſoll noch nicht auf die Jagd gehen, ſondern hübſch zu Hauſe bleiben und die Naſe ins Buch ſtecken. Und da ihm nun einmal die Verirrung unglücklicherweiſe paſſirt iſt, ſo ſollt' er doch hübſch beſcheiden ſeyn und höchſt demüthig; aber der Burſche geht im Schloſſe umher, als ob es ihm gehörte, und als ich geſtern herein kam und den Herrn die Speiſen ſelbſt auftrug, ſo ſtand er nicht einmal auf, und ſagte nicht einmal: Schön guten Abend, Frau Kaſtellanin! Das hätte ſich für einen ſolchen Burſchen gehört, und dein Vater, der Hauptmann, hätte ihn darüber gleichſam zurecht weiſen ſollen.

Günther. Die Fremden ſehen wohl ein bischen vornehm aus.

Kaſtellanin. Ei, was da! was da! wir ſehen vornehm aus, denn wir wohnen in einem herzoglichen Schloſſe, das fremde Leute nicht wie einen Gaſthof betrachten ſollen! Kurzum Jungens, paßt mir auf den fremden Burſchen auf. Forſcht ihn aus, vergebt euch nichts gegen ihn; und, wird er zu dreiſt, ſo ſchmeißt ihn zum Tempel hinaus.

Auguſt. Schon gut, Mutterchen! in ſolchen Dingen kannſt du dich ganz auf deinen Günther und deinen Auguſt verlaſſen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schloßhauptmann. Der Hofrath Preis.

Schloßhauptmann (präſentirend). Frau Kaſtellanin Wirbel, eine ſehr achtbare Frau, die Pflegemutter meines Sohnes hier, und die Mutter dieſes Knaben.

Hofrath. Ich ſehe das Sprichwort aufs neue hier beſtätigt, daß man nicht nach dem Aeußern urtheilen ſoll. Wie unfreundlich und rauh ſind nicht die äußern Umgebungen dieſes Schloſſes, und wie ganz anders

iſt es im Innern. Man erkennt in der Nettigkeit und Ordnung allenthalben eine kundige Frauenhand, findet eine freundliche Aufnahme, und ſowohl ich, als mein kleiner Reiſekamerad, wird ſich des Umgangs mit Ihnen hier ſehr erfreuen. Genug, hier möchte man Hütten bauen.

Kaſtellanin. Ich wünſche, daß es dem Herrn hier gefallen möge.

Hofrath. Ich danke Ihnen von Herzen, Madame, für dieſen Wunſch. Ich habe den Herrn Hauptmann eben um die Erlaubniß gebeten, mich einige Tage mit meinem Zögling hier aufhalten zu dürfen, und wende mich nun mit einer gleichen Bitte an die freundliche Hausfrau dieſes Schloſſes.

Kaſtellanin (ſie deckt heimlich ihre Schürze über das Kaffeezeug. für ſich). Ein charmanter Mann! (Laut zum Hofrath.) Ihre angenehme Geſellſchaft wird uns ſtets willkommen ſeyn. Aber befehlen Sie nicht zu frühſtücken? Ich dächte auf dem Altan, wo die Ausſicht ſo ſchön iſt; ich werde Ihnen den Kaffee dorthin beſorgen. (Sie nimmt das verdeckte Kaffeezeug und ſpricht im Abgehen für ſich.) Das Silberzeug bekommt er zwar nicht, aber das Porcellan muß ich wahrhaftig beſorgen. (Ab.)

Hofrath (zu den Knaben). Und ihr, meine jungen Freunde, möchtet wohl meinen kleinen Begleiter aufſuchen und ihm die Zeit vertreiben helfen.

Schloßhauptmann. Geht, meine lieben Jungen! (Heimlich zu ihnen.) Aber betragt euch höflich und beſcheiden gegen den jungen Herrn!

Auguſt. Die Mutter hat uns ſchon etwas inſtruirt! (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Schloßhauptmann. Der Hofrath.

Hofrath. Wir ſind jetzt allein, Herr Hauptmann, und ſo will ich Ihnen denn hier das ausführlicher ſagen, was ich geſtern Abend nur andeuten konnte. Können Sie den Aufruhr, der in unſern Nachbarſtaaten ausgebrochen iſt, und das ſonſt blühende glückliche Land faſt verwüſtet?

Schloßhauptmann. Die Zeitungen bringen uns ja traurige Nachrichten hierüber.

Hofrath. Unter dem Vorgeben, eine größere Freiheit und eine glücklichere Zukunft zu gewinnen, ziehen die Verblendeten von einigen Unredlichen, die nur ihren Vortheil ſuchen, zur Empörung gegen ihren braven Landesherrn aufgereizt, von Ort zu Ort, verwüſten alles, was ſich ihnen nicht anſchließen will, und von den Leuten, die angeblich nach Freiheit ringen, wird alle perſönliche Freiheit und die Sicherheit des

Eigenthums in den Staub getreten, und ſelbſt die Kirchen werden nicht geſcheut.

Schloßhauptmann. Ich kenne alles: die Stimme des Elends, das jene Empörer angerichtet, iſt ſelbſt bis in meine Abgeſchiedenheit gedrungen. Arme Flüchtlinge, die, um das Leben zu retten, Habe und Gut verlaſſen mußten, und hinter ſich die geplünderte Heimath in Flammen aufgehen ſahen, haben ſich bis an das Thor dieſes einſamen Schloſſes verirrt, und, ich geſtehe es, Herr Hofrath, ich habe ihnen oftmals Obdach und Erquickungen gegeben, damit ihnen in einem Lande das Herz wieder ruhig ſchlagen möchte, wo Friede und Eintracht zwiſchen Fürſt und Volk herrſcht.

Hofrath. Sie haben recht gethan! Aber lieber Freund, Sie kennen die neueſten Ereigniſſe noch nicht. Jene Aufrührer, die ihr eigenes Land ausplündern, haben in ihrer Raubſucht nun auch unſere Grenze überſchritten.

Schloßhauptmann. Da ſoll ihnen ja das Donnerwetter auf den Kopf fahren!

Hofrath. Sie haben verſucht, auch die Unterthanen unſeres Staates zur Empörung zu reizen, und da ihnen dieß nicht gelungen, ſind ſie wie Räuber in die friedlichen Wohnungen der Treugeſinnten eingebrochen, und erlauben ſich Plünderungen und Grauſamkeiten aller Art.

Schloßhauptmann. Kann denn keine Menſchenſeele eine ordentliche Klinge mehr führen?

Hofrath. O ja! ſie haben tüchtigen Widerſtand gefunden, aber ihr Ueberfall war unvermuthet, und ihre Anzahl groß.

Schloßhauptmann. Wird denn aber mein gnädigſter Herzog nicht — —

Hofrath. Allerdings! der Herzog eilt ihnen mit einem muthigen Truppencorps entgegen; aber die Räuber haben den Plan entworfen, den Prinzen aufzufangen, um wenigſtens ein großes Löſegeld vom Herzog zu erpreſſen.

Schloßhauptmann. Unſern Prinzen auffangen! Löſegeld nehmen? Laßt mich hinaus, ich will's ihnen auszahlen. (Er ſchlägt an den Degen.)

Hofrath. Es iſt kein Geheimniß geblieben, daß der Herzog ſeinen Prinzen, fern von dem Gewühl der Reſidenz und des Hoflebens zu Thalſtadt erziehen läßt, wo nicht allein die reizende Lage des Orts das empfängliche Gemüth des Prinzen mit allen Naturſchönheiten frühzeitig vertraut machen ſoll, ſondern, wo ſich auch alle Mittel darbieten, ihm in den Wiſſenſchaften eine gründliche Ausbildung zu geben.

Schloßhauptmann. Ganz recht! dieß darf auch kein Geheimniß

bleiben, das ganze Land ſoll ſich darüber freuen, und mit Hoffnung zu dem Prinzen aufblicken, den ſein weiſer Vater ſo erziehen läßt.

Hofrath. Aber die Empörer haben einen Plan darauf gebaut; mit einem ihrer Haufen eilen ſie auf Thalſtadt los, um den Ort zu überfallen, und den Prinzen dort zu rauben, während ein zweiter Haufe bereits den Weg von Thalſtadt nach der Reſidenz abgeſchnitten hat.

Schloßhauptmann. Und deßhalb ſind Sie zu mir gekommen, Herr Hofrath? wollen unſern Prinzen mir anvertrauen, wollen hier warten, bis unſer allergnädigſter Landesvater ſelbſt kommt und Hülfe bringt?

Hofrath. Das war allerdings meine Abſicht, und ich hoffe, Sie werden —

Schloßhauptmann. Kein Wort mehr! Mein Blut, mein Leben gehört dem Herzoge und ſeiner Familie; die Sache iſt abgemacht! — So lang ich lebe und noch den Degen führen kann, iſt der Prinz hier ſicher.

Hofrath. Das dacht' ich wohl! wir vertrauen uns Ihrer Hand. Haben Sie aber ſchon auf Kundſchaft ausgeſchickt, wie ich geſtern Abend bat?

Schloßhauptmann. Allerdings! ſchon mit Tagesanbruch hat der alte Caſtellan Wirbel deßhalb das Schloß verlaſſen; ich hoffe jeden Augenblick auf ſeine Rückkehr.

Hofrath. Gut! Aber ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung, daß unſere Namen und unſer Stand Ihren Hausgenoſſen verſchwiegen bleiben; die Sicherheit verlangt es ſo; der Prinz ſelbſt mag incog. unerkannt mit den beiden Knaben hier ſeine Jugendſpiele treiben, wir wollen für ihn wachen. Führen Sie mich nun, mein guter Hauptmann, auf den Altan! (Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Von der andern Seite kommen: **Adalbert. Günther. Auguſt.**

Adalbert. Ei! hier hängen ja recht viele Bilder! Wer ſind denn alle die behaarten Männer dort?

Günther. Es ſind die Vorfahren unſeres Fürſtenhauſes.

Adalbert. Eine lange Reihe — ſind ſie euch bekannt?

Auguſt. Das verſteht ſich! Wir ſind unter dieſen Bildern auferzogen worden und ſollten nicht wiſſen, wer ſie ſind?

Adalbert. Nun kann ich mir doch, wer ist denn jener Mann in der dunklen Rüstung mit dem Spitzenkragen dort?

Günther. Das ist der Herzog Joachim, der zur Zeit der Reformation lebte; so wie er hier gemalt ist, saß er auf dem Reichstage zu Worms; und als der Martin Luther die Wahrheit dort vertheidigte, ward er sein Freund und sein Beschützer.

Adalbert. Und dieser hier?

Günther. Das ist der Herzog Friedrich, der sich im dreißigjährigen Kriege mit dem Schwedenkönige Gustav Adolph verband, um seinem Vaterlande die Religionsfreiheit zu erkämpfen. Er war der Freund des großen schwedischen Königs und hat an seiner Seite gefochten, bis jener bei Lützen fiel.

Adalbert. Und der hier?

Günther. Ist Herzog Wilhelm, der die Akademie zu Thalstadt stiftete; er führte die großen Kunststraßen durch das Land, und wird wegen seiner friedlichen Gesinnungen nur wegen der schönen Einrichtungen, die er im Frieden gemacht, immer nur der Fürst des Friedens genannt.

Adalbert. Ich möchte doch lieber der Herzog mit dem Spitzenkragen dort gewesen seyn, als dieser mit der Palme. Es ist etwas Großes, als Sieger in der Schlacht dazustehen.

Günther. Aber die Stiftung einer Akademie ist doch auch nicht minder groß, als eine gewonnene Schlacht.

Adalbert. Eine solche Stiftung kann aber auch von jemand ausgehen, der gar keinen Muth hat.

August. Eine Schlacht kann aber auch jemand gewinnen, der von den Wissenschaften gar nichts hält. Was würde unser Prinz sagen, der zu Thalstadt erzogen wird, wenn dort die Akademie nicht wäre?

Adalbert. Dann würde er vielleicht in andern Sachen gelehrter seyn: im Fechten, im Reiten; er würde vielleicht schon ein Regiment kommandiren.

Günther. Ich hoffe, der Prinz denkt anders. Wer erst vierzehn Jahre alt ist, muß vorher etwas lernen, eh er kommandiren will, und unser Prinz soll sehr fleißig seyn.

Adalbert. Fleißig? — das ist zum Lachen! Man hat euch unwahr berichtet; des Prinzen Lehrer soll sehr unzufrieden mit ihm seyn; man hält nicht eben viel auf ihn.

August. Junger Herr! dergleichen Reden verbitt' ich mir! Ich lasse unserem Prinzen nichts Böses nachsagen; denn es ist nicht wahr! Wäre es aber auch gegründet, so darf mir doch vor diesen Bildern hier keiner

so leichtsinnig davon sprechen und den Mund wohl gar zum Lachen verziehen, sonst schlag ich ihm darauf.

Adalbert. Ihr habt ein artiges Benehmen gegen einen Fremden!

Günther. Wenn Sie auch in diesem Schlosse fremd sind, so sind Sie es doch wohl nicht auch in unserm Lande, und am allerwenigsten, wenn Sie von unserm Prinzen sprechen; da kann ich Achtung verlangen.

August. Und wer vor unserm Herzog und dessen Sohn keinen Respekt hat, der kann ihn bei uns hier lernen, oder er wird hinausgeworfen.

Adalbert. Hört einmal, ihr Jungen, ihr gefallt mir! Sagt mir eure Namen.

Günther. Ich heiße Günther von Rachner.

August. Und ich August Wirbel.

Adalbert. Du scheinst mir auch ein Wirbelkopf zu seyn.

August. Kann seyn! Besser ein Wirbelkopf, als ein sader Schwätzer. Uebrigens lasse ich mich nicht von jedem fremden Burschen, der nach meinem Namen fragt, ohne mir den seinigen genannt zu haben, gleich Du nennen.

Günther. Ja! oder ich frage mit demselben Rechte: wie heißt denn du?

Adalbert. Gut! ich heiße Adalbert Herzog! Aber reicht mir nur die Hände, wir wollen Freunde seyn, und wollen uns kurzweg du nennen.

August. Was meinst du, Günther, schlagen wir ein?

Günther. Meinetwegen! das Raisonniren muß er jedoch lassen.

Adalbert. Ich will wohl schweigen, wenn ihr mir von eurem Prinzen nur etwas Besseres zu sagen wüßtet.

Günther. Etwas Besseres? — Er ist die Hoffnung des Landes! das ist das Beste, und das mag er verdienen und bestätigen. Der Prinz ist erst in unsern Jahren, da läßt sich eben noch nicht viel von ihm sagen, das fühle ich an mir selbst, doch soll er ein guter, liebenswürdiger Knabe seyn; mag ihn der liebe Gott dabei erhalten und zum guten Fürsten machen.

August. Das ist genug gesagt! Denn eben so wie ich dem Prinzen nichts Böses nachsagen lasse, so höre ich auch nicht gern, wenn er zu sehr gelobt wird; ich denke immer, das Lob kommt eher zu zeitig als zu spät, drum mag man's lieber noch abwarten. Willst du aber von jemand etwas hören, den jeder lobt und liebt, dann laß dir hier von diesem Bilde etwas erzählen.

Adalbert (auf das Bild blickend, schnell). Ach, das ist der Vater!

Günther. Nennst du ihn auch Vater? Das ist recht; denn er ist der Vater seines Landes, und es sollte ihn eigentlich niemand Herzog, es

sollten ihn alle Vater nennen. Ja, das ist unser jetziger, geliebter Landesherr, von dem ich dir viel erzählen könnte; da du aber seine edeln Züge sogleich selbst erkannt hast, wirst du auch schon wissen, wie er für sein Land sorgt und macht.

Adalbert. Ja, das weiß ich!

August. Und der alte Rektor auf unsrer Schule pflegt zu sagen: den regierenden Landesherrn soll das Volk lieben, ehren und ihm gehorchen, aber sein Lob und seinen Ruhm mag man der Geschichte überlassen, die wird schon wieder schreiben, was ihm gebührt!

Günther. Und für unsern Herzog dort werden auch einige herrliche Blätter voll geschrieben werden, und alle, die nach uns kommen und sie lesen, werden uns beneiden, daß wir unter ihm lebten.

Adalbert. Und doch hat dieser treffliche Mann jetzt große Sorgen. Ihr werdet ja wohl gehört haben, wie der Friede seines Landes jetzt gestört wird.

Günther. Der Friede seines Landes? Wer hat den gestört! Du meinst doch nicht den Aufruhr, der an den Grenzen des Nachbarstaates stattfindet?

Adalbert. Ja wohl mein' ich ihn!

Günther. Ei das sind nur Wolken am äußern fernen Horizont, die ziehen vorüber und trüben den Himmel über uns nicht. Mein Rektor sagt immer: im Innern des Menschen da wohnt sein Friede; was von außen auf ihn zustürmt, kann er leicht abwehren, wenn er nur im Innern den Frieden bewahrt. So, dünkt mich, ist es auch mit einem Lande; denn wo im Innern Friede und Glück wohnt, und allenthalben Liebe zwischen Fürst und Volk, da ist man wohl stark genug, die äußern Friedensstörer tüchtig abzuführen.

Adalbert. Ihr habt wohl noch nicht gehört, daß sie schon die Grenze überschritten haben, daß sie auf Thalstadt losgehen, und den Prinzen dort fangen wollen.

August. Den Prinzen? Nun, der wird ihnen hoffentlich die Wege weisen.

Adalbert. Wie soll er das! Es sind ja keine Truppen bei der Hand.

August. Ei! das ist auch gar nicht nöthig! Wenn ich der Prinz wäre, so hätte ich gesagt: hört einmal ihr Herren Studenten in Thalstadt, die fremden Empörer zerstören außer Land, und haben's besonders auf mich abgesehen. Mein Vater ist entfernt, und ich hätte wohl Lust, ihnen allein eins auszuwischen! Ihr seyd jung wie ich, wir sollen künftig einmal mit einander leben, uns lieb haben und uns vertrauen; so wollen wir

dann auch schon jetzt ein Recht auf einander gewonnen, und wollen zeigen, daß wir brave Kerls sind! Und wenn der Prinz so gesprochen hätte, dann wäre gewiß keiner zurück geblieben, und die blanken Hieber hätten geblitzt, und den Prinzen in der Mitte, wär' es hinaus gegangen, und dann in die Feinde hinein, eins! zwei! auf Leben und Tod.

Adalbert (umarmt August). Mein lieber, lieber August, das wäre recht schön gewesen! Aber der Vater hätt' (auf das Bild zeigend) würde gescholten und gesagt haben: du bist noch ein Knabe, und führst du mir die Jünglinge, die fleißig seyn und lernen sollen, leichtsinnigen in den Tod? Ich werde schon selbst kommen, wenn es Noth ist, und dich nicht im Stiche lassen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kastellanin.

Kastellanin. August, August! Geschwind lauf hinunter und nimm dem Vater das Pferd ab; der alte Mann kam ja ins Thor gesprengt, als ob er gleichsam von Sinnen wäre. (August eilt ab.)

Adalbert. Wo ist der Herr Kastellan gewesen?

Kastellanin. Ja, da fragen Sie mich nicht, Musje, sondern Ihren Herrn Hofmeister, oder was er sonst seyn mag; der ist gewiß daran Schuld, daß mein armer Mann heut schon mit dem Anbruch des Tages fortreiten mußte.

Günther (zum Fenster hinaus). Wahrhaftig, der Rappe ist ganz mit Schaum bedeckt; der Reitknecht führt ihn im Hofe langsam umher; der Thorwächter aber schließt das Schloßthor zu und schiebt die großen Riegel vor; das muß etwas zu bedeuten haben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Kastellan Michel. August.

Kastellanin. Um Gottes Willen, Vater, wie siehst du aus! der Staub liegt dir ja fingerdick auf der Stirn! Wer wird denn so unvernünftig reiten!

Kaſtellan. Ruhig, Mutter! Sey nur ruhig!

Kaſtellanin. Ja es hat ſich etwas ruhig zu ſeyn, wenn man dich ſo vor ſich ſieht. Was haſt du denn? Was gibt's denn draußen?

Kaſtellan. Ich ſage: ſey ruhig, Mutter! Und wenn ich das ſage, dann weißt du ſchon, was paſſirt! —

Kaſtellanin. Ach, mein Gott! ach, mein Gott! — Was wird das geben! —

Kaſtellan. Biſt du nun ruhig, Mutter? frag' ich.

Kaſtellanin. Ja doch, ja! ſehr ruhig! Du mußt mirs ja anſehen, wie ruhig ich bin.

Kaſtellan. Gut! dann höre mich kurz. Eile und packe das Silberzeug und die beſten Sachen zuſammen und laß ſie in die verborgenſten Gemächer des Schloſſes bringen.

Kaſtellanin. Ach, du gerechter Himmel!

Kaſtellan. Biſt du ruhig, Mutter? —

Kaſtellanin. Ei, ja doch, ja doch! ich bin ruhig. Ich werde alles ſehr ruhig einpacken. Aber ſage mir nur erſt gleichſam vor allen Dingen, was uns für ein ruhiger Raub und Brand und Mord bevorſteht.

Kaſtellan. Sobald du gefaßt biſt, hab' ich kein Geheimniß mehr vor dir; denn du ſtehſt ſo gut im herzoglichen Dienſt wie ich.

Kaſtellanin. Das wollt ich meinen.

Kaſtellan. Unſer Herzog iſt dem fremden in unſer Land eingebrochenen Empörerhaufen entgegen gezogen, und wird ſie bei Thalſtadt vielleicht heut noch treffen.

Adalbert. Victoria! Victoria!

Kaſtellan. Aber unſer Prinz iſt aus Thalſtadt geflohen, die Feinde wiſſen es, und ihre zerſtreuten Haufen werfen ſich nun auf alle Orte, wo ſie ihn zu finden glauben, und rauben und plündern.

Kaſtellanin. Ach, du mein Himmel! da wird es uns ſchön ergehen! Und nun hat man das Unglück, drei ſolche Jungens hier im Hauſe zu haben, die von den fremden Tigern alle für verkappte Prinzen gehalten werden können.

Kaſtellan. Das möchte wohl niemanden einfallen! Aber dein Silberzeug?

Kaſtellanin. Was? Niemanden einfallen? Meine Jungen ſollen nicht ausſehen wie die Prinzen? Das wollte ich mir ausgebeten haben! Wie ſieht denn ein Prinz aus! He? Vergleiche ſie einmal mit dem fremden Burſchen hier! Wer ſieht hier aus wie ein Prinz (Zu Adalbert.)

Er braucht ſich nicht zu fürchten, Mausjechen, ihm wird niemand etwas thun; aber für meine ſtattlichen Jungen iſt mir bange.

Kaſtellan. Laß es gut ſeyn, Mutter, und thue deine Schuldigkeit. Ich weiß, du haſt in der Zeit der Noth immer das Herz auf dem rechten Flecke, und wenn unſer armer Prinz ſich zu uns geflüchtet hätte, ſo weiß ich doch, du ſchützteſt ihn mit deinem Leben.

Kaſtellanin. Ei, das verſteht ſich! Aber warum iſt er denn ſo thöricht und kommt nicht hierher? Warum verſteckt er ſich lieber in andere Löcher? Wenn er hübſch mit dem Papa vorher geſprochen hätte, der würde ihm ſchon geſagt haben: Mein Söhnchen, mache, daß du zu meiner alten Wirbeln kommſt, bei der biſt du ſicher.

Günther. Und wenn er vollends von der alten Wirbeln ihren beiden Jungen gehört hätte? —

Auguſt. Die wie die Prinzen ausſehen, und wie die Bauernjungen drauf ſchlagen können. — —

Kaſtellanin. Kurz, es iſt eine Dummheit, daß man ihn nicht hierher gebracht hat; denn wäre er hier, und das Räubervolk käme, ſo wüßte man dann doch, wofür man ſich mißhandeln ließe.

Kaſtellan. Nun, ſo thue denn, Mutter, als ob er hier wäre. Jeder gehe auf ſeinen Poſten! Du packe deine Koſtbarkeiten ein, ich werde mit dem Hauptmann das Schloß vertheidigen. Komm! (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Adalbert. Günther. Auguſt.

Auguſt. Höre, Günther, wenn jeder auf ſeinen Poſten gehen ſoll, wo wird denn der unſrige ſeyn?

Günther. Der würde ſich ja wohl finden, denn vor ſolchen Leuten, die, mit dem Unrecht im Herzen, wie Räuber herumziehen, fürcht' ich mich eben nicht, ſie haben gewiß keinen Muth! — aber die rechte Luſt fehlt mir dazu.

Auguſt. Wie ſo denn?

Günther. Ich denke eben ſo wie deine Mutter, und wollte, daß der Prinz ſelbſt hier wäre. Aber wer weiß, wo der herumzieht und in Noth und Gefahr ſchwebt?

Auguſt. Ja, da haſt du recht! Hier in unſerer alten Burg wär' er ſicher.

Günther. Weißt du was, Auguſt! wie wär' es, wenn wir uns beide fort machten und den Prinzen aufſuchten, um ihm beizuſtehen, oder ihn doch wenigſtens hierher zu führen.

Auguſt. Das iſt ein prächtiger Einfall, und wenn uns auch die Feinde auffangen ſollten, dann gebe ich mich für den Prinzen aus, und wenn ich ſo daſtehe, und ſo im Zimmer auf und ab gehe, und ſolche Geſichter mache, dann ſollen mich die Leute wohl für den Prinzen halten; die Aufmerkſamkeit wird dann auf mich gelenkt; du bringſt den Prinzen in Sicherheit, und ich lache die dummen Teufels aus, die den Auguſt für den Prinzen gehalten haben.

Günther. Das wäre herrlich! Aber was ſagſt denn du dazu, Adalbert? Du ſtehſt ja ſo traurig da? — haſt du etwa Furcht?

Adalbert. Nein, Furcht hab' ich nicht! Aber ich dachte eben, ob ich euch, ihr treuen Burſchen, zu dem verfolgten Prinzen nicht als Bote dienen ſollte.

Günther. Als Bote? Weißt du, wo er iſt?

Adalbert. Ja, ich weiß es!

Auguſt. Nun, dann ſchnell zu ihm hin, vor uns wird er ſich nicht verbergen wollen.

Adalbert. Kennt ihr die Hand des Herzogs?

Günther. O ja! ich habe ſeine Namensunterſchrift oft unter den Befehlen an meinen Vater ſtehen ſehen.

Adalbert. Dann lies dieſen Brief.

(Er gibt ihnen einen Brief)

Günther (lieſt die Aufſchrift). „An den Prinzen Adalbert zu Thalſtadt." (Er öffnet den Brief und lieſt.) „Mein lieber Sohn!" — Wahrhaftig! das iſt des Herzogs Hand, und hier ſteht ſein Name! Wie kam der Brief in deine Hände?

Adalbert. Heiße ich denn nicht Adalbert?

Auguſt. Mein Gott — der Prinz!

Adalbert. Ja, ich bin der Prinz!

Günther. Iſt es möglich? O mein gnädiger Prinz, können Sie uns vergeben!

Adalbert. Was ſoll ich vergeben? Daß ihr mich liebtet, ohne mich zu kennen; daß ihr für mich die Gefahren übernehmen wolltet; daß ihr mir eure treuen redlichen Herzen unbefangen zeigtet, die ich vielleicht ſonſt nicht ſo leicht gefunden hätte?

Günther. Mein Prinz!

Adalbert. Wollt ihr mir die Brüderſchaft aufſagen, weil ich ein

Prinz bin? Soll nicht mehr das herzliche Du in der Gefahr uns verbinden? Ich hab' euch den Weg zum Prinzen gezeigt, aber ich bin nur euer Freund Adalbert.

August. Günther! ſchlag ein, ſchlag ein ohne Umſtände, wir wollen die Freundſchaft uns ſchon verdienen.

Günther. Ja, ich fühl' es, was ich ſchon oft hörte: in der Gefahr knüpft ſich die Waffenbrüderſchaft! Alſo mein Prinz! mein geliebter Adalbert! auf Du und Du! (Die Knaben reichen ſich die Hände.)

August. Aber warum ſoll's verſchwiegen bleiben? Warum ſoll Vater und Mutter nicht wiſſen, wen wir beſchützen?

Adalbert. Mein Hofmeiſter, der Hofrath Preis, verlangte die tiefſte Verſchwiegenheit, und wird mich gewiß tadeln, daß ich mich euch entdeckt habe.

Günther. Ei was! das ſieht aus wie Mißtrauen und Zweifel! Der Herr Hofrath kennt die Diener ſeines Herzogs noch nicht.

August. Und Waffenbrüderſchaft duldet kein Geheimniß.

Adalbert. Ihr habt Recht! Kommt zu euren braven Eltern!

(Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Der **Kaſtellan** von einer andern Seite; hinter ihm zwei **Diener** mit einem ſchweren Koffer.

Kaſtellan. Tragt mir den Koffer ſchnell durch die verborgene Pfeilertreppe hinab in den Leichenkeller, verſenkt ihn dort in die Gruft Nummer drei, eilt dann zu meiner Frau, ſchafft mehr Sachen hinunter, und wenn die Gruft voll gepackt iſt, dann ſetzt den leeren zinnernen Sarg wieder darauf. Aber geſchwiegen! geſchwiegen, wie die Todten in den Särgen! (Die Bedienten eilen mit dem Koffer über die Bühne.) Wartet ihr Patrons dort draußen, ich will euch ſchon faſſen, ihr kennt mich und mein altes Eulenneſt noch nicht. (Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Dasselbe Zimmer wie im ersten Aufzug.

Erster Auftritt.

Hofrath Preis steht schweigend am Fenster. Die Kastellanin eilt herein.

Kastellanin. Ach, mein Herr Hofrath! mein Herr Hofrath! sehen Sie denn das Elend da draußen? Das ganze Schloß ist umzingelt, viele tausend Unmenschen lechzen schon nach unserm Blute.

Hofrath. Leider seh' ich, daß wir in großer Gefahr schweben; ich fürchtete nicht, daß der Feind so schnell seyn würde.

Kastellanin. Ach, ich alte Gans, hab' es ja nicht gewußt, für wen ich mich ängstige, und daß wir die Gnade und Ehre haben, unsern gnädigsten Prinzen und den Herrn Hofrath hier zu sehen. Sollten wir im Eifer vielleicht — einige Worte entfahren seyn — —

Hofrath. Beruhigen Sie sich, wir haben uns gegenseitig kennen gelernt, und ich habe mit Rührung gesehen, wie Sie alle hier mit treuer Liebe Ihrem Fürsten ergeben sind. Zeigen Sie Ihre Liebe jetzt durch Besonnenheit in der Gefahr, und lassen Sie sehen, was ein jeder für die Sicherheit des Prinzen zu opfern bereit ist.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schloßhauptmann. Der Kastellan.

Hofrath. Meine Herren! ich habe Sie bitten müssen, einstweilen ihre Posten zu verlassen, und sich zu mir zu verfügen. Es ist nothwendig, daß wir eilig einen Kriegsrath halten. Ich stehe hier gewissermaßen im Namen des Herzogs, denn die Vatersorge für den Prinzen ruht auf mir. Der Feind hat unser Schloß umzingelt, und zwar, wie ich glaube, in großer Anzahl.

Schloßhauptmann. Ich ſchütze keine Maske gegen gewaffnete Mann.

Hofrath. So gilt es jetzt zu fragen: was haben wir rechts aufgeregten Haufen für Streitkräfte entgegen zu ſetzen.

Schloßhauptmann. Ich antworte darauf: wenige, aber treue Herzen, die für ihren Fürſten zu ſterben wiſſen werden.

Hofrath. Das genügt hier nicht! Es fragt ſich vielmehr: ſind dieſe Treuen auch ſtark genug mit dem Degen in der Hand den Prinzen zu ſchützen, der ſich ihnen anvertraute, oder müſſen andere Maßregeln deßhalb ergriffen werden? Was gedenken Sie denn eigentlich zu thun?

Schloßhauptmann. Wenn der Prinz nicht bei uns wäre, würde ich mit den wenigen alten Dienern, die hier ſind, das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen.

Caſtellan. Und ich würde in die alten unterirdiſchen Gänge unſern kleinen Pulvervorrath bringen und zur rechten Zeit die ganze Geſchichte mit ſammt den Kerlen in die Luft ſprengen.

Caſtellanin. Vater, um Gottes willen! das würde ja ſchrecklich knallen! Und wenn ihr nun alle todt wäret und das halbe Schloß flög' mit euch in der Luft umher, wo blieben denn der Prinz und ich mit meinen Jungen?

Hofrath. Die Mutter hat Recht! Auch ich muß fragen, wo bliebe dann der Prinz? Gewalt hilft hier nicht, denn jene Kräfte überwiegen die unſrigen.

Schloßhauptmann. Was aber ſoll geſchehen? Ich kenne kein anderes Mittel.

Hofrath. Es gibt noch eins, und ich habe das Herz, es euch zuzumuthen.

Schloßhauptmann. Geſchwind denn, welches?

Hofrath. Wir müſſen zur Liſt unſere Zuflucht nehmen. Die Feinde ſind hier, um den Prinzen zu fangen, ſie haben keine Spur gefunden und würden das Schloß zerſtören, um ihn zu finden; wir müſſen ſie täuſchen, müſſen ſie glauben machen, ihre Abſicht ſey ihnen gelungen.

Caſtellan. Das wäre ſchon gut, aber wie iſt das möglich!

(Der Hofrath legt ſie Alle ſchweigend an.)

Caſtellanin. Ach, Herr Hofrath, was ſehen Sie uns denn ſo gräßlich an? Nur immer heraus mit der Sprache, es kann ja doch nichts helfen!

Hofrath. Mir wird die Frage ſchwer, die ich an euch zu thun habe: aber ihr ſeid treu geſinnte Menſchen, und ſo will ich denn in Gottes

Namen fragen: Wer von euch, ihr braven Eltern, will ſein Kind für den Prinzen ausgeben?

Schloßhauptmann. Für den Prinzen? Ha! nun verſteh' ich Sie. — Nehmen Sie meinen Sohn!

Kaſtellanin. Was Sie verſtehen, mein Herr Hauptmann, das merk' ich auch! Der Herr Hofrath hat Recht! Aber wir geben unſern Jungen! Nicht wahr, Vater?

Kaſtellan. Das verſteht ſich!

Schloßhauptmann. Ich bin hier Schloßhauptmann und habe zu befehlen, und wenn ich ſage: nein, Günther verkleidet ſich in den Prinzen, ſo geſchieht's!

Kaſtellanin. Ich aber bin die Mutter und kann über die Kinder befehlen! Oder iſt dieß etwa der Dank dafür, mein Herr Hauptmann, daß ich Ihren Sohn auferzogen habe? Soll ich jetzt nicht einmal unter den Jungen wählen dürfen? Vater, laß dich doch nicht einſchüchtern!

Hofrath. Der Knabe muß aber Muth und Gewandtheit beſitzen; denn er geht einer großen Gefahr entgegen, ja vielleicht dem Tode!

Schloßhauptmann. Dazu paßt mein Günther!

Kaſtellanin. Das iſt nicht wahr! Günther plumpte immer viel eher in den Graben, als Auguſt, und hat immer viel mehr geſchrien, wenn ich ihm einmal die Ruthe gab, als Auguſt, und ſieht am Ende gar nicht ſo pringlich aus wie Auguſt; ich muß das beſſer wiſſen! — ich bin die Mutter! Kurz und gut, Auguſt wird genommen und damit baſta!

Hofrath. Ein ſeltener, herzerhebender Streit! Er wird ſich am beſten jetzt entſcheiden, denn dort kommen die Knaben ſelbſt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Adalbert. Günther. Auguſt.

Adalbert (zum Hofrath). Die Sache wird ſehr ernſt, die Burg iſt völlig eingeſchloſſen, und eben erſcheint wieder ein Trompeter am Thore und fordert zur Uebergabe und zu meiner Auslieferung auf.

Auguſt. Den erſten Schuß aber habe ich doch gethan; ich ließ von meiner Schleuder ſo ein recht leidliches Steinchen, wie eine Fauſt groß, nach dem Trompeter abfahren, er traf das Pferd und das hätte den nobeln Reiter bald abgeworfen.

Hofrath. Mein Prinz! wir müssen einen raschen Entschluß fassen, der Ihre Rettung bewirkt; denn wir sind dem Herzog und dem Lande dafür verantwortlich und die Gefahr wächst mit jeder Minute.

Adalbert. Ich soll mich doch wohl nicht gar in einem Winkel der alten Burg verstecken und zusehen, wie ihr Andern kämpft?

Hofrath. Allerdings etwas Aehnliches, und wie sich auch Ihr jugendlicher Muth dagegen sträuben mag, Sie müssen mir folgen; denn ich darf, ich muß jetzt von Ihnen Gehorsam fordern. Hören Sie mich denn ruhig an. Wenn wir das Schloß vertheidigen und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, so würde bei der großen Uebermacht des Feindes nicht allein der Tod aller dieser braven Menschen, sondern auch die Zerstörung des Schlosses die Folge seyn. Wollen Sie, daß es so kommen möge? —

Adalbert. Auf keine Weise.

Hofrath. Da uns die Kraft also fehlt, so muß die Klugheit einen andern Weg zu Ihrer Rettung wählen, der sicherer zum Ziele führt. Einer von diesen beiden Knaben, die Sie Ihrer Freundschaft gewürdigt haben, muß die Rolle des Prinzen übernehmen.

Adalbert. Meine Rolle? — und mit ihr die Gefahr? Nimmermehr!

Hofrath. Doch, es muß geschehen! Ich stelle mich dann, als ob ich mit ihm aus dem Schlosse zu entfliehen versuchte, lasse mich von dem Feinde aber auffangen, und gestehe endlich, daß mein Begleiter der Prinz sey.

Günther. Ja, ja, das ist ein herrlicher Vorschlag!

August. Du mußt es zugeben, Adalbert!

Adalbert. Und welchen Erfolg erwarten Sie von solcher unwürdigen Mummerei?

Hofrath. Der Feind wird mit seinem Fang zufrieden, das Schloß mit den übrigen Bewohnern schonen und bald verlassen, weil er sich vor dem Herzog fürchtet, und, wie es auch uns ergehen mag, der Prinz und die Uebrigen sind doch gerettet, und wir lachen den Feind dann aus. So haben wir's beschlossen, so soll und muß es seyn, und es kommt nur darauf an, wer es von euch beiden übernehmen will, für den Prinzen einzutreten.

Günther. Ich habe das erste Recht darauf, ich bin der älteste.

August. Mutter, du brauchst nicht erst zu winken, ich werde mir's nicht nehmen lassen! Ich habe diesen Einfall schon heute früh gehabt, das könnt ihr nicht läugnen, und deßhalb gehört mir der gefährliche Posten!

Kastellanin. Recht so, mein Gustelchen!

Günther. Die Mutter verläugnet mich also? Ich sehe wohl, der August gilt ihr mehr, als ich. Vater, unterstütze du mich doch!

Hofrath. Kein Wort weiter! wir verlieren die kostbare Zeit, der Prinz mag selbst entscheiden und unter euch wählen.

Adalbert. Ich schäme mich fast einer solchen Wahl. Und was soll dann aus mir werden?

Hofrath. Sie bleiben indessen im Schlosse sicher verborgen.

Kastellanin. Oder stellen mein Söhnchen vor; und der soll die Schlüssel um die Ohren fühlen, der mir mein gnädiges Gustelchen anrühren will.

Hofrath. Wählen sie schnell! Wir dürfen keine Minute verlieren.

Adalbert. Günther! August! Wollt ihr auch folgen? Wird auch keiner böse seyn, wie ich auch wähle?

Beide Knaben. Wir wollen zufrieden seyn?

Adalbert. Nun denn! der besonnenste von euch muß meine schwierige Rolle übernehmen; der entschlossenste aber mir zur Seite bleiben, denn ich gedenke auch nicht die Hände hier in den Schoß zu legen.

August (traurig). Also, Günther, du?

Günther. Bin ich's? Ich danke dir, Adalbert, und werde dir's nie vergessen! Jetzt also bin ich der Prinz! Nun, ihr sollt von mir hören! und du, Adalbert, wirst dich meiner nicht zu schämen brauchen.

Schloßhauptmann. Komm, mein Sohn! verdiene dir das Vertrauen deines Prinzen und mache, daß ich stolz auf dich seyn kann.

Kastellanin. Tückschkopf! und du nimmst von deiner Mutter nicht einmal Abschied?

Günther. Mutter! ich dachte, du wärest böse.

Kastellanin. Na! geh nur, geh! und mache deine Sache hübsch klug. Der liebe Gott sey mit dir!

Hofrath. Die Rollen sind also folgendergestalt vertheilt: wir beide suchen scheinbar zu entfliehen. Sobald man uns aufgefangen haben wird, öffnet das Schloß unter günstigen Bedingungen die Thore, und sucht sich mit Lebensmitteln abzufinden. Ihr benehmt euch hier klug und vorsichtig, ich vertraue euch das Leben unseres Prinzen an, und Sie, Prinz, werden in allem Folge leisten; in dem Trubel aber sucht der Kastellan dann heimlich fortzukommen, um dem Herzog von uns Nachricht zu bringen.

Schloßhauptmann. Das sind aber schwere Aufgaben. In einem offenen ehrlichen Kampfe hätte ich besser Bescheid gewußt.

Hofrath. Aber mein Plan führt sicherer zum Ziele, und die

Verantwortlichkeit nehme ich auf mich! Laßt uns eilen! Ein glückliches Wiederſehen!

Adalbert und **Auguſt**. Lebe wohl, Günther, lebe wohl!

(Der Hofrath, Schloßhauptmann, Kaſtellan und Günther ab.)

Auguſt. Mutter, bleib nur noch einen Augenblick zurück!

Kaſtellanin. Laß mich, ich muß meinen Günther als Prinzen ankleiden! Vielleicht ziehe ich ihm das Sterbehemde an! (Geht auch ab.)

Vierter Auftritt.

Adalbert und **Auguſt**.

Auguſt. Mich haſt du alſo nicht gewählt? Ich habe nicht für dich den gefahrvollen Gang thun ſollen, du vertrauſt dem Günther alſo mehr, haſt ihn lieber wie mich?

Adalbert. Gewiß nicht, mein liebſter Auguſt! Aber du biſt nicht ruhig genug, biſt zu verwegen, du ſollſt mir lieber hier zur Seite ſtehen: denn wer weiß, was uns hier noch begegnet.

Auguſt. Es mag ſeyn! ich füge mich; aber du ſollſt den verwegenen Auguſt ſchon kennen lernen; mir iſt ein Gedanke durch die Seele gefahren.

Adalbert. Welcher? — verſchweige mir nichts!

Auguſt. Wenn die Feinde den verkappten Prinzen aufgefangen haben werden, und man ihnen das Schloßthor öffnen wird, dann geht es hier auf keine Weiſe ſo leicht ab, als ſich's die alten Herren einbilden. Die verhungerten Menſchen dort draußen werden ſich's im Schloſſe erſt hier wohl ſeyn laſſen, werden den Prinzen nebſt ſeinem Herrn Hofrath einſtweilen hier einſperren und bewachen, und vielleicht zum Zeitvertreib das Schloß ein bischen plündern!

Adalbert. Du kannſt wohl recht haben; und wir ſollen den Räubereien und Mißhandlungen dann ruhig zuſehen?

Auguſt. Willſt du dich mit dem Schwert in den Feind ſtürzen? Gut, ich will dir folgen! Dort hängen Waffen, wähle dir ein Schwert!

Adalbert. Die Schwerter kann ich noch nicht regieren, ſie ſind zu ſchwer für mich.

Auguſt. Siehſt du wohl, alſo andere Waffen müſſen wir wählen. Dein kluger Herr Hofrath hat mich darauf gebracht. Liſt gilt gegen Gewalt, und wie Günther ein ernſtes Wageſtück ausführt, wollen wir ein

recht luſtiges gegenüber ſtellen und ſehen, welches mehr vermag; aber es gehört auch Muth dazu, und zwar ein ganz eigener Muth.

Adalbert. Zweifelſt du daran, daß ich ihn beſitzen werde?

Auguſt. Nein, mein Prinz! Aber wie ward dir heute um's Herz, als ich dich im alten Schloſſe umher führte, und dir die finſtern gewölbten Kreuzgänge, die verborgenen Pfeilertreppen, die engen Gänge in den hohlen Wänden, die heimlichen Thüren, und die finſtern Todtengewölbe mit den Gerippen zeigte?

Adalbert. Mich überlief ein eiſiges Grauen.

Auguſt. Siehſt du, das iſt die Geſpenſterfurcht.

Adalbert. Aber ich habe auch gar zu ſchauderhafte Geſchichten von dieſer Burg erzählen hören.

Auguſt. Die Geſpenſterfurcht muß aber fort; denn ſieh, wir wollen ſelbſt den Spuk im Schloſſe ſpielen.

Adalbert. Auguſt, was willſt du beginnen!

Auguſt. Du haſt mich ja ſelbſt den Unternehmendſten genannt, ich will mir dieſen Titel auch verdienen. Sieh, ich denke, jene Menſchen da draußen, die ihre Treue brachen, den Frieden verletzten, ihre Gotteshäuſer entweihen und wie Räuber umherziehen, die können kein gutes Gewiſſen haben, und wenn ſie auch Frechheit genug beſitzen, mancherlei Verbrechen zu begehen, ſo fehlt ihnen doch der ſtille ruhige feſte Muth, der aus einem edeln, Gott ergebenen Herzen kommt; ſie werden zwar mit tollem Jubel hier ins Schloß einziehen, werden ſich mit ihrem Prinzenfang brüſten, aber mitten in der zügelloſen Luſt ſollen ihnen die Haare zu Berge ſtehen, wenn der Spuk beginnt. Mein Rektor ſagt immer: „Freigeiſterei und Aberglaube ſtehen nahe an einander, und der frechſte Menſch iſt oft der furchtſamſte!“ — Adalbert! laß uns den Spuk im Schloſſe ſpielen, und die Empörer ſo in die Flucht jagen.

Adalbert. Bei Gott, das iſt kein übler Einfall!

Auguſt. Du ſollſt mich nicht umſonſt bei dir behalten haben, ich kenne hier alle Schlupfwinkel, die Guckl öcher und die Sprach- und Horchröhren, die faſt in jedes Zimmer führen, und nur jetzt leicht mit Tapeten verkleidet ſind; die Wandſchränke, die ſich von hinten öffnen, die verfallenen Gänge, die bis in den Garten hinauslaufen, kurz alle Geheimniſſe des alten berüchtigten Spukſchloſſes; ich habe mit Günther oft ſchon zum Scherz dergleichen Unfug hier getrieben, und unſern Eltern iſt es eiskalt über den Rücken gelaufen, obgleich ſie wußten, wer der Spuk war.

Adalbert. Was werden aber eure Eltern dazu ſagen?

Auguſt. Die Väter fürcht' ich, werden nicht viel ſagen können,

ſondern mit dem Feinde genug zu thun haben, und für die Mutter ſteh' ich; die hat zwar über alles eine große Angſt, in dieſer Angſt aber auch einen unbeſiegbaren Muth, und glaube mir nur, in der allergrößten Angſt wagt ſie auch das Alleräußerſte.

Adalbert. Dann laß uns zu deiner Mutter eilen, wir müſſen uns mit ihr verſtändigen.

Auguſt. Ja, komm! und ich verſpreche dir, daß wenn die Feinde auch hier ſchon ſitzen und zechen und jubeln, ſo ſollen ſie doch bleich werden wie die Wand, wenn die unſichtbare Wehklage mitten unter ihnen hier im Zimmer ihre furchtbare Stimme erheben wird. (Beide ab.)

Dritter Aufzug.

Daſſelbe Zimmer, wie in den beiden vorigen Aufzügen.

Erſter Auftritt.

Es iſt Abend. Ein Tiſch ſteht in der Mitte, mit Weinflaſchen und Gläſern; an demſelben ſitzt der **Anführer der Feinde** nebſt ſeinem **Adjutanten** und mehreren **Hauptleuten.**

Der Anführer (hebt das Glas). Proſt, meine Herren! das war ein koſtbarer Fang. Des Herzogs Söhnchen im Sacke, und ſeinen Wein im Magen, ſo mußte es kommen!

Adjutant. Dieß alte Neſt mag wohl lange nicht dergleichen Beſuch gehabt haben.

Erſter Hauptmann. Und der ſchönſte Wein hat ſich gewiß längſt ſchon nach ſeiner Auferſtehung geſehnt. Solcher Leichenduft iſt nicht übel!

Anführer. Ja, wir bringen erſt Leben und Licht überall hinein, und wer uns nicht folgen will, der verbrenne ſich an der Flamme! Habt ihr heut wohl wieder die dumme Beſchränktheit erkannt, die an der ängſtlichen Befolgung der gewöhnlichen elenden Verhältniſſe klebt. Der einfältige Hofrath hoffte uns mit ſeinem Prinzlein zu entkommen, wenn er ſich in Bauerntracht ſteckte; und der alte ſchafsköpfige Schloßhauptmann glaubte, wir würden eine Capitulation halten, die wir einem Fürſtendiener zugeſagt.

Hätten die beiden Dummköpfe freiwillig den Prinzen und das Schloß überliefert, ſie könnten bei uns zu Ehrenſtellen gelangt ſeyn, während ich ſie jetzt vielleicht hängen laſſe!

Adjutant. Das beſchränkte Volk hier muß erſt die Freiheit kennen lernen, die wir mitbringen. Vor ihr ſtürzen alle läſtigen Schranken nieder; da iſt der Bettler und der Fürſt ſich gleich; denn alle ſind reich; da iſt das Deine auch das Meine; da zerfällt der Schimmer in Trümmer; da heißt es: heut' verſprochen und morgen gebrochen! und ein jeder iſt ſelbſt ſein Geſetzgeber, ſein Richter und ſein König! – Das iſt die wahre Freiheit!

(Alle lachen und ſtoßen die Gläſer an.)

Anführer. Aber in dieſem finſtern Lande lebt ſie noch nicht, da ſind noch alle verblendet. Wir glaubten offene Arme zu finden, aber niemand hat uns willkommen geheißen, alle betrachten uns wie Feinde, jeder führt nur ſeinen Herzog im Munde, und will Gut und Blut für ihn laſſen.

Erſter Hauptmann. Und ſie machen Ernſt aus der Sache, und ſchlagen, wie bekannt, tüchtig darauf los. Wir haben gegen die bloßen Schützengilden der kleinen Städte und gegen die Senſen und Dreſchflegel der Dörfer, die ſehr grob ſind, ſchon viel Mannſchaften verloren.

Anführer. Nur ruhig, es ſoll ſchon anders werden, wir wollen für eine ſolche Behandlung einſtweilen hier Rache nehmen.

Adjutant. Ja! erſt muß die hochberühmte Treue und der ſogenannte Bürgerfrieden in den Staub getreten werden, ehe unſere Freiheit aufkeimen kann.

Anführer. Es ſoll geſchehen! Aber, meine Freunde, die Flaſchen ſind leer; wo bleibt die alte Hexe mit den neuen? Hauptmann, hilf ihr ein wenig auf die Beine, und ſchaff mir zugleich den alten Schloßhauptmann zur Stelle, er ſoll uns die Beutel füllen.

(Der dritte Hauptmann geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Ordonnanzen treten ein.

Anführer. Was bringt ihr, Kameraden?

Erſte Ordonnanz. Ich melde, daß der gefangene Prinz mit ſeinem Hofmeiſter im Burgverließ ſicher untergebracht iſt.

Anführer. Sie ſollen gebunden werden, wie es ſich für Leute in

Bauerntracht geziemt! (Alle lachen laut.) Der Burſche benahm ſich ſo hochmüthig gegen uns, daß man unter dem Bauernkittel gleich den Prinzen erkannte, wir wollen ihn aber zur Strafe als Bauer behandeln.

Erſte Ordonnanz. Es haben ſich im tiefſten Grunde des Schloſſes ſehr feſte Gewölbe vorgefunden, die früher jedenfalls als Gefängniſſe gebraucht worden ſind.

Anführer. Wir wollen ſie ſchon wieder mit Bewohnern füllen, denn dieſes alte Schloß ſoll unſer Hauptquartier bleiben, bis wir ſiegreiche Nachricht von unſerm Heere bei Thalſtadt erhalten haben werden, und dann weiter vordringen können. Geh, mein Sohn, die Gefangenen ſollen gebunden und ſcharf bewacht werden!

(Erſte Ordonnanz geht ab, zweite Ordonnanz will auch zur Meldung vortreten.)

Anführer. Geduld, Kamerad! dort kommt erſt eine andere Meldung, die der deinigen noch vorgeht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kaſtellanin mit einem Flaſchenkorb.

Anführer. Herbei, herbei! alter Kellerwurm! wie lange läßt du uns auf dich warten?

Kaſtellanin. Ach, meine werthen Herren! Ich komme nun ſchon zum fünftenmale aus dem Keller, aber Ihre lieben Leute haben mir meine Flaſchen jedesmals unterwegs abgenommen, ehe ich ſie hierher bringen konnte. Wenn das ſo fort geht, dann wird der Keller bald leer werden.

Anführer. Das iſt einmal unter uns nicht anders; wir haben nur gemeinſames Eigenthum, wir theilen alles redlich. (Heimlich zum vierten Hauptmann.) Bruder, eile hinaus, und laß mit ſichern Leuten den koſtbaren Weinkeller beſetzen, ſonſt trinken unſere Beſtien uns den ganzen Wein aus. (Laut zum Hauptmann.) Hauptmann, nicht allein das Gefängniß des Prinzen, ſondern auch die übrigen gewölbten Gemächer in der Nähe ſollen der Sicherheit wegen ſcharf beſetzt werden.

Vierter Hauptmann. Verlaß dich auf mich, General! (Ab.)

(Die Kaſtellanin ſetzt die neuen Weinflaſchen auf.)

Anführer (zur zweiten Ordonnanz). Nun, Kamerad, was bringſt du?

Zweite Ordonnanz. Der Officier, der das Schloß von der Parkſeite beſetzt hält, läßt melden, daß ſich dort wunderbare Sachen zutragen, die die Mannſchaften unruhig machen.

Anführer. Was gibt es, naht ſich der Feind?

Zweite Ordonnanz. Ach, nein! es iſt faſt noch ſchlimmer. An verſchiedenen Stellen außer dem Schloſſe läßt ſich ein Wimmern und Klagen hören, und wenn unſere Leute nachſuchen, ſo fährt zwiſchen ihnen ein kläglicher Weheruf hindurch, der Mark und Bein erſchüttert, und doch begreift niemand, woher er kommt.

Kaſtellanin. Ach! das iſt die Wehklage! Nun ſteh' uns der gerechte Himmel bei — das iſt die gräßliche Wehklage!

Anführer. Was hör' ich? Ihr abergläubiſches Volk glaubt an Spukerei? Ziemt ſich ſo etwas für freie Männer?

Zweiter Hauptmann. Ich wohnte ſonſt hier nicht weit von der Grenze, und habe allerdings viel von den Geſchichten gehört, die ſich hier auf dem alten Schloſſe zugetragen haben ſollen. Damals traute man ſich ſo allein nicht hierher, denn es war einem doch etwas greulich zu Muthe — aber jetzt — jetzt —

Anführer. Ja wohl, jetzt, und ſeit du zum Hauptmann avancirt biſt, da denkſt du ganz anders! nicht wahr? — Denn jetzt biſt du frei; jetzt denkſt du frei; jetzt glaubſt du gar nichts, gar nichts mehr, und ſiehſt du, Freund, wer gar nichts glaubt, der fürchtet auch gar nichts. (Alle lachen.)

Zweiter Hauptmann. Natürlicher Weiſe.

Adjutant. Nur ſtrenge Maßregeln gegen ſolche Poſſen, dann kann man drüber lachen!

Anführer (zur Ordonnanz). Geh alſo zurück, mein Sohn! und ſage: Ich ließe befehlen, es ſolle ſich niemand mehr fürchten, und wer da wehe ruft, ſolle erſchoſſen werden. Marſch! (Zweite Ordonnanz ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der dritte Hauptmann, hinter ihm, von der Wache geführt, **der Schloßhauptmann.**

Anführer. Warſt du bisher der Schloßhauptmann allhier? —

Schloßhauptmann. Der bin ich noch; denn das Vertrauen meines Herzogs hat mich mit dieſem Poſten beehrt, und nur mein Herr kann mir ihn wieder nehmen.

Anführer. Dein Herzog gilt hier gar nichts mehr; denn wo wir erſcheinen, hört alles andere auf! Das merke dir, alter Eiſenfreſſer!

Du biſt jetzt in meiner Gewalt, und es kommt nur darauf an, ob ich dich als einen freien Menſchen oder als einen Knecht betrachten ſoll?

Schloßhauptmann. Als einen freien Mann; denn ich bin nicht euer Gefangener. Ich habe euch das Schloß unter friedlichen Bedingungen geöffnet, ihr aber habt euer Wort gebrochen, habt uns hinterliſtig übermannt und hauſt nun hier wie die Räuber! Erſt haltet Wort, laßt mich wieder frei, dann will ich euch Rede ſtehen wie Männern.

Anführer. Ho, ho! alter Vogel! nimm den Mund nicht ſo voll, ſonſt laß ich dir die Federn ausrupfen. Noch einmal ſtelle ich es in deine Wahl; tritt zu uns über, wirf deine alten Feſſeln ab, ſey frei wie wir, und öffne uns im Guten die verborgenen Kiſten und Kaſten dieſes Schloſſes. Willigſt du ein, dann ſollſt du auch Theil an der Beute haben, wo nicht, ſo laß ich das Schloß plündern und dich hängen! Verſtehſt du mich? —

Schloßhauptmann. Das iſt allerdings verſtändlich geſprochen. Aber ehe ich mich entſchließe, müßt ihr mir doch erſt ſagen, weßhalb ihr euch denn eigentlich ſo greulich gegen euren rechtmäßigen Landesherrn empört habt? War er denn nicht der redliche Mann und der brave fromme Fürſt, für den ihn alle Nachbarſtaaten halten? Blühte unter ſeiner Regierung nicht Handel und Gewerbe in eurem Lande? Wehten in euren friedlichen Strömen nicht bisher die Flaggen aller Nationen und brachten euch die Erzeugniſſe aller Welttheile? Hörte er denn nicht gern auf die Stimme ſeines Volkes, wenn es vertrauend ſich zu ihm wendete? Und hielt er nicht feſt auf die Geſetze des Landes, die er mit euch erſt berathen hatte? — Wir haben viel Gutes von ihm gehört.

Anführer. Kann alles ſeyn! Allein hierauf kommt es jetzt nicht an; wir wollen dieſen Fürſten nicht, wir brauchen gar keinen Fürſten und keine Geſetze mehr; ſie ſind uns läſtig, drum werfen wir ſie ab; wir ſind uns ſelbſt genug und wollen frei ſeyn, denn die Völker ſind jetzt mündig geworden.

Schloßhauptmann. Wer aber ſchützt denn jetzt bei euch den Einen vor der Wuth des Andern? Wer beſorgt und leitet denn jetzt das Ganze? Wer hält denn jetzt auf Ordnung? Wer übt denn jetzt Recht und Gerechtigkeit?

Anführer. Das wird ſich ſchon von ſelbſt finden, für jetzt ſorgt jeder für ſich ſelbſt, denn er iſt frei; für jetzt können wir reden und thun, was wir wollen, denn wir ſind frei; was der freie Mann thut, iſt allemal recht, und wer nicht denkt, wie er, den ſchlägt er todt und nimmt ihm ſeine Habe!

Schloßhauptmann. O du armes unglückliches Land, das dieſe

Freigeſinnten bewohnen! Sie werden dich bald zu einer Wüſte machen: was der Fleiß erbaut, was die Ordnung gegründet hatte, werden ſie zertreten, und wenn nun alle Bande zerriſſen ſind, wenn ſie ſich endlich in ſich ſelbſt verfolgt und unglücklich gemacht haben, und wenn ſie ohne Rath und verlaſſen daſtehen, dann werden ſie wieder eines Fürſten bedürfen, ſie werden ihren bisherigen vermiſſen, werden einen neuen ſich ſuchen, aber ſie werden keinen mehr finden!

Anführer. Schweig, alter Wahrſager! Ihr werdet euch zeitig genug zu uns bekehren.

Schloßhauptmann. Nein, nimmermehr! Ueber unſer glückliches Land gewinnt ihr keine Gewalt, ihr Empörer; denn gleich dem Vater in ſeinem Hauſe ſteht unſer Herzog in ſeinem Lande da: Allen ein Vorbild als Vater, als Menſch und als Fürſt. Er waltet mit Liebe und Sorge, mit Milde und Strenge über ſeine Kinder, er hört ihre Stimme zur rechten Zeit und hält mit ihnen ſeinen großen Familienrath. Er ordnet nur an, was uns beſſer und glücklicher macht, und wir danken ihm, wenn wir beſſer und glücklicher ſind; er befiehlt nur, was gut und recht iſt, und wir wollen auch nur das Gute und das Rechte; drum ſind wir frei, viel freier als ihr, und auch viel ſicherer; denn wie der hohe Prieſter in alter Zeit an der Bundeslade ſtand und die heiligen Geſetzestafeln ſchützte, ſo ſteht unſer Herzog vor den Geſetzen ſeines Landes und hält ſie heilig und verwaltet ſie im Namen deſſen, der ihm die Krone aufs Haupt geſetzt hat. Und wenn von außen Gefahr droht, und er zum Kampf für's Vaterland ruft, dann wird ſein Volk auch kräftig daſtehen und wird euch alle zertrümmern!

Anführer. Genug, alter Rabe! Erkläre dich kurz, ob du uns die Schätze, die das Schloß enthält, als ein Löſegeld verrathen oder morgen mit ſammt deinem Prinzen hängen willſt!

Schloßhauptmann. Ich kenne das Wort verrathen nicht!

Anführer. Werft ihn gebunden ins Gefängniß, und wenn er ſich bis morgen nicht beſonnen hat, ſollen alle hängen! Führt ihn ab!

(Indem der Schloßhauptmann von der Wache abgeführt wird, hört man ein lautes Wehrufen im Zimmer.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann und die Wache.

Anführer. Wer ruft hier: wehe! Meine Herren, ich verbitte mir jetzt einen solchen Spaß....

Erster Hauptmann. Niemand von uns hat die Lippen bewegt.

Kastellanin. Ach! das war eben die Wehklage, die gräßliche Wehklage!

Anführer. Was soll das heißen? Erkläre dich näher, alte Wehklage!

Kastellanin. Ach, meine Herren! wenn Sie wüßten, was ich hier auszustehen habe! Die alten Männer hier sind dran gewöhnt, aber unsereins hat schwache Nerven. Wenn sich im Schlosse etwas Wichtiges ereignen soll, dann geht es hier furchtbar um; die Wehklage heult durch das ganze Schloß, man sieht sie an den vermauerten Gitterfenstern als eine bleiche Frau stehen und sich die Haare ausraufen, und die Thüren fliegen aus Schloß und Angel, und die Torten gehen aus und ein, und Blitze fahren durch die finstern Kreuzgänge, und die alten Bilder schneiden hier Gesichter, und der Teufel lacht, daß das Schloß zittert. Es ist schon mancher hier wahnsinnig geworden, und gräßlich umgekommen.

Zweiter Hauptmann. Das klingt ja greulich. Habt ihr wirklich dergleichen gesehen?

Kastellanin. Ach! freilich, freilich! Ich danke Gott, daß Sie, meine werthen Herren, gekommen sind, denn man ist hier ganz verlassen, und bei so tapfern Herren braucht man sich doch nicht mehr zu fürchten.

Anführer. Dummes Zeug! Sey außer Sorgen, Alte, und erfülle deine Pflicht! — Schenke die Gläser voll, wir wollen uns indeß die Zeit vertreiben, und ehe wir schlafen gehn, den Saal für uns einrichten! Vor allen Dingen müssen die alten Gesichter dort von der Wand herunter, wir leiden auch die gemalten Fürsten nicht in unserer Nähe, und werfen sie ins Feuer. Reißt die Bilder ab, meine Freunde!

Alle rufen. Ja! Herunter mit den Bildern!

(Die Hauptleute springen auf und gehen nach den Gemälden. Es ruft aber wieder „wehe! wehe!" Sie fahren zurück.)

Anführer. Das ist zu arg — seyd keine Memmen! greift zu!

Adjutant. Laß mich der Sache ein Ende machen! (Er steigt auf einen Stuhl, um das Bild des regierenden Herzogs abzunehmen; ein starker Blitz fährt ihm ins Gesicht, so daß er mit dem Stuhle umschlägt. Ein gräßliches Hohngelächter erschallt. Alle beben zurück, die Kastellanin sinkt laut aufschreiend auf die Knie, und verhüllt das Gesicht.)

Kaſtellanin. Ach, wie die alten Bilder dort lachen und Geſichter ſchneiden! Haben Sie es nicht geſehen, meine Herren? Das nimmt kein gutes Ende!

Adjutant. General! hier iſts wahrlich nicht richtig! Ich wette, wir wären fort.

Anführer. Laßt denn meinetwegen die alten Bilder! Seht euch nicht mehr nach ihnen um, und trinkt lieber Wein. Alte, ſchaffe mehr Lichter herbei, wir wollen die Nacht zum Tage machen; trinkt nur tüchtig, Brüder! trinkt! (Indem er trinken will, verfehlemert ihm das Glas vorm Munde, er fährt erſchrocken zurück.) Alle Teufel! das wird arg!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der vierte Hauptmann.

Vierter Hauptmann. Fort! General! Fort! Der Spuk macht uns wahnſinnig und alle deine Leute laufen davon!

(Man hört ein ſchallendes Hohngelächter.)

Anführer. Wer lacht hier?

Vierter Hauptmann. Ja frage nur! Du wirſt ſchon Antwort bekommen! Durch das ganze Schloß zieht es ſich mit Lärmen und Toben; Blitze fahren durch die Finſternis, und gräßliche Stimmen laſſen ſich vernehmen; die feſt verſchloſſene Thüre des Burgverlieſes ſprang krachend auf, kein Prinz war mehr darin zu finden.

Anführer. Kein Prinz mehr?

Vierter Hauptmann. Nein! Ein altes Gerippe ſaß in einer Ecke und hielt ein Stümpfchen Licht in der Knochenhand, und eine Stimme rief: „Kommt mit, ich leuchte euch zu Grabe!“ und von ferne fing eine unſichtbare Trommel an gräßlich zu wirbeln, und den Generalmarſch zu ſchlagen, als ob die Todten kämen! Da ſind alle deine Leute vor Entſetzen davon gelaufen, und ich komme und beſchwöre dich: Fort! fort von hier! Wir ſind ſonſt des Todes! Fort!

Anführer. Menſch, faſſe dich doch!

Vierter Hauptmann. Nein, nein! das Gerippe kommt hinter mir her und leuchtet mir zum Grabe!

Adjutant. Horch, was iſt das für ein Trommeln!

Zweiter Hauptmann. Es iſt der Spuk! es iſt der Spuk! er

schlägt den Generalmarsch, und nun werden alle Geister losgelassen, auf uns zu stürzen!

Vierter Hauptmann. Und das Gerippe wird kommen.

(Das Trommeln kommt immer näher, es geschieht ein starker Knall, eines von den alten Bildern stürzt von der Wand herab, und an seiner Stelle grinst ein Todtenkopf aus der Wand hervor. Die Kastellanin stürzt schreiend zur Erde.)

Alle (schreiend). Fort, fort!

Anführer. Ja, fort! fort! Gebt das Zeichen zum Aufbruch! Laßt alles im Stich! Rettet das Leben und die Sinne! Fort, fort! (Anstürzen ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Kastellanin allein.

(Sie bleibt noch eine Zeit lang auf der Erde liegen, richtet sich endlich vorsichtig und langsam wieder auf, und als sie sieht, daß sie allein im Zimmer ist, fängt sie laut an zu lachen.)

Kastellanin. Etsch! aus! Ihr hochfahrigen Großmäuler! Seht ihr wohl? das war euch gesund. (Sie tritt aus Fenster und öffnet es.) Wahrlich, da reißen sie aus, wie die Eulen in der Dämmerung. Aber der Spuk trieb auch hier eine Heidenwirthschaft. Horch, die Trommel tönt noch und aus den alten Schießscharten blitzt es immer noch hinterher! Die Jungen sind wahrlich des leibhaftigen Geiers! Aber ich habe sie so erzogen! Nun glückliche Reise, tausendmal glückliche Reise, ihr himmelschreienden Völker! Wo ist denn mein Silberzeug? Ha! ha! Gott sey Dank! jetzt kracht das Schloßthor hinter ihnen zu! Der Thorwächter schließt die Riegel! Die Gefahr ist vorüber! Glückliche Reise. (Sie geht und klopft an die Wand und ruft:) Prinzchen! mein gnädiges, allerliebstes Prinzchen! und ihr meine prachtvollen, meschanten, gottlosen Jungen! kommt doch, kommt heraus, daß ich euch nur einmal wieder sehe, die Gefahr ist vorüber, wir leben alle noch!

Achter Auftritt.

Vier Lanzenknechte führen Adalbert, Günther und August gefangen herein.

August. Victoria! Mutter! Der Feind iſt geſchlagen, und der Prinz iſt gerettet!

Adalbert. Meine lieben Freunde, wie ſoll ich euch danken?

Günther. Ei, du haſt bei der teilen Wirthſchaft ja ſelbſt mit geholfen.

August. Und, Mutter, wie haben wir den Spuk geſpielt? War unſere Hexklage nicht gut? flog mein Blitz von Colophonium dem frechen Menſchen, der das Bild hier abreißen wollte, nicht gerade ins Geſicht?

Kaſtellania. Ach, er ſtürzte ja nun wie ein alter Klotz, der vom Blitz getroffen wird!

Adalbert (zu Günthern). Und als wir dich und den Hofrath durch die verborgene Thüre aus dem Burgverließ nur erſt befreit hatten, war das Tettengerippe da nicht recht grauſig in die Ecke geſetzt mit ſeinem Lichtchen in der Hand?

Kaſtellania. Zeige einmal deine Patſchchen her, mein Günthercken. Lieber Gott! Man ſieht die Streifen wahrhaftig noch von den Stricken, womit die Unmenſchen das Kind gebunden haben!

Günther. Das ſchadet nichts, ſie ſind dafür tüchtig abgeküßet worden.

August. Und wie ſchoß ich dem Herrn General mit dem Blaſerohr aus dem verborgenen Tapetenſchrank dort das Glas vor der Naſe entzwei!

Kaſtellania. O! ihr gottloſen Kinder! Nun ich habe ja auch nicht ſchlecht geſchrien und mich geberdet!

August. Du haſt uns prächtig beigeſtanden, Mütterchen.

Günther. Und als ich nur erſt wieder frei war, da klang mein Pfeifchen auf der alten Kindertrommel durch die verborgenen Gänge in den hohlen Mauern auch nicht übel.

August. Und, wie gefällt euch mein Tettenkopf dort?

Adalbert. Und wie waren meine letzten Bilze aus den Schießſcharten?

Kaſtellania. Ich bitte euch um alles in der Welt, hört auf, hört auf! Ich habe mich ſelbſt vor euch gefürchtet, und es läuft mir ſchon wieder eiskalt über den Rücken.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Hofrath Berlt. Der Schloßhauptmann.

Schloßhauptmann. Sind die Räuber wirklich fort?

Hofrath. Sind wir wirklich gerettet?

Günther. Ja, Vater, die muthigen Herren sind auf und davon gelaufen, und der verkleidete Prinz ist wieder dein Sohn.

Adelbert. Hier stehen unsere Retter!

Hofrath. Ich habe keine Worte für eine solche Treue und einen solchen Muth, der Herzog selbst wird danken und lohnen!

Schloßhauptmann. Kein Wort von Dank! Aber ihr seyd tüchtige Jungen, ich bin mit euch zufrieden.

Kastellanin. Papachen! wer hat sie denn eigentlich so erzogen? — Sie doch etwa nicht?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kastellan. v. Sprossberg, Adjutant des Herzogs.

von Sprossberg. Welch ein glückliches Ereigniß hat hier gewaltet? Was uns der Herr Kastellan hinterbrachte, ließ das Aeußerste für Sie, mein Prinz, befürchten, und jetzt finde ich Sie alle hier, gerettet und den Feind in der größten Flucht begriffen.

Kastellanin (zum Kastellan). Vater, du wirst mit uns zufrieden seyn! — Aber ich zittre noch!

Kastellan. Bist mein altes gutes Weib; aber ruhig Mutter!

Hofrath. Willkommen, Herr Adjutant! Was hier vorgefallen, wert' ich Seiner Hoheit selbst berichten; aber so viel kann ich Sie im voraus versichern, daß der Prinz seine Rettung allein diesen treuen Menschen zu verdanken hat.

von Sprossberg. Sie ist denn auch vom Vaterherzen die Berge gehoben, denn während der Herzog bemüht war, die Haufen der fremden Empörer bei Thalstatt über die Grenze zurück zu jagen, setzte er mich auf die erhaltene Nachricht hieher, um unsern geliebten Prinzen aus den Händen der Feinde zu retten, und ihnen jedes Opfer dafür zu bewilligen — — jetzt aber —

Adalbert. Jetzt finden Sie mich frei, und meine Rettung durch schönere Opfer erkauft.

Hofrath. Lassen Sie uns zu Seiner Hoheit eilen, daß ich Ihm seine treuesten Unterthanen nennen möge.

Schloßhauptmann. Nicht die treuesten! Es ist, so Gott will, keiner, der seinem Herrn weniger treu wäre als wir!

Adalbert. Und ich will vor dem Vater erscheinen, meine jungen Freunde hier an der Hand, und will ihm sagen: „Sieh, Vater, die mit mir aufwachsen, denken auch wie ihre Väter, die um Dich stehen! Gott schenke mir einst Deinen Sinn!"

Kastellan. Was hör' ich! Trompeten am Thore!

Schloßhauptmann (öffnet schnell das Fenster). Ich sehe Fackelglanz, das Thor wird geöffnet.

von Sprossberg. Der Herzog mit den Seinigen.

Schloßhauptmann. Hinunter! dem Herrn entgegen!

Hofrath. Seliger Augenblick eines solchen Wiedersehens!

Kastellanin. Geschwind, mein Silberzeug aus der Gruft!

Adalbert. Kommt, meine Freunde! der Spuk ist gebannt, und gute Geister ziehen dafür ein!

Die Unvermählte.

Eine Fortsetzung der Geschichte gleiches Namens.

Auf Seite 80 dieses Bandes erzählte ich euch, meine lieben Leser, von der Unvermählten, die wir damals unter dem Namen: „Muhme Gertrud“ kennen lernten. Ihr werdet euch gewiß noch erinnern, wie dieses seltene weibliche Wesen den Hauptmann von Brachheim, der seine beiden Töchter so überaus gern verheirathet zu sehen wünschte, überzeugte, daß auch ein unverheirathetes Mädchen sich einen gar erfreulichen Wirkungskreis verschaffen könne, und daß die Bestimmung des Weibes nicht bloß darin zu suchen sey, daß sie heirathe, um in eine selbstständige Lage zu kommen und eine Hausfrau zu werden, sondern daß oft ein viel schönerer Beruf dadurch erreicht werden könne, wenn ein Mädchen, das keine erwünschte Gelegenheit sich zu vermählen gefunden und deßhalb lieber unvermählt geblieben, mit dem Reichthum ihres Herzens und Geistes dort eintrete, wo irgend eine Lücke in einer Familie auszufüllen sey, und wenn sie hier sich die Verpflichtungen selbst und freiwillig auflege, zu deren Erfüllung sich viele nur wegen der einmal eingegangenen Verbindungen gezwungen glauben.

Der Hauptmann von Brachheim war, wie ihr wißt, durch die Muhme Gertrud getröstet und über die Zukunft seiner beiden Töchter beruhigt worden; und unsere kleine Erzählung schloß mit der Nachricht, daß die jüngere Schwester, Emilie, sich glücklich verheirathet hatte, während die ältere, Louise, unvermählt geblieben war.

Wie ihr mit mir in die stille friedliche Wohnung der Muhme Gertrud gern getreten seyd, wo euch der milde Geist des innern Friedens anwehte, so werdet ihr jetzt gewiß auch eben so gern an meiner Hand die sanfte Louise besuchen, um selbst zu prüfen, ob es ihr wohl gelangen sey, die Stelle der Muhme Gertrud zu ersetzen.

Ich habe euch gesagt, daß Louise unvermählt blieb. Dieß geschah aber nicht etwa aus bloßem Zufall, oder weil vielleicht kein Mann ihre Hand begehrt hätte; o nein! — es fanden sich mehrere Bewerber; denn

das Mädchen war zwar unermittelt, aber doch sehr liebenswürdig und sorgsam erzogen. Allein sie hatte zu keinem der Männer ein Herz, die um sie warben, und der Vater, wie gern er auch seine Tochter verheirathet gesehen hätte, ließ ihr doch hier selbst eine ganz freie Wahl; denn er pflegte zu sagen: „Ich theile die heirathslustigen Bewerber in drei Klassen, und zwar erstens, in solche Männer, gegen die der Vater durchaus nichts einzuwenden findet und deren Denkungsweise, Persönlichkeit und Verhältnisse so beschaffen sind, daß er ihnen sein Kind unbedingt und gern anvertrauen mag. Diese machen die erste Klasse aus.

„Zur zweiten Klasse gehören solche Männer, die gerade das Gegentheil von den ersten sind, und mit denen, nach der innigen Ueberzeugung des Vaters, die Tochter höchst unglücklich seyn würde. Mit diesen beiden Klassen, meinte der Hauptmann, wird dem Vater die Unterhandlung eben nicht schwer: denn einem Manne aus der ersten Klasse, aus Prima, öffnet er froh die Arme und sagt ihm: „„Sey mir willkommen, Herzensjunge! dir vertraue ich ganz, dir will ich mein geliebtes Kind ans Herz legen, du wirst es noch mehr lieben und höher achten als ich. Das Mädchen wäre ja ein Narre, wenn sie dich nicht nehmen wollte; denn selbst bei den Sorgen des Lebens und wenn ihr euch auch spärlich durchhelfen müßt, werdet ihr doch glücklich seyn. Geh nur hin zu meiner Tochter, ich weiß schon, daß sie dir gewogen ist, öffne ihr dein Herz und sage, daß du mit dem Vater schon gesprochen hast!““

„Mit der zweiten Klasse hingegen, mit den Secundanern, wird ein kurzes Federlesen gemacht; es wird: „„Kehrt!““ kommandirt, und wenn das Mädchen selbst auch verblendet genug wäre, einen solchen ganz unpassenden Bewerber nicht abweisen zu wollen, so muß der Vater, dem das Schicksal seines Kindes und die Sorge dafür von Gott anvertraut worden ist, doch hier eingreifen und sagen: „„Ich habe es in meinem Innern treu und heilig erwogen und darf es nicht zugeben, denn dieser Mann würde dich, mein Kind, unglücklich machen; also: Marsch!““ —

„Die dritte Klasse aber, die Tertia, ist am schwierigsten zu behandeln, denn sie ist ein Gemisch der beiden frühern und besteht aus solchen Bewerbern, die dem Vater eben nicht sonderlich gefallen, mit denen er seinerseits auf keine Weise zusammen leben und ihnen deßhalb gern zurufen möchte: „„Freund, thu mir den Gefallen und wirb nicht um meine Tochter, sondern bleib uns lieber vom Halse!““ — Aber das ist denn doch nur immer die Ansicht und das Gefühl des Vaters, und da gegen die dritte Klasse, außer einer gewissen Unausstehlichkeit oder außer einigem Bedenken gegen Persönlichkeit, Lebensweise und Verhältnisse, nicht eben

gerade etwas Erhebliches einzuwenden iſt, ſo muß der Vater hier der Tochter jedenfalls die Wahl anheim ſtellen, denn der Geſchmack iſt verſchieden und es könnte ja doch ſeyn, daß der Tochter das weniger mißfiele, was dem Vater höchſt widrig ſcheint, oder daß ſie ſich wegen anderer guten Eigenſchaften an dieſe Unausſtehlichkeit gewöhnen, und es doch mit dem Manne und ſeinen Verhältniſſen zu verſuchen gedächte. Bei einem ſolchen Burſchen aus der dritten Klaſſe wird es dann freilich oft geſchehen, daß der Vater ſich ſagen muß: „„Ich gebe hier meiner Tochter einen Mann, den ſie zwar ſelbſt gewählt hat, den ich aber an ihrer Stelle nicht genommen haben würde! Gott gebe es gnädig!““

Dieß waren die Anſichten des Hauptmanns; er paßte ihnen ſtets alle jungen unverheiratheten Männer an, und wie er die Freude hatte, ſeiner Emilie einen Mann aus der erſten Klaſſe zuzuführen, ſo mußte er Louiſen die Wahl nur immer ſelbſt überlaſſen, weil ſeiner Meinung nach, nur lauter Tertianer um ihre Hand warben. Louiſe theilte die Anſichten ihres Vaters, ihr Herz fühlte ſich zu keinem der Bewerber hingezogen, und da ſie das Bild mancher kalten liebloſen Ehe mit dem ſchönen Verhältniß einer Unvermählten verglich, wie es ihr Gertrudens Leben gezeigt hatte, ſo zog ſie den letzten Stand vor und lehnte alle jene Bewerbungen ab. Sie blieb bei ihren Eltern, ſie pflegte ſie bei ihrem zunehmenden Alter, ſie war ſelbſt in ihren reiferen Jahren noch immer das ſanfte demüthige Kind, und ſo blieb denn das ſchöne Verhältniß unverändert, bis Louiſe beiden Eltern die Augen zugedrückt hatte. Jetzt war ſie von aller Welt unabhängig, die Schweſter wohnte mit ihrem Gatten in einem entfernten Landestheile und bedurfte ſelbſt der ſchweſterlichen Hülfe nicht; Louiſe gab daher den dringenden Bitten ihrer ältern Freundin Gertrud Gehör, und zog zu ihr nach dem ſchönen Dörfchen Thalau. Welch ein Gefühl ergriff ſie, als ſie nach vielen Jahren jetzt wieder in die friedliche Wohnung eintrat, wo ſie einſt an der Seite ihrer Eltern geſtanden hatte! Damals war ihr das Herz von ſeligen Hoffnungen erfüllt geweſen; damals hatte ſie die Welt mit der Erwartung betrachtet, es werde ſich alles beeifern, ihr das Glück des Lebens entgegen zu tragen; jetzt war die erſte Blüthezeit vorüber, jetzt ſtand ſie allein; denn die Eltern ſchliefen unter den Raſen; jetzt wußte ſie, daß man ihr von außen kein Glück bringen werde, ſondern daß der Friede der Seele nur aus ihr ſelbſt hervorgehen könne, theuer erkauft durch manche Erfahrung, mühſam errungen durch Erfüllung ernſter Pflichten gegen andere. Gertrud öffnete ihr die Arme und ſchloß ſie mit den Worten an ihr Herz: „Sey mir willkommen, mein liebes, theures Kind! und betrachte von jetzt an mich als deine mütterliche

Freundin. Siehst du wohl, um wie vieles ich älter geworden bin, seit wir uns nicht sahen? Die Wange hat tiefe Falten bekommen, das Haar iſt grau geworden, die Kräfte nehmen ab, und alles ſcheint mir zu ſagen: dein Abend iſt da und die Nacht nicht mehr fern. Ich werde dann auch ruhig und zufrieden abtreten; aber meine Stelle darf nicht unbeſetzt bleiben; ſie iſt zwar kein Poſten, den der Staat beſoldet und vergibt, und zu dem ſich neue Bewerber hinzudrängen, wenn er erledigt iſt, ſondern es iſt ein freiwillig übernommener ſchwerer Dienſt; zu dem eine innere Stimme uns im Auftrag eines Höhern beruft; und du ſollſt mir darin folgen, du ſollſt eben ſo wie ich, die Lücken auszufüllen ſtreben, die oft in den wichtigſten Verhältniſſen der Menſchen entſtehen; und Alle die, die mich Freundin, Mutter, die mich die Muhme Gertrud nennen, ſollen nicht fühlen, daß ich von ihnen geſchieden bin; denn an meiner Statt ſoll Louiſe daſtehen, mit gleichen Anſichten, ähnlichen Erfahrungen und mit demſelben Herzen, wie ich!“ So ſchloſſen ſich dieſe beiden weiblichen Weſen eng und innig einander an, Beide nach einem Ziele ſtrebend, Beide ſich ſelbſt vergeſſend in der Sorge für andere.

Louiſe vertrat bald ganz die alternde Gertrud; ſie ward eben ſo wie dieſe, bald allenthalben der gute rathende Genius, und als Gertrud endlich ſtarb, nicht allein die Erbin ihres kleinen Nachlaſſes, ſondern auch die Erbin aller der von ihr übernommenen Sorgen und Pflichten für andere.

Nahe bei Thalau lag, wie ihr, meine lieben Leſer, euch noch erinnern werdet, das Bad, wo wir den Hauptmann von Brachheim mit ſeiner Familie zuerſt kennen lernten. Durch die vielen Fremden, welche ſich in den Sommermonaten hier einfanden, ward die Gegend hier ſehr belebt. Nicht allein um die Heilquelle ſelbſt, ſondern auch auf den naheliegenden Gebirgen und in den ſchönen Thälern ſah man fremde Menſchen, die aus allen Ländern herzugeſtrömt waren, um ihre Wiedergeneſung hier zu finden, und die ſich nun an allem zu erlaben und zu erſtärken ſuchten, was ihnen die reiche Natur darbot. Wie die Lippe aus der kräftigen Heilquelle trank, ſo erquickte ſich das Auge an der ſchönen Ausſicht von den Bergen herab, ſo das Ohr an den vollſtimmigen Harmonien, die ihm aus den Thälern oft entgegen ſchallen, und wie durch alle dieſe ſchönen Eindrücke und durch den Umgang mit freundlichen Menſchen ſelbſt die von Leiden gebeugte, verſtimmte Seele ſich wieder aufrichtete, ſo genaß auch der kranke Körper nach und nach, ſo kehrte Geſundheit, Freude und Hoffnung in den geiſtig- und körperlich geneſenen Menſchen wieder zurück, und neue Wünſche erwachten für ein neu zu beginnendes Leben.

Unter den Badegäſten befand ſich dießmal auch Louiſens jüngere

Schweſter, Emilie, mit ihrem Gatten; ſie hatte das Bad beſucht, theils um ihre Geſundheit zu ſtärken, beſonders aber auch, um die Schweſter einmal wieder zu ſehen, die hier ſo nahe wohnte. Es konnte nicht fehlen, daß auch Louiſe, der geliebten Schweſter wegen, jetzt öfter hier anweſend war, und wie ſich nun beide alles mittheilten, ſowohl ihre Lebensbegegniſſe, als auch die gemachten Erfahrungen, und wie ſie ihre Verhältniſſe und ihren Beruf mit einander verglichen, ſo geſtanden ſich auch beide, daß ſie zufrieden und glücklich wären, Emilie, als Gattin und Mutter, Louiſe als Unvermählte!

Aber auch unter den übrigen Badegäſten fanden die Schweſtern mehrere Bekannte wieder, die ſie vor nunmehr fünfzehn Jahren hier kennen gelernt hatten. Unter ihnen waren auch einige von den Männern, die der alte Hauptmann von Brachheim damals ſeinen Töchtern ſchon im Stillen zugedacht hatte, weil er ſie ſeiner Eintheilung nach für Primaner hielt, und ihrer Neigung gewiß zu ſeyn glaubte. Wir erinnern uns aber noch, daß zum großen Verdruß des Vaters keiner um die Hand der Töchter anhielt, ſondern einige von ihnen glänzendere Verbindungen wählten, andere unbefangen und leichtſinnig in ihre Heimath abreiſten, ob ihr zutrauliches Benehmen gleich zu manchen Vorausſetzungen genugſamen Anlaß gegeben hatte. Jetzt, nach einem Zwiſchenraum von fünfzehn Jahren, ſah man ſich wieder, aber unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen, unter vielfach veränderten Anſichten. Unſere beiden Schweſtern waren, obgleich um vieles älter, doch immer noch ſehr freundliche Erſcheinungen geblieben, an denen ſich der unbefangene Blick um ſo mehr erfreute, als in ihrem ganzen Weſen ſich eine ſtille liebenswürdige Heiterkeit und die Zufriedenheit mit ihrer Lage ausſprach. Nicht ſo war es mit jenen Männern, die ſich einſt an die ſchönen aufblühenden Mädchen gedrängt hatten. Der Eine hatte ſorgſam und ängſtlich gewählt, ſich bald dieſem, bald jenem Mädchen genähert, aber theils nicht gefunden, was ſeine überſpannten Erwartungen verlangten, theils war er dort, wo er ſie erfüllt zu ſehen glaubte, zurückgewieſen worden, weil einem vernünftigen Mädchen nichts widriger iſt, als ein hochfahrender von ſich eingenommener Mann, der bei der Wahl einer Gattin mehr mit eingebildeter, mißtrauiſcher Klugheit zu Werke geht, als daß er ſich der Stimme des Herzens anvertraute. Ein Anderer hatte die Verbindung mit reichen, vornehmen Mädchen geſucht und erlangt, und eine ſogenannte glänzende Partie gemacht; da hierbei jedoch nur die äußern Verhältniſſe in Frage gekommen waren und man geglaubt hatte, das Uebrige werde ſich von ſelbſt ſchon finden, ſo hatte ein Zeitraum von fünfzehn Jahren die ernſte Lehre gegeben, daß Rang und Vermögen nicht ausſchließlich das Glück einer Ehe ausmachen,

ſondern daß hierzu vielmehr eine innige Uebereinſtimmung der Seelen, ein gegenſeitiges hohes Vertrauen, auf Liebe und Achtung gebaut, vorhanden ſeyn müſſe, und daß, wo dieſe fehlen, ſelbſt aller äußerer Glanz den Wurm im Buſen nicht beſchwichtigen könne. Sehr bittere Erfahrungen hatten erſt Kälte, dann gegenſeitigen Widerwillen erzeugt, und endlich ſogar eine Trennung veranlaßt. Einem Dritten war die Gattin geſtorben; er hielt es für nöthig, ſeinen unerzogenen Kindern wieder eine Mutter zu ſuchen. Dieſe Herren hatten das Bad denn nicht ſowohl beſucht, um ihren körperlichen Geſundheitszuſtand wieder zu verbeſſern, als vielmehr um ſich zu zerſtreuen, um das innere Leid zu vergeſſen, und wo möglich in neu angeknüpften Verhältniſſen einen Erſatz für den Verluſt und für die getäuſchten Erwartungen zu finden. — Sie erkannten unſere beiden Schweſtern wieder; ſie ſahen Emilien von freundlichen, blühenden, halberwachſenen Kindern, an der Seite eines braven Mannes, umgeben, und Louiſen in ihrer anſpruchloſen Einfachheit, die frühere Liebenswürdigkeit mit weiblicher Würde jetzt verbinden. Es entſtand bei einem und dem andern wohl der Gedanke, daß er ſich jetzt viel glücklicher fühlen würde, wenn er vor fünfzehn Jahren nur ſeinem Herzen gefolgt wäre, und ſie fragten ſich im Stillen, ob denn nicht wenigſtens theilweiſe wieder gut zu machen ſeyn dürfte, was damals verſäumt worden war? Beſonders war der Graf von Rembach und der Major von Schottner dieſer Meinung; der erſte hatte früher Louiſen, der zweite Emilien beſonders ausgezeichnet; beide hatten jene liebenswürdigen Mädchen nicht wieder vergeſſen können und in den trüben Stunden des Mißmuths und der Unzufriedenheit mit ſich und andern war ihnen das Bild jener freundlichen Weſen oft wieder erſchienen, als ob es ſich dafür rächen wolle, daß man früher ein herzloſes Spiel mit ihnen getrieben hatte. Der Graf war unverheirathet geblieben; der Major hatte ſeine leichtſinnig geknüpfte, unglückliche Ehe wieder getrennt; beide theilten ſich eilig die Bemerkung mit, daß jene Schweſtern wieder hier anweſend wären, zwar um fünfzehn Jahre älter, aber dennoch liebenswürdig genug, um die frühere flüchtige Neigung jetzt in ein ernſteres Gefühl und in eine redliche Abſicht zu verwandeln. Sie ſahen, daß der alte Paſtor Wanger, der treue Freund der jetzt vollendeten Gertrud, beſonders mit den beiden Schweſtern bekannt war, und wendeten ſich daher an ihn mit der Frage nach ihren jetzigen Verhältniſſen. Der Graf frohlockte bei der Nachricht, daß Louiſe noch unvermählt ſey; denn weil er ſich früher für Louiſen entſchieden hatte, glaubte er auch ein gewiſſes Recht auf ſie erworben zu haben. Der Major aber ſagte: „Freund, mit dem Rechte iſt es nichts; denn es hat es von uns weder einer erworben,

noch verdient. Jetzt fängt ein neuer Akt an und ich denke, wir steuern beide darauf los, stellen uns beide dem lieben vortrefflichen Mädchen zur Wahl, und gönnen dem sein Glück, der das Ziel erreicht! Du wünschest und brauchst eine Gattin, denn das Schloß deiner Väter ist öde und leer geblieben, wie dein Herz, und in deinen reifern Jahren mag man sich viel weniger in alle Welt schicken, als sich endlich noch nach an ein geliebtes, treues Wesen ketten; und ich habe drei Töchter, die von ihrer leichtsinnigen Mutter verlassen wurden, ich muß ihnen wieder eine neue Mutter und meinem bisher zerrissenen Leben wieder einen Trost zu geben suchen. Wir wollen beide um Louisen werben, mag sie unter uns wählen."

Beide Herren stellten sich nunmehr als alte Bekannte den Schwestern vor, suchten auf alle Weise das frühere Wohlwollen in Anspruch zu nehmen und sich gegenseitig mit einander so vertraut zu machen, als es im Lauf einer Badezeit nur möglich ist. Sie waren fast täglich in Louisens und Emiliens Gesellschaft, denn der Gatte der Letztern, der Regierungsrath Braun, hatte jene beiden Männer sich gewonnen, und so sah man oft im traulichen Zirkel beisammen und erzählte sich gegenseitig, was man seit dem ersten Zusammentreffen vor fünfzehn Jahren erlebt hatte. Da mußte denn der Graf und der Major die Theilnahme der Uebrigen ganz besonders in Anspruch zu nehmen; denn ihr Leben war an interessanten Begebenheiten reich, obgleich es einem Gemeke von glänzendem Elende gleich sah. Wie einfach und glücklich hatte dagegen Emilie mit ihrem Gatten gelebt, wie bescheiden und unbemerkt Louise ihre freiwillig übernommenen Pflichten erfüllt; und wie waren jene beiden Männer zu betauern, die mit so großen Hoffnungen und Mitteln bisher so wenig erlangt und so viel verloren hatten! Louisen standen oft die Augen voll Thränen, wenn sie erzählen hörte, wie der Graf bisher vergeblich ein Weib gesucht, wie er unter unzähligen Täuschungen und Zweifeln endlich die schönsten Jahre seines Lebens verloren hatte; und wie dagegen der Major sich wieder habe entschließen müssen, sich von dem schönen reichen Weibe zu trennen, das die Pflichten der Gattin und Mutter nicht gekannt und geachtet hatte, und wie er jetzt mit seinen armen Kindern fast verwaist dastehe. — — Beiden Männern entging diese Theilnahme in dem zarten Herzen Louisens nicht, sie bauten darauf ihre Hoffnungen und gestanden endlich ihre Wünsche dem Pastor Wanger, damit er ihr Fürsprecher bei Louisen seyn solle.

Wanger aber schüttelte den Kopf und sagte: „Einer von Ihnen, meine Herren, hat bereits durch eine übereilte Wahl nach einer kurzen Badebekanntschaft schon eine große Bürde von Leid auf sein Leben gehäuft; ich dächte, die Erfahrung sollte Sie vorsichtiger und weiser gemacht haben;

urtheilen Sie daher nicht eher mit Bestimmtheit über Louisen, als bis Sie dieselbe in ihrem häuslichen Leben und Wirken gesehen und beobachtet haben.“ Er schlug den beiden ungeduldigen Männern für den nächsten Morgen einen Spaziergang nach Thalau vor, wohin sich Louise seit einigen Tagen wieder zurückgezogen hatte, versprach es so einzurichten, daß sie dort so viel als möglich genaue Beobachter von dem Leben des Mädchens seyn sollten, und die Männer nahmen sich vor, mit scharfem Auge zu prüfen, mit größter Strenge zu richten und sich durch nichts täuschen zu lassen.

Es war um die Zeit der Ernte, und der Graf konnte sich unterwegs der Bemerkung nicht erwehren, daß er Louisens jetziges Zurückziehen ein wenig sonderbar finde, weil sie doch wahrscheinlich nicht selbst mit Sichel und Harke zur Ernte gehe, wohl aber die Mädchen, denen sie im Nähen und Stricken Unterricht gebe, jetzt unstreitig etwas stärkere Arbeiten würden verrichten und deßhalb die Nadeln aus der Hand legen müssen; es schiene ihm daher nicht passend und mit schwesterlicher Liebe vereinbar, so eigentlich um nichts die langentbehrte Schwester Tage lang zu verlassen. Wanger lächelte und sagte: „Vielleicht finden wir doch, daß Louise ihre Geschäfte während der Ernte hat, die wichtig genug sind, sie von dem Umgang solcher Freunde zurück zu halten.“

Man kam ziemlich früh in Thalau an, der Morgen war heiter und schön, und die Landleute zogen fröhlich zur Ernte. Louise war in ihrer Wohnung nicht anwesend, und ein Dienstmädchen berichtete: ihre Herrschaft sey bereits ausgegangen und habe ihre Laute mitgenommen, sie werde wahrscheinlich am Ufer des Baches, ihrem Lieblingsplätzchen, aufzufinden seyn.

„Bruder!“ sagte der Major von Schottner zum Grafen: „Das sieht mir etwas sehr empfindsam aus!“

„Wer weiß!“ entgegnete der Graf, der ja besonders scharf richten wollte, „ob sich die Dame nicht absichtlich zurückgezogen hat, um sich von uns mit der Laute im Arme finden zu lassen? Das sind kleine Mädchenkünste!“

Unter solchen Gedanken folgten sie dem Pastor Wanger, der sie am schäumenden Gebirgsbache hinführte und ihnen durch das Gebüsch endlich Louisen zeigte, die am Ufer saß und zu den vollen Accorden ihrer Laute folgendes einfache Lied sang:

Ich grüße dich, o Morgen!
Dich Blumenduft, dich Thau,
Dich leises Waldesrauschen,
Dich tiefes Himmelsblau!
Ich frag' euch, zarte Blumen,

Seyd ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vögelein:
Singst du für mich ein Lied?

Wer aber grüßt mich wieder,
In Morgenduft und Thau?
Wer schaut mir, wenn ich weine,
Tief in die Augen blau?
Wer sagt zu mir: mein Blümchen,
Bist du für mich verblüht?
Wer fragt mich, wenn ich singe:
Singst du für mich dieß Lied?

Sey ruhig, Herz! ob keiner
Gleich einen Gruß dir sagt;
Sing deine frohen Lieder,
Auch wenn dich niemand fragt!
Der Vogel will nur singen,
Die Blume blüht nur sich,
Drum blühe du und singe,
Ist's auch allein für dich!

„Ein schönes Lied!" sagte der Graf, „ein sehr schönes Lied! Sie wird mir's wahrscheinlich schon noch öfter vorsingen und dann wissen, wem sie's singt, und wer sie grüßt und ihr in die blauen Augen schaut!"

Während Louise ihr Lied sang, hatten sich viele kleine Kinder bei ihr eingefunden und drängten sich, nachdem sie geendet hatte, herbei, um ihr freundlich guten Morgen! zu wünschen, oder doch eine Hand zu bieten. Es waren alles Kinder vom zartesten Alter, viele, die noch nicht sprechen konnten, aber alle schienen Louisen innig ergeben. Sie begrüßte die Kinder herzlich; sie hieß sie sich im Kreise um sie her setzen, schlug dann einige Accorde auf ihrer Laute und fing ein einfaches Morgenlied an zu singen, worein die Kinder, so gut sie konnten, mit einstimmten. Hierauf gab sie einem Mädchen das Instrument und führte die Kinder nach einem großen, von allen Seiten offenen Zelte, das unter schattigen Bäumen aufgeschlagen war. Während sie sich so von den Lauschenden immer weiter entfernte und sich hinter den Gebüschen verlor, ließ sich der Major mit einem Bauer in ein Gespräch ein, der ihnen eben begegnete.

„Wie?" entgegnete der Bauer auf des Majors Anrede: „Sie fragen

erſt noch, was unſere Muhme Lieschen mit den kleinen Kindern dort vornimmt? Ei, das iſt für uns gar eine ſehr wichtige Sache! Sehen Sie, während der ganzen Ernte hat der Landmann nur damit zu thun, daß er die Gottesgabe auf dem Felde einſammelt und in die Scheuern bringt; an die Kinder kann da nicht viel gedacht werden, und was bisher noch zu klein war, um bei der Ernte zu helfen oder die Schule zu beſuchen, mußte leider faſt ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Das war denn freilich ſchlimm und brachte manches arme Kind zu Schaden; der Bach hier fließt durch unſer Dorf, die Kinder ſind vom Waſſer nicht wegzubringen, und es hat mancher arme Vater, während er draußen im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod einſammelte, daheim ſein Kind nicht wieder gefunden und ſeine Leiche im Waſſer ſuchen müſſen. Aber nicht allein ein ſolches Unglück, ſondern auch andere böſe Sachen entſtanden aus dem Mangel an Aufſicht; die Kinder waren ſchmutzig und ungezogen, zankten und prügelten ſich, und ſo brachte denn die liebe Erntezeit ihren Segen zwar in die Scheuern, aber manchen Nachtheil auch in das Haus. Jetzt aber hat die Muhme Lieschen ſich unſerer kleinen Kinder angenommen; mit dem früheſten Morgen eilen ſie zu ihr, und wir Eltern können ruhig an unſere Arbeit gehen, denn die Kinder ſind unter beſſerer Aufſicht noch, als bei uns ſelbſt. Sehen Sie, meine Herren, ſo etwas bringt Segen, und wenn man auch nicht ſelbſt Kinder hat, ſo kann man auf dieſe Weiſe oft mehr thun, als eine Mutter!“

Der Bauer ging hierauf ſeinen Weg weiter, und Wanger that ſeinen Begleitern den Vorſchlag, Louiſen jetzt ſelbſt bei den Kindern aufzuſuchen. Man fand ſie mit einer großen Menge kleiner Kinder, unter einem weit ausgeſpannten, von allen Seiten offenen Zeltdache verſammelt, welches ihnen Schatten gewährte. Sie bewillkommte die Freunde und bedauerte, daß ſie ſie nicht in Thalau empfangen könne: „Aber,“ ſetzte ſie hinzu, „während der Zeit der Ernte bin ich immer ganz beſonders beſchäftigt, denn ich muß ja auch dafür ſorgen, daß eine künftige Ernte im Innern des Menſchen nicht verloren gehe!“

Die Freunde baten um Erlaubniß, hier verweilen zu dürfen, und da ſie ihnen mit freundlicher Unbefangenheit dieß zugeſtand, fanden ſie Gelegenheit, Louiſen unter den kleinen Kindern zu beobachten, und ihre ſeltene Erziehungsfähigkeit zu bewundern. Die Zahl der Kinder, von denen keines noch das ſechste, manches kaum das zweite Jahr erreicht hatte, belief ſich faſt auf hundert; die Aufgabe war daher gewiß eine ſehr ſchwierige, ſie alle ihrem Alter angemeſſen zu beſchäftigen. Aber dennoch hatte Louiſe das Mittel dazu gefunden, und während ſie dieſen bald kleine

Handarbeiten auftrug, jenen etwas auswendig lehrte oder ſie mit Gegenſtänden der Naturwiſſenſchaft bekannt machte und die Größern anwies, wie ſie die Kleinern gehen und ſprechen lehren ſollten, ſo erlaubte ſie wieder denjenigen, die ihr Geſchäft zu ihrer Zufriedenheit vollendet hatten, ſich in fröhlichen Spielen zu vergnügen.

Unvermerkt für die Kinder, wie für unſere Freunde, waren die Mittagsſtunden herangenaht; da rief Louiſe: „Meine lieben Kinder, es iſt Mittag und eure Eltern kommen vom Felde zurück! Kommt! daß ich ihnen ſage, wer von euch gut geweſen iſt; das Mittagsbrod wartet auf euch! „Wollen ſie meine Gäſte ſeyn und mein einfaches Mahl mit mir theilen," wendete ſie ſich zu Wangern und ſeinen Begleitern, „ſo werden Sie mir eine rechte Freude machen!" Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und ſo begleitete man denn Louiſen im Gefolge ihrer Kinderſchaar nach dem Dorfe, wo vor jeder Thür ſchon der Vater oder die Mutter ſtand und ihre Kinder erwartete oder freundlich entgegen trat, um ſie von Louiſen abzuholen. Die Innigkeit und Ehrerbietung, die ſich bei allen gegen Louiſen ausſprach, zeigte hinlänglich, mit welchen Gefühlen ſie jeder hier betrachtete. Als ſie nun ihre Kinderchen ſämmtlich wieder entlaſſen hatte, führte ſie die Freunde in ihre heitere Wohnung, ſchloß ihnen hier ihre Bücherſchränke auf, legte ihnen einige Mappen ſchöner Zeichnungen und mehrere weibliche Arbeiten vor, die ſie und ihre Schülerinnen nach dieſen Zeichnungen gefertigt hatten, und eilte dann in die Küche, um das Mittagsmahl zu bereiten. Unter einer ſchattigen Linde im Garten war der Tiſch gedeckt; aus einer erfriſchenden Himbeerkaltſchale und einem einzigen Gerichte beſtand die ganze Mahlzeit, und nur eine Flaſche kryſtallhellen Waſſers ſtand als Erquickung auf der kleinen Tafel. Louiſe lächelte ſanft, als ſie ihnen ſagte, ihr kleines Mittagsmahl beſtehe nur aus dieſen wenigen Gerichten und ſetzte hinzu: „Ich ſollte eigentlich wohl verlegen ſeyn, daß ich Sie auf ein ſo kärgliches Mahl eingeladen habe; aber es hat auch wohl ſein Gutes, wenn die Männer, die an Aufwand gewöhnt ſind, einmal ſelbſt wahrnehmen, mit wie Wenigem ein Mädchen zufrieden ſeyn und auskommen kann; je weniger wir Anſprüche auf äußern Aufwand machen, um deſto eher gönnt man uns vielleicht die Anſprüche anderer beſſerer Art!"

Der Graf geſtand ihr dieß vollkommen zu, er verſicherte, daß er ſich bei viel größerem Aufwande doch oft noch nach dem heutigen genußreichen Mahle zurückſehnen würde, und der Major betheuerte auf Ehre, daß er nie anders zu eſſen wünſche, ſobald ihm nur Louiſe immer das Mahl bereiten wolle.

Aber auch während der Mahlzeit war Louiſe nicht Herrin ihrer Zeit, es kamen unaufhörlich Bewohner des Dorfes und der Umgegend, die ihr entweder etwas anzuvertrauen hatten, oder von ihr Rath und Hülfe begehrten. Mit immer gleicher Bereitwilligkeit hörte ſie jeden an, und ſuchte alle die Wünſche und Bitten zu erfüllen. Ein ſchönes junges Mädchen, die lange mit ihr im Geheimen ſprach und dann ſtill weinend den Garten verlaſſen wollte, fiel den Gäſten beſonders auf, und da ſie Louiſen darüber befragten, ſtellte ſie ihnen das Mädchen mit den Worten vor: „Sehen Sie hier eine meiner erſten und liebſten Schülerinnen, meine liebe Johanne! es hat ſich ein braver junger Mann gefunden, der ſie zur Frau begehrt, aber das Mädchen iſt ganz arm, und wir ſind jetzt in rechter Verlegenheit, wie wir die kleine Ausſtattung beſorgen ſollen; das hat denn in die freundlichen Augen hier Thränen gebracht, aber Fleiß und Sparſamkeit werden ſchon zum Ziele führen!“ Der Graf und der Major fühlten ſich heut beſonders wohlthätig, ſie zogen ſchnell ihre Börſen und gaben dem Mädchen eine nicht unbedeutende Summe. Johanne war außer ſich vor Freude und Louiſe ſagte treuherzig: „Siehſt du wohl, mein Kind, ſolche Freunde hat deine Muhme Louiſe!“ Als die kleine Tafel aufgehoben worden und Louiſe in das Zimmer gegangen war, um alle die kleinen Kinder, die ſich wieder bei ihr eingefunden hatten, jetzt in der Nähe ihres Hauſes zu beſchäftigen, drangen die beiden ungeduldigen Freunde in den Paſtor Wanger, Louiſen die Abſicht ihres Beſuches nicht länger zu verſchweigen und ſie aufzufordern, daß ſie über ihr künftiges Schickſal entſcheiden, und daß ſie kurz und gut einen von ihnen beiden zum Gatten ſich erwählen möchte.

„Ein ſolcher Tag muß nicht ungenutzt für uns, und nicht ohne Anerkennung und Belohnung für das vortreffliche Mädchen vorüber gehen!“ rief der Graf aus: „Mein Gott, wenn ich bedenke, wie das arme Geſchöpf ſich bisher für Andere gequält und abgemüht hat, und welches ſorgloſe genußvolle Leben ſie dafür an meiner Seite wird führen können! das dürfte dann freilich ein ziemlicher Unterſchied ſeyn! Aber hier zeigt es ſich deutlich, die Tugend empfängt endlich doch ihren Lohn, und wenn ſie auch im Anfange hart geprüft wird, ſo kommt doch oft ſpäter noch die Vergeltung! Eilen Sie, lieber Paſtor, ſagen Sie dem lieben Mädchen alles, was wir längſt beſprochen haben und führen Sie die Sache ſchnell zur Entſcheidung!“

„Und dulden Sie keine Ziererei,“ fügte der Major hinzu; „wir ſind über das Alter der Ziererei hinweg! Das Mädchen mag ihre Freude über einen ſolchen Antrag nicht erſt zu verbergen ſuchen, denn das iſt natürlich, ſie mag ſchnell wählen, entſcheiden und damit gut! dann weiß

ein jeder woran er iſt, der eine muß ſich fügen, der andere macht Hochzeit!“

Wanger verſprach, das Seinige zu thun und ging, Louiſen aufzuſuchen. Die beiden Freunde aber blieben in großer Spannung im Garten zurück; jeder ging abgeſondert mit ſtarken Schritten auf und ab und nur bisweilen, wenn ſie ſich begegneten, ſagten ſie: „Bruder, das dauert verdammt lange; indeß, was lange währt, wird gut!“ —

Nach einer Stunde endlich erſchien Wanger, und mit ihm Louiſe ſelbſt. Sie ſetzte ſich mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt unter die große duftende Linde, während Wanger die beiden Männer näher winkte und ſich mit ihnen zu ihr ſetzte. Nach einer Pauſe, in welcher die beiden Freunde ihre Blicke feſt auf das Mädchen hefteten, um in ihren Zügen die Entſcheidung zu leſen, zog ein leiſes Roth über Louiſens Wangen; dann ließ ſie die Arbeit ſinken und ſchlug die großen ſchönen Augen freundlich auf.

„Sie haben mir beide,“ hob ſie endlich gefaßt an, „durch unſern Freund Wanger eine Frage vorlegen laſſen, die mich zwar ſehr überraſcht hat, mich aber auch mit wahrhaft dankbarem Gefühl gegen Sie erfüllt, und mich beſonders zu unbedingtem Vertrauen auffordert. Ich bringe Ihnen die Antwort ſelbſt und nehme ihr Wohlwollen gegen mich recht eigentlich in Anſpruch, um meine Rechtfertigung darauf zu bauen. Als wir uns vor fünfzehn Jahren kennen lernten, trat ich mit einem unbefangenen frohen Herzen in die Welt; ich kannte nur die Pflichten und die Gefühle einer Tochter, und würde mich damals unter der Zuſtimmung meiner Eltern wohl leicht haben bewegen laſſen, dort neue Pflichten zu übernehmen, wo ſich mein Herz mit einer neuen Liebe hingezogen gefühlt hätte; denn ich glaubte, die Zukunft müſſe mir erſt meine Beſtimmungen bringen. Damals, ich halte das Geſtändniß nicht zurück, würde mich eine ſolche Frage, wie die heutige, vielleicht mit einer ganz andern Freude erfüllt haben, und es würde mir die Wahl vielleicht nicht ſchwer geworden ſeyn. Heut aber ſteh' ich anders da; ich bin um fünfzehn Jahre älter; das Schickſal hat mir jetzt meine Stellung angewieſen und hat mir Pflichten aufgelegt, die ich nicht wieder aufgeben darf! Die Wahl nicht, aber der Entſchluß ſoll mir leicht werden, in meinem unvermählten Stande zu beharren! Ich würde früherhin als Ihre Gattin vielleicht glücklich geweſen ſeyn, jetzt aber nicht; denn ich müßte mir Vorwürfe machen, wollte ich dieſes Vortheils wegen mein angefangenes Werk hier im Stich laſſen, wo ich viel uneigennütziger und viel ausgebreiteter wirken kann!“

„O Louiſe!“ rief der Graf: „ſo hab ich thörichter Menſch denn ſelbſt mein Glück verſcherzt? Was ſoll mir nun mein großes Vermögen,

wenn Sie es mit mir nicht theilen wollen? Was soll der Zweck meines Lebens seyn, wenn ich es Ihnen nicht widmen darf?"

„Halt, Bruder! laß mich auch einmal fragen!" fiel der Major ein; „ich bin kein Hagestolz, ich bin der Vater dreier lieblichen Mädchen, denen ich eine Mutter geben muß, damit sie wissen, was Mutterliebe ist. Soll ich diesen armen Kindern jetzt sagen: das liebe weibliche Wesen, das ich für euch zur Mutter wählte, das will nicht eure Mutter seyn?"

„Ich wüßte wohl einen Ausweg," sagte Louise; „auf den alle diese Fragen genügend beantwortet werden könnten. Ihr großes Vermögen, Herr Graf, brauchen Sie ja nicht bloß zu Ihrem eignen Genusse zu verwenden. Geben Sie ihm zu einem edlen allgemeinen Zweck seine Bestimmung, und stellen Sie sich mit ihrem Herzen voll Wohlwollen an die Spitze einer Anstalt, die sie gegründet haben, und der Sie Vater seyn wollen. Und Sie, Herr Major, vertrauen Sie mir Ihre Töchter zur Erziehung an: ich will getreulich Mutterstelle bei ihnen vertreten, ohne in Ihrem Hause erst den traurigen Vergleich zwischen der ersten und zweiten Mutter aufzudringen. Mich aber lassen Sie in meiner unabhängigen, und doch mit vielen Pflichten hier festgeketteten Lage bleiben; sehen Sie dort jene Schaar von Kindern, die mich nicht entbehren können; fragen Sie hier allenthalben nach der Muhme Louise! Es würde sich niemand freuen, wenn ich einem von Ihnen beiden die Hand reichte, und mein Hochzeittag würde nicht mit Freude begangen werden. Geben Sie mir lieber zum Freundesbund die Hand, lassen Sie uns einander vertrauen und erfüllen Sie meine Bitten!"

Die Freunde waren zwar niedergeschlagen, allein sie fühlten sich doch bald nur von hoher Achtung gegen dieß Mädchen erfüllt, die zwar ihre Hoffnungen zurückgewiesen hatte, aber im traulichen Gespräch sie bald über die düstre Stimmung hinweg hob, indem sie ihnen ihre Vorschläge näher und lebendiger ausmalte. Louise genoß endlich des Triumphes, daß beide Freunde sich mit ihr einverstanden erklärten. In wenig Monaten befanden sich die Töchter des Majors in Louisens Hause und waren ihrer Erziehung übergeben, und in einigen Jahren sah man große schöne Gebäude sich in der Gegend von Thalau erheben, die zu einer Erziehungsanstalt für unbemittelte Mädchen bestimmt und mit reichen Schenkungen ausgestattet waren. Der Graf von Rombach hatte den größten Theil seines Vermögens hiezu verwendet, Louise hatte den Plan dazu entworfen und ausgeführt, und starb endlich als die Vorsteherin jener großen trefflichen Erziehungsanstalten.

Der Gang um Mitternacht.

Der Unterricht in der Geſchichte wird euch, meine lieben Leſer, gewiß längſt mit dem dreißigjährigen Kriege und ſeinen Ereigniſſen bekannt gemacht haben, und keiner der großen Männer, welche die Hauptrollen in jenem gewaltigen Trauerſpiele übernommen hatten, wird euch fremd geblieben ſeyn, wie zum Beiſpiel Ernſt von Mansfeld, Guſtav Adolph mit ſeinen ſchwediſchen Helden, Bernhard von Weimar, Wallenſtein u. ſ. w. Dieſer furchtbare Krieg richtete in Deutſchland große Verwüſtungen an, von denen man immer noch die Spuren findet. Die Trümmer zerſtörter Burgen ſind noch zu ſehen, und viele Stellen, wo früherhin große Dörfer mit ihren Kirchen gelegen hatten, werden noch jetzt nur mit dem Namen der wüſten Dörfer bezeichnet. Endlich nach langem Drangſal und Leiden, und nachdem Deutſchland faſt entvölkert worden war, wurde im Jahre 1648 der weſtphäliſche Friede geſchloſſen, und es hoffte nun Alles auf die Ruhe und das lang erſehnte Glück des Friedens, das man ſeit einer Schreckenszeit von dreißig Jahren ja kaum mehr kannte.

Allein wie das vom Sturme aufgeregte, bis auf den Grund durchwühlte Meer ſich nicht mit einemmale wieder zu einer ebenen klaren Spiegelfläche ausglättet, ſondern immer noch hin und her ſchwankt und an den einzelnen Felſen ſich ſchäumend bricht, bis es erſt nach und nach das Gleichgewicht erlangt und ſich beruhigt hat; ſo konnten auch die Segnungen des Friedens ſich nur erſt nach und nach wieder geſtalten, weil die friedlichen Verhältniſſe noch lange Zeit nachher von Menſchen geſtört wurden, die ſich während des Krieges an eine böſe Lebensweiſe gewöhnt hatten und dieſe ihres Vortheils wegen nun auch in den Frieden mit hinüber nehmen wollten. Wer früherhin im Kriege ſeine Luſt am Rauben und Plündern gefunden hatte, wer gern von einem Orte zum andern

gezogen war, um dort auf fremde Kosten zu leben, dem wollte es nicht behagen, sich an einem bestimmten Ort anzusiedeln und dort durch seine Hände Arbeit leben zu sollen. Ein großer Theil der Truppen, die nach dem Friedensschluß wieder entlassen wurden, sank zu Landstreichern und Bettlern herab, und rottirte sich endlich gar zu Räuberbanden zusammen, die das Land durchzogen, und es noch schlimmer behandelten, als selbst der zügellosesste Feind während des Krieges. Vorzüglich war dieß in Böhmen der Fall, denn der Kaiser hatte einen großen Theil seiner Kriegsvölker verabschiedet und sah sich nun genöthigt, mit dem andern Theile, den er im Dienst behalten hatte, seine Länder von jenen Räubern zu reinigen.

Eine kleine Stadt, am Böhmer Walde gelegen, wurde ganz besonders von diesen Räuberbanden bedrückt; die Reisenden wurden nicht allein beraubt, sondern oft auch ermordet; die benachbarten Ortschaften wurden bei Nacht überfallen, geplündert und angezündet, genug, man sah alle Gräuel der Räuberei verübt, und es scheuten sich die Räuber selbst nicht, in das an dem Städtchen gelegene kaiserliche Schloß einzubrechen, den alten Schloßvogt mit seiner Frau und den wenigen übrigen Domestiken zu knebeln, und sich dort aller Sachen von Werth zu bemächtigen, die nur aufzufinden gewesen waren.

Das Städtchen hatte sich mit der Bitte um Schutz an seinen Landesherrn, den Kaiser, gewendet, und es war denn auch ein starkes Militärkommando derthin abgesendet worden, um die Räuber zu fangen und auf der Stelle hinzurichten.

Der Hauptmann, der das Kommando befehligte, hatte sich in dem alten kaiserlichen Schlosse einquartiert, und fand dort an dem Schloßvogt einen Mann, der ihm sehr wohl behagte. Der Schloßvogt hatte früher unter Wallensteins Truppen als Feldwebel gedient; er war einer von denen, die den unglücklichen Feldherrn in Eger überfallen und ermordet hatten, und hatte nun zum Lohn für diese That den Posten eines kaiserlichen Schloßvogts hier erhalten. Er war ein alter, verschmitzter, unternehmender Kopf, und wie er selbst versicherte, der treuste Diener seines Herrn. Seine Frau hingegen, furchtsam und schwatzhaft, stand unter der unbedingten Gewalt ihres Mannes, und war gewöhnt, nur seinem Winke zu folgen. Sie hatten einen Sohn, der früher auch unter dem kaiserlichen Heere gedient hatte, ebenfalls entlassen worden war und sich jetzt bei ihnen als Gehülfe des Vaters aufhielt. Er war ein großer, kräftiger Mann, hatte sich den Ruf eines unternehmenden, kühnen Soldaten erworben, war aber entlassen worden, weil, wie man behauptete,

er ſich an eine liederliche Lebensweiſe gewöhnt und ſtets einen ſtörriſchen Charakter gezeigt haben ſollte. Dem Hauptmann gefiel es in dieſer Geſellſchaft nicht übel, er ward von der alten Frau gut und ſorgſam bewirthet und konnte in müßigen Stunden ſich mit den Männern von ihren Kriegsthaten unterhalten. Beſonders aber war es ihm lieb, in dem Schloßvogt einen Mann gefunden zu haben, der mit der ganzen Umgegend und ſelbſt mit den verborgenſten Orten des böhmiſchen Waldes genau bekannt war und ihm, als ein verſchmitzter Kopf, bei ſeinen Plänen zu Habhaftwerdung der Räuber ſehr nützlich ſeyn konnte. Er pflegte daher die zu treffenden Maßregeln gewöhnlich erſt mit ihm zu berathen, und bediente ſich alsdann des Sohnes, der allgemein der rothe Jobſt genannt wurde, zum Späher und Führer. Allein das Glück begünſtigte ſeine Unternehmungen nicht, denn wenn er auch die Räuber ganz beſtimmt zu berücken gedachte, weil ihm Jobſt die ſicherſte Kundſchaft von ihrem Verſteck gebracht hatte, ſo waren die Räuber doch immer ſchon auf und davon, und es fanden ſich auf ihren Lagerſtätten nur noch die Spuren ihrer Gräuelthaten und nicht ſelten ſogar die verſtümmelten Körper der kürzlich Ermordeten. Der Hauptmann ſchöpfte nach und nach den Verdacht, daß in dem Städtchen ſelbſt Theilnehmer jener Räubereien wohnen müßten; denn es ließ ſich nicht verkennen, daß die Räuber von allem unterrichtet ſeyn mußten, was der Hauptmann gegen ſie auszuführen gedachte, ja ihre Frechheit ging ſogar ſo weit, daß ſie ſelbſt einzelne von dem Hauptmann aufgeſtellte Militärpoſten in großer Mehrzahl überfielen, ſie dann niederhieben, oder einige entwaffnet und faſt entblößt an den Hauptmann mit dem Auftrag zurückſchickten, ihn von dem Anführer, dem ſchwarzen Peter ſchönſtens zu grüßen! Der Hauptmann gerieth in Wuth und Verzweiflung; er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, befahl ſeinem Kommando, mit gröſter Härte gegen das Städtchen zu verfahren, bis man ihm die Räuber angezeigt haben würde, und ſetzte ſelbſt auf den Kopf des ſchwarzen Peters, des gefürchteten Anführers jener Bande, eine zur damaligen Zeit ſehr bedeutende Summe von hundert Gulden. Aber auch dieß blieb ohne Erfolg.

Einſtmals hatte der Hauptmann den rothen Jobſt mit dem Rapport über ſeine mißlungenen Verſuche und mit der Bitte um Verſtärkung ſeines Kommandos an den Kaiſer ſelbſt abgeſendet, und einen neuen Streifzug durch den Wald gemacht, weil wieder neue Räubereien und Mordthaten vorgefallen waren und die Wittwe eines in den letzten Tagen ermordeten reichen Kaufherrn den Hauptmann ganz beſonders zur Rache gegen die Räuber aufgefordert hatte. Der Hauptmann war der Spur der Räuber

gefolgt, und hatte die blutige Leiche des Ermordeten auch wirklich aufgefunden, aber von den Räubern selbst war nicht das Geringste zu entdecken gewesen, und nur, als der Hauptmann unverrichteter Sache den Wald wieder verlassen wollte, war plötzlich ein Schuß gefallen, der ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet hatte. Die kaiserlichen Reiter waren zwar schnell nach der Gegend hingesprengt, von welcher der Schuß gefallen war, allein sie hatten nichts entdecken können, und es war niemand gefunden worden.

In Verzweiflung saß der Hauptmann Abends am Kaminfeuer im Schlosse und ließ sich um den Fuß, den ihm das zusammengestürzte Pferd gar sehr gequetscht, warme Weinumschläge machen, nahm auch bereits den dritten Becher Rheinweins an, den ihm der Schloßvogt zur Beruhigung reichte, als der rothe Jobst von seiner Botschaft zurückkehrend ins Zimmer trat und dem Hauptmann den kaiserlichen Befehl überbrachte, daß, wenn er nicht mit dem an sich schon starken Kommando die Räuber fangen und dämpfen werde, er auf der Stelle zurückberufen und seines Dienstes entlassen werden sollte.

Der Hauptmann schäumte vor Wuth. „So soll denn ein Opfer fallen!“ schrie er; „der schwarze Peter oder ich! und ich will fortan kein Menschenleben mehr schonen, um endlich bis zu diesem Teufel hindurch zu dringen!“ Er ließ sogleich auf Anrathen des Schloßvogts den Bürgermeister des Städtchens herbeiholen und eröffnete ihm: „daß er auf der einen Seite den auf den Kopf des schwarzen Peters gesetzten Preis verdoppeln wolle, auf der andern aber auch die Versicherung gebe, daß, wenn ihm von Seiten der Stadt binnen acht Tagen der schwarze Peter oder doch der Schlupfwinkel desselben nicht sicher nachgewiesen werden sollte, er alsdann den Bürgermeister selbst als Hehler betrachten und ihn aufhängen lassen werde!“ — Zugleich wurde auf Befehl des Hauptmanns dem Bürgermeister eine Wache gegeben, die ihn überall begleiten und nicht aus den Augen lassen durfte.

Dieß Verfahren erregte große Besorgniß in dem Städtchen, zumal die Frechheit der Räuber den höchsten Punkt erreicht zu haben schien. Die Wittwe des ermordeten Kaufmanns ließ nämlich die Leiche ihres unglücklichen Gatten mit allen Ehrenbezeugungen begraben; die meisten Bewohner des Städtchens folgten ihr; denn das Schicksal der unglücklichen Frau fand allgemeine Theilnahme, zumal dem Städtchen ein ähnliches, vielleicht noch härteres Schicksal bevorstand. Auch der Schloßvogt war mit seinem Sohne der Leiche gefolgt, und der Hauptmann befand sich mit der alten Frau des Vogtes allein auf dem Schlosse. Da hallten plötzlich starke Tritte

in dem Kreuzgang wieder, man hörte die alte Frau, laut aufschreiend, sich verschließen, und in des Hauptmanns Zimmer trat alsbald ein großer Mann in einen schwarzen Mantel gehüllt, mit schwarzen, struppigen Haaren und einer schwarzen, gräßlichen Maske.

„Du suchst den schwarzen Peter?“ hob er an; „hier steht er vor dir; sieh du ihn ordentlich an, damit du ihn wieder erkennst!“ Der Hauptmann wollte aufspringen, um nach seinen Pistolen zu greifen, allein der kranke Fuß versagte ihm den Dienst und der schwarze Peter vertrat ihm auch den Weg, indem er ein großes, blankes Messer unter dem Mantel hervorzog. „Bleib sitzen, alter, lahmer Hase!“ rief er; „du bist jetzt in meiner Gewalt und ich könnte dich abschlachten wie einen Hammel, aber daran liegt mir nichts, sondern ich habe mich dir nur zeigen und dir sagen wollen, daß, wenn du nicht besser aufpassen wirst, ich das nächstemal nicht das Pferd unter dir, sondern dich auf dem Pferde todt schießen werde!“ Und hiermit stieß er den Sessel mit dem lahmen Hauptmann um und verließ schnell das Zimmer.

Kaum war dieser Vorfall, zum Schrecken aller, im Städtchen bekannt geworden, als die angesehensten Bewohner auf den Rath des Schloßvogtes mit der Bitte in den Bürgermeister drangen, die Bürger sämmtlich auf dem Markte zu versammeln und, während sie so aus ihren Häusern entfernt wären, allenthalben eine unverhergesehene genaue Haussuchung anstellen zu lassen, weil vielleicht nur hierdurch denjenigen auf die Spur zu kommen seyn würde, die unter jener schändlichen Räuberbande steckten. Der Bürgermeister fand diese Maßregel für passend, er wendete sich deßhalb im Geheimen an den Hauptmann selbst, bat ihn, diese Haussuchung durch das Militär unterstützen zu lassen, und erhielt, da auch der Schloßvogt, wie gesagt, sich hiermit vollkommen einverstanden erklärte, nicht allein die Zustimmung des Hauptmanns, sondern auch ein kleines Kommando dazu.

An einem Morgen früh ertönte also plötzlich die Bürgertrommel. Die erschreckenen Bewohner fanden sich eilig auf dem Markte zusammen; sie glaubten, die Räuberbande sey eingebrochen und man fordere sie zur Vertheidigung auf; alle schienen jedoch bald wieder beruhigt, als der Bürgermeister ihnen den Zweck ihrer Zusammenberufung offenbarte; denn ob das Militär gleich den Markt besetzt hielt, und der Bürgermeister sich mit einem Kommando Behufs der Haussuchung entfernte, so schien doch niemand darüber bekümmert, weil keiner sich schuldig fühlte.

Der Bürgermeister nahm die Sache sehr ernst, er verschonte kein Haus und ließ jeden Winkel genau durchsuchen; allein es fand sich

nirgends etwas Bedenkliches. Endlich trat man auch in das kleine Haus der Wittwe Rabner, deren Sohn, ein junger rüstiger Tischlermeister, in dem Rufe eines sehr achtbaren Bürgers stand und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit eine gewisse Wohlhabenheit zu verschaffen gewußt hatte. Er war seit kurzem mit einem armen, aber sehr schönen Mädchen verlobt, auf die auch andere junge Burschen ihre Augen schon geworfen hatten; ja man wollte sogar sagen, Judith hätte die Schwiegertochter des Schloßvogts werden können, wenn ihr der Tischlermeister nicht lieber als alle, ja selbst als der vornehmere Jobst gewesen wäre. Auch in dieses Haus trat man ein; die alte Mutter schloß willig alle Gemächer auf, und zeigte den Suchenden auch die Werkstatt und Schlafkammer ihres Sohnes. Allein sie wurde bald aus ihrer Ruhe geschreckt, denn unter einem schrecklichen Fluche zog der kaiserliche Wachtmeister aus dem Stroh des Bettes eine tief versteckte, schwarze Perrücke und Maske hervor. Das Haus wurde auf der Stelle besetzt, der junge Rabner mit seiner Mutter verhaftet und in das Gefängniß geworfen; denn der Hauptmann erkannte sowohl die Perrücke als auch die Maske für diejenigen an, in denen sich der schwarze Peter ihm selbst gezeigt hatte.

Der Jubel war im allgemeinen groß, daß man endlich den furchtbaren Verbrecher entdeckt habe, obgleich viele redlich Gesinnte den jungen Rabner betrauerten, der bisher die Achtung und Liebe aller genossen hatte, und man konnte nicht begreifen, wie ein so braver, fleißiger Bürger sich zu einem so schändlichen Gewerbe habe herabwürdigen können. Aber in dem Gasthause zum goldenen Beil saß der rothe Jobst mit den Oesterreichern und einigen guten Weintrinkern beisammen, und bewies ihnen deutlich, daß Rabner nur auf diese Weise und nicht durch seiner Hände Arbeit zu dem bisher unerklärbaren Wohlstande habe gelangen können, und daß es ein wahres Glück sey, einen solchen Menschen aus der Stadt loszuwerden. Die Gesellschaft stimmte endlich vollkommen bei, wunderte sich, daß man nicht früher schon hier Verdacht geschöpft habe, und besprach sich im voraus über die nunmehr gewiß nahe bevorstehende Hinrichtung.

Doch die arme, unglückliche Judith war bis zu dem Hauptmann gedrungen. Sie warf sich ihm zu Füßen, sie betheuerte die Unschuld ihres Verlobten, sie bat um Gnade oder wenigstens um eine streng gerechte Untersuchung, und um Aufschub des Urtheils, jedoch umsonst; denn der Hauptmann war zu fest überzeugt, den Verbrecher entdeckt zu haben, Perrücke und Maske waren zu unverwerfliche Zeugen, und wie ihn auch der Jammer des schönen Mädchens rührte, so stand doch seine eigene Ehre auf dem Spiele, und die Furcht vor der kaiserlichen Ungnade ließ

ihn keinen weitern Entſchluß faſſen, als den vermeinten ſchwarzen Peter auf der Folter das Bekenntniß und die Entdeckung ſeiner übrigen Mitgeſellen erpreſſen und dann ihn hinrichten laſſen zu wollen. Auch der Bürgermeiſter war mit dieſer Maßregel einverſtanden, denn auch ſein Leben war ja von der Entdeckung des Verbrechers abhängig; und ſelbſt die Bürgerſchaft unterdrückte immer mehr und mehr die Stimme des Mitleids und der Rechtfertigung: denn man verlangte endlich, daß ein Opfer fallen ſolle, und ſelbſt die Wittwe des erſchlagenen Kaufmanns drohte, ſich an den Kaiſer zu wenden, inſofern man hier nicht das ſtrengſte Recht handhaben werde.

Judith lag noch auf den Knieen; ſie hatte ihr ſchönes Geſicht bis zur Erde gebeugt, und benetzte die Füße des Hauptmanns mit ihren Thränen; da ſagte der Alte zu ihr: „Steh auf, Mädchen, und mache mir das Herz nicht weich, geh lieber zu deinem verruchten Bräutigam, und bringe ihn mit deinen Schmeichelworten zum Geſtändniß ſeiner Schandthaten. Gelingt dir dieß, ſo verſpreche ich dir eine hohe Belohnung, du erſpartſt dem Menſchen die Qual der Tortur, und vielleicht erlange ich dir, bei unſerm Kaiſer und Herrn für ihn um Gnade zu bitten.“

Judith wankte, ihrer kaum ſelbſt mächtig, zum Zimmer hinaus, um zu Rabner in das Gefängniß zu eilen; da begegnete ihr traurend der rothe Jeiſt. „Siehſt du wohl, Judith!“ ſagte er, indem er ſie bei der Hand nahm; „das ſind die Folgen, wenn man ſolche hinterliſtige Teufelsmäuſer ehrlichen, freien Leuten verzieht! Wie lange habe ich nicht ſchon um dich geworben? Du könnteſt ſchon längſt die junge Frau Kaſtellanin hier auf dem Schloſſe ſeyn. Aber du haſt dich an den Rabner gehangen, den jetzt die Raben freſſen werden!“

„O, laß mich!“ ſagte Judith weinend; „laß mich den ſchweren letzten Gang thun und ſpotte nicht über mein Unglück!“

„Ich meine es gut!“ fuhr Jeiſt fort, und hielt das Mädchen zurück. „Mache dir nicht mehr viel mit dem Menſchen zu ſchaffen, du rennſt ſonſt in dein eigenes Unglück, wirſt vielleicht noch als Mitſchuldige betrachtet und es geht dir auch wohl noch ans Leben. Bleib lieber hier bei meinen Eltern und in meinem Schutze, in der Stadt wird man gewiß ſchon mit Fingern auf dich zeigen; warte hier die Sache ab, ich werde dich nicht verlaſſen.“

„Nein!“ rief Judith; „lieber will ich mit ihm ſterben, als mit dir leben!“ und mit dieſen Worten riß ſie ſich von ihm los und eilte nach dem Gefängniß hin. Auf einen Zettel von des Hauptmanns Hand, den ſie dem Stadtknecht vorzeigte, wurde Judith zu dem Gefangenen gelaſſen.

Rabner sah still und in sich versunken, und wandte seinen Augen kaum, als er seine Judith hereintreten sah. Er breitete ihr die Arme mit Sehnsucht entgegen; sie aber blieb vor ihm stehen, betrachtete ihn lange mit schwimmenden Augen, und sagte endlich: „Ich komme nicht, um dich zu trösten, sondern um eine sehr ernste Frage an dich zu thun! Erinnere dich der Stunde, wo du mich so treuherzig fragtest, ob ich dich lieb hätte und deine Braut werden wollte? Da gab ich dir ohne allen Rückhalt, und wie ich's vor Gott mir längst gestanden hatte, die kurze Antwort: ja, ich will die Deine seyn! Sieh, ebenso stehe ich auch jetzt hier und frage dich nun ebenso treuherzig, wenn auch mit viel bangerer Seele: hast du jene Verbrechen wirklich begangen, und bist du wirklich der furchtbare Räuberhauptmann?"

„Die Frage kommt nicht aus deiner Seele!" antwortete Rabner; „denn du kannst mich nicht für schuldig halten, sonst hättest du mich nie geliebt."

„Die kommt auch nicht aus mir, wohl aber hat mich der kaiserliche Hauptmann herzgesetzet, ich soll dich bitten und beschwören, dein Verbrechen zu bekennen und deine Mitschuldigen zu entdecken; er will mir auch, wenn du es thust, erlauben, Gnade für dich bei dem Kaiser zu erflehen: wenn du aber nicht bekennst, sollst du gefoltert und dann doch zum Tode geführet werden!"

„Nun, so laß mich denn hinführen!" erwiederte Rabner; „ich habe nichts zu bekennen, denn ich bin mir nichts bewußt. Weder vor dem Tode, noch vor der Folter scheue ich mich! Gott wird mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann; aber empört bin ich, daß man mir dergleichen Verbrechen zutrauen will, und daß man nicht weiter nachforscht, wie jene schauderhaften Kennzeichen des Räubers in meine Kiste Schlafkammer gekommen sind."

„Weißt du denn nichts davon?" fragte Judith.

„Nein! so wahr Gott über mir ist, ich weiß es nicht; ich bin unschuldig!"

Da schloß ihn Judith in ihre Arme, und versprach das Aeußerste für ihn zu wagen; denn sie empfand nun nicht länger an seiner Unschuld und fühlte, sie müsse ihn retten oder mit ihm sterben.

Aber der österreichische Hauptmann war mit der Antwort, die ihm Judith brachte, sehr übel zufrieden und befahl auf der Stelle, daß der Gefangene morgen auf die Folter gespannt, und daß zugleich alles zur Hinrichtung bereit gemacht werden sollte, denn er beabsichtigte, den Verstockten einen qualvollen Tod sterben zu lassen.

Judith war außer Fassung. Ihr Herz, zitterte hauptsächlich bei dem Gedanken an die Qualen ihres Geliebten und in der treuen Absicht, auch das schreckliche Schicksal mit ihm zu theilen, flog in ihr der Gedanke auf, sich geständig für seine Mitschuldige zu erklären und so mit ihm zu sterben. Sie ging noch einmal nach dem Gefängnisse zu, um ihrem Verlobten diesen Entschluß zu offenbaren; allein der Stadtknecht wies sie ab; denn der Hauptmann hatte jeden Besuch bei dem Gefangenen von jetzt an untersagt. Judith versuchte durch Bitten und Thränen den alten Frohn, der ihr sonst als ein guter Mann bekannt war, zu rühren; allein der Alte sagte: „Ob dir keine Bitte, Kind! umsonst ist der Tod. Wir wären es recht, wenn der Kahner meinetwegen aus dem Gefängnisse entkäme, denn er that mir selber leid und ich glaube nicht, daß man ihm wird etwas abbitten können, aber wie gesagt, umsonst ist der Tod! und die Braut eines wohlhabenden Tischlermeisters wird für ihren Geliebten schon etwas Tüchtiges zu opfern im Stande seyn.“

Judith verstand diese Worte zwar wohl, aber die Arme hatte ja selbst nicht einen Groschen, den sie dem Frohn hätte bieten können. Das Haus ihres Verlobten war mit Wachen besetzt; die alte Mutter desselben auch bereits verhaftet, wo sollte sie irgend etwas hernehmen, um den Stadtfrohn gnädig zu stimmen, an wen sollte sie sich wenden, da sich jeder vor der Braut des berüchtigten schwarzen Peters schon abwendete? Sie rannte in ihrer Angst noch einmal nach dem Schießhause, um von dem Hauptmann noch einmal eine Unterredung mit Kahner zu erbitten; denn sie dachte, daß ihr dieser vielleicht eine Summe Geldes würde nachweisen können, die sie im Stillen erhalten, und zu seiner Rettung anwenden möchte; und trat so in die Wachtstube, die man, seit der Hauptmann vom schwarzen Peter selbst besucht worden war, in das Schießhaus verlegt hatte und hat, sie bei dem Hauptmann zu melden; sie mußte aber ihre Bitte öfter wiederholen; denn der kaiserliche Wachtmeister war hier mit dem alten Schießvogt und einigen Bürgern, die sich aus der Stadt eingefunden hatten, im Würfelspiel begriffen und hatte seinen beträchtlichen Gewinn in mehreren Beuteln vor sich liegen. Endlich würdigte er das Mädchen eines Blickes: „Ach, die Kindermagd!“ rief er höhnisch aus; „sie müssen wir dem Hauptmann schon melden, denn sie hat vielleicht über ihren Herzallerliebsten Geheimnisse abzulegen; aber gedulden muß du dich, bis das Spiel beendigt ist, denn Galgen und Rad kommen noch wenig genug an die Reihe.“

Judith lehnte sich schweigend an die Thüre, die mitten im Zimmer stand und das Gebäude stützte, und suchte mehrmals auf das Spiel

und auf die vollen Beutel der Wachtmeister, von denen einer vielleicht die Rettung und Flucht ihres Geliebten begünstigt hätte. Endlich, nachdem der Wachtmeister alles baare Geld genommen, schickte er den Schließvogt zum Hauptmann, um bei ihm die Kindesmutter anzumelden; während dessen aber wendete der Wachtmeister schwatzhaft das Gespräch auf die nahe Hinrichtung Roberts, und es gab die Gelegenheit, daß die anwesenden Bürger fürchterliche Spukgeschichten erzählten, die bei dem Hochgerichte des Städtchens vorgefallen seyn sollten.

„Ja!" hob der eine Bürger an, „jetzt wird der Teufel gewiß sein Spiel dort treiben, denn allemal, wenn wieder ein armer Sünder abgethan werden soll, ist in den Nächten vorher ein großer Lärmen an dem Rabenstein und Galgen; es heißt nämlich: der zuletzt abgethane Sünder richte dem Neuankommenden das Quartier ein, und mache ihm die dortigen Stuben zurecht. Nun ist vor zwei Jahren ein Mensch gehangen worden, der ein Spion seyn sollte, das ausgetrocknete Gerippe hängt noch stückweise am Galgen, der wird nun genug zu thun haben, wenn er den mit Gras bewachsenen Rabenstein reinigen und fegen soll. Der Scharfrichter muß jedesmal zwei Tage vor der Hinrichtung bei Sonnenuntergang an den Richtberg hingehen und die Gespenster mit lauter Stimme anmelden, sonst findet er nichts in Bereitschaft, und muß wohl gar gewärtig seyn, daß ihm bei der Hinrichtung ein Possen geschieht, oder daß der arme Sünder nicht ersterben kann."

Ein anderer Bürger nahm wieder das Wort und führte Beispiele an, wo ein junger Scharfrichter, der daran nicht glauben wollen und, weil er in seiner Kunst sehr sicher gewesen sey, die Anmeldung unterlassen habe, mit einer Hinrichtung nicht habe fertig werden können; denn erst sey der Strick gerissen, an welchem er den armen Sünder habe aufhängen wollen, und dann, als er ihn zum zweitenmale herauf geführt, sey die Leiter gebrochen, der arme Sünder sey auf und davon gelaufen und das Volk habe den Scharfrichter gesteinigt. — —

„Unser Meister wird das nicht versäumen!" sagte ein dritter Bürger hinzu; „das ist ein vorsichtiger Mann und mit allem wohl bekannt; ja er hat mir versichert, d. h., als er einstmals nach geschehener Anmeldung am Morgen der Hinrichtung selbst habe nachsehen wollen, ob die Richtstätte in Ordnung sey, er deutlich bemerkt habe, wie der zuletzt Hingerichtete in seiner zerrissenen Armensünderkleidung auf dem Rabenstein bis kurz vor Sonnenaufgang immer noch geschaufelt habe."

Andere Bürger wollten dies in Zweifel ziehen, aber der Wachtmeister

gab dem Erzähler recht und versäumte nicht, auch aus seiner Erfahrung mehrere grausliche Geschichten dieser Art zu berichten.

Während dem kam der Schließer zurück und brachte die bestimmte Erklärung, daß der Hauptmann das Mädchen nicht mehr sprechen wolle, sondern, daß annoch mit dem morgenden Tage die Tortur beginnen und Tags darauf die Hinrichtung erfolgen werde. Judith blieb wie vernichtet stehen, die Füße versagten ihr den Dienst; denn wo sollte sie nun Rettung suchen und finden? Die lustigen Zechbrüder aber achteten nicht auf die Unglückliche und setzten in ihrer Unterhaltung fort, indem sie jetzt leichtsinnig die Frage aufwarfen, ob wohl jemand den Muth besitzen möchte, nach dem Hochgerichte zu gehen, um noch in heutiger Mitternacht die bevorstehende Hinrichtung anzumelden, und zum Zeugniß, daß er dort gewesen, einen Span aus dem Galgen zu schneiden und mitzubringen?

„Es thut es keiner!" rief der Wachtmeister; „denn solches Ding am Galgen und Rabenstein ist schlimmer, als der Schwede und der Türken lehn! Ich setze diesen Beutel Geld zur Wette, es thut es keiner!"

Alle schwiegen, denn es lief ihnen ein kalter Schauder durch die Glieder. Endlich aber trat Judith auf den Tisch zu, die Wangen waren bleich wie die Wand, die Augen aber leuchteten wie Feuer, und erbot sich, das Wagestück zu bestehen, woferne der Wachtmeister sein Wort halten wolle!

„Mädchen!" rief der Wachtmeister, „du wirst doch nicht das Hundert heben und den eigenen Bräutigam am Galgen anmelden wollen? Bei Gott — das bist du nicht im Stande!"

Judith aber beharrte darauf; sie erbot sich, da es schon spät in der Nacht war, sofort nach dem Hochgerichte zu gehen, welches außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe lag und bat nur, daß man ihr ein Messer mitgeben möchte, womit sie den Span aus dem Galgen schneiden könnte. Der Wachtmeister riß das seinige aus dem Gürtel, gab es ihr und Judith eilte in die Nacht hinaus.

Es war eine finstere, stürmische Nacht, in der wohl wenige den Muth gehabt haben würden, einen solchen Gang zu thun; aber ein treues Herz, das sich keiner Schuld bewußt ist und ein anderes ebenso schuldloses Leben retten will, und eine Liebe, die nicht an sich denkt, sondern zu jedem Opfer für das geliebte Wesen bereit ist, sind erhaben über alle Furcht, und unerschüttert läßt das sich aufdrängende Grauen vor übernatürlichen Erscheinungen. Judith ging eiligen Schrittes aus dem Thore hinaus und der Richtstatt zu; unter ihrem Mantel hielt sie das große Messer

verborgen, und indem sie nur an die Rettung ihres Geliebten dachte, besiegte sie alle Furcht, die früher sonst wohl in mancher gräßlichen Gestalt in ihr aufgestiegen wäre. Endlich sah sie das schwarze Hochgericht vor sich liegen. Das eben untergehende Viertel des Mondes warf durch eine Wolkenspalte einen matten Schimmer darauf und zeigte seine Gestalt noch furchtbarer: der runde, hoch aufgemauerte Rabenstein, auf dem die Verbrecher enthauptet oder gerädert wurden, und der hohe Galgen mit seinen drei Säulen, an dem die Gebeine eines Gehangenen noch in der Luft schwebten und klapperten, standen in dunkeln Umrissen vor ihr und gaben ein grauenhaftes Bild. Sie dachte an die Erzählungen, die sie in der Wachtstube gehört hatte, und da eben in der Stadt die Uhr die Mitternachtsstunde schlug, so fiel ihr ein, daß nach jener Sage der zuletzt Hingerichtete jetzt den Rabenstein reinigen solle. Im Innern erzitternd erreichte sie endlich die furchtbare Stelle und war eben im Begriff, mit bebender Hand einen Span aus dem Galgen zu schneiden, als sie plötzlich fernes Pferdegetrappel vernahm, was sich rasch dem Hochgerichte näherte. Judith verbarg sich in einer Nische des Rabensteins und sah von dort, wie mehrere Reiter gesprengt kamen, ihre Pferde am Galgen anbanden, und von dem einen derselben einen Mann herabrissen, der bereits geknebelt war. Sie sah eine große männliche Gestalt, ebenfalls durch eine schwarze Maske unkenntlich gemacht, die sich bald als den Anführer des Trupps zeigte, und auf deren Anordnung der geknebelte Mann ermordet werden sollte. Der Unglückliche rang die Hände und flehte um sein Leben, aber der schwarze Mann stieß ihm unerbittlich ein großes Messer mehremale in die Brust, ließ dann aus dem Pflaster des Rabensteins zwei große Quadersteine erheben, und die Leiche in das unterirdische, unbekannte Gewölbe hinabstoßen. Hierauf machte man sich daran, die Mantelsäcke des Ermordeten vom Pferde abzuschnallen und zu öffnen; man riß sie hastig auf, schüttete Geld und Kleidungsstücke heraus, und theilte alles in gieriger Hast auf einem Rasenplatze vor dem Galgen. Der schwarz verlarvte Mann hatte sein blutiges Messer indeß in eine der Säulen des Galgens eingestochen, und auf nichts weiter achtend, beschäftigte er sich nur mit der Theilung des Raubes. Judith, welche die furchtbare Scene dicht vor sich hatte sich ereignen sehen, war von Grauen und Entsetzen erfüllt; aber die größere Gewißheit, daß ihr Verlobter unschuldig sey, und der schwarze Peter jetzt erst vor ihr stehe, gab ihr hohen Muth und sie begriff wohl, daß der jetzige Augenblick oder keiner die Rettung Rabners herbeiführen müsse. Sie durfte nur ein paar Schritte aus ihrem Versteck sich hervorwagen, so konnte sie das blutige

Meſſer aus der Säule des Galgens erreichen, und es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, es unvermerkt mit dem ihrigen zu vertauſchen. Sie vollbrachte dieß glücklich, zog das blutige Meſſer aus der Spalte, ſteckte das ihrige von faſt gleicher Form und Größe wieder hinein, und zog ſich in ihren Schlupfwinkel unbemerkt zurück. Bald darauf waren die Räuber mit der Theilung fertig; der ſchwarze Peter zog unbefangen das Meſſer aus der Spalte und ſteckte es in ſeinen Gurt, ſetzte ſich mit den Uebrigen dann zu Pferde und ſprengte auf und davon. Judith aber ſchnitt raſch einen Span aus dem Galgen, und flog mit ihm und dem blutigen Meſſer der Stadt zu.

Es ſchlug eben ein Uhr auf dem Kirchthurme, als ſie wieder in die Wachtſtube trat. Der Schloßvogt und die Bürger waren zu Bette gegangen, und der Wachtmeiſter mit ſeinen Soldaten nur noch zugegen. Er fuhr aus dem Schlaf empor, als Judith eintrat, und rief ihr entgegen: „Mädchen du wirſt doch nicht des Geiers geweſen ſeyn und den Galgenſpan wirklich geholt haben?“

„Ja, das habe ich, Herr Wachtmeiſter!“ antwortete Judith und legte den Span vor ihm hin. „Aber ich bringe euch mehr, fuhr ſie fort, denn Gott hat mich zum Zeugen für die Unſchuld auserſehen! Und hiermit reichte ſie ihm das blutige Meſſer, und erzählte ihm die ganze furchtbare Geſchichte, die ſie eben erlebt hatte.

Der Wachtmeiſter betrachtete das Meſſer aufmerkſam und ſagte nachſinnend: „Mir iſt, als ſollte ich das Meſſer kennen, und als hätte ich es bei dem rothen Jobſt geſehen. Verhalte dich ruhig hier, meine Tochter, bis der Tag anbricht und ich dich zum Hauptmann führen kann, denn die Sache iſt wichtig und muß ſchnell unterſucht werden!“ Und hiermit wies er ihr einen Stuhl in einer finſtern Ecke des Zimmers an, auf dem ſie einſtweilen ausruhen ſollte.

Kaum, daß ſich Judith dorthin zurückgezogen hatte, trat der rothe Jobſt ein, ſetzte ein paar Flaſchen Wein auf den Tiſch und ſagte zum Wachtmeiſter: „Kamerad, der Vater iſt zu Bette gegangen und hat mich geweckt, denn es muß dir doch einer von uns Geſellſchaft leiſten. Mitternacht iſt vorüber und da bringe ich dem ein paar Flaſchen zum Morgentrunk!“ Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchenkte ein; der Wachtmeiſter aber heftete ſeine funkelnden Blicke auf den Gurt, den Jobſt um ſeinen Leib trug; denn er ſah ſein eignes Meſſer in demſelben ſtecken.

„Wir haben wohl unſere Meſſer geſtern verwechſelt?“ ſagte der Wachtmeiſter ganz gelaſſen; „ich habe das deine hier, Jobſt, nur wenn ich mich nicht irre, trägſt du das meine dort?“

„Ja wahrlich," erwiederte Jobst betroffen, „die Messer sind vertauscht, aber ich weiß nicht, wie dieß zugegangen seyn sollte!"

„Es ist gestern Mittag geschehen, als wir mit unsern Messern den Flaschen die Hälse abschlugen!" meinte der Wachtmeister. „Da, nimm das deine, und gib mir das meine zurück!" Jobst stand auf, zog das Messer schweigend aus dem Gurte, tunkte es dann in einen Krug mit Wasser und trocknete es hierauf sorgfältig mit seinem Taschentuche wieder ab.

„Du brauchst mir das Messer nicht erst zu reinigen!" sagte der Wachtmeister, indem er aufstand und ihm näher trat; „denn an meinem Messer klebt kein Blut, aber an dem deinigen hier ist noch die heutige Schlachterei am Galgen zu erkennen!" Mit diesen Worten faßte er den Jobst bei der Brust, die übrigen Soldaten sprangen auf einen Wink des Wachtmeisters auch herbei, überwanden ihn und zogen, nachdem sie ihn allenthalben untersucht, eine schwarze Perrücke ihm aus dem Busen.

Der Hauptmann wurde sogleich geweckt, und der Verfall ihm gemeldet. Er ließ hierauf auch den alten Schloßvogt sogleich verhaften und das Schloß in allen seinen verborgensten Gemächern und Kellern untersuchen, und fand zum allgemeinen Erstaunen hier alle die geraubten Sachen aufgehäuft und das kaiserliche Schloß zur Diebshöhle entweiht. Die strengste Untersuchung ergab endlich, daß Jobst der furchtbare schwarze Peter, und sein Vater, der ehemalige Mörder Wallensteins, der Hehler seiner Verbrechen war. Jobst hatte, um den Verdacht von sich abzuwälzen, und den lästigen Bräutigam der schönen Judith aus dem Wege zu schaffen, jene Perrücke und Maske in Rabners Haus zu bringen gewußt; aber der Muth eines schuldlosen Herzens hatte den Geliebten gerettet und das Laster entlarvt. Furchtbare Verbrechen kamen jetzt an das Tageslicht, das verborgene Gewölbe am Rabenstein enthielt eine Menge Körper der Ermordeten, aber es wurde das Hochgericht auch mit dem Blute der Verbrecher getränkt, denn der Hauptmann ließ auf Befehl des Kaisers den rothen Jobst nebst seinem Vater und allen seinen Spießgesellen auf das Grausamste hinrichten; Judith aber wurde vom Kaiser reichlich beschenkt; sie ward die glückliche Gattin ihres Rabners, den der Kaiser zum Schloßvogt ernannte, und ward allenthalben als das Beispiel einer wahrhaft treuen, muthvollen Liebe bewundert.

Der Zigeunerbube.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Generalin v. Brunert, eine Wittwe.
Capitän Gorgon.
Die Zigeuner-Großmutter.
Bary, der Zigeunerbube, ihr Enkel.
Trillier, ein Köhler.
Der Kröcken-Wiebler, ein Wilddieb.
Schmul, ein Jude.
Frau Gänsewein, Gastwirthin.
Gretchen, ihre Tochter.
Ein Bettler.
Eine Ordonnanz.
Mehrere Soldaten.

Der Schauplatz ist in einer Waldschenke.

Erſter Aufzug.

Die Stube in der Waldſchenke.

Erſter Auftritt.

Um einen Tiſch ſitzen: die Zigeuner-Großmutter, der Köhler Trittler, der Krücken-Wiebler und Frau Gänſewein.

Die Zigeuner-Großmutter (erzählend). Und wie ich euch geſagt habe, nicht bin ich geboren in dieſem Lande, ſondern weit, weit von hier, in der ſchönen Aegyptia. Da iſt es viel beſſer, denn hier; da wandelt der Nilſtrom alle Jahre über das Land hin, und Fruchtbarkeit und Reichthum gehen hinter ihm her und tragen ihm das dunkelblaue Schleppkleid. Da ſtehen die großen, bergehohen Pyramiden und erzählen uns Wundermährchen aus der alten vergangenen Zeit; da ſitzen die rieſigen Steinbilder der alten Gottheiten immer noch, und ſchauen unabläſſig nach Oſten und ſingen der aufſteigenden Sonne ihr Morgenlied entgegen, andächtiger vielleicht aus der ſteinernen Bruſt, als ihr aus dem Herzen von Fleiſch und Blut.

Krücken-Wiebler. Weßhalb biſt du denn nicht in dem ſchönen Lande dort geblieben? — du alte ſteinerne Seele!

Die Großmutter. Ich bin eine Königstochter und ſie haben mich und mein Volk daraus vertrieben; alles haben ſie uns genommen, nur das unſichtbare Reich haben wir behalten.

Der Köhler Trittler. Die Königstochter habe ich dir gleich angeſehen, alte Prinzeſſin! Du könnteſt mich in deine Dienſte nehmen, denn ich paſſe ſchon wegen der ähnlichen Farbe zu deinem Hofſtaat; du biſt braun wie ein Marder, und ich bin ſchwarz wie eine Katze! (Alle lachen.)

Großmutter. Immer lacht nur, denn ihr wißt nicht, wie bald ihr weinen müßt!

Frau Gänsewein. Ganz recht! laßt ſie lachen, das Heulen kann ich in meiner Schenke ſo nicht vertragen. Aber Herzens Mütterchen, nehmt mein Wort nicht für ungut, mit der Königstochter iſt es wohl nicht ſo recht richtig, und wo liegt denn Euer Reich, das man nicht ſehen kann? —

Die Großmutter. Ich brauche euch meinen Stammbaum nicht vorzulegen; wenn auch mein Volk jetzt zerſtreut leben muß, es hat dennoch ſeine Könige und Fürſten, unter welchen der Name der alten Großmutter Babekan mit Ehrfurcht ausgeſprochen wird. Unſer Reich aber, das liegt in der Wiſſenſchaft, die niemand außer uns verſteht.

Krücken-Wiebler. Du meinſt wohl das Ratten- und Mäuſefangen, Mamachen? —

Die Großmutter. Die Jagd auf ſolches Ungeziefer iſt rühmlicher und beſſer, als die Wilddieberei, und die Krücke, die man vor Alter trägt, iſt ehrbarer als die Krücke, womit der Wilddieb das zerſchoſſene Bein erſetzen muß.

Frau Gänsewein. Recht ſo, Großmutter! der Wiebler hat es verdient, es iſt ihm recht geſchehen, daß Ihr's ihm derb gegeben habt.

Krücken-Wiebler. Warte nur, alte Hexe, ich will dir's gedenken.

Crillet. Na! nur weiter! Ihr ſeyd alſo eine Königstochter?

Die Großmutter. Ja, das bin ich, mein Volk erkennt mich dafür, und wenn ich ſterbe, dürfen ſie mich nicht hier in die Erde betten, ſondern ſie ſetzen mir dann eine Krone aufs Haupt, und legen mich tief eingehüllt auf die Wogen eines ſchnellen Stromes; der trägt mich dann fern in das alte Meer, und das Meer trägt mich nach Aegypten zu den Gräbern der Könige, und dort nehmen mich die Mumien der verfloſſenen Jahrtauſende als Schlafgenoſſin bei ſich auf.

Krücken-Wiebler. Glückliche Reiſe und gutes Wetter auf den Weg! Aber von Eurer Wiſſenſchaft müßt Ihr uns doch eine Probe geben! Hier iſt meine flache Hand, ſchaut hinein und ſagt mir einmal daraus wahr.

Die Großmutter. In deiner Hand möchte viel zu leſen ſtehen, aber ich vermag es jetzt nicht zu erkennen, denn ich habe Angſt um meinen Buben. Zwei Tage ſchon iſt er fort nach der Stadt, wo der Feind ſein Weſen treibt; ohne Führer und allein dreht er ſich unter den fremden Menſchen herum, und ich muß hier ſitzen und mich ängſtigen um mein Kind, und wenn dem Menſchen in der Gegenwart bange iſt, vermag er von der Zukunft nicht zu ſprechen.

Krücken-Wiebler. Beruhige dich, Alte! Dein Junge wird ſich

nicht verlieren! Unkraut verdirbt nicht, und was gehaugen werden ſoll, kommt nicht im Waſſer um.

Die Großmutter. Wenn du mein Bübli recht kenneteſt, würdeſt du beſſer von ihm denken, als von dir ſelbſt. Auf dem Gebirge habe ich ihn erzogen in der friſchen freien Gottesnatur; dort bin ich mit ihm gewandelt, wo an den Bergen die Wolken ziehen, habe ihn gelehrt auf der Gemsjagd den Stutzen führen, und die Kräuter kennen mit ihren geheimen Kräften und anmuthig zur Zither ſingen daheim, und habe von dort oben hinab ihm die unſichtbaren Wege gezeigt, welche die Zukunft des Menſchen wandelt. So iſt er bei mir aufgewachſen, denn Vater und Mutter ſind längſt geſtorben, und jetzt, da auch ich alt und ſchwach geworden bin, ſind wir hinabgeſtiegen in die wärmern Thäler, wie die alte Geis mit ihren Jungen, wenn der Winter kommt.

Frau Gänſewein. Die Großmutter hat Recht! Der Bube iſt ſchmuck und gut, und mein Gretchen ſitzt ſchon den ganzen Tag heut vor der Thür und ſchaut nach ihm aus; wir haben ihn alle lieb gewonnen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Margarethe. Bald darauf **ein Bettler.**

Die Großmutter. Nun, Gretchen, kommt mein Bary? Kommt er?

Gretchen. Nein, der Bary kommt leider immer noch nicht; aber draußen iſt ein Bettler, matt und verhungert, er bittet um eine Erquickung und traut ſich doch nicht ins Haus; denn er hat kein Geld.

Frau Gänſewein. Wenn er nicht zahlen kann, mag er ſeiner Wege gehen; mein Haus iſt keine Bettlerherberge.

Gretchen. Aber, liebe Mutter — —

Die Großmutter. Wenn Euer Haus auch keine Bettlerherberge iſt, ſo iſt es doch eine Schenke und in einer Schenke ſoll man nicht bloß die Gläſer voll ſchenken, ſondern auch dem Armen etwas ſchenken wollen.

Dritter. Wohl geſprochen, Großmutter, und da meine Pathe, Gretchen, für ihn bittet, ſo legen wir alle hier ein paar Dreier zuſammen, trinken einen Schnaps weniger und rufen den Bettler herein.

Gretchen. Darf ich, Mütterchen?

Frau Gänſewein. Wer könnte dem Herrn Gevatter etwas abſchlagen; — ſobald er die Zeche übernimmt. —

(Triller zieht ſeinen kleinen Geldbeutel aus der Taſche und legt ihn auf den Tiſch, während Gretchen den Bettler hereinführt.)

Frau Gänſewein. Na, komm Er nur herein, mein Freund!

Gretchen. Und ſetze Er ſich hier an den Tiſch, ich werde ſogleich für Ihn ſorgen, denn die Mutter gibts gerne.

Frau Gänſewein. Nun ja! Ein Paar Löffel warme Suppe und ein Stück Brod werden ſich finden. Hat man aber auch einen Paß, Männchen? Es ſind jetzt ſtrenge Befehle wegen der Päſſe ergangen; denn ſeit dem verwünſchten Krieggeführe hat ſich das herumlaufende Geſindel vermehrt, wie die Ameiſen.

Bettler. Ich habe einen Paß, hier iſt er!

Frau Gänſewein (ihn leſend). „Schuhmachergeſelle Gottlieb Wurks." — Der Paß iſt gut, ſetze Er ſich nieder.

Gretchen. Und trink Er hier einmal.

Triller. Wir ſind wohl auf der Wanderſchaft, Muſje Wurks?

Bettler. Ja, auf der Wanderſchaft.

Krücken-Wiebler. Nun, da erzähle man uns doch etwas Neues vom Kriegsſchauplatz. Wo ſtehen jetzt die Unſrigen? Haben ſie wieder Klopfe gekriegt? Was macht der Feind, wie benimmt er ſich in den Lägern und Kantonnirungen? Iſſt er viel, trinkt er viel? Fehlt es etwa an friſchem Wildbraten? — ich könnte aushelfen.

Bettler. Ich weiß davon nichts zu ſagen, denn ich habe allenthalben den Kriegsſchauplatz zu vermeiden geſucht.

Triller. So, ſo! — Man verkehrt wohl nicht eben gerne mit dem Militär? Hat ſich wohl ſo abſeits herumgedrückt, um nur nicht Soldat zu werden? — Wie?

Bettler. Bisher freilich wohl, jetzt aber will ich zum Heere meines Königs eilen und dort eintreten und mitkämpfen.

Triller. Das iſt recht! Die Schuhmacherei mag wohl überdieß nicht recht geſchmeckt haben, denn nach den weißen Händen zu urtheilen, iſt der Pechdraht etwas lange außer Acht gelaſſen worden.

Bettler. In dieſen Kriegszeiten findet man ja bei keinem Meiſter Arbeit, drum muß man ſich leider wie ein Bettler zeigen. Könnt ihr mir aber nicht einen Weg weiſen, um unbemerkt durch die feindlichen Vorpoſten zu kommen?

Krücken-Wiebler. Das wird ſchwer halten, es iſt alles ſcharf beſetzt, und der Feind rekrutirt im Lande. Seyd doch kein Narr, Muſje

Wurks, und nehmt hier Kriegsdienste! Die fremden Truppen geben reichliches Handgeld und zahlen besser als unser König. Ich könnte Euch dazu verhelfen.

Ritter. Schäme dich, Wiebler! Wahrhaftig, ich hätte Lust dich krumm und lahm zu schlagen, wenn du es nicht schon wärest.

Krücken-Wiebler. Ei was! Wer mich gut bezahlt, der hat mich! Mein Wahlspruch heißt:

Ist nur die Münze gut geprägt,
Gilt mir es gleich, welch Bild sie trägt!

Frau Gänsewein. Das ist der rechte Vogel; den kenn' ich schon; der frißt von allen Beeren, und hat doch, wie der Kuckuk, nirgends sein Nest.

Gretchen. Horcht! der Hund blafft! Es pfeift ihm jemand zu! Das ist der Zigeunerbube! (Sie springt nach der Thür zu und öffnet sie.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Zigeunerbube. Der Jude Schmul.

Die Großmutter. Bist du da, mein Bary! Mein süßes Herzensbübli, bist du endlich wieder da?

Zigeunerbube. Ja, Großmutterl, i bin wieder do, hab auch gut Geschäften gemacht, und alles mitbracht, was du mir hättst anbefohlen.

Die Großmutter. Und wir dürfen ins Städtel 'nein, und unser Gewerb drinn treiben?

Zigeunerbube. Freili! freili! den fremde Herren Soldaten hab i wahrgesagt aus d'blanke Patschhand, und hab' mein Liedli zur Zither gesungen, und das war gut, und der Oberst und Fürnehmst' von alle, der Marschall, hätt mi nit wollen fortlassen, bis i hab gesagt, i wollt' mein liebst Großmutterl holen.

Großmutter. Und da ließ er di gehn? Du sollst mi holen?

Zigeunerbube. Ei gewiß, und morgen fruh geht's dem Städtel zu!

Großmutter. Hast auch etwas erworben und geschafft?

Zigeunerbube. Mei Geldsäckli ist voll. Die große Herrn dort hatten zu viel Geld, und waren ganz froh, daß sie mir a bissl davon gebe konnte.

Großmutter. Du biſt ein Glückskind? Setze dich zu mir, mein' Bübli, und ruhe dich aus, es iſt ſchon ſpät.

Krücken-Wiebler. Solch Bettelvolk erwirbt mit ſeinen Schnurrpfeifereien ganze Hände voll Geld, während ein ehrlicher Kerl oft keinen Dreier in der Taſche hat, um ſich einmal ein Glas Schnaps kaufen zu können! (Während dieſes Geſpräches hat die Wirthin den Paß des Juden geleſen, und dieſer auch am Tiſche Platz genommen. Krücken-Wiebler fährt fort:) Wenn ich der Landesherr wäre, ich ließe Zigeuner und Juden alle vier Wochen wie die Pflaumenbäume ſchütteln, daß ihnen die blanken, reifen Pflaumen aus den Taſchen fallen ſollten.

Schmul. Hören Se, verzeihn Se, und wenn ich geweſen wäre der Landesherr, ſo würd ich doch ſagen: meine werthen ehrlichen Herrn, ſeyn Se von der Gütigkeit, und ſtaihn Se uf hinter de Schenktiſche, und helfen Se uflеſen de Pflaumen, die für jeden Fleißigen uf Gottes Erde wachſen.

Krücken-Wiebler. Jude, du haſt gut reden; zeige mir reife Früchte, die ich aufleſen, und eine Gelegenheit, wo man als redlicher Kerl etwas verdienen kann.

Schmul. Nu, hat der Herr nich geleſen das Amtsblatt? Hat er nich gehört von de Geſchichten mit den Aſſeſſer?

Krücken-Wiebler. Keine Sylbe! Erzähle auf der Stelle.

Zigeunerbube. Ach, Großmutterl, das iſt an traurig Geſchichten, da wird dir's Herzel aufgehn in Gram!

Großmutter. So laß doch nur hören, geſchwind.

Zigeunerbube. Mag der Jude erzählen, i vermags nit, mi iſt zu weh dabei in der Seelen.

Schmul. Es iſt alſo geweſen ane Dame, ane reiche, vaurnehme Dame, geheißen de Frau Generalin von Brunert, ane Wittfrau, und iſt der Herr Liebſte geblieben vor langen Jahren in de grauſame Bataille, hat auch gehobt an Sohn, an klugen Herrn, an geſtudierten Herrn, an Aſſeſſer. Nu iſt der Feind gekümmen, und hätt geſchlogen unſer Leut, und hätt de Kaſſen genommen, und de Regierung, und hätt befohlen, niſcht mehr zu wiſſen von den vorigen Landesherrn. Aber, au wai geſchrien, der Herr Aſſeſſer hätt es doch gewußt, und hätt es nicht können vergeſſen, und hätt geſchrieben Tag und Nacht, aber nich vor die Feinde, ſondern an den Landesherrn, und hätt an geſchrieben alles, und wie er de Feinde ſchlogen ſoll, und de Mämä hätt derbei geſeſſen und hätt die Lichter geputzen und hat en Kaffee eingeſchenken.

(Der Seuler ſteht bewegt auf und ſagt zu Gretchen.)

Seuler. Mir wird unwohl, mein gutes Kind, willſt du mir nicht einen Ort zeigen, wo ich ein wenig ſchlafen könnte?

Triller. Schenkt ihm ein Gläschen ein, er hat noch nichts im Leibe.

Krücken-Wiebler. Oder kann dergleichen Geſchichten nicht hören.

Gretchen. Setz Er ſich nur hier in die Ecke auf die Ofenbank, da kann Er ſich erwärmen, und da wird's Ihm beſſer werden.

Krücken-Wiebler. Ruhig! — der Jude erzählt gut; fahre fort, Jude!

Schmul. Alſo, die Mämä hätt die Lichter geputzen und en Koffee eingeſchenken. Aber die Herrn Feinde ſind doch och geweſen nicht dümm, und hoben Lunte gerochen, und de Briefe ufgefiſcht, und ſind gekümmen zu arretiren den Aſſeſſer, als en Spion.

Krücken-Wiebler. Nun, da wird es ihm ſchlecht ergangen ſeyn.

Schmul. Au wai geſchrieen; ſe haben en doch geworfen in an Gefängniß, wo iſt Heulen und Zähnklappen geweſen, und hoben gehalten an Kriegsgericht, und hoben gekümmendirt zwölf Soldaten mit zwölf grauſam geladene Flinten, die hoben gefollt ſchießen den Aſſeſſer taudt, alle uf einmol.

Triller. Es iſt doch abſcheulich, daß man als Verbrecher behandelt wird, wenn man ſeinem Landesherrn treu bleibt.

Frau Säuſewein. Ach, und die arme Mutter! die arme Mutter!

Schmul. Ja, die Mämä, die iſt gekümmen zu fahren mit zwei ſchaine Pferde, ane vaurnehme Frau, iſt doch ausgeſtiegen und hat gerütſcht auf de Knien vor die Herren Feinde, hat gejammert und de Hände gerungen wund, und hat gebeten um de Barmherzigkeit willen, und hat geboten ihr ganzes Vermögen; aber es iſt geweſen umſonſt. De Herren Feinde hoben gehabt Herzen von Marmelſtein, und Geld genug in der Taſche, und hoben de Mämä in de Kutſche geholfen, und hoben geſagt, Kutſcher fahr zu!

Krücken-Wiebler. Na, kurz und gut, und der junge Herr? — wie ſtets mit dem? Iſt er ſchon todt?

Schmul. Nu, er iſt nicht taudt! In der letzten Nacht und größte Noth iſt gekümmen an Engel, und hat geöffnet de Pforten des Kerkers, und hat en geführt in de weite Welt; und de Herrn Feinde ſind grauſich erzürnt, und erbeßt und hoben geſetzt an hohen Preis auf ſeinen Kopf, hundert blanke Thaler! Hier ſteits zu leſen, im Amtsblatt. (Er zieht das Amtsblatt aus der Taſche und gibt es dem Krücken-Wiebler, der es begierig ergreift und lieſt.)

Der Zigeunerbube. Großmütterl i hab gesehn die arme Frau, weine, ach so weine, wie du hast geweint um mi, als i bin gewesen todtkrank. Aber der Marschall hat sich umkehrt und hat gesprochen: „Bub fing zur Stelle ein Lierli!“ damit er nit hörte den Jammer.

Die Großmutter. Und du hast gesungen, mein Bary.

Der Zigeunerbube. Die Zither hab ich geschlagen und gereimet und gesunge.

(Er singt zur Zither.)

Ein Mutter kam gegangen,
Sucht ihr verloren Kind,
Dort an dem Felsenhange,
Dort wo das Bächli rinnt.

Sie ruft es in der Frühen,
Sie ruft's beim Mondenschein,
Und drückt mit ihren Knien,
Die Brust des Felsen ein.

Ein Wolf hält auf der Heiden
Das Kindli tief verwahrt,
Und hätt so seini Freuden
Am Bübli schön und zart.

Da hört er denn das Weinen
Der Mutter Ruf und Bitt',
Da blickt er auf den Kleinen
Und heult am Ende mit.

Und mitten in der Bange,
Naht das ersehnte Glück,
Es kommt der Wolf gegange,
Bring's Bübli ihr zurück.

Denn Mutter banges Weinen
Und Mutter Angst und Schmerz
Weckt selbst in kalten Steinen
Ein mitempfindend Herz.

Orelchen. O, Bary! — Und was sagte der Marschall? Ließ er die arme Mutter noch länger weinen? gab er den Sohn nicht zurück?

Der Zigeunerbube. Nei! Es kam kein Wolf gegangen, und Menſchenherzen waren härter als Stein.

Krücken-Wiebler. Wahrhaftig! hier ſteht's mit klaren Worten gedruckt.

Criller. So lies doch laut und vernehmlich vor!

Frau Gänſewein. Das Amtsblatt gehört mir, und ich muß vor allen Dingen hören, was darin ſteht; alſo hübſch laut geleſen.

Krücken-Wiebler. Was ſoll ich's noch wiederholen? Der Jude hat's ſchon erzählt, der Aſſeſſor iſt entwiſcht, und es ſind demjenigen hundert Thaler verſprochen, der ihn wieder einliefert. Das Wichtigſte hiebei iſt nun aber der Steckbrief und die Beſchreibung ſeiner Perſon. Das will ich euch vorleſen. (Er lieſt.) „Der Aſſeſſor Brunert, 28 Jahre alt, war bei ſeiner Entweichung bekleidet mit einem braunen Ueberrock, ſchwarzer Weſte, grauen Beinkleidern, buntem Halstuche." — Ei, was! die Kleidung macht's nicht aus, die wird er wohl bald abgeworfen und mit anderer vertauſcht haben, aber die Perſon, die Perſon, die kann er nicht verändern, die bleibt die Hauptſache, und das Signalement muß wohl ſtudirt werden, damit man den Vogel genau kennt. Alſo — (Er lieſt weiter) „Mittle Größe, ſchwarzes, lockiges Haar, freie Stirn, große dunkle Augen u. ſ. w.;" das iſt auch gewöhnlich. Aber nun aufgepaßt, nun kommen die beſonderen Merkzeichen: „vorn eine Zahnlücke und über dem linken Auge eine Narbe." — — So, ſo! das wäre doch etwas, wäre doch ein kleiner Wegweiſer.

Criller. Ein ehrlicher Kerl wird auf dieſen Wegweiſer nicht achten.

Krücken-Wiebler. Auf einen vogelfreien Vogel Jagd zu machen, iſt keine Wilddieberei, iſt befohlen, und wird belohnt.

Criller. Wer hat den Aſſeſſor für vogelfrei erklärt? Der Feind hat's gethan! Wenn dir der Feind das Hochwild deines Landesherrn auch preisgibt, ſo bleibſt du dennoch ein Wilddieb, wenn du es ſchießeſt; und wenn du dem Feinde denjenigen um Geld verräthſt, der ſeinem Landesherrn treu geblieben, ſo biſt du ein Verräther, ein Schurke, der aufgehangen werden muß.

Krücken-Wiebler. Soll ich dem Herrn Marſchall, der jene hundert Thaler ausgeſetzt hat, dieſe freundliche Rede hinterbringen?

Criller. Meinetwegen, und kannſt ihm auch dazu ſagen, daß wenn er niemand hat, der einen ſolchen Schurken aufhängt, ich ihn mit meinem Trillerbaum todtſchlagen will.

Frau Gänſewein. Seyd ruhig, Kinderchen, und zankt euch nicht, ſonſt wird euch das Gläschen Lufwaſſer zu Gift. Wer wird denn auch

ein ſolches Sündengeld verdienen und den jungen Herrn verrathen wollen? Die Mama iſt als eine fromme, wohlthätige Dame bekannt, der Sohn ſoll auch ein rechtſchaffener Herr ſeyn, der wird doch unter ſeinen Landsleuten ſicher ſeyn, und von ihnen nimmer verrathen werden? — Die ganze Geſchichte hat nur der Jude hier aufgebracht, ſonſt hätte ſie kein Menſch weiter leſen mögen, aber ein Jude denkt nur an Gewinn, und wann er mit Blut bezahlt würde.

Schmul. Au wai geſchrien! iſt doch geſchrieben das Amtsblatt für Chriſt und Jüd', und ſind doch die Herrn Feinde Chriſten!

Triller. Kurzum, mag's geſchrieben ſeyn für wen es will, danach thun darf kein redlicher Menſch, ſonſt ſchrieb ich mit meiner großen Feder ihm eins auf die Mütze — merkt euch das!

Schmul. Ich hob's gemerkt, mögen's die Andern doch aach hier auswendig lernen, was der Herr Köhler eben geſogt hätt.

Krücken-Wiebler. Spüren denn die Feinde dem Aſſeſſor nicht ſelbſt nach? Haben ſie nicht die Hauptwege und Stege beſetzt?

Schmul. Ei wohl, tritt mer faſt doch allenthälben uf de Herrn Feinde. Se kümmen, ſich zu ziehen nach der Heiden her, 's iſt doch kaum eine halbe Stunde von hier, daß de Poſten ſtaihn mit den Flinten, und morgen mit Tegesanbruch wollen ſe machen Jagd auf den Aſſeſſer.

Frau Gänſewein. Nun, das wird eine ſchöne Wirthſchaft geben.

Die Großmutter (zur Frau Gänſewein). Liebſtes Frauchen, laßt jetzt die Feinde und zeiget mir das Nachtlager für mich und mein Kind. Das Bübli iſt mir vor Ermattung am Buſen eingeſchlafen. Komm, mein Bary! ermuntre dich, wir wollen zur Ruhe gehn!

Der Zigeunerbube. Ja, mein Großmutterl, mei Wimperl fallen mi zu, komm i will ſie feſt verſchließe.

Triller. Es iſt auch Zeit, daß wir alle aufbrechen. Allons, Wiebler! wir wollen nach Hauſe gehen, und von der jetzigen Zeit verſchlafen, ſo viel nur möglich iſt.

Krücken-Wiebler. Nein, ich gehe nicht mit, ich habe mit dem Juden noch hier ein Geſchäft abzumachen, es iſt ein Geldgeſchäft, und da müſſen wir beide allein ſeyn.

Schmul. Wie's den Herrn iſt gefällig, aber bisweilen iſt ein Zeuge noch eine ſchöne Sache; möchten wir doch lieber behalten einen Zeugen.

Krücken-Wiebler. Schweig, ich will mit dir allein ſeyn.

Triller. Nun, ſo macht euer Geſchäft ab, aber hütet euch dabei vor zwei ſchwarzen Fäuſten, nämlich: vor des Teufels ſchwarzer Kralle und vor Trillers ſchwarzer Fauſt! Gott befohlen! (Er geht ab.)

Frau Gänſewein. Nun, Großmutterchen, kommt mit Eurem Knaben, ich will Euch ein Kämmerchen hier anweiſen! Und Er mein Freund — — (Zum Bettler.)

Gretchen. Ach, du lieber Gott! Mutter, der Menſch iſt ſchon eingeſchlafen! Hör' Er doch! Wach' Er doch auf! Er ſoll auf dem Heuboden ſchlafen gehen, da liegt er weicher und beſſer als hier!

Bettler. Ja, ich bin ſehr müde! Weiſe du mir eine Schlafſtelle an, du gutes Kind, ich muß morgen mit dem Früheſten weiter.

Krücken-Wiebler. Da thut Er recht, ein rüſtiger Geſell muß immer früh auf.

Frau Gänſewein. Nun, ſo kommt alle mit, ich will euch zur Ruhe bringen. (Sie geht mit der Großmutter, dem Zigeunerbuben, dem Bettler und Gretchen ab.)

Vierter Auftritt.

Der Krücken-Wiebler. Der Jude Schmul.

Krücken-Wiebler. Höre, Schmul, ich kenne dich als einen geſcheidten Kerl, habe auch ſchon manches Geſchäft im Stillen mit dir abgemacht. —

Schmul. Nu, was ſollen wir doch aach derbei ſchreien und toben? ſind wir beide doch ſtille beſcheidne Leut. Hätt der Herr etwa wieder en Partieche Wildhäut' zu verſchachre? Ich will ſe kaafen, wos gait's mich an, wie der Herr iſt gekimmen derzu.

Krücken-Wiebler. Ich habe Wildhäute, ja, und du ſollſt ſie haben. Allein jetzt iſt die Rede von einer andern Haut, die beſſer bezahlt wird. Du haſt mir zuerſt gezeigt, was im Amtsblatt ſteht, willſt du mir's verdienen helfen? —

Schmul. Meint der Herr die hundert Thaler? 's iſt an ſchaines Geldche! aber wie wills der Herr verdiene? — wie will er fangen den Aſſeſſer? — den wird er nicht belauern wie die Hirſchkuh, wenn ſe kümmt zu gaihen uf de Wildſtaige; der is geſtudirt und noch klüger als der Herr Wiebler ſelbſt.

Krücken-Wiebler. Das iſt meine Sache. Ich frage nur, ob du's willſt mit verdienen helfen, ſonſt ſuche ich mir einen andern; denn die Sache hat Eile.

Schmul. Nu, nu! wenn die Sache hätt Eil, so suche der Herr nicht erst lange! — Hier staihe ich schon.

Krücken-Wiebler (tritt ihm ganz nahe). Schmul.

Schmul. Herr Wiebler, was soll ich?

Krücken-Wiebler. Judenseele, Schmul!

Schmul. Herr Krücken Wiebler, was soll ich doch?

Krücken-Wiebler. Mensch, wo hast du deine Augen? Der Assessor ist hier im Hause.

Schmul. Gottes Wunder! Wos? hier in der Waldschenk?

Krücken-Wiebler. Ja, und ihr habt ihn alle gesehen, und seyd alle blind gewesen, außer mir. — Der bettelnde Schustergeselle ist niemand anders, als der verkleidete Assessor von Brunert.

Schmul. Der Schüstergesell? — Hätt der Herr auch nit fehlgeschossen? — Der Schüstergeselle?

Krücken-Wiebler. Ich sage dir, Jude, er ist's! Sein Erschrecken, als wir das Amtsblatt lasen, machte mich aufmerksam, und bald genug erkannte ich die Zahnlücke und die Narbe über dem Auge, wie's der Steckbrief besagt. Hast du wohl die ganze Gestalt betrachtet? Dergleichen weiße feine Hände hat kein Schuhknecht. — Es ist der Assessor.

Schmul. 's kann seyn, dos es is möglich. Aber was will de Herr nun machen mit de armen unglücklichen Mann?

Krücken-Wiebler. Das will ich dem Marschall überlassen, und mich bloß an die hundert Thaler halten.

Schmul. Hätt der Herr aber nicht gehören, wos der graube Mann, der Triller, hätt gesegen, von de zwei schwarzen Fäuste?

Krücken-Wiebler. Der darf nicht mucken, sonst überliefere ich auch ihn dem Marschall.

Schmul. Aber der Herr Marschall wird sie doch taudt schießen lassen.

Krücken-Wiebler. Was geht das mich an, ich brauche Geld! — mein Plan ist gefaßt, der Schustergesell schläft auf dem Heuboden, ich lege mich zu ihm, damit er mir nicht entgeht; du aber läufst zu dem nächsten Wachposten, der, wie du sagst, höchstens eine halbe Stunde von hier entfernt ist, holst dort ein Commando Soldaten, und wenn du mit demselben ganz heimlich und leise angekommen bist, dann klopfst du dreimal an die Leiter des Heubodens, ich werde dich verstehen und dann das Uebrige besorgen. Willst du's also ausführen.

Schmul. Ich will.

Krücken-Wiebler. Und dann theilen wir den Preis.

Schmul. Verſtaiht ſich.
Krücken-Wiebler. Und lachen den Aſſeſſor aus.
Schmul. Wenn er im Blute ſchwimmt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Gänſewein. Gretchen.

Frau Gänſewein. Nun, ſeyd ihr fertig mit eurem Schacher und einig? —

Krücken-Wiebler. Für dießmal, ja!

Frau Gänſewein. So macht nun, daß ihr fortkommt, es iſt Zeit, daß ich das Haus zuſchließe.

Krücken-Wiebler. Der Jude will noch weiter gehen; ich aber werde heute Nacht hier bleiben.

Frau Gänſewein. Das geht nicht an! Ich beherberge bloß Reiſende; aber ſolche Patrons, wie Er, die können nach Hauſe gehen; denn wenn ſie des Nachts außer ihrem Hauſe bleiben, da ſteckt immer nichts Gutes dahinter, und ich will nichts von Ihm wiſſen.

Krücken-Wiebler. Ich bleibe hier und wer mich hinausweiſt, dem könnte nächſtens einmal eine Kugel um die Ohren pfeifen, oder der rothe Hahn auf dem Dache krähen. Merk Sie ſich das, Frau Gänſewein. Sie hat dem Schuſtergeſellen ein Nachtlager auf dem Heuboden angewieſen, dort wird auch für mich wohl noch Platz ſeyn. Alſo keine Umſtände, ich bleibe hier, und du, Jude, mache, daß du fortkommſt!

Schmul. Nu, ich gaih doch ſchon. Aber, liebes Kind, kümme Sie doch mir zu leuchten an wenig durch de finſtre Hausflur, bis ich bin drauſſen im Mondſchein. Gute Nacht! gute Nacht!

(Gretchen nimmt ein Licht und leuchtet dem Juden hinaus.)

Sechster Auftritt.

Frau Gänſewein. Krücken-Wiebler.

Frau Gänſewein. Hört einmal, Herr Wiebler, Ihr thut nichts ohne Abſicht und Eure Abſichten ſind niemals gut. Was wollt Ihr

hier in meinem Hause übernachten? Was habt Ihr mit dem Juden verabredet?

Krücken-Wiebler. Macht doch keinen solchen Lärmen, Mütterchen! Ich habe eine Wildhaut verkauft, der Jude aber holt erst das Geld und ich will ihn bis morgen hier erwarten.

Frau Gänsewein. Eine Wildhaut? So! Und also einer Wildhaut wegen dreht Ihr gleich mit Mord und Brand? Wartet nur, ich werde es Euch gedenken, Ihr frecher Mensch, Ihr lahmer Wilddieb!

Krücken-Wiebler. Na, seyd nur wieder gut, Frau Gänsewein, und führt nicht solche Reden, ich werde Euch das Nachtquartier gut bezahlen; bringt mich nur auf dem Heuboden zum Schustergesellen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen. Der Jude war fort und Euch, Herr Wiebler, will ich nun auch auf den Heuboden bringen.

Krücken-Wiebler. Die Mutter wirt's schon thun!

Gretchen. Nein, nein, die Mutter ist müde; das ist meine Sache! Kommt nur, Herr Wiebler! Nicht wahr, Mutter, auf dem Heuboden, wo der Schustergeselle schläft?

Frau Gänsewein. Ja, dort kannst du ihn hinbringen!

Krücken-Wiebler. Gute Nacht, Mamachen! (Er geht mit Gretchen ab.)

Achter Auftritt.

Frau Gänsewein und bald darauf **Schmul** und **Gretchen.**

Frau Gänsewein (allein). Pfui, über diese gute Nacht — die klingt, als ob sie der böse Feind ausspräche! Ich will meinen Abendsegen lesen und Gott bitten, daß er hier nichts Böses geschehen läßt. (Sie liest in ihrem Gebetbuche.)

(Schmul kommt leise wieder hereingeschlichen.)

Frau Gänsewein (auffahrend) Ach! eh ich beten konnte, kommt der Böse schon wieder geschlichen. Hat man denn noch keine Ruhe vor

Euch? Ich gebe kein Nachtquartier, Jude! Hinaus! hole dein Geld für die geſtohlenen Wildhäute und hebe dich weg von hier, du Judas!

Schmul. Um die Barmherzigkeit willen, laſſen Sie mich bleiben hier, bis die Jungfer Gretchen iſt wiedergekümmen von de Wiebler; ich hob ſchwere Sachen zu bekenn; denn ich glaube doch, daß Sie ſind eine barmherzige Frau!

Frau Gänſewein. Mein Gott, was gibt es denn; mir wird angſt und bange!

Schmul. Stillen ſe, Stillen ſe, Frauchen! der Wiebler darf nicht wiſſen, daß ich gekümmen bin zu gaihn wieder zurück hürher.

Gretchen. Ach, Mutter! Mutter! haſt du den Schmul ſchon geſprochen? Weißt du ſchon, der unglückliche junge Herr von Brunert iſt hier!

Frau Gänſewein. Wie? was? — der Herr Aſſeſſor hier?

Schmul. Jo, Mädämchen, er iſt hier; der Wiebler hätt' ihn doch erkennt, ob er ſich gleich hätt verklert als Schuſtergeſelle; und der Wiebler will ihn verrothen um die hundert Theler willen, und ich ſoll holen doch die Soldaten, zu fangen den Aſſeſſer.

Frau Gänſewein. Um Gotteswillen! nun geht mir ein Licht auf! Der lahme Spitzbube! Deßhalb alſo will er die Nacht hier zubringen, um ſich durch Verrath die hundert Thaler zu verdienen, und du, gottloſer Jude, willſt ihm helfen?

Schmul. Wenn ich ihm hätt wollen behelfen, würd ich doch nicht ſtaihen allhier; hob ich doch geracht, die Frau Wirthin von der Waldſchenk und de Tochter ſind guete Leut, die werden den Aſſeſſer nicht wollen verrathen und tautſchießen laſſen, du willſt es ihnen ſogen und anvertraun, und nu hob ich's gethen, und nu ſollen ſie thun die Menſchenpflicht.

Gretchen. Mutter, der Schmul hat mir's draußen entdeckt; ich habe den Wiebler deßhalb auf den großen Heuboden geführt, und ihm geſagt, der Geſell hätte ſich ganz hinten ins Heu verkrochen, er ſolle ihn nicht wecken. Der Geſelle aber ſchläft über dem kleinen Stalle.

Frau Gänſewein. Das iſt ſchon gut, mein Kind, aber wie nun weiter? Jude!

Schmul. Ja, wie nun waiter, Jüd! Des iſt eben die Hauptſach; ich muß doch gaihn zu holen die Herrn Feinde, ſonſt gibt mich der Wiebler an, und ſe laſſen mich hangen, und hier darf doch aach kener fehlen, wenn ich kümme mit der Wache, und allein huſcht der Aſſeſſer nicht durch, denn die Feinde hoben die Gegend umzingelt, weil ſie globen, daß ſich der Aſſeſſer habe hier verſtochen, und ſe hoben recht, und ſe werden ihn erkennen ſogleich.

Frau Gänſewein. Ach, mein Gott! mein Gott! Am Ende ſtecken ſie mir das Haus über dem Kopf an, und ermorden uns alle.

Gretchen. Mutter, mir fällt etwas ein! Die Zigeuner-Großmutter weiß allenthalben Rath, und ihr Bube hat für alles Troſt, ich werde ſie wecken, ſie ſollen uns Rath geben. (Sie ruft in eine Kammer hinein.) Großmutter, Großmutter! ſteht auf, ſteht auf! Es gibt hier Noth und Gefahr! Kommt heraus mit eurem Buben, ihr ſollt uns rathen und helfen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Die Zigeuner-Großmutter und der Zigeunerbube.

Die Großmutter. Was gibt es denn, daß Ihr mich und mein Kind aus dem Schlafe aufſchreien müßt mit der Stimme der Wehklage? —

Zigeunerbube. Was haſt Gretli? Biſt krank geworden oder haſt grauſi geträumt?

Gretchen. Ach, nein, Bary! aber der Sohn der armen Mutter, die vor dem Marſchall auf den Knien lag, und der der Weif ihr Kind nicht wieder bringen wollte, dieſer Sohn iſt hier, der bettelnde Schuſtergeſelle iſt's, und der Krücken-Wiebler hat ihn erkannt und will ihn nun für die hundert Thaler verrathen, und lauert ſchon auf ihn, wie der böſe Feind.

Großmutter. Weh über ihn! Wo aber ſchläft denn der Flüchtling? Wo wacht der Verräther?

Frau Gänſewein. Sie haben glücklicherweiſe getrennte Schlafſtätten. Der Wiebler weiß dieß aber nicht, er denkt den Flüchtling zu bewachen und hat den Juden beauftragt, ein feindliches Commando herbei zu holen, um ihn zu fangen. Der Jude hat es uns jedoch entdeckt, und wir müſſen, um Gotteswillen, den armen Aſſeſſor retten. Aber wir ſind von Feinden umgeben, der Wiebler iſt ein Böſewicht — was ſollen wir nun thun?

Großmutter. Wir können nichts thun, bevor wir den Flüchtling nicht ſelbſt geſprochen. Könnt Ihr ihn mir heimlich und ungeſehen zur Stelle ſchaffen.

Gretchen. Ja, ich kann es! Ich kann es! Wartet nur ein wenig. (Sie eilt hinaus.)

Großmutter. Dann aber laßt mich und mein Kind allein mit

ihm, und ſorgt, daß der Wildtieb nichts ahne, denn ſonſt iſt alles verloren! Ich werde meine geheimſten Künſte aufbieten, aber ihr müßt treu und verſchwiegen ſeyn.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen und der Bettler.

Gretchen. Der Schuſtergeſelle kann, wie er ſagt, nicht länger ſchlafen. Er war eben im Begriff, uns zu verlaſſen; da habe ich ihn denn hereingeführt, daß er doch wenigſtens Abſchied von Euch nehmen ſoll.

Bettler. Ja, liebe Frau Wirthin, ich muß fort, denn mein Weg iſt weit. Ich danke Euch für Eure Aufnahme! Gott lohne es Euch! ich kann Euch jetzt nichts bezahlen! Lebt wohl und betet für mich!

Großmutter. Der Feind hat den Wald aber umzingelt, die Landestruppen ſtehen entfernt, wie gedenkt Ihr doch dahin durch zu kommen?

Bettler. Ich habe ja meinen richtigen Paß, weßhalb ſollte man mich aufhalten, einen armen Geſellen?

Großmutter. Aber der Paß paßt nicht auf Euch. (Sie tritt ihm ganz nahe und ſieht ihm ſcharf ins Geſicht.) Ich bin ein altes, erfahrenes Weib, meine Blicke dringen tief! Läugne nicht, mein Sohn, es hilft dir nichts; denn nur Vertrauen erweckt wieder Vertrauen! Du biſt nicht der Geſelle; in der Narbe über dem Auge ſteht dein wahrer Name geſchrieben!

Zigeunerbube. Hab nit Angſt, lieber Geſell, vor Großmutterl und ihrem Bübli; wir könne di nimmer verrathe. Sog aber an, wer d' biſt, frei und frank, daß Großmutterl di kann helfe, und i will di ſtreichi die bleichi Wang, daß ſie wieder aufblüh ſoll, wie Röſli, und will ſingen vor dir herzige Liedli.

Großmutter. Sag an, wer du biſt, denn nur dann vermögen wir, dich zu retten! Sieh dich unter uns um, wir meinen es alle gut mit dir, der Verräther iſt nicht mehr unter uns, er lauert von ferne, aber Gott wird ihn richten!

Bettler. Nun wohl, ihr ſollt mich kennen! Ja, in der Narbe hier ſteht mein Name leſbar genug! Ich bin der unglückliche Brunert. Haltet meine Flucht nicht für Feigheit; aber wenn der Unſchuldige, Treugeſinnte von ſeinen Henkern zum Tode geſchleppt wird, dann darf er das Leben zu retten ſuchen, und wäre es auch durch die Flucht! —

Großmutter. Du ſollſt es retten, denn dein König und deine Mutter brauchen den treuen Diener und Sohn. Allein die Flucht von hier würde dir nichts helfen; wir ſind von Feinden umgeben, und wie dich der Krücken-Wichler erkannt hat, würden dich alle leicht erkennen; denn ſie ſuchen dich. Wohin wollteſt du auch fliehen? Die Truppen deines Königs ſind fern!

Aſſeſſor. Nein, ſie ſind nahe, nur einer Nachricht von mir bedurfte es noch, und der Ueberfall wäre glücklich ausgeführt, der Feind geſchlagen worden; allein ich wurde verrathen, bin jetzt verfolgt, und werde zwecklos, wie ein Verbrecher, untergehen, und meine arme Mutter wird mein Schickſal theilen.

Die Großmutter. Du ſollſt nicht untergehen, denn die Zigeuner-Großmutter will ſich deiner annehmen. Aber du darfſt von hier nicht fort; denn hier biſt du ſicherer als draußen im Walde; der Krücken-Wichler muß jetzo glauben, du ſeyeſt ihm entwiſcht, und der Feind muß kommen und nach dir ſuchen; ihr werdet alle zagen und bangen, aber du fürchte dich nicht, denn die Großmutter ſchützt dich. Jetzt eile und befolge meine Befehle. Du, Jute, gehe und rufe die feindliche Wache herbei, wecke dann mit ihr den Krücken-Wichler, und durchſuche das Haus und den Hof nach dem Verſtoßenen. Du biſt ein finger, redlicher Menſch, und wirſt dich zu benehmen wiſſen, aber treibe das Weſen recht toll, daß es dem lahmen Verräther ſelbſt den Kopf verrückt. — Ihr, Frau Wirthin, ſetzt mir ſchnell einen Korb mit Wein und Erfriſchungen in meine Kammer, und legt euch dann mit eurem Töchterchen ruhig ſchlafen, bis ihr geweckt werdet, und du, junger Mann, folge mir in mein Kämmerlein, dort wollen wir das Weitere beſorgen. — Nun aber merkt wohl auf: von Stund an fragt ihr die Großmutter nichts mehr! — Kein Wörtchen mehr, denn ſie iſt ſtumm! Wenn ihr jedoch Rath bedürft, dann wendet euch an mein Bübli, der wird für mich ſprechen, denn meine Zeit iſt gekommen, wo ich ſtumm ſeyn muß. — — Gute Nacht!

(Sie geht mit dem Aſſeſſor von Thür in ihre Kammer.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer in der Waldſchenke, wie im erſten Aufzug.

Erſter Auftritt.

Capitän Gorgon. Jude Schmul. Der Krücken-Wiebler. Ein Gefreiter und mehrere Soldaten.

Gorgon. Dieſe Dachshöhle wäre alſo nun in unſerer Gewalt; ſie iſt rings umher beſetzt, keine Maus kann entkommen, viel weniger der entſprungene Spion. Liefert ihn jetzt in meine Hände!

Krücken-Wiebler. Wo aber ſind denn die verſprochenen hundert Thaler? — erſt muß ich Geld ſehen, mein gnädiger Herr, eh ich arbeite. Ich habe es mir ſauer genug werden laſſen, die Befehle des Herrn Marſchalls auszuführen. Jetzt will ich auch wiſſen, daß man mir Wort hält.

Gorgon (legt einen Beutel auf den Tiſch). Hier iſt das Geld, es ſoll dir nicht entgehen; aber vorher ſchaffe den Verräther zur Stelle.

Krücken-Wiebler. Er iſt, verkleidet als ein bettelnder Handwerksgeſelle, geſtern Abend hier eingeſprochen; alle hätten ihn laufen laſſen, nur mein ſcharfes Auge erkannte ihn. Die Wirthin hat ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden angewieſen, ich ſelbſt habe mich eben dorthin gelegt, um ihn nicht entwiſchen zu laſſen; und ſo haben Sie denn es ganz allein meiner Wachſamkeit zu verdanken, daß dieſer gottloſe Menſch jetzt in die Hände der Gerechtigkeit fällt.

Gorgon. Wir werden dankbar dafür ſeyn; denn es liegt uns viel daran, ſeiner habhaft zu werden. Es muß ein Exempel ſtatuirt werden, und ich bin mit aller Vollmacht verſehen, hier ein ſchnelles Gericht zu halten; geht jetzt mit dem Gefreiten und einigen Mann und führt mir den verkleideten Bettler herbei.

Krücken-Wiebler. Das ſoll Augenblicks geſchehen. (Er geht mit dem Gefreiten und einigen Mann Wache ab.)

Zweiter Auftritt.

Capitän Gorgon. Der Jude Schmul. Einige Mann Wache. Bald darauf Frau Gänsewein und Gretchen, und endlich die Zigeuner-Großmutter und der Zigeunerbube.

Gorgon. Komm her, Jude! und sag an, wen du in diesem Hause hier angetroffen hast?

Schmul. Nu, ist doch gewesen hier die Frau Wirthin und das Töchterche, und ist gewesen hier ein Zigeunerbube, der hätt gehobt zum ersten ein schaines Zitterspiel, das hätt geklungen, wie die Harfe von König David, und hätt gehobt zum zweiten eine Großmemme, die ist gewesen so alt wie die Sara, und so taub wie eine Schachtel, und denn ist gewesen hier ein schwarzer graulicher Mann, den se heben geheißen den Herrn Köhler Triller, soll aber doch seyn ein fleißiger Mann, ein wohlhabender Mann, ein treuer Mann, der ist aber gegangen nach Hause, und denn ist hier gewesen der Herr Wiebler, ein kluger Mann, ein feiner Mann, ist früher gewesen Soldat, doch weil er hätt immer gejagt nach ander Leute Gut, so haben sie ihn auch gejagt davor, und da hat er wieder gejagt nach seines Königs Wild, und da hoben die Herrn Förster ihm zerschossen ein Bein, und jetzt trägt er ein Krücken, und die Leut glauben, er könne kaum mehr gaihen, aber er ist noch ein großer Wildschütz, und ist zu brauchen zu allem, wie ein Bettelsack, und ist besser wie ein Spürhund, mit doppelter Näse.

Gorgon. Also, eigentlich ein Schurke!

Schmul. O wai geschrien! der Herr Wiebler hätt's oft schon gehört von kluge Leut, daß er ist ein Schurke, aber er will's doch nicht glauben.

Gorgon. Auch solche Leute braucht man, leider! Aber berichte weiter. Wen hast du mehr hier getroffen?

Schmul. Nu denn ist gewesen hier der arme Jüd Schmul, ein guter, ehrlicher Jüd, nämlich der Schmul bin ich, und denn ist gekümmen zu betteln ein Schüstergeselle, und hätt angehobt ein zerrissen Habitche, und da hät der Wiebler gesogt, das ist der Assesser von Brunert, nach die Schilderei in den Steckbrief, und hätt gesogt: Schmul loose und rufe die Herrn Soldaten, daß sie kümmen zu fangen den Herrn Spion, wir wollen auch theilen die hundert Thaler, und ich bin geloofen, und der gnädige Herr Hauptmann sind gemarschirt, und nu sind Se do und nu seyn Se von der Gütigkeit und fangen Se, und bezahlen Se!

Gorgon. Das wird ſich finden. Rufe mir die Wirthin herbei!

Schmul (ruft in die Kammer). Mädam Gänſewein! verehrte Mädam Gänſewein! Se hoben vornehme Gäſte, ſtaihn Se auf! die Exellenz befehlen, Se ſollen nun kümmen zu erſcheinen mit Töchterche.

(Frau Gänſewein und Gretchen treten ein.)

Frau Gänſewein. Ach, mein gnädiger Herr Hauptmann! Ich habe den Tod auf der Stelle; Sie haben mir einen Soldaten vor die Schlafkammer geſtellt, was hab ich denn verbrochen? Ich bin eine ehrliche Frau, aufrichtig gegen Freund und Feind.

Gorgon. Seyn Sie ruhig, Frau Wirthin, und antworten Sie bloß auf meine Frage. Beherbergen ſie den Zigeunerbuben mit ſeiner Großmutter?

Frau Gänſewein. Ja wohl, Eure Gnaden!

Gorgon. Laſſen Sie ſie herbeirufen!

(Gretchen geht wieder ab.)

Gorgon. Haben Sie ferner heut einem bettelnden Schuſtergeſellen Nachtquartier gegeben?

Frau Gänſewein. Ja, das hab ich aus Barmherzigkeit gethan; er ſchläft mit dem lahmen Wilddieb auf einem Heuboden zuſammen.

Gorgon. War weiter niemand hier?

Frau Gänſewein. Mein Gevattersmann der Köhler Triller; er ging zeitig nach Hauſe, und der Jude hier wollte die Nacht nicht bleiben.

Gorgon. Sie verſchweigen mir doch niemanden, ich muß ſonſt die ſtrengſten Maßregeln anwenden, und es kommt im Kriege nicht darauf an, ob eine ſolche Hütte mehr oder weniger in Flammen aufgeht.

Frau Gänſewein. Nein, ich verſchweige nichts, gar nichts, ich bin eine ehrliche Frau, und Sie werden doch um Gotteswillen chriſtlich geſinnt ſeyn und nicht ſengen und brennen wie die Türken.

(Die Zigeuner-Großmutter, der Zigeunerbube und Gretchen kommen zurück.)

Gorgon. Sieh da, der Zigeunerbube! Nun Bürſchchen, kennſt du mich noch?

Zigeunerbube. O freili kenn i di g'nau, biſt ja der Hauptmann mit ſchwarz Schnautzbärtel, haſt ja geſtern mei Paß geleſe, und mei Zitherl gerühmt, und haſt mi verehrt ein blank Geldſtück. Aber was willſt hier? was ſchreiſt armi Leut auf vom Schlaf? Sieh ich bring mei Zitherl mit, und will Di eitulle, wenn du nit ſchlafe kannſt.

Gorgon. Ich wollte, ich dürfte ſchlafen, aber ich muß wachen. Iſt das deine alte Großmutter!

Zigeunerbube. Ja, freili, das iſt mei Herz Großmutterl; aber

ſie iſt was taub und jetzt auch was böſe, weil du ſie hättſt aufgeweckt, und drum wird ſie nit viel rede. Aber morgen kommen wir ins Städtel, da wird's wieder freudiger ſeyn.

Sorgon. Haſt du den bettelnden Handwerksgeſellen auch hier geſehen?

Zigeunerbube. Ei jo, das hab i wohl, hat ei ſehr zerlumpt Kleidel an, und ei tief Narb über das Augerl. Herſt, kennſt auch den lahmen Wiebler?

Sorgon. Seit Kurzem, ja!

Zigeunerbube. Nun ſiehſt, der hat Augi grün, wie ein Katz, und hat gelugt nach dem Geſellen, als ob er ihn wollt verſchlinge. Wahrli, i möcht lieber haben ein Narb auf der Stirn und ein treu Aeugli drunter, als die zwo Katzenlichterl.

Sorgon. Aber du weißt ja nicht, ob der Schuſtergeſelle nicht vielleicht ein verkappter Böſewicht iſt.

Zigeunerbube. I glaubs nimmer! Freili ſieht mancher anders aus, als er iſt. — Du ſiehſt auch aus, wie ei Brummbär, und biſt doch wohl ei gut Manndel.

(Ein Soldat tritt auf.)

Soldat. Ich melde, daß ſo eben eine Kutſche angehalten worden iſt. Die Dame darin will ihren Namen nicht ſagen, und ein ſchwarzer Mann, der als Bote neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß, wollte faſt mit Gewalt durch unſere Vorpoſten brechen. Wir haben ſie hierher gebracht.

Sorgon. Führt die Dame herein, wir wollen doch ſehen, welchen Fang ihr gemacht habt!

(Der Soldat geht ab.)

Frau Gänſewein. Der ſchwarze Bote iſt jedenfalls mein Gevatter Triller.

Der Zigeunerbube,
(er greift einige Accorde zur Zither, indem er bald ſingt, bald ſpricht).

Willſt reiſe bei Nachten,
Muß Friede ſeyn;
Da glänze in Prachten
Die Sternelein.
Kannſt wandre durch Berge und Heide und Feld,
Es hindert kein Menſch dich, es ſchlummert die Welt.

Im Krieg doch wie traurig
Iſt's da nit bei Nacht.
Da glänze ſo ſchaurig
Die Feuer der Wacht.
Da denkſt an den Himmel und Sternli nit mehr,
De ſchauſt nur die Erden und fürchteſt di ſehr.

O laß uns den Frieden,
O gebt uns die Ruh.
Drückt allen den Müden
Die Aengli hübſch zu.
Seyd ruhig, ein Auge dort über uns wacht,
Kannſt ſchlafe, kannſt reiſe, wie d' willſt, in der Nacht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Brunert.

Sorgon. Was ſeh' ich, Frau Generalin von Brunert! Ei, da brauchen wir nicht erſt nach dem Namen zu fragen, wir kennen uns ja ſchon!

Frau von Brunert. Wohl kennen wir uns, Herr Hauptmann, und ich glaube, daß Ihnen das Bild der Mutter unverlöſchlich in der Seele ſtehen wird, die auch Sie mit zurück gewieſen haben, als Sie für ihren unglücklichen Sohn um Gnade bat.

Sorgon. Die Bilder des Krieges ſind alle mit grellen Farben, oft mit Blut, gezeichnet. Ihr Sohn iſt den Geſetzen des Krieges verfallen; mögen Sie ihn entſchuldigen, wir dürfen es nicht. Aber die Mutter haben wir bisher geſchont, obgleich ſie eigentlich ſeine Mitſchuldige geweſen iſt; ich hätte wohl gewünſcht, Sie jetzt nicht hier zu ſehen; denn Sie werden vielleicht Zeugin ſeyn müſſen, wie die Geſetze des Krieges unerbittlich erfüllt werden.

Frau von Brunert. Sprechen Sie deutlicher, ich bin auf alles gefaßt!

Sorgon. Ihrem Sohne iſt es, wie Sie wiſſen, gelungen, aus dem Gefängniſſe zu entkommen. Alles wird aufgeboten, ſeiner wieder habhaft zu werden, um den Spruch des Kriegsrechts an ihm zu vollziehen.

Man hat uns benachrichtet, er ſey in dieſen Wald geflohen, und ich bin hier, ihn aufzuſuchen, ihn zu fangen und auf der Stelle richten zu laſſen.

Frau von Brunert. Auch ich erhielt dieſe Nachricht, und geſteh' Ihnen nun offen, daß ich hieher geeilt bin, meinen unglücklichen Sohn zu retten, oder ſein Schickſal mit ihm zu theilen.

Sorgon. Retten können Sie ihn nicht, denn Ihr Sohn iſt bereits in unſerer Gewalt. In dieſer Herberge haben wir ihn gefangen, er wird ſo eben, als Bettler verkleidet, vor Ihnen erſcheinen.

Frau von Brunert. O, mein Gott, mein Gott! — und das haſt du zugegeben? Die Mutter ſoll ihr geliebtes, treugeſinntes Kind richten ſehen! Ich werde mit ihm ſterben, werde meinen Sohn umklammern, und dann mögen eure Kugeln unſere beiden Herzen durchbohren. Ich will keinen Augenblick länger auf der Erde ſeyn, wo die Vorſehung ſolche Gewaltthaten zuläßt.

Digrunerbube (zur Thüre).

Klagen darfſt du, klagen,
Armes banges Herz,
Aber nit verzagen,
Auch im größten Schmerz.

Hoffe und vertraue
Selbſt bei Noth und Tod!
Baue, baue, baue
Auf den lieben Gott!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Krücken-Wiedler und der Gefreite mit Wache.

Der Gefreite. Ich melde, Herr Hauptmann, daß wir den Handwerksgeſellen nirgends gefunden haben; auf dem Heuboden, wo uns dieſer lahme Mann hingewieſen, war er nicht, wir haben hierauf alle Winkel im Haus und Hof durchſucht, aber vergebens, und bringen nun dieſen Mann ſelbſt hieher, daß er ſich verantworten möge.

Sorgon. Alſo, entflohen! noch einmal wäre der Verbrecher entflohen? — das iſt nicht möglich! Unſer Truppenkreis hat dieſen Wald zu

dicht eingeschlossen; der Flüchtling muß hier verborgen seyn, und es ist jemand unter euch, der ihm forthelfen will und ihn verbirgt.

Frau von Brunert (für sich). O, ich schöpfe wieder Hoffnung!

Gorgon (zum Gefreiten). Das Haus und die Holzgebäude, selbst der Wagen dieser Dame, sollen von neuem streng durchsucht werden; ich verdoppele den Preis und setze 200 Thaler auf die Auslieferung des Spions.

Schmul. O wai geschrien! wo hätt der Herr Wiebler den Spion gelossen? Hob ich gethan das Meine, und hob gerufen die Herrn Soldaten, worüm hätt er nicht gethan das Seine, und hätt festgehalten den Assessor. Er hätt mich geprellt um de Prämie; geb Er den Assessor raus, wo is der Assessor, es sind doch jetzt zu verdiene schai 100 Perzent! Rede Er, verdesendire Er sich, Herr Wiebler.

Gorgon (zu Wiebler). Ja, Mensch, rede und gib Antwort; wo ist der Assessor geblieben? Ich mache dich verantwortlich, und werde dir statt der Prämie etwas ganz anderes auszahlen lassen, wenn durch deine Nachlässigkeit der Flüchtling entwischt ist.

Krücken-Wiebler. Mein Herr Hauptmann, ich bin halbtodt vor Schreck! Sehen Sie, auf dem Heuboden hat der Assessor geschlafen, hinten im Heue hat er sich eingemummelt, ich habe ihn ja schnarchen hören, und vorn an der Heuluck hab ich gelegen, meine Kugelbüchse in der Hand, und habe kein Auge zugethan. Wie hat er da entkommen können? Und doch ist er fort und nicht zu finden! Der böse Feind muß ihn durch die Lüfte geführt haben.

Frau Gänsewein. Was? Ihr wollt mein Haus verdächtig machen? Ihr sprecht vom bösen Feinde? Wißt Ihr was, Herr Wiebler! Ihr seyd der leibhaftige Satan, der alle Menschen verdächtig macht, weil er selbst verdächtig ist.

Schmul. Guädigster Herr Hauptmann, seyn Sie doch so von der Gütigkeit und gehen Sie zu Leibe dem Wiebler? Er hätt mich gebracht um den Assessor und um de Premie, daß er se will alleine verdienen, ich aber will haben den Assessor, er gehört mir doch aach zur Hälfte.

Frau von Brunert. O, mein Himmel! sie zanken sich um meinen unglücklichen Sohn, sie bieten sein theures Leben feil um ein elendes Geld!

Zigeunerbube. Sei ruhi, Mutterl, und gräm di nit! Setz di her derweil zu mei alt Grosmutterl, und gib di drein in dei Schicksal; i wollt dir wohl singen noch ein schön Liedlein, aber in das boshaft Gewäsch verklingt mei Zitherl.

Gorgon. Kurz und gut, daß der Aſſeſſor hier geweſen, geſteht ihr ſämmtlich ein; entwiſcht kann er nicht ſeyn, dafür bürgen meine Maßregeln; er muß alſo aufgefunden werden, oder ich verfahre nach Kriegsgebrauch.

(Der Gefreite kommt zurück.)

Gefreiter. Alle Mühe iſt vergebens! Der Flüchtling iſt nirgends zu finden! Eine Marketenderin aber, die heut mit guten Lebensmitteln zu uns kam und uns deßhalb ſehr willkommen war, wünſcht den Herrn Hauptmann zu ſprechen; ich glaube, ſie meint einen Wink geben zu können, der uns vielleicht auf die richtige Spur bringt, und ſcheint ein verſchmitztes Weib zu ſeyn.

Gorgon. Laßt ſie hereinkommen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eine Marketenderin.

Marketenderin. Nun, mein Herr Hauptmann, iſt's denn erlaubt, auch ein Wörtchen mit herein zu ſprechen, und pfiffiger zu ſeyn, als alle die klugen Herren?

Gorgon. Bei welchem Regimente biſt du als Marketenderin?

Marketenderin. Ei, kennt Ihr denn die Frau Purzel vom 34. Regimente nicht mehr? Ich habe Euch in heißen Stunden manches Schlückchen von meiner Doppelcourage eingeſchenkt, und wenn Euch in früheren Zeiten die andern Kameraden wegen des Milchbartes Gorgettchen nannten, dann hab ich Euch ſchwarze Bartwichſe gemacht, damit ihr männlicher ausſehen ſolltet mit Euren Flaumenfedern am Kinne; Ihr habt mir dann aus Dankbarkeit manchmal das ſchwarze Pflaſter auf mein blindes Auge gedrückt, und mir die Wangen dabei geklopft. — Habt Ihr das ſchon vergeſſen?

Gorgon. Ich erinnere mich deſſen wohl noch dunkel, aber es iſt eine lange Zeit her; ich habe dein Regiment ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, und du biſt auf deinen Streifzügen hölliſch alt geworden, Dame Purzel, ich hätte dich nicht wieder erkannt!

Marketenderin. Ihr zweifelt doch nicht an meiner Perſönlichkeit? Hier iſt mein Paß, und hier mein blindes Auge. Alt werden iſt keine Schande, aber dümmer werden muß man nicht, und wir wollen doch ſehen, wer von uns beiden am geſcheiteſten geblieben iſt.

Gorgon. Wohlan! lege eine Probe deiner Klugheit ab, und ſage mir, wo ich den entlaufenen vornehmen Spion auffinden ſoll? Du kennſt doch die Sache und auch den Preis, den ich auf ſeinen Kopf geſetzt habe?

Marketenderin. Ich weiß das alles; aber Ihr ſolltet doch noch einen Andern fragen, als mich, der weiß noch beſſer, wo der Flüchtling ſteckt, und hat ja eine ganze Nacht Zeit gehabt, mit ihm über ſeinen Kopf zu unterhandeln; der Aſſeſſor von Brunert iſt ein gar reicher Mann, der wird für's Verſchweigen vielleicht 2000 Thaler geboten haben, während Ihr für's Verrathen nur 200 Thaler geben wollt.

Gorgon. Weib, du biſt wahrlich klug, und öffneſt mir die Augen! Ja, der lahme Wilddieb dort hat ſich beſtechen laſſen. Den Augenblick geſteh, wo der Flüchtling geblieben iſt!

Krücken-Wiebler. Herr Hauptmann, hören Sie doch nicht auf dieſes boshafte Weib, und meſſen Sie mir nicht die Schuld zu, ich habe ja alles gethan, um Ihnen den Verräther auszuliefern, und nun wollen Sie mir ſo dafür danken? Habe ich das verdient?

Schmul. Nai! Nai! der Wiebler lügt, er hätt den Aſſeſſer verſteckt, er will mich bringen um mai ſchaines Geldche; loſſen Se ihm herausgeben den Aſſeſſer, er hätt ihn.

Marketenderin. Herr Hauptmann Milchbart, haben Sie bloß Worte, einen ſolchen lahmen Spitzbuben die Geheimniſſe von der Seele abzufragen? Nur an die rechte Thüre angeklopft, dann wird der Spion ſchon herausſpringen.

Gorgon. Du haſt Recht, Alte! Führt den lahmen Schelm ab, und haut ihn ſo lange, bis er geſteht, wo er den Aſſeſſor verborgen hält.

Krücken-Wiebler. Herr Hauptmann, um Gotteswillen, was wollen Sie mit mir armen lahmen Mann vornehmen? Ich bitte Sie auf den Knien, laſſen Sie mich nicht mißhandeln! Ich bin unſchuldig, wie ein Lamm, und wenn ſie mich todtſchlagen laſſen, ich weiß nicht, wo der Spion iſt!

Marketenderin. Sey ruhig, Wiebler! Wer ſo viele Häute ſchon geſtohlen und verkauft hat, wie du, der kann die ſeinige auch wohl einmal zum Gerber tragen, und du ſollſt ja nur etwas gegerbt werden, damit du beſſer wirſt.

Krücken-Wiebler. Weib, du biſt der böſe Feind, der mich Unſchuldigen verfolgt! Was habe ich dir gethan? Ach, ihr Uebrigen, bittet doch für mich, daß ſich der Herr Hauptmann meiner erbarmen möge, ich bin unſchuldig, bittet doch, bittet!

Der Zigeunerbube. I will mei Großmutterl frage, und de kannſt

Acht gebe, was es wird ſage. Horch mal: Großmutterl, ſoll i bitte für Wiebler? — Siehſt wohl, Großmutterl ſchüttelt das Haupt. Nu, aber hör weiter. Horch mal: iſt der Wiebler ei Schelm, der ſoll haben Schläg? — Siehſt wohl, Großmutterl hat zweimal genickt, alſo bitt i nit, und du magſt haben etwas Schläg, es wird di nit ſchade.

Krücken-Wiebler. Ach, ich unglücklicher Mann, niemand hat mit mir Mitleid, alle ſpotten noch und haben ihre Freude an meinem Elende!

Sorgon. Führt ihn ab und thut, wie ich befohlen!

(Krücken-Wiebler wird von der Wache abgeführt.)

Marketenderin. Wiſt Ihr was, Herr Hauptmann, der Wiebler hat ein ſehr hartes Fell, und ihr werdet ihm ſchwerlich bis auf die ſiebente Haut durchkommen, ich möchte Euch daher noch einen andern Vorſchlag thun, der noch raſcher zum Ziele führt! der Wiebler iſt eine Beſtie, er verräth jedermann und iſt zu allem feil, laßt ihn nicht wieder aus den Händen und hängt ihn an den erſten Baum auf. Aber die Waldſchenke hier iſt auch ein Diebsneſt, aus welchem ihr den verſteckten Spion nimmer herausfinden werdet; wenn ich an Eurer Stelle wäre, ich würde ganz andere und kürzere Wirthſchaft treiben.

Sorgon. Erkläre dich deutlicher, wie meinſt du das? Was ſchlägſt du vor?

Marketenderin. Ich ſchaffte mir vor allen Dingen hier erſt die Leute vom Halſe. Die Frau von Brunert mit ihren rothgeweinten Augen ſchickte ich zurück auf ihr Gut und ließe ſie dort bewachen; das Zigeunerpack und den Juden ließe ich bis an die feindlichen Poſten transportiren und drüber hinausjagen; die Frau Wirthin hier mit ihrem naſeweiſen Mädel komplimentirte ich hier zur Thür hinaus und ließe dann die ganze Geſchichte hier in Brand ſtecken, und ich ſchmauchte ſo entweder den Herrn Spion aus dem Mäuſeloch heraus, oder ich brennte ihn zu Aſche!

Frau Gänſewein. Hör' Sie, Frau Purzel, Sie iſt böſer als die Männer, und gibt ſchlimmern Rath, als irgend jemand. Wenn Sie nur jetzt nicht Schutz und Beiſtand hätte, ich kratzte Ihr mit Vergnügen auch noch das andere Auge aus!

Sorgon. Schweigt! die Marketenderin hat Recht, ich werde ihren Rath befolgen. Zigeunerbube, mache dich auf mit deiner Großmutter, du mußt fort über die Grenze!

Zigeunerbube. Mir kann's recht ſeyn, denn es iſt doch allenthalb Heimath, wo guti Leut ſind, aber du biſt nit mehr gut, Hauptmann, und drum mag ich auch nit mehr ſeyn bei dir, Hauptmann, und will lieber mit mei Großmutterl fortziehn in weiti Welt, wo kein ſolch Hauptmann iſt.

Gorgon. Und du, Jude, begleite die Zigeuner!

Schmul. O wai geschrien, was soll ich doch machen mit die Zigeuner, sie geben nischt, denn sie haben nischt, und ich will doch hoben den halben Assessor, ich will doch lieber hier bleiben bei de Feuersbrunst, ich kann ihn vielleicht noch kriegen halb tandt.

Frau von Brunert. Ich kann Ihre furchtbaren Maßregeln nicht hemmen, Herr Hauptmann; aber ehe Sie den Pechkranz in dieses Haus werfen, lassen Sie mich erst durch die einzelnen Räume desselben eilen und den Namen meines unglücklichen Sohnes ausrufen; denn sollte er wirklich hier versteckt seyn, so wird die Stimme der Mutter ihn eher noch hervorrufen als die Flammen.

Zigeunerbube (zu Grethen). Grethli, wein doch nit; i hab auch kein Haus, und wenn deins ist zu Asche, so bist dann just so reich wie i, und wie's Vögli auf dem Zweig, und kannst kommen mit mir, und mit mir singen wie die Vögli, und wir werde unsre Futterkörnli schon finde.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Gefreite mit Krücken-Wiebler.

Gefreiter. Herr Hauptmann, ich habe ihm zwanzig Hiebe aufzählen lassen, aber es war vergebens, er will nichts gestehen; soll ich fortfahren lassen?

Krücken-Wiebler. Ach, Herr Hauptmann, ich bitte um Barmherzigkeit! Lassen Sie mich nicht mehr schlagen, ich sterbe sonst und weiß doch nichts zu gestehen.

Gorgon. Wir wollen schneller zum Ziele kommen; bindet den lahmen Dieb einstweilen, er soll mich in's Hauptquartier begleiten, vorerst aber will ich das Gesindel hier mir vom Halse schaffen und dann diese Diebshöhle in Brand stecken. Macht euch auf und verlaßt alle das Haus, wie ich befohlen habe, in einer halben Stunde steht es in Flammen.

Schmul. Verzeihn Se, horchen Se doch! es ist mir, als ob ich hörte blasen, wie se haben geblast bei Jericho; es kümmt doch gewiß one grauße Botschaft!

Gorgon. Wahrlich, ich höre Trompetenton! Eilt hinaus und seht, was es gibt!

(Gefreiter geht ab.)

Zigeunerbube. Wenn in Nacht und Noth Muſik vernimmſt, dann wird gut Zeit; Trompete weckt das Herz immer und macht's freudig, wenn's auch rufet zur Schlacht.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gefreite mit **dem Trompeter.**

Trompeter. Ich bringe Frieden und bin aus dem Hauptquartier geſendet, um dem Herrn Hauptmann dieſe Depeſche zu überbringen.

Gorgon (nachdem er ſie geleſen). Es iſt wirklich Friede und alle Feindſeligkeiten hören auf. Ich wünſche Ihnen Glück, gnädige Frau, Ihr Herr Sohn iſt frei; denn Ihr Fürſt hat es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er nicht länger verfolgt werde, und ich habe Befehl, ihn frei zu geben.

Frau von Brunert. Gott ſey geprieſen, der uns den Frieden ſchenkt! Wo aber iſt mein unglücklicher Sohn? — wo ſoll ich ihn wieder finden? Weiß mir auch jetzt noch niemand zu ſagen, wo er iſt?

Gorgon. Ich ſelbſt fordere euch alle auf, mir das Geheimniß ſeiner Flucht zu entdecken; ich bin jetzt nicht mehr euer Feind und wünſche der Mutter den Sohn als Freund wieder zuzuführen.

Zigeunerbube. Hör Vetter, i will di was ſagen, wenn du willt wiſſe Alles ganz genau, dann mußt frage mei Herzgroßmutterl. Nimm's hübſch bei's Patſchhanderl und führ's hier in's Kämmerlein, da wirt's di alles ſage, und du wirſt di wundre unbändig über mein geſcheidt Großmutterl.

Gorgon. Wohlan, Alte, ſo begleite mich in die Kammer und entdecke mir alles; denn ehe ich von hier ſcheide, will ich erſt wiſſen, wie ich getäuſcht worden bin! (Er geht mit der Großmutter in die Kammer ab.)

Frau von Brunert (zum Zigeunerbuben). Lieber, holder Knabe, wenn deine Großmutter die Geheimniſſe kennt und weiß, wo mein armer Sohn verborgen iſt, ſo wirſt auch du mich aus meiner Angſt befreien können. Zögere doch nicht länger, denke doch, wie es dir zu Muthe ſeyn würde, wenn man dich mit deiner Großmutter ſo verfolgte; drum laß mich nicht länger in dieſer ängſtigenden Ungewißheit.

Zigeunerbube. Mi brauchſt nit lang zu bitte, denn wie i bin verſchwiege, wie das Grab, ſo bin i auch wieder, wo's ſeyn kann, ein Schwatzerl, wie der Kuckuk. Schau, da nun dein König hat Friede macht, ſo will i dir nun niſcht mehr verſchweige und kannſt alles wiſſe.

Dein Söhnli iſt nit verborgen, 's iſt hier zur Stellen, aber du wirſt nit wolle glaube.

Frau von Brunert. Mein Sohn wäre hier zur Stelle? Er wäre unter uns und ich ſollte ihn nicht erkennen. O zeige mir ihn geſchwind, geſchwind!

Zigeunerbube. Hab nur Geduld, ich will dir's abfrage und gib hübſch Acht. Nu? — iſt das hier dein Sohnli?

Frau von Brunert. O nein, das iſt ja der Jude!

Zigeunerbube. Oder willſt dieſen etwa haben?

Frau von Brunert. Nein, doch nein, das iſt ja der Verräther, der Wiebler!

Zigeunerbube. Oder haſt Luſt auf die Weiberl?

Frau von Brunert. O warum quälſt du mich denn ſo?

Zigeunerbube. Nu, wenn du auf eins Luſt hättſt, da kömmtſt nur rein marſchire zu Hauptmann und zu mei Großmutterl, da wirſt bald ſehen, daß i klüger bin wie du.

(Er führt Frau von Brunert in die Kammer, worein der Hauptmann und die Großmutter gegangen ſind.)

Zigeunerbube. Aber weißt was, Herr Wiebler, dein Rücke wird dir ſeyn etwas wund von's Gerben, i will dir gebe ein Pflaſterl drauf. Komm her, Frau Purzel, berge mir bei Pflaſterl vom Aug, und wiſch dir ab dein kupfrig Wangen und wirf ab die Mütz und die falſchen Haar. (Indem er dieß ſpricht, nimmt er alle dieſe Gegenſtände der Marketenderin ab, welche nicht vor Wiebler hintritt und ihn mit unverſtellter Stimme fragt.) Elender Verräther, erkennſt du mich jetzt wieder?

Krücken-Wiebler. Alle Wetter! du biſt die alte Hexe, die Großmutter. Biſt du in zwiefacher Geſtalt hier?

Zigeunergroßmutter. Ja, ich bin die alte wahre Zigeunergroßmutter, bin klüger wie du und redlicher auch; laß dir den Buckel voll Prügel zur Lehre dienen.

Krücken-Wiebler. Furchtbares Weib! Ich werde Rache nehmen und dich zu ſeiner Zeit erlegen wie ein Raubthier.

Großmutter. Ich lache über deine Drohungen, denn hier iſt mein Schutz!

Zigunerbube. Und merke dir hübſch Mannderl, ſo wie i kann ſchlag mei Zitherl und wie meine Liedli dringe tief in die Seel, ſo kann i auch führe mei Stutzerl und mei Kugel trifft immer das Herz, zumal wenn's ſo ſchwarz iſt, wie dein's! Aber ſeht, nun hab ich mei Herzgroßmutterl hier wieder und nu will i das andere in der Kammer gern weggebe.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hauptmann Gorgon. Frau von Brunert und der Aſſeſſor.

Gorgon. Die Verkleidung iſt nun abgeworfen. Mutter und Sohn ſind wieder vereinigt, das Drama endigt mit einem glücklichen Ausgang. Ihr habt mich getäuſcht, ich kenne nun alles, aber bei dieſem Ausgange bin ich zufrieden damit. Doch, wo iſt die Zigeuner-Großmutter? Ich muß das ſeltene Weib kennen lernen.

Zigeunerbube. Schau, hier iſt mein gutes, weiſes, Herzesgroßmutterl, klüger wie ihr alle und beſſer obendrein, viel, viel!

Frau von Brunert. Mutter, wie ſollen wir euch danken! O kommt alle auf mein Schloß; auch der ehrliche Jude und die Wirthin mit Gretchen darf nicht fehlen; ich will euch als Freunde bewirthen und dort mit euch theilen.

Schmul. Nu, wollen wir doch gaihn! Es wird doch beſſer dort ſeyn, als hier in der Waldſchenk.

Gorgon. Aber, Weib, wie biſt du zu der Geſtalt jener Marketenderin gelangt?

Großmutter. Sie war meine gute Freundin und hat mir oft von euch erzählt. Ich fand ſie ſterbend auf dem Schlachtfelde, und empfing von ihr ihren Paß und ihre Kleider. Es wäre mir gelungen, in dieſer Verkleidung der Mutter ihren Sohn zu retten; denn nachdem du hier das Haus zu Aſche gebrannt, würdeſt du den Buben mit ſeiner verkleideten Großmutter ruhig über die Grenze geſchickt haben; ſo wäre ein theures Leben gerettet geweſen und die Mutter hätte gern die alte verbrannte Waldſchenke wieder neu aufbauen laſſen.

Zigeunerbube. Und nu fragt nit weiter, kommt alli mitſammt in die ſchöne freie Natur, da ſteht allenthalben der liebe Gott.

Im grünen Kleid im Walde,
Im blauen auf der Flut,
Im grauen in der Wolke,
Die auf den Bergen ruht.

Und ſpricht: ich ſchuf hienieden
Ein glückliches Geſchlecht.
Ich geb Euch immer Frieden,
Halt nur den Frieden recht.

Erinnerung an große unvergeßliche Männer.

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!"

Mit diesen wahren einfachen Worten unseres großen Dichters Goethe laßt mich euch, meine lieben Leser! zu einigen solcher Stätten hinführen und mit kurzen Umrissen euch von den seltenen Menschen erzählen, die sie eingeweiht und sie der Nachwelt unvergeßlich gemacht haben.

Horazens Sabinum.

Vor 1893 Jahren, mithin 65 Jahren noch vor Christi Geburt, wurde zu Venusia, einer Stadt in Apulien (jetzt Venosa im Königreiche Neapel) Quintus Horatius Flaccus geboren. Sein Vater war ein freigelassener Sklave und hatte ein kleines Grundeigenthum erworben, verließ es aber, um sich mit seinem Sohne nach Rom zu begeben und dort dessen früh sich entwickelnde seltene Geistesfähigkeiten höher auszubilden. Hier ließ er ihn in allen möglichen Künsten und Wissenschaften unterrichten, war ihm selbst ein strenger Sittenaufseher und erlaubte ihm auch späterhin nach Athen zu gehen, um dort die großen Meisterwerke der griechischen Künstler und Schriftsteller kennen zu lernen, und unter dem gebildeten Volke der Griechen selbst seine eigene Geistesbildung zu vollenden. Zu dieser Zeit

wurde Julius Cäsar in Rom ermordet und Brutus und Cassius, die beiden letzten Stützen des sinkenden römischen Freistaates, eilten nach Athen, sich hier zum Kampfe zu rüsten, und alle dort befindlichen für die Freiheit ihres Vaterlandes gleich ihnen begeisterten römischen Jünglinge in ihrem Heere aufzunehmen. Auch Horaz trat zu ihnen; und ward Anführer einer Legion (einer Truppenabtheilung von 3000 bis 6000 Mann). Aber in der Schlacht bei Philippi, einer der größten Städte Macedoniens (jetzt ist es ein unbedeutendes Dorf mit Namen Feliba), wo Brutus und Cassius nicht allein besiegt wurden, sondern auch ihren Tod fanden, mußte auch Horaz die Flucht ergreifen. Durch die Verwendung angesehener Römer erhielt er zwar späterhin wieder die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, hier aber fand er seinen Vater bereits gestorben und sein kleines väterliches Erbgut eingezogen. Ganz verarmt und auf sich selbst verwiesen, entwickelte Horaz nun seine Fähigkeiten und trat als Dichter auf. Er selbst sagt späterhin in seinen Briefen: Armuth habe ihn angetrieben, Verse zu machen. Aber auch als er nicht mehr arm war, als er die Stelle eines Quästurschreibers erhielt, die ihn mäßig nährte, widmete er dennoch alle ihm übrigbleibende Zeit der Dichtkunst und Philosophie. Zuerst erschienen seine Satiren, dann mehrere seiner Oden u. s. w. Die bedeutendsten Männer wurden aufmerksam auf den jungen geistreichen Dichter, selbst Virgil und Varius, die größten Dichter jener Zeit, schenkten ihm ihre Freundschaft, und führten ihn sogar in das Haus des Mäcenas ein, welcher der vertrauteste Freund des neuen Kaisers Augustus war, und von dem wir in der Folge ein mehreres hören werden. Mäcenas nahm ihn bald in den engen Kreis seiner Freunde auf, wo Horaz immer neue Gelegenheit fand, seinen Dichtergeist und seine Liebenswürdigkeit zu entfalten. Durch diesen mächtigen Freund hätte er wohl ein glänzenderes Glück machen können, allein in seinem Herzen lebte die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik seines Vaterlandes noch fort, er konnte die Freunde nicht vergessen, die im Kampfe gegen die Unterdrücker der bürgerlichen Freiheit an seiner Seite gefallen waren, und er vermochte daher nicht die Gnade des neuen Kaisers zu suchen. Ja als Augustus selbst den ausgezeichneten Mann durch Mäcenas auffordern ließ, in seine Dienste zu treten, lehnte er es ab, und konnte sogar nur durch wiederholtes Dringen dazu bewogen werden, endlich ein Gedicht an den Augustus zu machen. So suchte er sich frei und unabhängig zu erhalten, er zog sich nach und nach immer mehr von dem geschäftigen Leben und Treiben aus Rom zurück, und suchte am liebsten die süße Einsamkeit in seinem Sabinum auf. Mäcenas hatte ihm nämlich ein kleines Landgut im Sabinerlande

geſchenkt, deſſen Horaz in ſeinen Gedichten als ſeines liebſten Zufluchtsortes erwähnt, und es ſein Sabinum nennt. Hier ſtarb er, 57 Jahre alt. Der Dichter und was er geſungen hat, iſt unſterblich geblieben, aber ſeine kleine ihm ſo theure Freiſtatt iſt unter der alles zerſtörenden Zeit von der Erde verſchwunden. Die Alterthumsforſcher haben ſich ſogar lange vergeblich bemüht, nur die Stelle, auf der jenes Sabinum geſtanden, mit Beſtimmtheit anzugeben, bis endlich im Jahre 1757 eine Inſchrift aufgefunden wurde, durch welche die Lage deſſelben außer Zweifel geſetzt iſt. Der Berg Lucretilis, der nach Horazens Verſicherung ſeine Ziegen vor Sonnengluth und Regenwinden ſchützte, iſt ohne Zweifel der jetzige hohe Genaro, der noch das Thal von Uſtika von Mittag und Abend her beſchirmt, und an ſeinen Abhängen noch wie zu Horazens Zeiten von Thimian und Quendel duftet. Am Fuße dieſes Berges ſprudelt noch die kryſtallhelle Quelle, welche Horaz Bandusia nannte; durch das Thal von Uſtica ſchlängelt ſich noch der Bach Digentia, jetzt Licenza genannt. Auch der halb verfallene kleine Tempel der alten Göttin Vacuna, von wo aus Horaz ins Gras geſtreckt ſeinem Freunde Fuscus Ariſtius einen innigen Brief ſchrieb, läßt ſich durch eine bei Rocca Giovane aufgefundene Inſchrift jetzt wieder beſtimmen. Nur des Dichters Meierhof ſelbſt, der nahe bei jener Quelle gelegen haben muß, iſt ſpurlos verſchwunden. Mehrere Reiſende, die mit Begeiſterung für den großen Dichter dieſen durch ihn geweihten Boden betraten, haben die Steine eines netzförmigen Mauerwerkes und die Spuren eines künſtlich zuſammengefügten Fußbodens für die Trümmer jenes einfachen unvergeßlichen Landgutes halten wollen.

Viele von euch, meine lieben Leſer! werden ſpäterhin die unſterblichen Geſänge des Dichters, der vor nunmehr faſt 1900 Jahren in dieſem Thale lebte und ſang, in ſeiner Mutterſprache leſen. Ihr werdet dann, je mehr ihr in ſeinen Geiſt eindringt, um ſo öfter euch an die geheiligte Stätte verſetzen. Für euch andern aber, die ihr den Dichter nicht ſelbſt leſen werdet, will ich einige treffliche Oden aus einer ſehr gelungenen Ueberſetzung von Ernſt Günther hier mittheilen, woraus ihr Horazens Geiſt und Geſinnung wohl erkennen werdet. Die darin vorkommenden fremden Worte und Anſpielungen, die ihr nicht verſteht, mögt ihr euch von eurem Vater oder Lehrer erklären laſſen.

Die elfte Ode des erſten Buches.

Die wahre Lebensweisheit, ſagt hier der Dichter, beſteht im zweckmäßigen frohen Genuß der Gegenwart; niemand ſoll ſeine Zukunft erforſchen wollen.

An Leukonoë.

Ein Frevel iſt's, Leukonoë, zu fragen:
Wann mir, wann dir ein Gott das Ziel beſchieden;
Drum forſche nimmer, was die Sterne ſagen;
Mit ſeinem Looſe ſey der Menſch zufrieden!
Mag dieß der letzte ſeyn von unſern Tagen,
Mag Jahre lang das Auge noch hienieden
Des Meeres Wogen ſehn an's Ufer ſchlagen,
Und an dem Fels in dumpfer Brandung ſieden:

Sey weiſe! Nütze du die flücht'gen Stunden,
Den Wein zu mildern; nicht auf ferne Jahre
Erſtrecke deine Pläne, deine Sorgen!
Indem wir ſprechen iſt die Zeit entſchwunden;
Leukonoë, den Augenblick bewahre,
Und nichts erwarte von dem nächſten Morgen!

Die achtzehnte Ode des zweiten Buches.

Horaz preiſt ſich hier, trotz ſeiner Dürftigkeit, glücklicher als die Vornehmen und Reichen, die auf Koſten anderer ihr Glück erkaufen, ohne zu erwägen, daß ſie mit allen ihren zuſammengeſcharrten Reichthümern doch eine Beute des Todes ſind.

Habſucht und Genügſamkeit.

Weder Gold noch Elfenbein
Meiner Zimmer Decken ſchmücken.
Balken von Hymettus drücken
Nicht Numidiens Marmorſtein!

Ich erſchleiche mir kein Land,
Das ein Attalus vererbte,
Mit Lakoniens Purpur färbte
Keine Freundin mein Gewand.

Doch ein ſeelenvolles Lied
Strömt aus unverſiegter Quelle,
Das zu meiner niedern Schwelle
Oft erhabne Gönner zieht.

Weiter fleh' ich nichts von euch,
Götter! will nicht reichre Spenden
Aus des mächt'gen Freundes Händen,
Mein Sabinum macht mich reich.

Schnell verrinnet Tag auf Tag;
Monden flieht auf raſchen Schwingen,
Und du willſt am Sarkophag
Stolzer Schlöſſer Bau verdingen? —

Führſt, nicht denkend an das Grab,
Häuſer auf an Bajä's Strande?
Dämmſt des Meeres Fluthen ab,
Unbegnügt mit feſtem Lande?

Selbſt den Grenzſtein auf dem Raine
Rückt die Habſucht noch hinaus,
Schont nicht des Klienten Haus,
Nicht der nachbarlichen Zäune.

Von der väterlichen Flur
Wird der Arme nun vertrieben,
Rettet nackte Kinder nur,
Weib und Laren, die ihm blieben!

Doch dem Reichen iſt kein Loos
Sichrer, als des Orkus Hallen;
O, halt ein! es öffnet allen
Sich der Erde Mutterſchoos.

Bettlern wie dem Fürſtenſohn!
Mit Prometheus umzukehren
Ließ ſich durch verheißnen Lohn
Pluto's Diener nicht bethören.

Tantalus, die Pelopiden
Sind in ſeiner Macht, er hört
Und befreit den Lebensmüden,
Hier erwünſcht — dort unbegehrt.

Die zwanzigſte Ode des zweiten Buches.

Horaz vertraut hier ſeinem Freunde die Ahnung: es werde ſein Geſang unſterblich ſeyn!

An Mäcenas.

Ein Sänger ſchwing' ich mich zu reinem Himmel
Im neuen, unentweihten Flügelkleid,
Ich ſcheide von dem irdiſchen Getümmel,
Erhaben über Haß und Neid.

Nicht edlem Blut verdank' ich mein Entſtehen,
Doch nimmer werd' ich, den du „Freund" genannt,
O mein Mäcenas! ſpurlos untergehen,
Ich ſchaue nicht der Leihe Strand.

Sieh! ſchon beginnt der Schwan ſich zu befiedern,
Und glänzend weiß aus Arm und Nacken ſtrebt
Der leichtbeſchwingte Fittig, langſam hebt
Sich rauhe Haut an meinen Gliedern.

Es wird mich Kolchis, Dacien mich ſchaun,
Das vor der Marſer Schaar noch bebt, die fernen
Gelonen werden, wie des Ebro Aun,
Der Rhone Trinker wird mich lernen!

Verſtumme dann unwürd'ge Todtenklage,
Er iſt nicht todt, dem eure Thräne fließt;
Es iſt umſonſt, daß ihr in Sarkophage
Die Hülle des Geſchiednen ſchließt!

Die Villa des Mäcenas.

Der vertraute Freund und mächtige Gönner unseres Horaz, Cajus Cilnius Mäcenas, leitete seine Abkunft von den alten etruscischen Königen her. Er bekleidete zwar niemals ein öffentliches Amt, hatte jedoch einen bedeutenden Einfluß, und ist durch seine Freundschaft mit dem Kaiser Augustus sowohl, als durch den Schutz und die Begünstigung, die er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, berühmt geworden, so daß man noch jetzt einen bedeutenden Mann, der Künste und Wissenschaften liebt, und die Meister darin begünstigt, einen Mäcen zu nennen pflegt. — Ohne eben ein ausgezeichneter Staatsmann oder tiefer Gelehrter zu seyn, besaß Mäcenas doch höchst liebenswürdige Eigenschaften, die ihn nicht allein dem Augustus unentbehrlich machten, sondern auch die ausgezeichnetsten Männer in seine Nähe zogen. Der Kaiser fand an seinem Freunde alles was er gerade brauchte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch wohl manche kleine Schwäche, womit er den Freund scherzend aufziehen konnte. Dafür durfte aber Mäcenas sich auch manches ernste Wort gegen ihn erlauben, wie er denn einst, als Augustus, noch während seines Triumvirates, zu Gerichte saß und mehrere Todesurtheile aussprach, ihm die Worte auf seiner Schreibtafel hinreichte: »**Surge tandem carnifex**!« (Stehe endlich auf, Henker!) — Mäcenas war es auch, der den Augustus bestimmte, die Kaisergewalt nicht wieder aus seinen Händen zu geben, sondern sich auf den Kaiserthron zu schwingen. — „Ich fürchte," sagte er zu ihm, „du werdest der letzte Römer werden, wenn du aufhörst der erste zu seyn!"

Aber er rieth auch immer wieder zur Milde und wirkte vielen Verurtheilten beim Kaiser Gnade aus. Durch ihn wurde dem Virgil in den Bürgerkriegen das Erbe seiner Väter erhalten, durch ihn dem Horaz nach der Schlacht bei Philippi Verzeihung ausgewirkt. Er suchte den Umgang ausgezeichneter Männer aller Art, begünstigte sie, zog sie an seine Tafel, und empfahl sie dem Wohlwollen des Kaisers. So schenkte er auch dem Horaz, den er besonders werth hielt, jenes kleine sabinische Landgut. Er selbst besaß eine prachtvolle mit den schönsten Gärten umgebene Villa zu Tiwoli, wohin er sich oft aus dem Geräusch der großen Welt zurückzog, und wo er auch bald nach Horaz sein Leben endigte.

Noch heute drängen sich dort die Wasserfälle aus den Lorbeeren und Myrthen hervor und rauschen in das Thal hinab. Der stärkste Wasserstrahl strömt aus Mäcenas Lusthaus selbst hervor, und ist wohl derselbe,

welcher damals den oft schaflosen Staatsmann durch sein sanftes Plätschern einwiegte, oder beim fröhlichen Mahle, an welchem auch Virgil und Horaz Theil nahmen, in die geistreiche Unterhaltung der Freunde seine flüsternde Stimme mischte.

Viele haben seitdem in diesen Hallen gelebt. Nach dem Tode des Mäcenas erbte sie sein Freund Augustus; späterhin wurden sie von Ignatius Loyola, dem Stifter des Ordens der Jesuiten mit mehreren seiner Ordensbrüder bewohnt; noch später gehörten sie den Nonnen von St. Michele in Castelvecchio, und jetzt sind sie im Besitze des Herzogs von Canino Lucians Bonaparte, der die alten darin befindlichen Ueberreste sorgsam zu erhalten sucht; aber ihren alten berühmten Namen hat ihnen weder die Zeit, noch ein späterer Besitzer nehmen können, sie heißen immer noch: die Villa des Mäcenas.

Wir wollen nun aber aus der alten Zeit und von den Trümmern, die einst die Heimath großer Menschen waren, in unsere Zeit zurücktreten, denn auch hier finden wir manche Stätte, die ein unsterblicher Name geweiht hat.

Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden.

Laßt uns zuerst zu Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden wandern. Ist euch, meine lieben Leser, der Name Theodor Körner nicht schon bekannt? — Habt ihr nicht alle schon von dem Jüngling gehört, der in dem letzten Kriege gegen Frankreich sich muthig in die Reihen preußischer Freiwilliger stellte, und mit wahrhaft begeisterten Gesängen sein Volk zu Kampf und Sieg entflammte?

Hier in Loschwitz, in dem am Fuße eines Weinberges liegenden Hause seines Vaters, hat er die schönsten Tage seiner Kindheit verlebt. Theodor Körner war am 23. September 1791 zu Dresden geboren, wo sein Vater, der jetzt verstorbene königl. preußische Staatsrath Körner, damals als Appellationsrath angestellt war. Er genoß in dem elterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung und sah dort viele der ersten lebenden Dichter, welche dem Vater befreundet waren. Er ging dann auf die Bergakademie zu Freiberg und späterhin auf die Universität zu Leipzig. Schon hier entwickelte sich sein ungemeines poetisches Talent, und es erschienen hier seine ersten Gedichte unter dem Titel: „Knospen“ im Druck.

Aber das leichte Gelingen anmuthiger Verse, das zu früh geerntete Lob zog ihn von tieferem gründlichen Eindringen in die ernstern Wissenschaften ab, er gab sich nur seiner Lieblingsneigung zur Dichtkunst hin, verließ die Universität und wurde, nachdem ihm einige dramatische Dichtungen gelungen waren, als Theaterdichter in Wien angestellt. Ob er nun hier seinen früh erlangten Ruf als Dichter sich auch ferner erhalten haben würde, scheint zweifelhaft, das Schicksal rief ihn jedoch selbst von hier ab. Der französische Krieg war ausgebrochen, es erscholl der Aufruf an Preußens Söhne: für die Freiheit des Vaterlandes in den Kampf zu gehen. Auch Körner folgte ihm, denn ob er gleich kein Preuße war, so hielt er diesen Kampf doch für eine Sache des ganzen deutschen Volkes; er verließ seine Freunde, seine glücklichen Verhältnisse, und stellte sich als Freiwilliger unter Lützows tapfere Schaar. Hier nun sang er seine schönsten Lieder, sie gingen von Munde zu Munde, und wie sie den Muth der Brüder und Kampfgenossen entflammten, so flog der begeisterte Dichter ihnen allenthalben selbst mit dem Schwerte kühn voran. Aber schon am 26. August 1813, bei einem Gefechte gegen die Franzosen unter Davoust, auf der Straße von Schwerin nach Gadebusch, traf ihn eine feindliche Kugel und endigte sein schönes kräftiges Leben. Bei dem Dorfe Wöbbelin haben ihn seine Kameraden unter einer alten Eiche begraben; ein einfaches eisernes Denkmal bezeichnet die Stätte. Zwei Jahre später starb seine einzige Schwester, sie ruht jetzt hier an seiner Seite. Seine trefflichen Kriegslieder sind unter dem Titel: „Leyer und Schwert" herausgegeben worden.

Der Weinberg in Loschwitz und das Haus am Fuße desselben waren der Tummelplatz von Theodor Körners glücklicher Kindheit; hier erwachten zuerst bei dem Anschauen der erhabenen reizenden Natur seine Anlagen, hier erhob er zuerst seine begeisterten Blicke nach oben, denn auf der Spitze des Berges schwang ein mächtiger Adler seine Flügel und zeigte ihm den Aufflug zur Sonne. Ein kleiner Pavillon, der auf der Spitze des Weinberges steht, war nämlich eine Zeitlang Schillers Sommeraufenthalt. Er war ein Freund des alten Körner, besuchte diesen in Dresden, und vollendete in jenem kleinen Häuschen die letzten Akte seines Don Carlos, führte dieses Trauerspiel auch in der Familie seines Freundes Körner zuerst auf. Von dieser Zeit, wo Schiller hier lebte und dichtete, wird noch Manches erzählt, selbst der Aufmerksamkeit der gemeineren Volksklasse ist sie nicht entgangen. So fragte einst ein Fremder den Schiffer, der ihn die Elbe hinabfuhr, und ihm Körners Weinberg zeigte: ob er wohl den Dichter Schiller gekannt habe, der dort oben in dem Pavillon gewohnt, und einige seiner schönsten Sachen geschrieben haben

selle? — „Ich besinne mich wohl," sagte der Schiffer, „es wohnte dort einmal ein Schreiber; am Tage verschloß er die Läden, rannte durch die Felder, und wollte oft, wenn es recht stürmte und wetterte, in der Gondel auf dem Elbstrome fahren. Des Nachts aber lief er bei offenen Fenstern in der Stube umher und schrie oft gewaltig. Genug — —" er deutete hierbei auf die Stirn — — „Sie verstehen mich schon!"

Von unserem Schiller selbst will ich euch hier nur den Geburts- und den Todestag nennen. Er ward am 10. November 1759 zu Marbach, im Würtembergischen, geboren, und starb am 9. Mai 1805 zu Weimar. Vor euch liegen seine Schriften, wie ein weites blühendes herrliches Land, in welchem ihr reisen sollt; wenn ihr sie gelesen und verstanden haben werdet, wird das tiefe Gemüth, der helle, reine Genius des Dichters wie eine himmlische Erscheinung vor euch stehen. Als er gestorben war, sagte sein Freund Goethe von ihm: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen empor gestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt auch Achilles als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er früh hinweggeschieden, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fort zu setzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben!"

Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz.

Wir wollen uns aber an Schillers Seite noch einmal auf die Spitze von Körners Weinberg stellen, und mit ihm und dem kleinen Theodor Körner, der als ein zehnjähriger Knabe hier oft an der Hand des großen freundlichen Mannes stand, in die reizende Gegend über die Elbe hinweg und nach dem Dörfchen Blasewitz hinabschauen, wohin Schiller so gern

überſehen mochte, denn dieſes Dörfchen iſt auch als der Geburtsort eines unſerer größten deutſchen Muſiker noch ganz beſonders merkwürdig. Hier wurde im Jahre 1741 Johann Amadeus Naumann geboren. Obgleich ſeine Eltern ſehr arme Leute waren und auch ihn zur Handarbeit anhielten, ſo wurden hierdurch doch nicht ſeine großen Anlagen zur Muſik unterdrückt. Der Knabe wußte den Vater zu bewegen, daß er ihn, ſtatt in die Schule ſeines Dorfes, in eine beſſere Schule nach Dresden gehen ließ, wohin er täglich zu Fuße ging und nebenbei auch jede Muſik zu hören ſuchte. Endlich gab der Vater ſeinen Bitten nach, und entſchloß ſich zu der für ihn bedeutenden Ausgabe, ihm ein altes Klavier zu kaufen. Der Knabe brachte nun alle ſeine Freiſtunden, ja halbe Nächte vor dem Inſtrumente zu, und ward hier ſein eigner Lehrmeiſter. Endlich trat zufällig eines Tages ein geſchickter Muſikus aus der königlich ſchwediſchen Kapelle zu Stockholm, der ſich eben in Dresden aufhielt, in die Wohnung des alten Naumann, ließ ſich hier auf dem elenden Klaviere etwas vorſpielen, und erſtaunte über die ungemeine Fertigkeit und den ſchönen Ausdruck im Spiele dieſes dreizehnjährigen Bauernknaben. Er erbot ſich auf der Stelle, ihn mit nach Italien zu nehmen, und reiſte auch wirklich bald darauf mit ihm ab. Das Verhältniß, in welches Naumann zu ſeinem neuen Herrn trat, war aber ein ſehr drückendes; er wurde völlig nur als ein Bedienter betrachtet, mußte ihm die niedrigſten Dienſte leiſten, und behielt faſt gar keine Zeit zur Muſik übrig. Die Reiſe nach Italien unterblieb zwar nicht, allein Naumann mußte ſeinem Herrn, der mit der Poſt reiſte, zu Fuße dorthin folgen, und während dieſer in Padua den Unterricht des berühmten Tartini benutzte, ſich ſeinen Unterhalt mit Notenſchreiben verdienen. Als er eines Tages das Inſtrument ſeines Herrn zu Tartini trug, bat er dieſen großen Virtuoſen, an der Thüre des Zimmers der Lehrſtunde zuhören zu dürfen. Der freundliche Meiſter nahm ihn aber ſogleich unter ſeine Schüler auf, brachte ihn in eine freiere Lage und legte den erſten Grund zu ſeiner Bildung. Naumann zog bald die Aufmerkſamkeit der größten Meiſter auf ſich, die berühmten Komponiſten Peter Martini und Haſſe wurden ſeine Freunde, und als er nach einem Aufenthalt von acht Jahren ſeine Eltern in Baſewitz beſuchte, und ſeinem Landesherrn mehrere von ſeinen Kompoſitionen überreichte, wurde er mit einem Gehalte von 220 Thlr. als kurfürſtlicher Kirchenkomponiſt angeſtellt, reiſte mit Bewilligung ſeines Fürſten dann noch zweimal nach Italien, und gelangte endlich zur Stelle eines Kapellmeiſters in Dresden mit 2880 Thlr. Gehalt. Er hatte mehrere berühmte Opern, beſonders aber vortreffliche Kirchenmuſiken komponirt; zu den letztern gehört auch das

Vaterunſer, nach dem Texte von Klopſtock. Viele tüchtige Schüler hat er gebildet, unter dieſen auch den ebenfalls ſchon verewigten Kapellmeiſter Himmel, und die noch jetzt in Berlin lebende berühmte Sängerin Demoiſelle Schmalz. Er ſelbſt ſtarb am 23. Oktober 1801.

Noch ſteht das Häuschen in Blaſewitz, worin Naumann geboren wurde, und wo er ſeine erſte Jugend in großer Dürftigkeit verlebte, es iſt mit Nro. 33 bezeichnet, und wurde vor Kurzem für 700 Thlr. feilgeboten. Er ſelbſt baute ſich ſpäterhin am Eingange des Dorfes einen Landſitz, der jetzt dem Baron v. Frieſen gehört. Auf dem Eliaskirchhofe zu Dresden, neben welchem der Weg nach Blaſewitz vorbei geht, iſt Naumann begraben; auf ſeinem Grabmale lieſt man folgende Inſchrift:

Grabſtätte Naumanns,

Churfürſtlichen Sächſiſchen Kapellmeiſters.

Geboren am 17. April 1741.
Geſtorben am 23. Oktober 1801.

Nur auf des Meiſters Gebot entſteht im Reich der Töne,
Was den Denker erfreut, wie es den Hörer entzückt.
Aber dieß gnügte Dir nicht, an deſſen Grabe wir trauern;
Hoch über irdiſchen Dienſt hobſt Du den Zauber der Kunſt.
Seele ſprach zu Seele, die Schranken der Endlichkeit ſchwanden,
Und in der Seligen Reihn lohnt Dir die Palme dafür.

Wenn ihr nun, meine lieben Leſer! einſt die Elbe hinabſchifft, und der Nachen euch an Körners Weinberg und dem Dörfchen Blaſewitz vorbeiträgt, dann gedenkt der großen Männer, die hier lebten, ſangen, dichteten, und neigt euch ſtill vor den heiligen Stätten.

Die Villa des Cicero.

Die Geſchichte wird euch gewiß ſchon den Namen des Marcus Tullius Cicero genannt haben, der als Staatsmann und beſonders als Redner einer der ausgezeichnetſten Männer des alten Rom war und der 106 Jahre vor Chriſtus geboren wurde. Viele von euch kennen unſtreitig auch ſchon die Schriften, welche wir von ihm noch beſitzen und die in der Art des Ausdruckes ſowohl, als auch in ihrem innern Gehalte immer als Muſter

gelten werden. In der Gegend bei Arpinum aber stand jenes bekannte Landhaus, dem Cicero in Hinsicht auf seine reizende Lage den Vorzug vor allen seinen übrigen Besitzungen gab. In seinem Werke von den Gesetzen spricht er sich selbst darüber aus und sagt dort an einer Stelle, daß er nicht satt werden könne, das herrliche Arpinum zu betrachten. Uebrigens war dieses Landhaus sein väterliches Erbe und sein Geburtsort; deßhalb ist es der Nachwelt auch besonders wichtig geblieben, und man hat in neuerer Zeit alle Mühe angewendet, die Stätte wieder aufzufinden, auf der jene längst verfallene und von der Erde verschwundene Villa stand.

Man glaubt diese Stelle zwischen den Städten Sora und Arpino am Ufer des Flusses Garigliano, dort, wo er den Fluß Fibreus aufnimmt, angeben zu können. Mehrere Trümmer, die man in der Nähe eines jetzt daselbst erbauten Klosters gefunden hat, hält man mit Bestimmtheit für die Ueberreste jener merkwürdigen Villa, und viele Reisende besuchen diesen Ort, um hier das Andenken jenes unsterblichen Mannes zu feiern, und hier, wie er es einst that, auch die Natur zu bewundern, die trotz der vielen Jahrhunderte, welche dazwischen liegen, immer noch in gleicher Schönheit ihre Landschaft vor ihnen ausbreitet.

Albrecht Dürers Grab

auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg.

Von den wenigen Ueberresten der zerfallenen Villa eines merkwürdigen Römers, führe ich euch, meine lieben Leser, zu dem kleinen Hause des größten deutschen Künstlers älterer Zeit, zu dem Grabe Albrecht Dürers.

Er war eines Goldschmieds Sohn in Nürnberg und wurde daselbst am 20. Mai 1471 geboren. Sein früh sich entwickelndes außerordentliches Talent für die Zeichenkunst und Malerei bewog den Vater, der ihn bisher in seiner Profession selbst unterrichtet hatte, ihn zu dem damals besten Maler in Nürnberg, zu Michael Wohlgemuth, in die Lehre zu geben, wo er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden üben sollte. Nachdem er hier drei Jahre ausgehalten, und während dieser Zeit gar viel von den übrigen Gesellen seines Meisters erduldet hatte, unternahm er eine Reise durch Deutschland und die Niederlande, bis Venedig; wo er sich längere Zeit aufhielt und bedeutende Fortschritte in seiner Kunst

machte. Nach einer vierjährigen Abwesenheit rief ihn sein Vater zurück und verheirathete ihn mit Agnes, der Tochter des Mechanikers Hans Frey zu Nürnberg. Diese Heirath aber, die er nur aus Liebe und Gehorsam zu seinem Vater schloß, begründete das Unglück seines Lebens; denn Agnes war ein zwar schönes, aber böses, mißtrauisches, habsüchtiges Weib, das den Werth ihres Gatten als Mensch, wie als Künstler, nicht faßte, sondern ihn nur immerfort zur Arbeit antrieb, um durch ihn Geld zu erwerben, und das, je nachgiebiger und milder er selbst war, ihn nur um desto strenger und schonungsloser beherrschte. Er unternahm späterhin noch einmal eine Reise nach Italien und den Niederlanden, vervollkommnete sich hier noch mehr durch das Anschauen fremder Kunstwerke, und die nähere Bekanntschaft gleichzeitiger großer Meister, wie z. B. Raphael Sanzio und Lucas von Leyden, mit denen er innige Freundschaft schloß; und erlangte endlich weit und breit einen solchen Ruhm, daß nicht allein alle Gelehrte und Künstler ihn ehrten und liebten, sondern daß auch der deutsche Kaiser Maximilian I. ihn zu seinem Hofmaler ernannte und Kaiser Karl V. ihm außerdem noch ein adeliges Wappen verlieh. Kaiser Maximilian erließ seinetwegen sogar folgendes denkwürdige Schreiben an die Stadt Nürnberg:

„Maximilian von Gottes Gnaden, Erwählter Römischer Kaiser!"

„Ehrsame, Liebe, Getreue! nachdem unser und des Reiches getreuer Albrecht Dürer in den Zeichnungen, die er uns zu unserem Vorhaben gemacht, guten Fleiß bewiesen, und sich dabei erboten hat, auch ferner allewege also zu thun, worüber wir ein besonderes Wohlgefallen haben; auch weil derselbe Dürer, wie wir allerwärts vernommen, in der Kunst der Malerei vor allen übrigen Meistern berühmt wird; — so sind wir dadurch bewegt worden, ihn mit unserer Gnade ganz besonders zu fördern, und wir begehren demnach von Euch mit ernstlichem Willen, Ihr wollet uns zu Ehren den gedachten Dürer bei Euch von allen gemeinen Stadtanlagen, als Angeld, Steuern u. s. w. befreien, in Hinsicht auf unsere Gnade und auf seine berühmte Kunst, die er bei Euch billig genießen soll. Und ihr werdet uns solche Forderung in keinem Wege abschlagen, wie sich denn solches auch uns zu Gefallen und zur Förderung einer solchen Kunst wohl geziemt. Daran thut Ihr unsere Meinung u. s. w."

Außerdem, was Albrecht Dürer in seiner Kunst als Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Holzschneider bedeutendes leistete, schrieb er auch noch mehrere sehr achtbare Werke über die Geometrie, die Perspektive, die Fortifikation und über die Proportion des menschlichen Körpers.

Was er seinen Zeitgenossen galt, besagt folgendes Urtheil, welches einer derselben gleich nach seinem Tode über ihn ausgesprochen; es heißt darin: „Dieser Albrecht Dürer hatte solche vielfältige Gaben, daß er von der Geometrie, der Perspektive, der Fortifikation und Symmetrie wunderliche Dinge durch den Druck an den Tag bringen konnte! Es war also dieser Künstler ein freier Erfinder, guter Zeichner auf Holz und Papier; ein tüchtiger Maler von Oelfarben, Wasserfarben, Miniatur und Gummifarben, auf Holz, Tuch, Gemäuer, Papier, Pergament und dgl.; ein guter Boussirer, Bildhauer, von Holz und Stein, klein und groß, ganz und halb, rund und wie man es nur immer erdenken und begehren möchte. In Summa in allen der Malerei angehörigen Stücken und Theilen war er ein solcher vortrefflicher Mann, dergleichen man nicht weiß, daß einer vor ihm sollte gelebt haben, und ist auch bis daher kein solcher erfunden worden. Aber die vornehmste Ursache, warum Albrecht Dürer vor andern so hoch hervorgezogen und gelobt wird, ist, daß wohl welche gefunden werden, die dem Dürer in einem Dinge gleich seyn möchten, es hat aber keiner von ihnen alle die mannigfaltigen Dürers Gaben!"

Dürer starb am 6. April 1528 im siebenundfünfzigsten Lebensjahre, von allen seinen Zeitgenossen innig betrauert, zumal es kein Geheimniß geblieben war, daß der tiefste Herzenskummer, den ihm sein Weib verursachte, seinen frühen Tod herbeigeführt hatte.

Sein treuester Freund, der berühmte Nürnbergische Rathsherr Wilibald Pirkheimer, schrieb folgendes über seinen Tod an Johann Tscherte in Wien, Baumeister Kaiser Karls V.

„Ich habe wahrlich an Albrechten der besten Freunde einen, den ich auf Erdreich gehabt, verloren, und dauert mich nichts höher, als daß er so eines hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich, nach Verhängniß Gottes, niemandem als seiner Hausfrau zusagen kann, die ihm sein Herz eingenagen und dermaßen gepeinigt hat, daß er sich schneller von hinnen gemacht, denn er war ausgedorrt wie Stroh und durfte keinen guten Menschen mehr suchen, oder zu den Leuten gehen. Also hatte das böse Weib seine Sorge, das ihr doch wahrlich nicht Noth gethan! Zu dem hat sie ihm Tag und Nacht angelegen und zu der Arbeit härtiglich gedrungen, bloß darum, daß er Geld verdiente und ihr das ließe, so er stürbe, denn sie allerweg verderben hat wollen, wie sie es denn noch thut, unangesehen, daß ihr Albrecht bis in die 6000 Gulden Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein seines Todes Ursach. Ich habe sie selbst oft für ihr argwöhnisch sträflich Wesen gebeten und sie gewarnt, auch ihr vorgesagt, was das Ende hiervon

ſeyn würde, aber damit habe ich nichts anderes als Undank erlangt, denn wer dieſem Mann wohl gewollt und um ihn geweſen, dem iſt ſie feind worden, daß ſie wahrlich den Albrecht mit dem höchſten bekümmert und ihn unter die Erde gebracht hat."

Wie fleißig Albrecht Dürer geweſen iſt, beweiſt die Summe ſeiner Arbeiten. Man behauptet er habe verfertigt: 104 Kupferſtiche, 367 Holzſchnitte und 1254 Gemälde verſchiedener Art.

Auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg liegt er in einer Familiengruft begraben. Auf dem obern Theile des Grabſteines lieſt man folgende einfache Grabſchrift, die ihm Willibald Pirkheimer ſetzen ließ:

MEMORIAE ALBERTI DURERI
QUICQUID ALBERTI DURERI MORTALE
FUIT, SUB HOC CONDITUR TUMULO
EMIGRAVIT. VIII. IDUS. APRILIS
M. D. XXVIII.

Dem berühmten Sandrart, dem Stifter der Maler-Akademie in Nürnberg, der 1688 daſelbſt ſtarb, genügte dieſe einfache Inſchrift aber nicht, und er fügte auf einer Broncetafel noch folgende zwei andere hinzu:

I.

VIXIT GERMANIAE SUAE DECUS
ALBERTUS DURERUS.
ARTIUM LUMEN, SOL ARTIFICUM,
URBIS PATRIAE NOR. ORNAMENTUM,
PICTOR, CHALCOGRAPHUS, SCULPTOR,
SINE EXEMPLO, QUI, OMNISCIVSA
DIGNUS INVENTUS EXTERIS,
QUEM IMITANDUM CENSERENT,
MAGNES MAGNATUM, COS INGENIORUM
POST SESQUI SECULI REQUIEM
QUIA PAREM NON HABUIT,
SOLUS HEIC CUBARE JUBETUR.
TU FLORES SPARGE VIATOR.
A. R. S. MDCLXXXI.
OPT. MER. F. CUR:
J. DE. S.

II.

Hier ruhe
Künſtler Fürſt!
Du mehr als großer Mann!
In Viel-Kunſt hat es Dir
Noch keiner gleich gethan!
Die Erd war ausgewählt,
Der Himmel dich jetzt hat;
Du wohneſt heilig nun
Dort an der Gottes-Stadt.
Die
Bau-, Bild-, Maler-Kunſt,
Die nennen dich Patron,
Und ſetzen dir nun auf
im Tod
die
Lorbeer-Kron!

Alljährlich wurde bisher an Dürers Todestage der Grabſtein von den jungen Künſtlern ſeiner Vaterſtadt bekränzt, und zweimal ſchon iſt ſeine hundertjährige Todtenfeier begangen worden. Am 6. April 1828, an welchem Tage der große Meiſter nunmehr vor 300 Jahren geſtorben, iſt dieſe Todtenfeier aber auf eine beſonders würdige Weiſe begangen worden, wozu der jetzt regierende König Ludwig von Bayern durch das nachſtehende Schreiben die Hauptveranlaſſung gegeben hat.

Mein lieber Herr Generalkreiscommiſſar!

„Löblich iſt der an Deutſchlands Künſtler ergangene Aufruf, dem Albrecht Dürer durch Anlegung eines Stammbuches Achtung zu bezeugen: es ſoll nicht unterbleiben; aber hinlänglich deucht es mir nicht, dieſes Mannes Andenken würdig zu ehren; nur durch ſein Standbild aus Erz kann dieß geſchehen. In Nürnberg, wo er geboren, gelebt, geſtorben, fände es ſeine geeignetſte Stelle. Wie in ſo vielem Trefflichen, gehe dieſe Stadt auch hierin mit nachahmungswerthem Beiſpiele vor, indem ſie ihm ein Denkmal errichte, ein öffentliches, was in unſerem deutſchen Vaterlande noch keinem Künſtler widerfahren. Aber Nürnberg nicht allein, ganz Deutſchland werde zum Beitrage eingeladen; iſt er ja doch deſſen größter Künſtler; und der größte jetzige Bildhauer, Rauch aus Berlin, würde es zu München verfertigen, wo die einzige große Erzgießerei in

Süddeutschland besteht, und wo derselbe sich gerade zu jener Zeit aufhalten wird. Findet dieser Vorschlag in allen seinen Theilen Annahme, so bin ich bereit, die Unterzeichnung mit namhafter Zusage zu eröffnen. Schön wäre es, wenn an dem dreihundertsten Jahrstage von Albrecht Dürers Tod des Denkmales Grundstein gelegt würde. Es werde aber auch ununterbrochen an demselben gearbeitet. Konnte die kleine Stadt Rostock ihrem Mitbürger, dem Fürsten Blücher, aus eigenen Mitteln vor wenig Jahren ein ehernes Standbild errichten, so wird das große Nürnberg doch wohl das Nämliche vermögen und noch dazu mit Beihülfe; es kann es, und an dem Willen zweifeln, hieße sich eines Unrechtes gegen seine Bewohner schuldig machen. Dieß Schreiben, mein lieber Herr Generalkreiscommissar, theilen Sie der von mir vorzüglich geschätzten Stadt mit, deßgleichen auch ihrem Künstlervereine, und zwar am sechsten des nächsten Monats, als an dem Tage, an welchem nach einem Jahre die dritte Säcularfeier seyn wird. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen der Ihnen wohlgewogene

Ludwig."

München, am 24. März 1827.

Hierauf wurden von den in Nürnberg und München bestehenden Künstlervereinen schriftliche Einladungen an alle Kunstschulen, Kunstvereine und einzelne ausgezeichnete Künstler erlassen; es versammelten sich auch alsbald aus nahen und entfernten Gegenden Deutschlands eine so große Anzahl Künstler und Kunstfreunde zu dieser Feier, daß sie nicht mehr in den Gasthäusern Nürnbergs Platz fanden, sondern auch in Privatwohnungen aufgenommen werden mußten.

Schon acht Tage zuvor waren mehrere junge Künstler aus München in Nürnberg eingetroffen, um zur Verherrlichung der Feier eine Reihe transparenter Gemälde, welche Scenen aus Dürers Leben vorstellen sollten, zu liefern, mit denen denn auch der große Rathhaussaal, welcher treffliche Originalwandgemälde von Dürer enthält, sehr sinnreich ausgeschmückt wurde. Diese transparenten Gemälde, für deren jedes man aus Dürers Tagebuch selbst eine passende Unterschrift gewählt hatte, waren folgende.

Das erste Bild stellte den Augenblick dar, wo Dürers Vater seinen Sohn in der Malerwerkstatt des Michael Wohlgemuth, diesem Meister als Lehrling übergibt, mit folgender Inschrift: „Am St. Andreastage versprach mich mein Vater in die Lehrjahre zu Michael Wohlgemuth, drei Jahre lang ihm zu dienen. In dieser Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber viel von seinen Knechten leiden mußte."

Auf dem zweiten Bild war Dürers Trauung mit Agnes Frey vorgestellt. Es führte die Unterschrift: „Und als ich heimgekommen war, 1494 nach Pfingsten, handelt Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Agnes. Er gab mir zu ihr 200 Gülden und hielt die Hochzeit, am Montage vor Margarethe, im Jahre 1494."

Auf dem dritten Bilde sah man die niederländischen Maler in Antwerpen bei einem Gastmahle mit ihren Frauen um Dürer herumsitzen; wie große mit Epheu umwundene Weinkrüge zugetragen und Dürern selbst von schöner Hand die Becher gefüllt wurden, und auch der Rathsbote von Antorff nicht ferne stand. Hier las man folgende Inschrift: „Da luden mich die Maler auf ihre Stube, wo Silbergeschirr und ander köstlich Gezier. Es waren ihre Weiber und alle da, und treffliche Personen von Mannen unter ihnen, und wollten mir Alles thun, was mir lieb wäre. Da kamen der Herren von Antorff Rathsboten und schenkten mir vier Kannen Wein. Deß sagte ich ihnen unterthänigen Dank und entbot meine Dienste."

Das vierte Bild war ein allegorisches. Vor dem Throne der Kunst zur rechten Hand stand der größte deutsche Maler, Albrecht Dürer, zur linken der größte italienische, Raphael Sanzio, sich die Hände reichend, beide mit dem Lorbeerkranze geschmückt. Hinter Dürer erblickte man Kaiser Maximilian, Luther, Wilibald Pirkheimer und Meister Wohlgemuth; hinter Raphael standen die Päpste Julius II. und Leo X., der große Baumeister Bramante und Raphaels Lehrer, Pietro Perugino. Man sah ferner Raphaels Genius ihm die schönsten Blumen pflücken, während Dürers Genius symbolisch den alten Spruch andeutete: „Bete und arbeite!" Ganz im Hintergrunde zeigte sich auf der einen Seite die Stadt Nürnberg, auf der andern Seite die Stadt Rom.

Auf dem fünften Bilde erblickte man ein Schiff im Sturme, und in demselben den Albrecht Dürer, wie er unter mehreren von Todesfurcht ergriffenen Personen, mit ruhiger Fassung den erschrockenen Schiffer beim Arme ergreift, und ihn zu Muth und Thätigkeit in der Gefahr aufforderte, mit der Unterschrift: „Da zerriß das Seil und kam ein starker Sturmwind. Der Schiffmann raufte sich und schrie und war Angst und Noth, denn der Wind war groß. Da sprach ich zum Schiffmann, er sollt ein Herz fassen und Hoffnung zu Gott haben und nachdenken, was zu thun wär. Und wir halfen den kleinen Segel wieder halb auf und fuhren wieder an!"

Das sechste Bild zeigt das Krankenzimmer von Dürers Mutter, und wie er an ihrem Sterbebette gesessen und mit ihr bis zum letzten

Augenblicke gebetet. Es führte die Unterschrift: „Am 17. Mai 1514, zwei Stunden vor Nacht, ist meine fromme Mutter Barbara Dürerin verschieden. Sie hat mir auch zuvor ihren Segen gegeben und den göttlichen Frieden gewünscht, mit viel schöner Lehre, auf daß ich mich vor Sünde sollt' hüten. Ich betet ihr vor, davon habe ich solche Schmerzen gehabt, daß ich's nicht aussprechen kann!"

Auf dem siebenten Bilde endlich sah man den würdigen Meister Albrecht Dürer selbst im Sarge liegen, ringsherum brennende Kerzen und durch die geöffnete Halle, in welcher der Sarg stand und zwischen den drei weißen Lilien zu Häupten desselben, den gestirnten Himmel über einer dunklen Landschaft. In den Personen, die an seinem Sarge standen, erkannte man die Porträts der jetzt lebenden großen Künstler, Thorwaldsen, Rauch und Overbeck, welche sämmtlich abgehalten worden waren, bei seiner Todtenfeier jetzt anwesend zu seyn, und die man auf diese Weise höchst sinnig vergegenwärtigt hatte. Die Unterschrift dieses Bildes war aus einem Briefe Pirkheimers genommen und lautete also: „Gott wolle dem frommen Albrecht gnädig und barmherzig seyn, denn er hat wie ein frommer Biedermann gelebt. So ist er auch ganz christlich und selig verstorben. Darum seines Heiles nicht zu fürchten ist. Gott verleih uns seine Gnade, daß wir ihm zu seiner Zeit selig nachfolgen!"

Der Todestag Albrecht Dürers, der 6. April, fiel dießmal auf den ersten Osterfeiertag, wodurch der Todtenfeier eine um so höhere Weihe gegeben wurde. Die anwesenden Freunde Dürers versammelten sich mit dem anbrechenden Morgen in Dürers Hause, und zogen dann in ernster Ordnung früh um 5 Uhr auf den Kirchhof, wo sie Dürers Grab mit einem Lorbeerkranze schmückten, und unter vollstimmiger musikalischer Begleitung folgendes Lied, welches von dem Maler Ernst Förster mit Bezug auf das Osterfest hierzu gedichtet worden war, nach der bekannten Choralmelodie: „Wie schön leucht uns der Morgenstern" — sangen:

Im Schlummer ruht noch rings die Welt.
Auf Stadt und Land und Wald und Feld
Liegt heil'ger Grabesfrieden.
Das mitternächt'ge Dunkel sinkt,
Das Lied der Auferstehung klingt;
„Erwacht vom Schlaf, ihr Müden!
Jesus Christus ist erstanden!
Grabesbanden
Fesseln keinen!
Gott wird ewig uns vereinen!"

Das Wort, das troſtreich Allen klingt,
Aus tiefſter Seele heut es dringt
Hier an geweihter Stätte
Dir, der weit über Grabeskluft
Mit mächt'ger Stimme heut uns ruft
Zu ſeinem Ruhebette.
Großer Meiſter, biſt erſtanden!
Grabesbanden
Feſſeln keinen!
Gott mag uns auch Dir vereinen.

Wie hell leucht't uns Dein reines Licht!
Wir hören, was Dein Mund uns ſpricht,
Wir wollens treu bewahren:
„Eins iſt, was Gutes wirkt und ſchafft
Zu jeder That lebend'ge Kraft,
Einheit ſchützt vor Gefahren."
Großer Meiſter, biſt erſtanden!
Erdenbanden
Feſſeln keinen!
Dein Tag ſoll uns ewig einen!

Hierauf bekränzte man auch Pirkheimers nahes Grab und brachte auch ſeiner Aſche am Tage der Todtenfeier ſeines innigſten Freundes einen ernſten Morgengruß. Der übrige Tag wurde, als erſter Oſtertag in chriſtlicher Stille begangen und erſt am Abend in dem geſchmückten Rathhausſaale ein großes Oratorium von Friedrich Schneider „Chriſtus der Meiſter" von dem Componiſten ſelbſt aufgeführt.

Am andern Tage verſammelten ſich die königl. Civil- und Militär-, und die ſtädtiſchen Behörden nebſt allen Künſtlern in dem großen Rathhausſaale und zogen von hier aus in beſtimmter feierlicher Ordnung nach dem Dürerplatze, um hier den Grundſtein zu ſeinem Denkmale zu legen. Der Regierungspräſident von Mieg übernahm dieß Geſchäft, wozu man ihm eine ſilberne Kelle überreichte; vorher aber legte man folgende Gegenſtände in den mit einer Höhlung verſehenen Grundſtein hinein:

1) Eine vergoldete Kupferplatte, auf welcher die Geſchichte der Errichtung dieſes Denkmales, nebſt einer Beſchreibung des Planes dazu, und einem Verzeichniß der bis jetzt hierzu eingegangenen Beiträge verzeichnet waren; letztere beſtanden aus folgenden Summen: 3000 Gulden von Sr. Majeſtät dem König Ludwig von Bayern; 2000 Gulden von

der Gemeindekasse in Nürnberg; 2100 Gulden von den Bürgern in Nürnberg; 500 Gulden von dem Künstlerverein daselbst; 100 Gulden von dem Albrecht Dürer-Verein daselbst; 1460 Gulden von den auswärtigen Akademien und Kunstfreunden.

2) Eine Kupferplatte, worauf Albrecht Dürers Standbild, welches auf diesem Grundsteine errichtet werden sollte, gestochen war.

3) Eine Krystallvase, enthaltend ein Exemplar der Constitution des Reiches; ein Exemplar des jetzt unter dem Titel: „Reliquien Dürers" erschienenen Büchleins, mehrere auf diese Feier Bezug habende Medaillen, Reden und Gedichte, und endlich viele jetzt gangbare Münzsorten.

4) und 5) Zwei Krystallflaschen mit rothem und weißem Kirschgeist.

6) 7) und 8) Drei luftdichtverschlossene Glasröhren mit Getreidegattungen von der letzten Ernte.

9) Eine luftdichtverschlossene Glasröhre, enthaltend 36 Sämereien und eine Aufforderung an die Nachwelt, welche vielleicht diesen Grundstein einmal öffnen sollte, den Samen sofort wieder zu säen, da er die Keimkraft gewiß nicht verloren haben würde.

10) Ein Glasgemälde, das Bildniß des jetzigen Königs von Bayern darstellend.

11) Eine kupferne Büchse mit Arbeiten der Nürnberger Kupferstecher, Siegelschneider und Lithographen.

12) Zwei Medaillen mit Dürers und Pirkheimers Brustbild, und

13) endlich ein Christuskopf in Holzschnitt.

Auf diesen Grundstein soll nun Albrecht Dürers Standbild, aus Erz gegossen, aufgestellt werden; Professer Rauch in Berlin wird nach einem Bilde Dürers, auf welchem dieser sich selbst dargestellt hat, das Modell dazu fertigen, und der Bildhauer Burgschmidt in Nürnberg wird den Guß besorgen.

Vielen deutschen Helden, den Siegern in blutigen Schlachten, sind bereits kostbare Monumente geweiht worden; das Denkmal Albrecht Dürers aber ist das erste, welches Deutschland einem seiner großen Künstler errichtet hat; und es mußten 300 Jahre vergehen, ehe ein deutscher Fürst den Gedanken dazu faßte.

Wer wird einst den Grundstein wieder öffnen, und wessen Name von Euch, meine Leser, wird dann noch unvergessen seyn? — —

Iffands Gartenhaus.

Ihr müßt mir aber, meine lieben jungen Freunde, von dem Grabe und dem Denkmale Albrecht Dürers jetzt auch zu dem Hauſe eines Mannes folgen, der ebenfalls nicht vergeſſen werden darf, wenn Deutſchland die Namen ſeiner größten Künſtler nennt. Zwar geht die Kunſt, die er geübt, mit dem Künſtler immer wieder zu Grabe, und von dem, was ſie für den Augenblick geſchaffen, bleibt nichts, als das Andenken für die Nachwelt zurück; dennoch ſteht ſie nicht minder hoch unter den Künſten, und übt oft den allergrößten Einfluß auf die Menſchen aus.

Im Thiergarten zu Berlin liegt ein Gartenhaus, welches Auguſt Wilhelm Iffland, einem der größten Schauſpieler Deutſchlands, gehörte. Er wurde zu Hannover am 19. April 1759 geboren, war der Sohn bemittelter Eltern und erhielt eine ſorgſame Erziehung. Die unbeſiegbare Liebe zur dramatiſchen Kunſt trieb ihn jedoch zu dem unbeſonnenen Schritte, ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern, in ſeinem achtzehnten Jahre Hannover zu verlaſſen und Mitglied einer Schauſpielergeſellſchaft, zuerſt in Gotha und dann in Mannheim, zu werden.

Iffland erwählte dieſe Laufbahn nicht, wie ſo mancher andere junge Menſch es thut, aus leichtſinniger Luſt zu einem ungebundenen Leben, wo er der Mühe des Studiums ernſter Wiſſenſchaften überhoben zu ſeyn glaubt, ſondern das dunkle Gefühl ſeines großen Talentes für dieſe Kunſt zog ihn unwiderſtehlich zu ihr hin, und veranlaßte ihn auch, ſich fort und fort mit der größten Anſtrengung und Sorgfalt in ihr auszubilden und die damaligen großen noch unerreichten dramatiſchen Künſtler, Eckhoff und Schröder, ſich zu Muſtern zu wählen. So gelang es ihm denn endlich, ſich wirklich zu ihnen hinauf zu ſchwingen und ebenfalls einer der größten Schauſpieler zu werden, die Deutſchland gehabt hat; denn in dem ernſten fleißigen Studium und im tiefen Auffaſſen ſeiner Rollen, in dem nie geſtörten Zuſammenhang ſeines durchdachten Spieles, und in der erſtaunenswürdigen Wahrheit ſeiner Darſtellungen iſt er von keinem noch übertroffen worden.

Im Jahre 1796 wurde er zur Direktion des königl. Nationaltheaters nach Berlin berufen, dort im Jahre 1811 vom Könige ſelbſt zum Generaldirektor aller königlichen Schauſpiele ernannt und ihm der rothe Adlerorden dritter Klaſſe verliehen. Hier war er ganz an ſeiner Stelle; er erfreute nicht allein oft genug das Publikum durch ſein

ausgezeichnetes Spiel, sondern er bildete auch viele junge Schauspieler, die sich noch als brave Künstler bewähren. Man sah unter seiner Direktion in einander greifende vortreffliche Darstellungen, und die dramatischen Dichtungen, welche damals erschienen, wurden auf eine würdige Weise auf die Bühne gebracht.

Auch als dramatischer Schriftsteller hat er selbst manches Achtbare geliefert. Seine sämmtlichen Werke sind in einer neuen Ausgabe vor Kurzem erschienen. Jetzt bringt man seine Stücke, obgleich sie manches Schätzenswerthe und tief aus dem Leben Gegriffene enthalten, nur selten noch auf die Bühne, weil sie für den jetzigen Zeitgeschmack nicht mehr passen wollen, und nur, wenn ein dramatischer Künstler sich in einer Charakterrolle zeigen will, wird vielleicht noch ein Iffland'sches Stück gegeben und immer noch gerne gesehen.

Das Gartenhaus, im Berliner Thiergarten, war sein liebster Aufenthalt. Hier verlebte er gern seine geschäftlosen Stunden, hier studirte er mit Fleiß seine Rollen, hier schrieb er seine dramatischen Werke, hier ist er auch am 22. September 1814 gestorben.

Jetzt, meine lieben Leser, laßt uns nun eine weite Reise machen, aus dem alten Europa über das Meer hinweg in das jugendliche Amerika einwandern, und uns auf dem frischen kräftigen Boden umsehen, ob wir auch hier schon an manchen Stätten verweilen mögen, die uns die Erinnerung an große Männer oder merkwürdige Ereignisse vor die Seele führen.

Philadelphia.

Wir wenden uns zunächst nach der Stadt Philadelphia, eine der größten in Nordamerika. Vor 150 Jahren stand noch kein einziges Haus an diesem Strande, wo jetzt in mehr als 1500 Häusern schon weit über 120,000 Menschen wohnen und Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften einheimisch geworden sind.

Der Gründer dieser herrlichen Stadt heißt William Penn. Er wurde 1644 zu London geboren, und war der Sohn des englischen Admirals Penn, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ, und ihn für das große Leben und für hohe Staatsämter zu bilden suchte. William Penn verschmähte aber bald allen äußern Glanz, trat zu der Religionssekte der Quäcker über und fand bald nur darin seinen Beruf, ihr Lehrer

und der Verbreiter ihrer Religionsansichten zu werden. Sein Vater hinterließ ihm, nebſt einem ſehr großen Vermögen, zugleich eine bedeutende Anforderung an den Staat, dem er zu Ausrüſtung einer Flotte einſt anſehnliche Summen vorgeſchoſſen hatte. Für dieſe Forderung erhielt Penn im Jahre 1681 von der engliſchen Regierung einen großen Landesſtrich in Nordamerika mit den völligen Eigenthums- und Hoheitsrechten darüber. Er benannte dieſen Landesſtrich nach ſeinem Namen Pennſylvanien, und ſuchte ſeinen in England vielfältig hart verfolgten Freunden und Anhängern hier in Amerika eine Freiſtatt zu ſichern.

Der paſſendſte Ort zur Gründung der neuen Colonie ſchien ihm das Ufer des großen Fluſſes Delaware; weil dieß aber von dem ihm zugewieſenen Landesſtrich nicht mit umfaßt wurde, ſo kaufte er das Land am Delaware von den Indianern, die es damals noch in wilden Horden bewohnten. Unter einem großen Baume verſammelte William Penn die Häuptlinge der indianiſchen Völkerſtämme, hier kaufte er ihnen das Land ab, und hier ſchloß er mit ihnen und den Nachbarſtämmen ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß, das zwar nur mündlich beſprochen und von keinem Theile beſchworen wurde, dennoch aber feſt gehalten und niemals gebrochen worden iſt.

Penn führte hierauf gegen 200 ſeiner Glaubensgenoſſen aus England hierher und gründete mit dieſen neuen Anſiedlern die Stadt Philadelphia. Er gab ſeinem aufblühenden Staate fromme, weiſe Geſetze, und ſtellte dabei als Hauptgrundſatz auf: „Daß Jeder, der einen allmächtigen Gott, den Schöpfer und Regierer der Welt bekenne, und ſich durch ſein Gewiſſen verpflichtet erkläre, unter geſetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöſer Meinung zu kränken, ein Bürger dieſes Staates werden könne.“

Da zogen denn Tauſende mit friedlichen Geſinnungen hier ein und wurden glückliche Bürger, und während die Menſchen, welche ſich einſt zu jenem Friedensbündniſſe treuherzig hier die Hand reichten, längſt von der Erde abgetreten und zu Staub geworden ſind, grünt der alte große Baum, der Zeuge jenes Bundes, immer noch, erquickt die nachfolgenden Geſchlechter noch mit ſeinem Schatten, und ſchaut, ein grau gewordener Freund des großen Fluſſes, der ſeine blauen Wogen an ihm vorüberrollt, ruhig auf das immer mehr und mehr zunehmende rege Leben und Wirken der Menſchen an den bebauten, geſchmückten Ufern des Delaware, die er einſt in ſeiner Jugend noch in tiefer ſchweigender Einöde gekannt hatte.

Berg Vernon in Virginien.

In einem kleinen Hause auf dem Berge Vernon in Virginien wurde Georg Washington am 23. Februar 1733 geboren, den die jetzt vereinigten Freistaaten von Nordamerika, als sie sich von der drückenden Oberherrschaft der Engländer losreißen wollten, einstimmig zum Oberbefehlshaber ihres Heeres beriefen; der dann mit diesen eilig zusammengebrachten, ungeübten Truppen dennoch wichtige Siege über die Engländer erfocht, so die Freiheit seines Vaterlandes begründete, endlich als Präsident des Conventes weise Gesetze erließ, die klügsten Maßregeln ergriff, seinem Staate Wohlstand und Festigkeit zu sichern, und der seinem neu entstehenden Volke in sich selbst das schönste Vorbild eines ausgezeichneten, edlen Menschen und Bürgers gab. Einer seiner Biographen faßt in folgenden kurzen Worten den Gehalt dieses Mannes sehr wahr und treffend zusammen.

„Washington hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei ringsumher sich anhäufenden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachsenden Schwierigkeiten, unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen, eine bei dem lebhaftesten Ehrgefühle auch den politischen Verhältnissen gebührende Achtung und Bescheidenheit, Festigkeit bei entschiedener Einsicht, ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit und die schöne Verbindung vernünftiger Strenge mit vernünftiger Milde: diese Eigenschaften bezeichnen den Charakter dieses eben so liebreichen als kraftvollen, eben so großen als guten Mannes!"

Der Raum unseres Buches gestattet nicht, euch Washingtons Leben ausführlich zu erzählen. Seine Lebensgeschichte ist in die Geschichte seines Vaterlandes verwebt, und ihr werdet sie daher am besten und ausführlichsten aus der letztern kennen lernen. Nur Einiges, was ihr dort nicht finden dürftet, will ich euch hier noch mittheilen.

Washington war durch das Vertrauen seiner Mitbürger mehreremale wiederholt zum Präsidenten des Generalcongresses gewählt worden; nachdem jedoch das letztemal sein Amt beendigt war, zog er sich im Jahre 1797 wiederum auf sein väterliches Landgut zurück, welches auf dem Berg Bernon am Ufer des herrlichen Flusses Potomack gelegen war. Von hier aus schrieb er einst folgenden Brief an einen seiner Freunde:

„Eben jetzt erst fange ich an, der Muße und der Freiheit von öffentlichen Sorgen mit Lust zu genießen, denn wie wünschenswerth sie mir auch

sind, es erforderte doch einige Zeit, bis ich mich in ihrem Besitz glücklich fühlte. Es mag sonderbar klingen, und ist dennoch wahr, erst ganz vor Kurzem gelang es mir, von einer Gewohnheit zu lassen, sogleich beim Erwachen am Morgen über die Geschäfte des Tages zu sinnen und keine Ueberraschung mehr zu fühlen, wenn ich, nachdem sich mehrere Dinge im Geiste um und um gewendet hatten, die Entdeckung machte, daß ich kein öffentlicher Mann mehr sey, oder sonst irgend mit öffentlichen Geschäften zu thun habe. Es ist mir, wie wohl irgend einem ermüdeten Wanderer zu Muthe seyn mag, der nach manchem mühvollen Schritte, mit schwerer Bürde auf seiner Schulter, endlich derselben enthoben ist, endlich den Ort seiner Bestimmung erreicht hat, und vom Ziele seiner Wanderung mit ernstem Auge zurück auf die Windungen seines Pfades sieht, wie er da dem Sumpfe, dort dem Flugsande entging, die auf seinem Wege lagen, und vor denen ihn nur der allmächtige Leiter menschlicher Schicksale bewahren konnte. Ich bin ein einfacher Bürger an der Bank der Potomacks geworden, und genieße unter meiner eigenen Rebe und unter meinem eigenen Feigenbaume, fern von dem Gewühl des Tages und den geschäftigen Scenen des öffentlichen Lebens, die Freuden, die der Soldat, der seinem Ruhme nachjagt, der Staatsmann, dessen geschäftige Tage und schlaflose Nächte Pläne für die Wohlfahrt seines eignen Landes (vielleicht den Ruin anderer Länder) füllen, als wenn die Erde nicht für uns alle groß genug wäre, — die der Hofmann, der unausgesetzt den Blick seines Fürsten beobachtet, ob er nicht ein gnädiges Lächeln erhasche, nicht kennen kann! — Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe mich auch in mich selbst zurück, und werde den stillen Pfad des Privatlebens mit herzlicher Zufriedenheit gehen. Auf Niemand neidisch, bin ich entschlossen, mit Allem zufrieden zu seyn, und so den Lebensstrom still hinabzugleiten, bis ich mit meinen Vätern schlummere!"

Washington lebte in dieser ländlichen Zurückgezogenheit nur noch zwei Jahre, er starb am 14. December 1799, in einem Alter von 67 Jahren. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit und setzte eine beträchtliche Summe zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder aus. Sein Grab erhebt sich im Garten des Berges Vernon.

Mehrere Vorschläge sind bereits gethan worden, um diesem großen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten. Es scheint aber nichts der Sache so angemessen und so schön gedacht, als was der amerikanische Schriftsteller Everett darüber sagt: „Ich weiß keinen passendern Ort, den großen Männern, welchen Nordamerika seine Freiheit verdankt, ein

würdiges Denkmel zu errichten, als den Berg Vernon selbst. — Er liegt im Mittelpunkte der Union, nahe bei der Hauptstadt, an den Ufern eines der schönsten Flüsse in der Welt, und, was ihn besonders dazu eignet, er war Washingtons Wohnung! — Es hat mir oft wie eine Art Entweihung geschienen, daß jenes Haus, welches dem amerikanischen Volke doch ein Heiligthum geworden ist, jetzt zu den gewöhnlichen Gebräuchen des Lebens dienen muß, und daß es dem Volke nicht frei stehen soll, zu allen Zeiten nach Berg Vernon zu gehen, und hier am Grabe seines politischen Vaters seine Gelübde abzulegen. Wenn es Jedermann erlaubt wäre, nach Gefallen dorthin zu wallfahrten, jeden Winkel des Hauses und Gartens besuchen und an den geheimsten Plätzen sich seinen Gedanken überlassen zu dürfen, wie würde das öffentliche Wohl dadurch befördert werden, denn kein Bürger könnte von einer solchen Wanderung zurückkehren, ohne daß seine Vaterslandsliebe nicht erhöht und seine reinsten Gefühle nicht ermuthigt und gestärkt wären. Diesen Genuß kann das Volk nicht haben, so lange jener Ort das Eigenthum eines Einzelnen ist. Berg Vernon muß daher von der Nation gekauft, als Nationalgut angesehen und hierdurch zugleich der Familie Washington die schuldige Genugthuung gegeben werden. Das Haus und die Ländereien würden dann so viel wie möglich ganz in dem Zustande erhalten werden müssen, in welchem sie Washington hinterließ. Ein Aufseher mit einigen Gehülfen müßte Alles gehörig besorgen, und den Besuchenden alle Nachrichten, die sie über Vernon zu haben wünschen, zu ertheilen bemüht seyn. Von der Spitze des Hauses würde die Nationalflagge wehen, um es als öffentliches Eigenthum zu bezeichnen; im Innern desselben aber müßten die Bildnisse der Helden und Patrioten aus der Zeit des Befreiungskrieges aufgehangen werden, während man auf einem Hügel, mitten in der Besitzung selbst, Washingtons kolossales Standbild zu Pferde errichtete; schon von weitem würden dann die Bürger, welche, um diesen Ort zu besuchen, den Fluß herauf schifften, diese Statue, majestätisch hervorragend über den Wipfeln der Bäume, die das Haus umgeben, als freudiges Ziel ihrer Reise begrüßen, und jedes vorbeisegelnde Schiff würde ihr zu Ehren die Segel streichen, wie die athenienfischen Seeleute das Grab des Themistokles zu begrüßen pflegten, das sich am Eingang des Hafens erhob."

Abendunterhaltungen
für Kinder.

Ophelia.

Ein angesehener, reicher Mann in einer großen Stadt Deutschlands, hatte eine einzige Tochter, Ophelia. Mit aller Sorgfalt und Liebe vom Vater erzogen, war sie ein ausgezeichnetes, höchst liebenswürdiges Mädchen geworden, und da sie überdieß zu den schönsten Mädchen der Stadt gehörte, so konnte es nicht fehlen, daß die Blicke aller mit Freuden an ihr hingen, jeder gern in ihrer Nähe war, und mancher brave junge Mann sich im Stillen gestand: er möchte kein Mädchen lieber für sich zur Gattin werben, als sie! Es hatten sich einige auch schon deßhalb an den Vater gewendet, und ihn sogar gebeten, das Herz Ophelia's für sie geneigt zu stimmen; der Vater aber hatte ihnen gewöhnlich zur Antwort gegeben: „Sie möchten selbst die Liebe seiner Tochter zu gewinnen suchen. Wolle diese ihr ganzes schönes Leben mit ihnen theilen, so solle sein Vaterseegen dazu nicht fehlen, denn er lasse seiner Tochter freie Wahl und steh' ihr nur als Freund mit Rath zur Seite; er wisse aber auch, daß sie kein Geheimniß vor ihm habe, und niemandem ihre Hand geben werde, der nicht würdig sey, ihr Gatte und sein Sohn zu werden!“ Der Vater würde die jungen Männer gewiß nicht auf diese Art beschieden haben, wenn er nicht seiner Tochter wirklich ganz hätte vertrauen und ihrem reinen, kräftigen Gemüthe das Urtheil über ihre Zukunft allein hätte überlassen dürfen; denn Ophelia hatte die seltene Gabe eines schönen Mädchens, einem jeden in ihrer Nähe zwar mit freundlicher, anspruchloser Milde zu begegnen, hierbei aber ihr Benehmen dennoch stets so einzurichten, daß wohl das allgemeine Wohlwollen ihres kindlichen Herzens nicht zu verkennen war, daß jedoch keiner für sich eine besondere Gunst darin finden konnte, zumal sie diejenigen, die sich durch ihre unbefangene Freundlichkeit

ermuthigt hielten, und ihr vielleicht als Begünſtigte näher treten wollten, mit zarter weiblicher Würde wieder von ſich entfernt zu halten wuſte.

So hatte Ophelia das neunzehnte Jahr erreicht, und obgleich der Vater wohl bisweilen glaubte, es werde einer oder der andere ausgezeichnete junge Mann ſich die Liebe des Mädchens erwerben, ſo blieb ihr Herz dennoch frei, und es ſchien, als ob ſie den Gedanken gar nicht faſſen könne, den Vater zu verlaſſen und das kindliche Verhältniß mit einem andern zu vertauſchen.

In dieſer Zeit brach der Krieg aus, den Napoleon gegen Deutſchland führte. Der Regent des Landes, in welchem Ophelia mit ihrem Vater lebte, war ein Verbündeter des franzöſiſchen Kaiſers, und es konnte daher nicht fehlen, daß die Truppen des letztern faſt einheimiſch in Ophelia's Vaterſtadt wurden. Man hatte ſeit langer Zeit keinen Krieg in Deutſchland geſehen; kein Wunder alſo, daß fremde Truppen, die in vielen Schlachten ſchon gekämpft und geſiegt hatten, beſonders dem jugendlichen Auge in einem höhern Glanze erſchienen. Das einheimiſche Militär hatte ſich in der langen Zeit des Friedens zwar auch wichtig zu machen geſucht; die Alten ſprachen noch vom ſiebenjährigen und einjährigen Kriege, und die Jüngern verſicherten, daß ſie, wenn es nur Gelegenheit gäbe, ſehr tapfer ſeyn würden; aber das Erſtere war ja längſt vergangen und bereits von der Geſchichte bei dem Namen Friedrichs des Großen in ihren Büchern aufgezeichnet worden, das letztere aber ſollte ja doch erſt geſchehen und wer wußte denn, wie der Erfolg ſeyn würde? Der Kaiſer der Franzoſen hingegen war der Held des Tages, ſeine Truppen hatten die Feldzüge in Italien, Egypten, Spanien u. ſ. w. ſiegreich mitgemacht, und längſt ſchon den Lorbeer verdient, welchen die Verbündeten ſich erſt erwerben ſollten. So urtheilte man damals, und auch Ophelia dachte ſo.

Mit dem franzöſiſchen Kaiſer war eine große Anzahl von Truppen in Ophelia's Vaterſtadt eingerückt, alle Häuſer waren mit Einquartierung belegt, und Opheliens Vater mußte einen jungen Officier vom Generalſtabe des Kaiſers bei ſich beherbergen. Napoleon wußte das Talent leicht zu erkennen und das Verdienſt zu würdigen, und ſo war denn auch der Officier, den wir Froſſart nennen wollen, nicht allein ein ſehr gewandter, gebildeter junger Mann, ſondern ſein Charakter auch höchſt gediegen und kräftig, ſeine Denkungsart edel und ſeine Treue erprobt; die Natur hatte ihn überdieß mit einer einnehmenden ſchönen Geſtalt begabt, und ſeinem äußern Weſen einen hohen Grad von männlicher Liebenswürdigkeit verliehen. Er war ſchon ſehr jung in das Heer eingetreten, hatte die meiſten Feldzüge mitgemacht, ſich öfters ausgezeichnet, und war, von dem Kaiſer

bald bemerkt, ſchnell emporgehoben worden. Ophelions Vater gewann den jungen Mann bald ſehr lieb, denn Froſſart, der in dieſem Manne einen Grad von ſeltener Geiſtesbildung, mit treuherziger Einfachheit und Sittenreinfalt verbunden, fand, fühlte ſich zu Vater und Tochter bald hingezogen, und ſchloß ſich ihnen ſchnell und innig an. In den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen zwar verlangt man immer eine längere Bekanntſchaft, ehe man mit jemandem vertrauter wird und ihn Freund nennen mag, denn jeder iſt vorſichtig und prüft und wägt, ehe er dem andern das Herz aufſchließt. Im Kriege aber iſt das ganz anders, da iſt auf der einen Seite keine Zeit zu einer langen Prüfung vorhanden, und auf der andern geſtaltet ſich alles in raſcherer Handlung; That reiht ſich an That, der Charakter muß heraus aus ſeinem innern Verſteck, und wird leicht vom Andern erkannt. In einer ſolchen Zeit knüpfen ſich alle Verhältniſſe auch ſchneller; das vorübereilende, verwandte Herz weilt einen Augenblick mit treuherziger Hingebung, und man zögert nicht, das unverhaltene Wohlwollen zu erwiedern, ſich an der lieben kurzen Bekanntſchaft, wie an einer Frühlingsblume zu erfreuen, und den Augenblick nicht vorüber gehen zu laſſen, ohne dem Vorbeieilenden die Hand freundlich zu reichen. So wurde denn auch Froſſart ſchnell mit Ophelien und ihrem Vater bekannt und vertraut. In den wenigen Stunden, die ihm von ſeinen vielen Dienſtgeſchäften frei blieben, war er am liebſten in ihrer Geſellſchaft, erzählte ihnen von den Ländern, die er geſehen, von der Schönheit Italiens und den dort noch ſichtbaren alten Ueberreſten des einſt ſo großen römiſchen Volkes; von dem fruchtbaren Spanien und ſeinen finſtern Klöſtern, die ſich im Kriege fröhlich geöffnet hatten, und von dem alten ehrwürdigen Egypten und ſeinen rieſigen Pyramiden, die noch keine Zeit zu zerſtören vermochte. Was er ſelbſt erfahren und ausgeführt hat', überging er mit beſcheidenem Ernſt, und wenn ihn Ophelia bisweilen kindlich fragte: wo und bei welcher Gelegenheit er einen der Orden ſich verdient habe, die ſeine Bruſt zierten, ſo ging er leicht darüber hin, nannte vielleicht den Ort, wo die Schlacht vorgefallen, und erzählte ihr lieber ausführlich von den Thaten ſeiner Kameraden und von der Theilnahme und treuen Pflege, die er oft bei ganz fremden Menſchen gefunden hatte, und durch die er mehrmals allein von ſeinen tödtlichen Wunden wieder geneſen war.

Einen ſolchen Mann hatte Ophelia noch nicht kennen gelernt, dieſer Ernſt und Liebenswürdigkeit des Charakters, dieſe Summe von Erfahrungen, dieſe Kraft in Wort und That, dieſe ritterliche Geſinnung hatte ſie noch an keinem jungen Manne gefunden, und wie nun das Gemüth ſelbſt durch die Zeitverhältniſſe aufgeregter und empfänglicher gemacht

werden war, ſo entwickelte ſich auch bald in ihrem Herzen eine hohe Achtung, eine innige Neigung zu dem jungen Helden. Mit welcher Sehnſucht erwartete ſie die Abendſtunden, die Froſſart gewöhnlich bei ihrem Vater zubrachte; wie hörte ſie da mit Begeiſterung auf ſeine Erzählungen! Auch Froſſart, der die Welt und ihre wechſelnden Geſtalten geſehen hatte, fand ſich bald unwiderſtehlich zu Ophelien hingezogen, ſo einfach und dennoch gebildet, ſo rein und hoch geſinnt, hatte er noch kein Mädchen kennen gelernt und ein unnennbares Gefühl von Wonne und Wehmuth ergriff ihn, wenn er ſah, wie ſich Ophelia mit unverkennbarem Wohlwollen zu ihm hinneigte, und er auf der andern Seite doch wieder bedachte, daß er ſich ihr nicht nähern dürfte, weil der Abſchied vielleicht ſehr nahe ſey, und er den Frieden ihres Herzens nicht trüben wollte. Er ging als edler Mann mit ſich zu Rathe und faßte endlich den ſchweren Entſchluß, ſich lieber von dem Mädchen zurückzuziehen, die ihm über alles theuer war, und ſo ihrer Ruhe die ſeinige zum Opfer zu bringen. Er vermied jetzt abſichtlich den Umgang mit Ophelien und ihrem Vater, und ſchützte gehäufte Dienſtgeſchäfte vor; oder wenn er nicht ausweichen konnte und einen Abend bei ihnen zubringen mußte, ſo wußte er es immer ſo zu veranſtalten, daß noch mehrere ſeiner Kameraden mit von der Geſellſchaft waren. Aber dieſe wirkliche Vorſicht machte die Herzen nicht kälter. Ophelia fand hierdurch nur Gelegenheit ihn mit andern Männern zu vergleichen, die weit hinter ihm zurückſtanden und Froſſart ſah neben der Neigung zu ihm auch einen ſtillen Schmerz über ſeine unſcheinende Kälte in Ophelia's Herzen Wurzel ſchlagen.

Froſſart würde Aeußerſtes und Kraft genug beſeſſen haben, ſich endlich doch auf irgend eine Weiſe von dem lieben Mädchen loszureißen, allein bei einer Recognoscirung, die er mit dem Kaiſer vornehmen mußte, erhielt er eine Wunde, und wurde ſo in Ophelions Haus zurückgebracht. Dieſer Umſtand, der den Verwundeten theils längere Zeit an das Haus feſſelte, theils Opheliens Theilnahme und Pflege nur noch inniger in Anſpruch nahm, entwickelte ihre ſtille Neigung nur immer noch unverkennbarer, erzeugte aber auch zugleich in der Seele des jungen Mannes einen wahrhaft heldenmüthigen Entſchluß. Am Tage, wo er zum erſtenmale das Zimmer wieder verlaſſen, ſeinem Kaiſer ſich wieder vorgeſtellt hatte, und von dieſem mit neuen Aufträgen für die ferneren Kriegsoperationen verſehen worden war, erbat er ſich von Ophelia's Vater eine geheime Unterredung. Er warf ſich ihm mit unerhaltenem Schmerz an die Bruſt, und ſagte endlich: „Ich habe viele heiße Stunden ſchon im meinem Leben vorübergehen ſehen, aber in keiner iſt mir noch bänger zu

Wache gewesen, als in der jetzigen. Sie haben mich als Freund in Ihrem Hause aufgenommen, Sie haben mich wie Ihren Sohn gehalten und gepflegt, aber eben deshalb treibt es mich fort von Ihnen, denn was sonst das höchste Glück des Menschen ausmachen würde, das muß ich fliehen wie ein Gespenst!"

Der erstaunte Vater versuchte ihn zu beruhigen und drang in ihn, sich näher zu erklären. Da fuhr der bewegte junge Mann fort: „Bedarf es denn noch erst einer Erklärung, ahnen Sie denn nicht, was ich meine? Sehen Sie denn nicht, was in der Seele Ihres Kindes vorgeht?"

Da verstand ihn der Vater denn wohl, und als der junge Mann nicht länger zurückhielt, und vor dem Vater das innigste Bekenntniß seiner Liebe zu Ophelien aussprach, erklärte ihm der Vater, daß er selbst gegen die Wahl seiner Tochter nichts einzuwenden haben würde, wenn nur der Krieg jetzt nicht jedes Verhältniß höchst unsicher und deshalb bedenklich machte.

„Ja der Krieg!" rief Herbert schmerzlich aus, „der Krieg, der ist es eben, der die Herzen von einander reißt! Herumgeschleudert von einem Kampfplatz zum andern, darf der Soldat sich an nichts hängen, kein Bündniß schließen, als mit dem Kaiser, für den er kämpfen und sterben soll, darf keinen schönen Plan für die Zukunft entwerfen, sondern er muß zu jeder Stunde zur Abrechnung mit dem Leben bereit seyn. Ein solcher Mann betrügt ein Mädchen um Ruhe und Glück, wenn er leichtsinnig genug ist, sie seine Braut zu nennen! Besser und redlicher, das Mädchen beweint den gefallenen Helden, der ihr einst werth gewesen ist, als daß sie vielleicht Jahre lang jedem Posttag mit bebender Todesangst entgegen sieht, daß sie so ihre Jugend vertrauern, jedes andere vielleicht glückliche Verhältniß zurückweisen und endlich, obgleich unvermählt, doch gleichsam als Wittwe dastehen muß! Ich habe von meinem Kaiser heut den Befehl erhalten, einen Ausfall mit zu machen, der in der nächsten Nacht von unsern Truppen gegen den Feind unternommen werden soll; wie auch das Schicksal über mich entscheidet, Ophelia soll jedenfalls glauben, daß ich gefallen sey. Ich habe alle Maßregeln schon dazu getroffen; ein anderer meiner Kameraden wird mein Quartier in Ihrem Hause beziehen, und Ihnen die Nachricht von meinem Tode bringen, ich aber, wenn mich die feindliche Kugel nicht trifft, werde forteilen zu einem andern Armeecorps, wohin mich auf mein Bitten der Kaiser versetzt hat, und Ophelia soll wieder frei und glücklich sein. Wie ich mit meinem eignen Herzen auskommen werde, das weiß Gott! Aber ich will den Vorwurf nicht auf mich laden, das Glück eines Herzens gestört zu haben, das mir theurer ist als das meinige!"

Der Vater war tief ergriffen, er hielt den jungen Mann, der mit bebenden Lippen, und mit kaum verhaltenen Thränen diese Worte gesprochen hatte, fest in seinen Armen, und es fuhr ihm ein tiefer Schmerz durch die Seele, da er bedachte, was sein geliebtes Kind hierbei empfinden würde. Das war ja endlich der Mann, der ihre Liebe erworben hatte, der edel an Gesinnungen, schön an Gestalt, ausgezeichnet in jeder Beziehung, ihrer Liebe auch werth war, dem der Vater das Glück seines Kindes mit Freuden anvertraut haben würde! Und dieser Mann wollte sich jetzt selbst aus edelmüthiger Gesinnung von Ophelien losreißen und der Vater sollte ihr die Todespost hinterbringen, und, indem er den Kummer seines Kindes vor Augen sah, vielleicht das Bewußtseyn haben, der Todtgeglaubte lebe vielleicht noch! — — Aber es durfte nicht anders seyn, Frossart überzeugte den Vater endlich, und nachdem sie sich lange in den Armen gehalten hatten, und nur die Worte: „mein Vater!" „mein Sohn!" leise ausgesprochen worden waren, schieden sie, vielleicht auf immer, von einander; und während Frossart zu seinen Dienstgeschäften eilte, denn der Abend war eingebrochen, ging der Vater zu Ophelien, um ihr anzuvertrauen, daß Frossart in der nächsten Nacht eine sehr gefährliche Expedition zu bestehen habe, und daß er sehr für ihn besorgt sey, da der tapfere junge Mann sich gewöhnlich den größten Gefahren aussetze.

Diese Aeußerungen sollten die Vorbereitung zu den noch schlimmeren Nachrichten seyn, und sie verfehlten auch ihre Wirkung nicht, denn Ophelia's Wangen färbten sich bleich und ohne eine Wort zu sagen, trat sie ans Fenster und schaute hinaus auf die Straße, auf der man eine große Bewegung unter den Truppen wahrnahm. Die Nacht war eingebrochen, und bei der schwachen Beleuchtung der Straßen sah man, wie die Compagnien sich sammelten, man hörte die Kanonen langsam vorbei fahren, und vernahm das gedämpfte Kommando der Officiere. Ophelia sah und hörte in gespannter Aufmerksamkeit zu; ihr Auge suchte unter den vorüberziehenden Gestalten den Freund noch einmal zu erkennen, und nur erst, als der Seiger auf dem Dome die Mitternachtsstunde, das Zeichen zum Aufbruch, geschlagen hatte und sich das dumpfe Waffengeräusch nach den Thoren hinzog und dort verlor, trat sie vom Fenster zurück, und warf sich dem Vater still weinend an die Brust.

Der Vater wollte sie bewegen, sich zur Ruhe zu begeben, aber wie wäre der Schlaf möglich gewesen? In der Stadt herrschte zwar jetzt eine tiefe, dumpfe Stille, aber bald genug erhob sich draußen in der Ferne ein desto furchtbareres Getöse. Der Donner des Geschützes verkündete, daß die Feinde sie getroffen hatten, eine rothe Gluth schlug am schwarzen

Nachthimmel auf, denn es ſtand eines der Dörfer am Schlachtfelde in Flammen, und es war, als ob man durch die Stille der Nacht ferne Jammertöne vernehme. Ophelia verlebte eine unbeſchreiblich bange Nacht.

Der Morgen, der endlich anbrach, brachte noch grauſenvollere Scenen. Auf vielen Wagen wurden die Verwundeten in die Stadt gefahren, es verbreiteten ſich die Nachrichten von einem großen Verluſt, den die franzöſiſchen Truppen erlitten hatten, man nannte ſogar ſchon einzelne Officiere, die auf der Wahlſtatt geblieben waren. Ophelia ſchwebte in unbeſchreiblicher Unruhe, denn aller Nachforſchungen ungeachtet konnte ſie nichts beſtimmtes über Froſſarts Schickſal erfahren, und hörte nur, daß er ſich auf den gefährlichſten Punkten befunden habe. Endlich gegen Mittag erſchall die Nachricht des Sieges. Der Kaiſer kehrte vom Schlachtfelde zurück, wo er die Feinde geſchlagen, und ihm folgten bald große Transporte von Gefangenen und erbeutetem Geſchütz. Mit einem Herzen, in welchem Furcht und Hoffnung ſtürmiſch wechſelten, erwartete Ophelia die Rückkehr ihres Freundes oder doch wenigſtens Nachricht von ihm. Da trat endlich ein alter Officier zu ihnen in's Zimmer und meldete ſich als Einquartierung an, indem er angewieſen worden ſey, das Quartier ſeines in der heutigen Schlacht gebliebenen Kameraden Froſſart zu beziehen. Ophelia ſtand vor ihm wie ein weißes Marmorbild, ſchweigend und regungslos, und erſt als der alte Officier ſich zum Vater wendete und treuherzig hinzuſetzte, daß es ihm wohl thue, in eine Familie einzutreten, wo man ſeinen verlornen Freund geachtet habe, daß er aber jetzt bitten müſſe, ihm ſein Zimmer anzuweiſen, weil er ſelbſt leicht verwundet worden ſey und der Ruhe bedürfe, da erwachte Ophelia aus ihrer Beſtürzung und mit thränenloſem Auge nahm ſie den alten Officier bei der Hand, um ihn ſelbſt auf das verödete Zimmer des Freundes zu führen. Hier war alles leer, keine Spur mehr von dem lieben, theuren Manne, der wie eine lichte Wolke an ihrem Himmel vorüber gezogen war; auf dem Tiſche nur lag eine weiße Roſe. Ophelia ſteckte ſie an ihren Buſen und wankte dann zum Zimmer hinaus.

Der Schmerz war für das arme weiche Herz zu groß, der Verluſt zu plötzlich. Ophelia hatte ſich bisher noch nie deutlich geſtanden, wie werth ihr Froſſart geweſen ſey; jetzt trat auf einmal das Gefühl, daß ihr, nach dem Vater, das Liebſte auf der Welt jetzt verloren gegangen ſey, klar vor ihre Seele. Der Vater fand ſie halb ohnmächtig auf ihrem Zimmer; er ſuchte ſie zu beruhigen, nannte ſie ſeine geliebte, kräftig geſinnte Tochter, die einzige Freude ſeines Alters, und Ophelia wollte ſich auch ſelbſt über ihren Schmerz erheben; aber ihre zarte Natur war zu

ſehr erſchüttert und ſie verfiel in eine ſchwere Krankheit, wo ſelbſt die Aerzte um ihr Leben beſorgt waren. Der Vater konnte ſein geliebtes Kind unmöglich ſo leiden ſehen, er verſuchte den Glauben in ihr zu erwecken, als ſey jene Todesangſt nicht gegründet; aber Ophelia, ſo gern ſie auch hoffen wollte, ließ ſich nicht mehr überzeugen, die ſchlichten Worte des alten Officiers, der auch gegen den Vater feſt bei ſeiner Ausſage blieb, ſtanden zu unumſtößlich vor ihrer Seele, ſie ſah daher in des Vaters aufgeworfenen Zweifeln nichts weiter, als eine wohlwollende Abſicht, ihr Troſt geben zu wollen. Durch ſolche Widerſprüche nur immer noch unruhiger gemacht, ging die Krankheit ihres Körpers endlich in eine Gemüthskrankheit über, und der unglückliche Vater ſah ſein einziges theures Kind mit gebrochener Geſundheit und mit zerrüttetem Gemüth vor ſich.

Während der Zeit hatte der Krieg ſchnell eine andere Wendung genommen. Das ſieggewohnte franzöſiſche Heer war von den Deutſchen geſchlagen worden; der franzöſiſche Kaiſer hatte Ophelia's Vaterſtadt längſt mit ſeinen Truppen verlaſſen, die zum Theil vernichtet waren, und in allen Städten Deutſchlands feierte man Dankfeſte über die errungenen Siege. Ophelia war körperlich wieder hergeſtellt, und beſtand darauf, daß ihr der Ort gezeigt werden ſolle, wo Froſſart wahrſcheinlich gefallen ſey. Sie hatte ſich mit dieſer Bitte an einen alten Soldaten gewendet, der in jenem Treffen gegenwärtig geweſen war, jetzt aber wegen ſeiner Wunden verabſchiedet, und im Hauſe ihres Vaters diente. Mit dieſem ſchloß ſie eine genaue Freundſchaft, denn er wußte ihr von Froſſart manches zu erzählen, und nur von ihm ließ ſie ſich auf das Schlachtfeld hinausbegleiten, und gewiſſermaßen darauf zurecht weiſen. Dem Alten, ſo wie allen übrigen, war Froſſarts Entſchluß ein Geheimniß geblieben, er hatte nach der Schlacht die Stadt nicht wieder betreten, niemand wußte, ob er lebe oder wirklich gefallen ſey, der Alte hielt ihn daher für todt und ſtimmte ganz in Ophelia's Ideen mit ein. Er zeigte ihr einen nicht fern von der Stadt gelegenen Hain, in welchem das Gefecht beſonders hitzig geweſen war; hier mußte Froſſart gefochten haben, hier mußte er auch gefallen ſeyn, und hier, wo man in einem großen Grabe die Leichen der Gebliebenen brüderlich in den Schooß der Erde gebettet hatte, hier war jedenfalls auch ſeine Aſche mit der ſeiner tapfern Kameraden vereinigt. Dieſen ſtillen, einſamen Ort beſuchte Ophelia oft mit ihrem alten Gefährten, ſie ſchmückte ihn ſinnreich aus, ſie ſchuf einen Blumengarten aus der öden Waldſtelle, und ging den Vater ſo lange mit Bitten an, bis er an jener großen Grabſtätte einen einfachen Denkſtein ſetzen ließ. Der tiefgebeugte Vater fügte ſich ſtill trauernd in die Wünſche ſeiner

unglücklichen Tochter; er sah, daß er früher hätte vorsichtiger seyn, und ängstlicher über die Ruhe seines Kindes wachen sollen; jetzt mußte er es der Zeit überlassen, das arme kranke Herz zu heilen. Die ganze Stadt kannte Ophelions Schicksal und nahm den herzlichsten Theil daran. Sobald man ihr mit ihrem alten Begleiter begegnete, wich man ihr freundlich aus, denn man wußte, daß sie allein seyn wollte, und niemand wagte sich in die Nähe jenes Grabes, sobald man Ophelien dort glaubte.

So waren mehrere Jahre vergangen; Ophelions Kummer war milder geworden; sie ging wieder mit ihren Freundinnen um, war wieder die treue, liebevolle Tochter ihres Vaters, nur war ihr ganzes Wesen viel ernster geworden, und es hatte der Verlust ihres Freundes sie zu einer gewissen geistigen Verklärung erhoben, weil ihre Gedanken und Hoffnungen nicht mehr auf dieser Erde, sondern auf eine Welt jenseits des Grabes gerichtet waren. Sie vermied nicht frohe Menschen, ja sie suchte ihnen sogar Freude zu machen; nur sie selbst nahm an keiner Lustbarkeit mehr Antheil, blieb immer in der mild ernsten Stimmung, und trug nie irgend einen andern Schmuck mehr, als eine weiße Rose am Busen.

Eines Tages war Ophelia mit ihrem alten Begleiter zu jenem Grabe hinausgegangen, um dort die Blumen zu pflegen, und es hatte sich der alte Soldat in einiger Entfernung von ihr auf einen Baumstamm gesetzt und seine Pfeife angezündet, als zwei Wanderer des Weges kamen, sich mit dem alten Soldaten in ein Gespräch einließen, und sich besonders nach dem großen Grabhügel erkundigten, der hier aufgeworfen werden seyn solle, und der, wie sie gehört hätten, von einer weiblichen Hand noch immer gepflegt und geschmückt werde.

„Der Grabhügel ist nicht ferne!“ antwortete der Alte; „allein jetzt darf sich ihm niemand nahen, denn mein Fräulein ist eben dort anwesend, und so lange sie dort ist, bleibt jener Platz ein Heiligthum, den niemand betreten darf!“

Der Aeltere von den beiden Wanderern erkundigte sich näher nach der Veranlassung. Der alte Soldat erzählte ihm treuherzig, was er wußte, und da er bemerkt zu haben glaubte, daß die Wanderer ihrer Aussprache nach Ausländer seyn müßten, und daß sie wegen ihrer unverkennbaren Bekanntschaft mit der hiesigen Gegend vielleicht sogar die Feldzüge hier mitgemacht hätten, so fragte er sie darnach, und verlangte zu wissen, wer sie wären, und woher sie kämen?

„Wir haben allerdings die Feldzüge mitgemacht!“ nahm der Aelteste das Wort, „und sind jetzt, nachdem allenthalben Friede ist, aus Frankreich nach Deutschland gereist, um die Gräber unserer gefallenen Kameraden

zu besuchen, und zu sehen, ob man sie noch in Ehren hält? Deshalb sind wir auch hierher gekommen, und wünschen das Fräulein, welches hier das Grab beschützt, selbst zu sprechen, und ihr unsern Dank zu sagen, zugleich aber auch ihr einige Bestellungen von der Familie Frossart aus Frankreich zu überbringen, um die sie sich nebst ihrem Vater sehr verdient gemacht haben soll!"

Ophelia hatte das Gespräch von fern vernommen, und eilte nun herbei, um die Wanderer selbst zu sprechen, die ihr seit langer Zeit den geliebten Namen zum erstenmal wieder genannt hatten. Der Aeltere trat ihr still entgegen, und redete sie in französischer Sprache an.

„O mein Gott!" rief Ophelia, „Sie sind der Todesbote, ich habe Ihre Stimme nicht vergessen!"

„Nun wohl!" sprach der Wanderer, „wie ich der Todesbote war, so kann ich auch wohl der Engel der Auferstehung seyn. Frossart ist nicht todt!" Und als Ophelia nach diesen Worten zurückbebte, und unwillkürlich die Arme ausbreitete, stürzte der zweite Wanderer zu ihren Füßen nieder, und gab sich ihr als den Todtgeglaubten zu erkennen.

Frossart hatte Ophelien und seine Liebe zu ihr nicht vergessen, und nachdem er endlich seine Entlassung aus dem Heere erhalten, sich mit seinem Freunde aufgemacht, um verkleidet als Wanderer über Opheliens Lage und Gesinnungen genaue Kunde einzuziehen. Jetzt führte er sie von seinem vermeinten Grabe zu dem glücklichen Vater heim, und nach kurzer Zeit als seine Gattin in sein schönes Vaterland auf seine großen väterlichen Güter.

Der neue Schullehrer.

In dem Dörfchen Saldach war der alte siebenzigjährige Schullehrer gestorben. In seinem schwarzem Kirchenrocke und dem Sammetkäppchen auf dem Haupte lag er im Sarge, die kalten Hände über die Brust gefaltet, eben so, als ob er mit seinen Schulkindern das Morgengebet verrichten wollte. Viele aus der Gemeinde standen wehmüthig um den Todten her, denn er hatte sie ja fast alle erzogen; sie dachten daran, welchen Dank sie dem Greis schuldig waren, und erzählten sich leise von den Tagen, die sie auch hier in der Schulstube verlebt hatten. Als man nun den Sarg aufhob und ihn zum Kirchhof hintrug, folgten alle Bewohner des Dorfes ihm nach, die Kinder gingen voraus, die Eltern hinter dem Sarge her und der Prediger des Orts hielt eine lange, schöne Leichenrede, worin er die Redlichkeit und den treuen Eifer des Verstorbenen rühmte, und in ihm das Bild eines treuen Arbeiters in dem Weinberge des Herrn vorstellte. Alle Anwesenden waren sehr gerührt und die Kinder zerflossen fast in Thränen; als aber der Sarg eingesenkt und der Grabhügel darüber aufgeworfen worden war, flüsterten sich die Kinder beim Nachhausegehen, gewissermaßen wie zum Troste, die Bemerkung zu: daß es doch nun wohl anders und besser in der Schule werden würde; denn der alte Mann war ein strenger Schullehrer gewesen, und der neue Herr Pfarrer hatte ihn über seine Lehrmethode und sein Betragen gegen die Schulkinder bisweilen sogar in der Schule selbst zurechtweisen wollen, was jedoch immer eine entgegengesetzte Wirkung zur Folge gehabt, denn nach dem Weggange des Herrn Pfarrers war der Aerger des Alten über die angeordneten Neuerungen nur desto höher gestiegen und an den Schulkindern ausgelassen worden, so daß diese sich niemals über die Erscheinung des Pastors freuten, sondern sie vielmehr als die Verboten eines

großen Gewitters anſahen, welches ſpäterhin mit kalten Schlägen über ihren Rücken hinziehen ſollte.

„Na, wartet nur!“ ſagte Gottfried, „bei dem neuen Herrn Schulmeiſter wird es ganz anders werden! Zuerſt wird das Knieen auf Erbſen abgeſchafft!“

„Und zweitens,“ fiel Chriſtian ein, „fällt das Buchſtabiren weg, denn der Herr Paſtor will bloß vom Lautiren etwas wiſſen, und wenn das Buchſtabiren aufhört, ſo darf uns der Schulmeiſter auch nicht mehr zwiſchen ſeine Kniee einkneifen, um die Buchſtaben gleichſam beſſer heraus zu preſſen!“

„Aber eine Hauptſache habt ihr doch dabei vergeſſen,“ rief Kilian dazwiſchen, „die Eſelsmütze und der braune Hans müſſen fort, die darf der neue Herr Schulmeiſter nicht mehr finden, ſonſt ſind wir verloren, und deßhalb kommt nur, daß wir ſie noch bei Zeiten auf die Seite ſchaffen!“

Er ſprang mit dieſen Worten voraus, die übrigen Knaben folgten ihm nach, und ſo ging es denn fort in die alte leer ſtehende Schulſtube. Dort wurde die Eſelsmütze und der braune Hans, ein ſpaniſches Rohr, in Beſchlag genommen, und damit auf's Feld hinaus gerannt, wo man ein Freudenfeuer anzündete, und am Begräbnißtage des alten Schulmeiſters die beiden verhaßten Strafinſtrumente unter großem Jubel verbrannte.

Während die Schuljugend ihre Traurigkeit mit dieſer faſt zügelloſen Freude vertauſchte, hatte ſich der Paſtor zum Gutsherrn auf das Schloß begeben, um mit ihm ſich über die Wiederbeſetzung der erledigten Schulſtelle zu berathen. Der Gutsherr war ein alter verabſchiedeter Major, eben ſo brav und unbeſcholten an Sitten und Denkungsart, als ſeine Hand den Degen tapfer für's Vaterland geführt hatte. Sein Wunſch ging dahin, einem treu gedienten Feldwebel, der ſeiner Wunden wegen hatte verabſchiedet werden müſſen, die erledigte Schulſtelle zu übergeben. Der junge Geiſtliche hingegen ſuchte ihn zu überzeugen, daß dieſe Wahl ganz verfehlt zu nennen ſeyn würde, weil der Feldwebel nicht eigentlich zum Schullehrer vorgebildet und erzogen worden ſey, und daher den nöthigen Unterricht nicht ſyſtematiſch genug werde ertheilen können.

„Aber lieber Herr Paſtor!“ ſagte der Major, „der Feldwebel hat hübſche Schulkenntniſſe, große Lebenserfahrung, den Ruhm erprobter Treue, und viel geſunde Vernunft, dieß alles ſind ſchöne Eigenſchaften, die man nur in der Schule des Lebens, und größtentheils mit ſchwerem Lehrgelde erlangt, und die zum großen Theile kein Lehrer in irgend einem Seminare den Schulamtscandidaten eintrichtern kann!“

„Das wohl," entgegnete der Pfarrer, „aber die eigentliche Schulbildung und die Lehrmethode wird doch nur in den Bildungsschulen erlangt, und wir wollen ja doch aus unserer Schuljugend nicht eine Compagnie Soldaten machen, welche ein Feldwebel wohl eher zu exerciren verstehen möchte!" — Er legte dem Major hierauf das Schulzeugniß eines jungen Mannes vor, der eben aus einem Seminar, als reif zur Anstellung entlassen worden war und zeigte, wie man ihm darin das Lob gegeben, daß er überaus fleißig gewesen sey, einen reichen Schatz von Kenntnissen eingesammelt habe, und als Muster der Sittlichkeit gelten könne.

„Dergleichen Zeugnisse kenne ich," entgegnete der Major; „die überzeugen mich aber noch nicht von der Brauchbarkeit des jungen Menschen, denn nicht jeder gute Lehrling, der lobenswerth unter der Aufsicht des Meisters gearbeitet hat, wird deßhalb auch gleich ein tüchtiger Meister, wenn er selbstständig dastehen muß, und wenn nun in solchen Zeugnissen von einem reichen Schatz von Kenntnissen gesprochen wird, den der junge Mensch eingesammelt haben soll; so ist doch vor allen Dingen die Frage aufzuwerfen: welcher Maßstab dabei angelegt worden sey? Denn in Bezug auf die Schule, in welcher er erzogen wurde, mag er vielleicht alles erlernt haben, was dort zu lernen möglich gewesen ist, während er in Bezug auf die große Schule des Lebens noch wenig versteht, und doch soll er Kinder erziehen und ist vielleicht noch selbst kaum erzogen. Wahrlich, Herr Pastor, da gebe ich mehr noch auf den Abschied, den mein Feldwebel vorzuzeigen hat. Das ist ein Zeugniß, das nicht in den engen Wänden einer Schulanstalt von Lehrern geschrieben ist, die außer diesen Grenzen die Welt kaum kennen; nein, da steht kein Wort zu viel oder zu wenig darin, da ist nur die Rede von dem, was bereits fürs Leben wirklich geleistet worden ist, und der Mann, der es vorzuzeigen hat, ist kein Milchbart, sondern er hat seinem Vaterlande schon gedient, er steht mit Narben auf der Stirne, und dem Ehrenzeichen auf der Brust vor uns, und zeigt uns was er wirklich ist, nicht was er erst werden soll."

Der Prediger konnte nicht in Abrede stellen, daß in der Behauptung des alten Majors viel Wahres liege; allein er wünschte doch jedenfalls den jungen, fügsameren Schulamtscandidaten viel lieber an der erledigten Schulstelle zu sehen, als den schnurrbärtigen Feldwebel, und glaubte endlich seine Wünsche dadurch am besten zu erreichen, daß er den alten Herrn zu bewegen suchte, beide einem Examen zu unterwerfen. Der Major gab nach, und das Examen wurde in den nächsten Tagen vom Prediger gehalten.

Der Geistliche nahm zuerst die heilige Schrift vor, und fand beide gut darin bewandert. Der Seminarist verstand die verschiedenen Stellen in der Bibel allerdings gewandter und in dem Sinne seiner Lehrer schneller auszulegen, der Feldwebel hingegen wußte sie mehr auf's wirkliche Leben anzuwenden, und aus seiner Erfahrung sogleich immer ein Lebensverhältniß zu nennen, auf welches die fragliche Bibelstelle anzuwenden sey.

In der Geschichte wußte der Seminarist alle Jahrzahlen, bis zu der Zeit der ältesten Völker hinauf, weit besser anzugeben, als der Feldwebel, er konnte die römischen Könige und Kaiser von den ältesten Zeiten her, wie auch die Päpste an den Fingern herzählen, und mit gleicher Geläufigkeit von den Regentenhäusern der übrigen Länder Nachricht geben. Der Feldwebel war hierin nicht so bewandert, wohl aber kannte er alle merkwürdigen Männer der Geschichte, wußte manches Ausführliche von ihnen zu erzählen, und aus der neuern, besonders der vaterländischen Geschichte mit großer Lebendigkeit das Merkwürdigste vorzutragen.

In der Geographie war der Seminarist in den fremden Welttheilen vollkommen zu Hause, kannte die Gebirgszüge aller Länder, die Summe der Bevölkerung von jeder bedeutenden Stadt, und wußte genau anzugeben, unter welchem Längen- und Breitengrade sie gelegen war. Der Feldwebel verstand das nicht, er kannte dagegen fast jedes Dorf seines Vaterlandes, hatte auf seinen Feldzügen den größten Theil Deutschlands und der angrenzenden Länder selbst gesehen, und wußte genaue Nachricht über den größeren und niederen Wohlstand der Länder und Provinzen, über den Geist ihrer Bewohner und endlich ihre hauptsächlichsten Nahrungszweige anzugeben.

So ging es denn auch in allen übrigen Wissenschaften. Der Seminarist war gelehrter, der Feldwebel erfahrener, und wie der Pfarrer über dasjenige sehr erfreut war, was der erste leistete, so nickte der alte Major beifällig, wenn sein Feldwebel die ihm vorgelegten Fragen nach seiner Art beantwortete. Zum Schluß der Prüfung sollten sie nun aber auch Rechenschaft von ihrer Lehrmethode geben. Der Seminarist bezog sich hierbei auf das, was er hierüber von seinen Lehrern gehört hatte, und gab das Erlernte, was er freilich erst selbst erfahren sollte, mit großer Geläufigkeit wieder. Der Feldwebel hingegen schüttelte den Kopf und sagte: „Eine Methode weiß ich nicht anzugeben, Herr Pfarrer, denn die gedenke ich erst nach den Fähigkeiten und dem Charakter der Kinder mir abzunehmen. Meine Hauptmethode würde seyn: zur rechten Zeit Freundlichkeit und Liebe, zur rechten Zeit Ernst und Strenge. Von Seiten der Kinder Fleiß und Gehorsam, von Seiten des Lehrers treuen Berufseifer und

unwandelbare Gerechtigkeit. Eine andere Methode kenne ich nicht, kann sie wenigstens im voraus nicht bestimmen!"

Die Prüfung war nun zwar geschlossen, sie hatte aber den alten Major nur ungewisser gemacht, denn was ihm der Pfarrer auch über die ausgebreiteten Kenntnisse des Seminaristen sagen mochte, so zog ihn sein eigenes Gefühl doch immer mehr zum Feldwebel hin. Endlich siegte die Beredsamkeit des Geistlichen; der Major traute in dieser Angelegenheit seinem eigenen Urtheil weniger, er gab nach, und der Seminarist erhielt die Schulstelle.

„Feldwebel!" sprach er am andern Morgen, „der Seminarist ist gelehrter wie Ihr; ich habe ihm die Schulstelle gegeben. Dagegen sollt Ihr eine kleine Pension von mir empfangen, und außer der Schule mir die Dorfjugend hier in Aufsicht halten, denn ich will meinem König tüchtige und treue Unterthanen erziehen, und zwar nach meiner Methode!"

Er gab dem Feldwebel eine geräumige Wohnung nebst einem Garten, und wollte nun auch eine förmliche Instruktion entwerfen, nach welcher der Feldwebel leben und wirken sollte; dieser aber bat ihn, das aufgetragene Werk ihm allein zu überlassen, und erst nach Jahr und Tag zu beurtheilen, in wie fern es ihm gelungen seyn werde.

Der Seminarist stand also jetzt als Lehrer in der Schulstube, und beschäftigte die Dorfkinder mit wissenschaftlichen Gegenständen, von denen sie bisher noch nichts gewußt hatten. Sie mußten vieles auswendig lernen, und konnten bald zur Verwunderung ihrer Eltern nicht allein eine Menge fremder, weit über's Meer gelegener Länder und Städte, Inseln, Gebirge und Flüsse hersagen, sondern auch die Blumen und Gewächse nach ihren botanischen Namen nennen, und endlich altgothische Buchstaben malen, welche die Eltern mit Erstaunen betrachteten. Der Feldwebel hingegen lebte still in seinem Hause, bebaute sein Gärtchen und schickte seine eignen zwei Söhne fleißig in die Schule. Durch die letztern ließ er denn bisweilen einige der fleißigsten Kinder zu sich einladen, theils um mit ihnen in der schöneren Jahreszeit einen Spaziergang durch Wald und Feld zu machen, theils, wenn das Wetter zu rauh war, ihnen in seinem Stübchen etwas zu erzählen oder sie in einer Handarbeit zu unterrichten. Auf seinen Spaziergängen ließ er sich von ihnen zwar auch wohl die fremden, botanischen Namen versagen, um sie gewissermaßen selbst von ihnen zu erlernen, dagegen machte er sie aber mit dem Nutzen der verschiedenen Pflanzen und Baumarten bekannt, lehrte sie, wie sie erzogen und behandelt werden müßten, um für den Menschen brauchbar zu seyn, und zeigte ihnen auch die Pflanzen, die entweder als Unkraut aus den Saatfeldern vertilgt

werden müßten, oder die als wirkliche Giftpflanzen dem Leben des Menschen gefährlich wären. Wenn nun aber das Wetter rauh war, wenn es regnete und stürmte, oder der Winter mit seinem Frost eintrat, so beschäftigte sich der Feldwebel daheim mit Handarbeiten, flocht Körbe, schnitzte Pantoffelhölzer, machte Mäusefallen und Vogelkauer, knüpfte Jagdtaschen u. s. w. und gab den Knaben, die ihn besuchten, gern Unterricht in diesen Handarbeiten, während er ihnen aus der Geschichte ihres Vaterlandes, von den großen Regenten darin, und aus dem, was er selbst erlebt hatte, manches Wichtige erzählte.

Diese Art mit Kindern umzugehen, verschaffte dem Feldwebel bald die allgemeine Liebe; ein Kind erzählte es dem andern wieder, was es gestern beim Feldwebel gearbeitet oder gehört hatte, und die Zahl der Kinder nahm mit jedem Tage zu, denn es wollte kein Kind mehr von den Feierstunden des Feldwebels ausgeschlossen seyn, und wie die Knaben ihre Werkzeuge, Messer und Bohrer zum Korbmachen mitbrachten, so stellten sich die Mädchen mit ihren Spinnrädern ein, setzten sich um die Frau des Feldwebels, und zu dem Schnurren der Rädchen und der einfachen Beleuchtung aus dem kleinen Kamine, in welchem der Kien hell aufloderte, belebten des Feldwebels Erzählungen die kleine Versammlung. Aber die Kinder mußten auch ihrerseits dasjenige berichten, was sie in der Schule gelernt hatten; der Feldwebel beurtheilte dann mit den übrigen, ob das erzählende Kind auch das Erlernte richtig gefaßt und begriffen habe, und es wurde bei dieser Gelegenheit nicht allein alles wiederholt, sondern vieles erst recht berichtigt und eingeprägt.

Auch die täglichen Vorfälle des Lebens gingen nicht unbemerkt vorüber. Der Feldwebel verlangte zu wissen, welches Kind Lob, welches Tadel, oder sogar Strafe in der Schule erhalten hatte; war es ein Fehler, welcher Entschuldigung verdiente, so kam das Kind mit einem ernsten Kopfschütteln des Feldwebels und mit der einfachen Weisung davon, sich aus der Nähe des Feldwebels hinweg, und für heut auf eine Bank an der Thüre zu setzen. War es aber ein Vergehen, was vorsätzlich geschehen war, und einen starren, tückischen Sinn und beharrlichen Unfleiß und Trägheit zeigte, dann sagte der Feldwebel ganz ruhig: „Du wirst von jetzt an in das zweite Glied gestellt, und darfst mich nicht eher wieder besuchen, bis du deinen Fehler abgelegt und vollkommen wieder gut gemacht hast!“ Das half dann mehr, als die empfindlichsten Schulstrafen, und trieb die Kinder schnell und innig zur Besserung, denn die Nachricht: Hans oder Liese sey ins zweite Glied versetzt, und darf nicht mehr zum Feldwebel kommen! erscholl bald durchs ganze Dorf, ein Kind sagte es

dem andern wieder, und nicht allein das bestrafte Kind, sondern auch die Eltern desselben fühlten sich tief gekränkt und beschämt, und thaten alles nur mögliche, um durch Besserung des Kindes jenes Strafgebot wieder aufgehoben und das Kind wieder ins erste Glied versetzt zu sehen.

Wenn sich im Dorfe irgend etwas von Wichtigkeit ereignet hatte, so wurde es in der Abendversammlung oder auf dem Spaziergange besprochen. Bei Vergehungen und Verbrechen, die begangen worden waren, ließ der Feldwebel die Kinder nicht allein selbst beurtheilen, nach welchen Grundsätzen und Geboten der christlichen Religion jene That nicht hätte begangen werden dürfen, sondern machte sie auch mit den Gesetzen des Landes bekannt, die besonders hierauf Bezug hatten, und untersuchte mit ihnen, wie schwer sich der Beschuldigte vergangen habe, und welche Strafe ihn wohl treffen müsse. Wenn im Dörfchen sich ein Unglücksfall ereignet hatte, so wurde zuvörderst geprüft, ob er hätte vermieden werden können, oder ob er als eine Schickung Gottes zu betrachten sey, in jedem Falle aber sogleich die Möglichkeit erwogen, ob man nicht helfen könne, und wenn dieß nun durch freundlichen Zuspruch, oder durch die vereinten Kräfte der Kinder möglich schien, so wurde dann die Einwilligung der Eltern erbeten und rasch ans Werk gegangen. So lag zum Beispiel der alte Stephan an einem sehr bösartigen Fieber krank, der harte Winter war eingetreten, und die einzige Tochter, deren Bräutigam als Soldat an der Grenze des Landes stand, vermochte kaum durch ihrer Hände Arbeit die armen, alten Eltern zu unterhalten, viel weniger ihnen die nöthige Pflege oder das Holz zum Winter zu verschaffen. Das wurde denn in der Abendversammlung beim Feldwebel besprochen, denn der Feldwebel hatte den kranken Stephan besucht, und konnte den Kindern eine genaue, herzergreifende Schilderung von seiner trostlosen Lage machen. Die Mädchen hörten auf zu spinnen, die Knaben ließen ihre Schnitzer sinken, und alles sah den Feldwebel mit großen zum Theil thränenfeuchten Augen an. Er aber sprach: „Ich sehe, ihr habt mich verstanden, Kinder, berathet euch jetzt untereinander, ob der Noth des alten Stephan abzuhelfen sey, und der Aelteste von euch statte mir dann Rapport ab!“ Die Knaben traten hierauf zusammen, die Mädchen auch, sie beriethen sich, und nach wenigen Minuten näherten sich die beiden ältesten dem Feldwebel.

„In unserm Dorfe,“ hob das Mädchen an, „sind dreißig Bauerwohnungen; wenn aus einer jeden abwechselnd dem armen Stephan täglich eine warme Suppe und ein Stück Brod gesendet wird, so kommt das alle Monate ja nur einmal herum, der Stephan hat aber doch zu essen! Wir, die Kinder aus den Bauergütern, wollen unsere Eltern bitten, daß wir

dem kranken Stephan abwechſelnd die Speiſen hintragen dürfen, und wir, die Mädchen der ärmern Tagelöhner, wollen abwechſelnd der Tochter des Stephans Abends ſpinnen helfen, damit ſie mehr Garn zum Verkauf fertig bekommt."

Und der älteſte Knabe ſagte: „Wie wir erfahren haben, ſoll übermorgen ein Holztag ſeyn, wo unſer gnädiger Herr Major der Gemeinde erlaubt hat, den Abraum aus dem Klafterſchlage zu erholen. Wenn unſer Herr Schulmeiſter an dieſem Tage die Schule frei geben wollte, ſo würden wir uns früh Morgens mit vier Schlitten hier einfinden, und unter des Herrn Feldwebels Aufſicht und Anordnung nach dem Klafterſchlage hinfahren und dort Reisholz aufladen, da ſollte denn der alte Stephan wohl für den Winter mit Holz verſorgt werden, denn wir glauben, daß acht bis zehn tüchtige, fröhliche Jungen eben ſo viel ziehen werden, als zwei alte, ſchläfrige Pferde."

Der Feldwebel billigte beide Vorſchläge, und nun eilten die Kinder nach Hauſe zu den Eltern, mit einem ſchönen Gruße vom Herrn Feldwebel und der Bitte für den alten Stephan; der Herr Feldwebel aber ging ſelbſt zum Schulmeiſter und bat, daß er die Schule übermorgen frei geben möchte; und wo der Herr Feldwebel ſeinen Gruß und ſeine Bitte hinſendete, oder wo er gar ſelbſt erſchien, um für Andere zu bitten, da fehlte niemals die freundliche Gewährung. War endlich jemand in dem Orte geſtorben, ſo wurde für dieſen Abend nichts weiter erzählt, ſondern die Lebensgeſchichte des Todten genau durchgegangen, und manches Lehrreiche, manches Warnende, manches zur Nacheiferung Belebende daraus geſchöpft; und wenn nun der Verſtorbene ein braver Mann, oder eine achtbare Hausfrau geweſen war, oder wenn der Tod jemanden in der Blüthe der Jahre abgerufen hatte, der mit allgemeiner Trauer begraben worden war, dann nahm der alte Feldwebel Abends zuletzt ſeine Geige von der Wand, und fing ein erhebendes geiſtliches Lied an zu ſpielen, die Kinder ſtimmten in ernſter, gerührter Stimmung mit ein und der Feldwebel ſagte ihnen dann nach dieſer einfachen Todtenfeier gute Nacht! und ließ ſie ſo ſtill und mit dem innigen, geheimen Wunſche nach Hauſe gehen: es möchte ihrer auch einſt ſo gedacht werden.

Dem neuen Schullehrer entging der Einfluß nicht, den der Feldwebel auf die Schulkinder ausübte; denn bei Allem, was vorfiel, beriefen ſie ſich auf den Herrn Feldwebel, eilten ſo oft ſie nur durften zu ihm, und glaubten nur dann erſt recht feſt an eine Sache, wenn ſie auch der Herr Feldwebel beſtätigt hatte. Der junge Schullehrer meinte nun, daß der Feldwebel, der einſt ſein Mitbewerber um die Schulſtelle geweſen war,

jetzt als sein Feind da stehe, und daß er ihm die Achtung und Liebe der Kinder recht geflissentlich zu entziehen suche, ja er hatte die Bemerkung gemacht, daß bei manchen Kindern, bei denen er durch die allerstrengsten Maßregeln keine Besserung hatte bewirken können, diese Besserung leicht durch den Feldwebel erlangt worden sey, der nichts weiter gethan, keinen St..k und keine Ruthe gebraucht, sondern das hartnäckige Kind nur einige Zeit ins zweite Glied versetzt, und von seinen Abendunterhaltungen ausgeschlossen hatte. Der Schulmeister beklagte sich deßhalb bei dem Herrn Pastor, der ebenfalls gegen den Feldwebel eingenommen war, und bat, den Feldwebel bedeuten zu wollen, daß er sich in den Unterricht und die Erziehung seiner Schuljugend gar nicht einmischen, sondern sie ihm ganz allein überlassen solle, indem eine getheilte und sich widersprechende Methode nur von dem größten Nachtheil für die Kinder seyn und deßhalb unterbleiben müsse.

Dem Prediger schien das, was der Schullehrer vorbrachte, nicht ungegründet; ihm selbst war die große Liebe und Verehrung, welche der Feldwebel im Dorfe genoß, längst auffällig gewesen, denn weder er, noch der Schulmeister hatten es der Mühe werth gehalten, sich um das Thun und Treiben des Feldwebels recht eigentlich zu bekümmern, viel weniger noch Zeuge seiner Unterhaltungen mit den Kindern zu seyn; er ging auf die Meinung des Schulmeisters ein, daß der Feldwebel sich wegen seiner Zurücksetzung gewissermaßen jetzt an ihnen rächen wolle, und ob beide gleich nicht behaupten konnten, daß des Feldwebels Umgang mit den Kindern einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Fleiß und ihr Betragen habe, so hielten sie seine Einmischung doch für störend, und der Pastor nickte schweigend mit dem Kopfe, als der Schulmeister die Versicherung hinzufügte: der Feldwebel sey ein scheinheiliger Schwindler!

„Wir haben der Sache zu lange ihren Gang gelassen," sagte der Pastor, „und ich werde morgen am Sonntage Gelegenheit nehmen, in meiner Predigt einige kräftige Winke über dergleichen heimliches Treiben der Gemeinde zu geben; dann aber wollen wir auch mit eigenen Augen sehen, und in der Abendstunde, in welcher die Kinder gewöhnlich beim Feldwebel versammelt sind, einmal unerwartet in diesen Kreis hineintreten und Zeuge von dem seyn, was vorgenommen wird."

Es war ein rauher Wintersonntag, der Abend war bereits angebrochen, und der größte Theil der Schulkinder saß in der warmen Stube traulich um den Feldwebel versammelt; der Leuchtekamin erhellte das Zimmer nur dürftig, und da der Feldwebel so eben mit den Kindern den Vers eines geistlichen Liedes wiederholte, das heute während des Gottesdienstes gesungen

werden war, ſo war es möglich, daß der Pfarrer und Schulmeiſter während des Geſanges unbemerkt ins Zimmer treten und ſich ſtill auf die Bank neben der Thüre ſetzen konnte.

Als der Geſang beendigt war, ſprach der Feldwebel: „Hört, Kinder, wir haben heute eine ſchöne, lehrreiche Predigt von unſerem Herrn Paſtor gehört; es iſt aber bei vielen Menſchen leider der Fall, daß ſie in die Kirche gehen, mit ernſter Miene nach der Kanzel aufſchauen, aber dennoch gar nicht wiſſen, was der Herr Pfarrer da oben eigentlich geſprochen hat; das hat ſeinen Grund darin, daß die Leute an andere Sachen denken, die nicht in die Kirche gehören, daß ſie die weltlichen Gedanken mit in das Gotteshaus bringen, und ſich nicht daran gewöhnen können, ihre durch die äußeren Eindrücke zerſtreuten Sinne auf etwas Ernſtes, Heiliges zu richten; ein ſolcher Menſch geht aber geradezu umſonſt in die Kirche; er faltet zwar wohl die Hände wie zum Gebet, ſchlägt die Augen nach oben auf, als ob er andächtig ſey, aber er denkt ſich nichts dabei, er kommt nicht ernſter, nicht beſſer aus der Kirche, als wie er hinein ging, und weiß den Seinigen zu Hauſe nichts Tröſtliches aus der Predigt zu erzählen, denn er hat nicht aufmerkſam darauf gehört, oder er hat ſie wohl gar verſchlafen. Ein ſolcher Menſch hat keine Liebe zur Religion, wird niemals ſeinen Sinn auf etwas Höheres richten, und wenn ihn die ſchweren Stunden des Lebens treffen, dann verſinkt er in Angſt und Noth, und vermag nicht Troſt aus dem zu ſchöpfen, was er einſt von ſeinen Religionslehrern gehört hat. Seht Kinder, wie ich unter der Fahne meines frommen Königs den Krieg mitgemacht habe, da kam manche Stunde und mancher Tag, wo mir wohl ſehr bang zu Muthe geweſen wäre, hätte ich nicht an das gedacht, was ich in der Kirche oft gehört hatte; aber da fielen mir alle die wichtigen Lehren ein, die unſer ſeliger Herr Paſtor von der Kanzel ſprach, und ich dachte dann freudiger an meinen Beruf, an Gott und Vaterland, und wenn der graue Morgen am Tage der Schlacht dämmerte, und meine Kameraden zum Theil in bangem Schweigen beharrten, zum Theil in frechen Witzen und Fluchen Zerſtreuung ſuchten, dann fing ich getroſten Muthes das Morgenlied an zu ſingen, unbekümmert, ob es das letzte ſey:

„Mein erſt Gefühl ſey Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele!“

Und die Bangen wurden fröhlich und ſtimmten mit ein, und die Frechen falteten endlich auch ihre Hände und ſangen mit; und ſo ging es in die Schlacht und zum Siege. So will ich, daß auch ihr von Jugend auf aufmerken und das im Herzen bewahren ſollt, was euch in der Kirche

gelehrt wird, und darum halte ich von dem nichts, der aus der Kirche kommt, und mir von der Predigt nichts zu erzählen weiß! Habt ihr's gehört? Also, Gottlieb, wovon hat der Herr Pastor heute gepredigt?"

Gottlieb stand auf und sagte: „von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern und Lehrer, wobei er das vierte Gebot ganz besonders erklärt hat."

„Gut!" sagte der Feldwebel, und rief mehrere Kinder auf, die ihm alle etwas Näheres aus der Predigt erzählen mußten.

„Aber," hob ein Knabe an, „eines ist mir doch aufgefallen; der Herr Pastor sagte nämlich, wie er das vierte Gebot erklärte, wenn es darin hieße: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, so wären nicht bloß die Eltern, sondern auch die Obrigkeit und die Lehrer darunter zu verstehen, auch diese müßte man ehren und ihnen mit Liebe anhängen; man sollte aber diese Hochachtung und Liebe auch selbst werth halten und sie nicht an den Ersten, Besten verschwenden, der sich einem als Lehrer aufdringen wollte, man solle lieber bei den Eltern zu Hause bleiben, und ihnen mit stillem Gehorsam zur Hand gehen, als Stunden lang bei fremden Leuten sitzen, sich von ihnen unnütze Mährchen erzählen, oder in Spielereien unterrichten lassen, oder gar mit ihnen wie vornehme Leute spazieren gehen und die Zeit verschwenden!"

„So?" sagte der Feldwebel, „und warum ist dir denn das aufgefallen? Ich dächte unser Herr Pastor hätte vollkommen Recht!"

„Nein, nein!" sagte der Knabe, „das waren Stichelreden auf den Herrn Feldwebel und auf uns, ich habe es dem Herrn Pastor wohl angemerkt, und er soll schon mehr darüber haben verlauten lassen, aber das gefällt keinem!"

„Ei, ei, du unnützer Bursche, wie kannst du deinem Seelsorger zutrauen, daß er mit Stichelreden von der Kanzel sprechen werde?" fuhr der Feldwebel auf; „der Herr Pastor ist viel zu gut und zu klug, als daß er mißbilligen sollte, was ich in treuherziger Liebe zu euch thue. Hätte er ein Mißtrauen gegen mich, so wäre ich wohl selbst daran schuld, denn ich habe bis jetzt freilich noch unterlassen, ihn zu bitten, daß er mich unter euch hier besuchen möchte, um Zeuge von dem zu seyn, was ich hier mit euch beginne; aber dann würde er mich auch gewiß zu sich gefordert, und mich über alles befragt, nicht aber mich öffentlich abgekanzelt haben! Siehst du, Bursche, durch dieses Mißtrauen hast du gleich gegen das vierte Gebot verstoßen, denn du hast deinen Lehrer nicht geehrt, und deßhalb marschire und setze dich heute auf die Strafbank an der Thüre nieder!"

Der Knabe folgte schweigend und niedergeschlagen der ernsten Weisung des Feldwebels, aber wie erstaunten alle, als sie den Herrn Pastor

und Schulmeister selbst schon auf der Strafbank sitzen sahen. Der Feldwebel zog ehrerbietig sein Käppchen ab und bewillkommte sie, der Geistliche aber reichte ihm die Hand und sagte: „Wir sind eben gekommen, um Sie einmal unter den Kindern zu besuchen, Herr Feldwebel. Sehen Sie, hier ist der Schullehrer, und ich bin der Schulvorstand unseres Ortes, wir sind verantwortlich für den Unterricht und die Bildung der Jugend, und da Sie, wie wir gehört haben, auch darauf einzuwirken sich bemühen, so wünschen wir uns zu überzeugen, auf welche Weise dieß geschehe, und ob es auch von unserer Seite gebilligt werden könne!“ Der Feldwebel bezeugte seine große Freude über diesen Besuch, entließ die Kinder für heute, rückte Stühle an den Kamin, dessen Flammen er anschürte und erzählte den beiden Herren treuherzig alles, was er mit den Kindern vornehme, um ihnen nützlich zu seyn, und so den Auftrag seines verehrten Herrn zu erfüllen. Er schloß endlich mit den Worten: „Sehen Sie, mein hochwürdiger Herr Pastor, ich thue eigentlich nur das, was jeder Vater an seinen Kindern thun sollte. Die Lehrer lehren in der Schule und in der Kirche, der Vater muß aber doch auch wissen, ob sein Kind etwas gelernt und begriffen hat, er soll es deßhalb darüber vernehmen, soll es prüfen, mit seiner Erfahrung vieles berichtigen, und das Kind auf den rechten Weg hinweisen; so soll er dem Lehrer zu Hülfe kommen, dessen eigene Jugend ja oft noch gar nicht reich genug an Erfahrung ist. Der Lehrer führt das Kind in das Gebiet der Wissenschaften, und macht es mit den dort geltenden Gesetzen bekannt; der Vater aber muß es ins Leben einführen und ihm frühzeitig einprägen, was hier nach den Gesetzen des Landes Rechtes ist. Dieß thun aber die wenigsten Väter, und darum habe ich es übernommen, und ich denke, es soll gute Früchte an den Kindern tragen!“

Der Geistliche und der Schullehrer konnten sich eines beschämenden Gefühls nicht erwehren. Sie hatten dem Manne Unrecht gethan, der jetzt mit einer so reinen Absicht vor ihnen stand und sein Werk tadellos ausführte. Sie luden sich bei dem alten Feldwebel selbst heute zum Abendbrode ein, dessen Frau sogleich eine gute Biersuppe und einen Eierkuchen besorgte; der Pfarrer aber schickte nach seiner Wohnung hinüber und ließ eine kleine Bowle Punsch und Pfeifen herbei holen. Im traulichen Gespräch blieb man bis spät Abends beisammen, man verständigte sich, und gewann Vertrauen und Liebe zu einander, und besprach sich, wie man künftighin vereint für die Bildung der Jugend sorgen wolle.

„Noch eine Frage müssen Sie mir aber beantworten, Herr Feldwebel,“ sagte der Schulmeister; „wodurch gelingt es Ihnen denn, daß

die Kinder Ihnen weit mehr gehorchen als mir, und daß Sie durch scheinbar sehr geringe Strafen weit mehr bewirken, als ich durch die härtesten Züchtigungen?"

„Die Antwort ist nicht schwer darauf!" sagte der Feldwebel, „der Mensch wird überall nach festen Gesetzen regiert und gerichtet, und der Richter kann nicht weiter schreiten, als es die Gesetze für den vorliegenden Fall erlauben. Das Kind hingegen ist ganz der Willkür des Lehrers überlassen; je nachdem dieser ruhig und besonnen, oder leidenschaftlich, streng gerecht, oder parteiisch ist, je nachdem wird auch mit dem Kinde gerecht oder ungerecht verfahren. Der Lehrer untersucht oft nicht genau, hört auf Einflüsterungen anderer, fordert auch wohl gar die Kinder auf, daß eines die Vergehungen des andern anzeigen und verrathen soll, und gebraucht dann, ohne weiter viel zu prüfen, fleißig den Stock, als das leichteste und wirksamste Strafmittel. Aber dadurch wendet er die Kinder von sich ab, und macht sie verstockt, denn das Kind weiß durch sein natürliches Gefühl sehr wohl zu unterscheiden, was gerecht und ungerecht, parteiisch oder unparteiisch sey, und sobald es durch zu häufige Strafen die Meinung faßt, der Lehrer strafe gern, dann macht es sich selbst aus den Strafen nichts mehr, erträgt den Augenblick des Schmerzes leichtsinnig genug, brüstet sich wohl gar gegen seine Kameraden wegen der ausgestandenen harten Strafe, und sucht sich an dem Lehrer durch Kränkungen zu rächen. Ich für meinen Theil lasse lieber zehn Vergehungen ungestraft, ehe ich einmal ein Kind unschuldig strafen sollte; bei mir wissen sie, daß mir das Herz blutet, wenn ich strafen muß, und das thut ihnen oft weher als die Strafe selbst; aus meiner Nähe mögen sie nicht verbannt seyn, denn es ist ihnen der höchste Lohn, mich zufrieden mit ihnen zu sehen, und doch bin ich ernst; nach den kleinen, unter uns festgestellten Gesetzen richte ich streng und unerbittlich, aber ich bin gerecht und meine Stimmung gegen die Kinder ist sich jeden Tag gleich; deßhalb vermag ich auch alles über sie, weil sie meine Gerechtigkeit fürchten, und zugleich auch mit Liebe auf sie bauen."

Dieser Abendbesuch hatte die besten Folgen; der Pfarrer, der Schulmeister und der Feldwebel wurden innige Freunde, sie reichten sich bei dem Unterricht und der Erziehung der Jugend gegenseitig die Hand, unterstützten sich mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen, und es geschah oft, daß wenn der junge leidenschaftliche Schulmeister mit den härtesten Züchtigungen nicht auskommen und Besserung bewirken könnte, der alte Feldwebel dann aushelfen mußte.

So war vor einiger Zeit ein reicher Müller nach Salbach gezogen,

deſſen beide Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, durch die zu nachſichtigen Eltern nicht allein ſehr verwöhnt, ſondern überhaupt höchſt vernachläſſigt waren. Sie hatten nicht die geringſte Luſt zum Fleiße und zur Thätigkeit, ſie erlaubten ſich jede Art von Lüge und Verleumdung, um eine Schuld von ſich abzuwälzen und ein Vergehen auf andere zu ſchieben, und hatten dann im Stillen die größte Schadenfreude, wenn es ihnen gelungen war, die ihnen gebührende Strafe einem Unſchuldigen zuzuwenden. Oefter waren ſie zwar auf den Lügen ſchon ertappt und auf das Härteſte dafür gezüchtigt, auch wegen ihres Unfleißes vor der ganzen Schule beſchämt worden, allein es wollte nichts helfen, die Beſſerung erfolgte nicht, und die beiden Kinder, die zu den reichſten im Dorfe gehörten, ſuchten ſich durch andere Genüſſe wieder zu entſchädigen, und lachten oft den Schullehrer aus, daß er ſich ihretwegen ärgern müſſe.

Der Feldwebel hatte ſeit längerer Zeit ſeine Abendunterhaltungen ausſetzen müſſen, denn ſein jüngſter Sohn lag an einer Gehirnentzündung gefährlich krank, und der Vater durfte das kranke Kind nicht verlaſſen. Aerztliche Sorge, treue, elterliche Pflege halfen nicht, der Knabe ſtarb dennoch am neunten Tage. Eine allgemeine Trauer herrſchte unter den Kindern im Orte, ſie beweinten den Verluſt ihres kleinen Freundes, und waren bis in's Innerſte durch den Schmerz des alten Feldwebels ergriffen. — Als der Knabe begraben werden ſollte, verſammelten ſich alle Kinder um den Sarg, alle wollten ihn zur Grabſtätte hinbegleiten, viele drückten ihm noch einmal die kalte Hand und nahmen Abſchied von ihm auf ewig.

Auch die Kinder des Müllers hatten ſich, auf das Beſte geputzt, zum Begräbniß eingefunden und wollten mit den übrigen dem Sarge folgen. Sie hatten ſich aber wenige Tage zuvor eines ſchweren Vergehens ſchuldig gemacht, und theils aus unbeſiegbarer Lüſternheit, theils aus boshafter Schadenfreude faſt alle Trauben von dem mühſam angelegten, ſchönen Rebengeländer des Schulmeiſters in der Abendſtunde abgeriſſen. Auf eine liſtige Weiſe ſuchten ſie zwar andere Kinder deßhalb verdächtig zu machen, allein es gelang ihnen nicht, denn es wurde vielmehr ein großer Theil der entwendeten Trauben, die ſie in der Freude des gelungenen Raubes ſich hatten aufheben wollen, um ſie nach und nach genießen zu können, bei ihnen noch vorgefunden und ſo die Diebe entdeckt. Der Schulmeiſter klagte dieſen Vorfall dem Feldwebel, er wollte nicht in ſeiner eigenen Sache der Richter ſeyn, konnte auch keine Strafe erdenken, die für dieſe hartnäckigen, boshaften Kinder paſſend und empfindlich genug ſeyn möchte und der Feldwebel verſprach die Beſtrafung der beiden Kinder über ſich zu nehmen. Als nun in dem

Augenblick, wo ſein kleiner Sohn begraben werden ſollte, die Kinder um den Sarg verſammelt ſtanden, trat der alte Feldwebel mit bleichem, kummervollem Antlitz unter ſie, und indem er ein Kränzchen von Immergrün ſeinem todten Kinde auf's Haupt drückte, ſagte er zu den übrigen: „Seyd mir auch heut willkommen, meine lieben Kinder! unſere Unterhandlung wird dießmal zwar eine ſehr ernſte, unſer Gang ein ſehr ſchwerer ſeyn, aber wir wollen dennoch nicht den Muth verlieren und wollen aus dieſer Stunde große, heilige Lehren für's Leben ziehen. Wenn wir mein geliebtes Kind in ſein letztes Ruhekämmerlein eingeſenkt und den Grabhügel aufgeworfen haben werden, dann verſammelt euch wieder hier um mich, und dann wollen wir ſehen und uns fragen, was das Menſchenleben ſey und wie es angewendet werden müſſe, um in der Todesſtunde freudig und in der Erwartung einer beſſern Zukunft abgerufen zu werden. Wer aber mit mir dem Sarge zum Gottesacker folgen und eine Hand voll Erde ſeinem kleinen Freunde als die letzte Gabe in's Grab werfen will, der muß auch reines Herzens und ſich keiner Schuld bewußt ſeyn, ſonſt würde er am Grabe zurück ſchaudern und der Todte ſelbſt keine Ruhe finden. Wer alſo glaubt, mit gutem, reinem Herzen dem Sarge folgen zu können, der hebe die Hand auf, wer aber dieß nicht vermag, der gehe nach Hauſe!"

Die Kinder hoben alle die Hände empor, die Kinder des Müllers aber traten zurück und wollten ſich hinter den übrigen verbergen. Der Feldwebel rief ſie jedoch bei Namen hervor und ſagte: „Weicht von dem Sarge dieſes unſchuldigen Kindes, ihr Lügner und Verleumder! ihr ſeyd nicht würdig, an ein Grab zu treten, in welches die Thränen der Eltern und der Freunde fallen; an eurem Sarge wird niemand weinen, jeder wird euren Eltern Glück wünſchen, daß ſie nicht noch größeren Kummer und Schande an euch erleben müſſen, eure Grabſtätte wird mit Unkraut bewachſen und bald verfallen, und ihr ſelbſt werdet als Verbrecher vor dem ewigen Richter erſcheinen! Hebt euch weg aus meinem friedlichen Hauſe und betretet es nicht wieder, wenn ihr euch nicht beſſern wollt!"

In tiefſter Beſchämung und laut heulend gingen die beiden Kinder nach Hauſe, während der Leichenzug ſtill und ernſt ſich nach dem Kirchhof zu wendete.

Dieſer Vorfall machte jedoch einen tiefen Eindruck auf die Kinder des Müllers, ſie waren von Stunde an pünktlicher und fleißiger in der Schule, blieben aber ſtill und in ſich gekehrt, denn ſie wagten kaum mehr die Augen aufzuſchlagen und ſaßen traurig vor ihrer Wohnung, wenn die übrigen Kinder fröhlich zu ihrem alten Freunde, dem Feldwebel, hineilten. So waren mehrere Monate verſtrichen, als der Feldwebel eines

Tages das Grab seines Kindes besucht und dann in ernsten Gedanken versunken, sich unter den Schatten einer Eiche gesetzt hatte, von wo er die reifen Kornfelder überschaute, die er mit dem ebenfalls reifen Felde des Kirchhofs verglich. Da nahten sich ihm, im Gespräch versunken, die beiden Kinder des Müllers; der Knabe trug einen Blumenstrauß in der Hand, das Mädchen ein Körbchen voll Blumen und einen Rosenkranz oben drauf. Sie hatten den Feldwebel nicht bemerkt und erschraken desto heftiger, als sie ihn nicht vor sich erblickten, so daß der Knabe die Blumen fallen ließ. Der Feldwebel befragte sie ernst, was sie beginnen wollten, und da sie statt der Antwort bitterlich zu weinen anfingen, redete er ihnen freundlicher zu, worauf der Knabe endlich sagte: „Wir haben nicht mit zum Begräbniß gehen dürfen, weil wir Böses gethan hatten; heut aber hat uns der Herr Schulmeister eine gute Censur gegeben und da haben wir Blumen gepflückt, um das Grab damit zu bekränzen, denn unsere Eltern und der Herr Schulmeister haben uns wieder verzeihen und der Herr Feldwebel wird ja wohl auch — — — —;“ der Knabe konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Der Feldwebel nahm eine von den Rosen auf, welche auf die Erde gefallen waren, steckte sie an die Brust und sagte: „Geht und bekränzt das Grab meines Kindes, auch ich will euch verzeihen!“

Und die Kinder gingen in stiller Freude und Erhebung zum Grabe und kamen mit den andern Kindern nun wieder zum Feldwebel und wurden gut und brav.

Nach zwei Jahren kehrte der alte Major nach Salbach zurück, um seinen ländlichen Aufenthalt und die neue Schule wieder einmal zu besuchen. Die Gemeinde empfing ihn mit großer Freude und als er sie fragte, wie sie mit ihrer Schule zufrieden wären, so nahm der alte Richter an die eine Hand den Schulmeister, an die andere den Feldwebel und sagte: „Wir sind wohl zufrieden, Herr Major; hier steht der würdige Lehrer und hier der treue Vater unserer Kinder!“

Und der Pfarrer trat hinzu und sagte: „Wir hatten beide Recht, Herr Major, und jetzt wo sich unsere beiderseitigen Ansichten auf so seltene Weise vereinigt haben, ist für den Unterricht und für die Erziehung unserer Kinder gut gesorgt!“

Und so war es denn auch, die Kinder zu Salbach wuchsen zur Freude aller Menschen auf und es wurden aus ihnen brave, besonnene Hausväter und Hausmütter und treue, tüchtige Unterthanen.

Der Erbe.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Commerzienräthin Wolkner.
Eduard Wolkner, Referendar, } ihre Neffen.
Arthur Wolkner, Lieutenant, }
Abraham Wolkner, Rektor, }
Christoph, des letzteren Sohn.
Der Förster Gruß.
Henriette, seine Frau.
Sibylla, die Stiefgroßmutter der Försterin.
Sebastian Fuchs, Buchhalter der Commerzienräthin.

Erſter Aufzug.

Zimmer in der Wohnung des Förſters Groß.

Erſter Auftritt.

Der Förſter ſitzt am Tiſch und zeigt ſein Gewehr. Henriette, ſeine Frau, ſteht am Fenſter. Gleich darauf erſcheint der Lieutenant Arthur Wolfram.

Henriette. Ein Officier hält eben vor dem Hauſe! Männchen eile, daß du ihn empfängſt!

Förſter. Nun, das fängt gut an, die Schwarzen ziehen ſo ſtark, daß man kaum mit den Gewehren fertig werden kann.

Henriette. Laß doch jetzt die alten Flinten und denke, was du heut zu thun haſt!

(Der Förſter ſtellt ſeine Flinte weg.)

Förſter. Es wird allerdings heut eine eigne Jagd geben, ein ächtes Fuchstreiben, da ſo kein ſich die Füchſe nicht früher ſehen im Eiſen fangen, welches mit guter Witterung verſehen iſt! Nun wir wollen das Füchschen einlaufen. (Er geht ab.)

Henriette (am Fenſter). Der Officier iſt nicht übel! Wie er gewandt vom Pferde ſpringt; ein ſchlanker, netter Menſch, dem man eher einen Gruß wünſchen könnte, als dem angegriffenen Reſervemann in der oberen Stube. Jetzt kommt er!

(Der Förſter Groß und der Lieutenant Arthur Wolfram kommen herein.)

Lieutenant (indem er abſteigt). Alſo Sie ſind der Förſter Groß auf dem grünen Hauſe?

Förſter. Zu dienen, der bin ich.

Lieutenant. Gut! so grüße ich Sie, mein liebster Gruß, und da dieß wahrscheinlich die Frau Grußin ist, so verfehle ich nicht, ihr den eigenen Namen entgegen zu bringen.

Henriette. Ich danke ergebenst und heiße Sie ebenfalls schön willkommen.

Förster. Dürfte ich aber wohl auch um Ihren vollständigen Namen ergebenst bitten.

Lieutenant. Ich bin der Lieutenant Arthur Wolkner, auch einer von denen, die aus den Wolken fallen und Anspruch auf das verheißene Paradies machen. Sollten Sie nicht meinen Vater gekannt haben, den Forstmeister Wolkner aus Wildhausen mit der tiefen Narbe auf der freien Stirn und großen Warze auf der rothen Nase? Wie?

Förster. Freilich! freilich! der war ein trefflicher Schütze und ein lieber Herr! Ich war damals noch Jägerbursche, als er den seligen Herrn Commerzienrath hier besuchte, und da ich ihn auf den Auerhahnbalz begleitete und ihn an einem Morgen an zwei Auerhähne heran brachte, die er beide schoß, so schenkte er mir für jeden einen blanken Thaler. Er war ein lieber Herr.

Lieutenant. Na ja, seht Ihr wohl? und ich bin der Sohn, und wenn Ihr ein gut Gedächtniß für dergleichen Wohlthaten habt, so hättet Ihr es mir dem Sohne wieder einbringen können.

Förster. Wie denn aber, mein Herr Lieutenant?

Lieutenant. Thut mir den Gefallen, seyd kein Gimpel und steckt die Nase ins Zeitungsblatt! Eure alte reiche Frau Commerzienräthin hat doch einen öffentlichen Aufruf an ihre Verwandten erlassen.

Förster. Allerdings!

Lieutenant. Sie will sich den künftigen Erben ihres großen Vermögens selber auswählen, und es sollen sich diejenigen, die mit ihr verwandt seyn wollen, deßhalb am heutigen Tage beim Förster Gruß im grünen Hause melden. Wie?

Förster. Allerdings so ist es, und die Frau Commerzienräthin hat mich deßhalb mit Auftrag versehen, alle die Herren zu empfangen.

Lieutenant. Nun, wenn es so ist, liebste Schlafmütze, und wenn Ihr noch an die beiden harten Thaler meines Vaters gedenkt, warum konntet Ihr denn nicht sagen: Verehrte Frau Commerzienräthin, was wollen wir erst Spektakel machen und in die Welt hinaus schreien, durch die Zeitungen? ich will Ihnen einen Erben zuweisen, mehr werth wie alle übrigen; es ist der Sohn des Herrn Forstmeisters Wolkner, des Freundes Ihres seligen Herrn, er ist Officier, ein schmucker, scharmanter,

junger Mann, der eine ſolche Erbſchaft zu ſchätzen weiß; nehmen wir den, was brauchen wir die übrigen noch? Mögen ſie laufen! — Wie?

Förſter. Aber, mein Herr Lieutenant, ich habe Sie bisher ja noch gar nicht gekannt?

Lieutenant (ſich raſch von ihm abwendend halb für ſich). Ihr ſeyd ein Schafskopf! (Zur Förſterin.) Scharmantes Frauchen, ich bin doch hoffentlich der Erſte, der Ihnen beſchwerlich fällt?

Henriette. Nein! es iſt heut mit Tagesanbruch ſchon ein Herr hier angelangt, der ſich Referendar Eduard Wolkner nennt.

Lieutenant. Wie? ein Referendar? ein Federheld? auf meine Ehre, gewiß ein Kerl wie eine Milchſuppe, aber habſüchtig dabei wie ein Hamſter! Wo iſt er denn?

Henriette. Er war zu ſehr angegriffen von ſeiner Reiſe und hat ſich einige Stunden ſchlafen gelegt.

Lieutenant. Laßt ihn ſchlafen! laßt ihn ſchlafen, bis mich die alte Tante geſehen hat und wir mit der Erbſchaft fertig ſind; dann wollen wir ihn wecken.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Die Großmutter Sybille.

Großmutter. Kinder, ihr hört und ſeht nicht! der fremde Herr oben ruft und weht mit dem Tuche zum Fenſter hinaus, als ob er Hülfe begehrte.

Förſter (zur Frau). Du haſt den Herrn Referendar wohl gar aus Verſehen oben eingeſchloſſen?

Henriette (ſieht nach ihren Schlüſſeln). Wahrlich, ich habe den Schlüſſel abgezogen.

Lieutenant. Recht ſo, Kinderchen, laßt ihn ſitzen, bis es Abend wird.

Förſter. Ei, was würde die Frau Commerzienräthin dazu ſagen! Nein, Jettchen, gib den Schlüſſel, daß ich ihm aufſchließe.

Lieutenant. Meinetwegen, ſo öffnet denn alle Hundeſtälle, damit das Gebeiße recht ordentlich los geht.

(Der Förſter geht ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Förster.

Lieutenant. Frauchen, Sie gefallen mir weit beſſer als Ihr Mann, mit dem iſt nichts anzufangen. Mag er ſeinen Referendar von der Kette losſchließen, ich werde mich von Ihnen über die Frau Tante inſtruiren laſſen, denn Weiberaugen ſind ſcharf und wiſſen den Weg zum Herzen am beſten zu finden. — Hören Sie, was iſt die Tante für eine Frau? erzählen Sie, beichten Sie, unterrichten Sie mich, wie man mit ihr umgehen muß: es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn, wenn ich die Erbſchaft erlange.

Henriette. Ja, da wäre gar viel davon zu ſagen.

Lieutenant. Nun ſo geben Sie nur etwas weniges von dem vielen.

Henriette. Die Frau Commerzienräthin iſt eine ganz eigene Frau.

Lieutenant. So!

Henriette. Sie kann gut und böſe ſeyn.

Lieutenant. So!

Henriette. Die Großmutter weiß ein Liedchen davon zu ſingen, die hat lange bei ihr in Dienſten geſtanden.

Lieutenant. So! nun ſo mag die Großmama doch anfangen zu ſingen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Förſter. Der Referendar.

Referendar. Bin ich denn hier in einem verzauberten Schloſſe, wo man den unglücklichen Prinzen, der ſein Land ſucht, in Feſſeln ſchlägt?

Henriette Ich bitte recht ſehr um Verzeihung, werther Herr, daß ich in der Zerſtreuung den Schlüſſel abgezogen.

Referendar. In der Zerſtreuung ſagen Sie? ich glaube es Ihnen. Die Frauen pflegen gewöhnlich in meiner Gegenwart befangen zu ſeyn, deßhalb ſey Ihnen verziehen; aber ich habe eine ſchreckliche Stunde verlebt, in einem fremden Hauſe, in einer unheimlichen Dachſtube eingeſperrt, von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, die mir entgegen lächelt, alle Welt taub für mein Rufen und Pochen und nur mit einem Reiterofficier beſchäftigt, der

wie ein blutdürſtiger Feind daher geſprengt kommt, um mich gefangen oder todt in ſeine Hände zu bekommen.

Lieutenant. Herzenskerl, es iſt genug. Macht keine Umſtände und ziert Euch nicht länger! Daß dieß Jägerhäuschen keine Mörderhöhle iſt, ſieht jeder Menſch; Ihr ſeyd kein Prinz und ich bin kein Eiſenfreſſer, ſondern wir ſind leider beide Vettern, die wegen der Erbſchaft in die Schranken treten.

Referendar. Alſo ich habe die Ehre —

Lieutenant. In mir den Lieutenant Arthur Wolkner vor ſich zu ſehen.

Referendar. Und ich heiße Eduard Wolkner, und habe mich bis zum Referendar aufgeſchwungen — Arthur und Eduard alſo, zwei ſchöne königliche Namen. Ich freue mich Ihrer Bekanntſchaft!

Lieutenant. Ich nicht! ich wollte, ich wäre allein hier, und das wünſchet Ihr auch, Vetter! Ich bin ein armes Thier, habe wenig Zuſchuß, und muß mich kümmerlich durchwinden; deßhalb wünſche ich mir die Gunſt der reichen Tante, und wenn da ein fremder Vetter kommt, um ſie mir wegzuſchnappen, ſo gereicht mir das nicht zum Vergnügen; ich gebe dem Vetter keinen Judaskuß, ſpreche nicht von der Ehre ſeiner Bekanntſchaft, ſondern ſage ihm gerade zu: hol' Euch der Henker.

Referendar. Sie haben eine liebenswürdige, aber rauhe Offenheit.

Lieutenant. Deßhalb weiß jeder gleich, wie er mit mir daran iſt. Wir wollen noch offener werden, Vetter, noch viel offener, und uns die Zeit bei einer Flaſche Wein vertreiben, denn der Wein löst die Zunge und öffnet das Herz; Ihr habt doch Wein im Hauſe, alter Waidmann?

Förſter. Ich bin von der Frau Commerzienräthin angewieſen, Sie auf das beſte zu bewirthen.

Referendar. Das iſt ſcharmant! die Tante muß eine prächtige Frau ſeyn, ein wahrer Engel!

Lieutenant. Verſteht ſich! wir wollen auf ihre Geſundheit trinken. Aber Rheinwein muß es ſeyn, habt Ihr's gehört, Förſterchen? Bei meinem Oberſten wird nur Rheinwein getrunken, und die Tante ſoll heut der Oberſt ſeyn.

Henriette. Ich werde auftragen, was die Frau Commerzienräthin hergeſendet hat. (Geht ab.)

Referendar. Ich für meine Perſon würde vorziehen, auf meinem Zimmer zu frühſtücken, weil ich mich noch verſchiedenermaßen vorzubereiten gedenke, und überdieß — —

Lieutenant. Vorbereiten? ſchöne Worte auswendig lernen, womit Ihr die Tante überſchwemmen wollt? Goldſand fabriciren, um ihn der

alten Dame in die Augen zu ſtreuen? Nein, Herr Vetter, daraus wird nichts, wir bleiben beiſammen, lernen uns bei der Flaſche Wein näher kennen, beſprechen uns über das Wie und Wetwurch, und erwarten ſo den Augenblick, wo uns die Tante zur Muſterung kommandiren wird.

Referendar. Ich fürchte nur, wir werden leider nicht die einzigen Verwandten ſeyn, es dürften ſich wahrſcheinlich noch mehrere melden, deren Geſellſchaft uns vielleicht hier ſehr läſtig werden könnte, und um dergleichen zu vermeiden, und den Regungen des Gemüths zu entgehen — —

Lieutenant. Es wird nichts daraus! wir bleiben beiſammen und müſſen die Vettern ſämmtlich kennen lernen, ſie mögen auch ſeyn, wer ſie wollen; dann erſt wird ſich ergeben, wer unter uns der Läſtigſte iſt. Uebrigens kennen wir ja noch gar nicht den Geſchmack der Frau Tante, es könnte ihr ja noch ein ganz anderer gefallen, als die beiden Herren Könige Arthur und Eduard, darum wollen wir nicht zu zeitig ſtolz ſeyn; wenn Ihr aber durchaus auf Euer Oberſtübchen beſteht und dort frühſtücken wollt, ſo geht, ich werde den Schlüſſel ſchon wieder umdrehen, und dann könnt Ihr Euch oben Tage lang vorbereiten.

(Die Förſterin bringt Wein und Frühſtück.)

Henriette. Hier bringe ich das Frühſtück, meine Herren, es wird aber auch gleich noch ein dritter Gaſt ſich dazu einfinden, denn vor der Thüre hält ein alter Einſpänner, worauf ebenfalls ein Herr Wolkner ſitzt.

Referendar. O Himmel! haſt du mich noch nicht genug geängſtigt? iſt das Geſchlecht der Wolkner eine Legion?

Lieutenant. Alle Wetter! die werthe Familie ſcheint groß zu ſeyn! Nun, ſie müſſen alle einzeln überſtanden werden, und ob es ein Einſpänner oder Zweiſpänner iſt, der das große Loos zieht, gilt dem Schickſal am Ende gleich.

Referendar. Sie ſind ein leichtſinniger Menſch, Arthur, der den bevorſtehenden Moment noch nicht gehörig überſieht. Mir aber gibt jeder neu ankommende, vermaledeite Vetter einen Dolchſtich durch's Herz, von dem ich mich erſt nach und nach wieder erholen kann. Laßt den fremden Menſchen draußen noch ein Weilchen warten.

Lieutenant. Ei Gott bewahre! der Vetter muß herein. Wer dergleichen Dolchſtöße nicht vertragen kann, der mag fallen, damit einer weniger wird. Laßt den Einſpänner hereinkommen. (Henriette geht ab. er ruft zur Thüre hinaus.) Willkommen, Herr Vetter Wolkner, immer herein! Ihr kommt in gute Geſellſchaft.

Fünfter Auftritt.

Der Rektor Abraham Wolkner und deſſen Sohn Chriſtoph. Die Vorigen.

Rektor. Man ruft mich hier herein, man nennt mich Vetter —

Lieutenant. Allerdings, hier iſt der Schafſtall, wo die Wolkners zuſammengetrieben werden, und Ihr ſeyd doch wahrſcheinlich auch ein Wolkner, der die Zeitungen geleſen hat.

Rektor. Ich bin der Rektor Abraham Wolkner aus Zelmſtädt, habe den Aufruf der reichen Frau Tante geleſen, und den Ermahnungen meiner Frau und Kinder nicht widerſtehen mögen. —

Lieutenant. Na, kurz und gut: die Frau iſt klüger geweſen als Ihr und hat Euch hergeſchickt. Aber warum habt Ihr den Balg da mitgebracht? (Auf Chriſtoph zeigend.)

Rektor. Er iſt auch ein Wolkner und mithin auch eingeladen, zumal die Frau Tante nicht das Alter, ſondern nur den Namen Wolkner in dem öffentlichen Aufrufe benannt hat.

Referendar. Bei ſolchen Erben wird wohl gleich im voraus ein Vormund beſtätigt werden müſſen.

Rektor. Der liebe Gott wird die Frau Tante ſchon noch ſo lange am Leben erhalten, bis dieſer Knabe mündig ſeyn und keines Vormundes mehr bedürfen wird.

Referendar. Eine ſehr tröſtliche Hoffnung.

Rektor. Chriſtoph, mache dieſen Herren dein Compliment, denn es ſind wahrſcheinlich deine Herren Vettern.

(Chriſtoph grüßt ſie und reicht ihnen die Hand.)

Lieutenant. Es iſt gut, mein Kleiner, es iſt gut, wir ſind deine Vettern und damit iſt die Sache abgethan. Aber nun zum Frühſtück, Kinder, ſonſt führt uns der Sturm neue Wolkner am Himmel herauf und da kommen immer mehr Gläſer auf eine Flaſche.

Rektor. Nicht alſo, meine Herren, keine neue Wolkner; mir ſind die Stammtafeln unſerer Familie genau bekannt, und da gibt es denn jetzt nur noch drei Zweige; der erſte iſt ausgeſtorben bis auf einen einzigen Sprößling mit Namen Arthur.

Lieutenant. Der Arthur bin ich.

Rektor. Der zweite Stamm beruht nur noch auf zwei Augen, welche einem gewiſſen Eduard angehören.

Referendar. Es ſind die meinigen.

Rektor. Der dritte Stamm bin ich mit meinem Sohne und sechs Töchtern. Andere unseres Namens gibt es nicht.

Referendar. Ich komme wieder etwas zu mir selbst. Aber sieben Kinder! —

Lieutenant (zum Rektor). Freund, da wäre ja also die ganze Sippschaft hier versammelt. Das ist prächtig. Nun läßt sich ein Plan machen, und nun können wir auch ohne weiteres zum Frühstück schreiten. Eduard, Abraham, setzt euch und schenkt die Gläser voll. Das erste sey der alten Tante gebracht, ob es ein Vivat oder Pereat werden soll, mag jeder im Stillen bei sich bedenken, aber ausgetrunken muß werden.

Rektor. Und zwar ex pleno, wie jedes Vivat.

Lieutenant. Schenkt wieder ein, denn im zweiten Glase trinken wir Brüderschaft zusammen; Eduard, Abraham und Arthur, auf du und du, es komme wie es wolle.

Referendar. Lassen wir doch dergleichen Brüderschaften, und denken wir lieber an die Erbschaft; die erste ist lästiger als die letzte.

Lieutenant. Die Erbschaft sollte erst mit dem dritten Glase daran kommen. Wer aber das zweite nicht trinken will, der laß es bleiben. — Milchsuppe.

Rektor. Werde nicht ermangeln des Herrn Vetters freundliches Du geziemend zu erwiedern, und auf diese ehrenwerthe Brüderschaft mein zweites Glas zu leeren; es wird aber auch mein letztes seyn, inmaßen ich des Weins nicht gewohnt bin, und gerade jetzt meiner Sinne gern mächtig zu bleiben wünschte.

Christoph. Herr Vetter, darf ich auch mit anstoßen?

Lieutenant. Ja, lieber Junge, du darfst. Deine großen freundlichen Augen sind fast so hübsch, wie die meinigen! Stoße mit an, wir nennen uns du.

Referendar. Hat denn diese rührende Scene nicht endlich bald ein Ende?

Lieutenant. Wer das nicht vertragen kann, der mag im Oberstübchen abgesperrt werden. Herr Förster, bringen Sie den Referendar hinauf.

Referendar. Unausstehlich! lassen Sie mich.

Lieutenant. Nun so kommt her, Förster, ich hab' Euch einmal gerufen; trinkt auch ein Glas Wein mit, und erzählt uns von der Frau Tante.

Förster. Meine Herren, verlangen Sie nicht zu viel von mir, ich bin im Dienst der Frau Commerzienräthin und esse ihr Brod, wenn es auch ein spärliches Brod ist.

Rektor. Sie sind ein redlicher Mann und treuer Diener.

Referendar. Werden aber hoffentlich auch nicht vergessen, daß Sie mit den Erben der Frau Commerzienräthin, und also mit Ihrer künftigen Herrschaft sprechen, von der Ihr Schicksal abhängt. Verstehen Sie mich?

Förster. Ich werde keine meiner Pflichten aus den Augen verlieren.

Lieutenant. Aber vorläufig könnt Ihr uns doch sagen, ob die Tante gewisse Bedingungen macht, und wie das Menschenkind eigentlich beschaffen seyn muß, das ihr gefallen soll? Sie hat uns ja zu Euch hergewiesen, was sollen wir hier, wenn wir nicht nach ihr fragen dürfen, und wenn Ihr uns nichts von ihr erzählen wollt?

Förster. Die Frau Commerzienräthin wollte des Empfanges der einzelnen Herrn überhoben seyn und befahl mir daher, die Herrn Vettern ihr erst dann zu melden, wenn sie sämmtlich bei mir versammelt seyn werden. Allein einige der Bedingungen, welche die Frau Commerzienräthin machen will, brauche ich allerdings nicht zu verschweigen.

Referendar. Nun also, was weigern Sie sich länger, unsere Wünsche zu erfüllen? Sprechen Sie, ich befehle es.

Förster. Der Erbe, den sie wählt, soll sofort seine bisherige Stellung aufgeben und sich bloß ihr und ihren Geschäften widmen.

Lieutenant. Der erste Punkt ließe sich allenfalls erfüllen; denn wenn man den Säbel auch eine Zeit lang niederlegt, er wird doch wieder zur Hand genommen, sobald der König ruft.

Rektor. Der erste Punkt würde mir sehr schwer fallen, denn meine Schulstube ist meine Welt.

Referendar. Der erste Punkt ist vielmehr göttlich und versteht sich von selbst. Wer wird sich mit Geschäften quälen und das verdammte dritte Examen machen wollen, wenn man reich ist und das süße Nichtsthun vorziehen darf; aber nur weiter.

Förster. Die Frau Commerzienräthin will ferner, daß wenn der erwählte Herr Vetter noch unverheirathet ist, er nur ein Mädchen nach ihrer Wahl heirathen soll.

Referendar. Auf der Stelle zugestanden, das ist eine leichte Bedingung; ich nehme jede, und wenn die Tante will, so heirathe ich sie selbst.

Lieutenant. Nein, die Bedingung ist nicht so leicht, wie sie aussieht, die alte Tante kann einem da eine Hausehre aufhängen, die das ganze Gold in Blei verwandelt.

Rektor. Ich bin aber schon verheirathet.

Förſter. Dann wird ſich's die Frau Tante eintretenden Falls erſt überlegen, ob der Herr Vetter mit ſeiner Familie, oder ob er nur allein zu ihr ins Haus darf.

Chriſtoph. Ach Gott, Vater, was würde die Mutter ſagen!

Rektor. Sey ruhig, mein Sohn, wir wollen erſt hören, was die Tante ſagen wird.

Referendar. Man fahre weiter fort. Die Tante iſt eine kluge Frau.

Förſter. Die Frau Tante verträgt in keinem Stück irgend einen Widerſpruch und verlangt allenthalben unbedingten Gehorſam.

Referendar. Zugeſtanden! Ein kluger Mann nickt ſtets mit dem Kopfe, ſchweigt zu allem und thut doch was er will.

Rektor. Dann iſt er aber kein redlicher Mann.

Lieutenant. Vetter Abraham hat Recht, ein verſteckter Ja-Hans iſt eine falſche Beſtie, und ein wirklicher Ja-Hans iſt ein Schafskopf. Mir würde die Wahl ſchwerer werden, wie Euch, Herr Eduard.

Referendar. Wer die Scenen des Lebens kennen gelernt hat, wie ich, der weiß mit Erfolg ſeine Rolle darin zu ſpielen, und ja und nein zur rechten Zeit zu ſagen.

Chriſtoph. Vater, der Herr Vetter hier iſt wohl gar ein Komödiant?

Rektor. Was du alſo nennſt, das iſt er nicht, mein Sohn, denn ein wirklicher Komödiant ſpielt nur fremde, erlernte Rollen, und iſt für deren Inhalt nicht wohl verantwortlich. Der Herr Vetter hier ſpielt aber ſeine eigene Rolle, und wird einſt Antwort darüber zu geben haben.

Lieutenant. Aber, beſter Förſter, die Flaſche iſt leer; bedenkt doch, eine Flaſche und drei Vettern.

Förſter. Ich werde gleich noch eine zweite Flaſche herbeiholen.

(Geht ab.)

Lieutenant (zur Großmutter) Höre einmal, alte Runkunkel, du haſt ja bei der Frau Commerzienräthin in Dienſten geſtanden, und ſollſt ja ein Liedchen von ihr zu ſingen wiſſen.

Großmutter. Ja, ich kenne ſie genau, und rathe keinem Menſchen, ſich an dieſe Frau zeitlebens zu binden; ſie iſt ein ſtolzes, böſes Weib, geizig und hartherzig, und boshaft wie eine Furie. Ich habe ihr lange Jahre treu gedient, aber da ich nun ſchwach und alt geworden bin, hat ſie mich verſtoßen, und ich muß nun von der Gnade meiner Stiefenkel leben, die auch arm ſind.

Referendar. Unnütze Leute ſucht man zu entfernen.

Rektor. Alte treue Diener verſtößt man nicht.

Großmutter. Reich iſt die Frau Commerzienräthin wohl, aber doch

niemals zufrieden und glücklich. Bei Nacht hat ſie keine Ruhe, ſie weckt ihre Leute und läßt nachſehen, ob auch keine Diebe in der Nähe ſind, und bei Tage hat ſie keine Freude, denn ſie ſinnt nur immer, wie ſie noch reicher werden, und mehr Geld zuſammen ſcharren will, deßhalb ſucht ſie auch, es ſich und allen ihren Leuten abzuknappen.

Referendar. Recht ſo! man ſcharrt und knappt mit, und thut hinterm Rücken doch was man will. Das wird ein prächtiges Leben werden.

Chriſtoph. Vater, mir wird ſehr Angſt zu Muthe! Komm lieber wieder fort! Du wirſt das doch nicht thun, was dir die Tante zumuthen will.

Rektor. Habe Geduld, mein Sohn! wir müſſen im Leben manche ſchwere Aufgabe erfüllen; es darf uns daher vor gar nichts Angſt ſeyn, als vor der Sünde.

Großmutter. Und wenn Sie nun erſt den Herrn Buchhalter Fuchs kennen ſollten, dann würde Ihnen vollends der Muth ſinken.

Lieutenant. Was iſt das für ein Fuchs?

Großmutter. Ach, der gilt gar viel, und was der ſagt, wird von der Frau Commerzienräthin immer für klug und gut gehalten. Klug mag es auch ſeyn, aber gut nimmermehr, denn es iſt immer nur auf den eigenen Nutzen und auf den Ruin anderer Leute abgeſehen.

Referendar. Womit iſt denn das Füchschen zu fangen oder zahm zu machen? —

Großmutter. Davon ließe ſich viel ſprechen; doch ich höre ſeine Stimme draußen, er kommt wohl ſelbſt; nehmen Sie ſich in Acht.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Förſter mit Wein. Der Buchhalter Sebaſtian Fuchs.

Förſter. Hier, meine Herrn, bringe ich Wein, aber was mehr noch gilt, den Herrn Buchhalter der Frau Tante ſelbſt, der Ihnen die beſte Auskunft über alles geben kann, was Sie zu wiſſen wünſchen.

Referendar. Ich habe alſo die Ehre in Ihnen — —

Fuchs. Bitte ganz unterthänig, bin nur der ſchlichte Buchhalter Sebaſtian Fuchs, der in das Forſthaus eilt, um den verehrten Verwandten ſeiner lieben Herrſchaft ſo zu ſagen aufzuwarten, und ich ſehe doch dergleichen jetzt wohl vor mir?

Lieutenant. Allerdings! der ernſte Mann hier iſt der Rektor Abraham Wolkner, und der Bube iſt ſein Töffel; dieſer blaſſe Menſch hier iſt der Referendar Eduard Wolkner, und dieſer rothe Burſche bin ich, der Lieutenant Arthur Wolkner. Sie ſehen alſo die ganze Verwandtſchaft beiſammen.

Fuchs. Schön, ſchön! ach, was wird ſich meine Frau Prinzipalin über ſo allerliebſte Leutchen erfreuen.

Lieutenant. Sie will aber doch nur einen davon haben, weßhalb nimmt ſie nicht lieber alle?

Fuchs. Freilich, freilich! die Frau Commerzienräthin wollen das große, ſchöne Vermögen aber nicht getheilt wiſſen. Entweder etwas rechtes oder gar nichts, pflegten ſie immer zu ſagen.

Referendar. Aber, mein verehrter Herr Fuchs, ich würde Ihnen auch gern etwas rechtes an Dankbarkeit beweiſen, wenn ich nur wüßte und durch Sie erführe, wie die ſchöne Erbſchaft zu erlangen wäre?

Fuchs. Wird nicht ſchwer halten; denn die etwaigen von der Frau Commerzienräthin geſtellten Bedingungen ſind ſo zu ſagen für einen klugen Mann ein Kinderſpiel, und Sie werden gewiß ſämmtlich nicht anſtehen, ſie zu erfüllen. Es kommt daher nur auf Rekommandation an, wohl verſtanden, auf Rekommandation, und da gelten die ſchlichten Worte des alten, ehrlichen Buchhalters Fuchs ſehr viel, ſo zu ſagen faſt alles.

Lieutenant. Wie aber muß man denn ſich anſtellen, wenn man zu der Rekommandation des lieben, ehrlichen Herrn Fuchs gelangen will?

Fuchs. Iſt ſo zu ſagen auch nicht ſchwer. Der alte, ehrliche Buchhalter Fuchs iſt müde vom vielen Buchhalten, und möchte ſich gern anſtändig zur Ruhe niederſetzen. Wenn er daher ſeine letzten Kräfte anwenden ſoll, um für einen jungen Herrn bei der Frau Commerzienräthin das Wort zu führen, ſo müßte dieſer junge Herr denn doch auch aus Dankbarkeit ihm einiges zugeſtehen.

Referendar. Ei, das verſteht ſich, alles wird man ihm zugeſtehen, alles!

Lieutenant. Was mit der Ehre verträglich iſt.

Rektor. Und mit Pflicht und Gewiſſen.

Fuchs. Ach, es iſt ſo wenig, was der alte, arme Fuchs verlangt, und ſo billig.

Lieutenant. Nun, ſo laſſen Sie doch hören.

Fuchs. Vor allen Dingen wünſcht der Buchhalter, aller Rechnungsablegung von wegen der vergangenen Jahre überhoben zu ſeyn; es iſt das ein ſehr weitläufiges Geſchäft und die alten Augen wollen auch

gerade die Zahlen nicht mehr recht erkennen, und deßhalb verrechnet man sich oft.

Referendar. Wird auf der Stelle zugestanden; wer wird sich mit diesen Rechnungen plagen wollen.

Fuchs. Doch dürfte die Frau Commerzienräthin nichts davon erfahren, und der Herr Vetter müßten vielmehr versichern, daß ich die Rechnungen richtig abgelegt hätte, denn sie halten nicht viel auf dergleichen nutzlose Förmlichkeiten.

Lieutenant. Das wäre also das erste Fuchsloch! Nun weiter!

Fuchs. Der redliche Buchhalter wünscht ferner seinen unbedeutenden Jahresgehalt, nebst übrigen Emolumenten, die er so nach Gutdünken jährlich auf 800 Thlr. berechnet, in dieser Maße und baarem Gelde zeitlebens beizubehalten.

Referendar. Eine Kleinigkeit! Zugestanden, mein lieber Herr Fuchs, wir wollen es auf 1000 Thlr. feststellen.

Rektor. Lieber Gott, es ist fast doppelt so viel, als mein jährlicher Gehalt beträgt.

Lieutenant. Das wäre also das zweite Fuchsloch? Gibts noch mehr?

Fuchs. Endlich wünscht der Buchhalter zeitlebens die freie Benutzung des kleinen Meierhofes, der am Buchenwalde gelegen ist, und zwar nicht aus Eigennutz, sondern nur der erfrischenden Kühle und des Nachtigallenschlages wegen.

Großmutter. Mein Himmel, den schönen Meierhof, den die Frau Commerzienräthin dem alten, treuen Verwalter Wahrmann für das billige Pachtgeld von 600 Thlr. überlassen hat, den will der Buchhalter noch außerdem umsonst benutzen?

Fuchs. Schweige Sie! was hat Sie hinein zu sprechen!

Großmutter. Wohl muß ich in Gegenwart dieser Herrn fragen, die hier fremd sind und die Verhältnisse nicht kennen, was aus dem alten, armen Pachter werden soll, wenn man ihn aus dem Meierhofe dort vertreiben will, wo er sein mühsames Leben zu beschließen gedachte.

Fuchs. Das geht mich nichts an, der neue Herr hebt die Verbindlichkeiten der vorigen Herrschaft auf; der alte Pachter wird herausgeworfen, weßhalb lebt er so lange? und der Buchhalter tritt an seine Stelle.

Großmutter. Nein, diese himmelschreiende Ungerechtigkeit wird keiner von den Herren hier zugeben, ein solcher Handel bringt keinen Segen.

Fuchs. Meine gnädigen Herren, lassen Sie doch die alte Eule hier aus dem Zimmer weisen, sie stört unsere Unterhandlungen.

Referendar. Ja, Herr Förſter, führen Sie das alte Weib hinaus, ſie hat hier nichts zu ſuchen. Hinaus mit ihr! ich befehle es!

Förſter. Hinaus, Alte! verlaß das Zimmer, die Herren befehlen es.

Chriſtoph. Nein, das iſt eine Unwahrheit; mein Vater iſt auch ein Herr und der Huſar dort auch und ich bin auch ein Herr Vetter, und wir drei zuſammen ſind mehr, als der bleiche Menſch dort mit ſeinem Buchhalter, und ich laſſe die alte Großmutter nicht hinausweiſen, ich, der Herr Vetter, befehle es nicht!

Referendar. Naſeweiſer Burſche, weiß Er, wen Er vor ſich hat?

Fuchs. Verehrter Herr Chriſtoph, es könnte Ihnen gut ſeyn, wenn Sie noch etwas von der Großmutter gewartet würden. Was aber die Alte betrifft, ſo werde ich ihr den Mund ſchon zu ſeiner Zeit zu ſtopfen wiſſen. Genug, ich habe hier ſo zu ſagen ein Schriftchen aufgeſetzt, und in demſelben die eben genannten beſcheidenen Wünſche des Buchhalters aufgeführt. Wer von Ihnen, meine Herren, das Schriftchen unterſchreibt, und ſich verbindlich macht, dieſe Wünſche zu erfüllen, dem werde ich die Erbſchaft von einer halben Million zu verſchaffen ſuchen.

Großmutter. Unterſchreiben Sie nicht, ich warne Sie.

Fuchs. Sie ſchweigt!

Referendar. Verlaſſen Sie ſich auf mich, mein alter, lieber Herr Fuchs, ich unterſchreibe. Iſt die Erbſchaft erſt mein, ſo ſollen Ihre Wünſche erfüllt werden, und mehr noch als dieß. Wir ſind einig. (Er unterſchreibt.)

Fuchs. Sie ſind ein liebenswürdiger Herr!

Lieutenant. Die erſten beiden Bedingungen möchten allenfalls hingehen, denn von alten Rechnungen bin ich kein Freund, und Penſion gebe ich gern, wem ſie gebührt. Aber die letzte Bedingung unterſchreibe ich nicht, den alten Pachter werfe ich nicht hinaus, lieber würde ich eine höhere Penſion bewilligen.

Fuchs. Der Herr Lieutenant ſind ſehr eigen, doch bitte ich dieſe Erklärung ebenfalls hier darunter zu bemerken. Und wozu entſchließen ſich denn der Herr Rektor nebſt Sohn?

(Der Lieutenant unterſchreibt ebenfalls.)

Rektor. Was gedächteſt du zu thun, mein Sohn?

Chriſtoph. Vater, wir unterſchreiben nicht; die Bedingungen ſind nicht auf redlichem Grunde erbaut, denn mein Inneres empört ſich dagegen. Kann die Tante nicht ohne den Herrn Fuchs Liebe und Vertrauen zu uns gewinnen, ſo laß uns lieber wieder zurückkehren in das alte Schulhaus; halte du, Väterchen, deine Schule weiter, ich werde auch fleißig ſeyn, und ſo brauchen wir die halbe Million nicht.

Rektor. Wohl geſprochen, mein Sohn, wir unterſchreiben nicht, und müßten wir auch im Schweiße unſeres Angeſichtes unſer Brod eſſen.

Fuchs. Wie es Ihnen gefällig iſt, ich werde mich darnach zu richten wiſſen. Erlauben Sie aber, daß ich der Frau Commerzienräthin jetzt melde, daß ſämmtliche Herren Vettern verſammelt ſind, damit ſie Ihnen Audienz ertheilt.

Lieutenant. Eilen Sie, Herr Fuchs, und machen Sie, daß wir bald unſer Schickſal kennen lernen.

Fuchs (im Abgehen). Empfehle mich indeß zu Gnaden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Fuchs.

Lieutenant. Hört, Kinder, wenn man alles zuſammen faßt, was uns heut von der Frau Tante hinterbracht worden iſt, das Lamento der alten Eule hier, und das Blaffen des Herrn Fuchs, ſo möchte einem etwas bange dabei zu Muthe werden, denn die Ueberzeugung gewinnt man bald, daß die Frau Tante nicht in den beſten Händen und ſelbſt nicht die Beſte iſt. Auf ſolche Fuchsſprünge war ich auch nicht gefaßt; ich dachte eigentlich eine alte, reiche, aber biedere Frau zu finden, und der hätte ich mich mit allem, was an mir iſt, gern vorgeſtellt. Hier aber macht es nicht einmal viel Ehre, wenn einen endlich die Wahl trifft. Ich will daher einen Vorſchlag thun: laßt uns gemeinſchaftliche Sache machen, Kinder! Wir wollen uns nicht den Rang abzulaufen ſuchen, uns nicht anfeinden, der Erbſchaft wegen. Wir wollen theilen; wer die Erbſchaft erhält, der findet die übrigen honett ab, wie ſeine Brüder, damit alle etwas haben und keiner traurig nach Hauſe geht.

Referendar. Gott bewahre! Ich laſſe mich auf keine Theilung ein! Wer ſolche Vorſchläge macht, der hat Luſt, ſich zurückzuziehen und zu kapituliren. Ich aber hoffe die alte goldene Feſtung ganz allein zu erſtürmen, und will auch in vollem Beſitze beharren.

Lieutenant. Gut, ſo laßt es bleiben; ich weiß ſchon, der Wolf denkt mit dem Fuchſe ſich in den ſchönen Schafpelz zu theilen; verſucht es denn; gelingt es Euch aber nicht und das Schäfchen flüchtet ſich zu mir, ſo ſeyd verſichert, daß ich Euch das dicke Fell tüchtig ausbaue. Wie denn aber du, Vetter Abraham, willſt du mit mir theilen?

Rektor. Dein Vorschlag, werther Herr Vetter, kommt aus gutem Herzen; aber dennoch möchte ich nicht darauf eingehen; denn wählt die Tante dich, so wünsche ich nicht, etwas von dir anzunehmen, was dich späterhin vielleicht gereuen könnte, und sollte die Tante mich oder mein Kind wählen, so wird sie mir auch wohl erlauben, für meinen redlichen Vetter zu sorgen, und dann ist es ja so gut, als ob ich dir's versprochen hätte, und es bedarf keiner frühern Verabredung.

Christoph. Und, lieber Herr Vetter Arthur, wer die Erbschaft bekommt, hat ja nicht bloß an sich und seine Verwandten zu denken, denn so wie hier die alte, arme Großmutter sitzt und darbt, so mögen wohl noch manche andere mit richtigen Forderungen dastehen, die der künftige Erbe vor allen Dingen erfüllen muß, wenn es auch gegen die Absicht des Herrn Fuchs ist.

Großmutter. Würdest du mich nicht vergessen, mein Kleiner, wenn dir das Glück zufiele.

Christoph. Nein, arme alte Großmutter, ich würde erst nachfragen, wie Euch zu helfen wäre, und würde Euch dann schon ein Plätzchen anweisen, wo Ihr sicher ausruhen könntet.

Großmutter. Dafür wird dich der liebe Gott auch segnen.

Förster (tritt ein). Meine Herren, die Frau Commerzienräthin sendet eben her und läßt Sie ersuchen, sich sofort zu ihr auf's Schloß zu verfügen; haben Sie die Güte mir zu folgen, ich werde Sie einen angenehmen Fußsteig führen, der uns in einer halben Stunde durch den Buchenhain nach dem Schlosse bringen wird.

Referendar. Wohlan, ich folge, die glückliche Stunde naht, das große Loos wird bald gezogen seyn.

Lieutenant.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn!

Rektor. Komm, mein Sohn! wir wollen mit Gott gehen!

Zweiter Aufzug.

Zimmer im Schloſſe der Frau Commerzienräthin Wolkner.

Erſter Auftritt.

Der Referendar. Der Lieutenant. Der Rektor. Chriſtoph und der Buchhalter Fuchs.

Fuchs. Nun, meine Herren Wolkner, verehrte Anverwandtſchaft meiner hohen Frau Prinzipalin, ich titulire Sie hiermit nach Stand und Würden, und erlaube mir Sie ergebenſt zu fragen, wie Ihnen vorläufig dieß Schloß mit ſeinen Umgebungen gefällt?

Referendar. Es iſt ein elyſiſcher Aufenthalt. In dieſem Schloſſe fühlt man ſich Grafen und Fürſten gleich, in dieſem Park und den daran ſtoßenden Hainen und Fluren muß man zum großen Dichter werden, und im Beſitz des Ganzen der glücklichſte Menſch ſeyn. Lieber, theurer Fuchs, gedenken Sie der Schrift, die ich unterzeichnet habe, und laſſen Sie ſich vorläufig beziehungsvoll umarmen.

Lieutenant. Schön, ſehr ſchön iſt es hier! Tüchtige, kräftige Menſchen haben dieß Schloß erbaut, darum ſollten es auch tüchtige, fröhliche Menſchen bewohnen.

Fuchs. Und Sie, mein verehrter Herr Rektor, ſagen ja gar kein Wörtchen, und ſehen mit Ihrem Sprößling ſo zu ſagen vielmehr aus dem Fenſter hinaus, als ob Ihnen das Innere des Schloſſes nicht gefallen wollte.

Rektor. Gefallen möchte mir's wohl; ja es iſt über alle meine Erwartung! Aber die Natur dort draußen iſt doch noch ſchöner; und mit dieſer und mit der Pracht, die Gott hinein gelegt hat, bin ich und mein Kind vertrauter, als mit der Pracht, die in Menſchenwerk beſteht, und die das menſchliche Auge oft blendet und zerſtreut; darum hab' ich mein Kind hier an's Fenſter geführt, auf daß wir unſer Gemüth ſammeln mögen.

Chriſtoph. Ja, Vater, ich könnte mir doch nichts herrlicheres denken, als wenn unſer Schulhaus hier mitten im Garten läge.

Fuchs. Halt, ich höre klingeln, das iſt ſo zu ſagen das Zeichen, daß die Frau Commerzienräthin erſcheinen wird. Paſſen Sie auf, meine Herren, der entſcheidende Augenblick naht, ſtellen Sie ſich in Reih' und Glied, erwarten Sie, wie die Würfel fallen.

Zweiter Auftritt.

Der Förſter öffnet die Thür. **Die Frau Commerzienräthin,** ſtattlich gekleidet, tritt ein. **Die Vorigen.**

(Sämmtliche Vettern verbeugen ſich tief. Chriſtoph küßt ihr die Hand.)

Commerzienräthin. Dieſe Herren alſo nennen ſich ſämmtlich Wolkner, und wollen die Verwandten meines verewigten Gatten ſeyn?

Referendar. Allerdings, meine hochverehrte Frau Tante, erlauben Sie, daß ich Ihnen —

Commerzienräthin. Herr Buchhalter, Sie werden mir die Herren vorſtellen.

Fuchs. Dieſer junge Herr, der ſo zu ſagen eine etwas leidende, dabei aber ſehr angenehme Geſichtsbildung hat, iſt der wohlbeſtallte Herr Referendar Wolkner aus Mechlingen, Sohn des dort verſtorbenen Hofraths gleiches Namens. Dieſer junge, kühn ausſehende Krieger iſt der Dragoner-Lieutenant Arthur Wolkner, deſſen Vater, wie bekannt, Forſtmeiſter war und den ſeligen Herrn Commerzienrath mehrmals hier beſucht hat, und dieſer ältere Herr iſt ſo zu ſagen der Herr Rektor Wolkner aus Zelmſtädt nebſt ſeinem Sohne, Chriſtoph benamſet. Die Taufſcheine tragen ſämmtliche Herren bei ſich, es ſtimmen ihre Angaben auch mit den hier vorhandenen Geſchlechtstafeln überein, und ſo dürfte außer dieſen anweſenden verehrten Verwandten, ſo zu ſagen, kein Wolkner mehr auf Erden zu finden ſeyn.

Commerzienräthin. Es iſt mir erfreulich, meine Herren, daß Sie mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft gönnen; ich hätte zwar erwartet, daß Sie früher ſchon von Ihrer alten Tante Kenntniß genommen hätten, ohne erſt einen Aufruf in den Zeitungen abzuwarten —

Referendar. Verehrteſte Frau, die zeitraubenden Studien und ſchweren Examina, die ich beſtand, haben mich am perſönlichen Erſcheinen bisher gehindert; ich wollte nur erſt mein drittes Examen glorreich vollenden, um Ihnen ſodann in mir einen vollkommenen, ausgebildeten

Staatsmann vorzuſtellen. Einige Briefe habe ich zwar von Zeit zu Zeit an Hochdieſelben zu richten gewagt, und zu Geburtstag und Neujahr geziemend zu gratuliren verſucht, aber — —

Commerzienräthin. Es iſt wahr, und ich entſinne mich, daß ich die Antwort darauf ſchuldig geblieben bin, weil ich unmöglich ähnliche ſchöne Worte finden konnte, und auch Bedenken trug, die am Schluß dieſer Briefe gewünſchten Darlehen ohne weiteres zu bewilligen.

Referendar. Hat gar nichts zu ſagen, und dürfte ſich auf andere Weiſe leicht ausgleichen laſſen; ich habe wenigſtens gezeigt, daß ich im Geiſte Sie ſtets umſchwebte.

Lieutenant. Geſchrieben habe ich freilich nicht an die Frau Tante, und zwar, weil mir's, aufrichtig geſagt, wehe that, daß ich, als ich den Tod meines braven Vaters meldete, keine Antwort erhielt. Den Erbſchleicher mochte ich auch nicht ſpielen, und ſo habe ich denn lieber warten wollen, bis die Frau Tante ſich einmal von ſelbſt an mich erinnern möchte, und habe nun geglaubt, daß dieß durch jenen Aufruf geſchehen ſey.

Commerzienräthin. Ich trage alſo auch hier wieder die Schuld?

Lieutenant. Sie ſoll vergeben und vergeſſen ſeyn.

Commerzienräthin. Aber der Herr Rektor hätte ſich doch wohl meiner erinnern ſollen.

Rektor. Mein Vater war ein armer Bauer und deßhalb von ſeinen vornehmen reichen Anverwandten faſt vergeſſen; ich habe mich daher an niemand andrängen wollen, der meinen Vater nicht geehrt hat; ſtelle mich jedoch jetzt, da die Frau Muhme ſämmtliche Verwandte ihres verſtorbenen Gatten öffentlich zu ſich berufen hat, derſelben mit meinem Sohne beſcheiden vor.

Commerzienräthin. Das Teſtament meines Mannes verlangt, daß die großen Güter, die er mir hinterlaſſen hat, nach meinem Tode an ſeine Familie wieder zurückfallen und ein Fideikommiß bilden ſollen, wobei er mir jedoch die Befugniß ertheilt hat, mir aus ſeinen Verwandten denjenigen auszuwählen, den ich zum Univerſalerben einſetzen will. Deßhalb habe ich Sie alle zu mir eingeladen, um nun durch ſchnelle Bekanntſchaft zu einem ſchnellen Entſchluß zu kommen.

Referendar. O wählen Sie! wählen Sie, theure Frau!

Hier gilt der Liebe heiliger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Wo ſich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl!

Commerzienräthin. Ich muß aber zuerſt vernehmen, was jeder

von Ihnen zu thun gedenkt, und was er mir entgegen bringen würde, wenn ihn meine Wahl träfe, denn meine Bedingungen, hör' ich, sind Ihnen schon bekannt gemacht worden.

Referendar. Ja, theure Frau Tante, wir kennen sie bereits, und ich meines Theils will sie alle erfüllen, will alles in der Welt verlassen, meine schönen, brillanten Aussichten im Staatsdienst, meine geistreichen, großartigen Verbindungen, meine repräsentirte bürgerliche Stellung, ich will bloß für Sie leben, theure Frau, will mein ganzes künftiges Schicksal, selbst die Wahl meiner Gattin nur von Ihrem Willen abhängig machen, will Ihnen die Arme entgegenbreiten und ausrufen: theure geliebte Frau, nimm mich hin mit allem wie ich bin; nur dir will ich angehören, nur für dich will ich leben!

Commerzienräthin. Das ist freilich über meine Erwartung.

Lieutenant. Ich trage mit Freuden die Uniform meines Königs, aber ich will sie ablegen, wenn Sie mir Landespflichten auflegen und mir einen erfreulichen Geschäftskreis hier anweisen wollen; ich will auch übrigens gern Ihnen wie ein Sohn gehorsam seyn; nur zu allem ja sagen und gar keinen eigenen Willen haben, dazu bin ich nicht zahm genug, und vermag es im voraus nicht zu versprechen.

Commerzienräthin. Das ist schlimm und thut mir leid; und was sagen Sie, Herr Rektor.

Rektor. Verehrte Frau Muhme, ich befinde mich in einer amtlichen Stellung, die das Glück meines Lebens ausmacht, und wo ich mir auch bewußt bin, mit Nutzen zu wirken. Große Güter verstehe ich nicht zu verwalten, wohl aber die Jugend zu unterrichten und zu erziehen. Ich bin bereits verheirathet, und ob mein liebes, treues Weib für die Frau Muhme passen möchte, weiß ich nicht, bezweifle es auch fast, kann aber dennoch nicht von ihr lassen. Endlich verstehe ich zwar, mich den Wünschen anderer zu fügen, kann jedoch meinen Willen nicht unbedingt in fremde Fesseln schlagen. Es hat ja jeder Mensch seine eigenen Ansichten, die ihm theuer, oft heilig sind, und mit denen er sein eigenes Selbst verlieren würde, wollte er sich ungeprüft davon losreißen. Ich würde also, insofern die Frau Muhme auf mich, Ihren ärmsten Verwandten, Rücksicht zu nehmen gemeint wäre, mir zu sagen erlauben: hier ist mein Sohn Christoph, ein guter, redlicher Junge, wenden Sie diesem Ihre Gunst zu, er ist noch jung und muß sich in manches fügen lernen; mag er sich in seine Frau Muhme schicken und sich ihre Liebe erwerben, ich aber will lieber in meinem Schulberufe beharren.

Commerzienräthin. Würdest du das zufrieden seyn, Christoph?

Christoph. Es gefällt mir zwar hier recht sehr, und es ist mir auch, als ob ich die Frau Muhme wohl lieb gewinnen könnte, allein etwas müßten Sie mir doch vorher versprechen.

Commerzienräthin. Du willst wohl gar Bedingungen machen?

Christoph. Ja, ich kann mir nicht helfen!

Commerzienräthin. Nun, was verlangst du denn?

Christoph. Vor's Erste müßten Sie der alten Stiefgroßmutter des Försters Gruß einen Gnadengehalt geben, denn man jagt alte treue Diener nicht gleich so mir nichts dir nichts aus dem Hause, und dann müßten Sie den Herrn Buchhalter Fuchs verabschieden, denn der Mann scheint mir nicht redlich zu seyn, er hat bei dem Förster Gruß Reden geführt, vor denen mir graut! Lassen Sie sich nur die Schrift zeigen, die wir haben unterschreiben sollen!

Lieutenant. Das ist lustig, nun kommt die Sache ins Klare.

Referendar (heimlich zu Christoph). Grauenhafter Schwätzer, wenn du nicht schweigst, so erwürge ich dich! Lassen Sie sich doch nicht mit diesem Knaben ein, verehrte Frau, der in seiner kindischen Dummheit nicht weiß, was er spricht und sich entreistet, einen achtbaren Mann zu beschuldigen, während er eine unnütze, lästige Person in Schutz nehmen will.

Commerzienräthin. Ei, ei, Herr Referendar! sprechen Sie nicht so nachtheilig von meiner vertrautesten Freundin!

Referendar. Gnädige Frau Tante, ich meine ja nur die alte ekelhafte Stiefgroßmutter der Försterin, die aus Ihren Diensten verwiesene Person.

Commerzienräthin. Eben diese meine auch ich! — Sie erstaunen — Ich will den Schleier fallen lassen: nicht hier habe ich Sie, meine Herren zuerst gesehen, schon im Försterhause stand ich Ihnen nahe, denn die Stiefgroßmutter war niemand anders, als ich selbst, und was dort vorgegangen und gesprochen worden, ich war Zeugin von allem.

Referendar. Verdammte Mummerei!

Lieutenant. Köstliche Komödie!

Christoph. Sie sind also selbst die alte, arme Frau? Nun fällt mir ein Stein vom Herzen!

Commerzienräthin. Auch die schriftlich aufgesetzten Bedingungen meines Buchhalters sind in meinen Händen und ich habe gesehen, wie willig Sie zum Theil gewesen sind, sie zu erfüllen.

Lieutenant. Frau Tante, Sie haben eine gewaltige Kriegslist gegen uns ausgeführt, und ob ich den Herrn Fuchs Ihren klugen Adjutanten oder Ihren Spion nennen soll, darüber bin ich noch im Zweifel!

Commerzienräthin. Ich muß mich allerdings bei Ihnen entschuldigen, daß ich zu diesem Mittel griff, allein es führte am schnellsten und sichersten zum Ziele, und verschaffte mir Ihre Bekanntschaft von einer Seite, die Sie mir sonst vielleicht sorgsam verhüllt hätten. Mein Buchhalter Fuchs ist nicht der zweideutige, habsüchtige Mann —

Lieutenant. Aber ein vortrefflicher Schauspieler.

Fuchs. Habe nur auf Befehl meiner Frau Prinzipalin diese scherzhafte Rolle übernommen, hoffe aber künftig zu zeigen, daß wenn ich auch manche Fehler habe, doch jene bösen Bedingungen nicht aus meinem Herzen gekommen sind. —

Commerzienräthin. Ja, Herr Fuchs ist ein treuer Diener, er ist ein Freund meines Hauses. Seine stets gute Laune hat mir geholfen, in diese sehr ernste Sache einen fröhlichen Scherz zu mischen, der doch aber auch wieder zum ernsten Ziele führte. Was diese kleine Täuschung für Sie, meine Herren, vielleicht Verletzendes gehabt hat, werde ich wieder gut zu machen suchen.

Referendar. Thun Sie das, treffliche Frau, wir haben ja auch nur gescherzt, bloß gescherzt!

Commerzienräthin. Jetzt muß ich zur Wahl eines Erben schreiten, und ich folge dem Urtheil der Großmutter, die Sie ja eigentlich am genauesten kennen gelernt hat. Zu Ihnen, Herr Referendar, hat die Großmutter eben kein Vertrauen erworben!

Referendar. Das ist nicht möglich, ich bin verkannt!

Commerzienräthin. Was sie aus Ihrem Munde vernommen, zeigte ihr nur zu deutlich, daß Sie durch das leere Herumtreiben in der sogenannten großen Welt die Eigenthümlichkeit und Festigkeit ihres Charakters verloren haben, daß Sie die strengen Begriffe von Redlichkeit und Menschenliebe nicht mehr fest genug halten, sondern unter dem Anstrich eines zarten Gefühles doch nur immer Ihren eigenen Vortheil im Auge haben. Die Großmutter hat mir daher widerrathen, Sie als Sohn an mich fest zu ketten, weil wir gegenseitig nicht zu einander passen möchten, und Ihnen ein kindliches Verhältniß zu mir wohl stets fremd bleiben würde. Aber, was auch die Großmutter sagen mag, Sie sollen doch nicht leer ausgehen, sondern eine jährliche Rente erhalten, sobald Sie Ihr schon lange ausgesetztes, drittes Examen genügend gemacht haben werden.

Lieutenant. Was hat denn die Großmutter von mir gesagt? —

Commerzienräthin. Sie ist Ihnen gar nicht übel gesinnt, und hält Sie für einen offenen gutherzigen, aber etwas leidenschaftlichen und leichtsinnigen jungen Mann.

Lieutenant. Die Großmutter hat nicht ganz Unrecht, aber die Frau Tante würde mich schon lieb gewinnen, das fühle ich.

Commerzienräthin. Das glaube ich auch, allein die Großmutter hat eine gewiße Furcht vor Ihrem Weſen, und möchte lieber, ich ſollte mir den Chriſtoph erziehen. Was meinſt denn du dazu?

Chriſtoph. Da Sie auch die Großmutter ſind, ſo habe ich Vertrauen und würde wohl bei Ihnen bleiben mögen, wenn es der Vater erlaubte.

Commerzienräthin. Nun ſo ſchlage mit ein, lieber Chriſtoph und ſey mein Sohn! Dein Vater mag in ſeinem ſchweren Berufe fortarbeiten, ſo lange es ſeine Kräfte erlauben, wir wollen ihm ein reichliches Auskommen ſichern; du aber ſollſt bei mir bleiben, deine Erziehung ſoll mein Werk und mein großes Vermögen dein Erbtheil ſeyn. Ihnen aber, mein lieber Vetter Arthur, ſchenke ich hiermit das ſchöne kleinere Gut, welches ich außer dieſem Fideicommiß noch am Rieſengebirge beſitze: erfreuen Sie ſich dort oft der herrlichen Natur, genießen Sie die Einkünfte des Gutes, die Ihnen ein reichlicher Zuſchuß ſeyn werden, gedenken Sie dabei gern an Ihre alte Tante, und bleiben Sie im Dienſte Ihres Königs, ſo lange Ihre Kräfte ausreichen.

Lieutenant. Frau Tante, ich geſtehe, daß ich gar zu gern das Majorat gehabt hätte, denn ein armer Lieutenant und ein Majorat ſind zwei Dinge, die ganz beſonders für einander paſſen. Allein wenn ich die Frau Tante geweſen wäre, ich hätte vielleicht auch keine andere Wahl getroffen; deshalb füge ich mich, nehme das Gut am Rieſengebirge mit Dank und Freude an, werde es am Herzen tragen, wie ein Juwel und dort bei dem friſchen Hauch von den ewigen Bergen oft auf das Wohl meiner Frau Tante trinken.

Referendar. Aber, hochverehrte Frau, eine kleine Rente? Haben Sie denn kein Plätzchen mehr für mich, wo ich das müde Haupt hinlegen könnte? — ſey es eine einſame Hütte am Gebirge, oder ein freundliches Gut im bewohnten Thale, ich nehme alles an, nur ein Eigenthum, ein Eigenthum, deſſen Namen ich dem meinigen hinzufügen könnte!

Commerzienräthin. Wie ich Sie kennen gelernt habe, mag ich Ihnen kein Eigenthum anvertrauen, und nicht andere Menſchen von Ihnen abhängig machen. Lernen Sie erſt ſich ſelbſt beherrſchen und andere achten, ſeyn Sie wahr und tüchtig und begnügen Sie ſich mit der Rente, die ich Ihnen zuſichere.

Referendar. Mir wird unwohl! ich bin einer Ohnmacht nahe! laßt mich abreiſen, denn ich ſehe mich furchtbar betrogen! der arge

Buchhalter und die verflossene Großmutter haben mich auf ihrem Gewissen.
(Er geht ab.)

Commerzienräthin. Förster Gruß, begleiten Sie den Referendar und besorgen Sie alles zu seiner bequemen Abreise.
(Beide gehen ab.)

Rektor. Aber wir reisen noch nicht ab! nicht wahr, mein frühlicher Vetter Arthur, wir bitten die liebe Frau Muhme, daß wir noch hier bleiben dürfen. Meine Schulleiden erlauben mir eine Abwesenheit von Hause, mein Weib und meine Kinder würden wohl nachkommen, um sich der Frau Tante vorzustellen, und ich möchte gern die Wälder und Fluren, die einst meinem Christoph hier gehören sollen, durchwandern, still dort weilen und der Frau Muhme beweisen, daß sie rechtschen, treuen Menschen ihre Gunst schenke. Was Ihr Herz zu uns gelenkt hat, werthe Frau Muhme, das ist nur Gott bekannt, denn mir selbst würde der frühliche gutmüthige Lieutenant viel besser gefallen haben, als der alte Rektor mit seinem Christoph; — allein wir sollen nicht fragen, wir sollen dankbar empfangen und der Gabe werth zu seyn suchen.

Commerzienräthin. Und diese Gesinnung wollen wir denn auch festhalten. — Bleibt nun nach Gefallen bei mir, meine lieben Anverwandten, ich habe ohnedieß lange genug einsam hier gelebt, und du, mein Sohn, mein lieber Christoph, was wäre wohl dein erster Wunsch?

Christoph. Liebe Tante, laß die Wagen anspannen, daß ich die Mutter und die Schwestern herholen kann.

Der Bohnenkönig.

In der Stadt Brentheim war es seit langer Zeit Sitte, daß jedesmal am Himmelfahrtstage das Fest des Bohnenkönigs gefeiert wurde. Ein wohlhabender Mann, der keine eigenen Kinder besessen hatte, wohl aber ein großer Freund aller Kinder gewesen war, und einen Theil seines Vermögens der höhern Bürgerschule, einen andern dem Waisenhause zu Brentheim vermacht hatte, war auch vor langen Jahren schon der Stifter dieses Festes geworden, denn er hatte ebenfalls ein Kapital von 2000 Thaler niedergelegt, von dessen Zinsen jenes Bohnenkönigfest festgesetzmäßig alljährlich gefeiert werden sollte. Der Magistrat der Stadt mußte am Tage zuvor aus den Kindern zu Brentheim 24 Knaben auswählen, sie zu jenem Feste zu Tische laden und mit ihnen auf dem Rathhause zu Mittag speisen. Ein großer Kuchen, der jedesmal auf dem Tische stand und auf seiner Oberfläche bereits mit 24 Abtheilungen bezeichnet war, wurde gleich nach der Suppe vom Bürgermeister in 24 Stücke zerschnitten und so an die 24 Knaben vertheilt, von denen nun jeder in ungeduldiger Hast das seinige auseinander brach, um zu untersuchen, ob die verhängnißvolle Bohne darin zu finden sey; denn in dem ganzen großen Kuchen war nur eine einzige kleine weiße Bohne eingebacken, die denjenigen zum König des Festes machte, in dessen Stück sie zu finden war. Sobald der Glückliche seine Bohne hoch in die Höhe gehalten und sich als Bohnenkönig angemeldet hatte, wurde ihm eine silberne Kette mit einer großen goldenen Schaumünze umgehangen und ihm am obersten Ende der Tafel neben dem Bürgermeister sein Platz angewiesen. Er genoß nun den ganzen Tag

über alle Ehre und Gerechtsame eines Bohnenkönigs, wurde von allen und selbst vom Bürgermeister Herr König genannt, und durfte an der Tafel selbst nach Wunsch alles anordnen; man trank nur seine Gesundheit und nach aufgehobener Tafel mußte der Bürgermeister ihn fragen, wie Se. Bohnenmajestät den übrigen Tag verleben und die in der Staatskasse befindlichen Gelder verwendet wissen wolle? Worauf dann der kleine König die nöthigen Bestimmungen gab.

Der Stifter des Festes hatte unstreitig manche gute Absichten hiebei gehabt; er hatte auf der einen Seite dem Magistrat Gelegenheit geben wollen, den fleißigsten und gesittetsten Knaben eine Freude zu machen, sie durch die Einladung zu diesem Feste auszuzeichnen und sie auch auf diese Weise für das Gute recht eifrig und rege zu erhalten. Auf der andern Seite wollte er aber auch wieder den Knaben Gelegenheit geben, mit einer gewissen Selbstständigkeit ein solches Vergnügen zu ordnen und selbst über die Verwendung einer Summe Geldes zu bestimmen, die sich doch gegen 100 Thaler belief. Diese Absicht des Stifters mochte aber nicht immer erfüllt worden seyn, denn es war zur Gewohnheit geworden, daß der Magistrat nicht sowohl die besten und fleißigsten Knaben als vielmehr die Söhne der vornehmsten und reichsten Einwohner zu diesem Feste einladen ließ, theils um den Eltern dadurch eine Aufmerksamkeit zu beweisen, theils um die Stelle des Bohnenkönigs nicht an einen armen Knaben gelangen zu lassen, der in seinem schlichten, ärmlichen Anzuge vielleicht nicht in vornehme Gesellschaft gepaßt hätte. Dagegen hatte nun auch der junge Bohnenkönig gewöhnlich über die Summe so entschieden, daß den Reichen und Vornehmen wiederum ein Vergnügen dadurch verschafft wurde, denn er befahl jedesmal, man möchte einen Ball veranstalten und die Familen der bei dem Bohnenfeste gegenwärtigen 24 Knaben dazu einladen. So wurde denn die ganze Summe zu einem rauschenden Vergnügen verwendet, welches der junge König den Honoratioren der Stadt gab, und wobei die übrigen zum Bohnenfeste eingeladenen Knaben den Hofstaat des Königs ausmachten, von ihm theils zu seinen Kammerherrn, theils zu Pagen ernannt wurden und bei dem Balle den Damen aufwarten und auf die Winke und Befehle ihres Königs achten mußten, der sich nicht wenig brüstete, wenn an diesem Tage alles nach seinen Anordnungen ging und selbst die Vornehmsten in der Gesellschaft ihm scherzhafter Weise allenthalben den Vorrang ließen. Das Fest des Bohnenkönigs war daher für die vornehmern und reichern Familien der Stadt ein sehr angenehmes und der Gedanke, Bohnenkönig zu werden, für die Knaben das höchste Ziel ihrer Wünsche. Die gute Absicht des Stifters aber ward freilich

auf ſolche Weiſe nicht erreicht und die nicht unanſehnliche Summe Geldes, die zu manchem Nützlichen hätte angewendet werden können, ging ſo in einem rauſchenden Vergnügen verloren, das nur die Auserwählten mit genießen durften.

Der Himmelfahrtstag war wieder nahe und der Magiſtrat ſchritt wieder zur Wahl der 24 Knaben, aus denen das Schickſal den Bohnenkönig ernennen ſollte. Aber es waren hiebei die Anſichten dießmal doch etwas verändert worden, denn man hatte ſich bewogen gefunden, auch den Sohn eines unbedeutenden, unbemittelten Mannes hinzuzuziehen. In Brontheim hielt ſich nämlich ein armer invalider Lieutenant mit Namen von Guhr auf, der in den letzten Feldzügen gegen Frankreich ſich das eiſerne Kreuz erworben, dagegen aber ein Bein verloren hatte und dem man nun, um ihn doch vor den allerdringendſten Nahrungsſorgen zu ſchützen, die dürftige Stelle eines Thorſchreibers gegeben hatte. Hier lebte nun der Mann mit ſeinem Sohne und einer alten Haushälterin allein, denn ſeine Gattin war ihm geſtorben, ſaß in der kleinen Thorſchreiberwohnung immer am Fenſter und ſchrieb, oder hinkte an ſeiner Krücke in das kleine Gärtchen am Hauſe, wo er ſeine Blumen erzog und ſich mit ſeinem Knaben unterhielt. Weiter kam er nicht aus, er war zu arm, um an einem öffentlichen Orte erſcheinen zu können, die Bekanntſchaft des Invalidenlieutenants ſuchte niemand und ſeine Zeit war ihm auch zu koſtbar, denn alles was er neben ſeinen Amtsgeſchäften mit der Feder verdienen konnte, wendete er an, um die Erziehung ſeines Sohnes zu beſtreiten, die er ſich beſonders angelegen ſeyn ließ.

Der kleine Ernſt war aber auch ein tüchtiger Knabe, fromm und gewiſſenhaft wie ſein Vater, und voll Eifer und Fleiß in der Schule. Sein ernſtes, geſetztes und dabei beſcheidenes Weſen, ſein Fleiß und ſeine muſterhafte Aufführung hatten ihm bald die ungetheilte Liebe ſeiner Lehrer erworben und auch die übrigen Knaben hielten viel auf ihn, ob er gleich weit ernſter war als ſie und ſich ſelten in ihre lärmenden Spiele miſchte. Wo es aber einen Streit zu ſchlichten, ein Unrecht auszugleichen galt, da wurde Ernſt hinzugezogen, um Rath gefragt und ſein Ausſpruch in Ehren gehalten. Daher geſchah es denn auch, daß ſich der Rektor der Schule dießmal vor dem Himmelfahrtstage zum Bürgermeiſter verfügte und denſelben erſuchte, auch den Sohn des Lieutenants von Guhr zum Bohnenfeſte einladen zu wollen. Der Bürgermeiſter machte zwar dagegen Einwendungen, weil der Vater, wenn er auch früher Officier geweſen, jetzt doch nur Thorſchreiber ſey, dem Knaben es auch wohl an anſtändiger Kleidung gebrechen möchte; der Rektor hingegen berief ſich auf das

Testament des Stifters, worin er ausdrücklich festgesetzt, es solle bei der Wahl der 24 Knaben ganz besonders auf Fleiß und gute Aufführung Rücksicht genommen werden und so konnte der Bürgermeister denn endlich nicht ausweichen und mußte den kleinen Ernst von Guhr, weil er zu den vorzüglichsten Schülern gehörte, mit einladen lassen und dafür einen andern Knaben, den Sohn eines reichen Kaufmanns, zurücksetzen. Als die Einladung des Bürgermeisters in die Thorschreiberwohnung kam, legte Herr von Guhr die Feder aus der Hand und sagte ruhig: „Mein Sohn wird bei dem Feste erscheinen, mich selbst aber bitte ich mit jeder etwa späteren Einladung zu verschonen, denn ich habe zu schreiben."

Am Himmelfahrtstage erschienen denn also mit dem Schlage zwölf Uhr sämmtliche eingeladene Knaben auf dem Rathhause, alle auf das stattlichste geputzt, denn es konnte ja ein jeder von ihnen König werden, und die reichen Eltern hatten ihren Söhnen deßhalb aus dem feinsten Tuche Kleider machen lassen, wie sie Erwachsene zu tragen pflegen und hatten einander aus Eitelkeit darin zu übertreffen gesucht. Nur der kleine Guhr trat in einem einfachen schwarzen Ueberröckchen in den Saal, sein blondes Haar war nicht in Locken mühsam gekräuselt, sondern schlicht herabgekämmt, aber sein ganzes Aeußere zeigte große Ordnung und Nettigkeit und seine Haltung etwas höchst Edles. Der Bürgermeister aber, dem die Anwesenheit dieses Knaben überhaupt nicht angenehm war, trat mit der Frage auf ihn zu: weßhalb er denn im Ueberrock hier erschienen, da wie er wohl selbst bemerken werde, ein jeder seine besten Kleider heute angelegt habe und es sich überhaupt nicht geziemen wolle, ohne Frack in eine solche Gesellschaft zu treten; er solle deßhalb auf der Stelle nach Hause gehen, um sich standesmäßiger anzukleiden!

Den kleinen Ernst überflog eine hohe Röthe und er antwortete mit niedergeschlagenen Augen: „Ich besitze keinen Frack; diesen Ueberrock hat mir mein Vater aus dem Uniformsrocke machen lassen, mit dem er in der Schlacht bekleidet war, wo er den Fuß verlor; ich habe kein besseres Kleid!"

Der Bürgermeister konnte gegen einen solchen Ehrenrock nichts einwenden und fragte nicht weiter. Die übrigen Knaben drängten sich aber näher zu Ernsten, um den merkwürdigen Rock wenigstens anzufühlen, um den sie ihn fast beneideten.

Jetzt wurde an der Tafel Platz genommen und der verhängnißvolle Kuchen zerschnitten und vertheilt. Jeder zerriß ungeduldig sein Stück um die Bohne zu suchen, aber es meldete sich keiner, und als endlich der Bürgermeister, verwundert über das ungewohnte Schweigen, den

Bohnenkönig aufforderte ſich zu nennen, ſtand Ernſt beſcheiden auf und zeigte die Königsbohne vor.

Ein lauter Jubel erhob ſich in der Geſellſchaft, denn wenn auch ein jeder von den übrigen Knaben gern ſelbſt der Bohnenkönig geweſen wäre, ſo waren ſie doch damit noch am meiſten zufrieden, daß ihre fehlgeſchlagene Hoffnung ſich an dem kleinen Ernſt von Guhr erfüllt hatte. Dieſer nahm nun in ſeinem Ueberröckchen neben dem Bürgermeiſter Platz und genoß alle Ehre eines Bohnenkönigs, wobei er ſich eben ſo anſtändig als beſcheiden zu benehmen wußte. Als nun nach aufgehobener Tafel der Bürgermeiſter den kleinen Bohnenkönig befragte: wie er den übrigen Tag verleben und die in der Staatskaſſe befindlichen Gelder verwendet wiſſen wolle und zugleich hinzuſetzte, daß die Honoratioren der Stadt wie gewöhnlich einen Ball heut Abend erwarteten! — ſo entgegnete der kleine Bohnenkönig, daß er die Sache erſt in Ueberlegung ziehen und prüfen wolle, ob das Geld nicht zu etwas noch Beſſerem als zu einem rauſchenden Feſte anzuwenden ſey! — Der Rektor der Schule hatte nämlich Tags zuvor Gelegenheit genommen, den Knaben manches gar Schöne und Beherzigenswerthe über das Bohnenfeſt zu ſagen, was den kleinen Ernſt tief ergriffen und ihn zu dieſem Entſchluß beſtimmt hatte.

Der Bürgermeiſter trat überraſcht und empfindlich zurück, Ernſt aber verſammelte ſeine Knaben um ſich und ſprach zu ihnen: „Nicht wahr Kinder, wir wollen keinen Ball veranſtalten; er koſtet zu viel und rauſcht doch zu ſchnell vorüber! Das viele Geld wird ſich wohl anders und beſſer verwenden laſſen. Deßhalb werde ich euch auch nicht zu Kammerherren und Pagen ernennen, wohl aber will ich mir unter euch meine Miniſter und Räthe auswählen und euch dann eure Geſchäfte auftragen!“ Und hiemit ernannte er denn aus den Knaben mehrere Miniſter, gab jedem einige Räthe, machte zwei Knaben zu Generalen, andere zu Officieren und wählte ſeine drei liebſten Freunde zu ſeinen eigenen General adjutanten.

Nachdem dieß alles geſchehen war, redete er die kleine Geſellſchaft folgendermaßen an: „Meine Herren, wenn ich auch Ihr König bin und mithin hier zu befehlen habe, ſo will ich doch nichts ohne Ihren Rath thun, denn ich hoffe, daß wir immer einig ſeyn werden. Es kommt nun jetzt hauptſächlich darauf an, wie wir das Geld verwenden ſollen, das in unſerem Staatsſchatz befindlich iſt. Wie mir der Herr Bürgermeiſter geſagt hat, beträgt die jährliche Einnahme 100 Thaler, hievon gehen 30 Thaler ab, denn ſo viel ſoll heut unſere Mittagstafel gekoſtet haben, es bleibt mithin noch die große Summe von 70 Thalern übrig. Ich

verlange nun Ihre Vorschläge, wozu dieß Geld am zweckmäßigsten verwendet werden soll, und damit Sie hiezu Zeit gewinnen mögen, entlasse ich Sie für jetzt sämmtlich; jeder Minister nehme jetzt seine Räthe, jeder General seine Officiere zu sich, berathschlage sich mit ihnen und sehe sich in unserem Reiche um, wo Hülfe Noth thut; ich werde meine Adjutanten bei mir behalten und ein Gleiches thun. Jetzt ist es drei Uhr, heut Abend um sechs Uhr erwarte ich Sie alle wieder hier und dann wollen wir Staatsrath halten."

Die Knaben fanden diesen Vorschlag vortrefflich, denn der gewöhnliche Ball, der immer bis tief in die Nacht hinein gedauert, war den Meisten von ihnen am Ende sehr langweilig geworden; sie freuten sich daher, daß der kleine Bohnenkönig sie auf eine andere Weise in Thätigkeit setzte und entfernten sich sogleich auf dessen Befehl, um ihrerseits an das aufgetragene Werk zu gehen.

Die Regierung des neuen Bohnenkönigs gefiel aber den Honoratioren der Stadt keineswegs; die Meisten hatten schon sicher auf den Ball gerechnet, die Damen hatten ihren Staat zurecht gelegt und mehrere der Unzufriedenen schalten laut und meinten: der einfältige Knabe würde wohl nicht einen so unpassenden Entschluß gefaßt haben, wenn sein Vater nicht lahm, und er selbst nicht bettelarm wäre, beide daher sich schämen müßten, auf dem Balle zu erscheinen. Man war mit dem Bürgermeister und dem Rektor sehr unzufrieden, daß sie einen so einfältigen und anmaßenden Knaben mit in die Gesellschaft gebracht hätten, und beschloß im voraus an dem lahmen Lieutenant und dem dummen Buben Rache zu nehmen. Während dessen aber flogen der König mit seinen Adjutanten, die Minister mit ihren Räthen, die Generale mit ihren Officieren in der Stadt umher und sahen sich mit spähenden Augen um, wo es im Reiche etwas zu verbessern gäbe, und wozu der Staatsschatz etwa angewendet werden könne und standen, so wie sie zusammen geordnet worden waren, oft mit sehr ernsten wichtigen Mienen auf der Straße still, um das Wohl des Staates zu berathen.

Der kleine König selbst, der die Thätigkeit seiner Staatsdiener zuvörderst beobachtet hatte, sagte zu seinen Adjutanten: „Meine Herren, hier in der Stadt ist nichts für uns zu thun, denn, wie ich sehe, durchkriechen meine Minister und Generale bereits alle Winkel derselben; lassen Sie uns also einmal die vor den Thoren liegenden Gegenden bereisen, damit wir auch dort die Verhältnisse kennen lernen, ich glaube, wir sind dort nöthig!"

Als sie nun die Stadt verlassen wollten und bei der kleinen Wohnung

des Thorſchreibers vorbeigingen, an deren Fenſter der alte Herr vom Ohr wieder emſig ſchrieb, nahm dieſer ſein Mützchen ehrerbietig ab und ſagte: „Herr König, bedenkt, daß Ihr nur einen Tag zu regieren habt, daß alſo der folgende Tag nicht wieder gut machen kann, was der heutige verdorben hat, und rennt nicht eher unnützer Weiſe vor den Thoren herum, bis Ihr Eure Schuldigkeit gethan habt!“ — Der kleine König ſprang aber zum Vater hin, küßte ihn herzlich die dargebotene Hand, rief alsdann ſeinen Begleitern zu: „Folgt mir, meine Adjutanten!“ und eilte mit ihnen zum Thore hinaus.

Der Zeiger auf dem Rathhauſe hatte ſchon 6 Uhr geſchlagen, die kleinen Miniſter und Generale waren mit ihren Beamten bereits zur Stelle, und brüſteten ſich mit den wichtigen Dingen, die ſie aufgefunden haben wollten, nicht wenig; die alten Rathsherrn aber, die ſich auch wieder eingefunden hatten, ſpielten mit dem Herrn Bürgermeiſter einſtweilen eine Partie deutſch Solo, um wenigſtens einen kleinen Erſatz für den entbehrten Ball zu haben. Nur der Bohnenkönig fehlte noch, es war ihm keiner begegnet, und niemand konnte Nachricht von ihm geben. Nachdem man ſo mit vieler Ungeduld wohl eine halbe Stunde gewartet hatte, trat er endlich mit ſeinen beiden Adjutanten raſch in den Saal, und ob gleich alle ihm entgegen eilten und in geſpannter Erwartung ihn befragten, wo er ſo lange geblieben, und ob ihm etwas Beſonderes begegnet ſey, ſo gab er für jetzt doch keinen Beſcheid, ſondern ſagte nur ganz kurz: „Mein Bericht kommt zuletzt, meine Herren, ich will erſt hören, was Sie mir vorzutragen haben!“

Die Adjutanten aber gaben hinter ſeinen Rücken durch Winke und Geberden zu verſtehen, daß ſie wichtige Dinge erlebt hätten, und der kleine König ſah bleicher aus wie gewöhnlich und hatte das blutbefleckte Schnupftuch um die rechte Hand gewunden. Er ſetzte ſich faſt ermattet in den Kreis ſeiner Staatsdiener nieder und befahl hierauf, daß nun jeder das Seinige vortragen ſollte.

„Wir ſind,“ hob der kleine Miniſter des Innern an, „die ganze Stadt mit aller Aufmerkſamkeit durchwandert, haben uns überall genau umgeſehen und zwar das Meiſte in gutem Zuſtande gefunden, allein es ſcheint uns an einer Stelle doch eine Verbeſſerung durchaus nothwendig. Wer hat nicht ſchon über die ſchlechte Erleuchtung unſerer Stadt klagen hören? Es iſt auch wirklich gegründet, daß nur wenige Laternen des Abends angezündet werden; auf den Straßen ſelbſt und auf dem Marktplatze möchte dieß nun zwar eben nicht ſo viel zu bedeuten haben, denn hier iſt theils ein jeder hinlänglich bekannt, um ſich auch im Finſtern

zurecht zu finden, theils kann er seine eigene Laterne anzünden und sich damit selbst noch viel besser leuchten, als es eine Pfahllaterne thut, die auf ihrem Flecke stehen bleiben muß. Aber auf dem Kirchhofe, meine Herren, auf dem alten Kirchhofe, da sieht es sehr übel aus; denn bei der einzigen Laterne, die nur an der einen Seite desselben brennt, ist es nicht möglich, Abends ein ordentliches Spiel darauf vorzunehmen. Wenn auch gerade kein eigentlicher Weg über den alten Kirchhof führt, so ist und bleibt er doch einmal unser Spielplatz. Sie wissen, meine Herren, daß wir in unsern Freistunden Ball, Brunnkräusel, Anschlag, Minke, Tiţkern, Jagd und selbst Soldaten auf jenem Platze zu spielen pflegen, und wir würden alle diese nicht unwichtigen Beschäftigungen auch während des Winters gehörig fortsetzen, und selbst unsern kleinen Schlitten öfter noch dort gebrauchen können, wären die Tage dann nur nicht gar so kurz, und träte der Abend dann nur nicht immer schon mit dem Schluß der Nachmittagslektionen ein. Ehe wir nun unsere Bücher zu Hause weggelegt und unser Vesperbrod verzehrt haben, hat die Dunkelheit gewöhnlich schon überhand genommen und wo soll nun ein ordentliches Jägerspiel gehalten werden, wenn der alte Spielplatz, der Kirchhof, nicht gehörig erleuchtet ist? Zwar sind, wie Sie sich erinnern werden, im vorigen Winter Versuche gemacht worden, sich mit bloßem Schneelicht zu behelfen, allein mein erster Geheimerrath hier trägt noch eine Narbe an der Stirn, denn vom Schneelicht geblendet, lief er bei der wilden Jagd an einen alten beschneiten Leichenstein mit der Nase an und mußte den Schnee mit seinem Blute färben. So etwas darf nicht wieder vorfallen! Ich trage daher darauf an, daß von dem Gelde in unserer Kasse für die finstern Winterabende dieses Jahres vier Laternen auf dem alten Kirchhofe unterhalten werden mögen und hoffe gewiß, daß wenn man das Heilsame dieser Einrichtung erst erkennen wird, keiner der nachfolgenden Bohnenkönige sie jemals wieder aufheben werde!"

Ein lautes Bravo erscholl im Kreise, als er ausgesprochen hatte und während der Redner auf den Wink des kleinen Königs mit einer gewissen Selbstgefälligkeit zurücktrat, hörte man die Worte von Mund zu Munde gehen: „Der Minister des Innern ist ein sehr gescheidter Mann!"

Der zweite Minister, der nun auch zum Vortrag aufgefordert wurde, begann damit, daß er demjenigen, was sein Herr Kollege so eben gesagt hatte, zwar vollkommen beistimmte, weil auch er die Erleuchtung auf dem Kirchhofe für höchst nothwendig und wichtig hielt, daß er jedoch, da ihm der Herr Bohnenkönig ganz besonders das Schulwesen anempfohlen hatte,

hier eben so wichtige Verbesserungen für nöthig fand. „Es wird mehreren von uns leider bekannt seyn," hob er an, „daß unser Karzer in einen höchst traurigen Zustand gerathen ist. Theils ist es an sich sehr alt und könnte wegen der vielen Dienste, die es geleistet, wohl längst in den Ruhestand versetzt worden seyn, theils sind, besonders in der letzteren Zeit, einige Eingesperrte von solcher Verzweiflung überfallen worden, daß sie sich nicht haben enthalten können, ihre Wuth gegen das Karzer selbst auszulassen, so daß die Spuren der Verwüstung nicht zu verkennen sind; theils steht es eben an der Bodentreppe, einem sehr gräulichen Ort, wo sich vor langen Zeiten einmal ein Schulstubenheizer gehangen haben soll. Ich schlage daher vor, das alte, unbequeme, gräuliche Karzer abzureißen, und dafür aus unserer Staatskasse ein neues recht freundliches und bequemes Karzerchen erbauen zu lassen, denn wenn wir auch hoffentlich selbst keinen Gebrauch davon machen wollen, so werden wir uns doch hierdurch unstreitig den wärmsten Dank unserer Mitschüler und Nachfolger erwerben!" —

Der König winkte abermals, der Minister trat zurück und man hörte zwar dießmal kein Bravo, aber doch auch die Worte: „Auch dieser Minister ist ein sehr gescheidter Mann."

Endlich trat der erste General vor und sprach: „Ich finde zwar alles das, was die beiden Herren Minister vorgetragen haben, ebenfalls gut und zweckmäßig, wünsche jedoch, daß auch die Militärangelegenheiten nicht vergessen werden mögen. Schon lange habe ich es mit wahrem Mißfallen bemerkt, daß an den Tagen, wo das Pfingstschießen hier gehalten wird und unsere Bürgergarde mit ihren schönen Uniformen in größter Ordnung auf den Schießplatz hinaus marschirt, die hiesigen Knaben unordentlich nebenher laufen, das Gedränge vermehren und oft sehr muthwillige Streiche machen, so daß mancher Vater gezwungen ist, aus dem Gliede heraus dem Sohn mit dem Ladestock einen tüchtigen Hieb zu versetzen. Alle diese Unordnungen würden aber sogleich aufhören, sobald eine Knabengarde errichtet würde, die ebenfalls in militärischer Ordnung aufmarschiren und sich an den Zug der Kommunalgarde anschließen müßte. Ich schlage daher vor, eine solche Knabengarde zu errichten, eine kostbare Fahne und andere nöthige Sachen dazu aus der Staatskasse anzuschaffen und erbiete mich, sie als General zu commandiren, da meine Eltern reich genug sind, um mir eine schöne Uniform dazu machen zu lassen!"

Und auf's neue winkte der Bohnenkönig, der General trat zurück, und die übrigen riefen zwar dem Vorschlag zur Errichtung der Knabengarde eine Brave zu, meinten jedoch, daß jeder von ihnen eben so

gut General werden könne, als der Sprecher und vielleicht ein noch besserer! —

Der kleine König sah sich im Kreise um und fragte: ob noch jemand etwas vorzutragen habe? Da nun aber keiner mehr das Wort verlangte, alle vielmehr erwartungsvoll auf den König selbst blickten, der ernst und schweigend vor sich hinsah, so entstand eine lange, fast drückende Pause.

Endlich erhob sich der kleine Ernst mit einer gewissen Hast und sprach: „Ich sage euch meinen Dank für den bewiesenen Eifer und gestehe, daß mir die Vorschläge, die ihr gethan habt, eigentlich recht wohl gefallen, doch aber weiß ich nicht, was ich davon wählen soll, denn es ist mir so, als ob es noch etwas viel Besseres gäbe.“

Es entstand wieder eine neue Pause; aber die Minister traten hinzu und baten den König dringend, nun auch seinen eigenen Vorschlag kund zu geben, das Bessere doch jetzt zu nennen und überhaupt ihnen zu erzählen, wo er denn so lange verweilt habe? Da sagte endlich der kleine Ernst: „Ja, ich muß es euch erzählen, so schwer mir es auch wird, aber ich darf vor euch kein Geheimniß haben!“

„Als ich euch meine Aufträge gegeben hatte und ihr mit den Eurigen in die Stadt hinaus geeilt waret, um euch allenthalben dort nach einer Gelegenheit umzusehen, wo das viele Geld aus unserer Kasse recht gut angewendet werden könnte; da erblickte ich euch bald hier bald dort, wie ihr alles in Augenschein nahmet und ernsthaft zusammen tratet, um recht zu überlegen und zu berathen, das gefiel mir wohl und ich dachte denn gleich: hier in der Stadt ist nichts mehr für dich zu thun, deine Staatsbeamten erfüllen ihre Pflicht und lassen dir nichts übrig, du mußt lieber einen andern Weg gehen; und hiemit eilte ich denn mit meinen Adjutanten zum Thore hinaus und nach den Weinbergshäusern zu, die nahe bei dem Eichwalde gelegen sind. Vor mehreren Tagen ging nämlich unser Herr Stadtphysikus einmal sehr eilig in den ersten Morgenstunden zum Thor hinaus; mein Vater saß schon am Fenster und schrieb und da ihm der Herr Doktor wie gewöhnlich einen guten Morgen bot, so fragte ihn der Vater: wo er denn so früh schon hingehe und welchen Krankenbesuch er außerhalb der Stadt zu machen habe? — Der Herr Stadtphysikus trat näher hinzu, um mit dem Vater leiser zu sprechen und sagte: „Ich gehe nach den Weinbergshäusern, da gibt es großes Elend!“ Mehr verstand ich nicht, denn sie sprachen immer heimlicher und ich hörte nur noch, wie der Vater ihn mit den Worten entließ: „„Eilen Sie, Freund, helfen Sie und bringen Sie mir Nachricht!““ Der Herr Stadtphysikus ging denn

auch rasch weiter, der Vater aber legte die Feder aus der Hand und stützte den Kopf auf und sah lange schweigend vor sich hin, was er immer zu thun pflegt, wenn ihm etwas Wichtiges durch die Seele geht und der Herr Stadtphysikus kam seitdem auch öfter wieder vorbei, trat jedesmal an unser Fenster und der Vater wurde immer sehr ernst, wenn sie mit einander gesprochen hatten. — Dieß zog mich nach den Weinbergshäusern, denn als Bohnenkönig durfte ich das Geheimniß wohl näher zu erforschen suchen. Wir gingen also an allen Weinbergshäusern dort vorbei, sprachen in den meisten ein, um uns nach diesem und jenem zu erkundigen, fanden aber nirgends etwas Verdächtiges und erhielten selbst keine Auskunft, wenn wir nach dem Herrn Stadtphysikus fragten, es wollte ihn niemand hier gesehen haben. Endlich gelangten wir an das letzte Haus dicht am Eichbusche, welches dem Winzer Schmidt gehört; die alte Großmutter Schmidt saß dort vor der Thüre und da ich mit ihr gut bekannt bin, weil sie die Weinbergsfrüchte gewöhnlich zur Stadt bringt und bei meinem Vater dann den Thorzettel löst, so ging ich auf sie zu und sagte: „„Guten Abend, Großmutter! Ihr seyd wohl krank, daß der Herr Stadtphysikus Euch so oft besuchen muß?““ — Sie aber zog mich schnell zu sich und sagte: „Stille, Ernstchen, stille! ich bin nicht krank, aber hier im Hinterstübchen sieht es erbärmlich aus! Der Herr Doktor kommt alle Tage, doch es will nichts helfen. Aber schweige du, es darf's niemand wissen!“

Das war genug! Ich besprach mich mit meinen Adjutanten, zwei von ihnen mußten sich zur Großmutter setzen und sie in ein Gespräch verwickeln, ich aber und Moritz schlichen uns durch den Garten nach dem Hinterstübchen. Die grünen Jalousien waren fest geschlossen, nur durch die eine konnten wir noch in's Zimmer schauen und sehen, wie ein Knabe bleich und schlummernd dort in einem großen Bette lag und ein junges, schönes Mädchen daneben kniete, ihre Hände betend zum Himmel empor hob und endlich bitterlich zu weinen anfing — Die Großmutter, dachte ich, muß mit der Sprache heraus; ich ging deßhalb zu ihr zurück, setzte mich neben sie auf die Bank, ließ meine Adjutanten sich entfernen und bat die Alte, so dringend ich nur immer konnte, mir im Stillen doch zu entdecken, wer die unglücklichen Leute dort in dem Hinterstübchen wären! —

Der Bürgermeister hatte, während Ernst erzählte, die Karten bereits aus der Hand gelegt und war näher getreten, um die Erzählung des kleinen Bohnenkönigs, der immer leiser sprach, genauer zu vernehmen; auch die übrigen im Saale anwesenden Männer und unter diesen auch der Rektor, waren seinem Beispiele gefolgt; der Erzähler aber hielt inne,

als er dieß bemerkte, sah sich schüchtern im Kreise um und als die übrigen Knaben ihn aufforderten, doch weiter zu erzählen, und selbst der Bürgermeister endlich fortzufahren befahl, so stand der kleine Ernst schüchtern auf und sprach: „Ich möchte wohl gern alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt, allein ich fürchte, der Herr Bürgermeister wird ungehalten werden, wenn er es hört!“

„Ungehalten?“ wiederholte der Bürgermeister im strengen Tone; „es ist also jedenfalls hier etwas Unrechtes im Werke! um desto eher will und muß ich es wissen und ich befehle dir sofort alles zu gestehen! Bursche!“

Ernst wurde hochroth und griff unwillkürlich nach der goldenen Münze auf seiner Brust, als wolle er bei dieser harten Rede fühlen, ob er denn wirklich noch Bohnenkönig sey. Der Rektor aber, der wohl merkte, was in des Knaben Seele vorging, nahm ihn bei der Hand, und sagte sanft: „Wenn ein Bohnenkönig über die Verwendung der Gelder in seiner Staatskasse entscheiden will, so darf er keine Geheimnisse haben und wenn er, wie zu erwarten steht, auf rechten Wegen wandelt, so hat er sich auch vor niemandem zu fürchten. Die Furcht ist überhaupt niemals die Begleiterin einer wirklich guten Handlung!

„Der Herr Rektor hat recht! der Herr Rektor hat recht!“ riefen die übrigen Knaben; „erzähle weiter, denn du bist der Bohnenkönig!“ —

Und der kleine Ernst setzte sich hinauf beruhigt nieder und fuhr folgendermaßen fort: „Ich hatte die alte Großmutter also dringend über die unglücklichen Leute im Hinterstübchen befragt und sie erzählte endlich geheimnißvoll, es wären ein paar arme Geschwister, die der Herr Doktor hier eingemiethet hätte und täglich wohl mehreremale besuchte, denn der Knabe müsse sehr krank seyn, da aus der großen Unruhe, die er bezeige und die oft bis zur Wuth übergehe, zu schließen wäre, daß er wohl gar nicht richtig im Kopfe seyn möchte. Die Schwester habe gar viele Noth mit ihm, dürfe ihn keine Stunde verlassen und sie, die Großmutter, müsse ihr oft beistehen; der Herr Doktor habe auf das allerstrengste anbefohlen, die Anwesenheit der beiden Geschwister geheim zu halten und mit niemandem davon zu sprechen. — Während die Alte mir das alles erzählte und ich nun weiter fragen wollte, hörten wir plötzlich ein gräßliches Geschrei nach der Hinterstube zu. — „„Ach Gott!““ rief die Großmutter, „„da ist der Knabe wieder toll geworden und bringt die eigene Schwester wohl gar um's Leben!““ Sie eilte so schnell sie konnte zu Hülfe, ich aber und meine Adjutanten, wir flogen in wenigen Sprüngen ihr voran und zur Stelle, fanden die Thüre des Hinterstübchens jedoch verschlossen, während das kreischende Geschrei darin immer mehr überhand nahm. Die übrigen

ſuchten vergeblich die Thür zu ſprengen, da lief ich hinaus in den Garten, riß eine Jalouſie los, ſtieß das Fenſter ein und ſtand in wenigen Augenblicken im Zimmer, wo das Mädchen auf dem Boden lag und der Knabe ihr auf der Bruſt kniete und ſie mit den Händen zu erwürgen ſuchte. Ich umfaßte ihn, um ihn emporzureißen, aber der Knabe war ſtark, er biß mich mit aller Gewalt in die Hand, und ich würde ihn kaum überwältigt haben, wenn das Mädchen ſich indeß nicht vom Boden aufgerafft und die Thüre losgeriegelt hätte und meine Adjutanten mir nicht zu Hülfe geeilt wären."

„Ja!" fiel der Adjutant Moritz ein; „der tolle Knabe hatte ſich dergeſtalt in die Hand dort verbiſſen, daß wir ihn nur mit Mühe losbrechen konnten, und er hörte nicht eher auf zu wüthen und auf uns und die Großmutter loszuſchlagen, bis ihm die Schweſter zurief: „Karl, um Gotteswillen ſey ruhig, du weckſt ja ſonſt die Mutter!" Da war es, als ob er ſich beſänne, er ſchlug die Hände vor's Geſicht, fing bitterlich an zu weinen und rief: „Ach meine Mutter! meine Mutter!"

„Wer aber ſind denn jene beiden Kinder? und wie kommen ſie ohne mein Vorwiſſen dort auf das Weinbergshaus hinaus?" fragte der Bürgermeiſter mit zorniger Miene.

Der kleine Bohnenkönig ſah ſich wieder verlegen im Kreiſe ſeiner Zuhörer um und heftete ſeine Blicke endlich auf den Doktor, der eben unbemerkt hinzugetreten war; und erſt als ihm dieſer freundlich zugenickt hatte, fuhr er weiter fort: „Der Vater dieſer beiden Kinder iſt ein Deutſcher und Kapitän in holländiſchen Dienſten; er hat in Brüſſel in Garniſon geſtanden, als dort die Empörung ausgebrochen iſt und ſeine Frau und Kinder zurücklaſſen müſſen, um im Augenblick der Gefahr ſeinem rechtmäßigen Könige treu zu bleiben. Dafür iſt denn aber auch ſeine Familie von den Rebellen auf das empörendſte behandelt worden; ſie ſind öfter in große Lebensgefahr gerathen und haben ſich endlich nur durch die Flucht retten können. Zu Fuße und mit wenigem Reiſegelde verſehen, haben ſie unter Mühſeligkeiten und Gefahren endlich die deutſche Grenze erreicht und dort einen Paß nach Danzig erhalten, wo ſie bei einigen Verwandten Unterſtützung und Aufnahme zu finden gehofft. Die Mutter iſt aber auf der Reiſe von der allzugroßen Anſtrengung krank geworden und geſtorben, der Knabe iſt über den Tod der Mutter nach und nach in jenen wahnſinnigen Zuſtand gerathen, und die Ortsobrigkeiten haben dieſe unglücklichen Geſchwiſter, die das Wenige, was ſie noch beſeſſen, bei der Krankheit und dem Begräbniß der Mutter zugeſetzt, von einem Orte zum andern forttransportiren laſſen, ohne

daß man nur irgendwo einen Verſuch gemacht hätte, den kranken Knaben wieder herzuſtellen!"

„Und das mit Recht!" fiel der Bürgermeiſter ein: „die Stadt hat gar nicht die Verpflichtung, fremde, kranke Kinder auf ihre Koſten verpflegen und heilen zu laſſen, ſo lange ſie noch weiter transportirt werden können."

„Aber der Knabe war wahnſinnig und konnte viel Unheil ſtiften!" bemerkte der Bohnenkönig.

„So binde man ihm beim Transport die Hände auf den Rücken und gebe ihm ebenfalls von Ort zu Ort einen tüchtigen Wächter mit, der den Burſchen im Zaume hält!" entgegnete der Bürgermeiſter; „doch davon ſpäter!" wendete er ſich zu Ernſt, „jetzt will ich die Geſchichte zu Ende hören, erzähle Er weiter!"

„Nachdem wir den Knaben zur Ruhe gebracht hatten," fuhr Ernſt fort, „erzählte uns das arme Mädchen vieles aus ihrer gar zu traurigen Geſchichte und verſchwieg uns auch nicht, wie man ſie mit ihrem Bruder hier in unſerer Stadt nicht in ein Gaſthaus, ſondern zum Stadtfrohn gebracht, dort in einem Stübchen eingeſchloſſen, nur dürftig mit Nahrung verſehen und am andern Morgen endlich zur Stadt hinausgewieſen habe. Sie hätten aber nicht weiter gelangen können als bis an den Eichbuſch, denn der Bruder habe ſeinen Anfall von Wahnſinn dort wieder bekommen und ſey durchaus nicht weiter zu bringen geweſen. In dieſer großen Noth, verlaſſen von den Menſchen und mit dem wahnſinnigen Bruder allein, hat ſie der Herr Doktor angetroffen, und ſeiner Menſchenliebe verdanken die unglücklichen Geſchwiſter, daß ſie in dem Weinbergshauſe aufgenommen worden ſind und dort Unterſtützung und ärztliche Hülfe gefunden haben."

Der kleine Bohnenkönig hielt hier in ſeiner Erzählung inne, denn er hatte wiederum ſeine Blicke auf den Doktor gerichtet und bemerkt, wie dieſer jetzt mißbilligend den Kopf ſchüttelte. Er wendete ſich daher, als der Herr Bürgermeiſter ihn mit den Worten anfuhr: „Nun, was ſoll mit dieſer Geſchichte nun werden?" an ſeinen Adjutanten Moritz und trug ihm auf, weiter zu erzählen.

„Was Ernſt hier geſagt hat," nahm Moritz das Wort, „iſt die reine Wahrheit; das arme Mädchen hat uns noch viel, viel mehr erzählt, was ihr ſpäterhin noch erfahren ſollt, und wir hätten ihr auch viel länger noch zuhören mögen, wenn nicht mit einemmale der Herr Doktor in's Zimmer getreten wäre, uns zornig befragt hätte, wie wir uns unterfangen könnten in dieß Krankenzimmer einzudringen; und wenn er nicht Anſtalt

gemacht hätte, uns alle insgesammt aus der Thüre zu werfen. Da trat denn aber unser Bohnenkönig vor ihn hin und sagte stolz: „„Wissen Sie, wen Sie vor sich haben, mein Herr Doktor? ich bin heut der Bohnenkönig und wenn Sie Hülfe für diese Unglücklichen bedürfen, so wenden Sie sich an mich!““ Da wollte der Herr Doktor zwar erst laut auflachen, allein er zog doch bald andere Saiten auf, als ihm Ernst erzählte, in welcher Absicht wir ausgegangen und durch welchen Zufall wir hieher gerathen wären, und er reichte unserem Ernst endlich die Hand und sprach: „„Wenn das so ist, mein lieber Herr Bohnenkönig, so heiße ich Sie mit Hochachtung hier willkommen und will erwarten, welche tiefere Bedeutung Ihr kindlich reines Herz in euer Bohnenspiel legen wird!““ Wir aber fragten ihn hierauf, ob er den Knaben zu heilen gedenke und da er die Versicherung dazu gab, insofern der Knabe eine Zeitlang hier unter guter Pflege und Wartung sich aufhalten könne, so versprach ihm der Bohnenkönig, daß er ihn mit Geld unterstützen wolle.

„Ich will doch nicht glauben, daß man den ausländischen Landstreichern die schönen Fonds zuwenden will, die nur zum Nutzen unserer Stadt bestimmt sind?“ fuhr der Bürgermeister auf.

Der kleine Bohnenkönig, der nun schon etwas dreister geworden war, entgegnete aber: „Die Entscheidung steht mir zu, Herr Bürgermeister! und ich hoffe doch gewiß, daß Sie und die ganze Stadt eben so zufrieden seyn werden, wenn mit dem Gelde aus der Staatskasse zwei unglückliche, verlassene Kinder gerettet werden, als wenn heut dafür ein Ball gegeben worden wäre!“ —

„Die Sache soll ausgesetzt bleiben!“ rief der Bürgermeister aufgebracht. „Jene Bettelkinder sind gegen meinen Willen im Gebiet unserer Stadt zurückbehalten worden, dafür werde ich vor allen Dingen den Herrn Doktor erst zur strengen Rechenschaft ziehen!“

„Ich stelle mich freiwillig!“ sagte der Doktor, und trat schnell auf den Bürgermeister zu, führte diesen hierauf an ein Fenster und sprach lange heimlich mit ihm; doch sah man, daß der Doktor immer ernster wurde und des Bürgermeisters erst so sträfliches, stolzes Wesen sich nach und nach zurückzog und in sichtbare Verlegenheit überging. Während die beiden Herren aber dort sprachen, wurden die Knaben unruhig. Der kleine Minister des Innern rief: „Die Sache darf nicht ausgesetzt bleiben, sie muß heut entschieden werden, denn morgen gibt es keinen Bohnenkönig mehr, und wir können uns unser Recht nicht nehmen lassen!“

Und der General fügte hinzu: „Wenn du ein rechter Bohnenkönig bist, so laß dir nichts einreden und entscheide; gib den armen Kindern das Geld, ich will auch nichts mehr von der Knabengarde sagen!“

„Wir wollen unsere Vorschläge auch aufgeben!“ riefen die übrigen, „aber die Kinder müssen gerettet werden!“

Und als nun endlich der Rektor das Wort nahm und den kleinen Bohnenkönig auch aufforderte, ohne weitere Rücksicht sein ihm übertragenes Amt zu verwalten, so stand Ernst denn endlich auf, und sagte feierlich: „So bestimme ich denn hiermit, daß jenes Geld in unserer Kasse für die unglücklichen Geschwister verwendet werde. Der Herr Doktor soll es bekommen, um zuvörderst dem Winzer Schmidt für die Verpflegung und Beköstigung zu bezahlen, einen Wächter für den Knaben zu miethen, damit die arme Schwester nicht wieder in Lebensgefahr komme, und die nöthigen Arzneien zu kaufen. Für seine eigene Mühe verlangt der Doktor nichts. Was aber von dem Gelde dann noch übrig bleibt, soll man, sobald der Knabe wieder gesund wird, den armen Kindern als Reisegeld geben!“

Alle Knaben schlugen freudig in die Hände und umarmten ihren König, und der Herr Bürgermeister, der mit dem Herrn Stadtphysikus eben auch wieder näher trat, ließ sich den Beschluß noch einmal wiederholen, und sagte dann mit herablassender Miene, daß er ihn für dießmal bestätigen wolle, und der Doktor die 70 Thaler morgen in Empfang nehmen könne. — Hierauf setzte sich der Bürgermeister wieder an seinen Spieltisch, die Knaben aber wünschten den sämmtlichen Herren eine gute Nacht, und jeder ging froh und recht innig zufrieden nach Hause, denn sie waren sich einer guten That bewußt.

Als der kleine Ernst in das Zimmer seines Vaters trat, nahm ihn dieser bei der Hand, denn der Doktor hatte ihm schon alles erzählt, und sagte: „Mein Sohn, ich bin mit dir zufrieden! Vergiß du niemals den Tag, an welchem du Bohnenkönig gewesen bist, und bei allem, was dir einst zur Entscheidung vorliegen wird, gedenke an die heutige Stunde!“

Nach drei Monaten wurde durch die Mühe des trefflichen Arztes der kranke Knabe endlich wieder hergestellt und die Geschwister konnten weiter reisen, denn das Geld reichte zu, um allen Aufwand, der während der Kur und auf der Reise nöthig war, zu decken. Der kleine Ernst genoß aber seitdem eine hohe Achtung und Liebe in der ganzen Stadt, denn selbst diejenigen, die erst wegen des unterlassenen Balles sehr böse auf ihn gewesen waren, billigten jetzt seinen Entschluß, und trugen selbst mehreres zur Unterstützung der unglücklichen Kinder bei. Er aber behielt den Namen der Bohnenkönig, und wurde von allen gern dabei genannt, denn jeder erinnerte sich freundlich seiner kurzen Regierung.

Nach Verlauf eines Jahres trat einſt an einem rauhen Herbſtabend ein ſtattlicher Mann in die kleine Thorſchreiberwohnung, und ſagte mit einiger Verlegenheit: „Entſchuldigen Sie meine ſonderbare Frage, wohnt hier nicht der Bohnenkönig?“

„Meinen Knaben hat man wohl bisweilen ſo genannt;“ entgegnete der Vater, „es iſt hier aber die Thorſchreiberwohnung und mein Name heißt von Guhr!“

„Und ich bin Major in holländiſchen Dienſten,“ ſagte der Fremde, „und der Vater jener armen Kinder, die der Bohnenkönig hier gerettet hat. Ich komme ihm zu danken, denn ich ſtehe eben im Begriff, meine Kinder wieder zurückzuholen!“ Der Major brachte den ganzen Abend in der Thorſchreiberwohnung zu, ſie gewannen ſich gegenſeitig lieb, und als er abreiſte, gab er dem alten Herrn von Guhr das Verſprechen, einſt für den kleinen Ernſt eben ſo, wie für ſeine eigenen Kinder ſorgen zu wollen.

Die Zaubergaben.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein König, der regierte über ein schönes, fruchtbares Land; in dem Lande wohnte ein fröhliches, kräftiges Volk, und der König und sein Volk hielten sich gegenseitig lieb und werth, so daß man weit und breit von diesem glücklichen Lande erzählen hörte. Da sprach eines Tages ein alter Pilger an seinem Hofe ein und bat um die Erlaubniß, einige Zeit hier verweilen zu dürfen; er hatte auf seinen Reisen fast alle Länder der Erde gesehen, und wußte viel Merkwürdiges und Wichtiges zu erzählen. Der König gewann ihn sehr lieb und wenn er von seinen Regierungsgeschäften ermüdet war, und Abends eine ruhige, heitere Stunde genießen wollte, so ließ er sich von dem alten Pilger etwas erzählen. Ganz besonders gern vernahm er aber die Nachrichten, welche ihm der Pilger von einem mächtigen Zauberer mittheilte, der das ferne hohe Gebirge am Meeresstrande beherrschte. Auf der Spitze des höchsten Berges dort hatte sich der Zauberer sein Schloß erbaut, so hoch, daß es bis in die Wolken hinauf reichte und kaum mit den Augen zu erkennen war. Hier gedachte der weise Mann vor der Zudringlichkeit der Menschen endlich sicher zu seyn, denn als er früher in den fruchtbaren Thälern seiner Gebirge gewohnt hatte, waren sie unaufhörlich herbeigeströmt, um ihn mit ihren Wünschen und Bitten zu bestürmen, und da er die Erfahrung gemacht hatte, daß er sich durch die Erfüllung dieser mannichfaltigen, oft widersprechenden Bitten nicht einmal Dank verdiene, weil die Menschen, nachdem ihnen kaum ein Wunsch erfüllt worden war, ihn bald genug wieder bereuten, so hatte er sich endlich vor ihrem Besuche dadurch zu sichern geglaubt, daß er auf der unzugänglichsten Spitze des Gebirges sich sein Schloß erbaute, wo er bloß die Natur mit ihren Kräften und die Sternenwelt mit ihren Gesetzen betrachtete und seine großen, tiefen Wissenschaften immer mehr ausbreitete.

Aber auch hier war er nicht sicher, denn auch bis auf diesen hohen Punkt verfolgten ihn die ungestümen Wünsche der Menschen, und wenn auch öfters einer und der andere, der zu ihm hinauf zu klimmen versuchte, hinunterstürzte, und am Fuße des Berges zerschmettert liegen blieb, dennoch ließen sich die anderen nicht abhalten, mit ihren Wünschen das gefährliche Ziel erreichen zu wollen.

Der König hörte, wie gesagt, diese Erzählungen gern, und bemitleidete theils die Menschen, die in steter Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale unter ihren unaufhörlichen Wünschen erlagen, theils wünschte er selbst die nähere Bekanntschaft des Zauberers, von dessen Weisheit und Macht er auch wohl manches noch gern erlangt hätte. Als er einst in einer vertrauten Stunde dem Pilger dieß gestand, erbot sich dieser, ihm als Führer auf das hohe Gebirge zu dienen, und ihn auf den sichersten Pfad in das Schloß des Zauberers zu bringen. Der König willigte ein, übergab die Regierung einstweilen seinem Sohne und wanderte mit dem Pilger fort.

Unter mancherlei Mühseligkeiten und Gefahren, die der König jedoch muthvoll bestand, gelangten sie endlich auf die eisige Spitze des Berges in den Palast des Zauberers, und als nun der König hier nach dem Zauberer fragte und ihm vorgestellt zu seyn wünschte, warf der Pilger die Verkleidung ab und gab sich selbst als den Zauberer zu erkennen.

„Ich habe dich aufgesucht," sprach er, „um mit eigenen Augen zu sehen, wie du dein Land regierst und ob ich dir gar keinen Wunsch erfüllen könnte, denn ich gestehe dir, daß ich mich nicht wenig über die Genügsamkeit und Zufriedenheit gewundert habe, in der du bisher mit deinem Volke gelebt hast. Wir haben uns jetzt näher kennen gelernt, wir sind Freunde geworden, ich kenne jetzt deine weisen und zufriedenen Gesinnungen; ich werde dich daher in mein Zaubergemach führen und dich unter den Zaubergegenständen dort selbst wählen lassen, damit du ein Andenken von mir haben mögest."

Er führte den König hierauf in die unterirdischen Gewölbe, in denen nicht allein große Schätze aufgehäuft lagen, sondern auch viele sehr wichtige Zauberinstrumente befindlich waren. Der König besah alles mit prüfendem Blicke und blieb endlich bei einem Kasten stehen, der, so oft man ihn aufzog, immer mit Goldstücken angefüllt war. „Ich wähle diesen Kasten," sprach er, „jedoch nicht aus Geiz oder Habsucht, sondern weil ich durch die Kraft desselben meinen Unterthanen eine große Last abzunehmen gedenke!" Der Zauberer schenkte dem Könige hierauf den Kasten, und der König reiste fröhlich mit diesem Kleinod nach Hause. Alsbald wurden den Unterthanen alle Abgaben erlassen, die Arbeiten an den Bergwerken wurden eingestellt und der König ließ bekannt machen: er brauche kein fremdes

Geld mehr, denn er sey so glücklich gewesen, einen großen Schatz zu finden. Die Unterthanen frohlockten und der König gab das Geld mit vollen Händen aus, denn der geheimnißvolle Kasten war immer gefüllt und wurde nie leer. Aber durch diesen größeren Zufluß an Geld und durch diese gänzliche Abgabenfreiheit wurde der Staat und seine Bewohner nicht glücklicher. Sonst waren die Unterthanen fleißig und betriebsam gewesen, um neben dem eignen Lebensbedarf auch noch die Abgaben zu erschwingen, die der König und das Land bedurften; jetzt wurden sie träger und nachlässiger, denn sie brauchten ja nicht mehr so angestrengt zu arbeiten und hatten auch nicht Lust, für den Nothfall etwas zu sammeln, da sie glaubten, es könne nun keine Noth mehr kommen. Und der König, der sonst bei jeder Ausgabe mit sparsamer Prüfung sich gefragt hatte: ob sie auch gut und nöthig sey; denn die Staatskasse wurde ja sonst durch den Fleiß seiner Unterthanen gefüllt, und das Geld darin war ja der Schweiß des Volkes, der König also prüfte jetzt nicht mehr, denn er durfte nur in den vollen Kasten greifen, der ihm genug des leicht erworbenen Zaubergeldes darbot, und so herrschte denn wohl Aufwand und Ueberfluß im Staate, aber Fleiß und Sparsamkeit verschwand immer mehr.

Der weise König merkte dieß zur rechten Zeit. Er ließ seinen Sohn kommen und sagte zu ihm: „Hier hast du den Geldkasten, schütte ihn zum letztenmale aus und trage ihn wieder hinauf ins Gebirge zum Zauberer, denn ich sehe wohl, aus einem zu großen, ohne Mühe erworbenen Ueberflusse entspringt kein Glück!“ Der Sohn gab dem Vater Recht, er trug den Kasten wieder hinauf in das Gebirge und sprach zum Zauberer: „Hier sendet dir mein Vater deinen Zauberkasten wieder zurück. Er hat uns die Lehre gegeben, daß zu großer Ueberfluß kein Glück ist, denn er erzeugt Verschwendung und Trägheit; der König will wieder sparsam seyn, das Volk soll wieder sparsam seyn, das Volk soll wieder arbeiten und Künste und Wissenschaften werden wieder aufblühen!“

„Wohl!“ sagte der Zauberer, „so stelle den Kasten in die Zauberkammer zurück, und wähle dir dafür eine andere Gabe.“

Der Prinz, nachdem er alle die merkwürdigen Gegenstände betrachtet, und ihre geheimnißvollen Kräfte erwogen hatte, blieb endlich bei einem blanken, großen Schwerte stehen, das denjenigen, der es führte, unbesiegbar machte. „Dieß Schwert gib mir, du mächtiger Zauberer,“ rief er aus, „denn unsere kriegerischen Nachbarn sind stärker als wir, und wir haben ihnen bis jetzt nur durch große tapfere Anstrengung widerstehen können. Wenn ich dieß Schwert aber besitze, dann werde ich sie leicht besiegen!“ — Und der Zauberer schenkte ihm dieß Schwert; der Prinz

aber hatte es seinem Vater noch nicht nach Hause gebracht, als sich schon ein Krieg entsponnen hatte, der für das Land sehr gefährlich zu werden drohte, denn die Feinde waren mit großer Uebermacht gekommen und um desto begieriger in das fremde Land eingefallen, als sie von dem vielen Gelde und dem reichen Schatze des Königs dort gehört hatten, und deßhalb eine große Beute zu erlangen hofften.

Der König aber war auch ein tapferer und kluger Heldherr, er fürchtete sich nicht vor der großen Menge seiner Feinde, sondern zog ihnen mit einem kleinen, muthigen Heere entgegen, und gedachte durch Tapferkeit und Klugheit sie dennoch zu besiegen. Es kam auch bald zur Schlacht; der König und die Seinigen thaten Wunder der Tapferkeit, aber die Uebermacht war doch zu groß und sie würden, von dem ungleichen Kampf ermüdet, endlich wohl haben weichen müssen, wenn nicht zu eben dieser Zeit der Prinz auf seiner Reise vom Gebirge herabgekommen und ganz allein dem Feinde in den Rücken gefallen wäre. Er stürzte sich mit dem unbesiegbaren Schwerte auf das feindliche Heer, fügte ihm großen Verlust zu und hieb sich bis zu seinem Vater durch, mit dem er dann vereint den Sieg erfocht. Von Stunde an war es denn auch um das große Heer des Feindes geschehen; der Prinz ging mit dem Schwerte ganz allein auf das Lager des Feindes los, hieb alles in Grund und Boden, was sich ihm widersetzte und brachte die Feinde endlich dahin, daß sie um Frieden baten, weil er sie sonst alle vernichtet haben würde.

So wurde denn für dießmal der Krieg glücklich beendigt und der Prinz galt als der größte Held seiner Zeit; allein die frühere Tapferkeit des Volkes ging durch die Zauberkraft des Schwertes fast ganz verloren, denn wo auch wieder einmal der Feind ins Land brach, da nahm sich niemand erst die Mühe ihm zu widerstehen, alle wichen zurück, eilten nur, den Prinzen herbei zu rufen und zagten und fürchteten sich, bis er mit seinem Zauberschwert erschien und die Feinde totschlug. So sehr der König auch über diese Siegerkraft erfreut war, so ärgerte ihn jedoch bald die immer mehr zunehmende Muthlosigkeit seines Volkes, denn keiner mochte ja sein Leben mehr in dem Kampfe für's Vaterland wagen und alle hielten es für viel bequemer, es dem Prinzen mit seinem Schwerte zu überlassen, von dem sie wußten, daß er ja doch siegen würde.

Da sprach der König zu dem Prinzen: „Du hast mir zwar, mein lieber Sohn, mit deinem Schwerte meine Feinde gedemüthigt, wo aber sind die Helden geblieben, die in früherer Zeit sich um uns versammelten, wenn es zur Schlacht ging? Jetzt sehen alle nur bewundernd auf dich und lassen dich allein den Sieg erringen, aber das Vertrauen auf die

eigene Kraft, die Freudigkeit, für's Vaterland zu sterben, die treue Waffenbrüderschaft bis in den Tod und die Wonne über den errungenen Sieg, die sind leider verloren gegangen. Ich rächte also, du trügest das Schwert wieder fort, damit wir jene hohen Gefühle wieder erwerben."

Und der Prinz machte sich auf, ging heimlich nach dem Gebirge hin und brachte dem Zauberer sein Schwert zurück: „Die Kraft eines Volkes," sprach er, „beruht in der Liebe zu seinem Fürsten und Vaterlande, und in dem Vertrauen auf seine eigene Kraft; wo diese sind, bedarf es keines Zauberschwertes, wer aber das Zauberschwert dennoch verzieht, der macht sein Volk feige!"

„Gut!" antwortete der Zauberer, „so will ich denn mein Schwert auch wieder aufhängen, denn ich sehe wohl, ihr Menschen seyd noch zu belangen, um meine Gaben zu würdigen, aber es ist jetzt das letztemal, daß ich dir erlaube, ein Geschenk aus meiner Zauberkammer zu wählen; sey also vorsichtig und prüfe genau!"

Da blieb der Prinz endlich vor einem Spiegel stehen, aus welchem ihn sein Bild mit so heiteren, zufriedenen Zügen anlächelte, daß er sich an dem eigenen Antlitz kaum satt sehen konnte und sprach: „Diesen Spiegel will ich haben!" —

„Du hast gut gewählt," antwortete der Zauberer, „denn es ist dieß der Spiegel der Zufriedenheit, der denjenigen, der ihn zu bewahren versteht, immer glücklich macht; aber der Spiegel ist von Glas und deßhalb sehr zerbrechlich und in dem Augenblicke, wo du ihn von mir wegtragen wirst, werden die Geister einer bösen Fee dich neidisch verfolgen und ihn dir zu zertrümmern suchen. Je sorgfältiger du ihn jedoch vor aller Zerstörung zu schützen weißt, um desto härter wird nach und nach das Glas, und wer den Spiegel mindestens zehn Jahre sicher aufzubewahren und ihn dennoch täglich zu brauchen versteht, der hat ihn dann auf immer zu eigen, denn das Glas verwandelt sich während dieser Zeit in festen, blanken Stahl und zerbricht dann nicht mehr!"

„Wie aber soll ich den Spiegel am sichersten aufbewahren?" fragte der Prinz; „ich kann mich nicht wieder von ihm losſagen, seit ich mein heiteres Angesicht darin gesehen habe!"

„Das muß ich dir selbst überlassen," antwortete der Zauberer, „doch will ich dir hier ein magisches Augenglas mitgeben; sobald du dein Angesicht in dem Spiegel nicht mehr so heiter und froh wie jetzt erblicken wirst, dann betrachte deine Umgebungen durch dieß Augenglas, du wirst durch dasselbe bald die Feinde, die dir den Spiegel zertrümmern wollen, in ihrer wahren Gestalt erkennen, denn am Hofe eines Königs zerbricht ein solcher Spiegel besonders leicht!"

Der Prinz eilte mit ſeinem Spiegel zum Vater zurück, der ihn wegen dieſer klugen Wahl lobte und hing ſein Kleinod in einem Kabinette auf, zu welchem niemand den Zugang hatte, als er und ſeine Gemahlin. Der Spiegel wurde von ihnen täglich beſehen, immer zeigte er ihnen ihre heiteren Mienen und wurde ihnen immer unentbehrlicher. Allein bald genug erblickte ſich der Prinz eines Abends mit einem verzerrten Geſicht, er konnte des Nachts nicht ſchlafen, denn böſe Träume beängſtigten ihn, und raffte ſich mit dem anbrechenden Morgen vom Lager auf, um wieder in den Spiegel zu ſchauen, der ihm jedoch abermals ſein Geſicht finſter und entſtellt zeigte. Da nahm der Prinz ſein magiſches Augenglas zu Hülfe, er ſah ſich allenthalben in ſeinem Kabinette um und erkannte bald in einer großen Fliege, die an dem Spiegel ſaß und ihn verunreinigt hatte, einen ſeiner Hofleute, der ſich ſeit längerer Zeit ſchon mit Schmeicheleien an ihn gedrängt und ihm zu beweiſen geſucht hatte, daß er viel beſſer regieren würde als ſein Vater, der König. Auf der andern Seite des Spiegels aber, wo eine Spinne ihr Netz über den Spiegel zu weben bemüht war, erkannte er in der Spinne eine der ſchönſten Hofdamen, die ihm geſtern noch mit einigen klug hingeworfenen Worten zu einer Mißbilligung gegen die Prinzeſſin, die nichts weniger als ſchön, aber deſto tugendhafter war, Anlaß gegeben hatte. Der Prinz eilte zuerſt zum Vater und dann zu ſeiner Gemahlin, er entdeckte ihnen die finſteren Gedanken, die in ſeiner Seele aufgeſtiegen waren und die jetzt ſein Bild im Spiegel verſtellten und drang darauf, daß die beiden übelgeſinnten Menſchen, welche ſich als Fliege und Spinne dem koſtbaren Spiegel genaht hatten, vom Hofe entfernt werden möchten.

Dieß half nun zwar für den Augenblick, allein nicht dieß durch andere Menſchen, nein durch den Prinzen ſelbſt, deſſen Gemüth die böſe Fee zu beunruhigen wußte, geſchah es oft, daß der Spiegel ihm ſein verzerrtes Bild zeigte. Bald wurden des Prinzen Befehle nicht pünktlich genug erfüllt, bald hatte er ſich von einer Sache einen viel höheren Genuß verſprochen, bei der er nun Langeweile fand, bald glaubte er ſich unter den übrigen Fürſten nicht mächtig und geehrt genug, bald reichte ſein Einkommen nicht zu, um ſich einen koſtbaren Genuß zu verſchaffen, — genug, der Spiegel ward oft trübe und es ſchien ihm, als ob das Glas deſſelben ſich zu verziehen anfinge. Das machte ihm denn vielen Kummer, er traute ſich kaum mehr in den Spiegel zu blicken, und doch war die Sehnſucht ſo unendlich groß, ſein heiteres Geſicht in dem Spiegel wiederzufinden.

Da trat der Prinz eines Tages vor den König hin und ſagte:

„Mein König und Vater, ich sehe, daß der Spiegel, den mir der Zauberer geschenkt hat, das Kleinod meines Lebens ist; alle die übrigen Geschenke, den Geldkasten und das Siegesschwert, habe ich gern weiter mit getragen, aber von dem Spiegel kann ich mich nicht losſagen. Hier an unſerem Hofe werde ich ihn aber nicht schützen können, ich ſehe, daß das Glas hier mürber wird, ſtatt daß es ſich zu Stahl verhärten ſollte, deßhalb, mein Vater, laß mich auf längere Zeit von dir gehen, damit ich mich mit dem Spiegel tief und ſicher vor den böſen Geiſtern verberge, die er hart gewerden iſt wie Stahl, denn der Zauberer hat gewiß Recht, wenn er ſagt: ich könne den Thron nur würdig beſtreiten, wenn ich den Spiegel mir unverſehrt erhalten hätte. Du, mein theurer Vater, bedarfſt des Spiegels nicht, aus deinem Herzen ſpiegeln ſich alle Tugenden auf deinem ernſtheiteren Antlitz, aber mein Gemüth iſt noch nicht ruhig und ich fürchte, der Spiegel wird zerbrechen ſeyn, ehe du mir einſt das Scepter giebſt!“ —

Der König willigte ein und der Prinz bereitete ſich ſcheinbar zu einer großen Reiſe vor. Seine Gemahlin, der er das Geheimniß entdeckt hatte, wollte ihn jedoch nicht verlaſſen und war vielmehr entſchloſſen, alles mit ihm zu theilen. Sie begleitete den Prinzen daher mit ihrem Kinde, der mit dem koſtbaren Spiegel nun in die weite Welt zog.

Es waren ſeitdem ſchon mehrere Jahre verſtrichen, der Prinz war nicht wiedergekehrt und die böſe Fee, die den Spiegel ſo gern zerbrochen hätte, beſchloß alle Maßregeln zu ergreifen, um ſeiner wieder habhaft zu werden, ehe er ſich in Stahl verwandele und unzerſtörbar ſey. Sie ſchickte lange vergebens ihre dienſtbaren Geiſter aus, um den Prinzen aufzuſuchen, bis ihr endlich eines der Irrlichter, welches die Wanderer irre zu führen pflegte, berichtete, es wohne ſeit Jahren ein Fiſcher am Strande eines Fluſſes, deſſen ganzes Weſen vertrauig ſcheine und wohl auf eine höhere Zukunft ſchließen laſſe, und deſſen Zufriedenheit bisher noch durch nichts hätte geſtört werden können. Die Fee ſendete ſogleich die Habſucht aus, ſich in das Haus des Fiſchers einzuſchleichen; aber der Fiſcher ließ ſie nicht in's Haus, ſie füllte ſein Netz mit reichlichen Fiſchen, aber der Fiſcher nahm nur, was er für ſich und die Seinigen bedurfte und gab den andern Fiſchen wieder die Freiheit; ſie verwandelte ſich einmal in einen prächtigen Spiegelkarpfen, aber der Fiſcher nahm ihn nicht mit nach Hauſe, er ſchenkte ihn einem Bettler, der eben am Ufer ſtand und wählte für ſich und die Seinigen einen gewöhnlichen Fiſch.

Die böſe Fee ſendete nach und nach alle die Laſter ab, welche die Zufriedenheit der Seele zerſtören, aber der Fiſcher erkannte es bald und ließ

kommt in sein Haus; da beschloß er denn, selbst den Versuch zu wagen und sprach zu sich: „Ich weiß schon, wer mich in die Hütte führen soll, es ist das Mitleid, denn je zufriedener ein Mensch sich fühlt, um desto weniger kann er dem Mitleid widerstehen und öffnet ihm gern die Thüre!“

Als nun der Fischer einst Abends im Kreise seiner Familie saß und ihnen gar schöne Lieder zu seiner Zither versang, während der Sturm draußen tobte, hörte er mit einemmale ein ängstliches Hülfe rufen nach der Gegend des Flusses und sah, als er hinaus eilte, einen umgeschlagenen Kahn und ein Weib, das mit den Fluthen kämpfte, aber so eben unterſank. Der Fischer sprang in den Nachen und eilte sie zu retten und es gelang ihm auch endlich, sie aus dem Wasser zu ziehen, aber sie war todtkrank und es blieb ihm daher nichts übrig, als sie mit seiner Frau, die auch herbei geeilt war, in die warme Hütte zu tragen.

So war denn die böse Fee wirklich durch Hülfe des Mitleids in die Hütte der Zufriedenheit gelangt, und hoffte nun in der Nähe des Spiegels zu seyn, den sie so gern vernichten wollte. Sie stellte sich seelenleidend tott, ließ sich ruhig entkleiden und auf ein Bett legen, um nur den günstigen Moment abzuwarten, wo sie den Spiegel aufsuchen könnte. Da hörte sie, wie der Fischer zu seiner Frau sprach: „Meine doch nicht über das Unglück des armen Weibes, betrachte nur die Züge des bleichen Gesichts, und sage dich, ob sie nicht die unverkennbaren Spuren des Neides tragen. Der Tod hat sie vielleicht von einer großen Last und Unruhe befreit und wer weiß, ob es ein Glück seyn würde, wenn sie die Augen wieder aufschlüge. Wir wollen sie schlafen lassen und uns auch zur Ruhe begeben, haben wir doch gethan, was Menschenpflicht war und so können wir getrosten seyn.“ — Kaum aber schlief der Fischer mit seiner Gattin, so erhob sich die Fee und schwang ihren Stab, um sie durch schauderhafte Träume zu beunruhigen; während dessen suchte sie allenthalben nach dem Zauberspiegel umher und beschloß, da sie ihn nicht finden konnte, die Hütte in Brand zu stecken und so alles auf einmal zu vernichten. Schon leckten die Flammen auf, als der Fischer mit seiner Frau erwachte; sie rafften sich eiligst vom Lager auf, die Mutter eilte mit ihren Kindern aus dem brennenden Hause, der Fischer aber trug die gerettete Frau, welche wieder Leben zeigte, aus den Flammen und während er weiter nichts als diese gerettet hatte, sah er die Hütte hinter sich zusammenstürzen.

Die Fee konnte in ihrer Schadenfreude sich nicht enthalten zu lächeln und stellte sich, als sey sie durch den Schreck des Feuers plötzlich wieder zum Leben erwacht. Als dieß der Fischer sah, sprach er zu seiner erschrockenen Frau und zu den weinenden Kindern: „Seht ihr wohl, daß der

Feuer, welches unſere Hütte zerſtörte, wohl etwas Gutes bewirkt hat? es hat die unglückliche Frau aus ihrer todtenähnlichen Ohnmacht geweckt, ſo daß ſie nun mit heiterer Miene wieder vor uns ſteht!"

„Aber der Spiegel iſt verloren gegangen!" rief die Gattin; „war es denn nicht möglich auch ihn zu retten?"

„Nein! ich hätte nur ihn oder die Frau aus den Flammen tragen können," antwortete der Fiſcher, „und mir galt ein Menſchenleben doch mehr als der Spiegel. Wir haben ja überdieß unſere Probe bald beſtanden, in unſern Herzen wohnt jetzt ungeſtörte Zufriedenheit, und wenn wir uns gegenſeitig in die heiteren Augen ſehen, werden wir den Spiegel nicht eben ſehr vermiſſen!" —

Da brach eben der Tag an und die Sonne ging auf; das Feuer der Hütte war zwar verlöſcht, aber in den Sonnenſtrahlen glänzte etwas gar herrlich in der Aſche. Der Fiſcher eilte hinzu, und ſiehe da, er zog den Spiegel hervor, der nicht zerbrochen, ſondern zu einem glänzenden Schilde von Stahl gediehen war, und ihm jetzt auf ſeinem Angeſichte einen heiteren Ernſt zeigte, der unzerſtörbar ſchien.

Da trat die böſe Fee beſchämt zurück und ſprach: „Behalte den Spiegel, du haſt dir ihn verdient! Du kennſt jetzt alle die böſen Geiſter, die dir ihn beflecken wollten, und wirſt keinem derſelben dein Herz mehr öffnen. Deßhalb nehme auch ich von dir Abſchied!"

Der Prinz aber legte die Fiſcherkleider wieder ab und kehrte zu ſeinem Vater zurück, mit dem blanken Schilde am Arme, und der alte König und das ganze Land freute ſich und das Schild ſtrahlte, wie die reine Sonne am Himmel.

Da kam der alte, mächtige Zauberer vom Gebirge herab, um zu ſehen, von wo der Glanz ausgehe, und als er den ſtählernen Schild ſahe, ſagte er zum Prinzen: „In der Hütte muß die Zufriedenheit geboren werden, aber vom Throne herab muß ſie glänzen, wie ein mächtiger, ſchützender Schild! Du wirſt ein glücklicher König werden und keines Zauberers mehr bedürfen!" Und ſo geſchahe es denn auch.

Gedichte.

Vaterland und Liebe.

1797.

Weit dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der, mit einem Purpurſaum umzogen,
In Aurora's Morgengluth ſich taucht;
Weit ſind dort die glücklichen Gefilde,
Wo ich meine Kindheit einſt verlebt,
Wo der Zukunft reizende Gebilde
Mich in ſüße Träume oft gewebt.

Blumen blühten dort auf meinen Wegen,
Und entzückt ging keiner ich vorbei,
Eilte, jede an mein Herz zu legen,
Daß ſie nicht umſonſt gebrochen ſey.
Jeden drückt' ich an die Bruſt voll Liebe,
Glaubte alle gut, wie mich, und rein,
Und daß keinem noch ein Seufzer bliebe,
Wollt' ich jedes Freund und Retter ſeyn.

Aber ach! des Schickſals ſtrenger Wille
Rief gar bald mich in die Welt hinaus.
Kindlich weinend folgt' ich bang und ſtille:
Lebe wohl! du theures Vaterhaus!
Lebe wohl! du Hain, der ſeine Schatten
Oft zu meinem Nachen niedertrug!
Und du Spreen! die auf grünen Matten
Mich, das Kind, zum Jüngling auferzog.

Doch mir bangte nicht nach meinem Lande,
Denn bald reichte Liebe mir die Hand,
Und ich träumt' an ihrem Blumenſtrande
Bald von einem neuen Vaterland.
Treu und freudig folgt' ich ihren Spuren,
Rein und innig ihrem ſüßen Ruf,
Sah entzückt, wie ſelbſt die öden Fluren
Ihr Gebot zu Paradieſen ſchuf.

Aber ſieh! — wer weicht von meiner Seite?
Liebe, kannſt du wirklich treulos ſeyn?
Folgt' ich dir nicht in die fremde Weite?
Und du gehſt und läßt mich jetzt allein!
Ja, ſie flieht — ſie flieht auf leichten Schwingen,
Wie ein Traumbild, wenn der Tag erwacht,
Und der Freundſchaft ſanfte Strahlen dringen
Nur noch ſchwach durch tiefe Mitternacht.

Ihr, dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der mit einem Purpurſaum umzogen,
In Aurorens Morgengluth ſich taucht;
Reittet mich von dieſer öden Klippe,
Führt zurück mich in mein glücklich Land;
Oder Freund, du, mit der ernſten Hippe,
Reiche du mir tröſtend deine Hand!

Luna.

1801.

Lieblich von des Berges Höhen
Strahlſt du, Freundin ſtiller Nacht,
Sanft und leiſe iſt dein Gehen
Und dein Kleid iſt Fernetracht.
„Freundlich ſchein' ich, doch im Herzen
Blutend, trag' ich heiße Schmerzen,
Von der Liebe angefacht!"

Wie des Stromes Silberwellen
Dort mit deinem Bild entfliehn,
Wie aus jenen Waſſerfällen
Tauſend goldne Funken ſprühn!
„In der Bäche blaue Fluthen
Will ich kühlen meine Gluthen,
Die doch ewig werden glühn!“

Wie der Schwan, wenn ihm der Flügel
Unterm Hauch des Weſtes ſchwillt,
Ruhſt du auf des Meeres Spiegel
Siehſt dich dort ſo hold und mild.
„Ach auch hier ſuch' mit getrübten
Blicken ich den Vielgeliebten,
Finde nur mein eigen Bild.“

Tröſterin in ernſten Stunden,
Welle! warum eilſt du ſcheu?
Eh du deinen Freund gefunden,
Schleichſt du leiſen Tritts davon?
„Suchensmüde ſink' ich nieder —
Treulich komm' ich morgen wieder,
Finde nie Endymion.

Zu Schiffe.

1801.

Trage mich auf deinem Rücken,
Schiffchen, hin zum fernen Strand!
Nur mit tiefen naſſen Blicken
Häng' ich noch am Vaterland.
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch ſie die Wogen trinken,
Dann iſt alles mir geraubt.

Weht, ihr Winde! laßt uns fliegen,
Unaufhaltſam Nacht und Tag
Durch der Wogen ſchäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Hinter mir wird's nächtlich trübe,
Wolken thürmen hoch ſich dort,
Und des Herzens heiße Liebe
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja, ich will das Bild vergeſſen,
Das mein ganzes Herz gewann,
Meer und Land will ich durchmeſſen,
Bis mir's nicht mehr folgen kann.
Oder ſtillt des Herzens Gluthen
Nicht der Zeiten Allgewalt —
Stürmt dann Winde, tobt dann Fluthen!
Und verſchlingt mein Schifflein bald.

Eliſa in der Neujahrsnacht.

1804.

Es ſchläft die öde Flur in tiefer Feier,
Da nahet ſich, mit Geiſtern aufgewacht,
Des Jahres letzte Stund' im Todtenſchleier
Der kalten ernſten Mitternacht.
Noch ſummt, auf dem bemoosten Kloſterthurme
Der Seiger, der ſie ausgeſchlagen hat,
Und nun verweht ſie in der Zeiten Sturme
Ein herbſtliches, verwelktes Blatt! —

Eliſa kniet in ihrer ſtillen Zelle
Vor dem Gekreuzigten mit ihrem Schmerz,
Und widmet hier an einſam heil'ger Stelle
Dem Himmel das gebrochne, arme Herz.
Noch einmal ſieht ſie in der Vorzeit Spiegel
Sich in des Lebens buntem Farbenkleid,

Noch einmal zieht auf leisem Geisterflügel
Vorbei ihr die entflohne Seligkeit.
Noch einmal streckt sie ihre schönen Arme
Nach der Erinnerung theuerstem Gebild,
Daß es noch einmal an der Brust erwarme,
Die es mit heißer Liebe ganz erfüllt.
Und nun: „Hör' auf zu bluten, Herzenswunde!
Hör' auf! und alles was mir theuer war,
Nimm hin mit dir, des Jahres letzte Stunde,
Und leg' es auf der Ewigkeit Altar.
Schweigt nun, des liebekranken Herzens Sorgen!
Denn eh' der Morgenhimmel wieder graut,
Liegt hinter mir die schöne Welt verborgen,
Bin ich des Himmels auserwählte Braut!"
So spricht sie, drückt mit bangem Herzensklopfen
Auf's Crucifix das glühende Gesicht.
Das kalte Bild benetzen heiße Tropfen,
Es fühlt die Thränen, fühlt die Küsse nicht.

Doch horch! da klopft es leis' an's kleine Fenster.
Elisa lauscht, erschrocken bebt das Herz: —
„Wer naht sich in der Stunde der Gespenster,
Und stört mich in dem süßen Schmerz?" —

„„Die Freude ist's, sie kommt auf leichten Schwingen,
Will frische Blumen streun auf deinen Lauf,
Will dir zum neuen Jahr Geschenke bringen,
Drum, holdes Mädchen, thu die Zelle auf.""

„Nein! fliehe hin! — für dich, du Ungetreue
War offen stets dieß unbefangne Herz; —
Doch du entflohst! — Du täuschest mich auf's neue! —
„Geh hin! laß mir den treuern Freund — den Schmerz!"

Sie flieht. — — Da klopft es wieder an der Zelle. — —
„Wer kommt von neuem in der dunkeln Nacht?"

„„Hold lächelnd steht die Lieb' auf deiner Schwelle,
Und bittet die Geliebte: Aufgemacht!""

„Auch du zieh' hin, du sollst mir nichts mehr rauben!
Ich kenne dich, wie du das Herz bethörst;
Du reichst ihm nur den kindlich heil'gen Glauben,
Damit du sichrer seine Ruh' zerstörst.
Einst träumt' ich mich an deiner Brust vergöttert,
Einst hab' ich willig deinem Schwur geglaubt;
Doch deine Rosen sind schon längst entblättert! —
Nur ihre Dornen drücken noch mein Haupt!"

„„So hoffe! — Sieh, die Zukunft steht dir offen!"
So sprach die Hoffnung! „„Auch ich bin dir nah!""

„Ich hoffe nicht! — Der hat nichts mehr zu hoffen,
Der alles in der Fluth versinken sah!
Seht diesen Rosenkranz, statt eurer Kränze,
Statt deines Ankers, dieses Kreuz auf's Herz,
Die kalte Zelle, statt der Laub' im Lenze,
Statt Lieb' und Freude, tiefen Gram und Schmerz.
So will ich dulden, hier am heil'gen Orte,
Drum flieht, und nimmer sollt ihr wieder nahn!"

Sie flohn! — — Da klopft es wieder an der Pforte
Und drang mit immer stärkern Schlägen an.
„„Erzittre nicht, thu' auf die stille Zelle,
Zwei ernste Pilger treten zu dir ein.
Der Tod und die Geduld stehn auf der Schwelle,
Und wollen deine letzten Freunde sein!"" —

„O seyd willkommen! — Euch will ich vertrauen!
Geduld, an deine Brust schmieg' ich mich fest,
Lehr' mich durch Leiden auf zum Himmel schauen,
Wenn auch der Himmel fast sein Kind verläßt.
Laß mich vor der Gebenedeiten knien,
Und harren, bis sie Trost der Seele gibt,
Bis sie das arme Herz zu sich wird ziehen,
Das nur gefehlt, indem es heiß geliebt.
Erst stille du, Geduld, des Herzens Sehnen,
Dann brich es, Tod, und gib ihm so die Ruh! —
Erst trockne du, Geduld, des Auges Thränen,
Und dann, o Tod, dann drück' es leise zu."

An Fiona.[1]

1805.

Du beugteſt jüngſt auf deinen Roſenſtrauch
Dich ſorgſam ſpähend nieder, ob er auch
Denn bald erwache zu des Lenzes Stunden?
Da hatte deine Wang' ein Dorn geritzt
Und neidiſch den Karmin daraus verſpritzt,
Und mit dem Tuche trugſt du ſie verbunden.

Nimm es nur von mir weiß zurück dein Tuch,
Das jüngſt noch zarte Purpurſtellen trug,
Als ſie mit Roſenblättern es durchzogen;
Denn meines Bächleins klare Silberfluth
Trank gierig aus dem Tuch das ſüße Blut
Und ſchminkte ſtolz damit die kleinen Wogen.

Ich aber fing die ſchönen Wellen auf,
Ich goß ſie auf mein Roſenſtöckchen drauf,
Dem bald der Blüthenmorgen aufgegangen.
So ſteigt durch zarte Adern nun dein Blut,
Und ſchmückt die Roſe eine höh're Gluth,
So iſt es nur die Schönheit deiner Wangen.

Zum Abſchied

an Hans Karl Freiherrn von Manteuffel,

an ſeinem Geburtstage, den 6. März 1808.

Der ſchöne Tag, den wir ſo oft beſungen,
Den wir, von Wonn' und Ahnungen durchdrungen,
Verjubelt oft, verträumt, verlacht, verweint,
Ruft heut mich noch einmal zu ſeiner Feier,
Und ſtimmt die kleine, faſt beſtaubte Leier
Noch einmal dir, du mein geliebter Freund.

[1] Abgedruckt im Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. 1822.

Doch wenn ich ſtatt der heitern Rundgeſänge,
Dir in dein Feſt nur Trauertöne menge,
Wirſt du mir dann, mein Karl, dieß auch verzeihn?
Sieh, Witz und Laune kann ich dir nicht bringen,
Zwar hallt die Saite, und ich werde ſingen,
Doch ſoll's ein Abſchiedslied dem Freunde ſeyn.

Nicht vorwärts ſchau' ich auf den Weg zum Ziele,
Den du dir wählſt; mir bangt, daß zum Gewühle
Der großen Welt du wendeſt deinen Lauf;
Nein, mahnend dich an die entflohn'nen Stunden,
Die mich auf immer an dein Herz gebunden,
Deck' ich der Vorzeit heil'gen Schleier auf.

Und ſieh, da ſtehn die freundlichen Geſtalten! —
Sie nahen dir, nicht dich zurückzuhalten,
Nur grüßen wollen ſie dich noch einmal:
Da ſtehn ſie alle, die ſchon heimgegangen,
Da ſteht des Herzens heißeres Verlangen,
Da ſteht der Seele hohes Ideal.

Da ſtehn die Geiſter der vergangnen Tage,
Und alle wagten gern an dich die Frage:
„Was treibt dich denn aus unſrer Mitte fort?
Wie konnte denn dein Herz die Kühnheit faſſen,
So vieles Theure hier zurückzulaſſen,
Und welches Glück erwartet dich nun dort?"

So möchte auch mein liebend Herz dich fragen,
Du aber ſollſt mir nicht die Antwort ſagen,
Nur leſen will ich ſie in deinem Blick.
Doch ſo im Bruder- und im Freundeskreiſe,
Bei treuer Liebe und bei deutſcher Weiſe,
So kehrt dir dieſer Tag doch nie zurück.

Zieh hin! ich bleib' in unſrem Vaterlande! —
Mit reinem Herzen, lärglichem Verſtande
Geb' ich mein Scherflein auch zum Menſchenglück.
Du aber ſtehſt vielleicht einſt nah' dem Throne,

Und haſt du dir erkämpft die Bürgerkrone,
So denke an die ſchönre Zeit zurück.

Vielleicht ſuchſt du, des Glanz und Kampfes müde,
An deinem ſtillern Abend wieder Friede,
Und haſt dir unſre Flur dazu erwählt;
Dann findeſt du dieß Herz auch noch im Greiſe,
Der ſtill und fröhlich in der Seinen Kreiſe,
Den Kindeskindern noch von dir erzählt.

Das Mädchen und der Todtenkopf.[1]

1810.

Das Mädchen.

Was ſchwärmſt du auf der ſtillen Au
Noch in der Abendſtunde?
Was machſt du durch den Wieſenthau
So ſpät denn noch die Runde?
Es ſchläft ja alles weit und breit,
Und gab es nicht bei Tage Zeit?

Der Todtenkopf.

Ich bringe meinen ſtillen Gruß
Im Schlaf der Blume lieber,
Und ſchwebe wie der Genius
Des Todes, ihr vorüber,
Und morgen hat ſie's nicht gedacht,
Wer ihr im Traum den Kuß gebracht.

Das Mädchen.

Was willſt du doch, du kleines Ding,
So ſinnig ernſt erſcheinen?
Doch bleibſt du nur ein Schmetterling,
Drum halt ich zu den Deinen,
Und überlaß den Geiſtern nur,
Die mondverhellte ſtille Flur.

[1] Ein Nachtſchmetterling.

Der Todtenkopf.

Ich trage aus der Geisterwelt
Auf meiner Stirn das Zeichen;
Deßhalb, den Elfen beigesellt,
Muß ich die Nacht durchstreichen,
Bei des Johanneswurms Fackelglanz
Beginnen wir den Geistertanz.

Und siehst du nun am neuen Tag
Die Blumen ernster stehen,
Und sinnst du dem Geheimniß nach,
Wie sie so schnell vergehen:
„So glaube nur, ich sag' es dir,
Dieß macht der Geisterkuß von mir!"

Dem Mädchen ward, als er so sprach,
Für ihre Blümchen bange;
Sie lief ihm durch die Schatten nach,
Daß sie den Räuber fange;
Allein umsonst, und sie muß sehn,
Wie ihre Blumen still vergehn!

Am Grabe meines Kindes.

1813.

Ich stehe hier und weine,
Und sinne still und meine,
Du seyst zu früh verblüht!
Und drücke bang das Siegel
Der Sehnsucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüberzieht.

Doch ist dir nicht vor allen
Ein schönes Loos gefallen?
Mit reinem Unschuldssinn
Im Morgenthau zu blühen,

Und, vor des Tages Glühen,
Schon wieder in der Erde drin?

Indeß wir gehn und wandern,
Von einem Pol zum andern,
Und nie den Frieden sehn;
Erst alles heiß umfassen,
Und endlich doch verlassen
Am Abend unsres Lebens stehn.

Drum ist dir wohl vor allen
Ein schönes Loos gefallen,
Drum gönn' ich dir die Ruh'!
Drum drückt' ich, zwar mit Beben,
Doch aber still ergeben
Dir selbst die holden Augen zu.

Doch wie nach Sturmes Wüthen,
Vor den gebrochnen Blüthen
Der arme Gärtner steht,
Wenn seiner Hoffnung Streben
Im zarten Blumenleben
Mit einemmal zu Grunde geht;

So steh ich hier und weine,
Und sinne still und meine,
Du seyst zu früh verblüht!
Und drücke sanft das Siegel
Der Sehnsucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Die Fischerin.

1817.

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt über'n See die Fischerin
Bei leiser Lüfte Wehen.

Wohl eilt der West ihr sehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie kennt' es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind
Die nackten Füßchen küssen!"
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füßen.

Sie netzt die Füßchen, weich und warm,
Und spricht: „Könnt ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!"
Da faßt er stark sie beim Gewand
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!"
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespürt,
Kann sie sich nicht mehr fassen,
Und eh' der Wind es sich versieht!
Nimmt sie das Mädchen und entflieht,
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach — zerstört
Ihr Kleid in allen Falten.
Allein vergebens — denn sie weiß,
Auf tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend ſteht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, haſt nicht Eile!
Kühle dich in mir, und weile,
Denn der Sturm iſt ja verweht.

Der Weſt.

Kommſt zu ſpät! Kommſt zu ſpät!

Der Jüngling.

Spät? — Drum ſchnell zu ihr hinüber!
Ach ſie ſeufzt wohl: Komm mein Lieber!
Schaut ſich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Biene leiſ' Geſumm.

Der Weſt.

Sie iſt ſtumm! — Sie iſt ſtumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verſtehen.
Nur ihr Auge darf ich ſehen,
Wenn die Lippe gleich nicht ſpricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menſchlich Angeſicht?

Der Wind.

Trau' ihr nicht! Trau ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß dich fragen:
Bringſt du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife roſenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich ſelbſt empfangen,

Als ich jüngst auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie ist todt! — Sie ist todt!

Und noch einmal kommt geschritten
Sturm und eilt der Welle nach. —
Faßt und theilt sie in der Mitten,
Wühlt sich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Riesenhand,
Trotz des Kampfes mit den Wogen
Zu dem Jüngling an den Strand.
Und als hier des Jünglings Leben
An der kalten Brust vergeht. —
Steht der Sturm als West daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Wach auf!

Ein Kranz von sieben Sonetten.

1818.

1. Der Lenz.

„Wacht auf!" so rufts: „es kommt der Lenz gegangen!"
Und sie erwachen alle ungesäumt. — —
Ihr Kinderchen, habt ihr so schwer geträumt?
Noch seh' ich Tröpfchen an den Wimpern hangen,

Doch schnell vergessen sie das leise Bangen;
Der Hain ertönt, und Saat und Knospe keimt;
Der freie Strom, ein junges Roß, er schäumt,
Die Erde steht mit hoch erglühten Wangen.

Du holder Lenz, o höre meinen frommen
Geheimen Wunſch, o zügle deinen Lauf!
Die Zeit hat meine Jugend mir genommen,

O weck' auch meine Blüthen wieder auf! —
Er aber ſpricht: „Erſt decke Erde drauf
Zum Winterſchlaf, dann werd' ich wiederkommen!"

2. Die Mutter.

„Wach auf! Die Mutter ſteht an deiner Wiege!
Horch nur, wie luſtig ſchon die Vöglein ſind,
Sieh, wie das Bächlein dort ſo emſig rinnt,
Als ob's mit Wolken um die Wette fliege!" —

Und in der Mutter engelmilde Züge
Schaut mit den blauen Augen auf das Kind,
Und ſtreckt die Aermchen aus, daß es geſchwind
An dem geliebten warmen Buſen liege.

Wer weckt dich nun, mußt du im Traume weinen?
Wer beugt ſich liebend jetzt auf dich herab,
Und ruft: wach auf, es wird der Tag erſcheinen,

Die Kindheit und die Mutter deckt ein Grab! —
So nimm die Liebe denn, die ſie dir gab,
Und geh' mit ihr, und wecke deine Kleinen! —

3. Die Liebe.

„Wach auf! Die Liebe naht mit ihrem Glücke!"
So tönts dem Herzen, ſüß wie Schwäne ziehn.
Raſch gibt den Ruf ein Puls dem andern hin,
Daß alles zum Empfang ſich köſtlich ſchmücke.

Da funkeln sich mit Himmelsglanz die Blicke,
Es läßt die Wange ihre Rosen blühn,
Der Mund schmückt sich mit köstlichem Rubin,
Kühn wogt der Busen unter seiner Brücke.

Und sieh, die Liebe kommt, und schmückt die Locken
Mit ihrer Krone der entzückten Braut. — —
Herz! du bleibst arm, am Throne wie am Rocken,

Hast du ihr Engelantlitz nie geschaut.
Mir ist es noch, als hört' ich ihren Laut,
Als tönt' er noch durch meine Abendglocken.

4. Die Sorge.

„Wach auf! du darfst nicht länger Ruhe halten!"
So tönt der Sorge strengeres Geheiß.
Du raffst dich auf, ihr zu entfliehn durch Fleiß,
Allein umsonst, stets wird sie mit dir schalten.

Bald legt sie Stirn und Wange dir in Falten,
Bald macht sie dir das Auge roth und heiß,
Bald färbt sie dir die Haare einzeln weiß,
Bald schreckt sie dich in riesigen Gestalten.

Und dennoch eile nicht ihr zu entfliegen,
's ist eine alte Freundin, welche schon
Bei deiner Mutter saß, dich einzuwiegen,

Sie zog dich groß, sie nennt dich ihren Sohn,
Und stopft dir, ist das Leben einst entflohn,
Wohl noch das Kissen, daß du weich magst liegen.

5. Die Trompete.

„Wacht auf! Wacht auf! hört die Trompeten schallen!
Frisch auf zur Schlacht! es bricht der Feind herein!“
Da stellen froh die Tapfern sich in Reihn,
Als sollten sie zu ihrem Festtag wallen. — —

Hörst du den Donner des Geschützes hallen?
Ade, o Braut! es muß geschieden seyn —
Ade! ich bleib' auch noch im Tode dein!
Vertrau' auf den, vor dem die Loose fallen! —

Und nun hinaus! hinaus in Gottes Namen,
Wo das Panier mit kühnem Fittig weht!
Streut in die Furchen euren blut'gen Samen,

Auf daß er auf zur Saat des Friedens geht.
Und wer heut Abend bei den Siegern steht,
Der bete still sein: „Vater unser! — Amen!“

6. Die Nacht.

„Wacht auf, ihr Geister! rüstet euch, ihr Träume!“
So ruft die ernste sternumkränzte Nacht.
Da hebt der Tortenkopf die Flügel sacht,
Die wilde Jagd braust durch die stillen Bäume.

Der Glühwurm leuchtet durch die finstern Räume,
Und Irrlicht hat sich auf den Weg gemacht.
Das Auge schläft, allein das Herz erwacht,
Und ihm erblühn die längst verschloßnen Keime.

Bald wiegt's der Traum in seliges Vergehen,
Stellt ihm Erfüllung kühner Hoffnung nah;
Bald läßt er warmen Hauch herüber wehen,

Von einem Lenz, den noch kein Auge sah. —
Was steht denn nun als Wahrheit vor dir da?
Was wachend oder träumend dir geschehen?

7. Der Engel.

„Wacht auf! Die Todten ſollen auferſtehen!
Es tagt, der Auferſtehungsengel ruft!“
Da berſten Schloß und Riegel an der Gruft,
Und alle ſieht man aus den Kammern gehen.

Und in des ew'gen Morgens friſchem Wehen,
Zerfließen Zeit und Tod wie Nebeltuft. — —
Das Herz geſundet in der reinen Luft,
Und überall iſt frohes Wiederſehen. —

Kennſt du ſie noch? — dort grüßen dich die Brüder!
Hier ſucht dich die Geliebte und der Freund! —
Und liebend ſchaut der Vater auf dich nieder,

Der ſeine Kinder alle heut vereint
Und ſpricht: „Mein Kind, komm, du haſt ausgeweint,
Hier iſt dein Lenz und deine Mutter wieder!“ —

Berglied.

1818.

Wenn ich auf Bergen ſteh',
Und in die Ferne ſeh',
Iſt mir's, als ſey
Vor mir der Zukunft Land
Unerforſcht, unbekannt
Wie ein Bild ausgeſpannt
Grenzlos und frei.

Hier liegt ein trauter Ort,
Schattige Wälder dort
Laufen ins Thal.
Hier wogt des Teiches Rohr,
Dort blickt der Fluß hervor,
Berge im blauen Flor
Stehn ohne Zahl.

Vöglein, wohin? wohin? —
Könnt' ich doch mit dir ziehn
Weit, weit hinaus!
Auf welchem schmalen Steg,
Durch welches Waldgehieg,
Führt denn ein sicherer Weg
Mich einst nach Haus? —

Armes Herz, frage nicht!
Vöglein nicht Antwort spricht,
Zieht fort ins Thal — —
Bringst du zufriednen Sinn
Ueberall mit dir hin,
Kannst du zur Heimath ziehn
Auch überall.

Drei romantische Episteln.[1]

1801.

Erste Epistel.

Die Pfeifenköpfe.

Holm an Oscar.

Du willst, daß ich drei Pfeifenköpfe sende,
Von Meerschaum federleicht und rar? —
Wer nahm zuerst in die verwegnen Hände
Den Meerschaum, der die Venus einst gebar,
Auf daß er Pfeifenköpfe draus vollende? — —
Begreif' es nur, der Schönheit zarte Wiege,
Das Flammenbett des höchsten Ideals,
Stopfst du voll Tabak, daß es dich vergnüge,
Und Rauchgewölke trinken deine Züge
Viel gier'ger, als die Tropfen des Pokals;

[1] Sie stehen gedruckt in der „Urania" für 1801.

Welch ein Geheimniß liegt denn in dem Rauch,
Der nur durch Männerlippen zieht? —
Vor dem die Hausfrau flieht,
Indeß sie doch nach altem deutschen Brauch
Den schwarzen Rauch des Herdes willig sucht?

Schon seh ich, wie zu schleppendem Spiel
Ein neues Pfeifchen sich dir anzuzünden,
Und hier dich sagen: „Wer nicht rauchen will,
Wird das Geheimniß nie ergründen;
Der Tabaksrauch macht nicht den Himmel trüber,
Denn auf ihn zieht manch' böser Geist vorüber."
Ich muß es glauben; doch nun kommt die Qual,
Denn sieh, ein Dutzend Köpfe liegen hier
In mancherlei Gestalt vor mir,
Und ich, ein Laie, zeige mit der Wahl.
Der eine Kopf ist eckigt, jener rund,
Ein dritter ist mit Laubwerk reich umschlungen;
Was ist nun schön? Klein oder großer Mund?
Weiß oder schon vom Tabak braun durchdrungen?
Der Pfeifenköpfe Physiognomie
Studirt' ich nie,
So muß ich wohl auf eine andre Weise
Bekanntschaft suchen in dem süßen Kreise.

Es trat einmal ein betteInd Mütterlein
Mit achtmalhunderttausend Stunden,
Als sich der Abend eingefunden,
Ganz unerwartet bei mir ein;
Und da ich ihr, zu Milderung ihrer Noth,
Mit vollen Händen Hülfe bot,
So sprach sie: „Nun, ich will auch dankbar seyn,
Mein Sohn, dein ganzes Leben ist ein Traum!
Ihr Menschen seht euch träumend weinen, lachen,
Und schwach erst röthet sich des Himmels Saum
Vom Strahl des Morgens, wo ihr mögt erwachen.
Ein tiefer Schlaf voll Träume deckt die Welt,
Der Mensch nur spricht im Traum, das Thier zieht leise,
Weil tiefer es der Schlaf gefangen hält,

Die Blume lächelt nur nach Kindes Weise.
Das andre schläft wie todt ohn' Unterschied;
Der Sturm nur wacht und saust,
Der Strom nur läuft und brauft,
Und singt zum Schlaf das Wiegenlied.
So schlummern auch viel ungekannte Kräfte
Noch tief am Busen der Natur,
Und diese Mutter kommt und weckt sie nur
Und gibt auch ihnen ihre Tagesgeschäfte.
Der Mensch fremt manches mit den kühnen Händen,
Und weiß nicht, welch' geheime Kraft es trägt,
Nicht welcher Geist im todten Stoff sich regt,
Drum will ich dir zum Dank drei Worte spenden:
Sprichst du sie in geweihter Stunde
Aus, über das, was leblos vor dir liegt,
So offenbart sich wie mit Geistes Munde
Die Kraft, die drin verborgen liegt!"

Nicht wahr, mein Freund, das ist so übel nicht?
Wenn überall ein Stimmchen spricht
Und Antwort gibt auf die gewagte Frage?
Wenn in der Wiege tief versteckt,
Durch Zauberrufen aufgeweckt,
Ein kräft'ges Wirken kommt zu Tage?
Drum nahm ich auch mit Dank die Zaubergabe,
Und bei so mancher Probe habe
Ich die drei Worte stets bewährt gefunden,
Durch sie hat manchen süßen Laut
In meinen Weihestunden
Gar willig die Natur mir anvertraut;
Und ist mir, wie du sprichst, manch Lied gelungen;
So wisse nur, es war nicht meine Weise,
Ich sang das laut nur nach, was leise
Mir die Natur erst vorgesungen! — —
Du kennst nun meine Kraft und wirst nicht lachen,
Will ich die Probe mit den Köpfen machen.

Wohlan! liegt tief in euch verborgne Kraft,
So hört den Spruch: ihr sollt erwachen!

Und gebt von ihr mir Rechenſchaft!
Die Köpfe ſind erwacht und haben mir erzählt,
Drauf hab' ich drei dir ausgewählt.

Der erſte von den dreien ſprach:
„Vernimm es denn was ich vermag.
Wenn jemand, der mich täglich braucht,
Aus mir ſein Morgenpfeifchen raucht,
Und blaue Wolken aus mir dringen,
So werden alle Sorgen leicht
Sich auf die blauen Wolken ſchwingen
Und fliehn, ſchnell wie der Rauch entfleucht!"

„Bin ich in ſtillen Augenblicken,
So ſprach der zweite, ganz allein
Mit meinem Herrn und will er Blumen pflücken
Sie ſich zum Dichterkranz zu reihn,
Dann kommt auf dunkelblauen Wegen
Des Tabaks, der mich heiß durchglüht,
Der Muſen Chor herbei geflogen,
Und jede reicht dem Herrn gewogen,
Ein Blümchen, wie es ſelten blüht!"

Drauf gab der dritte Kopf mir Kunde:
„Häng ich in ernſter Abendſtunde,
Wenn oben Sternenblumen blühn,
Dem Freund, zu dem auch ich ſoll ziehn,
Voll ächten Muſſtabaks am Munde,
Dann zieht geheime Zauberkreiſe
Der Rauch, der duftend mir entquillt,
Und in den blauen Wolken leiſe
Grüßt liebend ihn des Freundes Bild!"

O! ruf ich aus, auf dieſe Weiſe
Du mir vor allen theuer biſt.
So mache denn zu ihm die Reiſe,
Daß Oscar in der Freunde Kreiſe
Nicht ſeinen treuen Holm vergißt.

Zieht alle drei denn nun in Frieden
Zur Heimath meines Freundes hin.
Uebt treu die Kraft die euch beſchieden,
Du heitre meines Oscars Sinn,
Du führe ihm in Feierſtunden
Herbei der Muſen frohes Chor
Und hat er Kränze ſich gewunden,
Dann ſtelle du mein Bild ihm vor.

Holm.

Zweite Epiſtel.

Die Probe.

Oscar an Holm.

Ich ſaß in meiner Freunde Kreiſe
Am traulich flüſternden Kamin,
Wir ließen nach der Britten Weiſe
Uns ſanft vom heißen Punſch durchglühn,
Und machten eben eine Reiſe
Im Geiſt zu dir, du Lieber, hin,
Da klopft' es an der Thüre leiſe,
Und ſiehe da, dein Brief erſchien.
„Holm, rief ich aus, hat mir geſchrieben,
Und Meerſchaumköpfe zugeſandt!"
Und auf dein Wohl mit meinen Lieben,
Nahm ich das Punſchglas in die Hand.
Laut wurde nun dein Brief verleſen,
Und über das geheime Weſen,
Was in den Köpfen ſey, gelacht. — —
Doch lach' ich nicht mehr, denn ich habe,
Als drauf ich den Verſuch gemacht,
Gefunden jede Zaubergabe.

Es war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Die Sonne ſtieg den Berg hinauf,
Der Blumen Buſen, hold verborgen,
Schloß ihrem glüh'nden Kuß ſich auf.

Es ſtreuten laue Morgenlüfte
Mit zarten Händen Blüthenſchnee,
Die Lerche ſchwang durch Blumendüfte
Sich jubelnd zu des Aethers Höh.
Es war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Der feiernd die Natur umfing,
Als ich durch's Thal, voll bangen Sorgen,
Mit unſrem Hermann trauernd ging,
Denn ſeine Emma lag danieder,
Des armen Vaters größte Luſt,
Ein Fieber zog durch ihre Glieder
Und matt hob ſich die kleine Bruſt.
Er ſah ein Morgenröschen glühen,
Und ſprach, nachdem er's abgepflückt:
„Du blühſt, und Emma ſoll verblühen,
Vielleicht von kalter Hand zerknickt?“ —
Da bat ich freundlich ihn, zu rauchen,
Und gab den erſten Kopf ihm hin;
Und bald ſah ich den trüben Sinn
In blauen Wolken untertauchen.
„Wie? rief er, flüſtert nicht ein Weſen
Mir mit der Hoffnung Stimme ein:
Gewiß wird Emma noch geneſen,
Und iſt auf lange Zeit noch dein!“
Und als, von Hoffnung froh durchdrungen,
Ich mit dem Freund zur Heimath ging,
Da kam ſein Kind geſund geſprungen,
Daß es den Vater froh umfing. — —

In einer Abenddämmrungsſtunde
Hing mir der zweite Kopf am Munde,
Erloſchen war des Tages Licht.
Ich ſaß am See in meinem Garten,
Die Muſen wollt' ich dort erwarten,
Die mir des Kopfes Kraft verſpricht.
Da trat ein Stern aus dunkler Ferne
Und glänzte hold, und von dem Sterne
Schwebt eine Luftgeſtalt herab.
Ich ſah des Sees Wellen ſchimmern,

Die thaubeperlten Blumen flimmern,
Und Luna warf den Schleier ab.
Und bei Eodens ſanftem Flöten
Trat mit dem lieblichſten Erröthen
Ein Weib zu mir in Luftgewand,
Und dreimal grüßte ſie mich ſchweigend,
Und reicht mir, hold ſich zu mir neigend,
Ein Blümchen mit der Schwanenhand.
Wer biſt du, holde Unbekannte?
Rief ich entzückt, mein Auge brannte.
Wer biſt du, die mir Blumen bricht? —
Biſt du vom Himmel mir erſchienen?
Ein Weib mit dieſen Engelmienen,
Das trägt die arme Erde nicht!

„Die Muſe bin ich, Holms Vertraute;
Ihm reicht' ich oftmals ſchon die Laute
Und küßte leiſ' ihm Stirn und Wang'.
Und aus der Zeiten ew'ger Quelle
Floh tanzend hin die dunkle Welle,
Wenn ich in ſeine Laute ſang.
Manch Veilchen, das beſcheiden blühte,
Manch Röschen, das im Thau erglühte,
Für ihn hab' ich ſie abgepflückt,
In nächtlichen geheimen Stunden
Hab' ich ihm Kränze draus gewunden,
Und liebend ihn damit geſchmückt.
Und wenn der Arme einſam weinte,
Daß Laura's Sehnſucht ihn nicht meinte,
Sucht' er an meinem Buſen Ruh,
Und kommt' ich Troſt ins Herz ihm ſingen,
Dann trug ich ihn auf leichten Schwingen
Von hinnen weg den Göttern zu. — —
Dir iſt ein Zauberruf gegeben,
Du riefſt, ich flog dir zuzuſchweben,
Und harrend ſteh ich vor dir da!"
So ſprach ſie, und verſtummte wieder,
Und ſchlug die ſeidnen Wimpern nieder,
Als ſie mich hoch erglühen ſah. — —

Da füllte sich mein Blick mit Thränen;
Ja! rief ich aus, du warst mein Sehnen!
Dich meint ich längst, du Theure, dich!
Doch nein! sprach ich nach kurzem Sinnen:
Nein, Engel! ziehe nur von hinnen
Zu meinem Heim, und fliehe mich.
Was soll'n dir meine kleinen Lieder,
Die du mit kühnerem Gefieder
Dich, wie der Aar zum Himmel schwingst?
Ich kann mich auf den goldnen Saiten
Nicht, wie mein Freund, so voll begleiten,
Wenn du ihm deine Hymne singst.
Doch hörst du meinen Ruf erklingen,
Dann magst du holde Früchte bringen,
Die er an deiner Hand sich brach,
Sie sollen labend mich erquicken! —
Sie lächelte mit holden Blicken
Und schwand, ich sah ihr sehnend nach. — —
Sieh' Freund, dein Kopf hat nicht gelogen,
Er hat die Muse bald bewogen,
Zu nahn, drum sey ihm Ehr und Ruhm!
Doch send' ich schnell mit heiterm Blicke
Sie wie dein Heiligthum zurücke,
Dein Herz nur ist mein Heiligthum.

In des verfallnen Schlosses Hallen
Saß ich am Felsen jüngst allein,
Und lauschte still den Nachtigallen,
Die liebend klagten durch den Hain.
Ich sah der Sterne einsam Wallen
Und sprach: ihr werdet nimmer fallen,
Der Ewige trägt immergleich
An seinem Herzen mich und euch! — —
Ach! dacht ich: alles athmet Liebe,
Die Welt erglänzt in ihrem Licht,
Nur in der Brust hier bleibt es trübe,
Denn bei den Menschen wohnt sie nicht!
Sie ziehen durch dieß kurze Leben
Wie träumende Gespenster hin,

Und wenn sie auch die Hand sich geben,
Ist doch kein leiser Druck darin.
Sie aufzufinden hatt' ich froh gehofft,
Die schönsten Kränze hatt' ich ihr gewunden;
Allein begegnet bin ich ihr wohl oft,
Doch ihre Heimath hab' ich nie gefunden! — —
So dacht' ich: blaue Wolken zogen,
Indeß aus deinem dritten Kopf empor — —
Da kam als wie in Traumesflor
Dein liebes Bild herbeigeflogen.
Du grüßtest mich und auf dein Herz
Hielt'st du die rechte Hand, erhoben
War deine Linke himmelwärts,
Und sprachst: „Hier wohnt sie und dort oben!"

Kopf, der in nächtlich stiller Feier
Wo Sehnsucht meine Brust erfüllt,
Mir tröstend gab des Freundes Bild,
Du bist mir vor den andern theuer!
Getrost will ich durch's Leben schmauchen
Und wenn der Tod es ernstlich meint,
Aus dir das letzte Pfeifchen rauchen,
Daß sterbend noch mir Holm erscheint.

Nachschrift.

Doch halt, mein vielgeliebter Freund!
Zu Köpfen mit den Wundergaben
Muß man auch Pfeifenröhre haben,
In denen auch verborgne Kraft sich zeigt.
Drum laß dich immerhin dazu erbitten,
Drei Pfeifenröhre sind ja bald geschnitten,
Durch die der Rauch geläutert steigt.

Oscar.

Dritte Epiſtel.

Die Wunderröhre.

Holm an Oscar.

Du haſt zwar meiner Köpfe Zaubergaben
Mit zartem Sinn gar ſchön erprobt,
Kein Wunder, wenn ſie treu gehalten haben,
Was ſie mir angelobt.
Doch nur dem Freund willſt du die Sorgen ſcheuchen?
Die Muſe ſoll ſich nur dir nahn,
Um meine kleinen Lieder dir zu reichen?
Und nur in deinem trüben Wahn,
Als ſuchteſt du die Liebe hier vergebens,
Riefſt du mein Schattenbild herbei? —
Mein Oscar, ich geſteh es frei,
Du ſollteſt anders jene Kraft gebrauchen,
Drum hab' ich ſchnell drei Röhre dir erwählt,
Du fühlteſt ſelbſt, daß ſie dir noch gefehlt,
Sie ſoll'n dich lehren, wie du recht magſt rauchen.

Dein Brief war jüngſt kaum bei mir eingegangen,
So eilt' ich meiner alten weiſen Frau
Zu offenbaren dein Verlangen.
Den Weg zu ihr kannt' ich genau,
Sie wohnt in eines Felſenthales Mitte.
Hier fand ich ſie vor ihrer kleinen Hütte
Gar freundlich unter ihren Blumen ſtehn:
„Ich tröſte meine Kinderchen ſo eben,
Sprach ſie: ſie weinen, daß ihr kurzes Leben
Viel ſchneller, als das meine ſoll vergehn!"
Da trug ich denn ihr meine Wünſche vor;
Sie neigte freundlich mir das Ohr
Und ſprach: „Ich unterweiſe dich mit Freuden,
Wie du dem Freund magſt Zauberröhre ſchneiden;
Siehſt du den Hain, der dort die hohen Wipfel
Mit leiſem Wanken hin und her bewegt,
Als würd's ihm ſchwer, daß er auf ſeinem Gipfel
Des Horizontes Wolkenmaſſen trägt?

Dort weiß ich, daß auf Büschen mancherlei
Zu Zauberröhren schöne Zweige stehen;
Zu ihm geh' in der Nacht am ersten Mai,
Wo Elfen dort ihr Frühlingsfest begehen,
Sie werden dir die Kräfte in den Zweigen,
Die sie bewachen müssen, willig zeigen.
Doch nimm ein Blümchen dir recht lieb und theuer,
Das du bewahrst von der Geliebten Hand,
Und glüh' zu zarter Asche es im Feuer,
Und gib's den Geistern als ein theures Pfand,
Und streu' es dann hinaus, weit in den Wind,
Auf daß ein jeder fröhlich davon nasche,
Gewiß, die Elfen kommen dann geschwind,
Denn süße Kost ist ihnen Blumenasche!"
So sprach die Alte, gab noch manchen Rath,
Und ich ging heim auf steilem Felsenpfad.

Doch hatt'st du denn ein Blümchen lieb und theuer?
So fragst du mich: von der Geliebten Hand?
Hast du zu Asche es geglüht im Feuer?
Hast du den Geistern diese Kost gesandt?" — —
Wohl hatt' ich eins, mir war's so lieb und theuer,
Doch willig hab' ich dir's geopfert, Freund,
Das längst verwelkte Röschen liebt' ich treuer,
Als mancher es mit seinem Liebchen meint.
Ich schürte die schimmernden Kohlen zusammen,
Ich warf das geliebte Blümchen hinein,
Da schlugen empor die röthlichen Flammen,
Und Thränen zischten auf glühendem Stein.
O Laura! schlügst du den Blick wohl nieder,
Siehst du zu Asche dein Röschen vergehn?
Nein, hier im Herzen blüht es dir wieder,
Und wogen auch Flammen hier auf und nieder,
Wird's doch hier unvergänglich stehn.

Die erste Mainacht war heraufgestiegen.
Die längst ersehnte Stunde nahte schon;
Ich eilte nach dem Hain und schlürfte mit Vergnügen
Die Düfte, die den Blumen leicht entflohn.

Jetzt ſtand ich vor ihm und ein leiſes Zagen
Ergriff mich, Geiſtern nah und ſo allein! — —
Da hört' ich's zwölf im nächſten Dorfe ſchlagen,
Ich faßte mich und wallte in den Hain. — —
Still wie das Grab war's in den ernſten Schatten,
Nur leichte Nebel ſah ich ſie durchziehn.
Klar ſchien der Mond, und auf den Raſenmatten
Durchwebt er zart mit Gold das Dunkelgrün.
Doch endlich ſah ich am moorigten Teich
Der Irrwiſche ſchimmernden Glanz,
Sie hielten um dunkles Ulmengeſträuch
Einen feurigen Kettentanz.
Da trat ich hin zum Ulmenbuſch;
Zwar war mir's ſchauerlich,
Denn durch die Schatten huſch! huſch! huſch!
Ziſchten bleiche Flämmchen um mich.
Die Unken ächzten im Schilf und Moor,
Der Uhu rufte ſo laut,
Geſpenſter grinsten aus Stämmen hervor,
Wem hätte da nicht gegraut? —
Doch ſprach ich endlich die Beſchwörungsworte,
Und ſtreute meine Blumenaſche aus,
Und rief: „Ihr Elfen, öffnet eure Pforte
Und kommt heraus!“ — —
Da blitzt' es leiſe um mich her,
Und Geſpenſter und Irrwiſch' entflohn,
Und das nächtlich graſſe Concert war nicht mehr,
Und ich vernahm einen ſanftern Ton,
Und wie in Roſendüfte gehüllt,
In Abendroth getaucht das Gewand
Kam ein zartes liebliches Elfengebild,
Und hielt einen goldnen Stab in der Hand.
„Was rufſt du uns? ſo ſprach es leiſe,
Was hat dich Kühnen herbeigebracht?
Was nahſt du dich dem Geiſterkreiſe,
Und ſuchſt uns auf um Mitternacht?
Du haſt auf zart erfundne Weiſe
Ein theures Opfer uns gebracht;
So wie wir freudig es empfangen,

So ſtillen wir auch dein Verlangen.
Wir ſpielen gern mit Blumenaſche,
Die eure Liebe eingeweiht;
Und daß man jedes Stäubchen haſche,
Zerſtreun wir oft uns weit und breit,
Und tragen in der kleinen Taſche
Dieß holde Spielwerk jederzeit,
Denn auf den Stäubchen ſteht's geſchrieben:
Wie ſich die armen Menſchen lieben.
Und tanzen wir durch Thal und Hügel
Leicht in der mondbeglänzten Welt,
Und ſchaun in eure Schlummerhügel
Wen drin der Schlaf umfangen hält,
Dann kühlen wir mit Geiſterflügel
Manch heißes Herz, das dort zerfällt,
Und legen ſtill, euch unbewußt,
Die theure Aſche auf die Bruſt;
Denn in dem kleinen engen Raum
Verſüßt euch dieß den langen Traum!" —
So ſprach es freundlich, hörte meine Bitte,
Und winkte mir; — ich folgte ſeinem Schritte.
Da ſchlug es mit dem goldnen Zauberſtabe
Den nächſten Ulmenſtrauch — fürwahr,
Da ſah ich ihn nicht mehr, und leiſe rief's: „Ich habe
Für dich wohl eine holde Zaubergabe,
Denn wenn du willſt, mach' ich dich unſichtbar!" —
Die Kraft iſt ſelten, ſprach ich, doch beglückt
Sey nur das Herz des Thörichten und Schwachen,
Wer gern nur, was er darf, erblickt,
Der wünſcht ſich immer unſichtbar zu machen! —

Drauf ſchlug's an einen andern Strauch — Entſetzen!
Da ſtand ein großer Feuerhund vor mir:
„Ich bin der Herr von unterird'ſchen Schätzen
Und dieſer Strauch gibt Wünſchelruthen dir!"
Bleib du mit deinen Schätzen nur verborgen,
Die einſt der Geiz in deine Hand gelegt!
Sie zu erhaſchen wird mein Freund nicht ſorgen,
Der einen höhern Schatz im Buſen trägt.

Der Schatz iſt nicht bewacht von Feuerhunden,
Bald ſtrahlt im Auge er wie Sonnenſchein,
Bald fließt er von der Lipp' in Weiheſtunden,
Der Schatz verzehrt ſich nicht und den ſcharrt niemand ein!

So fragten wir nach ſeinen Wundergaben
Noch manchen Strauch im dunklen Hain;
Und was ſie doch mir angeprieſen haben,
Es mag vergeſſen ſeyn!
Die meiſten hab' ich wieder abgewieſen,
Von dreien aber doch die Röhre dir erkieſen.

Das Rohr für jenen Kopf, der dir am Morgen
Beim erſten Pfeifchen ſcheucht des Lebens Sorgen —
Hat eine Kraft, die iſt ſo übel nicht.
Es wird dir nämlich ſtets den Wunſch gewähren,
Mit eignen Ohren das zu hören,
Was hinterm Rücken jeder von dir ſpricht.
Der Thoren Urtheil zwar verlacht der Weiſe,
Er handelt frei, und bleibt in ſeinem Gleiſe,
Wenn auch der Thoren Schaar ihn einen Thoren nennt.
Wer aber iſt wohl fehlerfrei hienieden?
Oft ſtört etwas des Menſchen innern Frieden
Wovon er ſelbſt den Grund nicht kennt.
Drum ſollen nicht die Leute von uns ſchweigen,
Ihr Reden kann uns manche Schwachheit zeigen,
Die ſich der Menſch ſo ungern ſelbſt geſteht;
Ihr Reden kann für unſer ganzes Leben
Uns manchen Wink und manche Warnung geben,
Daß man den Weg mit ſichrern Schritten geht.
Drum ſorgenfrei ſollſt du ſie ſprechen hören,
Am Morgen gleich dir ſammeln manche Lehren,
Die wider Willen ſie dir hingeſtreut,
Sollſt ſorgenfrei des Feindes Urtheil wiſſen,
Und der Verleumdung Stimme hören müſſen,
Weil ſorgenfrei man lieber euch verzeiht.
Sollſt gleich am Morgen die dir dürfen nennen,
Die deiner Seele ganzen Werth erkennen,
Sollſt ſorgenfrei, gleich wenn's in Oſten tagt,

Die Stimme hören, die im fernen Lande
Dir jeden Morgen an der Spree Strande
Mit Lieb und Sehnſucht: „guten Morgen!“ ſagt.

Das Rohr, das ich für jenen Kopf dir ſende,
Der dir die Muſen ruft mit ihrer Spende,
Es hat auch eine ſchöne Allgewalt,
Denn was du, es gebrauchend, nur wirſt ſingen,
Das wird es bald
Zu deiner Freunde Ohren bringen.
Deßhalb gebrauche es in jenen Stunden,
Wo dir die Muſe Kränze hat gewunden
Und deine Seele voll Begeiſtrung iſt,
Laß deine holden Lieder laut erſchallen
Und manchen Ton zu mir herüberwallen,
Womit du ſonſt ſo geizig biſt.

Das Rohr nun endlich für den Kopf, der leiſe
Mein Bild dir gibt aus leichtem Duft gewebt,
Es hat die Kraft, daß es zu jeder Reiſe
Mit Blitzesſchnelle dich erhebt,
Und dich auf unbegreiflich raſche Weiſe
Hinführt, wohin die Sehnſucht ſtrebt.
Dieß brauche denn, wenn dir mein Bild erſcheinet;
Und fühlſt du dann, was meine Sehnſucht meinet,
Verſtehſt den Wink, den dir mein Auge gibt,
Dann ſchwinge dich auf leichte Geiſterflügel
Und eile über Land und Seenſpiegel,
Hier lebt das Herz, das innig liebt!

Sieh', ſolche Röhre habe ich dir gebrochen!
Freund, nimm ſie hin, und haſt du ſorgenfrei
Gehört, was alle Welt von dir geſprochen,
Und flog auf deinen Ruf die Muſe dir herbei,
Und hat ſie holde Weiſen dich gelehrt,
Hat manches Ohr entzückt den ſüßen Ton gehört,
Und grüßte dich mein Bild im Abendſchein,
So fliege her zu mir — ich harre dein!

Halm.

Die Ahnung.

Eine Epistel.

1819.

Du zweifelst, Freund, daß vor dem klaren Geist,
Der nicht im Traum, der mit Bewußtseyn lebe,
Bisweilen eine Ahnung sich erhebe,
Die ihm das Bild der künft'gen Tage weis't? —
Glaubst nicht, daß wir als Spielwerk oft ergreifen,
Worin das Schicksal tiefen Sinn gelegt,
Und von dem Baum des Lebens Früchte streifen,
Die nur die Geisterwelt gepflegt? —
So laß mich dich an einen Augenblick
Aus deinem eignen Leben mahnen,
Wo du uns prophezeihtest dein Geschick,
Und dann gestehe es selbst: es gibt ein Ahnen!
Denkst du des Abends, vor der Abschiedsstunde,
Wo bei der kleinen Tafelrunde
Zum letztenmal der Becher klang,
Und ich mit Liebe in dich drang,
Dein Bild, getroffen nach dem Leben,
Als Pfand der Freundschaft mir zu geben.
Du aber reichtest, weil dein Konterfei,
Der Mutter schon versprochen sey,
Mir jene Landschaft, wo der Sturm so wild
Mit Fels und Meer und Wolken ringt,
Und selbst den Tod getrieben bringt,
Und sagtest scherzend: „Nimm, dieß ist mein Bild!"

Seitdem schmückt dieß Gemälde stets mein Zimmer,
Und heilig hielt ich es als eine Trümmer
Aus unsrer schönen goldnen Zeit;
Und als die Abendröthe heut
In meinem Stübchen Rosen ausgestreut,
Sah ich die dunkle Landschaft sanft erhellt,
Und den Orkan die blauen Wogen heben,
Und thürmen zu der Wolken schwarz Gezelt,

Den kalten Tod auf jeder Woge ſchweben,
Und an dem Fels das arme Schiff zerſchellt.
Und alles ließ dein Pinſel unterſinken,
Und alles Tod tief in den Fluthen trinken,
Nur für ein Weib fühlt Mitleid deine Hand,
Nur dieſer ſoll der Rettung Engel winken; —
Die Fluth ſelbſt trägt die zarte Laſt ans Land,
Da blickt' ich ernſt auf deine Malerei,
Ernſt auf das Trauerſpiel, ſo oft gegeben,
Und der Gedanke faßte mich hierbei,
Daß dieſes Bild, das Bild von deinem Leben,
Wie du geſagt, geworden ſey.

Sieh, auf der Landſchaft, an dem Meere ragen
Aus hohen Wipfeln Thurm und Zinn' empor!
Die dunklen Wellen brechen ſich und ſchlagen
An das geſchloßne ſtarke Felſenthor.
Sirenen werden von der Fluth getragen,
Aus Wellenſchaum ſchlüpft der Delphin hervor:
So ſchlug das Leben auch mit ſeinen Wogen
An jene Mauer, die uns ſtill umgab.
Und goldne Träume, und Geſtalten zogen
Im Morgenroth die Fluth hinab.
Wir hörten nur von fern des Sturmes Sauſen,
Und glaubten, Schwäne zögen durch die Luft,
Vernahmen in des Meeres fernem Brauſen,
Nur eine Stimme die nach uns gerufft.
Da ſehnte ſich das junge Herz mit Beben
So thöricht aus dem freundlichen Aſyl;
Hinaus ſich ſtürzen wollt' es in das Leben,
Mitſpielen das gewagte Spiel.
Und es erſchien die längſt erſehnte Stunde,
Die endlich zu der Fahrt aufs Weltmeer rief.
Der Abſchied ſchlug dem Kühnen keine Wunde;
Doch trieb der Sturm, als lange noch nicht tief
Die Sonne ſtand, dein herrlich Schiff zu Grunde,
Und bebend zündet' ich für dich am Hafen,
Der Liebe hohen Leuchtthurm an,
Ich konnte nimmermehr die Nacht verſchlafen,

In der dein Sturm begann.
Doch du vernahmſt nicht meine bange Stimme,
Du wollteſt nicht des Leuchtthurms Fackel ſehn,
Und lieber in dem Kampfe mit dem Grimme
Der Elemente untergehn. — —
Schau' auf das Bild: dort liegt das Schiff ertrunken.
So ſchnell ſchon iſt die kühne Fahrt vorbei?
Der Jugend Flagge iſt hinabgeſunken,
Der Hoffnung Ankertau entzwei,
Und der Ballaſt des Muthes liegt zerſchlagen,
Und der Entwürfe Schiffsvolk iſt verſenkt;
Ein Weib nur hat die Fluth ans Land getragen,
Dem Zarteſten das Leben nur geſchenkt.
Das haſt auch du dir aus dem Sturm gerettet,
Des Herzens Zartgefühl blieb immer dein,
Wie hart und rauh das Schickſal dich gebettet,
Das Herz blieb tief empfindend, treu und rein.
Und ob ſich gleich dein heitres Antlitz trübte,
Scheinbar die warme Bruſt zu Eis gefror,
Such' ichs, wie der Geliebte die Geliebte,
Und jung und warm tritt mir es ſtets hervor.

Abſchiedslied. [1]

An meinen Freund C. v. M.

1820.

Haben wir beim vollen Becher
Nicht ſchon manches Feſt begrüßt?
Hat der Traube Sorgenbrecher
Manchen Tag uns nicht verſüßt?
Wenn die Meiſter des Geſanges
In die Saiten griffen ein,
Und wir, trotz des Zeitendranges
Doch nur kannten Lied und Wein.

[1] Gedruckt in der Penelope, herausgegeben von Th. Hell. 1822.

Drum ſo laßt auch heut erklingen
Becher und des Liedes Ton!
Dieſes Glas dem Freunde bringen,
Eh' er unſerm Arm entflohn.
Schaut mit Sehnſucht nicht zurücke
Schaut nicht vorwärts in die Nacht,
Erſt dem jetz'gen Augenblicke
Sey dieß volle Glas gebracht.

Doch geleert ſind die Pokale,
Flüchtig iſt ihr Klang verhallt,
Und man trägt ſie aus dem Saale
Leer und ſtumm geworden bald. —
Sollen ſie ein Bild uns zeigen,
Von verrauſchter Lieb und Luſt?
Daß auch Herzen klanglos ſchweigen,
Ruhn ſie nicht an Freundes Bruſt? —

Nein! reicht euch die Hände, Brüder,
Laßt es immer uns geſtehn,
Daß wir ſo dieß Feſt nicht wieder,
So zum letztenmal begehn.
Wenn auch gleich mit ſtummem Sehnen
Mancher dann den Becher hält,
Und von den verhaltnen Thränen
Eine in den Nektar fällt.

Doch wer wünſcht ſich müß'ge Stille,
Iſt er ſeiner Kraft gewiß? —
Selig zwar **beatus ille**
Procul qui negotiis!
Sel'ger doch, in deſſen Hände
Großes Wert das Schickſal legt,
Deſſen Herz, daß er's vollende,
Hoch und treu im Buſen ſchlägt.

Drum mit Muth auf jede Stätte
Wo das Vaterland uns braucht!
Gern ein Glied der großen Kette!

Genügſam, wenn der Herd nur raucht!
Nah ſind ſtets verwandte Geiſter,
Treu bleibt, wer an Treue glaubt,
Und der wird des Schickſals Meiſter,
Dem es nie den Frieden raubt.

Der Dichter und ſein Werk.[1]

1820.

Der Dichter ſitzt in ſeinem kleinen Zimmer;
Rings hat die Nacht ſich um ihn hergelegt,
Und bei der Ampel einſam mattem Schimmer
Wird es ihm klar, was ihm die Bruſt bewegt;
Der Zeiten Vorhang ſieht er niederfallen
Und Schattenbilder ſchnell vorüberwallen.

Doch ſie geſtalten ſich in ſeinen Armen,
Sie werden ihres Daſeyns ſich bewußt;
An ſeinem Herzen läßt er ſie erwarmen,
Und Leben trinken aus der vollen Bruſt,
Das Schickſal ſelbſt muß ſich vor ihm enthüllen,
Und das Gebot der Poeſie erfüllen.

Doch ſeine Schöpfung will nicht bei ihm weilen:
„Zu klein, ſpricht ſie, zu eng iſt mir dein Haus!
Was lebt, das will auch in das Leben eilen!“
Leb' wohl! ruft er, tritt in die Welt hinaus,
Sag' ihr, was mir im Herzen tief geſchrieben:
„Ich liebe ſie, drum ſoll auch ſie mich lieben!“

[1] Gedruckt in der Abendzeitung für das Jahr 1819.

Die Sänger im Winter.[1]

1820.

Ich hab' mir Vöglein angeſchafft,
Und ſie im Zimmer aufgehangen.
Kommt auch der Winter rieſenhaft
Auf ſeiner Eisbahn hergegangen,
Doch zaubern meine Vögelein
Ins Stübchen mir den Lenz hinein.

Als ob der Wald ſchon grün bedacht,
Hör' ich den Finken luſtig ſchlagen,
Wie in der lauen Sommernacht
Beginnt die Nachtigall zu klagen;
Der helle Ruf der Wachtel gellt,
Wie in dem reifen Weizenfeld.

Als ſchwäng' ſie jubelnd ſich empor,
Singt meine Lerche ihre Lieder;
Als ruft's aus dunklem Buſch hervor,
Antwortet ihr die Amſel wieder,
Und miſcht in ihren Waldgeſang
Den ihr gelehrten Poſthornklang.

Und Frühlingsſehnſucht naht ſich bald,
Und leiht dem Geiſte ihre Flügel.
Hinaus! Hinaus! das Poſthorn ſchallt,
Hinaus, mich rufen Thal und Hügel!
Und Frühling wird es im Gemüth,
Wie ihn die Erde nimmer ſieht.

Drum, wer den Winter gern vermißt
Komm' in mein kleines, warmes Zimmer,
Was fröhlich hier verſammelt iſt
Denkt an die böſen Tage nimmer;
Denn ſtürmt der Nord auch ſpät und früh,
Hier tönt nur Frühlingsmelodie!

[1] Abgedruckt in „Aglaja." Taſchenbuch für 1821.

Weinst du, weil auch mein Winter nah,
Und schon der Reif das Haar beflogen,
Daß nirgend mehr ein Sänger da?
O nein! sie sind nicht fortgezogen:
In warmer Brust, ohn' Unterschied,
Tönt auch im Winter Frühlingslied.

Die weiße Rose.

1820.

Ich sah am jungen Morgen
Ein weißes Röslein blühn,
Und, wie von Liebessorgen
Im Busen tief verborgen
Ihm leichtes Roth erglühn.

Doch in des Mittags Stunden,
Obgleich so schwül und heiß,
War's zarte Roth verschwunden,
Kaum hätt' ich's wieder funden,
Das Röschen bleich und weiß.

Und als ich sorgend fragte
Um ihrer Blässe Grund?
Und um das Blümchen klagte,
Da flüsterte und sagte
Der zarte Blumenmund:

„Der Morgen kam gegangen,
Er rief und weckte mich,
Es glühten seine Wangen,
Als sey er süß befangen,
Und da erröthet' ich."

„Doch seit der Tag gekommen,
Mit Blicken glühend heiß,

Fühl' ich im züchtig frommen
Gemüth mich tief beklommen,
Und ſtehe bleich und weiß!"

„Natur, wie zart geſchrieben
Haſt du ſo tiefen Sinn:
Nicht glühend heißen Trieben,
Nur dem beſcheidnen Lieben
Gib deine Seele hin!"

An Friedrich Kind in Dresden.

1820.

Die Elbe rauſcht, die Schifflein gehen
Mit reicher Laſt Strom ab, Strom auf,
Und den bekränzten Wimpeln ſtehen,
Ihr Sänger, eure Namen drauf.
Des Wandrers frohe Blicke weiden
Sich an dem raſchen Farbenſpiel,
Und leiſe wünſcht er, und beſcheiden,
Hier wäre ſeiner Wallfahrt Ziel.
Und in der Freiſtatt hier, der Muſen,
Ergreift ihn manches tiefe Wort,
Ein Bild erſteht in ſeinem Buſen,
Und zieht mit ihm zur Heimath fort.
Kaum daß die Heimkehr ihm gelungen,
Setzt er ſich an die Staffelei,
Damit, was ihn ſo tief durchdrungen,
Im Bilde ausgeſprochen ſey.
Doch draußen rufen neue Stimmen,
Zu eng wird ihm das kleine Haus,
Den Leuchtthurm treibt's ihn, zu erklimmen,
Und weit zu ſchaun ins Meer hinaus.
Und an des Buſens heil'gen Flammen
Entzündet er ein treues Licht,
Und rief euch alle gern zuſammen,

Doch ihr berührt des Leuchtturms nicht.
Ihr schifft ihm frey, doch fern vorüber,
Euch trifft nicht Sturm, nicht Wettergraus,
Und Leuchtthurms Licht brennt immer trüber,
Bis es der Sturm löscht einsam aus.
Doch wie es euch auch still verschwindet,
Und in den Nebel untertaucht,
Denkt, Liebe hat sie angezündet,
Wenn auch kein Schiff die Leuchte braucht.

An Serenus.

Als Antwort auf sein Gedicht an mich, nachdem er die Aufführung meines Trauerspiels „das Bild" in Hamburg gesehen.

1830.

Der trübe Wintertag war heimgegangen,
Die Nacht schlich aus dem Forste sich herbei,
Und einsam saß ich, blickte mit Verlangen
Auf meine kleine, leere Staffelei,
Gedenkend an mein Bild mit leisem Bangen:
Was in der Fremde wohl sein Schicksal sey? —
Da hört' ich ferner deine Stimm' erklingen,
Um dem besorgten Dichter Trost zu bringen.

Und manchen Zweifel hast du mir beschworen.
Ich traue dir, ob ich dich nimmer sah.
Als ich mein Bild in Wem' und Schmerz geboren,
Da stand ich dir und manchem Herzen nah,
Jetzt hab' ich es zum Beten mir erkoren,
Euch grüßend aufzusuchen hier und da.
Traum, siehst du's wieder dir vorüber gehen,
Wirst du den Gruß vernehmen und verstehen.

An Grillparzer.

Als ich ſein Gedicht „Abſchied von Gaſtein“ geleſen hatte.

1830.

Gewiß, du findeſt Troſt an jedem Orte,
Und nicht bloß in dem freundlichen Gaſtein,
Mit dir zieht ja zu jedes Hauſes Pforte
Ein reicher Troſt für alle Herzen ein;
Für dich hat die Natur geheime Worte,
Um dich ſchwebt überall ein Geiſterreihn,
Und tröſtend muß der Glaube dich umwehen:
„Die lieben mich gewiß, die mich verſtehen.“

Wohl trifft der Blitz — es ſtürzt der Baum zuſammen,
Nur ſterbend erſt ſtrahlt er verklärt empor.
Beklagſt du ihn? — Wüßt du den Blitz verdammen,
Daß er ſolch' herrlich Opfer ſich erkor?
Heil dem, der ſtirbt, verzehrt von Himmelsflammen!
Er wird im Tod ein glänzend Meteor,
Ein Opfer auf der Götter heil'gem Herde,
Damit es beſſer bei dem Menſchen werde.

Wohl muß die Muſchel erſt der Schmerz durchbohren,
Eh ihr der Perle herbe Thrän' entfällt.
Doch wartſt nicht du mit Schmerzen auch geboren?
Begrüßt der Menſch nicht weinend ſeine Welt?
Die Thränen haſt du nicht umſonſt verloren,
Die ſelbſt ein fremder Sinn für Kleinod hält;
Du wärſt ohne Schmerz gar arm geblieben,
Doch weil du littſt, muß die Welt dich lieben.

Wohl ſtürzt das Bächlein himmelnah erzogen
Durch Klippenſpalten ſich als Waſſerfall;
Im Thale mit den Brüdern hingezogen
Wär' nur ein netter Spiegel ſein Kryſtall.
Hier aber ſteigt aus ihm der Regenbogen,
Hier ſtrahlt um ihn die goldnen Sternlein all',
Denn nur im Kampf, den ſeine Kräfte rangen,
Sind ihm die Himmelsbilder aufgegangen.

Und du, mein Sänger, wolltest dich beklagen,
Daß Muschel, Baum und Wasserfall dir gleicht? —
Den Schmerzensstunden wolltest du entsagen,
In denen dir die Perl ins Auge steigt? —
Nicht in den Kampf dich mit dem Schicksal wagen,
Der aus dir selbst dir Himmelsbilder zeigt?
Nicht an den Aetherflammen dich entzünden,
Um sterbend uns Verklärung zu verkünden?

Er, dem des Sanges Gabe ward verliehen,
Er ist der Wonne wie dem Schmerz geweiht!
Es muß das alles seine Brust durchziehen
Was je geboren hat die alte Zeit,
Denn seine reichen Lebensmelodien
Erklingen nicht bloß für das kurze Heut!
Geschlechter steigen auf und steigen nieder,
Und lehren sich einander seine Lieder.

Wohin?

Ein Sonettenkranz.

1830.

1. Der West.

Wohin? o West! — Warum den Duft verwehen,
Der lieblich aus den Blumenkelchen dringt?
Wohin willst du, wenn meine Emma singt,
Mit den geraubten Liedestönen gehen? —

Doch er entflieht dem Auge ungesehen,
Kaum, daß die Aeolsharfe leis' erklingt,
Und wie er eilend sich vorüberschwingt,
Ist es um süßen Duft und Ton geschehen.

„Was flüchtig mir der Augenblick geboren,
In meine Geisterbrust sang' ich es ein.
Der Ton verklingt, doch geht er nicht verloren,

Tief in der Seele bleibt er ewig mein.
Nur wenn du so den Augenblick beschworen,
Wird er wie du, auch unvergänglich seyn."

2. Die Wolken.

Wohin? ihr Wolken, mit verhängten Zügeln? —
Wohin? auf eurer unsichtbaren Bahn? —
Zieht euch mein Paradies, dieß Thal, nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln? —

Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan? —
Verweilt! es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aetherflügeln!

„Als Segensboten sind wir ausgesendet,
Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
Er wird für Millionen ausgespendet,

Und schließt Gerecht' und Ungerechte ein.
Nur Segen ist der Zweck von unserm Seyn,
Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet."

3. Der Fluß

Wohin? o Fluß! mit deinen Wassermassen?
Was treibt dich, unaufhaltsam zu entfliehn?
Schau' doch die Ernte, sieh' die Ufer blühn;
Hör' doch, es ruft: „Du sollst uns nicht verlassen!"

Und grüne Arme aus den Hainen fassen
In deine Fluthen, dich zurückzuziehn.
Du aber scheinst von Sehnsucht nur zu glühn,
Und brichst durch Felsen selbst dir deine Gassen! — —

„Hast du den weiten Ocean gesehen,
Vor dem kein Strom, kein Fluß, kein Bach mehr gilt,
Wo alles eins nur ist, des Himmels Bild?

Nur einzig mag in jeder Welle stehen? —
In dieses All, das nur ein Sinn erfüllt,
Da ström' ich hin, dort will ich untergehen."

4. Die Zeit.

Wohin? du schnelle Zeit, mit meinen Tagen?
Ach, viel zu kurz war ich ein frohes Kind!
Der heiße Jüngling ward ein Mann geschwind,
Der Mann muß jetzt schon graue Locken tragen.

Wie auch voll Sehnsucht noch das Herz mag schlagen,
Ich seh's an deiner Uhr, der Sand verrinnt! —
Laß mir die Stunden, die noch übrig sind,
Sonst werd' ich vor dem Richter dich verklagen!

„Hast Fluß und West und Wolken du vernommen?
Wer nie die Frucht des Augenblicks verlor,
Für alle Segen hat, im kindlich frommen

Vertrauen den großen Geisterbund beschwor,
Der fliegt mir noch in seiner Sehnsucht vor,
Dem bring' ich nur, und hab' ihm nichts genommen!"

Lied.

Zur Feier des akademischen Erinnerungsfestes der Niederlausitz, am 21. August 1821.

Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen,
Ihr Juvenes der alten Zeit — herbei!
Doch bei des Festes Freude sollt' ich meinen
Stünd' erst dem Dichter eine Frage frei.

Chor.

Auf alles ist heut die Antwort bereit,
Drum frag' er getrost, wir geben Bescheid.

Bringt ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst, noch einen frohen, freien Geist? —
Begreift ihr jetzt, warum man Schmollis trinket?
Und was das tiefe Wort: Fiducit! heißt? —

Chor.

Ja »Schmollis!« dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann: »Fiducit!« auf Gott und Recht!

Der Arm, der seinen Hieber einst geschwungen,
Daß er zum Kampf fürs Leben sey gestählt,
Hat er nun auch den rechten Kampf gerungen,
Und treu vertheidigt, was er ernst gewählt?

Chor.

Wohl hat er gestritten mit Feder und Schwert,
Und segnend und strafend die Kraft bewährt.

Das Burschenherz, im Lieben und im Hoffen,
Bei Mangel selbst, so überselig doch,
Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?
Glaubt es an Liebe und an Freundschaft noch? —

Chor.

Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund!
Wir haben nicht einsam gelächelt, geweint.

Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!
Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Pädagogik lernt im Ehestand.

Chor.

Ja, wer die Menſchen zu Menſchen erzog,
Wer lehret und tröſtet — er lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,
Und weſſen Herz Jacobi warm gehaucht.
Wer bei dem Aufblick zu der Wahrheit Lichte
Nicht mattgeſchliffne Augengläſer braucht.

Chor.

Es lebe, wer ahnet im ſtillen Gemüth,
Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht.

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt;
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,
Ganz durch und durch ein Corpus juris iſt.

Chor.

Es lebe, wer muthig aufs Jus geſtützt,
Das Laſter beſtraft, die Unſchuld beſchützt!

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten,
Und ſeiner Pulſe ſtilles Wort vernimmt,
Wer kühn mit Zaubertränken weiß zu ſchalten,
Damit des Lebens Flämmchen weiter glimmt.

Chor.

Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,
Und raſtlos dem Tode entgegen ſich ſtellt.

Es lebe, wer noch eingedenk der Muſen
Fürs Vaterland den Degen rüſtig ſchwingt.
Es lebe, wer, Natur, an deinem Buſen
Sein friedliches: »Beatus ille« — ſingt.

Chor.

Es lebe, wer nützet! das ſey uns genug,
Mit Wort und mit Feder, mit Schwert und mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einſt beſeſſen,
Was uns erfüllt, begeiſtert und geweckt!
Es lebe, was das Herz nie wird vergeſſen,
Obgleich es längſt ein dunkler Schleier deckt!

Chor.

Ja, heilge Erinnrung der ſeligen Zeit,
Dir ſey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir dieſe Zeit in Ehren halten,
Drum bleibe ſtets der Burſchenſinn in Kraft.
Ein reines Herz, ein frohes kräft'ges Walten,
Das ſey der Geiſt der großen Burſchenſchaft!

Chor.

Und Schmollis dem ganzen Menſchengeſchlecht!
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Briefwechſel mit einem Leipziger Studenten.[1]

1821.

Leipzig, den 5. April 1821.

An Ernſt Freiherrn von Houwald

Mein Herr Baron, verzeihet mir,
Falls ich etwa geſtöret;
Laßt aus des Dichters Luftrevier
Euch jetzt herab und höret;
Doch wenn Ihr mich nicht ärgern wollt,
So ſeht hübſch freundlich aus und hold
So wie's dem Dichter ziemet.

Ich bin Student — mein leichter Sinn
Plagt ſich zwar nicht mit Sorgen,
Doch — ohne Spieße, wie ich bin,
Hab' ich auch müſſen borgen.
Da ſingt das Manichäercorps
Nun täglich mir ein Liedchen vor,
Im ſchlimmſten Lamentoso.

[1] Den Leſern dürfte es nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, daß der ehemalige Student nach fünfzehn Jahren den Lorbeer zurückerſtattete; ja auf einer größeren Reiſe Houwald in Neuhaus beſuchte. Er war ein braver, tüchtiger Mann geworden, und erwarb ſich die Zuneigung des Dichters in hohem Grade.

Herr Firs, mein Wirth, ein Schneiderlein,
Fällt mir nun gar beſchwerlich,
Wer ſelbſt betrügt — kann's anders ſeyn?
Hält andre nicht für ehrlich;
Er läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh,
Sein Hundsweib ſchießt mir Blicke zu
Gleich einem Baſilisken.

Der Schuſter iſt von ſeinerm Schrot,
Er ſucht mich ſtets zu rühren,
Und mir ganz höflich ſeine Noth
Vor das Gemüth zu führen.
Wie gerne zahlte ich ihn aus,
Hätt' nicht des armen Schulzens Haus
Die Bücher längſt geſchloſſen.

Kommt auch einmal ein Geldbrief an,
So krümmen ſich zehn Hände.
Der Bratwirth macht den Anfang dran,
Der Famulus das Ende.
Bleibt ja ein Reſt — Thaliens Hand
Macht an den Ecken uns bekannt:
„Das Bild von Ernſt von Heuwald."

Ihr ſeht, verehrter Herr Baron,
Auch Ihr vermehrt mein Leiden,
Wer heißt Euch auch die Lorbeerkron'
Des Dichterruhms erbeuten.
Genug, Ihr ſeyd in meiner Schuld,
Drum mäßigt Eure Ungeduld,
Wenn ich Euch um was bitte:

Zuckt in Euch nur ein einz'ger Strahl
Von Eurem braven Maler,
So leihet mir ein Kapital —
Doch wenigſtens zehn Thaler.
Aus mir wird wohl ein großer Mann,
Der es einſt wiedergeben kann,
Das hab' ich nie bezweifelt.

Doch ſchick mit nächſter Poſt das Geld,
Zu enden meine Plagen;
Wie ſchwer es mir auch immer fällt —
Das Porto werd' ich tragen;
Dann zahl' ich die Philiſter aus,
Zieh mit den Schwalben froh nach Haus
Und trinke, ſing' und küſſe.

Das erſte Glas Euch Ehrenmann,
Mein Mädchen ſoll Euch leben,
Und werd' ich — doch was liegt daran,
Wenn ich Euch ein paar Preben
Aus meiner ſchlechten Verſfabrik
Aus Dankbarkeit nach Zellendorf ſchick' —
Sie geht ja ſtets am Waſſer.

Fragt nicht erſt lang: „Verdient er's auch,
Daß ich die Bitt' erhöre?"
Nein! das iſt gegen Dichterbrauch
Wie gegen Dichterehre!
Das Eine iſt ja ſonnenklar,
Daß nie ein Dichter ärmer war,
Als ich — in Oſt und Weſten.

Zwar nähmt Ihr meine Bitte ſchief,
So würd' ich mich nicht grämen,
Ich ſchrieb Euch keinen Bettelbrief
Und darf mich drob nicht ſchämen.
Doch fand ſie eine gute Statt,
So denkt: Bis dat, qui cito dat;
Und bleibt mir wohl gewogen.

P. S. Noch Eins! — Gebt bald der Leſewelt
Gedruckt das „Bitt" zum Beſten;
Ich möchte gern den alten Held
Sehn ohne Zichens Geſten.
Hätt' ich das Büchlein im Verlag,
Wahrhaftig, binnen Jahr und Tag
Wär' ich aus meinen Schulden.

Franz H., stud. jur.

Meine Antwort.

Sellendorf, den 12. April 1821.

Mein unbekannter Herr, Du meinſt,
Ich ſey ein reicher Sänger!
Und weil Du zu vertraun mir ſcheinſt,
So zögerſt Du nicht länger;
Du klopfeſt dreiſt beim Handwerk an,
Und ſprichſt: „Ihr ſeyd ein reicher Mann,
Drum ſollt Ihr mit mir theilen!“

Reich bin ich wohl, doch nicht an Gut,
Ich kann nicht Schätze graben.
Reich nur an Gottvertraun und Muth,
An Töchtern und an Knaben:
Denn achte ſtehn vor meiner Thür
Und rufen: „Vater, wir ſind hier
Und wollen Nahrung haben!“

Da geht die Kunſt denn wohl nach Brod
Und darf nicht ſtehen bleiben.
Du ſchlägſt zehn Thaler ſchneller todt,
Als ich ſie mag erſchreiben.
Ich ſitz' in meinem Stübchen feſt,
Du aber kannſt nach Oſt und Weſt
Dein luſtig Weſen treiben!

Doch, weil auch ich ein Burſche war,
So laſſ' ich mich nicht lumpen;
Ich weiß wie oft die Spieße rar
Und will Dir ein'ge pumpen.
Du gibſt ſie wieder, treff' ich Dich,
Dann werden wir uns ſicherlich
Verſtehn bei vollen Humpen.

Geh, zeige dieſen Zettel vor
Bei Voß, er wird ihn ehren.
Nimm gern den einen Friedrichsd'or
Mehr kann ich nicht gewähren.

Zum Reisegelde reicht er schon,
Will froh zurück der gute Sohn
Nach seiner Heimath kehren.

Nach Deinem Namen frag' ich nicht,
Ich mag ihn jetzt nicht wissen; —
Dumm bist du nicht, zeigt Dein Gedicht,
Doch flüchtig auf den Füßen.
So geh' und werd ein braver Mann,
Dann klopf' an meine Thüre an,
Ich will Dich herzlich grüßen.

Der Friedrichsberg bei Sellendorf.

1821.

Nah an dem lieben trauten Orte,
Ihm, meine Heimath, meine Welt,
Hat, wie der Wächter an der Pforte,
Ein alter Berg sich hingestellt.
Den Lenz, mit seinem Blumenkleide,
Er weist ihn ab, hat mehr zu thun,
Und sorgt, daß er die Wetter scheide,
Damit das Thal mag sicher ruhn.

Dort in dem Schatten ernster Föhren,
Die er als Helmschmuck sich erwählt,
Weil' ich gar oft, um zuzuhören,
Was mir die Phantasie erzählt.
Wie bald ihr Wort voll ernster Mahnung
Dem Sturme gleich vorüberzieht,
Bald sie mir flüstert süße Ahnung,
Als wär's der Aeolsharfe Lied.

Und sie sprach:
„Sende die liebenden Blicke
Nicht bloß der Heimath zu,"

Deren röthliches Dach
Aus dem Schatten der Eichen
Einer gereiften Frucht gleich,
Lieblich dir winkt. —
Schaue weiter hinaus!
Laß auf Schwingen des Lichtes
Ueber die Thäler
Deine Blicke ſchweifen;
Bis ſie, dem Adler gleich,
Auf der bläulichen Spitze
Ferner Gebirge ausruhn.
Sieh, wie Himmel und Erde
Liebend ſich grüßen.
Wie mit Strahlenarmen
Er die Geliebte umfängt,
Und ſie nun ſein Bild,
In Kryſtall gefaßt,
An ihrem Buſen
Tauſendfach trägt,
Und ihre Düfte
Und Nebelgeſpinnſte
Sorgſam ihm ſendet,
Daß er ſein Wolkenkleid
Daraus ſich webe.
Lies auf der großen, vor dir
Ausgebreiteten Tafel,
Was in uralter
Unverlöſchbarer
Zeichenſchrift die Natur
Am Tage der Schöpfung
Aus dem Munde des ewigen
Heiligen Geſetzgebers,
Niedergeſchrieben:
„Es ſollen nirgends
Und nimmer vergeblich
Aller Augen
Auf ihn warten!“
Und dann greif in die Harfe,
In begeiſterte Pſalme,

Was du geleſen, zu ſingen.
Daß der Weſt die Töne
Forttrage über die Welt,
Und die zartbeſaiteten,
Gleichgeſtimmten Herzen
Unter ſeinem Anhauch
Ahnungsvoll mittönen
Zur Harmonie! —

Oder willſt du der Menſchen
Raſtloſes Treiben,
Und ihr flüchtiges Leben,
Näher betrachten?
Sieh, dort ragen
Einzeln zerſtreut
Graue Thürm' empor;
Zählen als treue Wächter
Jeden Tropfen der Zeit;
Mit erhobnem Finger,
Dem Zeiger der Uhr,
Warnend die Menſchen.
Dorthin eil' im Geiſte,
Tritt in die Wohnungen ein.
Zieh den Vorhang hinweg
Von den Scenen
Der Freud' und des Jammers.
Schau' mit dem innern Aug'
In die finſtre Tiefe
Der Bruſt,
Wo des Vulkans Flammen
Geboren werden,
Die bald in leuchtenden Funken,
Ewigen Sternen gleich,
Aufblitzen zum Himmel,
Bald mit glühender Aſche
Die Erde verſengen.
Höre mit geiſtigem Ohr
Auf die Stimmen
Der Liebe und Hoffnung,

Wie allenthalben
Aus der Natur
Und Offenbarung
Den Menschen sie warnen und leiten:
Heilige treue Zeugen,
Daß der Vater
Seinen Kindern
Ueberall nahe sey,
Wie im Glücke,
So in der Prüfung,
Wie im Leben,
So auch im Tode.
Und erkenn' endlich
Die feste eherne Kette,
Aus Folge und Folge
Menschlicher Handlung geschmiedet,
An welcher das
Unerbittliche Schicksal
Den freien Willen
Scheinbar gefesselt
Mit sich fortreißt.

Und dann erfasse die Bilder,
Gib ihnen Leben und Sprache;
Schlage das Buch des Herzens
Mit seinen Geheimnissen auf.
Damit das Volk
Staunend lese,
Was es sich lange
Selbst verschwiegen,
Und im getreuen Spiegel
Das ähnliche Bild erkennend,
Die Tugend sich
Muthiger aufrichte
An der Schwestergestalt;
Und das Laster, plötzlich
Von der Gespensterfurcht Graun
Aufgescheucht, zitternd
Hellere Pfade sich wähle,

Damit ihm nimmer und nimmer
Der bleiche, gräßliche
Doppelgänger
Wieder begegne.

Und es kam nach dieſen Worten
Aus des Abends goldnen Pforten
Zu mir her die Poeſie;
Ordnete mit zarten Händen
Ihrer Schweſter Blumenſpenden
Zu des Kranzes Harmonie.

Zeigte drauf mir ohne Säumen,
Grab und Wiege, Leben, Träumen,
Hier den Kelch, dort den Pokal,
Und, die Pol' in unſrem Leben,
Legt' ſie Maſk' und Dolch daneben,
Sprach: „Wohlan, dein ſey die Wahl!"

Und ich wählte! — —
Düſterer ſenkte ſich ſchon
In die Thäler der Abend.
Leiſe Weſte flohn
Kühlend und labend
Ueber die Blumen.
Und die Flur ward ſtille,
Und der Hain ward ſtumm.
Nur das Zirpen der Grille
Und des Käfers Geſumm
Waren die letzten Stimmen
Noch wachender Kinder.

Doch je dichter die Schatten
Sich rieſenhaft
Um mich gelagert hatten,
Je höher ſchwoll
Mir die innere Kraft,
Und der Begeiſtrung voll
Rief und beſchwor

Ungekannte Geſtalten
Ich aus der Dämm'rung hervor.
Und wenn ſie nahten,
Und mir vorüber wallten,
Wollt' ich Namen und Leben
Und das Gebet zu Thaten
Ihnen geben. — —
Ja, ſie kommen! rief ich, und lauſchte,
Denn in den Zweigen rauſchte
Vernehmlich ein lautes Flüſtern. — —
Doch eine Stimme bot
Guten Abend! mir:
„Vater, wir bringen dir
Mit den Geſchwiſtern
Hier her das Abendbrod.
Auch das Feuerzeug
Wirſt du im Körbchen finden.
Willſt du uns heut nicht wieder
Von dürrem Laub und Gezweig
Ein Feuer anzünden? —
Daß wir Schweſtern und Brüder
Bei der Flamme röthlichem Glanz
Wenn die Zweige kniſtern und brennen,
Unſern Elfentanz
Fröhlich beginnen können?
Mutter iſt mit den Kleinen
Und unſern Freunden
Auch nicht mehr fern.
Wir ſind vorausgeſprungen,
Wollten ſo gern
Bei dir die Erſten ſeyn" —
Und ſie hielten mich feſt umſchlungen.

Und mit verklärtem Blick
Traten die himmliſchen Schweſtern
Freundlich vor den Kindern zurück.
„Beuge dich immer zum roſigen Munde
Deiner Kleinen nieder!
Solch eine Stunde

Stören wir nicht!
Lebe wohl! wir sehen uns wieder!“ —
Und sie zerflossen im Dämmerlicht. —

Die Neujahrsstunde.

1822.

In tiefer Mitternacht geboren,
Erwacht die erste deiner Horen,
Sich uns zu nahn, du neues Jahr.
Und wie sie schüchtern kommt gegangen,
Wird als Gespielin sie empfangen
Von Geistern und der Träume Schaar.

Die lassen sie die stillen Auen
Und all' die Schläfer überschauen,
Für die sie bringt den Neujahrstag.
„Das ist der Mensch, der so im Wachen,
Wie auch im Traume weinen, lachen,
Sich lieben und sich hassen mag!“

„Was bringst du ihm? — Laß uns es wissen!“
Sie aber beugt sich zu dem Kissen
Des Königs wie des Bettlers hin:
„O ihr, zu Lust und Schmerz Erkorne,
Erwacht! vernehmt die Erstgeborne!
Hört mich! ich bin die Warnerin!“

„Der Schwestern kommen viele tausend
Mir hastig nach, und treiben sausend
Einander rastlos vor sich her.
Nur wen'ge sind von Glanz umflossen,
Die meisten ernst und abgeschlossen,
Und viele nahen bang und schwer!“

„Wacht! daß euch keine überfalle!
So ruft sie! — Doch sie schlafen alle,
Nur wen'ge hören, was sie spricht.
Wie heut und gestern sich verschlingen,
Und was die künft'gen Stunden bringen,
Des Menschen Brust erfaßt es nicht."

„So muß ich scheiden und verstummen?
Spricht sie: die Glocke hör' ich summen,
Die Schwester naht und drängt mich fort;
Nichts hab' ich als den ersten Segen,
Den will ich auf das Haupt euch legen,
Ein fester Helm, ein starker Hort!"

„Dein Segen, Fürst, sey: fromm zu walten!
Dein Segen, Volk: Gesetz zu halten!
Dann bleibt ihr beide stark und frei!
Ihr alle seyd nicht mehr, nicht minder
Des ew'gen Vaters gleiche Kinder,
Drum sey mein Segen: liebt euch treu!"

Und sie entflieht! — das Wort der Frommen,
Das ihr im Traume nur vernommen,
Dem Dichter ward es offenbar,
Drum läßt ers aus den Saiten hallen:
„Mein Fürst, mein Volk, ich künd' euch allen
Den Segen für das neue Jahr!"

Die Seelenwanderung.

1822.

Wenn ich so bei dem Pflänzchen steh',
Es wachsen und erblühen seh,
Auf zarten Wurzelfüßen,
Wenn es die Düfte, die es haucht,
Wie leise Liebesworte braucht,

Die Nachbarin zu grüßen:
So iſt mir wahrlich dann zu Muth,
Als wüßt' ich, wie das Blühen thut.

Schau' ich, wie ſich der Bach bewegt,
Wie er von Sehnſucht ſtill erregt,
Die Braut, die Flur umſchlinget;
All überall willkommner Gaſt,
Er dennoch immer ſonder Raſt
Fort in die Weite dringet:
So wird mir wahrlich dann zu Muth,
Als ob ich ſonſt des Baches Fluth.

Hab' ich dem Vöglein zugeſchaut,
Wie emſig es ſein Neſtchen baut,
Wie treu das Weiblein brütet,
Und wie das Männlein kost und ſingt
Und ihm die beſten Würmchen bringt,
Und Weib und Junge hütet:
So wird mir immer dann zu Muth,
Als kennt' ich jene Zeit der Brut.

Seh ich, wie ſich der Adler hebt,
Iſt mir, als hätt' ich auch geſchwebt,
Hoch über Berg und Heiden.
Hör' ich des Schwanes letztes Lied,
Seh' wie der Kranich heimwärts zieht,
Auf daß ſie von uns ſcheiden:
So wird mir immer dann zu Muth,
Als kennt' ich beider Heimath gut.

Wenn ſich die Raupe längſt verſpann,
Und in der engen Puppe dann
Geheimes Leben waltet,
Des Sarges Riegel endlich ſpringt,
Der Schmetterling zu Tage dringt,
Und auf die Flüglein faltet:
So mir dann, als ob aus Nacht
Ich auch einmal ſo ſchön erwacht.

Und deßhalb scheint mir offenbar
Der Seelenwandrung Lehre wahr;
Wo möcht' ich sonst es lesen:
Was Vogel, Blum und Bach erfüllt,
Wie sich der Schmetterling enthüllt,
Wär' ich's nicht selbst gewesen?
Wie? — oder ist mir so zu Muth
Weil mir die Welt im Busen ruht? —

An J. G. Worbs,

den Geschichtsforscher.

Am Tage der Einweihung einer durch ihn neu erbauten Kirche zu Pritzwalk.

Ein Rundgesang für seine dort versammelten Freunde und Gemeindeglieder.

1823.

Im Gotteshaus' ist heut ein Psalm erklungen,
Ein Dankespsalm dem unerforschten Geist!
Jetzt aber werd' auch hier ein Lied gesungen,
Ein Dankeslied, das dich, den Würd'gen preist!

Chor.

Wo Dank und Liebe geopfert hat,
Wird Tempel und Hütte zur heiligen Statt!

Den Vater droben haben wir gepriesen,
Daß er der Kirche Bau so treu gehegt.
Dich aber hat er sichtbar auserkiesen,
Daß deine Hand den Grundstein ihm gelegt.

Chor.

Dir hat er das Werk in Liebe vertraut,
Er hat es gesegnet, du hast es erbaut.

Und Tag und Nacht, und emsig hin und wieder
Flog deine Sorg' und brachte Hülf' und Rath!
Gar mancher Tag ging auf, und mancher nieder,
Eh man den letzten Schlag am Werke that.

Chor.
Wer kennt und ermißt deine Sorgen genau?
Wir haben nur Freude am herrlichen Bau!

Und ſieh, nun wirſt du ſelbſt am heil'gen Orte
Uns oft um dich verſammeln froh und gern;
Denn deine tiefen inhaltreichen Worte
Verkünden uns den reinen Geiſt des Herrn.
Chor.
Und Heil dir! rufen die Herzen dann laut:
Du haſt dieſe Kirche und uns erbaut!

Der du der Vorzeit Schleier aufgehoben,
Und leicht verſtanden den geheimen Sinn:
Aus morſchen Fäden manch' Gewand gewoben
Für die Geſchichte, unſre Richterin.
Chor.
Dir haben Jahrtauſende anvertraut,
Was längſt mit Raſen war überbaut.

Du weißt, daß, wen die Mitwelt oft vergöttert,
Und weſſen Namen ſie begeiſtert ruft,
Die Nachwelt oft verachtet, und zerſchmettert
Das ſtolze Mauſoleum ſeiner Gruft.
Chor.
Du weißt, es iſt ein ſtrenges Gericht,
Wo die Geſchichte das Urtheil ſpricht.

Und dennoch ſchau'ſt du ſicher, ohne Bangen
Um deinen Ruf, in ferne Zeit hinaus.
Wenn auch Geſchlecht einſt auf Geſchlecht vergangen,
Dein Monument bleibt dieſes Gotteshaus.
Chor.
Und wer hier Troſt und Erhebung fand,
Der ſegnet die längſt zerſtäubte Hand.

Und gleiche Werke nimmer zu vernichten,
Haſt du dir in der Geiſterwelt erbaut!
So lange die Geſchichte wird berichten,
Nennt ſie gewiß Worbs, ihren Zeugen, laut!

Chor.

Und wenn wir auch alle vergessen sind,
Du bleibst der Lehrer von Vater und Kind.

So bleibe denn noch lang' auch unser Lehrer,
Du reichbegabter, hochgeliebter Greis!
Nicht hier bloß siehst du Freunde und Verehrer,
Es schlingt sich weit ihr unsichtbarer Kreis.

Chor.

Und alle stimmen im Geiste mit ein,
Dir einen fröhlichen Becher zu weihn!

Lied zum Musikfeste in Luckau.

Am 11. September 1824.

Mel.: „Vom hoh'n Olymp herab wird uns die Freude."

Wer hat uns alle zu sich her berufen
Uns zu enthüllen seinen tiefen Sinn?
Was zog uns zu des Tempels heil'gen Stufen,
In ernster freudiger Erwartung hin?

Chor.

Du, die du Wunder an Wunder reihst;
Musik, du tönebeherrschender Geist.

Unsichtbar wohnst du auf der weiten Erde,
Doch deine Stimm' erreicht uns überall.
Sie tönt aus dem Geläut der Alpenheerde
Wie aus dem süßen Lied der Nachtigall.

Chor.

Und allen Völkern von Land zu Land
Ist deine reiche Sprache bekannt.

Du führest durch der Mutter Wiegenlieder
Der Kindesbrust schon süße Ahnung zu.
Du rufst dein: „Lebe wohl!" ins Grab hernieder
Und die verlaßne Liebe tröstest du!

Chor.

Du wohnest in unsrer eignen Brust
Uns nahe zu seyn bei Schmerz und Lust.

Und was auch starr und leblos vor dir lage
Du hauchst ihm Leben ein durch deine Macht.
Die Orgel singt: „Befiehl du deine Wege!"
Und die Trommete ruft: „Zur Schlacht! zur Schlacht!"

Chor.

Und wo sich Freunde mit Freunden erfreun,
Da stimmen selbst die Becher mit ein.

Drum dir Musik, die selbst die Lobgesänge
Des Seraphs zu dem Thron der Gottheit trägt;
Drum dir Musik, die ihre Himmelsklänge
Als Bürgen höh'ren Seyns ans Herz uns legt.

Chor.

Dir, die uns tröstet, erhebt und erfreut,
Dir sey der erste Becher geweiht.

Unnennbar groß ist zwar die Zahl der Geister,
Die dich mit Lieb umfassen, dir sich weihn;
Doch wenige erwählst du nur als Meister,
Und führst sie selbst in dein Geheimniß ein.

Chor.

Denn lernen und wirken soll jeder Mann,
Doch Meister ist nur, wer Großes ersann.

Mit reichen Gaben nahen ihm die Musen,
Und was sie bringen, schafft er zum Gedicht,
Und so gestaltet sich im Menschenbusen
Die Schöpfung, Sündfluth und das Weltgericht.

Chor.

O, stoßet hurtig die Becher an:
Es lebe der Meister, der Großes ersann!

Und wie das Meer der Ströme einsam klingen
In sich zur großen Harmonie verwebt,
Wie über Wellenflüstern, Wogenringen
Ein höh'rer Geist, das Ganze erkennt, schwebt:

Chor.
So eilet als klingende Ströme ihr her,
So waltet der Meister über das Meer.

Wie jeder Strom die eignen Bilder spiegelt,
So geht ihr jeder eurer Kunst Gebild;
Bis zur Begeistrung habt ihr uns beflügelt,
Als ihr Talent und Kunst vor uns enthüllt.
Chor.
Euch gelte der Becher, der fröhlich kreist,
Und allen Funken von Kunst und Geist.

Und wenn auch diese höhern Lebensstunden,
Den Tönen gleich, verhallen und entfliehn,
Wird doch, was ihr gewährt, was wir empfunden
Ein ewig Echo durch die Seele ziehn.
Chor.
Und Einer vergesse den Andern nicht,
Von Weltgerichte zu Weltgericht.

An Goethe's Geburtstag.[1]

Den 28. August 1826.

Melodie: „Der Strauß, den ich gepflücket, Grüße doch viel tausendmal!"

Wir Alle sind die frohen Kinder
Der großen Schöpferin — Natur,
Wir Alle tragen mehr und minder
Von dem, was ihr gelang, die Spur.

Doch Keiner soll dem Andern gleichen
Sie mischt den Stoff viel tausendmal,
Ein will das Höchste gern erreichen,
An Form und Geist — das Ideal!

[1] Gedichtet für die literarische Mittwochsgesellschaft in Berlin, welche diesem Gerichte den von ihr ausgesetzten Preis ertheilte.

Sie ſtellt ſich früh an unſre Wiege
Und lauſcht und prüfet angeſtammt:
Ob endlich hier im Keime liege,
Was ſie ſo groß und ſchön geträumt.

Sie weckt das Kind mit zarten Worten,
Sie führt ihm ſeinen Tag herauf,
Und ſchließt ihm liebend alle Pforten
Zu den geheimſten Wundern auf.

Und wenn die Blüthen ſich enthüllen,
Dann glaubt ſie in Begeiſterung oft:
„Hier wird es endlich ſich erfüllen
Hier wird es wahr, was ich gehofft!“

So hat ſie Tauſend ſchon erzogen
Mit treuer mütterlicher Hand,
Und tauſendmal ſich ſchon betrogen
In ſtiller Trauer abgewandt.

Doch wo ihr endlich das gelungen,
Was ihre Phantaſie gemeint,
Da hält ſie's innig auch umſchlungen,
Wie die Geliebt' umſchlingt den Freund.

Da trägt ſie ihn auf ſtarken Händen
Bis zu des Lebens ſpätem Tag,
Und kann ſich nimmer von ihm wenden,
Weil ſie ihn nicht entbehren mag.

Und wie ihm auch die Jahre ſchwinden,
Und wie ihm auch das Haupt ergraut, —
Sie will den Jüngling immer finden,
Die ewig jugendliche Braut!

Wohlan! hier braucht es nicht der Frage!
Wir heben unſre Becher nur:
Der erſt' an deinem Weihetage
Gilt dir, du heilige Natur.

Wir Alle sind auch deine Kinder,
Und stehn zufrieden um dich her,
Empfing der Eine auch das minder,
Er ehrt bewundernd doch das mehr.

Das hat uns heut vereint im Kreise,
Füllt uns begeistert den Pokal,
Das ruft aus uns dem hohen Greise
Ein Lebehoch! viel tausendmal!

Natur und Gesellschaft.[1]

Im Mai 1829.

Ich weile, wenn der Abend naht,
So gern im dunklen Hain;
Die Flur wird öde, leer der Pfad,
Doch ich bin nicht allein.

Denn manche Stimme hör' ich mehr,
Die sonst bei Tage schweigt,
Und sehe, wie sich um mich her
Ein neues Leben zeigt.

Ein leises Flüstern bebt und flieht,
Durch Blumen, Halm' und Strauch.
„Gebt acht! so ruft's: der Käfer zieht!
Nachschmetterling kommt auch!"

Und Käferlein summt froh und frisch,
Die Blumen läßt er stehn,
Er sucht sich seinen Abendtisch
Und will die Brüder sehn.

Doch Schmetterling schlüpft durch das Land,
Grüßt Blüthen hier und dort,
Und spricht von Farb und Blumenstaub
Gar manches süße Wort.

[1] Gedruckt im Berliner Musenalmanach für Jahr 1830.

Noch Weste necken sich ungestört,
Und eilen wieder fort,
Verrathen, was sie hier gehört,
Den andern Blumen dort.

Und auf dem längst gemachten Pfad
Schleicht murmelnd hin der Bach,
Rühmt, was er alles heut schon that,
Und daß er dennoch wach!

Die Tanne neigt das stolze Haupt
Zu ihrer Nachbarin,
Erzählt ihr heimlich, was sie glaubt,
Forscht nach der Andern Sinn,

Und schaut wohl mit Verachtung gar
Auf Blum' und Blüthenzweig,
Denn ihrem Wuchs und dunklen Haar
Käm' keine Schönheit gleich!

Die Eiche streckt die Arme weit,
Weit aus nach Fremdenart,
Sie spricht mit der Vergangenheit,
Sie grüßt die Gegenwart,

Dicht unter ihres Daches Raum
Zur Ruh' die Vöglein gehn,
Und rauscht, damit ein süßer Traum
Die Sänger mög' umwehn!

Zuletzt kommt noch ein starker Wind,
Fährt durch den Saal der Nacht,
Ganz ungefragt nennt er geschwind,
Was Großes er vollbracht,

Und wie er hier das Meer erregt,
Als sey's ein Kinderspiel,
Wie dort von ihm manch starker Ast
Im Fichtenwalde fiel!

Ihn hören viele ſtaunend an,
Man glaubt, man zagt, man ſpricht:
„Das iſt ein kapitaler Mann,
Viel gibt's dergleichen nicht!“

Nur Blum' und Strauch winkt ſtill ſich zu,
Und meint: „Ging er nach Haus!
Läßt uns der Wind nicht bald in Ruh,
Iſt's mit der Freude aus!“

Auf dieſes Treiben fort und fort
Schaut ruhig nur von fern,
Aus dunkelblauem Himmel dort
Ein ſchöner, heller Stern.

Und wie ſein Licht ſo ernſt und mild
Mir in die Seele fällt,
Vergeß ich nur von ihm erfüllt,
Rings um mich her die Welt.

Denn Ahnung ruft mir leiſe zu:
„Was auch dein Ohr vernimmt,
Der Seele Höchſtes ſuche du
Nur, wo der Stern dort glimmt!

So kehr' ich in die Stadt zurück;
Berichtigt iſt mein Sinn,
Ich ſchaue mit geübterm Blick
Jetzt auf die Menſchen hin.

Tret' ich in den Geſellſchaftsſaal,
Denk' ich bei mir ſogleich:
„Hier findeſt du auch allzumal
Halm, Blum' und Blüthenzweig.“

Geht Einer dieſen kalt vorbei,
Sucht nur nach ſeinem Tiſch,
So weiß ich auch gleich, wer er ſey:
„Das Käferlein picht friſch!“

Und hüpft ein Andrer leicht und flink
Und neigt und tummelt sich,
So denk' ich bald: „Nachtschmetterling,
Geh' nur, ich kenne dich!"

Naht aber der vertraute Freund,
Der nichts verschwiegen läßt,
Der, wo er ist, der wärmste scheint,
Mein' ich, dieß sey der Best.

Prahlt Einer: „Arbeit Berge hoch!
„Ein Andrer würde schwach.
Ich aber trage leicht das Joch!"
Der ist der seichte Bach.

Und neigen zu der Nachbarin
Sich Häupter schwarz gelockt,
Und sprechen her und sprechen hin,
Daß nie die Rede stockt;

Und schauen mit Verachtung gar
Auf manch bescheidnes Kind,
Da weiß ich, daß es offenbar
Die steifen Tannen sind.

Erblick' ich Einen, mild und fest
Und treu in Wort und Sinn,
Der schutzlos keinen Schwachen läßt,
Die Eiche nenn' ich ihn.

Kommt endlich ein gemachter Mann,
Der nur von sich erzählt,
Der Alles weiß und Alles kann,
Und daß sich abgequält,

Dem's gleich ist, ob sein Publikum
Auch gläubig ihm gesinnt,
Dreh' ich mich mit den Worten um:
„Schön guten Abend, Wind!"

Wo aber iſt der holde Stern,
Der mit dem tiefern Sinn
Aus blauem Aether nur von fern
Schaut auf das Treiben hin? —

Er glänzet auch in dieſem Saal:
Wie von dem Himmel klar,
So ſchimmert dort ſein reiner Strahl
Aus blauem Augenpaar.

Und wie dieß Licht ſo ernſt und mild
Mir in die Seele fällt,
Vergeſſ' ich, nur von ihm erfüllt,
Rings um mich her die Welt.

Lied.

1829.

Ich grüße dich, o Morgen,
Dich Frühlingsluft und Thau!
Dich leiſes Waldesrauſchen,
Dich tiefes Himmelsblau!
Ich frag' euch zarte Blumen,
Seyd ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vöglein:
Singſt du für mich dein Lied? —

Wer aber grüßt mich wieder,
In Frühlingsduft und Thau?
Wer ſchaut mir, wenn ich ſeufze,
Tief in die Augen blau? —
Wer ſagt zu mir: mein Blümchen,
Biſt du für mich erblüht?
Wer fragt mich, wenn ich ſinge:
Singſt du für mich dein Lied?

Sey ruhig Herz! ob Keiner
Auch einen Gruß dir ſagt!
Sing' deine frohen Lieder,
Wenn auch dich niemand fragt!
Die Blume will nur blühen!
Der Vogel ſingt nur ſich;
Drum blühe du und ſinge,
Iſt's auch allein für dich.

Jägerlied.

Gedichtet zum Hubertusfeſte in Berlin.

1829.

Wohl auf! ihr Gefährten, zur Jagd, zur Jagd!
Auf mit den geladenen Röhren!
Friſch wehen die Lüfte, der Morgen tagt,
Im Nebel noch ſtehen die Föhren;
Weit iſt es draußen — eng iſt es hier,
Drum auf! ins luftige, weite Revier!

Einſt gab es ein rüſtiges wackres Geſchlecht,
Das war wohl ſelig zu preiſen!
In ehrner Bruſt da ruhte das Recht,
Der Schutz im Arme von Eiſen;
Die ſchallende Jagd durchzog die Flur,
Es herrſchte die Freiheit in freier Natur.

Jetzt bändigt man früh die ſtrebende Kraft,
Jetzt gibt es gar mancherlei Herren,
Die trachten, was eigener Sinn ſich erſchafft,
In Zwang und in Regel zu ſperren;
Doch lebt noch das luſtige Jägerreich,
Da ſind wir Freie — da ſind wir gleich.

Da darf der Waidmann, der kühn und gewandt,
Selbſt neben den Fürſten ſich ſtellen,

Da gilt nicht Reichthum, da gilt nicht Stand,
Da gilt, wer das Wild weiß zu fällen.
Statt zierlicher Rede — ein Jägerspruch,
Statt Länder und Orden — ein grüner Bruch.

Der Adler sich schwingend zur Sonne empor,
Die Gemse auf schwindelnden Höhen,
Die flüchtige Schnepfe am duftigen Moor,
Nichts kann dem Jäger entgehen;
Er herrscht so weit sich der Himmel blaut,
Durch Muth und Geschick zur rechten Zeit.

Er weiß, wo der Wolf die Heerde beschleicht,
Wo der balzende Auerhahn sitzet,
Wo der edle Hirsch am Quelle sich zeigt,
Wo der Zug der Trappen gehet.
Ihn schreckt kein Wetter, er scheut nicht die Nacht,
Der rüstige Sohn der fröhlichen Jagt.

Wohl klaget der Landmann und ängstet sich sehr,
Weiß nicht sich zu helfen, zu rathen;
Der wilde Eber, er brauset daher,
Zerwühlt ihm die schwellenden Saaten!
Halt Acht! der schützende Jäger steht hier!
Es schmettert der Schuß, es verendet das Thier.

Hoch springen am Waldmann die Rüden hinauf,
Begierig das Wild zu erreichen,
Sie kennen die Höhlen, sie fliegen im Lauf,
Sie werden Gefahren nicht weichen.
Der Jäger und sein getreuer Hund,
Sie halten zusammen im festen Bund.

Das Thier genießet der Sinne Lust,
Es labt sich am flüchtigen Leben.
Da trifft ihm der Schuß die fröhliche Brust,
Rasch wird es dem Tode gegeben.
Wohl uns, Kameraden, löscht unser Geschick
So schnell einst den freudebegeisterten Blick.

Drum auf, ihr Geführten, das Hifthorn erſchallt,
Es ruft uns zu fröhlichen Siegen.
Im blutlichen Nebel dehnt ſich der Wald,
Dort iſt der Feind zu bekriegen.
Denn Kampf iſt das alte Geſetz der Natur,
Es zeiget die Kraft im Kampfe ſich nur.

Das erſte Lied.[1]

1833.

Ich hatt' auf meinen Reiſen
Die halbe Welt geſehn;
Vermochte fremde Sprachen
Gleich meiner zu verſtehn;

Von großen Zeitgenoſſen
Hört' ich mich Freund genannt,
An manchem Throne reichte
Man mir zum Gruß die Hand.

Dann auf den Schweizer Alpen,
Und wo Pompeji ruht,
Und an den Pyramiden,
Und an la Plata's Flut,

Da ſang ich meine Lieder,
Und was der Dichter ſprach,
Es klang in tauſend Herzen
Von tauſend Lippen nach.

Den Ordensſtern am Buſen,
Den Himmel in der Bruſt,
Und des gerühmten Namens
Mit Freude mir bewußt.

[1] Erſtmals im deutſchen Muſenalmanach für das Jahr 1834.

So zog ich aus der Ferne
Zurück zum Heimathland,
Vorüber an dem Orte,
Wo einst mein Hüttchen stand.

Und von dem letzten Hügel
Am alten Runen-Mal,
Blickt' ich mit Stolz hinunter
Ins kleine Schattenthal;

Und sprach im Selbstgefühle:
„Ich danke dir, Geschick!
Wie unbedeutend ging ich,
Wie groß kehr' ich zurück!"

Da steigt hinauf den Hügel
Ein Weib, so bleich und krank,
Setzt mit zwei holden Kindern
Sich auf die Rasenbank.

Beginnt ein Lied zu singen,
So einfach und so schlicht;
Doch dringt mir's in die Seele!
Warum? — Ich weiß es nicht.

Da frag' ich sie bescheiden:
Woher dieß Lied denn sey:
Sie spricht: „„Aus schönen Tagen,
Die lange schon vorbei!

Ein Jüngling hat's gedichtet,
Als er vom Mädchen schied!""
Ach! da erkannt' ich's wieder
Mein eignes, erstes Lied! — —

Und weiter frag' ich dringend:
„Wer gab dieß Liedchen dir!"
„„Es kennt, sprach sie erröthend,
Es niemand außer mir!""

„Du alſo biſt Marie,
Von der dieß Lied hier ſpricht?“
Sie ſchweigt. — „Wo blieb der Jüngling?“
„„Wo? — ach! ich weiß es nicht!““ —

„Haſt nie von ihm vernommen?“
„„Nie wieder, ſeit er ſchied! —““
„Hat er nicht mehr gedichtet?“
„„Ich kenne nur dieß Lied!““

„So nenne ſeinen Namen!“
„„Nein, lieber fremder Herr!““
„Vielleicht, daß ich ihn kenne!“
„„Er kennt doch mich nicht mehr!““

„O, nur noch einmal ſinge
Dein Lied, ich bitte dich!“
„„Mein Gatt' erwartet drüben
Die Kinder ſchon und mich!““

Und unten in dem Thale
Sah ich den fremden Mann;
An ſeine Arme hingen
Sich Weib und Kinder an.

Da ſtand der große Dichter,
Von Tauſenden genannt,
Doch in dem Heimathsthale
Von Einer nur gekannt;

Da ſtand er — mehr befangen,
Als damals, wo er ſchied,
Und gab den Kranz vom Haupte
An das vergeßne Lied.

Des Jahres letzte Stunde.

Am Sylvesterabend 1834.

Für das Berliner Kinder-Wochenblatt.

Wenn uns ein Freund vor seinem Scheiden
Noch einmal herzlich reicht die Hand,
Ein Freund, der uns bei Freud und Leiden
Recht innig nah zur Seite stand.
Dann fassen in der Abschiedsstunde
Wir jeden flücht'gen Augenblick,
Dann von Sekunde zu Sekunde,
Kehrt uns das alte Bild zurück;
Und heitre Tage voller Wonne,
Und Tage mit beflorter Sonne,
Kurz alles, Freude, wie auch Schmerz,
Legt sich noch einmal an das Herz.

Ist doch das Jahr mit seinen Tagen,
Das alles dieß in sich vereint,
Vom Strom der Zeit jetzt fortgetragen,
Ist's doch ein solcher alter Freund.
Es hat uns immer nah gestanden,
An jedem Tag, in jeder Nacht,
Es hat gesehn, was wir empfanden
Es weiß beinah, was wir gedacht.
Es hat uns Sonnenschein und Regen,
In Leiden dennoch höhern Segen,
Und oftmals mehr, als wir gedacht,
In unser Leben mitgebracht.

Seht über unsrem Vaterlande
Schwingt noch der Friede sein Panier,
Der Eintracht zart verschlungne Bande
Nichts störte, nichts zerriß sie hier.
Der Wissenschaften eifrig Streben
Zog froh die Jugend mit sich fort;
Der Künste hohes geist'ges Leben
Es fand hier einen sichern Port.

Es ward der König uns erhalten,
In seinem weisen, kräft'gen Walten,
Der König und sein ganzes Haus,
Von dem der Segen gehet aus.

Zwar haben wir in diesem Jahre
Auch manchen ernsten Tag erblickt,
Zwar hat sich oft die schwarze Bahre
Mit reicher Todeszier geschmückt;
Wir sahn den langen Zug die Straßen
Hinwandeln auf dem letzten Pfad,
Als Schleiermacher und als Maaßen
Zu früh von seiner Stätte trat,
Und als vom langen Tagewerke
Ermüdet, trotz der frühern Stärke,
Die Greise Schuckmann, Ilgen, Hein,
Zu ihren Vätern gingen heim.

Auch sah in seinem eignen Kreise
Wohl jeder Lust und Schmerz vereint;
Wohl jeder hat auf seine Weise
Sich auch gefreut und auch geweint.
Doch, was die Brust auch hat beweget,
Wie hoch das Herz auch hat gepocht,
Doch ward uns nicht mehr auferleget,
Als zu ertragen wir vermocht!
Drum bleib' es bei dem Spruch der Alten:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Der wanket nie in Freud' und Leid."

Jetzt, eh das alte Jahr die Schranken
Verläßt, eh' es versinkt in Nacht,
Laßt uns ihm nochmals herzlich danken,
Für alles, was es uns gebracht;
Für alles, was ein höh'rer Wille
Uns gab und nahm mit weiser Hand,
Für alles das, was in der Stille
Nur ahnend erst das Herz empfand! —

Der Seiger ſchlägt die letzte Stunde!
Reicht euch die Hände in der Runde,
Und: „Gut ſeyn, gut ſeyn immerdar!“
Sey unſer Wunſch zum neuen Jahr.

Für Schillers Album.

1834.

Als ich zuerſt von meinen Knabenſpielen
Aufſchaute in des Lebens heitern Tag,
Und ahnend, mit erwachenden Gefühlen,
Zur Ferne ſah, die noch im Dunkel lag,
Da, gleich den Wolken, tauchten auf und kamen
Gebilde an des Horizontes Saum;
Ich fragte ſie — ſie nannten Schillers Namen,
Und weckten mich aus meinem Jugendtraum.

Und als nun ſpäterhin der frohe Knabe
Den Hain verließ, der ſchützend ihn umfing,
Als ich zum Mann gereift am Wanderſtabe,
Den wechſelvollen Weg durch's Leben ging,
Da ſah ich vor mir immerdar aufs Neue
Geſtalten an Geſtalten ſich ergehn,
Und gleich der langen, würd'gen Ahnenreihe
Mit Schillers großem Namen vor mir ſtehn.

Die legten emſig mit den Geiſterhänden
Zu ihres Meiſters Denkmal Stein für Stein,
Und ſprachen: „Um es würdig zu vollenden,
„Füg' einſt die Nachwelt noch den Schlußſtein ein!“
Jetzt, wie der Wandrer an Egyptens Male,
Still ſeinen Namen eingräbt in den Stein,
Schreib ich an ſeines Denkmals Piedeſtale,
Beſcheiden hier auch meinen Namen ein.

An Robert Freiherrn von Patow,

geheimen Oberfinanzrath zu Berlin.

Als ich zugleich mit ſeiner Verlobungsanzeige die Nachricht vom Tode meiner Schwägerin in Straupitz erhielt.

Den 28. Mai 1837.

Zur Rechten liegt ein Brief mit ſchwarzem Siegel,
Enthaltend manches bange, ſchwere Wort,
Zur Linken mir ein andres Briefchen dort,
Von roſ'ger Farbe, wie Aurorens Flügel.
Sie beide ſind des Lebens treuer Spiegel:
Zwei Schiffe liefen beide in den Port,
Doch wie verſchieden iſt der Ankerort.
Dort ſchließen und hier öffnen ſich die Riegel! —
Mit Schmerz und Freude ſteh' ich zwiſchen beiden,
Und leg' auf beide ſegnend meine Hand;
Das Glück, das ich im ſchwarzen Brief ſah ſcheiden,
Sey nun dem rothen Briefe zugewandt,
Und was das Grab auf ewig dort verborgen,
Das feire hier den Auferſtehungsmorgen.

An Stägemann.

1835.

Die Harfe, die mit ihrem mächt'gen Klange
Gleich Oſſian, die Helden rief zur Schlacht,
Die Harfe, die in der Gewitternacht,
Wo jedes Herz ſich hob ſo bange, bange,
Fort tönte tröſtend, weckend im Geſange
Bis endlich wiederum der Tag erwacht,
Die manchen edlen Funken angefacht,
Der glühen wird, und leuchten lange, lange;
Sie hat in ſtillen unbelauſchten Stunden
Auch manches Lied der Liebe ſüß gehallt,
Sie wußt' es nicht, daß längſt der Lenz entſchwunden,

Ihr war des Lebens Winter nimmer kalt.
Gib, Sänger mir den Kranz, den du gewunden,
Ich fühl's, wie du, das Herz wird niemals alt.

Zur ſilbernen Hochzeit

des

Hofrath Mothes.

Am 28. September 1837.

Sonett.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder."
Schiller.

Des Lebens Mai blüht doch noch einmal wieder,
Wenn durch die mächt'gen Schranken, Zeit und Raum,
Noch einmal bricht der jugendliche Traum,
Und mit ihm ſüße, halbverklungne Lieder.

Nur daß das heiße Herz dann ernſt und bieder
Den Kranz ſich bricht vom Silbermyrthenbaum,
Nur daß der Sturm verwebt den bunten Schaum,
Und daß der Abend ſchneller ſenkt ſich nieder.

Nehmt denn ſo Gruß, als Segenswunſch, ihr beide,
Ihr, denen Gott den Maitag heut geſandt,
Legt dieſen Kranz auch zu dem Feſtgeſchmeide,

Legt ihn zum Kranz von eurer Kinder Hand,
Und glaubt es uns: wer mit dem Schmerz bekannt,
Theilt um ſo inniger die fremde Freude!

Geſchrieben unter ein Porträt.

Des Menſchenantlitz iſt das Titelblatt
Des Buches, das in ſtiller Herzenskammer
Die Seele niederſchreibt und aufbewahrt.
Nicht kannſt du die verſchwiegnen Blätter leſen,
Doch ſchauſt du prüfend auf das Titelblatt,
Wird dir der Inhalt auch wohl offenbar.

Trinklied.

1837.

Der erſte Becher ſey gebracht
Dem König, unſrem König!
Dabei ein Trinkſpruch ausgedacht,
Voll Kraft, an Worten wenig.
Der zweite gelte dann dem Freund,
Der's unverändert bliebe,
Und mit dem dritten ſey gemeint,
Das Herz und ſeine Liebe!

Chor.

Wir ſtoßen an, wir ſtimmen ein,
Dieß ſoll'n die erſten Becher ſeyn!
Doch da nun guter Dinge drei,
So gebt den Trinkſpruch allen frei,
Daß jeder, was der Buſen hegt,
Selbſt in den Klang des Bechers legt!
Ho! ho! ho!
So ſey es, ſo!

Da hebt die Jugend den Pokal:
Die Gegenwart ſoll leben,
Mit ihrem warmen Sonnenſtrahl,
Mit ihrem regen Streben!
Das Leben ruft: genießt es heut,
Minute an Minute,
Der raſche Puls der alten Zeit
Hält Takt mit eurem Blute!

Chor.

Wir stoßen an, wir stimmen ein:
Die Gegenwart soll uns erfreun!
Sie ist für alle jung und wahr,
Der ew'ge Lenz im Lebensjahr,
Und wer sie recht und kühn erfaßt,
Ist überall willkommner Gast!
Ho! ho! ho!
Seyd froh, seyd froh!

Drauf spricht der ernstre Mann zum Mann:
Wie schön es auch auf Erden,
Doch stoßen wir die Becher an,
Es soll noch besser werden!
Und bleibt auch manches unerfüllt,
Es mach' uns nicht betroffen,
Wir woll'n, daß sich die Blüth' enthüllt,
Kühn von der Zukunft hoffen.

Chor.

Wir stoßen an, wir stimmen ein:
Die Zukunft soll gesegnet seyn!
Was du ersehnest, rein und groß,
Leg' es getrost in ihren Schooß,
Da wächst der Keim empor zum Baum,
Kein edler Wunsch ist bloß ein Traum!
Ho! ho! ho!
Getrost und froh!

Und endlich wendet sich der Greis
Zu seinem Freund, dem Greise:
Du kennst die Tage kalt und heiß
Der langen Lebensreise.
Dieß Glas der alten guten Zeit,
Der sel'gen, wie der trüben,
Der heiligen Vergangenheit,
Den Gräbern unsrer Lieben.

Chor.

Wir stimmen ein, wir sind bereit:
Es lebe die Vergangenheit,

Mit allem, was ſie nahm und gab,
Und wer nicht kennt ein theures Grab,
Der ſtoße an, die Hand aufs Herz,
Und ahne dich, du künft'ger Schmerz!
Ho! ho! ho!
Seyd ernſt und froh!

Und habt ihr was der Buſen hegt,
Ihr jung und alten Zecher,
Jetzt in des Bechers Klang gelegt,
Wem gilt der letzte Becher? —
Der Letzte ſey uns ſelbſt geweiht,
Uns allen hier im Kreiſe,
Faßt jetzt zuſammen Raum und Zeit:
Glück auf zur Lebensreiſe!

Chor.

Stoßt an, der letzte Becher heut
Sey mit dem Trinkſpruch uns geweiht:
„Ein treues Herz in Schmerz und Luſt,
Ein gut Gewiſſen in der Bruſt,
Geduld im Leid, Demuth im Glück,
Und Fried' im letzten Augenblick!"
Ho! ho! ho!
Zu Ende ſo!

Das Blumenmädchen auf dem Friedhofe.

Gemalte von Caroline Bardua.

1838.

Der Frühling hat mit ſeinem Sängerchor
Aufs neu geweckt die zarten Blumenſproſſen.
Auch aus den Gräbern keimen ſie empor,
Obgleich die Riegel hier ſo feſt verſchloſſen;
Die Blume hört, wo ſie der Frühling ruft,
Es ſey im Thal, am Hügel, auf der Gruft.

Und auf den Gräbern ſitzt die Jungfrau dort,
Noch ſtimmt der Friedhof ihr das Herz nicht trüber,
Noch geht des Leichenſteins gewicht'ges Wort
An ihrer heitern Seele leicht vorüber;
Und was das Grab auch mahnend zu ihr ſpricht,
Sie lebt und liebt, und hört die Stimme nicht.

Ihr haben die Geſpielinnen gebracht,
Was ſie an Blumen hier ſo reich gefunden,
Und, kundig ordnend ihrer Farben Pracht,
Hat ſie den ſchönſten Kranz daraus gewunden;
Sie hält ihn im Triumph der Sonne zu:
„Schau her! mein Kranz iſt ſchöner noch als du!“

Und fern von ſeiner Felſenſpitze ſchaut
Der alte Thurm auf ihre Spiele nieder:
Und ſpricht: „Ich bin längſt mit der Zeit vertraut,
Und weiß, ſie eilt, ſie nimmt, und gibt nichts wieder;
Drum ſpiele nur, ſo lang der Lenz dir lacht,
Oed iſt der Winter und die lange Nacht.“

Du holdes Kind, das nur die Blumen ſieht,
Und nicht das Grab, aus dem ſie aufgeſproſſen,
Nicht ahnt, aus welchem Staube ſie erblüht,
Nicht kennt die Thränen, die darauf gefloſſen;
Nimm deine Blumen, die erzog der Schmerz,
Und lege froh ſie an ein glücklich Herz.

Lenz und Winter.[1]

1838.

Meine Mutter ſpricht, mir brächten
Junge Männer nicht Gefahr,
Denn ich hielte mich zu denen,
Welche faſt ſchon ſechzig Jahr.

[1] Gedruckt im deutſchen Muſenalmanach für das Jahr 1838.

Und sie fragt: „Mag denn die Rose
Lieber nicht dem Lenz erblühn,
Als dem alten kalten Winter,
Wo die rauhen Lüfte ziehn?"

Mutter hast wohl Recht, ich habe
Immerdar dein Wort geehrt,
Doch es haben Lenz und Winter
Auch gar manches mich gelehrt.

Sieh, im Lenze blühn die Blumen
Zwar in ihrer vollen Pracht,
Doch es schwärmen Schmetterlinge
Um sie her bei Tag und Nacht.

Kaum erweckt ist eine Blüthe
Aus der stillen, süßen Ruh,
So entfliehn die bunten Schwärmer
Eilen andern Blumen zu.

Und wenn tausend Vögel singen,
Und wenn Bien' und Käfer summt,
Ständ' ich, wär' ich dann die Rose,
Wohl befangen und verstummt.

Wenn hernach der heiße Sommer
Seine goldnen Früchte reift;
Und der frohe rüst'ge Schnitter
Nach der scharfen Sichel greift;

Wenn der Winzer von der Rebe
Sich die süße Traube bricht,
Da gedenkt er nur der Ernte,
An die Rose denkt er nicht.

Statt der bunten Schmetterlinge
Fliegt der Vögel muntres Heer,
Gierig naschend bald zur Traube,
Bald zur Garbe körnerschwer.

Ach, wie würde dann mir bangen,
Sollt ich da die Rose seyn;
Sicher glühten mir die Wangen,
Und ich hüllte tief mich ein.

Aber wenn der Winter nahet
Und die Blumen sind verblüht,
Wenn die Schmetterlinge schlafen
Und der Vogel südwärts zieht;

Wenn im Hauch der kalten Nächte
Still das Laub vom Baume fällt,
Und allein die alte Eiche
Noch die falben Blätter hält.

Sieh, dann steh' ich ohne Bangen
An dem alten Eichenbaum,
Und mir klingt sein leises Rauschen,
Wie das Lied aus süßem Traum.

Mutter, laß mich immer weilen,
Wo das Herz mir ruhig schlägt,
Bis der Lenz den Gärtner sendet,
Der nach deiner Rose frägt.

An ***.

Als mein alter Hühnerhund Miron gestorben war.

Sonett.

In Neuhaus, wo aus dunklen Fliederhecken,
O, du erinnerst jener Stelle dich,
Des Schneeballs weiß gepauschte Arme sich,
Wie zum Willkommen, dir entgegenstrecken,

Schläft jetzt ein Freund, du wirst ihn nicht mehr wecken,
Ein alter Herr, er liebte dich und mich,
Wir kannten seine Treue du und ich,
Und sehn mit Wehmuth Rasen ihn bedecken.

Wie ſtand er hoch in ächter Waidmannskunde,
Wie war er oft mit uns zur Jagd vereint,
Und theilte hier ſo manche frohe Stunde;

Jetzt ruht er aus! — Fragſt du, wen ich gemeint?
Es gilt dem Meron, meinem alten Hunde,
Zwar nur ein Hund — doch auch ein alter Freund.

Molly,

mein kleines Hündchen.

1840.

Wenn mir der Abend, wo in dichten Zweigen
Zur Laube Eich' und Ahorn ſich verſchlingt,
Den letzten Abſchiedsgruß des Tages bringt,
Wann höher dann empor die Schatten ſteigen,

Der Käfer durch das immer tiefre Schweigen
Allein noch ſummend ſeine Flügel ſchwingt,
Und dann die Ahnung mir das Herz durchdringt,
Von einer Liebe allen Weſen eigen;

Dann denk' ich wohl: „An dieſer ſtillen Stätte
Ruht auch ein Weſen, einſt mir lieb und treu,
'o iſt meiner kleinen Molly tiefes Bette,

Das Hündchen fühlte auch was Liebe ſey!“
Und ſieh', als ob ich ſie gerufen hätte,
Schlüpft dann ein Schatten freundlich mir vorbei.

Bruchſtück

aus dem novelliſtiſchen größeren Gedicht

Die Jagd.

1840.

Dort, wo die Spree mit ihren blauen Fluthen
Des Waldes Fuß, der ſie beſchattet, netzt,
Wo Aar und Kranich ätzen ihre Bruten,

Und Hirsch und Reh im tiefen Röhricht ſetzt,
Wo man im Schatten, trotz des Mittags Gluthen,
Sich doch am friſchen Kalmustrunk erlebt,
Dort liegt der Ort, an dem ich einſt erwachte,
Dort rauſcht der Forſt, der mich zum Waidmann machte.

Wenn ich als Knab' aus meiner Väter Schloſſe
Den fern des Hirſches Brunſtgeſchrei vernahm;
Wenn dann des Vaters alter Waidgenoſſe
Mit wundervollen Jagdgeſchichten kam —
Da hob ſich nach dem treflichen Geſchoſſe
Im jungen Herzen ſchon ſehnſüchtiger Gram,
Und zogen ſie zur Jagd hinaus ins Freie,
Zählt' ich im Schloß die alten Hirſchgeweihe.

Und als ich endlich, endlich zur Belohnung
Für Fleiß und Sitte, das Gewehr empfing,
Als aus den dunklen Hallen unſrer Wohnung
Zum erſtenmal ich jagdgerüſtet ging;
Wie ſchlug das Herz! — dort ſtand ich an der Scheuung —
Da knackt der Zweig, der tief am Boden hing,
Das Wildpret naht' — ich ſchoß — der hochgeglückte,
Sah, wie ein grüner Bruch das Haupt ihm ſchmückte.

So ward ich früh der Freund und der Vertraute
Von dir, Natur, und deiner Tochter Jagd!
Sie rief mich auf, wenn kaum der Morgen graute,
Du zeigteſt dann mir ſeine ſtille Pracht,
Sie hielt im Forſt mich bis der Abend thaute,
Du ſchließeſt auf die Wunder deiner Nacht,
Und wie ſie mich mit Leidenſchaft erfüllte,
War's du, die mir den höhern Sinn enthüllte.

Der ächte Waidmann weiß nicht bloß die Regel
Zu ſtellen, kennt nicht bloß des Wildes Spur,
Nicht daß er nur das Thier erlag' und hetze,
Zieht er mit ſeinem Hund durch Wald und Flur;
Nein, er erforſcht auch ſorgſam die Geſetze,
Geheimniſſe und Kräfte der Natur,

Und wie ſie ihm vertraut ihr treues Walten,
Wird auch ſein Herz geſund und treu erhalten.

Ein ſolches Herz, wenn es auch Leiden beugen,
Erliegt doch nimmer ganz der Kummer Macht;
Der Waidmann reißt ſich aus dem tröſtern Schweigen,
Nimmt ſein Gewehr, und eilt hinaus zur Jagd;
Und wenn beim Rauſchen in des Forſtes Zweigen,
Beim Hörnerklang die Seele ihm erwacht,
Wird ihm, als hört' er Troſt vertrauter Grüße,
Er raft ſich auf und wird des Grames Meiſter.

Beachtet ihr ſolch ein kräftig Bild zu ſchauen,
So folgt mir in das alte Förſterhaus.
Hier ging ich viele Jahre bei dem grauen
Gelitten Meiſter fröhlich ein und aus,
Was dort ich lernte, will ich euch vertrauen,
Ihr nehmt vielleicht euch manche Lehre draus,
Und jagt ihr künftig in der Fremde Kreile,
Gedenkt ihr wohl des alten Förſters Weiſe.

Wohl auf denn! nah und fern, ihr Jagdgenoſſen!
Euch ſey zum Gruß mein „Waidmannsheil!“ gebracht.
Auch ihr, die ihr vom Zimmer eng umſchloſſen,
Am Arbeitstiſch die halbe Nacht durchwacht,
Werft hin die Zeiter, greift nach den Geſchoſſen,
Ich lad' euch alle mit mir ein zur Jagd!
Hinaus, hinaus! ſchon fängt es an zu tagen!
Stimmt an das Lied: „Auf, auf, zum fröhlichen Jagen!“

Erſter Geſang.

Der Oberförſter.

Dort, wo zur Brunſt die Hirſche ſchreien,
Erhebt ſich dicht am Eichenherſt,
Geſchmückt mit alten Hirſchgeweihen
Das Haus des Oberförſters Herſt.

Zwei hohe Linden vor der Pforte,
Mit manchem tiefen Namenszug,
Bewahren halbverklungne Worte,
Ein altes, doch lebend'ges Buch.
Ein Garten an der Hinterseite
Beut Nebengänge dicht belaubt,
Und grüßend hebt sich in der Weite
Der Berge dunkelblaues Haupt.
Nahst du dich dieses Hau'es Schwelle,
Gleich wirds im weiten Kreise laut;
Die Rüden kommen mit Gebelle,
Denn ihnen ist die Hut vertraut:
Dachshunde, schwarz mit braunen Wangen
Krummläufig, klein, doch schön behangen,
Die Ruthe dünn und steif gespannt,
Sind laut und allererst zur Hand,
Als wollten sie mit ihrem Bellen
Den unbekannten Fremdling stellen.
Und, aufgeschreckt aus seiner Hütte,
Springt blaffend über Stock und Stein,
Nicht achtend Zuruf oder Bitte,
Der gelbe Schweißhund auf dich ein;
Nur scharf beachtend deine Schritte
Zieht er, dich immerfort umkreisend,
Und dir die weißen Zähne weisend,
Die schön besahnte Ruthe ein.
Und endlich in die offne Thüre,
Als ob er hier die Aufsicht führe,
Stellt sich der alte Hühnerhund;
Blafft den Besuch der Herrschaft kund;
Mit hoher Ros' und scharfem Blicke,
Prüft er, wer hier ins Haus sich drängt,
Und zieht sich knurrend dann zurücke,
Wo an der Wand die Büchse hängt.
Doch sieht er, daß du bist willkommen,
Daß man dich freundlich aufgenommen,
Schleicht er sich traulich auch heran,
Beriecht dir leise Kleid und Hände,
Und wittert er den Jägersmann,

Dann ist der Groll alsbald zu Ende;
Mit seiner Nase leichtem Stoß
Legt er den Kopf dir auf den Schoß,
Und, als der Freundschaft stumme Beten,
Gibt er abwechselnd dir die Pfoten.
Also des Hauses Wächter.

Trinnen

Empfängt dich stiller Ordnung Geist
Du siehst das kluge thätige Beginnen,
Du fühlst das treue mütterliche Sinnen
Der Hausfrau, die dich hier willkommen heißt:
Der Tisch steht schon gedeckt mit weißen Linnen,
An dem man bei des Vaters Nückkehr speist:
Und für den Gast, am Ehrenplatze oben,
Wird schnell ein weiß Gedeck noch eingeschoben.
Drauf kommt der kleine Paul herbeigerannt,
Beschwichtigt seine lieben Hunde,
Nimmt Hut und Stock dir aus der Hand,
Gibt und verlangt von Vielem Kunde,
Naht dann die Schwester auch herbei,
Berichtend wer gekommen sey.
Und Agnes läßt nicht auf sich warten,
Sie eilt aus ihrem Blumengarten,
Selbst blühend wie die Ros' im Mai,
Und reicht die freundlich zum Willkommen
Die Blumen, die sie mitgenommen.
Man führt dich in den Lindenschatten,
Paul trägt die Stühle dort hinaus;
Hier sehn die Mutter nach dem Gatten,
Die Kinder nach dem Vater aus;
Der trotz der Sehnsucht seiner Lieben
So lange hat im Forst geblieben.
Im traulichen Gespräch entfliehen
Die Stunden, ehe du's geglaubt;
Die Raben schon zu Nüste ziehen,
Und dunkle Purpurwolken glühen
Schon um der Abendsonne Haupt.
Da plötzlich schenkt der Hund empor,
Als hätt' er fernen Ruf vernommen,

Sucht ſich des Herren Stock hervor,
Und Paul ruft: „Mütterchen, ſie kommen,
Der Caro hat den Stock genommen!“
Drauf ſpringen Knab' und Hund verwegen,
Dem Vater und dem Herrn entgegen.
Denn rüſtig ſieht man in der Weite
Den alten Oberförſter nahn;
Der Forſtlehrer ihm zur Seite,
Mit ſchmuckem Jagdkleid angethan;
Den jungen Schweißhund an der Leine
Folgt dann der Jägerburſche Franz,
So ſchreiten ſie am Eichenhaine
Der Heimath zu im Abendglanz,
Und Paul in liebendem Verlangen
Fliegt ihnen zu im vollen Schuß;
Der Vater eilt, ihn aufzufangen,
Und beut' die Wange ihm zum Kuß;
Gibt Antwort auf die vielen Fragen,
Womit er über Wald und Jagen
In ihn und in die andern dringt.
Lobt dann den alten Hund, der zierlich
Sein Stöckchen ihm entgegen bringt,
Und nimmts ihm ab, als er manierlich
Sich ſetzt, ſobald ſein Herr ihm winkt.
Und Caro ſchnuppert drauf im Kreis,
Ob irgendwo ein Tröpfchen Schweiß,
Und thut als fragt er an bei allen:
„Was iſt denn heut wohl vorgefallen?“
Indeß mit immer neuen Fragen
Der Knabe über Wald und Jagen
Fortan in den Eleven dringt,
Der aber ſchiebt ihn weg beim Kragen,
Er mag nichts hören, mag nichts ſagen,
Denn beides iſt ihm eine Laſt,
Er hat, ſeit es begann zu tagen,
Sich nur mit Waldkultur befaßt,
Und liebt es nicht, ſich ſo zu plagen;
Auch meldet ſich ſchon längſt der Magen,
Die Zunge klebt am Gaum ihm faſt;

Die Füße ſind ihm wie zerſchlagen,
Die Büchſe wird ihm ſchwer zu tragen,
Er ſehnt ſich heim nach Koſt und Raſt,
Und murmelt vor ſich hin: „Auf Ehre!
Es iſt kein Spaß, die Forſtcarriere.“

Grabſchriften.

Auf den Grabſtein der Frau v. D., gb. v. L.,

mit ihrem Kinde im Park zu O. begraben.

Schlummre im Schatten des Hains, der oft zu Träumen dich wiegte,
Unterm grünenden Moos, wo als Kind du geſpielt.
Geiſter verrauſchter Zeit, der Stunden ſchönerer Blüthe,
Schweben im Dufte der Nacht um das einſame Grab.
Roſen blühen darauf, nicht ahnend, daß unter ihnen
Eine ſchön're zugleich mit der Knoſpe vergeht.

Auf den Grabſtein des Pr. v. E.

auf dem Kirchhofe zu U****.

1819.

Seines Namens Gedächtniß
Hat er ihm ſelbſt geſtiftet.
Deßhalb, o Stein!
Sey nur ein Denkmal der Liebe,
Denn die Herzen, die ihn geliebt,
Zerfallen früher in Staub als du.

Auf den Grabſtein der Gattin des Vorigen.

Ebendaſelbſt.

Ihrer Demuth Bild iſt das Grab:
Aller weiblichen Tugenden ſeltner Verein deckts hier verſchwiegen.

Frage.[1]

Kennſt du die weitgedehnten Auen,
Auf denen reiche Ernte ſprießt?
Die Aehren ſind wie Gold zu ſchauen,
Der Strom, wie Milch, der ſie durchfließt.
Von ſchönem Silber öfters wieder
Siehſt du zu Feld die Sichel gehn,
Doch nie mäht ſie die Halme nieder,
Und immer bleibt die Ernte ſtehn.
Kennſt du den See voll Goldforellen,
Deß Ufer noch kein Blick erſpäht?
Auf deſſen dunklen tiefen Wellen
Ein goldnes Schifflein ſich ergeht?
Du weißt nicht, was es hat geladen,
Nicht welchem Land es ſegelt zu;
Nur wer auf ſeinen ſtillen Pfaden
Das Steuer führt, das ahnest du.
Kennſt du das Weib im ſchwarzen Kleide
So ſtill und ernſt, und doch ſo mild?
Im Haare köſtliches Geſchmeide,
Am Arme einen blanken Schild?
Wo ſie erſcheint im Schlachtgefilde,
Schweigt aller blut'ge Kampf und Streit,
Denn vor dem Glanz aus ihrem Schilde,
Da wird es Friede weit und breit.
Du haſt gewiß mit einem Laute
Schild, Schiff und Sichel oft genannt,
Denn alle ſchmiedete und baute
Nur eines Meiſters kund'ge Hand.

[1] Gedruckt in der Abendzeitung für 1818 Nr. 93.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.